ÜBER LAND UND MEER: DEUTSCHE ILLUSTRIERTE ZEITUNG

Digitized by Google

Digitized by Google

53359

830.6
M V.

Band 61. 1889.

Über Land und Meer



Deutsche Illustrirte Zeitung



Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien
Deutsche Verlags-Anstalt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

LXI. Band. 1889. Nr. 1—26.

Sach-Register.

Romane, Novellen u. Erzählungen.

Hante Herzen. Erzählung von Anton Freiherrn von Perfall 305, 329, 349, 369, 389, 409, 429.

Jahres Weihnachten. Eine Geistige von Max Lyn 241, 265.

Jmmensee des Grubes. Novelle von Leo Berens 1, 25, 49, 73, 97, 121, 145, 169.

Jnsel Fortuna. Ein Roman aus Australien von Marie Bernhard 217, 250, 274, 294, 314, 338, 358, 378, 398, 418, 438, 458, 478, 498, 516, 538, 558.

Mörder Swenkens, der. Eine etwas ungewöhnliche Geschichte von Paul von Schönthan 318, 354.

Nebia. Erzählung von Richard Voß 10, 34, 58, 82, 106, 130, 154, 178, 202.

Schwere Ehe, die. Eine schweizerische Ehescheidungsgeschichte von Hugo Aberenthal-Bern 265.

Schwur, der erste. Novellette von Anna Kramer 246.

Seine Rosen. Novellette von Ludwig Thoma 226.

Zwei Menschen. Novelle von Klaus Jehrm 449, 469, 489, 509, 529, 549.

Skizzen.

Armee und Marine im Dienste der Sittlichkeit. Von E. M. Bacano 183.

Ferne! Originalskizze von Heinrich Landesberger 14, 30.

Marionetten, die. Von E. M. Bacano 466.

Schwestern, die. Eine Geschichte aus dem Leben. Von O. Schreiber 462.

Talente, bei der. Von J. v. S. 316.

Urteil, das, des Paris. Von L. Herbst 127.

Reisen und Jagden.

Deutsche Einquartierung in Kairo 520.

Hirschjagd, durch, auf Schönfichthaken 230.

Jagdgründen, aus den, des Kronprinzen von Oesterreich-Ungarn. Von Hubertus 393.

Nest, der lebendig gefangene. Von J. A. Berr 310.

Kultur- und Sittenbilder.

Bienenzüchterei, altägyptische. Von Ernst Eckstein 38.

Ehrenritterschaften 15.

Englische Ehen. Von Leon Kellner 283.

Frauenleben aus der amerikanischen Gesellschaft. Von Ant. Andreas 422, 474.

Hausfrauenleben in Afrika. Von Mme. Market (Marie Coy) 505.

Komik, politischer 103.

Mahlzeiten, akademische. Von Ernst Eckstein 434.

Maskenquartier reichshauptstädtischen Glends, ein. Von Hans R. Fischer 501, 514.

„Prahlhans", der, in der Berliner Philharmonie. Von O. Beta 495.

Prunknadeln 360.

Schätzung von Genußmittelzeiten in Rußland 42.

Typen aus dem Leben der modernen Gesellschaft. Von D. v. Gagern 34, 356.

Weihnachtsabend, am. Originalzeichnung von E. Bräuning 245.

Weihnachtsmorgen, am. Originalzeichnung von K. Kögler 249.

Weihnachtsziel bei der „Jia", während der 244.

Wieder einmal daheim! Ein Bild aus den holländischen Kolonien von Ferdinand Fogerlin 397.

Wiener Tagesbriefe. Von Armin Friedmann 270.

Wienerisches. Von Armin Friedmann 402.

Humoristisches.

Beschränkt, unsere. Originalzeichnung von Mathilde Loeber 361.

Feier, im. Von Richard Schmidt-Cabanis 209.

Freuden der Eisbahn, die. Silhouetten von G. Heine 341.

Geographie des täglichen Lebens. Skizzen von Alfred Gaderer 157.

Herrn Leichtsinn Jugendabenteuer. Nach Skizzen von E. Schmidt gezeichnet von K. Kögler 17.

Humoristischen Mappe, aus unserer 225, 541.

Kuch und Lieben, aus. Originalzeichnungen von K. Kögler 37.

Literarischen Atelier, Silhouetten aus dem Corso 321.

Mücke und Mücke. Von „ihrer" selbst erzählt, weshalb seine Person etwas in den Vordergrund tritt. Mit Federzeichnungen von H. von Wardung 112, 137.

Mythologisches aus dem Ballsaal. Zeichnung von W. Grögler 321.

Naturgeschichte des Humors, zur. Von Richard Baldow 342, 372.

Pfingstwunder, ein Städchen. Ein Bild und Wort von M. Loeser 89.

Tamerlan, der Studentenhund. Originalzeichnungen von Karl Stauber 65.

Traumbuch, das 297.

Unbekannte, der. Ein Karnevalsintermezzo in Originalzeichnungen von W. Grögler 431.

Vor den Coulissen und hinter den Coulissen. Nach Originalskizzen von A. v. Fischern 421.

Weihnachten, schwarze. Von M. von Reymond. Illustriert von Hermann Kurtz 257.

Winterbilder von Lande 278.

Geschichte und Zeitereignisse.

Belgrad, aus dem Konak in 555.

Flucht, die, Ludwigs XVI. 324.

Grundsteinlegung, die, des Reichsgerichtsgebäudes in Leipzig 174.

Kaiserfahrt, die deutsche, nach dem Süden 78, 103, 127, 128, 151.

Kaiserjubiläum, ein 103, 227.

Kaisers Geburtstag 436, 456.

Kaisertag, der, in Hamburg. Von Hermann Udert 152.

Marokkanische Gesandtschaft, die, in Berlin. Von Heinrich Hade 475.

Paris nach Waterloo 435.

Reichsfehde, die letzte. Von Karl Kinkelwetter 322.

Tod, der, des Kronprinzen von Oesterreich-Ungarn 459.

Verbrennung der Leiche eines slawischen Häuptlings 455.

Waise, die kaiserliche 55.

Wiederbestattung, die, Franz Schuberts 78.

Biographien u. Charakteristiken.

Alexander, Prinz, von Battenberg und seine Gemahlin 524.

Bertè, Luise. Von Karl Wintterstein 335.

Bismarckunterricht, General 556.

Brautpaar, ein fürstliches. (Prinzessin Alexandra von Griechenland und Großfürst Paul von Rußland) 270.

Christian IX., König von Dänemark 203.

Dannecker, Johann Heinrich, und das ihm errichtete Denkmal. Von Otto Baisch 271.

Dichterin, aus den Räumen einer königlichen 15.

Emin Pascha und die zu seiner Unterstützung ausgesandte deutsche Expedition. Von F. von Hellwald 59.

Friedrich dem Großen, bei, in Sanssouci 62.

Friedrich, Erbprinz von Anhalt und seine Braut, Prinzessin Marie von Baden 476.

Galliera, Maria, Herzogin von, (Eine fürstliche Erbtaserin) 340.

Geburtstag, zum siebzigsten, des Königs Oskar von Schweden. Von Oskar Meding 414.

Georg I., König von Griechenland 202.

Gjers, Nikolai Carlovitsch von 152.

Gold, von der, May Freyherr; i. die deutsche Kriegsflotte und ihre Leiter.

Gold, Alexander D. (Unsere Künstler) 310.

Hammer, Bernhard, Oberst, der schweizerische Bundespräsident für 1889. Von Jean Rösli 255.

Hartmut, Professor. (Plaudereien am Kamin) 484.

Heusner, Contreadmiral; i. die deutsche Kriegsflotte und ihre Leiter.

Kaiser Franz Josef I. und Kaiserin Elisabeth von Oesterreich. Ein Jubiläumsblatt 193.

Kaiser Wilhelms I. Schreibtisch am türkischen Sultanshofe. Von J. v. Szeyen 494.

Keller, Albert. (Unsere Künstler). Von Hermann Halberich 522.

Keller, Ferdinand 7.

Kindertode, aus der, des Kaisers 415.

Königsjubiläen, zwei 203.

Kronprinz Rudolf als Schriftsteller. Von Gustav Karpeles 454.

Ludgerie, Kardinal. (Ein Apostel der Menschlichkeit) 296.

Meiser, der neue, des Wiener Burgtheaters (Dr. August Förster). Von Alexander Rezes 160.

Liebermann, Max. (Unsere Künstler) 480.

Marie Valerie, Erzherzogin, und Erzherzog Franz Salvator 355.

Maximilian Josef, Herzog in Bayern 207.

Moltkes siebenzigjährigem Dienstjubiläum, zu Genf. (8. März 1889.) Von J. Steinbeck 515.

Monts, Admiral Graf 494.

Oberhaupt, das neue, der nordamerikanischen Republik und sein Stellvertreter, (Benjamin Harrison und Levi P. Morton) 176.

Odelschlager, O. von. (Der neue Chef des Reichsjustizamts) 544.

Pestitsch, General 556.

Radetzki, Graf von 356.

Rhapsodie, meine erste. Von Wilhelm Jordan 420.

Rikitsch, Joan 556.

Rudolf, Kronprinz von Oesterreich-Ungarn 454.

Schelling, Ludwig Hermann von. (Präsident neuer Justizminister.) Von Eugen Siegle 465.

Stanley, Henry Morton. Von Friedrich von Hellwald 30.

Thun-Hohenstein, Leopold Leo Graf von 364.

Verlobung, eine, am deutschen Kaiserhofe. (Prinz Leopold von Preußen und Prinzessin Luise zu Schleswig-Holstein) 395.

Werner, Carl. (Unsere Künstler.) Von Otto Baisch 78.

Wißmann, Lieutenant 62.

Feste und Feierlichkeiten.

Grazer Ehrentag, ein. (Eröffnung der k. k. Technischen Hochschule durch Kaiser Franz Josef) 217.

Natur.

Astronomie, November 67. Dezember 183. Januar 281. Februar 305. März 435. April 555.

Seeschmetterlinge, die. Von Karl Vogt 343.

Weltschwärmer auf der Felseninsel Pianosa im adriatischen Meer. Originalzeichnung von A. Heilmann 490.

Länder- und Völkerkunde.

Europa.

Deutschland. Gedanken und seiner Kaiserpfalz, Bilder aus 61.

Hirschelang 6.

Porta Westfalica, die 278.

Prinzessau, Schloß 88.

Frankreich. Correctionshäuser in 8. Kolonien, die, auf Kanälchen, in Paris. Von Eugen von Jagow 86.

Hyeres, Abkehr zur Rettung in. Von E. von Jagow 563.

Italien. Gardasee-Riviera am Gardasee 335.

Neapel, am Tempel der Minerva in 32.

Neapolitanische Fischerboote. Gemälde von Ludwig Dill 205.

Niederlande, Bauernhof im Haag, der 474.

Holländisches Heim, ein. Von Karl Kraftbeck 396.

Oesterreich-Ungarn. Jagden in Tirol 250.

Matrikel 562.

Regierung, des Jagdschloß 443.

Ragusa, Lager in 508, 509.

Wien, aus. Von A. Friedmann 554.

Rußland. Georgien, Kinderbilder aus 181.

Jung Rußland 401.

St. Petersburg, auf den Straßen von 556.

Tribs, Markt in. Von A. E. von Suttner 19.

Norwegen. Fischzug in Norwegen 55.

Norwegische Landschaft 362.

Afrika.

Deutsch-Ostafrika, Bilder aus 539.

Amerika.

Dufferin-Terrasse, die, in Quebec 505.

Kolonien, aus den deutschen, in Südbrasilien. Von Herman Seyanz 424, 442.

Sao Vincente. Ein Stück atlantischer Seefahrt von Jul. Jeaks 99.

Literatur.

Buch, ein echt deutsches. Mit Originalzeichnungen von G. Brandt 504.

Bücher und Schriften, neue 21, 42, 114, 161, 186, 207, 235, 255, 301, 324, 346, 365, 445, 505, 542.

Geschenkbuch, ein vortreffliches, für unsere jungen Damen. Von H. Others 562.

Jubiläum, ein (Georg Ebers', „Aegyptische Königstochter"). Von Dr. Arthur Schlbach 150.

Literarische Plaudereien. Von Bruno Bauken, Französische Literatur 171, Englische Literatur 394.

Literarische Weihnachtsgaben 247.

Literatur 19, 39, 60, 87, 114, 127, 158, 182, 206, 222, 250, 298, 319, 342, 364, 382, 403, 445, 462, 482, 494, 523, 542, 563.

Musik.

Baukunst.

Baukunst, die, im nacromanischen Styllien. Von Adolf Friedrich Graf von Schack 559.

Dresden, die Königl Johannstraße in 182.

Kaiserburg, eine alte. Von Paul Clemen 62.

Portikl, das, zu Kaiser Friedrichs Mausoleum. Von Lilly Milliger 292.

Bildnerkunst.

Bismarcker-Denkmal, des 271.

Denkmal, ein, für König Ludwig II. 222.

Denkmünze, die, zum Gedächtnis an die Hamburger Zollanschlußfeierlichkeiten 345.

Hauptaltar der Kathedrale unserer lieben Frau vom Pfeiler in Saragossa 320.

Jordan, W., Büste 420.

Schreiberg, ein historisches 184.

Standbild für Kaiser Wilhelm I. in Nürnberg zu Frankfurt a. M. 534.

Malerei.

Alarm im Manöver. Gemälde von C. Sellmer 36.

Altenstaft, der. Gemälde von David Teniers dem jüngeren 536.

Allegro. Gemälde von G. May 77.

Altenreiter. Originalzeichnung von J. A. Gehde 100.

Aufmerksamkeit von Jakob Alchtenfels, die. Von Albert Keller 512, 513.

Bazar in Kairuan. Gemälde von Alexander D. Goltz 308, 309.

Begrüßung des Zwergs, die. Gemälde von L. Kaufmann 353,

Besuch, der, bei der Wöchnerin. Gemälde von C. Gap 9.

Bilderstudien, Von W. Ulmitz 416.

„Bitte schön!" Gemälde von F. Schiefinger 509.

Boccaccio erzählt seine Novellen. Gemälde von Cassioli 217.

Börse, an der. Gemälde von Ferdinand Brütt 318.

Der Eine kommt, der Andere geht. Gemälde von G. di Chirico 28.

Ekkart, der getreue. Gemälde von Julius Adam 252, 253.

Ehevertrechen, das gebrochene. Von L. Hahn 561.

Einkehr. Gemälde von Hugo Kaufmann 204.

Eifelde. Von Albert Hölfinger 1.

Englisches Dorf. Originalzeichnung von G. Lindner 224.

Erwartung, die. Gemälde von C. Aleph 149.

Erwartung des Schiffes, in. Gemälde von A. Guillaume 173.

Fallenjagd. Von W. Kinder 220.

Fallschirmer, die. Gemälde von J. Kinzel 225.

Fischjang in Norwegen. Gemälde von John Clemens 58.

Flucht nach Aegypten, auf der. Gemälde von Wilhelm Dietz 288.

Franz Josef I., Kaiser von Oesterreich, König von Ungarn, und die Seinen. Originalzeichnung von Theodor Hey 196, 197.

Friedrich dem Großen, bei, in Sanssouci. Gemälde von F. Poppe 49.

Gefechten, an den. Gemälde von G. Schönleber 60.

Hero. Gemälde von Edmund Kanoldt 292.

Herzog Friedrich von Mecklenburg in seiner Bildergalerie. Gemälde von Heinz Ewert 271.

Hochzeit, eine, zu Anfang dieses Jahrhunderts. Gemälde von F. Penalta 515.

Hochzeitsmarsch, ein alter. Gemälde von C. Sohn 52, 53.

Jagd, nach der. Gemälde von W. Kinder 32.

Jagdbeute. Gemälde von Jaroslaw Besin 517.

Kaiser Wilhelm I., der Begründer des Deutschen Reichs. Gemälde von Professor Ferdinand Keller. Von W. Lütke 6.

Kaiser Wilhelm im Familienkreise. Gemälde von R. Eschkötzl 145.

Kampfhahn, auf den. Gemälde von F. H. Kümmerer 101.

Kirche, in der. Gemälde von A. Graf Pistorowsky-Saudenet 372.

Konzert, ein. Gemälde von F. Bebo 29.

Kreistl, der neue. Nach einem Gemälde von August Heyn 309.

Kriegserklärung. Gemälde von Louis Alvarez 492.

Ländliches Idyll. Von H. Biedermann-Arendsee 552.

Lautenspielerin. Gemälde von H. Vogler 377.

Liebeswerbung. Gemälde von A. Zick 332, 353.

Lisette. Gemälde von M. Schneider 412.

Lustige Geschichten. Gemälde von Emma von Müller 25.

Lustiger Erzähler, ein. Gemälde von Julius Müller-Meldorf 340.

Maria und das Christkind. Gemälde von Pieter Peruzino 248.

Marionetten, die. Gemälde von Louis Alvarez 393.

Markt in Tiflis. Gemälde von Professor Josef Brandt 16.

Neujahrsgruß, des Feldmarschalls 220.

Norwegische Landschaft. Gemälde von Magnus von Bagge 356.

Palastbof, italienischer. Gemälde von Bernardo Bellotto, gen. Canaletto 332.

Patrizierin, eine. Gemälde von A. Bertzil 221.

Promenade einer Konsulin. Gemälde von F. M. Brett 208.

Rauchers, eine, im Café de la Rotonde. Gemälde von Georges Cain 440.

Ritt, der erste. Ein Bild aus dem ungarischen Tiefland von J. Perry 357.

Römische Post. Gemälde von A. Torquati 375.

Rückerinnerung. Gemälde von Heinrich Rasch 169.

Säulenhalle von Edar, vor der. Aquarelle von Carl Werner 84.

Schlittenfahrt. Gemälde von A. Eggma 469.

Schnee, im. Gemälde von Andersen-Lundby 453.

Schritt, der erste, in die Welt. Gemälde von E. L. Garrido 472.

Schützengesellschaft, eine. Gemälde von L. Knaffitsch 289.

Schwestern, die beiden. Gemälde von James Bertrand 449.

Smolensk, bei. Gemälde von W. A. Berr 49.

Spielmann. Porträt von Professor J. Koppay 329.

Tanzunterricht, der erste. Gemälde von Richard Groß 413.

Tempel der Minerva in Rom, am. Gemälde von C. Wuttke 32.

Tischgebet, das. Gemälde von Max Liebermann 473.

Traum vom Jungbrunnen, der. Gemälde von Ernst Berger 537.

Urteil, das, des Paris. Gemälde von Jacques Wagrez 125.

Verbrennung der Leiche eines heidnischen Häuptlings in Süd-Australien im zehnten Jahrhundert. Gemälde von Henry von Stenrabgft 452, 453.

Verbot Ludwigs XVI. in Varennes. Gemälde von Henry Calm 335.

Versammlung der „Generalstaaten" im großen Saal des Binnenhofes im Haag im 1650. Gemälde von Anthonie Palamedesz Stevens 477.

Sitzen. Gemälde von H. Herterich 292.

Vorfrühling. Pastell von J. Koppay 489.

Wahlagerin, bei der. Gemälde von Gabriel May 432.

Waise, die kaiserliche. Gemälde von Valerius Eisen 52.

Wasser, die. Gemälde von Th. Schwartze 172.

Weihnachtszeit bei der „Jia", während der. Von Giuseppe Barison 244.

Winterbilder von Lande. Originalzeichnung von K. Kögler 277.

Wolf, der lebendig gefangene. Gemälde von W. A. Berr 312.

Zigeuner, eingefangene. Gemälde von C. Stutz-Bricken 76.

Zigeuner, heimkehrender. Von G. Bastroh 529.

Zukunftsmaler, der. Gemälde von O. Stieger 305.

Musik und Theater.

Ausstattung, die, des neuen Wiener Burgtheaters. Von Armin Friedmann 159.

Berwan, Ludwig, und sein „Berliner Theater" 376.

Burgtheater, altes und neues. Von Armin Friedmann 133.

Lessing-Theater, das, zu Berlin. Von Hans von Zwehlhof 395.

Musikleben, aus dem, der Gegenwart. Von Heinrich Ehrlich 27, 278.

Poesie.

Allerseelen. Von Otto Baisch 103.

Eckart, der getreue. Gedicht von Johann Wolfgang von Goethe 252, 253.

Eifelde. Von Otto Baisch 6.

Hieb, Da! Von Konr. Ferdin. 501.

Holzweg, der 342.

Jordan, zu Wilhelm, dem Freund, Dichter und Rhapsoden zum siebenzigsten Geburtstag. Gesetzt von Georg Ebers 429.

Prosit zu der Neujahrsnacht. Von Otto Baisch 208.

Rätsel.

Aphorismen. Von Ernst Ziel 310.

Aphorismen. Von F. Outans 474.

Gnomen. Von A. Friedemann 455.

Weltverkehr. Von Alfred Friedmann 107, 323.

Kultur und Wissenschaft.

Blätter für die Frauen:
Söhne und Töchter. Von L. Heim 63.
Mode von Johanna von Sydow 256, 276, 441.
Die Mode in unserer Zimmereinrichtung. Von E. H. 384.

Diebshaft, der, und seine Bestrafung. Kulturhistorische Plauderei von Dr. Franz Harder 155.

Diplomatische Seide an eine Dame. Von Junius Secundus 110, 126.

Gespenster Lebender. Von Max Defoir 293.

Jubiläum, ein, der Humanität. Von Dr. Ludwig Fulda 174.

Jubiläum, unser. Von Gustav Karpeles 229.

Krankenpflege, die, in Frauenhand. Von Marie von Nedwitz 150, 175.

Plaudereien am Kamin. Von Paul von Heilen 247, 483, 560.

Steine, geheimnisvolle. Von Ernst Boetticher 290.

Wort, ein, an Deutschlands Frauen. Von Lilly Milliger 445.

Zahlauflösungen. Von Dreier von Gegern 375.

Handel und Verkehr.

Einführung in die Bedeutung des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuch für das deutsche Reich. Von Gustav Struhlik 543.

Heinzelmännchen, d. moderne (Dalmers Motor) 564.

Postwesen, das moderne, und die Erfindung der Briefmarke. (Nach neuen Untersuchungen dargestellt.) Von B. Dimand 403.

Militär und Marine.

Auf Leben und Tod. Von F. Lindner 415.

Diebrich am Rhein, Bilder aus. Von Emile Erhard. Mit Originalzeichnungen von H. Lüders 380.

Kriegsflagge, unter deutscher. Von G. v. S. 15.

Kriegsflotte, die deutsche, und ihre Leiter. Von Gustav Dahms 535.

Unteroffiziere Braute. Von J. Lehner 524.

Rätselblätter.

99, 42, 67, 87, 111, 135, 158, 185, 207, 234, 254, 281, 298, 323, 342, 363, 383, 404, 422, 444, 462, 482, 502, 523, 542, 563.

Spiele und Aufgaben.

Anagramm 385, Aufl. 425.

Anordnungsaufgabe 506.

Arithmogriph 90, Aufl. 128.

Aufzählungsrätsel 365, Aufl. 425.

Bilderrätsel 48, 90, 139, 161, 186, 235, 255, 282, 346, 365, 385, 406, 466, 485, 506, 525, Aufl. 41, 115, 138, 186, 210, 225, 282, 301, 324, 385, 406, 425, 446, 506, 525, 545, 566.

Bilderrätsel, altägyptisches, Aufl. 41.

Buchstabenrätsel 210, 324, 486, Aufl. 255, 385, 545.

Elternrätsel 466, 525, Aufl. 506, 566.

Texträtselausgabe 566.

Ergänzungs-Aufgabe 41, Aufl. 90.

Füllrätsel 138, Aufl. 186.

Geogr. Sternrätsel 425, Aufl. 466.

Gordische Knoten, der 21, Aufl. 68.

Homonym Aufl. 65.

Kartenspiele 41, 90, 161, 183, 210.

Digitized by Google

255. 301. 345. 385. 406. 445. 485. 525. 545.
Königsmarsch 41. 161. 324. 406. Aufl. 115. 210. 365. 446.
Kombinierte magische Quadrate 68. Aufl. 114.
Kriegsspiel, deutsches 283.
Labyrinth-Rätsel 186. Aufl. 235.
Quadrat-Aufgabe 446. Aufl. 486.
Rätsel 114. 235. 282. 365. 406. 506. Aufl. 161. 301. 324. 406. 466. 545.
Rätsel, das, der Sonnenuhr 21. Aufl. 68.
Rätselhafte Inschrift 115. 301. 425. Aufl. 161. 346. 466. 545.
Rätselhaftes Clavicymbal, ein 445. Aufl. 486.
Rätselhaftes „Rühr-Ei" 186. Aufl. 235.
Rechentafel 255. Aufl. 301.
Rätsellösung 301. 506. Aufl. 346. 586.
Rosetten-Rebus 324. Aufl. 365.
Schach 20. 41. 68. 90. 114. 138. 161. 183. 210. 235. 255. 282. 301. 324. 345. 365. 385. 405. 425. 445. 466. 485. 505. 525. 545. 564.
Scherzbus 41. 210. Aufl. 90. 255.
Umbildungs-Aufgabe 345. Aufl. 385.
Umstellungsrätsel 545.
Verschieberätsel Aufl. 41.
Vier-Spezies-Kryptogramm Aufl. 21.
Würfelspiele, neue, von M. Reymond 138. 186.

Lotterieziehungen.

November 67. Dezember 161. Januar 425. Februar 425. März 485.

Preismappe.

22. 42. 68. 90. 115. 139. 161. 186. 210. 236. 258. 283. 301. 325. 346. 365. 385. 406. 425. 446. 465. 486. 506. 525. 545. 566.

Alphabetisches Register.

(Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert.)

Abfahrt zur Rettung in Fort. Von E. v. Jagow* 563.
Alarm im Manöver* 35.
Alchemist, der* 539.
Alexander, Prinz, von Battenberg und seine Gemahlin* 524.
Allegro* 67.
Allerseelen. Von Otto Baisch* 103.
Anagramm 385. Aufl. 425.
Anschauungsaufgabe 566.
Apfelsinen. Von Ernst Fiel 310. Von H. Damm 474.
Apostel der Menschlichkeit, ein. (Kardinal Lavigerie.) Von Eugen von Jagow* 296.
Arithmogriph 99. Aufl. 138.
Armee und Marine im Dienste der Schönheit. Von C. M. Bacano* 183.
Astronomie* 67. 183. 231. 365. 485. 565.
Auf Leben und Tod. Von F. Lindner* 415.
Ausstattung, die, des neuen Wiener Burgtheaters. Von Armin Friedmann* 159.
Auszählungsrätsel 365. Aufl. 425.
Backfischlein, unser. Originalzeichnung von Mathilde Coester* 361.
Barnay, Ludwig, und sein „Berliner Theater"* 376.
Bankkunst, die, im normannischen Sizilien. Von Adolf Friedrich Graf von Schack* 559.
Bartl, Lois. Von Carl Wittkowsky* 335.
Beluh, der, bei der Wöchnerin* 15.
Bidrich am Rhein, Bilder aus. Von Emile Erbach* 380.
Bierverbältnisse, altklassische. Von Ernst Eckstein 38.
Bilderrätsel 68. 90. 138. 161. 186. 235. 255. 282. 346. 365. 385. 406. 466. 485. 506. 525. Aufl. 41. 115. 138. 186. 210. 235. 282. 301. 324. 365. 406. 425. 446. 506. 525. 545. 566.
Bilderrätsel, altägyptisches, Aufl. 41.
Billardspieler. Gemälde von W. Leibl* 416.
Binnenhof im Haag, der* 474.
„Bitte schön!" Gemälde von F. Schlesinger* 509.
Blätter für die Frauen:
Söhne und Töchter. Von W. Heim 69.
Mode. Von Johanna v. Sydow* 256. 276. *441.
Die Mode in unserer Zimmerdekoration. Von S. W.* 394.
Boccaccio erzählt seine Novellen* 222.
Börse, an der. Gemälde von Ferdinand Bellet* 313.
Brautpaar, ein fürstliches (Prinzessin Alexander von Griechenland und Großfürst Paul von Rußland)* 270.
Brautpaar, ein fürstliches (Erbprinz Friedrich von Anhalt und Prinzessin Marie von Baden)* 476.
Briefmappe 22. 42. 68. *90. *115. 139. 161. 186. 210. 236. 258. 283. 301. 325. 346. 365. 385. 406. 425. *446. 466. 486. 506. 525. 545. 566.
Buch, ein echt deutsches* 504.
Buchstabenrätsel 210. 324. 486. Aufl. 256. 385. 545.
Bücher und Schriften, neue 21. 42. 114. 161. 186. 207. 225. 255. 301. 324. 340. 365. 445. 505. 543.
Burgtheater, altes und neues. Von Armin Friedmann* 183.
Chef des Reichsmilitäramts, der neue. (D. u. Oberstlieutenant)* 544.
Citatenrätsel 466. 525. Aufl. 506. 566.
Cerwettenfischerinnen* 15.
Dannecker, Johann Heinrich, und das ihm errichtete Denkmal. Von Otto Baisch* 271.
Deckfiffrieraufgabe 566.
Denkmal, ein, für König Ludwig II.* 222.
Denkmünze, die goldene, auf Kaiser Wilhelms II. Konfulat* 156.
Denkmünze, die, zum Gedächtnis an die Hamburger Zollanschlußfeierlichkeiten* 345.
Der Eine kommt, der Andere geht* 80.
Deutsche Einquartierung in Kairo* 580.
Deutsch-Ostafrika, Bilder aus. Von Gustav Meinecke* 539.
Diebstahl, der, und seine Beurteilung. Kulturhistorische Plauderei von Dr. Franz Harder 155.
Diplomatische Briefe an eine Dame. Von Julius Secundus 110. 126.
Dufferin-Terrasse, die, in Quebec* 505.
Ebert, der getreue. Gedicht von Johann Wolfgang von Goethe* 252. 253.
Ehrensprüche, das gebrochene. Zeichnung von L. Wain 561.
Einführung in die Bedeutung des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuches für das deutsche Reich. Von Gustav Struckle 542.
Eidechse* 206.
Eisfriede. Von Otto Baisch* 6.
Emin Pascha und die zu seiner Unterstützung ausgesendete deutsche Expedition. Von F. von Hellwald* 59.
Englische Ehen. Von Leon Kellner 291.
Englisches Duell. Originalzeichnung von G. Lindner* 224.
Ergänzungsaufgabe 41. Aufl. 90.
Erwartung, die. Gemälde von C. Ziegler* 149.
Erwartung des Schiffes* 184.
Falkenjagd* 253.
Falschspieler, die. Gemälde von J. Kinzel* 225.
Filschung in Norwegen* 55.
Flucht, die, Ludwigs XVI.* 334.
Flucht nach Aegypten, auf der* 297.
Foyer, im* 209.
Frauenzimmer aus der amerikanischen Gesellschaft. Von Anton Andera. I. Die Schöne 422. II. Das vornehme Mädchen 474.
Freuden der Einfachen, die. Silhouetten von C. Heine* 341.
Friedrich dem Großen, bei, in Sanssouci* 62.
Friedrich, Herzog von Mecklenburg, in seiner Bildergalerie* 271.
Ferrit! Originalskizze von Heinrich Lauddberger 14. 30.
Füllrätsel 138. Aufl. 186.
Fürstliche Erbtaufen, eine (Maria, Herzogin von Guastalla)* 340.
Geburtstag, zum heutigen, des Königs Oskar von Schweden. Von Oskar Meding* 414.
Gefechten, an den. Gemälde von G. Schachinger* 60.
Geographie des täglichen Lebens. Skizzen von Alfred Gubener* 157.
Geographisches Steinrätsel 425. Aufl. 466.
Geschenkbuch, ein vortreffliches, für unsere jungen Damen. Von H. Ottwes 562.
Gespenster Lebender. Von Max Dessoir 223.
Gierl, Nikolai Gerlowitsch von* 152.
Giovanni. Von Alfred Gubener* 157.
Gotische Knoten, der 21. Aufl. 68.
Grazer Ehrentag, ein* 317.
Grönland, durch, auf Schlittschuhen* 296.
Grundsteinlegung, die, des Reichsgerichtsgebäudes in Leipzig* 174.
Hammer, Bernhard, Oberst, der schweizerische Bundespräsident für 1889. Von Jean Nägli* 355.
Harte Herzen. Erzählung von Anton Freiherrn v. Perfall* 465.
*329. *349. 369. *389. 409. *429.
Hausfrauenleben in Afrika. Von Mme. Mantel (Mora Gay) 505.
Heinzelmännchen, das moderne* 545.
Hero* 402.
Hiob, Der! Von Rear. Dreher* 501.
Hinterlang* 6.
Hoheit, eine, im Anfang dieses Jahrhunderts* 535.
Hochzeitsstrauch, ein alter. Gemälde von C. Sohn* 52. 53.
Holzweg, der* 342.
Holländisches Heim, ein. Von Karl Sallbach* 336.
Homonym Aufl. 68.
Humoristischen Mappe, aus unserer* 283. 541.
Jagd, nach der. Gemälde von W. Kändler* 33.
Jagdabenteuer, Herrn Feichtels. Nach Skizzen von C. Schmidt gezeichnet von K. Kögler* 17.
Jagdbeute* 515.
Jagdgeschichten, aus den, des Kronprinzen von Oesterreich-Ungarn. Von Haberlandt* 395.
Jagdliches Vergnügen, das* 443.
Jakobs Weihnachten. Eine Geschichte von Max Ley* 241. 265.
Jesuitis des Grabes. Novelle von Leo Berens* 1. 25. 49. 73. 97. 121. 145. 169.
Jonas Noctuna. Ein Roman aus Kamerun von Marco Brociner* 217. 250. 274. 294. 314. 338. 358. 378. 398. 418. 438. 458. 478. 498. 518. 538. 558.
Jordan, an Wilhelm, den Freund, Dichter und Rheinsohn zum siebenzigsten Geburtstag. Sonett von Georg Ebers* 459.
Jubiläum, ein. Von Dr. Arthur Sailbach 350.
Jubiläum, ein, der Humanität. Von Dr. Ludwig Fulda 174.
Jubiläum, unser. Von Gustav Karpeles* 279.
Jung Rußland. Originalzeichnung von Arthur Wanjura* 401.
Junkermütze, Personen neuer (Ludwig Hermann v. Schilling). Von Eugen Sierke* 465.
Kaiser Wilhelm I., der siegreiche Gründer des Deutschen Reiches. Von W. Lübke* 6.
Kaiser Wilhelm im Familienkreise. Gemälde von R. Gichstädt* 145.
Kaiser Wilhelm I. Scherenschnitt aus historischen Lebensfenster. Von J. v. Sydow* 424.
Kaiserdung, eine alte. Von Paul Clemen* 62.
Kaiserfahrt, die deutsche, nach dem Süden* 78. 103. 107. 128. 131.
Kaiserjubiläum, ein* 193. 227.
Kaisers Geburtstag. Von Heinrich Hacke* 436. 456.
Kaiserung, der, in Hamburg. Von Hermann Lüders* 152.
Kampf, politischer* 103.
Kartenspiele 41. 90. 161. 183. 210. 255. 301. 345. 385. 406. 445. 485. 525. 545.
Keller, Ferdinand* 7.
Kinderbilder aus Georgien. Originalzeichnung von A. Wanjura* 181.
Kinderfreude, aus der, des Kaisers* 415.
Kirche, in der* 382.
König Johannstraße, die, in Dresden* 182.
Königlichen Dichterin, aus den Räumen einer* 15.
Königsjubiläum, zwei* 202.
Königsmarsch 41. 161. 324. 406. Aufl. 115. 210. 365. 446.
Kolonien, aus den deutschen, in Südbrasilien. Von Herman Sczerz* 424. 442.
Kolonien, die ausländischen, in Paris. Von Eugen von Jagow 86.
Kombinierte magische Quadrate 68. Aufl. 114.
Kunst, aus der, in Belgrad* 555.
Konzert, ein. Gemälde von F. Beda* 29.
Krankenpflege, die, in Feuersbrunst. Von Marie von Ledwitz 150. 175.
Kreisel, der neue. Nach einem Gemälde von August Heyn* 369.
Kriegserklärung. Gemälde von Louis Alvarez* 492.
Kriegstänze, unter deutscher. Von G. v. S. 15.
Kriegstorte, die deutsche, und ihre Väter. Von G. Dahms* 535.
Kriegsspiel, deutsches 282.
Krönung Anhalt als Schriftsteller. Von Gustav Karpeles 454.
Künstler, unsere* 78. 310. 460. 522.
Kunst und Leben, aus. Originalzeichnungen von K. Kögler* 37.
Labyrinth-Rätsel 186. Aufl. 235.
Ländliches Idyll* 552.
Lautenspielerin* 377.
Leiter, der neue, des Wiener Burgtheaters (Dr. August Förster). Von Alexander Rokn* 160.
Lessing-Theater, das, zu Berlin. Von Hans von Tempelhof* 305.
Liebeswerbung. Gemälde von A. Zick* 352. 353.
Lilene* 414.
Literarische Plauderein. Von Bruno Walden. Französische Literatur 171. Englische Literatur 394.
Literarische Weihnachtsgaben 247.
Literarisches Allerlei. Schlaglichter von Anna Caesar* 521.
Literatur 19. 39. 66. 87. 114. 127. 158. 182. 206. 222. 247. 269. 298. 319. 342. 364. 382. 403. 426. 443. 462. 482. 494. 523. 542. 563.
Lotterieziehungen 67. 161. 425. 485.
Lustige Geschichten. Gemälde von Emma von Müller* 25.
Lustiger Erzähler, ein* 340.
Mahlzeiten, altrömische. Von Ernst Eckstein 434.
Marie Valerie, Erzherzogin, und Erzherzog Franz Salvator* 355.
Marionetten, die. Von E. St. Bacano* 403.
Markt in Tiflis. Von A. G. von Guttner* 19.
Marokkanische Gesandtschaft, die, in Berlin. Von Heinr. Hacke* 475.
Massenquartier reichshauptstädtischen Elends, ein. Von H. R. Fischer 501. 514.
Matisse* 562.
Maximilian Josef, Herzog in Bayern* 207.
Meister, ein alter (Pietro Perugino)* 254.
Meisterwerk, ein, altspanischer Kunst* 310.
Mörder Eversmd, der. Eine etwas ungrodnische Geschichte von Paul von Schönthan 318. 334.
Moltke's siebenzigjähriges Dienstjubiläum, zu Graf (8. März 1889). Von J. Steinbod* 515.
Monts, Admiral Graf* 424.
Mouche und Männe. Von „ihm" selbst erzählt, weshalb seine Personen einmal in den Vordergrund tritt. Mit Federzeichnungen von O. von Marburg* 112. 137.
Musikstücken, aus dem, der Gegenwart. Von Heinrich Gerlich 27. 278.
Mythologisches aus dem Vatikan. Originalzeichnung von A. Gröger* 321.
Naturgeschichte des Humors, zur. Von Richard Wolkow 302. 372.
Neujahrsgruß, des Friedensengels* 220.
Norwegische Landschaft* 362.
Notizblätter 20. 42. 67. 87. 111. 135. 158. 183. 207. 234. 254. 281. 298. 323. 342. 363. 383. 404. 422. 444. 462. 482. 502. 523. 542. 563.
Nubia. Erzählung von Richard Voß 10. 34. 55. 82. 106. 130. 154. 178. 202.
Oberhaupt, das neue, der nordamerikanischen Republik und sein Stellvertreter. (Benjamin Harrison und Levi P. Morton)* 175.
Palastbau, ein, italienischen Stils* 334.
Paris nach Waterloo* 435.
Patrizierin, eine. Gemälde von L. Bergt* 221.
Petersburg, auf den Straßen von St.* 556.
Pflegemutter, ein Stündchen. Ihr Bild und Wort von M. Goeser* 80.
Plaudereien am Kamin. Von Paul von Heilen 247. *483. *500.
Porta Westfalica, die* 279.
Postmarken, das moderne, und die Erfindung der Briefmarke. (Nach neuen Untersuchungen dargestellt.) Von P. Dimand* 403.
„Preßball", der, in der Berliner Philharmonie. Von Ottomar Beta* 495.
Prinzessin, Schloß, in Schlesien* 88.
Promenade, die, einer Konsulin* 206.
Puderquasten* 390.
Quadrat-Aufgabe 446. Aufl. 486.
Rätsel 114. 235. 283. 365. 406. 506. Aufl. 161. 301. 324. 406. 466. 545.
Rätsel, das, der Sonnenuhr 21. Aufl. 68.
Rätselhafte Inschrift 115. 301. 425. 545. Aufl. 161. 346. 466.
Rätselhaftes Clavicymbal, ein 445. Aufl. 486.
Rätselhaftes „Rühr-Ei" 186. Aufl. 235.
Raben, Graf von* 356.
Rechentafel 255. Aufl. 301.
Reichsfehde, die letzte. Von Karl Kiesewetter 322.
Rhapsodie, meine erste. Von Wilhelm Jordan* 420.
Ritt, der erste. Ein Bild aus dem ungarischen Volksleben von J. Perez* 357.
Römische Post vor der Porta di San Lorenzo* 375.
Rösselsprung 301. 506. Aufl. 346. 586.
Rosetten-Rebus 324. Aufl. 365.
Rudolf, Kronprinz von Oesterreich-Ungarn* 454.
Rückerinnerung* 174.
San Vincente. Ein Stück atlantischer Seefahrt von Julius Jenie 99.
Schach 20. 41. 68. 90. 114. 138. 161. 183. 210. 235. 255. 282. 301. 324. 345. 365. 385. 405. 425. 445. 466. 485. 505. 525. 545. 564.
Scharfe Ecke, die. Eine Straßburger Spitzbubengeschichte von H. Rosenthal-Bonin 285.
Scherzrebus 41. 210. Aufl. 90. 255.
Schlachten von Grenzstreitigkeiten in Rußland* 63.
Schlittenfahrt. Gemälde von E. Eggens* 469.
Schnee, der erste. Novellette von Anna Kramer 246.
Schnee, im. Gemälde von Andersen-Lundby* 434.
Schreibjeug, ein historisches* 184.
Schritt, der erste, in die Welt* 474.
Schützengesellschaft, eine. Gemälde von L. Neustätter* 289.
Schwestern, die. Eine Geschichte aus dem Leben von Al. Schreiber* 463.
Seestemerlertiere, die. Von Karl Vogt* 342.
Semolenöl, bei* 39.
Spitze Reden. Novellette von Ludwig Thoden 228.
Spielmann. Bastellgemälde von Professor J. Kappay* 329.
Standbild, das, für den Kaiser Wilhelm I. im Römer zu Frankfurt a. M. Von H. Becker* 534.
Stanley, Henry Morton. Von Friedrich von Hellwald* 39.
Steine, gehrimnisvolle. Von Ernst Boetticher* 290.
Tamerlan, der Studentenhund. Originalzeichnungen von Karl Stauber* 85.
Tanzunterricht, der erste* 414.
Tempel der Musen in Rom, am* 32.
Thun-Hohenstein, Leopold Leo Graf von* 364.
Tod, der, des Krambringen von Oesterreich-Ungarn* 459.
Toilette, bei der. Von J. v. G.* 316.
Traum von Jungbrunnen, der* 539.
Traumbuch, das* 297.
Typen aus dem Leben der modernen Großstadt. Von Detlev v. Gegern. I. Der erfolgreiche Unbekannte 54. II. Der Professionsspieler 354.
Umbildungs-Aufgabe 345. Aufl. 385.
Umstellungsrätsel 545.
Unbekannte, der. Ein Karnevalsintermezzo in Originalzeichnungen von A. Gröger* 481.
Unterseeische Boote. Von J. Castner 524.
Urteil, das, des Paris. Von L. Hevesi* 127.
Venetianische Fischerboote* 206.
Verbrennung der Leiche eines standesherrlichen Häuptlings* 435.
Verlobung, eine, am deutschen Kaiserhofe* 535.
Verschieberätsel. Aufl. 41.
Vier-Spezies-Kryptogramm Aufl. 21.
Villen in der Neujahrsnacht. Von Otto Baisch* 298.
Vor den Coulissen und hinter den Coulissen. Nach Originalskizzen von A. v. Fischern* 421.
Vorbild, das, zu Kaiser Friedrichs Mausoleum. Von Lilly Wittgenau* 292.
Vorfrühling. Pastell von Professor J. Kappay* 489.
Wahrsagerin, die* 443.
Waise, die kaiserliche* 55.
Walzen, die. Gemälde von Th. Schwartze* 172.
Weihnachten, fröhliche* 254.
Weihnachten, schwarze. Von M. v. Reymond* 257.
Weihnachtsgrüße bei der „Zia", während der* 244.
Wespenstiche. Von Alfred Friedmann 107. 335.
Wiederherstellung, die, Franz Schuberts* 78.
Wiener Opernhertage. Von Armin Friedmann 270.
Wien, aus. Von A. Friedmann 554.
Wienerlichet. Von Armin Friedmann 402.
Winterbilder vom Lande* 278.
Winterkurorten, ein kommerzfeinder. Von Dr. Koeniger* 335.
Wißmann, Lieutenant* 62.
Wolf, der lebendig gefangene. Von W. A. Beer* 310.
Wort, ein, an Deutschlands Frauen. Von Lilly Wittgenau 455.
Würfelspiele, neue. Von M. Reymond 138. 186.
Zahlenfügungen. Von Detlev von Gegern 575.
Zigeuner, eingefangene. Gemälde von E. Schulz-Briesen* 76.
Zigeuner, heimkehrender. Gemälde von G. Bastagh* 529.
Zukunftsmusiker, ein. Gemälde von O. Gliemer* 305.
Zwei Menschen. Novelle von Klaus Zehren 449. 469. 489. 509. 529. 549.

Digitized by Google

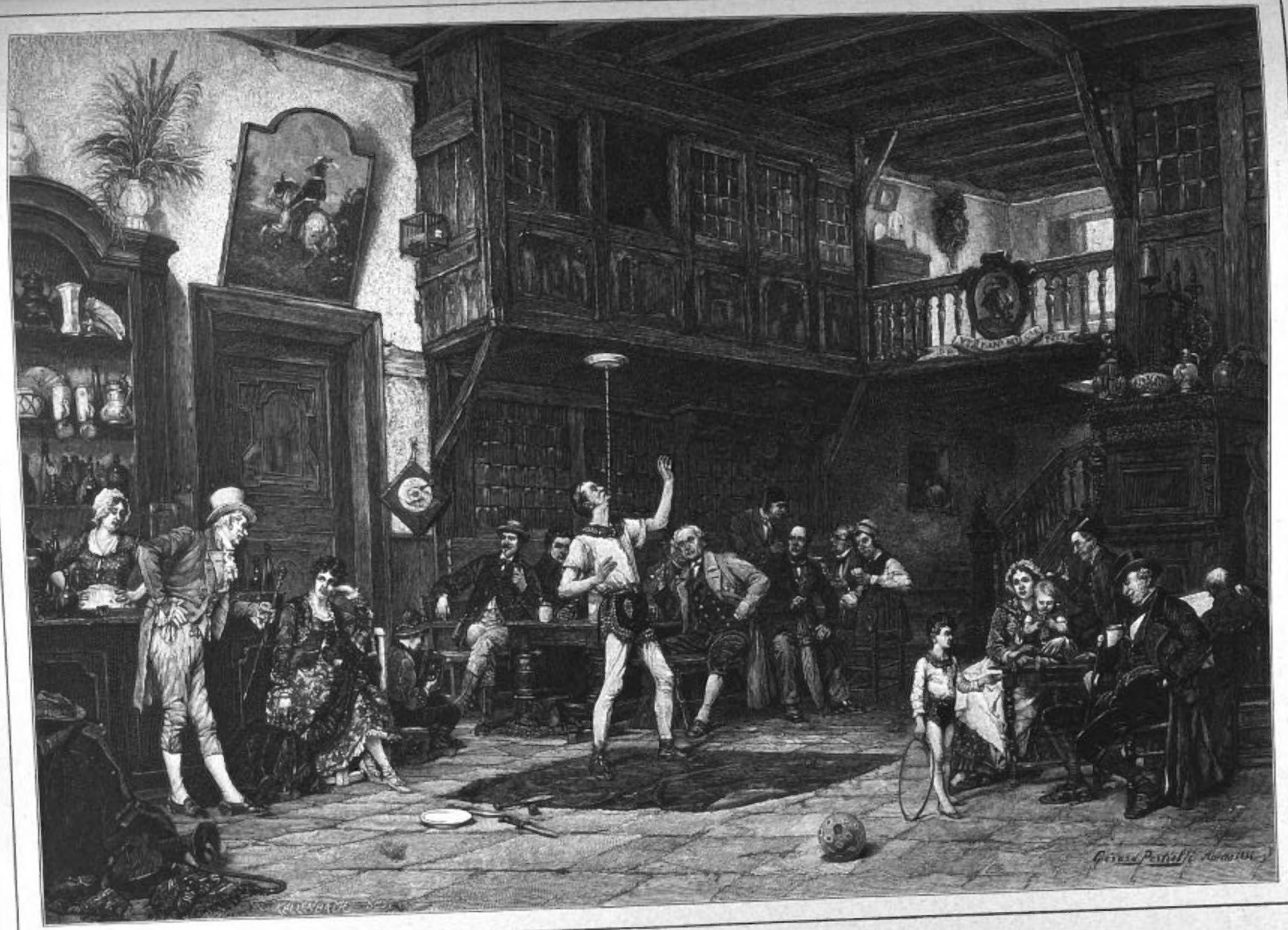


DIE REISE INS LEBEN.

Nach einem Portalgemälde von J. KOPPAY.

Digitized by Google

Digitized by Google



Der Gaukler. Gemälde von Gerard Perkelje.

Illustrationsprobe aus „Ueber Land und Meer".

Einladung zum Abonnement auf den soeben beginnenden neuen Jahrgang

der einzigen illustrirten belletristischen Zeitschrift

größten Stils der deutschen Nation:

Ueber Land und Meer.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Einunddreißigster Jahrgang.

(Oktober 1888 bis Oktober 1889.)

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien und New-York.



Buckepack. Nach einem Gemälde von E. Blume-Siebert.

Großfolio-Ausgabe:

a) in Nummern:

Wöchentlich eine Nummer von $2\frac{1}{2}$—3 Bogen oder 20—24 Seiten im Format dieses Prospekts.
Preis: Vierteljährl. (13 Nummern) ℳ 1. 25.

b) in Heften:

Alle 14 Tage ein Heft von 5—6 Bogen oder 40—48 Seiten im Format dieses Prospekts.
Preis pro Heft: 20 Cents (jährlich 26 Hefte).

Außerdem erscheint von der Großfolio-Ausgabe noch eine

Künstler-Ausgabe

auf feinstem Velinpapier mit jährl. 8 **Extra-Kunstbeilagen.**

Diese Künstler-Ausgabe erscheint jedoch nur in Wochennummern mit Umschlag zum vierteljährlichen Abonnementspreis (für 13 Nrn.) von ℳ 2.—

Oktav-Ausgabe:

Alle 4 Wochen ein Heft à 35 Cents.

Ein Heft dieser Oktav-Ausgabe bringt den vollständigen textlichen und bildlichen Inhalt von vier Nummern der Großfolio-Ausgabe und zeigt erst recht einleuchtend, wie überraschend viel des Schönen und Interessanten in Wort und Bild „Ueber Land und Meer" für nur 35 Cents bietet.

Probe-Exemplare von **„Ueber Land und Meer"** sind von jeder Buchhandlung und Journal-Expedition zur Ansicht zu erhalten.

Was **„Ueber Land und Meer"**, Deutschlands größtes Familienblatt, bietet: unsere alten Freunde wissen es, aber den neuen, die wir noch gewinnen wollen, wird ein kurzer Einblick in die Reichhaltigkeit seines Programms erwünscht sein.

„Ueber Land und Meer" ist nicht nur ein Blatt interessantester Unterhaltung, sondern auch ein Blatt reichster Belehrung und geistig bildender Anregung.

„Ueber Land und Meer" macht die Leser mit allen wichtigen Kulturfortschritten mit Land und Leuten, wie auch mit den neuesten Forschungen, in besonderem Hinblick auf Deutschlands Beteiligung, bekannt. Interessante Essays und Aufsätze aus den Federn bester Schriftsteller geben Kunde aus allen Gebieten des öffentlichen und sozialen Lebens — alles in der ebenso anziehenden wie leicht zugänglichen Form der Plauderei. Eine Fülle von Notizen, für die jeder Gebildete sich interessirt, wird immer das Wichtigste und Interessanteste bringen über Literatur und Kunst, Musik, Bühne, Kultur und Wissenschaft, Erfindungen und Industrie, Handel und Verkehr, Gesundheitspflege, Haus- und Landwirtschaft, Militär und Marine, Feste, Versammlungen, Sport, Statistik u. s. w.

„Ueber Land und Meer" bietet aber nicht nur textlich, sondern auch **illustrativ das Erdenkliche.** — Land und Leute, Zeitereignisse und Feste, die neuesten und berühmtesten Kunstschöpfungen, wie auch die Porträts hervorragender Zeitgenossen, kurz, alles Interessante wird „Ueber Land und Meer" in getreuen, künstlerisch ausgeführten Reproduktionen darbieten. — Auch dem Humor wird in heiteren Skizzen Rechnung getragen. — Endlich noch bietet jede Nummer in illustrirten Schach- und Kartenaufgaben, Rösselsprüngen, Bilderrätseln u. s. w. mancherlei Unterhaltung und Anregung.

Der jetzt beginnende neue Jahrgang von

„Ueber Land und Meer"

enthält die Romane und Novellen:

„Jenseits des Grabes" von **Leo Warren,**
„Nubia" von **Richard Voß**

und sind für diesen Jahrgang weiter vorgesehen:

„Jonel Fortunat" von **Marco Brociner.** — **„Harte Herzen"** von **Anton Freiherrn von Perfall.** — **„Felicitas"** von **Robert Waldmüller.** — **„Die Heldenwitwe"** von **Karl Theodor Schultz.** — **„Zwei Menschen"** von **Klaus Jehren.** — **„Unglückselige Theestunden"** von **H. Wachenhusen.** — **„Prometheus"** von **Ludwig Ganghofer.** — **„Das Gedicht"** von **A. G. von Suttner.** — **„Die Platonischen"** von **Eugen Zalinger.** — **„Lucifer"** von **F. v. Kapff-Essenther.** — **„Ihre schöne Mama"** von **Adelheid Weber.** — **„Im alten Schloß"** von **Karl Hecker** u. s. w.

Abonnements-Schein,
den man, mit gefl. Adresse versehen, der nächsten Buchhandlung gefl. einhändigen wolle.

D Unterzeichnete bestellt hiemit bei _____

_____ Expl. **„Ueber Land und Meer".** Deutsche Illustrirte Zeitung. XXXI. Jahrg. (Oktober 1888 bis Oktober 1889.)

Großfolio-Ausgabe in **Wochennummern** à ℳ 1. 25 pro Quartal (für 13 Nummern), in 14tägigen Heften à 20 Cents, **Künstler-Ausgabe** (nur in Wochennummern) à ℳ 2.— pro Quartal.

_____ Expl. **Oktav-Ausgabe** (1888/89) in vierwöchentlichen Heften à 35 Cents pro Heft.

Das Nichtgewünschte gefl. zu durchstreichen.

Name und Wohnort: (gefl. recht deutlich!)

_____

Über Land und Meer.

Nº 1.

61. Band.
Einundsechzigster Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Postaufschlag Mark 3. 50.

Jenseits des Grabes.

Novelle von

Leo Warren.

Mit Originalzeichnungen von J. Wahle.

I.

(Alle Rechte vorbehalten.)



Es war in den ersten Jahren des vorigen Jahrhunderts. Ludwig XIV., der große König, welcher so lange Zeit das abgöttisch verehrte Ideal der Franzosen und das Vorbild aller europäischen Höfe gewesen war, wurde alt und entfernte sich in seiner mürrischen Würde immer mehr von der strahlenden Lichtgestalt des Apoll, den er in seiner Jugend zu seinem Vorbild gewählt. Er hatte das Verständnis für den Geist des Volkes verloren, das er früher in so hohem Grade besaß. Das Volk entfernte sich infolge dessen auch seinerseits immer mehr von dem einst so geliebten und bewunderten König. Die Unzufriedenheit über den Druck der Steuerlasten, die unglücklichen Kriege und die demütigenden Friedensschlüsse machten sich in einer Flut von beißenden Epigrammen Luft, welche langsam in allen Kreisen das Gift der boshaften, höhnischen Kritik aller Autorität verbreiteten. Aus solchen Voraussetzungen entwickelte sich später, als zu der Unzufriedenheit mit der Regierung die Verachtung der regierenden Kreise hinzutrat, die große Revolution, die den französischen Staat und die französische Gesellschaft in Trümmer schlug.

Freilich drang von den Aeußerungen dieser Unzufriedenheit wenig bis zu dem Könige hinauf; er saß abgeschlossen in seinem glänzenden Versailles, seine Umgebung wachte mit ängstlicher Sorgfalt darüber, daß nichts Unangenehmes zu seiner Kenntnis gelangte. Er, der früher so geschickt war, über seine Minister und seinen Hof hinweg mit eigenen Augen zu sehen, was das Volk bewegte, ließ sich selbst gern täuschen, um sich in der Illusion zu erhalten, daß er noch immer der Führer des königlichen Sonnenwagens sei, welcher auf leuchtender Bahn vor den Augen des bewundernden Europa dahinzog.

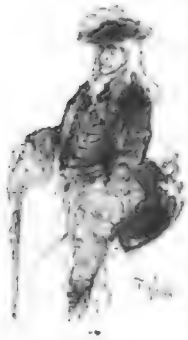
Je mehr sich aber der Hof von Versailles hinter seinen unnahbaren Mauern der Etikette von dem öffentlichen Leben abschloß, um so lebhafter pulsirte dasselbe in der Stadt Paris, und neben dem alten, absterbenden, in langweilig feierlicher Würde einherschreitenden Frankreich, wie es der Hof von Versailles repräsentirte, erhob sich täglich



Elfriede. Gemälde von Albert Höflinger.

mehr die junge, übermütig kecke, sportsüchtige Welt, welche sich in Paris zusammendrängte.

Etwa eine Meile von Paris und ebenso nahe bei Versailles lebte auf seinem Schlosse Boncourt der Graf von Germancey. Er war einer jener alten französischen Edelleute, welche bald ganz aussterben sollten, in denen noch etwas von dem ritterlich romantischen Geiste der Periode Heinrichs IV. und Ludwigs XIII. lebte und welche zugleich jenes feine Verständnis der klassischen Bildung in sich aufgenommen hatten, das die Zeit Molières, Corneilles und Racines bei der französischen Gesellschaft sozusagen in die Mode gebracht hatte. Seine Erinnerungen gehörten der Glanzperiode der Regierung Ludwigs XIV. an; er war Ehrenkammerherr des Königs und erfüllte pünktlich seine Verpflichtungen gegen den Hof, indem er wöchentlich ein oder zweimal von seinem Rechte der großen Entrées Gebrauch machte, um bei den kleinen Levers und Couchers des Königs zu erscheinen, der ihn dann jedesmal mit einigen huldvollen Worten auszeichnete. Zugleich aber hatte der Graf von Germancey nicht wie ein großer Teil der älteren Höflinge das Verständnis für seine Zeit verloren; er stand mit der Pariser Gesellschaft in naher Verbindung und sah häufig auf seinem Schlosse Boncourt die Vertreter jener frondirenden und kritisirenden Gesellschaft von Paris bei sich, welche zu dem alten Hof von Versailles in so scharfem Gegensatze stand.



Der Graf von Germancey war nur kurze Zeit und in verhältnismäßig vorgerücktem Alter verheiratet gewesen. Seine einzige Tochter Edmée war die Erbin seiner großen Reichtümer und der Gegenstand seiner zärtlichsten Liebe und Sorge. Sie war sechzehn Jahre alt, und als die Erbin der ausgedehnten und in musterhaftester Ordnung verwalteten Besitzungen ihres Vaters mußte sie der Gegenstand der eifrigsten Bewerbungen aller jener jungen, eleganten Edelleute werden, welche in der tollen Verschwendung des Hofes sich fast sämtlich mehr oder weniger zu Grunde gerichtet hatten. Der Graf dachte daher ernstlich daran, seine Tochter so bald als möglich, bevor ihr Herz vielleicht eine falsche Wahl träfe, zu vermählen und ihr einen würdigen, starken und treuen Führer für das Leben an die Seite zu stellen, da die Verhältnisse des Staats und der Gesellschaft sich immer mehr verwirrten und man zu jener Zeit schon unruhige Bewegungen voraussah, wenn auch niemand ahnte, welche furchtbaren Verheerungen die lange zurückgedämmten Wogen des öffentlichen Geistes später anrichten würden. Der Graf hatte auch im stillen seine Wahl bereits getroffen.



Unter den regelmäßigen und häufigeren Gästen, welche von Paris aus das Schloß von Boncourt besuchten, befand sich der Staatsrat Alphonse von Thermigny, ein Mann von etwa dreißig Jahren, welcher durch seine vielseitigen Kenntnisse, seine Geschäftskunde und seinen festen Charakter das besondere Vertrauen des Großsiegelbewahrers erworben hatte und eine der einflußreichsten Stellungen im Justizministerium einnahm.

Alphonse von Thermigny gehörte nicht zum großen Adel und war nicht reich, aber das Vermögen der Erbin des Grafen von Germancey erhob denselben über alle materiellen Rücksichten, und was den Namen betraf, so waren ja gerade unter Ludwig XIV. häufig schon bedeutende Persönlichkeiten von unten auf hoch emporgestiegen — hatte doch Colbert sich selbst aus dem Bürgerstande zu der Stellung eines allmächtigen Ministers aufgeschwungen, vor dem sich die Prinzen und Herzoge demütig bückten — und selbst davon abgesehen, schien der Graf für seine Tochter die treue, starke Hand eines ernsten Mannes dem bloßen Klang eines hochvornehmen Namens weit vorzuziehen.



Alles schien den geheimen Wünschen des Grafen von Germancey Erfüllung zu versprechen. Alphonse von Thermigny hatte schon, als Edmée noch Kind war, derselben eine herzliche Teilnahme und Zuneigung bewiesen. Er hatte ihr Spielwerke gebracht, ihre Lektüre geleitet und war unermüdlich gewesen, alle Fragen des in ihrem geistigen Leben vielfach ihren Jahren vorauseilenden Mädchens zu beantworten, so daß sich zwischen den beiden das Verhältnis eines väterlichen, freundlich belehrenden Freundes zu seiner vertrauensvoll gelehrigen Schülerin ausgebildet hatte. Je mehr aber das sinnige, reichbegabte Kind sich zur Jungfrau entwickelte, um so deutlicher hatte sich in der Teilnahme, welche Alphonse seiner Schülerin bewies, zärtliche Innigkeit und Bewunderung gezeigt. Aus dem Führer und Lehrer war ein liebevoller Verehrer geworden, und die Gefühle, welche in seinem Herzen immer stärker für das junge Mädchen entbrannten, die er in ihrem geistigen Leben gewissermaßen für sein Werk hielt, waren von dem Grafen mit Freuden bemerkt worden, bevor vielleicht Alphonse selbst sich darüber klare Rechenschaft gab.

Diese Gefühle, welche sich nicht in der extravaganten Galanterie jener Zeit, wohl aber in seinen Blicken, in dem Ton seiner Stimme und in zahllosen kleinen, zarten Aufmerksamkeiten erkennbar machten, schienen auch bei Edmée Erwiderung zu finden. Sie hatte, obgleich sie nun zur jungen Dame herangewachsen war, Alphonse gegenüber die vertrauliche, herzliche Hingebung des Kindes behalten. Sie eilte ihm mit fröhlichem Gruß entgegen, wenn er kam, sie war traurig, wenn er einige Tage ausblieb, sie verlangte seinen Rat in allen Dingen, wählte ihre Toilette nach seinem Geschmack und hatte stets unzählige Fragen für ihn, die ihr bei ihrer Lektüre oder in ihrer Unterhaltung mit den anderen Gästen des Hauses aufgestiegen waren. Sie hing sich an seinen Arm, um ihn durch den Park zu führen, ihm ihre Blumen zu zeigen oder in den schattigen Laubgängen bald fröhlich lachend zu plaudern, bald sinnend und träumerisch Belehrung über ernste Fragen des Geistes- und Seelenlebens bei ihm zu suchen.

Alphonse von Thermigny, der inmitten des ernsten Lebens stehende Mann, war gewohnt, in allen Verhältnissen mit klarem Blick um sich und in sich zu schauen, und er konnte sich deshalb auch nicht lange darüber täuschen, daß in seinem Herzen die Liebe für Edmée immer mächtiger und gewaltiger aufloderte, um so übermächtigender, je kälter und zurückhaltender er bisher jedem weiblichen Reiz gegenübergestanden hatte. Er war erschrocken bei diesem Blick in sein eigenes Herz, da ja ein so weiter Abstand an Vermögen und persönlicher Stellung ihn von der Erfüllung seiner Träume trennte; er beschloß, sich zurückzuziehen, um im Kampf mit einem Gefühl, das in der Wirklichkeit keinen Platz finden konnte, den festen Boden seines Lebens nicht zu verlieren; aber der Graf von Germancey benützte jede Gelegenheit, um ihm bestimmt und mit so deutlich erkennbarer Beziehung zu sagen, daß er bei der Wahl des Gemahls für seine Tochter niemals auf Reichtum und besonders glänzenden Namen Rücksicht nehmen werde, daß ihm vielmehr nur die Neigung seiner Tochter und der persönliche Wert des von ihr Erwählten maßgebend sein werden; er sprach sich ausführlich über die Eigenschaften aus, die er von dem Lebensgefährten seines Kindes verlange, und das Gewählte dieser Eigenschaften stimmte so genau und so scharf erkennbar mit Thermignys eigener Person überein, daß dieser sich selbst bei aller bescheidenen Zurückhaltung über die Absicht der Worte des Grafen nicht täuschen konnte. Glückselige Hoffnung erfüllte ihn, da er ja auch in dem vertraulich herzlichen Entgegenkommen, in den innig freundlichen Blicken Edmées ohne thörichte Eitelkeit lesen zu dürfen glaubte, daß sie die Gefühle seines Herzens erwidere. Gleichwohl hielt er das entscheidende Wort, das der Graf ihm fast auf die Zunge legte, zurück, denn er wollte sich erst über die Gesinnungen des Mädchens völlige Klarheit verschaffen. Es widerstrebte seinem edlen, von idealer Romantik erfüllten Sinn, ihre Hand und sein Glück etwa nur ihrem pflichtmäßigen Gehorsam gegen den Vater zu verdanken. Er beschloß daher, sie selbst zunächst zu fragen, ob ihr Herz fähig sei, sich ihm in zärtlicher Neigung zuzuwenden, und dann erst, wenn er von ihr das Geständnis ihrer Neigung erhalten, mit ihrer Erlaubnis vor den Grafen zu treten, an dessen Einwilligung er kaum zweifeln durfte.

Lange aber zögerte sich die entscheidende Frage hin, von welcher sein künftiges Lebensglück abhing, lange konnte er das Wort zu derselben nicht finden. Es wurde ihm so schwer, von der Rolle des väterlich führenden und belehrenden Freundes zu der des werbenden Liebhabers überzugehen, und immer fürchtete er, trotz der von Tag zu Tag mächtiger auflodernden Flamme seiner Liebe, den warmen Ton nicht zu treffen, der in Edmées Herzen Widerhall wecken könne; ja, es schien ihm zuweilen, wenn sich schon seine Lippen öffneten, um dem vertrauensvoll zu ihm aufblickenden Mädchen das Geheimnis, das fast seine Brust sprengte, auszusprechen, als müsse sie sich erstaunt abwenden, vielleicht gar spöttisch lächeln, wenn der ernste Freund sich plötzlich in einen leidenschaftlichen Liebhaber verwandelte.

Dann war eine Zeit größerer Unruhe und geselliger Bewegung gekommen; ein Kriegsschiff der königlichen Flotte war in den Hafen von Havre eingelaufen, um dort nach längerer Seereise gründlichen

Digitized by Google

Ausbesserungen unterzogen zu werden; der Kapitän war mit dem größten Teil seiner Offiziere nach Paris gekommen, um sich am Hofe von Versailles vorzustellen und um zugleich den jungen Leuten, meist jüngeren Söhnen der vornehmen Adelsfamilien, eine Zeitlang den Genuß der Vergnügungen der Hauptstadt zu gönnen. Der Kapitän war ein entfernter Verwandter des Grafen; er hatte denselben in Boncourt besucht und ihm auch seine jungen Offiziere vorgestellt, denen der Graf mit gewohnter Bereitwilligkeit sein gastfreies Haus öffnete.

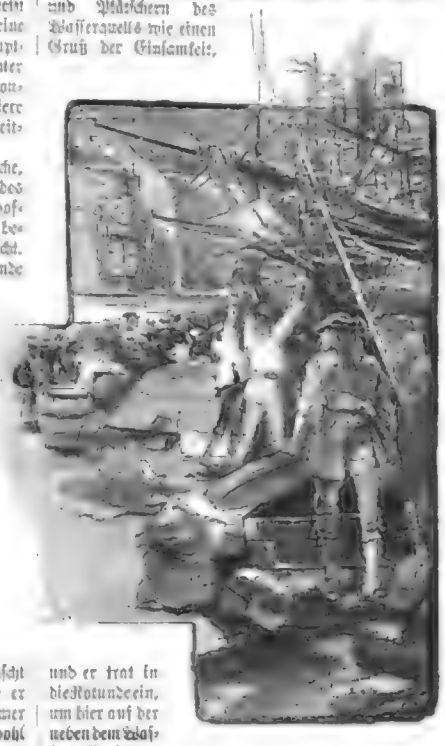
Diese lebenslustigen, frischen jungen Leute, welche, an den Kampf mit den Stürmen und Wogen des Meeres gewöhnt, so weit von der blasirten Hofgesellschaft verschieden waren, hatten ein fröhlich bewegtes Leben in das Schloß von Boncourt gebracht. Der Graf hatte seine Nachbarn und seine Freunde aus Versailles und Paris zu Bällen und Gartenfesten eingeladen, und der weite Park, in welchem sonst meist Dichter und Gelehrte aus Paris in ernsten Gesprächen auf und nieder gingen, hallte wider von den fröhlichen Stimmen und dem hellen Lachen der jungen Welt, welche durch die frischen Flottenoffiziere zu ungewohnt bewegtem Leben elektrisirt wurde.

Während dieses in täglich neuer Unruhe dahinrauschenden Lebens hatte Alphonse um so weniger Zeit und Gelegenheit gefunden, die Gefühle seines Herzens auszusprechen. Es war fast täglich zahlreiche Gesellschaft in Boncourt gewesen, viele von Edmées Freundinnen waren gekommen, und in dem buntbewegten Leben hatte Alphonse oft tagelang nur eben Gelegenheit gefunden, Edmée mit einem flüchtigen Händedruck und einigen herzlichen Worten zu begrüßen. Fast war ihm diese Zögerung erwünscht gewesen, denn mit einer bangen Scheu, über die er sich selbst oft Vorwürfe machte, schreckte er immer wieder vor dem entscheidenden Wort zurück, obwohl auch Edmée ihrerseits ihm immer deutlicher zu zeigen schien, daß er nicht befürchten dürfe, seine Neigung unerwidert zu sehen. Auch während der größeren Gesellschaften, welche in der letzten Zeit in Boncourt stattfanden, hatte sie immer innige, herzliche Worte und tausend kleine Aufmerksamkeiten für ihn; oft hing sie sich in altgewohnter Weise an seinen Arm und schritt mit leichtem, kindlichem Geplauder durch die Reihen der Gäste; sie seufzte und errötete unter seinem Blick, und zuweilen schien es, als suche sie in all dem unruhigen Gewühl eine traute Unterhaltung mit ihm, zu welcher sich indes niemals die Gelegenheit gefunden hatte.

An einem schönen Sommertage kam Alphonse von Thermigny früher, als dies sonst seine Geschäfte erlaubten, nach Boncourt hinausgefahren. Er nahm nicht den Weg nach dem großen Einfahrtsthor des Schlosses, sondern ließ seinen Wagen einen Waldweg einschlagen, der zu einem Seitenausgang des weitausgedehnten Parkes führte. Hier stieg er aus und trat durch das nur leicht angelehnte Gitterthor in die dichten Laubgänge, um nach der angestrengten Arbeit des Morgens sich durch einen Spaziergang in der würzigen Luft zu erfrischen, bis die Frühstückszeit im Schlosse herangekommen sein würde, vor welcher der Graf, mit seiner Lektüre und seinen Korrespondenzen beschäftigt, nicht gern Besuche zu empfangen pflegte.

Sinnend, gebeugten Hauptes, schritt er in den Park hinein. Edmées Bild stand vor seiner Seele, und wieder und wieder sprach er, wie so oft schon, in Gedanken mit ihr, um ihr seine Liebe zu gestehen. Wenn er allein war und die Geliebte nur als ein Bild seiner Phantasie ihn umschwebte, dann fand er stets so innige, so glühende, so schwungvolle Worte, um ihr alles zu sagen, was in seinem Herzen für sie lebte — aber wenn sie dann vor ihm stand, so war alles wieder verschwunden, und seine Lippen, die sonst so sicher die Sprache beherrschten, blieben geschlossen.

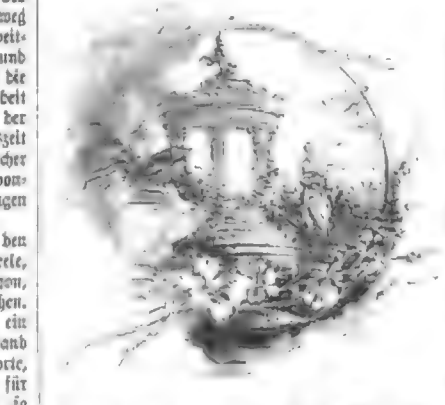
Er war nur eine kurze Strecke von dem Gitterthor vorwärts gegangen, als er an eine von hohen Hecken umgebene Rotunde kam, in welcher aus einem moosbewachsenen Felsen ein natürlicher Quell in ein Marmorbassin herabfiel. Der Platz war still und lauschig; selten nur drang von ferne das Geräusch des Lebens im Schlosse hieher, und nur in den Mittagsstunden fielen die Sonnenstrahlen über die hohen Hecken und die hinter denselben aufragenden Baumkronen herein. Alphonse empfand das Rieseln und Plätschern des Wasserquells wie einen Gruß der Einsamkeit,



und er trat in die Rotunde ein, um hier auf der neben dem Wasserbassin stehenden Marmorbank einige Augenblicke seinen Gedanken nachzuhängen.

Ein leiser Ruf der Ueberraschung klang ihm entgegen, er richtete seinen Kopf auf und sah zu seinem Erstaunen Edmée auf der Bank sitzen.

Eine unsägliche Verwirrung überkam ihn, als er sich so plötzlich hier in der stillen Einsamkeit derjenigen gegenübersah, mit welcher er sich soeben, leise flüsternd, so innig unterhalten hatte; es schien ihm, als müsse sie seine Gedanken auf seinem Gesicht lesen — er senkte die Augen zu Boden, flammende Röte bedeckte seine Wangen, und fast wäre er umgekehrt, um wie ein auf verbotenen Wegen ertapptes Kind davonzueilen — zögernd trat er heran, um



Edmées Hand zu ergreifen, die sie ihm entgegenstreckte. Und als er nun scheu und langsam die Augen aufschlug, sah er, daß auch das junge Mädchen in eigentümlicher Verwirrung errötete und mit verschleierten, thränenfeuchten Augen zu ihm aufsah.

„Edmée, Sie hier — um diese Stunde? — Ich hätte nicht geglaubt," fügte er, sich gewaltsam zu einem scherzenden Ton zwingend, hinzu, „daß Sie so früh schon sich aus den Armen des Schlafes rissen!"

Sie schien seine Worte kaum zu hören, mit ängstlich unruhigen Blicken sah sie ihn an und sagte, seine Hand festhaltend:

„O mein teurer, gütiger Freund, es ist eine Fügung des Himmels, welche Sie hieher führt! Eben noch dachte ich an Sie und sehnte mich darnach, mit Ihnen allein und unbelauscht zu sprechen, wozu ich so lange schon keine Gelegenheit mehr hatte."

Sein Herz schlug höher.

Dem sanften Zug ihrer Hand nachgebend, setzte er sich neben sie auf die Marmorbank und sagte mit weichem, innigem Ton:

„Auch ich, Edmée, habe mich darnach gesehnt, daß diese Zeit mit ihrem unruhigen Treiben vorübergehen möchte, und ich habe fast das schmerzliche Gefühl gehabt, als ob wir einander fremd geworden wären, seit wir nur vor so vielen beobachtenden Blicken und so vielen lauschenden Ohren mit einander verkehren konnten."

„O nein, mein Freund, nein, das fühle ich nicht — nein, Sie sind mir nicht fremd geworden; deutlicher als je empfinde ich es, daß ich nur zu Ihnen so mit dem rechten, vollen Vertrauen sprechen kann und daß jede Regung meiner Seele, jedes Geheimnis meiner Brust nur bei Ihnen eine sichere Stätte findet!"

„Edmée, Edmée," rief er entzückt, indem er ihre Hand an seine Lippen führte, „wie glücklich machen Sie mich; ja, bei Gott, alles, was Sie betrifft, ist meinem Herzen ein Heiligtum; Ihrem Glück gehören alle Kräfte meines Lebens, — ja, es ist eine Fügung des Himmels, die mich hieher geführt hat; auch Sie sollen klar in meinem Herzen lesen und erkennen, wie warm dasselbe für Sie schlägt."

„Ich weiß das, mein Freund, ich weiß das," sagte Edmée, seine Hand zärtlich in die ihrige schließend, „Sie sind so gut, so treu, Sie würden alles für mich thun; Ihnen kann ich ohne Scheu mein ganzes Herz öffnen, so schwer mir das Wort auch werden mag."

Mit leuchtenden Blicken sah er in ihr erregtes Gesicht.

„Nein, Edmée," sagte er, sich zu ihr herabbeugend, „Sie sollen nicht sprechen, — erlauben Sie Ihrem Freunde, Ihr holdes Geheimnis zu erraten —"

„Sie hätten es bemerkt," sagte sie zitternd, indem flammende Glut ihr Gesicht übergoß, „so hätte ich mich verraten, — o mein Gott, wenn auch andere bemerkt hätten —"

„Und wenn es wäre?" sagte er; „muß denn das lange im Herzen verborgene Geheimnis nicht dennoch aller Welt kund werden?"

„Ja, ja," sagte sie verwirrt, „aber das ist es ja eben; ich zittere, — mein Vater —"

„Ihr Vater?" sagte er lächelnd; „fürchten Sie nichts; ich möchte dafür bürgen, daß Ihr Vater immer nur an das wahre Glück seiner Tochter über alle anderen Rücksichten hinweg denken wird."

Unnennbare Glückseligkeit durchschauerte ihn, als bei seinen letzten Worten das schöne Mädchen so vertrauensvoll glücklich zu ihm aufsah, — schon wollte er seine Arme öffnen, um sie an seine Brust zu drücken und ihr all die mächtige Glut seiner Liebe auszusprechen, die wie ein wallender Feuerstrom aus seinem Herzen emporflammte, als sie leise den Kopf schüttelnd sagte:

„Und dennoch — dennoch fürchte ich, daß mein Vater zürnen wird, daß ich so schnell mein Herz weggegeben habe, und daß ich nicht die Kraft hatte, mein Gefühl zu verbergen. Er ist so streng, so ernst, und er kennt den armen René kaum, der nichts besitzt als seinen Degen und sein mutiges, hoffnungsvolles Herz."

Alphonse wurde bleich und starr wie der marmorne Wassergott, welcher auf dem Felsen über der Quelle ruhte; seine Augen starrten weit geöffnet ins Leere, und mit tonloser, bebender Stimme wiederholte er ihre Worte:

„Nichts als seinen Degen — sein hoffnungsvolles Herz — René — was ist das, mein Gott, was ist das?"

Sie hatte errötend die Blicke in den Schoß gesenkt und bemerkte die entsetzliche Veränderung nicht, welche mit Alphonse vorgegangen war.

„Er heißt René," flüsterte sie in lieblicher Verwirrung, „der Chevalier von Malville; er ist der jüngste Sohn seines Hauses, — er hat den Dienst



Kaiser Wilhelm I., der siegreiche Gründer des Deu



Ichen Reiches. Gemälde von Professor Ferdinand Keller.

auf der Flotte gewählt, weil er die Freiheit liebt; er ist so mutig und so stolz — und er liebt mich, o, ich weiß es, er liebt mich, — und der Vater ist so reich; — doch, bei Gott, nicht deswegen hat sich sein Herz zu mir gewandt," rief sie lebhaft betheuernd.

Alphonse hatte die Hand auf sein Herz gepreßt, er biß die Zähne



zusammen, seine ganze Gestalt bebte unter dem furchtbaren Kampf, der seine Brust durchtobte, indem er alle Kraft seines gewaltigen Willens anwendete, um seiner selbst Meister zu bleiben und den tödtlichen Schmerz niederzuhalten, den er bei dieser plötzlichen Vernichtung aller seiner Hoffnungen empfand. Edmée hatte bei ihren letzten Worten die Augen zu ihm aufgeschlagen; erschrocken fuhr sie zusammen, als sie seine todesblassen Wangen, seine entstellten Züge, seine fieberhaft funkelnden Augen sah.

„Ach," sagte sie traurig, „so hatten Sie dennoch das ganze Geheimnis meines Herzens nicht erkannt? Nicht wahr, auch Sie fürchten nun den Unwillen meines Vaters darüber, daß ich ohne sein Wissen über mein Herz verfüge, — aber konnte ich anders, konnte ich ihm verbergen, daß ich ihn liebe? O, nicht wahr, mein Freund, Sie werden mir beistehen, Sie werden für mich sprechen, und René wird Sie lieben und Ihnen danken wie ich. O, glauben Sie mir, er ist es wert, daß Sie sein Freund werden, daß sie ihn beschützen."

Alphonse war Sieger geblieben in dem übermenschlichen Ringen, und ob auch die entsetzliche Pein dieses Augenblicks alle Fasern seines Wesens mit namenlosem Schmerz durchwühlte, ob er in wilder Verzweiflung hätte aufschreien mögen über die so jäh zertretenen Blüten seiner Liebe — er hatte die Kraft zu lächeln und mit ruhiger Stimme zu ihr zu sagen:

„Ich bin Ihr Freund, Edmée, und Ihr Vertrauen soll Sie nicht täuschen. Ich kenne den Chevalier von Malville nicht," fuhr er fort, indem er bei diesem Namen leise zusammenschauerte, — „daß er arm ist, gereicht ihm nicht zur Schande. Ihr Vater wird prüfen — auch ich werde prüfen, und wenn er Ihrer würdig ist, dann seien Sie gewiß, daß ich alles thun werde, was in meiner Macht steht, um Ihres Vaters Zustimmung zu Ihrem Glück zu erlangen."

„O Dank, tausend Dank," sagte sie, seine eiskalte, feuchte Hand an ihr Herz drückend, „Dank, mein Freund, ich wußte es ja, daß Sie mich nicht verlassen würden! Sprechen Sie mit meinem Vater, ich wage es nicht; prüfen Sie, ich bin gewiß, er hat keine Prüfung zu scheuen."

(Fortsetzung folgt.)

Elfriede.

(Siehe das Bild Seite 1.)

Und mögen sie perlen allerwärts
Die Augen, die leuchtend funkeln, —
Mir drangen keine so tief ins Herz
Wie deine stillen, dunkeln.

Sie scharn ins Leben erwartungsvoll
Mit kindisch schüchternem Fragen, —
Erfleht der Mann, dem vergönnt sein soll,
Die Antwort darauf zu sagen;

Das herrlichste Glück im Erdenthal
Leis flüsternd dir zu künden,
In deinen Augen den warmen Strahl
Der Liebe zu entzünden.

Ihm wird die zauberische Wanderwelt
Erschlossen ohne Säumen,
Die jetzt dein Sinnen gefangen hält
In mädchenhaftigen Träumen.

Kein höherer Wunsch wird in ihm entfacht,
Als all sein Dichten und Denken
In deiner Augen berauschende Nacht
Herzinnig zu versenken.

Otto Bausch.

Hindelang.

(Siehe das Bild Seite 12.)

Unsere reiselustige Generation mit ihrem unersättlichen Durst nach „Sperrerfischen" dringt auf allen Höhen und in allen Thälern vor und rastet nicht eher, als bis die äußersten Winkel der Bergländer durchstöbert sind und irgendwo ein neues Plätzchen entdeckt ist, von dem die kühnen Pioniere doch alsbald wieder durch die nachrückenden Schwärme weiter geschoben werden.

Zu diesen sozusagen über Nacht berühmt gewordenen Sommerfrischen nun gehört der Markt „Hindelang" im bayrischen Algäu allerdings nicht; schon Clemens Brentano, Karfürst von Trier und Fürstbischof von Augsburg hatte die Annehmlichkeiten des „Oberdorfer Thales" zu würdigen gewußt und sich hier eine fürstliche Sommerresidenz gebaut, oft der Unbill vergessend, die ihr zu Zeiten des Bundschuhs den Pfleegern kurz Vorgangen selbst hier in dicker vom Schauplatze der Hauptgreuel doch ziemlich abgelegenen Gegend widerfahren. Aber jene Glanzperiode war verflossen und vergessen; das bischöfliche Schloß ist zwar nicht zerfallen und vor der Oede verschwunden wie die Burg der schon im 13. Jahrhundert genannten „Ritter von Hindelang", sondern nur in ein behagliches Wirthshaus verwandelt, das den friedhaftigen Hahn im Schilde führt und dabei ein wenig vornehm aus seiner bäuerlichen Umgebung herausstreift; der herrischen Gäste jedoch waren wenig geworden, das Schwefelbad im nahen „Oberdorf" wurde nur vom Landvolk aufgesucht und ohne die Stanze nach Tirol hinüber, welche die kürzeste Verbindung mit dem Lechthale herstellt, wäre wohl selten noch ein Wanderer in diese stille Welt gekommen.

Die Jagd war es zuerst, die wieder fremden Zug in das Thal brachte. Seit Jahren hat der Prinzregent von Bayern in den mächtigen Grenzgebirgen sein wohlgehegtes Gemsenrevier. Dann kam der Bergsport. Auch dem Ehrgeize, es dem edlen Grattiere im Klettern durch die Schroffen, im Ueberspringen von Abgründen zuvorzuthun, eräugnete sich hier ein herrliches Uebungsfeld. Endlich folgten auch die gewöhnlichen Touristen und lediglichen Luftschnapper, und so ist der Ort schließlich sehr in Aufnahme gekommen, wenn auch nicht gerade in Mode, wie etwa das benachbarte Oberstdorf, obwohl es, gleich weit von Immenstadt, auch so ziemlich in jeder anderen Beziehung dasselbe bieten dürfte. Wie dort liegt hier die Ortschaft an dem oberen Ende des sich hier verbreiternden Starzlthales, scheinbar in einem von hohem Bergkranz umschlossenen Kessel. Eine weite Thalstufe, die man nach ungefähr anderthalb Stunden fast ebenen Wegs von der Eisenbahnstation Sonthofen erreicht, breitet sich zwischen dem Rotkopf, Hirschberg, Iseler, den Daumen und dem Imberghorn wie ehemaliger Seeboden aus. Hier wird alljährlich im September bei den von den Alpen abgetriebenen Herden die sogenannte „Viehscheide" gehalten, die ein interessantes malerisches Schauspiel bietet. An der Nordseite dieß Thales steigt leise an der Lehne der Markt Hindelang ex. Insbesondere an der Hauptstraße sind es wohl modernere, nach städtischer Art gehaltene Steinbauten, die den Ankommenden empfangen, aber sie geben der Ortschaft doch nicht den Charakter; das thun die breiten, zwei- und mehrstöckigen braunen Holzblöcke mit ihren grünen Läden und blühenden Balkon- und Geraniumstöcken an den niederen Fenstern, die flachen, weit vorspringenden Dächer, welche in die engen Nebengassen tiefe Schlagschatten werfen, die plätschernden Laxbrunnen und die laubreichen Obstbäume, die überall zwischen den Anlagen ihre Kronen ineinanderschieben. Der Stadtmensch findet hier noch wirkliche Ländlichkeit, der Maler die reizendsten Motive. Und nun erst der Berglausflug! Hindelang ist der Ausgangspunkt für die schönsten Ausflüge, und es ist da so ziemlich für jedes Leistungsvermögen gesorgt.

Wer sanfte Oertliche Kurbewegung wünscht, der mag den Iseler bezwingen oder besser noch sich an der Serpentinen der herrlichen Fahrstraße sachte bis zum „Vorderjoch" hinanwinden, von wo man eben so bequem nach dem wohlgehaltenen Bade „Schattwald" hinabsteigt und durch das liebliche Tannheimerthal am grünen „Haldensee" vorüber nach Reute herausgelangt, nach Füssen und Hohenschwangau. Wer aber seinen Kräften schon etwteres zumuten will, der steigt hinauf zu den Alpenmatten des Retterschwanger Thals, aus dem in tiefer Schlucht die „Blonderach" hervorbraust. Zu der großen gemauerten Sennhütte „Mitterhaus" lieh sich, wie heute noch erzählt wird, der geistliche Kurfürst gar manchesmal hinaufkutschen, um inmitten seines Gefolges von Dienern und Gästen in der reinen Bergluft bei festlichen Spielen die Herrlichkeit dieser großartigen Natur zu genießen.

Ein dritter vielbegangener Weg, wohl der schönste von allen, führt, anfangs nach fahrbar, nach dem romantisch gelegenen „Hinterstein" mit seinen emsig arbeitenden Nagelschmieden, wo in der Nähe des in einem schönen Wasserfalle über die Felsen rauschenden Jagdelbaches das Prinz Luitpold gehörige Jagdschlößchen steht. Auch hier finden sich in der Kirche, wie in jener Hindelangs, Kunstwerke der rühmlichst bekannten Bildhauer „Eberhard", die an der Osterach ihre Heimat hatten. Das Thal, welches sich hier zum letztenmale weitete, schließt sich nun vollständig, der Weg steigt scharf an, während sich das Wasser tief unten mit brausendem Ungestüm durch die schauerlichen Felsflammen der „Ancleswand" und „Eisenbrecke" hindurchdrängen. In diesen düstern Höhlen und Gelklüften wohnen unheimliche Kobolde, die ehedem auf den Alpen ringsum ihren Spuk trieben, nun aber durch kirchlichen Bann unschädlich gemacht sind und in der Gestalt gräulicher Kröten die ehemaligen Bauernschinder und unredlichen Amtleute heimsuchen. Wer sich durch sie nicht erschrecken läßt, kommt in kurzer Frist nach „Fuß", einem etwas freieren Platz, von dem man über jähen Felsenmauern des Rohlopfes das prächtige Jagdhaus „Schrattenberg" aus grünem Buschwerk hervorlugen sieht, und auf welchem die enge Schlucht des Bergündelethals mündet. Sie zieht sich steil zum Hochvogel hinan, über dessen 2590 Meter hohe Spitze die Grenzscheide läuft, und hier endlich findet selbst der Mann mit dem schwindelfreien Kopfe, dem mächtigen Brustwindfang und dem unermüdlichen Stahlmuskel ein auch ihm wohl völlig zusagendes Gebiet.

Wenn er sich in dem gut eingerichteten Unterkunftshause, das die Sektion Algäu-Memmenstadt zwischen den Steilwänden der Fuchslochspitze und dem Wiedemer vorhalb eines kleinen Hochsees erbaut und auf den Namen des Prinzregenten getauft, ein wenig Rast gegönnt hat, mag er den leichtwerlichen und nicht ungefährlichen Anstieg über die jäh abfallenden Firnfelder fortsetzen, aus deren ewigem Schnee die wilden Schroffen schartig emporragen. Er findet da oben — so sagt man — ein wunderbares Panorama; frei streift sein Blick von den Silbertalerspitzen bis zum fernen Tödi. Das ist schon eines Ganges wert.

H. D.

Kaiser Wilhelm I., der siegreiche Gründer des deutschen Reiches.

(Siehe das Bild Seite 4 und 5.)

Alle großen Epochen der Weltgeschichte haben ihr verklärtes Spiegelbild in den Schöpfungen der monumentalen Kunst gefunden. Kein Wunder daher, daß auch unsere Zeit, die so Gewaltiges erlebt und die besonders das ehemals zerrissene und in seiner Spaltung ohnmächtige Deutschland zu Einheit und Macht, zu nie vorher gekannter Größe hat emporsteigen sehen, den sehnsüchtigen Wunsch nach monumentaler Verherrlichung der großen Männer empfindet, welche diesen erstaunlichen Umschwung bewirkt haben. In einer Reihe von plastischen Denkmälern ist bereits vielfach diese Aufgabe zur Lösung gelangt, und ein Gesamtwerk solcher Richtung ist vor allem die großartige Umgestaltung des Berliner Zeughauses in eine Ruhmeshalle der deutschen Nation, an welcher Architektur, Plastik und Malerei im Wetteifer noch fortwährend ihre Kräfte entfalten. Ist dort auch nicht alles als gelungen zu bezeichnen, so darf die Gesamtleistung als solche doch in hohem Grade Anspruch auf warme Zustimmung, zum Teil auf begeisterte Anerkennung erheben.

Während nun das Abscheiden des großen Heldenkaisers Wilhelm überall in Deutschland einen schönen Wettkampf nach monumentaler Verherrlichung des erhabenen Gründers des deutschen Reiches durch Standbilder entfesselt hat, war schon lange vor der schmerzlichen Katastrophe, welche Kaiser Wilhelm I. seinem treuen Volke entriß, im Geiste eines unserer ausgezeichnetsten Künstler der Gedanke gereift, auf eigene Hand eine Apotheose des großen Kaisers zu entwerfen und auszuführen. Schon vor zwei Jahren, als der Heldengreis noch in bewundernswerter Frische unter uns weilte und niemand an ein so nahes Ende dieses erlauchten Lebens

dachte, sahen wir in Karlsruhe in der Werkstatt Ferdinand Kellers den ersten Entwurf und die Farbenskizze zu dem großartigen Bilde, welches der Künstler dann mit der ihm eigenen Energie und sicheren Meisterschaft in unglaublich kurzer Zeit vollendete und auf die internationale Ausstellung nach München schickte, wo es ohne Frage als eines der hervorragendsten der im Glaspalast der allgemeinen Schau dargebotenen Kunstwerke sich darstellt. Versuchen wir, unterstützt von der im großen Maßstabe durchgeführten Nachbildung, eine Schilderung des riesigen Werkes zu geben.

Unser Blick fällt auf jene Triumphstraße, welche Kaiser Wilhelm I. nach zwei siegreichen Kriegen, begleitet von seinen Paladinen, an der Spitze seiner Truppen durchziehen durfte. Im Hintergrunde ragt das Brandenburger Thor mit seiner Viktoria auf dem Viergespann auf, wo jene Via triumphalis ihren Anfang nimmt, um in dem gewaltigen kuppelgekrönten Königsschloß ihren Abschluß zu finden. Eine reiche Prachtbalustrade, mit Guirlanden und Kränzen geschmückt, meisterlich gemalt und vortrefflich geeignet, das perspektivische Zurücktreten des Siegeszuges wirksam zu betonen, faßt die Straße ein. Innerhalb dieses Rahmens, die ganze Breite und Tiefe des Raumes füllend, breitet sich vor unseren staunenden Augen ein Triumphzug aus, nicht in jener Gestalt wie ihn die Wirklichkeit am 16. Juni des Jahres 1871 gesehen, sondern in einer reicheren Form, wie sie die Phantasie des Dichters oder des dichtenden Malers allein zu ersinnen und vor das Auge zu zaubern vermag. In der Mitte die lichtumflossene Gestalt des Kaisers, der das Schwert in die Scheide stößt und mit dieser bezeichnenden Geberde eine Aera des Friedens und der gedeihlichen Kulturentwicklung heraufführt. Der Hermelinmantel, der die auf antiker, reich geschmückter Quadriga stehende Gestalt umgibt, läßt dessen Mittelpartie der Komponistin auch hinreichend Raum, zum malerischen Zentrum des Ganzen werden. Unübertrefflich ist dem Künstler der Ausdruck in dem edlen von Milde und Güte verklärten, ja durchleuchteten Antlitz des Kaisers gelungen. Man sieht sofort: das ist ein Herrscher, der den Krieg nur um des Friedens willen, nur um seinem Volke die höchsten Güter zu erringen, geführt hat. Bestaunt ist die Quadriga mit vier feurigen Schimmeln, die so stolz und freudig einherschreiten, als wüßten sie, zu welchem Ehrendienst sie bestimmt wurden. Geführt aber werden sie von den beiden reitenden Männern des preußischen Königswappens, die in ihrer herkulischen Gestalt, reich mit Kränzen geschmückt, wie ideale Verkörperungen der Volkskraft erscheinen, mit der in festen Bunde die preußischen Herrscher ihres Amtes gewaltet und so Hohes errungen haben. Vor den Wagen schreiten zwei edle Frauengestalten, die Gerechtigkeit mit Gesetzbuch und Schwert und die Wahrheit, einen Spiegel in der Hand tragend. Den Zug eröffnet aber ein Geharnischter auf feurigen Rappen, der das Reichsbanner emporhält, ein Vertreter des hochherzigen Ritterthums, das in allen Schlachten unsere Führung gehabt hat.

So viel wir uns ersinnen, dachte der Künstler weiter daran, die beiden wiedergewonnenen Provinzen, von der Germania an der Hand geführt, an dieser Stelle anzubringen. Obwohl nun gewiß Gerechtigkeit und Wahrheit vor dem Siegeswagen Kaiser Wilhelms an ihrem Platze sind, so würde doch vielleicht jene erste Idee dem Bilde eine lebendigere und dadurch noch wirksamere Gestalt gegeben haben. Allein der Künstler hat wahrscheinlich wohlerwogene Gründe gehabt, welche ihn zu dieser Aenderung bestimmten.

Betrachten wir nun die Gestaltenwelt des Kaisers. Zunächst links vom Beschauer hebt sich die Heldengestalt des Kronprinzen auf feurigem Schlachtroß heraus, so wie wir den Liebling des deutschen Volkes in jenen glück- und siegstrahlenden Tagen gesehen haben, eine lichtglänzende moderne Siegfriedsgestalt im Zauber kraftvoll schöner Männlichkeit, ahnungslos in heiterer Zuversicht, die noch nicht durch den tiefsten Schatten einer bängen Zukunft und eines tragischen Verhängnisses schreckgleichen getrübt wird. Wie er einhersprengt, den Marschallstab energisch in die Seite stemmend, den Blick auf seinen verehrten Vater gerichtet, ist er eine der gelungensten Figuren des Bildes, dessen Wirkung großenteils auf der glücklichen Charakteristik der beiden Hauptgestalten beruht. Weniger günstig zeigt sich auf der anderen Seite in der roten Husarenuniform Prinz Friedrich Karl, dessen Kopf eine schärfer eindringende Charakteristik zu wünschen gewesen wäre. Hinter dem Kronprinzen gewahrt man die wie in Metall gegossene Gestalt des „eisernen Kanzlers", dessen Kopf wir Kriegens etwas geistiger gewünscht hätten, neben ihm die feinen Züge Moltkes, des großen Denkers der Schlachten, weiter zurück Roon, der das Werkzeug für die Siege des Kaisers bereit gestellt hat. Flatternde Fahnen, mit Siegeskränzen geschmückt, bedrängen noch, und ganz vorne zeigt sich ein norddeutscher und ein bayrischer Krieger, dieser noch mit dem Rauchenthal, als Zeugen der auf dem Schlachtfeld errungenen Verbrüderung von Nord und Süd.

Während dies alles sich auf festen Boden abspielt, ist die Luft von einer Schar ideeller Gestalten erfüllt, in denen der Maler von seinem guten Rechte der Allegorie Gebrauch macht und uns die volle Bedeutung des Siegeszuges vor Augen bringt. Drei herrliche weibliche Gestalten, so lieblich, wie nur wenige Dichterworte sie hervorzubringen vermochten, schweben zu Häupten des Kaisers. Es sind Siegesgöttinnen, die das ehrwürdige Haupt mit dem Lorbeer zu schmücken im Begriff stehen, besonders die mittlere von entzückender Anmut, während ihre beiden, fast stürmisch bewegten Begleiterinnen mit Tuba und Trompete der Welt das große Ereignis zu verkündigen bestrebt sind. Ueber ihnen aber tummelt sich in den Lüften eine Dreizahl lieblicher Kindergenien, die in freudigem Spiel die Kaiser- und die Königskrone sich zuwerfen. Dazu gesellt sich endlich, von den anderen abgelöst und dem Kaiser voranschwebend, noch ein prächtiges Genius, der den siegreichen Herrscher das Medaillonbild seiner geliebten Mutter, der Königin Luise, entgegenhält. Durch diesen sinnig bedeutsamen Zug ist an jene schwere Zeit erinnert, da die edle Königin unter der tyrannischen Willkürherrschaft des ersten Napoleon schmerzlich gelitten ward und nur in prophetischer Ahnung eine künftige Sühne vorausgesehen wurde. Das Bild der erlauchten Dulderin durfte hier nicht fehlen.

Soweit die äußeren Elemente der Komposition, die in ihrer Klarheit, Verständlichkeit und Geschlossenheit sofort einen mächtigen Eindruck auf jeden Beschauer übt ist. Unterstützt wird dieselbe durch die malerische Behandlung des Ganzen, die in jedem Auge und besonders in der wirksam abgetönten Luftperspektive den großen feinfühligen Kolorister erkennen läßt. Ströme von Licht fluten über die Hauptgruppen, als sei der Himmel eben im Begriff aus Wetterschleiern mit dem vollen Glanze der Sonne hervorzubrechen. Vor allem wird dadurch der Kaiser in seinem Hermelin auf



der von Schimmeln gezogenen Quadriga zur dominierenden Hauptfigur, welche durch die kraftvollen Töne der Umgebung noch einheitlicher zur Wirkung gelangt. Die Farbe hat in der Meisterhand Kellers hier ihre symbolische Bedeutung gewonnen, so daß sie selbst einen jubelvollen Siegeshymnus anzustimmen scheint. In der Ausführung erkennt man die uns bereits die souveräne Sicherheit des vorzeichnenden Künstlers, mag man die wie aus zartem Aether gewobenen Bewohner der Lüfte oder die mit dem Mark des wirklichen Lebens erfüllten Gestalten der Erde ins Auge fassen. Hohes Schönheitsgefühl, Kraft der Charakteristik, Fülle individuellen Lebens vereinigen sich zu einem Gesamtaccord von so herzerschütternder Reinheit, daß wir eine Symphonie im vollen Glanz eines trefflich besetzten Orchesters zu vernehmen meinten. Bei längerer Betrachtung steigert sich dieser Eindruck zusehends; nichts Leeres, Scheinhaftes stört uns, vielmehr ist alles von echtem innerem Lebensgehalt erfüllt.

Der Künstler hat, um seine Aufgabe im höchsten Monumentalstil zu lösen, zu einer allegorisch historischen Behandlung greifen müssen, die allein im stande ist, den Entscheidungsmoment der Wirklichkeit zum Anschaulichen, Ewiggültigen zu erheben. Gewiß sind wir weit entfernt, der bildenden Kunst die Berechtigung zu einer bloßen realistischen Behandlung eines bestimmten geschichtlichen Moments, wie zum Beispiel des siegreichen Einzugs Kaiser Wilhelms nach dem deutsch-französischen Krieg abzusprechen. Aber ebensowenig darf man ihr eine poetisch-allegorische Schilderung, wie sie hier vorliegt, verkümmern. Seit Rubens in dem berühmten Bildercyklus der Luxemburg-Galerie das glänzendste Beispiel gegeben hat, darf die Kunst, weil sie nicht verarmen, sich diesen Weg nicht verlegen lassen. Und doppelte Anerkennung verdient ein Künstler, der den Mut hat, der im einseitigsten Realismus sich beschränkenden Zeit ein leuchtendes Bild idealer Anschauung entgegenzuhalten. Freilich sind unsere Zeitgenossen so ausschließlich erfüllt von den Wundern des modernsten Naturalismus, daß sie sich fast entwöhnt haben, Eindrücken einer anders gesinnten Kunst Auge und Herz zu öffnen. Aber es wird eine Zeit kommen, wo man aus dieser Einseitigkeit und ihrer lastenden Enge sich wieder nach großen Anschauungen sehnen wird. Kellers treffliches Bild, ein Werk reifer Meisterschaft, wird dann zur vollen und allgemeinen Geltung kommen.

Möge es zum Schluß uns gestattet sein, einige Mitteilungen über Leben und Entwicklungsgang des Künstlers hinzuzufügen. Ferdinand Keller wurde am 5. August 1842 in Karlsruhe geboren, wo er das Lyceum besuchte, auf dem er eine tüchtige Grundlage humanistischer Bildung legte. Mit seinem Vater begab er sich dann 1859 nach Brasilien, dessen tropische Urwälder ihn zu eingehenden Studien bewogen. Eine überaus große Zahl herrlicher Blätter entstammen dieser Zeit. Nach Karlsruhe zurückgekehrt, trat er im einundzwanzigsten Lebensjahre als Schüler bei J. W. Schirmer ein, dessen poetische Auffassung der Natur ihm innerlich sympathisch war. Hier malte er eine Reihe größerer Bilder aus der Tropenwelt.

Bald aber zog die Darstellung der menschlichen Gestalt den jungen Künstler in ihren Bann, und er gehörte zu denen, welche den Reiz der Farben in ihrem lebendigsten Wert zu erfassen suchten. Auf dieser Bahn war der hochbegabte Canon, dieser Meister unter den Malern, sein Führer. Dann aber (1866) begab er sich nach Rom, wo er mehrere Jahre lebte und in freundschaftliche Verbindung zu Feuerbach kam, dessen malerisches Ideal dem seinigen verwandt war. In die Karlsruher Zeit fallen, außer vielen Porträts, Bilder, wie „Philipp II. von Spanien", womit er dem damaligen Zuge der Zeit nach dem Geschichtsdrama Rechnung trug. In allen diesen Werken kündigt sich bereits der geborene Koloritt an, der dann durch den längeren Aufenthalt in der Siebenhügelstadt die Weihe der hohen monumentalen Kunst empfing. Nach Karlsruhe zurückgekehrt, schuf er seinen „Nero", das Freskobild in der Jesuitenkirche zu Heidelberg, ein Dekorationsbild „Aurora" im Palais Douglas zu Karlsruhe, und ebendort die Lunettenbilder der neun Musen, sowie die Fresken im Treppenhause des Sammlungsgebäudes daselbst, die eine ideale Verherrlichung der Gottesgaben aller und neuer Zeiten darstellen. An die Galerie der Kunstakademie zu Wien gelangte sein „Hero und Leander", in die Karlsruher Kunsthalle das große Schlachtenbild des Entsatzes belagerten Markgrafen Ludwig von Baden. Hier erscheint Keller in der Vollkraft seiner glänzenden koloristischen Begabung, aber das Werk steht noch zu sehr im Sturm und Drang der Jugend und erstrebt gleichsam in der übergroßen Fülle der Motive.

Zu reifer Schönheit und edler Meisterschaft abgeklärt zeigt sich seine Kunst in dem großen Bilde der Aula zu Heidelberg, welches, zur Jubelfeier der Universität ausgeführt, den Einzug der Pallas Athene in Heidelberg zeigt, während Kurfürst Rupert theonend die Göttin empfängt, eine Schar jubelnder Studenten mit Bannern und Rüstern ihr entgegenzieht und eine Anzahl berühmter Heidelberger Universitätslehrer ihr folgt. Schon in diesem bedeutenden Bilde hatte der Künstler den Weg idealer Verschmelzung des Realen mit dem Allegorisch-Symbolischen betreten und eine Schöpfung voll Schönheit und Charakter hervorgebracht. Daß Ferdinand Keller außerdem zu den besten Porträtmalern Deutschlands gehört, dessen Bildnisse sich durch feine Farbenwirkung und Geschmack der Anordnung auszeichnen, ist männiglich bekannt. Auf der vorletzten großen Münchener Ausstellung errang das herrliche Bildnis einer Dame in schwarzem Seidenkleide, an deren Seite sich eine mächtige Dogge schmiegt, ein Porträt der Gattin des Künstlers, durch vornehme Auffassung und hohen koloristischen Reiz allgemeine Bewunderung. Um das Künstlerbild abzurunden, haben wir noch hinzuzufügen, daß Keller auch ein vortrefflicher Lehrer ist, daß die Karlsruher Kunstschule sich glücklich schätzt, ihn zu den Ihrigen rechnen zu dürfen, da sein Wirken einen nicht geringen Teil zu der hohen Blüte dieser Kunstschule beiträgt, daß endlich seine zahlreichen Schüler mit Begeisterung an dem jugendfrischen Meister hängen, der eben auf der Höhe seiner künstlerischen Kraft und Leistungsfähigkeit angelangt ist.

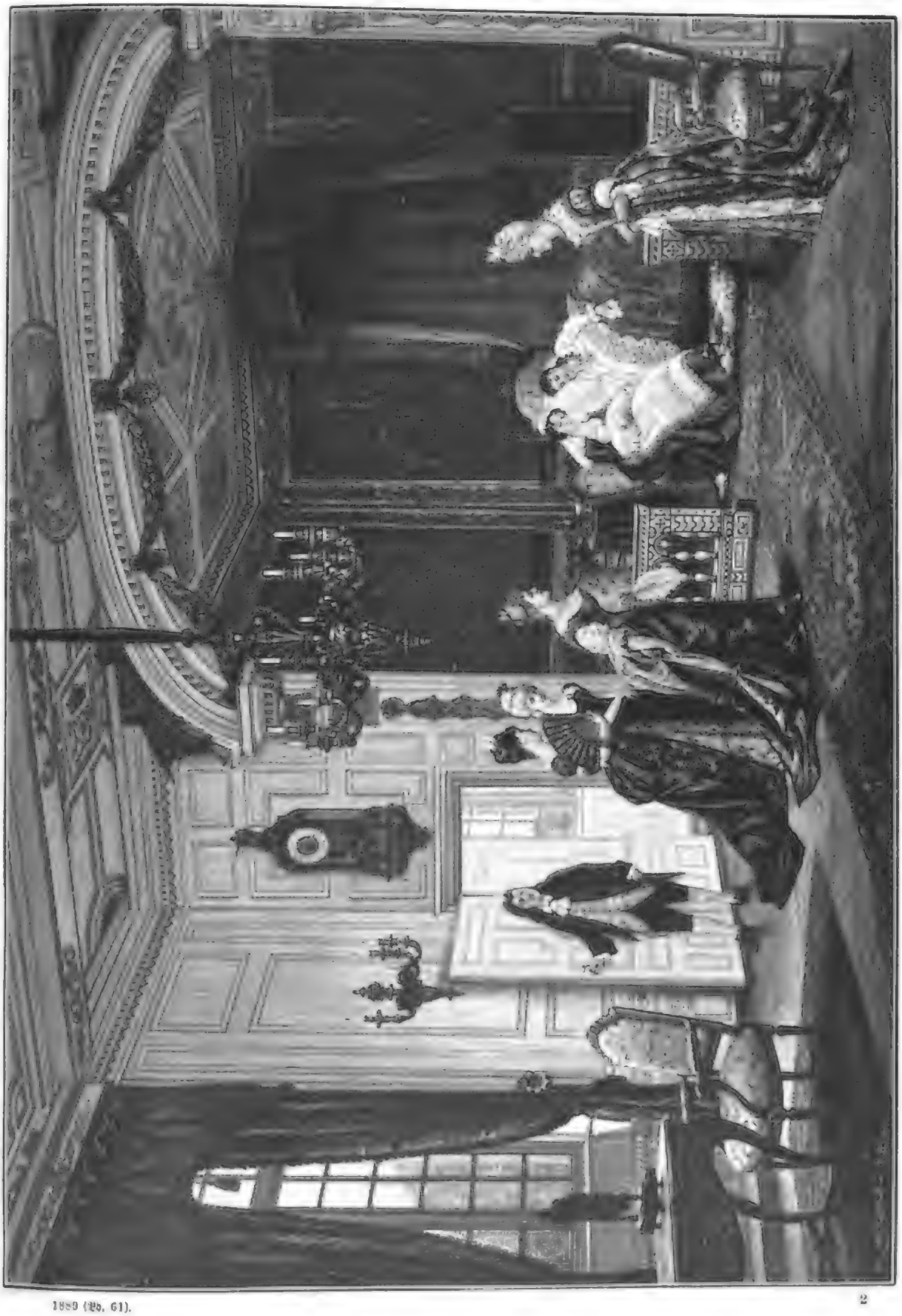
Was sein neuestes Werk anlangt, so halten wir es in seiner Größe der Komposition und edler Durchbildung, in der glücklichen Verbindung von Schönheit, Anmut und Kraft für eine der bedeutendsten Schöpfungen, welche die jüngste Zeit in Deutschland hervorgebracht hat. Hoffentlich wird eine der öffentlichen Galerien unseres Vaterlandes sich durch den hehren Patriotismus eingenommen und von vollendeter Meisterschaft zeugende Monumentalwerk sich nicht entgehen lassen, damit für alle Zeiten der Genuß dieses tröstlichen Kunstwerkes dem ganzen Volke zugänglich bleibe.

W. Lübke.



Crevettenfischerinnen. Originalzeichnung von Theodor Weber.

Digitized by Google



Der Besuch bei der Wöchnerin. Gemälde von C. Cap.

Digitized by Google

Nubia.

Erzählung

von

Richard Voß.

(Alle Rechte vorbehalten)

1.

Eines Junimorgens im Anfang dieses Jahrhunderts wanderte die Landstraße, welche von Tivoli durch das Sabinergebirge an das adriatische Meer führt, ein junger Mann. Tracht und Erscheinung ließen auf den ersten Blick in dem Fußgänger den Ausländer erkennen. Sein lichtes, lockiges Haar, die helle Farbe des frischen, hübschen Gesichts, die blauen, fröhlichen Augen mit ihrem tiefen Glanz, alles verriet den nordischen Fremdling. Sein Kostüm mochte einen steifen Gesellen doppelt schwerfällig erscheinen lassen; aber diese jugendliche Gestalt kleidete es vortrefflich. Auch war der Rock aus feinem weißem Tuch wohl etwas freier im Schnitt, als die strenge Mode es gestattete; die Farben der nur bis zu den Knieen reichenden Hose und der Strümpfe machten in ihrer Zusammenstellung den Eindruck, als wären sie auf das sorgfältigste ausgewählt, und unter dem sehr breit über die silbergraue Damastweste gelegten Hemdkragen war ein rotes Seidentuch mit etwas herausfordernder Zierlichkeit geschlungen. Den Kopf schützte ein weicher, breitkrämpiger Filzhut gegen die bereits stark brennenden Strahlen der römischen Sonne und ein Stock von jener jedem Deutschen rühmlichst bekannten Art, Ziegenhainer genannt, konnte dem Wanderer nicht nur zur kräftigen Stütze, sondern auch zur Not als feste Wehr und Waffe dienen; war doch die schöne und wilde Gegend, welche der Fremde einsam durchzog, im ganzen Kirchenstaat ihrer Unsicherheit wegen berüchtigt.

Nun wäre bei dem jungen Menschen, trotz seiner zierlichen Tracht, wohl schwerlich viel zu finden gewesen, was Ueberfall, Gefangennahme oder gar Totschlag einem Briganten hätte lohnen können. Solche, auf deren Fang sabinische Freibeuter es absahen, mußten anders reisen: mit Vetturin, Kammerdienern und Zofen; der Deutsche besaß nur leichtes Gepäck, das er ohne große Mühe in einem Ränzel auf dem Rücken trug, und das darauf gebundene Kästchen war sicher nicht mit Dukaten gefüllt. Das geübte Auge eines Banditen hätte in dem einsamen Spaziergänger sicher den wandernden Künstler erkannt; also einen Mann, den er nur dann würde angehalten haben, wenn es ihn gelüstet hätte, für sein Liebchen sein Konterfei machen zu lassen. Aber das waren Sentimentalitäten, und das Sitzen liegt nun einmal nicht in der Natur eines römischen Banditen und wäre der Maler der göttliche Rafael selber gewesen.

Was für verschiedene Gestalten bereits die Straße des alten, wackern Konsuls Marcius Valerius gezogen waren, diesen herrlichen Weg, der, wenn die Via Appia die Königin der römischen Straßen genannt wird, die Fürstin aller Heerwege des alten Römerreiches heißen muß. Auf dieser Via Valeria zog Nero im Triumph nach seinem sabinischen Landsitz an den künstlichen Anioseen, in strahlender, von weißen Pferden gezogener Biga, in sidonische Seide und phönizischen Purpur gehüllt, lorbeergekrönt: galt es doch, mit goldenen Netzen im Anio Forellen zu fischen! Auf dieser nämlichen Via Valeria wanderte viele Jahrhunderte später ein vornehmer römischer Jüngling dem nämlichen Sublacoeatum zu, um über den Ruinen des zerstörten Neronischen Zauberpalastes in einer Höhle das Leben eines Anachoreten zu führen. Wiederum vergehen Jahrhunderte nach dieser Wanderung des heiligen Benedikt auf der Via Valeria und die nämliche Straße eilte von Tagliacozzo her Konradin, der letzte Hohenstaufe, seinem Verderben entgegen. Und nun, an jenem strahlenden Frühsommermorgen, zog den nämlichen Weg Heinrich Hofmann aus Düsseldorf, ein tüchtiger Maler und im übrigen das kunstbegeisterste, schönheitsdurstigste, jugendfrischeste Menschenkind.

Er war kein Neuling in der römischen Natur. Bereits vor einigen Jahren war er über die Alpen gekommen, um sich, kaum daß er, durch die Porta del Popolo einwandernd, Roms sicher war, stehenden Fußes nach dem Kloster Sankt Isidoro zu begeben und sich daselbst in der stillen, frommen Künstlergemeinde Overbecks aufnehmen zu lassen: kaum hatte Heinrich einen Atemzug römischer Luft und römischen Lichtes gethan, als der gute, lebensfrohe Junge Nazarener wurde. Das war nun zwar nicht gerade das Dümmste, was einer verüben konnte, doch hätte dieser und jener entschieden etwas Besseres beginnen können; namentlich ein so junges Blut, sintemalen ein Künstlerherz und zwei Künstleraugen gewöhnlich zu allem andern eher taugen, als zu einem freiwilligen Klosterleben.

Nun war auch der gute Heinrich an Hoffnung reicher, als an Glauben; und obgleich er mit den anderen Jüngern demütig und andachtsvoll zu den Füßen des Meisters saß und ergebungsvoll dessen holdselige Madonnen, liebliche Jesusknaben und verklärte Heilige nachmalte, kam doch auch für ihn sehr bald die Zeit, wo seine liebe Künstlerseele nach anderem Verlangen trug, als nach christlichem Faltenwurf, nach Heiligenschein und Lilienstengeln. Genug, Meister Overbeck mußte diesem Thomas Urlaub geben, und so war es gekommen, daß eines strahlenden Morgens der Nazarener in seiner alten weltlichen Tracht Rom durch das Thor des heiligen Lorenzo verließ und einige Tage später, Tivoli im Rücken, auf der Via Valeria den Felsenhäuptern der Sabina entgegenzog.

Wie ist die Welt schön! Und wenn die Welt gar das Sabinergebirge ist, und wenn man dieses an einem Sommermorgen sieht — mit Künstleraugen! — und kommt dann noch dazu, daß man blutjung und zwei volle Jahre ein frommer Nazarener gewesen ist — sagen läßt es sich nicht, wie schön dann die Welt ist.

Seltsam, daß der Mensch dahin gelangen kann, den Anblick sabinischer Banditen demjenigen von Overbeckschen Madonnen vorzuziehen. Es brauchen nicht einmal Banditen zu sein; bescheidenen Ansprüchen genügen ganz gewöhnliche Menschenkinder: zum Beispiel irdische Frauen und Jungfrauen; bescheidenen Ansprüchen genügt die erste beste, schöne Sabinerin.

Für jetzt mußte sich unser Nazarener mit der wunderschönen Sabina selber begnügen; er hatte auch fürs erste vollständig genug daran.

Was war es für eine Herrlichkeit! Das mächtige Gebirge, von silberhellen Olivenwäldern umgürtet, von wilden Macchien eingefaßt, und darüber ragend die starren, leuchtenden Gipfel. Zur Rechten des Wanderers hob sich aus den Olivoten eine braune Felsenstadt, auf kahlen Bergrücken ein armseliges Hirtendorf oder ein mittelalterliches Kastell. Kreuz und quer durchschnitten Thäler, Schluchten, Klüfte die breite Masse des Gesteins und mit dem Neigen der Sonne breitete sich eine Welle von Silberglanz über die Landschaft.

Und das grüne Aniothal, durch welches die Straße sich zog, nahe dem Ufer des reizenden Flüßchens, dessen Flut unter einem Gewölbe verschlungener Aeste und Ranken kristallklar dahinfloß, gleichsam ummauert von den Bollwerken der Schlingpflanzen und blühenden Ranken. Jeden Augenblick ein neues Bild, jeder Augenblick neue Begeisterung und neues Entzücken bringend. Immer hatte Heinrich zu staunen. Bald waren es die von Epheu umklammerten gewaltigen Bogen eines Aquäduktes, einem Felde gelber Lilien entsteigend, bald irgend ein anderes antikes Gemäuer, das eine Wildnis von Strauchwerk und Blumen begrub.

Oder es war ein mit Eichen bewachsener Hügel, auf dessen Hängen schwarze Bergschafe weideten, gehütet von einem in Felle gekleideten Sabinerjüngling; ein verfallendes, mit Fresken geschmücktes Marienheiligtum; eine Herde halbwilder Pferde, auf den Anioswiesen sich tummelnd.

Als die Hitze die Lust der Bilderschau zu beeinträchtigen begann, verließ Heinrich die Landstraße und begab sich auf die Wiese, in deren Graswellen er bis an die Hüften einsank. Mühsam arbeitete er sich vorwärts zu dem hohen, grünen Wall hinüber, der in dieser Prärie das Bett des Flusses bezeichnete. Hier angelangt, drängte er sich durch Schilf und Röhricht, hob einen Rebenvorhang in die Höhe und sah nun dicht zu seinen Füßen die Flut dunkel und kühl dahinfließen. Mit unsäglichem Behagen ließ er sich hart am Rande niederfallen und Zweige und Ranken über sich zusammenschlagen. Tiefe Dämmerung umfing ihn. Blickte er über sich, hatte er Mühe, durch all das grüne Gewirr den Himmel zu erspähen; gleich großen, märchenhaften, leuchtenden Blüten hing es in den Aesten und die Sonnenstrahlen wiegten sich wie ein Schwarm funkelnder Falter im Gezweig.

Heinrich schloß die Augen, horchte auf des Rauschen und Raunen der Aniowellen und dachte an seine neue Komposition, die er fertig im Kopfe trug.

Es sollte etwas Großes werden! Keine Madonna, noch weniger eine Heilige, am wenigsten ein Heiliger; sondern etwas durchaus Irdisches: ein Mensch von Fleisch und Blut, ein Weib, ein junges, ein schönes Weib: Maria Magdalena, ehe sie als Büßerin in die Wüste geht, ehe sie eine große Sünderin wird: Maria Magdalena vor ihrem Sündenfall, in höchster, unbewußter Jungfrauenschönheit. Aber bereits nahte dem jungen Weibe der Versucher in Jünglingsgestalt, ihr das Spiegelbild ihrer Reize in einer Quelle weisend. Der junge Nazarener fühlte, daß es ihm heiß ins Gesicht stieg, ihm war, als hätte er seinen Herrn und Meister verraten; allerdings für mehr als dreißig Silberlinge: für einen jungen, lebensvollen Leib, für die höchste Schönheit des Weibes.

„Als ob diese nicht auch etwas Heiliges und Göttliches wäre!"

Er rief es laut, erhob sich und verließ das natürliche Nymphäum, um sich wieder auf die glühende Landstraße und von da eiligst nach dem nächsten Ort zu begeben, woselbst er eine Osteria zu finden hoffte, die den Einkehrenden außer mit sauerlichem Rebensaft auch mit anderen sabinischen Genüssen erquicken würde.

Bei Vicovaro fand Heinrich dieses Elysium. Es lag unterhalb der uralten Sabinerstadt, mit seinen grauen Wänden an den gewaltigen Tuffquadern des antiken Mauerkreises lehnend. Ulmen beschatteten die Hütte, darinnen auf einem römischen Opferstein das Herdfeuer brannte. Ein Zicklein briet darüber, von einem alten sibyllenhaften Weibe bewacht, indessen die Gäste dieser edlen Herberge, eine Schar in Fellen gekleideter Männer und Burschen, am Boden lungerten.

Heinrich bestellte sich von dem Spießbraten und suchte im Freien einen Platz unter den Ulmen, wo Kapitäler und zertrümmerte Säulen, wenn auch nicht gerade die bequemsten, so doch die ehrwürdigsten Sitze bildeten. Unmittelbar dahinter brach eine Quelle hervor, von Schilf und Lilien eingefaßt, die aber sogleich versickerte und zum Morastе ward, in den eine Herde kleiner, schwarzer Schweine und einige halbnackte, braune Knaben sich teilten, während die gesitteteren Mädchen am Rande der Pfütze mit einer großen Schildkröte und einem jungen Falken spielten. Die holden Geschöpfe hatten an den Schwanz des Horntieres einen Stein gebunden, den es nun mühsam mit sich herumschleppte; was den Vogel anbetraf, so wurde dieser, gemäß der bekannten italienischen Ansicht, daß ein Tier kein Christ sei, behandelt. Obgleich kein Christ, hatte das arme, gemarterte Federvieh den Glorienschein eines Märtyrers unter den Vögeln verdient.

Nachdem Heinrich vermittelst einiger Kupferstücke die gequälten Tiere aus den Händen ihrer Peiniger befreit, setzte er sich unter die Ulme auf ein griechisches Kapitäl aus der Zeit der Antonine. Geduldig seinen homerischen Braten erwartend, schaute er auf das von Glanz umduftete Felsengebirge und hätte sich durchaus nicht gewundert, wäre plötzlich hinter einer Herde Ziegen ein bocksbeiniger Pan oder langohriger Satyr den Hügel herabgesprungen; oder — ihm ein lieberer und sicher lieblicherer Anblick — aus dem schwankenden Röhricht hätte ein Nymphlein hervorgelugt.

Indessen er nahm auch mit der alten Sibylle vorlieb, die soeben aus der Hütte trat und das ganze braun gebratene Zicklein, noch an das Holz gebunden, herbeischleppte, damit der Fremde sich selbst ein Stück auswähle; ein junger, hübscher Bursche brachte ein graues Thongeschirr, in der Form eines antiken Mischkruges. Darin war der rötliche Sabinerwein, in dem schon Horaz geschwelgt und der trotz seiner bedenklichen Eigenschaften von dem Sänger in unsterblichen Oden gepriesen worden.

Die Amphora und den Spießbraten vor sich auf einem Säulenstumpf, ward Heinrich vollends heimisch zu Mute. Er hielt ein köstliches Mahl und war eben im Begriff, sich unter der Ulme zur Siesta auszustrecken, als ein naher Felsenzipfel seine Aufmerksamkeit erregte: was er bis dahin für Gestein gehalten, schienen ihm jetzt Häuser zu sein, vielmehr die Ruinen von Häusern. Er rief seinen Ganymed herbei, der sich mitten auf der staubigen Landstraße niedergelegt hatte und jedenfalls viel lieber liegen geblieben wäre, als daß er dem Rufe Folge geleistet.

„Höre Du! Was ist das dort oben? Sind das Felsen oder Häuser?"

„Das ist ein Paese."

„Wie, das ist ein Dorf?"

„Altro!"

„Was für ein Dorf ist es?"

„Saracenesco."

„Wie heißt es?"

„Saracenesco."

„Und wohnen in Saracenesco Leute?"

„Freilich. Es sind arme Teufel."

„Ich sehe kein einziges Feld."

„Sie haben auch keines."

„Wovon leben sie denn?"

Der Sabiner zog die Schultern in die Höhe, wodurch er dem Fremden mit echt römischer Beredsamkeit mitteilte:

„Ihr, Du, was willst Du eigentlich von mir? Fragst sonderbare Dinge! Wie soll ich wissen, wovon die Leute von Saracenesco leben? Was geht das mich an? Mögen sie leben, wovon sie wollen. Du fragst Dinge, die kein Mensch wissen kann. Laß mich zufrieden!"

Zum Glück für Heinrichs Wissensdrang kam gerade der Curato von Vicovaro des Weges gegangen. Der geistliche Herr gewahrte bei der Osteria einen Fremden, sah ihn im Gespräch mit dem jungen Sabiner und trat sogleich neugierig und teilnahmsvoll aus dem Sonnenbrande in den Schatten der Ulmen zu den beiden. Heinrich mit freundlicher Würde grüßend, erkundigte er sich, ob er dem Herrn mit irgend einer Auskunft dienen könne? Es käme selten ein Fremder nach Vicovaro. Die Gegend sei wild und sie zu bereisen gefährlich; der Herr sei gewiß ein Maler und wolle nach Subiaco zu den Klöstern Sankt Benedikts.

Heinrich bejahte beides und fragte den freundlichen Mann nach dem Felsennest, den würdigen Geistlichen einladend, ihm die Amphora leeren zu helfen.

Der Curato nahm an, setzte sich zu ihm, trank bedächtig, lobte den säuerlichen Saft seiner heimatlichen Reben, nahm huldvoll das mehr höfliche als aufrichtige Lob des Fremden entgegen, antwortete darauf mit einer Horazischen Strophe und teilte alsdann mit, was Heinrich über das in einer Wüstenei liegende Dorf zu wissen begehrte.

„Ja, Herr, das ist Saracenesco, ein wilder Ort und ein armseliges Volk. Im neunten Jahrhundert brachten die Deutschen afrikanische Heiden in unser allerchristlichstes Land, das sie sich unterjochen wollten. Auch in die Sabina kam das ungläubige Volk, brannte und sengte, plünderte und mordete wie Spanier und Türken. Aber mit Hilfe der Madonna und unserer lieben Heiligen warfen wir die Afrikaner wieder heraus. Nur ein winziges Häuflein Sarazenen vermochten wir nicht zu verjagen; das setzte sich droben über dem wilden Wald auf dem Felsengipfel fest, wehrte sich seines Lebens und war nicht herunterzubekommen.

„Und droben blieben sie. Was sollten wir machen? Es war freilich übles Gesindel: Ungläubige und Heiden. Aber nachdem alle anderen verjagt waren, ward Frieden im Lande, und da sie keinem etwas zu leide thaten, so ließen wir sie auf dem wilden Berge, wo es ihnen gefallen mußte; sonst hätten sie ja gehen können, zurück nach ihrem Afrika, Arabien und Phönizien.

„Sie wurden sogar Christen, und deshalb durften die Männer in unsere Thäler hinabsteigen und bei uns Feldarbeit thun, von deren Lohn sie sich kümmerlich nährten.

„Aber — ist es zu glauben? Es sind eigentlich immer noch Heiden! Trotzdem sie ihre Kinder taufen lassen und ab und zu drüben in Bardella oder hier in Vicovaro zur Messe und in die Beichte gehen, sind sie noch heutigen Tages ein schändliches Heidenvolk; wie denn auch viele von ihnen selbst jetzt noch ihre alten heidnischen Namen führen, heidnische Gebräuche haben, sogar in ihrer Tracht ihr einstmaliges Afrikanertum zeigen. Dafür sind die Leute von Saracenesco denn auch die ärmsten im Lande, noch ärmer, als selbst die Leute von Rocca, die wenigstens ihre wunderthätige Madonna besitzen, wenn selbige auch keine Wunder verrichtet. Der wüste Ort zählt nicht mehr als zweihundert Bewohner, davon die meisten Weiber sind, welche sich indessen selten in den Thälern blicken lassen. Die Männer kommen zum Frühling herab, verdingen sich in den Vignen und Olivoten, helfen den Römern das Feld bebauen und erhalten dafür — was Ihr gewiß begreiflich finden werdet — etwas weniger Arbeitslohn als ein christlicher Mann. Es sind eben nicht nur Heiden, sondern auch Bestien, die noch obendrein stolz thun.

„Ja, schaut nur hinauf, Herr, das ist Saracenesco! Es soll droben aussehen, als hausten dort Wölfe und Füchse. Aber wer kann das wissen, da kein Christ jemals hinaufkommt. Euer Wohl, Herr! Der Wein ist aus dem Thal der Licenza, wo der göttliche Sänger Horatius sein Sabinum besessen. Ihr habt doch von der bandusischen Quelle gehört?

„‚O fons Bandusiae, splendidior vitro,
Dulci digne mero, non sine floribus.'

„Was meint Ihr, Herr? — Ich geleite Euch heute nachmittag nach Rocca Giovane, woselbst das Sabinum des Dichters gestanden, und Ihr trinkt aus der bandusischen Quelle . . . Was sagt Ihr? Ihr wolltet . . . Nach Saracenesco wolltet Ihr hinauf? Mitten unter die Heiden! Die Madonna schütze Euch! Sie bringen Euch um! Lieber Herr, schont Eures jungen Lebens und geht mit mir zum bandusischen Quell und nach dem beschatteten Platz, wo

„Grog und Schlitten auf den Heiden gehören . . .
Und ein Quell, groß genug, um den Bach zu bemmen, so daß nicht Kahler mit Aloeen und nicht kristallener Gebrau sich umhalsen."

Indessen vergebens citirte der würdige Curato Horaz. Heinrich ließ den bandusischen Quell und das grüne Thal der Licenza, um den Nachkommen der Sarazenen in ihrer sabinischen Nekenie einen Besuch abzustatten.

Wehmütig sah der treffliche Geistliche den Jüngling scheiden.

II.

Hinter den Bergen von Tivoli neigte sich die Sonne bereits ihrem Untergang zu, als Heinrich aus der Macchia trat, welche — eine köstliche Wildnis! — den Felsenkegel, darauf Saracenesco lag, in weitem Kreise umgab. Staunend blieb er stehen. Der dichte Buschwald hatte bisher jeden Ausblick verhindert; auf einmal erschloß sich ihm eine unbegrenzte Fernsicht, so plötzlich, als würde von der Scene eines erhabenen Schauspiels der Vorhang aufgezogen.

Ueber sich, auf steiler, nackter Höhe, sah er das Dorf, dessen Hütten in den Stein hineingehöhlt zu sein schienen. Nichts Lebendiges zeigte sich. Gewaltig erhoben sich ringsum die Gipfel des Felsengebirgs, eine Kette schob sich hinter die andere, noch undunstet von der Hitze des Tages und von der scheidenden Sonne mit Glanz überströmt. Von den hintersten, höchsten Alpengipfeln waren nur die matten Umrisse sichtbar, als hätte eine göttliche Hand die Linien in die schimmernden Dunstmassen gezogen. Die Schneefelder des Gransasso leuchteten herüber.

Wandte sich Heinrich nach Süden, erblickte er die römische Ebene und die Meeresküste.

Aber wollte er noch vor Einbruch der Nacht in Saracenesco eintreffen, mußte er sich von dem überwältigenden Anblick losreißen. Auf steilem Pfade setzte er seinen Weg in möglichster Eile fort. Bald entschwand ihm der Ausblick von neuem in einem Felde blühenden Ginsters, dessen Zweige über ihm zusammenschlugen. Auf den strahlenden Blumen, mit denen das Buschwerk bedeckt war, lag das Gold der Abendsonne, und es schien dem Wanderer, als schritte er durch einen zu Hügeln aufgehäuften märchenhaften Schatz.

Dann gelangte er auf den Rücken des Felsenberges, einen Grat, der dicht mit silbergrauen Königskerzen und mächtigen blauen Disteln bewachsen war.

Je näher Heinrich Saracenesco kam, um so mehr versetzte der Anblick dieses Ortes ihn in Verwunderung. Eine Anzahl schwärzlicher Hütten, an den dunklen Felsen geschmiegt, wie solche nomadisirende Hirten in Eile sich aufbauen. Noch verdeckte ihm ein Vorsprung die volle Uebersicht des Dorfes. Er hastete, die letzte Strecke zurückzulegen; plötzlich that er einen leisen Ausruf der Verwunderung.

Denn er stand vor einem mäßig großen ebenen Platz, der tiefer lag als der Ort und den eine uralte gewaltige Buche beschattete. Unter diesem Baum befand sich eine Cisterne und daneben, gleichfalls in das Gestein gehauen, ein längliches Becken mit niederem Rande, darin die Weiber von Saracenesco ihre Wäsche zu waschen pflegten. Darüber streckten sich die silberhellen, mit Moos bewachsenen Aeste, das Wasser wie mit einem Baldachin vor der Sonne schützend. Eben versammelten sich die Bewohnerinnen des Dorfes unter dem schönen Baum, um daselbst ihre letzte Tagesarbeit zu verrichten. Zu zweien und zu dreien stiegen sie den schmalen und steilen Pfad herab, unter dem Arm die kupfernen, schön geformten Wassergefäße. Diese füllten die Frauen und stellten sie dann auf der Brüstung nieder, die Ankommenden begrüßend und eine Weile mit einander plaudernd. Dann halfen sie sich die schweren Krüge auf den Kopf, kreuzten die Arme über der Brust und stiegen langsam, gemessenen Schrittes, wieder zu den Hütten hinauf. Es war ein ununterbrochenes Kommen und Gehen.

Welches Entzücken erfüllte Heinrich, der, von einem Stein gedeckt, Muße hatte, das heitere Bild in sich aufzunehmen, als er gewahrte, daß die meisten der Wasserträgerinnen junge Mädchen von hoher, fremdartiger Schönheit waren. Sie trugen ein buntes, eigentümlich phantastisches Kostüm: einen hellblauen, faltenreichen Rock, ein rotes, enges Ueberwand, ein goldgelbes oder amaranthfarbenes Mieder und auf dem Kopf eine Last von Schleiertüchern. Die meisten besaßen goldenen Schmuck: einen starken Pfeil, der unter den Tüchern die schweren, schwarzen Flechten zusammenhielt, massives Ohrgehänge und ein übergroßes Halsgeschmeide.

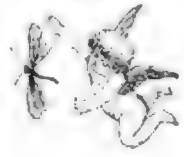
Heinrich stand und wendete kein Auge von den schlanken, geschmeidigen Gestalten, von den braunen, schönen Gesichtern. Keine Bewegung entging ihm. Wie sie den Kopf neigten, um sich die gefüllten Gefäße aufzusetzen, wie sie die Arme verschränkten, wie sie feierlich und doch anmutsvoll dahinwandelten!

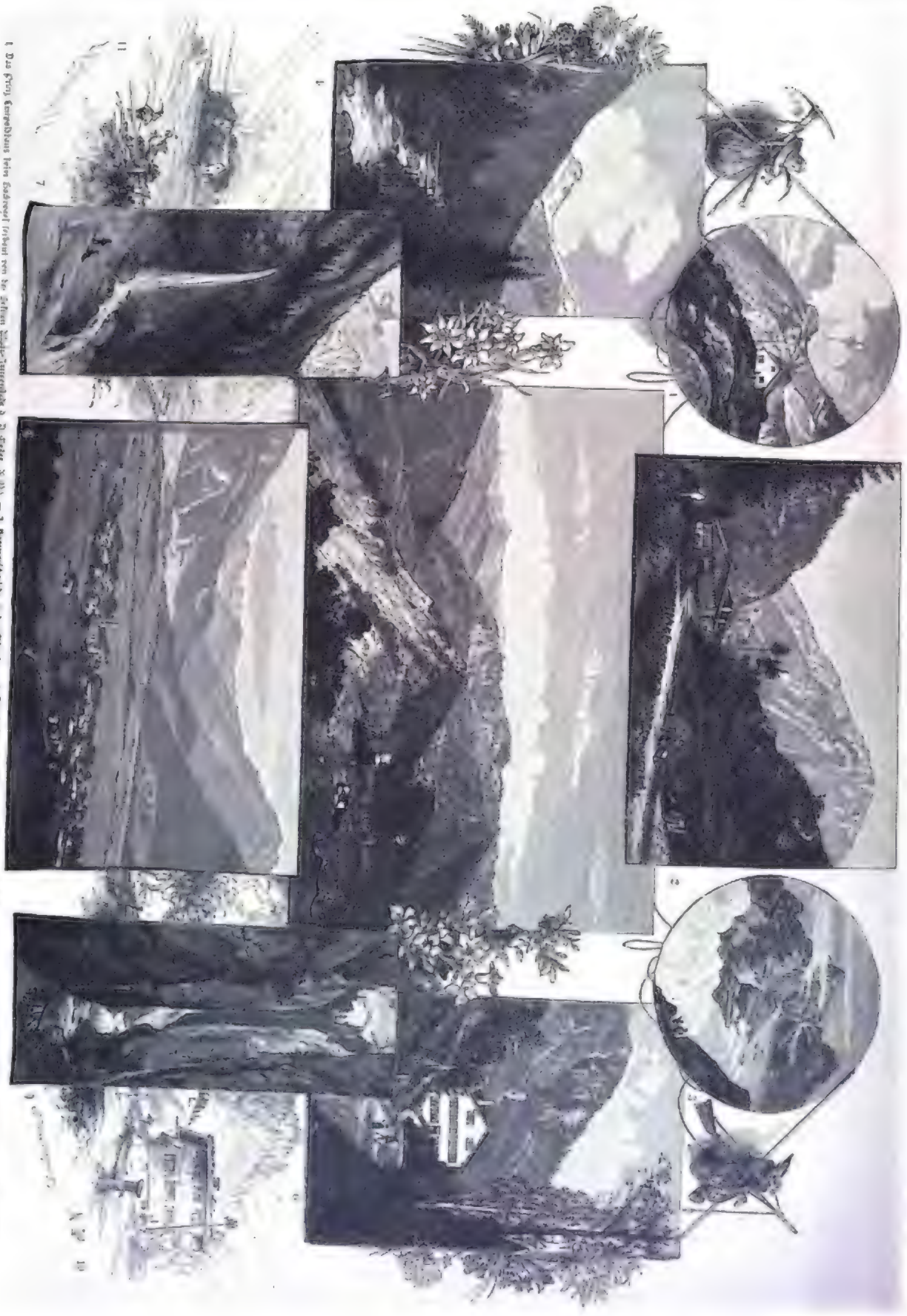
Und in den schmalen, dunklen Gesichtern die großen, brennenden Augen!

Von seinem versteckten Platz aus belauschte er die Schönen. Eines der Mädchen neckte die Genossin, sie aus ihrem gefüllten Kupfergefäß bespritzend. Sofort bildeten sich zwei Parteien und der Kampf begann. Angriff und Verteidigung, Flucht und Verfolgung! Hinüber und herüber ergossen sich die Wasserstrahlen, um Brunnen und Baum tummelten sich die Streiterinnen. Darüber ging die Sonne unter. Die Felsen erstrahlten von den Gluten der Abendröte, die wie Flammenschein die Schönen umfloß.

Der Kampf der Jungfrauen blieb unentschieden. Aber plötzlich beteiligte sich an der lustigen Schlacht eine, welche bis dahin müßig zugeschaut. Sie stand neben ihrem gefüllten Gefäß am Brunnen, ihr Gesicht von Heinrich abgewendet, dem die hohe, stolze Gestalt längst aufgefallen war. Als sie nun, mit rascher Bewegung das volle Kupfergefäß ergreifend, sich wandte, erschrak der gute Jüngling beinahe über die herrliche Schönheit des Mädchens. Das Wasser zwischen die Amazonen schüttend, beendete sie mit einem Schlage die Schlacht, die bedenklich feucht zu werden drohte. Gelassen füllte sie darauf das Gefäß von neuem und schickte sich, ohne sich um die anderen zu kümmern, zum Gehen an.

(Fortsetzung folgt.)





1. Das Prinz Georgsblaus beim Sodawasserholen. 2. Bauernschmiede im Tannach. — 3. Der Badeaufenthalt. — 4. Im Reiterübungsplatz. — 5. Auf dem Heimweg. — 6. Das Schwefelwasserbad bei Bad Oberdorf. — 7. Der Wasserfall bei Hindelang. — 8. Hindelang. — 9. Die Einöde. — 10. Haus in Hindelang am Weg zum Freibad. — 11. Beim Jagdschlößchen des Prinzregenten.

Aus dem Gebiete von Hindelang im bayrischen Algäu Originalzeichnung von P. Widmayer.



Im Bibliothekssaal des Königs von Rumänien.

Digitized by Google

Frrrt!

Originalnovelle

von

Heinrich Landsberger.

(Alle Rechte vorbehalten.)

„Was haben Sie mir beim Walzer und beim Lancier auch gesagt. Ich werde nächstens empfindlich werden, Baronin!"

„Erstens, mein Herr, ist Ihre Vermutung, daß ich noch frei bin, eine Impertinenz, zweitens finde ich den Centre grundsätzlich sehr langweilig, und drittens habe ich in der That Migräne."

„Und Ihr Tänzer?"

„Er hat verzichten müssen."

„Der Unselige!"

„Kein Pathos!"

„Sie finden es also sehr heiß im Saal?"

„Wollen Sie mir vom Wetter erzählen?"

„Im Gegenteil — von Ihrer Migräne."

„Nun?"

„Ich würde Ihnen empfehlen, an meinem Arm den Saal zu verlassen. Das Buffet nebenan wird Ihren Nerven gut thun."

„Glauben Sie, daß Sie mich täuschen können?"

„Nein."

„Allerdings glauben Sie das. Sie wollen mich überzeugen, daß Sie sich meiner Migräne erbarmen, weil Sie sich in diesem Saale langweilen. Ist es so?"

„Ja!"

„Dann geben Sie mir Ihren Arm."

„Sie sind ein Engel!"

„Still!"

„Ich schwöre es Ihnen!"

Sie erhob sich.

Ein Ruck der schmalen, mit den weißesten Sechzehnknöpfigen verhüllten Hand und — frrrt — die zitternden Spitzen des Kreppfächers mit der nach Hans Meyer gemalten „dame au gant" stoben auseinander.

Sie nahm seinen Arm.

Eben drangen vom Orchester die ersten Klänge der Cagliostroquadrille und die Paare begannen sich zu ordnen.

„Eh bien!" sagte die Baronin, indem sie sich zwischen einer blühenden Magnolie und einer riesigen Gomutipalme niederließ, „unterhalten Sie mich!"

„Wovon?"

„Das überlasse ich Ihnen."

„Sagen wir — von Ihren schönen Augen."

„Sie werden trivial!"

„Ich werde poetisch."

„Auch das noch!"

„Man wird es immer, wenn man von Ihren Augen spricht."

„Die Menschen haben also doch recht?"

„Welche Menschen?"

„Die da behaupten, Sie seien in mich verliebt."

Frrrt!

Der Krepp sauste zusammen.

Aus dem merkwürdigen grauen Auge schoß ein Blitz auf das Gesicht des Mannes, der an ihrer Seite stand und sich an den Stamm der Palme lehnte.

Er lächelte.

„Ich bin gewiß, Sie verachten die Verleumdung."

„Würde ich Sie sonst an dieser Stelle dulden?"

„Ich habe die Bedingung nicht vergessen."

„Ich bitte darum!"

„Trotzdem finde ich Ihre Augen sehr schön."

„Schweigen Sie!"

„Schweigen wir!"

Frrrt!

Sie bog sich in den Fauteuil zurück.

Der Fächer raschelte unter den schlanken Fingern auf und nieder.

Es war still in dem Raum.

Nur das einförmige Plätschern des Strahls, der hinter der Palme aufschoß und die gedämpften Klänge der Quadrille waren hörbar.

Der Premier a. D. trommelte mit dem Zeige- und Mittelfinger auf den Deckel seines Glaques, den er zwischen den Händen hielt, summte infolge eines eigentümlichen Ideenganges leise die Rossinische Stabat mater-Arie vor sich hin und sah herab zu der schönen Frau.

Der Fächer verbarg ihr Gesicht; nur ein schmaler Streifen der feinen weißen Stirn mit den aschblonden Löckchen, die sich an der Schläfe kräuselten, war sichtbar.

Diese Löckchen, die unter dem Luftzuge des Krepp in lustigem Gewirr hin und her tanzten, waren allerliebst.

Und die klassische Meißelung des nackten Oberarms — sie war eines Praxiteles würdig.

Und dann die Büste!

Ueberhaupt diese Gestalt, wie sie in dem Fauteuil hingegossen lag!

Der lichtblaue, schmiegsame Tüll offenbarte mehr die wundervollen Formen, als er sie verheimlichte.

Und der kleine, goldlackglänzende Punkt, der unter den Crêmespitzen vorwitzig hervorlugte — welches Füßchen verriet er!

Auch die strengste Kritik mußte bekennen — sie war eine schöne Frau.

Der Premier a. D. hatte seine Musterung vollendet. Aber wie leicht kann man etwas übersehen, und die Gewissenhaftigkeit war einer seiner Grundsätze. Er begann also noch einmal bei den Stirnlöckchen.

Und in der That! Ueber dem Scheitel, da stak eine Rose, eine weiße, wunderschöne Capitain-Christi-Rose.

Sie schien diese Blume zu lieben. Sie trug sie auch damals . . .

Frrrt!

Der Fächer klappte zusammen.

„Sie fixiren mich?"

„Ich betrachte die Rose in Ihrem Haar."

„Was ist da sonderbar?"

„Sie erinnert mich an die Stunde unserer Bekanntschaft."

„Warum?"

„Sie trugen eine ebensolche Rose an jenem denkwürdigen Abend, als ich zum erstenmale die Ehre hatte, Ihnen meine Ergebenheit zu versichern."

„Sie haben ein vortreffliches Gedächtnis."

„Man sagt es."

„Unterstützen Sie das meinige."

„Sie erinnern sich nicht mehr?"

„Nein."

„Sie kränken mich."

„Ich bedaure es."

„Zu Ihrem Glück verabscheue ich die Revanche. — An jenem denkwürdigen Abend ruhten Sie also mit reizender Nachlässigkeit in einem Schaukelstuhl, und während dieser unter dem Druck einer unsichtbaren Fußspitze hin und her wippte, schweifte Ihr graues Auge von der Brüstung des Balkons, welcher die Façade des „Hotel Angleterre" in Scherenlingen schmückte, über den belebten Strand zu Ihren Füßen, von da über die Dünen und von den Dünen über die blaue, glitzernde Flut bis zum Horizont, wo eben der feurige Ball in sein wässeriges Grab hinabstieg. Diese von den beliebtesten Schriftstellern so bevorzugte Thatsache veranlaßte Sie höchst wahrscheinlich zu gewissen philosophischen Betrachtungen. Ich vermute das. Denn als ich in Begleitung Ihres Schwagers durch die Balkonthüre trat, besaß zwar Ihre Frau Schwester, die mit der Miene der Resignation einen Roman von Manpassant in den Händen hielt, die Liebenswürdigkeit, von meiner Gegenwart Notiz zu nehmen; sogar der Statisch, der sich in Ihrer Nähe etablirt hatte, würdigte mich eines Blickes, wenn auch eines mißfälligen; denn Ihr Vetter spielte eben einen Grand ohne Vieren, und wer läßt sich in seiner Andacht gern stören! Nur Sie wollten den Kopf nicht wenden, und ich war doch so neugierig, was sich hinter diesem aschblonden Knoten versteckte. Aber die Welt hat ihre Chilanen, es blieb Ihnen schließlich nichts anderes übrig. Ich versichere Sie, ich war entzückt. Um die roten Lippen ging freilich ein Zug, der sich über den Sedezenfeld zu mokiren schien. Ich versöhnte Sie aber wieder. Denn Ihr Schwager begann einen Vortrag über die neueste Bereicherung seines ethnographischen Museums, nämlich einer hölzernen Kürbisflasche aus Neu-Caledonien, und da Sie erblichten, so erlaubte ich mir einzuschalten, daß Neu-Caledonien in der That ein wunderbares Land wäre, daß „Fromont jeune et Risler aîné" mit Coquelin im französischen Theater nichtsdestoweniger heute abend gleichfalls einen Genuß verspräche. In diesem Augenblick präsentirte ich sechs Logenbillets. Sie sagten: Ah!"

„Ich erinnere mich. Mein Schwager hatte sich an diesem Morgen vergeblich für uns bemüht."

„Als Sie in der Loge dann das Fichu von den Schultern nahmen, sah ich in Ihrem Haar die besagte Capitain-Christi-Rose."

„Und das haben Sie alles im Gedächtnis behalten?"

„O — noch mehr."

„Noch mehr?"

„Befehlen Sie?"

„Sprechen Sie!"

„Nach der Vorstellung saßen wir im „Café de Venise" in einem jener kleinen, lauschigen Seitenkabinette. Sie tranken einen Syphon mit Himbeer. Ihr Schwager machte Anstalten, von einem Bastgeflecht aus Neu-Guinea zu erzählen. Aber ich rettete Sie, indem ich mit einer Flankenwendung das Gespräch von Neu-Guinea auf das Dandetsche Schauspiel hinüberlenkte. Sie nahmen bei dieser Gelegenheit die treulose Sidonie Rißler gegen ihren Gatten in Schutz. Sie motivirten Ihre Paradoxe mit dem Grundsatze, daß ein alter Mann seine junge Frau heiraten sollte, daß ferner eine Frau mit ihren Vorzügen und Fehlern nur das Werk der Erziehung ihres Gatten, und endigten Ihre Reflexionen mit der bündigen Behauptung, daß die Männer überhaupt alle nichts taugten. Ich widerspreche niemals einer Dame — am wenigsten, wenn sie recht hat; dennoch frappirte mich Ihr Eifer. Aber ich habe Erziehung und fragte nicht nach der Ursache. Auf dem Heimweg erzählte mir dann Ihr Schwager, daß Sie Unglück mit Ihrer Ehe gehabt hatten und daß Sie den Schwur gethan, sich trotz Ihrer vierundzwanzig Jahre niemals wieder zu verheiraten. Welche Sympathie der Seelen! Am andern Tag, als ich Ihnen in Gesellschaft Ihrer Verwandten auf der Strandpromenade begegnete, beschloß ich, mich Ihnen zu entdecken. Indem ich Sie auf einen Dampfer am Horizont aufmerksam machte, welcher nicht existirte, gelang es mir, Sie zwanzig Schritte von den übrigen zurückzuhalten. Mit bewegtem Herzen gestand ich Ihnen, wie wunderbar ich Ihren Entschluß fand, und daß auch ich das Gelöbnis abgelegt, meine freie Manneshand niemals durch eine unwürdige Handschelle zu entweihen. Ein freudiges Erstaunen leuchtete über Ihr reizendes Gesicht. Wir waren beide entzückt. Ich bat um Ihre Freundschaft, und Sie waren von der Schicksalsfügung so ergriffen, daß Sie mir nichts verweigerten. Eine Bedingung knüpften Sie an unsern Vertrag, die ich mit Begeisterung unterschrieb — ich durfte mich Ihnen nie, wie die anderen Schwächlinge meines Geschlechts, mit einer sentimentalen Regung nahen. An dem Tag, an welchem solches geschah, wollten wir unsere Freundschaft als gelöst betrachten. — Sie sehen, ich besitze in der That ein gutes Gedächtnis. Und Sie konnten mich im Verdacht haben, daß ich ein unschätzbares Gut, wie Ihre Freundschaft, mutwillig dahingeben würde."

„Es wäre ein Affront!"

„Das sage ich auch."

„Hören Sie!"

„Was?"

„Man kommt."

„Nun?"

Sie erhob sich.

„Es ist überflüssig, daß man uns allein findet. Ihren Arm!"

Er bückte sich.

„Was haben Sie?"

„Ihre Schleppe wollte an diesem Nagel hängen bleiben."

Er log, denn er hatte eben die Capitain-Christi-Rose aufgehoben, welche ihrem Haar entglitten war, und sie mit großer Gewandtheit in der Brusttasche seines Fracks verschwinden lassen.

„Ich danke!" sagte sie und nahm den Fächer auf.

Frrrt!

Dann reichte er ihr seinen Arm.

„Aprropos, ich darf mich morgen nach Ihrem Befinden erkundigen?"

„Vergessen Sie aber die Karte zur Ausstellung nicht!"

„Niemals!"

Die Quadrille hatte eben ihr Ende erreicht, als sie den Saal wieder betraten.

•

„Bodo Freiherr von Wallis-Prehn, Rittergutsbesitzer und Premierlieutenant à la suite des Garde-Kürassierregiments", wie auf der Porzellantafel, die an der Entreethür angebracht war, zu lesen stand, befand sich heute morgen entschieden in verdrießlicher Laune. War es nun der unfreundliche graue Märzhimmel draußen, war es der ausgebrannte holländische Kamin mit dem toten, trostlosen Aschenhaufen, dem Symbol der Vergänglichkeit, oder war es das unbehagliche Gefühl, mit welchem man überhaupt am Morgen nach einer durchtanzten Nacht aufzuwachen pflegt — erwiesen ist jedenfalls, daß die Stimmung, welche augenblicklich den Premier beherrschte, jeder einzelnen dieser Ursachen alle Ehre machte.

Am meisten litt unter diesem Uebelstande natürlich Karl.

Karl würde, wenn er vor zwei Jahren die ihm angetragene Kapitulation angenommen hätte, unzweifelhaft Corvière gemacht haben. Er hätte es nach menschlicher Voraussicht sehr wahrscheinlich zu den höchsten militärischen Ehren gebracht, und der Tag, da er auf Grund eines lüzzlichen Corpsdefekts autorisirt war, seine lederne Säbelkoddel mit dem silbernen Portepée eines Wachtmeisters zu vertauschen, lag keineswegs im Bereiche der Illusion. Es bedurfte also des ganzen Opfermutes, der eine so hervorstechende Tugend seines vortrefflichen Charakters bildete, daß er auf die Proposition des Premiers „damals" einging. Der Premier quittirte „damals" und offerirte seinem Burschen, der „damals" die Wahl hatte, zur Reserve abzugehen oder zu kapituliren, in seine Dienste zu treten. Jeder Mensch hat im Leben seinen unbedachten Augenblick, besonders der gutmütige. Denn was sollte aus dem Premier werden, wenn er ihn verließ? Wer in sämtlichen fünf Erdteilen wußte denn sonst mit seinen Merkwürdigkeiten Bescheid? Daß er zum Beispiel, wenn er nach Hause kam, die Saffianpantoffeln vor seinem Nachttische finden mußte, daß er am Geburtstage des Kaisers die Paradeuniform anlegte, weil er sich dann ins Offizierskasino zum Diner begab, und daß er den Château Lagrange niemals ohne Selterswasser trank. Wer wußte das alles? — Jämmerlich

Digitized by Google

bestimmen wäre also der Premier, wenn Karl sich nicht seiner angenommen hätte. Und nun schnitt er in dieser Welt ins Erbrechen. Zum drittenmale schickte er ihn hinaus, weil das Glas Wasser angeblich nicht frisch war, und der Kaffee, den der Konditor gebracht hatte, war auch zu unterkocht. Das Wasser wär ihm zu warm und der Kaffee zu kalt. Er sollte ihn auf die Spiritusflamme setzen.

Karl schüttelte teilnahmlos den Kopf, stellte das Glas auf die Schüssel und verließ, das Service auf dem Handwagen balancierend, mit einem unterdrückten Seufzer das Zimmer.

Der Premier warf ihm einen vernichtenden Blick nach. Hatte er recht gehört? Der Mensch erlaubte sich es zu seufzen. Wirklich, er wurde von einem Tage zum andern unerträglicher. Sein ganzes Gebaren war von einem Selbstbewußtsein! Aber jeder hat im Leben seinen gedächtnis Augenblick, besonders der Gutmütige. Und Bobo Freiherr von Wallis-Pröhn gehörte leider Gottes zu dieser Kategorie. Er wollte diesen Menschen im Elende nicht untergehen lassen und nun dankte er ihm sein Mitleid mit einer Unverschämtheit.

Es war empörend, himmelschreiend! Es war überhaupt alles empörend, himmelschreiend heute.

Diese ungemütliche, kalte Stube!

Warum sie der Mensch eigentlich nicht geheizt hatte? Aber sagte man ihm ein Wort, so hielt er eine einstündige Beweisführung, daß die Kohlen zu Ende waren oder daß eine Kachel gesprungen und so weiter!

Ein gräßlicher Mensch!

Am liebsten wäre er auf und davon gegangen.

Aber wohin bei diesem Wetter, um diese Zeit?

(Schluß folgt.)

Crevettenfischerinnen.

(Hierzu das Bild Seite 8.)

Die Flut kommt. Auf hoher See kämpft ein kleiner Personenzugsdampfer tapfer gegen Wind und Wellen, ein paar große Lastkähne strecken mit voll gebähten Segeln dem heimatlichen Hafen zu — sonst unbelebte Oede den ganzen Strand entlang, bis auf einige Frauen, die in dem noch wenig bewegten Wasser waten. Bald schieben sie ein eigentümliches Netz, das beiläufig an zwei sich kreuzenden Holzstangen befestigt ist, fest auf dem Meeresboden vor sich her, bald entleeren sie es in weidengeflochtene Körbe, die sie am Arm oder auf dem Rücken mit sich schleppen. Die Beute hält nie — um so größer ihre Hast; noch eine halbe Stunde, und die gierige Flut ist vorüber! Rasch eilen sie mit ihrer Last ans Ufer, reinigen die Netze und schütten ihre Beute, einige Maß Crevetten, in den größeren Korb zusammen, um sie eilends hinzutragen und zu sieden, so lange sie noch ganz frisch sind. Crevette ist der französische Name für die Garnele, Crangon vulgaris. Sie gehört einer Familie der langschwänzigen Zehnfüßer, den Garneelen (caridina), an, von denen allein aus den europäischen Meeren 90 Arten beschrieben worden sind. Mit Hilfe bei sie die harnerlige, biegsame Körperbedeckung, die durchsichtig zarte und schöne Färbung und die blitzschnellen, blitzenden Bewegungen gemein, während sie sich durch einen, außer 3 Stacheln auf dem Kopfbrustschilde, völlig glatten Körper und die gedrungene Stellung der Fühlhörner von den anderen Gattungen unterscheidet. Lebendig sehen sie grau-grünlich-violett, in Salzwasser gekocht bekanntlich rosenrot aus. Gefangen werden sie an allen Nordseeküsten, doch ist die Art und Weise verschieden. Nur eine Fischer wenden dasjenige Verfahren an, welches in unserem Bilde wiedergegeben ist; andere spannen ein Pferd vor einen länglichen eisernen Rahmen, an welchem ein entsprechend größeres Netz hängt. Am einträglichsten und bequemsten ist der weitläufige, reusenartige Garnelkarb, der in den Rinnsalen der Watten aufgestellt und nach jeder Flut bei Eintritt der Ebbe geleert wird, doch ist er auch am kostspieligsten. Da er stets im Wasser bleibt und nur zeitweilig gereinigt wird, verrottet das Garn, aus dem er geflochten ist, rasch und muß häufig ersetzt werden. Die Crevette gehört bekanntlich zu den billigsten und geschätztesten Leckerbissen der Nordsee und fehlt an der Küste auf keiner Tafel. Leider verträgt sie weich und läßt sich ohne ein Wahrzeichen zu verlieren für den Versand nicht herrichten, doch findet man sie heutzutage, allerdings sehr verteuert, auch bereits in den Delikatessenhandlungen aller größeren Städte. F. Th.

Der Besuch bei der Wöchnerin.

(Hierzu das Bild Seite 9.)

Endlich ist der Lieblingswunsch des jungen gräflichen Ehepaares in Erfüllung gegangen, der heißblütige Vater durfte den lang ersehnten Sohn in seinen Armen halten, den Stammhalter, der bestimmt ist, den berühmten Namen des alten erlauchten Geschlechtes fortzupflanzen. Und welch' selige Ekstase verklärte die lichtblauen Züge der jungen Mutter, als sie zum erstenmal in die Augen des kleinen Erben sah. Sie wußte ja, daß sie dem geliebten Gatten kein schöneres, kein willkommeneres Geschenk hätte machen können. Nun liegt sie mit diesem beglückenden Gefühle in den seidenen Kissen, die Augen unverwandt auf den herzigen Liebling gerichtet, der an der Brust einer kräftigen Amme trinkt. Die Großmama war natürlich gekommen, um ihrer Tochter in der schweren Stunde beizustehen, und empfängt nun mit freundlichem Lächeln die Freundinnen der jungen Gräfin, die den ersten Besuch bei der Wöchnerin erstatten. Sie hat sich auf dem Lehnstuhl erhoben und tritt den Kommenden entgegen, die ihrerseits auch zuerst die ältere Dame begrüßen; denn selbst der Eintritt der drei Freundinnen hat nicht vermocht, die Augen der Mutter von ihrem Kinde abzuziehen. Erst als diese glückwünschend an das Bett herantreten und pflichtschuldigst den Kleinen bewundern, da lächelt sie ihnen glücklich und dankbar entgegen. Auch der alte Diener, der den Damen die Thüre geöffnet hat, bleibt einen Moment stehen und wirft einen schmerzlichen Blick auf seinen jungen Herrn. Alles im Schlosse atmet Entzücken und Freude über die Geburt des Erben.

Der Maler des Bildes, welches sich auf der Ausstellung der schönen Künste in Brüssel 1887 befand, E. Cap in Antwerpen, hat sich zum Hintergrunde dieser heiteren und lieblichen Familienscene ein Zimmer aus dem siebenzehnten Jahrhundert gewählt, welches heute noch genau in demselben Zustande erhalten ist, wie wir es auf seinem Bilde sehen. Das Zimmer befindet sich in dem Schlosse von Notre, zwei Meilen von Huy in Belgien entfernt, welches gegen Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts von Ferdinand, Grafen von Marchin erbaut wurde. Im Laufe der Zeiten hat es oft seinen Besitzer gewechselt; jetzt gehört es Herrn Fr. Beaucourt-Lamarche, Senator des Kantons Lüttich. Da es vollständig von allen Zerstörungen und Veränderungen verschont geblieben ist, so dürfte es sowohl für den Künstler als den Kunstforscher großes Interesse.

Aus den Händen einer königlichen Dichterin.

(Hierzu das Bild Seite 13.)

Der Widerspruch belebt die Konversation; daher kommt es, daß die Höfe so langweilig sind!" — weiter: „Die Dummheit drängt sich vor, um gesehen zu werden; die Klugheit steht zurück, um zu sehen!" Man möchte glauben, daß die beiden Aussprüche in nahem Connex zu einander stünden und daß sie von jemand hervorgerufen, der, des großen „gesellschaftlichen" Lebens satt, alles das flieht, was nun einmal in der Welt oder wenigstens in einem Teile derselben war und immer sein wird, weil es, durch konventionelle Schranken eingeengt, sich nicht frei entwickeln kann wie der Baum des Waldes; denn daß die strikte Innehaltung eines Zeremoniells, heiße es, wie es nur immer wolle, dazu geholfen habe, den menschlichen Geist weiterzubilden, das kann wohl kaum der verbissenste Perspektivenreiter behaupten. Und was die obigen beiden Aussprüche anbelangt, so geht deren Ursprung auf ein Buch zurück, das ähnliche Gedanken und Meinungen eine ganz große Reihe enthält und: „Pensées d'une reine", (Gedanken einer Königin) betitelt ist. Ja, und diese Königin ist eine ganz echte, rumänische, konzentrierte Majestät, denen großer Gedankenflug nichts zu thun hat mit jenen Dingen, welche als schützende Mauer die Gestalten jener, mögen sie wollen oder nicht, umgibt, die da in der Welt Krone und Scepter führen und vermöge der ganzen Einrichtungen, auf denen die äußerlich greifbare Machtstellung schließlich sich zeigt, gar oft der starren Form gegenüberstehen, welche für sie die zwingende ist und bleibt, obschon rein menschliches Gefühl vielleicht ganz anders, vielleicht oft viel reiner und edler sich kund geben würde.

Carmen Sylva, die königliche Dichterin, hat dafür in ihren zahlreichen Werken den schlagendsten Beweis geliefert; denn wo der Ausdruck des rein Menschlichen in so unmittelbarer Art und Weise — wenn der volkstümlichen Form braucht wohl nicht gesprochen zu werden — zu Tage tritt wie zum Beispiel in der herrlichen Dichtung „Leidens Gedrungs", da ist die letzte hemmende Fessel gesprengt; der Purpur ist nämmer gleichbedeutend mit der drückenden Last herkömmlicher Lebensgebarung. Er ist vielmehr der höchste Schmuck, der in edler Weise einem Wesen angehört, dessen ganze Denkungsart eine wahrhaft ideale genannt zu werden verdient, aus dem einfachen Grunde, weil der Adelsstand der idealsten Güter die stramme menschlichen Empfindens in sich birgt, aus denen reinem Gelde kein Erdreich herausgewonnen werden kann, da er zu tief im ganzen Wesen wurzelt, mit dem er völlig verwachsen erscheint. Und wie stark, wie mächtig kommt gerade dieser Zug in der oben erwähnten Dichtung zum Durchbruch! „Leiden" geht hervor aus „Leben", das den Begriff „Kampf" immer in sich schließt. Das Leben, ein wandertarer Leichnam, wird in stummischer Leidenschaft umworben vom Kampfe, der naturgemäß schließlich die Oberhand behält. Aus der Vereinigung der beiden entsprießen „Tod" und „Leiden" als Kinder, und den Zug des letzteren über die Welt zu schildern ist die Aufgabe des genannten Buches. Und darin hat die Dichterin gerade ihren eigenen schweren Stunden niedergegeben, die ihr nicht als Monarchin, sondern als Mutter vom Schicksal mit schwerer Hand auferlegt worden sind. Kein sentimentaler Zug macht sich darin breit, kein weibisches Verlangen des Verlorengegangenen. Der Drange der Mutter, die Wahrheiten des Lebens männlich zu ergründen, trifft sie der harte Schlag, daß ihr Töchterlein stirbt; sie bettet mit eigener Hand den stillen Reichen Lockenkopf ins Sargkissen. Der Schmerz, wiewohl er ihre Brust durchwühlte, ward ihrer nicht in weibischer Weise Herr, denn noch immer war das Bestreben der Erlauchten dieser gewurzelt als jeder andere Eindruck, und sie fragte angesichts des lieben Toten seines einzigen Kindes: „Leiden! Wo ist die Wahrheit!" Da gab ihr Leiden den Griffel in die Hand, und sie ward Dichterin. Was sie denn zunächst als Gabe aus dem Schatze der Sage gehoben, der im Rumänenland begraben ist, o, das ist eitel Gold und Edelgestein. In diesen Volkssagen erbaut sich, was der Strom, nach dem sie „Reichs-Märchen" benannt sind, rauscht, was die Baumwipfel in den Urwäldern der Karpathen flüstern, kurzum, der ganze Reichtum, den volkstümliche Poesie in sich schließt und der dort noch nicht in jenem Maße durch den schädlichen Hauch exzessiver Hyperkultur so lebenstötet ist, wie es bei uns selbst schon in den entlegensten Bergthälern der Fall ist. Da sind die Geister des Märchens und der Poesie davongezogen, und bald wird unser Volk nichts mehr wissen von dem, was Wald und Heide, Moorland und steinübersäte Gebirgshalden beblikerte; jene Figuren, die aus dem Quell urwüchsiger Naturanschauung emporstiegen, sie stehen auf Nimmerwiedersehen, denn:

„Jetzt rennt der Dampf,
Jetzt brennt der Wind,
Jetzt gibt's kein Fuß noch Gott;
Die Sonne matt, und feilgeschmiedet
Beherrschet der Kupferdraht."

Doch zurück zu Carmen Sylva, deren hohe Bedeutung als Dichterin sich nicht nur in der formal schönen Ausdrucksweise märchenhafter oder allegorischer Dichtung bekundet, sondern in alle dem, was einen für die Lösung hoher menschlicher Probleme überhaupt berufenen Geist auf allen Seiten auszeichnet, wo er mit sicherem Griff die rechte Taste anschlägt. Ihr „Jehavah" ist in dieser Hinsicht ein Werk, das, begründet auf drei einigen Gesetze des Werdens, dem Mutterglücke, uns eine Rhapsodie-Figur vor Augen führt, deren Streben nach Erkenntnis allgemein ist nicht auf gesteigertes Sinnen und äußerlich bewegungsloses Meditiren, das vielmehr in erobernder Weise Stück für Stück erringen will, um innerstem Drange zu genügen und jenem Ziele zuzustreben, das einen Faust in seiner Art ebenso bildete wie es Parzival im Suchen nach dem Gral gebildet.

Es wäre zu weit gegriffen, sollte hier ein Bild von der schöpferischen Frau gegeben, sollten alle ihre eigenen und die in Gemeinschaft mit einer andern Dame entstandenen Werke aufgeführt werden.

Das neueste Werk „In der Irre" ist eine Reihe von Erzählungen, die eigentlich gar nicht unter einem Namen zusammenzufassen sind, so jede geht der Charakter der einzelnen in sich abgeschlossenen Glieder des Ganzen auseinander. Während „Es war ein Irrtum" eigentlich eher als dramatische Arbeit der Entwicklung zweier sein angelegten Charaktere den richtigen Spielraum gäbe (diese Novelle ist gemeinsame Arbeit der Fürstin und ihrer Freundin und Mitarbeiterin, Frau Mira Kremnitz), übermalen in „Ein Vogelkind in den Karpathen", „Die Schwingenreuter" (eine von der sonst so gestaltenden Spezies). „Sei ruhig, Mädi" und „In Fesseln", Schilderungen packender psychischer Natur von kräftiger Farbe, packender Charakteristik, jedes für sich ein Meisterwerk.

Daß solch hochbegabte Frau auch in Bezug auf die künstlerische Erhöhung der täglichen Umgebung in höchstem Maße einwirkt, bedarf wohl kaum einer weiteren Erwähnung. Wie in Herrenchiemsee und anderen Bauten des prachtliebenden Bayernkönigs das Bedürfnis nach pompöser Belebung des ersten Mannes im Staate klar hervortritt, so scheint es andererseits mit jenen Räumen beschaffen zu sein, denen ein dichterisch schaffender Geist seinen Stempel aufdrückte. Die prächtige Einrichtung der Bibliothek im Königsschlosse zu Sinaja ist ein Werk dem Münchnerischen Ursprunge. Es ging nach Entwürfen des ersten Architekten im Hofbaubüreau, Atelier aus dieser Anstalt hervor, die schon mit gar so manchem Meisterwerke der Schreinerei im künstlerischen Sinne des Wortes Zeugnis abzulegen hat für den Ruf, der ihr nicht umsonst zuteil wird.

H. E. v. F.

Unter deutscher Kriegsflagge.

Von

G. v. S.

(Mit Karte beiliegend.)

Es ist eine anerkannte Thatsache, daß die erste Aufgabe, welche die Seemacht des deutschen Reiches sich zu stellen hatte, nämlich die Verteidigung der Küsten, gegenwärtig als vollkommen gelöst betrachtet werden kann, so daß wir im Fall eines Krieges das Vordringen einer feindlichen Flotte gegen unsere Küste nicht mehr fürchten dürfen. Nun aber tritt an unsere Marine die neue Aufgabe heran, sich auch auf der hohen See vollkommen schlagfertig zu machen, damit sie fähig sei, die Interessen und die Ehre Deutschlands auch dort, und zwar nicht allein gegen die Mächte zweiten und dritten Ranges, nachdrücklich zu verteidigen. Zu einer solchen Ausdehnung unserer Marine



Markt in Tiflis. Gemälde von Professor Josef Brandt.

Digitized by Google

Herrn Feichtels Jagdabenteuer.

Nach Skizzen von E. Schmidt gezeichnet von A. Vögler.



Herr Feichtel kimmt daher
Mit 'n Jagen und G'wehr,
„Und i' wett,“ denkt er sicht,
„Daß i' heunt was dermisch.“



Und a Has', der springt auf,
Den kennt er gand nauf —
„Na, Dreckert, sei g'schickt,
Und lauf' nimmer gar z' weit!“



Und Herr Feichtel schießt nach
Und schaut stäck umadum:
„Nan Teufi, wa is 's denn,
Dös Luader, dös kemmt!“



„Aha, da geh'n d' Spatz'n,
Und da 'nein is er g'schlupft:
Jetzt wart nur, glei' will
Aus dem Loch aaher g'hupft.“



„Da is scho' mal Hasseln,
Und 's Pfannerl dös g'hört i',
So, Freundel, glei' hast 's,
A'n Hasg'sang na di' stirt!“



Und Herr Feichtel greift nus,
Und schreit: „Au, Sakrament!“
Und a Fuchs hatt dem Hasen
Aus dem Loch außer trennt.



Herr Feichtel nimmt 's G'wehr,
Und schießt dinner vom Her,
Doch des Flitzerl — Holla!
Hebt nur d' Ruten in d' Höh'.



Der Has' is davo',
Und dem Fuchs hat's nix tho,
All sein Hund verrooßt,
Nur der Feichtel der — schnooßt.



Und a Jager ohne Hund
Is a Fuß ohne Spund,
Is a Hasen ohne Knopf,
Is a trauriger Tropf!

fordert uns schon die Rücksicht auf unsere Kolonien auf, welche bei weiterer Entwicklung eines starken, auch von den Mächten ersten Ranges respektirten Schutzes bedürfen.

Wohl hat sich bisher der mißgünstige englische Einspruch gegen unsere kolonialen Erwerbungen vor der einfachen Erklärung zurückgezogen, daß jene Gebiete unter dem Schutz des deutschen Reiches ständen; aber es konnten doch immerhin auch Verhältnisse eintreten, unter denen die Fragen sich ernsthafter zuspitzen. Vor allem muß man dabei bedenken, daß unsere Kolonien noch kein Werthobjekt bilden, für welches England einen Krach mit dem mächtigen deutschen Reiche wagen möchte. Aber wir haben gerade für unsere Kolonien ja auch mit dem Fall eines französischen Krieges zu rechnen, und in solchem Falle würde die Gefahr für dieselben um so größer werden, je mehr sie an innerem Wert und wirthschaftlicher Bedeutung sich steigerten.

Dies muß aber nach Berechnung der bezüglichen Faktoren in schneller Progression eintreten, wenn unsere Kolonialpolitik in richtiger Weise wie bisher sich weiter entwickelt und zu einem wesentlichen Faktor der Blüte und des wirthschaftlichen Reichthums unserer Nation wird. Diejenigen, welche bei uns an der kolonialen Entwicklung zweifeln oder derselben gar feindlich gegenüberstehen und in unserer Kolonialpolitik nur einen unnützen und erfolglosen Versuch erblicken, für den jede Ausgabe zu viel sei, verkennen nach unserer Ueberzeugung vollkommen die Bedeutung der Sache, wie dies ja auch bei den kolonialen Bestrebungen der Engländer anfänglich der Fall war. Denn auch dort wurde die Gründung der englisch-ostindischen Compagnie mißtrauisch angesehen und der Privatspekulation überlassen, und erst die überraschenden und großen Erfolge dieses Unternehmens waren die Ursache, daß die englische Politik sich mehr und mehr der Pflege der Kolonialpolitik zuwendete, welche heute die wesentlichen Wurzeln des englischen Reichthums und der englischen Großmachtsstellung bildet. Ein großes Reich wie Deutschland hat heute die Verpflichtung, auch seinen Antheil an den reichen Produktionsgebieten der fernen Welteile, ganz besonders Afrikas, das noch eine große Zukunft in sich birgt, zu gewinnen und zu sichern. Auch deshalb die Entwicklung unserer heutigen volkswirthschaftlichen Verhältnisse zur Berücksichtigung der Auswanderlust, ein fruchtbareres Gebiet für die überschießenden nationalen Arbeitskräfte zu suchen.

Wir haben in Deutschland solcher überschießenden Arbeitskräfte schon seit lange außerordentlich viel und ganz erheblich mehr als zum Beispiel Frankreich und Italien. Die romanischen Rassen scheuen vor fremden Verhältnissen zurück, sind lässiger und träger und begnügen sich in der angeborenen Genügsamkeit der vaterländischen Verhältnisse mit einer engen und beschränkten Existenz. Der Deutsche schent das Wagnis und die Arbeit nicht, wenn es gilt, sich den Wohlstand und den eigenen Herd, den er oft — nicht aus Trägheit, sondern wegen Uebersüllung mit Arbeitskräften — im Vaterlande nicht finden kann, auswärts zu erringen. Dieser Drang hat schon seit lange zu einer sehr bedeutenden Auswanderung geführt, deren Kräfte stets dem Vaterlande wirthschaftlich verloren gingen und den Ländern zu gute kamen, denen sie sich zuwendeten, wie denn auch Nordamerika sein Aufblühen recht geringen Teilen der deutschen Einwanderung dankt.

Der Versuch einer Zurückhaltung solcher Einwanderung, der wohl zuweilen gemacht worden ist, bleibt meist erfolglos und entspricht auch nicht dem Wohl des Vaterlandes, denn die überschießenden Arbeitskräfte, welche den Lohn einer Thätigkeit daheim nicht finden können, verfallen der Unzufriedenheit und dem Haß gegen die bestehenden Verhältnisse, denen sie die Schuld an ihrem erfolglosen Streben beimessen. Gerade aus solchen überschießenden Arbeitskräften bildet sich zum großen Teil die Sozialdemokratie, welche immer lauter und entschiedener unsere politischen und wirthschaftlichen Zustände bedroht. Durch eine ausgedehnte und thätig geleitete Kolonisation wird nun für alle diejenigen Elemente, welche entweder durch Auswanderung der wirthschaftlichen Kraft des Vaterlandes entzogen werden oder aber hier bei uns einen gefährlichen Gärungsstoff bilden, ein Gebiet nutzlicher Thätigkeit geöffnet, deren Früchte dem Wohlstand des Vaterlandes wieder zufallen.

Natürlich kann eine solche Entwicklung nicht mit einemmale sich vollziehen, aber daß sie kommen muß und kommen wird, kann allen denjenigen nicht zweifelhaft sein, welche die Wahrheit nicht verkennen, daß die politische wie die wirthschaftliche Geschichte der Völker niemals in Sprüngen vorwärts geht und oft länger und mühsamer vorbereitender Arbeit bedarf, ehe sie, und dann in überraschender Schnelligkeit, die Ergebnisse derselben vor Augen stellt, wie dies zu der politischen Entwicklung des deutschen Reiches der Fall war, die sich lange in stiller Arbeit geistig und in der Bewußtsein des Volkes vorbereitete, bis sie dann, durch die Zeit gereift, unerwartet rasch ihre Frucht trieb.

Schneller freilich wohl als früher vollziehen sich solche Entwicklungen in unseren Tagen, in denen wir durch Dampf und Elektrizität die Zeit und die Entfernung überwunden haben, und darum ist es die von dem großen Reichskanzler wahrgenommene Pflicht der deutschen Regierung, der Entwicklung unserer Kolonien eine eingehende und sorgsame Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Die Gegner unserer Kolonialpolitik machen besonders geltend, daß gerade in den afrikanischen Gebieten das gesundheitsschädliche Klima sich der zahlreichen Ansiedlung feindlich entgegenstelle, daß die Eingeborenen der Zivilisation unzugänglich seien und daß man noch nirgends in den Kolonialgebieten wirklich nutzbare Produktionswerte in großem Umfang gefunden und nachgewiesen habe, welche dem nationalen Reichtum zu gute kommen können. Diese Einwände aber halten vor einer vorurteilslosen Prüfung nicht stand, scheinen vielmehr von vorneherein unbegründet. Das Klima hat noch niemals einer Kolonisation Widerstand geboten, was am besten die Engländer beweisen. Der Mensch akklimatisirt sich überall und ertragt namentlich leicht und ohne Gesundheitsstörungen die Tropenwärme. Die gefährlichen Fieber aber, welche sich hier und dort an den Küsten zeigen, haben ihren Grund meist nur in dem Mangel aller Kultur und verschwinden mit der geregelten Ansiedlung und der wirthschaftlichen Pflege des Bodens.

Mit all diesen Hindernissen hat man am Kap und in Ost- und Westindien in sehr hohem Maße zu kämpfen gehabt, und dennoch sind sie überwunden worden, obgleich man zu ihrer Ueberwindung damals, als dies stattfand, noch lange nicht all die Hilfsmittel der Wissenschaft und Technik hat anwenden können, die uns heute zu Gebote stehen.

Die Eingeborenen zeigen sich in der noch so kurzen Dauer unserer Ansiedlung der Zivilisation leichter und schneller zugänglich, als man es anfangs glaubte, und werden um so bildungsfähiger werden, je mehr sie die Wohlthaten der Zivilisation empfinden und je mehr wir sie auf richtigen Wege derselben zuführen.

Die Engländer, welche durch ihre Kolonien groß geworden sind, haben ihre gewaltigen Erfolge erreicht, obwohl sie nach einer unserer Ansicht nach falschen Grundsätze vorgegangen sind; sie haben überall die Reichtümer der Länder, welche sie sich aneigneten, auf Raubbau ausgebeutet und die eingeborenen Volkerschaften, wenn auch nicht dem Namen nach, so doch in der That als rechtlose Sklaven behandelt, unterjocht und ausgenützt und dieselben sich dadurch zu bitteren Todfeinden gemacht, so daß für sie die schlimmste Gefahr ihres Kolonialbesitzes in der Bevölkerung desselben selbst liegt, die sie unausgesetzt niederzuhalten und zu bemachen gezwungen sind.

Auf unseren Kolonien wird ganz das entgegengesetzte Verfahren beobachtet. Die Eingeborenen erhalten einen Rechtsschutz, der ihnen bisher fremd war; wir sind bestrebt, ihnen Vertrauen einzuflößen, ihnen die Wohlthaten der Ordnung und des gesicherten Besitzes zuzuführen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß sie auf diesem Wege unsere Freunde und die sicherste Stütze unseres Kolonialbesitzes werden müssen. Namentlich wird dazu die angebahnte und bald immer weiter fortschreitende militärische Erziehung beitragen. Wenn es erst einmal gelungen ist, die eingeborenen Neger zu guten Soldaten zu machen, wozu sie sehr viel Neigung haben, so wird die weitere Zivilisation, besonders auch die Moral und das Christentum, bei ihnen leicht Eingang finden.

Sehr tüchtig in dieser Beziehung ist die für unsere Kolonisation gewählte Form. Wir haben die Kolonialgebiete nicht einfach in Besitz genommen und einverleibt, sondern nur unter den Schutz des deutschen Reiches gestellt. Nach außenhin, für den Verkehr mit anderen Mächten gegenüber, bedeutet das freilich ganz dasselbe, es bildet jedoch einen großen Unterschied für die innere Entwicklung jener neuen Gebiete. Würden dieselben einfach einverleibt sein, so würden dort auch ohne weiteres die deutschen Gesetze in Kraft treten und naturlich mit den Lebensbedingungen und Anschauungen der Eingeborenen sich vielfach in Widerspruch stellen und gewaltige Härten mit sich führen. Dadurch nun aber, daß unsere Kolonien nur unter den Schutz des Reiches gestellt sind, ist die innere Entwicklung vorbehalten und kann durch Verordnungen, welche den Lebensbedingungen und Gewohnheiten der Eingeborenen entsprechen, allmälich und sicher der gesunden bürgerlichen und staatlichen Entfaltung zugeführt werden.

Was nun den Reichtum der wirthschaftlichen Produktionskraft jener Gebiete betrifft, so läßt sich darüber auch noch nicht im entferntesten ein richtiges oder gar abschließendes Urteil fällen. Unsere Kolonien sind gar zu jung, als daß in dieser Beziehung schon Nachhaltiges hätte geschehen können; so viel aber steht fest, daß die afrikanischen Wälder bei forstmäßiger Kultur erheblich höheren Ertrag als die hiesigen Forsten durch den Wert der Nutzhölzer bringen müssen, und es müßte wunderbar zugehen, wenn die Erde dort bei bergmännischer Ausnutzung keine Ertragnisse liefern sollte.

Ebenso ist es zweifellos, daß der Boden einem außerordentlich ergiebigen Ackerbau und mehrfacher Ernte zugeführt werden kann. Dazu gehört natürlich Zeit und Arbeitskraft, aber es ist ganz gewiß, daß, wenn die Arbeitskräfte in wachsendem Maße zuströmen, wenn die heutigen Kräfte der Wissenschaft und Technik zu Hilfe genommen werden, wir bald ganz außerordentliche Erfolge sehen müssen, so daß — vielleicht sogar in verhältnismäßig kurzer Zeit — reiche und niegeahnte Früchte auf unseren Kolonien erwachsen.

Dabei ist ferner noch zu bedenken, daß das ganze Hinterland der Küstenstriche, die wir erworben, und zugehört, in dem Maße wie es der Kultur öffnen und dadurch in Besitz nehmen, sowie daß Kraft und Reichtum der Produktion nach dem Binnenlande hin zunehmen und daß uns also ein unabsehbares Gebiet fortwährender Erwerbung durch wirthschaftliche Arbeit offen steht. Wir besitzen nun bis jetzt an außereuropäischen Gebieten, welche unter den Schutz des deutschen Namens gestellt, also politisch und wirthschaftlich dem deutschen Reiche angeschlossen sind:

1) Im Stille:

Das Tongogebiet an der Sklavenküste mit Einschluß des Gebietes von Porto Seguro und Klein-Popo.

Das Kamerungebiet vom Rio del Rey im Norden bis zum Gampostuß im Süden.

Das südwestafrikanische Küstengebiet von Kunene im Norden bis zum Oranjefluß im Süden, mit Ausschluß der Walfischbai.

Die Gebiete der afrikanischen Herrscher von Usagara, Nguru, Ukamba und Uzaramo in Ostafrika, wie dieselben im kaiserlichen Schutzbrief vom Jahr 1885 näher bezeichnet sind.

Das Witugebiet.

In allen diesen Gebieten gehören natürlich die Hinterländer, wie sie entweder durch Kultur in Besitz genommen oder von den berechtigten Besitzern vertragsmäßig erworben werden.

2) Im der Südsee:

Die Marschallsinseln mit einem Flächeninhalt von 110 Quadratkilometer und 10,000 Bewohnern.

Ferner unter kaiserlichem Schutz, aber unter Verwaltung der Neu-Guineacompagnie:

Kaiser Wilhelmland auf Neu-Guinea mit einem Flächeninhalt von 179,250 Quadratkilometer und 100,000 Bewohnern.

Den Bismarckarchipel — Inseln zwischen den Meridianen 141 und 154 Grad östlich und dem Aequator im Norden und Neu-Guinea und 8 Grad südlicher Breite im Süden — mit einem Flächeninhalt von 52,200 Quadratkilometer und 188,000 Bewohnern.

Die Inseln der Salomonsgruppe, welche nördlich der zwischen der deutschen und der großbritannischen Regierung am 6. April 1886 vereinbarten Scheidungslinie liegen, mit einem Flächeninhalt von 22,000 Quadratkilometer und 80,000 Bewohnern.

Es ist dies ein außerordentlich ausgedehntes Ländergebiet mit einer jetzt schon nicht unerheblichen Einwohnerzahl, und es werden alle diese Gebiete, je nachdem sie mehr und mehr in Kultur treten, demnächst und vielleicht schon in kurzer Zeit schnell steigend, einen sehr bedeutenden Wert darstellen. Je mehr dieser Wert steigt, je mehr die Kultur sich entwickelt, um so mehr werden denn auch die überschießenden Arbeitskräfte Deutschlands darauf sich wenden, wo sie unter der Fahne des Vaterlandes sicheren Erwerb und Besitz finden können. Auch die eingeborenen Einwohner werden sich, wie das infolge geordneter Kultur stets der Fall ist, in steigender Proportion vermehren, und die Kolonien werden in jeder Beziehung einen hochwichtigen Faktor in dem wirthschaftlichen Leben der deutschen Nation bilden. Es ist selbstverständlich, daß darum auch ein nachdrücklicher und vollkommen wirksamer Schutz für diese Kolonialgebiete geschaffen werden muß; man wird darauf bedacht sein müssen, auch dort die Küsten zu befestigen, Verteidigungsbesatzungen zu gründen und nach deutschem Vorbilde zu organisiren. Wir werden dabei nach unseren Kolonisationsprinzipien weiter fahren, als es bei den Engländern der Fall war. Diese müssen in ihren Kolonien viele europäische Besatzungen halten, da sie bei ihrem Ausbeutungssystem und der brutalen Unterdrückung der Bevölkerung auf die eingeborenen Truppen sich nirgends verlassen können, wie die Aufstände in Indien mehrfach bewiesen haben. Unter deutscher Disziplin und Ausbildung aber werden die Eingeborenen unserer Kolonien gewiß bald tüchtige Soldaten werden und mit Freuden das Gebiet, das wir ihnen zu einer fruchtbringenden heimischen Wohnstätte entwickeln und in welchen wir ihnen das Recht freier Gleichberechtigung geben, wenn es sein muß, zu verteidigen bereit sein. Die wichtigste und wirksamste Verteidigung aber wird für unsere Kolonien, namentlich was die Inseln betrifft, auf der hohen See geführt werden müssen; wir werden eine schlachtentüchtige Flotte schaffen müssen, welche auch in ihrer numerischen Stärke im stande ist, feindliche Unternehmungen unserer Kolonialgebiete zurückzuweisen und die von dort ausgehenden Industrien so schützig als möglich zu schützen. Daneben darf auch nicht außer acht gelassen werden, daß sich leicht noch weitere maritime und kolonisale Interessen für uns entwickeln können. Unter den Boers in Südafrika hat sich schon mehrfach der Wunsch nach deutschem Schutz laut kundgegeben. Selbstverständlich wird das deutsche Reich niemals darauf ausgehen, gewaltsame Erwerbungen in fremden Weltteilen zu machen, noch aber können Verhältnisse eintreten, welche uns die Pflicht auferlegen, den Ruf germanischer Elemente nach dem Schutz des deutschen Reiches nicht zu überhören, und auch für solche Fälle muß unsere Marine gerüstet sein. Es tritt daher die unabweisbare Notwendigkeit hervor, nunmehr energisch an den Bau von Schlachtschiffen zu gehen.

Wir dürfen es ohne Ueberhebung sagen, daß unsere Marine, sowohl was den Bau und die Ausrüstung der Schiffe, als die Disziplin und Ausbildung der Mannschaft betrifft, sehr hoch steht, der Zahl nach aber stehen wir hinter den großen Seemächten zurück, und in dieser Beziehung müssen wir uns ebenbürtig machen, um allen Möglichkeiten der Zukunft stolz und ruhig entgegensehen zu können.

Um eine ungefähre klare Uebersicht darüber zu gewinnen, was in dieser Beziehung nötig sein mag, wollen wir eine ungefähre Vergleichung unserer Marine mit derjenigen von Frankreich und England anstellen.

Google

Das deutsche Reich besitzt 101 Kriegsfahrzeuge, Frankreich dagegen 410. Die französische Flotte zählt 52 Panzerfahrzeuge, während wir deren nur 27 besitzen. Frankreich hat 34 große Schlachtschiffe — wir nur 13, und auf den französischen Werften sind noch 9 Panzerfahrzeuge ersten Ranges in Bau. Die französische Schlachtflotte übersteigt also an Zahl unsere numerisch bedeutend.

Die englische Flotte besitzt 61 Panzerschiffe und ist auch in Bezug der übrigen Kriegsfahrzeuge numerisch überlegen, wenn auch allerdings gerade in England sehr viele Schiffe nicht in Dienst gestellt sind.

Nun ist dabei allerdings in Betracht zu ziehen, daß Frankreich ebenso wie England bestimmte Flottenstationen haben, welche sie nicht aufgeben und auch nicht wesentlich verringern können. Namentlich England würde viele seiner Flottenstationen nicht nur in Rücksicht auf äußere Anzeichen, sondern besonders auch wegen der innern Sicherheit der seiner Herrschaft stets abgeneigten Kolonien im Kriegsfalle eher noch zu verstärken gezwungen sein. So hält England im Mittelmeer 6 Panzerschiffe ersten Ranges, welche es kaum jemals von dort entnehmen kann, ohne seine Interessen preiszugeben, und für Indien mit der Cilläfte Afrikas sind zur einige Dampfer bestimmt, welche im Falle von dort ausbrechender Unruhen erheblich verstärkt werden müssen. Das Kanalgeschwader mit der ersten Reserve besteht im ganzen aus 10 Panzerschiffen ersten Ranges von etwa 6000 Tonnen und 4 solchen zweiten Ranges von 3—6000 Tonnen.

Mit diesem Geschwader würden wir im Falle eines Krieges wesentlich zu rechnen haben, und auch mit diesem kann in seiner ganzen Ausdehnung, da dessen in der obigen Zahl mitgerechnete Reserve zur Deckung der Küsten dient, deren Verletzung nach Ansicht sogar der englischen Seeleute sehr empfindlich ist. Ferstlich werden wir mit der steigenden Wichtigkeit unserer Kolonialgebiete gezwungen sein, auch unsererseits freie Stationen anzulegen, die wir dann auch nicht gänzlich oder erheblich verringern könnten. Wir würden so inventiren eine namhafte Vermehrung unserer Schlachtschiffe, das heißt der Panzerfahrzeuge ersten und zweiten Ranges vornehmen müssen, um unsere Stellung zur See erhalten zu erhalten und unseren Kolonien unter allen Umständen nachhaltigen Schutz zu gewähren.

Um der im Kriegsfall verfügbaren französischen Flotte stark zu kommen, würden wir noch etwa 20 größere Wachtschiffe bedürfen, und mit derselben Vermehrung würden wir auch im stande sein, England überall die Spitze bieten zu können.

Wir haben vor die Zahlen ungefähr angestellt; die Feststellung derselben, wie sie als notwendig erscheint, wird natürlich nach reiflicher Prüfung von den dazu berufenen Instanzen erfolgen müssen, immer aber wird der Betrag der Vermehrung der Flotte nicht ganz unerheblich sein können.

Diese Vermehrung soll natürlich nicht in übereilter Hast durchgeführt, aber auch nicht zu lange verzögert werden; denn die heutigen politischen Konjunkturen und Möglichkeiten wechseln schnell, und eine Großmacht wie das deutsche Reich hat die Pflicht gegen sich selbst, auf alles gefaßt zu sein. Die erste Frage bei dieser Fortentwicklung unserer Flotte bildet nun das Geld, wie bei allen politischen und namentlich militärischen Notwendigkeiten. Es ist früher einmal ein Betrag von 200 Millionen in Aussicht genommen worden. Ob diese Summe zureichend ist, soll hier ununtersucht bleiben; so viel aber steht fest, daß der Betrag immerhin ein sehr namhafter sein wird. Doch sollte man kaum daran zweifeln, daß der deutsche Reichstag eine in dieser Richtung gestellte Forderung der Regierung mit nationalem Verständnis bewilligen wird, wenn dieselbe in sachgemäßer Begründung von einer Regierung gestellt wird, welche jederzeit bewiesen hat, daß sie entschlossen und befähigt ist, die Ehre, Größe und materielle Wohlfahrt des zusammengeschlossenen deutschen Reiches zu verteidigen und zu vermehren.

Wie ernst es unser Kaiser Wilhelm II. mit der Entwicklung der Marine in dem vorstehend kurz dargelegten Sinne nimmt, das hat der junge Herrscher in seiner kurzen Regierungszeit schon deutlich durch die That bewiesen und auch in der Abschiedsbewilligung für den hochverdienten General von Caprivi klar und bestimmt ausgesprochen. Nicht nur hat sich der Kaiser auf seinen Reisen nach Petersburg, Stockholm und Kopenhagen von seiner Marine das Ehrengeleit geben lassen, und die Unserer derselben gezeugen, sondern er hat auch neuerdings öffentlich kundgegeben, wie hoch er die künftigen Aufgaben der Marine stelle und wie sehr sie Vertrauen begründet ist, daß diese Aufgaben in der würdigen Hingebung seiner Seemacht Erfüllung finden werden.

Es ist hergebrachte Sitte am preußischen Hofe, befreundeter Herrschern die Uniformen preußischer Regimenter zu verleihen, indem sie zu Chefs derselben ernannt werden. Der König von Schweden nun, welcher bei dem feierlich festlichen Ereignis der Taufe des Prinzen Oskar als Pate des jüngsten Kaisersohnes in Berlin erschien, ist vom Kaiser Wilhelm à la suite der deutschen Marine gestellt worden, und dieselbe Stellung hat der deutsche Kaiser in der schwedischen Marine angenommen, so daß die beiden so nahe befreundeten Herrscher künftig sich in ihren bezüglichen Admiralsuniformen begegnen werden.

Es ist jetzt zum erstenmal geschehen, daß ein deutscher Kaiser die deutsche Admiralsuniform getragen hat und daß einem fremden Souverän diese Uniform als Auszeichnung verliehen ist. Der Eifer der Marine, sich den großen Aufgaben ihrer Zukunft gewachsen und des Vertrauens ihres großen Kriegsherrn würdig zu zeigen, wird durch solche Auszeichnung auf das Höchste gesteigert werden und auch darum bald auch Gelegenheit zu bethätigter Bethätigung finden.

Wir möchten glauben, daß schon der nächste Reichstag sich darauf zu beschäftigen und auch seinerseits seine nationale Begeisterung für die große Sache der deutschen Seemacht zu bewähren haben wird.

Es ist wohl gegen eine solche Weiterentwicklung der Marine, wie sie von den Admiralen gewünscht und befürwortet werde, von seiten der Gegner eingewendet worden, daß man in Deutschland nicht die zur Bemannung größerer Flotten tüchtigen und ausbildungsfähigen Mannschaften in genügender Anzahl finde. Doch möchten wir auch dieses Bedenken nicht für gerechtfertigt halten. Es steht zweifellos fest, daß die Ausbildung und Mannszucht unserer Marine die Verwunderung und den Neid aller Sachkundigen erregt haben, und wo einmal ein solcher Grund gelegt ist, da baut es sich leicht weiter, da gliedern sich die neuen Elemente leicht an. Der Deutsche, auch der Binnenländer, scheut das Meer nicht, wie dies zum Beispiel der Franzose thut. Das beweisen die zahlreichen Seereisen unseres Handelsstandes und die Auswanderung nach überseeischen Ländern. Der Deutsche ist außerdem gern Soldat und liebt das Waffenhandwerk in jeder Form, und seit lange lebt die Begeisterung für die deutsche Flotte und Flagge in allen deutschen Herzen. Wir sind deshalb überzeugt, daß auch Rekruten aus den Binnenländern sich ganz vortrefflich in den Seedienst hineinfinden werden; aber es bieten sich ja noch der schon von Natur zum Seedienst berufenen Kräfte genug in den militärpflichtigen Mannschaften unserer Küstenländer Pommern und Preußen, in Schleswig-Holstein, in Mecklenburg und den Gebieten der Hansestädte; dort ist die ganze junge Mannschaft mit dem Meer vertraut und wird vielleicht in der größten Anzahl den Dienst zur See dem zu Lande vorziehen.

Jedenfalls werden wir unsere Flotte noch sehr erheblich vermehren können, ehe wir Mangel an Mannschaften für dieselbe spüren, und selbst der Bayer und Württemberger, der nie vorher das Meer gesehen, wird wahrlich allezeit noch ein besserer Wehrmann zur See unter der Flagge seines Vaterlandes sein als die Matrosen, welche in England oft von fremden Schiffen angeworben und unter vaterlandslosem Gesindel geprellt werden.

Möge darum frisch und fröhlich in die Zukunft hinein der alte Kriegs- und Siegesruf auch über die Planken von Bord der deutschen Schiffe klingen:

„Vorwärts mit Gott für Kaiser und Vaterland!"

Markt in Tiflis.

(Skizze aus Transkaukasien.)

Tiflis hat zwar wie alle Städte seine bestimmten Wochenmärkte, zu welchen die Leute aus der Umgebung in Prozessionen herangewandert kommen, teils um ihre Produkte an den Mann zu bringen, teils um Viktualien, Kleider oder Hausgeräte zu erstehen. Das hindert aber keineswegs die sogenannten Jugendes Händler, ihre Buden je nach Zeit und Gelegenheit an anderen Tagen aufzuschlagen.

Auf die Herkunft des Feilgehaltenen darf man nicht zu streng achten. Oft ist das zu verhandelnde Pferd durchaus nicht rechtmäßiges Eigentum der Person, die dasselbe zum Kauf anbietet. Auch die mannigfachsten anderen Gegenstände, die man hier zu Markte bringt, wie Hausgeräte, Teppiche, Waffen, Musikinstrumente, Luxusgeräte, Schmuckwaren und so weiter rühren in nicht seltenen Fällen von einem treulosigkeitigen Raube her, der fern im Lande von einer Schar wegelagernder Tataren ausgeübt worden ist.

Die Beute geht von Hand zu Hand, um schließlich erst dann ihren Hehler offen auf den Markt gebracht zu werden, und sollte da etwa ein wachsamer Polizist die Sache bedenklich finden, so ist der Verkäufer schnell mit der Urkunde bei der Hand, kraft deren bezeugt wird, daß er sämtliche Objekte auf ehrliche Weise um sonderliche bare Rubel erstanden hat. Da gibt es denn nichts weiter zu machen, und der Schaden bleibt immer auf seiten des Bestohlenen.

Ein ganz besonderer Handelszweig im Kaukasus ist das Verschachern gestohlener Pferde. Da läßt es aber vorsichtig sein, denn das Gesetz hat, um dem Überhandnehmen dieses Unfugs zu steuern, die Anordnung getroffen, daß jedes Pferd seinen Paß — bei Menschen würden wir's Personalbeschreibung nennen — besitzt, demzufolge es jederzeit erkannt werden kann.

Auf diesen Paß ist nebst Angabe des jedesmaligen Besitzers hauptsächlich das Brandzeichen genau nachzubilden und der Verkäufer muß dem neuen Erwerber beigegebenes Papier nebst einer behördlich bestätigten Bescheinigung übergeben, welcher in dem gesetzmäßigen Kauf ausdrücklich hervorgehoben ist.

Aber auch für solche Fälle haben die ehrenwerten Herren Gauner einen Ausweg zu finden gewußt, indem sie dem Brandzeichen des gestohlenen Pferdes einige Striche und Schnörkel hinzufügen, mittels der Welt in der thatsächlichsten Bedeutung ein X für ein U vormachen, das entsprechende Dokument fälschen und so gefahrlos das gestohlene Tier auf den Markt bringen.

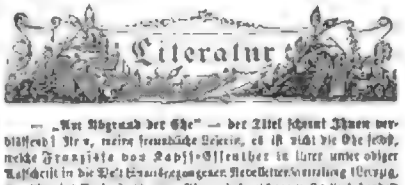
Die Kunst der Pferdediebe ist heutzutage noch eine mit vervollkommnete und — wenn Ihnen fast sagen — angeborene im Kaukasus. Es wird als ritterlicher Sport betrachtet, bei Nacht und Nebel einen Stall zu erbrechen, sich auf den Rücken des nächstbesten Pferdes zu werfen, die anderen vor der Hofthüre niederzureißen und nun in tollem Galopp über die Heide zu sprengen, den Fluß zu durchschwimmen und so bis zum Tagesanbruch dahinzujagen, um die Beute dem ersten Hehler zu übergeben, der dann schleunigst bestissen ist, die erhaltene Ware so schnell als möglich dahin weiterzubringen, wo bereits ein dritter Ehrgeweihter auf ihre Ankunft wartet.

So mancher Abkömmling einer historischen Familie frißt heutzutage sein Leben auf diese Art, trotz ohne Ueberlegung Leib und Leben daran, um die leeren Taschen zu füllen und ein paar Tage in Saus und Braus verjubeln zu können.

„Kurdi" heißt der Dieb auf Georgisch — vermutlich vom Volk der Kurden hergeleitet, welches insgesamt eine einzige große Räuberbande bildet. Aber der mingrelische oder abchasische Pferdedieb ist kein so gefährliches Geschöpf wie sein Geschäftsgenosse aus dem Kurdistan. Während letzterer nach allem, dessen er habhaft werden kann, seine Finger ausstreckt und gleich mit dem Messer bei der Hand ist, findet es ersterer nicht kavaliermäßig, etwas anderes als Pferde zu stehlen; ja, ich glaube, so unrecht würde die volle Gerechtigkeit liegen lassen und auf einen mingrelischen Kurzjagenbiel-Kleptes davonjagen, nur um den Grundsatz zu wahren. Bekommt er dabei eine Kugel in den Leib, so nimmt er es dem Verfolger nicht einmal besonders übel; ein verlorenes Spiel — weiter nichts! Ein mir befreundeter Georgier stand mit einem solchen berüchtigten Notordiebführer auf dem besten Fuße, obwohl er ihm schon zweimal einen ganz gehörigen Denkzettel gegeben hatte.

Eine Art Berühmtheit hatte sich vor mehreren Jahren ein Fürst Jukulidze erworben, welcher der Schrecken aller Pferdebesitzer und — wie die Legende behauptet — der Wohlthäter aller Nolleidenden war, indem er mit dem Erlös seiner Raubthat hilfsbedürftigen Landsleuten beisprang. Dieser noblemde Umstand wurde jedoch bei Gelegenheit seiner Hochnotpeinlichen von den Richtern nicht in Betracht gezogen, sondern man verurteilte ihn zum Tode. Immerhin hatte er auf seinem letzten Gange die Befriedigung, von einer ungeheuren Menschenmenge aus allen Schichten der Bevölkerung begleitet zu werden und aus so manchem schönen Auge die hellen Thränen des Mitleids — vielleicht sogar der Liebe — fließen zu sehen.

J. G. von Zuliger.



— „Am Abgrund der Ehe" — der Titel scheint Ihnen verdächtig? Nun, meine freundliche Leserin, es ist nicht die Ehe selbst, welche Franziska von Kapff-Essenther in ihrer unter obiger Aufschrift in der Deutschen Verlagsanstalt (Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien) als einen Abgrund bezeichnen will; sie behandelt vielmehr eine ganze Reihe von Abgründen, in welche ein junges Ehepaar hinein kann. Alle die höchst verschiedenartigen gefährlichen Posten, die uns da vor Augen treten, können in dem einen oder andern dieser Abgründe ihn — die einen ohnmächtig, taumelnd, stürzend; die anderen mit geheimem Grausen oder offenbarendem Schaudern; die dritten wohl gar unbekümmert vorüberziehen sehen können, der von da unten aufzugeben scheint und so mit desperater Macht hinabzuziehen droht. Ob aber die Versinkenen aus ihrer, nicht selten gänzlich spurlosen Tiefe vor uns treten oder uns bedauernde Einblicke in unheilbringende Folgen der Ehe eröffnen — immer weiß sie Gestalten voll überzeugenden Lebens zu schaffen, an deren Freuden und Leiden wir aufrichtig teilnehmen, deren Glück und Wehe zu dem unsrigen wird.

— Ein türkischer Großstaat, aus den ersten Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung stammend, der bei eine vorderhand Jahrhunderten in der Nähe des Donaustaat aufgefunden wurde, gab, so scheint es, die erste Anregung zu dem historisch-türkischen Roman „Tschakare, eine Geschichte aus dem Donaulande" von Gottfried Schwab (Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.). In geist- und phantasievoller Weise läßt der Verfasser hier eine kampfdurchwühlte, leidenschaftliche Vergangenheit wieder auferstehen. Er schildert Gestalten voll packender Lebenskraft, Vorgänge voll erschütternder Tragik. Es ist keine bequeme Alltagslektüre, aber ein genußreiches Buch für den, der mit seinem Sinnen zu leben versteht.

— Eine sehr anziehende Lebensschilderung Heinrich Heines ist unter dem Titel: „Heinrich Heines Leben und Werke" von Alexander Fischer, bei M. Friedrich in Leipzig erschienen. Heines Leben ist von seinen Werken nicht zu trennen. Wie kaum ein anderer Poet war dieser ungemein ein Gelegenheitsdichter, und hier Biographie weiß mit großem Geschick und scharfsinnigem Verständnis auch, auf welche Weise aus Heines Leben seine Dichtungen hervorwachsen, die wir ein frisch sprudelndes Gedankenquell noch heute, nachdem der Dichter bereits Jahre tot ist, allen Herzen erquicken. Heine ging im sechsundzwanzigsten Jahr ins Schlachtengetümmel unserer, aber was hat der mutwillige Mann in der kurzen Spanne Zeit, die ihm zu seinen Schaffen gegönnt war, gelacht! Er gehört der ganzen Welt an, weil er aber insbesondere Ungarn gewesen und Ungarn geworden, daß ersteres wie aus diesem vortrefflichen Buche, das ein Meisterwerk seiner Gattung ist. Wir haben hier nicht nur eine Biographie Heines, sondern zugleich eine fein durchgearbeitete Kultur- und politische Geschichte Ungarns, die um des nationalen Poeten sich rankt, indem sie sein Bild nach allen Richtungen hin voll und mit außerordentlicher Plastik und Klarheit erstehen läßt. Ausgestattet ist das Werk mit den Bildnissen von Heine und

seiner Frau Julia, mit den Nachbildungen dieser Zeichnungen von der Hand des Tochter, einem katalographisches Blatt und anderen Reliquien aus Teichs Leben.

— In gegenwärtiger Jahreszeit, wo das freie Land bereits beginnt, seinen Flor einzuflechten, mag sich die Aufmerksamkeit besonders gern der Blumenzucht im geschlossenen Raume zuwenden, und so wird denn auch „Der Zimmergarten" von J. Hartwig (Leipzig, J. Weber) als Anleitung für eine blühende und duftende Ausschmückung unserer Wohnräume eben jetzt besonders willkommen sein. Das Büchlein vermeidet alle überflüssigen Umständlichkeiten und gibt dafür seine Anweisungen knapp, bestimmt und zuverlässig nach den eigenen, erprobten Erfahrungen des bewährten großherzoglich sächsischen Garteninspectors.

— Das „Geographisch-Statistische Weltlexikon" von Emil Metzger (Stuttgart, Felix Krais) liegt nunmehr vollendet vor. Sein Hauptwert, das alphabetische Verzeichnis der Städte und Ortschaften, Länder, Gebirge, Flüsse und Seen der Welt mit genauer Angabe aller wichtigeren statistischen Zahlen ist so vollständig und zuverlässig als möglich. Tonkünstlerische Beigaben bilden die vergleichenden Zeit-, Münz-, Maß- und Gewichts-, die Eisenbahn-, Post- und Zollvereinstabellen sowie eine Erklärung vieler geographischen Namen nach Herkunft und Bedeutung. Als Nachschlagebuch ist das Werk jedem Gebildeten nahezu unentbehrlich.



Bildende Künste.

— **Professor Steinlen** legt eben die letzte Hand an sein großes Gemälde in der Vorhalle des Magistratssitzungssaals im Berliner Rathause: „Der Bürgermeister von Berlin hebt auf dem Schlachtfelde von Großbeeren die Verwundeten".

— **Professor Hellmer in Wien hat das 31 Meter lange,** 4 Meter hohe Reliefgemälde vollendet, welches den Hauptgiebel des dortigen Parlamentsgebäudes ausfüllen soll. Das Prunkstück stellt die Huldigung der Kronländer (Allegorien) vor dem die Verfassung verleihenden Kaiser dar.

— **Michael Munkacsy's „Christus auf Golgatha"**, ein minder gelungenes Gegenstück zu seinem bekannten Bilde: „Christus vor Pilatus", hat der amerikanische Krösus Vanderbilt um 500,000 Franken für seine bekannte Privatgalerie erworben.

— **Fabelhafte Preise** erzielten gegenwärtig auf dem Kunstmarkt Arbeiten dekorativer und ornamentaler Art aus den Zeiten Ludwigs XIV. bis XVI. So wurden jüngst bei einer Versteigerung in Paris für eine hölzerne Schale mit Uhrensatz (Zeit Ludwigs XIV.) 4496 Franken, für ein Konsolet und vier Kronleuchter mit Schnitzereien, von jungen Damen in adeligen Tracht St. Cyr gefertigt, 5600 Franken; für zwei Gobelins zu Wandbekleidungen, der eine „Nächte vom Hochzeitstag", der andere „Händlerin mit Kostanien" darstellend, 3400 Franken gelöst. Bei derselben Versteigerung wurden für 19 Meter geklöppelter venetianischer Borte aus dem sechzehnten Jahrhundert 2120 Franken bezahlt.

— **In der Kirche Nericuz, in Estland wurde ein in** Temperafarben auf Holz gemaltes Madonnenbild gefunden, welches dem berühmten Dichterfreunde König René gehört haben und dem Maler Nicolas Froment gemalt sein soll.

Kultur und Wissenschaft.

— **Ein riesiges Ammonshorn wurde im Münsterland** gefunden. Während die größten bisher gefundenen etwa 1 Meter Durchmesser hatten, zeigt jenes bei 35 Centimeter Dicke 1,50 Meter Durchmesser; da daran nun auch die mindestens den halben Umfang einnehmende Wohnkammer fehlt, so muß das Gehäuse des lebenden Tieres mindestens 2,40 Meter Durchmesser besessen haben. Das Gewicht des versteinerten Restes beträgt 25 Zentner! Denkt man sich das entsprechende Gehäuse gekrönt, so würde schon der letzte Umgang eine Länge von mehr als 7,5 Meter haben.

— **Neuere Funde in Transkaukasien und in babylonisch-assyrischen Gegenden** haben die interessante Thatsache ergeben, daß das Antimon, welches noch bisherigen Annahme den alten Völkern unbekannt gewesen, sowohl im Altertum als in vorgeschichtlicher Zeit zur Herstellung von Gefäßen, Schmuckgegenständen 2c. verwendet wurde. Ein zu Tello (Südbabylonien) ausgegrabenes sehr altes Gefäß soll aus reinem Antimon bestehen. Bisheriges erklärt in den früher dort gefundenen Zinngegenständen ebenfalls Antimonvergrauungen, da Zinn und Zinnstein im Kaukasus nicht vorzukommen scheinen.

— **Bei Orsóbya** ist auf den fürstlich Trautmannsdorfschen Feldern ein Thongefäß mit etwa 800 alten Silbermünzen, darunter solche in Halbmondform und mit den seltsamsten Prägungen, ausgegraben worden.

Bühne.

— **Nach dem Lessingtheater Oscar Blumenthals ist nunmehr** auch das Berliner Theater Barnays auf den Plan getreten und hat mit seinem ersten Erfolg jenes Unternehmen. Am Schlusse der mit ungewöhnlichem Beifall aufgenommenen „Demetrius"-Aufführung mußte Barnay hervortreten, um dem ungestümen Verlangen seiner Verehrer Folge zu geben, nachdem er schon vorher zweimal hervorgerufen worden war. Man erwartete von ihm eine Rede, aber sein übervolles Herz ließ ihn nur die neue Worte sagen: „Ich bin sehr glücklich!" Barnay hat bewiesen, daß er es in der Regentunst mit altberühmten Kräften recht aufnehmen vermag. Die Scenen, in denen Massen zur Entfaltung gelangen, waren mit imponierender Pracht und Genauigkeit arrangiert und ließen zu aufrichtiger Bewunderung hin. Kostüme, Detorationen, Requisiten — alles war aufs sorgfältigste gewählt und in volle Farbenharmonie getaucht. Die Kritik zeigen, daß er seine Leute zu finden weiß. Genug, das Ganze war von guter Anlage, wenn schon das Sardou-Laubesche Stück je länger desto mehr ermüdete und seinen eintönigen Genuß zu gewähren vermochte. — Das königliche Schauspielhaus in Berlin hat eine Lustspielneuheit, „Der Herr Major auf Urlaub", deren Verfasser E. Heyden und F. Stahl sind, hervorgebracht und damit einen halben Erfolg und einen halben Abfall erzielt. Das Stück ist ganz nach der alten, konventionellen Lustspielmanier gearbeitet und behandelt das Thema von dem verjüngten Johannistriebe eines alten Herrn, der sich in seine Nichte verliebt und hinterher erkennen muß, daß es für ihn doch keinen Lorbeerkranz der Liebe mehr gibt. Einige andere Liebespaare, die später Lösung entgegenreifen, bewegen sich darneben auf der Scene, die manchen netten Einfall bringt, aber doch über das Niveau der platten Alltäglichkeit sich in seinem Gesamtbild erhebt. — Auch Blumenthal hat auf seiner „Blüte der Lebenden" nunmehr einen Dichter der Gegenwart vergiftet, nämlich sich selbst mit einem satirischen Porträt: „Adam Antorn"; aber auch dieses Stück war nur geteilten Empfangen hervorzurufen im stande, weil es zwar in den ersten Akten ein wahres Brillantfeuer des Witzes, der Laune und erheiternden Charakterkritik zum besten gibt, in der letzten Darstellung dagegen erlahmt und zerfasert. Der Inhalt ist ein alter, aufgebrühter und gesinnungsloser Komödiant, der sein Metier auch im Leben treibt, und eine sentimentale Schwärmerin, ein Mädchen aus verrechneter Familie, das sich für ihn begeistert und in Liebe verzehrt, ohne ihn genauer zu kennen, durch schöne Klänge für immer an sich zu fesseln trachtet. Ein Barren — ein Nachbau von Geist und allen Tugenden des Salonhelden — durchkreuzt dieses Vorhaben und stellt den hohlen Trost in seiner wahren Gestalt bloß. Daneben kommen noch andere Liebespaare vor, bei denen auch die interessante junge Witwe nicht fehlt. Man verspeist den neuen Gast seine sonderlich lange Verdauungskraft. Da es indessen unterhalten und mit vielen witzigen Einfällen durchsetzt ist, dürfen die Schwarzseher in Unrecht bleiben.

Natur.

— **Ein merkwürdiges Beispiel von gegenseitiger Förderung** bei Tieren ist die kürzlich beobachtete Freundschaft zwischen kleinen Fischen und tropischen Seeanemonen oder Seerosen. Innerhalb des Fühlfadenkranzes einer großen Seerose finden sich 2, oft auch 3 bis 4 Stück winzige, bis 5 Centimeter lange Fische der Gattung Arochistius. Dieselben schwimmen unverwundet und in völliger Sicherheit vor Raubfischen zwischen den mit giftigen Nesselkapseln besetzten Fühlfäden herum und mögen sich nur auf ganz kleine Entfernungen zur Erkundung der Lage von ihren schützenden Gastfreund weg. Auch an der Nahrung der Seeanemonen nehmen sie teil, indem sie dieselbe begnagen und besagen, ehe sie in den Magensack der Seeanemone hineingelangt wird. Der durch das ständige Herumschwimmen der Fischchen erregte Wasserwechsel kommt dafür wiederum den Anemonen zu gut.

Sport.

— **Die Hofjagden in Steiermark,** an denen Kaiser Wilhelm und König Albert von Sachsen als Gäste des Kaisers Franz Josef teilnehmen, finden in den Tagen vom 5. bis 8. Oktober statt. Der Gemswildstand hat zwar im vergangenen Winter sehr stark gelitten, die Reviere bei Mürzzug und Ischen großen Wildreichtum versprechen aber dennoch gute Jagd.

— **Den 1100. Rehbock** erlegte Graf Ulrich Schaffgotsch auf seiner Herrschaft Koppitz in Preußisch-Schlesien.

— **Das Rekordrennen,** welches „Blue Belle" gewann, hat der Berliner Trabklub als jüngste Nummer in seinen Jahresprogramm aufgenommen. Auch sollen in diesem Herbst noch einige Rennen mit 10,000 Mark-Preisen gelaufen werden.

— **Die nächstjährige Regatta in Frankfurt a. M.** ist auf den 15. und 16. Juni festgesetzt worden.

Denkmäler.

— **Der Berliner Bildhauer Peterich arbeitet** gegenwärtig an einem Denkmal Karl Mariä von Weber für Eutin.

— **David Hansemann, der Minister von 1848 und Be**gründer der Berliner Diskontogesellschaft, wird in seiner Heimatstadt Aachen ein Denkmal erhalten.

— **Dem Professor Friedrich Voltz wird auf dem südlichen** Friedhofe in München ein plastisches Denkmal errichtet, mit dessen Ausführung Bildhauer Kühn und Architekt Dreßinger betraut sind.

— **Meister Kopf in Rom hat zur Aufstellung im Gasthof** zur Post auf dem Brenner einen gelungenen Marmorbüste Goethes gefertigt, nun so die Stätte auszeichnen, wo der Dichter vor hundert Jahren auf seiner italienischen Reise Halt machte.

— **In Lorient wurde ein Standbild des bretonischen** Dichters Brizeux enthüllt.

Gestorben.

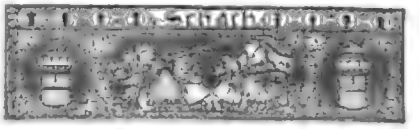
— **Henry Léonard Bordier,** einer der bedeutendsten Vertreter des Calvinismus in Frankreich, Bibliothekar im Departement der Manuskripte in der Nationalbibliothek, Mitglied des reformierten Konsistoriums in Paris, sowie des Zentralrates der reformierten Kirchen Frankreichs, am 2. September, in Paris.

— **Baron Th. Brunn,** zuletzt russischer Wirklicher Geheimrat, Minister-Staatssekretär für Finnland und Präsident des evangelisch-lutherischen Generalkonsistoriums in St. Petersburg, am 3. September, in St. Petersburg.

— **Dr. Heinrich Schwerdt,** Kirchenrat und Superintendent zu Duderstadt, bekannter Volks- und Jugendschriftsteller, 78 Jahre alt, am 3. September, in Duderstadthausen.

— **C. Lombardos,** griechischer Minister des Innern, der in der ungriechischen Geschichte eine hervorragende Rolle gespielt hat, am 7. September, in Athen.

— **Dr. Max Schuh,** bekannter Musikschriftsteller, Feuilletonist des „Fester Lloyd", einer der begabtesten und charaktervollsten Vertreter seines Faches, 37 Jahre alt, am 11. September, in Genf.



(Abdruck von Jean Dufresne.)

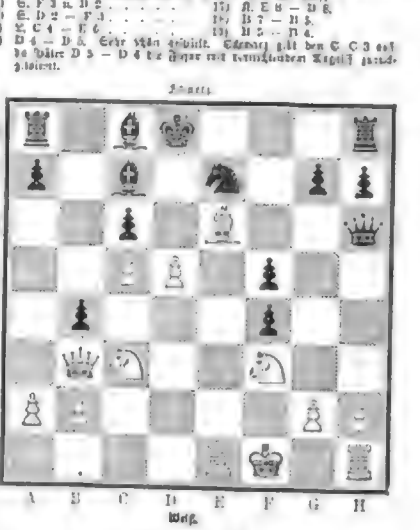
Partie Nro. 67.

Gespielt im Meisterturnier zu Bradford 1888.

Eingeschränktes Läufergambit.

	Weiß.	Schwarz.
	D. C. Bird und Barden.	Max Weiß und Mieß.
1)	E 2 — E 4	1) E 7 — E 5.
2)	F 2 — F 4	2) E 5 x F 4.
3)	L F 1 — E 2. Damit beginnt das eingeschränkte Läufergambit, eine sichere und bewährte Eröffnung.	3) F 7 — F 5. Stärker ist zur der von Zukertort empfohlene Zug D 7 — D 5.
4)	E 4 — E 5	4) D 7 — D 6. Um auf E 5 n. D 6 den Königläufer vorbereiten nach D 6 zu entwickeln, wo er den Gegner stört.
5)	S. G 1 — F 3	5) D 6 x E 5.
6)	S. F 3 n. E 5	6) D. D 8 — H 4 †.
7)	K. E 1 — F 1	7) L. F 8 — D 6.
8)	S. E 5 — F 3. Unvorteilhaft wäre D 2 — D 4, weil noch erfolgtem Figurentausch der Königläufer später verwirkt und sehr schwer wieder.	8) T. H 4 — F 6.
9)	D 2 — D 4	9) S. G 8 — E 7.
10)	C 2 — C 4	10) C 7 — C 6. Um auf C 4 — C 5 den Läufer nach C 7 gewandt zu können.
11)	S. B 1 — C 3	11) S. H 6 — D 7.
12)	L. C 1 — D 2	12) L. F 4 — H 6. In der Absicht S. D 7 — F 6 folgen zu lassen. Der Zug ist jedoch nur bedingt Zweck. Hier wäre 0—0 geboten.
13)	C 4 — C 5	13) L. D 6 — C 7.
14)	D. H 1 — B 3	14) S. D 7 — F 6.
15)	L. E 2 — C 4	15) S. F 6 — E 4.
16)	T. A 1 — E 1. Diese feine Kombination verschafft Weiß entschieden Vorteil.	16) S. E 4 n. D 2 † Auf S. E 4 — L 3 † würde 17) K. F 1 — G 1. S. G 3 n. H 1. 18) D 4 — D 3. C 4 n. D 5. 19) S. C 3 n. D 5. 20) C 7 — D 8. 21) Q D 2 n. F 4. T. H 6 — H 5. 22) T. E 1 n. E 7 † gewinnen; denn auf L. D 8 n. E 7 erzwingt 23) T. B 3 — E 3 den Gew.
17)	S. F 3 n. D 2	17) K. E 8 — D 8.
18)	S. D 2 — F 3	18) B 7 — B 5.
19)	L. C 4 — E 6	19) B 5 — B 4.
20)	D 4 — D 5. Sehr fein gespielt. Schwarz gilt den S. C 3 auf da Läufer D 5 — D 4 die Figur mit verhältnismäßig Angriff zurückgewinnt.	

Schwarz.



Weiß.

21)	D 5 — D 6	21)	B 4 n. C 3.
22)	T. A 1 — B 1 hat eine genügende Verteidigung in Lc.	22)	T. A 8 — B 8. Schwarz D 6 n. E 7 †.
23)	K. E 6 — D 7 †. Einfacher und besser war T. E 6 n. C 8 †.	23)	K. D 8 n. E 7.
24)	D. B 3 — F 7.	24)	K. E 7 — D 8.
25)	T. E 1 — D 1.	25)	L. C 4 n. D 7. Längere Verteidigung gewährte L. C 8 — A 6 †; 26) K. F 1 — G 1. L. C 7 — D 6. 27) C 5 n. D 6. T. H 8 n. D 6.
26)	T. F 7 n. D 7 †	26)	K. D 8 — C 8.
27)	T. D 1 — D 6	27)	K. C 8 — B 7.
28)	L. D 7 n. C 6 †	28)	K. B 7 — A 6.
29)	T. C 6 — A 6 †. Hier gab Schwarz die Partie auf; denn nach T. B 8 — B 7 erzwingt Weiß durch C 5 — C 6 tödlichen Matt.	29)	K. B 7 — C 8.

Schachbriefwechsel.

Herr Georg T....t in Breslau und M. Et. in Frankfurt a. M. In Nro. 462 nach 1) L. D 6 — F 8, hielt Schwarz nicht S. H 3 — A 3. Ge. Bartel in Frankenfelde, Kreis v. Et. in Würzburg, L. Meyer in Danzig. Nro. 468 und 469 R.

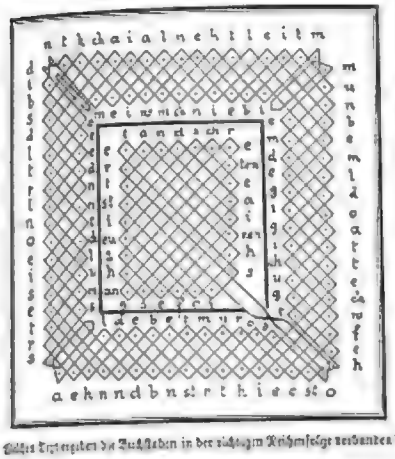
Josef Wendt in Teltz. S. Magdeburg in Berlin und D. Carlsd in Bremen. Nro. 470 und 472 R.

Dr. Max in Quedlenburg, O. König in Köln. Nro. 472 R. — Herr Dr. Et in Genf. In Nro. 472 nach 1) K. A 5 — B 4, A 6 — A 5 †; 2) K. B 4 — C 4, folgt D 4 — D 3, worauf diese Lösung scheitert. — G. Breinig in Schabelitz. Nro. 464—467 (Ostern-Ausgabe Nro. 177—180) R. Ueber Nro. 467 (Ostern) siehe vorher.

Auflösung der Aufgabe Nro. 472:

	Weiß.	Schwarz.
1)	S. B 1 — A 3	1) D 4 — D 3.
2)	S. A 3 — B 1	2) D 3 n. K Feldet L. E 5 n. E 4.
3)	D 2 — D 4 oder T. B 6 — E 6 Matt.	
	A)	
1)	D 2 — D 3	1) B 3 n. A 2.
2)	D. C 1 — F 4 Matt.	2) A 2 — A 1.
	B)	
1)	D. H 6 — E 4 †	1) K. E 5 n. E 4.
2)	L. A 2 — B 1 Matt.	2) K. E 4 — D 3.

Der gordische Knoten.



Suchen Sie den Buchstaben in der richtigen Reihenfolge verbunden?

Auflösung des Vier-Sprüche-Sprechsaalraums Seite 1073 u. J.:
„Mittag die Frucht trag".

Das Rätsel der Sonnenuhr.



Auf einer größeren Lichtung des einst terrassierten alten Schloßparks zu Eydmoor steht die hier abgebildete Sonnenuhr. — Die eigentliche Stellung der Stundenzeiger scheint mit der wohl kaiserlichen Pünktlichkeit in wahren Zusammenhange zu stehen. Vielleicht interessiert deren Lösung unsere Leser. Die Punkte bedeuten Zahl und Stellung der richtigschiefstehenden Zeiger.

Neue Bücher und Schriften.

Binzer, E. v., Die Schlösser König Ludwig II. München, Th. Ackermann.
Carl, Th., Erinnerungen und Gedanken. Ein deutsches Tagebuch. Zürich, Verlagsmagazin.
Genée, C. E., Emilia Lombara. Trauerspiel. Zwickau, C. Bär.
Glaubrecht, Th., Die wunderen Erfahrungen auf dem Gebiete der Idealen-Gesetzmäßigkeit. Hagenau i. E., Selbstverlag.
Grunert, A., Lustschlösser. Ein Novellenkranz. Löbau, Breitenfeld & Schäfer.
Hart, H., Das Lied der Nibelungen. Epos in 24 Gesängen. Band II: Kudrun. Großquart, Bonnorff & Berge.
Kalender, Elsässischer, bis zum Ende des Jahrh., 1889—1900. Straßburg i. E., J. H. Ed. Heitz.
Kaltenhauser, J., Erbmännlein. Novellen. Leipzig, F. Richter.
Kopel, H. M., Aus eigener Schuld. Roman. Leipzig, C. Reißner.
Krause, E. L., England. Charakterbilder über Land und Leute. Neue erweiterte Ausgabe a. d. J. 1884 u. 1887. Dresden, G. Kreisse.
Kreutz, Aug., Ein weißrussischer Mensch. 2 Bände. Leipzig, C. Reißner.
Kruse, Wald., Neue Gedichte. Dramatischer Frühjahrsstrauß. München i. O. Schlichtegroll.
Lang, Georg, Deutschland ist mein Vaterland! Gedicht. Frankfurt a. M., C. Jügel.
Lux, J. C., Das Buch d. Schmetterlinge. Stuttgart, Süddeutsches Verlagsinstitut.
Maistre, Xavier de, Reise um mein Zimmer. Neues Kapitel. Wien, H. Kirsch.
Mahe, Marie L. J., Das moderne Holland. Skizzen und Umrisse aus dem Lande der Niederländer. Berlin, Reichenheim & Hart.
Müller-Bohn, H., Unser Fritz. Ein Lebensbild. Potsdam, P. Riebel.
Schaller, Aug. v., Allgem. Welt-Weisheit. Heft 1. Cyrenaiker, Epikuräer.
Schmidt-Cabanis, Bild., Von Eisern, der anfing, Gerold zu werden. Ein realistisch-humoristisches Märchen. Berlin, Alb. Goldschmidt Nachf.
Schoch, H. Chr., Sammlung deutscher Verse u. Tonsetzungen: Ursprung, Entstehung und Bedeutung derselben. (Hamburg, Selbstverlag.)
Schultz aus Breslau, Deutsche Schlösser u. Burgen. Heft 3: Die Ehrenburg. Heft 4: Die Marburg. Leipzig, Duncker & Humblot.

Prospekt.

„Ueber Land und Meer" tritt mit dieser Nummer in das vierte Jahrzehnt seines Bestehens ein. Ereignisreiche Zeiten waren es, die innerhalb der nunmehr abgeschlossen vorliegenden dreißig Jahrgänge sich spiegelten, aber keiner von ihnen wurde Zeuge ähnlicher Verhängnisse wie diejenigen, die während des letzten Jahrgangs zweimal im Verlauf weniger Monate an den deutschen Kaiserthron herantraten. Wie **„Ueber Land und Meer"** einerseits diesen ernsten Lebensabschlüssen zweier Kaiser in pietätvoller Weise Rechnung zu tragen beflissen war, andererseits das markige Auftreten ihres jugendlichen, thatkräftigen Erben in seinen rasch aufeinanderfolgenden bedeutsamen Momenten mit Bild und Wort begleitete, so wird es auch fernerhin sich befleißen, allen Interessen gerecht zu werden, die unser geliebtes Vaterland bewegen. Es wird aber seine Blicke fortgesetzt auch hinaus in die Fremde richten, das Bemerkenswerte aus allen Weltteilen in seinem Rahmen zu vereinigen bestrebt sein, immer jedoch in deutschem Geist und deutschem Sinne. Er beseelt denn auch die beiden Novellen, mit denen wir unseren neuen einunddreißigsten Jahrgang eröffnen, wenngleich den Schauplatz beider die Fremde bildet.

„Jenseits des Grabes" von Leo Warren

behandelt aufregende Vorgänge, wie sie in den nächsten Umgebungen eines Königshofes nur zu einer Zeit sich abspielen konnten, in welcher das wachende Auge des Gesetzes noch nicht die heutige Schärfe besaß. Aber gerade der eigenartige Charakter dieser Zeit, durch interessante Randzeichnungen von geübter Künstlerhand noch in helleres Licht gerückt, verleiht auch den Einzelheiten der spannenden Darstellung einen besonderen Reiz.

„Nubia" von Richard Voß

schildert die Geschicke eines für seine Ideale begeisterten deutschen Künstlers innerhalb der noch von einem urwüchsig phantastischen Leben erfüllten römischen Campagna und läßt die Gegensätze zwischen den Anschauungen und Empfindungen des romanischen und germanischen Stammes, sowie die Konflikte, die aus einer bedenklichen Berührung dieser Gegensätze erwachsen, in fesselndstem Lichte erscheinen.

Eine niedliche Erzählung von Heinrich Landsberger unter dem Titel „Ferret", der in charakteristischer Weise das Geräusch eines rasch aufgeklappten Fächers vergegenwärtigt, ist schon in den beiden ersten Nummern zu Ende geführt und wird in ähnlichen knapp gehaltenen Novelletten seine sicherlich willkommene Nachfolge finden.

Im Uebrigen sind für den Anschluß an die vorgenannten trefflichen Werke die nachstehenden nicht minder bedeutungsvollen Romane und Novellen vorgesehen:

„Jonel Fortunat" von Marco Brociner. — „Harte Herzen" von Anton Freiherrn von Perfall. — „Felicitas" von Robert Waldmüller. — „Die Heldenwitwe" von Karl Theodor Schultz. — „Zwei Menschen" von Klaus Zehren. — „Unglückselige Theestunden" von Hans Wachenhusen. — „Prometheus" von Ludwig Ganghofer. — „Das Gedicht" von A. G. von Suttner. — „Die Platonischen" von Eugen Salinger. — „Lucifer" von F. v. Kapff-Essenther. — „Ihre schöne Mama" von Adelheid Weber. — „Im alten Schloß" von Karl Hecker.

Auf die Schönheit der künstlerischen Ausstattung wird nach wie vor volle Aufmerksamkeit verwendet, und ebenso werden wir wie bisher fortgesetzt bemüht sein, durch anziehende Aufsätze über alle möglichen wissenswerten Gegenstände, reichhaltige, sorgsam ausgewählte Notizblätter, erheiternde Gaben der frohen Laune, Rätsel, Spiele, Bescheide in der Briefmappe ꝛc. allen gegründeten Wünschen bestens gerecht zu werden. So beginnen wir denn das vierte Jahrzehnt des Bestehens von **„Ueber Land und Meer"** in der frohen Zuversicht, daß es ihm gegönnt sein möge, das schöne Band zwischen unserer mit größter Sorgfalt gepflegten Zeitschrift und der deutschen Lesewelt in Nähe und Ferne immer fester zu knüpfen.

Der einunddreißigste Jahrgang von „Ueber Land und Meer" (Oktober 1888/89) erscheint wieder als

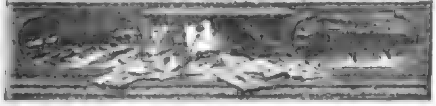
Haupt-Ausgabe in Wochen-Nummern von mindestens 2½ Bogen oder 20 Seiten größten Folio zum vierteljährigen Abonnementspreis (für 13 Nummern) von 3 Mark durch den Buchhandel, oder 3 Mark 50 Pf. durch die Post bezogen;

Haupt-Ausgabe in vierzehntägigen Heften von je mindestens 5 Bogen größten Folio in illustrirtem Umschlag (jährlich 26 Hefte) zum Preis von 50 Pfennig pro Heft;

Künstler-Ausgabe auf feinst Velinpapier mit jährlich 8 Extra-Kunstbeilagen in Wochen-Nummern von mindestens 2½ Bogen größtes Folio in Umschlag zum vierteljährigen Abonnementspreis (für 13 Nummern) von 6 Mark.

Deutsche Verlags-Anstalt.
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Briefmappe.



H. H. Etz. IV. 1) Gewiß. 2) Zur Bildung des Geistes und Herzens [illegible] beigetragen, und ebenso sicherlich sind dieselben, namentlich sofern sie in den [illegible] lichen Bildung. Wie ein Werkes dieser Art, so duldet das deutsche Schrifttum [illegible] berichte, wie Sie solche in jeder Nummer finden, geben Ihnen über die [illegible] dem von Ihnen angegebenen Titel ist ein Buch über diesen Gegenstand im Verlag von Fr. Ebhardt, Berlin, erschienen und zum Preis von 10 Mark durch jede Buchhandlung zu beziehen.

F. C. in St. Petersburg. Auf bester Erfahrung fußend, können wir Ihnen das Pensionat von [illegible] Bäuerle in Ochsenhausen (Württemberg), dem Hauptlehrer am Orte des königlichen Lyceums befindet, empfehlen. Dort wird Ihr Sohn sicherlich in jeder Hinsicht gehalten und voraussichtlich auch die Vorbereitungen in der gewünschten Zeit erreichen. Der Rektor des Ortes, der uns besonders dankbar ist, daß wir ihm vor einiger Zeit diesen Zögling für seinen Sohn empfohlen und dessen Adresse Ihnen auf Wunsch zur Verfügung stellt, ist gern erbötig, Ihnen ausführlicher darüber zu berichten.

Eine neue Bamberger Abonnentin. Das gäbe eine überlange Liste. Die Sie daher im „Adreßbuch für das Deutsche Reich 1888" (Carl Heymanns Verlag in Berlin) [illegible]

Felicia A. in Berlin. Nicht geeignet.

E. in Kassel. 1) Bitte einer Theaterschule. 2) Bei einem tüchtigen Zahnarzte. 3) Vielleicht in Wien. — Vergleichen Sie auch d. J. S. 914 unter „P. Hasch in M."

Theaterschwärmer in der Provinz. Genau die von Ihnen gewünschte Rollenzahl — drei männliche, zwei weibliche — enthält der auch im übrigen für Ihre Zwecke recht geeignete, aber freilich ein feines Spiel voraussetzende Einakter: „Unter vier Augen" von Ludwig Fulda, den Sie in Ph. Reclams Universalbibliothek finden. Dasselbe ist auch von dem Einakter von Gotthold Ephraim: „Wo zwei Leute weinen" zu. Letzteres ist in Eduard Blochs Theaterverlag [illegible]

A. N. in Lübeck. [illegible]

Junge Abonnentin. [illegible] Die bis jetzt vorliegenden Hefte I—III enthalten Blumen, Früchte, Vögel, Insekten.

Sprüche: Albrecht in W. Frühling — die Sonnenstrahlen, Huds — die [illegible] Triton — der Rosenkavalier.

Richtige Lösungen sandten ein: Julie Müller in Essen, Marie, Ernst [illegible] Bertha Schmid in Maulbach, Wilhelm Funk in Prag, [illegible] Hans P. Sander in Osnabrück, [illegible] in Hamburg, Margarete Weiß in [illegible] „Drei gute Deutsche" in Leipzig, A. [illegible] Rudolf in Ganzenhausen 121, Adine Berl in [illegible]

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 11);
Budapest: Moritz Hecht (V. Georg Janosgasse 8);
München: Fritz Schwartz, Redakteur der „Kunst für Alle" (Maildeckstr. 2).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Innhalt des Grabes. Novelle von Leo Tolstoi. — Ueberdie, Gedichte von Otto Roquette. — Gradelanz, von N. D. — Kaiser Wilhelm I., der siegreiche Gründer des deutschen Reiches, von W. Lohle. — Lubia, Erzählung von Richard Voß. — Ernst, Originalskizze von Heinrich Landsberger. — Vorstellungen, von L. Th. — Der Besuch bei der Wäscherin. — Aus den Papieren einer königlichen Lehrerin, von H. E. v. N. — Unser deutsches Kriegsflagge, von H. v. B. — Markt in Tiflis, von A. G. v. Suttner. — Literatur. — Kompositionen. — Schach. — Rätsel: Der gesellige Kreiser; Auflösung des Vorzeichenrätsels Seite 1023; Das Rätsel des Contraminirs. — Neue Bücher und Schriften. — Briefmappe.

Illustrationen: Innhalt des Grabes, sieben Originalzeichnungen von A. Wende. — Ueberdie, Gemälde von Albert Hilliger. — Kaiser Wilhelm I., der siegreiche Gründer des deutschen Reiches, Gemälde von Professor Ferdinand Keller. — Bildnis des Malers Professor Ferdinand Keller. — Gesellschaftsszenen, Originalzeichnung von Theodor Weber. — Der Besuch bei der Wäscherin, Gemälde von E. Lay. — Aus dem Gebiete von Gradelanz im bayerischen Alpen. Originalzeichnung von V. Weißmann. — Im Marmorsaal des Königs von Rumänien. — Markt in Tiflis, Gemälde von Professor Josef Brandt. — Herrn Feichtels Jagdabenteuer, nach Skizzen von E. Schmitt gezeichnet von R. Rephe.

Kunstbeilage: Die Reise ins Leben, vierzehnfarbiger Kunstdruck in sieben Farben nach einem Pastellgemälde von Professor J. Koppay.

Alleinige Inseraten-Annahme bei
Rudolf Mosse
Annoncen-Expedition
für sämtliche Zeitungen Deutschlands
und des Auslandes
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Anzeigen

Insertions-Gebühren
für die
fünfgespaltene
Nonpareille-Zeile
1 M 50 Pf Reichswährung.

Gleichzeitig mit dieser Nummer wurde ausgegeben die Nummer 1 des
siebenzehnten Jahrgangs der
„Deutschen Romanbibliothek"
zu „Ueber Land und Meer".
Abonnementspreis:
in wöchentlichen Nummern nur 2 Mark vierteljährlich.
in 14tägigen Heften nur 35 Pf. pro Heft.

[illegible] und beliebter deutscher Romanschriftsteller eröffnet:

Camilla, Roman in einem Bande von Ernst Eckstein,

die Geschichte einer [illegible] — [illegible], führt uns in die [illegible] der gesellschaftlichen Sphäre, der [illegible] Landschaft, aber [illegible]

Der Weg zum Glück, Roman in drei Bänden von Robert Byr

ist eine Schöpfung voll fesselnder Charaktere und Lebens [illegible] auf einem [illegible] Hintergrund abspielen.

Für den weiteren Verlauf des Jahrgangs bekommen wir bereits die nicht minder interessanten Romane:

Im Bann der Irredenta, drei Bände, von Meding-Samarow, Der älteste Sohn, ein Band, von Moritz von Reichenbach, Im Regiment, ein Band, von E. von Olden, Unter deutschen Palmen, zwei Bände, von Christian Benkard, Gerdas Heirat, zwei Bände, von Martin Bauer, Schollen, zwei Bände, von Doris Freiin von Spättgen, Anonym, ein Band, von C. Caldeoin.

Diese Romane, jeder in seiner Art ein höchst gelungenes Werk, berühren die verschiedensten Gebiete des Lebens; nur in einem Punkte sind sie überein: sie sind alle durchdrungen von dem Geiste der Gegenwart, für den der Leser den vollen übereinstimmenden Widerhall in der eigenen Brust findet und dem er daher mit der vom Verfasser bestimmten Teilnahme zu folgen nicht umhin kann. [illegible] der Leser, wie dies auch in den früheren Jahrgängen dieser Zeitschrift der Fall [illegible]

Auf den bevorstehenden Jahrgang der „Deutschen Romanbibliothek" nimmt jede Buchhandlung oder Postanstalt Abonnements [illegible] „Ueber Land und Meer" [illegible]

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
Deutsche Verlags-Anstalt.

Norddeutscher Lloyd



Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und
Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien
Prospekte versendet
Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

Die reichhaltigste aller Moden-Zeitungen

ist die „Illustrirte Frauen-Zeitung". Dieselbe bringt jährlich 24 Moden- und 24 Unterhaltungs-Nummern mit 28 Beiblättern, so daß ohne Unterbrechung regelmäßig wöchentlich eine Nummer erscheint (für Oesterreich-Ungarn der Stempelsteuer wegen alle 14 Tage eine Doppel-Nummer). Die Moden-Nummern sind der „Modenwelt" gleich, welche mit ihrem Inhalte von jährlich über 2000 Abbildungen samt Text weitaus mehr bietet als irgend ein anderes Modenblatt. Jährlich 12 Beilagen geben an Schnittmustern zur Selbstanfertigung der Garderobe für Damen und Kinder wie der Leibwäsche überhaupt genügend für den ausgedehntesten Bedarf. — Das Unterhaltungsblatt bringt außer Romanen, einem vielseitigen Feuilleton und Briefen über das gesellschaftliche Leben in den Großstädten und Bädern regelmäßige Mitteilungen aus der Frauenwelt, Kunstgewerbliches, Wirtschaftliches, Gärtnerei und Briefmappe, sodann viele künstlerisch ausgeführte Illustrationen und an Moden endlich noch Folgendes: jährlich über 50 Artikel mit über 250 Abbildungen, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Musterblätter für künstlerische Handarbeiten und 8 Extra-Blätter mit vielen Illustrationen, so daß die Zahl der letzteren an 3000 jährlich hinanreicht. Kein anderes illustrirtes Blatt überhaupt, innerhalb oder außerhalb Deutschlands, kann nur entfernt diese Zahl aufweisen; dabei beträgt der vierteljährliche Abonnements-Preis nur 2 M. 50 Pf. — Die „Große Ausgabe mit allen Kupfern" bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beigaben, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. (in Oesterreich-Ungarn nach Kurs).

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franko durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Straße 38, Wien I, Operngasse 3.

„Wir kennen keine
bessere, fesselndere und lehrreichere, ja [illegible] Schule."
Monatsh. f. d. musikal. Welt, Leipzig.
[illegible]
Steingraber Verlag, Leipzig.

„Liederquell".
251 Volks-, Vaterlands-, Soldaten-, Jäger- und Studentenlieder, [illegible] Wilh. [illegible] „Die Sammlung hat nicht ihresgleichen."
Steingraber Verlag, Leipzig.

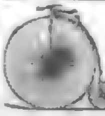
20 Pf. Jede Nr. Musik alische Universal-Bibliothek! 500 Nummern.
[illegible] Lieder, Arien etc. [illegible]
Druck, stark. Papier. Verzeichn. grat. u. fr. v. Felix Siegel, Leipzig, [illegible] 1

Märchen, Fabeln, Jugendschriften etc.
Julius von C. Pletsch, F. Thumann, Ludw. Richter, Wold. Friedrich, x. x. x.
verf. von Andersen, V. Blüthgen, Frida Schanz, Dr. Fr. Hofmann, x. x. x.
Ausführl. Katalog [illegible] gratis u. franko durch jede Buchhandlung sowie durch die Verlagshdlg. Ambrosius Abel in Leipzig, Königstraße.

Buchführung!
Gratis [illegible] Heft I.
Gründliche Ausbildung brieflich in einfacher, [illegible] doppelter Buchführung
[illegible]
[illegible] Berlin SW., 48.

Ernst Hartmann, Strumpffabrik in Chemnitz — [illegible]
[illegible]
Damenstrümpfe und Herrensocken.
[illegible]

Louis Mühlenpfordt, Hamburg.
Import von Japan-Waren, Japan-Kunstsachen und Japan-Alterthümern.



Dresdener Velocipedfabrik Schladitz & Bernhardt
[illegible]
Dreiräder, Zweiräder
[illegible]
Germania-Rover.
[illegible]

Geschäftshaus für Damenmoden
Aug. Polich Leipzig.
[illegible] an Private:
Sämtliche Neuheiten
in
Kleiderstoffen und Konfektion
für die
Herbst- und Wintersaison
sind eingetroffen.
Proben und Kataloge postfrei!

Digitized by Google

Gegen monatliche Zahlung von nur 5 M.: Brockhaus' Conversations-Lexikon, Neueste Auflage durch Wilh. Kulicke & Co., Berlin S.W. Wilhelmstr. 135.



BUCHFÜHRUNG

Stenographe Porträts

Spieldosen Musikwerke
Koch Wisliner Freiberg
Orgelharmonika Musikwerke

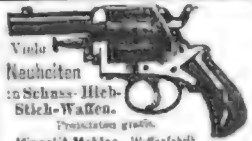
Solide Nähmaschine.
Bruno Frenzel, Cottbus.



Die Nadelfabrik von Ernst Kratz in Frankfurt a. M. empfiehlt:
Nähnadeln mit Federndem Oehr
Schwarzhörenden Blinden



Remington
Schreibmaschine
Jos. J. Nenckes 1888er Modell.
Glogowski & Sohn, Berlin



Viele Neuheiten in Schuss-Hieb-Stich-Waffen.
Hippolit Mehles, Waffenfabrik Berlin W., Friedrichstrasse 188.

Ihre erhaltene Geschenk ist selbstthätige Zimmerfontaine von Louis Heinrici Zwickau S.

Kautschukstempel von Mäurer & Thieme, Berlin S., Ritterstrasse 10.

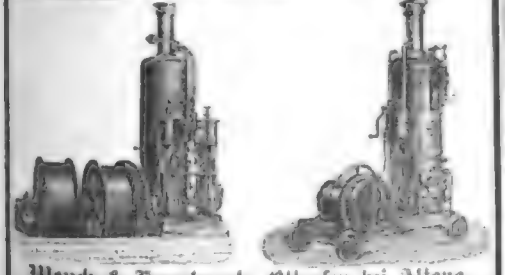
Geflügelbörse.





Richard Steele, Crispin, J.

Transportable Dampfwinden und Fördermaschinen, Dampfkräne, Personen- und Lasten-Fahrstühle



Mendt & Hambrock, Ottensen bei Altona.

Schladitz & Bernhardt, Dresden,



Stahlpanzer-Geldschränke

Compagnie Laferme
Dresden Berlin
Petersburg Riga, Moskau

Serien-Loos-Gesellschaft.
Julius Weil, Bankgeschäft, München.

Gegen Blutarmut!

Dr. Pfeuffers Patent 20,927. München, den 10. Juli 1884

Dr. Rudolf Emerich (Docent an der Univ. München), Dr. Max von Pettenkofer (Geheimrat, kgl. Prof. an der Univ. München)

Jessler's Ludwigs-Apotheke in München.

Spezial-Arzt Dr. med. Meyer,

Champagner von Aug. Grote & Co., Frankfurt a. Main.

Gegründet 1867 — höchst prämiirt.

Weiss Etikett per ¼ Fl. M. 1.50
Kaiser-Sekt per ¼ Fl. „ 3.—
Rhein- „ „ „ „ „ 2.50
Mosapple „ „ „ „ 2.—
Versand in jedem Quantum.
Medicinal-Sekt die ¼ Flasche, 2 Gläser, Wasser (Kohlensäure) oder Rot (Champagner) M. 2.—
Versand à ¼, ½, ¾, 1/1 Flaschen.

Kurbedürftige erhalten gratis u. franko d. Prospekt d. altbewährten neuerdings verbesserten Kuranstalt Braunenwald-München.

Enthaarungsmittel — Depilatorium
a. Prof. Dr. Becker, Münchner Ordin. in rationeller Zahnheilkunde, Arzt a. D. J. Beier, Hofgasse 10a Frankfurt a. M.

Bestes Eisenmittel gegen Bleichsucht, Blutmangel etc. ist
Eisenmangan-Kapseln
Fabrik
haben in allen guten Apotheken.
W. Klechmann, Apotheker
Ottensen-Hamburg.

SECT

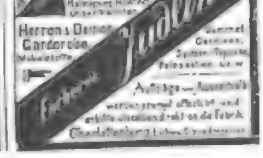
von O. & H. Grneger in Kochheim a. M.
Anerkannt bemalte Sekt-Qualität.
Preis-Courant gratis und franco.
Garantirt! reine vorzügliche Süd-Weine.
21 Mark.
Ernst Philipp, Hamburg.

Cognac

der Export-Cie für Deutschen Cognac
Köln a. Rh.,
bei gleicher Güte bedeutend billiger als französischer.
Ueberall in Flaschen verzollt.
Man verlange stets unsere Etiquetten.
Bremer Lehrer nur mit Unterschriften.

5000 Mark in Gold.

C. L. Flemming
Kleberstein b. Schwarzenberg i. S.



Chemische Wasch-Anstalt
Herren- & Damen-Garderobe
Fudlin

Rheinwein.

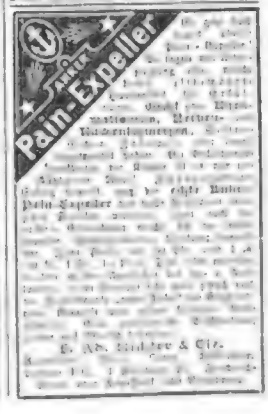
Weissweine
Weissweinen
Friedrich Lederlein, Ober-Ingelheim a. Rhein.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher Cacao.
Hartwig & Vogel Dresden

BEETHAM'S GLYCERINE CUCUMBER.

M. Beetham & Son, Cheltenham, England

Pain-Expeller



E. Ad. Richter & Cie.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. Hoflieferanten

LEIPZIG-PLAGWITZ.

Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Herren-Anzüge.

Nr. 150. **Anzug** aus gutem, reinwollenem, dunkelgemustertem Buckskin. Vorräthig: dunkelbraun und dunkelgrau.
Jaquet mit wollenem Atlasfutter, 2 Seiten-, 1 Billet- und je 1 inneren und äusseren Brusttasche . M. 20.—.
Beinkleid . . . . . „ 11.75.
Weste, vollständig gefüttert mit 3 äusseren und 1 inneren Tasche . . . . . „ 6.75.

Nr. 153. **Anzug** aus gutem, schwerem gezwirnten Winter-Buckskin, sehr haltbar. Vorräthig: braunmelirt und graumelirt.
Jaquet, Beinkleid, Weste } wie zu Nr. 150 { M. 22.50, „ 12.75, „ 7.—.

Nr. 155. **Anzug** aus feinem, dunkelgemustertem Velour, elegant u. sehr warm. Vorräthig: dunkelgrau und dunkelbraun.
Jaquet, Beinkleid, Weste } wie zu Nr. 150 { M. 23.—, „ 14.—, „ 7.25.

Nr. 158. **Anzug** aus feinem Winter-Cheviot von reiner Wolle, höchst modern und elegant. Vorräthig: braun, modefarben und marengo.
Jaquet, Beinkleid, Weste } wie zu Nr. 150 { M. 25.75, „ 15.75, „ 7.50.

Nr. 162. **Anzug** aus feinem, schwarzem reinwollen. Kammgarn (schwere Waare). Jaquet und Weste mit seidener Borde eingefasst.
Jaquet, Beinkleid, Weste } wie zu Nr. 150 { M. 27.75, „ 16.50, „ 8.—.

Nr. 129. **Hausjoppe** aus reinwollenem marineblauen, kräftigen Stoff, mit Satin-Aermelfutter, Gummizug u. 4 äusseren Taschen. Leichte elegante Hausjoppe (sogen. Radetzky-Joppe) . M. 14.75.

Nr. 132. **Hausjoppe** aus reinwollenem echt blauen Serge mit reinwollenem hellgrauen Lama durchweg gefüttert und mit Gummizug. Sehr bequemes Kleidungsstück . . . . M. 20.50.



Herren-Anzug.

Grössenangabe:

Grösse I.
Brustumfang . . . 88 Cm.
Hintere Länge der Jaquets . 72 „
Schrittlänge der Beinkleider 79 „

Grösse II.
Brustumfang . . . 92 Cm.
Hintere Länge der Jaquets . 74 „
Schrittlänge der Beinkleider 80 „

Grösse III.
Brustumfang . . . 96 Cm.
Hintere Länge der Jaquets . 76 „
Schrittlänge der Beinkleider 82 „

Grösse IV.
Brustumfang . . . 100 Cm.
Hintere Länge der Jaquets . 78 „
Schrittlänge der Beinkleider 83 „

Grösse V.
Brustumfang . . . 104 Cm.
Hintere Länge der Jaquets . 80 „
Schrittlänge der Beinkleider 84 „

Grösse VI.
Brustumfang . . . 108 Cm.
Hintere Länge der Jaquets . 82 „
Schrittlänge der Beinkleider 84 „

Grösse VII.
Brustumfang . . . 112 Cm.
Hintere Länge der Jaquets . 86 „
Schrittlänge der Beinkleider 84 „

Der Brustumfang wird auf der Weste unter den Armen hindurch über Brust und Rücken und die hintere Länge der Jaquets von der Kragennaht bis gemessen.

Schrittlänge ist innere Beinlänge.



Hausjoppe.

Winter-Ueberzieher für Herren.

Vorräthig in 7 Grössen.



Nr. 308–318. Nr. 320.

Nr. 308. **Ueberzieher**, einreihig, aus gutem, reinwollenem Eskimo, mit reinwollenem Futter, verdeckten Knöpfen und Seiden-Sammetkragen. Vorräth.: dunkelblau u. dunkelbraun M. 32.50.

Nr. 307. **Ueberzieher**, einreihig, aus dunkelbraunem, reinwollenem Doppel-Cheviot, mit Woll-Satinfutter, Seiden-Sammetkragen u. verdeckten Knöpfen. Bis oben herauf zu schliessen. Elegant und dauerhaft . . . . . M. 49.75.

Nr. 310. **Ueberzieher**, einreihig, aus feinem, reinwollenem Eskimo, mit gutem Kammgarnfutter, Seiden-Sammetkragen und verdeckten Knöpfen. Vorräthig: schwarz, dunkelblau und dunkelbraun . . . . . M. 41.50.

Nr. 313. **Ueberzieher**, einreihig, aus feinem, reinwollenem Castor-Eskimo, mit gutem Kammgarnfutter, Seiden-Sammetkragen und verdeckten Knöpfen. Vorräthig: dunkelblau und dunkelbraun . . . . . M. 49.—.

Nr. 316. **Ueberzieher**, einreihig, aus feinstem, reinwollenem Eskimo in schönstem Diagonal-Muster, mit gutem Kammgarnfutter, Seiden-Sammetkragen und verdeckten Knöpfen. Vorräthig: dunkelblau und dunkelbraun . . . . . M. 50.50.

Nr. 320. **Ueberzieher**, zweireihig, aus reinwollenem Ratin, mit Woll-Satinfutter und Seiden-Sammetkragen. Sehr praktischer Ueberzieher. Vorräthig: indigoblau und braun . . . . . M. 33.—.

Winterjoppen.

Vorräthig in 7 Grössen.

Nr. 250. **Joppe**, einreihig, aus dunkelgrauem Duffel, mit Steinnussknöpfen; als Haus- oder Baraunrock gleich praktisch . . . . M. 19.50.

Nr. 253. **Joppe**, einreihig, aus reinwollenem Diagonalloden, mit Steinnussknöpfen; als warme und dauerhafte Joppe besonders zu empfehlen. Vorräthig: modefarben und dunkelbraun M. 13.75.

Herren-Schlafröcke.

klein	mittel	gross	extragross
130	135	140	145 Cm. lang

Stoffproben versenden wir unberechnet und portofrei.



Nr. 20, 24. Nr. 21, 27. Nr. 23, 30, 42, 44.

Nr. 20. **Guter Kattun** mit breitem Umschlag, bis oben zu knöpfen. Vorräthig: grau mit marineblauer und modebraun mit modebrauner Einfassung . . . . . M. 13.—.

Nr. 21. **Guter glatter Double**, in schwerer Qualität mit breiten Aufschlägen. Vorräthig: grau mit marineblauer und modebraun mit brauner Einfassung . . . . . M. 17.50.

Nr. 24. **Guter Velour** m. farbigen Aermelaufschlägen und breitem Umschlag, bis oben zu knöpfen. Sehr eleganter Schlafrock. Vorräthig: grau mit marineblauer, grau mit dunkelgrüner und modebraun mit brauner Einfassung . M. 19.75.

Nr. 27. **Feiner**, sehr eleganter glatter Satin mit farbigen Tuchklappen und Aufschlägen. Vorräthig: grau mit grauer, grau mit cardinal und modebraun mit brauner Einfassung . . . . M. 24.50.

Nr. 29. **Prima Double-Velour** (extra schwer), Brode, mit seidener Schnur besetzte Einfassung von farbigem Seidenstoff. Vorräth.: dunkelgrau mit brauner u. grau mit rother Einfassung M. 28.75.

Nr. 30. **Feiner weicher Velour** mit glatter (nicht langhaariger) Rückseite u. Brod. Tuchumfassung. Sehr eleganter, bis oben zu schliessender Schlafrock. Vorräthig: modebraun mit brauner und grau mit marineblauer Einfassung M. 33.—.

Nr. 33. **Feinster weicher Velour** mit carrirter Rückseite. Brode, mit seidener Schnur besetzte Einfassung von farb. Seidenstoff. Vorr.: modebraun mit olive u. grau m. marineblauer Einf. M. 41.50.

Nr. 36. **Hocheleganter Schlafrock** von farbigem, gestreiften und gemusterten Plüsch mit rothem Wollfutter. Brode, mit seidener Schnur besetzte seidene Einfassung. Vorräth.: braun mit brauner und olive mit olive Einfassung . . M. 52.50.

Alle Schlafröcke sind mit wollener Taillenschnur versehen. — Die Schlafröcke Nr. 20, 21, 24, 27, 29 und 30 liefern wir auf besonderes Verlangen mit farbigen Flanellfutter, wofür ein Preisaufschlag von M. 6.— für jeden Schlafrock eintritt.

Kaisermäntel u. Havelocks.

Vorräthig in 7 Grössen.



Kaisermantel. Havelock.

Nr. 271. **Kaisermantel**, zweireihig, aus starkem, wetterfestem Loden, mit warm gefütterten Muffentaschen, Aermelfutter und Steinnussknöpfen. Vorzüglich bei Reisen im offenen Wagen, wie auch bei rauhem Wetter. Vorräthig: rehbraun und dunkelbraun . . . . . M. 35.—.

Nr. 274. **Kaisermantel**, zweireihig, aus weichem, wollenem Diagonal-Cheviot-Loden, mit warm gefütterten Muffentaschen, Aermelfutter und Steinnussknöpfen. Wetterfest und elegant, sowohl für Reise- als Stadtgebrauch. Vorräthig: marengo und braunmelirt . . . . . M. 40.50.

Nr. 275. **Havelock-Mantel** mit voller (ringelnum reichender) Pelerine aus braunem, reinwollenem Diagonal-Cheviot, ohne Aermel. Pelerine mit Wollatlas gefüttert; Steinnussknöpfe. Zum Reise- und Stadtgebrauch gleich empfehlenswerth M. 28.—.

Nr. 278. **Havelock-Mantel** mit voller (ringelnum reichender) Pelerine aus feinem, braunem, reinwollenem Velour-Cheviot, ohne Aermel. Pelerine mit wollenem Zanella gefüttert; Hirschhornknöpfe. Sehr elegant, weich und warm . . M. 41.75.

Nr. 279. **Havelock-Mantel** mit voller (ringelnum reichender) Pelerine, aus braunem, reinwollenem, dichtem Jäger-Loden, ohne Aermel. Pelerine mit Wollatlas gefüttert; Hirschhornknöpfe. Ausserordentlich praktisches, warmes und dauerhaftes Kleidungsstück . . . . . M. 45.—.

Nr. 280. **Havelock-Mantel** mit voller (ringelnum reichender) Pelerine, aus reinwollenem, feinstem dunkelgrauen Duffel, ohne Aermel. Pelerine mit wollenem Zanella gefüttert. Höchst elegantes und warmes Mantel . . . . . M. 50.50.

Winterjoppen.

Vorräthig in 7 Grössen.

Nr. 252. **Joppe**, zweireihig, aus reinwollenem, starkem Lodenstoff, mit Steinnussknöpfen und gefütterten Aermeln. Starkes, praktisches Kleidungsstück, bei jedem Wetter verwendbar. Vorräthig: mittelbraun und dunkelbraun . . M. 20.50.

Nr. 256. **Joppe**, zweireihig, aus dunkelbraunem, gemustertem, gutem wollenen Cheviot-Loden mit Aermelfutter und echten Hirschhornknöpfen. Ausserordentlich haltbar und praktisch M. 31.50.

Muster aller Stoffe und ausführliches Preisverzeichniss über Herren-Bekleidungs-Gegenstände versenden wir unberechnet und portofrei.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Königl. Sächs. Hoflieferanten, LEIPZIG-PLAGWITZ.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Extra-Kunstbeilage zu dieser Nro. 1: „Die Reise ins Leben". Typograph. Kunstdruck in 7 Farben. Nach einem Pastell von Prof. J. Koppay.

Digitized by Google



№ 2.

61. Band.
Einundsechzigster Jahrgang.
Oktober 1888—1889.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 60.

Jenseits des Grabes.

Novelle von

Leo Warren.

Mit Originalzeichnungen von L. Wahle.

(Fortsetzung.)

Leichte Schritte nahten eilig vom Eingang des Parkes her, lauschend beugte sich Edmée vor, ihre Augen strahlten, ihr Busen wogte unruhig, lieblich erglühten ihre Wangen, — im nächsten Augenblick erschien der Chevalier René von Malville in dem Eingang der schattigen Rotunde, vom Sonnenlicht überstrahlt, wie ein lichtes Bild in dem dunklen Rahmen der grünen Hecken. Er war ein hoch und schlank gewachsener junger Mann von zwanzig Jahren, sein Gesicht mit stolzen, kühnen Zügen und den feurig blitzenden Augen war gebräunt von der Luft des Meeres und der Sonne ferner Zonen. Die leichte, kleidsame Marineuniform hob seinen schlanken, kräftigen Wuchs vorteilhaft hervor, und das volle, dunkle Haar fiel leicht gepudert in natürlichen Locken über seinen Nacken herab. Als er Edmée an der Seite eines Mannes erblickte, dessen Hand sie zärtlich in der ihrigen hielt, blieb er wie



entsetzt stehen, ein drohender Blitz flammte aus seinen Augen, und die Rechte legte sich an den Griff seines Degens.

Aber schon war Edmée aufgesprungen und zu ihm hingeeilt. Sie nahm seinen Arm, um ihn in die Rotunde zu ziehen, und rief:

„Kommen Sie, René, kommen Sie; alles wird gut werden! Sie kennen Herrn von Thermigny nicht, er ist mein Freund, mein bester, mein treuester Freund, er wird auch der Ihrige sein. Ich habe ihm alles gesagt, er wird



Lustige Geschichten. Gemälde von Emma von Mühl...

für uns sprechen, kommen Sie, danken Sie ihm. Ich fürchte nichts mehr, wenn er uns beschützt, wenn er unsere Sache bei meinem Vater führt."

Alphonse hatte sich erhoben. Auf seinem bleichen Gesicht lag ruhige, ernste Resignation. Mit strengem, prüfenden Blicken sah er den jungen Seeoffizier an, den er bisher unter seinen Kameraden kaum besonders beachtet hatte, aber das Ergebnis seiner Beobachtungen mußte kein ungünstiges sein, denn der Ausdruck seines Gesichts wurde milder, und eine traurig wehmütige Freundlichkeit schimmerte in seinen Augen auf.

Der Chevalier von Malville näherte sich in ungezwungener Haltung, welche trotz ihrer seemännischen Freiheit die eleganten Formen der vornehmen Welt bewahrte, dem älteren, ernsten Mann, den Edmée als den Beschützer ihrer Liebe bezeichnete, streckte ihm ehrerbietig seine Hand entgegen und sagte:

„Ja, mein Herr, ich liebe Edmée, und sie hat mich durch die Erhörung meiner Liebe zum glücklichsten Menschen gemacht. Wohl fühle ich, daß es unwürdig ist, unsere Liebe hier in dem gastfreien Hause ihres Vaters mit dem Schleier des Geheimnisses zu bedecken; aber, mein Herr," fuhr er erröthend fort, „so freudig ich bereit wäre, meinen letzten Blutstropfen im Kampf um meine Liebe einzusetzen, so sehr fürchte ich das Bekenntnis derselben; denn der Herr Graf von Germancey könnte den Verdacht hegen, daß der arme junge Offizier nur um die Hand der reichen Erbin werbe, und ein solcher Verdacht wäre zu erniedrigend, jede Andeutung desselben müßte ich als die tödtlichste Beleidigung betrachten. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, mein Herr, daß ich Edmée ebenso lieben würde, wenn sie arm wäre wie ich, und daß ich jeder Gefahr trotzen werde, um mir eine Stellung zu erringen, die mich ihrer würdig macht."

Langsam legte Alphonse seine Hand in die des Chevaliers.

„Mein Herr," sagte er, „ich hatte bis jetzt nicht die Ehre, Sie näher zu kennen, und weiß kaum etwas von Ihren Verhältnissen, Edmée aber, die ich kenne, kann keine Wahl treffen, die ihrer unwürdig wäre. Da ich Edmées Freund bin," fuhr er mit einem wunderbar wehmütigen Lächeln fort, „muß ich



ja wohl auch der Ihrige sein und das Vertrauen rechtfertigen, das Ihre beiden jungen Herzen in mich setzen. Ich werde mit dem Grafen sprechen; er wird prüfen, scharf prüfen, das sage ich Ihnen zum voraus; aber rechnen Sie auf meinen ganzen Einfluß dafür, daß er, wenn die Prüfung ihn befriedigt, Ihre Wünsche erfüllen möge."

Mit einem Ruf des Entzückens schmiegte sich Edmée an Alphonse, und ehe er es verhindern konnte, hatte sie ihre Lippen auf seine Hand gedrückt.

Der Chevalier dankte ihm in herzlichen Worten.

„Was geschehen kann, muß sogleich geschehen," sagte Alphonse; „das Geheimnis, das auch fremde Blicke so leicht durchdringen können, ziemt sich nicht für die Tochter dieses Hauses und hat schon zu lange gedauert. In dieser Stunde ist der Graf allein, ich werde sogleich zu ihm gehen und für Sie sprechen; folgen Sie mir nach einiger Zeit, ich hoffe, daß alles glücklich enden wird."

Den entzückten Dank der jungen Leute mit freundlichem Ernste abwehrend, ging er festen Schrittes dem Schlosse zu. Gott, der von der Höhe des Himmels in die Herzen der Menschen blickt, sah allein, was in ihm vorging.

Edmée sank halb erröthend in die Arme des Chevaliers, und lange saßen sie, leise mit einander flüsternd, die Hände verschlungen, neben dem rieselnden Quell, umrauscht von den hohen Wipfeln, durch deren leise zitternde Blätter der Hauch des Windes ihnen den Gruß einer lichten, glückseligen Zukunft entgegenzutragen schien.

Der Graf war schmerzlich betroffen durch die Mitteilung, welche Alphonse ihm mit ruhig heiterer Miene machte. Auch seine Hoffnungen, die er für fast schon erfüllt hielt, waren zertrümmert, und die unbefangene Ruhe, mit welcher Alphonse ihm das Unerwartete mitteilte und sich zum Fürsprecher der Liebe der beiden jungen Leute machte, bewies ihm, daß jene Hoffnungen sich dennoch niemals hätten verwirklichen können. Unwillig wollte er jeden Gedanken an eine Verbindung seiner Tochter mit dem unbekannten jungen Offizier zurückweisen, aber Alphonse sprach so warm und lebhaft für seine Schützlinge, daß, als diese endlich zum Schlosse zurückkehrten und Edmée schüchtern und zögernd den Chevalier zu ihrem mit Alphonse auf der breiten Terrasse auf und nieder gehenden Vater führte, dieser den jungen Offizier freundlich empfing und sogleich, über die peinliche Erörterung leicht hinweggehend, ihn ausführlich über seine Familienverhältnisse befragte. Die offenen, freien und rückhaltlosen Antworten des jungen Seemannes schienen den Grafen zu befriedigen; er reichte ihm die Hand und versprach ihm bald eine endgiltige Entscheidung, welche nach seiner freundlichen Miene die Liebenden voll Hoffnung erwarteten.

Bald darauf kam der Kapitän. Der Graf hatte eine lange Unterredung mit ihm, und das Ergebnis derselben war, daß er den Chevalier von Malville und seine Tochter zu sich beschied und ihrer Liebe seinen väterlichen Segen erteilte.

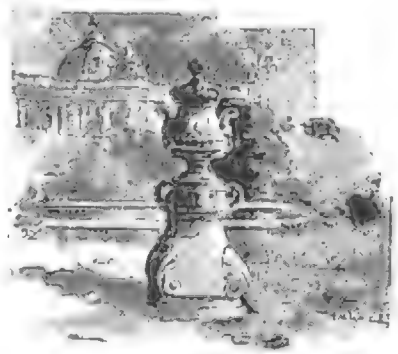
Das Schiff war inzwischen neu ausgerüstet und zu einer Fahrt nach den Kolonien bestimmt. Der Graf schlug dem Chevalier vor, seinen Abschied zu nehmen und in Boncourt zu bleiben; allein der junge Mann fand es unwürdig, in einem Augenblick, in welchem der Dienst ihn rief, zurücktreten, und bat, die Expedition, welche etwa ein Jahr dauern konnte, noch mitmachen zu dürfen. Er hoffte sich bei derselben auszuzeichnen und wenigstens zu beweisen, daß er des Reichtums seiner künftigen Gemahlin nicht bedürfe, um sich eine ihrer würdige Stellung zu erringen. Wenn auch schmerzlich bewegt, errötete Edmée doch in stolzer Freude bei diesem Entschluß ihres Geliebten, und auch der Graf gab freudig bewegt seine Zustimmung zu demselben. Er fand darin einen neuen Beweis, daß der Chevalier wirklich seiner Tochter wert sei und daß er die Zukunft seines einzigen Kindes vertrauensvoll in die Hände dieses jungen Mannes legen könne. Ein Jahr ging so schnell vorüber, beide waren noch so jung. So wurde denn die Verlobung nur im engeren Familienkreise gefeiert und bestimmt, daß inzwischen alles vorbereitet werden solle, um das junge Paar in einem Flügel des Schlosses von Boncourt zu installiren, wenn der Chevalier nach einem Jahre zurückkehren werde, nachdem er sich die Epauletten eines Flottenkapitäns errungen habe.

Nur wenige Tage noch blieben die Seeoffiziere in Paris, und diese vergingen dem Chevalier und Edmée in einem süßen Rausch des Glückes, der durch die leise Wehmut, mit welcher der Gedanke an die Trennung die Herzen erfüllte, fast noch einen höhern Reiz erhielt.

Alphonse erschien täglich in Boncourt; er besaß die stolze und edle Kraft, sein Opfer ganz und voll zu bringen und nichts von dem Schmerz, den er niederzukämpfen beschlossen hatte, in seinen Blicken und Mienen erscheinen zu lassen, wie denn alle großen und edlen Herzen ihre Freude und ihr Glück über alle Welt ausgießen möchten, während sie ihr Leid eifersüchtig in den geheimsten Tiefen ihrer Seele verbergen. In ähnlicher rührender Weise bewiesen die jungen Leute ihm ihren Dank.

Er begleitete Edmée nach Havre, als der Tag des Abschieds gekommen war; er stand neben ihr auf dem Bollwerk des Hafens, als das stolze Schiff mit schwellenden Segeln in das Meer hinausfuhr, mit seinen donnernden Kanonen der Küste des Vaterlandes den Abschiedsgruß zurufend; er sprach dem leise weinenden Mädchen Mut und frohe Hoffnung des glücklichen Wiedersehens zu, als er, neben ihr im Wagen sitzend, sie nach Boncourt zurückführte.

II.



Es folgte eine stille Zeit auf dem Schloß von Boncourt. Der Graf von Germancey fuhr nach wie vor ein- oder zweimal in der Woche nach Versailles, um sich dem König vorzustellen, welcher die Mitteilung von der Verlobung Edmées mit dem Chevalier sehr gnädig aufgenommen hatte; denn Ludwig XVI. sah es gern, wenn die ärmeren jüngeren Söhne vornehmer Häuser sich mit reichen Erbinnen verbanden, um neue glänzende Zweige alter Familien zu gründen. Die Freunde des Grafen aus den gelehrten und literarischen Kreisen in Paris besuchten ihn wie früher, aber das fröhliche Getümmel glänzender Gesellschaften kehrte nicht wieder in die Säle des Schlosses zurück.

Edmée war still und träumerisch, aber glücklich und hoffnungsvoll; sie zählte die Tage, welche langsam nach einander verschwanden und die Zeit bis zu dem sehnsuchtsvoll erwarteten Wiedersehen allmälich mehr und mehr abkürzten. Sie überwachte selbst die Ausschmückung der Räume, welche ihr und dem Geliebten zur Wohnung dienen sollten, und war unermüdlich erfinderisch, alles dorthin zu schaffen, was ihrem künftigen Glück zu äußerem Schmuck dienen sollte. Sie führte ein Tagebuch, weil sie überzeugt war, daß es ihrem René künftig Freude machen werde, genau verfolgen zu können, was sie an jedem

einzigen Tage gethan, und in ihren Aufzeichnungen den Beweis zu finden, wie sie immer und immer nur an ihn gedacht habe.

Hinzuweilen kamen auch durch die zu jener Zeit noch so schwierigen und seltenen Seeverbindungen Briefe von ihm aus fernen Gegenden, welche ihr die glühendsten Liebesgrüße, Worte froher Hoffnung und anerkennende Schilderungen der Erlebnisse ihres Geliebten brachten. Die Lektüre dieser Briefe gewährte ihrem sehnsuchtsvollen Herzen glücklichen Trost, und sie fuhr fort, ihre Antworten durch die Vermittlung des Marineministers ab, freilich ohne die Sicherheit, daß Neelden jemals in die Hände dessen gelangen würden, für den sie bestimmt waren.

Alphonse kam ebenso oft wie früher; er hatte sich bereits ergeben, sein künftiges Leben von dem süßen Schatten der Resignation bedeckt zu sehen und in der Arbeit und dem Streben eines edlen Ehrgeizes den Ersatz für die geknickte Blüte seines Herzens zu finden. Er hörte es freundlich und ruhig an, wenn Edmée nicht müde wurde, mit ihm von dem fernen Geliebten zu sprechen; er gab ihr seinen Rat für die künstlerische Ausschmückung ihrer Behausung, und wenn ihm auch schmerzliche Wehmut das Herz zusammenschnürte, so empfand er doch eine tiefe Freude und eine edle Befriedigung in dem Gedanken, das Glück derjenigen begründet zu haben, welche er niemals zu lieben aufhören konnte.

Der Winter ging vorüber, die Knospen des Frühlings öffneten sich wieder unter den wärmeren Sonnenstrahlen, immer näher rückte der Augenblick, welcher Edmées Herzen die heißersehnte Wonne des Wiedersehens bringen sollte. Da kam eines Morgens Alphonse bleich und verstört nach Boncourt. Lange blieb er mit dem Grafen in dessen Kabinet eingeschlossen, und endlich suchten beide mit finsteren Mienen und feuchten Augen Edmée auf, welche beschäftigt war, für eine antike Statue, die sie erworben, in den für ihren künftigen Gemahl bestimmten Räumen den richtigen Platz zu suchen. Ganz glücklich eilte sie ihrem Vater und ihrem Freunde entgegen, um deren Rat zu hören, aber erschrocken fuhr sie zusammen, als sie deren bleiche Gesichter sah, und ein ahnungsvolles Grauen ließ ihr Herz erzittern. Der Graf schloß sie in seine Arme und führte sie in ihr Zimmer. Hier erfuhr das bebende Mädchen die fürchterliche Nachricht, welche wie ein zerschmetternder



Wetterstrahl alle keimenden Hoffnungsblüten ihres jungen Lebens zerschlug. Bei dem Marineministerium war die Nachricht eingelaufen, daß das Schiff, auf welchem sich René von Malville befand, auf einer Fahrt an den fernen Küsten während der Stürme der Tag- und Nachtgleiche gegen ein Felsenriff geschleudert und zertrümmert worden sei. Erst nach einiger Zeit war das Unglück durch die an das Land getriebenen Ueberreste des Schiffes und einige aufgefundene Leichen bekannt geworden; trotz aller Nachforschungen hatte man keine Spur weiter entdeckt, und es konnte kein Zweifel mehr bestehen, daß die ganze Besatzung in den Wellen ihren Tod gefunden habe. Man hatte zwar nochmals eingehende Nachforschungen an allen nahegelegenen Küsten befohlen, doch gab man sich keiner Hoffnung hin, denn wenn auch nur irgend einer von der Schiffsmannschaft sein Leben gerettet haben würde, so hätte derselbe, wenn er das Festland erreicht, längst schon eine Kunde von seinem Dasein geben müssen.

Edmée brach zusammen wie eine geknickte Blume. Lange lag sie bewußtlos; in heftigen Fieberphantasien sah sie den Geliebten mit dem Tode in den schäumenden Wellen ringen; entsetzlich und herzzerreißend war der Jammer, mit welchem sie sich aus den Armen der Wärterin loszureißen suchte. Sie glaubte auf der Spitze eines hohen Felsens zu stehen und unter sich den Todeskampf ihres Geliebten zu sehen; sie verfolgte seine Bewegungen mit wimmernden Klagelauten und wollte sich ihm nach in die Tiefen des Meeres stürzen. Nur mühsam gelang es der Kunst der Aerzte, sie wieder herzustellen. Und als ihr Geist wieder frei wurde von den furchtbaren Fieberphantasien, da folgte der wilden Verzweiflung eine stille, ruhige Ergebung, welche einen fast noch schmerzlicheren Eindruck machte, so daß der Graf seine Tochter nicht anzusehen vermochte, ohne daß seine Augen sich mit Thränen füllten. Zuweilen zitterte ein Wort des bitteren Unmuts gegen das Schicksal, das den Chevalier von Malville auf den Lebensweg seines einzigen Kindes geführt hatte, um deren ganzes Lebensglück in seinem Jugendkeim so grausam zu zerstören.

Edmée gewann zwar ihre körperliche Gesundheit bald wieder, aber ihr früher so jugendfrisches, kindlich fröhliches Gesicht war kalt und starr, so daß sie in dem schwarzen Gewand und mit den Trauerschleifen, die ihr Haupt umhüllten, einem Bilde des unheilbaren Schmerzes glich. Sie hatte das Zimmer, welches für ihren künftigen Gemahl bestimmt gewesen war, mit schwarzem Flor verhüllen lassen. Sie hatte nach einem kleinen Miniaturporträt, das der Chevalier ihr geschenkt, dessen lebensgroßes Bild anfertigen und in jenem Zimmer über einem Tisch aufhängen lassen, auf welchem ein Kruzifix und zwei geweihte Kerzen standen. Täglich stellte sie vor diesem



Bilde eine Schale mit frischen Blumen auf und stundenlang lag sie auf ihren Knieen in das Anschauen des Geliebten verloren. Täglich ließ sie in der Kapelle des Schlosses eine Messe für ihn lesen und flehte inbrünstig zu Gott für das Heil seiner Seele, deren irdische Hülle unbestattet in den Tiefen des Meeres ruhte.

Der Graf sah all diesen Jammer schwer bedrückten Herzens mit an; sein Nacken beugte sich, und sichtbar erbleichte sein bisher nur leicht ergrautes Haar. Alles, was ihn noch an das Leben fesselte, erstarb in dem Kummer seines Kindes, und auch sein Geist wurde täglich finsterer und trüber.

Alphonse brachte alle freie Zeit, die ihm seine Dienstgeschäfte übrig ließen, in Boncourt zu. Mit aller Kraft seiner edlen und treuen Seele widmete er sich den Pflichten der Freundschaft für das unglückliche Mädchen, deren Leben er einst in seinen hoffnungsvollen Träumen mit allen Kränzen des Glücks hatte schmücken wollen. In inniger Dankbarkeit schloß sich Edmée an Alphonse an; er war es ja gewesen, der einst die Sache ihrer Liebe vor ihrem Vater vertreten und dem auch René dafür dankbare Verehrung geweiht hatte. Während sie selbst ihres Vaters Gegenwart auswich und bei jeder noch so leisen Anspielung auf ihr Unglück schnell die Einsamkeit suchte, als ob jede Thräne ihr zu heilig sei, um sie vor fremden Blicken sehen zu lassen, sprach sie mit Alphonse frei und offen von dem Verlorenen, und es schien ihr einen freundlichen Trost und eine Erleichterung der Seele zu gewähren, in seine befreundete Seele ihren Schmerz auszuschütten.

Alphonse suchte mit kluger Vorsicht ganz allmälich ihre Gedanken von dem einen dunklen Mittelpunkt, den sie beständig umkreisten, loszulösen und zunächst das Interesse für die Künste und die Wissenschaft wieder bei Edmée zu wecken. Er regte in ihr den Gedanken an, den Platz an der Quelle im Park, an welchem sie mit René zusammengekommen war, zu einem Denkmal für den Verlorenen umzugestalten und in diesem Sinne mit allegorischen Bildwerken zu schmücken. Voll Eifer griff sie diesen Gedanken auf. Es wurden Pläne entworfen, Bildhauer nach Boncourt berufen. Die Feststellung des Planes führte zu Erörterungen über die Kunst selbst, in denen Alphonse den von Natur so lebhaften und empfänglichen Geist des jungen Mädchens zu immer gesteigerter Teilnahme anzuregen wußte. Der Sommer ging vorüber, ohne daß noch ein vollkommen fester Plan über das ganze Werk, in dem sich die einzelnen, bereits bestellten künstlerischen Arbeiten vereinigen sollten, festgesetzt war, und in den langen, einsamen Winterabenden wußte Alphonse das einmal erweckte Interesse Edmées zu immer weiterem Studium zu steigern. Da aber die bildenden Künste zu ihrem vollen Verständnis einer Menge von Hilfswissenschaften bedürfen, so führte Alphonse Edmée auch zu immer neuen Gegenständen des Studiums. Er erklärte ihr mit seinem reichen, fein gebildeten Geist die griechische und ägyptische Mythologie, die nordische Götterlehre, die Geschichte zusamt den Sitten, Lebensgewohnheiten und den Trachten der verschiedenen Jahrhunderte, wie sie sich in den Werken der alten Meister abspiegeln, und er lehrte sie jedes der berühmten Bilder, von denen er ihr die besten Kupferstiche brachte, nicht nur in seinem künstlerischen Inhalt, sondern auch in seinen Beziehungen zu der Epoche seiner Entstehung in der Welt- und Kulturgeschichte verstehen.

Edmée folgte mit immer steigendem Genuß seiner Führung; sie fühlte, wie ihr Blick sich erweiterte, ihr Geist sich klärte, ihre Empfindung sich vertiefte, und ganz allmälich, ohne daß Alphonse es jemals versuchte, sie unmittelbar von ihren schmerzlichen Gedanken abzulenken, wurde sie ruhiger und fand in der Beschäftigung mit ihren Studien immer mehr Trost, immer mehr Kraft, das Leben zu ertragen und es mit edlen und ernsten Zwecken zu erfüllen. Ihr Schmerz, welcher sie anfangs wie eine undurchdringliche schwarze Wolke eingehüllt hatte, begann sich allmälich sanft zu vergolden und in einen weichen Schleier milder Wehmut zu verwandeln, welcher zwar ihren Blick noch in trübem Schimmer verhüllte, sie aber dennoch die Welt und das Leben um sie her immer deutlicher und deutlicher wieder erkennen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Musikleben der Gegenwart.

Von

Heinrich Ehrlich.

(Mit Bildern vorübergehender.)

Eröffnungen neuer Theater und prunkende Beschreibungen, erste Vorstellungen neuer Stücke und lange Kritiken, neue Kapellmeister und Operettenstreite, Gäste aus nah und fern, Konzertanzeigen aller Art mit großartigen Verheißungen bis zum September dieses Jahres allein der Reichshauptstadt nicht bescheert als in früheren Zeiten ein halbes Dutzend Jahre, und auch ein nicht ängstliches Gemüt vermag nur schwer sich der Betrachtung zu erwehren, daß die kaum erlangte Sicherheit des Friedens und die damit verbundene Verstärkung des Geldumlaufes Zustände herbeigeführt hat, die jenen der tollen Gründerzeit wenig nachstehen. Vorderhand wird die Aufmerksamkeit des Publikums durch die Unternehmungen auf dramatischem Gebiet in Spannung erhalten; die neue Operette, welche das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater brachte, vermochte nicht eine nachhaltige Anregung zu erzeugen. „Der Glücksritter" von Alfons Czibulka, Text von L. Genée, W. Mannstädt und Bruno Zappert, war ein Pechvogel für den thätigen und frechsamen Direktor des Theaters. Der Text liefert wieder den Beweis, in welche ganz unglaublichen Irrtümer die „Dichter" verfallen, wenn sie durchaus Unverdautes zusammenzuringen, seinerem Stoff mit genötigtlichen Possenepisoden durchwirken, zu gleicher Zeit nach vorne und rückwärts Verbeugungen machen wollen. Der Grundgedanke, wie ja der fast aller Operetten „aus dem Französischen" stammend, paßte vortrefflich für eine feinere Konversationsoper, die freilich heutzutage auch nicht mehr „zieht". Die Handlung spielt in



Der Eine kommt, der Andere geht. Gemälde von G. di Chirico.

Digitized by Google



Ein Konzert. Gemälde von F. Vedo.

London, 1660, kurz vor dem Einzug Karls II. Ein junger Schotte aus sehr guter, armer Familie kommt mit seinem Diener als „Glücksritter“ nach der Hauptstadt, mit einem Empfehlungsschreiben an seinen Verwandten, den puritanischen Gouverneur. Durch eine Reihe verwickelnder Zufälle, Begegnung mit einer schönen Dame und so weiter, wird er bewogen, sich der Partei des Königs anzuschließen, ja, als diesen die Puritaner suchen, um ihn hinzurichten, ist der Glücksritter so edelmütig aufopfernd, daß er sich als „Prätendent“ gefangen nehmen und zum Tode verurteilen läßt, damit die Königin und deren Vertraute, die schöne Unbekannte, Zeit gewinnen, die Ankunft des wahren Königs vorzubereiten. Selbstverständlich wird der Wackere gerettet und Gemahl der Geliebten. Das wäre nun, wie schon oben bemerkt, ein ganz hübscher Stoff, der bei geistreicher und eleganter Verarbeitung ein treffliches Textbuch abgeben konnte. Schon in der Benutzung der äußerlichen Erscheinung der historischen Parteien lag ein Hauptmoment komischer Wirkungen. Die ernsten, steifen Puritaner mit ihren kurzgeschnittenen Haaren („roundhead“), ihrem näselnden Redeton, ihren ellenlangen Zusätzen vor ihren Namen gaben einen vortrefflichen Gegensatz zu der überlustigen, sorglosen, in französischen Luxusliedern prunkenden Kavalieren, und es wäre dem Komponisten ein reiches Feld gelöhnet gewesen für allerhand komische Effekte durch die musikalische Führung dieser Gegensätze. Aber wie weit eilenis von diesem Ziele lag der Text, den die Textdichter einschlugen! Die Puritaner erscheinen im selben Anzug wie die Kavaliere, die einen sind so albern wie die andern, und wo ein Kontrast geschildert wird, geschieht es in der verkehrtesten Weise. Ein Beispiel wird genügen: Der edelmütige Glücksritter empfängt im Gefängnisse das Urteil des Kriegsgerichts, das ihn (den vermeintlichen Prätendenten) dem Tode bestimmt; er geht, um sich würdig vorzubereiten, und sein treuer, über des Herrn Schicksal ganz untröstlicher Diener singt ein komisch sein sollendes Couplet, thatsächlich eines der dümmsten, die mir in dieser an solchen Dingen nicht armen Zeit vorgekommen sind! Es bewährt sich immer mehr und mehr, daß der eigentlichen Operette nicht mehr aufzuhelfen ist, daß besonders die Versuche der Mischung von feinerem Stoff mit gröberen Zutaten die verfehltesten sind. Es mag vielleicht noch einmal vorkommen, daß ein recht lustiges Textbuch mit der entsprechenden Musik eine Zeit lang den alleinigen Zweck, das Publikum zu unterhalten, erfüllt, und daß dann jede andere Rücksicht außer acht gelassen wird; aber unzweifelhaft ist das jetzige Mischmaschsystem ein ratzloses, und viel Besseres als der Glücksritterjetzt konnte nicht durchdringen.

In Bezug auf das Musikalische muß hervorgehoben werden, daß der Komponist Cyklella in früheren Werken die Hoffnung erregt hat, es werde ihm noch gelingen, sich zu einer wahren komischen Oper aufzuschwingen; er hat auch in dieser Operette einige recht hübsche, gut gearbeitete mehrstimmige Stücke zu stande gebracht, die das Talent für Feineres bekunden. Aber in den Arien ist doch der wenigst vornehme Operettenstil vorwaltend, und so ist denn im ganzen eher ein Ab- denn ein Emporschwingen zu bestätigen; heutzutage müßte es denn doch nicht mehr schwer sein, gewisse Wendungen ganz abzustreifen, für welche es nicht einmal die Entschuldigung der Mode geltend zu machen ist!

An der Königlichen Oper hat sich der neu angestellte Kapellmeister in der kurzen Zeit seiner Thätigkeit die Achtung der Kapelle und des Publikums erworben. Er ist ein sehr geschickter und vollkommen sicherer Leiter, dem es auch nicht an Feuer fehlt. Seine Gattin, die vorläufig nur vom Hamburger Theater auf vier Monate geliehen, hat besonders in Wagnerschen Opern glänzende Erfolge errungen. Sie wird die Brunhilde in der „Götterdämmerung“ und Desdemona in Verdis „Othello“ geben. Als junger Siegfried und ehrsüchtiger Mohr wird unser unverwüstlicher Niemann erscheinen.

Nachdem ich oben von einer Eröffnung erzählt habe, sei es mir nun erlaubt, auch von einem Schlusse zu berichten, der allerlei Betrachtungen und Rückblicke erregte, denn der Kroll'schen Sommeroper. Sie hat in dieser Saison eine Masse der verschiedenartigsten Gäste vorgeführt, von denen fast ein jeder eine Besonderheit, eine „Spezialität“ darstellte: da war Völel, der lyrische Tenor, dessen Stimme den wohllautendsten und weichsten Vortrag bringt, in der Mittellage der Fülle entbehrt, dagegen die hohen Töne mit staunenswerter Leichtigkeit und Sicherheit herausklingen, dessen Vortrag sich immer gleichmäßig in den engen Grenzen des gemütlich Empfindsamen bewegt, dessen Spiel nach wie vor ungelenk bleibt, dessen hohe B, H und C nach immer die größte Anziehungskraft auf das Publikum ausüben und immer lohnenden Beifall hervorrufen. Dann kam Wierzyński, der Heldentenor, der ganz erstaunliche Fortschritte zeigte im unmusikalischen Gesange; der früher nur Achtel-, höchstens Viertelnoten verschluckte, jetzt aber halbe Takte überspringt, bei besonderen Gelegenheiten auch einen ganzen; der allerdings auch noch immer große momentane Wirkungen erzielt durch seine große Kraft, durch seine oft merkwürdige Technik, durch seine schönen Stellungen und durch die elegante, in eng anliegenden Kostümen vorteilhaft zur Schau getragene Gestalt, aber doch nicht mehr solche Kassenerfolge zu stande bringt, als wie zur Zeit der ersten Gastspiele. Sein Cleopatra in der „Judin“, früher seine beste Rolle, in welcher nur er durch Vortrag und Spiel, nicht durch das Kostüm, allgemeine Anerkennung gewonnen hatte, blieb diesesmal weit zurück hinter „Tell“ und „Hugenotten“; die Taktfehler wirkten gar zu störend.

Der dritte interessante Gast war der königlich sächsische Kammersänger Walh, jetzt neben Reichmann in Wien der gefeiertste Baritonist; ein Künstler, der eine ganz herrliche Stimme besitzt, auch ganz gute musikalische Studien erkennen läßt, der sich aber nicht befreien kann oder will von den wenig künstlerischen Coulissenmanieren, die ja unzweifelhaft das Beifallklatschen der Menge hervorrufen, aber auf die Länge nicht den nachhaltigen Erfolg zeitigen, der doch allein als der wahre Maßstab für den echten Künstler gelten muß.

Unter den Damen ist die geniale Frau Klafsky zu nennen, dann aber Marianne Brandt, die als eine wahrhaft merkwürdige Erscheinung hervortrat. Sie war ja in früheren Jahren lange an der Königlichen Hofoper thätig, als vielseitige, hochgebildete Künstlerin verehrt, die nur manchmal im Feuer der Leidenschaft sich zu Uebertreibungen verleiten ließ. Man konnte daher befürchten, daß sie während der Zeit ihrer Gastspiele in Amerika auch übertriebene, grellere Effektmanieren angenommen hatte. Aber sie hat schöner, künstlerisch edler gesungen als je, und die Stimme klang voller, wohltönender und in allen Lagen gleichmäßiger als in ihrer besten Berliner Zeit! Nicht bloß als Fidelio, Ides, Azucena bot sie Großartiges und künstlerisch Vollendetes; sie trat zuletzt in einer Rolle auf, in welcher sie früher nie gewirkt hatte, die ganz außerhalb ihrer Sphäre lag, als Selica in der „Afrikanerin“; sie gab allerdings nur den zweiten Akt; aber gerade in diesem, der ausschließlich die sanfteste Vortragsweise verlangt, in welchem die Lucca als unerreichbar galt, zeigte Marianne Brandt, daß einer wahrhaft musikalisch hochgebildeten Künstlerin nichts unerreichbar bleibt. Warum die Königliche Hofoper sich nicht entschließen kann, dieser noch immer unersetzten, so unvergleichlich vielseitigen Sängerin die Pforten weit zu öffnen, bleibt ein unlösbares Rätsel. Die Geschichte der Altistinnen unserer Hofoper ist eine wahrhaft tragische. Die Brandt trat aus ihrer Stellung, als Herr von Hülsen die Frau Luger (Gräfin H.) berief und ihr den weitesten Rollenkreis einräumte. Frau Luger nahm ihren Abschied als Frau Reicher-Kindermann nach ihren Triumphen am Neumann-Wagner-Theater auf höchsten Wunsch angestellt wurde. Diese ward der Kunst durch den Tod entrissen, bevor sie die ersehnten Vertiefungen der Hofbühne betrat. Es blieb nur Fräulein von Ghyczanyi, die auch schon den Keim des Todes in der Brust trug und voriges Jahr in der Blüte der Jahre von der Erde schied. Die jetzige Altistin, Frau Staudigl, ist eine sehr achtbare Sängerin, doch mit der Brandt nicht zu vergleichen. Aber wer will die Interdezbureaux-Rätsel lösen? Ich für meinen Teil fühle weder Fähigkeit noch Lust dazu!

Das Krolltheater hat in diesem Sommer die Aufmerksamkeit des Publikums fortwährend rege erhalten. Sein ehemaliger Besitzer, der „lustige Rat Engel“ hat plötzlich das irdische Etablissement verlassen. Die Leser, welche meine Artikel mit ihrer Aufmerksamkeit beehren, werden sich erinnern, daß ich schon vor Jahren diesem Originale, seinen witzigen Einfällen und seiner Geschicklichkeit eine längere Beschreibung gewidmet habe. Heute sei also nur bemerkt, daß sein Sohn und Nachfolger nicht so witzig ist, sich aber jedenfalls als ebenso tüchtig und energisch bewährt und die Gunst des Publikums in vollem Maße erlangt hat.

Der Eine kommt, der Andere geht.

(Hinweis des Red. Seite 28.)

Entstehen und Vergehen, geboren werden und sterben, das ist der Welt Lauf. Wie oft wohnen bittere Schmerzen und jubelnde Freude dicht neben einander, nur durch eine dünne Wand getrennt! Nirgends sieht man jedoch diese Gegensätze des Menschendaseins ergreifender sich offenbaren, als in den Ländern des Südens, wo die Menschen naiver und ungezwungener zeigen, was sie bewegt. Das Leben mehr in der Oeffentlichkeit sich abspielt als bei uns, und die Hauptereignisse des Familienlebens, welche die Kirche wohl, ausdrucksvoller, farbenreicher und prunkhafter nach außen hin sich bewerkbar machen. Ein Begräbnis in Italien, wenn es kein Armenbegräbnis ist, überrascht uns durch auffällig zur Schau getragene Farbenpracht, Lichterfülle und pomphafte Feierlichkeit; eine Taufe ist ein heiteres, lautes Fest, bei dem Reisen und Palmen in Fülle, gemischt Patengeschenke und großer Putz und Staat aller Beteiligten eine genügende Rolle spielen. Wie Lachen und Weinen, so scheinen auch in Italien Geburt und Tod nähere Nachbarn zu sein als anderwärts, und deshalb konnte G. di Cleriea mit Recht sie auf einem Bild so wirkungsvoll vereinigen. Der Eine kommt, der Andere geht — das ist Menschenleben!

Exeet!

Originalskizze

von

Heinrich Landsberger.

(Schluß.)

Der Premier trat mißmutig ans Fenster.

Sollte er vielleicht spazieren gehen oder in die Manège, wo er mit tödlicher Sicherheit dem Assessor in die Arme lief, der ihn mit der Biographie seiner neuesten Raubmörder und Giftmischerinnen behelligte? Was dachte sich dieser Assessor eigentlich von ihm? Oder sollte er in den Klub? Der Portier werde unfehlbar bei seinem Anblick die Flucht ergreifen, weil er ihn für seinen Geist hielt; kein Mensch war um diese Stunde im Klub. Oder sollte er ... Ja, was sollte er denn noch? Vielleicht nebenan ins Operncafé, damit jeder Mensch glaubte, er wollte sich in der Einsamkeit vor seinen Gläubigern verstecken?

Ein Skandal! Man lebte in Berlin und wußte nicht, wenn der Regen an die Scheiben schlug, wie man zwei Morgenstunden verbringen sollte. Oder war es nur noch eine und eine halbe?

Er zog seinen Chronometer. Es war fünf Minuten über halb elf. Zur Not konnte man um zwölf Uhr bei ihr wohl schon aufwarten. Also noch anderthalb Stunden — weniger fünf Minuten. Die Droschke brauchte dann auch noch eine gute Viertelstunde; das war anzunehmen, denn zu Fuß ging man ja bereits volle zehn Minuten. Mithin noch eine runde Stunde!

Eine ganze Stunde! Entsetzlich!

Er wandte sich verzweifelnd vom Fenster und ging dreimal in großen Schritten durchs Zimmer. Beim viertenmale blieb er vor dem Handspiegel mit dem Cortojarahmen stehen, den auf dem Gueridon ihm zwei vergoldete Amoretten entgegenhielten.

Er sah in dem Spiegel ein unwilliges Gesicht mit einem energischen blonden Schnurrbart — auf dem Kopf einen roten Fez, der Oberkörper steif in einer braunen, mit blauer Seide gefütterten Sammetjoppe.

Ein sehr kleidsames Kostüm, das ihm sonst einige Freude machte. Er hatte es einmal im Residenztheater bei einer Aufführung des „Großfürsten“ auf der Bühne gesehen und eine Kopie für sich bestellt.

Karl, der den Kaffee und das mehrfach genannte Glas Wasser brachte, unterbrach ihn in seiner Betrachtung.

Er stellte das Service auf den Tisch und erwartete die Kritik seines Herrn.

Die Kritik war niederschmetternd.

Sein Herr setzte mit einer Geberde des Schreckens das Glas vom Munde, und als er den ersten Löffel des aufgewärmten Kaffees genossen hatte, erklärte er, er ließe sich prinzipiell nicht vergiften. An diese Verurteilung knüpfte er den Entschluß, heute morgen auf das Frühstück endgültig verzichten zu wollen.

Karl versuchte eine Einwendung.

„Ich verzichte!“ schrie der Premier.

Bestürzt schlich sich Karl davon.

Sein Herr ließ sich erschöpft in einen Fauteuil nieder.

Und ein solches Dulden nannte man eine menschenwürdige Existenz. Aber Resignation ist eine schöne Tugend, und er resignirte. Er hatte in letzter Zeit ja einige Uebung in dieser Tugend gewonnen. Ja wohl! Er rebellirte nicht mehr. Er ließ alles gelassen über sich ergehen, alles — den Mißstich, an den er jeden Abend im Klub, ohne um seine Meinung gefragt zu werden, geschleppt wurde — den gekochten Spargel, den sich François erst gestern wieder ihm vorzusetzen erdreistete; der Verblendete bereitete ihn hartnäckig auf deutsche Manier, statt à la Italienne in einer Sauce von Oel, Zitronensaft, Pfeffer, Salz und Senf; er ließ sich ferner, ohne zu murren, die Besuche seines Vetters Oskar gefallen, ferner den Portwein, den man ihm unter der Marke der Freundschaft zum Geburtstag geschenkt hatte, ferner die Humoresken von A. von Winterfeldt und ferner — die Langeweile.

Ja, es war eine ausgemachte Thatsache — er langweilte sich. Er hatte sich nicht immer im Leben gelangweilt — zum Beispiel nicht, als er noch aktiv war.

Der Oberst selbst sagte ihm damals, als er seinen Abschied nahm: „Vollus, Sie machen eine Thorheit!“

Möglich! Er hatte vielleicht Chancen gehabt. Man hatte ihn sonst nicht zum Generalstab geschickt, und seine Broschüre: „Kavallerieführung und Kavalleriefeuer“, hatte ihm von maßgebender Seite sogar eine Anerkennung eingetragen. Aber dann diese Ammutung! Er sollte auf die goldenen Epauletten verzichten, er sollte sein Berlin aufgeben und er sollte bei einem simplen Infanteriebataillon in einer Provinzialstadt von vierzehntausend Einwohnern ein Jahr seines Lebens vertrauern! Er — Vodo von Vallis-Pröhn! — Der Chef versicherte ihm natürlich, die Aggregation wäre eine Auszeichnung. Die beiden Meinungen gingen aber auseinander. Eine Appellation gab es nicht, und die Konsequenz war, daß der Premier

für die Kameraden von der Schwadron ein großartiges Abschiedsessen in seiner Garçonwohnung veranstaltete. Er hatte sich acht Tage später sehr behaglich in seinem Feldjagen — er brauchte in dem Zivilanzug ja niemand auszuweichen. Kein Mensch hatte mehr das Recht, ihm etwas zu befehlen oder zu verbieten. Er fühlte sich wirklich sehr behaglich. Er langweilte sich auch nicht im mindesten.

Nun — aber der Premier war wahrheitsliebend, auch gegen sich selbst. Er wußte ganz genau, seit wann dieses Gefühl in ihm heraufgestiegen war. Es war nicht einmal die „ehrliche" Langeweile, die nichts thut und nichts verlangt. Es war schlimmer. Es war die Empfindung des Mißseins, die Empfindung des Entbehrens. Und diese Empfindung hatte Arme, die sehr kräftig zu verlangen verstanden, und sie wußten sehr wohl, nach welchem Preise sie sich ausstrecken.

Ganz allmählich war es heraufgezogen, gerade wie die grauen Wolken am Horizont, bis sie die Sonne verhüllten. Dann liegt die Landschaft im fahlem, trübem Glanz und der Nebel breitet seine hypochondrischen Schatten über die Flur. Gerade wie draußen.

Und wenn dann der Regen an die Scheiben prasselt und wenn man allein im kalten Zimmer sitzt und in den kalten Kamin starrt — wenn man sich obendrein noch über seinen Bedienten ärgert, wenn man Kopfschmerzen hat, wenn man nicht einmal eine Tasse Kaffee zum Frühstück bekommen kann — da wird die Empfindung noch bedeutend unangenehmer.

Ja, die Situation war eine recht unbehagliche. Und wie viel derartige verregnete Morgenstunden würden ihm im Leben wohl noch beschieden sein? Er war dreiunddreißig Jahre alt — vermutlich also noch sehr viele. Und sie würden vermutlich alle so aussehen — wie diese. Eine erfreuliche Perspektive!

Der Premier erhob sich und ging, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer wieder auf und ab. Als er bei den achteckigen Tischchen mit der Intarsienplatte vorbeikam, blieb sein Blick an den Cotillonorden haften, die Kurt von seinem Frack genommen hatte. Immer dieselben silbernen Sterne, immer dieselben Embleme mit ihren grünseidenen Bändchen und wohlmeinenden Sprüchlein. Wie sade dieser ewige Hirtentanz. Daß die Welt dabei sich ernähren konnte. Es war unbegreiflich.

Unwillkürlich schob der Premier den Kram zurück.

Bei dieser Gelegenheit blickte unter dem glitzernden Häufchen ein weißer Punkt hervor — es war eine Rose, eine weiße Capitain-Christi-Rose.

Der Premier nahm sie in die Hand.

Karl hatte sie wohl in seiner Tasche gefunden und zu dem übrigen gelegt.

Sie stak noch gestern in ihrem Haar — diesem aschblonden Haar mit den wunderbaren Löckchen über der weißen Stirn. Und unter der Stirn die grauen Augen! Wie sie spöttisch herablachen würden zu ihm, wenn er das Knie vor ihr beugte, ihre Hand an die Lippen preßte und sagte: „Madame, ich liebe Sie!"

Sie würde ihm einen Schlag mit dem Fächer geben und entgegnen: „Das vermutete ich, mein Herr! Aber suchen Sie auf, beklauben Sie sich nicht Ihre Pantalons und demontieren Sie nicht Ihre Grundsätze. Vergessen Sie auch nicht, Ihren Hut zu nehmen. Sie haben nämlich den Kontakt gebrochen. Leben Sie recht wohl!"

Und er würde seinen Hut nehmen, und während ein fades Lachen hinter ihm dreischallte, würde er sich davonschleichen wie ein ausgepfiffener Tenor.

Nein, das wird er nicht!

Diesen Triumph sollte sie nicht erleben — niemals, niemals! Alles ist erlaubt außer der Lächerlichkeit — und der Premier wußte, was er sich schuldig war.

Aber wie sagt Philine zu Wilhelm Meister?

„Wenn ich Dich lieb habe, was geht's Dich an?"

In der That, was ging es sie an? Niemand ging es etwas an.

Der Premier betrachtete noch einmal sinnend die Rose. Dann führte er sie an seinen Mund und drückte einen Kuß auf die weißen Blüten.

In demselben Augenblick holte die Bronzependule auf dem Kaminsims zum Schlage aus.

„Schon halb?"

Gottlob, dann war es eben Zeit, Toilette zu machen.

Er zog aus der Brusttasche ein Portefeuille und legte die Rose zwischen die Blätter.

Darauf drückte er auf den Metallknopf oberhalb des Kamines. Karl erschien auf der Bildfläche und erhielt von seinem Herrn den Auftrag, eine helle Krawatte aus dem Schrankfach herauszusuchen. — — —

Die Baronin legte eben „Les dames de croix mort" von Georg Ohnet aus der Hand und sah vor sich hin. Ihre Gedanken waren heute nicht bei der Lektüre. Sie waren eigensinnig, sie hatten keine Disziplin, sie gingen den Weg, der ihnen beliebte, und verweigerten dem Willen den Gehorsam. Sie protestierten gegen den Zwang, sich mit der unpoetischen Aberaus ehrenwerten, aber im Grunde genommen ihnen höchst gleichgiltigen Klosterdamen zu beschäftigen, und hüpften unwillig, unbekümmert um jede Autorität, über die Zeilen hinweg, über den Rand des Buches — sogar hinaus durch die Scheiben. Draußen aber packte sie aus dem Hinterhalt der Wind und trieb sie wie flüchtige Spreu vor sich hin mit der sausenden Geißel, durch die Straßen, über die Plätze, durchs offene Thor, durch lange, von kahlen, zitternden Platanen umsäumte Alleen, immer weiter — bis hinaus ans freie Feld.

Da gab es kein Hemmnis mehr, und schneller als ihr Verfolger, schneller, als wenn der Blitz ihnen nachsetzte, stoben sie in die ungemessene Weite.

Fieberlos — zwecklos!

Endlich rasteten sie — am Strande des Meeres. Fürchteten sie die Welle? Der Strand gehörte zur niederländischen Küste. Ueber den gelben, sandigen Streifen zog sich ein buntes, lebendiges Band, das in allen Nuancen schillerte. In der Menschenmenge war auch eine Dame — eine junge Dame von schlanker Gestalt, mit aschblondem Haar. An ihrer Seite ging ein Herr — er hatte einen blonden Schnurrbart, trug einen grauen Anzug und einen Panama und lachte. Was die beiden sprachen und lachten, das war nicht zu verstehen. Schon waren sie im Trubel verschwunden.

Surrr!

Die Gedanken regten wieder die Fittiche, erhoben sich in die Lüfte und flogen weiter.

Wieder zwecklos, ziellos — über Berg und Thal, durch Flur und Wald, Städte und Flüsse.

Da sahen sie aus der flüchtigen Höhe unten auf der Erde wieder bewegtes Treiben. Es war ein großer umfriedeter Park. Rauschende Musik drang herauf und lautes, tosendes Stimmengewirr. Zwischen den Bäumen ragte ein aus Glas und Eisen gebautes Haus. Da tauchten die Gedanken hinunter, brachen durch die Menge sich Bahn und glitten hinein in das Haus. Viele Menschen gingen drinnen umher, von der Decke fiel aus durchsichtigen Schleiern ein Lichtschimmer herab. An den Wänden hingen prächtige Gemälde. Eines der Gemälde stellte ein wunderbares Frauenbild dar. An der Goldleiste auf dem Täfelchen war zu lesen: „Miß Katharina Grant". Eine Gruppe von Herren und Damen stand vor dem Kunstwerk — und hinter der Gruppe wieder das Paar, dem sie am Meeresstrande schon begegnet waren. Sie war ernst und schweigsam, er aber sprach und lachte — wie damals — und wieder verloren sich seine Worte im Schwall.

Da schlichen die Gedanken zur andern Thüre sich hinaus und fuhren wiederum auf geflügelten Schwingen davon. Nicht lange — nicht weit. Denn der Winter war gekommen, der rauhe Gesell, mit Schnee und Hagel — und sie suchten ein Obdach. Aus den Fenstern der Häuser in den Straßen fiel glänzendes Licht — wieder klang es wie gedämpfte Musik. An den heruntergelassenen weißen Gardinen huschten eilende Schatten vorbei. Aber die Verbannte wehrten dem flüchtigen Volke da draußen nicht. Sie drangen ein durch Ritzen und Spalten. Ein strahlender Glanz, eine brausende Tonwoge umfing sie. Neugierig schlichen sie durch die Gemächer. Da, am Ende — da erblickten sie einen sanften Schein — den Schein einer Ampel — er leuchtet herab auf duftendes Grün und einen kühlen, springenden Quell — und an dem Quell steht ein Mann und auf dem Fauteuil neben ihm ruht eine Frau. Wieder sind es die beiden — wieder sprechen sie. Aber diesmal ist's stille im Raum und der Schall trägt ihre Worte nicht fort.

Sie blickt zu ihm auf und fragt ihn, ob er sie liebe.

Wieder lacht er — wie damals — wie immer.

Wie immer!

Das Buch, das die Baronin in der Hand gehalten, glitt zur Erde.

Ihr Blick fiel auf die Flamme im Kamin.

Flüchtig schaute dann und wann eine der tanzenden roten Spitzen durchs Gitter.

Wonder beschwerte sie sich? Wessen klagte sie ihn an? Hatte sie denn ein Recht?

Hatte sie, was sie so glücklich machen würde, nicht selbst verschworen?

Hatte sie die Brücke nicht mit eigener Hand hinter sich abgebrochen?

Warum?

Weil ihr Jugendtraum eine Illusion gewesen? Weil ihr das Schicksal im ersten Ansatze geweigert, was es so vielen versagt, so unendlich vielen — das Glück?

Denn die Frau, die er liebte, die würde glücklich sein.

Gerade weil er sagte, daß er noch keine Neigung gefühlt — weil er den großen Schatz, den Gott dem Menschen ins Herz gelegt, nicht in kleiner, wertloser Scheidemünze verzettelte — weil er der Frau, die er einmal lieben, den Goldbarren unverkürzt, unangetastet in seinem Werte zu Füßen legen würde.

Einmal wird er jene Frau finden — sie aber wird es niemals sein.

Auch wenn er sie liebte!

Sie hatte ja selbst vor seine Lippen, die Thore des Herzens, einen ehernen Riegel gelegt. Er durfte ihn ja nicht sprengen — und sie? Durfte sie den Riegel lösen?

Nimmermehr — wo bliebe der Stolz, die Scham?

Selbst hatte sie ihr Los sich geschaffen — in eisernen Ketten das Zauberwort gebannt — unwiderruflich.

Doch, wo schweifte ihr Sinn?

Wer sagte, daß er sie liebte?

Aber erproben wollte sie es. Wenn er ihr folgte ins Ausland . . .

Wieder blickten die grauen Augen vor sich hin.

Im Kamin sang die Flamme ihr einförmiges Lied.

Die Gedanken der Baronin wurden durch das Erscheinen des Kammermädchens unterbrochen.

Sie brachte eine Karte.

Die Baronin warf einen Blick auf sie.

„Ich lasse bitten!"

Zwei Augenblicke später teilte sich die Portière und der Premier wurde sichtbar.

„Sie sind sehr pünktlich," sagte sie.

„Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige und ihrer aufrangierten Premierlieutenants. — Aber im Ernst, ich konnte es nicht erwarten, mich von Ihrem Wohlsein zu überzeugen," sagte er hinzu, indem er ihre Hand an die Lippen führte und in dem Sessel ihr gegenüber Platz nahm.

„Sie sind sehr besorgt um mich."

„Mit Recht, Sie sehen etwas blaß aus."

„So etwas sagt man nicht."

„Im Gegenteil, man wiederholt es sogar — diese Blässe kleidet Sie nämlich entzückend."

„Fangen Sie schon wieder an?"

„Ja — obwohl ich keinen Anfang weiß und kein Ende, um Sie zu preisen und zu rühmen. Ich werde mir das nächstemal zur Unterstützung meinen Mirza-Schaffy mitbringen. Dann werde ich rezitiren — zum Beispiel . . ."

„Unterstehen Sie sich."

„Bitte, unterbrechen Sie mich nicht. Also zum Beispiel: Ein graues Auge, ein schlaues Auge!"

„Ah!"

„Ich beharre darauf — ein schlaues Auge! Denn ich erhebe eine Anklage wider Sie, Madame!"

„Sie erschrecken mich!"

„Eine Anklage! Ich bin soeben Ihrem Vetter begegnet — er rannte mich an einer Straßenecke über den Haufen, bat dann um Entschuldigung und erzählte mir, daß Sie in acht Tagen nach Paris reisen. Sie haben mir davon kein Wort gesagt, um vor meiner Verfolgung gesichert zu sein. Ich komme auf Mirza-Schaffy zurück: Ein graues Auge, ein schlaues Auge!"

„Sie irren — ich habe keine Absicht gehabt."

„Man äußert sie wenigstens nicht. Aber ich bin eine feinfühlende Natur, fürchten Sie nichts von mir!"

„Was?"

„Fürchten Sie nichts von mir. Ich teile Ihre Absichten, ich bleibe in Berlin."

Sie sandte ihm einen langen Blick zu. Dann sagte sie gleichmütig, indem sie den Kreppfächer zur Hand nahm, der aus irgend einer Veranlassung noch auf der maurischen Truhe neben der Ohnesorgue lag.

„Warum verschern Sie mir das?"

„Es ist wahr — aber man thut so vieles Ueberflüssige."

„Sehr vieles!"

„Zum Beispiel, wenn man über die Vernunft der Dinge nachdenkt."

„Ja."

„Oder wenn man einer schönen Frau Gesellschaft leistet."

„Aber!"

Er erhob sich.

„Denn ich vermute, Frau Baronin, Ihre Vorbereitungen zur Reise werden Sie derartig in Anspruch nehmen, daß es ein Verbrechen wäre, wenn man keine Einsicht hätte!"

Sie war sehr ruhig.

„Wie Sie glauben."

„Man wird Sie also vor Ihrer Abreise nicht mehr belästigen dürfen. Haben Sie noch Befehle für mich?"

„Ich danke — doch apropos, die Karte zur Ausstellung!"

„Wahrhaftig, ich hätte sie vergessen."

Er zog sein Portefeuille aus der Tasche und öffnete das Schloß. Als er die Karte herausnahm, fiel gleichzeitig eine weiße Rose zur Erde. Es war eine große weiße Capitain-Christi-Rose.

Er wollte sich bücken — zu spät!

Eine brennende Röte färbte sein Gesicht.

„Nun wissen Sie es, Baronin," sagte er, „lachen Sie mich aus!"

Sie lachte nicht, aber sie lächelte.

„Baronin!"

Es war ein seliges Lächeln.

„Valentine!"

Er stürzte auf sie zu.

Surrr!

Der Fächer schnurrte auseinander.

„La dame au gant" durfte ihre Gestalt vor den beiden auf der Chaiselongue aus

La dame au gant hinderte den indiskreten Blick des Berichterstatters.

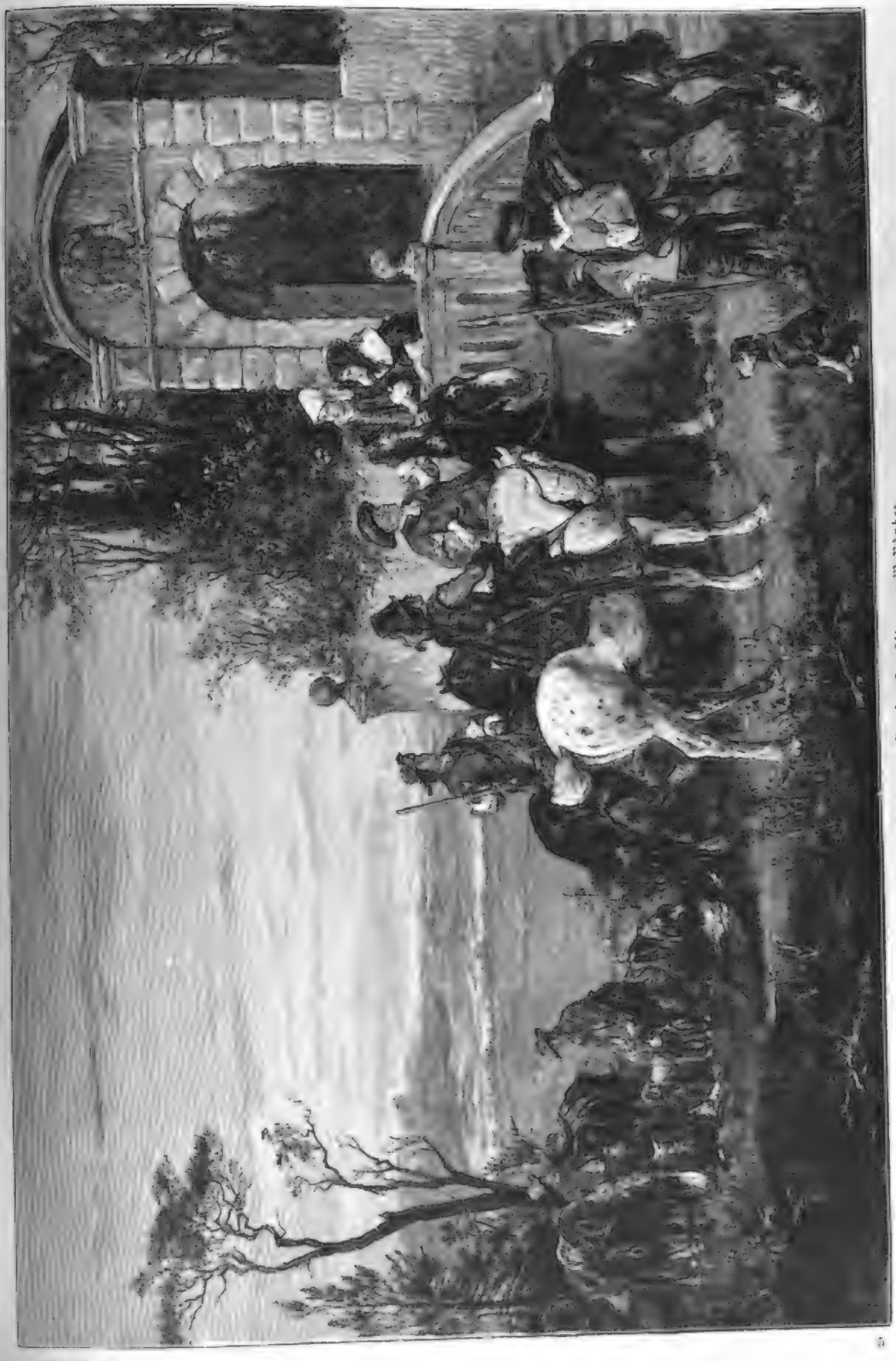


Am Tempel der Minerva in Rom. Gemälde von C. Wuttke.

Unweit vom forum romanum auf dem Wege vom Coloſſeum zur Piazza Venezia, findet ſich, verbaut in mittelalterliche Häuſer, die Ruine des ſogenannten Tempels der Minerva, manchmal wohl auch als forum Nervae bezeichnet. Von dem augenſcheinlich einſtmals großartigen Bau iſt nur ein kleiner Teil auf unſere Tage gekommen, und dieſer zeugt von großer dekorativer Pracht. Die vori kannelirten Säulen mit römiſch-korinthiſchem Kapitäl ſind mit der Façade verkuppelt. Das Gebälk iſt reich gegliedert und verziert, ein herrlicher Fries mit figürlichen Darſtellungen feſſelt beſonders unſer Auge. Die Wände, einſt mit Marmor bekleidet und mit Pilaſtern geſchmückt, zeigen mächtige Travertinquadern. Das antike Pflaſter mag etwa 8 Meter unter der heutigen Straße liegen, über die ſich nur die obere Hälfte der Säulen erhebt. — Dieſer Teil der ewigen Stadt, faſt ausſchließlich von der ärmeren Volksklaſſe bewohnt, hat auch heute noch etwas von dem mittelalterlichen Gepräge des päpſtlichen Roms. Ein vielfach intereſſantes Volksleben iſt hier noch zu finden auf der Gaſſe und drinnen in der „Oſteria“, die hier in antiken Subſtruktionen und Ruinen ſich befindet. Auch der vornehme Fremdling, vom ſtundenlangen Bewundern des antiken Roms ermüdet, wird manchmal hier einkehren. Ein vortreffliches Glas „vino dei castelli romani“ iſt für wenig Geld zu haben; auch was die Küche liefert, wird den nicht ganz Verwöhnten befriedigen. Von primitivſter Urſprünglichkeit iſt oft das Innere, die Decke mit den blanken Kupfergefäßen im ſelben Raum; nie fehlt das Bild der Madonna und der Schimmer des ewigen Lämpchens. Am dunklen Hintergrunde lagern die mächtigen Fäſſer, bezeichnet mit Frascati-Albano, Velletri und ſo weiter; aus dieſen unmittelbar wird der Wein verzapft. Jedes folgende Glas läßt uns das Leben heiterer anſchauen, glückliches Behagen kehrt in uns ein. Lebendig werden die Geſtalten antiken Lebens, die vor zweitauſend Jahren hier wandelten; die Phantaſie zaubert ein pomphaftes Feſt vor das geiſtige Auge; es gilt der Göttin des Kriegsglücks zu opfern.

Der Tempel der Minerva bildet bekanntlich den Ausgangspunkt für die neue Ausgrabung, die von hier aus gegen das Forum hinübergeleitet werden und bis auf das antike Pflaſter hinabreichen ſoll. E. W.

Digitized by Google



Nach der Jagd. Gemälde von W. Kaulbach.

Nubia.

Erzählung

von

Richard Voß.

(Fortsetzung.)

Jetzt trat Heinrich vor und auf die Mädchen zu, die über den Anblick des Fremden kaum weniger erschraken, wie weiland die Jungfrauen der Nausikaa, da sie den göttlichen Helden erblickten.

Alle drängten zur Zisterne und eine jede bereitete sich vor, den Kampf von neuem anzunehmen, diesesmal gemeinsam in geschlossener Kolonne gegen den Fremdling vorgehend, sollte sich derselbe als Feind ausweisen.

Doch der Eindringling stand in geziemender Entfernung von den Schönen, die er freundlich grüßte und bescheidentlich anredete.

„Ich war drunten in Bicovaro und sah hier oben einer Dorf liegen, von dem mir viel Wundersames erzählt wurde; da faßte mich das Verlangen, hinauf zu steigen und selber zu sehen. Nun bin ich da. Aber ich bin müde; auch habe ich Hunger und Durst. Ich bitte euch, sagt mir ein Haus, wo man mich nicht allzu ungern für eine Nacht beherbergt. Ich bin ein Fremder und komme weit her; aus einem Lande, wo die Leute in einer ganz andern Sprache reden als hier. Aber bei euch gefällt es mir besser. Auch habe ich niemals so schöne Jungfrauen gesehen, selbst nicht in Rom. Ihr müßt nämlich wissen, daß ich ein Künstler bin. Wenn ihr eine Kirche hättet, würde ich euch das Bild der Madonna malen."

Heinrich hatte diese Rede sehr langsam und ungemein ausdrucksvoll hergesagt; denn er fürchtete, von den Schönen nicht verstanden zu werden. Doch da er zugleich seine Blicke reden ließ, er überdies mit seinem hellen Gesicht, seinem lichten Gelock und seinen blauen Augen ganz darnach aussah, um selbst solchen scheuen Geschöpfen der Felsenwildnis Vertrauen einzuflößen, so war anzunehmen, daß für sein Unterkommen in Saracenesco gesorgt werden würde.

Die Mädchen standen und schauten auf ihn, beinahe so staunend wie er auf sie. Dann steckten sie die Köpfe zusammen und berieten:

„Das ist ein Signore!" — „Habt ihr gehört? Er sagte, er käme von weit her." — „Ja, um unsern Ort zu sehen." — „Es gefällt ihm bei uns." — „Er ist müde!" — „Er hungert, der Arme!" — „Zu wem sollen wir ihn bringen?" — „Ja, zu wem?" — „Ich weiß es nicht. Weißt Du es?" — „Wir hätten wohl Platz für ihn." — „Platz für ihn hätten auch wir." — „Und wir!" — „Wir auch!" — „Bei uns könnte er frischen Ricotto bekommen." — „Bei uns Polenta." — „Wir haben am Sonntag aus Bicovaro Weizenbrot geholt." — „Meine Mutter wird ihm eine Oelsuppe kochen." — „Die meine kann ihm eine Frittata backen." „Ihr habt ja keine Eier." — „Er kann bei uns bleiben!" — „Nein, bei uns!" — „Bei uns!"

Mit einem Worte, eine jede der Schönen wollte den Fremden als Gast in ihre armselige Hütte führen. Beinahe wären sie darüber in Streit geraten.

Da rief jene Eine, Hohe und Herrliche, die auch bei diesem Vorgang gelassen geblieben:

„Wir nehmen den Fremden auf."

Heinrich fühlte, wie ihm das Blut ins Gesicht schoß, wie sein Herz pochte.

Alle wandten den Kopf nach der Sprecherin, aber keine redete dagegen; nur eine meinte, mehr verwundert als mit Spott oder Aerger:

„Ihr, Nubia?"

Das Mädchen antwortete nichts. Sie sah Heinrich an und sagte mit gehaltener Freundlichkeit:

„Ist es Dir recht, so geleite ich Dich zu meiner Mutter nach Hause."

Ob es ihm recht war! Als er sich von der Schönen so vertraulich angeredet hörte, wußte er nicht, wie ihm geschah; nur mit einem Nicken und einem Blicke vermochte er zu antworten.

Sie schien indessen gar keine Antwort erwartet zu haben, rückte sich nochmals ihre Cowa auf dem Kopf zurecht, kreuzte die Arme und schritt davon, ihm voraus. Der Weg wäre für beide breit genug gewesen, aber er blieb hinter ihr.

Jetzt brachen auch die anderen auf, alle mehr oder minder in Aufregung über das wunderbare Begebnis: in ihrem Saracenesco ein „Inglese!" Doch keiner fiel es ein, die Bereitwilligkeit der stolzen und strengen Nubia, den Fremden zu ihrer Mutter zu bringen, zu schmähen oder sonst darüber ein boshaftes Gerede zu führen. Nur zerbrachen sie sich die Köpfe, was die beiden Frauen dem Fremden zur Abendmahlzeit vorsetzen würden? Denn die Mutter war Witwe und die Aermste im Dorfe, Nubias Bruder noch ein Knabe, der die Herden hütete. So besaßen die beiden Frauen niemand, der im Sommer in die sabinischen Thäler und in die römische Ebene hätte hinabsteigen können, um durch harte Arbeit einiges Geld zu verdienen.

Unterdessen die Mädchen eifrigst berieten, ob Nubias Mutter wohl im stande sein würde, mit Hilfe der Nachbarinnen eine Frittata zu backen, oder ob sich der Fremde mit einer Oelsuppe würde begnügen müssen, schritt Heinrich wie im Traum hinter der Herrlichen drein. Er wußte jetzt sicher, daß er niemals in seinem Leben etwas so Schönes gesehen hatte, und konnte seine Blicke nicht losreißen von der hohen Gestalt, die trotz ihrer Last wie in seliger Ruhe vor ihm herwandelte. Zuweilen erhaschten seine Augen einen Streifen ihres Gesichtes, das vom feinsten Oval war und förmlich zu leuchten schien. Unter dem Schleiertuch glänzte ihr üppiges Haar hervor, von einer solchen warmen Goldfarbe, daß es den verliebten Nazarener dünkte, ein Teil der Gluten des Sonnenuntergangs habe sich an das schöne Haupt geheftet. Er sah gar nicht, daß sie ärmlich gekleidet war und nicht den mindesten Schmuck trug.

Ehe sie Saracenesco erreichten, ward es Nacht, welche Heinrich seine seltsame Umgebung noch seltsamer und die schöne Gestalt vor ihm gleich einem unirdischen Schattenbild erscheinen ließ. Dann kamen sie an.

Nubia wartete auch jetzt nicht auf ihn, nur daß sie langsamer ging. Da trat Heinrich an ihre Seite.

Doch er mußte auf den Weg acht geben. Der Boden der Gasse war nackter Fels und zeigte keinen Fuß breit ebenen Grund. Bald war er genötigt, steil in die Höhe zu klettern, bald mit Vorsicht abwärts zu klimmen. Die Hütten zu beiden Seiten der Straße glichen Höhlen und bei den meisten derselben diente die Thür zugleich als Fenster. In dieser und jener Behausung brannte auf dem Boden ein Feuer, den engen und niedrigen Raum und das wenige armselige Hausgerät mit grellen Gluten beleuchtend.

Beinahe alle Einwohner befanden sich vor den Häusern, und wer drinnen war, trat heraus; denn das Gerücht von der Ankunft eines Fremden hatte sich bereits durch den ganzen Ort verbreitet. Immer mehr Volk schloß sich Heinrich und seiner Begleiterin an; auch sämtliche Wasserträgerinnen folgten den beiden.

Heinrich wußte nicht, wohin zuerst zu sehen, worüber zuerst zu erstaunen. Es war des Fremdartigen zu viel! Dabei die unsägliche Wildheit und Anmut des Ortes, die bunten, phantastischen Gestalten, die Fülle schöner Menschengesichter. Sehr merkwürdig war es ihm, daß er beinahe nur Kinder und Frauen erblickte; die wenigen Männer, die Heinrich gewahrte, waren Greise. Jetzt blieb Nubia vor einer der letzten Hütten stehen.

„Hier wohnen wir, ich und meine Mutter. Sei uns willkommen!"

Sie nahm ihr Wassergefäß vom Kopf und rief in die Hütte hinein:

„Mutter, hier draußen steht ein Fremder, der unsern Ort sehen will und nicht wußte, wo er über Nacht bleiben sollte. Ich habe ihn eingeladen, mit mir zu gehen, heiße auch Du ihn willkommen."

Die Mutter trat sogleich heraus, eine schöne, dunkelfarbige Matrone, von der die Tochter die herrlichen Augen hatte; doch sah man ihrem Antlitz die Entbehrung, ihrer Kleidung die Dürftigkeit an. Auch sie begrüßte Heinrich gastfreundlich.

„Meine Tochter hat recht gethan, Dich zu uns zu führen. Tritt ein und ruhe aus bei uns; Du wirst diesem Hause Glück bringen."

Heinrich trat ein. Da er sich nach Nubia umwandte, sah er sie draußen mit den Gefährtinnen reden. Die ganze Gasse stand voller Frauen und Mädchen, und die Kinder drängten ihre schwarzen Lockenköpfe in die offene Thür, ein Gesicht immer brauner, eines immer holdseliger als das andere.

Nun kam auch Nubia herein.

III.

Sie trat zum Herde, zog aus der Glut ein brennendes Stück Reisig und zündete die messingene Leuchte an. Dies gethan, wandte sie sich an den Gast:

„Ich will Dir Deine Kammer weisen."

Sie schritt ihm voraus in einen engen Nebenraum mit ungetünchten, schwärzlichen Wänden und einem winzigen Fenster ohne Scheiben, nur mit einem Holzladen versehen, der offen stand, so daß der glühende Abendhimmel wie ein Purpurvorhang davor hing.

„Es ist die Kammer meines Bruders Mastorre, der jetzt die Herden hütet; wenn er fort ist, steht sie leer, denn ich schlafe bei der Mutter. Gleich werde ich Dir Wasser bringen, damit Du Dir Gesicht und Hände vom Staube reinigen kannst; es war ein heißer Tag."

Sie setzte die Lampe auf eine Truhe, welche außer der ärmlichen Lagerstatt das einzige Gerät bildete, und ging hinaus. Heinrich blickte sich um in dem öden Raum.

„Könntest du hier bleiben, Tage, Wochen, Monate!"

Er war noch ganz in diese Vorstellung versunken, als das Mädchen mit einem Krug und einem Linnentuch zurückkam.

„Das Wasser ist frisch aus der Zisterne; wenn Du Dich gesäubert hast, wird auch das Essen fertig sein. Du wirst gewiß Verlangen nach Speise tragen. Die Nachbarinnen wollten meiner Mutter allerlei bringen, damit sie Dir ein reichlicheres Mahl bereiten könnte, denn wir sind arme Leute. Ich bat indessen meine Mutter, Dir nur von unseren eigenen Speisen vorzusetzen. Auch Dir wird es so am liebsten sein und Hunger sollst Du bei uns nicht leiden."

Dabei lächelte sie, was ihr so wunderschön stand, daß Heinrich über ihrem Anblick seine Antwort vergaß. Erst als er ihre Augen fragend auf sich gerichtet sah, beeilte er sich, ihr zu versichern:

„Gewiß ist es auch mir so am liebsten! Doch es bekümmert mich, daß ich Dir und Deiner Mutter Arbeit, wohl gar Sorge mache. Zugleich muß ich Dir gestehen, daß ich mich freue, mehr, als ich Dir sagen kann, von Dir aufgefordert worden zu sein, Dir in das Haus Deiner Mutter zu folgen, und daß ich mich bei euch von Herzen wohl fühle."

Es war zum erstenmal, daß er zu ihr sprach; er sah an ihr vorbei und redete befangen. Ernsthaft sagte das schöne Mädchen:

„Die anderen stritten sich, wer Dich nehmen sollte; denn jede hätte Dir gern Gutes erwiesen. Aber es war besser für sie, daß ich Dich hat, unser Gast zu sein. Alle jene haben nämlich Väter oder Brüder oder Vettern, welche sämtlich zur Weizenernte in das römische Land hinabgezogen sind. Diesen hätte es vielleicht nicht recht sein können, daß ihre Frauen während ihrer Abwesenheit einen fremden Mann beherbergen: Du hättest also guten Menschen, die Dir friedlich gesonnen sind, Leid bereiten können, was doch gewiß nicht Dein Wille ist. Mein Bruder ist noch ein Knabe, und keiner der Abwesenden hat mit oder meiner Mutter etwas zu gebieten; so kannst Du diesem Hause durch Deine Gegenwart nur Freude geben. Deshalb sei nochmals bei uns willkommen!"

Aber der junge Nazarener war etwas enttäuscht. Mit pochendem Herzen brachte er hervor:

„Ich hatte geglaubt, daß Du Gefallen an mir fändest und aus diesem Grunde mich aufforderteist, mit Dir zu Deiner Mutter zu kommen."

Er wartete fast angstvoll, was sie auf diese kecke Rede erwidern würde, und laut hätte er aufjubeln mögen, als er sie ohne jede Ziererei ganz gelassen sagen hörte:

„Du gefällst mir auch. Aber ich muß jetzt der Mutter helfen."

„Ach, Nubia . . ."

Sie war jedoch schon zur Kammer hinaus.

Als Heinrich in den Wohnraum trat, wartete man bereits auf ihn mit dem Nachtmahl, das aus Feigen, in Oel gebackenen Kuchen, Ricotto und Eidechsenfalat bestand. Nubia bediente den Gast, so daß dieser trotz der ungewohnten sabinischen Gerichte zu Ende war, als speise er an eines Königs Tafel. Auch die Mutter ließ es sich angelegen sein, den Fremden zu zeigen, daß er ihnen in Wahrheit willkommen sei.

Mehr und mehr geriet Heinrich in eine traumhafte Stimmung; am liebsten hätte er stumm dagesessen und die Schöne in einemfort angeblickt. Doch zwang er sich zum Reden und war es auch nur, um Nubia, auf deren ruhige, tiefe Stimme er stundenlang hätte lauschen können, antworten zu hören. So fuhr er denn fort, sich bei seinen Wirtinnen nach den verschiedensten Dingen zu erkundigen, wobei er sich zwar an die Mutter wendete, jedoch meistens von der Tochter Antwort erhielt. Auch auf seine Frage nach den Männern von Saracenesco entgegnete ihm Nubia:

„Wir Frauen sind fast das ganze Jahr über allein, denn schon im März ziehen die Männer davon. Zuerst arbeiten sie in den Olivelen und Vignen. Das ist gute Zeit für sie und für uns alle, denn alsdann haben sie leichte Arbeit und es gibt noch keine Fieber. Auch im Mai, wo sie auf der römischen Ebene das Gras schneiden, geht es noch leidlich. Sobald indessen die Weizenernte beginnt und die heißen Tage kommen, fängt das Unglück für uns arme Menschen an, dann leiden auch wir hier oben große Sorge und Pein. Wir würden gewiß gern mit den Männern Weizen schneiden, wie die Frauen anderer Ortschaften thun; es ist jedoch bei uns Sitte, daß wir hier oben bleiben, und nur selten kommen wir ins Thal hinab. Den Männern aber geht es schlecht. Sie wohnen in Zelten, die sie dort aufschlagen, wo sie grade zu ernten haben, und ehe sie sich's versehen, hat das Fieber sie gepackt. Mit dem Fieber im Leibe müssen sie alsdann von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang Weizen schneiden. Viele sterben dort auf dem Felde, viele werden nach Rom in die Spitäler gebracht; aber wenn sie auch zurückkommen, krank sind sie alle! Krank kam jedes Jahr mein Großvater zurück und krank mein Vater, beide sind zu Hause am Fieber gestorben. Wir sind daran gewöhnt und vermögen nichts dagegen zu thun; die Madonna helfe uns!

„Morgen ist Sonntag, morgen beten wir alle für die Männer, die im Römischen ernten. Was wird es helfen?!

„Erst im November, wenn das Land von neuem brachet und besät ist, kehren die Unseren wieder. Dann ziehen die Frauen ihnen entgegen bis zu einer Stelle, wo sie den Weg überblicken können. Dort ist ein Kreuz errichtet, dort stehen dann alle und schauen aus, wer von denen, die ausgezogen sind, wieder zurückkommt.

„So lange mein Vater lebte, haben auch wir, die Mutter und ich, jedes Jahr unter dem Kreuze gestanden; nun ist mein Vater tot, nun werden wir erst wieder unter dem Kreuze stehen, wenn mein Bruder groß geworden ist. Denn dann zieht auch er mit den anderen hinunter, dann wird gewiß auch er vom Fieber befallen. Wir können nichts dagegen thun. Nicht wahr, Mutter?"

„Nein, nein!"

Heinrich holte schwer Atem. Das war schrecklich, davon hatte er sich nichts träumen lassen. Und wie gleichmütig sie davon sprach! Nur um etwas zu äußern, sagte er:

„Es wird gewiß alles noch einmal besser werden."

Die Mutter meinte apathisch:

„Es ist auch so nicht schlecht; wir sind daran gewöhnt."

Heinrich gab dem Gespräch eine andere Wendung:

„Also auch die Frauen von Saracenesco kommen bisweilen den Berg hinunter?"

Die Mutter bejahte.

„Einigemale im Jahre nach Bardella oder Vicovaro. Dort kaufen wir Mehl, Salz und Oel und was wir sonst nötig haben. Dann gehen wir auch zur Messe, beichten und kommunizieren, damit unsere armen Seelen dereinst nicht allzu lange im Fegfeuer leiden müssen."

Mit herber Stimme sagte Nubia:

„Die Männer, die bei der Feldarbeit sterben, kommen ohne die heilige Kommunion ins Fegfeuer; also können auch wir darin bleiben. Denn mit dem Losbitten ist das eine schwere Sache: wir verstehen eben nichts davon."

Heinrich dachte: Frumm scheint sie nicht zu sein. Er fragte, was die Frauen von Saracenesco das ganze Jahr über thäten?

„Es gibt genug zu thun. Während der guten Jahreszeit sind wir den halben Tag draußen in der Macchia, trockenes Reisig zu sammeln. Denn im Winter ist es hier oben kalt, und fällt Schnee, so bleibt er jedesmal für einige Tage liegen. Dann kommen von den Abruzzen die Wölfe zu uns herüber, und die Männer müssen acht haben, daß die Bestien uns nicht unsere Schafe und Ziegen aus den Ställen tragen."

„Hast Du schon einen Wolf gesehen?"

„Freilich."

Die Mutter erzählte das Abenteuer.

„Sie hat ihres Vaters Büchse, und wenn Wölfe in der Nähe gespürt worden sind, bewacht sie den Stall. Vergangenen Winter raubte uns eine junge Wölfin eine Ziege. Da ist sie mitten in der Nacht hinter dem wilden Tiere her, hat ihm die Beute abgejagt und die Wölfin erschossen. Im Bardella haben sie ihr für das Fell acht Scudi gegeben. Da hatten wir für den ganzen Winter zu spinnen und zu weben."

Heinrich schaute die schöne Wolfsjägerin mit leuchtenden Augen an, Nubia meinte gelassen:

„Dabei ist nichts Großes. Ein Tier zu schießen, wenn man eine Büchse hat, das vermag ein Kind."

Nach beendetem Mahl räumten die Frauen den Tisch ab, Nubia löschte das Feuer, brachte sodann die Spindeln und stellte sich mit der ihren an die Wand. Heinrich hätte am liebsten sogleich zu Papier und Stift gegriffen, um die herrliche Gestalt festzuhalten. Stumm saß er da und starrte zu der Spinnerin hinüber, die gelassen ihren Faden drehte. Die beiden Frauen hatten kaum ihre Beschäftigung begonnen, als die Nachbarinnen ankamen, eine jede mit ihrer Spinnerei. Freundlich grüßten sie den Gast, stellten sich an den Wänden auf, huben zu schwatzen an und fühlten sich bald ganz vertraulich mit dem artigen Fremdling, der ihnen gar Vieles und Seltsames zu erzählen wußte: von Rom, dem Sankt Peter, der Madonna von Sankt Agostino, den Karnevalsfesten auf der Piazza Navona, den Oktoberfesten vor der Porta del Popolo. Das gab ein Staunen. Er erzählte ihnen auch von den englischen und deutschen Künstlern, von den Ateliers in der Via Sistina und am Barberinischen Platz, von den sabinischen, albanesischen und volkstümlichen Modellen an der spanischen Treppe.

Aber das verstanden sie nicht.

Sie hatten noch niemals von einem Künstler gehört, noch niemals einen gesehen.

Heinrich sagte:

„Seht mich an!"

Alle schauten auf ihn, die meisten mit Scheu. Nubia ließ ihre Spindel sinken und betrachtete ihn mit etwas wie Schrecken in ihrem Blick.

Er mußte lachen.

„Ich werde euch zeigen, was ein Künstler ist; gleich morgen will ich das. Und ich werde dabei keiner etwas zu leide thun, ihr könnt es mir glauben."

Sie glaubten ihm; er schaute sie mit seinen blauen, in Lebenslust und Glück strahlenden Augen so treuherzig an, daß alle ihm glaubten. Nur Nubia blieb nachdenklich. Später bat Heinrich die Schönen um einen Saltarello. Ohne weiteres zeigten sich die Mädchen bereit; eine Nachbarin besaß ein Tambourin, das sogleich herbeigeholt ward. Nun wollten alle, daß Nubia tanzen sollte, diese aber war nicht dazu zu bewegen. Doch ergriff sie das Tambourin und begann es zu schlagen in einem leidenschaftlich bewegten Rhythmus. Bald wurden alle Mädchen von Tanzlust ergriffen, so daß die Zuschauer bis auf die Gasse hinaus weichen mußten. Nubia stand mitten unter den Tanzenden und ließ die kleinen braunen Hände unermüdlich über das Fell gleiten, rascher und rascher.

Viel zu schnell für Heinrich machten die Mütter der Sache ein Ende und trieben die Töchter nach Hause. Keine versäumte, dem Fremden die Hand zu reichen und ihm ein „Wiedersehen auf morgen!" zuzurufen. Als sich Heinrich mit den beiden Frauen wieder allein befand, fragte er Nubia, warum sie durchaus nicht habe tanzen wollen? Es würde ihm solche Freude gemacht haben! Ernsthaft erwiderte sie:

„Die anderen wollten sich mit ihrem Tanz vor Dir zeigen, was für mich, da Du bei uns zu Gast bist, nicht ziemlich gewesen wäre. Ein andermal tanze ich Dir gern den Saltarello vor, draußen bei der Zisterne unter dem Baum. Du magst dann den Tanz mit mir thun."

„Wenn Du ihn mich lehren willst."

„Gern. Gute Nacht!"

„Gute Nacht! Morgen sehen wir uns wieder."

„Morgen."

Sie reichte ihm die Lampe und er ging.

In seiner Kammer trat er ans Fenster und schaute lange hinaus in die feierliche Nacht, den Sternen zu, wie sie hinter den Felsengipfeln aufstrahlten, als sprängen sie aus dem dunklen Gestein. Dann stiegen sie mit mildem Glanz hoch und höher. Als aber eine Sternschnuppe fiel, seufzte er, statt schnell einen Wunsch zu thun, aus tiefstem Herzensgrund auf. Aber dann lächelte er, dann flüsterte er:

„Nubia, Nubia! Ich bin so glücklich, Gott, Gott, so glücklich."

Plötzlich überfiel ihn eine schwere Müdigkeit. Ohne sich zu entkleiden, löschte er das Licht und warf sich auf sein Bett. Er schlief sogleich ein und träumte von seiner Maria Magdalena. Es war aber eigentlich Nubia, Nubia als büßende Sünderin.

Mit einem Schrei erwachte er.

(Fortsetzung folgt.)

Klarm im Manöver.

(Hierzu das Bild Seite 33.)

Das sonst so friedliche Dörfchen hat heute einen gar kriegerischen Anstrich. Die Brigademanöver, welche sich schon seit einigen Tagen in der Umgegend abspielten, haben ihr Ende erreicht. Man hat die Truppen allmählich auf engeren Raum zusammengezogen, um eine Feldschlacht in größerem Maßstabe, Division gegen Division, zu schlagen. Die Ortschaften sind im Umkreis überfüllt, und auch in den sonst so stillen Gehöften unseres Dörfchens wimmelt es von uniformirten Gestalten. Der Quartiermacher, sowie die Quartiergeber haben ihre helle Not gehabt, alle unterzubringen. Mit den Fußmannschaften ginge es noch, aber die Pferde, die wollen Raum haben. Da muß denn alles herhalten vom Holzschuppen bis zur Scheune, um die braven Rosse unterzubringen. So war es hier beim Dorfschulzen. Eine volle Batterie lag auf dem Gehöft, jeder Karren war besetzt, und hier entfaltete sich natürlich auch das größte Leben. Die Ställe sind belagert von Neugierigen, Alt und Jung, Männlein und Weiblein des Dorfes. Der Einblick in das Leben und Treiben unserer blauen Jungen, von denen sie wohl so manches gehört, aber nicht gar zu viel gesehen, ist ihnen wohl zu gönnen.

Am Mittag kehrte die Batterie von anstrengender Feldübung zurück; dann war die Mannschaft trotz großer Müdigkeit mit dem Reinigen der über und über mit Kot bespritzten und verstaubten Geschirre und Montierungsstücke beschäftigt. Die Pferde, auch der eigene Leib waren abgeputzt, und so war es den Leuten nun nicht zu verdenken, daß, nachdem der letzte Strupf gepaßt, sich die Mehrzahl in das duftende Heu oder den Strohboden der Scheune, welche zum Pferdestall verwandelt war, verkroch. Man wollte nach den Strapazen des Tages Kräfte für bald folgende Anstrengungen sammeln; hatte doch der Hauptmann beim Appell gesagt, daß es morgen ganz besonders scharf hergehen würde und sich die Leute recht zusammennehmen sollten, damit der kommandirende Herr General keinen Grund zur Klage hätte. In Anbetracht dieser Aussichten hatte sich bald alles auf das Ohr gelegt, und auch die Pferde zeigten durch Herabhängen der Köpfe, daß ihnen besonders an Ruhe gelegen sei, denn das Manöverterrain ist nicht so glatt und eben, wie der Exerzierplatz in der Garnison. So ruhte denn alles, Roß und Reiter. Das laute Schnarchen aus den Strohwinkeln zeugte davon, wie ernst es ihre Müdigkeit meinte. Arme Kerle! Ihr sollt nicht lange ruhen, ihr habt den Trompeter noch nicht gehört, der erst vom Dorfe herauf seine Signale schmettert. Die Pferde sind wachsamer, sie spitzen die Ohren, hätten unruhig mit den Halfterketten und wiehern laut mit hochgehobenen Köpfen und weitgeblähten Nüstern ins geöffneten Stalltor hinaus. Sie kennen die Klänge, haben sie gar oft gehört und ihre Folgen gespürt. Es ist Alarm! Auf, ihr armen Schläfer, jetzt ist's vorüber mit der süßen Ruhe. Es naht die Pflicht, die eiserne Disziplin! Zeigt jetzt im Frieden, was ihr im Felde noch verschärfter machen sollt!

„Auf!" kommandirt der Geschützführer in den Stall. Sorgen saß er noch schalkend in der Jasminlaube mit der hübschen Dorfschulzentochter, als ihn das ferne Signal aufschreckte und



Alarm im Manöver. Gemälde von C. Sellmer.

Digitized by Google

zum Stalle sind. Von verlobten Gedanken ist in dem wachtgestrammen Jäger nichts mehr zu lesen.

„Auf!“ gellt es nochmals von den schnurrbärtigen Lippen, und jetzt löst sich allmählich der Menschenknäuel im Hofe Stroh. Ein Bild ohnegleichen bietet sich dem schier erstaunten Beschauer.

Die Leute haben den Schlaf gewaltsam abgeschüttelt, den Katzenjammer begriffen, und jetzt wird in fieberhafter, aber doch bisweilen Weise mit unglaublicher Schnelligkeit geschirrt und gespannt. Wie die Katzen gleiten die Bedienungsmannschaften von Hydraten herunter und unterstützen die Fahrer. Hei! wie die Holster fliegen, die Kummete auf die Hälse der Pferde schlüpfen. Noch nie ist der ungarische Knoten, der den Sattelgurt zusammenhält, so schnell geknüpft worden wie heute, dutzende Knoten, der schon manchem Fahrer den schönsten Aerger eingetragen hatte. Alle Müdigkeit ist verschwunden; der kurzen noch, wie an allen Gliedern zerschlagen von den Anstrengungen des Tages, ist jeder wie elektrisirt und nur von dem einen Gedanken beseelt, womöglich der erste im Geschützpark zu sein. Der Trompeter, der das Gehör erreicht hat und in dasselbe von nächster Nähe sein Signal schmettert, spornt alle zu doppeltem Eifer an. Die Kanoniere wissen nicht, warum sie so unvermutet aufgejagt werden, sich so hasten müssen, wissen überhaupt nicht, um was es sich handelt; sie sind völlig im unklaren, ob sie dem Feinde entgegengeführt werden, ob man einen Ueberfall befürchtet, oder ob man nur ihre Schlagfertigkeit prüfen will. Ein jeder sagt sich nur: es ist durch das Signal befohlen, und blind folgen sie dem Kommando.

Die Stalltüren werden aufgerissen und die Pferde hinausgezogen. Auf dem großen Hofe bietet sich jetzt dem Auge des Beschauers ein buntes Durcheinander dar; es kann gar nicht alles fassen, die Schnelligkeit der Bewegungen ist zu groß. Die Landleute, welche dem Exerzitium in hellen Haufen zu-

Aus Kunst und Leben.

Originalzeichnungen von A. Kögler.



Wie Rentier Knotterich und die Seinen in Natur aussehen,



und wie sie der Porträtmaler Arthur Schönhals in Oel gemalt hat.

schauen, weiß auch mit Hand anzulegen verstehen, sind starke Burschen. Einzelne von ihnen haben es selbst schon mutterseelenallein in ersterer Weise auf Frankreichs Boden. Es lacht den biedern Landwehrmännern das Herz im Leibe bei dem prächtigen Anblick; sie fühlen alles mit, weil sie selbst Soldaten waren, innerlich noch sind und bleiben werden. Jetzt sprengt der Zugführer in den Hof; ihn überraschte das Alarmsignal während des Diners, das der Ortspfarrer in salutischer Weise seinem einquartirten Offizieren gegeben hatte. Den leckeren Kapaun, auf den er schon so sehnsüchtig gewartet, mußte er stehen lassen. Seine Laune ist daher nicht die rosigste, und er mischt ganz energisch in den wirren Haufen hinein. Seinem geübten Auge fallen gar bald Fehler und Mängel auf. „Gefreiter Klaus! sehen Sie die Welt immer mit der Hinterseite an? Sie haben ja den Helm verkehrt aufgesetzt!“ oder: „Kanonier Huber, haben Sie die Taille an den Knien sitzen? Wollen Sie nicht gefälligst den Säbel dahin schnallen, wo er seit Entstehung der Welt hingehört!“ Tiefe und tadelnde Bemerkungen regnen auf die Kanoniere hernieder. Sein Zorn verraucht sich erst, als die Geschützführer ihr „Fertig zum Abfahren!“ melden. Seit dem Alarmsignal sind kaum fünf Minuten verstrichen; jetzt steht der stattliche Komplex einer Feldbatterie marschmäßig da. Bei den vielen Mißgeschicken, die gerade in höchster Eile stets passiren, wie Abreißen von Schnallen, Reißen, Verlorengehen kleinerer Stücke im Stroh der Ställe und so weiter, ist die Marschbereitschaft binnen dieser kurzen Zeit immer eine großartige Leistung, zumal wenn man bedenkt, daß Pferd und Mann den Tag über schon vollbracht haben.

„Batterie, aufgeschlossen!“ und wie der Blitz schwingt sich die Mannschaft auf die stampfenden, unruhigen Pferde. „Batterie, Trab!“ und fort geht's in schärfster Gangart dem Geschützpark zu, gefolgt von der leuchtenden Bedienung und der noch krachenderen Torfjugend. Vor den Geschützen harrt bereits ungeduldig mit der Uhr in der Hand der Batteriechef. Er atmet erleichtert auf, als der aufstoßende Stand das

Herannahen der Pferde verkündet. Seine Batterie ist von den zweien, die im Orte liegen, die erste im Park. Die Gesichter der Kanoniere glänzen vor heller Freude, als sie sich die ersten auf dem Platze setzen; ist doch ihr Ehrgeiz jetzt in schönster Weise belohnt.

Schnell ist exerziermäßig und umgehangen, das heißt die Geschütze sind feuerfähig gemacht. Es ertönt das doppelte Signal zum Aufsitzen, und im Augenblick stürzt alles auf die Sättel, Protzen und Achsensitze. Auf das weitere Signal: „Marsch!“ rasselt die Batterie frohen Mutes dem Feinde entgegen. Schon hört am Defile, auf einer kleinen Anhöhe, erklingt des Kommando: „Batterie, Halt! Mit Granaten geladen! Geradeaus 1600 Meter auf die feindliche Kolonne!“ Eine Sekunde später kracht der erste Schuß in die Luft hinaus, das Gefecht ist eröffnet! Das ist ein Beispiel unserer schlagfertigen, vortrefflichen Truppen! Diese sichere, bewunderungswürdige Schnelligkeit in der Handlung, die für unser Heer fast sprichwörtlich geworden ist, möge sie nie erlahmen, und möge stets der schneidige, feste Geist in der Armee herrschen, der sie von jeher auszeichnet hat, dann können wir auch getrost der Zukunft entgegensehen, und sollten sich wieder einmal die schwarzen Wolken zeigen, der Franzmann abermals Lust verspüren, dem deutschen Boden einen Besuch abzustatten, wir werden ihm zu begegnen wissen. Drum

„Lieb Vaterland magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.“

Altklassische Bierverhältnisse.

Von

Ernst Eckstein.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Zu den Irrtümern, die sich ungetrübt von Geschlecht zu Geschlecht forterben, gehört auch die völlig grundlose Meinung, das Altertum habe nur Wein gezecht. Semler, Falerner, Cäkuber, Wässiker und ähnliche Volksläufe stellen sich dem gebildeten Leser alsbald ein, wenn er altklassischer Kneipereien gedenkt. Das Bier aber, etwa in einem Sittengemälde aus dem Reich der Cäsaren gebraucht, würde ihm anachronistisch vorkommen. Nun vollends in einer Schilderung aus Hellas oder dem Lande der Pharaonen! Wenn dem cäsarischen Rom es man ja allenfalls noch gewährt, daß es sich scheinbar zeitwidrige Uebertreibungen leistete, Rom war amici — und besaß eine Zeitung, in welcher nicht nur die Haupt- und Staatsaktionen des Reiches, sondern auch das „Vermischte“, der angenehme Familienklatsch der oberen Zehntausend, die Kampfspiele und die Wettrennen, die Gerichtsverhandlungen und die neuesten Pantomimen verarbeitet wurden. Rom war antik — und besaß eine Hochschule mit Studenten und Professoren. Rom war antik — und kannte das Institut der Verleger und Sortimenter. Hellas dagegen und die Gestade des Nils! Das germanisch klingende Wort „Bier“ hat so gar nichts Homerisches oder gar Hieroglyphisches! Sokrates trank zwar den Schierlingsbecher — aber sich zu denken, er habe sich, ehe er mit Gottvertrauen auf sein Bett sank, einen Schmitt attischen Lagerbier oder Gräfer Export reichen lassen, das übersteigt die Grenze unseres Anpassungsvermögens. Aristides ein Stammseidel schwingend! Polake mit eingegrabener Dedikationsinschrift: „Aspasia ihrem lieben Perikles!“ Hochschulgerige Pyramidenerbauer, unter dem Palmbaum Rast haltend und zu Ramses oder Radieschen ihre Krügel geweihend! Rhamsinit im Besitz eines Hofbrauhauses! Pharmatisch Bockbierfeste begehend! Der Kontrast ist zu augenfällig. So was kann gar nicht existiert haben, das steht von vornherein fest, denn — und hier kommt der triftende Zirkelschluß — es wurde unseren altüberkommenen Anschauungen von der Kultur der Vergangenheit schmerzlich zuwiderlaufen.

Aber wenn wir uns irrten? Wenn in der That schon vor Jahrtausenden etwas Aehnliches existiert hätte wie die Berliner „Weiße“ oder das „Bernecknürner“? Wenn es sich nachweisen ließe, daß man im alten Rom sowohl wie in Hellas und in Aegypten Dutzende von verschiedenen Bieren gekannt und massenweise vertilgt hätte?

Und es läßt sich nachweisen!

Freilich war das Bier nur ein Volksgetränk. Die Aristokraten verschmähten es, dachten übel davon und verpönten diese „künstliche Nachäffung“ des göttlichen Rebensaftes. Da nun die klassischen Dichter und Schriftsteller, die uns Bemerkungen über das Bier hinterlassen haben, entweder selbst zur „Crème“ der Gesellschaft zählten — Tacitus, Plinius, Herodot — oder sich doch die erdenklichste Mühe gaben, ihr nachzueifern — Martialis, Horatius — so darf man nicht staunen, daß in der griechischen und römischen Literatur ein Wort der Begeisterung für das Bier sich schwerlich entdecken läßt. Um so wertvoller sind natürlich die rein objektiven Stellen, die zur Genüge beweisen, daß gründlich und mit Verständnis in Bier gezecht wurde; daß Brauereien vorhanden waren, die an Umfang wohl mit den unserigen wetteifern konnten; daß sogar Fürsten — wenn auch „barbarische“ — lange vor dem König Gambrinus den Gerstensaft für eine köstliche Gabe der Götter hielten; und vor allem: daß selbst die Gegner bekennen mußten, das Bier berausche nicht minder und verwerflicher als der Wein.

Gestatten wir uns zunächst einen flüchtigen Blick auf das Land unserer Bierweisheit, auf Aegypten.

Das ägyptische Mündchen hieß Alexandria, das ägyptische Kalmbach, wo man das beste Exportbier zu brauen verstand, Peluvium.

Bezüglich Alexandrias liegt uns das höchst gewichtige Zeugnis zweier berühmten Schriftsteller vor, des geographischen Autors Strabo und des Philosophen und Redners Dio Chrysostomus.

Strabo, der um Christi Geburt lebte, sagt ausdrücklich, Alexandria habe mehr Bier getrunken als Wein, trotz der Nähe Kleinasiens und Griechenlands, wo die Rebe gedeiht wie kaum irgend sonstwo im Altertum, trotz der weinberühmten Gelande Samos und Chios, bei deren bloßer Erwähnung einem altklassischen Zecher das Wasser im Munde zusammenliefe. Der Handel war damals so glänzend entwickelt, die Schiffahrt auf dem mittelländischen Meer so ausgezeichnet organisiert und die Verkehrsstraßen selbst in den fernsten Provinzen des römischen Reiches so musterhaft, daß die Bemerkung des Herodot (circa 460 vor Christo), die Aegypter hätten sich Bier gebraut aus Mangel an Weinbergen, zur Zeit des Strabo längst keinen Sinn mehr hatte. Freilich, Aegypten war die Getreidekammer des großen Imperiums — aber der Wein war so billig und die Zeitgenossen des Strabo verstanden ihn durch Behandlung mit Rauch so transportfähig zu machen, daß die Hafenstadt Alexandria, wo eine weitere Verladung also nicht nötig war, ganz gewiß nicht das Bier in so riesigem Umfang konsumiert hätte, wäre ihr das sauere Getränk nicht höchst sympathisch gewesen.

Daß Alexandria in der That das München der alten Welt war, das beweisen die Bierkrawalle, von denen uns der zweite der vorerwähnten Autoren, Dio Chrysostomus Cocceianus (geboren zu Prusa in der bithynischen Landschaft Bithynien, der Großvater des bekannten Geschichtsschreibers Dio Cassius), berichtet. Er lebte so um die Mitte des ersten Jahrhunderts, also etwa ein Menschenalter nach Strabo. Bei diesem Chrysostomus sieht nun zu lesen, daß die Bierfrage in Alexandria häufig Straßenunruhe hervorrief. Alexandria beherbergte eine Hafenbevölkerung von sehr zweifelhaften Ehrbarkeit, die schon an und für sich zu Exzessen geneigt war. Gab's nun irgend ein Aufruhrkünstler, wo man dem Pöbel einen billigen zuspruch also sonst, oder wagten einige beherzte Brauer, durch Bildung eines den Markt beherrschenden „Ringes“ das Bier zu verteuern, dann rottete sich das alexandrinische Volk mit brauenerzeugender Energie zusammen, stürmte redselige Lieder an und verlangte unter fürchterlichen Drohungen die Wiederherstellung des erschütterten Gleichgewichts. Malzwucherer und Bierspekulanten wurden gezwungen, die Fässer zertrümmert, das entsetzende Bier mit Kellen und Lederhüten geschöpft oder aus den Vertiefungen des Straßenpflasters geleppt. Die Behörden ging man um Schutz an, schwur bei den Totengebeinen der Ptolemäer, grobere Versündigung wider die Majestät des biertrinkenden Volkes sei früher unmöglich gewesen, und ständige Militärposten dem Cäsar den Frieden — bis der Ingrimm sich ausgetobt und der Mißstand beseitigt war. Später hat bekanntlich der Kaiser Diocletian umfassende, wenn auch nationalökonomisch verfehlte Anstrengungen gemacht, dem „Ring“-Unwesen und ähnlichen Ausbeutungen des Publikums den Weg zu verlegen.

Peluvium, das ägyptische Kalmbach, stellte gleichfalls ungeheure Quantitäten von Bier her, die allem Anschein zufolge weit exportiert wurden. Ein Glas Peluvier galt für etwas ganz Delikates. Das peluvische Dunkelbier sowohl wie das alexandrinische Lagerbier unterschieden sich von den gangbaren Sorten der Gegenwart gewiß nicht halb so sehr, als zum Beispiel das Münchener Hofbräu von der Leipziger Gose oder gar von der Braunschweiger Mumme.

Auch „Radlweiber“ gab's in Aegypten. Daß der unter Nero lebende Junius Moderatus Columella — Verfasser eines gereimten Lehrgedichtes über den Landbau und ähnliches, und nur zum Teil erhaltener Werke — die „Ruben“ lediglich als Zuspeise zum peluvinischen Bier erwähnt, beweist nichts gegen die Annahme, es sei dergleichen auch anderwärts zur Steigerung der Biergenußfähigkeit dargereicht worden. Dem Schönheitssinn der hochzivilisierten Alexandriner und Peluvier wollen wir zutrauen, daß die Ruben durch angenehmere Hände verteilt wurden als die Radieswurzeln der bayrischen Hauptstadt. Auch Beilagehühnen aß man zum Bier, wie man heutzutage die von den fahrenden italienischen Zuckerbäckern angelockten Mandeln und Naschnüsse verzehrt.

Daß der Biergenuß weder schwerfällig machte noch stumpf, wird und ausdrücklich bezeugt. In seinem Werke „Deipnosophistai“, zu deutsch: „Die Tischgelehrten“, sagt der Grammatiker Athenaios, der zwar in Aegypten geboren aber ein Grieche war und den größten Teil seines Lebens in Rom verbrachte: das Trinken des Gerstensaftes habe die Stimmung genau so wie der Genuß des Weines. Das peluvinische und alexandrinische Bier mache so fröhlich wie der beste Falerner. Auf einer gewissen Stufe der Fidelität angelangt, pflege der Biertrinker ein kräftiges Liedlein zu intonieren — Rundgesang und Gerstensaft! Auf einer weiteren tanze und taumle er und benehme sich überhaupt bis ins einzelne just wie der Weinberauschte.

Im eigentlichen Hellas trat das Bier zwar hinter dem Wein zurück; aber in Thracien, dessen Bewohner doch auch zur hellenischen Völkerfamilie zählten, spielte es eine bedeutende Rolle, deren Einfluß auf die südwärts belegenen Landschaften mit der Zeit um sich griff, wenn auch nicht in dem Maße, wie das bayrische Bier in Deutschland sich den Norden erobert hat.

Daß Thracien ein echtes, gottbegnadetes Bierland gewesen ist, dafür spricht schon die Vielzahl der uns überlieferten thracischen Biernamen, die zum Teil nachher allgemeingriechisch wurden und selbst ins Lateinische übergingen.

Das „Sikera“-Bier scheint sich von vornherein nicht auf Thracien beschränkt zu haben.

Ursprünglich thracisch jedoch sind die Benennungen Zythos, lateinisch zythus (woraus das französische ebre), Pinon und Bryton.

Das letzte Wort, das auch Brytos lautet, klingt eigentümlich an unser „Bier“ und das Verbum „brauen“ an, das verschiedene Sprachforscher mit „Bier“, „beer“, „bière“ und so weiter lautlich zusammenbringen. Das Grimmsche Gesetz der Konsonantenverschiebung widerspricht zwar der Hypothese, daß dieser Anklang mehr sei als eine bloße Zufälligkeit; jenes Gesetz erleidet jedoch so viele Ausnahmen, daß hier dennoch die gleiche indogermanische Wurzel vorliegen könnte; wie denn nachweislich unsere arischen Vorfahren schon am Indus und Ganges Bier gebraut und zu Ehren der heimischen Urgötter freudig geschlürft haben. Zythos bedeutete „Bier“ und „Bierähnliches“, umfaßte also den Met, vielleicht auch den Apfelwein. Bierbrauen hieß „zythopoiein“; der Bierbrauer „zythopoiós“.

Trotz dieser ungesprochenen Leidenschaft für das Bier waren die Thraker ein sehr energischer Volksstamm, ebenso wie die noch weiter nordwärts wohnenden Macedonier, denen die nämliche Sterbespitze unterstellt werden darf. Das weintrinkende Griechenland erlag bekanntlich den biertrinkenden Macedoniern, und die weintrinkenden römischen Kaiser büßten ihre Verachtung für den Gerstensaft durch den Untergang ihres Reiches, herbeigeführt durch den Ansturm der jugendkräftigen germanischen Biertrinker. Als Tacitus schrieb: „Die armen Teufel von Deutschen begnügen sich mit einem ekelnden Surrogat, einer schlimmen Brühe, die sie aus Gerste oder aus Weizen zu einer gewissen Aehnlichkeit mit dem Wein herauskünsteln,“ da ahnte er nicht, daß dieses verachtete Bier eine so weltverändernde Kraft besitzt, weltverbrend im zwiefachen Sinn des Wortes. Germania bekundete übrigens damals dem Wein gegenüber eine später hin abgelegte Starrköpfigkeit. Trotz aller Anstrengungen der römischen Kaufleute, die mit den Chatten, Cheruskern, Nerviern und Sueven gern ein lukratives Geschäft gemacht hätten und überall über Weinreisenden über den Rhein schickten, blieben die Deutschen hartnäckig bei ihrem angestammten schäumenden Nationalgetränk. „Bier her, Bier her!“ erklang es unter den heiligen Buchen und Eichbäumen; das „süße Gefäß der Freuden“ wurd wohl von einzelnen Edelherren als Festgetränk angenommen und mochte dann etwa die Rolle spielen wie heutzutage der Champagner; mancher lakettirte wohl auch mit dem Ausland und den „höfischen“ Gepflogenheiten der „Rumaburg“; gemeinhin aber warf man die Sendlinge der Weinpropaganda ebenso prompt und sicher zum Tempel hinaus, wie dies noch jetzt bei vielbeschäftigten und doktrinären Leuten im Schwange ist, und einzelne Völkerschaften, wie die eben erwähnten Sueven, sperrten sich gegen die Einfuhr der römischen Weine durch direkte Verbote ab. „Der Wein erschlafft,“ behaupteten sie mit der nämlichen Einseitigkeit, mit welcher die römischen Aristokraten verfochten, das Bier sei ein Sklavengetränk.

Ehe wir die Thatsache in den Vordergrund rücken, daß auch in Rom, dem Mittelpunkt des Reiches, dem Urteil aller Fernerung, Bier in ungemessenen Quantitäten verbraucht wurde, sei noch die anerkennende Biersreundlichkeit der beiden Provinzländer Gallien und Spanien erwähnt. Die keltische Uebervölkerung diesseits und jenseits der Pyrenäen teilte die altarische Kunst der Bierbereitung mit ihren germanischen Vettern an Oder und Elbe. Ja, es scheint, als hätte man sich in Spanien besser noch als in Deutschland auf die Herstellung eines außerordentlich haltbaren Stoffes verstanden; vielleicht sogar besser als in Peluvium. Daß die hellenischen und hispanischen Biere sehr stark und bitter gewesen sind, wird uns ausdrücklich berichtet. Die Gallier gebrauchten zur Bezeichnung ihres Gerstengetränkes den akademisch klingenden Ausdruck „cervisia“; die Hispanier sagten „cerra“. Späterhin ist in Frankreich das deutsche Wort in der Form „bière“ über „cervisia“ Sieger geblieben, während „cervisia“ in Spanien das kürzere „cerra“ verdrängt hat und jetzt „cerveza“ lautet.

In Italien stank alls Welt ein leichtes, monsirendes Bier, allea oder halira. Allea (woron das englische „ale“) ist eigentlich die Bezeichnung für die Granzen, die aus der sogenannten zea, dem Dinkel, Spelt oder Dinkelweizen (Triticum spelta L.) hergestellt wurden. Die altrömische zea ist heute noch in der Schweiz und in Schwaben Getreidesorte. Aus diesen Granzen der zea bereitete man nun den schlechthin „alica“ benannten, „durch Beisetzung eines eigentümlichen Saftes zur Gärung gebrachten“ Trank, das Spelt- oder

Digitized by Google

Bärenkäse. Wenn dieser eigenthümliche Saft beisammen, insbesondere wo man Hoffen zur Verjährung verwandte, die ihn nicht mit Bestimmtheit feststellen; wie denn leider die gesammelnde Schrift über die Kunst des Bierbrauens nicht vorhanden ist. Vielleicht findet sich eine solche in den wohlbekannten pompejanischen Manuskripten, an deren mühsamer Aufrollung unablässig gearbeitet wird; denn diese vermischte Schrift besteht bekanntlich vorwiegend aus naturwissenschaftlichen, naturhistorischen und anderen Werken. Auch die gelegentlichen Angaben über die Bereitung des Bieres, die sich da oder dort zerstreut finden, sind nicht erschöpfend.

Wer sich den altrömischen Bier in historischer Charakterisirung verschaffen will, dem gebe ich augenblicks die Worte: „Nimm zehn Teile Most, einen Teil Honig und siede das Ganze drei Stunden lang kalt!“ Oder für Leute, die etwas Kräftiges lieben: „Vier Teile alten Falerner, einen Teil Honig, und zwar Hybläischen oder thymettischen!“ Fragte mich aber jemand nach der Zusammensetzung des Spelzbiers oder des thrazischen Brau, so wäre ich genötigt, äußerst vage Andeutungen zu geben: „Das Getreide muß naß gemacht und zur Reinigung gebracht werden. — Gehörig trocknen! — Stoßen, Backen, Aufstechen! — Flußwasser nehmen!“ Jemand würde dann unsere Weisheit zu Ende sein.

Die alica war also ein beliebtes Getränk auf der ganzen italischen Halbinsel. Sie schäumte überall auf den Tischen der Landwirte, der Colonen, der Viehtreiber. Sie fand sich sogar auf den Tafeln der Decurionen, die in den übrigen Städten Italiens die nämliche Rolle spielten wie die Senatorenfamilien zu Rom. Nur in der Hauptstadt selber galt die alica, weil sie billig war, bei den Großen und Reichen für etwas plebejisch. Ein Epigramm des Martial (XIII., 6) hebt mit den Worten an:

„Stolzer Sohn der vier und Dreißig Banner spendet der Reiche.“

Aus diesem Vers geht hervor, daß man es immerhin doch einem braven, einem geachteten Bürger der Stadtquartiere, der selbst von dieser angeblich so verächtlichen alica ein Fäßchen zu bekommen, denn es handelt sich hier um ein Sammlungsgeschenk. Die alica mag im Vergleich mit dem Wein und den äußerst beliebten Moulen, an deren Spitze die zweifarbige „hesne“ (lateinisch calda) marschirt, eine untiefe Stellung gehabt haben, wie heutzutage in gewissen „innen“ (besser: „sein sein wollenden“) Gasthäusern das Bier in all seinen verschiedenen oder geringeren Spielarten. Der einheimisch gewordene Deutsche, so sehr er das Bier schätzt, hat es bekanntlich trotzdem für weniger „distinguirt“ als den Rheinwein, und die Hetzlieder sammen zum Vorteil ihres Getränks hierin allerdings dadurch entgegen, daß sie in den „verschiedenen“ Lokalitäten ihres Besitzstums lediglich Bier verabreichen, den der Gast nun für schweres Geld trinken genötigt ist, selbst wenn er gerne den gleichen Betrag für ein gutes Glas Bier auf den Tisch legen möchte.

Da cervisia der Gallier drang, nachdem die Verkehrswelle des römischen Staates einen so glanzvollen Aufschwung genommen, mehr und mehr in Italien ein. Da sie höher war als die alica, scheint sie die letztere allgemach in der Gunst des Publikums merklich verdrängt zu haben, den Siegeszug der Münchener Spaten-, Löwen-, Pschorr- und anderer „Bräue“ entsprechend, die dem notabeln deutschen Tagelöhner nur um Weniges nicht den Garaus machen, weil ihr Preis ein zu hoher ist.

Im großen und ganzen läßt sich behaupten, daß das Bier bis im Altertum zwar nicht die große kulturhistorische und nationale Bedeutung gehabt, die ihm gegenwärtig in Deutschland prätendirt, aber doch eine unglaublich größere, als sie ihm jetzt zum Beispiel in Frankreich nachzuweisen hätte, in Italien und Spanien ganz zu geschweigen. Daß diese Nachsicht unserer klassisch gebildeten Welt — immer natürlich abgesehen von den Fachleuten — nahezu unbekannt ist, sah man schon des Anachronismus verdächtig erscheint, wenn man die Worte „altrömisches Bier“ aussprich, das zeugt zur Genüge, wie wenig uns in der Schule von der realistischen und wahrhaftigen Physiognomie des Altertums überliefert wird.

Bei Smolensk.

(Dazu das Bild Seite 40.)

Die Liebe ist die stärkste Leidenschaft, welche das Herz des Menschen bewegt; ihr zu genügen, beseligt, ihrer zu entsagen, leidet dem Leben der Reiz nehmen.

Die farbigsten Gedanken der ganzen Welt gelten ihr, und da sie sich frei äußern darf, ist sie unter jedem Himmelsstrich und bei jedem Volke dieselbe. So hat auch Olga, die kaum acht Uebersetzig reizende russische Bauernkinder, noch vor Tag der Schlaf abgeschüttelt, weil sie weiß, daß sie heute auf sein muß, wenn sie den Geliebten treffen will. Rasch ist „Mascha“, ihr Pferd, von der Weide, wo es wohlgend der Nacht geweidet, aufgescheucht und nach einigen Liebkosungen gesattelt und gezäumt. Auf Umwegen geht es in raschem Galopp dem Dorfe zu, und heute hat sie das alte Haus erreicht, als auch Iwan mit dem Gaule auf dem Rücken Serrej daherkommt. Sie necken den Burschen, und Olga verrät mit keiner Miene, daß nicht sie Gleich sie zusammenführt. Mit wenigen verschiedenen Worten aber haben sie für den Abend ein Stelldichein verabredet; sie trennen sich nach wenigen Minuten, als sei nichts geschehen, aber sie tragen die Sonne in der Brust mit sich fort. Auch nie das Iwan hinter den Pflüge gehen, aber ihre Gedanken säumen weit ab, und ihre hellen Augen gelten nicht der Arbeit, sondern einem Versprechen, von dem „niemand nichts weiß“ und das ihnen eben deshalb inhaltschwerer dünkt als irgend etwas auf der ganzen Welt.



— **Max Kretzers Roman: „Ein verschollener Mensch“**, (Leipzig, Carl Reißner) ist ein sehr bemerkenswertes Zeitgebild unserer Tage. Wenn Paul Lindau in seinen Berliner Romanen da am glücklichsten zu sein pflegt, wo es sich um Schilderung der Kreise handelt, in denen ein großes Haus gemacht wird, so verdient Max Kretzer, der seinen Schauplatz ebenfalls in die Reichshauptstadt verlegt, vor allem auch das Leben des arbeitenden Kleinbürgertums und der unteren Volksklassen. Auch diesen entzieht sein scharfes Auge Schilderungen von packender Kraft. Volle Anerkennung verdient der Ernst des Strebens, bei noch bedeutenden, mitten in den Schatten hineinführenden Gange sich zeitweilig mehr mit dem Zufälligen beschäftigt und dann in ermüdender Einförmigkeit, später recht und mehr bewegter Entwicklung sich doch zu starker Tragweite steigert und den Leser mit sich fortreißt.

— **„Schiller“ von Otto Brahm, erster Band (Berlin, Hertz)** — das ist die neueste und prägnanteste Erscheinung auf unserem literarischen Gebiete. Nach einzelnen Ansätzen und trefflicher Schillerverarbeitung zu Jubiläumsschriftlich übergegangen, welche ihn aber abgeklärt zur verfehlte Quellen Bearbeitung für unsere größere Tragödien, hat der Verfasser des Siegesgang durchgemacht, der ihn bei seiner bekannten Begabung für Lessing nunmehr ganz dazu befähigt, ein treffendes Bild unserer vollthümlichen Klassikers zu zeichnen, gleich frei von einseitigen Verherrlichungen wie von verletzender Verkleinerung. Wie konnten es diese Aufgabe durchaus, darauf werden wir nach Vollendung des abschließenden zweiten Bandes näher zu sprechen kommen.

— **Ein historisches Tableau, der die alten Reiche und** deren allmähliche Entstehung und Befestigung zu den Hauptrichtungen der Gegenwart in sozialwissenschaftlicher Charakteristik und Darstellung behandelt, hat J. Burckhardt (Leipzig) entworfen und in ansprechender Manier erläutern lassen. Diese übersichtliche Gesichtsmodelle, die für den Verständnis des historischen Entwicklungsganges überaus förderlich ist und dadurch Lehrern und Schülern gleich willkommen sein muß, ist bereits in vielen Lehranstalten und Studien-Seminaren eingeführt und verbreitet, auch in deutschen Reiche nicht geringere Beachtung und Anerkennung zu finden.

Henry Morton Stanley.

Von

Friedrich v. Hellwald.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Schon vor längerer Zeit tauchten unscheinliche Gerüchte von dem Tode des großen Reisenden auf, dessen Namen nur als Ueberschrift dieses Zeilen voranstehen. In den jüngsten Tagen traten dieselben neuerdings auf, und die Möglichkeit eines so beklagenswerten Ereignisses läßt sich leider nicht hinwegleugnen. So verlohnt es sich denn, eine kurze, würdigende Uebersicht von bisherigen Wirken und Leisten des berühmten Mannes zu bieten.

In Dunkel und Unbekanntheit hüllt sich die Jugend des „Bismarck der Afrikaforschung“, wie er vom verstorbenen Dr. Petermann bezeichnet wurde. Niemand findet sich sein Geburtstag anzugeben, und selbst sein Geburtsjahr steht nicht ganz fest, ebenso sein ursprünglicher Name. Als ein Kind der Liebe kam er Denbigh in Wales — dies scheint annähernd das Richtigste — im Mai 1840 James Rowland, nach anderen John Rowlands, in ärmlichen Verhältnissen zur Welt. Im Alter von drei Jahren ward der Knabe in dem Armenhause zu St Asaph untergebracht, wo er zehn Jahre verblieb und eine gute Erziehung genoß. Anfänglich gedachte er sich dem Lehrfache zu widmen, ging aber dann — warum, ist unaufgehellt — als Schiffsjunge zur See und kam als solcher nach New-Orleans. Hier fand Rowland Beschäftigung bei einem Kaufmann Namens Stanley, welcher ihn schließlich an Sohnesstatt annahm, worauf der junge Mann seinen bisherigen Namen mit jenem seines Adoptivvaters vertauschte. Was ihn bewog, auch seinen Vornamen zu verändern, wissen wir nicht. Bei Ausbruch des Sezessionskrieges sah er sich, da Herr Stanley plötzlich und ohne Testament gestorben war, genötigt, in das Heer der Südstaaten zu treten, wurde aber gefangen genommen und der Marine der Unionsstaaten zugeteilt, in welcher er es bis zum Fähnrich auf dem Schiffe „Ticonderoga“ brachte. Nach dem Frieden bereiste der nunmehrige Stanley im Jahre 1865 die Türkei und Kleinasien, machte namentlich in der Eigenschaft als Zeitungskorrespondent, wahrscheinlich wir ihn nachmals thätig sehen. Als solcher begleitete er für den „New-Yorker Herald“ im Jahr 1868 die Expedition nach Abessinien, 1869 reiste er in Spanien, wo er den dortigen Kämpfen beiwohnte. Mit seiner wissenschaftlichen Bildung war es freilich nicht weit her. Vom Spanischen wußte er, auch nach mehrwöchentlichem Aufenthalte, nur einige Worte, vom Französischen nicht viel mehr, und ein halbes Jahr darauf erstaunte Wilhelm Lauber in Aegypten, daß er zu den Sprachen, die Stanley nicht kannte, auch das Arabische zählte. Trotzdem unternahm er es, ein Werk über Aegypten und dessen Geschichte zu schreiben, gerade so wie er versicherte, über griechische Geschichte, ohne Griechisch zu können, ein in Amerika gerne gelesenes Buch geschrieben zu haben. Immerhin hatte Stanley indes schon ein tüchtiges Stück Welt kennen gelernt, als sein Name plötzlich in die Oeffentlichkeit trat.

Dies geschah infolge seines letzten Zuges zur Auffindung des lange verschollenen Dawid Livingstone, den Stanley in der That 1871 zu Ujidschi am Tanganikasee auffindig machte. Die Geschichte dieses ihm von Gordon Bennet, dem Besitzer des „New-York Herald“ gewordenen Auftrags und des sich daran knüpfenden Unternehmens, an dessen Urheberschaft übrigens, wie H. Kauser erst unlängst bekannt gemacht hat, auch dem früheren Chefredakteur Pasche ein guter Teil zuzuweisen ist, ist Stanley so oft nacherzählt worden, daß wir hier nicht darauf zurückkommen. Genug, leichter besaß sein Name Weltruf, und seine späteren Leistungen sind allen Zeitgenossen geläufig. Den Gipfelpunkt des Ruhmes erklomm er aber durch seine Durchquerung Afrikas auf dem Kongo. Durch Livingstone Camerun war es allerdings schon so gut wie unzweifelhaft, daß der von Livingstone für den oberen Lauf gehaltene Lualaba und der in Westafrika mündende Kongo ein und derselbe Strom seien. Stanley aber erhob diese Thatsache zur Gewißheit und lernte den bisher noch geheimnisvollen Mittellauf jenes Gewässers kennen, welches ihn in noch nie betretene Regionen des schwarzen Erdteils führte. Eine ausführliche Schilderung dieser erschütternden Fahrt hat „Ueber Land und Meer“ in seiner Nro. 22 des 39. Bandes gebracht, worauf wir bezüglich aller weiteren geographischen Einzelheiten verweisen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese große, mit unsäglichen Beschwerden und Entbehrungen durchgeführte Reise eine hervorragende Leistung war und in der Entdeckungsgeschichte Afrikas geradezu einen Markstein bildet. Andererseits sollte sie jedoch nicht, wie von Laien gerne geschieht, zu sehr überschätzt werden. Sie hat in ganzen die Bestätigung für eine kaum mehr angezweifelte Thatsache erbracht und helfen unsere Kenntnis allerdings in wesentlichen Stücken, die aber doch Nebenstücke der Hauptsache bleiben, erweitert. Er hat dies jedoch auf einem neuen Wege zu stande gebracht, welcher seinen Vorgängern verlagt geblieben. Indem er sich mit einer nach hunderten von Köpfen zählenden, bewaffneten Begleitung versah, konnte er, wo nötig, Gewalt gebrauchen und kämpfend das erreichen, worauf ein einzelner verzichten mußte. Damit hat er ein neues System der Afrikaerschließung eingeleitet, dessen Nachwirkung die Erfolge bescheiden dahinziehender Einzelreisender fürderhin in Frage stellt.

Schon im März 1879 war Stanley wieder in Ostafrika, wo er verschiedene Flüsse untersuchte; dann begab er sich abermals an den Kongostrom und eröffnete hier im Auftrage des Königs der Belgier jene geschäftige Thätigkeit, welche die Erschließung des eigentlichen Kernes von Afrika bezweckte und an der Aufrichtung eines „unabhängigen Kongostaates“ gipfelte. Die Geschichte dieser Bestrebungen hat Stanley selbst in einem zweibändigen Werk umständlich erzählt. Wiederum gehörte indes — bei aller Anerkennung der entwickelten Energie — die Reichhaltigkeit der ihm zur Verfügung gestellten Mittel an Geld wie an Menschenmaterial dazu, den Erfolg zu ermöglichen. Auch läßt sich nicht in Abrede stellen, daß der berühmte Mann im Interesse der von ihm vertretenen Sache sich zu Schilderungen über die Natur Innerafrikas hinreißen ließ, welchen die Thatsachen keineswegs entsprechen, wie eine große Reihe verschiedener, meist deutscher Forscher seither unwiderleglich dargethan hat.

Als infolge des Aufstandes des Mahdi im Sudan die in der südlichen Aequatorialprovinz verweilenden Europäer, Dr. Schnitzer (Emin Pascha), Dr Wilhelm Junker und Kapitän Casati, sich von der civilisirten Welt völlig abgeschnitten sahen und die Ungewißheit über ihr Schicksal zu einer Besorgnis derselben aus ihrer peinlichen Lage drängte, war es wiederum Stanley, der sich zur Führung der geplanten Expedition anbot. Naturgemäß handelte es sich diesmal nicht um eine gelehrte Forschungsexpedition, sondern um einen förmlichen Feldzug mit ziemlich starker Truppenmacht und reichen Kolonialien. Dazu war Stanley ganz der Mann; es wird indes immer wahrscheinlicher, daß die wahre Sendung Stanleys nicht die Befreiung Dr. Schnitzers zum Hauptzweck hatte, sondern darin bestand, die Quellen des Weißen Nil festzustellen und somit eine neue Straße vom Kongostaat nach Ostafrika zu eröffnen. Die Expedition ward auch in der That ausgerüstet, und der König der Belgier trug die Regierung des Kongostaates an, derselben alle Unterstützung angedeihen zu lassen. Endlich konnte sie sich auch nach der Aufsässige Dr. Junkers erfreuen, welchem es mittlerweile gelungen war, sich durchzuschlagen und nach Europa zurückzukehren. Stanley sprach ihn in Kairo, von wo er am 3. Februar 1887 nach Sansibar abreiste. Hier wollte er nämlich die Expedition endgültig zusammenstellen. Da dazu erforderliche Mannschaften anwerben und dann mit seiner Schar um das Nyp nach der Kongomündung kegeln. Was dort beschäftigte er auch durch Afrika Badeni, Dr Schnitzers Aufenthaltsort, zu erreichen. Sie geplant,

traf Stanley am 18. März am Kongo ein, nachdem er mit dem mächtigen arabischen Elfenbein- und Sklavenhändler Tippo-Tip ein Abkommen getroffen, wonach dieser zum Entsatze Dr. Schnitzers mitzuwirken sich verpflichtete und zugleich feierlich zum Gouverneur der Stanleyfälle gegen einen bestimmten Gehalt ernannt ward. Am 29. März langte Stanley in Banza-Manteka am Kongo an; wegen der sehr schwer beladenen Schiffe ging aber die Fahrt auf dem oberen Kongo nur langsam von statten, und erst am 6. Mai erreichte die Expedition Nsamouth. Auch verwüstete Hungersnot das durchzogene Land, was auf dem Wege von Leopoldville nach Lukolela ernste Schwierigkeiten bereitete. Am 11. Mai verließ die Expedition Bolobo; Tippo-Tip marschierte mit der Vorhut, Stanley aber litt ungemein unter der unerträglichen Hitze. Am 28. Mai langte er am Zusammenflusse des Aruwimi mit dem Kongo an und drang dann auf dem erstgenannten Gewässer nordwärts vor. Am 6. Juni fuhr er den Fluß hinauf bis auf halbem Wege zwischen Yambi und Yumbunga, zu einem Punkt, den er erreicht hatte, als er 1883 den Aruwimi hinaufgefahren war. Die Schiffahrt war der starken Strömung wegen sehr langsam, so daß Stanley erst am 18. Juni die Stromschnellen des Aruwimi erreichte, wo er Vorbereitungen zum Wettermarsch auf dem Landwege traf. Von da an lauten die Nachrichten wirrer, widersprechend. Direkte, von Stanley selbst ausgehende Meldungen sind seither nicht mehr eingelaufen. Schon im August 1887 verbreitete sich das Gerücht seines Todes, dem freilich alsbald widersprochen ward. Vielmehr wollten indirekte Nachrichten wissen, Stanley sei bis zum 25. Juli den Aruwimi hinauf bis zu dem hochgelegenen Teil des Mabodibezirkes gelangt. Hier wurde der Fluß so eng, daß die Expedition die Schiffe verlassen und die Leute die Vorräte auf dem Rücken weitertragen mußten. Nachrichten vom 8. August besagten, Stanley habe das im Mabodilande bezogene Lager verlassen und den Marsch geradenwegs nach dem westlichen Gestade des Albert-Nyanza angetreten. Dabei stieß er auf große Schwierigkeiten wegen Ermattung seiner Leute, die schließlich so ernst wurde, daß wiederholt der vielen Nachzügler die Expedition auf eine Entfernung von mehreren Kilometern zerstreut war. Der letzte amtliche Bericht Stanleys war vom 2. Juli, und was er meldete, nicht angethan, Zutrauen zur glücklichen Durchführung seines Planes zu erwecken. In der Aruwimigegend herrschte nämlich eine schreckliche Hungersnot, welche ihn und seine sechs- bis siebenhundert Begleiter zwang, sich tagelang von Bananen zu ernähren. Völlig unklar ist die Rolle, die Stanleys „Freund", der berüchtigte Araber Tippo-Tip, spielte. Bald sprach man von offenbarem Verrat des mächtigen Häuptlings, bald hieß es, daß dessen Einfluß weit überschätzt worden wäre. Der angebliche Zweck des Stanleyschen Unternehmens, Schnitzers Rettung, erschien aber in zweifelhaftem Licht, als ein Brief Emin Paschas bekannt ward, worin er erklärt, er wolle mit seinen Getreuen im Lande bleiben, in dem er sich bisher siegreich, wenn auch oft nicht ohne Gefahr und Beschwerde, behauptet habe, und verlange durchaus nicht nach „Rettung" durch Stanley oder einen andern. Im Dezember 1887 brachte ein Bote aus Mittelafrika die indirekte Nachricht nach Sansibar, daß Stanley nach vielen Entbehrungen Anfangs September Wadelai erreicht habe. Gerüchte, teils aufregender, teils beschwichtigender Natur, liefen seither durch die Tagesblätter. Ausgezeichnete Kenner afrikanischer Verhältnisse sprachen sich dahin aus, daß Stanley absichtlich keine Nachrichten von sich gebe; in der Begründung dieser Vermutung gingen aber ihre Meinungen weit auseinander. Als der Mangel jeder Nachricht über das Schicksal Stanleys und seiner Genossen endlich die lebhaftesten Besorgnisse machtrief, äußerten sich Schweinfurth, W. Junker und Gerhard Rohlfs in dem Sinne, daß zu irgendwelcher Beunruhigung nicht der geringste Grund vorhanden sei, da bei afrikanischen Verhältnissen selbst eine mehrere Monate betragende Verzögerung nicht im mindesten seltsam erscheinen könne. Wiederum mochten Nachrichten von dem Tode Stanleys, wofür Tippo-Tip verantwortlich wäre, mit der Meldung, daß ein weißer Pascha in der sudanesischen Provinz Bahr el Ghazal mit einer Streitmacht angekommen sei. Ob dieser „weiße Pascha" jedoch Stanley oder, wie weit wahrscheinlicher, Dr. Schnitzer selbst ist, darüber hat man vorerst keine Gewißheit erlangt. Bis auf weiteres muß man demnach den anglo-amerikanischen Reisenden zu den Verschollenen zählen.



Henry Morton Stanley.



Bei Emelent. Gemälde von W. A. Beer.

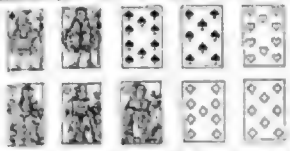


(Redigirt von Oskar Cumm.)

Aufgabe Nro. 68.

Skat.

Sie sind mit Ihrem Partner gegen zwei andere Spieler, und Sie und Ihr Partner haben beim letzten Verband Ramsch, obgleich Sie einen Tournier-Solo ansagen wollten, mit folgenden Karten:

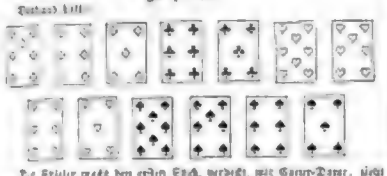


Sie stechen die übrigen Karten, verlieren jedoch, wenn Sie damit den Ramsch legen, in welchem Mitspieler Ihnen bleiben?

Auflösung der Aufgabe Nro. 66:

Whist.

Dritter Stich.



Der Spieler macht den ersten Stich, verliert mit Coeur-Dame, spielt dann nach und dann auch den Einundzwanzig-Trumpf-Dame; ein Ausat wird auf Dame freigespielt, Ausat auch den Einundzwanzig-Trumpf gezogen und endlich Pique gewonnen, Nachdem der freie Trumpf-Dame gewonnen ist, werden die letzten Ausats eingebracht und zwei freie Trumpf auf der Hand gehabt; so machen beide Hand gewinnt, nachdem Pique-Dame und Coeur-As, oder Coeur-As und Trumpf-As die letzten beiden Stiche.

Spielbriefwechsel.

F. T. in St. Chelm. Erschöpfenden Dank für die eingesandten Aufgaben, wir wären aber, selbst wenn Ihre Hypothesenbildung nicht so bedenken wäre, auf die Verwendung derselben, denn Nro. 1. Sole ohne As mit gesamt Ab. Pfeil, Kreis, weiße Dreiecken, und sieben Pfeile in Sicht. Ist so leicht und durchsichtig, daß ein flüchtiger Blick genügt, um die richtige Lösung zu finden, und Nro. 2 haben wir schon von einigen Jahren (S. 11 des 25. Jahrgangs) zum Abdruck gebracht.

Frl. E. in D. Die Löst Gelöste Aufgabe, für welche wir bestens danken, erscheint unter Nro. 67. In der Lösung von Nro. 64 verfolgen Sie über den Königen entgegen den Aufgabe.

Fr. Dr. K. in Leipzig. Bitte, lassen Sie nur; was nützt in den beiden Bänden „Illustrirtes Buch der Patronen", Verlag bei Kern und im „Buch der Patronen", Leipzig bei Payne erschienen (1), dürft, von dem wenigstens sich und andere, vollständige Bilder nicht besonnen. In der Hoffnung, unseren darüber Jahrgang zu Lesen, würden Sie sich durch diese Antwort an dieser Stelle den Dank unserer Lesermenge verdienen.

J. B. in Bergamo. Sie können wir Ihnen nach Nro. 1 bei Abschaffung ist es nicht schon niemals entgegenkommen, daß auch eine andere als die von uns gegebene Auflösung richtig ist, man kann vielmehr die Aufgabe, daß es nur in den schwarzen Feldern möglich sein wird, eine Aufgabe zu verfassen, welche nicht eine oder mehrere Nebenlösungen zuläßt.

F. A. P. in N. In England, der Heimat des Whist, werden Frauen und Mädchen hat: nach nur die vier Damen, nicht aber die Herren in Klasse berührt und dieser zählen zwei gar nicht, viel, welche der Spieler und sein Partner haben, two by honour und vier four by honour. In Deutschland wurde in den dreißiger Jahren gerne, nach einzelnen Vorschlägen die Zahl hinzugefügt, man schrieb dann 5 Honneurs mit 5, oft Points und da sie gegenwärtigen Zeit nach nicht allzuviel, s.d.d. Von jetzt An der Bedeutung spielt ab die Bewertung dem honneurs, positive honneurs und eine beziehungsweise an honneurs für drei, vier und fünf Karten bei.

H. B. (Stuttg.). Es ist nicht eben leicht, eine Zeitung zu erhalten, welche von allen bereits bekannten und verschiedenen gelegentlich verschieden ist um all eine neue zu geben. Es ist aus allerdings bekannt, daß man explizit, sozusagen verschiedenen Partnerspielern behauptet wäre. Sie können dies handeln, so viele und so Arten, wer haben aber auch mehrere, weil wir viele Talente im Interesse unserer Leser gern ausgleichen wollen, die Erfahrung gemacht, daß Fünf sich ganz besonderer Liebe-

Erfindung ständig wachse, da auch nur eine einzige Art, die bisherige von uns veröffentlichte Lösung — Der gute Major — wenigstens wieder sonne, welche in der Zeit von den in der verbreiteten Patentschrift (Berlin) von Joh. Ulr. Aich, Berlin und J. J. Weber, Leipzig veröffentlichten abweicht. Alle übrigen bisher von uns gebrachten sind ihrer Grundlagen des Verfahrens nach gleich geblieben, wichen aber an Zier von an alle andere Wege, welche sich für Fabrikanten unterscheiden, der Preis, und durch Gebrauchsgegenstand zu unterstützen. Was im Trend noch nicht vorliegt soll hier bekannt gemacht werden, jedoch es soll einigen Kauf den Anspruch auf Neuheit erheben kann.

Frl. T. in K. Soll gestellt und wenn verwendbar mit Dank benützt werden.

T. in Gl. Verbindlichen Dank.

E. M. in St. Das gehört zu den Aufgabenfindern des edlen Art, und Sie würden gut thun, sich darüber aus irgend einem Lehrbuche Rats zu erholen.

L. P. in Berlin. Daß die amtlichen Art der Bewertung des Lotto im Jahre 1866 in Gänse durch aufgehoben sein sollte ist eine ganz unerwartete Behauptung der „Illustrirten Jagd- und Schützenzeitung" in Neu-Jork; wenn Sie nächsten Nummern dieses Blattes durchsehen, werden Sie sich auch im Irrtum befinden, daß es gerade diese Lotterie ist, die in dieser Epoche Glück — machte. Genaueres über die Entstehung der verschiedenen Berechnungsweisen finden Sie in Lhers, Geschichte des Glückspiels, Berlin, 1887.

Richtige Lösungen sandten ein: Dr. C. V. in B.; Jacob Cohn (2); Sturnik bei V. in St. (2); Otto Wenzel; H. H. in Klagenfurt; Heid. Aichert; Rb. Hellrich, Julius Weiß; G. L. in Lübeck; G. Kl. in Amsterdam, Westfisch in Whitechapel; R. M. in Petersberg; Woltermann in Madrid; Vergnügungs-Etablissement in Krummenfichtl.

Rätsel.

Scherzrebus.



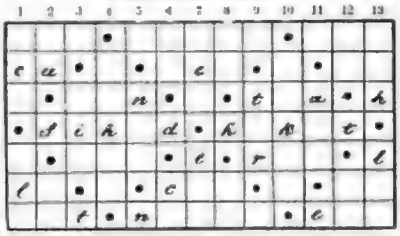
Auflösung des Verschiedenheitsrätsels Seite 1053 v. J.:

Lemminger Teich.
Mond-Krone.
Mond-Planet.
Die Tonnelle.
Ambrosia.
Gottlicher Spitz.
Goldhand.
Schneeberg.
Tafelberg.
Veilchenstengel.
Traumkleid.
Gaukelkasten.
Nonne Gargano.

Auflösung des allegorischen Bilderrätsels Seite 1073 v. J.:

1) Mond, Brandt, Hand — rund', Mond, Rad — nie: Kindl. G., Kugel — lenz. 2) Bier, Pferd, Tier, Erzeugt, Hund, Kugel — Spazieren; Hund, Rad — ter — Mag nur kein Mensch bei!"

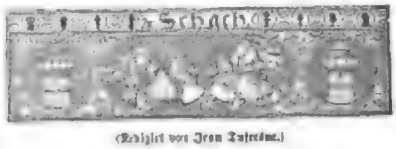
Ergänzungs-Aufgabe.



Werden die fehlenden Buchstaben richtig ergänzt, so nennen die senkrechten Reihen: 1) eine Festung in Oberitalien; 2) eine Stadt in Nordamerika; 3) etwas, das jedem Menschen heilig sein muß; 4) einen in Deutschland hochverehrten Namen; 5) einen Präsidenten der Union; 6) ein deutsches Land, 7) eine Stadt in Belgien; 8) einen Vogel; 9) einen Namen aus der Vorsehung; 10) ein Werk Lessings, 11) einen Ausdruck aus der Chemie; 12) einen Redeteil und 13) einen europäischen Fluß. Sind alle Wörter richtig gefunden, so erscheint in den ersten der in obiger Figur durch Punkte bezeichneten Quadrate der Name eines deutschen Dichters, im zweiten sein bekanntestes Werk.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 1021 v. J.:

Der den rechten Augenblick ergreift, das ist der rechte Mann.

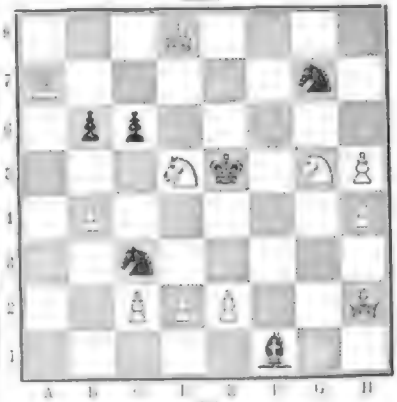


(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 477.

Von H. J. L. Meyer.

Schwarz.



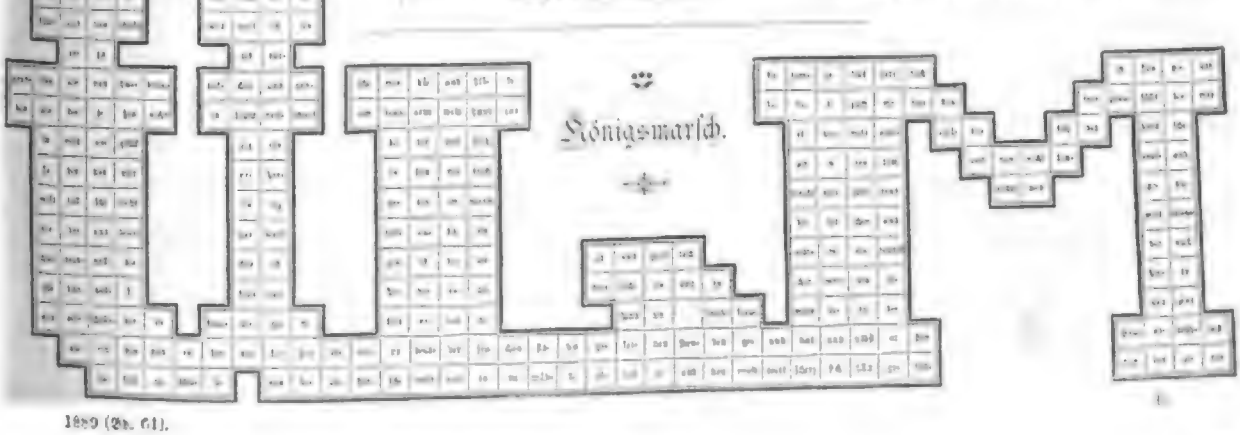
Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 473:

	Weiß.	Schwarz.
1)	D 1 – F 2	1) K – C 2,
2)	D 1 – C 1 †	2) K D 2 x. C 1 oder – C 3
3)	D 4 – B 3 oder T. C 1 – E 1 Matt.	

A)

1)		1) K. D 2 x. E 2,
2)	D 1 – C 1 †	2) K. B 3 – F 4 Matt.



1889 (Bd. 64).

Notiz-Blätter.

Bildende Künste.

— **Von dem Marinemaler Saltzmann, der den Kaiser auf** seiner Reise nach Petersburg und Stockholm begleitet und den beiden Gatten aus und einige unserer Leser gewiß in bester Erinnerung stehende Originalzeichnungen geliefert hat, ist dem Monarchen eine aus vierzig Blättern bestehende Albummappe überreicht worden: Augenblicksaufnahmen selcher charakteristischen Vorgänge, interessante Gruppen und Meeresbilder, wie sie durch die Taschenkamera des Künstlers oder den größeren photographischen Apparat eben in der Schnelligkeit erhascht werden konnten. Unter diesen Bildern befindet sich eine ganze Anzahl, von deren Aufnahme der Kaiser überhaupt bis dahin gar keine Wissenschaft hatte, zum Beispiel eines, welches während eines starken Sturmes gemacht wurde, und das den Kaiser inmitten einer ziemlich bewegten Gruppe zeigt, Prinz Heinrich ganz im Vordergrund am Achterdeckshäuschen lehnend. Das eigenartigste der Blätter ist aber wohl dasjenige, welches den Kaiser darstellt, im Begriffe, den Löffel zum Munde zu führen, mit welchem er aus einem, von einem Matrosen ihm dargereichten Teller Matrosenkost schöpft, die er zur Prüfung sich hatte darbieten lassen.

— **Bildhauer Böhm (London) arbeitet gegenwärtig an** der Reiterstatue des Prinz-Gemahls Albert, welche, als Geschenk der englischen Frauen zum Regierungsjubiläum der Königin Viktoria, im Schloßpark zu Windsor aufgestellt werden wird. Der Künstler hat auch das Thonmodell eines lebensgroßen Standbildes des Kaisers Friedrich jüngst vollendet.

Kultur und Wissenschaft.

— **Es ist eine bekannte Thatsache, daß die von Giorgione,** Tizian, Veronese &c. gemalten blonden Frauen nicht alle von Natur „goldhaarig“ gewesen, sondern vielmehr ihren schwarzen Haaren diese Modefarbe damaliger Zeit künstlich beigebracht hatten. Interessant ist ein kürzlich in Venedig gefundenes „Rezeptbuch“ einer Contessa Nani, in welchem alle in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts gebrauchten Haarfärbemittel aufgezählt werden. Die meisten derselben stammen aus dem Morgenlande und kamen schon in der Kaiserzeit nach Rom. Es wird ausdrücklich bemerkt, daß all die empfohlenen Oele, Wasser, Salben und Tinkturen, mit denen die aufgelösten Haare zu befeuchten sind, erst dann nachhaltig wirken, wenn sich die Trägerin stundenlang den glühenden Sonnenstrahlen aussetzt.

— **Die Bohlwege zwischen Mehrholz und Brägel unweit** Diepholz sind als die berühmten pontes longi (lange Brücken) nachgewiesen worden, welche der römische Feldherr Cäcina im Jahre 15 der Christo auf seinem Rückzug nach der Ems betreten hat. Diese Moorbrücken wurden so rasch angelegt, daß an einer Stelle ein Schlegel, mit dem man die Bretter festnagelte, liegen geblieben ist.

— **Schliemanns Ausgrabungen bei Mykenä sind andauernd** vom besten Erfolg begleitet. Die ganze Gegend ist voll von homerischen Gräbern. Dieselben bilden regelrechte, in den Felsen eingehauene Leichenkammern von 33 bis 40 Quadratmeter, in welchen man die Toten niederlegte, ohne sie mit Erde zu bedecken. Unter den zahlreichen Funden sind Gegenstände von Glas, Kristall und Elfenbein, sowie herrlich gravirte Edelsteine. Die orientalische Art dieser Erzeugnisse läßt die Abstammung der griechischen Kunst aus dem Morgenland erkennen.

— **Im russischen Gouvernement Jekaterinoslaw wurde in** neuerdings geöffneten Kurganen (Grabhügeln) ein eigentümlicher Fund gemacht. Man fand zwei Skelette, die Füße nach Westen gerichtet, denen außer einer eisernen Lanze eine Menge Pfeile in einem weiten Lederköcher beigegeben waren; an Stelle des Schädels aber lag ein Hammelskopf mit nach Osten gerichteter Stirn.

— **In letzter Zeit wird in französischen Blättern viel** gesprochen von der endgiltigen Lösung des Problems der Lenkbarkeit des Luftballons. Es heißt, Major Renard vom französischen Luftschifferdetachement sei es gelungen, einen Motor von 60 Pferdekräften zu konstruiren, der nur 500 Kilo wiegt und eine Kraft von 100 Kilometer pro Stunde produzirt. Es bedeutet dies, daß der Ballon von 1000 Fällen 991mal in der Lage ist, gegen die herrschende Luftströmung zu fliegen, die übrigen neunmale, wo dieses Ziel nicht erreicht wird, entfallen auf ganz außerordentliche atmosphärische Vorgänge, wie Cyklone und dergleichen. Der erste Krebs-Renard'sche lenkbare Ballon hatte nur eine Kraft von 23 Kilometer pro Stunde. Die Modifikation am Steuer, Stoff des Ballons, beruht gegen diesen ersten Ballon fast eine durchgreifende sein. Der Stoff, aus dem der Ballon gefertigt, ist „Tussor“, ein den Damen wohlbekannter Seidenstoff. Auch der Anker hat nicht mehr die traditionelle Form, er ist in der Form von Rechenzacken gestaltet. Der Motor ist fertig, der Ballon ist im Bau, und so wird man bald darüber Näheres erfahren, ob die Erwartungen, die man an die neue Erfindung knüpft, in Erfüllung gegangen.

— **Durch Geburt und Stellung hervorragende Damen,** von nicht minder angesehenen Männern unterstützt, haben sich zusammengethan, um in der Nähe von Bonn ein Damenheim zu gründen, in welchem alte und junge alleinstehende Damen für längere oder kürzere Zeit oder auch zeitlebens Aufnahme finden sollen. In diesem Heim will man ihnen Gelegenheit zu passender und lohnender Arbeit zu schaffen oder Stellen zur Selbstgewinnung ihres Lebensunterhalts zu vermitteln bestrebt sein. Wer diesen außerordentlich förderungswürdigen Zweck näher zu kennen wünscht, wende sich an die Vorsitzende, Frau von Hergt in Oberkassel bei Bonn, oder an den Schatzmeister, Rittmeister a. D. von Rabenau in Hannover-Waldhausen. Beide, sowie eine große Reihe anderer Damen und Herren, deren Namen durch die Genannten in Erfahrung gebracht werden können, nehmen Beiträge für das im besten Sinne wohlthätige Unternehmen dankbar entgegen.

Natur.

— **Ueber die Einwanderung des Steppenhuhns in Europa,** die im letzten Frühling ein so großes Aufsehen erregte, entnehmen wir einem Vortrag, den Dr. Rud. Blasius in der allgemeinen deutschen ornithologischen Gesellschaft in Berlin hielt, und den daran geknüpften weiteren Erörterungen Folgendes: Zuerst erschienen die wandernden Vögel am 3. April 1888 im Gouvernement Ufa im Uralgebiet. Ueber ihren ferneren Weg durch Rußland besitzen wir leider wegen der Gleichgiltigkeit der Hauptmenge des russischen Volkes keinerlei Nachrichten. In Deutschland erschienen sie gegen die Mitte des April, überfluteten die ganze norddeutsche Tiefebene und breiteten sich nach Nord-Frankreich und Holland aus, wo sie in der zweiten Woche des Mai anlangten. Einzelne kamen bis Anfang Mai nach Süddeutschland und dem Elsaß; jedoch schienen die Hauptmassen Gebirge vermieden zu haben. Das Meer hemmte nicht ihren dunklen Drang nach Westen; aus der Ostsee wurden ertrunkene Steppenhühner aufgefischt, in England erschienen viele Tausende der asiatischen Wanderer. Und auch hier war nicht das Ziel ihrer Reise. Auf den Orkney- und Shetlandinseln langten die ersten am 27. Mai an. Die große Frage ist die: Wo bleiben die Steppenhühner? Hierüber waren die Meinungen geteilt. Während sich Stimmen für einen mutmaßlichen Rückzug erhoben, sprach sich Dr. Reichenow dahin aus, daß die Tiere auf ihrem Zuge nach Westen schließlich alle im Meer umkommen. Von der Hauptmasse zweigten sich mehrere Züge ab, welche teils nach Norden, teils nach Süden vordrangen. In Helsingfors wurden am 16. Mai, in Stockholm am 18. Mai, in Bergen am 28. Mai die ersten gesehen. Von den Karpathen südlich ergoß sich ein anderer Strom, welcher am 24. April die Lombardei erreichte, am 15. Mai nach Reggio, Calabria kam und von welchem sogar einzelne Tiere am 2. Juni Spanien an der Mittelmeerküste erreichten. Im nördlichen Deutschland scheinen einzelne Scharen bis jetzt geblieben zu sein; in Ostpreußen, auf Wangeroog streichen sie noch Ende August in Völkern umher. Von den verschiedenen Autoritäten jedoch wurde gewarnt vor leichtfertiger Annahme unsicherer Berichte über dargekommene Bruten. Bis jetzt ist den Ornithologen noch kein einziger Fall bekannt geworden, daß ein Steppenhuhn in Deutschland gebrütet hat. Stets beruhten derlei Nachrichten auf Verwechslungen mit dem Rebhuhn und namentlich dem Wachtelkönig. Man darf aber immerhin die Hoffnung nicht aufgeben, daß doch wenigstens eine der zahllosen Zeitungsnachrichten über Brüten des Steppenhuhns wissenschaftlich begründet werden könne. Gegen die Möglichkeit des Brütens spricht das Zusammenhalten der Steppenhühner in Völkern; die Tiere würden gepaart erscheinen, wenn Absicht auf eine Brut wäre. Dr. Reichenow, Berlin, Museum für Naturkunde, und Dr. R. Blasius, Braunschweig, geben gern über eingehende angebliche Steppenhuhneier oder über vermeintlich junge Vögel ihre Ansicht ab.

Gesundheitspflege.

— **Auf die Behandlung und Heilung Schwindsüchtiger** durch Einatmung hochgradig erhitzter, trockener Luft wird von Aerzten wiederholt nachdrücklich hingewiesen. Unter Arbeitern an Kalköfen ist nie ein Fall von Schwindsucht vorgekommen, was dem Einfluß der trockenen, heißen Luft, die sie einatmen, zuzuschreiben ist. Untersuchungen haben ergeben, daß die Tuberkelbacillen schon bei einer Temperaturerhöhung im Körper von über 41 Grad Celsius zu Grunde gehen. Durch einen von Dr. Weigert konstruirten Apparat kann nunmehr der Hitzgrad der trockenen Luft auf nahezu 200 Grad Celsius gesteigert werden. Selbst wenn auf dem Wege durch die Inhalationsröhre in die Kehle etwas von dieser Temperatur verloren geht, ist dieselbe immer noch hinlänglich ausreichend, den Schwindsuchtsbacillus zu töten und die Lunge völlig auszuheilen.

— **Wie aus dem Berichte der Direktion der Züricher** kantonalen Irrenanstalt für das Jahr 1887 hervorgeht, ist in der Behandlung der Kranken während dieses Jahres vielfach die hypnotische Suggestion in Anwendung gebracht worden. Die Geisteskranken zeigten sich nun allerdings wider Erwarten für die Hypnose ebenfalls empfänglich, wenn auch in geringerem Grade als die geistig Gesunden; dagegen hat der Heilerfolg den auf die hypnotische Methode gesetzten Erwartungen bisher wenig entsprochen. In manchen Fällen konnte auf hypnotischem Wege lediglich Schlaf, Appetit, Arbeitsfähigkeit herbeigeführt werden, selten aber und meistens nur vorübergehend das Aufhören von Halluzinationen. Die Aufregungs- und Depressionszustände, sowie die Wahnideen trotzten fast immer der Hypnose selbst und allen psychotherapeutischen Suggestionen. Dagegen hatte die Anstaltsleitung sehr schöne und dauernde Erfolge bei Alkoholismus, bei Neuralgien, hysterischen Menstruationsstörungen, Rheumatismus, kurz, bei solchen Störungen zu verzeichnen, welche vom Nervensystem abhängig sind oder zu sein scheinen, ohne Psychosen zu sein, das heißt ohne die Hauptverrichtungen des Großhirns zu beeinträchtigen. Am besten waren die Erfolge bei ähnlichen Störungen der geistig Gesunden, zum Beispiel beim Wartpersonal. Es verdient außerdem Erwähnung, daß in der Anstalt bei sämtlichen Alkoholikern der Grundsatz der völligen Enthaltsamkeit streng und unwiderruflich mit bestem Erfolg durchgeführt wird.

Sport.

— **„Pumpernickel“, welcher die königlich preußischen Rennfarben im Wiener Jubiläumsrennen tragen sollte und als sehr gefährlicher Kombattant galt,** mußte einige Tage vor dem großen Kampf wegen Schulterlähme zurückgezogen werden.

— **Den Leipziger Stiftungspreis gewann Prinz A. Radziwills** zweijährige br. St. „Vision“ vor „Parkulez“, „Jeanmaire“ &c., während das Neuenrogärtennen „Violine“ für Graditz, das Stralsund- und das Johannapark-Handicap „Traiter“ für Plessner, das Trabrennen „Vorletzte Natalie“ für Ullrich und das Sezonaisgrennen „Sternbaum“ Rittmeister von Baldini nach Hause brachten.

— **Bei den Rennen zu Wien holte sich im weiteren Verlaufe Graf Henckels dreijähriger „Saturn“ das 1600 Meter-Handicap von 2000 Gulden vor „Vinaigrette“, „Kokotte“, „Tenka“, die je ein Kopf von einander trennte, und 4 anderen, während Capt. Tirions dreijähriger „Vers“ das 3200 Meter-Staatsrennen leicht vor „Orakel“, „Castro“ &c. gewann.** Das Campine-Stuterennen wurde eine leichte Beute für Graf St. Ebersbergs vierjährigen „Solist“ und im Niederaber-Preis feierte Egerebs dreijähriger „Jilon“ den zweiten Sieg, ohne eine Niederlage erlitten zu haben, während das Vereinhandicap mit dem Siege von Ad. Anthony's „Dee“ eine große Ueberraschung brachte.

— **Das deutsche Meilen-Fahren auf der Berliner Trabrennbahn,** 6000 Mark, 7500 Meter, gewann Teropd o. br. St. „Mike Morning“ in 12 Minuten 17½ Sekunden leicht vor „Polly“, „Bob“, „Johnson“ &c.

— **Radfahrerrennen dürften in Washington mehr denn** anderswo auf den Straßen zu sehen sein, da dieselben bereits dort einen Klub gebildet haben, der aus 150 aktiven Mitgliedern besteht.

Gestorben.

— Franz Fischer, Kanonikus und Dechant in Peuerbach, Oberösterreich, Reichsrats- und Landtagsabgeordneter, Führer der klerikalen Majorität im oberösterreichischen Landtage, 58 Jahre alt, am 7. September, in Linz.

— van Swieten, königlich niederländischer Generallieutenant, ein sehr volkstümlicher Heerführer, der seinem Vaterlande besonders in den Kolonien die wichtigsten Dienste geleistet hat, außerordentliches Mitglied des Staatsrats und Vertreter Amsterdams in der zweiten Kammer, 80 Jahre alt, am 9. September, im Haag.

— Tito Ricordi, der Chef der bekannten Mailänder Verlagsfirma, Mitglied mehrerer gelehrten und humanitären Körperschaften, Freund und Verleger Verdis, 78 Jahre alt, am 10. September, in Mailand.

— Graf Karl von Haugwitz-Hardenberg-Reventlow, königlich preußischer Kammerherr, Majoratsherr auf Krappitz in Schlesien, lebenslängliches Mitglied des preußischen Herrenhauses, 72 Jahre alt, am 12. September, in Schedlau.

— Professor Christian Mohr, Dombildhauer in Köln, 65 Jahre alt, am 13. September, in Köln.

— Dr. Karl von Prantl, ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität München, hervorragender Gelehrter und Schriftsteller auf dem Gebiete der Geschichte der Philosophie, Mitglied der königlichen Akademien der Wissenschaften zu Berlin und München, 68 Jahre alt, am 14. September, in Oberstdorf.

— Fürst Johann Adolf von Schwarzenberg, k. k. wirklicher Geheimerat und Kämmerer, erblicher Reichsrat, Ritter des Ordens vom goldenen Vließ, einer der reichsten Großgrundbesitzer Europas, 89 Jahre alt, am 15. September, auf Schloß Frauenberg in Böhmen.

— Freiherr Karl Cotta von Cottendorf, Chef der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart, 55 Jahre alt, am 18. September, auf Schloß Serach, bei Eßlingen.

Neue Bücher und Schriften.

Eichendorff, Jos. v., Aus d. Leben eines Taugenichts. Leipzig, Verlagsanstalt.
Geschichte des Ostpreußischen Vereins zu Königsberg i. Pr. (1838—1888). Selbstverlag.
Marryats Romane. Lief. 1. Berlin, G. Ziegler Nachf.
Müller, Fel., Geschichte der Ortsgemeinde Kuhrit. Weißenburg, Walther & Sonntag.
Smital, Ant., Die Familie Rebhahn. Ein Halbb. Sittenbild. Dresden, H. Minden.
Stacke, Dr. L., Erzählungen aus der neuen Geschichte in biograph. Form. 12. Aufl. Oldenburg, G. Stalling.
Telmann, Konr., Im Krummenhof. 2 Bände. Leipzig, C. Reißner.
Weber, Joh., Theophilus. Das Faust-Drama des deutschen Mittelalters. Hamburg, D. Gerding.
Wierl, C., Monats-Wetterkarten von Texas. Selbstverlag.
Wink, Fr., Deutschlands Vögel. Naturgeschichte sämtlicher Vögel der Heimat. Mit 227 Abbild. Lief. 1. Stuttgart, C. Hoffmann.
Zahn, Dr. C., Unfug, Fehler u. Gefahren beim Gebrauch der modernen Verkehrsmittel. Ein ernstes Mahnwort. 6. Aufl. Leipzig, Jul. Beyble.

Briefmappe.

Antiquar in Illinois. Von dem Grafen Anton Clemens von Törring-Seefeld (1725—1812), den Sie auf dem großen Pilocky'schen Bilde Seite 120 und 121 unseres vorigen Jahrgangs fanden, sind in München im Druck erschienen die Lustspiele: „Der Freigeist“, aus dem Französischen des Regnard, 1771, „Das Vorurteil der Geburt und der Lorbeerzweig“, 1774; „Der Schiffer und sein Freund“, 1775, „Der neue Krieg“, 1781, außerdem das historische Schauspiel: „Die Belagerung der Stadt Kaufbeuren“, 1778 und das Original-Trauerspiel „Agnes Bernauerin“, 1780. Abdrücke dieser Werke mögen heutzutage wohl ziemlich schwer aufzutreiben sein; jedenfalls nur — beim Antiquar.

Frau E. in Tr.

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit
Und neues Leben blüht aus den Ruinen“ —

läßt Schiller im vierten Aufzug seines „Wilhelm Tell“ den sterbenden Attinghausen sagen. Goethes Bewunderer sind jedoch des unter der Aufschrift „Kunst“ erschienenen Gedichtes brachte kein Anklang vor sich, es aus Ruinen entgegenkommend dieses Wort in die Worte aus.

„Reset' du ewig keimende,
Strömst Zeiten zum Genuß des Lebens
Hast deine Kinder all' mütterlich
Mit Erbteil ausgestattet, einem Haus.
Doch baut die Schwalb' an das Gesims,
Unfühlend, welchen Zierrat
Sie verklebt;
Die Raup' umspinnt den goldnen Zweig
Zum Winterhaus für ihre Brut;
Und du flickst zwischen der Vergangenheit
Erhabnen Trümmern
Für deine Bedürfnis'
Eine Hütte, o Mensch,
Genießest über Gräbern!“ —

In ähnlicher Weise befaßt sich der Almanach ausgeführt eines Bildes von Wilhelm Richter, das eine von hohem Grün überwucherte Trümmerwelt darstellt. Sie sehen, unsere Klassiker haben uns über diesen Gegenstand nicht viel zu sagen übrig gelassen.

Frank Kr. in Wien. Zu wenig abgeklärt.

Ein Zweifler in P. Was ist von den heutigen Erfolgen der Wissenschaft gegenüber noch unglaublich? Die Leistungen des Phonographen sind es jedenfalls nicht so wunderbar sie auch erscheinen. Bei diesem französischen, von Bell und Tainter erfundenen Apparat, zu deutsch „Lichtfernsprecher“, der bis auf eine Entfernung von zweihundert Meter anwendbar ist, vertritt in der That der Sonnenstrahl die Stelle des Leitungsdrahtes. Die praktische Ausführung hat zu erklären, würde zu weit führen. Umfangreichere Anwendung in der Praxis hat sie bisher — wohl aus Mangel durch die Hoffnung zu ihrem bisherigen Gebrauch wirken — nicht gefunden

[illegible]

E. T. in Budapest. [illegible]

[illegible]

Gesundheitspflege.

Alfred M. in Lp. [illegible]

[illegible]

Märchen, Fabeln, Jugendschriften etc.

Anderien, V. Blüthgen, Frida Schanz, Dr. Fr. Hofmann

[illegible] Ambrosius Abel in Leipzig

Echte Briefmarken! [illegible]

Emil Mühlenpfordt, Hamburg. [illegible] Japan-Waren [illegible]

Zauber- [illegible] Wilh. Bethge, Magdeburg.

„Wir kennen keine [illegible]

„Liederquell“. 251 [illegible] Steingräber Verlag, Leipzig.

Corsets RFC



Garantie für bestsitzende moderne Façons.

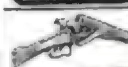
Durch alle ersten Corset-, Weiss- und Modewaren-Geschäfte zu beziehen.

Jedes Corset trägt den Stempel „RFC à la Princesse.“

Engros & Export nur durch die Corsetfabrik von

Rosenthal, Fleischer & Cie.

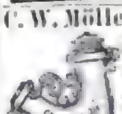
Goeppingen Württemberg | London 35 London Wall.



Wilh. Peting, [illegible]

Stottern [illegible] Burgsteinfurt [illegible]

C. W. Möller [illegible]





Photographische Apparate.



Touristen-Apparat [illegible]

Joh. Sachs & Co., Berlin S., Ritter-Str. [illegible]

Guter Rat ist Goldes wert! [illegible]

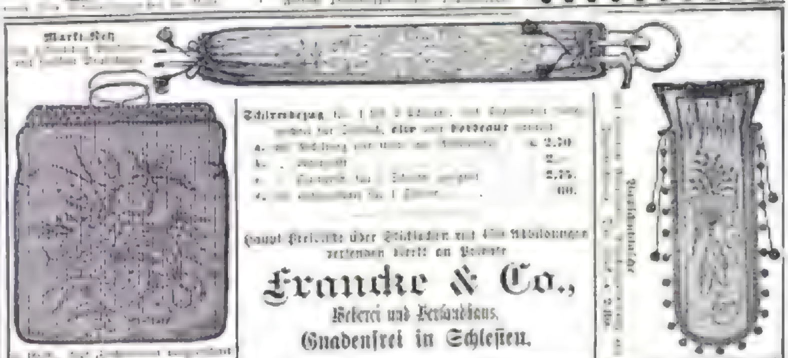


Post- und Schnelldampfer zwischen Bremen und

Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien

Prospekte versendet

Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.



[illegible]

Francke & Co., Weberei und Versandhaus, Gnadenfrei in Schlesien.

Bärwurz. Ohne persönliche Unterschrift 10 Pfg. für Ihn Rat zu erteilen. Mit besonderen Einrichtungen werden Sie übrigens kaum zum Ziele kommen, eher noch durch Maßnahmen des leidenden Teiles. Dr. Behn.

Redaktion: Otto Hauck und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Hauck.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 11);
Budapest: Moriz Jokai (V. Alaine Jarosgasse 3);
München: Fritz Schwartz, Redakteur der „Kunst für Alle" (Residenzstr. 23).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Deutsch bei Grabel. Novelle von Leo Hansen. Fortsetzung. — Mit dem Wolfsfinken bei Cap vincent, von Heinrich Ulrich. — Der Gast kommt, der Andere geht. — Ferd. Originalfigur von Heinrich Lauenburger. Schluß. — Am Tempel der Athenens in Nem. von C. M. — Rätsel. Erzählung von Richard Voß. Fortsetzung. — Korn im Meridian. — Illustrirter Briefwechsel, von Ernst Scherz. — Bei Emsicht. — Literatur. — Humor. Aerzten Tarnow, von Friedrich in Hohenstein. — Rechtsspruch. — Rätsel-Ecke. — Auflösung des Bilderrätsels Seite 1073 u. f.; Auflösung des Silbenrätsels Seite 1073 u. f.; Auflösung des Bilderrätsels Seite 1073 u. f.; Auflösung des Silbenrätsels Seite 1073 u. f. — Schach. — Rätsel-Ecke. — Neue Bücher und Schriften. — Briefkasten.

Illustrationen: Zeilen des Grabes. Text Originalzeichnungen von F. Stahl. — Lustige Gesellschaft. Gemälde von Eduard v. Müller. — Der Gast kommt, der Andere geht. Gemälde von C. H. Chiene. — Ein Konzert. Gemälde von C. Bleibe. — Am Tempel der Athenens in Nem. Gemälde von C. Bleibe. — Auf der Jagd. Gemälde von A. Kleber. — Blumen im Mondlicht. Gemälde von C. Schmitz. — Auf Land und Meer. Originalzeichnungen von K. Rögler. — Heinrich Abendroth Stanley. — Bei Emsicht. Gemälde von A. A. Lier.

Gleichzeitig mit dieser Nummer wurde ausgegeben die Nummer 2 des siebenzehnten Jahrgangs der

„Deutschen Romanbibliothek"

zu „Ueber Land und Meer".

Abonnementspreis:
in wöchentlichen Nummern nur 2 Mark vierteljährlich.
in 14 tägigen Heften nur 85 Pf. pro Heft.

Dieser neue Jahrgang bietet mit zwei mustergültigen Werken bekannter und beliebter Romanschriftsteller reichlich:

Familie. Roman in einem Bande von **Ernst Eckstein,**

die Geschichte einer empfindsamen — Mädchenseele, führt uns in die poetischen Hintergründe des gesellschaftlichen Lebens, der hohen Wohlthätigkeit, aber innerhalb derselben entwickelt sich eine Leidensgeschichte und Leidenschaft von so ernster packender Tragik und erschütternder Charakterentwickelung.

Der Weg zum Glück. Roman in drei Bänden von **Robert Heller.**

Ein reife Lebensklugheit, hochgebildeter Geist und Gemüt und die tiefen Schätze Menschenkenntnis, eine liebenswürdige Erzählungsgabe, deren bewegte Gestalt sich auf einem wundervollen Hintergrund abspielen.

Für den weiteren Verlauf des Jahrgangs behalten wir uns vor, die nicht näher bezeichneten Romane

Im Mann der Jerusalem, drei Bände, von Nikolaj Lamanow. Der stärkste Sohn, ein Band von Moritz von Reichenbach. Im Regiment, ein Band von E. von Ebers. Unter deutschen Palmen, zwei Bände, von Christian Gerhard. Herbes Leiden, zwei Bände, von Martin Boor. Hohen, zwei Bände, von Doris Jordan von Spetzgau. Anonym, ein Band, von C. Gaillard.

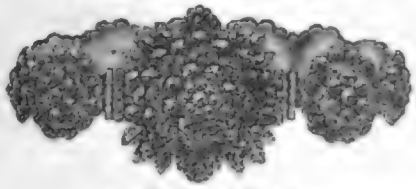
Diese Romane, jeder in seiner Art ein Werk gediegenen Werk, bestimmt das verschiedenste Gebiete des Lebens; nur so einem Interesse sie bieten; sie sind alle durchdrungen von dem Geiste der Gegenwart, für den der Leser den vollen übereinstimmenden Widerhall in der eigenen Brust findet und dem er daher auch der unmittelbarsten Anteilnahme zu folgen nicht umhin kann. Da den oben genannten Romanen sich noch einige weitere anreihen werden, erhält der Leser, wie dies auch in den früheren Jahrgängen dieser Zeitschrift der Fall war, mindestens achtzehn Romanbände im vollen Umfang zu dem fabelhaft billigen Jahrespreise von 8 Mark in der Romanen-Ausgabe.

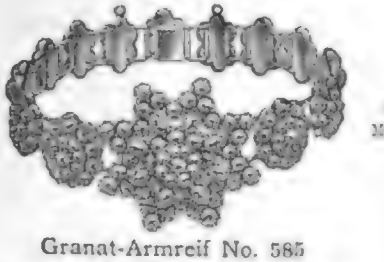
Auf den siebenzehnten Jahrgang der „Deutschen Romanbibliothek" wolle bei bestehender Buchhandlung oder Postanstalt abonniert werden, von welcher man „Ueber Land und Meer" bezieht.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
Deutsche Verlags-Anstalt.

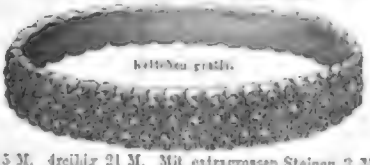
Annoncen-Expedition Rudolf Mosse Anzeigen Insertions-Gebühren für die 14 tägigen Hefte 1 M. 80 ₰ Reichswährung.

Carl Holl in Stuttgart.
Gold- und Silberwarenfabrik.
Versand gegen Nachnahme oder vorherige Einsendung.
Nichtgefallendes wird umgetauscht oder der Betrag zurückbezahlt.
Echte böhmische Granatwaren.
Collier, Broschen, Ladeln, Ringe, Kreuze, Knöpfe, Ohrringe etc. etc.
Granat-Glieder-Armbänder.





Granat-Armreif No. 585



Dreifig 15 M. dreifig 21 M. Mit extragroßen Steinen 3 M. mehr.
Illustr. Prachtkatalog gratis und franko.

Die reichhaltigste aller Moden-Zeitungen



ist die „Illustrirte Frauen-Zeitung". Dieselbe bringt jährlich 24 Nummern und 28 Beiblätter, so daß ohne Mehrpreis-Berechnung regelmäßig eine Nummer erscheint (für Oesterreich-Ungarn der Stempelsteuer wegen alle 14 Tage eine Doppel-Nummer). Die Moden-Nummern sind der „Modenwelt" gleich, welche mit ihrem Inhalte von jährlich über 2000 Abbildungen stets Text weitaus mehr bietet als irgend ein anderes Modenblatt. Jährlich 12 Beilagen geben an Schnittmustern zur Selbstanfertigung der Garderobe für Damen und Kinder wie der Leibwäsche Vorzügliches genügend für den ausgedehntesten Bedarf. — Das Unterhaltungsblatt bringt außer Novellen, einem vielseitigen Feuilleton und Briefen über das gesellschaftliche Leben in den Großstädten und Bädern regelmäßige Mitteilungen aus der Frauenwelt, Kunstgewerbliches, Wirtschaftliches, Gärtnerei und Briefmappe, sodann viele künstlerisch ausgeführte Illustrationen und an Moden endlich noch Folgendes: jährlich über 50 Novellen mit über 250 Abbildungen, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Musterblätter für künstlerische Handarbeiten und 8 Ostern-Blätter mit vielen Illustrationen, so daß die Zahl der Letzteren an 3000 jährlich hinausreicht. Kein anderes illustrirtes Blatt überhaupt, innerhalb oder außerhalb Deutschlands, kann nur entfernt diese Fülle aufweisen; dabei beträgt der vierteljährliche Abonnements-Preis nur 2 M. 50 Pf. — Die „Große Ausgabe mit allen Kupfern" bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 kolorirte Beigaben, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. (in Oesterreich-Ungarn nach Kurs).

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franko durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Straße 38, Wien I, Operngasse 3.

Unübertreffliche Neuheit!
Clarabella



Extra Musikstücke auf Bronze-Cylinder à 6 Stücke Mk. 5.

Der vollkommenste u. beste Stuhl



J. Schüberl, kgl. Hofbuchbinder, München.

Krankenfahrstühle

Geschäftshaus für Damenmoden
Aug. Polich, Leipzig.
versendet an Private:
Sämtliche Neuheiten
in
Kleiderstoffen und Konfektion
für die
Herbst- und Wintersaison
sind eingetroffen.
Proben und Kataloge postfrei!

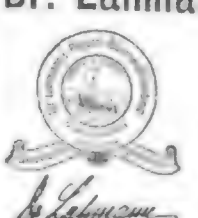
Nebelbilder-Apparate
und Telestereone
Edisons Phonograph,
A. Krutso in Hamburg.
Solide Ruchakins.



Tragbare Oefen

Telephon: Amt Ia 7819.
Franz Christoph's
Fußboden-Glanzlack
geruchlos und schnell trocknend
Franz Christoph,
Berlin SW., Mittelstraße Nro. 11.

Dr. Lahmann's Reformbaumwollkleidung
verdrängt allmälich die Wollunterkleidung,



Dr. Lahmann

Jedes Stück muss mit der obenstehenden Fabrikmarke und dem Namenszug von Dr. Lahmann in blauem Aufdruck versehen sein.

Gegen monatliche Zahlung von nur 5 M.: Brockhaus' Conversations-Lexikon, Neueste Auflage durch Wilh. Kulicke & Co., Berlin S.W. Wilhelmstr. 135.

Verzügliche Lehr- und Lernbücher für junge Kaufleute sind:

[illegible] Kaufm. Rechnen, geb. ℳ 4.50. Schlüssel ℳ 1.80 geb.

[illegible] Lehrbuch der deutschen Handelskorrespondenz. 2. Aufl.

[illegible] Briefsteller, Muster formulare, Terminologie etc. geb. ℳ 3.75.

[illegible] Handelsbriefe für junge Kaufleute

[illegible] der zum Uebersetzen in das Französische und Englische wichtigsten Wörter und Fachausdrücke in diesen Sprachen. geb. ℳ 2.50.

[illegible] Handelswörterbuch. 8. Aufl. [illegible] Fremdw. geb. ℳ 3.–

[illegible] Neumann's Compendium der einfachen und [illegible] Buchhaltung. kart. ℳ 3.–

[illegible] der einfachen Buchhaltung [illegible] kart. ℳ 2.–

[illegible] Oberthal's Lehrbuch der Handelswissenschaften [illegible] geb. ℳ 5.50.

[illegible] Buchhaltung von H. Klein. kart. ℳ 1.50.

[illegible] Handbuch der Handelswissenschaften. Prakt. Theil etc. ℳ 1.–

[illegible] Der deutsche Postverkehr. geb. ℳ 1.–

[illegible] Wörter, Sitten u. Gesellschaftsleben sämmtlicher Länder der Erde [illegible] 2. Aufl. [illegible] geb. ℳ 1.20.

Preisnummern der kaufmännischen Blätter franko durch

G. A. Gloeckner in Leipzig.

Einladung zu der neuen Subskription

auf die

Illustrirten Klassiker-Prachtausgaben:

Goethe's Werke.

Mit 1650 Illustrationen.

Nebst Goethe's Portrait und Cedernsarkt.

Herausgegeben von Prof. Dr. Heinrich Düntzer.

Erste Lieferg. Vollständig in 90 Lieferungen à 50 Pfennig.

Schiller's Werke.

Mit 740 Illustrationen.

Nebst Schiller's Portrait und Cedernsarkt.

Herausgegeben von Prof. Dr. J. G. Fischer.

Erste Lieferg. Vollständig in 65 Lieferungen à 50 Pfennig.

Shakespeare's sämtliche Werke.

Übersetzt und übertragen von

Schlegel, Bodenstedt, Delius, Gildemeister, Gelcker, Herwegh, Heyse, Kurz und Wilbrandt.

Mit 800 Illustrationen von Sir John Gilbert. Nebst Shakespeare's Portrait und Biographie.

Zweite Auflage – Vollständig in 40 Lieferungen à 50 Pfennig.

[illegible] Die erste Lieferung der drei Werke wird von jeder Buch- und Kunsthandlung auf Verlangen zur Ansicht ins Haus geliefert.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. **Deutsche Verlags-Anstalt.**

Es wird ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, dass jede Schachtel die Fabrikmarke



„verschlungene Hände"

trägt, welche man beim Einkauf stets speziell verlangen wolle.

MEY'S STOFFKRAGEN

zeichnen sich besonders durch **Dauerhaftigkeit, Billigkeit, Eleganz u. bequemes Sitzen** und **Passen** aus.

Mey's Stoffkragen sind mit Webstoff vollständig überzogen und infolge dessen von Leinenkragen nicht zu unterscheiden.

Mey's Stoffkragen werden nach dem Gebrauch einfach weggeworfen, man trägt also immer neue, tadellos passende, elegante Kragen und Manschetten. Angabe der gewünschten Kragen- u. Manschettenweite notwendig.

Beliebte Façons.



Lincoln II
Umlegg 5 cm breit
M. 0.85 pr. Dtzd.



Herzog
Umlegg 7½ cm breit
M. 0.85 pr. Dtzd.



Costalia
einfach geschnittener Kragen, ausserordentlich schön und bequem zu Salon stehend.
Umlegg 7[illegible] cm breit
M. 0.85 pr. Dtzd.



Franklin
4 cm hoch
M. 0.80 pr. Dtzd.



Goethe
[illegible] cm hoch (doppelt)
M. 0.90 pr. Dtzd.



Albion
ca. 5 cm hoch
M. 0.70 pr. Dtzd.



Wagner
Breite 10 cm
M. 1.20 pr. Dtzd. Paar.



Schiller
[illegible] doppelt
ca. 4½ cm hoch
M. 0.80 pr. Dtzd.

✣ Wiederverkaufs-Stellen von Mey's Stoffkragen ✣ finden sich in den meisten Städten Deutschlands, und sind durch Plakate in den Schaufenstern erkenntlich. Ausserdem können Mey's Stoffkragen auch bezogen werden durch das

Versand-Geschäft Mey & Edlich

Leipzig-Plagwitz

Der illustrirte Katalog über „Mey's Stoffwäsche" wird auf briefliches Verlangen an Jedermann gratis und portofrei gesandt.



Reizende Neuheit. „Rauchthürme" [illegible] H. Kumm, Warendorf i. Westf.

Spezialität!

Alle

Maschinen und Apparate

für

Stärke-Industrie

[illegible] W. H. Thiesen, Barmen. [illegible] Gebr. Luther, Braunschweig.

Eigene Versuchsstation.

Garrett Smith & Co.,

Magdeburg-Buckau.



Galvanische Niederschläge

[illegible] Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Serien-Loos-Gesellschaft.

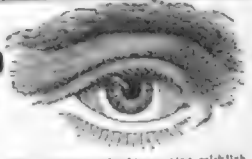
[illegible] Münchner [illegible] einen [illegible] Serien [illegible] auszuspielen. [illegible] Mark. [illegible] 200 Mark [illegible] kann. [illegible] auf gestempeltes Verlangen an [illegible] Prospect.

Julius Weil.

Bankgeschäft.

München.

Wer



gut sehen, seine Augen schonen, seine Augen erhalten, eine wirklich richtige Brille oder Pince-nez besitzen will, wähle bei Kurzsichtigkeit, Weit- u. Uebersichtigkeit, sowie bei zu raschem Ermüden der Augen

Rodenstock's neue verbesserte Augengläser

mit Dioptringuss,

welche das Beste sind, was zum Sehen und Erhalten der Augen dieser Art gibt.

Nur Gerau und die Echtheit unter ständiger Controle des Erfinders der verbesserten Augengläser und der vielen anderen hochwichtigen Augenapparate, des Physikers Joseph Rodenstock, angefertigten.

Zu Original-Preisen zu beziehen durch die autorisirten Verkaufsstellen in den meisten grösseren Städten des In- und Auslandes, und wo sich solche nicht befinden direct von der Hauptniederlage derselben, dem Specialinstitute für wissenschaftlich richtige Brillen und Pince-nez.

Optisch-Oculist. Anstalt München, Karlsthor 5,

Ausführliche Beschreibung mit Anerkennungen aus allen Weltheilen, ebenso Preisliste und leichtverständliche **Anleitung zur schriftlichen Bestellung** gratis und franco. **Niemand,** der irgend welche Angaben am Auge vermissen hat, versäume, sich diese kommen zu lassen.

Optische Anstalt

G. Rodenstock, München.

Warnung! Es werden sehr oft die falschaftesten Fabrikate [illegible] Rodenstock'sche Gläser ausgegeben, weshalb man sich nur an [illegible] mit [illegible] Schutzmarke versehenen, autorisirten [illegible] wenden und in Zweifelsfällen [illegible] Auftrag bei [illegible]

BÜSTEN

der Kaiserl. Familie

in die Brüsseler und Carrara.

C. Fichler.

Berlin W., Behrenstrasse 29.

Begründet 1835.

Preisverzeichniss gratis und franko.

Rudolf Mosse



Viele Neuheiten in Schuss-Hieb- Stich-Waffen.

Preiscourant gratis.

Hippolit Mahles, Waffenfabrik

Berlin W., Friedrichstrasse 138.

Claes & Flentje.

vereinigte Strickmaschinen-Fabrik,

Mühlhausen i/Th.

[illegible] Actiengesellschaft.





C. P. Goerz

Berlin N.

ROTHSCHILD'S Taschenbuch für Kaufleute.

46 Bogen. 31. Auflage. [illegible] M. 5.50.

[illegible] Tabellen. Unterricht in Rechnung auf [illegible]

[illegible] Verlag von J. Rothschild, Leipzig.

[illegible] Lieferung à 25 Pf.

Patentanwaltschaft

St. Trenkel in Berlin NW., Dorotheenstr. 7 (Reichsamt 1877). Vertritt ordnungsmässig Gebrauchsmuster-Gesuche, Klassifikations-Reclamationen, Muster aus den Ausstellungen) sowie **Markenanmeldung**, stellt Unterlagen zusammen, für Verfolgung und Vertheidigung für die Specialität nächsten Termin, Festsetzung billige Sachliche erhalten billigste Honorare



Lambrecht's Patent-Polymeter

zeigt über die Beschaffenheit der Luft erschöpfende Belehrung und ermöglicht zutreffende Schlüsse auf den Verlauf des Wetters.

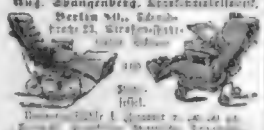
Das Polymeter zeigt: 1. Temperatur, 2. Taupunkt, 3. Dunstsättigungsgrad, 4. Jeweiligen Barometerstand, 5. Gewicht des Wassers pro cbm, 6. Relative Feuchtigkeit in Prozenten, 7. Differenz von Taupunkt und Temperatur, den wichtigsten Faktor für Voraussetzung d. Wetters. Preis in eleg. Ausst. 20 M.

Ueber noch andere interessante Neuheiten.

Patent-Normal-Barometer (sich selbst. Abh.), **Wettertelegraph, Taupunktspiegel** etc. Illustr. Preisbücher.

Wilh. Lambrecht, Göttingen.

Ing. Spangenberg. Kunstanstalt, Berlin SW., Schöneberger Ufer 23, Straßenfront



Preis 1 Mark.

SPRATTS PATENT (GERMANY) Ltd.

Berlin N. Brunnenstr., Lagerhof.
London * St. Petersburg

Hoflieferanten.

90 goldene Medaillen.

Hundekuchen. Geflügelfutter.

Proben und Prospekte gratis und franko.
Die Preise verstehen sich ab Fabrik.

Preisliste.

Telegramm-Adresse: SPRATTS, BERLIN.
Fernsprech-Anschluss Amt III. No. 598.

Fleischfaser-Hundekuchen

(mit Beetrüben) f. Hunde aller Rassen . .	pro 50 Kilo M. 18.50
Greyhound-Biscuits f. Windhunde . . .	„ 20.—
Puppy-Biscuits für junge Hunde . . .	„ 2.—
Leberthran-Biscuits f. Rekonvalescenten	„ 24.—
Hafermehl-Biscuits (ohne Fleisch) . .	„ 16.—
Pet-Biscuits für Schoosshunde	„ 24.—

Fleischfaser-Geflügelfutter

für **Hühner, Enten, Gänse etc.** . .	pro 50 Kilo M. 19.—
Fleischfaser-Fasanenfutter (vorzüglich zur Aufzucht)	„ 19.—
Prairie-Fleisch „Crissel" (beste Beigabe zum Fasanenfutter, Specht besonders schön)	„ 22.—
Knochenmehl für Geflügel (fein gemahlen und chemisch gereinigt)	„ 18.—
Taubenfutter (siehe Broschüre) in Säcken à 5 Kilo M. 2.40	„ 22.—
Hunde- und Geflügel-Waschseife pro Stück	„ 0.50

(Vertilgt allen Ungeziefer und verleiht dem Haar u. Gefieder Weichheit u. Glanz.)

Broschüren:

„Praktische Geflügelzucht", Preis 20 Pf. „Allgemeine Regeln der Fasanenzucht", Preis 20 Pf. Probepakete ca. 5 Kilo M. 2.20 resp. M. 3.— franko.

Medikamente für Hunde.

Gegen Staupe M. 2.50. Gegen Würmer M. 1.50. Gegen Rheumatismus M. 1.50. Purgirpillen, Hustenpillen, Conditionspillen, Alterativpulver à M. 1.20. Mittel gegen Räude M. 1.50, gegen Ohrenkrebs à Flasche M. 1.50. Gegen Diarrhoe M. 2.—

Broschüre: „Hundekrankheiten und ihre Behandlung" gratis und franko.

Gutachten des Herrn **Dr. C. Bischoff**, Vereideten Chemikers der Kgl. Gerichte zu Berlin, vom 17. August 1887:

Die Analysen sind mit möglichst sorgfältigem Durchschnittsmaterial hergestellt. Die Präparate sind sämtlich als reich an Stickstoffsubstanz, reich an Phosphorsäure und von sachgemässem Gehalt an Fett und Kohlenhydraten zu bezeichnen.



Preisgekrönt

Frauenleiden

Broschüre über Ursachen und Heilung von **L. Pietsch Dresden-Plauenschen** Grunerstr. 41

Poliklin. Laboratorium

beleuchtet die fortschreitende Misere u. bespricht naturgemäss Entwickelung u. Kräftigung nervöser Constitution b. Damen, ohne ein zu genaues Interesse

Consultation persönlich oder b. Gesuch 10 ₰ Briefporto bei Betrag. über Ausk. und postlagernd. Bei Anfragen bitte Rückporto beizufügen.



Das schönste Geschenk ist und bleibt eine **selbstthätige Zimmerfontaine** von **Louis Heinrich** Zwickau i/S. Man verlange Katalog!

Sammet- u. Seidenstoffe

jeder Art, grosse Auswahl von **schwarzen, weissen u. farbigen** Seidenstoffen. Spezialität: „Brautkleider". Billigste Preise. Seidenu. Sammet-Fabrikat von Muster franko. **M. M. Catz.** in Crefeld.



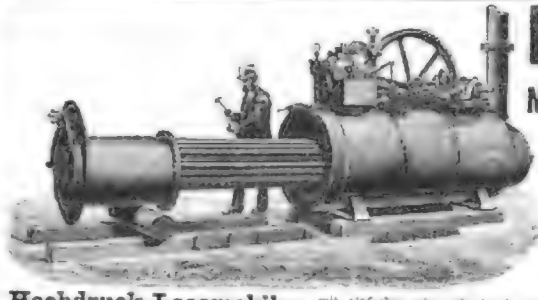
DETAILVERKAUF in allen besseren Schuhhandlungen des In-& Auslandes.

Unentbehrlich für jeden Haushalt sind heizbare Badestühle

verbesserter Konstruktion, in welchem man auch mit 5 Pfennig Kohle in 25 Minuten ein warmes Vollbad nehmen kann. In „jedem" Kinderer sofort aufzustellen. Mit „jedem" Brennmaterial zu heizen. Illustrirte Preislisten gratis und franko.

Kossek & Teichmann, Berlin S., Fabrik heizbarer Badestühle u. Badewaaren, Elektr. Bunsenbrenner etc. Viele Anerkennungsschreiben.





R. WOLF

in

Magdeburg-Buckau

baut seit 1862 als

Hauptspecialität:

Fahrbare und stationäre

Locomobilen

mit

ausziehbaren Röhrenkesseln sowie im Dampfraum gelagerten Dampfcylindern

und zwar:

Hochdruck-Locomobilen mit einfacher oder mit durch den Regulator **selbstthätig** bewirkter Expansionssteuerung bis zu 50 Pferdekraft,

Receiver-Compound-Locomobilen mit und ohne Condensation bis zu 120 Pferdekraft.

Die Wolf'schen Locomobilen, welchen auf allen deutschen Locomobil-Concurrenzen in Bezug auf den **geringsten Kohlenverbrauch**

stets der Sieg

zuerkannt wurde, stehen auch hinsichtlich ihrer **Leistungsfähigkeit und soliden Bauart** unerreicht da. **Sämmtliche** seit 26 Jahren aus der Fabrik hervorgegangenen Exemplare sind **gegenwärtig noch im Gebrauch.** Bei Wolf'schen Locomobilen, welche ohne Ausnahme vor der Ablieferung in der grossen Probehalle der Fabrik **dauernden Brems- und Indicator-Versuchen** unter gleichzeitiger Feststellung des Wasser- und Kohlenverbrauchs unterworfen werden, finden sowohl in der

Landwirthschaft als in industriellen Betrieben jeder Art

ausgedehnte Verwendung und weisen gegenüber stationären Dampfmaschinen, namentlich in Bezug auf die Unterhaltungskosten, erhebliche Vortheile auf.

Preislisten und feinste Referenzen stehen zur Verfügung.

Die beste Zahn-Tinctur, 10 mal stärker als z. B. Perol. Berlin . . . Wien.

Aktbilder und Apparate, Lehrmittel für Künstler, illustrirt. Preiscourant gratis und franko. **B. Heyrowa,** Berlin SO., Cuvrystr. 25.



C. L. Flemming

Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.

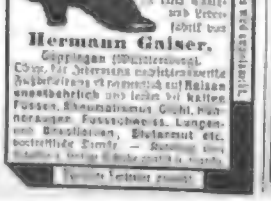
Lederausgaben f. Kinder u. Jugend.



(ab Ko. Tragstation)

M. 12.— 18.— M. pr. St.

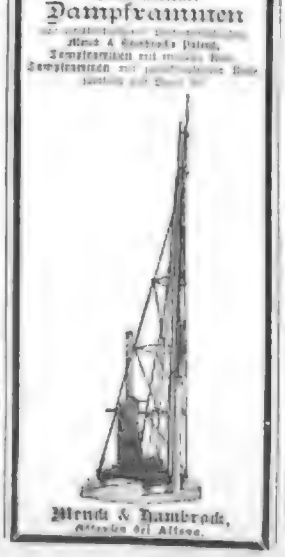
Franko nach allen Stat. Deutschl. u. Oesterr.



Haar- & Woll-Leder-Schuhwerk,

Hermann Gaiser.

Cappelgasse (Württemberg).



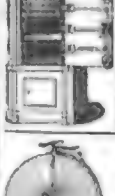
Wendt & Hambrock,

Oldenburg bei Alfeld.

Schladitz & Bernhardt, Dresden,

empfiehlt ihre feuer- und diebessichere

Stahlpanzer-Geldschränke





Dresdener Velocipedfabrik Schladitz & Bernhardt

empfiehlt ihre anerkannt vorzüglichen

Dreiräder, Zweiräder mit Gummibereifung.

Germania-Hoher Lenkreur von 54—58 Mark.

Patent-Schnellfilter

(System Pieske)

Patentirt in allen Kulturstaaten.

Einzige, wirklich rationelle, von der gesammten Fachwelt anerkannte, im Betriebe befindliche Fein-Filtration von Wasser und anderen Flüssigkeiten **im grossen Massstabe,** sowie auch im Kleinen.

Tausende von Apparaten im In- und Auslande im Betrieb.

G. Arnold & Schirmer, Ingenieure, Berlin NO., Friedensstrasse 89.

Digitized by Google

Van Houten's Cacao.

Bester — Im Gebrauch billigster.

Ueberall zu haben in Büchsen à Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

Mondamin Brown & Polson

alleinige Fabr. k. engl. Hoflf.

Feinste Nahrung für Kinder und Kranke mit Wasser gekocht ebenso gut wie — erhöht die Verdaulichkeit der Milch. — In Kolonial- u. Drog.-Hdlg. à ℔ ¼ Pfd engl. Central-Geschäft Berlin C.

CHOCOLAT MENIER

Die grösste Fabrik der Welt

Ehren-Diplome

auf allen Ausstellungen.

Der tägliche Verkauf von CHOCOLAT MENIER übersteigt

30,000 Kilos.

Vorräthig in allen besseren Colonialwaarenhandlungen und Conditoreien.

Vor Nachahmungen wird gewarnt.

1 M. 60 Pf. per Pfund.



Deutsche Militärdienst-Versicherungs-Anstalt in Hannover.

Eltern von Söhnen unter 12 Jahren werden auf obige 1874 errichtete, unter Oberaufsicht der Königl. Staatsregierung stehende Anstalt aufmerksam gemacht. Zweck derselben: Ehrenvolle Versorgung bei Tode, bei eintretender Invalidität für den Sohn, Unterstützung bei Dienstantritt, Verlegung von Inscriptionen. Je früher der Eintritt erfolgt, desto niedriger ist die Prämie. Bis Ende 1887 konnten verschenkt werden Kapitalien mit ℳ 13.000.000 Kapital. — Ende 1887: Versicherungsstand: ℳ 70.000.000; Jahresrevenuen ℳ 3.500.000; Garantiefonds ℳ 13.000.000; Invalidenfonds ℳ 113.000; Depositenfonds ℳ [illegible]. Prospekte u. statutenmäßige Auskunft durch Agenturen und die Direktion.

Dr. med. Lahmann's Sanatorium

auf „Weisser Hirsch" bei Dresden.

(Naturheilanstalt) In ruhender Lage.

Anwendung der physikalisch-diätetischen Heilfaktoren. Für Nervöse, Lungen-, Herz-, Magen-, Unterleibs-, Frauenkranke, Fettsucht, Gicht, Zuckerruhr, Anämie, Neurasthenie etc. Sommer- u. Winterkuren. — Prospekte durch die Direktion.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits vorgezogen gegen Nieren- und Blasenleiden, Grieß- und Steinbeschwerden, die verschiedenen Formen der Gicht, sowie Gelenkrheumatismus. Ferner gegen katarrhalische Affektionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — In den ersten 7 Verausgabungen wurden verschickt 1881: 12623 fl., 1882: 55761 fl., 1883: 61808 fl., 1884: 112231 fl., 1885: 247180 fl., 1886: 406298 fl., **1887: 626246 fl.**

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Broschüren mit Gebrauchsanweisung versendet auf Wunsch gratis und franco:

Die Administration der Kronen-Quelle, Obersalzbrunn i. Schl.

MADEIRA.

Die Stadt Funchal liegt an der Südküste der Insel Madeira zwischen 1000 Fuss hohen Bergen und dem atlantischen Ocean, in einem stets gleichmässigen, warmen und trockenen niemals excessiven Klima, ist durch ihren Basaltboden absolut staubfrei und daher somit einer der geeignetsten und wirksamsten Kurorte für Lungen- und Athmungskranke.

Reiseverbindungen

1. Hamburg-Southampton-Madeira (Liverpool-Funchal)
2. Bordeaux-Madeira
3. Nach Espagnera Paris-Madrid-Lissabon (Tägliche Verbindung)

Deutsches Hotel I. Ranges mit deutsch sprechender Bedienung.

Zu jeder näheren Auskunft ist Herr Dr. med. Kessler, welcher, in Funchal ansässig, Sommer und Winter daselbst praktizirt, gern bereit.

Dr. med. Haupt,

Specialarzt für Nervenkranke und Erholungsbedürftige, Tharandt bei Dresden.

Ausführliche Prospekte über Heilmethode, Behandlung mit allen einschlagenden Heilmitteln, Gewerbe und Bäder gratis und franko durch Specialarzt Dr. Haupt.

Champagner

von

Aug. Grote & Co.,

Frankfurt a. Main.

Gegründet 1867 — höchst prämiirt.

Anerkannt vorzügl. Marken.

(Herstellung d. Gährung auf d. Flasche)

Weiss Etikett per ½ Fl.	ℳ 3.—
Kaiser-Sekt per ½ Fl.	„ 3.—
Rhein- „	„ 2.—
Moussole	„ 1.—

Versand in ganzen Quantitäten.

Medicinal-Sekt ½ Flasche ℳ 2.—

Weine (Rheinweine) per Flasche von ℳ 1.— an

Rothe Französische „ „ „ „ „ 1.— an

Versand à ½ u. ¼ Flasche.

Gemütskranke

finden jederzeit Aufnahme in der Dr. Ertemayer'schen Anstalt in Bendorf bei Coblenz.

Kurbedürftige

erhalten gratis u. franco Prospekte über Kurorte, Heilanstalten, Seebäder, Bäder-Inhalatorien, Kaltwasser-Heilanstalten durch die Annoncen-Expedition Haasenstein & Vogler, Frankfurt a. M.

Vorbildungsanstalt für Militär & Marine verbunden mit Pensionat. Stuttgart, Hasenbergsteige No. 3. Inh. prakt. Offz. Hauke, Königl. Preuss. Ingenieur-Hauptm. a. D.

Verschollene

im europäischen und überseeischen Exil leicht werden aufmerksam gemacht durch Mädeler & Cie., Stuttgart.

Garantirt!

● rein ● vorzüglich ●

Süd-Weine.

1 Probekiste, enthaltend:

11 Flaschen Ia la pale Sherry

11 Flaschen Very fine old Madeira,

11 Flaschen Super. fine old Portwein,

11 Flaschen Very fine old Malaga,

44 Mark.

Frei Zoll u. Packungen

Ernst Philip, Hamburg.

Goldene Med. u. Ehrenpreis in Düsseldorf 1887.



Asthma, Katarrh, Bronchitis.

Jede nachtheilige Wirkung. Man verlange in allen Apotheken

Cigaretten

von

Kraepelien & Holm,

Spezialität Zelt (Patent).

Preis per Stück M. 1,50 und 2,— Zu beziehen durch alle besseren Apotheken zu haben.

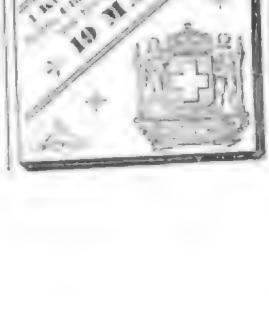
Griechische Weine

von

J. F. MENZER

= Neckargemünd =

Ersten und ältesten Importeur griechischer Weine in Deutschland.



Moselwein-Vertriebs-Gesellschaft Duhr & Cie.

Zeltinger Saure Herzquelle für reine Moselweine. Direkte Bezugsquelle bester Lagen. Preisverzeichnis durch das Central-Bureau in Trier.

INTERESSANTE ENTDECKUNG!

Parfums-ORIZA in fester Form

12 KŒSTLICHE PARFUMS in FORM von STIFTEN

Ein leichtes Bestreichen genügt, um augenblicklich den gewünschten Gegenstand zu parfumiren.

L. LEGRAND, FOURNISSEUR DES KAISERS V. RUSSLAND

207, Rue Saint-Honoré, PARIS

Der HiyouCatalog wird gratis und franco zugesandt

GENERALDEPOT FÜR DEUTSCHLAND: WOLFF & SCHWINDT in KARLSRUHE

DETAIL: PARFUMERIEN UND COIFFEURS.



ROWLANDS

MACASSAR OIL verschafft üppigen Wuchs der Haare und gegen Ausfallen derselben, wird auch in einer Salbe für Hühneraugen Kinder

ODONTO,

Rowlands, 20 Hatton Garden, London

LIEBIG's Company's

Fleisch-Extract

Nur aecht wenn jeder Topf den Namenszug in BLAUER FARBE trägt. J. Liebig

Glück bei Damen



nur der, welcher kühnen stolzen Schnurrbartes reflexirt. Ohne Schnurbart keine Liebe! — Ohne Schnurbart kein Ruf! Nur Paul Bosse's Original-Mustaches-Balsam ist im Stande, unter Garantie innerhalb 4—6 Wochen einen kräftigen Bart zu erzeugen. Gebrauch höchst einfach. Für die Haut völlig unschädlich. Versandt discret, auch gegen Nachnahme. Per Dose M. 2.50.

Zu beziehen von Paul Bosse Berlin S. 59 Grimmstrasse

In Wien à Preis Fl. 1.20 J. Weiss Mohren Apotheke Tuchlauben 7.

u. C. Haubner, Engel-Apotheke, Am Hof 6. — In Bern: (Preis fr. 4) E. Wildbolz, Kramgasse 84.

Digitized by Google

VERSAND-GESCHÄFT MEY & EDLICH

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. Hoflieferanten

LEIPZIG-PLAGWITZ.

Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Tricot-Knabenanzüge.



Alfred. Oskar.

Alfred. Vorräthig marineblau mit Litzenbesatz, oder braun mit Goldlitzen verziert.

Grösse: 1 2 3 4

M. 9.—, 10.—, 11.—, 12.—

Mütze hierzu . . . . . M. 1.75.

Oskar. Vorräthig marineblau mit roth gestreifter, oder marineblau mit grau gestreifter Garnitur.

Grösse: 1 2 3 4

M. 9.—, 9.50, 9.50, 9.50.

Grösse: 5 6 7

M. 11.—, 12.25, 13.50.

Mütze hierzu . . . . . M. 1.75.

Tricot-Taillen.

Solideste reinwollene Qualitäten, vorzüglichster Schnitt und sorgfältigste Ausführung. Die vielfach angebotenen billigen Qualitäten führen wir ihrer Unsolidität halber grundsätzlich nicht.

Vorräthig in 4 Grössen:

Klein	88 Cm. Oberweite,	59 Cm. Taillenweite.	Gross	100 Cm. Oberweite,	67 Cm. Taillenweite.
Mittel	94 „ „	63 „ „	extralang	106 „ „	71 „ „



Nr. 4707. Nr. 4709. Nr. 4711.

№ 4707. Solider Winterstoff mit reicher Soutache-Stickerei. Vorräthig nur schwarz . . . M. 5.75.
„ 4709. Sehr guter Wintertricot mit eingesetzter Weste. Vorräthig nur schwarz . . . „ 8.—.
„ 4711. Neuheit aus gestreiftem Winterstoff mit eingewebten gleichfarbigen Streifen. Vorräthig schwarz, marine, braun . . . . . „ 10.50.

Tricot-Kinderkleider.

Praktische und elegante Trachten. — Solideste Stoffe.

Grösse 1, Hintere Länge 30 Cm. | Grösse 5, Hintere Länge 50 Cm.
„ 2, „ „ 36 „ | „ 6, „ „ 55 „
„ 3, „ „ 40 „ | „ 7, „ „ 60 „
„ 4, „ „ 45 „ | „ 8, „ „ 65 „





Nr. 110. Nr. 116. Nr. 114. Nr. 112.

№ 110. Tricotkleid, Obertheil aus gutem einfarbigen Wintertricot, Rock, Schösse, Aermel-Aufschläge und Stehkragen aus gestreiftem Velour. Vorräthig: marine mit weiss gestreift und marine mit roth gestreift . . . . . M. 5.—, 6.50, 8.—, 9.50, 11.—, 12.50.

„ 112. Tricotkleid, Obertheil aus gutem einfarbigen Wintertricot, Aermel-Aufschläge und Stehkragen aus gestreiftem Velour. Vorräthig: marine mit weiss gestreift und marine mit roth gestreift . . . . . „ 7.—, 8.50, 10.—, 11.50, 13.—, 14.50.

„ 114. Tricotkleid, Obertheil aus gutem einfarbigen Wintertricot mit Fangschoss, Rock, Schösse, Aermel-Aufschläge und Stehkragen aus gutem gestreiften Velour. Vorräthig: marine mit weiss gestreift und marine mit roth gestreift . . . . . „ 8.—, 9.50, 11.—, 12.50, —, —.

„ 116. Elegantes Kleid aus Wintertricot mit carrirter Tricotweste und carrirten Aermel-Aufschlägen. Rock und Schösse aus einfarbigem Wintertuch. Vorräthig: marine mit carrirter und roth carrirter Weste, marine mit carrirter und weiss carrirter Weste . . . . . „ 8.25, 9.75, 11.25, 12.75, —, —.

Tricot-Knabenanzüge.



Robert. Paul.

Robert. Vorräthig marine mit rother, oder marine mit dunkelblauer Tresse.

Grösse: 1 2 3 4

M. 7.50, 8.50, 9.75, 11.—

Grösse: 5 6 7

M. 12.25, 13.50, 14.—

Mütze hierzu . . . . . M. 1.75.

Paul. Vorräthig marineblau mit schwarzen oder dunkelbraun mit grauen breiten Kammgarn Hosenträgern und passender Schlüsselloch-Litze.

Grösse: 1 2 3 4

M. 8.75, 9.75, 10.75, 11.75.

Grösse: 5 6 7

M. 12.75, 13.75, 14.75.

Mütze hierzu . . . . . M. 2.10.



Nr. 100. Nr. 102. Nr. 104.

Nr. 100. **Knabenkleid.** Einfarbige Tricotblouse. Matrosenkragen, Aermel-Aufschläge und angesetztes Röckchen aus gestreift. Cheviot. Vorräthig: marine mit roth gestreift, grau gestreift.

Grösse: 0 1 2

M. 7.—, 8.25, 9.50.

Nr. 102. **Knabenkleid.** Vordertheil und Rückentheil in Falten gelegt, mit Plüsch-Matrosenkragen und Plüschgürtel verziert. Vorräthig: marine und cuitbraun.

Grösse: 1 2

M. 10.75, 12.—

Nr. 104. Tricotkleid, Obertheil aus gutem einfarbigen Wintertricot, Rock u. Stehkragen aus gestreiftem Cheviot und dazu passender Tricotweste mit Quasten. Vorräthig: marine mit weiss gestreift und bordeaux mit weiss gestreift.

Grösse: 1 2

M. 8.—, 9.50.

Unsern Special-Catalog über **Confection** versenden wir unberechnet und portofrei.

Stoffproben versenden wir unberechnet und portofrei.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Königl. Sächs. Hoflieferanten, LEIPZIG-PLAGWITZ.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google



61. Band.
Fünfundsechzigster Jahrgang.
Oktober 1888—1889.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 5 Mark.
Für Post-Anstalten Mark 3. 50.

Jenseits des Grabes.

Novelle von

Leo Warren.

Mit Originalzeichnungen von J. Wahle.

(Fortsetzung.)

Alle Nachforschungen, welche das Marineministerium nach der Mannschaft des gescheiterten Schiffes hatte anstellen lassen, waren völlig erfolglos geblieben, und so endete denn endlich auch der bange Kampf der noch immer nicht ganz erstorbenen Hoffnung in Edmées Herzen. Die Vergangenheit stand fest abgeschlossen, unabänderlich da, und leichter fand sie sich wieder mit der Bürde des Lebens zurecht, als auch das letzte leise glimmende Fünkchen der Hoffnung auf eine Nachricht von den Gescheiterten endlich erloschen war.

Wohl betete sie noch vor dem Bilde Renés, wohl weilte sie manche Stunde in der endlich vollendeten Grotte an der Quelle im Park, an deren Eingang zwei Genien von carrarischem Marmor standen, deren einer schmerzvoll gebeugt eine erlöschende Fackel zur Erde senkte, während der andere mit verklärten Zügen aufwärts zum Himmel deutete; aber mehr und mehr wendete sie sich von der Gestalt mit der gesenkten Fackel ab und folgte mit ihren Blicken dem Winke der anderen, welche zum ewigen Licht emporwies. Sie dachte nicht mehr an die im Meeresgrunde gebetteten Gebeine ihres Geliebten, sondern richtete ihre Augen und ihren Sinn zum Himmel auf, von welchem, wie sie in frommem Glauben gewiß war, sein verklärter Geist auf sie herabsah.

Alle Liebe, deren ihr Herz noch fähig war, wendete sich dem treuen Freunde zu, der sie mit so zarter Sorgfalt an dem Abgrunde der Verzweiflung vorüber wieder in das Leben zurückgeführt hatte.



Bei Friedrich dem Großen in Sanssouci. Gemälde von F. Poppe.

Freilich war das Gefühl, mit welchem sie an Alphonse hing, nur aus kindlicher Dankbarkeit und ehrfurchtsvoller Bewunderung zusammengesetzt und hatte nichts mit der heißen Empfindung gemein, welche ihr Herz erfüllt hatte, wenn Renés feurige Blicke sich flammend und zündend in ihre Seele getaucht hatten; aber diese Dankbarkeit, Verehrung und Bewunderung war eben alles, was ihr schwer erschüttertes Herz noch zu geben vermochte, und sie gab es freudig und innig dem Freunde, als er, nachdem der zweite Sommer vorübergegangen, ernst, fast scheu und ohne jede Spur von feuriger Leidenschaft in Blick und Miene ihr seine Hand zum Bunde für das Leben antrug. Er sprach ihr nicht von den Kämpfen, welche er früher durchgekämpft, nicht von der feurigen, verzehrenden Liebe, die er so lange schon in den verborgensten Tiefen seines Innern trug und deren Geständnis in jener verhängnisvollen Stunde bereits auf seinen Lippen gezittert hatte; er wollte ihr kein Opfer auferlegen, sie sollte nicht zurückbeben vor dem Gedanken an eine Liebe, die sie nicht zu erwidern vermochte, er bot ihr nur einen Seelenbund warmer Freundschaft, wie sie ihn auch mit der schmerzvollen Erinnerung im Herzen annehmen konnte, und überließ es der Zukunft, ob und wie weit sich ihr Herz ihm vielleicht in wärmerer Neigung zuwenden möchte.

Der Graf lebte in glücklicher Freude wieder auf, als er nach so schwerer Prüfung nun dennoch seine alten Hoffnungen sich erfüllen sah und mit dem beruhigenden Bewußtsein dem Tod entgegensehen konnte, daß seine Tochter unter starkem und treuem Schutz vor den Wechselfällen des Lebens gesichert sei. Alphonse wollte seine Stellung im Dienste nicht aufgeben, welche ihm die seinem kräftigen Geiste notwendige fruchtbare Thätigkeit bot und zugleich die Unabhängigkeit gewährte, welche sein Stolz dem Reichtum seiner Gemahlin gegenüber verlangte. Der Graf kaufte daher ein prachtvolles Hotel in Paris, richtete dasselbe auf das glänzendste für das junge Paar ein, und nachdem im stillen Kreise der nächsten Freunde des Hauses die Vermählung gefeiert war,



versammelte sich bald die beste Gesellschaft von Paris, einschließlich der berühmtesten Künstler und geistvollsten Schriftsteller, in den Salons des Hotel Thermigny, in denen die Dame des Hauses, deren Schönheit durch einen eigentümlichen Hauch von Wehmut noch anziehender wurde, mit ebensoviel Würde als Anmut die Honneurs machte. Auch aus den starren und langweiligen Kreisen des Hofes zu Versailles, an welchem Alphonse seine Gemahlin nur bei besonderen Gelegenheiten zur Beachtung der unvermeidlichen Dehors vorstellte, erschienen häufig Besucher im Hotel Thermigny, um sich an dem geistig bewegten Leben dort zu erfrischen.



Zwei Jahre vergingen in ungetrübtem Glück. Der Graf von Germaney behielt seinen Wohnsitz im Schloß Boncourt, aber er blieb mit seinen Kindern in unausgesetzt innigem Verkehr. Im Sommer kamen sie so oft als möglich zu ihm heraus, und Alphonse selbst führte dann seine Gemahlin nach der Rotunde im Park. Er küßte die Thränen von ihren Augen, wenn sie in schmerzvoller Erinnerung an seine Brust sank, und voll frommer Dankbarkeit richtete sich dann ihr Blick auf sein edles, treues Gesicht. Im Winter kam der Graf



nach Paris; er blieb oft wochenlang im Hause seiner Kinder und bildete den Mittelpunkt der Gesellschaft, die sich dort versammelte. Sein Geist blieb frisch und klar, wenn er auch körperlich schwächer und gebrechlicher wurde, und er pries sich glücklich, daß die Vorsehung die harte Prüfung, die sein Haus getroffen, so gnädig und freundlich gewendet habe.

Auch über Edmées Wesen ergoß sich mehr und mehr eine ruhige, freundliche Heiterkeit; immer inniger und herzlicher schienen die Gefühle für ihren Gemahl zu werden, und zuweilen schimmerte ein so warmer Strahl aus ihren Augen, daß immer wonniger die Hoffnung sein Herz durchschauerte, wenn er auch die heißen Flammen seiner Liebe immer in die Grenzen ruhig freundlicher Zurückhaltung einschloß, um die Annäherung ihres schwergeprüften Herzens nicht zurückzuschrecken. Nur ein Kind fehlte dem Glück der jungen Gatten, und oft richtete Alphonse stille Gebete zum Himmel um die Erfüllung dieses sehnlichsten Wunsches, denn er glaubte, daß durch ein Wesen, in welchem sich Edmées Liebe mit der seinigen begegnen würde, auch ihre Herzen immer mehr zu einander geführt werden müßten.

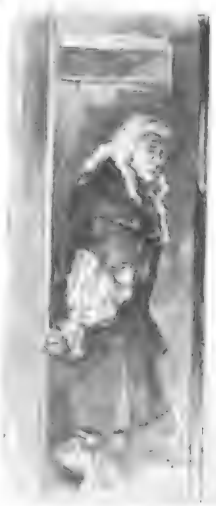
Aber der Himmel erhörte sein Gebet nicht; vielmehr schien es, daß das finstere Schicksal, welches eine Zeit lang besänftigt gewesen, von neuem seine unglückschwere Hand gegen das freundliche Glück in dem Hotel Thermigny erheben wollte. Edmées Gesundheit begann plötzlich zu schwanken, sie wurde bleich, ihre Augen glänzten unstät und fieberhaft, sie schien von einer unbezwinglichen Unruhe umhergetrieben, und ihr Wesen zeigte alle Symptome einer bedenklichen Nervenkrankheit. Während sie sonst selten ihr Haus verließ und sich in demselben ihre eigene abgeschlossene Welt bildete, begann sie, wie von einer bangen innern Unruhe getrieben, zwischen Paris und Boncourt hin und her zu fahren; sie wurde reizbar und empfindlich, die Gesellschaft ihres Gemahls schien ihr peinlich, sie gab häufig auf seine zärtlich besorgten Fragen kurze, unfreundliche Antworten, dann wieder warf sie sich in seine Arme und bat ihn, in hysterisches Schluchzen ausbrechend, um Verzeihung. Zuweilen schien es, als ob ein Geheimnis ihre Seele belaste, als ob sie irgend eine furchtbare Enthüllung zu machen habe; aber wenn Alphonse sie dann zärtlich forschend fragte, riß sie sich von ihm los und floh zitternd wie ein aufgescheuchtes Reh davon, um sich in ihre Zimmer einzuschließen.

Alphonse war untröstlich, denn Edmées Kräfte verfielen sichtlich unter dem Einfluß dieses unerklärlichen Nervenleidens. Er beschwor den Arzt seines Hauses, seine ganze Kunst aufzubieten, um Hilfe zu bringen; der Arzt schüttelte bedenklich den Kopf, denn alle Symptome im Befinden Edmées deuteten auf eine so hochgradige Ueberreizung des Nervensystems, daß eine schwere Geistesstörung oder ein schnelles Aufzehren der Lebenskräfte zu befürchten war. Er verordnete die Mineralwasser des damals so viel besuchten, heute fast vergessenen Badeortes Forges les Eaux. Alphonse, welcher nicht lange von Paris abwesend sein konnte, da fast die ganze Geschäftslast seines Departement auf ihm ruhte, brachte zwar seine Gemahlin selbst dorthin, mußte sie aber an Ort und Stelle allein lassen. Schon nach acht Tagen kehrte sie plötzlich bleicher, unruhiger und aufgeregter als je zuvor wieder zurück. Der Arzt schüttelte noch bedenklicher den Kopf als früher; statt der gehofften günstigen Wendung hatte sich Edmées Zustand entschieden verschlimmert, und sie verweigerte auf das bestimmteste, jene Bäder noch weiter zu gebrauchen.

Sie zog sich in ihre Gemächer zurück, ihre Kräfte schwanden mehr und mehr, und bald mußte sie den größten Teil des Tages im Bett zubringen.

Alphonse hatte bisher die Gefahr des Zustandes seiner Frau dem Grafen verborgen und Edmées Leiden nur als eine leichte, flüchtig vorübergehende nervöse Reizbarkeit dargestellt. Jetzt wurde es unmöglich, dem Grafen den Ernst der Krankheit seiner Tochter länger zu verheimlichen, und traurige, düstere Stille zog in das bisher so fröhliche und bewegte Hotel Thermigny ein.

Bleich und finster irrte Alphonse umher. Wenn er von seinen Geschäften, die er mit eiserner Willenskraft zu überwältigen rang, nach Hause zurückkehrte, fand er Edmée fast täglich unruhiger und schwächer. Seine Gegenwart schien sie zu beängstigen, wenn sie auch zuweilen seine Hand ergriff und unter strömenden Thränen mit Küssen bedeckte, als ob sie ihn um Verzeihung für die Ausbrüche ihrer wechselnden Launen bitten wollte, unter denen sie selbst sichtlich schwer litt. Aus Furcht, sie durch seine Gegenwart aufzuregen, mußte er in dem Vorgemach ihres Krankenzimmers bleiben, und lange, bange Nächte brachte er hier schlaflos zu, die brennenden Blicke zum Himmel aufrichtend mit der vorwurfsvoll bitteren Frage, warum das so schwer erkämpfte Glück seines Lebens wieder von feindlichen Mächten so fast bis zur Hoffnungslosigkeit bedroht werde. Die Pferde des Grafen durchmaßen oft zwei-, auch dreimal am Tage den Weg von Boncourt nach Paris, denn die bange Sorge um sein Kind ließ dem alten Mann keine Ruhe; in Paris aber wollte er nicht bleiben, da seine Unruhe die tiefe und absolute Stille des Hauses hätte stören müssen, welche der Arzt unbedingt vorgeschrieben hatte. Nach jedem neuen Besuch kehrte der unglückliche Greis ärmer an Hoffnung nach Boncourt zurück. Auch Alphonse vermochte ihm



Digitized by Google

keinen Trost zu geben, denn sein sonst so starkes und mutiges Herz war jetzt vor dem drohenden Unheil, das immer unabwendbarer zu nahen schien, gebrochen.

Eine einzige vertraute Kammerfrau durfte Edmées Zimmer betreten. Sie allein schaffte alles zur Pflege Nötige herbei, allen anderen Dienstboten war von dem Arzt jede Annäherung an Edmées Wohnung streng untersagt, da jeder laute Schritt ihre Nerven auf das gefährlichste erregen könne. Alphonse allein hielt im Vorzimmer Wache, zuweilen leise durch die vorsichtig emporgehobene Portière auf die Atemzüge der Kranken lauschend. Er war fast zum Schatten herabgesunken; nur seine Willenskraft hielt ihn aufrecht. Er glaubte an seinen Willen und hoffte, durch dessen äußerste Anspannung die finsteren Mächte besiegen zu können.

Der Graf von Germancey ertrug die Qualen der Sorge und Angst um sein Kind nicht mehr; er war auf das Krankenlager gesunken, und eines Tages, als die herbstlichen Winde zu fallen begannen, sendete er einen Boten an Alphonse mit der dringenden Bitte, daß dieser selbst zu ihm komme und ihm Nachricht über Edmées Befinden bringe. Mit seinen schnellsten Pferden eilte Alphonse nach Boncourt hinaus, um dem vor schmerzlicher Aufregung erschöpften Grafen einige Worte des Trostes zu sagen und ihm eine Hoffnung einzureden, die er selbst kaum in seinem Herzen festzuhalten vermochte.

Nach zwei Stunden kehrte er nach Paris zurück. Mit verstörten Mienen empfingen ihn die Diener am Thor seines Hauses, das Entsetzliche war geschehen — Edmée hatte ihren letzten Seufzer ausgehaucht.

In starrer Betäubung, kaum seiner Sinne mächtig, schwankte Alphonse nach dem Zimmer seiner Gemahlin. Die Kammerfrau kniete, das Gesicht mit den Händen bedeckend, am Bett, der Arzt stand neben ihr. Bleich und starr, den Ausdruck friedlichen Schlummers auf dem Gesicht, lag Edmée da. Alphonse, der starke, kräftige Mann, brach in lautes Schluchzen aus. Er beugte sich über das Bett hin und berührte mit seinen Lippen die kaum erkaltete Stirn Edmées; dann sank er auf die Kniee nieder, seine Lippen murmelten ein Gebet, aber seine Seele vermochte sich aus der Tiefe des vernichtenden Schmerzes nicht zu der tröstenden Barmherzigkeit des Himmels zu erheben.

Der Arzt führte ihn fort — seine Kraft war gebrochen, man brachte ihn zu Bett, und fast bewußtlos lag er die Nacht und den nächsten Tag da, bewacht von seinem alten Diener, dem der Arzt seine Vorschriften erteilt und einen beruhigenden Trank gegeben hatte, der die durch Ueberreizung erschöpften Kräfte wieder aufrichten sollte. Am Abend des nächsten Tages thaten der Trank und die Ruhe ihre Wirkung, Alphonse fand die Kraft wieder, seine Gedanken zu sammeln und sich zu erheben.

III.



Bereits war die Leiche nach der Kirche gebracht, von wo aus sie am nächsten Tage zur ewigen Ruhe auf dem Friedhofe Père-Lachaise gebettet werden sollte, Alphonse eilte zur Kirche. In einer mit schwarzem Flor behangenen Seitenkapelle stand, von zahlreichen Kerzen umgeben, der Sarg; noch war der Deckel nicht geschlossen, nur ein weißer Schleier lag über der Leiche.

Der Arzt und die Kammerfrau waren zugegen, ein Priester betete am Fuß des Sarges.

Alphonse warf den Schleier zurück. Von Blumen umgeben, freundlich und schön wie im Leben lag Edmée da; er vermochte kein Wort zu sprechen, sein Arzt fand keine Thräne. Er wollte die Nacht am Sarge wachen, der Arzt litt es nicht und führte ihn fast gewaltsam nach Hause zurück.

Wie er die Nacht zubrachte, weiß nur Gott allein; aber am andern Tag hatte er dennoch die Kraft, zur Kirche zu fahren, um diejenige, welcher die einzige Liebe seines Lebens gehört hatte, auf



ihrem letzten Wege zu begleiten. Der geschlossene Sarg stand vor dem Altar, die Messe wurde gelesen, und von einem zahlreichen Trauergefolge begleitet, das sich aus der ganzen vornehmen Gesellschaft von Paris und Versailles zusammensetzte, bewegte sich der Zug nach dem Père-Lachaise, dieser großen Totenstadt von Paris, wo schon Abälard und Héloïse die Ruhe nach den Leiden ihres schwer geprüften Lebens und die Vereinigung im Tode gefunden haben.

Bald war alles beendet. Der Sarg war in das weite Gewölbe hinabgesenkt, in welchem für Alphonse die Stelle an der Seite seiner Gemahlin offen gehalten war. Der unglückliche Witwer kehrte, eisige Todesruhe im Herzen, nach seinem vereinsamten Hause zurück, wo ihn der Schall seiner eigenen Schritte in den leeren Zimmern mit Entsetzen erfüllte. Jetzt erst wurde ihm klar, was er gelitten und was er verloren, denn in der angstvollen Pein der letzten Zeit hatten sich seine Gedanken kaum zu vollem Bewußtsein erheben können. Noch eine schwere, entsetzliche Pflicht lag ihm ob — dem Grafen von Germancey die Trauerkunde zu bringen. Ruhig und kalt fuhr er nach Boncourt hinaus — was konnte es für ihn noch Schweres geben nach dem, was er erlebt!

Der unglückliche Vater brach zusammen unter dem furchtbaren Schlag, den er so nahe drohend nicht gefürchtet hatte. Alphonse blieb bei ihm, bis der schwache Greis die erste Erschütterung so weit überwunden hatte, daß er nach Paris gebracht werden konnte. Es wurde im Hotel eine Wohnung für ihn eingerichtet, und nun begann ein trauriges, düsteres, einsames Leben in dem einst so heiter geselligen Hause. Die Dienerschaft wurde verringert, Edmées Kammerfrau sowie die anderen



Dienerinnen mit reichen Pensionen entlassen. Das gastliche Thor blieb jedem Besuch verriegelt, Alphonse hatte mit allen Freuden des Lebens abgeschlossen.

Er fuhr an jedem Tage nach dem Ministerium, um mit eiserner Pünktlichkeit seine Geschäfte zu erledigen. Die Arbeit war das einzige, was ihm die Last des Lebens zu tragen möglich machte. Nach seiner Rückkehr nahm er das tägliche Mahl in dem Zimmer des Grafen ein, der nur auf wenig Stunden das Bett und seinen Lehnstuhl verlassen konnte, dann sprachen die beiden einsamen Männer leise von der Vergangenheit; die Zukunft war ja für sie auf immer versunken, und Alphonse beneidete den Greis, der so nahe am Ende seines Lebens stand, während er sein einsames, freudloses Dasein noch weiter und weiter fortschleppen mußte.

Seine einzige Freude war es, die Grabstätte Edmées zu schmücken. Er berief die ausgezeichnetsten Künstler von Paris und ließ durch sie ein prachtvolles Mausoleum herstellen, welches allen Schmuck der edelsten Kunst in sich vereinigte und in dessen Vorhalle das ganze Jahr hindurch die kostbarsten Blumen ihre Düfte ausströmten. An jedem Tage kam er hieher, um in heißen Gebeten Trost zu erflehen. Er hatte einst an dem Denkmal von Edmées verlorener Liebe den Genius anbringen lassen, welcher die baugende Seele aufwärts zum Himmel weist, und dies Bild hatte Edmée aufgerichtet in ihrem Schmerz; er selbst aber vermochte es nicht, den Blick aufzurichten von der traurigen Gestalt, welche die erlöschende Fackel abwärts wendete. Alle Kraft und Freude seines Lebens war herabgesunken zum Staube, der die Hülle seiner einzig Geliebten barg.

Kaum ein Jahr überlebte der Graf von Germancey den Verlust seiner Tochter; er fand seine Ruhestätte neben Edmées Sarg, und Alphonse blieb nun ganz einsam in seinem weiten Hotel. Finster, kalt und abstoßend erschien er vor der Welt. Wohl versuchten seine Freunde ihn zu trösten, aber mit traurig bitterem Lächeln wies er jede Annäherung zurück. Seine dienstliche Arbeit war sein einziger Zusammenhang mit dem Leben; er fand immer höhere Anerkennung und Auszeichnung; der Minister führte ihn selbst nach Versailles, damit er dem König über schwierige und verwickelte Fälle Vortrag halte, und der König, der seine traurige Geschichte gehört hatte, bewies ihm bei jeder Gelegenheit Huld und Wohlwollen. Alle Welt beneidete ihn, und die hohen Auszeichnungen hätten ihm vielleicht Feinde gemacht, wenn er nicht sich so vollständig von allem ehrgeizigen Streben losgesagt hätte; er trat niemand in den Weg und suchte keinen andern Einfluß als denjenigen, den ihm naturgemäß seine Arbeit gab. Wenn er nicht auf diese Weise noch einen Platz im öffentlichen Leben eingenommen haben würde, so hätte er ebenso gut schon tot und vergessen sein können, so wenig kam er mit der Welt in Berührung. Alle seine früheren Freunde gingen denn auch mit kaltem Gruß an ihm vorüber und blickten ihm höchstens in mitleidiger Wehmut nach; niemand wollte sich mehr der rauhen und fast verletzenden Zurückweisung seiner Anrede aussetzen.

Er hatte nach dem bei seiner Verheiratung schon festgestellten Testament des Grafen das ungeheure Vermögen seiner Gemahlin geerbt, und da er für seine Person nichts bedurfte, so verwendete er seinen fürstlichen Reichtum ausschließlich zu wohlthätigen Zwecken. Er unterstützte mit vollen Händen alle milden Stiftungen und ließ außerdem durch Vermittlung einiger befreundeten Geistlichen überall nachforschen, wo es verschämter Armut zu helfen und verborgene Not zu lindern gäbe; unzählig waren die Wohlthaten, welche er auf diese Weise erwies, aber sie hüllten sich stets in das tiefste Geheimnis. Diejenigen, welche ihm von den Geistlichen als würdig bezeichnet wurden, empfingen seine Gaben in Briefen und Paketen, welche mit einem Siegel verschlossen waren, das in einfacher Schrift den Namen „Edmée“ zeigte; er wollte, daß der teure Name, der all sein entschwundenes Glück umfaßte, von tausend Lippen mit Dank und Segen genannt werde. Niemals trat er aus seiner Verborgenheit heraus. Als einmal einer der Beschenkten durch ein unvorsichtiges Wort des Geistlichen das Geheimnis entdeckt hatte und überströmenden Herzens kam, um Alphonse seinen Dank zu bringen, wies ihn dieser rauh und heftig mit der kurzen Bemerkung ab, daß er ihn nicht kenne und nichts von der ganzen Sache wisse.

Diese geheimen Wohlthaten, welche er unter dem Namen seiner verlorenen Gemahlin erwies, füllten

Digitized by Google



Ein alter Hochzeitsbr

Digitized by Google



Gemälde von C. Hahn.

durch die Prüfung der Verhältnisse der Bedürftigen und die Ueberlegung, wie am besten zu helfen sei, fast alle Zeit, die seine dienstliche Thätigkeit ihm übrig ließ, aus, die Stunden aber, die ihm noch frei blieben, brachte er in dem Mausoleum auf dem Père-la-chaise zu. Die Wärter des Kirchhofs erzählten, daß sie ihn oft mit erhobener Stimme in der Vorhalle des Gewölbes hätten reden hören, als ob er laut bete oder sich mit dem Geiste der Abgeschiedenen unterhalte.

So schien das Leben mit seinen unruhigen und aufregenden Wechselfällen für Alphonse von Thermigny abgeschlossen, und obwohl noch fast die Hälfte der dem menschlichen Dasein zugemessenen Zeit vor ihm lag, so glaubte doch jedermann, daß der einsame Sonderling, den man teils bedauerte, teils verspottete, in der starren Gleichgiltigkeit, welche äußerlich auf seinem Gesicht lag, die Tage seines freudlosen Lebens zu Ende schleppen werde. Aber es sollte anders kommen; noch einmal sollte Alphonse von Thermigny aus der stillen Ruhe seiner schmerzlichen Resignation herausgerissen werden, und trotz allem Schmerzvollen, das er bereits erlebt, sollten die gewaltigsten Erschütterungen ihm noch bevorstehen.

(Fortsetzung folgt.)

Typen aus dem Leben der modernen Großstädte.

Von

Detlev von Geyern.

(Alle Rechte vorbehalten.)

I.

Der respektable Unbekannte.

In dem Leben der riesigen Konglomerate, zu denen sich in der neueren Zeit die großen Weltstädte ausgedehnt haben, entwickeln sich ganz sonderbare und eigenartige Erscheinungen, sowohl in einzelnen Existenzen wie auch in ganzen Klassen und Kategorien. Zu solchen Weltstädten gehörten bis vor kurzem eigentlich nur Paris und London; Wien konnte wegen der ausgesprochenen Spezialfarbung des dortigen Lebens und wegen des scharf gezogenen Unterschiedes der Stände und Klassen kaum in diesem Sinne zu den eigentlichen Großstädten gerechnet werden, und Berlin blieb ja weit hinter den übrigen zurück und behielt immer gewissermaßen einen provinziellen Charakter.

Im Laufe der drei Lustren, seitdem Berlin zur deutschen Kaiserstadt geworden und nicht nur das ganze Leben des deutschen Reiches in sich aufsaugte, sondern auch für ganz Europa, ja für die ganze Welt ein hohes Interesse gewonnen, hat die früher ausschließlich brandenburgisch-preußische Residenz mehr und mehr ihren sozusagen provinziellen Charakter abgestreift und ist in die erste Linie der wirklich universellen Großstädte aufgestiegen, mit all ihren Vorzügen und zugleich auch mit allen parasitischen Auswüchsen und dunklen Tiefen, die mit einer so ungeheuren Anhäufung von menschlichen Interessen und Lebensbedingungen notwendig verbunden sind und gegen welche auch die kompizierteste und sorgfältigst gehandhabte Polizei nur wenig ausrichten kann.

Früher also war das Studium großstädtischer Typen, geheimnisvoller und merkwürdiger Existenzen ausschließlich ein Studium von Paris oder London und hatte für Deutschland nur ein Interesse zweiten Ranges. Heute aber übertragen sich alle solche Typen auch auf unsere Reichshauptstadt, und es bilden sich daselbst noch neue Erscheinungen aus, deren Beobachtung ein unmittelbares und ganz besonderes Interesse bietet. Wir glauben daher, daß unsere Leser es uns jetzt vielleicht mehr noch als früher Dank wissen werden, wenn wir ihnen als Ergebnis unserer Studien und Beobachtungen solche Gestalten vorführen, die nur auf dem eigenartigen Boden des so vielfältig gemischten und unter seiner Oberfläche so dunkle und geheimnisvolle Tiefen bergenden großstädtischen Lebens erwachsen können.

Greifen wir uns zunächst eine solche Gestalt heraus und nennen wir sie: „den respektablen Unbekannten".

Es ist dies eine Figur, welche in der besten Gesellschaft jedermann kennt, welche überall in Achtung und Ansehen steht, welche sogar in den scharf exklusivsten Kreisen verkehrt, ohne daß irgend jemand die leiseste Ahnung hat, wer dieser respektable Unbekannte eigentlich ist, woher er kommt und wohin er geht. Fassen wir einmal einen beliebigen Vertreter dieser Klasse ins Auge und erzählen wir kurz seine Geschichte:

Es erscheint in einer Saison auf einem Vollenplatz oder einem Debütantenball der Typ oder des Schauspielhauses ein Herr in elegantester Toilette und von ruhiger, gemessener Haltung. Sein Gesicht bietet nichts Außerordentliches, aber er hat es verstanden, wie man sagt, sich einen Kopf zurecht zu machen. Er ist etwa dreißig Jahre alt, trägt modernes Fransur, einen gut gepflegten Bart und zeigt in den Linien seiner grauen und nicht eben besonders ausdrucksvollen Augen, in seiner Miene und seiner Haltung jenes Horazische mil admirari, das überall einen Mann eigentümlich zu sein pflegt, der auf einer gesicherten Basis im Leben steht und die Gewohnheiten der guten Gesellschaft besitzt. Er steht in den Zwischenakten auf, betrachtet das Publikum durch sein Glas; er klatscht bei markanten Stellen der Oper, des Schauspiels, welche allgemeinen Beifall erregen. Neben ihm sitzt der eine oder der andere Herr aus der guten Gesellschaft. Der Unbekannte grüßt artig, wenn er an jenem vorbeigeht, er bietet ihm auch wohl sein Glas oder den Theaterzettel an; daraus ergeben sich dann einige gleichgiltig gewechselte Worte, und man fragt wohl im Zwischakt:

„Wer war der Herr, der neben Ihnen saß?"

„Ich weiß es nicht," ist die Antwort, „doch hat er gute Manieren und scheint ein Mann comme il faut zu sein."

Man sieht nun den Unbekannten öfter, bald in der Oper, bald im Schauspiel; man gewöhnt sich an das Gesicht, man fragt auch wohl nochmals hier und dort: „Aber mag es sein?" aber ohne eigentliche Neugier; er wird sozusagen zu einer Staffage im Theater, die man vermißt, wenn sie nicht da ist, aber für die man kein eigentliches besonderes Interesse hat, da eben die ganze Erscheinung nichts Außerordentliches bietet, sich vielmehr in allem ganz der allgemeinen Regel anschließt. Derselbe Herr erscheint in den ersten Restaurants, er soupirt zum Beispiel nach dem Theater bei Heller, er frühstückt bei Borchart, er hat seinen Platz an der Table d'hôte eines der ersten Hotels. Auch hier trifft er wieder mit Herren der besten Gesellschaft zusammen. Findet sich sein Nachbar aus dem Theater unter diesen, so wechseln sie einen Gruß und einige hingeworfene Worte. Die Kellner nennen den Unbekannten „Herr Baron!", verbeugen sich tief vor ihm, wenn er kommt und geht; sie kennen seine Gewohnheiten, den Wein, den er trinkt, die Sorte Cigarren, die er raucht; er lebt in allem vornehm, aber äußerst einfach und ohne alle Ostentation. Fragt wohl einer oder der andere den Kellner: „Aber ist dieser Herr?" — „Der Herr Baron Feldmann," ist die Antwort, „er kommt oft hierher, ist ein sehr feiner Herr." Auch seine Wohnung ist dem Kellner bekannt, sie befindet sich in der Beletage eines vornehmen Viertels; er hat sich Cigarren und dies und jenes dorthin schicken lassen. Nun kommt eines Abends vielleicht ein junger Lebemann, der neben dem Unbekannten im Theater gesessen hat, allein in das Restaurant; er sieht unter, er findet keinen seiner Freunde. Der Unbekannte sitzt an einem Tisch bei einem sehr gut gewählten, aber sehr einfachen Souper. Der junge Lebemann, nennen wir ihn Graf Felsberg, tritt heran, wechselt einen Gruß mit ihm, und da noch immer keiner seiner Freunde erscheint, so bittet er um die Erlaubnis, sich an den Tisch des Unbekannten zu setzen. Die Artigkeit erfordert es, daß er sich vorstellt, er nennt seinen Namen; der Unbekannte verbeugt sich ruhig und verbindlich und reicht dem Grafen eine Karte, auf welcher einfach der Name „Karl Feldmann" steht. Auf den Grafen macht es einen sehr guten Eindruck, daß der Fremde, den die Kellner „Herr Baron" nennen, ihm seine Karte reicht, um jedes Mißverständnis auszuschließen und den falschen aristokratischen Titel von sich abzuwenden. Man unterhält sich über dies und das, über ein neues Stück, über den Rennstall. Herr Feldmann spricht über alles, aber was er sagt, ist ungemein gleichgiltig, keine geistvolle Bemerkung kommt über seine Lippen, kein Bonmot, kein pikanter Scherz; aber man verlangt ja eben keine besondere Unterhaltung bei solcher Gelegenheit; außerdem amüsiert sich vielleicht Graf Felsberg besser, wenn er spricht, als wenn der andere ihm etwas erzählt. Nachdem eine Stunde vergangen ist, kommen einige Freunde des Grafen, der Herr von A., der Baron von B., vielleicht sogar der Prinz von C. Sie sind ein wenig erstaunt, den Grafen in der Gesellschaft des Fremden zu sehen. Es wäre ja nun aber gegen alle gute Sitte, wenn der Graf jetzt seinen Platz wechseln wollte. Er bittet also seine Freunde, sich zu ihm zu setzen, und nun muß natürlich eine Vorstellung erfolgen. Herr Feldmann wird mit den Freunden des Grafen bekannt gemacht, und diese bringen ihm natürlich die vollendete Artigkeit entgegen, welche die gute Erziehung in solchem Fall erfordert. Die Unterhaltung wird lebhaft. Herr Feldmann trägt allerdings außerordentlich wenig zu derselben bei, er bestätigt zuweilen mit einer gewissen Verbindlichkeit die Bemerkung oder das Urteil des einen oder des andern Herrn, er lächelt über einen Scherz, ja er tritt zuweilen sogar bis zu einem Ausbruch wirklicher Heiterkeit aus seiner Reserve heraus, und dieser stumme Beifall macht ihn zu einem außerordentlich angenehmen Zuhörer, eine Eigenschaft, die sich selten in der Welt findet, die aber immer Freunde erwirbt, so daß sehr bald jeder aus der Gesellschaft seine Worte vorzugsweise an Herrn Feldmann richtet, dessen Bestätigung erwartet und dessen Beifallslächeln mit besonderer Befriedigung aufnimmt. Die Stimmung wird heiterer, man trinkt einige Flaschen Sekt oder setzt eine Bowle an. Natürlich wird Herr Feldmann zur Beteiligung aufgefordert, und er nimmt verbindlich und artig, aber ruhig und gleichgiltig wie immer an. Die ganze Gesellschaft ist sehr heiter, und obgleich Feldmann am allerwenigsten und durchaus gar nichts Besonderes gesprochen, so hat doch jeder die Empfindung, daß seine Gegenwart vorzugsweise zu der heiteren Stimmung beigetragen. Man kommt wohl am Schluß auf die Idee, das gemeinsame Getränk auszuwürfeln. Mit einem schüchternen Blick auf den noch fast Unbekannter wagt sich dieser Vorschlag zögernd hervor. Feldmann stimmt sogleich bei, und wenn er verliert, verändert sich seine Miene nicht durch die leiseste Muskelbewegung. Er bezahlt den Kellner in Goldstücken und sagt ein sehr anständiges, aber nicht übertriebenes Trinkgeld hinzu, das der Kellner, sich tief verneigend, mit einem ehrerbietigen „Danke, Herr Baron!" in Empfang nimmt. Dann empfiehlt er sich ruhig, artig und gleichgiltig. Die Freunde, lebhaft angeregt, sagen sich:

„Ein sehr netter, ruhiger, anständiger Mensch, dieser Feldmann — woher kennt Du ihn?"

„Ich habe im Theater neben ihm gesessen — sehr gefällig — sehr liebenswürdig . . ."

„Wer mag er sein?"

„Ich weiß es nicht, aber er hat gute Manieren — vortrefflicher Gesellschafter."

Man denkt über die Sache nicht weiter nach; die Bekanntschaft ist ja noch ganz oberflächlich, Theater und Restaurant sind ja überhaupt keine Orte, an denen ein Personalnachweis gefordert wird.

Nun dehnt sich die Bekanntschaft des Herrn Feldmann sehr rasch aus; an der Table d'hôte, im Theater, in den Restaurants, überall trifft er die Herren, mit denen er an jenem Abend soupiert hat. Meist begegnen sie ihm dann in Gesellschaft anderer Bekannten, und die Vorstellung erfolgt; die neuen Bekannten müssen ihn immer wieder vorstellen, wo sie mit ihm zusammen sind. Fragt dann jemand: „Wer ist Herr Feldmann?", so lautet die Antwort: „Ein sehr anständiger Mensch, ein Bekannter von dem Grafen Felsberg, dem Herrn von A., dem Baron B. und dem Prinzen C.," und das genügt. In jedem Theater, in den vornehmen Restaurants, an der Table d'hôte der Gasthöfe sieht man Herrn Feldmann in der besten Gesellschaft der Lebemänner der Residenz, überall benimmt er sich kalt, ruhig, bescheiden, zurückhaltend und doch wieder mit einem Selbstbewußtsein, das jeden Anschein entwaffnet; überall übt er die seltene Kunst des verbindlichen Lächelns, des Lachens oder Lachens zur rechten Zeit; überall versteht er es, geschickt gleichsam die Bemerkungen der anderen zu accentuieren oder zu unterstreichen. Dadurch trägt er ganz außerordentlich zur Lebhaftigkeit der Unterhaltung bei, und häufig hört man den einen oder den andern sagen: „Ich weiß nicht, es ist immer heiter und amüsant, wenn Feldmann da ist," so daß nach einiger Zeit seine Gesellschaft, die zuerst geduldet, dann selbstverständlich war, endlich gesucht wird. Auch bei den Rennen erscheint er. Selbstverständlich, daß er dort sich den Kreisen seiner Bekannten, mit denen er täglich zusammenlebt, anschließt; er wettet in bescheidenen Grenzen und bleibt bei Gewinn und Verlust vollkommen gleichgiltig. Es kommt eine Gelegenheit, daß einer seiner Bekannten, ein junger Lebemann, starke Verluste hat, darüber in Verlegenheit gerät und seinen Unmut zeigt. Mit äußerster Diskretion und mit der Miene, als ob es sich um den gleichgiltigsten Dienst von der Welt handle, bietet Feldmann dem jungen Kavalier einige Banknoten zur Aushilfe an. Dieser nimmt die Gefälligkeit erfreut an. Es vergeht einige Zeit, Feldmann zeigt, so oft er seinem Schuldner auch begegnet, mit keiner Miene, daß er sich des Verfalls erinnert, und als jener ihm die Summe zurückgibt, steckt er sie mit der gleichgiltigsten Miene von der Welt, jeden Dank nur durch eine Handbewegung ablehnend, ein.

Der junge Kavalier macht ihm dann seinen Besuch — das ist er ihm nach einer mit so guter Manier erwiesenen Gefälligkeit zu schuldig. Er erzählt abends im Restaurant von der hübschen und geschmackvoll eingerichteten Wohnung des Herrn Feldmann. Dieser lehnt bescheiden ab und wird dann ganz zufällig, ganz gleichgiltig die Bemerkung tun, daß es ihm eine Freude sein werde, den Herren seine Wohnung zu zeigen, wenn sie ihm die Ehre erweisen wollten, bei ihm vor dem nächsten Rennen ein Glas Madeira und ein Biscuit zu nehmen. Mehrere folgen dieser Einladung. Man findet ein ganz vortreffliches, aber ungemein einfaches, ohne alle Ostentation von einem Diener ohne Livree servieres Frühstück. Es kommt in die Mode, bei Feldmann zu frühstücken, und bald bedeckt sich der Tisch seines Salons mit Blütenkarten, welche die vornehmsten Namen der jungen Herrenwelt der Residenz tragen. Man geht nach einem Rennen oder auch an einem theaterfreien Abend, nachdem man bei Tisch noch bei einander gesessen ist, in den Klub. Herr Feldmann wird natürlich aufgefordert, seine Bekannten, die fast schon seine Freunde geworden sind, zu begleiten. Im Klub finden sich auch ältere Herren in höherer Lebensstellung. Herr Feldmann wird ihnen vorgestellt, und da Herr von A., der Baron B. oder der Prinz C. ihn vorstellen und mit ihm vertraulich umgehen, so wird auch hier nur ganz beiläufig und gelegentlich gefragt, wer denn Herr Feldmann sei, und jeder begnügt sich mit der Antwort: „Ein sehr anständiger Herr — ein Bekannter von diesem oder jenem, der ihn wohl aus der Provinz oder von seiner Familie her kennt."

Herr Feldmann zögert, die Herren öfter in den Klub zu begleiten, indem er erklärt, daß es unmöglich sei, ihre Gastfreundschaft so oft in Anspruch zu nehmen. Er spricht kein Wort von der Aufnahme, er bittet nicht darum, seine Bekannten aber schlagen ihm vor, doch Mitglied zu werden; sie melden ihn an, und da er so außerordentlich gut eingeführt

Digitized by Google

ist, ergab die Ballotage seine einstimmige Aufnahme. Niemand hatte ja die Herren, die ihn eingeführt, durch eine Weigerung oder eine zu scharfe Nachforschung verletzen; außerdem wird jeder exklusive Skrupel durch die bescheidene und doch wieder selbstbewußte Zurückhaltung und das durchaus korrekte Benehmen des Herrn Feldmann entwaffnet.

Nun ist er Mitglied des vornehmen Klubs, er macht tadellos seinen Whist und sein Ecarté, er verliert und gewinnt mit einer Gleichgiltigkeit, die über jede Bewunderung erhaben ist, lehnt aber jedes Spiel ab, das über einen gemäßigten mäßigen Einsatz hinausgeht, und hält stets zwischen sich und namentlich den jüngeren Kavalieren eine gewisse Grenze aufrecht, die ihm eine geachtete Stellung sichert. Auch hier hat er wieder Gelegenheit, dem einen oder dem andern in kleinen Verlegenheiten auszuhelfen, und in allen solchen Fällen benimmt er sich so musterhaft, daß derartige kleine Gefälligkeiten, welche so oft zum Zerwürfnis führen, ihm nur Freunde schaffen.

So war Herr Feldmann zu einer außerordentlich respektablen, tadellosen Stellung gelangt; sein Hauswirt hatte eine hohe Verehrung vor ihm, denn er lebte außerordentlich ruhig und zahlte pünktlich wie die Bank seine ziemlich hohe Miete, er verkehrte nur mit der vornehmsten Gesellschaft; das ganze Viertel, seine Lieferanten sprachen den Namen Feldmanns nur mit einer gewissen Ehrerbietung aus; die Reporter aller Zeitungen führten ihn unter den namhaften Persönlichkeiten auf, wenn es sich um irgend ein Ereignis, ein Rennen, eine Premiére oder dergleichen handelte. Freilich blieb seine Stellung auf die Herrenkreise beschränkt; er that nie einen Schritt, um in die Salons der Gesellschaft eingeführt zu werden; er schien eben von allem Ehrgeiz fern, hatte sich ja auch seine ganze Stellung gleichsam entgegenbringen lassen, ohne auch nur einen Augenblick aufdringlich zu erscheinen. Gleichwohl kannten ihn auch die Damen der genannten Gesellschaft und zuweilen war er bei Begegnungen im Freien, auf den Rennplätzen oder sonst irgendwie der einen oder andern flüchtig vorgestellt worden. Die Damen fragten auch wohl nach ihm, man gab die allgemein bekannte Antwort, daß er ein Bekannter von diesem oder jenem sei, und dann wurde nicht weiter davon gesprochen. Es wäre ja allerdings auch so viel schwieriger gewesen, ihm ohne genaue Auskunft über seine Persönlichkeit in die Salons einzuführen, aber vielleicht wäre selbst dies noch geschehen, vielleicht hätten sich unter der Aegide seiner Freunde auch die Salons einer tonangebenden Dame ihm geöffnet, die ihn dann wieder vor allen Nachforschungen gedeckt hätte, wenn nicht plötzlich ein ganz überraschendes Ereignis eingetreten wäre.

Herr Feldmann erschien eines Tages in einem der ersten Restaurants, in dem er häufig zu verkehren pflegte, früher als gewöhnlich; seine Toilette zeigte dieselbe korrekte Eleganz wie immer, nur war er bleicher als sonst, und seine Hand zitterte, als er dem dienstfertigen Kellner seinen Hut reichte. Er ließ sich, was er sonst meist nicht zu thun pflegte, ein besonderes Zimmer anweisen, bestellte ein einfaches, leichtes Frühstück und eine halbe Flasche Champagner. Der Kellner meinte, daß Herr Feldmann etwas unpäßlich sei und deshalb allein zu bleiben wünsche. Er trug das bestellte Frühstück auf, entkorkte den Wein und ließ den Gast allein. Feldmann berührte die Speisen nicht, er ging, die Blicke sinnend zu Boden gesenkt, im Zimmer auf und nieder und trank ein Glas des Schaumweins nach dem andern, bis die kleine Flasche geleert war. Dann trat er vor den Spiegel, betrachtete seine so tadellos elegante Erscheinung lange mit finstern Blicken und seufzte mehrmals tief und schmerzlich. Darauf zog er einen Revolver aus der Tasche und setzte die Mündung desselben an seine Schläfe. Der Schuß krachte. Der Unglückliche stürzte auf den Boden nieder. Entsetzt eilte der Kellner, der die Detonation gehört hatte, in das Zimmer. Einige Gäste kamen dazu. Bald war ein Arzt zur Stelle. Der Tod war unmittelbar eingetreten, und es blieb nur übrig, den Toten möglichst ohne Aufsehen nach seiner Wohnung zu schaffen. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Kunde von dem Geschehenen in all den Kreisen, in denen der Tote heimisch geworden war. Alle Welt war entsetzt. Man forschte nach der möglichen Ursache, aber man vermochte dieselbe nicht zu finden — Herr Feldmann hatte keine Schulden, und für die laufenden Rechnungen lag auf seinem Schreibtisch eine ausreichende Summe. Im übrigen aber fand man in jener Wohnung nichts, was irgendwelchen Aufschluß hätte geben können — es gab da kein Papier, keinen Brief, keinen Nachweis irgendwelcher Art, woraus man über seine Familie und über den möglichen Grund seines Selbstmords irgend einen Schluß hätte ziehen können, so daß nur ein plötzlicher Anfall von Geistesstörung als Erklärung übrig blieb. Da endlich begann man sich zu erinnern, daß man eigentlich ja gar nichts über diesen Herrn gewußt hatte, der plötzlich in der Gesellschaft aufgetaucht war und eine so sichere Stellung in derselben gewonnen hatte. Der eine oder der andere begann denn nun aus Neugier oder aus wirklicher Teilnahme Erkundigungen einzuziehen; natürlich that dies auch die Polizei, denn es fand sich ein immerhin wertvoller Nachlaß an Mobiliar und einiger, wenngleich nicht bedeutender Barschaft. Früher war zu solchen Nachforschungen nicht die geringste Veranlassung geboten, da der Verstorbene ein so durchaus respektables Leben führte und ganz genau und regelmäßig die Steuern, zu denen er nach seinem Mietzins eingeschätzt war, bezahlte. Nach näheren Ermittlungen stellte sich denn auch folgendes heraus:

Herr Feldmann war Reisender in einem sehr bedeutenden Geschäft gewesen, das in die Hände einer Witwe gekommen; er hatte es verstanden, die Neigung derselben zu gewinnen, und sie geheiratet. Das war in einer westfälischen Stadt geschehen. Die Frau hatte sich indessen in ihrer Wahl bitter getäuscht gefunden. Feldmann hatte grobe Untreue gegen sie begangen, sie auf das äußerste vernachlässigt und ihr das Leben verbittert. Sie hatte, um Skandal zu vermeiden, seine Zustimmung zu einer Scheidung gegen das Versprechen erlangt, ihm eine jährliche bedeutende Rente zu zahlen, und mit diesem Einkommen ausgerüstet, war er in der Großstadt als der respektable Unbekannte erschienen und hatte sich nur durch seine Bescheidenheit, seine Zurückhaltung, seine absolute Nullität eine Stellung in der besten Gesellschaft erworben, die gar vielen reichbegabten und ebenso strebsamen Menschen niemals eingeräumt worden wäre. Nun war seine geschiedene Frau gestorben und hatte ihr ganzes Vermögen Verwandten vermacht, ohne jene Rente festzustellen. Herr Feldmann sah sich also plötzlich ohne Mittel und ohne die Möglichkeit, durch eigene Thätigkeit sich die Grundlage der äußeren Stellung, die er sich gewonnen, zu erhalten. Da hatte er denn seinem absolut inhaltlosen Leben ein Ende gemacht, und die ganze Gesellschaft hatte die Erfahrung zu machen, daß sie einen ihr so gänzlich untergeordneten Menschen ohne moralischen Wert und Halt jahrelang in ihre Kreise aufgenommen und als ihresgleichen behandelt hatte.

Wer das Leben der modernen Großstädte verfolgt, wird vielleicht der Figur des respektablen Unbekannten schon begegnet sein; sie ist eben nur möglich in dem wunderbar durcheinander flutenden Leben der Massenanhäufung menschlicher Existenzen in den immer gewaltiger anwachsenden Mittelpunkten unseres heutigen Lebens, und niemand wird leugnen können, daß nicht nur ein so absolut nichtiger Mensch wie Herr Feldmann, sondern auch Personen mit einer schlimmer befleckten Vergangenheit sich ähnliche Stellungen gewinnen können, wenn sie es nur verstehen, sich in absoluter Nullität zu erhalten und ihren Ehrgeiz darauf beschränken, die Folie für fremde Eitelkeit zu bilden. Einem Manne, der durch redliche, tüchtige Arbeit Vermögen erworben, von dem jeder weiß, woher er kommt, der aber den Charakter hat, auf eigenen Füßen zu stehen und eine eigene Persönlichkeit sein zu wollen, wird man die Aufnahme in die Gesellschaft, welche Herrn Feldmann so leicht wurde, stets versagen oder man wird ihn stets mit demütigender Herablassung als Parvenu und Eindringling behandeln; in den modernen Großstädten wird man aber immer mehr und mehr Existenzen begegnen, welche ihre Stellung nur der Selbstverleugnung verdanken, mit welcher sie sich begnügen, eben nur eine Figur zu spielen, welche ihren Platz ausfüllt, ohne jemand im Wege zu sein, und nichts sein zu wollen als eben — der respektable Unbekannte.

Fischfang in Norwegen.

(Hiezu das Bild Seite 54.)

Einer der Haupterwerbszweige der Norweger ist der Fischfang. Wohl die Hälfte der Einwohner des Landes, die Bewohner der weitgestreckten und durch die zahllosen Einschnitte noch über das Dreifache der geraden Linie verlängerten Küste nährt sich von demselben, sowohl unmittelbar, da das Fleisch namentlich in den Sommermonaten nur spärlich vorhanden ist, als auch indirekt durch den schwunghaften Handel, der von hier aus ganz Europa mit getrockneten und geräucherten Fischen und Leberthran versorgt.

Ehedem gehörte auch der gesalzene Fisch zu den Ausfuhrartikeln, seit einer Reihe von Jahren aber sind durch einen Umstand, welchen die Naturforschung bis heute noch nicht erklärt hat, die mächtigen Heringszüge, die ihren Weg früher der norwegischen Küste entlang nahmen, von dieser Richtung abgelenkt worden, und gegenwärtig ist es vor allem der Dorsch, welcher hier von dem Golfstrom erwärmten Gewässer aufsucht und die reichste Ausbeute gewährt. Im Frühjahr namentlich und in den nördlichern Gegenden bieten diese ganzen Striche, selbst des Binnenlandes, Beschäftigung und Unterhalt. Die Bevölkerung zieht hinab an die See, fängt und trocknet den Fisch, breitet ihn auf Klippen, wo er der Einwirkung von Luft und Sonne ausgesetzt ist, hängt ihn über schwelendes Feuer und siedet das heilsame Fett aus, dessen verdorbener Rückstand samt Kopf und Gräten immer noch als Dünger Verwendung findet.

Aber nicht nur diese eine Gattung, die allerdings in manchen Jahren Züge bis zu zwanzig Millionen Stück liefert, ist hier vertreten. In allen Sunden und Fjorden wimmelt es von Fischen und Seetieren aller Art; Hiekes, Plattfische und wie sie alle heißen, sind in unzähligen Mengen vorhanden; aber auch das edle Volk fehlt unter diesen Plebejern nicht; Lachse und Forellen hausen und wandern hier in erstaunlicher Zahl in allen Buchten, durch alle Flüsse, weit hinauf bis zu den höchstgelegenen Seen, und sie scheinen sich nicht zu vermindern, wiewohl überall Feinde auf sie lauern, die Möwe in der Luft und der eigene raubgierige Genosse, der — nach dem Recht des Starken — den Schwachen verspeist; vor allem aber der Mensch mit Angeln und Netzen aller Art, in Fahrzeugen jeder Gattung, von der vornehmen Jacht des englischen Sportsman bis zu dem roh zusammengezimmerten Floße des nur eben seinen Hausbedarf deckenden Landvolks, der nach vollbrachtem Tagewerke den langgedehnten, hellen, nordischen Sommerabend noch ausnützt, mit seinen Kindern eine Strecke weit hinausrudert und sich die schöne Gottesgabe zu einem leckern Nachtimbiß heimholt.

Eine solche Scene ist es, welche das von uns heute wiedergegebene treffliche Bild von Elenack darstellt. Der Künstler hat es verstanden, den Vorgang nicht nur in überaus naturgetreuer Weise anschaulich zu machen, es ist ihm auch gelungen, den Betrachtenden mit an demselben zu beteiligen. Wer könnte diesen vergnügt schmunzelnden Alten sehen, die gespannte Aufmerksamkeit in den schlichteinfältigen Zügen des Jungen und die stille, freundliche Teilnahme, mit der die Tochter dem Aufholen des Netzes folgt, ohne sich zu freuen, daß der hinterste Sack noch solch ein prächtiges Exemplar birgt? „Komm nur, mein Bursche!“ meint der Alte, und wir nicken ihm zu und rufen herzlich hinüber: „Wohl bekomm's!“ B.

Die kaiserliche Waise.

(Hiezu das Bild Seite 53.)

Der Künstler führt uns in die Karmeliterkirche zu Wien in dem Augenblicke, als der getreue Hofmarschall Kaiser Albrechts II., Ulrich Eizinger, die kaiserliche Waise Elisabeth den versammelten Ständen Oesterreichs, den Abgeordneten der Wiener Bürgerschaft und den geistlichen Würdenträgern vorstellt, um von ihnen die Ermittlung einer besseren Vormundschaft für die verlassenen Kinder Kaiser Albrechts zu erbitten.

Die politischen Wirren des Jahres 1452, die Familienstreitigkeiten in den österreichischen Erblanden, welche den damaligen Vormund der Königskinder Elisabeth und Ladislaus in Anspruch nahmen, lassen uns die traurige Lage der Waisen vollinhaltlich würdigen; kein Wunder also, daß die Versammlung den beredten Worten Eizingers und den Thränen und Bitten Elisabeths Rechnung tragen und eine Vormundschaft unter der Leitung Ulrich Eizingers genehmigte.

Diesen Augenblick hat der Künstler festgehalten und in meisterhafter Weise verewigt. Zur eingehenderen Erklärung des Vorgangs wollen wir einige geschichtliche Daten anfügen.

Elisabeth war die Tochter des Kaisers Albrecht II., Königs von Böhmen und Ungarn, Herzogs von Oesterreich, eines der edelsten Monarchen seiner Zeit, und der Königin Elisabeth, der einzigen Tochter des glorreichen Kaisers Sigismund, und war dem entsprechend Erbin von Böhmen und Ungarn. In ihrem dritten Lebensjahre verlor sie ihren Vater, zwei Jahre später ihre Mutter, welche vier Monate nach des Vaters Tode Ladislaus Posthumus das Leben geschenkt. Die beiden Waisen, fremder Obhut übergeben, wuchsen heran ohne gesicherte Zukunft, ohne Hoffnung auf Anerkennung ihrer Erbrechte. Das Volk, welches die Erinnerung an ihren edlen, geliebten Kaiser Albrecht II. treu im Herzen bewahrte, hielt es für eine heilige Pflicht, den kaiserlichen Waisen seinen Schutz angedeihen zu lassen, und der alte Diener des Hauses, Eizinger, benützte die Zeit, während welcher der damalige Vormund der Kinder, Kaiser Friedrich III., zur Krönung nach Rom gereist war, um das Volk und den Landadel zu veranlassen, eine gewaltsame Aenderung der Dinge herbeizuführen. Die Klagen über das Elend der Kinder hatten sich gemehrt, und ein Zeitgenosse, der Sekretär des Kaisers Friedrich III., Aeneas Sylvius (der spätere Papst), berichtet, daß Eizinger die Versammlung, welche unser Bild uns vorführt, mit den Worten ansprach: „Seht die edelste Jungfrau in heiratsfähigem Alter an! Bei Gott, welche Bürgersfrau, ich will nicht sagen dieser Stadt, aber des ersten besten Marktes, würde nicht in einem besseren Anzuge ausgehen? Sie trägt zerrissene Kleider und zerrissene Schuhe, kaum wird ihr die Nahrung verabreicht.“

Zwei Jahre später wurde Elisabeth dem König von Polen, Kasimir, dem Sohne des Ladislaus Jagello angetraut, welcher sechs Töchter und sechs Söhne entsprossen. Elisabeth that sich durch Weisheit, Milde und gute Erziehung ihrer Kinder hervor und trägt in der Geschichte den Namen „Mutter der Jagellonen“. Ein von ihr verfaßtes Werk: „De Institutione Regii Pueri“ (über die Erziehung des Kronprinzen), ist der kaiserlichen Bibliothek in Wien erhalten geblieben.

Ueber den Künstler Valerius Eljasz können wir folgende Daten geben. Eljasz ist ein Kind des alten Krakaus und wurde am 12. September 1840 geboren. Als der Sohn eines Malers war er schon 1856 in der Schule der schönen Künste zu Krakau. Im Jahre 1862 sehen wir ihn in München unter der Leitung von Anschütz, später in der Schule Moritz Schwinds. Bei dem berühmten Professor Oerichelt vervollkommnete er seine Kenntnisse als Zeichner und Aquarellist, wurde ein begeisterter Verehrer Kaulbachs und zwei Jahre später begann er, mit den erarbeiteten bescheidenen Geldmitteln versehen, seine Kunstwanderung durch Deutschland, Belgien, Frankreich, Schweiz und Italien. Heute besitzen wir eine bedeutende Anzahl historischer Gemälde von ihm, und Eljasz zählt zu den meistgenannten polnischen Künstlern der Gegenwart.



Fischfang in Norwegen. Gemälde von Jahn Ekenaes.

Digitized by Google



Die kaiserliche Waise. Gemälde von Vaterlus Elisl.

Nubia.

Erzählung

von

Richard Voß.

IV.

Heinrich im Bette sich aufrichtete, machte er große Augen: wo befand er sich? War er über Nacht Mönch geworden? War dies seine Zelle? Auch sein Traum lastete auf ihm schwer wie ein Alp, ohne daß er sich hätte besinnen können, wovon ihm geträumt.

Nubia! Alles fiel ihm bei dem Namen ein; das ganze gestrige wundersame Erlebnis, und daß er verliebt war, verliebt, wie ein zweiundzwanzigjähriger Mensch das nur sein konnte; gar nicht zu reden vom Kloster Sankt Isidoro, von dem frommen Meister Overbeck und allen den holdseligen, himmlischen Jungfrauen und süßen Heiligen, von denen sein zweiundzwanzigjähriges Herz so lange Zeit erfüllt gewesen.

Heinrich schloß die Augen noch einmal, um weiter zu träumen; von dem Antlitz eines irdischen Mädchens. Und er murmelte schlaftrunken:

„Nein, lieber Meister Overbeck, keine Madonna, keine Madonna . . .“

Da besann er sich, daß sie ja nebenan sei, daß er nur aufzustehen brauchte, um bei ihr zu sein. Und mit einem Sprung war er aus dem Bette.

Eiligst brachte er sich in Ordnung und schaute sich sogar — leider vergebens — nach einem Spiegel um, einem Gegenstand, den er bis jetzt für sehr entbehrlich gehalten hatte. Nachdem er seine Locken gekämmt, ohne sich überzeugen zu können, ob sie genugsam glänzten, um auf Nubias Herz Eindruck zu machen, begab er sich in den Wohnraum.

Hier fand er indessen nur die Mutter und einen zweiten Gast vor, einen jungen Franziskanermönch, dem die dunkelbraune Kutte trefflich zu dem bleichen, asketischen Gesicht stand. Heinrichs Augen begegneten bei seinem Eintritt Augen, die sich mit solchem düsteren Ausdruck auf ihn hefteten, einem Blicke, in dem eine solche leidenschaftliche Empfindung glühte, daß der junge Künstler sich nicht eines heftigen Unbehagens erwehren konnte und sich zwingen mußte, um seiner Wirtin willen den Bruder freundlich zu grüßen. Dann fragte er nach Nubia. Sie sei nicht da, hieß es, und Heinrich wollte es scheinen, als wäre das Benehmen der Mutter gegen ihn seit gestern abend ein anderes geworden; die Frau antwortete ihm gedrückt und scheu. Während sie für den Gast eine Polenta bereitete, sagte sie:

„Das ist Fra Girolamo von San Cosimato drunten. Fra Girolamo kommt jeden Monat auf unsern Berg und hält uns um der Liebe Gottes willen eine Predigt. Verlöffest Du uns heute, so kann er Dich begleiten, damit Du Dich in der Macchia nicht verirrst. In seinem Kloster befinden sich die heiligen Grotten, darin Sankt Benedikt sich vor seinen Feinden verbarg. Das ist eine gebenedeite Stätte, wo Du Dein Gebet verrichten kannst; denn Du bist doch gewiß auch ein guter Christ, wie ich dem Bruder gleich von Dir gesagt habe.“

„Ich bin Katholik,“ erwiderte Heinrich, um sich sogleich über seine Antwort zu ärgern: was hatte er nötig, vor diesem blassen Franziskaner seinen Glauben anzugeben? Er war eben im Begriff zu sagen, daß er durchaus nicht gesonnen sei, in den Grotten des heiligen Benedikt irgendwelche Andacht zu verrichten, als die Thür der zweiten Kammer sich öffnete und Nubia eintrat; in ihrem Sonntagsgewand, in dem sie, so armselig es im Grunde war, wie eine Fürstin aussah. Sie grüßte zuerst den Mönch, jedoch ohne dessen Hand zu küssen, dann nickte sie Heinrich zu.

„Du bist früh auf. Ich fürchte, die Sonne wird Dich geweckt haben, denn sie scheint des Morgens gerade auf das Bett. Ich sah heute gleich, daß Du vergessen hattest, den Laden zu schließen; freilich hatte ich es Dir gestern abend sagen sollen. Versäume es nur heute nicht.“

Heinrich antwortete, er müsse heute schon wieder fort. Aber sie fiel ihm in die Rede:

„Während ich mich drinnen in der Kammer ankleidete, habe ich gehört, was ein Künstler für ein besonderes Menschenkind ist: der Bruder hat es meiner Mutter erklärt. Da nahm ich mir vor, Dich zu bitten, bei uns zu bleiben und für unsern Brunnen eine Madonna zu malen. Denn im Sommer versiegt oft das Wasser, was ein großes Unglück für uns ist; bekommt aber die Madonna an unserer Zisterne ein Bild, so bittet sie gewiß für uns, daß wir auch in den heißen Monaten das Wasser behalten. Willst Du uns das Bild malen?“

Heinrich war erblaßt; er sah Nubia an.

„Ich bleibe und male das Bild.“

Der Mönch erhob sich.

„Wenn es euch hier oben so sehr um ein Madonnenbild zu thun ist, so will ich aus dem Kloster eines beschaffen. Dieser Fremde mag ruhig seines Weges ziehen, wir bedürfen seiner nicht.“

Auch die Mutter schien dieser Ansicht zu sein; aber Nubia, zu Heinrich gewendet, meinte:

„Du hörtest, was der Bruder sagte. Willst Du also Deines Weges weiter ziehen, so mag ich Dich nicht gebeten haben; willst Du aber bleiben, so sollst Du auch fernerhin unser Gast sein.“

Heinrich wiederholte:

„Ich bleibe und male das Bild.“

Nubia nickte ihm freundlich zu, die Mutter sagte nichts, auch der Mönch schwieg und entfernte sich bald darauf. Die Mutter begleitete ihn, so daß die beiden allein blieben. Heinrich faßte sich ein Herz, trat auf das schöne Mädchen zu und sagte mit unsicherer Stimme:

„Der Bruder zürnt euch, daß ihr mich aufgenommen habt, und da ich bleibe, wird sein Zorn gegen euch wachsen. Euer Gast bringt euch Unheil! Für euch wäre es besser, Du hättest mich nicht aufgefordert, das heilige Bildnis zu malen.“

Das schöne Geschöpf blickte den Aufgeregten voller Ruhe an und entgegnete ihm heiter:

„Laß Dich den Zorn des Mönches nicht kümmern. Obschon er unser Beichtiger ist und gar scharf mit mir ins Gericht geht, hat er doch keine Gewalt über mich. Das ist es, was ihn erzürnt. Auch das will ich Dir noch sagen: als Du gestern davon sprachst, Du seiest ein Künstler, und uns von den Mädchen und Weibern auf der spanischen Treppe erzähltest, deren Bildnisse die Künstler malen, da regte sich in mir etwas wider Dich und ich ward bekümmerten Herzens. Nun mußte ich aber diesen Morgen mit anhören, wie der Bruder gegen die Künstler eiferte, und das mit lauten Worten der Verdammnis. Ich weiß selbst nicht, wie es kam, aber während der Bruder auf Dich schalt und von der Mutter forderte, Dich sogleich hinwegzuweisen, ward ich plötzlich wieder leichten Gemütes; und ich freue mich nun, daß Du ein Künstler bist, denn es kann nichts Schlechtes und Sündhaftes sein.“

Heinrich rief: „Ach, Nubia . . .“ Da sah er die Mutter zurückkehren und fuhr hastig, mit unterdrückter Stimme fort: „Aber Deine Mutter? Sie wird des Mönches Meinung über mich teilen; sie wird mir gram sein und auch Dir zürnen, weil Du mich bleiben hießest.“

Doch Nubia beruhigte ihn:

„Auch meine Mutter sieht nicht unter des Mönches Gewalt. Du mußt nämlich wissen, daß mein Vater, weil er ohne die letzte Kommunion gestorben ist, kein christliches Begräbnis erhalten hat. Nun war aber mein Vater ein wahrhaft frommer und guter Mann; seitdem ist meine Mutter in ihrem Herzen gänzlich verwandelt und achtet der Mönche nicht sehr; wie wir Leute von Saracenesco denn überhaupt schlechte Christen sein sollen. Wir können nichts dafür.“

Die Mutter trat ein und Nubia schwieg. Wahrscheinlich hatte die Frau von dem Mönch Weisung empfangen, wie sie sich zu dem gefährlichen Gast verhalten sollte, schien diesem indessen freundlicher gesinnt zu sein, als Heinrich zu hoffen gewagt. Nur daß ihm das schöne Gesicht seiner Wirtin noch ernster, starrer und grauvoller vorkam.

Nubia schaute hinaus auf die Gasse und sagte:

„Jetzt geht der Bruder zu den anderen Frauen und redet gegen unsern Gast; ich werde aber auch mit ihnen sprechen.“

Die Mutter that, als hörte sie diese Worte nicht. Nubia kam auch sogleich zurück und begann ein Gespräch über gleichgültige Dinge. Nicht lange, und man vernahm den schwachen Ton eines Glöckleins. Die Mutter sagte:

„Es läutet zur Messe.“

„Ich glaubte, Saracenesco habe keine Kirche,“ rief Heinrich verwundert.

„Wir halten den Gottesdienst,“ erklärte ihm Nubia, „bei der Zisterne, unter dem Baum. Da Du ein Christ bist, gehst Du doch wohl mit uns?“

Heinrich nickte ernsthaft; er dachte: Wäre ich auch ein Heide, würde ich doch mit Dir in die Messe gehen und heute sicher der Frömmste von allen sein.

Da sie als die letzten unter dem Baum anlangten, war die kleine Gemeinde bereits versammelt; Heinrich nahm seinen Platz bei den Männern ein, so sich aufstellend, daß er Nubia sehen und das ganze seltsame Bild überblicken konnte.

An der einen Seite des Baumes, von dem mächtigen Geäst gleichsam mit einer grünen, von Sonnenstrahlen durchleuchteten Kuppel überwölbt, befand sich der für den Gottesdienst bestimmte Raum. Ein schlichtes schwarzes Kreuz war an dem Buchenstamm befestigt und darunter aus Feldsteinen der Altar errichtet. Ginsterzweige waren um das Kreuz gesteckt, so daß das heilige Zeichen wie von einer Glorie umstrahlt wurde, und der Altar war mit den schönen Blumen der Königskerzen und blauen Distelblüten überschüttet. Unter dem Kreuz stand in priesterlichem Ornat der junge Franziskanermönch; in beiden Händen hielt er das Heiligtum und setzte es dann auf die leuchtende Blütendecke nieder. Ein schöner Knabe ministrirte. Der Kleine war voll heiligen Eifers und verrichtete sein frommes Geschäft mit großer Würde und Ehrbarkeit; mußte er aber das Glöcklein läuten, das am Baum neben dem Kreuz hing, so strahlte sein ganzes Gesicht vor Vergnügen; er hatte helle Freude an dem klingenden Spiel und blinzelte, während er aus Leibeskräften die Schnur zog, mit leuchtenden Augen nach seinen Gefährten hinüber, von denen er sich bitter beneidet wußte.

Mit der Gemeinde kniete auch Heinrich nieder, bekreuzigte sich und schloß dann die Augen. Erst als das Hochamt vorüber, stand er auf.

Nun schaute er um sich. Von seinem Platz aus sah er, über die Versammlung hinweg, auf die ferne römische Ebene. Am Horizont erglänzte das Meer.

Und unter der Dämmerung der tief niederhängenden Zweige der blumenbedeckte Altar, das bekränzte Kreuz, der junge fanatische Priester und die Gemeinde, die beinahe nur aus Frauen bestand. Aus was für Frauen! Sie aber, die Schönste, stand bei der Mutter und schaute — nicht auf den Priester, nicht auf das Kreuz, sondern weit, weit hinaus in die schimmernde Ferne.

Endlich hörte auch Heinrich auf die Worte des Mönches. Es war eine donnernde und verdammende Predigt von einer Herde, darein der Wolf bricht. Die Schafe würden von der Bestie zerrissen werden; aber der treue Hirte wacht, der treue Hirte verscheucht den Wolf und rettet die Seinen. Nun wußte Heinrich sehr wohl, wer mit dem wölfischen Ungetüm, das die armen Jungfrauen von Saracenesco bedrohte, gemeint war, und er sah voraus, daß auch die Schönen ihn als den Wolf in der Fabel erkennen würden. Aber er hoffte, sie bald eines Bessern belehren zu können; denn so sehr steckte noch immer der Nazarener in ihm, daß er sich selbst für einen überaus sittsamen Jüngling hielt, der gänzlich unfähig war, der Tugend eines Mädchens Schaden zu thun.

Nachdem die Predigt mit Verdammnis und Fegefeuer geendet, wurde für die in der römischen Campagne arbeitenden Männer gebetet. Sämtliche Weiber stürzten auf die Knie, streckten beide Arme dem Kreuz entgegen und riefen mit lautem Jammer die Barmherzigkeit der Himmelskönigin an. Unaufhörlich gellten die wilden Schreie der betenden Frauen.

„Grazie, Maria, grazie!“

Nachdem die kleine Gemeinde sich entfernt hatte, blieb unter dem Baume nur Heinrich zurück, die Seele erfüllt von dem eben erlebten Vorgang. Ein unsägliches Mitleid mit diesen armen, verwilderten Frauen, die für ihre Männer die Barmherzigkeit des Himmels anriefen, ergriff ihn. Er blickte hinüber nach der Campagna, über welcher ihm der Würgengel des Fiebers zu schweben schien.

Eine Stimme entriß ihn seinen Träumen. Als er aufschaute, sah er vor sich den Franziskanermönch.

Heinrich sagte: „Ihr seid es — der treue Hirt!“

„Ich habe Euch aufgesucht."

„Was wollt Ihr von mir?"

„Euch bitten, den Ort zu verlassen — im Namen der Jungfrau Maria."

Heinrich fuhr auf:

„Was unterfängt Ihr Euch?"

Demütig verneigte der Mönch, seine glühenden Augen niederschlagend:

„Ich thue, was meines Amtes ist, und meines Amtes ist, über die mir anvertrauten Seelen zu wachen."

„Und Ihr werdet Euer Amt üben, Ihr werdet die Herde schützen vor dem Wolf."

„Spottet nicht, hört mich."

„Ihr habt gehört, daß ich bleiben werde."

„So habe ich gehört und bin dennoch gekommen, Euch zu bitten, diesen Ort zu verlassen."

„Die Bitte hättet Ihr Euch sparen können."

Damit wandte sich Heinrich ab und ging langsam davon. Der Mönch folgte ihm. Heinrich dicht zur Seite bleibend, sagte er, und er sagte es immer noch voll tiefer Demut:

„Denkt an die Jungfrau, bei deren Mutter Ihr zu Gast seid und die an Euren hellen Haaren und klaren Augen Wohlgefallen gefunden hat. Es ist ein schönes und reines Geschöpf, das Ihr zu Grunde richten werdet."

„Genug, Bruder! Mißbraucht meine Geduld nicht länger. Lebt wohl."

Doch der Mönch wiederholte mit starker Stimme:

„Ihr werdet die Jungfrau zu Grunde richten."

Er schlug die Augen auf. „Ihr werdet sie verderben an Leib und Seele. An diesem wilden Orte wohnte bis jetzt die Unschuld; Ihr werdet in dieses Paradies die Schuld bringen. Steht ab davon! Auch Ihr habt noch eine reine Seele; befleckt sie nicht mit Frevel. Lehrt diese armen Geschöpfe nicht, ihre Schönheit zu sehen, von der sie noch nichts wissen, verwandelt dieses Himmelsgeschenk für sie nicht zu einer Gabe des Bösen. Ich warne Euch, ich — ich — —"

Die Stimme versagte dem Mönch. Heinrich entsetzte sich über den Anblick seines Gesichts, das von Qualen verzerrt war. Er mußte an Nubias Worte denken: „Dieser hat keine Gewalt über mich!" und plötzlich meinte er in dieser leidenschaftlichen Menschenseele lesen, sie in ihren geheimsten Empfindungen ergründen zu können. Sich vergessend, rief er:

„Ihr wollt mich fortschaffen, weil Ihr befürchtet, daß mir zu teil werde, was man Euch verweigert und wonach Ihr trotz Eurer geistlichen Kleidung ein brennendes Verlangen tragt. Habt Ihr selber acht, daß Ihr an Eurer eigenen Seele keinen Frevel begeht."

Und er ließ den Mönch stehen. Hinter sich vernahm er einen Ruf, einen erstickten Schrei; aber er sah sich nicht um.

Am Nachmittag erholten sich die Frauen, ihm die größte Sehenswürdigkeit von Saracenesco, den Kirchhof, zu zeigen. Dieser lag auf der andern Seite des Felsengipfels und war zugleich der Spaziergang von Saracenesco. Vom Baum aus führte ein Fußpfad dorthin. Eine Viertelstunde etwa ging es neben kirchturmhohen Felsen dicht am Abgrund entlang, dann erreichte man einen Platz, ähnlich einer offenen Halle, an den Seiten und im Hintergrund mit jäh aufsteigenden Wänden, die oben wie ein Gewölbe überhingen. Am Eingang stand ein Kreuz. Vergebens sah sich Heinrich nach den Grabhügeln um; überall war der Boden nackter Fels; dennoch befand er sich auf einem Gottesacker. Endlich begriff er die Anlage. Die Toten von Saracenesco ruhten in den Felsen selbst, die den Platz von drei Seiten umschlossen; denn weil man die Leichen nicht in Erde bestatten konnte, so höhlte man den Gestorbenen die letzte Ruhestatt in das Gestein, darein während des Winters die Gräber je nach maximalstichem Bedarf von den Männern eingehauen wurden. Da die Schmalheit des in den Felsen gesprengten Pfades das Herbringen der Toten auf diesem Wege nicht gestattete, so war oberhalb des Begräbnisplatzes an einer Stelle der überhängenden Felsen eine Vertiefung getroffen, die in Tücher gehüllten Verstorbenen an Stricken auf das Plateau hinabzulassen. Hier wurden sie in Empfang genommen und in die Columbarien geschoben, die man alsdann zumauerte. So bestatteten die Nachkommen der Sarazenen in der Sabina ihre Toten.

An Feiertagen besuchten die Lebenden die Stätte. In langer Reihe schritten sie den jähen Wänden entlang. Und der Ferne gesehen, war es, als schwebten sie über der Tiefe. In der Felsenhalle wandelten sie dann auf und ab, und da sie ihren Toten im übrigen wenig Ehre erweisen konnten, so sangen sie ihnen etwas vor: Klagelieder und Trauergesänge, von denen die Grotte wie von Geisterstimmen widerhallte.

Diesen Eindruck machte es auf Heinrich, für den die Welt, darin er sich befand, mehr und mehr eine unirdische Gestalt annahm.

V.

Den Abend verbrachte Heinrich in derselben Weise wie den vorhergehenden im Hause seiner Wirtin. Sein aufrichtiges, gutmütiges Wesen, sowie Nubias kräftige Fürsprache bewirkten, daß der Eindruck der Franziskanerpredigt bei den Müttern wie bei den Töchtern schnell verblaßte. Das Völkchen war zu weltunerfahren und zu harmlos, um gegen den hübschen Fremdling einen ernstlichen Argwohn hegen zu können. Was hätte er ihnen auch anhaben sollen? Fehltritte kamen in Saracenesco nicht vor; kein Mädchen von Saracenesco hatte nötig, seine Tugend zu schützen. Kaum daß man in dieser Felseneinöde leidenschaftliches Liebeswerben und Liebesleiden kannte. Die Familien bestimmten die Heirat, und wie Vater und Mutter wählten, so war es Söhnen und Töchtern recht.

Heinrich mußte seinen vielen Freundinnen versprechen, sie am nächsten Tage zu lehren, was ein Künstler sei und daß dabei keine Hexenkunst im Spiele. Als nach dem Abendessen mehr und mehr Nachbarinnen sich einfanden, schlug Nubia vor, zum Baum zu gehen und dort den Saltarello zu tanzen. Bei leuchtendem Mondschein stiegen alle hinab, voraus die Tambourinschlägerinnen, und dort, wo am Morgen der Gottesdienst abgehalten worden, führten die Mädchen nun den Saltarello auf. Bis Mitternacht währte die Lust, und auch dann endete sie für Heinrich viel zu bald: tanzte doch Nubia, tanzte doch Nubia mit ihm!

Dieses erstemal blieb es für ihn bei der Auffassung, daß der Saltarello ein Tanz sei, bei dem der Tänzer sich möglichst unsinnig zu geberden hätte, wohlverstanden, unsinnig mit Grazie. Uebrigens mußte er seine Sache gut machen; denn er wurde von den Schönen eifrig belobt.

Frühzeitig am nächsten Morgen holte Heinrich sein Skizzenbuch hervor und begab sich zum Baum hinab. Ihn begleiteten die Kinder und wer sich sonst gerade auf der Gasse befand. Bei der Zisterne war bereits der Chor der Wasserträgerinnen versammelt und in dem Behälter daneben waschen die Frauen. Heinrich begann Baum, Brunnen und Becken nebst Staffage zu zeichnen. Mit dem letzteren hatte es seine Schwierigkeit: die Wasserträgerinnen ließen das Wasserschöpfen, die Wäscherinnen das Waschen, alle kamen gelaufen und schauten ihm zu, so daß rings um ihn her ein dichtes Gedränge entstand. Nachdem er sich Raum geschafft, bat er Nubia, am Brunnen zu bleiben, sich ruhig gegen die Brüstung zu lehnen und den Arm auf die Conca zu stützen.

Baum und Zisterne gerieten dem Künstler trefflich und wurden vom Publikum mit lauten Beifallsbezeugungen begrüßt; die Aufregung wuchs, als sehr bald auf dem Papier Nubia an der Brüstung lehnte, genau wie in Wirklichkeit! Alle erkannten sie, alle riefen laut ihren Namen, alle staunten. Nubia wurde geholt und im Triumph vor ihr Bildnis geführt. Starr schaute sie auf die Zeichnung und wurde ganz blaß.

Nun wollten alle am Brunnen stehen; alle begehrten, sich selbst auf dem Papier zu sehen, auch die Kinder. Und Heinrich zeichnete, was er zeichnen konnte. Die Köpfe der Hübschesten skizzierte er, schrieb darunter ihre Namen, schnitt die Blätter aus dem Buche und schenkte einer jeden das Abbild ihrer Schönheit. Solche Auszeichnung erregte heftigen Neid, bis Heinrich allen ihr Bildnis versprach. Das letzte, was er an diesem Vormittag fertig brachte, war eine junge Mutter, die ihrem Säugling die Brust reichte. Alle riefen: „Das ist die Madonna!"

Auf diese Weise lernten in Saracenesco die Leute, was ein Künstler sei, und es hatten alle ihre Freude daran.

Da die erste Sitzung einen über alles Erwarten günstigen Verlauf genommen hatte, gab sich der junge Nazarener für die Zukunft den schönsten Hoffnungen hin: er wollte in Saracenesco zeichnen und malen, skizziren und porträtiren, bis es in Saracenesco nichts Ungezeichnetes und Ungemaltes mehr gab. Motiv auf Motiv fiel ihm ein, Komposition reihte sich an Komposition, eine immer feierlicher als die andere, eine ganze Galerie saracenesischer Gemälde war in seinem Kopfe fertig; gar nicht von dem Cyklus saracenesischer Schönheiten zu reden. Welche Fülle von Bildern höchsten Stiles bot allein die Gestalt Nubias!

So wurde es Heinrich mehr und mehr klar, daß er mit der Bekanntschaft Saracenescos und dessen Bewohnern eine Entdeckung für das ganze Gebiet der Kunst gemacht. Denn wo auf der Welt gab es ähnliche Modelle? Nicht einmal in Rom! Welches Verdienst, der Kunst in Rom diese Gestalten zuzuführen! Fürs erste indessen wollte er in der Verwertung dieses schönen Menschenschlages der einzige sein; auch er besaß seine Künstlereifersucht.

Am Abend hatte er mit der Mutter in Nubias Gegenwart eine Unterredung. Er wollte den ganzen Sommer bleiben und noch länger, viel länger! Aber bleiben konnte er nur, wenn er zum Haushalt beisteuern durfte. Die Frauen gaben denn auch seinem Drängen nach, und er händigte der Mutter eine kleine Summe Geldes ein, welche der Frau ein Schatz zu sein dünkte. Dann erklärte er, den nächsten Tag nach Tivoli gehen zu müssen, dort allerlei zu besorgen und einzukaufen, Lebensmittel sowohl wie Verschiedenes, dessen er bedurfte, um eine Reihe von Skizzen gleich in Oel ausführen zu können.

Zwei Tage blieb Heinrich fort. Er kaufte in Tivoli eine vollständige Ladung zusammen, für deren Transport er eines Maultiers bedurfte. Da war Leinwand: viele Ellen! Und Oel: ein ganzer Topf voll! Und schwarze Kohle und weiße Kreide. Da war auch ein Tönnlein voll weißen und ein Fäßlein voll roten Weins — echten Tivoliweins! Und Schinken, Salami, eingelegter Thunfisch, gedörrte Anieforellen! Und Maccaroni! Maccaroni in allen Größen und Breiten. Sogar die Konserve von Paradiesäpfeln hatte der Umsichtige nicht vergessen. Und zuletzt war von Heinrich im alten Tibur noch etwas erhandelt worden: ein prächtiges Seidentuch und die schönste Schnur blaßroter Korallen! Die schimmernde Seide mußte sich gefallen lassen, unter die Maccaroni gelegt zu werden, dafür war die Seide auch nur für die Mutter bestimmt. Die Korallen dagegen wurden sorgfältig am eigenen Leibe getragen — die Korallen sollte auch die Tochter erhalten!

Aber auch die übrigen Bewohnerinnen Saracenescos waren von Heinrich nicht vergessen worden, sie bekamen ein Feuerwerk: da gab's Raketen und Schwärmer, Sonnenräder und griechische Lichter. Die Leute von Saracenesco hatten nämlich noch niemals ein eigenes Feuerwerk gehabt, in welcher höchsten aller Lebensfreuden doch die ärmsten Bewohner des Kirchenstaates schwelgen.

(Fortsetzung folgt.)

Emin Pascha

und die zu seiner Unterstützung ausgerüstete deutsche Expedition.

Von

F. v. Hellwald.

Nachdem Stanleys jüngst besprochenes Unternehmen, dem seit Jahren von Europa völlig abgeschnittenen Gouverneur der früheren ägyptischen Aequatorialprovinz Emin Pascha Entsatz oder wenigstens Unterstützung zu bringen, aus bisher nicht ermittelten Ursachen den beabsichtigten Zweck nicht erreicht hat, glaubt man abermals von Emins Schicksal hören zu müssen, und sowohl in England als in Deutschland sind Schritte zur Veranstaltung einer neuen Hilfsexpedition zu Gunsten des bedrängten Forschers geschehen. Emin Pascha ist ein Deutscher mit Namen Eduard Schnitzer. Wenigstens kennt dies die wahrscheinlichste Angabe, denn seltsamerweise gingen die Daten über seine Heimat, sein Geburtsjahr und selbst seinen Namen lange auseinander. Man nannte ihn Dr. Schnitzer, einige ließen ihn in Oesterreichisch-, andere in Preußisch-Schlesien, als Sohn eines dortigen Kaufmanns das Licht der Welt erblickt.

Frühzeitig verlor er ſeinen Vater, worauf die heute in Neiße lebende Mutter eine zweite Ehe mit Bernhard Treitz, ſpäterem Vorſteher der Reichsbanknebenſtelle in Neiße einging. Der junge Schnitzer abſolvierte 1858 das Gymnaſium zu Neiße und bezog dann die Univerſitäten zu Breslau, Berlin und Königsberg, um Medizin zu ſtudieren. Anderen zufolge hätte er auch die Univerſitäten zu Wien und Paris beſucht. Neben der Medizin betrieb der ſtrebſame Jüngling eifrigſt das Studium der Naturwiſſenſchaften, insbeſondere der Ornithologie, der er von früheſter Jugend an großes Intereſſe entgegengebracht hatte. Im Herbſte 1864 promovierte Schnitzer zum Doktor in Königsberg, ging ſodann auf kurze Zeit nach Berlin, wandte ſich aber ſehr bald nach dem Auslande. Er beabſichtigte ſich nach Konſtantinopel zu begeben, ward jedoch zunächſt türkiſcher Hafen- und Bezirksarzt, trat dann in Militärdienſte und machte 1870 als Militärarzt eine Expedition nach Syrien und Arabien mit. In der Zeit von 1871—1874 war er ein ſtändiger Begleiter Ismael Paſchas in Trapezunt, Erzerum, Konſtantinopel und Janina in Epirus, wo Ismael Paſcha ſtarb. Im Frühjahre 1875 beſuchte Schnitzer Deutſchland zum letztenmale, dann entſchwand er ſeinen Freunden eine Zeit lang aus den Augen, um gar bald aus Afrika von ſich reden zu machen.

Durch ſeine häufigen Reiſen und den langjährigen Aufenthalt im Ausland war Dr. Schnitzer nicht allein des Franzöſiſchen, Engliſchen, Italieniſchen, mehrerer ſlaviſcher Idiome, ſowie des Türkiſchen, Arabiſchen und Perſiſchen vollſtändig mächtig geworden, ſondern hatte ſich auch morgenländiſche Sitten und Gebräuche ſo angeeignet, daß ihm niemand den weſteuropäiſchen Urſprung anmerkte; 1876 trat er in ägyptiſche Dienſte, und die Kenntnis des Arabiſchen, welche er aus Yemen mitbrachte, erweckte wohl zuerſt in Gordon, dem er ſich vorſtellte, ein günſtiges Vorurteil für den jungen deutſchen Arzt, von dem der verſtorbene k. k. öſterreichiſche Konſul Martin Hauſal zu Chartum berichtete: „Auch ein Deutſcher, Dr. Schnitzer, welcher ſich als Muslim von Konſtantinopel ausgibt und den Namen Emin Effendi führt, hat bei Gordon Bedienſtung gefunden.“ Es iſt dies, ſoweit wir ausfindig machen konnten, die erſte Meldung von der afrikaniſchen Laufbahn des verdienten Reiſenden und Forſchers, auf welchen gegenwärtig die Augen der Welt gerichtet ſind. Emin



Emin Paſcha (Dr. Schnitzer).

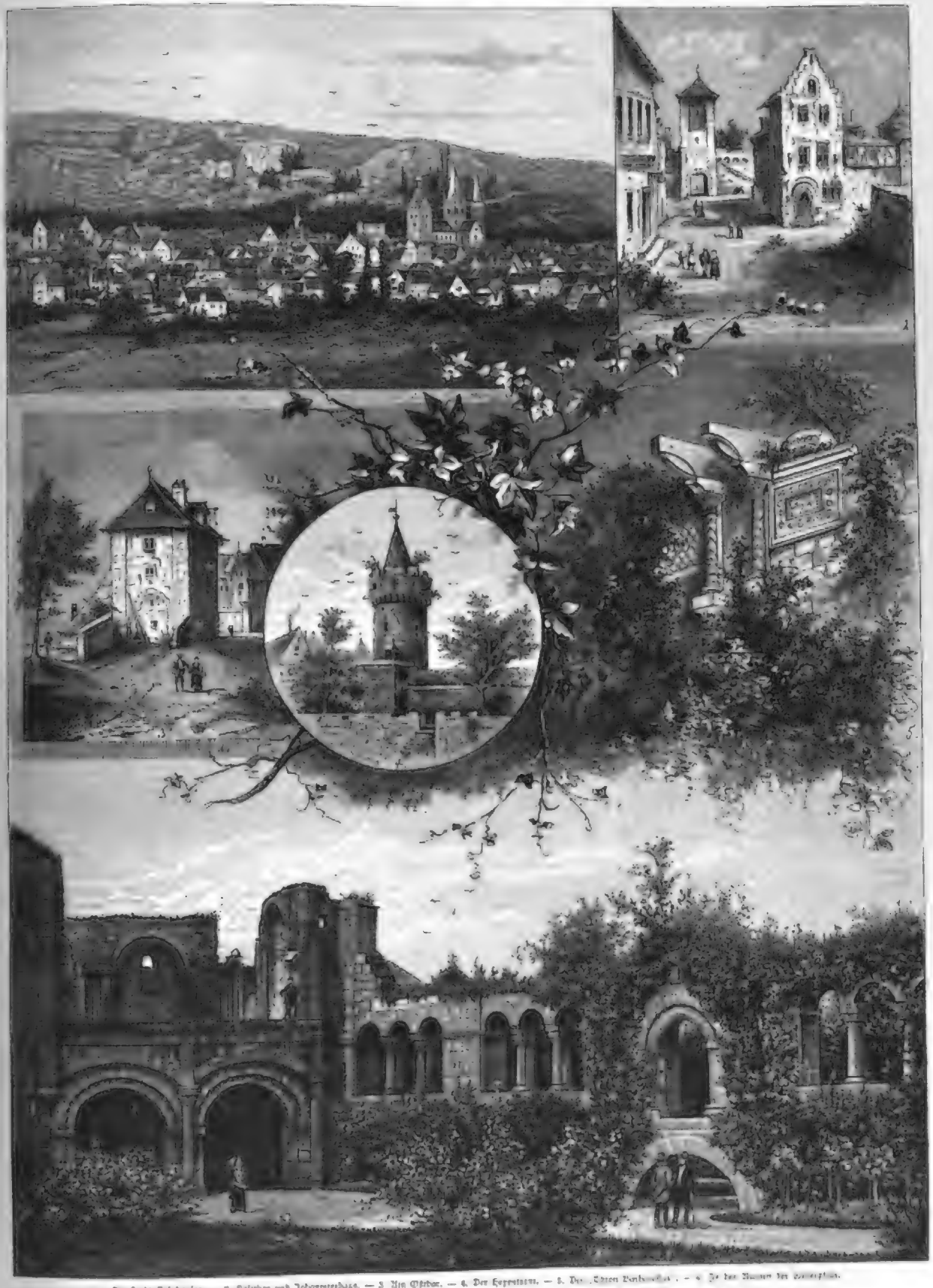
Effendi, wie er ſich fortan nennt, dampfte alsbald nach Ladó ab und lebte ſich ebenſo raſch am oberen Nil als vordem in Südarabien ein. Noch 1876 reiſte er als Chefarzt mit Gordon Paſcha zum Victoriaſee und unterſuchte den Somerſetnil, fuhr dann 1877 von Ladó über Tufilé den Nil abermals hinauf bis Magungo am Mwutanſee und begab ſich dann über Maſindi nach Mruli und zwiſchen dem Kafurifluß und dem Ibrahim-Paſchaſee durch Unyoro nach Süden bis zu König Mteſas Reſidenz zu Rubaga in Uganda, unſerm vom Ukerewe. Schon bei dieſem erſten Beſuche in Uganda hat er die Landesſprache erlernt, einen Dialektzweig des großen Bantuſtammes, der hier wie in Unyoro und Karagwe und weithin an den Geländen des Mwutan die Sprache beherrſcht. Schon 1878 ward Emin Effendi zum Mudir (Gouverneur) der damals ägyptiſchen Aequatorialprovinz mit dem Titel eines Bey befördert, in welcher Stellung er ſeinen Namen für immer mit der Geſchichte der Erforſchung Afrikas verknüpfen ſollte. Seine Vereinigungen führten ihn im Februar 1878 von Rubaga zum Ukerewe und über Mruli und Fewcira wieder nach Magungo. Ende 1879 unternahm er einen Ausflug nach der noch nie beſuchten weſtlichen Uferlandſchaft des Albert-See. Im Jahre 1880 beſuchte er das Makrakaland und ließ von Makrula aus neue Stationen errichten, wobei der Kibali und andere große Flüſſe gekreuzt wurden; 1881 bereiſte er nach einem Ausfluge in die ſeiner Provinz unterſtellte Mudirieh Rohl die ſüdlichen Njamnjam und Monbuttulande. Dabei war ſeine Provinz bald die beſtverwaltete im ganzen ägyptiſchen Sudan und vergrößerte ſich von Jahr zu Jahr, indem ihm von den angrenzenden Provinzen größere Teile zugewieſen wurden. Zugleich behielt Emin Bey ſtets das Wohl der einheimiſchen Bevölkerung im Auge und bemühte ſich insbeſondere die Folgen der langjährigen Sklavenjagden zu vermiſchen.

Die Vorgänge, welche den Sudan der engliſch-ägyptiſchen Herrſchaft entriſſen, eine lange Kulturarbeit vernichtet und weitere Ländereien in überwundene rohe Barbarei zurückgeſtürzt haben, konnten auch nicht ohne Einfluß auf Emins Schickſal bleiben. Der Aufſtand des ſogenannten Mahdi, 1882, wurde bald zum alles verheerenden Brande; Emin Bey aber, begünſtigt durch mancherlei Umſtände und die Treue ſeiner Negertruppen, wußte ſich gleichwohl in ſeiner Provinz zu behaupten. Im Januar 1884 gelangten durch einen im Sommer 1883 vom Bahr-el-Ghazal abgegangenen Dampfer noch einmal Nachrichten von Emin Bey nach Europa, und von da an blieb dieſer Weg nach Norden verſchloſſen; bald wurde auch der Weg nach Südoſten, nach Sanſibar, verſperrt. Denn der neue Herrſcher von Uganda, Mwanga, welcher ſeinem 1884 verſtorbenen Vater Mteſa folgte, nahm gegen die Europäer eine feindſelige Haltung an. So war der tapfere Emin Bey



An den Geliebten. Gemälde von G. Schachinger.

Digitized by Google



1. Die Stadt Gelnhausen. — 2. Polybor und Johanniterhaus. — 3. Am Obertor. — 4. Der Hexenturm. — 5. Der „Adam Barbarossa“. — 6. In der Ruine der Kaiserpfalz.

Bilder aus Gelnhausen und seiner Kaiserpfalz. Originalzeichnung von Paul Clemen.

von der Welt völlig abgeschnitten, mit ihm Dr. W. Junker und Kapitän Casati, welche auf einer Forschungsreise zu Emin gestoßen waren und nunmehr mit ihm für verschollen galten, bis es ihm endlich gelang, in einem Briefe an Herrn Allen, den Sekretär der britischen und ausländischen Antisklaverei-Gesellschaft, datirt aus Wadelai, 60 Kilometer südlich von Bondeleyo, 31. Dezember 1885, wieder ein Lebenszeichen von sich zu geben. Anfangs 1886 glückte es Dr. Junker, seinen Rückzug nach Sansibar zu bewerkstelligen und die seit über drei Jahre unterbrochen gewesene postalische Verbindung mit der Aequatorialprovinz wieder herzustellen. Seither kamen wieder weitere Briefe Emin Beys zur Kenntniß, die freilich manches Streiflicht auf die kritische Lage warfen, in welcher der verdiente Forscher sich befand. Ja, noch 1886 gelangte ein dringender Nothschrei um Hilfe nach Europa. Die beiden Residenzen Emins waren längere Zeit Lado und das südlichere Wadelai, welches sein Hauptstation wurde. Dabei verlor er die geographische Forschung nicht aus den Augen. Besonders lag ihm die Erforschung der südlich vom Mwutan gelegenen Gegenden am Herzen. Im September 1886 unternahm er eine erste Reise dahin, wobei er den großen Kafukifluß entdeckte, dessen Quelle im Mfongorazgebirge liegt, und im November desselben Jahres brachte eine zweite Expedition die Bestätigung der bei der ersten erlangten Ergebnisse. Eine dritte Expedition plante er für den März 1887, doch ward im Februar Wadelai durch einen Grasbrand zerstört, wobei große Elfenbein- und Proviantvorräthe verloren gingen.

Als Emins bedrängte Lage in Europa bekannt wurde, hoffte man, daß die ägyptische Regierung sich alsbald um dessen Befreiung bemühen würde. Allein nichts dergleichen geschah. Sie begnügte sich, ihm den nutzlosen Pascha-titel zu verleihen, und entschloß sich endlich nur mit Widerwillen, ein etwa auszusendende Hilfsexpedition mit 10,000 Pfund zu unterstützen. Vorschläge zu solchen Expeditionen tauchten bald mehrere auf. Bekanntlich wurde dann Stanley mit der Leitung einer solchen betraut, die er vom Kongo Emin Pascha zuzuführen beabsichtigte, der für seine Verluste im Norden sich weiter nach Süden ausdehnte, wo nach Briefen vom August 1887 bis jetzt seine südlichste Station Mpa in der Nähe des Mwutan ist, dessen Erforschung er schon in Angriff genommen hat. Dort, am Südende des Sees, trafen ihn die Boten, welche ihn von der Absendung der Stanleyschen Expedition in Kenntniß setzen sollten, und kamen in seinem Lager an, gerade als er von seiner Expedition nach dem Usongoralande zurückkehrte. Die Kunde von der Entsendung der Stanleyschen Entsatzexpedition überraschte Emin Pascha ungemein und bewog ihn, da er nicht wissen konnte, welchen Weg die Expedition eingeschlagen habe, nach Wadelai zurückzukehren, das er mit Hilfe eines kunsthaarten Negerfürsten wieder schöner als früher aufgebaut hatte. Zugleich erklärte er in einem Briefe an Dr. Felkin in Edinburg, datirt 17. April 1887, daß er nicht daran denke, sein Werk in Afrika aufzugeben, und fest entschlossen sei, trotz der fortdauernden Belästigungen durch benachbarte Stämme, auch nach Stanleys Ankunft zu bleiben. In gleichem Sinne sprach er sich gegen Dr. Junker und die britische Antisklavereigesellschaft aus. Nachrichten vom 2. November 1887 aus Kibero am Ostgestade des Mwutan zufolge, hatte er eine Rekognoszirung vorgenommen, um Genaueres über Stanley zu erfahren, die jedoch fruchtlos blieb; denn die Stanleysche Expedition blieb ist bekanntlich verschollen. So ist nun auch die Lage Emin Paschas wieder ungewisser geworden, und von neuem regte sich der Gedanke der Ausrüstung einer Expedition, die Emin unterstützen und zugleich womöglich nach Stanley suchen soll. In Deutschland bildete sich dafür ein besonderes Komité, welches in einem öffentlichen Aufrufe behufs Förderung des Unternehmens sich an das Publikum wandte. Dank der materiellen Unterstützung patriotischer Männer darf man dessen Zustandekommen wohl als gesichert betrachten. Wie es heißt, sollen zwei getrennte Karawanen von der ostafrikanischen Küste nach dem Innern abgehen. Die eine Karawane übernimmt, wie verlautet, Lieutenant Wißmann, der sich als der geschickteste Organisator für Afrikaexpeditionen erwiesen hat, die andere wird unter Führung von Dr Carl Peters gehen, über den schon unser Jahrgang 1886, Seite 421 in Wort und Bild berichtet hat.

Lieutenant Wißmann nimmt unter den Afrikaforschern der Gegenwart eine rühmliche Stelle ein. Er ist 1853 zu Frankfurt a. O. geboren, wo sein Vater im Regierungskollegium als Assessor beschäftigt war. Durch vielfache Versetzungen desselben mußte sein Sohn die Schule oft wechseln. In Erfurt und Kiel und nach dem frühen Tode seines Vaters 1869 in Neuruppin hat er die Gymnasien besucht. Alsdann bezog er auf ein halbes Jahr das Kadettencorps in Berlin. Nach bestandenem Fähnrichexamen trat er im mecklenburgischen Infanterieregiment Nr. 20 ein, ging nach zurückgelegter Dienstzeit zur Kriegsschule nach Anklam und wurde Ende 1873 Sekondelieutenant. Sein schon den früh an großes Interesse an Naturwissenschaften, deren Studium er so viel als möglich oblag, und besonders wohl die Bekanntschaft mit Dr. Pogge, reifen in ihm den Entschluß, sich der Afrikanischen Gesellschaft in Berlin zur Verfügung zu stellen, und die überaus gütige Vorwendung des Kriegsministers brachte ihn die schnelle Bewährung seines Wunsches. Mut und Unerschrockenheit sind Wißmann schon von klein auf eigen gewesen; in Afrika fand er wiederholt Gelegenheit, diese Eigenschaften an den Tag zu legen. Am 18. November 1880 reiste Wißmann als Topograph und Begleiter Dr. Pogges mit diesem von Hamburg nach San Paolo de Loanda ab, wo die beiden Forscher anfangs 1881 eintrafen und alsbald die Reise zum Muata Jamwo antraten. Gemeinsam wanderten sie durch die Lundastaaten, im Thale des Tschikapa überschritten den Kassai und den Lubilasch oder Sankuru, später den Lomami, und zogen nach der Landschaft Nyangwe, wo sie am 5. Mai 1882 sich trennten, Dr. Pogge, um nach dem Westen zurückzukehren, Wißmann aber, um seine Reise nach der Ostküste fortzusetzen, die er am 15. November 1882 auch glücklich erreichte, womit der junge Offizier als erster Deutscher die fünfte Durchquerung Afrikas vollbracht hatte.

Schon im folgenden Jahre rüstete sich der mittlerweile nach Europa zurückgekehrte Forscher zu einer neuen Expedition nach Mittelafrika, welche alle unsere bisherigen Anschauungen über die Bevölkerungsverhältnisse des südlichen Kongobeckens über den Haufen warf. Diesmal handelte Wißmann nicht im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland, sondern die internationale afrikanische Assoziation in Brüssel hatte ihn gewonnen. Erst im Juli 1884 konnte indes die vielköpfige Expedition aufbrechen und sich in gesonderten Abteilungen nach der portugiesischen Station Cassange in der Nähe des Kuango



Lieutenant Wißmann.

begeben. Dann wandte er sich wieder zum Tschikapa und erhielt seine alte Route bis zum Kassai bei. Nach längerem Verweilen beim Negerfürsten Mukenge, dessen Hauptstadt Luebo er am 10. November 1884 erreichte, brach er nach dem Lulua auf, an dessen linkem Ufer er die Station Luluaburg gründete, erforschte 1885 den Sankuru und den gleichnamigen See, der sich als nichts anderes herausstellte, als der von Stanley entdeckte Leopoldsee, und begab sich endlich zur Kräftigung seiner Gesundheit nach Madeira. Schon nach kurzem Aufenthalte daselbst kehrte er nach dem Kongo zurück, um die Erkundung des Gebietes im Nordosten des Lulua wieder aufzunehmen. Zuerst machte er im Juli 1886 einen vergeblichen Vorstoß nach Osten, indem er von Luluaburg über den Lukula nach dem Lubilasch vordringen wollte, aber durch die Feindseligkeit der Baluba zur Umkehr gezwungen wurde. Sieben Monate lang blieb der kühne Reisende verschollen. Da verlautete, daß er im besten Wohlsein anfangs April 1887 am Tanganyikasee eingetroffen sei. Wißmann hatte im November 1886 die Station Luluaburg wieder verlassen, war nach dem Zuflusse des Lubi gezogen und in das unerforschte Gebiet eingedrungen, in dem sich die Quellen des Lulongo, Tschuapa und Lomami befinden. Hier war aber weiteres Fortschreiten in dem sumpfigen, dichten Urwald unmöglich; er mußte sich entschließen, nach Nyangwe und dem Tanganyika zu gehen und gelangte von dort im August 1887 nach Sansibar, nachdem er somit eine zweite Durchquerung Afrikas vollbracht hatte. Seither weilte der hochverdiente Forscher in Europa. Seine Beteiligung an der „Emin-Expedition" kann nur mit Freuden begrüßt werden.

Bei Friedrich dem Großen in Sanssouci.

(Siehe das Bild Seite 49)

Das schöne Sommerschloß Sanssouci bei Potsdam, dessen Bau 1745 nach Knobelsdorffs Entwurf angefangen worden war, wurde am 1. Mai 1747 durch ein festliches Fest eingeweiht. „Der König" — anders nannte man in der Welt Friedrich den Großen nicht mehr, nachdem er in zwei glorreichen schlesischen Kriegen den perfiden „Marquis de Brandebourg" und den „nasenweisen Schneekönig" mit seinen „Putzsoldaten" so sehr in Respekt gesetzt hatte — war damals noch in jungem Mannesalter, fünfunddreißig Jahre, und weit entfernt von der Menschenfeindlichkeit und mürrischen Laune, die er später aus dem siebenjährigen Kriege mit heimbrachte. Er tanzte sogar manchmal auf öffentlichen Bällen, und der Verkehr mit Damen gelegentlich seiner Hofreise war ihm noch nicht unangenehm; er konnte noch liebenswürdig gegen das schöne Geschlecht sein.

In jener Zeit — von der Einweihung des bald weitberühmten Sanssouci bis zum Ausbruch des siebenjährigen Krieges 1756 — ging es in den schönen Sälen des königlichen Lustschlosses und an warmen Sommerabenden auf der neu angelegten, waldumgebenen Terrasse davor noch oftmals heiter und geselig belebt her. Es war die glücklichste Zeit des Königs; für Musen und Freundschaft bezeigte er noch eine ideale Neigung.

Zwar seine besten Geschichtsschreiber starben ihm bald, der wackere Generalmajor von der Goltz und der Generallieutenant Graf von Rothenburg. Auch der schwedische Gesandte Graf Rudenschold, sein ministre favori. Aber dafür hatte er seine Franzosen, denen er bis zur Schwäche wohl wollte: den Marquis d'Argens, fünf Fuß sieben Zoll groß, und darum, wie er behauptete, größer als der König, ein leichtes Blut in der Jugend und Hypochonder im Alter, ein offener Charakter, witzig, leidlicher Versemacher, immer verliebt in Schauspielerinnen, von denen er als alter Knabe, zum Aerger seines Gönners, noch eine heiratete, und in der Stellung eines Direktors der Akademie sich als großen Gelehrten fühlend. Dann der Präsident dieser Akademie, der berühmte Mathematiker Mauvertius, der zweite Archimedes, wie Voltaire ihn schmeichelte, ehe er mit seinem boshaften Witz ihn kränkte, ein sehr hübscher Mann im besten Stil des Zeitalters, ancien régime später gelaufi, lebhaft, geistvoll, aber auch hitzig, herrisch und kampfsüchtig ehrgeizig. La Mettrie, der leichtsinnige und oberflächliche Sinnenmensch, gefiel dem Könige wegen seiner derben Späße; ihn mit dem derben Baron von Pöllnitz sah er bald und bald wie seine Hofnarren an. Ernster hing er in seiner Zuneigung an dem schottischen Lord Maréchall, dem Bruder des tapferen Feldmarschalls von Keith, der 1758 bei Hochkirch von einer Kugel in die Brust getroffen wurde. Und nicht zu vergessen Voltaire, der 1750 nach Sanssouci kam, dort mit seiner Nichte, Madame Denis, freie Wohnung und Tafel erhielt, außerdem von dem sonst so sparsamen Friedrich dreitausend Thaler Jahresgehalt und zweitausend für seine Nichte. Drei Jahre amüsirte er und ärgerte er den König, bis er es mit ihm verdarb und sich aus dem Staube machte.

Auf Sanssouci wurde es nach und nach nun stiller. Kaum daß außer der gewohnten Tafelgesellschaft Friedrichs, wie sie Adolf Menzel im Bilde so meisterhaft charakterisirt hat, den Prinzessinnen und ihren weiblichen Besuchen zu Ehren einmal wieder ein Fest daselbst gegeben wurde, auf dem sich dann die französischen Toiletten der Damen des Hofes und die französische Galanterie breitmachen konnten. Der alternde Rex war mißtrauisch und verschlossener geworden, und da er mit erlauchten Feindinnen neuen Krieg voraussah, den mit der Kaiserin Maria Theresia und der Zarin Elisabeth, so war er allen Frauenzimmern höchlich abhold. Er war gar nicht mehr galant; selbst die Musen hielte er nicht mehr sonderlich, und nur selten spielte er ihnen daher noch mit seiner Flöte auf.

Unsere Abbildung ist nach dem interessanten Bilde von F. Pecht ausgeführt und stellt eine große Gesellschaft Damen und Herren im Kostüm der Zeit kurz vor Beginn des siebenjährigen Krieges auf der Terrasse von Sanssouci dar. Schloß und Landschaft sind getreu nach der Natur. Ein geschichtlicher Vorgang liegt dem Bilde weiter nicht zu Grunde, aber es schildert treffend den sorglosen Charakter der heiteren Hofgesellschaft eines Königs, der drinnen im Schloß eben an dem Plan zur Eröffnung des Feldzugs arbeitet, in welchem es sich um Tod und Leben der preußischen Monarchie handeln sollte.

Eine alte Kaiserburg.

Von

Paul Clemen.

(Siehe das Bild Seite 61.)

Wandert man von Hanau aus aufwärts im bergumrahmten Kinzigthale, vorbei an den Schlössern von Meerholz und Langenselbold, die aus dem Waldesdunkel aufblinken gleich kostbaren Juwelen in grünem Sammetfutterale, so winkt nach fünf Stunden Wanderung auf der alten Via regia, die von Frankfurt a. M. nach Fulda führt, uns vom Bergabhang ein einsames Städtchen entgegen — das ist die Krone des Kinzigthales, Bardorfers Lieblingsaufenthalt, die alte Kaiserstadt Gelnhausen. Der große Strom von Fremden, der von Norden her durch das prächtige Thal dem Rheine zuzieht, läßt das Städtchen unbeachtet liegen, nur dem Wanderer, der mit Muße nach der Art fahrender Schüler seine Straße dahinzieht, ist dieser Genuß aufgespart. Neugierig macht uns schon der Anblick der Stadt aus der Ferne — die Häuser klettern den Abhang des Dietrichsberges hinauf; als Hintergrund dienen die roten Felswände und die grünen Weinberge. Alle Gebäude überragt die stattliche Pfarrkirche. Ringsum zieht sich noch die alte, starke Befestigung mit ihren sieben Türmen, die gar luftig in die Lüfte ragen: da sind die riesigen Thorttürme mit dem ielsamen Helmbau unter dem weit ausladenden Dache, der eckturmspitzige Buttenturm, dann der runde Hexenturm, der unheimlichste Ort im ganzen Städtchen — jedes kleine Nest am Rhein oder Main muß nun einmal ein altes, zerfallenes Gebäude, einen moosbewachsenen Turm oder irgend einen dunklen Winkel haben, wo es „umgeht" oder „spukt". — Durch das düstere Thor, über dem das Wappen der Stadt,

Digitized by Google

der Thür, in Stein gehauen prangt, treten wir ein in die engen, winkligen Gassen. Da stehen die alten Fachwerkhäuser mit den hohen, spitzen Giebeln und den sonderbaren Erkern; das obere Stockwerk kommt immer das untere überragend und oft gar gespenstisch nach vorn sich hinneigend. Altertümliche Schilder und Handwerkszeichen hängen an kunstvoller Eisenstangen und klappern vergnüglich bei jedem Windhauch; an den Thüren sind hübsch verzierte Sitze angebracht, alte Heiligenbilder hier und da in die Wände eingemauert — man fühlt sich um einige Jahrhunderte zurückversetzt: es ist, als ob Ludwig Richter oder Karl Spitzweg die Stadt zu komponiren gehabt hätte. Eine hübsche Staffage geben hier die hessischen Bauern und besonders die Bauerfrauen in ihrer unveränderlichen Tracht — wandelnden Tonnen gleichend — auch hier zu Lande zeigt man nicht durch seidene Knöpfe und Halskragen den Reichthum, sondern durch die Menge der übereinander getragenen Röcke; ob man da den 1. August oder den 1. Januar schreibt, das ist vollständig gleichgiltig. Im ganzen Städtchen geht's fortwährend bergauf, bergab — die Trottoirgeleise wären wirklich zu bedauern, wenn sich Gelnhausen eines solchen Luxusartikels, wie Trottoirs sind, nur zu erfreuen hätte. Auch der Marktplatz ist eine terrassenförmige Fläche, viele der Häuser haben nach dem Berg zu ein, nach dem Thale zu zwei Stockwerke, wenn es auch noch nicht so arg ist wie am Schloßberg zu Meißen, wo man von der Straße aus ins Parterre geht und auf der andern Seite aus den Fenstern der siebenten Etage herausschaut.

Kommt man aber Gelnhausen die Krone des Kinzigthales, so ist der erschütternde Effekt in dieser Krone wieder die Ruinenstadt. Auf einer Insel der Kinzig in der unteren Stadt — jetzt gehört sie zur „Vorstadt", das heißt Dorf Barbarossa-Gelnhausen, die einen schwarzen Querbalken im silbernen Felde in Wappen führt — ragen aus dem dunklen Grün die Trümmer des Palastes hervor. Sein Erbauer war kein anderer als Friedrich I. Ueber die Zeitpunkte, wenn diese Pfalz erbaut worden, wenn Friedrich zuerst nach Gelnhausen gekommen, wie oft er dort gerastet, ist viel gestritten worden, doch läßt sich dies an der Hand der Urkunden, die er erlassen, leicht nachweisen. Zum erstenmal ist Barbarossa sicherlich auf dem Wege von Frankfurt a. M. nach Fulda in Gelnhausen gewesen, zwischen dem 25. Februar und dem 20. März 1165, und ist dort bei dem Reichsgrafen gastlichen, der die Reichsgüter, Gerichte und Waldungen zu verwalten hatte; damals faßte er wohl den Entschluß zur Erbauung eines Gotteshauses und eines Kaiserhofs. Am 17. und 19. April schrieb der Kaiser in Frankfurt a. M. einen Reichstag nach Würzburg aus — dort fertigte er sechs am 23. Mai eine Urkunde aus. In den zwischenliegenden Tagen weilte er wahrscheinlich wieder in Gelnhausen, brachte dabei die Pläne zur Ausführung und seine Bauten in Zug und Ordnung, bis ihn das herannahende Pfingstfest zwang, seinen Aufenthalt abzubrechen. Den Winter 1168 auf 1169 verbrachte der Kaiser dann in Seligenstadt am Main, von wo aus er, so oft er wollte, in wenigen Stunden Gelnhausen erreichen konnte, um den Bau zu überwachen. Am 25. Juli 1170 datirte er seine erste Urkunde hier aus, durch welche er den Ort in eine freien Reichsstadt erhob, und von diesem Tage bis zum 1. Mai 1171 weilte Barbarossa ununterbrochen in seinem neuerstandenen vollendeten Palaste — die längste Zeit, die er an einem Orte, Würzburg ausgenommen, hinter einander zugebracht hat. Nachdem er dann im Frühjahr 1180 wieder einige Wochen hier war, bewohnte Friedrich von Mitte Februar bis Mitte Juli 1188 zum drittenmale seine Burg. Damals wurde auch der denkwürdige Reichstag hier abgehalten.

Eingetreten in die ehemaligen Hallen, bietet sich uns ein trauriges prächtiger Anblick dar, der sich an zerstörender Zahnlosigkeit wohl fast allen deutschen Ruinen getrost zur Seite stellen kann, wenn er auch an Großartigkeit und Ausdehnung den meisten übertreffen wird.

Wir stehen vor dem Prachtbau, dem eigentlichen Festhaus. Nur die untere Fensterreihe ist erhalten; die alten Abbildungen mit Türmen und Hundertzahnen Bilderwerken zeigen noch eine zweite darüber; die aber ist seitdem spurlos verschwunden, und der Zahn der Zeit nagt an den Resten — „übrigens eine sehr falsche Metapher," sagt Heine, „denn die Zeit ist schon so alt, daß sie jedenfalls gar keine Zähne mehr hat." Als Kunstwerk steht dieser edelste romanische Palastbau noch über dem Landgrafenhaus der Wartburg, über der Kaiserpfalz zu Goslar durch die Regelmäßigkeit der Anlage, durch die klaren Verhältnisse, durch die Pracht der Steinhauerarbeit. Der erhaltene Bau zeigt in der Mitte ein mächtiges Rundblattfenster, von Rundbogen eingeschlossen, und rechts und links je eine Reihe von drei und vier gekoppelten Fenstern, die mit den doppelten Säulen und den köstlichen Kapitälen einen prächtigen Eindruck machen. Unter den dreiundzwanzig Kapitälen, die im allgemeinen die Gestalt des Würfels mit eingelegter Hohlkehle zeigen, kehrt nie dieselbe Art der Ornamentirung wieder: Akanthusblätter in einfacher und doppelter Reihe, an langen Stielen, mit Akanthenwerk durchflochten, mit mutwilligen Gebilden von Mensch, Tier und fabelhaften wechselnd — daraus besteht der Zierat.

Die malerische Wirkung des ganz aus rotem Sandstein ausgeführten Baues, dicht mit immergrünem Epheu bewachsen, ist unbeschreiblich großartig. Wie in Heidelberg mag der Kunstsinnreiche die Forderung beklagen, den Schönheitsdurstigen Blick des Künstlers zieht gerade diese schwermütige Mischung von herbem Tod und frischem Leben, dieser wundersame Farbenreiz aus dunklem Grün und rotem, in allen Tinten flammendem Gestein an. Ueber dem prächtigen Mittelfenster blickt aus den Blättern und Ranken ein steinernes, gekröntes Haupt hernieder. Den Sänger der Freiheitskriege, den Kaiserherold Max von Schenkendorf hat es einst zum Liede begeistert:

„In Gelnhausen an der Mauer
Stieß ein steinern altes Haupt
Einsam in den Haus der Trauer,
Das der Sehnsucht grün umlaubt.

Und das Haupt, es scheint zu sprechen,
‚Stirbt die ganze deutsche Welt!
Will sein Wort die Urzeit rächen,
Bis der Erde Bau zerfällt!'

Und das Haupt, es scheint zu grüßen,
Freyend uns, daß Krieg, daß Mord;
Lockt es uns in Tannen süßen,
Daß ist Kaiser Friedrichs Bild."

Uebrigens war Schenkendorf nicht der einzige der Romantiker, der Gelnhausen ins Herz geschlossen hatte; auch Clemens Brentano hatte die Stadt auf seinen unruhigen Wanderzügen sich genommen — sein reizendes Märchen: „Gockel, Hinkel und Gackeleia" spielt hier.

An das Festhaus stößt rechtwinklig die mächtige gewölbte Eingangshalle, ein sechsfaches Kreuzgewölbe, in der Mitte von zwei starken Säulen mit einfachen Würfelkapitälen getragen. Ueber der Halle befindet sich die Burgkapelle. Zwar stehen nur noch die Seitenwände, die Säulen und stärkste Reste von Bogen, doch läßt sich daraus der ganze Bau leicht wieder konstruiren. Noch im vorigen Jahrhundert ward die Kapelle zum Gottesdienst benützt; freilich, der steinerne Altar, der sich jetzt dort erhebt, steht kaum auf der richtigen Stelle; er nimmt gerade den Platz ein, wo zwei Säulen zu stehen hätten. Den Abschluß bildet endlich der mächtige, nun durch ein einziges Rundbogenfenster erhellte Bergfried.

Der ganze Palast ist rings von einer hohen, aus Ruinaten gebauten ausgezackten Mauer umgeben — in dem Kaiserhofe stehen mächtige Buchen und Linden, aus dem Nebenthal schauen dunkle Tannen, und Harzduft weht herüber. An den stolzen Säulen klettert wilder Wein hinauf; die hintere Mauer verdecken Blütensträuche, in denen ein Jubelchor von Sängern mit laut schallender Gewalt seine Lieder erschallen läßt; aus verdämmernder Ferne blicken die blauen Berge herüber; in den Zweigen rauscht es und flüstert es von alten, vergessenen Zeiten; die grauen Steinbilder fangen an zu reden — ein Ort, so recht geschaffen zum Träumen.

„Und wie die Gatermale
Den Felsenbau umzieht,
Ist's auch nur ein Gerüste,
Der wüste Herr durchglüht,
Die Lust an den Gestalten
Von alter Kraft und Treu',
Der Glaube, daß wir neu
Der Väter Haus erhalten."

Da füllen sich die Hallen mit edlen, ritterlichen Gestalten, vom Turm wehen die Fahnen, und aus den Fenstern schaut der Kaiser selbst, begleitet von seiner Gemahlin, umgeben von seinem ganzen Hofstaat. Sein roter Bart flattert im Winde, holde Frauen nicken hernieder, und unten im Hofe da lebt ein lustig Buhurdiren und Tjostiren an — bis — ja, bis eben draußen die Pfeife der Lokomotive ertönt und uns erinnert, daß wir nicht im mittelalterlichen, sondern im neunzehnten Jahrhundert leben.

Aus rollen Blütenzweigen ragen an der Rückwand des Festsaals zwei steinerne, reich verzierte Tragbalken, auf schlanken Säulen ruhend, hervor — das ist der „Thron Barbarossas", wie uns unser freundlicher Führer belehrt — in Wahrheit ist es freilich ein Kamin; indessen das thut nichts. Im Burgverlies — denn das gehört nun einmal zum Inventar jeder Ruine — lehnt unter alten, zerbrochenen, mosaikübersponnenen Säulen, Gesimsstücken, steinernen Werkzeugbildern eine halbrunde, mit Bildwerk bedeckte Steinplatte — ehemals die Füllung einer Portalnische — an der Wand; „das ist der holzenstaufische Löwe mit seinem Jungen," erklärt uns der Führer. Bei näherer Betrachtung entpuppt sich der junge Löwe indessen als ein ganz gewöhnliches Reichsschwanzschaf, das wirklich sehr wenig Aehnlichkeit mit einem Löwen hat.

Auch die auf Friedrich I. folgenden Hohenstaufen teilten des Gründers Vorliebe für Gelnhausen. Heinrich weilte dort im Winter von 1189 auf 1190, im Herbst 1191, im Sommer 1192, im Mai 1193. Zum letztenmale betrat er die Stadt am 6. März 1196. 1207 bewohnte Philipp von Schwaben den Palast, 1216 Friedrich II., 1227 und 1230 dessen Sohn Heinrich. Er war der letzte Hohenstaufe, den Gelnhausen in seinen Mauern sah. Im dreißigjährigen Kriege wurde die Burg von den Schweden belagert und erobert, das Burggericht hörte damals auf — seitdem blieb der größte Teil der Burg in Trümmern.

Aus der Terrasse werfen wir noch einen letzten Blick in den Kaiserhof — der dunkle Rundbogen der Halle bildet den natürlichen Rahmen für das Bild, das vor uns im Strahlengolde der Sonne liegt, eine farbensymphonie, „eine Rainenelegie, wie sie Matthison nicht schöner dichten könnte," sagt ein rheinischer Dichter; „ein farbiger Kuß Gottes" ein anderer — das rote Gestein leuchtet und glüht; scharf wie eine Silhouette hebt sich die gezackte Mauer vom Horizont ab, darüber in leicht geschwungenen Linien die Berge und der Himmel, die Erde küssend mit ihr zusammenfließend in ein duftiges Blau — das ist ein Bild wie geschaffen für den Maler.

Wir machen noch einen kurzen Gang um die Stadt, betrachten das alte Kastell, besuchen die romanische Gelakapelle — der Sage nach der älteste Bau der Stadt, ganz unter Blumen versteckt in den Weinbergen gelegen — bewundern die dreifachen Mauern mit dem tiefen Graben, das alte Johanniterhaus am Holzhof, einen spätgotischen Prachtbau, und kehren dann der Stadt den Rücken. Oben am Waldsaume wenden wir uns noch einmal um. Da liegt Gelnhausen in voller Pracht und schimmert im Abendrot zu uns herüber — noch ein letztes Lebewohl, und das Waldesdunkel nimmt uns auf.

Schlichtung von Grenzstreitigkeiten in Rußland.

(Hierzu das Bild S. 64.)

Der russische Bauer nimmt es oft mit Mein und Dein nicht ganz genau. War doch im grauen Altertum in Rußland das Stehlen in manchen Fällen, beispielsweise um einen Gast zu bewirten, ziemlich erlaubt. Derlei Gebräuche verschwinden nicht spurlos, da dasselbem jedoch nunmehr natürlich vom Gesetze verboten sind, gibt es oft Prozesse und Streitigkeiten.

Eine in dieses Bereich gehörende und für das Leben des russischen Bauern charakteristische Szene bringt unser Bild zur Darstellung. Beim Holzfällen ist die Grenze zwischen dem Dorf- und dem Herrschaftswalde nicht einzuhalten worden. Der Grundherr hat — wie es in solchen Fällen gewöhnlich geschieht, ehe man sich ans Gericht wendet — einen vereidigten Landschaftsrevisor mit der eingehenden Prüfung der strittigen Grenze beauftragt; derselbe hat sich, unter Führung des betreffenden Försters oder Buschwächters, in Begleitung des Dorfältesten und einiger anderen Zeugen an die Arbeit gemacht. Unter Zuhilfenahme einer Spezialkarte skizzirt man die Grenze ab, um die vorgestellten Grenzpfähle an den ihnen zukommenden Platz zu setzen. Auf dieje Weise wird der dem Gutsherrn zugefügte Schaden festgestellt. Das Ende vom Liede bildet gewöhnlich ein langwieriger Prozeß, bei dem jedoch der Grundherr selten etwas gewinnt, da die Bauern lieber ihre Strafe absitzen, als daß sie den geringsten Schadenersatz oder die Prozeßkosten bezahlen.

Die Gestalten unseres Bildes sind echt russische Typen, mit der großen Naivität Turgenjeff sie in seinem „Tagebuch eines Jägers" so herrlich schildert. Der Baumstamm, von dem die ausgebreitete Karte liegt, läßt sich offenbar vom Förster einige notwendige Aufschlüsse und Erklärungen geben. Die Bauern folgen aufmerksam den Auseinandersetzungen, um, falls der Förster zu sehr im Interesse seiner Herrschaft sprechen sollte, auch ein Wort mitzureden. E. P.c.

Blätter für die Frauen.

Söhne und Töchter.

Von

W. Heim.

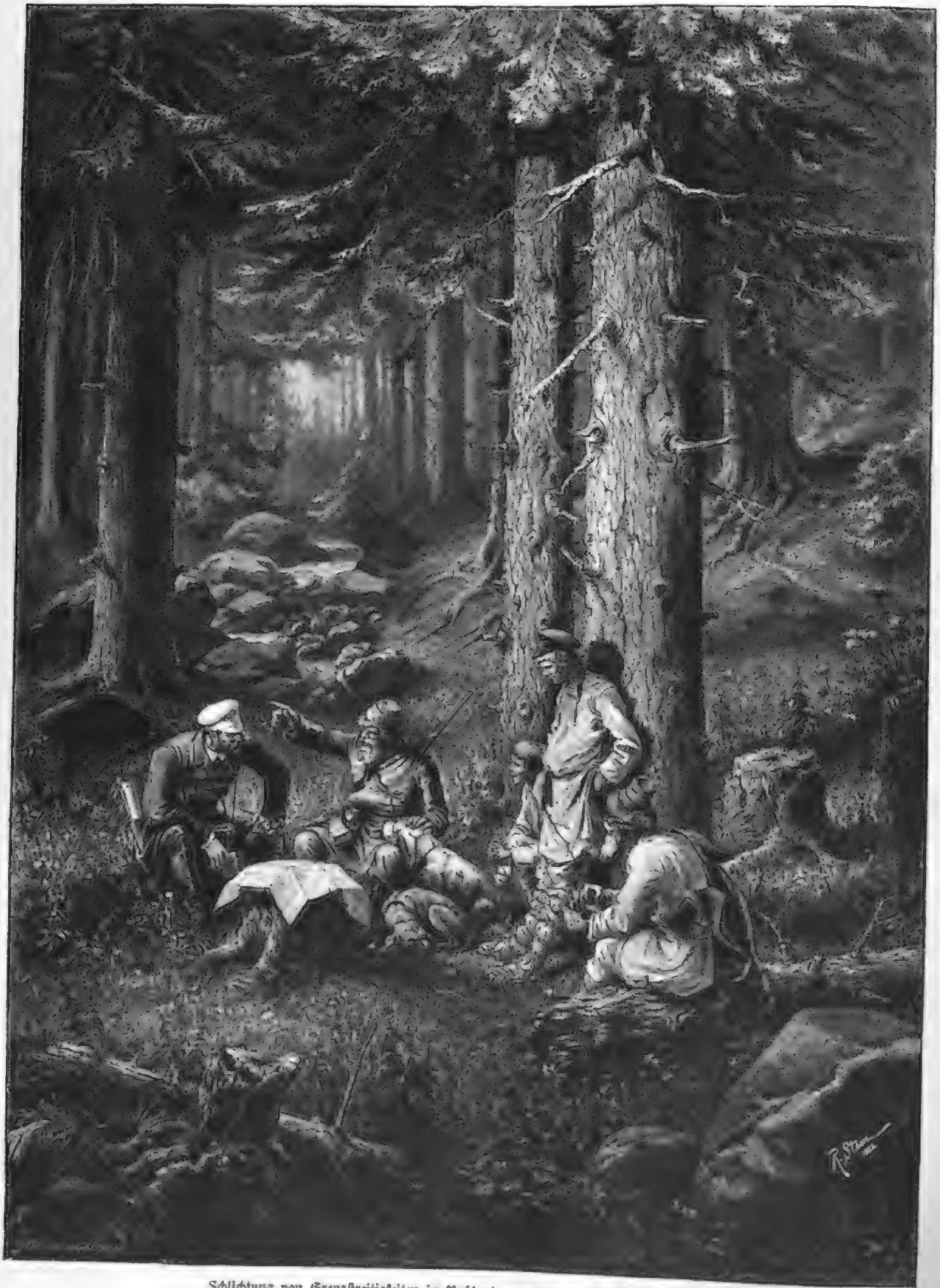
(Alle Rechte vorbehalten.)

Es besteht vielfach die Ansicht, daß dem Herzen der Mutter die Söhne teurer seien als die Töchter, daß die Sympathie mit tausend unmittelbaren Fäden ein ganz besonders unzerreißbar festes Band um Mutter und Söhne schlinge. Unterstützen wir diese Behauptung auf ihre Wahrheit.

Wer das Glück hat, Mutter einer guten Tochter zu sein, weiß, welche Wonne es ist, ein Wesen sein eigen zu nennen, das vom ersten Atemzug an ein Teil ihrer selbst war und es bleibt bis ans Ende aller Tage. Denn kein Glück der Welt, nicht die jauchzende Freude unter ihren kindlichen Gespielinnen, nicht die Lust an Spiel und Tanz der Halberwachsenen, nicht die trunkene Wonne der jugendlichen Braut, noch die glückgesättigte Befriedigung der jungen Frau vermögen die Tochter dem Mutterherzen zu entfremden. In allen Stationen irdischer Glückseligkeit kehrt die Tochter immer wieder dahin zurück, von wo sie ausgegangen — an die Brust der Mutter. Nach nie viel mehr als Leide, denn wo kann sie sich ungestörter ausweinen, wo darf sie entraten von Scheu und Kampf, als in den Armen derjenigen, welche ein Recht hat an ihre verborgensten Gefühle und Gedanken, welche sie ganz versteht bis in die innerste Faser ihres Herzens hinein, und die doch nichts von ihr verlangt, als ihr Trost und Hilfe bringen zu dürfen in jedem Schmerz und jeder Erdennot, seien sie körperlicher, seien sie seelischer Natur.

Sich eins fühlen mit der Tochter, die alle weiblichen Gefühle mit der Mutter gemein hat, von der zagenden Schüchternheit der Frauennatur an bis zum todesverachtenden Opfermut des liebenden Weibes: sich eins fühlen mit einem Wesen, das alle Leidens- und Glückspfade des Familienlebens als natürliche Vertraute und Bundesgenossin mit der Mutter durchwandelt hat, dem sie nichts zu verbergen brauchte,

Digitized by Google



Schlichtung von Grenzstreitigkeiten in Rußland. Originalzeichnung von Ralph Stein.

Tamerlan, der Studentenhund.

Originalzeichnungen von Karl Stauber.



Der Student Feracke verkauft wegen Ueberfluß an Geldmangel seinen Hund Tamerlan an seinen Landsmann Bauer, der ihn mit in seine Vaterstadt nimmt.



Tamerlan gewöhnt sich schnell an seinen neuen Herrn, bringt ihm die Stiefel und stellt die Hausschuhe unter das Bett. Herr Bauer ist entzückt über das kluge Tier.



Tamerlan trägt mit Vorliebe den Stock seines Herrn, hat aber die Manie, den harmlosen Spaziergängern zwischen die Beine zu laufen.



Sieht er eine junge Dame, so hat er die eigenthümliche Gewohnheit, hinter ihr am Rocke festzuhalten, bis sein Herr nachkommt.



Tamerlan geht bei seinem Holzhacker vorbei, ohne ein Stück Holz zu apportiren und herzutragen.



Nachts beim Nachhausegehen macht es ihm Vergnügen, an den Glocken heftig zu schellen.



Läßt jemand am Stammtisch seinen Teckel essen, so ist Tamerlan schnell da und stiehlt ihm auch.



In angeheitertem Zustande springt er abends in das Bett seines Herrn und zeigt ihm die Zähne, wenn er ihn herausjagen will. Herrn Bauer bleibt nichts anderes übrig, als die Nacht auf dem Sofa zuzubringen.



Die letzteren Eigenschaften Tamerlans veranlassen Herrn Bauer, denselben eiligst wieder zu seinem Vater zu bringen mit der Erklärung, daß ein ordentlicher Staatsbürger einen Hund mit solch akademischer Erziehung nicht halten kann.

Tamerlan springt vor Freude über die Lisse und beißt Herrn Bauer in die Waden.

weder die in tausend Kleinigkeiten sich offenbarende materielle Not des täglichen Lebens, noch die Herzens- und Seelenpein der sorgenden Familienmutter, welch größeres Glück kann es für das liebende Mutterherz geben? Wer könnte es wagen, angesichts solch reinen, innigen Seelenbundes davon zu sprechen, daß Söhne dem Mutterherzen inniger verbunden sein könnten als Töchter?

Zugegeben, nicht jedes Verhältniß zwischen Mutter und Tochter gleicht dem oben geschilderten. Abgesehen von den Schwierigkeiten, die manches eigenwillige, verschlossene, schwer zu erziehende Kind mit unbewußtem Widerspruch und kindischem Trotz der Mutter bereitet und durch die das innige Verhältnis zwischen beiden getrübt werden kann, ist da die Unverträglichkeit, die Ruhelosigkeit, das „keine Zeit haben“ dieser oder jener Mutter, welche das sich nahende Kind zurückscheuchen. Da ist ferner die gewöhnliche Eitelkeit des Weibes, die nicht selten feindlich zwischen Mutter und heranwachsende Tochter sich drängt. Da ist endlich die Oberflächlichkeit, welche für die glänzende Außenseite der Tochter in reichem Maße sorgt und andererseits keine Veranlassung ergreift, sich dem Gemütsleben des Kindes zu nähern, und mit dieser Unterlassungssünde eine unübersteigliche Schranke zwischen diese so nahe zu einander gehörenden Herzen zieht. Trotz alledem ist auch für die oberflächliche, eitle, genußsüchtige Frau der Besitz der Tochter eine Quelle unbeschreiblichen Glückes. Sie sieht sich, ihre eigene freudvolle Jugend in ihr wieder aufleben; von dem unschuldigen Kinderspiel an bis zu dem bedeutungsvollen Schritt in die Ehe lebt sie mit dem Kinde ihr eigenes Leben wieder durch.

Sie kann das Kind stützen, ermutigen, zurückhalten und warnen, je nach ihren Erfahrungen und Empfindungen, uns in diesen Bemühen für die Wohlfahrt eines andern Wesens, in dem Bewußtsein, daß nur sie allein in der Welt im stande ist, diesem Wesen gerade den richtigen Rat und die richtige Leitung zu geben, streift sie die selbstsüchtige Hülle ab, welche ihre besseren Gefühle wie eine Eisrinde eingeengt hat, und der volle und reine Strom unermeßlicher Mutterliebe überflutet, glückbringend und sie selber beglückend, die bisher so engen Ufer ihres inneren Lebensganges, und nimmt alle Hindernisse mit fort, welche in ihrem eigenen Herzen ihrem besseren Selbst gegenüber sich oftmals hemmend aufgetürmt hatten. Der Segen, welchen die Mutter der Tochter verdankt, indem sie in erziehender Sorge an dem Kind jeden Flecken zu tilgen bemüht ist, welchen sie an sich selber schmerzlich empfindet, das Glück, in dem rosigen Angesicht, in den begeistert strahlenden Blicken des geliebten Kindes das eigene Bild in veredelter Gestalt wie in einem reinen Spiegel zu erschauen — das sind schon Freuden aus einer höheren, besseren Welt!

Anders mit den Söhnen. Scheu in den kindlichen Zügen des Knaben sucht und findet die Mutter nicht sich selber, sondern das Bild des Vaters. Sie findet es, innerlich jauchzend, mit allen Vorzügen, mit welchen die feurige Einbildungskraft des jungen Weibes den geliebten Mann umgeben hat; sie findet es, zum Tode betrübt, mit allen Fehlern und Leidenschaften, welche ihr das tägliche Zusammenleben an dem Mann ihrer Wahl enthüllt hat.

So lange der Knabe in der Kinderstube unter ihrem unmittelbaren Einfluß lebt, so lange kann sie versuchen, durch Wort, That und Beispiel ihn dem Ideal immer ähnlicher zu machen, das sie in dem Vater geliebt hat und — wenn auch unter Modifikationen — lieben wird bis an ihr Ende. Und — o wunderbares Gesetz der Natur! — der stolze Sinn des kleinen zukünftigen Helden beugt sich in der Regel williger dem sanften Einfluß der Mutter als dem strengen, eisernen Willen des Vaters. Folgsam sein ist ein gar schweres Ding für den männlichen Trotz, der sich in dem Knaben schon regt. Wie üppig schießt das Unkraut empor in dem Kinderherzen, und wie leicht reißt eine zu kräftige Hand mit demselben auch den edlen Keim aus, der schon im Begriff war, sich zu entfalten. Nicht immer ist es daher ratsam, daß der Vater die Entscheidung durch Biegen oder Brechen herbeiführe. Das junge Stämmchen knickt leicht unter der Gewalt des Sturmes, während es doch gesund und kräftig heranwächst, sobald es lose an einen stützenden Pfahl gebunden wird. Der stützende Pfahl in der Familie heißt Zucht, gute Sitte und Gewohnheit. Der Mutter Hand bindet unbemerkt den wilden Knabensinn an diese Stütze. Nicht wie im Kreise unbändiger Kameraden darf er es wagen, in der Mutter Stube hereinzustürmen. Die Stunden der Mahlzeiten muß er regelmäßig einhalten. Den lauten, befehlenden Ton, der ihn zum Beherrscher seiner Gespielen macht, muß er vor der Thüre lassen. Dazu braucht es keiner bestimmt gegebenen Regeln oder Gebote, keiner ausgesprochenen Verbote. Ein verwundertes Blicken der Mutter, wenn er, die Mütze auf dem Kopf, bei ihr eintritt; eine leise Bewegung ihrer Hand, um dem auf dem Tisch ruhenden Ellenbogen seine Stütze zu entziehen; höchstens ein warnender Ruf zur Ordnung — und der Sohn folgt ohne Widerspruch. Die Mutter lenkt ihn wie an einem seidenen Faden.

Dennoch ist die Zeit nicht fern, wo ihm der Vater über die Mutter geht. Er legt die Händchen auf den Rücken und spaziert, statt der Cigarre ein Hölzchen zwischen den Lippen, nachdenklich auf und ab — ein Miniaturbild des Vaters. Die Mutter lächelt wehmütig dazu. Jetzt fängt er an, sich nach einem höheren Vorbild zu modeln. Papa steht obenan in der Welt.

„Mein Papa macht das so. — Mein Papa hat das gesagt. — Mein Papa hat die schönsten Pferde. — Mein Papa weiß das besser. — Mein Papa ist aber stärker.“ Immer und überall sieht er zu Papa auf. Am meisten imponirt ihm Papas physische Kraft. Ueberhaupt ist die Stärke der verschiedenen Geschöpfe maßgebend für seine Hochachtung vor denselben. Schon wenn er noch hinter dem bunt gemalten Bilderbuch sitzt, fragt er: „Wer ist stärker, der Löwe oder der Tiger?“ Später heißt es: „Ich kann Karl schon bezwingen,“ oder: „Ich kann zwanzig — fünfundzwanzig Kilo heben.“ So tönt es durch alle Jahre der Kindheit des Knaben hindurch. Endlich ist er so groß und so stark wie Papa, und sein Ehrgeiz wendet sich höheren Zielen zu. Seine Studien, seine erworbenen Kenntnisse bringen ihn immer mehr mit dem Vater in Berührung.

Sein zukünftiger Beruf macht ihm den Rat, die Hilfe, das Interesse des Vaters immer unentbehrlicher. Für der Mutter Angelegenheiten ist er teilnahmslos; er hält dieselben für unwichtiger, so, es ist nicht auszudenken, daß er einer mitleidigen Miene für sie hat, wenn er sie körperlich ihm gering scheinenden Strapazen erliegen sieht.

Das Bewußtsein der Manneskraft regt sich in ihm; er übt dieselbe jetzt noch in etwas ungeschickter Weise aus, denn es ist ihm Bedürfnis, sie zu erproben. So verletzt er die Mutter vielleicht, ohne es zu wollen, mit den Ausbrüchen lärmender Lustigkeit, oder erschreckt sie mit Kraftproben, die ihr Entsetzen erregen. Doch nur kurze Zeit dauern diese Uebergangsstadien. Die Auge und taktvolle Frau weiß den Jüngling, der sich aus diesen Keimen entwickelt, weit schneller und leichter an den richtigen Platz in der Familie zu stellen als der Vater.

Erwachsene Söhne! Welche Stellung gebührt ihnen den Eltern gegenüber, und ist ihr Verhältnis zu Vater und Mutter das gleiche?

Es ist ein eigentümliches Gefühl, das Bewußtsein: Dein Kind ist die völlig entwachsen, es reicht mit seinem Denken und Streben weit hinaus in andere Sphären, sein Sehnen ist auf Ziele gerichtet, die deinem Verständnis völlig entrückt sind.

Der Vater wird dieses Gefühl niemals haben, aus dem einfachen Grunde, weil seine Kenntnisse, seine Erfahrungen, seine Wirksamkeit größer sind als die seiner sich entwickelnden Söhne, und weil er in späteren Jahren, wenn die Söhne mitten im Leben stehen, während seine Lebensinteressen im Absterben begriffen sind, alles, was ihm Fremdes an den Kindern entgegentritt, gern als jugendliche Thorheiten und Irrtümer belächelt oder das, was er an ihnen nicht versteht, geradezu in absprechendster Weise verdammt.

Es ist dies sicherlich tief in dem männlichen Wesen begründet, denn der Mann fühlt sich als Herr der Welt in jedem Verhältnis. Stehe er auf der Höhe der menschlichen Gesellschaft oder gehöre er den niedersten Schichten derselben an, diesen erwähnten Grundzug haben alle Männer gemein. Es ist die schöpferische Kraft des Mannes, welche ihm dies Bewußtsein verleiht. Die Herrschaft über die Welt beschränkt sich indes meistens auf die Herrschaft in der eigenen Familie.

Wenn der Vater also naturgemäß das Gefühl nicht haben kann, daß der Sohn über ihn hinauswächst, so hat es doch sicherlich die Mutter. Sie empfindet es um so lebhafter, je gebildeter und verständiger sie ist. Gesetzt doch schon die Studien des Sohnes weit über das gewöhnliche weibliche Verständnis hinaus und — seien wir ehrlich — auch der weibliche Verstand hat eine natürliche Grenze, über die keine Strebsamkeit und keine Genialität hinweghilft. Aber aus dieser Erkenntnis erwächst keine trennende Schranke zwischen Mutter und Sohn, sie ist vielmehr die Brücke zu einem idealen Verhältnis zwischen beiden, wie es reiner, inniger und beglückender nicht gedacht werden kann.

Fängt die Mutter an, sich selbst unbewußt, in dem erwachsenen Sohn den Mann zu achten und demgemäß an ihm hinaufzusehen, so ist die natürliche Folge davon nicht etwa ein Ueberhehen des Sohnes, sondern ein unwillkürliches, freiwilliges Unterordnen desselben im warmen Gefühl der Dankbarkeit und Verehrung für die Mutter, welches sich in den kleinsten und zartesten Aeußerungsformen kundgibt und so die unsichtbaren Fäden der Sympathie um beide schlingt, welche stärker sind als eherne Ketten. Denn gegenseitige richtige Wertschätzung ist das unlöslichste Bindemittel in jedem menschlichen Verhältnis, weil es, auf Wahrheit beruhend, das Selbstbewußtsein und mit diesem die Erkenntnis der eigenen Kräfte erweckt.

Darin liegt das vielen Müttern so unerklärlich scheinende Geheimnis, daß die Söhne, wenn sie den Vater noch so hoch verehren, doch immer zärtlicher an der Mutter hängen. Diese Zärtlichkeit entwickelt sich aus den natürlichen Vorgängen. Es kann vorkommen, daß der Vater seine geistig und körperlich voll entwickelten Söhne noch jahrelang fast als Knaben behandelt und sie dadurch tödlich in dem Gefühl ihrer männlichen Würde verletzt, während die Mutter längst so voll und ganz auf den Platz gestellt hat, der ihnen gebührt, und dadurch einen Einfluß auf sie gewinnt, welchen der weiseste und liebreichste Vater nicht haben wird, wenn er seine väterliche Autorität immerdar geltend macht. Diese Mutter darf dann auch den Söhnen, ohne sie zu kränken, den Spiegel der Wahrheit vorhalten; sie darf ihre Fehler besprechen und rügen, sie darf ihnen raten, darf warnen und wird immer ein warmes und offenes Herz finden.

Nicht die Sanftmut der Frau ist es, welche die Söhne bezwingt, auch in dem niemals versiegenden Quell der Mutterliebe allein liegt nicht ihre Macht, — die auf Hochachtung begründete Anerkennung des Sohnes ist es, welche der Mutter die Herrschaft über das Herz desselben sichert.

Literatur

— **Welch ein bedeutender Meister der psychologischen Vertiefung Richard Voß ist,** wie er uns mit wenigen Worten in eine eigenartige Seelenstimmung hinein zu versetzen, mit geringen Mitteln Bilder von packendster Eigenart zu malen versteht, das hat die ihm in unseren Spalten soeben erschienene Erzählung „Rudis“ unseren Lesern fortgesetzt gezeigt. Auf breiterer Grundlage entfalten sich denselben feinen Vorzüge in der soeben erschienenen dreibändigen Novelle „Dadiel, der Konvertit“, einer römischen Märtyrergeschichte aus dem vorigen Jahrhundert (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart). Die Bekehrungsgeschichte des phantasievollen jüdischen Knaben ist ein Musterstück ergreifender Seelenmalerei; noch weit erschütternder aber sind die folgenden Abschnitte, die Geschichte von der schwärmerischen Affaire, die den Konvertiten aus dem Franziskanerkloster, in das er als frommer Bruder aufgenommen worden, hinaus in die Stadt stadt, wo er seine Sünden abzubüßen und das Werk seiner Heiligung zu fördern gedenkt, und endlich die Schilderung der unheimlichen Erregung, die ihn, nachdem er Abt des Franziskanerklosters geworden, anspornt, mit unerbittlicher Strenge gegen seine früheren Ordensgenossen zu Felde zu ziehen, und da sie sich seinen Bekehrungseifer hartnäckig widersetzen, sie und ihre Niederlassungen zu vernichten. Eine Reihe prächtig farbiger Bilder, die in diese Geschehnisse verflochten, bringt den durch die Meisterschaft der Darstellung schaudernden seiner Sprödigkeit entrissen Genuß dem Gehalt um so näher und erhöht zugleich durch den Gegensatz die Wirkung der schroffen Kontraste. Alles in allem ist Dadiel, der Konvertit, ein Werk, dessen Eigenart auch diejenigen, die sich nicht mit allen darin zum Ausdruck gelangenden Tendenzen ganz einverstanden fühlen sollten, unwiderstehlich bestricken und ihnen Bewunderung abnötigen wird.

— **Wilhelm Walloth ist in allem, was er schreibt,** ein interessante Autor, sein spezielles Gebiet scheint jedoch Neapel und der römischen Kampagna zu sein. Hier kann er die üppige, wilde Farbenpracht, die seiner Darstellung eigen ist, entfalten. Sein neuester Roman dieser Gattung: „Der Gladiator“ (Leipzig, Friedrich), gehört vielleicht zu dem Eindrucksvollsten, was dieser Schriftsteller hervorgebracht. Er schildert hier die Schicksale eines jungen Menschen, der, um die Schulden seiner Mutter zu begleichen, das schimpfliche, aber einträgliche Gladiatorengewerbe ergreift; in ihn verliebt sich die alternde Schauspielerin Procilla, eine Gelichte Katzulus, und nun entrollt sich vor uns ein phantastisches Drama aus der Zeit der wildesten Entartung des kaiserlichen Roms. Walloth ist Realist und übt sich scheinbar etwas zu gut auf die naturalistische Ausmalung von Zirkus- und Liebesszenen, aber dieser Realismus ist durchdrängt von Geist, und eine Fülle der feinsten Beobachtungen aus der Natur- und Seelenkunde verleihen uns mit der Vorliebe des Autors für das Grelle und Große. Wir stehen nicht an, diesen Roman, der unbestreitbar auch durch geistreiche und kulturhistorische Charakterzeichnung erfreut, zu den gediegensten Gemälden der Zeit des Cäsarenwahnsinns zu rechnen.

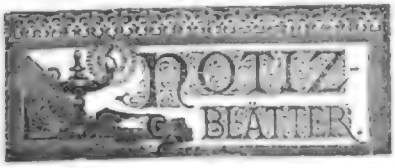
— **Als berufener Heine-Kenner bewährt sich Gustav Karpeles** aufs neue durch Herausgabe zweier Werke, die sich mit seinem Lieblingsdichter beschäftigen. Das eine ist die neuzeitliche „Kritische Gesamtausgabe von Heinrich Heines gesammelten Werken“ (Berlin, B. Cotta), das andere „Heinrich Heines Autobiographie nach seinen Briefen und Gesprächen“ (Berlin, Robert Oppenheim). Fassen wir zunächst das letztgenannte Buch näher ins Auge, so finden wir eine überaus sorgfältige Zusammenstellung alles dessen, was der Dichter über sich selbst und sein Leben geäußert, soweit es noch irgend auffindbar und nachweisbar war. Alle erhaltene Zeit in der That eine Selbstbiographie, die uns über die Entstehung in Bezug auf seine so lange mit Spannung erwarteten Memoiren, von deren Nichtvorhandensein uns die jüngste Zeit leider überzeugen mußte, so viel als möglich zu trösten vermag. Das dürftige Fragment jener Memoiren, das seinerzeit die „Gartenlaube“ mitgeteilt, hat Karpeles in seine Ausgabe der „Gesammelten Werke Heines“ aufgenommen, die in Wahrheit so vollständig als möglich ist und durch Beifügung abweichender Lesarten und vortrefflicher Einleitungen des Herausgebers zu jedem einzelnen Abschnitt ein erhöhtes Interesse erhält. Den letzten Band und ein Drittel des vorletzten füllen Heines Briefe, und eine nicht minder schätzenswerte Beigabe ist das Personenregister für sämtliche neun Bände. So nimmt denn auch in Bezug auf Uebersichtlichkeit diese Gesamtausgabe eine hervorragende Stellung ein.

— **„Die Stammtafeln des Adels bei Großherzogtum Baden“** von C. von der Becke-Klüchzner (Baden-Baden, A. u. Hegewisch Hofbuchdruckerei) liegen nunmehr in 15 Lieferungen abgeschlossen vor. Alle Freunde der Heraldik und Genealogie erhalten in diesem überaus sorgfältig ausgeführten Werke, dem man es wohl ansieht, daß es das Ergebnis langjährigen gewissenhaften Arbeit ist, einen schätzbaren Beitrag zur deutschen Adelsgeschichte.

— **So lebhaft richten sich neuerdings die Blicke wieder** hinüber nach Afrika, daß neue Aufklärungen über den dunklen Erdteil doch willkommen sind. In reichem Maße bietet solche Dr. Georg Hentzels Buch: „Tod deutsche Togogebiet und meine Reisetour 1887“ (Leipzig, Karl Reißner). Ein schaufs, kritisches Auge hat hier beobachtet, ein nachdenkliches Herz hat diese Feder. Die Schlüsse, die der Verfasser aus der gewonnenen Erkenntnis auf die einstige Bestimmung und Bedeutung Togos, die dieses deutsche Kolonialgebiet für unser Vaterland zu erringen bestimmt ist, ergeben eine ansehnliche Summe beherzigenswerter Winke. Schätzbar ist auch die beigefügte Karte des Togogebietes und das unserm Blatte, sowie die sie die Uebersicht fördernde Zeichnung der Gebirgsprofile.

— Kein Volk der Erde pflegt den mehrstimmigen Gesang mit ähnlichem Eifer wie das unsrige. Ein recht aufgelegt deutsches Unternehmen ist daher die musikalische Zeitschrift „Der Chorgesang", herausgegeben von A. W. Gottschalg (Weimar, Hand Gibl), die vollends in ihren vierten Jahrgang eingetreten ist. Unsere überaus zahlreichen Männergesangvereine wie die Vereinigungen für Frauen- und gemischten Chor finden hier ein Organ, das in erster Linie ihre eigensten Interessen vertritt und ihnen in jeder Nummer neue Schöpfungen bewährter Komponisten für ihre Sonderzwecke bietet. Daneben gelangt aber in Wort und Notensatz das gesamte musikalische Leben der Gegenwart zum Ausdruck, sowie es sich in den Reihen einer monatlich zweimal in den Stücken von einem zum Bogen erscheinenden Zeitschrift fassen läßt. Daher, wer die edle Tonkunst liebt, wird am Gottschalgschen „Chorgesang" seine Freude haben.

— „Alte Häuser", „Geographisch statistische Tabellen aller Theile der Erde, Jahrgang 1880", herausgegeben vom Professor der Forstwissenschaft, sind neuerdings in einem sehr handlichen Format als Taschenkalender erschienen (Frankfurt, Sauerländer). Es bedarf wohl nur dieser Hinweisung, um die Freunde dieses vortrefflichen und für die meisten Brieftaschen unentbehrlichen kleinen Nachschlagewerkes zu veranlassen, es sich anzuschaffen.



Bildende Künste.

— In einem Zeitraum von kaum sechs Wochen hat Professor Peter Janssen sein Wandgemälde der Schlacht von Torgau in der westlichen Feldherrnhalle des Berliner Zeughauses vollendet. Es vergegenwärtigt den Augenblick, in welchem der große Friedrich seinen siegreichen Reitergeneral Ziethen nach dem erfochtenen Siege begrüßt. Man hofft, in anderthalb Jahren den gesamten malerischen Schmuck der Ruhmes- und Feldherrenhalle vollendet zu sehen.

— Wer nun alle Einzelheiten mit größter Pünktlichkeit durchführen und sie dennoch der Gesamtheit geschmackvoll unterordnen lernt, daß zeigt in überraschender Weise das nach dieser Richtung hin geradezu mustergiltige Bildnis des Generallieutenants v. M. von L. Hautkeiner in Stuttgart, das zur Zeit im dortigen Kunstverein ausgestellt ist. Mit voller Lebensfrische und Porträtwahrheit tritt der Kopf leuchtend aus dem malerischen Halbdunkel, in das die leicht skizzierte Umgebung gehüllt ist und innerhalb dessen all die zahlreichen Orden und Ehrenzeichen, mit denen die ganze Brust des verdienstvollen Generals bedeckt ist, zu verschwimmen scheinen, sobald man das Bild als Ganzes in seiner Gesamtwirkung ins Auge faßt. Dabei aber gelangen auch in dieser dichtgedrängten Unterordnung Gold, Silber, Email zu ihrem vollständigen saftigen Recht, zeigt jeder Ordensstern, jede goldene Arabeske der Kragenstickerei ihre scharfe Form. Trotz der mit virtuoser Breite gehandhabten, nichts weniger als zeichnerisch erscheinenden Behandlung findet selbst der Haarbüschel hier seine Rechnung — Künstler- und Laienauge sind in gleichem Maße befriedigt.

Bühne.

— „Nun hast du mir den ersten Schmerz gethan," kann Lessing von der Kritik sagen, die ihm die erste „Recht" seines „Berliner Theaters", ein Schauspiel von Hans Olden, einem ehemaligen Mitgliede des Deutschen Theaters, „Ilse" benannt, zag „vernichtet" hat, also daß es bereits nach wenigen Tagen dem Schauplatz seiner Thaten wieder verschwinden mußte. „Ilse" ist ein echtes Schauspielerstück — interessant, einzelnend, theatrisch belebend und innerlich unwahr und leer. Denn daß ein Mädchen für ein andres eine unanständigere Schande auf sich nimmt und selbst dann noch volle Lust der Erniedrigung besitzt, als es sich um ihr eigenes Glück handelt — das ist denn doch eine Voraussetzung so übergroßer Art, daß selbst der gutmüthigste Zuschauer dabei zum Opfer verleitet wird. Hans Olden diesen wirklich neue Dramenheim (wenn) hat es nur der verzeihlichen Bühnenmache zu danken, daß man sein Stück nicht entschieden zurückwies. Denn spannend und theatralisch niesam ist es in der That. In jedem Augenblick glaubt man, daß die wahre Mutter, eine in hoffnungslos Wohlleben schwelgende, herzlose Egoistin, entdeckt und nunmehr eine schreckliche Katastrophe erfolgen werde, da dieselbe die Gattin eines im Punkte der Ehre exorbitanten Mannes geworden ist und in raffinierter Weise in Versuchung geführt wird. Als aber eine sentimentale Deutung in diesen leeren Charakter der Verwirrungen des Publikums einschlicht, da reißt diesem denn doch die Geduld und es bricht in laute, spöttische Heiterkeit aus. Darauf hat auch an diesem Stück bewiesen, daß er ein vorzüglicher Regisseur und ein Schauspieler ist, der über tüchtige Kräften verfügt. Er hat vermittelst der letzteren alles mögliche aufgeboten, um den Erfolg zu retten — vergeblich, denn gegen Unnatur und psychologischen Widersinn verlieren auch der gewandteste Künstler die Partie. — Das Berliner Residenztheater hat mit einer lustigen Posse von Neidhart seinen ersten Experimentkampf aufgenommen; dieselbe führt den Titel „Debütirt", weil durch die Verleihung einer Ordensauszeichnung an eine unbedeutende Person der aus äußerst rosigen und leichtsinnigen Stimmen schließende Einsatz mit einem Zauberschlage gelöst wird. Die Fabel behandelt ein gebräuchliches Thema in recht netter Ausführung. Nicht nur der Gatte, sondern auch die Gattin wandelt auf verbotenen Pfaden. Da sich dieselben infolge eines boshaften Zufalls treffen, so entstehen hundert Verlegenheiten, über welche das Publikum in ein anständiges Gelächter ausbricht und sich fortwährend aufs köstlichste belustigt. Witz und Erfindung sind ebenso plötzlich wie die Handlung schlüpfrig und bedenklich ist. Da man im Residenztheater gewohnt ist, die moralische Empfindlichkeit in der Garderobe zu lassen, so hat diese Neuheit einen glänzenden Erfolg erzielt und wird sicherlich Hunderte und Tausende erheitern. Aber ehrbare Frauen und Mädchen müssen erröthen und vor Scham in die Erde zu versinken wünschen, wenn sie Zeugnisse von so viel Verderbtheit werden. — Im Viktoriatheater besitzt ist ein Spektakelstück ebenfalls französischer Marke, „Matthäus Sandorf" von Jules Verne und Dennery, das Lindau ins Deutsche übertragen hat, ein wahres Kattenjammer von Mord und Todtschlag, in dem die ungeheuerlichsten Dinge geschehen, bei der rohen Aufführung entsetzlichen abgestaltet, und aber trotzdem unterhalten.

Kultur und Wissenschaft.

— In Chicago ist eine „Complometer" benannte Rechenmaschine erfunden worden, welche die verwickeltsten mathematischen Aufgaben mit größter Schnelligkeit und Zuverlässigkeit löst. Das 14 Zoll lange, 5 Zoll hohe Instrument kann auf jeden Tag aufgestellt werden und arbeitet ähnlich wie eine Schreibmaschine. Umrechnung von Geldsummen in andere Währungen und ähnliches mehr wird von der Maschine in einer Sekunde tadellos ausgeführt.

— In Dalekarlien wurde ein interessanter Fund aus der ersten Zeit der Entdeckung des Eisens gemacht. Dieser stürzen am Ufer eines kleinen Sees auf eine sogenannte „Rämmdikyte", einen jener Eisenschmelzöfen, in denen das See- und Raseneisen geschmolzen wurde. Der in einem urwaldähnlichen Forste gelegene Ofen besteht aus einer einfachen Grube mit gepflasterten Steinboden und einer Rinne zum Abfluß des geschmolzenen Eisens. Man fand darin noch Kohlen und Schlacken von der letzten Schmelzung.

— Einem Beamten des Münchener botanischen Gartens ist es nach mehrjährigen Versuchen gelungen, den Winterschlaf der Pflanzen durch eine von ihm erfundene Behandlungsweise künstlich zu verkürzen, um dadurch deren Blütezeit entsprechend hinausgeschieben. Es steht gegenwärtig eine ganze Gruppe nach dem neuen Verfahren behandelter Maiglöckchen, sowie Tulpen und indische Azalen in vollem Blütenglanz und Duft. Nach der Schilderung des Erfinders wird es künftig möglich sein, alle Arten von Blumen, wie Narzissen, Rosen, Nelken und so weiter zu jeder beliebigen Jahreszeit in Blüte zu haben, eine Thatsache, welche für die Kunstgärtnerei von größter Bedeutung sein muß.

— Der Planet Mars besitzt zwei Monde, welche erst im Jahre 1877 von einem Amerikaner entdeckt wurden. Jetzt hat ein französischer Gelehrter den Grund dieser späten Entdeckung dargelegt. Darnach waren die beiden Monde kleine Planeten (Asteroiden), welche verhältnismäßig zwischen Jupiter und Mars um die Sonne kreisen und erst in neuester Zeit in den Anziehungsbereich des Mars gelangten, wodurch sie alsbald seine Trabanten wurden. Dem Planeten Erdas steht wahrscheinlich dasselbe Schicksal bevor.

Sport.

— Bei der großen Elchwildjagd am schwedischen Hofe wurden 58 der gewaltigen Geweihträger erlegt. König Oskar hatte 5, der Kronprinz 7, Prinz Eugen 1, der Prinz von Monaco 2 und unter anderen ein österreichischer Artilleriest, Graf Dominik Harbegg, 4 Elche auf der Strecke.

— Ein deutsches Pferd hat den größten Rennpreis Oesterreich-Ungarns gewonnen und zwar den Jubiläumspreis von 25,000 Gulden über 2400 Meter. Seinem „Graf Horst" 1876 hat Denke Johannes, ist Oesterreich „Radischah" der erste Träger deutscher Rennfarben, welcher ein großes Rennen in Wien gewann. Der Schwarze siegte vorgend über „Pajazz", „Cimiro", „Schreiniger", „Bero", „Fidelity", „Digita" und „Antimist". An demselben Tage schlug Eggebis zweijähriger „Hilou" in den Trial-Stakes „Kitchner" und „Overgilt" und im großen Hürden-Handicap Fürst Auersbergs „Giordiacetta", „Tenka" und sechs andere, während in der langen Brigantine-Steeplechase Prinz Oberkampf „Ei" „Cicero", „Woodman" ꝛc. hinter sich ließ.

— Das große Berliner Hallenrennen von 19,000 Mark wurde zum erstenmale gelaufen und über 1200 Meter von Prinz Radziwills zweijähriger br. St. „Vision" vor „Orion", „Sappho", „Erbtante" und so weiter gewonnen. Den Steeplepreis erster Klasse, 10,000 Mark über 2800 Meter, holte sich Gradits mit „Nimbus" gegen „Durchgänger", während das Ommium an Oehlschlägers „Goldkäfer" fiel. Im zweiten Rennlage siegte „Alleabarg" ihren zweiten Sieg im Steuer-Rennen über „Heydame", während das Rennen der Jährigen Ghylds „Hexprobe" vor „Elsermann" gewann; die Hallenpreisjägerin „Dyson" blieb unplaciert.

— Ein Rennen um eine Viertelmillion Mark kam am 22. September in Manchester zur Entscheidung. Es stand über die 1400 Meter die Cesar- und St. Leger-Siegerin „Seabeare" erste war den Derbysieger „Apriline", dem Franzosen „Le Sancy" und 21 anderen Pferden.

— Die Fahrt über den Ozean in dem 11 Fuß langen Boot „Dael Secret" ist Kapt. Andrews doch nicht geglückt. Nachdem er im Juni New-York verlassen, wurde er halb erschöpft von einer Barke mitten auf dem Ozean am 11. September aufgefangen.

Gestorben.

— Lester Wallace, angesehener amerikanischer Schauspieler, Theaterunternehmer und Gründer des unter dem Namen „Wallack's Theater" bekannten Kunstinstitutes in New-York, auch selbst als Bühnenschriftsteller erfolgreich thätig, 68 Jahre alt, Anfangs September, in seiner Villa bei Stamford, Connecticut.

— Lazare Hoche, der Großvater von Frankreich, 75 Jahre alt, Mitte September, in Montmorency.

— Dr. Michael Richard Buß, Königlich württembergischer Oberamtsarzt, verdienstvoller Arzt und entschiedener Germanist, 56 Jahre alt, am 15. September, in Ehingen an der Donau.

— George William Petters, einer der Gründer der bekannten Verlagsfirma Cassell, Petter und Galpin, jetzt Cassell & Comp. in London, hauptsächlich verdient um die Verbreitung nützlicher Bücher unter den arbeitenden Klassen, 64 Jahre alt, am 16. September, in Beckenham.

— Adolf von Warnbt, k. k. Feldmarschall-Lieutenant des Ruhestandes, am 21. September, in Kreischau in Mähren.

— Gustave Boulanger, bekannter französischer Historienmaler, 64 Jahre alt, am 22. September, in Paris.

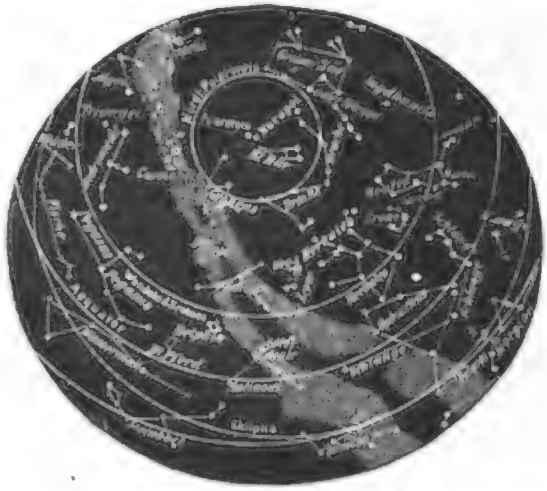
— Mathilde von Hornstein, genannt von Marlow, Königlich württembergische Kammersängerin a. D., eine einst hoch gefeierte Künstlerin, 62 Jahre alt, am 22. September, in Stuttgart.

— Francois Adolfe Bazaine, der bekannte ehemalige französische Marschall, 77 Jahre alt, am 23. September, in Madrid.



Monat November.

Gleich nach Sonnenuntergang nach 4 Uhr mittags sind die 3 Planeten Venus, Jupiter und Mars, die ersten zwei im Westen, der letzte im Süden zu sehen. Die Sonne ist in der Zeichnung angegeben für den ersten Monatstag. Jupiter steht am höchsten über dem Horizont, Venus 3 Daumenbreiten tiefer und dann Antares, der helle rothe Stern im Skorpion, wieder eine 7 Daumenbreiten tiefer. Der Horizont muß im Norden frei sein, wenn die 3 Sterne noch einige Zeit höher sein sollen, nachdem es dunkel geworden.



Im Laufe des Monats bewegt sich Jupiter langsam nach Süd und dem Sternbild des Stiercen, Venus rascher ab in den Gefilden, Mars aus diesen in den Steinbock, wobei der Abstand beider wenig sich ändert.

Saturn geht gegen Mitternacht auf.

Lotteriesiehungen im Monat November.

Am 1. Frankfurter Judenstiftungslos 10-Gulden-Lose vom Jahre 1867, höchster Preis 1000, niedrigster 10 fl., zahlbar am 1. Februar 1889 (44. Ziehung). — Belgische 3% Kommunal-Obligationen à 100 Franken vom Jahre 1868, höchster Preis 13,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. April 1889 (83. Ziehung). — Braunschweigische 20-Thaler-Lose vom Jahre 1868, Prämienziehung am 31. Dezember. — Stadt Bukarest 20-Franken-Lose vom Jahre 1869, höchster Preis 100,000, niedrigster 20 Fr., zahlbar am 5. März 1889 (57. Ziehung). — Finnländische 10-Thaler-Lose vom Jahre 1866, höchster Preis 10,000, niedrigster 12 Thaler, zahlbar am 1. Februar 1889 (40. Ziehung). — Stadt Genua 150-Franken-Lose vom Jahre 1870, höchster Preis 70,000, niedrigster 170 Fr., zahlbar am 1. Februar 1889 (38. Ziehung). — Stadt Lüttich 100-Franken-Lose à 3% vom Jahre 1868, höchster Preis 10,000, niedrigster 100 Franken, zahlbar am 1. Februar 1889 (58. Ziehung). — Stadt Neufchatel 10-Franken-Lose vom Jahre 1857, höchster Preis 6000, niedrigster 12 Fr., zahlbar am 1. Februar 1889 (62. Ziehung). — Oldenburgische 40-Thaler-Lose à 3% vom Jahre 1871, höchster Preis 10,000, niedrigster 40 Thaler, zahlbar am 1. Februar 1889 (29. Ziehung). — Schwedische 10-Thaler-Lose vom Jahre 1860, höchster Preis 10,000, niedrigster 14 Thaler, zahlbar am 1. Februar 1889 (37. Ziehung). — Stadt Aegyptische 100-Franken-Lose à 3½% vom Jahre 1870, höchster Preis 10,000, niedrigster 120 Franken, zahlbar am 1. März 1889 (43. Ziehung). — Am 2. 2. 2. Oesterreichische 500-Gulden-Lose à 3% vom Jahre 1860, höchster Preis 300,000, niedrigster 600 fl., zahlbar am 1. Februar 1889 (37. Ziehung). — Am 15. Ansbach-Gunzenhausen G.-B.-Gulden-Lose vom Jahre 1857, Prämienziehung am 15. Dezember. — Kanton Freiburg 15-Franken-Lose vom Jahre 1861, höchster Preis 25,000, niedrigster 20 Franken, zahlbar am 15. Februar 1889 (64. Ziehung). — Am 20. Stadt Barletta 100-Franken-Lose vom Jahre 1870, höchster Preis 30,000, niedrigster 50 Franken, zahlbar am 20. Mai 1889 (31. Ziehung). — Stadt Barletta 100-Franken-Lose vom Jahre 1870, 50 Stück, jedes Los à 100 Franken, zahlbar am 20. Mai 1889 (51. Ziehung).

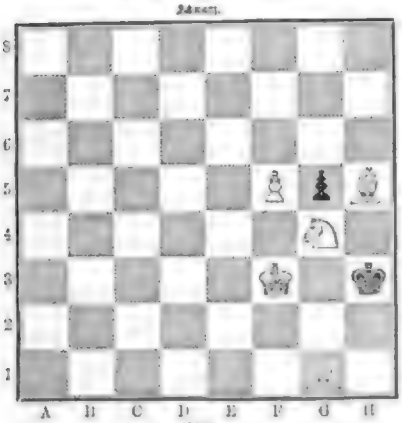
Schach.

(Redigirt von Jean Zuckertort.)

Aufgabe Nro. 478.

Von K. W. Lichon in Bern.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem vierten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 474:

Weiß.	Schwarz.
1) T. G 4 — E 4.	Was droht Matt durch 2) T. E 4 — E 5 †.
	1) K. F 5 n. E 4.
2) T. A 8 n. D 5 †.	2) K. E 4 oder L. F 3 n. D 5.
3) L. H 5 n. F 3 oder — G 6 Matt.	
A)	
1)	1) D. F 7 n. H 5.
2) T. A 8 n. D 5 †.	2) K. F 5 — G 6.
3) E. D 7 — F 5 Matt. — (Auf 1). . .	1) D. D 5 n. E 4. D. T. A 8 — A 5 † n.; auf 1) . . . 1) K. F 5 n. G 5. T. E 4 — E 5 † n.)

Rätsel.

Kombinirte magische Quadrate.

Von Rudi von Warnkenhagen.

I. II.

E	E	E	E
F	G	G	I
I	I	L	N
N	R	R	T

A	A	A	A
D	K	K	M
M	M	N	N
R	R	U	U

Die Buchstaben in jedem der beiden obigen Quadrate sind so zu ordnen, daß je vier Worte entstehen, die in horizontaler Richtung von links nach rechts, in vertikaler Richtung abwärts gelesen, gleich lauten. Verbindet man — nach richtiger Lösung — das Wort der obersten Horizontalreihe in Quadrat I. mit dem Worte der obersten Horizontalreihe in Quadrat II. zu einem neuen Worte, so nennt dieses den Dichter eines mittelhochdeutschen höfischen Gedichts.

Die zu bildenden Worte haben folgende Bedeutung:

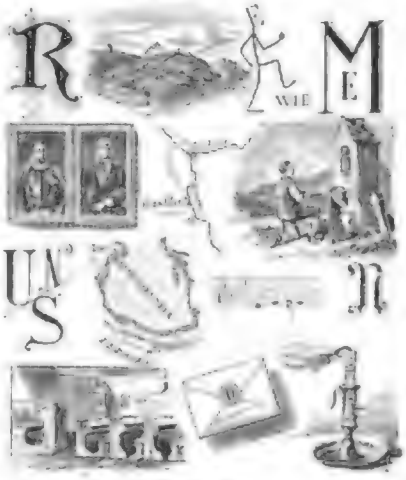
Quadrat I.	Quadrat II.
1) Unabhängig.	1) Externlichkeitsbewegung.
2) Symbolischer Schmuck.	2) Strom in Asien.
3) Vogel.	3) Altrömischer König.
4) Singerier.	4) Geringe Ware.

Auflösung des gordischen Knotens Seite 21:

Man beginnt mit dem im innern Teile links oben stehenden „e", und stellt abwärts gehend, indem man die Linie des Knotens verfolgt, die Buchstaben aneinander. Der Text lautet:

Es ist das Herz ein Totenkränzlein,
Man sagt gestorb'ne Lieb' darein;
Doch wenn der Mond am Himmel steht,
Die treue Liebe auferstehet,
Und schmeckt um dich im klaren Nest
Mit Himmelsfrieden Angesicht. (Otto v. Leixner.)

Bilderrätsel.



Auflösung des Rätsels der Sonnenuhr Seite 21:

Diese Uhr zeigt halbe Stunden nur.

Erklärung der Zeichen: 1) Drache . . Sichel . = Dicke. 2) . Herz. Faure = Uhr. 3) Zirkel . . Gabel, Tempel = zeigt. 4) Hammer . . Kreuze, Kopf . = halbe. 5) Sichel, Laute . Nadel, Dreifuß . Nadel = Stunden. 6) Nadel . Kopf = nur.

Auflösung der Homonyme Seite 1091 v. J.:

1) Weiden weiden. 2) Scheere scheere. 3) Haut haut.

Briefmappe.



Richard K. in Wien-Währing. Illustrirte Bücher und Schriften über diesen Gegenstand, der dem Juristen der größten Wichtigkeit wegen leider nicht mehr genug liegen würde, finden Sie im Verlage von B. G. Teubner, Leipzig. Jede Buchhandlung liefert Ihnen das Gewünschte.

Paul S. in Berlin. Dichtung nicht recht vorhanden. „Daß diese Lieb' entbrennt in Herz der Originalität, und die an sich sehr hübsche Idee des „Glückes" ist etwas zu breit getreten und in den Einzelheiten der Darstellung zu gesucht.

F. K. in C. Wer beabsichtigt den Vogelbau mit einigem Erfolg betreiben will, muß sich auf mehrere aufeinanderfolgende Jahren zu setzen wissen.

L. H. in W. Diese Uebersetzung der Lieder und Balladen von Robert Burns wird die vollständigste, die in deutscher Sprache erschienen ist, geben Sie in der Kollektiv-Ausgabe (Hardenbergstraße 1865).

Zufriedener Bruder auf Reisen, Allerdings ist zu dem soeben „Steckbrief im Ostpreußen" von A. Cassian (Verlag von J. Lindauer in München) erschienen ein Nachtrag erschienen, der in vollen Lettern auf hervorstechende Bilder der gegenwärtigen internationalen Münchner Ausstellung und scharf pointirten erläuternden Epigrammen dem Ihnen in München selbst so sicher gebrannten Hauptzug so nicht nachholt. Sie werden beide Teile mit unserem durch jede Buchhandlung beziehen können. Die Bestellung, des Künstler, dessen nicht gerade schmeichelhafte Charakteristik „Steckbrief" Sie Ihrerseits hatten, durch Ihre Behörde auf das deutlich bestimmte Buchstein tut gestraft zu haben, brauche Sie nicht zu sehr zu quälen. Die Schreye sind gegenseitig so laut, daß die Betreffenden gar nicht Veranlassung haben können, sich zu bemühen. Wie sagt doch unser Altmeister Goethe?

„Wer sich nicht selbst zum besten haben kann,
Der ist gewiß nicht von den Besten."

C. L. H. in Ch. Trotz schon zu oft dagewesen, stets grundsätzlich abgelehnt.

Junge Hausfrau in Sinsheim. 1) Bücher darüber finden Sie im Verlag von A. Hartleben, Wien, und C. F. Voigt, Weimar. 2) An der Handelshochschule in Leipzig bei Wien.

L. B. G. in St. Louis (Missouri). Die Bergakademie zu Berlin hätte in diesem Fall entschieden die wissenschaftlichere Lehrzeit; die Bergakademie zu Freiberg oder die Bergschule zu Klausthal können in zweiter Linie in Betracht.

Violette. Sie haben vollkommen recht, aber freilich ist in solchen Fragen leichter Vermutt verdienen als daß Gefühl der Vermutt unterstützen müssen.

Adolf J. in Germania. Wir bedauern, Ihnen keinen Auskunft zu haben. Nichtmitgliedschaft in derartigen Fragen ist eine der obersten Pflichten einer Redaktion.

Richard T. in Ch. Daß dem Zeitgemäßer entsprechende, sozialistisch gefärbte Schauspiel brachte der abgelaufene etwas befremdlich wirkende Lösung voll sich.

Hans in Neumied. Da ist guter Rat freilich teuer. Mit Uebersetzungen geht es wegen des nicht als peinlich übersetzbaren Ausdrucks gar nicht. Versuchen Sie es einmal mit dem kleinen Lustspiel, für die Sie sich übersetzt das Thema jedenfalls selbst wählen müssen. Andere haben in kurzer Zeit, auf welchen Gebiete das Ihrer Feder Entsprungene zu suchen hat.

Robert P. in Ellenstein. Nicht immer. Besonders Redaktion bedingen gerade in diesem Fall ab und ja eine Kollektive von der im übrigen eingehaltener Gleichheit bei Behörde.

„Quadrat am Freiarchtand". Das ist eine jener Fragen, die mit besonderer Rücksicht auf örtliche Spezialgebiete beantwortet werden müssen. Im allgemeinen erachten wir die Sache unter den gegebenen Umständen für harmlos und zulässig, würden aber gleichwohl eher dazu obraten im Hinblick auf die „böse Welt", die nur zu geneigt ist, alles von der schlechtesten Seite zu betrachten.

Neugierige Zwanzigjährige F. B. 1) und 2) Unter „Gelehrtenbriefe". 3) Diese Anfrage sind sehr gebräuchlich und viele davon gleich empfehlenswert. Wir wollen Sie daher bezüglich der Einzelheiten auf einen der früheren verweisen, die bei Karl Prochaska in Teschen (Verfasser Professor Kaindenzeit, R. Gelehrtenbriefe (Adler) Klepetz) in Breslau (Verfasser Dr. C. A. Scherrer) und anderen Verlagen erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen sind.

Ekenaare. Wir können Ihnen leider nur den Bescheid geben, daß Ihr Rätsel bei den beiden Schwätzern gut aufgehoben ist. Um in die Welt hinaus zu finden zu werden, ist das eine so wenig wie die zwei anderen auch gerne.

Karl K. in Sao Sebastian Martyr. Für das eine oder andere Fassen wir, beschäftigt Interesse Redaktionsbemerkungen. Besprechung zu haben.

M. L. in W. Die Nachmittage bei Ihnen bestätigen, je nachdem man von diesem oder jenem Gesichtspunkt aufgreift. Und ins andere gerichtet, reden sich nach den letzten Flottenstatistiken (somit 1887) ungefähr folgende Verhältnisse: 1) Frankreich: Großbritannien 682 Schiffe und Kanonenboote mit 1455 Kanonen; Frankreich 567 Schiffe und Kanonenboote mit 1861 Kanonen; Rußland 330 Schiffe rc. mit 697 Kanonen; Deutsches Reich 79 Schiffe rc. mit 552 Kanonen; Oesterreich-Ungarn 110 Schiffe rc. mit 385 Kanonen; Italien 140 Schiffe rc. mit 316 Kanonen. 2) Landmacht: a) Stärkste Heer auf dem Friedensfuß: Rußland 859 274 Mann regulärer Truppen; Frankreich 523 653 Mann; Deutsches Reich 491 825 Mann; Oesterreich-Ungarn 297 599 Mann; Italien 245 880 Mann; Großbritannien 221 085 Mann. b) Auf dem Kriegsfuß: Rußland 2 337 049 Mann regulärer Truppen; Frankreich 1 867 000 Mann; Oesterreich-Ungarn 1 362 255 Mann; Deutsches Reich 1 867 000 Mann ohne Landsturm und besondere Formationen; Italien 611 022 Mann. Gerundet Heer mit Landwehrmannschaft und Milizen über 2 500 172 Mann; Großbritannien 810 345 Mann.

Gegen monatliche Zahlung von nur 5 M.: Brockhaus' Conversations-Lexikon,
Neueste Auflage durch Wilh. Kulicke & Co., Berlin S.W. Wilhelmstr. 135.

Märchen, Fabeln, Jugendschriften etc.

PATENTE
RICHARD LUDERS,
Glasers Nachtlichte,

Richard Wagner,
Gesammelte Schriften und Dichtungen.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Deutschlands Trauer. — Des Reiches Hoffnung.

Die ersten drei Kaiser des Neuen Deutschen Reiches.

Aus den Kaiser-Nummern von „Ueber Land und Meer", Deutsche Illustrirte Zeitung.
Mit 96 Abbildungen im Text und 7 Kunstbeilagen.

15½ Bogen Groß-Oktav. In elegantem Umschlag broschirt M. 1. 50; in wirkungsvollem Einband M. 2. —

Das Buch ist nicht eine der ephemeren Erscheinungen, wie sie die vergangenen Monate in so großer Zahl hervorgebracht; es hat, abgesehen von seinem künstlerischen, auch den unvergänglichen Wert eines getreuen Denkmales, das die weltbewegenden Ereignisse im deutschen Kaiserhause nach eigener Auffassung bewährter Künstler im Bilde festgehalten.

Inhaltsverzeichnis des Textes:
Der Kaiser tot! Gedicht von Karl Gerok. — Wilhelm I., Deutscher Kaiser und König von Preußen. Ein Erinnerungsblatt. 1797 bis 1888. — Kaiser Wilhelms Krankheit und Tod. — Peuine kehrt als Imperatorin zu Lagen! Gedicht. — Kaiser Friedrichs Thronbesteigung. — Das Krankenlager Kaiser Wilhelm. — Friedrich III., Deutscher Kaiser und König von Preußen. Ein Lebensbild seiner Gemahlin. — Kaiser Friedrichs Leidenszeit. Gedicht von Karl Gerok. — Aus den letzten Tagen Kaiser Friedrichs. — Von Friedrichsruh zur Friedrichsruh. — Am Kaisergrabe. Gedicht von Peter Cornet zu Schönbach-Hartenfels. — Vorwärts Kaiser Wilhelm! Gedicht. — Die Deutsche Hoffnung. — Die Eröffnung des Reichstags durch Kaiser Wilhelm II. (25. Juni 1888). — Kirchentagerede.

[illegible] „Eine, die mit ihren bedürftigen Schwestern fühlt". [illegible] ... Frau Großherzogin von Baden ... Kaiser Wilhelm I. ... Kaiser Friedrich ... Prinzen Ludwig von Baden ... [illegible]

Fragt L. in Wien. [illegible]

C. E. in Bremen. [illegible]

„Eine aufrichtige Wienerin". [illegible]

Richtige Lösungen sandten ein: [illegible]

in Prag. Marie Angermann in Leipzig. G. Lenger in St. Petersburg. Wanda Z. in Warschau. J. Bek in Geisenheim. „Zwei alte Jungfern" in Rothenburg. Oline in Mariaule (?). C. Odell in Bradford. Louis Guttzeit in Antwerpen. Rosa Baltel in Lemberg. Frau Lina Mahle in Hannover. „Fern im Süd", Saragossa. Jak. F. Strobel in Hamburg. Gustav T. in Hamburg. Anna Wagner in Ulm. Fritz Huber in Zürich. Adalbert Krüger in Thorn. Rosa Strauchert in Crailsheim. Fr. Hitz, [illegible] in Kübach (?). Claire von W. in Berlin. N. T., stud. jur. in Heidelberg (?). Adolf und Emma in Kairo „auf der Hochzeitsreise". Freie von W. auf Schloss [illegible] im Elsass.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" SW., Charlottenstr. 11;
Budapest: Moritz Lecht (?) [illegible]
München: Fritz Schwartz, Redakteur der „Kunst für Alle" (Maxstraße Nr. 22).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Inschrift des Grabes, Novelle von [illegible] Wolzen, Fortsetzung. — Ueber und beim Leben der modernen Großstädte, von Detlev von Geyern. I. Der europäische Vorderorient. — Frühling in Bergamo, von B. — Die kaiserliche Weise. — Neben Vergeltung von Richard Voß, Fortsetzung. — [illegible] und die zu seiner Unterstützung ausgesandte deutsche Expedition, von F. v. Hellwald. — Der Friedrich dem Großen in Sanssouci. — Eine alte Marienburg, von Paul Grawe. — Schädigung von Grenzstreitigkeiten in [illegible], von B. C. — Blätter für die Frauen: Mütter und Töchter, von M. Gerlin. — [illegible] — Notizblätter. — Astronomie, Monat Dezember. — Witterungsübersicht im Monat November. — Schach. — Rätsel. Kombinierte magische Quadrate, von Rudolf von Wurzbach. — Auflösung des [illegible] Seite 21; Bilderrätsel; Auflösung des Rätsels in der Sonntagsnummer Seite 22; Auflösung der Homonymen Seite [illegible] — Briefmappe.

Illustrationen: Inschrift des Grabes, sechs Originalzeichnungen von F. Schultz. — Bei Friedrich dem Großen in Sanssouci, Gemälde von F. Poppe. — Ein alter Hochzeitsbrauch, Gemälde von C. Foten. — Frühling in Bergamo, Gemälde von Julius Girardet. — Die kaiserliche Weise, Gemälde von Valentin Elsasser. — Emin Pascha (Dr. Schnitzer). — An des Grabes, Gemälde von G. Schachinger. — Bilder aus Ostindien und seiner Kaiserpfalz, Originalzeichnung von Paul Grawe. — Bildnis des [illegible] Lieutenant Wißmann. — Schlichtung von Grenzstreitigkeiten im Ausland, Originalzeichnung von Ralph Stein. — Tamerlan, der Siebenhändige, zwei Originalzeichnungen von Paul Staudler.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

In neuer Auflage ist erschienen:

Die Sebalds.

Roman aus der Gegenwart
von
Wilhelm Jordan.

Zweite, durchgesehene Auflage.
(Zweites und fünftes Tausend.)

2 Bände. Preis geheftet 10 ℳ; fein gebunden 12 ℳ.

Urteile der Presse:

Ein Buch, dessen Ideengehalt einer königlichen Schatzkammer gleichkommt, deren Kleinodien man nicht mit einem ersten oder zweiten Anschauen überblicken und auf ihren fast unermeßlichen Wert schätzen kann. In Tausende von Familien wird es eine Fülle schöner, lichtvoller, dem Heil der Menschheit förderlicher Gedanken tragen. — Bund, Bern.

Jordan ist keinen Augenblick im Zweifel, welcher von den drei Ringen Lessings im „Nathan" der echte sei. Er steht ganz auf dem Boden des Christentums als der Religion der höchsten und edelsten Humanität. — Post, Berlin.

Das Buch bietet ein farbenreiches Bild, so sonnig, durchgeistigt und rein, wie wenige Romane der letzten Jahre. Ein Hauch der schönsten Harmonie schwebt über der einfachen Handlung. Ein Werk, das man einmal gern und nicht mit Unlust auch zweimal liest. — Kölnische Zeitung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse, Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes. **Anzeigen** Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 80 ₰ Reichswährung. in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Magnetische Apparate,
[illegible] Hugo Lamprecht in Stuttgart.



Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und
Newyork — Baltimore
Brasilien — La Plata
Ostasien — Australien
Prospekte versendet
Bremen. — Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

„Wir kennen keine
[illegible]

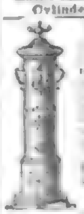
„Liederquell".
251 [illegible]
Steingräber Verlag, Leipzig.

Unübertreffliche Neuheit!
Clarabella



Extra Musikstücke auf Bronze-Cylinder à 6 Stücke Mk. 5.

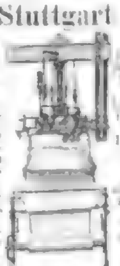
Tragbare Oefen
[illegible]



[illegible]
A. Nieske, Dresden.



Stuttgarter Rundstuhlfabrik
Wilh. Heidelmann
Stuttgart





Aug. Polich.
In Deutschland einzig in seiner Art!

Das
Geschäftshaus für Damen-Moden
Leinen-Waren und Aussteuer
Aug. Polich in Leipzig
ist die beste und billigste Bezugsquelle für
moderne Damen-Kleiderstoffe jeder Art in Seide, Wolle, Baumwolle und Leinen-Waren aus den dauerhaftesten und besten Fabrikaten Deutschlands, fertige Wäsche und Aussteuer in allen Preislagen, Costüme, Damen- und Kinder-Confection [illegible]

Digitized by Google

PEGLI

Winterkurort bei Genua.

Grand Hôtel & de la Méditerranée.

Siebenmonatlicher Aufenthalt
S. M. des Kaisers Friedrich im Jahre 1879/80

und freier Aussicht auf das Meer.
Prospekte gratis u. franko.

„Pegli ist unbedingt eine d. heilbarsten Aufenthaltsorte ganz Europas."
„Pegli ist der eigentliche Gesundheitsort Italiens."

PEGLI

Vollständige Einrichtung für elektrische Bäder.
Das Prachtbüchlein: Pegli bei Genua v. Professor W. Kaden, 16 Illustr. mit 2 Karten versendet das Hôtel postfrei à Frs. 2.—
Pensionspreise 7—12 Frs.
Sommersaison:
Hôtel Bürgenstock bei Luzern.
Hôtel de l'Europe in Luzern.
Besitzer: Bucher-Durrer.

Gegen Blutarmut!

Dr. Pfeuffers Patent 20,927. München, den 10. Juli 1894.

Dr. Rudolf Emmerich (Dozent an der Univ. München).
Dr. Max von Pettenkofer (Geheimrat, Kgl. Prof. an der Univ. München).

Jessler's Ludwigs-Apotheke in München.

Cannstatt (Württemberg).

Erziehungsanstalt für Töchter.

Dr. med. Lahmann's Sanatorium

(Naturheilanstalt)
auf „Weisser Hirsch" bei Dresden.
In reizender Lage.
Anwendung der physik.-diätet. Heilfaktoren. Für Nerven-, Lungen-, Herz-, Magen-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettsucht, Gicht, Zuckerkrankh., Konstit. Leiden etc. Sommer- u. Winterkuren. — Prospekte mit Beschreibung der Methode etc. gratis.

Spezial-Arzt Dr. med. Meyer,

Berlin, Leipzigerstr. 91, heilt alle Arten von Unterleibs-, und Hautkrankheiten.

Apoth. Rich. Brandt's Schweizerpillen

seit 10 Jahren von Professoren, prakt. Aerzten und dem Publikum als billiges, angenehmes, sicheres und unschädliches Haus- und Heilmittel angewandt und empfohlen. Erprobt von:

Prof. Dr. R. Virchow, Berlin,
„ „ von Gietl, München (†),
„ „ Reclam, Leipzig (†),
„ „ v. Nussbaum, München,
„ „ Hertz, Amsterdam,
„ „ v. Korczynski, Krakau,
„ „ Brandt, Klausenburg,

Prof. Dr. v. Frerichs, Berlin (†),
„ „ v. Scanzoni, Würzburg,
„ „ C. Witt, Kopenhagen,
„ „ Zdekauer, St. Petersburg,
„ „ v. Soederstädt, Kasan,
„ „ Lambl, Warschau,
„ „ Forster, Birmingham,

Brandt's Schweizer Pillen — Apotheker Rich. Brandt

bei Störungen in den Unterleibsorganen, Leberleiden, Hämorrhoidalbeschwerden, träger Stuhlgang, habitueller Stuhlverhaltung und daraus resultirenden Beschwerden, wie: Kopfschmerzen, Schwindel, Beklemmung, Atemnot, Appetitlosigkeit etc.

Zum Schutze des kaufenden Publikums

... in der Apotheke erhältlich sind, nur in Schachteln zu M. 1 (keine kleineren Schachteln) ...

Für Amerika: ...

Kurbedürftige erhalten gratis u. frko. d. Prospekt d. allbewährten neuerdings vergrösserten Kuranstalt ...

Enthaarungsmittel — Depilatorium
v. Prof. Dr. Böttger. ...
J. Reiter, Frankfurt a. M.

Frau.

... Leipzig.

Armour & Co.'s
flüssiger Fleischextract ...
General-Depot F. Wahl, Frankfurt a. M.

Cognac

der Export-Cie für Deutschen Cognac
Köln a. Rh.,
bei gleicher Güte bedeutend billiger als französischer.
Ueberall in Flaschen vorräthig.
Man verlange stets unsere Etiquetten.

Garantirt!
reine vorzügliche
Süd-Weine.
1 Probekiste, enthaltend:
3/1 Flaschen la la pale Sherry,
3/1 Flaschen Very fine old Madeira,
3/1 Flaschen Super. fine old Portwein
3/1 Flaschen Very fine old Malaga,
21 Mark.
Ernst Philip, Hamburg.

Badische Weine
Gebr. Schlager
LAHR
Prämiirt Lahr 1884
a. Weissweine:
b. Rotweine:
Alles in Originalgläsern ab hier.
Probe-Kisten mit 20 Flaschen
nach Wahl, in beliebiger Assortirung ohne Berechnung der Emballagen.
Vorzügliche Referenzen

Champagner

von
Aug. Grote & Co.,
Frankfurt a. Main.
Gegründet 1867 — höchst prämiirt.
Anerkannt vorzügl. Marken.
Weiss Etikett
Kaiser-Sekt
Rhein-
Metropole
Medicinal-Sekt

Pain-Expeller

F. Ad. Richter & Cie.

Scherings
CHINA-WEINE
rein und mit Eisen.
Vorzüglich im Geschmack und in der Wirkung. Als ausgezeichnetes Mittel zum Kräftigen bei
Nervenschwäche, Bleichsucht und besonders für
Rekonvaleszenten empfohlen.
Scherings Grüne Apotheke,
Berlin N., Chaussee-Straße 19.

BEETHAM'S GLYCERINE AND CUCUMBER

M. Beetham & Son, Pharmazeuten, Cheltenham, England. General-Depot für ... Hamburg.

Ein Fahrikbesitzer, Lieutenant d. L.

Abonnements

auf „Ueber Land und Meer", Haupt-Ausgabe in ... und Künstler-Ausgabe, werden jederzeit entgegengenommen und die bereits erschienenen Nummern nachgeliefert von

allen deutschen Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes, ebenso von
jedem Postamt in Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Schweiz, Belgien, Dänemark, Helgoland, Holland, Italien, Luxemburg, Norwegen, Rumänien, Russland und Schweden.

Für das übrige Ausland ... Abonnements auf die ... Ausgabe von „Ueber Land und Meer" ausser den deutschen Buchhandlungen am Platze

für *England, die englischen Kolonien, Nord-Amerika, Brasilien, Arabien, Persien, Indien, China und Japan:*
das deutsche Oberpostamts-Zeitungscomptoir in Köln;

für *Frankreich, Spanien und Portugal:*
das deutsche Reichspostamt in Strassburg i. E.;
A. Ammel, Postbaud, 30 Rue Monge in Paris;
A. Ammel, 3 Brandgasse in Strassburg i. E.;
H. Arthaud & Co., 49 Rue du Faubourg Saint Martin in Paris;
Veuve J. Boyveau, 22 Rue de la Banque in Paris;
B. Bradshaw & Co., 23 Avenue de la gare in Nice;

für *Italien*, ausser den italienischen Postämtern:
Zeitungsbureau des Hauptpostamts in Bern;
Fratelli Bocca, 3 via Carlo Alberto in Turin;
Repetti & Bellini, 1 via Romagnosi in Mailand;
Ditta Rossi, 7 via Carlo Alberto in Turin;

für *die Türkei, Griechenland und die Levante:*
das österreichische Postamt in Triest;
Ph. Ch. Nessarhis, ... in Athen;

für *Konstantinopel:* das kaiserlich deutsche Postamt dort;

für *Brasilien:* E. Laemmert & Co. in Rio de Janeiro;
Gundlach & Co. / A. Maurer } in Porto Alegre;

für *die Argentinische Republik:*
L. Jacobsen & Co. / Arnoldo Moen / H. Vilter } in Buenos-Ayres,

für *Mexiko:* A. Wagner & Levien in Mexiko;

für *Australien:* das deutsche Oberpostamts-Zeitungscomptoir in Köln;
Gordon & Gotch in Melbourne, Collins Street West;
Gordon & Gotch in Sidney, George Street;
Gordon & Gotch in Brisbane, Queen Street;
F. Basedow in Adelaide;
F. Basedow in Tanunda;

für *Japan:* Ahrens & Co. in Yeddo;

für *Chili und Peru:* C. F. Niemeyer in Valparaiso;
P. Springmüller in Valdivia;
Colvillo & Co. in Lima;
Colvillo & Co. in Callao;

für *Kapland:*
Darter Brothers & Walton / H. Michaelis / A. Brown } in Kapstadt.

Auf Wunsch versendet auch die Expedition von „Ueber Land und Meer" jede Wochennummer sofort nach Erscheinen franko unter Kreuzband an eine beliebige Adresse und beträgt dann der im voraus zu entrichtende Abonnements-Preis für ein Jahr (einschliesslich des Portos):

für die Haupt-Ausgabe:

innerhalb Deutschlands und nach Oesterreich-Ungarn M. 18.—
nach allen Staaten des Weltpostvereins M. 22.— oder Frcs. 27.50 cts.
nach dem übrigen Ausland M. 30.— oder Frcs. 37.50 cts.

für die Künstler-Ausgabe:

innerhalb Deutschlands und nach Oesterreich-Ungarn M. 28.—
nach allen Staaten des Weltpostvereins M. 35.— oder Frcs. 43.75 cts.
nach dem übrigen Ausland M. 40.— oder Frcs. [illegible] cts.

Die Einsendung des Abonnementsbetrages erfolgt am ... durch Postanweisung, ... Anweisung auf ein deutsches Haus.

Digitized by Google

Über Land und Meer.

Nº 4.

61. Band.
Einundsechzigster Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Donnerstag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit postanstalt Mark 3. 50.

Jenseits des Grabes.

Novelle von

Leo Warren.

Mit Originalzeichnungen von J. Wahle.

IV.

Es war am Allerseelentage, welcher dem Tode gehört und an welchem von allen Vierteln von Paris die Bevölkerung aller Stände nach den großen Kirchhöfen hinaus pilgert, um die Gräber der dahingeschiedenen Verwandten und Freunde mit dem Schmuck der Erinnerung zu verzieren. Die letzten Blumen der Gärten werden an diesem Tage geplündert, um den Toten geopfert zu werden. Es pilgert an diesem Tag ebenso der reiche Erbe zu dem marmornen Grabmal eines alten, kaum gekannten Oheims, von dem er lachenden Herzens das große Vermögen übernahm, das ihm seine glänzende Stellung in der Welt gibt, wie die arme Waise, welche allein in der Welt steht und von der Arbeit ihrer Hände lebt, zu dem kaum unterscheidbaren Rasenhügel der von Gott abgerufenen Mutter hinausziht, welche nichts besaß als ihre Liebe und nichts hinterlassen hat als die wehmutsvoll bittere Erinnerung, und welche dennoch von der vereinsamten Seele des in der feindlichen Welt zurückgebliebenen Kindes so schmerzvoll beklagt und so heiß zurückgesehnt



Festzug durch den Schloßgarten.

Festliche Dekorirung des Königsbaus am Empfangsabend.

König Wilhelm II. in Stuttgart. Originalzeichnung unseres Spezialartisten Ch. Volz.

wird. Fast immer steht die Pracht und Fülle der Blumenspenden, welche den Ruhestätten der Verstorbenen geweiht werden, im umgekehrten Verhältnis zu dem Schmerz, der an ihrem Grabe die Herzen bewegt, und zu den Thränen, welche ihnen nachgeweint werden. Die bleiche Näherin, welche eine



einzige, am trüben Fenster ihrer Dachwohnung gezogene Rose auf das Grab ihrer Mutter niederlegt, der Arbeiter in der Bluse, der mit einem kleinen Veilchenstrauß den Hügel schmückt, unter welchem seine Geliebte schlummert — sie knieen lange auf dem grünen Rasen, heiße Thränen überströmen ihr Gesicht, ihre Herzen ziehen sich krampfhaft zusammen in unsäglichem Schmerz und der bittern Empfindung, daß nichts auf Erden ihnen ersetzen kann, was sie verloren. Der elegante Herr dort oder die vornehme, schöne Dame dagegen, welche ein kunstvolles Denkmal mit riesigen Sträußen und Kränzen der seltensten und kostbarsten Blumen schmücken, erinnern während des kurzen Augenblicks, in welchem sie scheinbar ihr Haupt zum Gebet für den Verstorbenen neigen, sich seiner kaum und haben gewiß selten den Wunsch, ihn noch unter den Lebenden wandeln zu sehen. Jedenfalls sind sie schon längst wieder von jedem Gedanken an ihn weit entfernt, wenn sie am Thore des Kirchhofes in ihre glänzenden Equipagen steigen, um sich aufs neue von den Wirbeln des schäumenden Lebensstromes fortreißen zu lassen, der sie vielleicht bald auch an das öde Ufer des Todes werfen wird.

Bei Alphonse von Thermigny fand ein solches Mißverhältnis, das so wenig zur Ehre des Menschenherzens gereicht, nicht statt. Sein Schmerz um Edmée war in den Jahren der Einsamkeit immer tiefer und tiefer geworden, und die äußeren Zeichen desselben blieben immer noch weit hinter den bitteren Leiden zurück, welche sein Herz erfüllten und für welche die Zeit, diese tröstende und heilende Freundin der Menschen, noch keine Linderung gebracht hatte. Wenn auch das ganze Jahr über das prächtige Mausoleum, welches die Grabstätte seiner so heiß beweinten Gemahlin überragte, täglich mit frischen Blumen geschmückt ward, so wurde doch an dem Allerseelentage dieser Schmuck in ganz außerordentlichem Maße vervielfacht. Nicht daß Alphonse der besondern Mahnung dieses Tages bedurfte, um der Erinnerung seiner Gemahlin das Opfer seiner Liebe zu bringen — für ihn gehörte ja jeder Tag seines Lebens der Erinnerung an die Verlorene — aber er hielt es für eine heilige Pflicht, der Toten ebenso auch die äußeren Zeichen der Liebe und Verehrung zu weihen, wie er dies der Lebenden gethan hatte. So war denn schon am frühen Morgen nicht nur der äußere Bau des Mausoleums reich mit Kränzen und Guirlanden geschmückt, sondern auch die Vorhalle vor der Gruft prangte im reichsten Schmuck exotischer Blattpflanzen und Blüten, und Alphonse selbst kam, um einen Strauß der herrlichsten Rosen auf der Ruhestätte seiner Geliebten niederzulegen. Er war vor der Marmorplatte, welche die Gruft deckte, auf die Kniee niedergesunken. Ein betäubender Blumenduft erfüllte den ganzen Raum und durch die Glasmalereien der Fenster fielen wundersame Lichtreflexe herein, welche die weißen Marmorgestalten mit geheimnisvollem Leben zu überströmen schienen.

Alphonse rang in bitterer Sehnsuchtsqual nach dem Trost des Gebets, aber seine Seele blieb ohne Erleichterung vor der dunklen Grenzpforte, welche das Geheimnis des Todes verschließt. Mit aller Inbrunst seiner Seele flehte er zu der Macht, welche über den Sternen die Welt beherrscht, um einen Blick, einen einzigen Lichtblick in das Dunkel, vor welchem die Flügel seiner Seele matt und kraftlos in den Staub sanken.

„O meine ewig Geliebte," rief er, die gefalteten Hände emporhebend, „wenn Du herabblicken kannst zu mir, wenn Du sehen und fühlen kannst, was ich leide in meiner Einsamkeit, so gib mir ein Zeichen, daß Du mich hörst — ein Zeichen, daß ich Dich einst wiederfinden und wieder mit Dir vereint sein werde! Und du, allmächtiger Schöpfer, der Du uns das Leben gegeben und die Liebe als Leitstern in dem dunklen Wirrnis des Daseins uns schenktest, gewähre mir eine Offenbarung, die mir den Glauben und die Hoffnung wiedergibt — und ich will die Last des Lebens tragen bis zu Ende, ich will seine Arbeit und seine Pflichten auf mich nehmen in freudiger Ergebung."

Immer inbrünstiger, immer feuriger rang seine ganze Seele in diesem Gebet — er blickte um sich, es schien ihm, daß der Himmel ihn erhören müsse. Es kam ihm vor, als ob das Rauschen des Herbstwindes in den Blättern draußen ihm eine Antwort auf seine sehnsüchtige Frage zutrage, als ob vor seinen suchenden Blicken die Gestalt der Geliebten erscheinen müsse, um ihm einen Gruß der Verheißung zuzuwinken.

Aber alles blieb still und einsam, und endlich erhob er sich in dumpfer, schmerzlicher Ergebung; er suchte gewaltsam seine zitternden und zuckenden Nerven zu beruhigen. Er drückte noch einmal seine Lippen auf die Rosen, welche ihr kurzes Blumenleben auf dem Grabe der Geliebten aushauchen sollten; er breitete segnend die Arme über der Stätte ihrer Ruhe aus und ging dann schwankenden Schrittes dem Ausgange zu — er trug keinen Trost und keinen Frieden, sondern nur neuen Schmerz und neue Sehnsucht mit sich davon.

Als er die verschlossene Thür öffnete, blieb er wie eingewurzelt stehen — sein Gesicht wurde so starr und bleich wie die Marmorbilder an den Wänden; unmittelbar vor sich sah er im Schatten der herabhängenden Cypressenzweige Edmée stehen; ihre Gestalt war in einen weiten dunklen Mantel gehüllt, ein schwarzer Schleier umgab ihr Haupt, ihr Gesicht war bleich, ihre großen Augen mit Thränen gefüllt, ihre Hände zum Gebet gefaltet.

Seliges Entzücken durchschauerte ihn — ja, der Himmel hatte sein Gebet erhört, Gott hatte erlaubt, daß die Verklärte sich ihm offenbare, um ihm den Glauben und die tröstende Gewißheit des Wiedersehens zu bringen. Ueberwältigt sank er auf die Kniee nieder, streckte die Arme dem Bilde, das er für eine himmlische Erscheinung hielt, entgegen, und seine zitternden Lippen hauchten den Namen der Geliebten; aber die Erscheinung vor ihm breitete nicht liebevoll und tröstend ihm die Arme entgegen — in jähem Schreck zuckte sie zusammen, starres Entsetzen malte sich auf ihren Zügen — einen Augenblick noch stand sie unbeweglich, dann, schnell sich wendend, glitt sie zwischen den Cypressenzweigen dahin und schwebte wie ein flüchtiger Schatten auf dem breiten Wege, welcher zu dem Ausgangsthor führte, davon.

„Edmée!" rief Alphonse, die Hände nach ihr ausstreckend. „Edmée, höre mich! Wenn Gott erlaubt hat, daß Du in sichtbarer Gestalt Dich mir zeigtest, so gib mir ein Wort des Trostes, einen Wink der Hoffnung, laß mich nicht so zurück in meiner dunklen Einsamkeit —"



Aber die Gestalt wendete sich nicht um, in verdoppelter Eile schwebte sie fern schon auf dem Wege dahin.

Einzelne Personen, welche an den nächsten Gräbern knieten, blickten verwundert auf; aber man war hier an leidenschaftliche Ausbrüche des Jammers gewöhnt, jeder war mit seinen eigenen Gefühlen beschäftigt, und so achtete man denn nicht weiter auf diesen Mann, der auf der Schwelle des Grabtempels seinen klagenden Ruf zum Himmel zu senden schien.

Der kalte, feuchte Novemberwind kühlte die fieberheiße Stirn des armen Alphonse.

„Es ist unmöglich — unmöglich!" rief er schmerzlich; „sie würde sich so nicht von mir wenden — es war eine Täuschung, eine bittere Täuschung! Und doch," rief er dann aufspringend und die flüchtig dahineilende Gestalt mit flammenden Blicken verfolgend, „doch, sie war es — diese Züge — diese Augen, eine solche Aehnlichkeit allein wäre schon ein Wunder, und dort — dort, ich sehe sie, ich muß wissen, ob das eine Täuschung der Sinne ist oder das Blendwerk eines Dämons!"

Und schnell, mit flüchtigen Schritten stürmte er der davoneilenden Gestalt nach, welche kaum im Schatten der Bäume erkennbar war. Er sah die Falten ihres Mantels; immer mehr näherte er sich — er glaubte, den Kies des Weges unter dem Tritt ihres zierlichen Fußes knirschen zu hören — die Entfernung wurde immer kleiner, und immer noch löste sich die Gestalt nicht in Luft und Nebel auf; so konnten ihn seine Sinne nicht täuschen, dies mußte Wirklichkeit sein. Schon sah er das Ausgangsthor; er verdoppelte seine Schritte, um die geheimnisvolle Erscheinung noch innerhalb des Kirchhofes zu erreichen, damit sie ihm im Gewühl der Straße nicht verloren gehe. Kaum hundert Schritte trennten ihn von ihr, da schwebte sie durch das Gitterthor hinaus — fast in demselben Augenblick fuhr eine geschlossene Kutsche vor, der Lakai öffnete den Schlag, die Gestalt im Mantel stieg ein, der Lakai sprang auf den Tritt, und in dem Augenblick, als Alphonse atemlos den Ausgang erreicht hatte, fuhr der Wagen in schnellem Trabe davon der innern Stadt zu.

Keuchend vom schnellen Lauf blieb Alphonse stehen; der Schweiß rann von seiner Stirn, alle seine Pulse flogen — seine Blicke verwirrten sich, er war einer Ohnmacht nahe und mußte sich an dem Gitterthor halten, um nicht zusammenzubrechen.

Dies war Wirklichkeit gewesen, eine überirdische Erscheinung fuhr nicht in einem Wagen davon; er hatte alles deutlich gesehen — er hatte die Livree erkannt, blau und silber eingefaßt, nur das Wappen am Schlage hatte sein getrübter Blick nicht mehr erfaßt — aber wie in der Welt war eine solche

Digitized by Google

Aehnlichkeit zu erklären? Der Graf von Germancey hatte keine Geschwister, keine nahen Verwandten, welch ein wunderbares Spiel der Natur konnte hier walten?

Während alle diese Gedanken in wilder Verwirrung sich in seinem Kopfe kreuzten, fuhr sein eigener Wagen heran; sein Diener hatte ihn an dem Ausgangsthor erscheinen sehen und stand an dem geöffneten Schlage.

„Hast Du soeben den Wagen gesehen?“ fragte Alphonse atemlos. „Hast Du die Dame im Mantel gesehen, welche hier einstieg?“

„Zu Befehl, gnädiger Herr!“ erwiderte der Lakai; „der Wagen hat hier längere Zeit gehalten, aber ich habe die Dame nicht erkennen können, denn ihr Gesicht war mit einem dichten Schleier bedeckt.“

Er sah seinen Herrn ganz erstaunt an, denn er hatte denselben noch nie in solcher Erregung gesehen, und noch niemals war es geschehen, daß Alphonse für irgend etwas in der Welt, am wenigsten für eine Dame, ein solches Interesse gezeigt hatte.

„Vorwärts!“ rief Alphonse, in den Wagen springend; „die Dame ist dorthin gefahren, der Kutscher soll um jeden Preis ihren Wagen erreichen und ihm folgen!“

Noch mehr erstaunt, teilte der Lakai den Befehl seines Herrn dem Kutscher mit, und im schnellsten Lauf folgten die Pferde der Richtung, welche der Wagen mit der geheimnisvollen Dame eingeschlagen hatte, während Alphonse sich aus dem geöffneten Fenster hervor lehnte und seine brennenden Blicke in das an diesem Tage noch dichter als sonst sich kreuzende Gewirr der Equipagen und Fußgänger tauchte. Nach einiger Zeit hielt der Kutscher die Pferde an, und der Lakai meldete, daß keine Spur von dem vorausgefahrenen Wagen zu entdecken sei. Finster warf sich Alphonse in die Kissen zurück und befahl, nach Hause zu fahren.

Lange blieb er in seinem Zimmer eingeschlossen, während sich flüsternd unter der Dienerschaft des Hauses die Nachricht verbreitete, daß der bisher so unnahbare, von aller Lebensfreude abgeschlossene Witwer in leidenschaftlicher Erregung die Spur einer Dame verfolgt habe. Noch größer wurde das Erstaunen aller, als nach einigen Stunden Alphonse den Diener, der ihn bei seiner Fahrt nach dem Père-Lachaise begleitet hatte, zu sich rufen ließ und ihm befahl, ganz Paris zu durchstreifen und um jeden Preis die Spur der Livree jener Unbekannten zu entdecken, um dann von den Lakaien den Namen ihrer Herrschaft zu erfahren. Er gab dem Diener eine mit Goldstücken gefüllte Börse, schärfte ihm ein, keine Ausgabe zu scheuen, und versprach ihm, wenn er seinen Zweck erreicht habe, eine fürstliche Belohnung. Aber dies genügte seiner Ungeduld nicht; von diesem Tag an begann ein ganz neues und bewegtes Leben für ihn, welches nicht nur seine eigenen Leute, sondern auch alle seine Bekannten in die höchste Verwunderung versetzte. Kaum hatte er seine Geschäfte auf den Bureaux des Ministeriums beendet, so begann er die Stadt zu durchstreifen; man sah ihn die besuchtesten Straßen, in denen sich



um die Mittagsstunde die vornehme Welt zu bewegen pflegte, oft mehrmals hinter einander auf und nieder gehen; er trat in die Kaffeehäuser, welche er sonst niemals besuchte, nahm seinen Platz in der Nähe des Fensters und beobachtete wie die abenteuerlustigen jungen Stutzer aufmerksam die vorüberfahrenden Equipagen und die Damen in denselben, welche ihre schönen Augen und den Glanz ihrer Toiletten der neidischen Bewunderung des Publikums zeigten.

Abends sah man ihn dann in der Oper oder im Théâtre Français oder auch an diesen beiden Sammelplätzen der eleganten Welt abwechselnd. Die Gesellschaft kannte ihn kaum mehr, und der finstere schwarzgekleidete Mann, welcher von seiner Loge aus, ohne die Bühne zu beachten, an jedem Abend so eifrig die Zuschauerräume durchmusterte, zog bald alle Blicke auf sich. Man sprach fast noch mehr von dem Wiedererscheinen des Herrn von Thermigny in der Welt, als man früher von seinem Verschwinden aus derselben gesprochen hatte, und man war allgemein darüber einig, daß der trauernde Witwer seiner Einsamkeit überdrüssig geworden sei und in dieser außergewöhnlichen Weise eine neue Gemahlin suche.

Alphonse kümmerte sich um das, was man über ihn sprach, sehr wenig, ja, er erfuhr kaum etwas davon, denn trotz seines so plötzlichen und auffallenden Wiedererscheinens vor den Augen der Welt, welche ihn schon wie einen Toten vergessen hatte, blieb er doch für jede persönliche Annäherung ebenso unnahbar wie bisher. Wenn ihm einer seiner Freunde auf der Straße, in einem Café oder im Theater begegnete, so erwiderte er dessen Gruß so kalt und zurückschreckend und wies jede Unterhaltung so bestimmt und meist geradezu unhöflich ab, daß jedermann sich sogleich wieder von ihm zurückzog und kopfschüttelnd mit seinen Bekannten über die neuen Eigentümlichkeiten des unheilbaren Sonderlings sprach.

Einige Wochen vergingen auf diese Weise, ohne daß Alphonse einen Schritt weiter kam. Todmüde kehrte er abends nach Hause zurück, ohne daß er irgendwo eine Spur der so eifrig gesuchten Erscheinung entdeckt hatte. Sein Diener, welcher ebenfalls den ganzen Tag über all die Straßen der Stadt durchstreifte, teilte ihm die gleiche Erfolglosigkeit in seinen unablässig betriebenen Nachforschungen mit. Oft wäre er geneigt gewesen, jene Erscheinung dennoch für eine übernatürliche Vision oder ein Erzeugnis seiner überreizten Einbildungskraft zu halten, wenn nicht die Equipage, welche er so deutlich gesehen und deren Existenz ihm auch von seinen Leuten bestätigt worden war, ihn immer wieder zu der Ueberzeugung zurückgeführt hätte, daß jene Gestalt, deren Anblick ihn so tief bewegte, dennoch der Wirklichkeit angehören müsse.

Die täglich erneute Aufregung, in welche ihn das ängstliche Jagen nach der Lösung des schauerlichen Rätsels versetzte, das nutzlose Leben, das er führte, und die immer sich wiederholenden Enttäuschungen begannen seine Gesundheit zu zerrütten. Schon wollte er in stumpfer Ermattung sich von dem Rande des Abgrundes, den dies schauerliche Geheimnis vor ihm öffnete, zurückziehen, als eines Tages, nachdem er abermals vergeblich auf den Straßen, in den Theatern umhergeirrt war, sein Diener ihn ganz stolz und glücklich mit der Nachricht empfing, daß er die gesuchte Equipage entdeckt habe. In atemloser Spannung schloß Alphonse die Thür seines Kabinets, um den Bericht des Lakaien anzuhören. Dieser stellte ihn indes vor ein neues Dunkel. Der Diener hatte, in den Straßen umherstreichend, denselben Wagen mit derselben Livree wie am Allerseelentag am Eingange des Père-Lachaise vor einem Haus in der Rue de Richelieu halten sehen. Er hatte lange gewartet und mit dem neben dem Schlage stehenden Lakaien ein Gespräch begonnen; trotz aller List und trotz großer Versprechungen war es ihm indes nicht gelungen, von diesem den Namen seiner Herrschaft zu erfahren. Endlich war ein ihm unbekannter Herr aus dem Hause getreten, in den Wagen gestiegen und so schnell davongefahren, daß es dem Lakaien, der keinen Mietwagen fand, unmöglich gewesen war, zu folgen.

„Und in jenem Hause,“ rief Alphonse, zitternd vor Ungeduld, „dort hättest Du nachforschen sollen!“

„Ich habe es gethan,“ erwiderte der Diener; „in jenem Hause wohnt Maître Laporte, einer der ersten Advokaten von Paris. Jener Herr war bei ihm gewesen, wie er ihn schon einigemale besucht hatte — weiter wußte der Portier nichts anzuführen!“



Alphonse brachte die Nacht schlaflos zu. Jener Wagen und jene Livree existirten also erwiesenermaßen, und es mußte somit der letzte Zweifel daran schwinden, daß auch jene Dame der Wirklichkeit angehöre. Es erübrigte demnach nur die Annahme einer an ein Wunder grenzenden Aehnlichkeit, und wenn auch seine an jenem Tage so schmerzlich aufgeregte Phantasie den Eindruck dieser Aehnlichkeit verstärkt haben mochte, so blieb doch selbst bei ruhigerer Ueberlegung die ganze Sache so außergewöhnlich und so eigentümlich geheimnisvoll, daß er zu seiner eigenen Beruhigung um jeden Preis das Dunkel lichten mußte.

Am nächsten Tag eilte er zu Maître Laporte, um ihn zu befragen, welcher von seinen Klienten eine blaue Livree mit silberner Stickerei trug. Der Advokat, ein alter, trockener Geschäftsmann, sah ihn ganz verwundert an und erwiderte kurz, daß er sich um die Livreen seiner Klienten nicht kümmere. Alphonse fragte weiter, wer ihn gestern besucht habe; er erbat sich eine Liste seiner Kundschaft; er bot große Summen für eine genügende Auskunft und nannte endlich, als der Advokat ihn kurz und entrüstet zurückwies, seinen Namen und seine Stellung. Maître Laporte wurde nun zwar etwas höflicher, erklärte ihm jedoch auf das bestimmteste, daß er keinerlei Auskünfte über seine Klienten ohne deren Willen und Auftrag erteilen könne, und sein eigentümlich mitleidiger Blick schien anzudeuten, daß er bei dem Staatsrat von Thermigny, von dessen Sonderbarkeiten die ganze Welt sprach, eine Geistesstörung voraussetzte.

Alphonse begriff, daß er auf diese Weise nicht weiter kommen könne, und setzte mit noch größerem Eifer seine Nachforschungen, welche die Gestalt einer fixen Idee annahmen, fort, indem er zugleich seinem Diener befahl, an jedem Tage von Sonnenaufgang bis zum spätesten Abend vor der Thür des Notars Wache zu halten.

Es fand in diesen Tagen ein großer Ball am Hofe von Versailles statt. Alphonse hatte sich bei solchen Gelegenheiten stets entschuldigen lassen, und der König, sonst in diesem Punkte sehr streng, hatte mit Rücksicht auf die Verdienste und das traurige Schicksal des in seinem Dienste unermüdlichen Staatsrats dessen Entschuldigung angenommen. Diesmal aber beschloß Alphonse, nach Versailles zu gehen, denn wenn die geheimnisvolle Erscheinung, welche ihn unausgesetzt beschäftigte, wirklich, wie ihre glänzende Livree vermuten ließ, der vornehmen Gesellschaft angehörte, so mußte ihm vielleicht am Hofe die Begegnung mit ihr gelingen, welche er auf der Straße und in allen Theatern bis jetzt vergeblich gesucht hatte. Die Sehnsucht nach dieser Begegnung wurde täglich fieberhafter, denn er konnte die unruhig quälenden Gedanken, welche immer wieder den Schlüssel des Rätsels in einer





Eingefangene Flüchtlinge. Gemälde von E. Schulz-Beleſen.

Digitized by Google



Allegro. Gemälde von Gabriel Max.

überirdischen Welt suchen wollten, kaum mehr ertragen. Wenn jene wunderbare Erscheinung in der That der Wirklichkeit angehörte, so war er überzeugt, daß die eigentümliche Aehnlichkeit, welche ihn so tief erschüttert hatte, bei näherer Betrachtung verschwinden werde. Er befahl — zu neuer Verwunderung seiner Dienerschaft — die seit Jahren nicht gebrauchte Staatskarosse in Stand zu setzen, und erschrak fast vor sich selbst, als er vor der Abfahrt einen letzten Blick in den Spiegel warf und sein Bild in dem goldgestickten Hofkleide vor sich sah. (Fortsetzung folgt.)

Unsere Künstler.

Der Altmeister der deutschen Aquarellisten.

(Hierzu das Bild Seite 81.)

Sein achtzigstes Lebensjahr vollendete am 4. Oktober 1888 in ungeschwächter Schaffenskraft ein Meister, der mit der schlichten Wasserfarbe so bedeutende malerische Wirkungen erzielte, wie sie zur Zeit seiner Blüte nur wenige in der ungleich satteren und körperhafteren Oelfarbe zu erreichen im stande waren. Neben dem um zehn Jahre jüngeren, aber gleichwohl schon vor zwanzig Jahren aus der Welt geschiedenen Eduard Hildebrandt, dem in allen Sätteln gerechten großartigen Landschafter, war es namentlich Carl Werner, der dafür Sorge trug, daß die schöne, leipziger Aquarellmalerei bei uns in Deutschland nicht von ihrer erobernngssüchtigen Schwester, der Oeltechnik, ganz in den Schatten gedrängt wurde, sondern sich aus ihrer Aschenbrödelstellung zu wohlverdientem Ansehen emporschwang.

Weimar, die Musenstadt, die damals unsern Goethe auf dem Gipfel seiner Mannesskraft und seines großartigen poetischen Schaffens sah, war es, in welcher Carl Friedrich Heinrich Werner am 4. Oktober 1808 das Licht der Welt erblickte. Ihre ersten künstlerischen Anregungen hat seine kindliche Seele wohl noch in der Vaterstadt empfangen; eine malerische Begabung auszubilden aber war sie damals noch nicht in der Lage. Die dortige Zeichenakademie unter der Direktion von Hofrat Johann Heinrich Meyer — der Kunstmeyer oder Goethemeyer genannt — lag in einem so starken Dornröschenschlaf begraben, daß es eine glückliche Fügung war, die den jungen Werner nach Leipzig und (1824) in die Schule von Veit Hans Schnorr von Karolsfeld, dem Vater des Meisters der Nibelungenbilder in der Münchener Residenz, führte. Nachdem Werner von 1826 bis 1827 auch die Leipziger Universität besucht, lockte das Jahr 1829 seine Schritte nach München, wo er bereits durch gelungene Darstellungen mittelalterlicher Baudenkmale die Aufmerksamkeit der Kunstverständigen auf sich zog. Besonders entscheidend für seine Richtung wurden die zwei nächsten Jahrzehnte, die er zum großen Teil in Italien (1833—1850) verbrachte, sowie die darauf folgenden Reisen nach England (1851), der eigentlichen Heimstätte der neuzeitlichen Aquarellistik, in welcher er besonders hohe Wertschätzung fand und zum Mitglied des „Institute of Painters in water-colours“ wurde, dann die Wanderjahre durch Spanien (1856), und endlich seine in die sechziger und siebenziger Jahre fallenden Orientfahrten. Aegypten, Palästina, Syrien und Griechenland lieferten ihm reiche Ausbeute an Studien, nach denen er seine glänzendsten Bilder schuf. Eine Aufzählung auch nur der gelungensten unter ihnen versuchen zu wollen, wäre eitle Mühe. Wo sollten wir anfangen, wo aufhören? Besser, wir geben ein Beispiel dessen, wie wirksam er die gewaltigen Trümmer vergangener Größe und Herrlichkeit aufzufassen, die Anfangen, die Ruinenumgebungen zum Bild zu gestalten weiß.

Es ist die Tempelhalle von Edne, der ansehnlichen Hafenstadt, zu deren großartigen Ueberresten uns der Künstler hier geleitet. Kaum mehr als die mächtigen Kapitäle der dem Haus aus hochragenden Säulen ragen noch über das Niveau der heutigen Stadt, dessen Höhe durch den teppichgelegten Boden bezeichnet wird, auf dem wir einen echt morgenländischen Vorgang sich abspielen sehen. Einer jener beredten Märchenerzähler, durch deren in halb singendem Tone vorgebrachten Rede die bei uns Abendländern leider zum Lesergenüsse erstarrte lyrisch-epische Poesie im Orient lebendig erhalten wird, scharrt an diesem angenehm beschatteten Plätzchen einem Kreise durch den Basell hier zusammengeströmter Bewohner der Stadt und der benachbarten Ortschaften seine abenteuerliche Kunde vor. In stiller Lauschen sitzen und stehen die Jünglinge und Männer, der eine und andere an seinem Tschibuk schmauchend und dichte Rauchwolken langsam vor sich hinblasend, um ihr hier, während der Kranke, der ihn begleitet — der Jongleur dieses berühmten Troubadours — ab und zu in regelmäßigen Schlägen seine kleine Handtrommel rührt, um die Aufmerksamkeit der Hörer nicht etwa einschlummern zu lassen. „Klappern gehört zum Handwerk“ — auch in diesen sprüchreichen Gegenden. Zwischen den beiden Säulen, in deren knauffiselierter Nähe der Knabe und seine beiden Nachbarn sitzen, geht es herab in das Innere der Tempelhalle, das unser aufklärungsdurstiges, den Dingen möglichst auf den Grund gehendes Jahrhundert mühsam wieder freigelegt hat. Hier oben aber sehen wir über das rohe Gemäuer, mit welchem die unwirtliche Umgebung den herrlichen altägyptischen Tempelbau durch eine verpfründungslose spätere Zeit verunziert worden, den hellen Spiegel des Nil herüberblinken, der seine Wellen ruhig an den jenseitigen Höhenzügen vorüber wälzt, während ein tiefblauer Himmel, nur von wenigen weißen Wölkchen unterbrochen, sich über ihm wölbt. Selbst an unserem Holzschnitt, obgleich er seiner Natur nach auf den Zauber der Farbe verzichten muß, ist dieser Charakter des morgenländischen Himmels klar erkenntlich. Beredender noch wirkt dergleichen freilich in den Originalen des Meisters, die sich durch Strenge Zeichnung, solide Technik, glühendes Kolorit hervortun. Dabei ist er unerschöpflich im Auffinden malerischer Punkte innerhalb der weiten und künstlerisch überaus dankbaren Gebiete, die er durchwandert hat, und weiß aus bescheidenerem Motiven so viel wie aus den allbewunderten Denkmälern vergangener Pracht und Größe anziehende Bilder zu gestalten. Seine genaue Bekanntschaft mit den malerischen Seiten des vielgepriesenen Altlandes ließ ihn zur Mitarbeit an dem in der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, erschienenen Prachtwerk: „Aegypten in Bild und Wort, dargestellt von unseren ersten Künstlern, beschrieben von Georg Ebers“, besonders geeignet erscheinen, und er hat denn auch zu diesem Werk eine ansehnliche Zahl prachtiger Blätter beigesteuert. Auch die Aquarelle, die unser Holzschnitt wiedergibt, ist eigens für dieses schöne Werk gemalt.



Seit langen Jahren lebt Professor Carl Werner in Leipzig in ungetrübter Schaffensfreudigkeit. Aus seiner Schule ist unter anderen der berühmteste der jüngeren Aquarellisten, Ludwig Passini, hervorgegangen. Dem Altmeister selbst haben die Leipziger Künstlerkreise zu seinem Ehrentag in einem würdigen Feste ihre Huldigungen dargebracht; zu zahlreichen Auszeichnungen, deren er sich schon früher erfreuen durfte, sind neue hinzugetreten. Möge es ihm noch lange vergönnt sein, sonniges Leben auf die treue Tasche zu zaubern!

Otto Baisch.

Die Wiederbestattung Franz Schuberts.

(Hierzu das Bild Seite 85.)

Die Bedeutung, welche Franz Schubert als Liederkomponist erlangt hat, ließ es wünschenswert erscheinen, den sterblichen Ueberresten des großen und beliebten Meisters eine würdige Ruhestätte zu bereiten. Schon im Juni 1888 hatte in Wien eine ähnliche Feierlichkeit stattgefunden. Damals waren die Gebeine Beethovens aus ihrer ersten Ruhestatte im Währinger Ortsfriedhofe gehoben und auf dem Zentralfriedhofe der Kaiserstadt an der Donau zum zweitenmale dem dunklen Schoß der heiligen Erde anvertraut worden. In nächster Nähe dieser Ruhestätte hat nun auch, umgeben von grünendem Baum- und Buschwerk, Franz Schubert die seinige gefunden. Auf beiden Grabern nennen schlichte, stilvolle Denksteine die Namen der unter ihnen Schlummernden.

Auf dem Währinger Friedhofe hatte sich an einem prächtigen Sonntagsmorgen, am 23. September dieses Jahres, eine große Anzahl von Verwandten, Freunden und Verehrern des verblichenen Tondichters versammelt, darunter seine beiden noch lebenden Brüder Andreas und Hermann. Der letztgenannte sprach als Priester den Segen über den prachtvollen, ganz mit Blumen bedeckten Sarg. Dann ertönte ein von der Währinger Liedertafel vorgetragener Chorgesang, worauf sich der äußerst prächtige Leichenzug in Bewegung setzte. Er nahm seinen Weg durch die Währingerstraße zur Votivkirche, wo sämtliche Gesangvereine der Stadt und ihrer Vororte Aufstellung genommen hatten. Sie schlossen sich dem großartigen Zuge an, der auf dem Schillerplatze zu Füßen des Dichterdenkmals Halt machte. Hier erklangen die herrlichen Accorde des Schubertschen Chores „Die Nacht“, dem ein neuer Text unterlegt war. Am Eingang des Zentralfriedhofs nahm der Weihbischof Augerer eine nochmalige Einsegnung vor und mit ergreifender Tonfülle sang der Wiener Männergesangverein das „Libera“ von Herbeck.

Während dann der Zug durch die langen Gräberstraßen weiter ging, erklangen, von Posaunen geblasen, bei dem Schubertschen Liede „Der Tod und das Mädchen“ entnommenen Harmonien. An der offenen Gruft angelangt, gruppierten sich die Teilnehmer um dieselbe, worauf der Hofschauspieler Gabillon ein von L. A. Frankl verfaßtes Gedicht vortrug. Nachdem dann der Vorsitzende des Wiener Männergesangvereins, Otschbaur, mit dem Ausdruck wärmster Begeisterung das Grab und Denkmal dem Schutz der Stadt Wien übergeben und Vizebürgermeister Prix in würdiger Weise den Dank dafür ausgesprochen hatte, wurde der Sarg in das Grab versenkt. Als letztes Lebewohl sandte der Männergesangverein den unsterblichen Meister sein tiefsinniges Lied „Allerseelen“ nach.

Das Denkmal selbst, um dessen Herstellung sich der Wiener Männergesangverein ein großes Verdienst erworben hat, ist in vorzüglich künstlerischer Weise von Professor Kundmann ausgeführt worden. Aus Marmor gearbeitet, hat es die Form eines hohen Rechtecks und zeigt die vortrefflich gelungene Büste Schuberts, sowie allegorische Figuren.

Die deutsche Kaiserfahrt nach dem Süden.

(Hierzu die Bilder Seite 73, 80 und 81.)

I.

Der Besuch in Stuttgart.

Waren für Kaiser Wilhelms II. Reise nach dem Norden hauptsächlich politische Gründe maßgebend gewesen, so trat bei seiner jüngsten südwärts gerichteten Fahrt ein warmer Gemütsakkord hinzu. Hatte es dort gegolten, ein ungerechtfertigtes Mißtrauen zu zerstreuen, mißvergnügte, grollende Nachbarn zu versöhnen, so galt es hier, lieben Freunden die Hand zu drücken, zu danken für warme Teilnahme in tiefem Leid, für unerschütterte Vertrauen und festes Ausharren in ernsten und schweren Tagen.

Man wußte längst, daß als erstes Ziel Süddeutschland in Aussicht genommen und der Kaiser auch nach Schwaben kommen werde; es schien indes noch zweifelhaft, ob dem zeitweilig in Friedrichshafen am Bodensee residierenden König Karl sein schwankender Gesundheitszustand gestatten werde, den Kaiser in Stuttgart zu empfangen. Die Stimmung der Bevölkerung sprach mit großer Wärme zu Gunsten der Hauptstadt, und mit Sorge erwartete man die Entscheidung. Mit einstimmigem Beifall und lebhafter Dankbarkeit hörte man endlich, daß Stuttgart in der That gewählt worden.

Mit fieberhaftem Eifer begannen jetzt die Vorbereitungen zum Empfang des Kaisers. Hunderte von Händen waren vom frühen Morgen bis tief in die Nacht hinein beschäftigt, die Stadt zu schmücken; Stangen, Bretter und Tannenreisig wurden angefahren und besonders im Zentrum hämmerte und lärmte es an allen Ecken und Enden. Erst wenige Stunden vor Ankunft des kaiserlichen Zuges war das Werk vollendet und konnte mit dem Abräumen der Baugerüste begonnen werden.

Ganz besonders Sorgfalt hatte man selbstverständlich der Ausschmückung der Feststraße gewidmet. Sie begann mit zwei mit Tannenreisern bekleideten Obelisken an der Kreuzung der Schloß- und Friedrichstraße, denen je hier andere am Ost- und Westende des Königsbaus entsprachen. Zwischen ihnen erhob sich zu beiden Seiten der Straße je eine Reihe von Fahnenmasten, die durch Guirlanden verbunden waren und mit hübsch dekorierten und durch große Schalen gekrönten Trophäen abwechselten. Vor dem Palais des Prinzen Wilhelm erhob sich auf hohem Postament eine riesige Württembergia, mit einer Palme grüßend. Fahnen, Embleme, wohin das Auge blickte!

Und nun war es Abend geworden. Die Einzugsstraße wurde durch ein Spalier von Militär abgesperrt, im Rathause, dessen Aeußeres ebenfalls reichen, geschmackvollen Festschmuck trug, versammelten sich die bürgerlichen Kollegien, die städtischen Beamten, die Reichs- und Landtagsabgeordneten und das Präsidium des Württembergischen Kriegerbundes, am reichsten Besuch einer Anzahl Staatsdiener zum Bahnhof sich zu begeben, in dessen Vorhalle sie mit der Geistlichkeit, den

Mitgliedern des Stuttgarter Liederkranzes und den Festjungfrauen sich vereinigten und Aufstellung nahmen. Mit Anbruch der Dunkelheit hatte man inzwischen auch mit der Illumination begonnen. Die Umrisse des Königshaus, des Postgebäudes und der nächsten ihnen benachbarten Privatgebäude hoben sich bald, durch rothe eisenbandartig gereihte Lämpchen nachgezeichnet, hell vom dunklen Himmel ab; lange Ketten von Lampions glühten auf, hoch bis in die Spitzen der Bäume sich hinaufziehend, das Petroleum in den Pfannen auf der Spitze der Obelisken und in den von Dreifüßen getragenen Schalen wurde entzündet, weiß glänzten die Bogenlampen weit durch die Luft dahin. Die Ansicht des Schloßplatzes mit seinem durchaus durch Lämpchen erleuchteten Rasen, seinen springenden Wassern, seiner Palmen, Pflanzen und Lorbeerbäumen war im Laufe einer halben Stunde eine ganz zauberhafte geworden. Schaaren von Neugierigen füllten schon von 6 Uhr an alle Wege und hatten sich gegen 7 Uhr zu einer undurchdringlichen Masse zusammengedrängt.

Zu Pferde hatten zwischen 7 und 7½ Uhr auch die Hofchargen und eine glänzende Suite von Offizieren sich aufgemacht. Um 7½ Uhr kam Prinz Hermann zu Sachsen-Weimar, der Schwager des Königs Karl, ferner Prinz Albrecht von Württemberg, dann der Thronfolger Prinz Wilhelm und schließlich der König, von lebhaftem Hurra begrüßt. Wenige Minuten später verkündeten Kanonendonner und Glockengeläute, daß der kaiserliche Extrazug die Stuttgarter Centralstation erreicht hatte. Punkt 8 Uhr hielt er in der rechtseitigen Einfahrtshalle, unmittelbar vor dem Eingang des mit Teppichen und Pflanzen reich geschmückten Holzbaues. Rasch schritten darauf der Kaiser seinen Schwager, ging, nachdem beide Monarchen mit Kuß und Handschlag sich begrüßt, die Front der Ehrenwache vom Weingartener Kaiser Wilhelmregiment ein und ab, um dann, nachdem er aus der Hand der einen der Ehrenjungfrauen ein Bouquet entgegengenommen, ohne Aufenthalt an der Seite des Königs in die offene Bahnhalle hinauszutreten und, von brausendem Hurra begleitet, durch die Reihen der ehrfurchtsvoll sich verneigenden spalierbildenden Damen und Herren zu seinen Wagen sich zu begeben. Der Jubel der draußen harrenden Menge, sobald sie des Kaisers ansichtig wurde, war unbeschreiblich; kein Kopf blieb bedeckt, und das Hurra nahm selbst dann kein Ende, als die Fürsten das Schloß bereits längst betreten hatten.

Während der Kaiser im Spiegelsalon der Königin mit der königlichen Familie im engsten Kreise das Abendessen einnahm, hatte der Liederkranz auf einer Tribüne im weiten Hofe des Residenzschlosses aufs neue zu einer Serenade sich gruppirt. Die Vereine und Körperschaften der Stadt mit ihren Fahnen und Emblemen füllten die Mitte des Platzes, die grünen Feuerreihen mit Magnesiumfackeln, ringsherum in lose Linie. Auf ein gegebenes Zeichen flammten die Fackeln gleichzeitig auf, die Musik begann, und nun wurde es auch in dem Ballsaal im östlichen Flügel des Schlosses lebendig. Herren in Uniform und Damen in hellen Gewändern zogen sich an den Fenstern. Wenige Minuten später erschienen auch der Kaiser und der König.

„Willkommen uns vielmalmal,
Und Gott zum Gruß in Schwaben!
Im Weg' steht und der Freude Straß,
Daß wie in Stuttgarts Liedertafel
Doch, Kaiser, bei uns haben.
Ihr seyen lang so schmeichelnd,
Bis wir den Wort vernommen,
Am Neckar's empor in Jubelklang:
Willkommen, uns willkommen!"

So klang es hinaus in die Nacht von den Lippen der Sänger in der zu den schwungvollen Versen Emil Engelmanns von Professor Wilhelm Finckler für diesen Tag besonders komponirten Weise. Dann ergriff Oberbürgermeister Dr. von Hack das Wort, um den Kaiser im Namen der Stadt noch besonders zu begrüßen. Das Hoch auf die beiden Herrscher, mit den er schloß, setzte über dem ganzen Schloßplatz hin sich fort und wiederholte sich immer aufs neue, bis ein neues das erschallte und sich Gehör erzwang. Die Monarchen zogen sich zurück, um nach Schluß des Abendständchens noch einmal sich zu zeigen und dankend sich zu verneigen. Die Vereine ordneten sich zum Abmarsch. Für heute waren die Festlichkeiten zu Ende. Aber nicht eher zerstreuten sich die Massen, als bis der Kaiser sie um Stille hatte bitten lassen, da er auch den Anstrengungen der Reise der Ruhe bedürfte. Bis weit nach Mitternacht blieb es auf den Straßen lebendig.

Schon in früher Stunde begann am andern Morgen das bunte Getreibe aufs neue. Die Züge brachten Tausende aus allen Theilen des Landes, von der Peripherie der Stadt strömte es dem Innern derselben zu; jeder suchte sich für die Besichtigung des Tages einen guten Platz zu sichern. Selbst das Wetter hatte ein festliches Gesicht angenommen. Die ganze Woche hindurch war es trübe und neblig gewesen, jetzt schaute die Sonne hell vom wolkenlosen Himmel und übergoß die Weinberge, die in den bunten Farben des Herbstes prangenden Gärten und Anlagen mit warmem Licht. Bald nach 9 Uhr zogen die Stadtgarde und der Reiklub vor dem Schlosse auf; gegen 9½ Uhr begann die Anfahrt der Angehörigen der königlichen Familie; das Ulanenregiment, die Schulen und Vereine — im ganzen 23,000 Personen — hatten bereits früher ihre Spalieren sich ordnet. Kaum ein Haus in der ganzen Stadt war ohne Fahnen und Kränze geblieben. Besonders aber geschmückt war der Schloßplatz mit dem Theater, den prachtigen Massen des Residenzschlosses, den Zinnen der alten Burg des württembergischen Herrschergeschlechts, den Türmen der Stiftskirche, der weiten Säulenhalle des Königsbaus, seinem frischen Grün und seiner bellfarbigen, glänzenden Dekoration einen unvergleichlichen Anblick. Um 10 Uhr begannen die Glocken sämtlicher Kirchen zu läuten — die Umfahrt der königlichen Familie mit ihrem Gaste durch die Straßen der Stadt hatte begonnen.

Dem Zug voraus fuhr Polizeirat Hilbert mit dem Vorsitzenden des Komites für Spalierbildung, Gemeinderat Otto Meyer. Hieran schloß sich die Stadtgarde zu Pferd, der Wagen mit dem Oberbürgermeister Dr. v. Hack und dem Obmann des Bürgerausschusses, Gustav Stälin, sowie der Reiklub. Dann erschienen unter Vortritt eines königlichen Stallmeisters von braunschwarzem Hof empfangen, in zweispännigen, von Rappen gezogenem Wagen Kaiser Wilhelm und König Karl in Generalsinterimsuniform, den Mantel leicht umgehängt, die stürmischen Grüße freundlich erwiderend. Im zweiten Wagen, welchem die K. Oberstallmeister und Stallmeister Graf Gransfeld und Freiherr von Reitzenstein folgten, befand sich die Königin mit dem Prinzen und der Prinzessin Wilhelm, welch ersterer wiederum die Uniform der Gardehusaren angelegt hatte; im dritten Wagen die Herzogin Wera mit dem Herzog Albrecht von Württemberg und ihren beiden Töchterchen Olga und Elsa; im vierten Prinz Hermann zu Sachsen-Weimar mit Gemahlin, Tochter und Sohn und im fünften die Herzogin von Urach mit ihren beiden Söhnen. Den Schluß bildeten der Ehrendienst und das Gefolge des Kaisers, unter welchem insbesondere Graf Herbert Bismarck dem Publikum freudigst begrüßt wurde. Der Zug bewegte sich gegen das Theater, am Café Bechtel vorbei nach der Königstraße, am Königsplatz entlang nach der Eberhards- und Marktstraße, nach dem Marktplatz, überall von stürmischen Hochs empfangen. Vor dem Rathause bildeten die bürgerlichen Kollegien sowie die städtischen Beamten Spalier. Beim Liedertafelgarten hatte die Tirolertruppe eine Gambrinusgruppe aufgestellt, an der zum weißgekleidete Jungfrauen die Majestäten erwarteten und ihnen deutsches Kaisertlied kredenzten. Um elf Uhr erreichte der Zug den Stadtgarten, an dessen Eingang der Vorstand der Stadtgartengesellschaft, Gemeinderat Feiger, die hohen Herrschaften begrüßte, um ihnen dann bei einer Umfahrt durch die städtischsten Partien, an der indes nur die beiden ersten Wagen teilnahmen, das Geleit zu geben. Ein reicher Flor jugendlicher Stadtgartenturnen in weißen Turnanzügen mit Schärpen in den Reichsfarben bildete Spalier, zehn von ihnen überreichten duftige Bouquets, die Musik spielte „Heil Dir im Siegerkranz!" und „Ich bin ein Preuße!" Nach zehn Minuten wurde die Rückfahrt angetreten, um bald zwölf Uhr war das Schloß wieder erreicht.

Während der Mittagszeit machte der Kaiser Besuche; um zwei Uhr fand im weißen Saale des königlichen Residenzschlosses eine Galatafel zu 170 Gedecken statt. Während des Mahles brachte der König folgenden Trinkspruch aus: „Ich trinke auf das Wohl Seiner Majestät des deutschen Kaisers, dessen Besuch uns hoch erfreut hat. Ich wünsche, daß Gott ihm eine lange, glückliche Regierung schenken möge, zum Heile der kaiserlichen Familie und zum Segen für unsere deutsche Heimat." Der Kaiser erwiderte: „Aus tiefbewegtem Herzen spreche Ich Eurer Majestät meinen innigsten Dank aus für die gnädige Einladung und den herzlichen Empfang, den Allerhöchstdieselben und Ihr ganzes Volk Mir bereitet haben. Ich bitte Eure Majestät, Mir zu glauben, daß Ich mit besonders warmen Empfindungen hierher gekommen bin, denn dieses reich gesegnete Land und dieses herrliche Volk, über welches Eure Majestät regiert, hat im Mittelalter viele der edelsten deutschen Fürsten, welche die Geschicke des Reiches leiteten, hervorgebracht. Ganz besonders freut Mich hierzu, daß das schmucke Land auch die Wiege Meines Hauses gewesen ist, auch in Meinen Adern rollt schwäbisches Blut ebensogut wie in den Adern der Herren, die hier versammelt sind. Von fester und unverbrüchlicher Anhänglichkeit an dieses Land und seinen Herrn beseelt, erhebe Ich Mein Glas und rufe: Seine Majestät der König und Ihre Majestät die Königin von Württemberg, Sie leben hoch, hoch, hoch!"

Nach dem Diner wurde Thee gereicht, dann hatte die Stunde des Abschieds geschlagen. Die Regimenter mit den Ehrenkompagnien hatten teils als erste Karte in den Spalieren, teils im Schloßhof ihren alten Platz eingenommen. Die Herren des Gefolges, die Generale und Minister, die Prinzen und Herzoge fuhren dem Bahnhof zu, jubelt kam der Wagen mit den Majestäten. Noch einmal entblößten sich alle Häupter, ein donnerndes Hurra erschütterte die Luft, freundlich dankte der Kaiser. Wenige Minuten später hatte er Stuttgart verlassen.

F. Ch.

II.

In Konstanz und auf der Insel Mainau.

Wie in Stuttgart, so wurde der Kaiser auch auf seiner Fahrt nach dem Bodensee überall in schwäbischen Landen, wohin er kam, aufs herzlichste begrüßt und empfangen. Alle Stationen waren festlich geschmückt und dicht belebt von jubelnden Scharen. Als es dunkelte, brannten auf den Höhen der schwäbischen Alb Freudenfeuer; alle Bahnhofgebäude waren mit bengalischen Flammen taghell erleuchtet. Gegen 10¼ Uhr war Konstanz erreicht. Hier erwartete der Großherzog von Baden mit Gefolge den Kaiser in dem mit Lampions geschmückten Bahnhof. Sobald der Zug hielt, trat er bis an den Wagentritt vor und begrüßte den Kaiser mit herzlicher Umarmung und wiederholtem Kuß. Nach rascher Vorstellung der Umstehenden bestiegen beide den bereitstehenden offenen Wagen, der sie durch die vom Kriegerbund, dem Militärverein und der Feuerwehr gebildeten Spaliere rasch nach dem Hafen brachte. Alle Gebäude auf dem Wege waren glänzend beleuchtet, die Glocken läuteten, die Menge rief Hurra bis die beiden Fürsten den Dampfer „Kaiser Wilhelm" bestiegen hatten und aus dem elektrisch beleuchteten Hafen in die nächtliche See hinausfuhren. Nun erstrahlte mit einemmale das Münster, das ganze Ufer in bengalischer Beleuchtung, zischende Raketen landen die letzten Grüße. Nach einer Viertelstunde landete der Kaiser an der Insel Mainau angesichts des ebenfalls festlich beleuchteten Schlosses, wo er von der Großherzogin, dem Erbgroßherzog und der Erbgroßherzogin aufs herzlichste begrüßt wurde.

Am andern Tage kehrte der Kaiser noch einmal zu längerem Aufenthalt nach Konstanz zurück. Die beiden Salondampfer „Greif" und „Kaiser Franz Josef I." mit je einem Musikchor, einer Abteilung Krieger des Hegaugaubundes und vielem Publikum besetzt, geleiteten das kaiserliche Schiff. Von allen Türmen erscholl Festgeläut, von allen größeren Schiffen wurden Begrüßungsschüsse abgegeben, sobald das Geschwader in Sicht kam. Umringt von zahlreichen kunstlerisch gezierten Nachen und Gondeln aus Konstanz und den Uferorten des Unter- und Ueberlingersees fuhr der Dampfer „Kaiser Wilhelm" mit dem Kaiser, Großherzog, Erbgroßherzog, Großherzog von Sachsen-Weimar, Herzog und Erbprinz von Nassau und großem Gefolge an Bord in dem Hafen ein, während die auf dem „Greif" befindliche Regimentsmusik den Kaisermarsch von Richard Wagner spielte, in welchen von Lande aus die vereinigten Gesangvereine, verstärkt durch Gymnasiasten und Realschüler, einstimmten. Nach dem Aussteigen wurde der Kaiser von den Spitzen der Behörden und von Oberbürgermeister Weber durch eine längere Ansprache begrüßt, an deren Schluß der letztere ein jubelnd aufgenommenes Hoch auf den Allerhöchsten Gast ausbrachte. Sodann wurde dem Kaiser ein Ehrentrunk angeboten und zwar in dem hellen Lokale, welchen Kaiser Wilhelm I. bei seinem ersten Besuche in Konstanz unmittelbar nach der Gründung des Reiches im Jahre 1871 entgegengenommen hatte. Mit den Worten: „Auf das Wohl der Stadt Konstanz!" trank der Kaiser den Becher leer, während das Publikum in begeisterte Hoch- und Hurrarufe ausbrach. Nachdem sodann noch durch 20 weißgekleidete Mädchen, von denen eines einen Blumenstrauß überreichte, eine Begrüßung stattgefunden hatte, trat der Kaiser mit dem Großherzog an die Vereine des Hegaumittelverbandes heran, die 1200 Mann stark mit 40 Fahnen sich eingefunden und vom Hafen bis zum Rathaus Spalier gebildet hatten. Von dem Präsidenten des Gauverbandes, Professor Conrad, nahm der Kaiser den Stärkerapport entgegen und unterhielt sich mit denselben ebenso wie der Großherzog in huldvollster Weise, sich sodann mit kräftigem Handdruck verabschiedend. Nun bestiegen die allerhöchsten und höchsten Herrschaften die Wagen und fuhren unter nicht endenden Hurrarufen der alten Soldaten aus dem Hegau, der Zöglinge aller Schulen, des Militärs, sowie der gesamten vieltausendköpfigen Menschenmenge in leichtem Trabe durch einige Straßen der Stadt, wobei unter anderem auch vor dem Haus „zum hohen Hafen" auf dem Obermarkt angehalten wurde, an welchem sich ein Gemälde von Professor Hölzlin aus Stuttgart befindet, das den auf diesem Platze im Jahr 1417 stattgehabten Vorgang der Belehnung des Burggrafen Friedrich von Nürnberg mit der Mark Brandenburg sinnig darstellt. Nach kurzem Verweilen vor dem Denkmal Kaiser Wilhelms I. im Stadtgarten, während dessen sich ein leichter Regen einstellte, ging's zum Hafen zurück, von wo das Kaiserschiff mit der beiden Fürsten Begleitung die Fahrt unter endlosem Jubel des Publikums und abermaligem Gelöute und Kanonendonner wieder der Mainau zustrebte.

-n.

III.

In München.

Nur wenige Monate sind verflossen, da umjubelt den Zentralbahnhof in München eine tausend- und abertausendköpfige Menge, ernst, schweigend und traurig. Darinnen weilte für wenige Minuten Kaiser Friedrich, der, zu Tode krank, dennoch das sonnige Italien verlassen hatte und mit eisernem Muß die Lande durcheilte, um das gewaltige Erbe seines Vaters anzutreten. Nur kurze Augenblicke weilte er in Münchens Mauern, aber dennoch hatten sich unabsehbare Scharen versammelt, des deutschen Reiches zweiten Kaiser zu sehen, den sie so liebten, der ihnen immer so nahe gewesen war, der sie geführt hatte im großen Franzosenkriege, dem Schlacht zu Schlacht, den Sieg zu Sieg. Wie gerne hätten sie ihm zugejauchzt und zugejubelt, um ihre Liebe und Treue zu bezeugen, aber die Zeiten waren nicht darnach angethan, zu jubeln und zu jauchzen, die Schatten des Todes lagen auf allen Gesichtern, und als des Kaisers Zug hinausbrauste aus den weiten Hallen des Bahnhofs, begleiteten ihn lautlos, schweigend die Segenswünsche der Zurückbleibenden.

Und wenn am ersten Oktoberabend des Jahres 188- wieder eine unzählige Menge Kopf an Kopf den

Bahnhof, wogte durch die Straßen auf und nieder, sammelte sich auf den Plätzen und strömte unaufhörlich durcheinander. Aber nichts von Trauer, nichts von Schweigen und Zagen! Alles Lust und Leben und stürmische Freude. Es galt, den jugendlichen, blühenden Kaiser zu empfangen, der dem mächtigsten Thron der Welt besteigen, die Zügel der Regierung mit kühnen, kraftigen Händen gefaßt, der auf seiner Rundfahrt zu den verbündeten und befreundeten Mächten nun auch nach Bayern kam, nach München. Hier sollte er sehen, wie Bayerns Volk, Bayerns Hauptstadt fest und unverbrüchlich zu Kaiser und Reich stehen, er sollte sehen, wie alle Herzen für ihn schlagen und bereit sind, ihm zu folgen. Die Stadt hatte ihr Alltagsgewand abgelegt und ein prunkendes, glitzerndes Festkleid angezogen. Die Heimat der Künste und der Künstler, sie muß es freilich verstehen, sich zu schmücken, wenn es gilt, ihre Schönheit in das rechte Licht zu rücken. Vom Bahnhof bis zur Residenz, der ganze Weg, den der kaiserliche Gast durchfahren mußte, war in eine Triumphstraße umgewandelt. Zu beiden Seiten standen in geringem Abstand hohe Flaggenmasten in den deutschen und bayrischen Farben, und bunt und bewegsam flatterten die langen Fahnen und Wimpel durch die Luft. Am Fuß eines jeden Mastes stand auf dreifüßigem Eisengestell ein Korb, mit Holz angefüllt, das entzündet werden sollte, wenn der Kaiser vorüberfahre. Und von Fahne zu Fahne zogen sich Tannengewinde mit goldenen, blau-weißen, schwarz-weiß-roten Schleifen, mit riesigen Kränzen, mit Wappenschildern und allerlei Zierat. Dem Ausgang des Bahnhofs gegenüber war eine Triumphpforte im Renaissancestil errichtet, in lichter Farbe, Weiß mit Gold, der Giebel gekrönt mit geschnittenen Bäumen. Auf der Vor- und Rückseite prangten das bayrische und das preußische Wappen. Das breite Triumphthor stand inmitten des Maximiliansplatzes, ein mächtiger Rundbogen, von vier Pfeilern getragen, darüber die riesige, edelsteingeschmückte Kaiserkrone. Die Bogen zeigten die Inschriften: „Salve Imperator!“ und „Gott mit uns!“ Die Pfeiler waren verdeckt durch große Akazien und mächtige Blumenkörbe; sie endeten in Flaggenstangen mit den deutschen Fahnen. Zum dritten Triumphbogen war das Hofgartentheater umgewandelt worden. Von der Spitze, welche die Königskrone schmückte, zogen sich Laubgewinde zu den Ecken; unterhalb der Krone hatte ein Schild, schwarz im goldenen Feld den deutschen Reichsadler weisend. An den Seiten des Thores hing das bayrische und das preußische Wappen, daran schließen sich riesige Pflanzendekorationen. Auf verschiedenen Plätzen, die von der Triumphstraße durchschnitten werden, waren Musiktribünen aufgestellt, mit farbigen Tüchern behängt, den deren aus Fanfaren dem Gaste entgegenrauschen sollten. Und alle Gebäude zu beiden Seiten des Weges, öffentliche oder private,



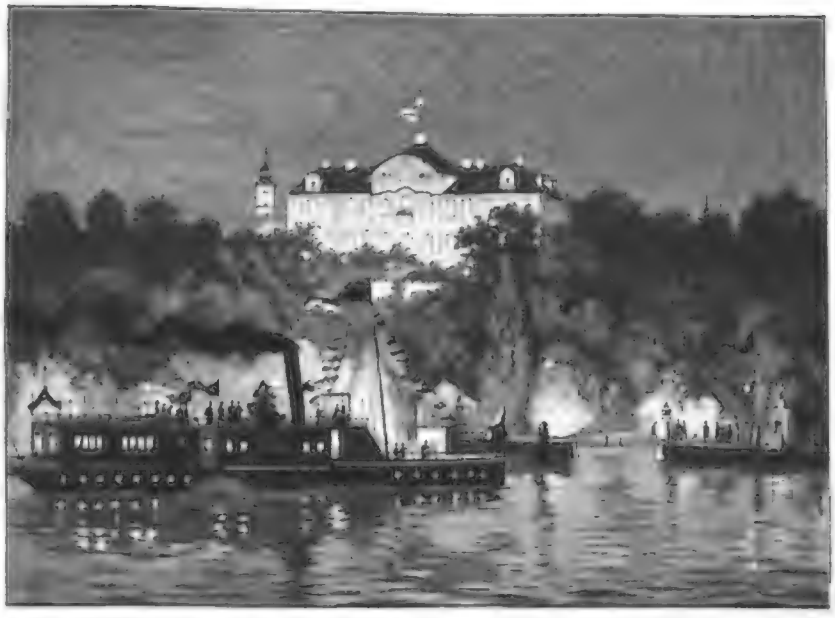
Kaiser Wilhelm II. auf der Spazierfahrt durch Konstanz. Originalzeichnung unseres Spezialartisten H. Lüey.

hatten sich festlich herausgeputzt mit flatternden Fahnen, mit Kränzen, Guirlanden, mit bunten Teppichen, mit Büsten und Schilden und Schildern. Kaum vermochte das Auge die ganze Pracht zu erfassen, so blitzte und schwirrte und flatterte und wehte es durcheinander.

Und nun zwischen all dem Prunk die bewegte Menge. Ein buntes Gemisch von Trachten. Denn nicht nur die modisch gekleideten Städter waren da, vom Lande her aus dem Gebirge waren die Mütterlein und Weiblein herringewandert, um den Kaiser zu empfangen und zu begrüßen. Neben dem glänzenden Cylinderhut tauchte des Bauern breitkrempige, flache Kopfbedeckung auf, neben dem eleganten Herrenhut der Stadtdame das schwarze oder farbige Kopftuch der Bäuerin. Und so standen sie ruhig und geduldig da, vertrieben sich die Zeit mit urwüchsigem bayrischem Humor und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Die verschiedenen Vereine der Stadt bildeten ein lebendes Spalier vom Bahnhof bis zur Residenz. Hoch loderten die Straßen entlang die Holzfeuer empor, elektrisches Licht sendete seine kalten blauen Strahlen hernieder, unzählige Kerzen flackerten und leuchteten, bengalische Flammen verbreiteten ihren märchenhaften Schein.

Endlich — eine Minute vor 9 Uhr — vom Marsfeld her Kanonendonner! Der Kaiserzug naht, gleich wird er in den Perron einfahren. Immer neue, immer stärkere Geschützsalven! Der Kaiser ist in München! Die Aufregung steigt aufs höchste, aber noch heißt es warten, bis die Vorstellungszeremonien im Bahnhof vorüber! Da endlich, endlich! Der Kaiser tritt mit dem Prinzregenten heraus, besteigt einen offenen Wagen, und die Fahrt beginnt. Und nun bricht der Sturm los. Jetzt zeigt sich, was eine Münchner Kehle zu leisten vermag. Ein ohrenbetäubender Willkomm! Hurrarufen, Hochschreien, Tücherschwenken, Hüteschwenken, Singen, brausender Jubel, Kanonendonner dazwischen, Sängerstimmen; heller lodern alle Flammen auf.

Mit einemmal ein tiefes Schweigen, der Wagen des Kaisers hält, der erste Bürgermeister, Dr. von Widenmayer, tritt vor und begrüßt den erlauchten Gast namens der Stadt. „Es ist das erstemal,“ sagt er unter anderem, „daß der deutsche Kaiser unsere Stadt betritt. Tief drückt dieser Tag sich in die Stadtgeschichte ein, wie jener andere Tag, da vor siebenzehn Jahren Friedrich, der siegreiche Kaisersohn, Bayerns ruhmgekrönte Krieger in die Heimat führte. Damals war es Frühling im neuen Bunde, heute ist's ein Ehrentag im befestigten Reiche, auf dem Wilhelms und Friedrichs, der verklärten Kaiser, Segen ruht.“ Und weiter: „In jubelnder Begeisterung und mit unbegrenztem Vertrauen schauen wir auf zu Eurer Majestät, dem starken, muthigen Führer des deutschen Volkes. Heil sei des geliebten Kaisers Leben, Heil seiner Friedensbahn; sein sei die Kraft und die Liebe, sein das Recht und der Sieg! Zum Himmel erdröhne Münchens Ruf: Seine Majestät der deutsche Kaiser Wilhelm, er lebe hoch!“ Ein jubelndes, brausendes, sinnverwirrendes „Hoch!“ und „Hoch!“



Landung des Deutschen Kaisers an der Insel Mainau.
Originalzeichnung unseres Spezialartisten H. Lier.

und „Heil!“ Der jugendliche Kaiser, sichtlich bewegt, dankt dem Bürgermeister für diese herzlichen Worte, dankt für den herrlichen Empfang dem bayrischen Volke, welches in der Geschichte des deutschen Reiches eine so hervorragende Rolle gespielt hat. Er reicht dem Bürgermeister die Hand und drückt sie kräftig. Und nun stellen die Sänger und zugleich die ganze unabsehbare Menge mit der „Wacht am Rhein“ ein. Brausender Jubel bricht los, grünes Tücher- und Hüttenwinken, und der kaiserliche Zug biegt in die Triumphstraße ein, voran ein Wagen mit dem Stadtkommandanten und dem Polizeidirektor, dann die Adjutanten, die Hofchargen, das Gefolge des Kaisers, ein Spitzenreiter mit Lanze, ein Zug schwerer Reiter, dann folgt der sechsspännige, offene Galawagen, in dem der Kaiser mit dem Prinzregenten sitzt, und wiederum ein Zug schwerer Reiter. Den Schluß machen die Prinzen, die Herzoge, die bayrischen Minister und Hofchargen. So geht es langsam, Schritt vor Schritt durch die wogenden, jubelnden Massen, überall die gleiche Begeisterung, die gleichen Grüße und Rufe, überall schallende Musik und Fahnenschwenken und helle Freude über die jugendlich männliche Erscheinung des Herrschers. Auf dem Königsplatz der Residenz steigt majestätisch die Kaiserstandarte empor. Der deutsche Kaiser ist im alten Schlosse der Wittelsbacher eingezogen. Die Prinzessinnen des königlichen Hauses begrüßen ihn. Und draußen vor den Fenstern im prunkvollen Hofgarten drückt und staut sich unzähliges Volk, um einen Blick auf den Gast zu erhaschen und den Klängen der Musik zu lauschen. Bis tief in die Nacht hinein währt das Getriebe, und schon früh am andern Morgen beginnt es aufs neue. Den Tag füllt der Kaiser mit Besuchen und Kundfahrten durch die Stadt, mit Gegenbesuchen von Staatsgeschäften aus. Um 6 Uhr abends findet das Galadiner statt in den prächtigen, kunstgeschmückten Räumen des Schlosses. Auf den Tafeln blinken die Gold- und Silbergeräte der Wittelsbacher Schatzkammern; unzählige Wachskerzen ergießen einen augenberückenden Zauber; die blitzenden Geschmeide der Damen wetteifern mit dem Glanz der Uniformen. Hundertundzwanzig Personen nehmen die Plätze um die Tafel ein. Der Prinzregent erhebt sich und bringt ein Hoch aus auf Kaiser Wilhelm, seinen erlauchten Gast, und auf die Kaiserin Auguste Viktoria. Mit kernigen Worten erwidert der Kaiser. Er erinnert an die altbewährte Freundschaft, die den Prinzregenten mit Kaiser Wilhelm I. verband und nun auch auf ihn selbst übergegangen sei, erinnert an den wichtigen Anteil, den das bayrische Kriegshaus am Neuerstehen des geeinigten Vaterlandes hat, und dankt nochmals für diese treue Freundschaft. Er verkündet seinen festen Willen, in guten wie in bösen Tagen mit dem Hause Wittelsbach und dem braven Bayernvolke zusammenzustehen, und erhebt das Glas mit dem Wunsche, daß es Gott gefallen möge, Seine Königliche Hoheit noch lange zum Heile Bayerns und des deutschen Vaterlandes zu erhalten.

Am Abend gegen 10 Uhr verließ der Kaiser mit dem Prinzregenten die königliche Residenz. Eine gute Fahrt durch die Triumphstraße! Die gestrige Wiederholung des Jubels vom Abend vorher; derselbe Feuerglanz, derselbe Begeisterung. Kurze Zeit nach der Ankunft auf dem Bahnhof dampfte der kaiserliche Extrazug unter Kanonendonner aus dem Perron heraus, begleitet von den brausenden Hochrufen, von den aufrichtigen Segenswünschen der Münchener. Die kaiserliche Standarte auf dem Königsbau der Münchener Residenz sank hernieder — der Kaiser hatte das Weichbild der Stadt verlassen, um in Wien und Rom die Freunde des jungen deutschen Reiches aufzusuchen.

P. B.



Begrüßung des Deutschen Kaisers durch den ersten Bürgermeister von München. Originalzeichnung unseres Spezialartisten F. Amling.

Nubia.

Erzählung

von

Richard Voß.

(Fortsetzung.)

Fröhlich wanderte Heinrich neben dem Maultier und dessen jugendlichem Treiber wiederum die Via Valeria dahin, und es ward ihm, als er auf dem hohen Bergesgipfel die grauen Häuser wieder sah, ganz heimatlich zu Mute. Bei Bicovaro stieß er auf den würdigen Geistlichen, der den fahrenden Künstler wie einen alten Bekannten begrüßte.

„Nun, seid Ihr in Saracenesco bei den Heiden gewesen?"

„Ich war droben."

„Was habe ich Euch gesagt: ein wildes Volk, ein wüstes Volk, ein gänzlich unchristliches Volk! — Wohin soll heute die Reise gehen?"

Heinrich machte eine Bewegung mit dem Kopfe:

„Hinauf."

„He?"

„Hinauf nach Saracenesco."

„Noch einmal unter die Heiden?"

„Ich bleibe droben, den ganzen Sommer und noch länger! Lebt wohl! Ich kann mich nicht aufhalten."

„Aber so hört doch . . ."

Aber er hörte nicht.

Der würdige Herr blieb mitten auf der Landstraße stehen; was er vor sich hinmurmelte, klang nicht gerade wie ein Citat aus dem Horaz.

Je näher er dem Berge kam, um so mehr beschleunigte Heinrich seine Schritte, das träge Maultier mit dem Buben weit hinter sich zurücklassend. Bereits hatte er die steile Höhe erreicht, vermochte den Felsenpfad bis zum Saum des Buschwaldes zu überschauen, und gewahrte schon das Kreuz, davon Nubia ihm erzählt hatte als von dem Platz, wo die Frauen im Herbst den heimkehrenden Männern in banger Erwartung entgegenzublicken pflegten. Wie ward ihm zu Mute, als er unter dem Kreuz eine Frauengestalt bemerkte! Jetzt hatte die Wartende den Ankommenden erblickt, jetzt winkte sie ihm zu.

„Nubia!"

Atemlos erreichte er sie. Glückselig blickte er das schöne Mädchen an, kaum, daß er zu reden vermochte.

„Du bist es! Du hast hier gestanden, Du hast hier auf mich gewartet?"

Als wäre es die natürlichste Sache, sagte sie:

„Ich stand schon gestern hier und sah nach Dir aus; heute war ich den ganzen Tag über froh."

„Froh? Weshalb?"

„Weil ich heute abend wiederum hier stehen und nach Dir ausschauen sollte. Seit mein Vater nicht mehr zurückkehren kann, habe ich hier auf niemand mehr mit Freuden und Bangen gewartet."

„Auf niemand — und nun auf mich?!"

Sie blickte ihn ruhig an.

„Bist Du nicht unser Gast? Wolltest Du nicht wiederkommen? Da mußte ich doch wohl auf Dich warten. Auch meine Mutter meinte: ‚Sieh doch aus nach ihm!' Und nun bist Du da."

„Nun bin ich da," wiederholte er ihre Worte, ohne zu wissen, daß er etwas sagte.

Sie gingen weiter, er, des schmalen Pfades wegen, hinter ihr drein. Plötzlich blieb er stehen.

„Nubia!"

Sie wandte sich um nach ihm.

„Ich möchte Dich etwas fragen!"

Erwartungsvoll sah sie ihm ins Gesicht.

Allen seinen Mut zusammennehmend und sich zwingend, mit möglichster Ruhe zu sprechen, fragte er:

„Du sagtest vorhin, seitdem Dein Vater gestorben, seiest Du nie wieder dort am Kreuz gestanden, um wie die anderen Frauen und Mädchen die Heimkehrenden zu erwarten und nach einem auszuschauen, voller Hoffen und zugleich voller Bangen. So sagtest Du doch?"

Sie nickte ernsthaft.

„So sagte ich."

„Hast Du auch bedacht, was Du sagtest?"

„Wie?"

„Ich meine . . . Ach, Nubia, gibt es wirklich keinen, nach dessen Wiederkehr Du ausschauen könntest? Keinen guten Jüngling, der Dir gefällt, der Dir lieb ist, den Du . . ."

Er vermochte nicht weiter zu sprechen. Sie stand und schaute mit großen Augen auf ihn.

„Der mir lieb ist?" wiederholte sie verwundert. „Mir ist keiner lieb."

„Keiner?!"

„Und wem sollte ich wohl lieb sein? Wir sind die Aermsten im Ort. Freilich meint meine Mutter, daß der junge Argante mich zur Frau nehmen möchte."

„Der junge Argante . . . Wer ist das?"

„Ein guter Jüngling; der ärmste von allen. Der arme Argante, er bekommt jedes Jahr das Fieber. Die Madonna schütze ihn!"

Heinrich stieß hervor:

„Also der arme Argante ist in Dich verliebt, der arme Argante möchte Dich zur Frau nehmen; so wirst Du also doch im Herbst drunten am Kreuz stehen und nach dem armen Argante ausschauen! Und ist der arme Argante diesen Sommer noch nicht am Fieber gestorben, so heiratest Du ihn im nächsten Jahr."

Und der sanfte, gutmütige Heinrich hätte diesen armen Argante erwürgen mögen. Noch dazu nahm Nubia die Sache ganz ernsthaft; ganz ernsthaft versicherte sie:

„Wenn er bei der Mutter um mich wirbt und wenn meine Mutter mich ihm verlobt — was soll ich dann wohl anderes thun, als ihn zum Manne nehmen?"

„Was Du dann anderes thun sollst? Lassen lassen sollst Du ihn! Welches Mädchen nimmt einen zum Mann, den es nicht liebt?"

Er bebte vor Schmerz und Entrüstung. Sie verstand ihn gar nicht und merkte nur, daß er beleidigt war, daß sie ihn gekränkt hatte. Es that ihr leid und gern hätte sie ihn wieder versöhnt. Da fiel ihr ein, sie hatte ihn ja um etwas bitten wollen, eben wegen des armen Argante. Vielleicht, daß die Mutter auf ihn hören würde, wenn er mit der Mutter spräche — denn auch ihr war es nicht recht, den armen Argante heiraten zu sollen. Gerade heute hatte sie daran denken müssen, gerade heute hatte sie sich vorgenommen, ihren Gast zu bitten, mit der Mutter darüber zu reden. Sie sagte ihm das, etwas schüchtern und ängstlich, da sie fürchtete, von neuem seinen Zorn zu erregen.

„Bruder Girolamo redet der Mutter zu, daß sie mich dem Argante zur Frau geben sollte."

„Bruder Girolamo — wirklich? Sieh doch! Nun, das hätte ich mir denken können!"

„Aber ich —"

„Wie?"

„Wenn auch Du mit der Mutter sprechen wolltest —"

„Auch ich? Auch ich mit Deiner Mutter sprechen, daß sie Dich dem Argante zur Frau geben soll? Das wird gar nicht notwendig sein, denn der Bruder Girolamo hat ihr ja bereits zugeredet."

„Eben darum! Eben darum sollst Du ihr abreden."

„Abreden? Nubia! Abreden?"

„Nun ja."

„Wenn ich Deiner Mutter abreden soll, Dich dem Argante zur Frau zu geben, so —"

Er begriff es nicht recht, er begriff nur, daß er Nubias Mutter abreden sollte und daß Nubia selbst ihn darum bat. Im Augenblick war seine Stimmung verwandelt, in einem Augenblick war er der Glückseligste aller Sterblichen, denn Nubia würde den Argante nur heiraten, wenn die Mutter es wollte; aber Nubia hatte ihn gebeten, ihrer Mutter abzureden. Das wollte er, mit Engelszungen wollte er zu der Frau sprechen.

Quer durch die Macchie setzten sie ihren Weg fort. Ueber ihnen schlugen die Zweige der Kastaniengebüsche zusammen; neben ihnen stürzten wahre Blütenfälle von Heckenrosen und Gaisblatt aus den Laubgewinden herab, welche die hellen Ranken der wilden Gurke durchwucherten. Stacheliger Taxus und Mastix, rote Päonien und gelbe Lilien wuchsen am Pfade, darüber große smaragdgrüne Eidechsen huschten. Bunte Turteltauben und Palombas flogen vor den beiden auf, Amseln und Blaudrosseln sangen. Auf eine Lichtung deutend, die Blumen und Sonnenglanz füllte, rief Heinrich in hellem Entzücken:

„Sieh, wie schön!"

Aber das verstand sie nicht. Er versuchte, ihr zu erklären, warum das sonnige Waldbild schön sei, doch das konnte er nicht, der kleine Vorfall machte ihn gedankenvoll. Also es gab Menschen, die nicht wußten, was schön sei, denen man es auch nicht zu erklären vermochte. Ob das schöne Geschöpf neben ihm jemals ihre eigene Schönheit, von der sie auch nichts wußte, begreifen würde?

Gerade wie am Abend seiner ersten Ankunft befanden sich sämtliche Mädchen zum Wasserschöpfen am Brunnen. Als sie Heinrich gewahrten, riefen sie:

„Da ist Don Enrico!"

Nun kam auch das beladene Maultier an, um zusammen mit Heinrich von den Mädchen im Triumph zur Wohnung Nubias geleitet zu werden. Wer gerade des Weges kam, zog mit. Alsdann wurde unter der Beteiligung aller das Tier abgeladen. Welche Schätze! Schinken und Salami kannten die guten Leute von Ansehen, von Maccaroni hatten sie reden hören. Welcher Jubel, als Heinrich sie alle zu einem Maccaroniessen unter dem Baum einlud. Nach diesem genialen Staatsstreich hatte der Eindringling von der Politik des Klerus nichts mehr zu fürchten, die Maccaroni hatten ihn mit einem Schlage zum populärsten Manne von Saracenesco gemacht.

VI.

Wilde Schreie weckten Heinrich. Er sprang vom Lager auf, kleidete sich hastig an und eilte aus der Kammer. Die beiden Frauen fand er vor der Thür, die Gasse voll jammernder Weiber. Bestürzt fragte er nach der Ursache dieses Wehklagens, die Mutter erklärte sie ihm:

„In aller Frühe ist aus dem Römischen ein Bote eingetroffen mit Nachrichten von den Männern, welche unten bei Romavecchia Weizen schneiden. Die Hitze ist unerträglich und das Fieber sehr stark. Viele sind schon gestorben und noch mehr werden sterben. Von unseren Leuten sind Gigio Marcasse und Evarist Margutti tot. Sehr, das sind ihre Weiber!"

Eben kamen die beiden Witwen mit gelöstem Haar und der Miene von Besessenen die Gasse herauf, sie streckten die Arme gen Himmel und stießen fürchterliche Jammerlaute aus. Hinter ihnen her, nicht viel anders sich geberdend, drängten sich sämtliche Frauen des Ortes. Heinrichs Wirtin schloß sich den Klagefrauen an, während Nubia zu den Mädchen trat, die dem Zug in einiger Entfernung folgten, sich aber, der Sitte gemäß, ruhig verhielten.

Da alle ein bestimmtes Ziel zu haben schienen, so ging auch Heinrich, wohin die anderen gingen, und zwar begab sich der Zug zum Baum.

Hier angelangt, warfen die Weiber sich nieder, und wiederum — wie beim Gottesdienst — brachen sie in markerschütternde Gnadenrufe aus:

„Grazie, Maria! Grazie! Grazie!"

Länger als eine Stunde währte das furchtbare Geschrei, von den leidenschaftlichsten Geberden und Gestikulationen begleitet; erst als die Wehklagenden gänzlich ermattet waren, schwiegen sie.

An diesem Tage war für Heinrich von irgend einer Thätigkeit keine Rede. Auch brannte die Sonne auf die Felsen herab, daß diese erglühten; die Luft war sengend wie Odem der Wüste und um den Horizont schienen Flammen zu kreisen, deren Qualm den Himmel umbrannte.

Nachmittags gewahrte Heinrich, der es in der Hütte nicht ausgehalten hatte, mächtiges Gewölk aufsteigen. Voller Freude eilte er ins Dorf, um die große Neuigkeit mitzuteilen:

„Ein Gewitter zieht herauf, es wird regnen, es wird kühler werden!"

Wie erschrak er, als seine Nachricht wahres Entsetzen hervorrief. Alle stürzten jammernd aus den Häusern, liefen unter leidenschaftlichen Lamentationen zum Baum, warfen sich auf die Kniee und schrieen den Himmel um Erbarmen an. Nubia deutete Heinrich diesen Ausbruch von Jammer und Verzweiflung. Nichts ward in jenen Gegenden mehr gefürchtet, nichts war so gefährlich und verderbenbringend, als ein Gewitter mit starken Regengüssen

Google

während der heißen Jahreszeit, denn alsdann wurden die Felder unter Wasser gesetzt, welches die Sonne aufzehrte; durch die Verdampfung entstand eine feuchte, unerträgliche Schwüle, Fiebermiasmen entwickelten sich, unter den Feldarbeitern nahmen Erkrankungen und Sterbefälle zu, eine Seuche stand zu befürchten.

Angstvoll betrachtete jetzt auch Heinrich, welche Richtung die düstere Wolkenmasse nahm. Langsam wälzte sie sich über den seit vielen Monaten von feinen Wölkchen bedeckten und von fahlen Dünsten umqualmten Himmel. Aber so leidenschaftlich die Frauen auch ihre Arme ausstreckten, so gellend sie auch die Madonna anschrieen, das verderbenbringende Gewölk trieb mehr und mehr der römischen Ebene zu. Dort sah man es unter Donner und Blitz sich entladen. Wie ein ungeheurer schwarzer Vorhang senkte es über die Erde hin.

Nun liefen alle zum Ort zurück und beluden sich, die Aeltesten wie die Jüngsten, mit Holz und Bündeln trockenen Reisigs. Sie erklommen mit ihren Lasten die höchste Felsenspitze, wo ein mächtiger Scheiterhaufen geschichtet wurde, den man, sobald es dunkelte, anzündete. Als die Flammen loderten, standen alle um die Feuersäule und schrieen Bußgesänge und Klagelieder ab. Das Flammenzeichen sollte in der römischen Ebene gesehen werden und so die Männer dort erfahren, daß hier oben ihre Frauen und Töchter für sie beteten. Aber nicht von Saraceneśco allein stiegen in dieser Nacht solche frommen Brände zum Firmament empor.

Beinahe eine Woche lang währte die furchtbare Hitze, bis schließlich weder vom Himmel, noch von der Erde etwas zu erblicken war; eine dichte Dunstschicht senkte sich zwischen Saraceneśco und den nächsten Bergen herab, ein Dunstmeer füllte alle Tiefen.

Jeden Morgen und Abend versammelten sich sämtliche Weiber unter dem Baum, erhoben ihr Klagegeschrei und ließen ihre Bitten um Erbarmen erschallen; jeden Tag schleppten sie, der Gluten nicht achtend, von der Macchie unermüdlich Reisigbündel auf den Felsen; jeden Abend brannten droben die Feuer, obgleich diese wegen der Dunstmassen von der Ebene aus schwerlich wahrgenommen werden konnten.

Treulich teilten Nubia und ihre Mutter Sorge und Arbeit der übrigen Frauen. Von ihrem Gast begleitet, stiegen sie frühmorgens noch vor Sonnenaufgang in die Macchie hinab und halfen den anderen den Buschwald abholzen und Reisig sammeln. Hätte der Druck von Angst und Sorge nicht alle Gemüter belastet, so wäre es für Heinrich in der beständigen Nähe der Geliebten eine Zeit voller Wonne gewesen. Dabei bedachte er nicht, was daraus werden sollte, es fiel ihm auch kein Ausweg ein, wie er sich aus seiner Leidenschaft, die ihn wie eine schwere Krankheit befallen, herausheifen sollte; übrigens hatte er durchaus keine Neigung, so bald wieder gesund zu werden. Selbst seine Sehnsucht schien ihm ein Glück, das er nicht gegen ein anderes vertauscht haben würde. Noch hatte er nicht gethan, um was die Geliebte ihn gebeten, noch hatte er nicht mit der Mutter von dem „armen" Arganie geredet, das Gespräch von einem Tag zum andern aufschiebend, sich scheuend, auszusprechen, daß ein Verlöbnis Nubias mit dem armen Arganie überhaupt in der Möglichkeit liegen könne. Was das schöne Mädchen in ihrem Verhältnisse zu dem Fremden betraf, so schien sie keine Ahnung davon zu haben, daß dessen Leidenschaft für sie von Tag zu Tag mehr Gewalt über ihn gewann.

Als wäre sie nicht andern Geschlechtes, lebte sie neben dem Jüngling hin, immer gleich gelassen freundlich, zutunlich fühl, einem belebten schönen Bildnis ähnlicher als einem Wesen aus Fleisch und Blut. Sie war dem jungen Manne so vertraut, als wäre sie ein Teil seines eigenen Ichs und zugleich ihm so fremd, so entfernt und unnahbar, wie wenn sie aus einer andern Welt stammte.

Häufig schwang auch Heinrich in dem wilden Buschwald, dessen grünender, blühender Liebreiz in den Sommergluten längst verdorrt war, das breite Machienmesser, um für die Jungfrauen einen besonders ungefügigen Ast abzuschlagen und ihnen durch die Dickichte einen Pfad zu bahnen; immerhin blieb Zeit genug, daß er, unter einer Steineiche oder Kastanie gelagert, sein Skizzenbuch mit den bewegten phantastischen Gestalten der Waldarbeiterinnen anfüllen konnte; ehe noch die Woche vergangen, trug er in seiner Mappe eine ganze Kollektion Nubiabilder nach Hause.

Aber nicht nur an sich allein dachte Heinrich; schon in den ersten Tagen jener Angstwoche begann er das verheißene Madonnenbild, welches sein Heiligtum unter dem Baum finden sollte. Natürlich war Maria wiederum Nubia. In einem goldigen Mantel, die Himmelskrone auf dem Haupt, schwebte sie glanzumflossen aus dem Gipfel der Buche zu den Frauen von Saraceneśco herab, denen sie mit Augen und Lippen Erhörung ihrer Bitten zulächelte. Trotzdem waren die guten Weiber nicht zufrieden. Wie das die Madonna sein könnte? Ohne den „Bambino"! Zur Mutter gehöre das Kind.

Also malte Heinrich Maria — malte er Nubia mit dem Kinde. Ueber der neuen Arbeit begann er auch an dem Angesicht der Madonna zu ändern, welches unter seiner Hand einen unsäglich traurigen, dabei strengen, beinahe zürnenden Ausdruck bekam; die Aehnlichkeit mit dem schönen Urbilde war indessen womöglich eine noch größere geworden.

Während der Künstler mit seinem Werke wenig zufrieden war, geberdeten sich die guten Frauen, sobald sie die göttliche Mutter sicher ihr Kind in den Armen halten sahen, wie Verzückte, so daß Heinrich nicht im stande war, ihnen das Bild behufs einer abermaligen Uebermalung vorzuenthalten. So wurde es denn bekränzt und in feierlicher Prozession von Haus zu Haus getragen, denn jede Familie bestand darauf, einen Antrittsbesuch der Madonna zu erhalten.

Heinrich glaubte, niemals etwas so Kindliches und zugleich so Rührendes erlebt zu haben als diesen Umzug des armen, verwilderten Volkes mit seinem ersten Madonnenbild. Aus jedem Auge sah er Freude, Zuversicht und den unerschütterlichen Glauben leuchten: nun haben auch wir ein Heiligenbild, nun sind auch wir wahre Christen, nun wird auch uns geholfen werden.

Jedes Haus hatte sich für das festliche Ereignis nach Möglichkeit hergerichtet, die Zimmer waren gesäubert, der Fußboden mit Grün bestreut worden und auf dem Tische standen die ärmlichen Lebensmittel, welche die Madonna segnen sollte. Mit ihren besten Kleidern angetan, traten die Bewohner der himmlischen Besucherin entgegen.

Es verursachte Heinrich ein eigentümliches Gefühl, da er Nubia an einer hohen, laubumwundenen Stange ihr eigenes, von ihm gemaltes Bildnis dem Zuge voraustragen sah. Sie schritt feierlich einher; ein erhabener Ernst lag auf ihrem Gesicht, so daß dieses noch mehr seinem Abbilde glich.

Nachdem die Madonna in jede Hütte getreten, setzte sie ihren Weg fort bis hinauf zu dem Gipfel, von welchem aus ihr neues Reich, darin sie fortan herrschen sollte, ihr gezeigt ward — eine braune Steinwüste! Alsdann zog man hinab zum Baum, an dessen Stamm das Bildnis, dem Brunnen zugewendet, befestigt ward. Nun stellten sich Frauen und Jungfrauen im Halbkreis auf und brachten der Madonna ein Ständchen; ihre schönsten Lieder zum besten gebend, meinten sie:

„Das wird sie freuen!"

Und es freute die Madonna. Denn kaum besaßen sie in Saraceneśco ein Bildnis, als die Madonna dafür Wunder that; kaum war die Himmlische in Person unter dem Laubgewölb erschienen, als die Hitze nachließ, eine kräftige Tramontana den Sirocco verdrängte und kühlere Tage kamen. Auch daß in diesem Sommer die Zisterne nicht austrocknete, ward einstimmig dem Bild angerechnet. Die guten Frauen priesen die Frische des Wassers und machten sehr bald die wundersame Entdeckung, daß, seitdem die Madonna ihr himmlisches Antlitz in dem Brunnen spiegelte, das Wasser ein sicheres Heilmittel für allerlei Schäden des Leibes und der Seele geworden war. Mit einem Wort, seit die als halbe Heiden verschrieenen Nachkommen der alten Sarazenen ihr Madonnenbild hatten, fingen sie an, eifrige Christen zu werden.

Mehr noch als früher hielt sich Heinrich bei dem Baum auf, er ließ sich dort häuslich nieder, richtete unter der grünen Kuppel seine Werkstatt ein, wobei es ihn nicht störte, daß er sein luftiges Atelier mit der halben Einwohnerschaft Saraceneścos zu teilen hatte. Einen Tag wie den andern hielten die Frauen am Becken große Wäsche, die Kinder gewöhnten sich daran, um die Staffelei ihre Spiele aufzuführen, und wenn die Mädchen ihre Krüge gefüllt und gerade nichts anderes zu thun hatten, so brachten sie ihre Spindeln zum Baum, um daselbst mit dem „Ser Enrico" ein Schwätzchen zu halten. Diesem wer's recht, denn mit den anderen Jungfrauen kam auch die eine.

Heinrich hatte unter dem Baum immer Modell, die Studien zu einem figurenreichen Gemälde: „Die Malaria" machend. Dieses Bild sollte in lebensgroßen Gestalten die Frauen Saraceneścos darstellen, wie sie auf dem Felsengipfel für ihre in der Ebene arbeitenden Männer den Himmel anrufen. Es war eine Komposition, die, wenn sie dem Künstler gelang, ihm die Unsterblichkeit bringen konnte. Neben solchen Vorarbeiten gestaltete sich in seinem Geist jenes andere Gemälde, das er schon im Kopfe gehabt hatte, bevor er Nubia im Herzen trug, Maria Magdalena vor ihrem Sündenfall.

Die Mittagsstunde war die einzige Zeit am Tage, wo es unter dem Baum einsam war. Sobald Heinrich mit Mutter und Tochter gepfeift hatte, kehrte er trotz des Sonnenbrandes zum Baume zurück. Er liebte es, sich dann auf den Rand des Beckens zu setzen und auf dem ruhigen, dunklen Wasserspiegel das Bild der Madonna zu betrachten.

So saß er auch eines Tages, als Nubia zu ihm trat. Er hatte ihr Kommen überhört und erschrak, da er, Nubias Antlitz als Himmelskönigin im Wasserspiegel beschauend, plötzlich Nubias Stimme vernahm.

„Die Mutter schickt mich Dir nach, weil Du heute mittag wieder keinen Bissen genossen hast. Die Mutter sorgt sich, Du seiest krank, und auch mir will es scheinen, als wärest Du ein anderer geworden. Was siehst Du im Wasser, daß Du so hineinschaust?"

Heinrich hatte sich sogleich von dem schönen Geschöpf fort ihrem Abbild im Brunnen zugewendet. Schwer Atem holend und ohne seine Stellung zu verändern, antwortete er:

„Ich betrachte das Bild der Madonna im Wasser und muß denken, ob die Himmlische, wenn sie ihr Spiegelbild erblickte, wohl wissen würde, daß sie schön ist."

Mehr betroffen über den Ton als über den Sinn seiner Rede, den sie kaum verstand, meinte Nubia:

„Wie sollte die Madonna dergleichen Gedanken haben können? Betrachte sie doch! Was weiß sie davon, wie sie aussieht, warum braucht sie es zu wissen?"

Heinrich sprach ihr nach:

„Warum braucht sie es zu wissen —" Und seinen Blick mit einem fast zornigen Ausdruck zu Nubia erhebend: „Ein Mensch verzehrt sich vor ihren Augen in Sehnsucht und Qualen und sie sieht es nicht einmal."

Er schwieg, fuhr aber fort, das Mädchen anzublicken, das jetzt auch auf ihn schaute mit einer Miene halb wie Staunen, halb wie Schrecken. Eine Weile blieben sie so, jedes durch den Blick des andern gleichsam gebannt. Plötzlich ergriff Heinrich Nubias Hand, zog sie mit Heftigkeit zu sich hin, so daß sie sich weit über das Becken neigen mußte.

„Sieh Dich an," rief er leidenschaftlich, „sieh das Bild Deiner Schönheit an, die mich vor Deinen Augen von Sinnen bringt, ohne daß Du es nur merkst!"

Er umfaßte sie, die mit keiner Bewegung sich sträubte, mit beiden Armen und wollte sie an sich reißen. Da erblickte er auf dem klaren Wasserspiegel dicht neben Nubias schönem und bleichem, aber vollkommen ruhigem Antlitz sein eigenes Gesicht, fahl, mit glühenden Augen, entstellt von Leidenschaft, daß ihn vor sich selber Entsetzen ergriff und er mit einem Stöhnen von dem Mädchen abließ. Sein Gesicht, als wollte er es vor Nubia verbergen, mit beiden Händen bedeckend, glitt er an der Einfassung des Beckens nieder, schwer mit dem Kopf gegen den Stein aufschlagend. Das Uebermaß seiner Empfindungen erpreßte ihm ein krampfhaftes Schluchzen.

Nicht fähig, ein Glied zu rühren, stand Nubia neben ihm. Alles Blut war aus ihren Wangen

gewichen, so daß ihr herrliches Gesicht mehr als je einem Bild aus Erz glich. Sie sah den Gastfreund ihrer Mutter am Boden liegen und mit einem Schmerz ringen, von dem diese Tochter der Wildnis nichts gewußt hatte. Sie hörte ihn verworrene Worte stammeln, sinnlose Reden führen, sie hörte, wie er seine Liebe für sie ausstöhnte, hörte ihn ihren Namen rufen, wie wenn sie die Göttliche selber wäre, hörte seine Seufzer, als ob er ein Sterbender sei. Aber keine Bewegung konnte sie thun, keines Lautes war sie fähig, kaum daß sie ihre Augen von ihm abzuwenden vermochte. Diese fielen auf ihr eigenes Gesicht im Spiegel der Flut, und nun stand sie und starrte sich selbst an. Schön sollte sie sein! Und ihre Schönheit hatte das gethan, ihre Schönheit hatte den Gast ihrer Mutter in diese Verzweiflung gebracht? So war denn die Schönheit etwas Unheilvolles? Sie begann zu empfinden, daß etwas mit ihr vorging, etwas Fremdes und Unbegreifliches, etwas, das ihr Grauen erregte.

Ihr eigenes Gesicht ward ihr unheimlich, sie blickte fort, ihre Augen suchten das Gnadenbild unter dem Baum. Aber da faßte sie Entsetzen, auch die Madonna trug ihre Züge! Diesen Augenblick sah sie es zum erstenmal, erst diesen Augenblick erkannte sie an der Göttlichen ihr eigenes Gesicht, streng und finster schaute es auf sie herab mit bösen, zürnenden Augen.

VII

Heinrich raffte sich auf. Wie ein Trunkner schaute er um sich und brach, als er sich allein fand, in ein hohles Gelächter aus. Eine Zeit lang stand er und starrte auf das Madonnenbild unter dem Baldachin von Zweigen. Es fuhr ihm durch den Sinn, das Gemälde herabzureißen und sein eigenes Werk zu zerstören, aber dann überkam ihn das Bewußtsein seines Elends, so daß er daneben nichts anderes mehr zu fühlen vermochte, und stürzte davon. Ohne der Sommergluten zu achten, lief er in die Felsenöde hinein, seine Schritte nicht eher hemmend, als bis seine Kräfte erschöpft waren und er sich, wo er gerade stand, niederwarf. Nun versuchte er zu denken, über das Geschehene zu brüten; aber er hatte von dem eben Erlebten nur eine ganz verworrene Erinnerung behalten und besann sich der Worte, die er zu dem Mädchen gesprochen, dunkel wie eines Traumes. In desto schärferer Wirklichkeit stand das Gesicht vor ihm, mit dem sie ihn angehört und das bei all seinem sinnlosen Liebesstammeln während des ganzen Ausbruchs seiner übermächtigen Leidenschaft keine Miene verändert hatte, mit Augen auf ihn herabblickend, die ebenso gut einer Bildsäule hätten angehören können.

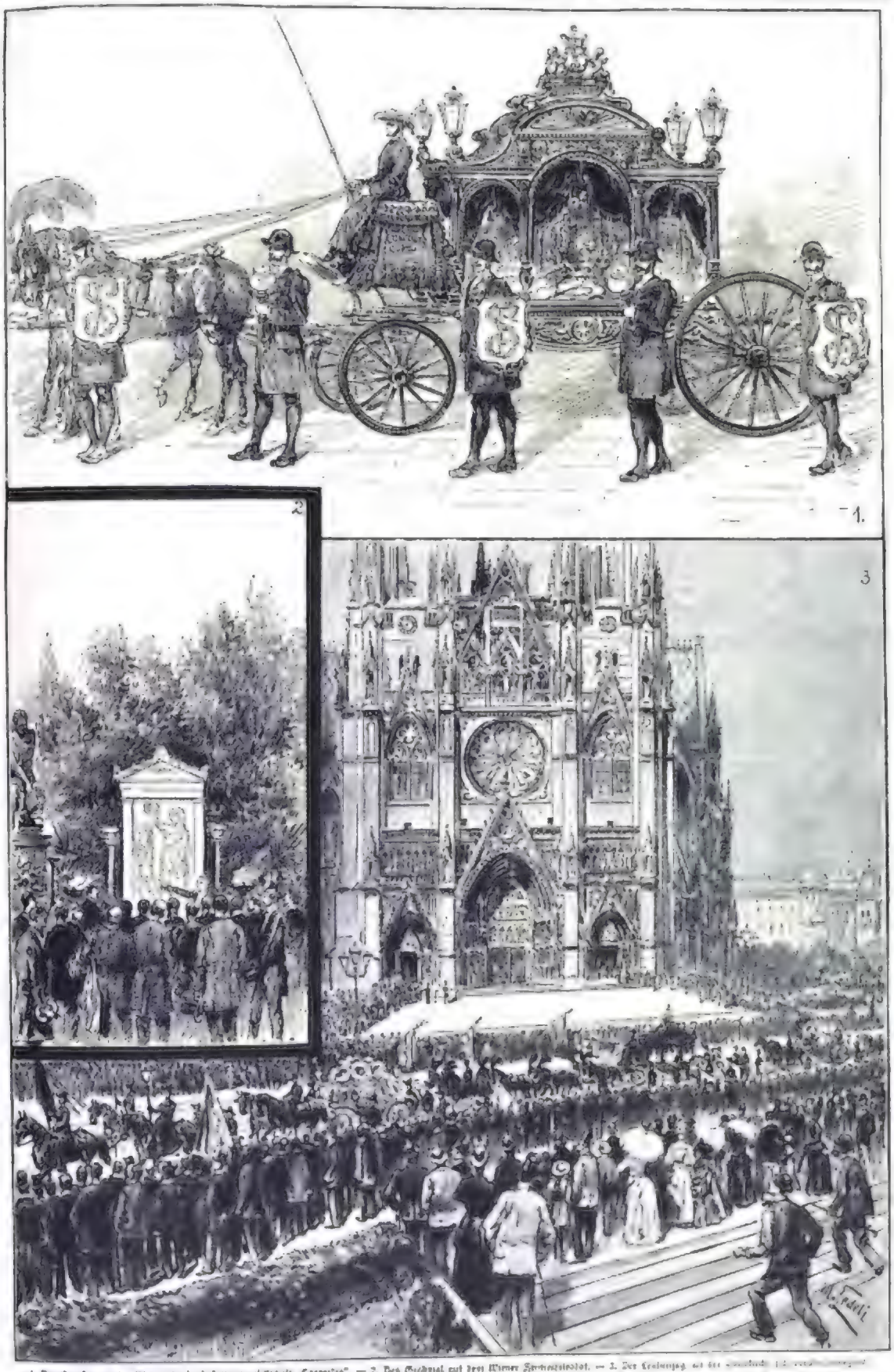
„Sie hat keine Seele," murmelte er vor sich hin, „keine Seele, keine Seele; wie hätte sie sonst so dastehen können, ohne ein einziges Wort, ohne eine einzige Regung, fühllos wie Stein! Aber sie wird es noch bereuen, ich weiß, sie wird es bereuen! So etwas rächt sich im Leben." In dieser Weise wühlte er sich immer tiefer in seinen Liebesschmerz ein, seine Qual steigernd, bis er es glücklich dahin gebracht hatte, gegen das schöne und fühllose Geschöpf einen wahren Haß zu empfinden. Aber das verminderte weder seine Leidenschaft, noch seinen Kummer. Beides schlug wie Flammen über ihm zusammen, daß ihm war, als ob es für ihn keine Rettung mehr gäbe. Denn wie er auch grübelte und sich den Kopf zersann, er fand aus diesem Labyrinth von Leidenschaften keinen Ausweg. Nun begann er auf das unsinnigste gegen sich selber zu wüten. Das komme davon, wenn man nach Rom ginge, um in dieser Stadt alles Lebens ein frommer Nazarener zu werden; das komme davon, wenn man mit zweiundzwanzig Jahren sich in ein Kloster steckte, wo man weder auf der Leinwand noch im Herzen etwas anderes dulden durfte als Glorienschein und Faltenwurf; das komme von solcher Unnatur! Nun müßte er büßen, daß er so lange Zeit die Schönheit lediglich als Mittel zum Zweck angesehen hatte, zu dem Zweck, Andacht zu erwecken — Andacht! War es erhört! Schönheit und Andacht — die Schönheit als Reizmittel für übersinnliche Begriffe, als Kupplerin, um Erde und Himmel zusammenzubringen. Es war Frevelthat, es war Gotteslästerung! Die Schönheit der Menschengestalt war geschaffen worden, damit der Mensch sie als das Höchste empfinde und genieße, was der Himmel seinen Kindern zu spenden vermochte. Lieben sollte der Mensch die Schönheit, die Schönheit sollte den Menschen beseligen. Wehe dem Asketen und wunderlichen Schwärmer, der versuchte, sich dieser Allmacht zu entziehen, ihn traf die Strafe der beleidigten Gottheit.

(Fortsetzung folgt.)



Vor der Kölnerhalle von Cöln.
Nach einer Originalaquarelle von Professor Carl Werner.

Digitized by Google



4. Der Staatswagen der Wiener Leichenbestattungsgesellschaft „Concordia". — 2. Das Grabmal auf dem Wiener Zentralfriedhof. — 3. Der Trauerzug auf der [illegible]

Franz Schuberts Wiederbestattung. Originalzeichnung von M. Ledeli.

Die ausländischen Kolonien in Paris.

Von

Eugen von Jagow.

[Alle Rechte vorbehalten.]

Der jüngste Erlaß des Präsidenten Carnot bezüglich der in Frankreich wohnenden Nichtfranzosen hat die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf diese letzteren gelenkt, und die nachfolgenden Aufzeichnungen über die Fremdenniederlassungen in der französischen Hauptstadt werden daher gerade in diesem Augenblick besonders willkommen sein.

Die Frage der „Ausländer in Paris" ist während der letzten Jahre wiederholt in den französischen Blättern erörtert worden, aber freilich mit der großen Gehässigkeit im Hinblick auf die Deutschen. Selbst in denjenigen Preßorganen, welche den Chauvinismus und den Deutschenhaß nicht berufsmäßig betreiben, war doch die besondere Abneigung gegen die Sieger von Sedan zwischen den Zeilen zu lesen.

Die Umtrieben gegen die Fremden haben zwei Beweggründe: einmal — insoweit es sich um die Deutschen handelt — den des blinden Hasses, welcher in letzter Linie auf die natürliche Eitelkeit zurückzuführen ist. Alsdann den des Niederganges von Handel und Wandel und der einst den Weltmarkt beherrschenden Pariser Gewerbtätigkeit, welchen man — in einer für den Franzosen bezeichnenden Verblendung — nicht etwa den hohen Löhnen, dem Luxus der Arbeitnehmer und Arbeitgeber, der Lässigkeit der französischen Konsuln, kurzum den eigenen Fehlern und Schwächen zur Last legt, durch welche die wachsende Konkurrenz des Auslandes begünstigt wird, sondern der Bosheit der „friedlichen Invasion" seitens der Fremden.

Nur zu oft wendet sich der Pariser Gewerbetreibende, um sich des unbequemen ausländischen Mitbewerbers zu entledigen, an die niedrigsten Regungen der Massen, läßt sich durch eine feile Presse unterstützen, die durch ihn lebt und durch die er die Zahl seiner Kunden zu vermehren hofft. In der That werden die, welche sich ausländischer Arbeiter bedienen oder gar ihre Waren aus Deutschland entnehmen, oft so lange der öffentlichen Mißachtung empfohlen, bis sie schwachherzig den Gewaltmitteln weichen.

Ich verzichte darauf, auf diese unerquicklichen Verhältnisse hier näher einzugehen, welche früher schon in dem Spionengesetz von Boulanger ihren bezeichnenden Ausdruck gefunden haben, und gehe ohne Weiteres zur näheren Beleuchtung der Sache selbst über.

Aus der Volkszählung des Jahres 1886 geht hervor, daß sich in Paris 180,253 Fremde befanden, mithin 8 bis 9 Prozent der Bevölkerung. Aus einem interessanten Aufsatz des deutschen Reichstagsabgeordneten Bamberger aus dem Jahre 1867 ersehe ich, daß die Fremden damals 5½ Prozent ausmachten. Der Unterschied ist also im Hinblick darauf, daß sich das Erwerbsleben in Frankreich seit jener Zeit stark zentralisirt hat, weder überraschend noch für einen französischen Vaterlandsfreund erschreckend.

Sehen wir nun, wie sich die Ziffern zwischen den verschiedenen fremdländischen Nationen verteilen, und gehen wir auf diejenigen Deutschlands, welche uns natürlich am meisten am Herzen liegen, zuletzt und am ausführlichsten ein. Von besonderem Interesse ist es natürlich, auf die Stadteile zu achten, in welchen die Belgier, die Schweizer, die Engländer, die Amerikaner und so weiter ihr Hauptquartier aufgeschlagen haben, denn je nach der Lage, Eleganz und gewerblichen Thätigkeit eines Viertels kann man natürlich auf die Mittel und den Beruf der Ausländer einen ziemlich sichern Schluß ziehen.

Die Engländer, 12,804 an der Zahl, bewohnen die vornehmsten Stadtteile Lutetias; man sieht ihre mit englischen Inschriften bedeckten Läden, ihre tailors — die Lieferanten der französischen Sportanglomanen — ihre langgestreckten, behäbigen Hotels so gut am Tuileriengarten, am Fuß der Vendômesäule, deren großer Napoleon einst von Reisen besiegt wurde, wie im Finanzviertel des Parc Monceau. Dort wird mehr englisch als französisch gesprochen, und der Franzose, der „sich respektirt", trinkt nur Claret und schwärmt für den englischen Modejockey.

Auf die Spanier (4000) paßt das Schillersche Wort. Sie wohnen fast so stolz wie die Engländer, aber mehr im Grünen, in jenen reizenden stadtischen Sommerfrischen, welche das fashionable Boulogner Waldchen begrenzen, vor allem in Passy und Auteuil. Ihre kleine Kolonie — freilich noch zehnmal größer als die der Portugiesen — gruppirt sich um den prächtigen Palast der Exkönigin Isabella.

Die Russen zählen 2000 Seelen. Sie sind jetzt bekanntlich so sehr enfants gâtés, daß man in ihnen zwar Russen von Geburt aber Pariser von Geist sieht und daß „Russe sein" heute fast eine nahezu ebenso große Rente abwirft, wie Elsaß-Lothringer oder ehemals Pole sein.

Meine Bezeichnung „Rente" ist fast wörtlich zu nehmen. Wie man ehedem die Polen staatlich unterstützte und die Elsaß-Lothringer, die guten Patrioten, noch heute, so findet der Russe, welcher den größten Prozentsatz der Gesellschaftslöwen und Hochstapler liefert, in der vornehmen Pariser Gesellschaft ein vorwiegend aus politischen Gründen erklärliches Entgegenkommen. Er lebt nur zu oft von der Freigebigkeit des französischen Amphitruon, dessen auf dem Gebiet der Geographie und Ethnologie nicht eben sehr bewanderten Gäste in ihm einen Repräsentanten des geheimnisvollen Orients sehen, wie in dem Ungarn den Vertreter der von den Romanschreibern gefeierten ritterlichsten Nation der Welt. Mit der Leidenschaft einer Modedamkeit feiert man die russischen Maler im „Salon" und in den anderweitigen Gemäldegalerien, übersetzt man die Werke der mit dem französischen Naturalismus liebäugelnden russischen Schriftsteller, führt man die russischen Theaterstücke auf, bekatscht man die russischen Komponisten und Virtuosen. Das Wort des ersten Napoleon: Frankreich wird republikanisch oder moskowitisch werden, verwirklicht sich in der beinahe moskowitisch gewordenen Republik in einer die Gegensätze vereinenden, höchst überraschenden Weise.

Es ist allerdings richtig, daß man sich in Paris nur um die reichen oder reich erscheinenden Russen kümmert, welche die eleganten Viertel — un peu partout — bewohnen. Die sehr armen, insbesondere die zahlreichen polnischen Juden in den nördlichen, Kleinhandel treibenden Stadtteilen (Roquette, Clignancourt) werden als Parias angesehen, und so ist denn die russische Kolonie in Paris, an deren Spitze der vielumworbene Botschafter, Herr von Mohrenheim, steht, ein kleines Spiegelbild der russischen Gegensätze von Groß und Klein.

Die Zahl der Amerikaner ist bis jetzt statistisch nicht festgestellt — wenigstens ist sie mir nicht bekannt. Sie kann nicht groß sein. Und doch wiegen zehn amerikanische Millionäre — und es gibt deren sehr viel mehr — eine ganze fremdländisch europäische Kolonie auf. Sprechen wir sogar das große Wort gelassen aus: Paris ist der Amerikanismus! Die vornehme Pariser Gesellschaft ist völlig amerikanisirt. Der „New York Herald" der Avenue de l'Opéra mit seinem vielverzweigten transatlantischen Kabel, das amerikanische Reporterwesen ist der Pariser Presse zum Modell geworden, das sie freilich der fehlenden Geldmittel wegen nur unvollkommen nachahmen kann. Die einst so berühmte französische Causerie, der Esprit im Salon und in der Literatur, die ehemals so liebenswürdigen und ritterlichen Umgangsformen des Franzosen sind im amerikanischen Geldprotzentum verschwunden wie das Winken und Winken der Goldfischchen im Nachen eines urweltlichen Delphins oder wie das Gezwitscher farbenprächtiger Vögel in dem gefräßigen Schnabel eines gefiederten Räubers der Lüfte. Die ganze feile Boulevardpresse exstirbt in Anbetung vor der anmaßenden, ebenso überladenen wie kunstlosen Pracht des amerikanischen Krösus und Lukull.

Auch die Zahl der Pariser Skandinavier und Dänen ist mir nicht bekannt; sie bewohnen fast durchweg die wohlhabenden Viertel, woraus man schließen kann, daß sie vorwiegend als Privatleute oder gut gestellte Kaufleute die geselligste Pariser Luft atmen.

Die Griechen, Rumänen, Serben und Bulgaren betragen zusammen etwa tausend Köpfe. Der Umstand, daß sie fast durchweg ihr Hauptquartier im Stadeviertel des Ecoles aufgeschlagen haben, beweist, daß es sich in erster Linie um Studenten handelt. Letzteres gilt auch, wenn gleich in einem weit geringeren Grade, für die 150 Chinesen, Japaner und sonstigen Asiaten, während die 939 Türken wohl vorwiegend dem Handel mit orientalischen Erzeugnissen obliegen. Die anwesenden Neger gehören zum großen Teil ebenfalls der Studentenschaft an, stellen aber auch ein hübsches Kontingent an Dienstboten.

Wir kommen nun auf diejenigen Nationen, deren Angehörigen die im Eingang erwähnte Fremdenhetze am meisten oder sogar ausschließlich gilt, auf die Schweizer, Belgier, Italiener, Oesterreicher und Deutschen. Sie stellen in der That die Arbeiter und Agenten, über deren Mitbewerb der französische Arbeiter, Gewerbetreibende und Kaufmann, zum Teil ohne Grund, am meisten erbittert ist.

Die Schweizer wohnen im Zentrum der Stadt, also in den verhältnismäßig wohlhabenden Vierteln. Ihre Zahl beträgt 23,000, doch behaupten die Chauvinisten, daß sich unter ihnen viele verkappte Deutsche befänden, wofür der statistische Beweis indessen noch nicht erbracht worden ist; viele Uhrmacher, überhaupt viele Vertreter derjenigen Erwerbszweige und Handwerksmethoden, welche in dem Lande der Alpen im Flor sind, trifft man darunter.

Die Italiener, welche im Süden Frankreichs natürlich verhältnismäßig dichter gesät sind, bilden eine Kolonie von 22,549 Individuen, welche vorwiegend die Arbeiterviertel bevölkern. Der italienische Arbeiter, der, beiläufig bemerkt, nach heimischer Sitte gern mit dem Messer spielt, lebt auch nach heimischer Sitte von Reis und Maccaroni und fordert daher einen so geringen Lohn, daß der üppige französische Arbeiter in ihm seinen allergefährlichsten Mitbewerber haßt. Für den Sittenmaler von der Feder oder vom Pinsel ist das Viertel von Saint-Victor mit der Ueberfülle seiner italienischen Nationaltrachten, den Modellen, unterstreifenden Musikern und Bettlern eine besondere Anziehungskraft, und zwar um so mehr, als es durch eine große Zahl frischer, mit dem roten Fez geschmückten Juden, welche Pastillen, Räucherkerzen und — alte Kleider feilbieten, ein beinahe morgenländisches Gepräge erhält. Es fehlen nur die Opiumpfeife und die Moschee!

Die Belgier — natürlich in den französischen Grenzprovinzen noch stärker vertreten — bilden in Paris die an Kopfzahl (45,649) stärkste Kolonie. Auch der belgische Arbeiter, dessen Ansprüche an das materielle Leben zwischen denen des italienischen und französischen etwa die Mitte halten, ist ein böser Mitbewerber. Der größte Teil der Belgier bewohnt die äußeren Stadtviertel und bedient sich des bekannten französischen Patois. Der Arbeiter erwirbt seinen Lebensunterhalt in den Fabriken und durch allerlei Thätigkeit, welche keine größere Handfertigkeit erfordert.

Ungleich gefährlicher für die sogenannte industrie parisienne, welche noch vor wenigen Jahrzehnten in der That als ein Pariser Monopol angesehen wurde, ist die deutsche und österreichische Konkurrenz. Nach der Statistik gäbe es in der französischen Metropole 5000 Oesterreicher und Ungarn, welche, die gewerbereichen Viertel bewohnend, ihre feinen Lederwaren und andere spezifisch wienerische Artikel feilbieten, und 30,000 Deutsche. Auch hier meint die deutschfeindliche Presse, daß die Zahl zu gering gegriffen sei, da viele unserer Landsleute ihr Vaterland verleugneten.

Es mag sein, daß dies noch hie und da der Fall ist. Aber zur Ehre des geeinigten, sich seiner Kraft bewußt werdenden Deutschlands sei es gesagt, daß auch seine Vertreter in Paris sich der Zusammengehörigkeit mit ihrer Nation immer mehr bewußt werden und diese, trotz der aufgepfropften Feindschaft, der das Deutschtum überall begegnet, immer seltener verleugnen.

Bevor ich auf die gegenwärtigen Verhältnisse der deutschen Kolonie eingehe, möchte ich auf den schon erwähnten Bambergerschen Aufsatz aus dem Jahr 1867 zurückkommen, also auf eine Zeit, in welcher Deutschland einerseits noch zerrissen und schwach war, der Deutsche aber andererseits noch nicht mit dem durch das Jahr 1870 erzeugten Haß zu kämpfen hatte.

Damals gab es eine heitere Straßenfegerkolonie, welche jetzt nur noch der Geschichte angehört, aber auf den Romanschreiber jener Zeit dieselbe Anziehungskraft ausübten konnte wie der vielbesungene Lumpensammler von Paris. Sie bewohnte das Schlachthausviertel von La Villette und das communefreundliche Belleville. Diese Savoyarden Deutschlands lebten, man darf wohl sagen, schlechter als die Hunde, denen sie beim Straßenkehren begegneten; aber von einem unwiderstehlichen Heimweh beseelt, kehrten die wenigen, welche den Entbehrungen nicht erlagen, mit einer kleinen Ersparnis nach Deutschland zurück. „Die heiteren Kolonisten waren die einzigen," schreibt Bamberger, „welche sich nicht mit dem Rest der Bevölkerung amalgamiren und deren Sprache nicht erlernen wollen. Der Rest zerstreut sich; bei diesem entscheidet allein der Zufall, ob man sich akklimatisiren wird oder nicht, mehr oder weniger schnell akklimatisiren wird."

Diese Zeiten scheinen uns heute um ein Jahrhundert zurückzuliegen. Man begegnet zwar noch vielen deutschen Namen solcher, die bereits französischer sind als die Franzosen selbst, aber die Ursprünge dieses Renegatentums liegen in einer Zeit, wo sich der Deutsche im Auslande leider noch nicht vertreten zählte. Heute würde es einem Deutschen, selbst wenn er der Ehre seiner Abstammung vergessen wollte, sehr schwer fallen, sich mit den Franzosen zu „amalgamiren". Und was Bamberger, auf all die Ereignisse unserer deutschen Geschichte hinweisend, welche zu mehr oder weniger freiwilligen Auswanderungen aus politischen Gründen Anlaß gaben und welche den Aufenthalt eines Heine und Börne in Paris erklären, gewissermaßen in apodiktischer Form gibt: „Der Franzose, ganz erfüllt von seiner Persönlichkeit; der Deutsche stets bereit, die seine aufzugeben," hat ebenfalls nur noch historisches Interesse. Das Dichterwort: „Es wächst der Mensch mit seinen höhern Zwecken," gilt auch für die Nation, und ich möchte heute den Vertreter der unsrigen sehen, welcher dem Vaterlande der Wilsons, der Boulangers, der Eloquets seine deutsche Persönlichkeit opferte!

Wenn es mir nicht an Raum gebräche, möchte ich auf Bambergers Erörterungen über die Erwerbszweige der Deutschen in den sechziger Jahren näher eingehen. Ein großer Teil von ihnen zeichnete sich schon damals, im Gegensatz zu den Italienern, durch höhere Kunstfertigkeiten aus. Das gilt noch heute und sogar in erhöhtem Maße. Derjenige unserer Leser, welcher sich für diesen Gegenstand lebhafter interessirt, findet in den verschiedenen Jahrgängen der weltberühmten „Revue des deux Mondes" darüber sehr sachgemäße und unparteiische Aufsätze, aus denen man den erfreulichen Schluß ziehen kann, daß der deutsche Arbeiter und Handwerker zuverlässiger, mäßiger, arbeitsamer, lustsinniger, wenn auch vielleicht schwerfälliger als der französische Mitbewerber, diesen immer mehr überflügelt.

Alle Erzeugnisse Deutschlands finden auf dem Pariser Markt, trotz aller französischen Marmorartikel und ohnmächtigen Protektionsgesetze, einen immer größeren Absatz, worauf man erraten kann, daß die deutsche Kolonie in Paris, welche sich großenteils aus Handel- oder Gewerbetreibenden und Agenten großer deutscher Pariser zusammensetzt, vorwiegend die an die großen Boulevards anstoßenden, sehr gewerbereichen Faubourgs von den Batignolles bis zu den Buttes-Chaumont bewohnt.

Da die Chauvinisten gerade die deutsche Biereinfuhr mit besonders scheelem Auge verfolgen, so wollen wir an dieser ein Beispiel aufstellen. Im Jahr 1866 wurden aus Bayern

by Google

26,000 Tonnen Bier à 67 Liter eingeführt. Heute hat sich diese Ziffer zum mindesten verzehnfacht, wo nicht verzwanzigfacht. Wenn man bedenkt — Brasseries mit Münchener Bier; und alle Zeitungspolemik, alle Ausstellungen französischer Biere fördern nur den Absatz des deutschen Gerstensaftes. Man trinkt ihn, weil er eben besser ist, mit einem Protest auf Deutschland, was das Wohlbehagen des französischen Trinkers erhöht, ohne Deutschland zu schaden.

Die Zahl der deutschen Vereine hat sich seit Bismarcks Tod mehr als verdoppelt. Ihre Häuser durch den braven Vereinsdiener, stark vermehrt. Der Turnverein, die philharmonischen Gesellschaften haben die wüste Blüte des Chauvinismus überdauert; andere Vereine sind daneben entstanden, die wohlthätigen Stiftungen nicht zu vergessen. Man lebt stiller, mehr unter sich — aber darum nicht minder vergnüglich.

Zum Schluß noch ein Wort über den Wohlthätigkeitsverein, der in wahrhaft aufopfernder Weise seiner Bestimmung entspricht, aber unmöglich all die naiven Forderungen derselben kann, die man an ihn stellt. Eine unvermögende Witwe mit vier Kindern beispielsweise reist nach Paris in der zuversichtlichen Hoffnung, in dieser deutschfeindlichen Stadt ein neues Kalifornien zu entdecken. Hier, denkt sie, müßten die Schätze wie in der Höhle Ali Babas angehäuft liegen, und die Enttäuschung ist fast ebenso groß wie das Elend, das hier und aller Orten guthergigen Thoren wartet.

Was ich hier sage, ist nichts Neues. Löst doch der Wohlthätigkeitsverein alljährlich seinen Warnruf ertönen, nicht nach Paris zu gehen, wenn man über keine näheren Mittel verfügt. Aber gerade im Hinblick auf die große Vertretung von „Ueber Land und Meer" will ich, auf die Gefahr hin, längst Bekanntes zu wiederholen, einer patriotischen Pflicht genügen. Möchten alle Leser auf die ihnen zugänglichen Kreise in gleicher Weise lehrend und menschenfreundlich wirken!

Wie weit der neueste französische Regierungserlaß von steuernder Einwanderung abschrecken und somit auch ohne anderes System Enttäuschungen der letztgedachten Art kurzsichtig nach Möglichkeit verhindern, welche Wirkungen er überhaupt hervorrufen wird, das hängt in erster Linie von seiner Handhabung und den Schritten ab, die sich etwa noch an ihn knüpfen werden. Thatsache ist, daß fast alle maßgebenden Pariser Blätter die von Flequet, dem Conseilspräsidenten, entworfene Fremdenverordnung als eine der republikanischen Freiheit unwürdige, ungesetzmäßige und überdies nutzlose, den Geldbeutel von Paris schädigende Maßregel brandmarken.

Allegro.

(Hierzu das Bild Seite 11.)

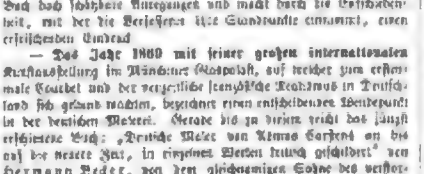
Eines der ersten Gemälde, durch welche Gabriel Max seine Eigenart bekundete, war sein „Adagio", jenes junge Mädchen, das zur Seite eines noch jugendlicheren Knaben in herbstlich angehauchter Landschaft sitzt und in den stillen Abend hinausträumt. Wie er dort die musikalische Stimmung eines lyrischen Tonsatzes in dem gewonnenen Zeitmaß des Adagio in malerische Darstellung umzusetzen versuchte, so will das heute unseren Lesern mitgeteilte neuere Gemälde dieses in Farben dichtenden Seelenschilderers die Stimmung eines leidenschaftlich bewegten Allegro vergegenwärtigen. Freilich dürfen wir in diesem Fall die italienische Tempobezeichnung nicht etwa wortgetreu mit „munter", „fröhlich" oder dergleichen übersetzen wollen. Es ist nur der lebhaft bewegte Charakter des Allegro, der hier zu Grunde liegt und sich diesmal in der stürmischen Inbrunst bekundet, mit der eine jugendliche Seele die Gefühle, von denen sie erfüllt ist, in feurigem Gebete dem Himmel anvertraut, in seinen Schutz und Schirm bestellend, was ihr glückendes, laut klopfendes Herz so tief erregt. Wer es wohl ein vorhandenes Musikstück, das in der Brust des Malers gerade diesen Widerhall wach gerufen, oder wird vielleicht demnächst ein begabter Tondichter sich durch das Max'sche Gemälde angeregt fühlen, ein neues Allegro in diesem Sinn zu komponieren? — Warten wir's ab!

G. H.

Literatur.

— **Den Lesern unserer „Deutschen Romanbibliothek"** ist Arnold Ludwigs durch seinen gediegenen Roman „Der rechte Mann" rühmlich in bester Erinnerung. Jetzt ist uns der neue von Robert Reinicke vorliegende Roman „Der Hauptmann" [Berlin, Verlag der Deutschen Romanbibliothek] zugegangen. Auch dieses Werk ist durch seine Handlung und durch die Charakterzeichnung der Personen geeignet, das Interesse des Lesers in hohem Grade zu fesseln. Der Verfasser hat es verstanden, uns in die Kreise der Gesellschaft einzuführen, in welchen die Handlung sich abspielt, natürlich ist. — Hübsche Erlebnisse hat die leicht geschürzte Operettenmuse zu verzeichnen. So erlangte das Hamburger Karl Schultze-Theater mit dem „Glöckchen" von Cybulka den sechshundertsten Besuch des Publikums, welcher sowohl der leichtschürzigen, melodiösen Musik wie auch den flotten und sprudelnden Texten, von Gen.-L. Mannstadt und Joppert gemeinsam verfaßt, zu verdanken ist. Der derbe Inhalt der Handlung ist folgender: Ein junger Thorist, Harry Mac Donald, kommt im Jahre 1960 als Abenteurer mit seinem Diener Teddy nach Sydney, wo nach Generwalls Tod eingetretene anarchische Zustände herrschen. König Karl II. befand sich nach seinem verunglückten Unternehmen gegen Cromwell, das mit der Schlacht von Worcester endigte, in den Niederlanden und verlebte, von dort aus eine Gelegenheit zu erspähen, um wieder festen Fuß in England fassen zu können. Die republikanische Partei wollte nach Cromwells Tod immer nicht ihren ersten Halt, und der Royalisten Schlag die Zwietracht des Königs durch. Für der Epoche des Interregnum ist der Schwerpunkt der auf Wiedereinsetzung des Königs gerichteten Agitation in die Preise der Königin gelegt, die aus Holland im geheimen nach London gekommen ist, um dem König den Weg zu bereiten. Mit Hyde einer Vertrauten, der Mitgift des puritanisch-republikanischen Kommandanten von Dunkirk, weiß sie die Royalisten um sich zu versammeln, und ihr persönliches Auftreten gewinnt die Herzen des Volks für ihre Sache. In die vorbereitenden Intrigen wird der ergötzliche Stoffe durch ein Liebesverhältnis zu der jungen Vertrauten der Königin, Lady Beatrice Hamilton, hineingezogen, und ohne daß er eine Ahnung hat, welche Partei er dient, muß er sich, als König verkleidet, von den Puritanern gefangen nehmen lassen. Auf sich der Kerker im letzten Augenblick aus der schon hoffnungslosen Umschwung des vermeintlichen Königs wieder öffnet und der junge Glücksritter den Lohn seiner Hingebung durch die Hand der Geliebten erhält, ist selbstverständlich. — Im Theater an der Wien fand nicht minder freundliche Aufnahme „Die Schelm von Bergen" von Alfred Delitzsch. Der Text dieser Operette ist nach Motiven der Travis gleichnamiger Erzählung frei bearbeitet von Karl Linder und Konrad Loewe, die Musik dürfte gefällig, weil von eingehenden Melodien, die ihren Schöpfer als einen erfindungsreichen, sich von der Schablone möglichst frei machenden Meister kennzeichnen. Der Kern der Handlung, mit der eine Menge dramatisierender Episoden verflochten ist, ist in kurzen Zügen folgender: Roland, der Sohn des „Freimarrers" von Bergen, durchzieht als fahrender Sänger die Welt. Schon in frühester Jugend wurde er von seinem Vater in die Fremde getrieben, um den Flüche des ehrlosen Gewerbes, das dieser mit dem Vater auf Kind vererbt, zu mindern und in der Gemeinschaft ehrlicher Menschen eintreten zu können. Lange Jahre hat er nichts von sich hören lassen, da zieht ihn plötzlich Sehnsucht in die Heimat zurück. Hier trifft er sich mehrere Tage unerkannt unter, verliebt sich in Adeline, des Raubritters Balduin Kind, und weckt sie in den Gedanken seiner Liebend ein. Adeline, deren Herz ihr anfangs zu Liebe entgegenschlägt, schaudert zurück und hält den Traum gebannten Band. Thorn will Roland mit seinen Sangesgenossen verlassen, als ihn ein Zufall zurückhält. Der regierende Herzog hält in Bergen seinen Einzug. Unter die freien Jubelrufe des Volks mischt sich auch der Wahlspruchgruß des fahrenden Sängers. Roland macht mit seinem Wahlspruchliede so mächtigen Eindruck auf die Schwester des Herzogs, daß diese in Liebe zu ihm entbrennt und ihn für den Abend zum Minnewettsingen lädt. Es bot Gelegenheit, mit ihr allein zu sein, ihr seine Liebe zu gestehen, und sie gestattet ihm einen Kuß. Aber der übergläubische Truchseß wird von Adelinen, deren Herz aufs neue von Eifersucht durchwühlt wird, verraten. Da Roland leugnet, wird Gift, der alte Freimarrer, herbeigeholt, um die Wahrheit zu bezeugen. Dieser erkennt die Gefahr seines Sohnes und verleugnet ihn. Roland ist gerettet und erkennt sich nun im Singe des Gaus. Er hat Gelegenheit, eine Verschwörung der Raubritterschaft zu entdecken, und rettet so seinen Fürsten das Leben. Zum Danke bietet dieser den Mund seiner Vergangenheit und schlägt ihn zum Ritter „Schelm von Bergen", während ihm die erkorene Holden die Hand fürs Leben reicht.

— **In den Künstlergarderoben des neuen Wiener Hofburgtheaters** soll eine Neuerung eingeführt werden, die wichtig für Zivilisten des Tanzens und der Eleganz ist. Während bisher die Künstlerinnen des Hofburgtheaters die nördlichen Löchern, die ihnen Stiefe und Rocken gaben, ausschließlich mittelst Brennscheren drehten, welche an gemeinlichen, altväterlichen Spiritusflämmchen erhitzt wurden, gedenken nun die Ingenieure der Hofbahn mit dieser feuergefährlichen Verunreinigungsmethode zu brechen und an Stelle des veralteten Spiritusbrennerlein das moderne elektrische Brennerlein zu setzen. Die Friseure und Friseusen verhalten sich allerdings der Neueinführung gegenüber ein wenig ablehnend, da sie befürchten, daß die Handhabung mit dem elektrischen Brennreisen Gefahren für den Haarkünstler und den Frisuren selbst in sich schließen könne.



Bühne.

— **Die Winterkampagne auf den Brettern, die die Welt bedeuten,** hat begonnen, und die Bühnen fangen an, ihre Neuigkeiten auf Tischen zu stützen, mit denen sie die Gunst des Publikums zu erlisten gedenken, leider nicht immer mit dem gewünschten Erfolge. So hatte am Königlichen Hoftheater in Hannover die erste Neuigkeit der Saison, das dreiaktige Festspiel „Fiesko in der Scene" von Max Bernstein, von Anfang an einen sehr mäßigen Erfolg und nach dem letzten Akt sogar einen ausgesprochenen Mißerfolg. Der Grund der Ablehnung ist hauptsächlich in den politischen Anspielungen zu suchen, welche gerade in Hannover einen Teil des Publikums verstimmen mußten. — Besser Erfolg hatte das Darmstädter Hoftheater mit der ersten Aufführung des neuen dreiaktigen Lustspiels von Johannes Proß „Unsere Jetzung". Der Verfasser hat sich die Gerechtigkeit Pferde zur Unterlage seiner Arbeit gewählt und in humorvoller Weise sowohl die Stellung der Journalisten wie die der gräßlichen Augenzeugen bestimmt. Bei Vermeidung aller trivialen Lustspieleffekte, hat er es verstanden, das Stück in einem ganz heiteren, aber doch immer vornehmen Tone durchzuführen, wie er in den Gesellschaftskreisen, in denen die Handlung sich abspielt, natürlich ist. — Hübsche Erfolge hat die leicht geschürzte Operettenmuse zu verzeichnen. So erlangte das Hamburger Karl Schultze-Theater mit dem „Glöckchen" von Cybulka den sechshundertsten Besuch des Publikums, welcher sowohl der leichtschürzigen, melodiösen Musik wie auch den flotten und sprudelnden Texten, von Gen.-L. Mannstadt und Joppert gemeinsam verfaßt, zu verdanken ist. Der derbe Inhalt der Handlung ist folgender: Ein junger Thorist, Harry Mac Donald, kommt im Jahre 1960 als Abenteurer mit seinem Diener Teddy nach Sydney, wo nach Generwalls Tod eingetretene anarchische Zustände herrschen. König Karl II. befand sich nach seinem verunglückten Unternehmen gegen Cromwell, das mit der Schlacht von Worcester endigte, in den Niederlanden und verlebte, von dort aus eine Gelegenheit zu erspähen, um wieder festen Fuß in England fassen zu können. Die republikanische Partei wollte nach Cromwells Tod immer nicht ihren ersten Halt, und der Royalisten Schlag die Zwietracht des Königs durch. Für der Epoche des Interregnum ist der Schwerpunkt der auf Wiedereinsetzung des Königs gerichteten Agitation in die Preise der Königin gelegt, die aus Holland im geheimen nach London gekommen ist, um dem König den Weg zu bereiten. Mit Hyde einer Vertrauten, der Mitgift des puritanisch-republikanischen Kommandanten von Dunkirk, weiß sie die Royalisten um sich zu versammeln, und ihr persönliches Auftreten gewinnt die Herzen des Volks für ihre Sache. In die vorbereitenden Intrigen wird der ergötzliche Stoffe durch ein Liebesverhältnis zu der jungen Vertrauten der Königin, Lady Beatrice Hamilton, hineingezogen, und ohne daß er eine Ahnung hat, welche Partei er dient, muß er sich, als König verkleidet, von den Puritanern gefangen nehmen lassen. Auf sich der Kerker im letzten Augenblick aus der schon hoffnungslosen Umschwung des vermeintlichen Königs wieder öffnet und der junge Glücksritter den Lohn seiner Hingebung durch die Hand der Geliebten erhält, ist selbstverständlich. — Im Theater an der Wien fand nicht minder freundliche Aufnahme „Die Schelm von Bergen" von Alfred Delitzsch. Der Text dieser Operette ist nach Motiven der Travis gleichnamiger Erzählung frei bearbeitet von Karl Linder und Konrad Loewe, die Musik dürfte gefällig, weil von eingehenden Melodien, die ihren Schöpfer als einen erfindungsreichen, sich von der Schablone möglichst frei machenden Meister kennzeichnen. Der Kern der Handlung, mit der eine Menge dramatisierender Episoden verflochten ist, ist in kurzen Zügen folgender: Roland, der Sohn des „Freimarrers" von Bergen, durchzieht als fahrender Sänger die Welt. Schon in frühester Jugend wurde er von seinem Vater in die Fremde getrieben, um den Flüche des ehrlosen Gewerbes, das dieser mit dem Vater auf Kind vererbt, zu mindern und in der Gemeinschaft ehrlicher Menschen eintreten zu können. Lange Jahre hat er nichts von sich hören lassen, da zieht ihn plötzlich Sehnsucht in die Heimat zurück. Hier trifft er sich mehrere Tage unerkannt unter, verliebt sich in Adeline, des Raubritters Balduin Kind, und weckt sie in den Gedanken seiner Liebend ein. Adeline, deren Herz ihr anfangs zu Liebe entgegenschlägt, schaudert zurück und hält den Traum gebannten Band. Thorn will Roland mit seinen Sangesgenossen verlassen, als ihn ein Zufall zurückhält. Der regierende Herzog hält in Bergen seinen Einzug. Unter die freien Jubelrufe des Volks mischt sich auch der Wahlspruchgruß des fahrenden Sängers. Roland macht mit seinem Wahlspruchliede so mächtigen Eindruck auf die Schwester des Herzogs, daß diese in Liebe zu ihm entbrennt und ihn für den Abend zum Minnewettsingen lädt. Es bot Gelegenheit, mit ihr allein zu sein, ihr seine Liebe zu gestehen, und sie gestattet ihm einen Kuß. Aber der übergläubische Truchseß wird von Adelinen, deren Herz aufs neue von Eifersucht durchwühlt wird, verraten. Da Roland leugnet, wird Gift, der alte Freimarrer, herbeigeholt, um die Wahrheit zu bezeugen. Dieser erkennt die Gefahr seines Sohnes und verleugnet ihn. Roland ist gerettet und erkennt sich nun im Singe des Gaus. Er hat Gelegenheit, eine Verschwörung der Raubritterschaft zu entdecken, und rettet so seinen Fürsten das Leben. Zum Danke bietet dieser den Mund seiner Vergangenheit und schlägt ihn zum Ritter „Schelm von Bergen", während ihm die erkorene Holden die Hand fürs Leben reicht.

Kultur und Wissenschaft.

— **Die belgische Regierung hat um den Preis von** 50,000 Franken sehr wertvolle, auf die Geschichte der Niederlande bezügliche Manuskripte und Dokumente, welche früher den berühmtesten belgischen Abteien gehörten und zuletzt beim Einbruch der Franzosen gerettet wurden, aus dem Nachlaß eines englischen Bibliophilen zu Charlesworth zurückerworben.

— **Die Berliner Akademie der Wissenschaften** hat eine neue historische Kommission eingerichtet, welche analog den verschiedenen germanischen bereits bestehenden Kommissionen, welche zunächst die Zeit von 1713 bis 1786 umfassen werden.

— **Das Cluny-Museum in Paris hat soeben deutsche** Altertümer, Kunstwerke der Holzschnitzerei aus dem sechzehnten Jahrhundert, erworben. Je den heutzutage hohen Preisen zahlt eine arg Bar geschnitzte, nackte nackliche Figur, welche eine Gruppe gebildet. Sie soll zwei Jahrhunderte ältlich sein eine Arbeit Albrecht Dürers und ist unter dem Namen „die Nacht" bekannt.

— **Bei Durchforschung des Sisyphus in Kleinasien** (unweit Smyrna) hat der belgische Archäolog Martin Schmeltzer eine gerechtige vorsintflutliche Festung entdeckt, deren Alter auf mehr als 3000 Jahre angenommen ist.

— **Der schweizerische Ingenieur Simon ist beauftragt**, für die nächstjährige Pariser Weltausstellung eine ungeheure Erdkugel anzufertigen, deren Durchmesser 13 Meter und deren Oberfläche mehr als 500 Quadratmeter beträgt. Die Ländermassen werden sich darauf in Relief erheben.

— **Ein erfinderischer Amerikaner ist, wie ein New-Yorker** Blatt zu erzählen weiß, auf die Idee verfallen, ein Theaterblatt von ganz abscheulicher Beschaffenheit herauszugeben. In der richtigen Voraussetzung, daß das künstlerische und hochverehrungswürdige Publikum im Theater neben den künstlerischen auch die materiellen Genüsse liebe, hielt er durch einen renommirten Konditor aus einem sehr süßen Blätterteig dem Schreibpapier ähnliche Blätter anfertigen. Auf dieselben wird dann nicht mit Druckerschwärze, sondern mit verdünnter Schokolade außer ewigen Lorbeerkränzen und witzigen Artikelchen das Programm der jedesmaligen Darstellung gedruckt. Nachdem das Blatt seiner künstlerischen Bestimmung genügt hat, erfüllt es in der Pause, in welcher sämmtliche Theaterzettel, soweit sie dann überhaupt noch vorhanden sind, aufgeschnabert werden, erst seinen eigentlichen Beruf.

— **Der preußische landwirthschaftliche Minister hatte dem** Seidenzüchter Buchwald in Reichenbach 40 Morgen Eichenbestand aus den Staatsforsten zu Versuchen mit der Züchtung des Eichen-Seidenspinners vor fünf Jahren überlassen. Auf Grund seiner seither gemachten Erfahrungen hat nun Buchwald auf der Generalversammlung des schlesischen Forstvereins mitgetheilt, daß der Zucht des chinesischen Eichenspinners elementare und klimatische Schwierigkeiten nicht entgegenstehen und die Seide von den in dem Versuchswalde gezüchteten Eichenspinnern, in Crefeld verarbeitet, sich der besten Maulbeer-Seide ebenbürtig erwiesen hat. Bei dem Reichthum Deutschlands an Eichen glaubt er, daß die Seidenzucht bei uns sehr einträglich werden könne.

— **Auch in Frankreich machen sich Bestrebungen bemerk**bar, die Rechtschreibung zu vereinfachen. So schlägt Felix Hément, ein bekannter Schulmann, vor, die überflüssigen Schriftzeichen abzuschaffen und statt ph: f zu schreiben, also filosofe, statt th: t, also té (für the) téatre, und statt c, wo es den S-laut hat, und ç (c mit cédille): s, glasior, masson ꝛc. Ferner solle man den mit einem Selbstlaut endenden Hauptwörtern durchweg in der Mehrheit ein s zufügen und nicht, wie jetzt vielen, ein x. Ebenso sei bei der männlichen Endung gewisser Eigenschaftswörter das x durch das s zu ersetzen, in welches es sich bei der weiblichen Endungsbuchstabe verwandelt, also: heureus, joyeus, rigoureus, und die Autorinnen abzuschaffen. Das g solle man, wo es hart ausgesprochen werde, daß heißt vor a, o, u und den Mitlauten, beibehalten, vor i und e aber durch j ersetzen, also manjer, changer, voulajer ꝛc. Auch die doppelten p, f, c, d und t seien zu unterdrücken, also apeler, adition zu schreiben ꝛc.

Natur.

— **Aus Lüdau wird** eine Beobachtung mitgetheilt, welche beweist, daß das Pferd außer seinem allgemein bekannten Verstand auch eine außerordentliche Gedächtnißkraft besitzt. Vor ungefähr fünf Jahren verkaufte ein dortiger Besitzer ein von ihm selbst erzogenes, sechs Jahre altes Pferd an einen weit von da wohnenden Händler. Auf dem letzten Markt in Jastrowitz kaufte nun der Besitzer ein Pferd, in welchem er sofort das vor fünf Jahren verkaufte wiedererkannte. Als er mit dem Thier auf seinen Hof kam, wieherte dasselbe freudig laut; hierdurch aufmerksam gemacht, hörte er es ab, um sich zu überzeugen, was es beginnen werde; das Pferd ging ohne alles Bedenken in den Stall und zwar auf denselben Platz, auf den es früher gestanden. Trotz der Länge der Zeit hatte das Thier sein früheres Heim sofort wieder erkannt.

— **Der deutsche Rothklee wird auf Neuseeland sehr eifrig** als Futterpflanze gebaut und gedeiht sehr gut, hat aber bisher keinen Samen bringen wollen. Man suchte die Ursache für diese Erscheinung im Fehlen der befruchtenden Insekten, besonders der Hummeln, deren in Europa bekanntlich die Befruchtung des Klees hauptsächlich obliegt. Im Jahre 1885 gelang es, etwa 100 Stück englischer Hummeln lebendig nach Neuseeland zu bringen, wo sie in der Nähe von Lyttelton ausgesetzt wurden. Sie haben sich rasch vermehrt und im Jahr 1886 schon über einen Theil der Insel ausgebreitet, und bereits 1887 kannten die Ackerbauer in der Nähe von Lyttelton ihren Kleesamen selbst ernten.

— **Bei Rübeland im Harze, in dessen Nähe sich bekannt**lich die vielfach besuchten Baumannshöhle befindet, ist eine neue Höhle entdeckt worden, welche den Namen „Hermannshöhle" erhalten hat. Die Höhlenräume, zum Theil reich mit Stalaktiten besetzt, haben, so weit bis jetzt bekannt, eine Ausdehnung von etwa 340 Meter. Zwei Bergleute, nämlich die Herrstadt-Blankenburger Eisenbahngesellschaft und die Harzer Werke, haben sich gefunden, welche diese Höhle weiter aufschließen und dem Touristenverkehr zugänglich machen wollen. Eine Entscheidung seitens des braunschweigischen Staatsministeriums ist indeß noch nicht getroffen, da die wissenschaftlichen Untersuchungen der Höhle, mit welchen Professor Kloos von der technischen Hochschule in Braunschweig beauftragt ist, vorher abgewartet werden sollen.

Militär und Marine.

— **In der Belgrader Festung wurden von glänzendem** Erfolg begleitete Schießversuche mit dem vom Obersten Pantitsch neu erfundenen Schießpulver gemacht, dessen Zusammensetzung Geheimniß des Erfinders ist. So weit bekannt, wird es aus Stroh und gewissen Aller-Präparaten erzeugt. Es besitzt eine ganz ungewöhnlich große Expansivkraft, so daß man es für eine gewöhnliche Ladung tanzenmeter nehme, um die Deckung des Geschützrohres zu verstärken; seine Verbrennung ist eine so vollkommene, daß nach dem ersten Schusse gar keine Spuren eines Rückstandes in dem Geschützrohre bemerkbar waren; erst im Verlaufe weiterer Schießversuche zeigten sich ganz unbedeutende Ansätze. Die Anfangsgeschwindigkeit des Projektiles ist sehr groß, die Flugbahn sehr rasant und die Erzeugung des neuen Schießpulvers sehr billig.

Sport.

— **Bei den Rennen zu Berlin fiel am dritten Tage der** deutsche Geschäftspreis, 10,000 Mark für Zweijährige, an Graf Schönburgs-H.-H. „Rotzburg", einen Sohn des Derbysiegers „Trachenberg", vor „Freimaurer", „Erbtante" ꝛc. Die 6000 Mark im Herrenfelderennen holte sich Graditz mit „Hortori", der auch tags darauf das Vergleichsrennen gewann. Der Stall Segre außerdem im Volksmunitätsrennen mit „Romane" über „Landgraf" und im Unverhofftrennen mit „Winterkönig" über „Inconvenable". Den 4800 Meter-Staatspreis holte sich Johnsons „Diversa" vor „Hohenzollern", das Ballensdorfer Handicap Graf Schlippenbachs „Gebagneise" vor „Versach" und das große Hürdenrennen Stalls „Hankerl" vor „Ikold".

— **Die Herbstrennen zu Budapest brachten an den beiden** ersten Tagen den deutschen Pferden keinen Erfolg. „Altenburg" lief im Totalisator-Handicap Dritte zu Fürst Fürstenbergs „Linien" und „Vizeadmiral", während „Biro" hinter ihr folgte. Dieser aber brachte tags darauf den Capt. Bischs den internationalen Preis von 7000 Gulden vor „Linien", „Pajan" ꝛc. nach Hause. Im Staatspreis der Zweijährigen brachte der Sieg von Graf Esterhazys „Pistache" eine große Ueberraschung, während Eggedis zweijähriger „Filou" den Hatvani-Preis als lose Gewißheit vor „Kerbes" und „Galvanic" heimtrug.

— **Am ersten Wiener Trabrennentage gewann „Vanburen-**girl" das Eröffnungsjagen für das Frankfurter Gestüt Mariahaz, während „Polo", die nach ihrem großartigen Berliner Laufen allen Gegnern Terrain zu geben hatte, im internationalen Handicap Zweite zu „Fux" wurde, der 350 Meter vorkam.

— **Der bekannte Radfahrer Gobel, Frankfurt, gewann bei** dem Herbstmeeting der Wiener Radfahrer die Meisterschaft von Oesterreich über 10,000 Meter. An demselben Tage trug Sild, Wien, vier Rennen heim und zwar das Eröffnungs-Handicap und das Dreirad-Handicap, wobei er allen Gegnern vorgab, ferner die Meisterschaft von Wien auf dem Dreirad und das Dreiradhauptfahren.

Denkmäler.

— **In einer Höhe von nahezu 7 Meter erhebt sich am** Ufer des Starnberger Sees im Parke von Schloß Berg das Denkmal, das die Ungläubigkeit somzeichnet, in deren unmittelbarer Nähe König Ludwig II. in den Fluten seinen Tod gefunden. Es besteht aus einer roten Granitsäule, die auf einem breiten Marmorsockel mit zwei Stufen ruht und ein gegossenes Kreuz trägt.

— **Erhebend in seiner Größe und Einfachheit wirkt das** aus röthlich-braunem, polirtem Granit gefertigte Kriegerdenkmal, welches der Berliner Kriegerverband zum Andenken an die Gefallenen auf dem Garnisonkirchhof in der Hasenheide hat errichten lassen. Auf zwei quadratischen Steinkasten erhebt sich ein etwa 5 Meter hoher, von einer Kugel bekrönter Obelisk, an dessen Vorderseite ein Eichenzweig nach beiden Seiten hin weggt. Entsprechende Inschriften erläutern die ernste Bedeutung des Denkmals.

— **Das unlängst in Nordhausen enthüllte Luthercdenkmal** stellt einen Brunnen mit dem Bronzestandbild des Reformators dar, welcher in freier Stellung, das Antlitz dem Rathause zuwendend, den Volke predigt. Das Standbild ist von Prof. Schuler (Berlin) modellirt.

— **Ein Denkmal Heinrich Marschners, bestehend aus einer** überlebensgroßen Büste auf einem Sockel von rothem Granit, ist in Zittau, dem Geburtsort des Komponisten, feierlich enthüllt worden.

— **In Aachen wurde das Denkmal des früheren preußischen** Finanzministers David Hansemann enthüllt.

— **In Semendria i. Serbien wurde dem Begründer der** serbischen Zeitungsliteratur, Davidovic, der 1812 die erste Zeitung in serbischer Sprache herausgab, ein Denkmal errichtet.

— **Das Standbild des italienischen Staatsmannes** Quintino Sella ist in dessen Geburtsort, dem Alpenstädtchen Biella, in Gegenwart des Königs Humbert unter entsprechender Feierlichkeit enthüllt worden.

Gestorben.

— A. J. de Bull, einer der besten zeitgenössischen Dichter der Niederlande, der auch als Journalist eine hervorragende Stellung einnahm, 64 Jahre alt, Mitte September, in Amsterdam.

— Pfarrer, Oberbaurat, dirigirender Rat im Ministerium der Finanzen in Darmstadt, Abteilung für Bauwesen, um den lehrhaften Aufschwung des Eisenbahnbaunetzes im Großherzogtum Hessen verdient, am 19. September, in Darmstadt.

— Julius Lorenz, bekannter Komponist und Lehrer am königlich sächsischen Konservatorium der Musik in Leipzig, 59 Jahre alt, am 20. September, in Leipzig.

— Louis Hendrichs, namhafter belgischer Künstler, der sich ausschließlich der religiösen Malerei gewidmet hat, 61 Jahre alt, am 22. September, in Antwerpen.

— Dr. Ernst Müller, Bischof von Linz, früher Professor der Moraltheologie an der Universität und Domherr des Metropolitankapitels in Wien, 66 Jahre alt, am 23. September, in Linz.

— Dr. Ludwig Hahn, königlich preußischer Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat, der frühere langjährige Leiter des literarischen Bureaus (amtliche Preßangelegenheiten und Begutachter der Provinziallandtagsvorlagen), hervorragend tätig in der geschichtlichen und religiösen Literatur, 68 Jahre alt, am 30. September, in Berlin.

— St. Michailowitsch, früherer serbischer Ministerpräsident, der in den Jahren 1858 und 1859 eine bedeutende Rolle spielte, 85 Jahre alt, am 1. Oktober, in Belgrad.



Schloß Primkenau in Schlesien.

Schloß Primkenau in Schlesien.

Als unser Kaiser sich auf die große Besuchsreise begab, welche ihn an die verschiedenen deutschen Fürstenhöfe, sowie an die von Oesterreich und Italien führen sollte, zog sich seine erlauchte Gemahlin mit ihren fünf Söhnen zeitweilig nach dem Schlosse Primkenau in Schlesien zurück. An diesen Ort knüpfen sich für die hohe Frau die schönsten Jugenderinnerungen. Seit ihrem sechsten Jahre hat sie dort ihre Mädchenzeit verlebt; dort wurde sie auch mit ihrer jüngeren Schwester Katoline Mathilde am 22. Mai 1875 konfirmirt.

Die Augustenburgische Herrschaft Primkenau, die einen Umfang von ungefähr vier Quadratmeilen hat und einen bedeutenden Waldbesitz, etwa 39,000 Morgen, sowie vierzehn Dörfer umfaßt, liegt im mittleren Teile Niederschlesiens, im Regierungsbezirk Liegnitz. Die Stadt wurde um das Jahr 1280 von dem schlesischen Herzog Primislaus I. gegründet und nach seinem Namen benannt. Primislaus, der zugleich auch über die Herzogtümer Sagan und Sprottau gebot, war ein Enkel des bekannten, am 9. April 1241 auf der Wahlstatt bei Liegnitz im Kampf gegen die Mongolen gefallenen Herzogs Heinrich II., des Frommen. Aber schon nach dem Tode des Begründers ging die Stadt und Herrschaft Primkenau in andere Hände über und kam in den Besitz des Ritters von Rechberg, bei dessen Nachkommen sie bis 1637 verblieb. In der Folge wechselte dieses herrliche Besitztum oft seinen Herrn, bis es endlich im Jahre 1853 der Herzog Christian August von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, der Großvater unserer Kaiserin, für den Preis von 2,850,000 Mark einem Herrn von Block-Wibrau abkaufte. Er sowohl als auch sein Sohn, Herzog Friedrich, haben es sich jederzeit angelegen sein lassen, den Zustand des schönen Stück Landes zu heben und zu verbessern, so daß Primkenau jetzt zu den herrlichsten und wohlgepflegtesten Herrschaften Schlesiens gehört.

Digitized by Google

Ein Stündchen Pflegemutter. In Bild und Wort von M. Coester.

1. Immer ist's ein großer Harm,
Aus dem weichen Mutterarm
Auf die harte, kalte Erden
Unverhofft versetzt zu werden.



4. Was ein Kindlein lernt schon früh,
Macht ihm später keine Müh'.



3. Wenn sich erst ein Lächeln zeigt,
Hast du Großes schon erreicht.

2. Wie ein Wunder schon es scheint,
Wenn ein Kind dabei nicht weint.
Merkst auf manche Kurzweil sinnen,
Bist du dir sein Herz gewonnen.



5. Meistens ist der Anfang schwer.
Auch ein Kindlein merkt das sehr.



6. Auch ein Kindlein hat Gewicht.
Spürst du's gleich im Anfang nicht.



7. Auch ein kleines Kind macht warm,
Trägst du's lange auf dem Arm.



8. Beugst du vor zur rechten Zeit,
Sparst du dir Verdrießlichkeit.



9. Schön ist's wohl, natürlich sein,
Doch in manchen Fällen — nein!



10. Thöricht ist dein Widerstand,
Bist du in des Stärk'ren Hand.



11. Doch wer wär der Stärk're hier?
Sehr in Frage scheint es mir.



12. Eins nur ist gewiß zum Glück:
Die Mama kommt bald zurück!
Wäre dieser Trost nicht da — Unerträglich wär' es ja!

Schach.

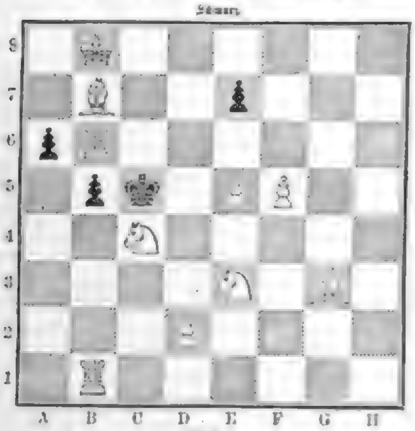
(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 476.

Von A. V. Silvers.

Erster Preis im Problemturnier von „Revista Figaro".

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 475:

Weiß.	Schwarz.
1) T. E 8 — A 8. Damit droht Weiß 2) T. A 8 — A 6 folgen zu lassen und durch 3) S. C 2 — B 4 mattzusetzen.	
	1) [illegible]
2) [illegible]	2) Beliebig.
3) [illegible] Matt.	
A)	
1) ...	1) K. D 5 — C 4.
2) [illegible]	2) Beliebig.
3) [illegible] Matt. — (Auf 1) ... 1) anders, 2) T. A 8 — A 6 rc.)	

Schachbriefwechsel.

Herrn Hauptmann v. L. in Ludwigslust. Sie haben Nro. 472 in „drei Minuten" gelöst. [illegible] Auf 1) K. A 5 — B 4, A 6 — [illegible] 2) [illegible] D 4 — D 3, und wo bleibt dann das Matt [illegible] [illegible]

... teilen wir Ihnen das folgende, leichte und elegante Problem mit, das [illegible] erschien: Weiß: K. F 3; T. [illegible]; L. A 2, D 7; S. B 1, F 2; B. F 4. Schwarz: K. C 4; T. D 5; L. A 5; S. G 7; B. B 3, B 4, B 5. Selbstmatt in zwei Zügen von J. Kohtz. Weiß zieht an.

Kartenspiele.

(Redigirt von Oskar Stein.)

Aufgabe Nro. 69.

Skat.

(Eingesandt.)

Vorhand verliert einen Null, obgleich Coeur-Acht und Sieben nicht in einer Hand sind, würde aber sowohl Treff-Solo wie auch Pique-Solo mit folgenden Karten gewonnen haben:

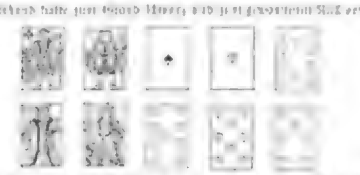


Mittelhand hat einen Solo in der Hand mit zwei Wenzel, Vorhand hat Grand und [illegible], würde aber [illegible] 60 Points gemacht haben. Wie waren die Karten verteilt?

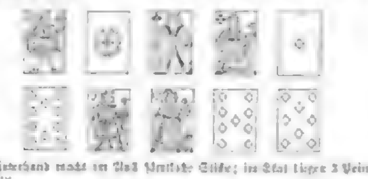
Auflösung der Aufgabe Nro. 67:

Skat.

[illegible]



In jedem Falle [illegible] Treff-Sieben aus; im Grand hat sie bei verteilten Karten [illegible] folgende Karten hat:



Hinterhand macht im Null [illegible] Stiche; im Skat liegen 2 Points in Pique.

Spielbriefwechsel.

B. L., Café Paris in Madrid. [illegible] das „Nachspiel im Skat", [illegible] Spiel [illegible] Herren [illegible] Point. [illegible] so ist es allein richtig, [illegible] Hälfte [illegible] in der einen oder anderen Weise das Los darüber entscheiden zu lassen, welcher von ihnen den ganzen Gewinn trägt. [illegible] der Streitfrage — [illegible] — [illegible] Deutschland [illegible] Skatspiel [illegible] „Geschichte des Skatspiels", Berlin 1887.

Rätsel.

Arithmogriph.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen ergeben den Namen eines deutschen Dichters, die Endbuchstaben von unten nach oben den Namen eines seiner Gedichte.

12, 1, 21, 22, 11. Ein Tier.
20, 14, 21, 17, 14. Ein [illegible] großer Mann.
12, 15, 10, 9, 15, 8. Ein Ziel.
14, 4, 6, 9. Eine Sage.
4, 12, 21, 8, 9, 8, 18, 20. Ein Maler.
20, 14, 2, 1, 16, 10, 12, 17. Eine Staatsverfassung.
[illegible], 11, 15, 5. Eine Stadt in Württemberg.
21, 5, 6, 16, 9, 10. Ein Instrument.
21, [illegible], 15. Ein männlicher Name.
[illegible], 18, 10, 11, 8, 20, 1, 2. Eine Stadt in Jütland.
[illegible], 20, 21, 1, 11. Ein Schaltiertier.
[illegible], 11, 10, 17, 14. Eine Blume.
11, 12, 14, 7, 10, 20, 12, 14, 4. Ein Held aus einer Oper Wagners.
11, 22, 20, 12, 11, 8, 10, 1, [illegible], 7. Eine Stadt in Westfalen.
[illegible], 4, 20, 12, 9, 15. Ein römischer Kaiser.
[illegible], 10, 10, 12, 6, 9, 15, 12. Ein Berg in Bolivia.
[illegible], 12, 21, 8, 18, 20. Ein Offizier des römischen Magistrats.
[illegible], 14, 12, 21, 18, 11, 8, 14, 20. Eine Stadt in England.
[illegible], 11, 21, 22, 14. Ein Baum.
[illegible], 1, 11, 11, 10, 9, 15, 4. Ein Reich.

Auflösung des Scherzrebus Seite 41:

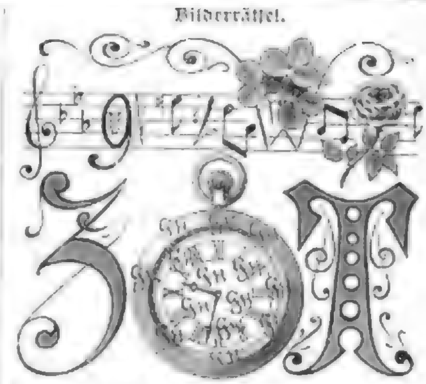
Zuglanze.

Auflösung der Ergänzungs-Aufgabe Seite 41:

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13
[illegible]	[illegible]	p	w	l	a	[illegible]	u	t	l	a	d	[illegible]
[illegible]	[illegible]	f	[illegible]	i	[illegible]	[illegible]	[illegible]	i	a	n	r	[illegible]
h	[illegible]	l	l	[illegible]	l	[illegible]	e	[illegible]	[illegible]	[illegible]	l	[illegible]
n	[illegible]	i	[illegible]	[illegible]	d	h	[illegible]	u	k	l	[illegible]	e
[illegible]	n	[illegible]	[illegible]	[illegible]	e	[illegible]	t	r	[illegible]	y	t	l
l	[illegible]	h	l	l	[illegible]	l	[illegible]	e	[illegible]	n	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	m	[illegible]	k	[illegible]	l	l	n	[illegible]	l	[illegible]

Wilhelm Hauff — Lichtenstein.

Bilderrätsel.



Briefmappe.

„Veilchen unter Rosen". Nein, das gibt es nicht. Jedoch [illegible] [illegible] Wohlbefinden ganz an seinem Platz.

Frau O. v. W. in L. Der fragliche Roman ist im [illegible] der „Deutschen Romanbibliothek" erschienen, welchen Sie broschiert zum ermäßigten Preise von 3 ℳ oder gebunden in 2 Bände für 7 ℳ durch jede Buchhandlung beziehen können.

Begeisterte Verehrer des schönen Geschlechts in L. Ob die drei Glücklichen, die bei der Schönheitskonkurrenz in Spa [illegible] [illegible] Bildern, die wir in Ihnen [illegible] Die [illegible], die als Siegerin aus diesem Wettstreit der Grazien hervorgegangen, erhielt daher einen Preis von 5000 Franken. Die Zweite



1. Frln. Marthe Soucaret aus Guadeloupe (18 Jahre).



2. Frln. Angela Delcasa aus Odessa (16 Jahre).



3. Frln. Marie Stevens aus Wien (23 Jahre).



4. Frln. Olga Nedwala aus Frankfurt (21 Jahre).

des zweiten Preises von 2000 Franken, die Jüngste unter allen Preisgekrönten, ist einer spanischen Familie entstammend. Nach Wien gelangte außer dem dritten Preis von 1000 Franken, deren Trägerin wir ebenfalls im Bilde wiedergeben, noch einer im Betrag von 500 Franken, welcher der [illegible] [illegible] Eine dritte Dame in deutschen [illegible] nach Ostende, dessen [illegible] Schönheit wir [illegible] Budapest (Frln. Helene Krauz, 19 Jahre), [illegible] (Frln. [illegible] 18 Jahre) und Paris (Frln. Marthe Valon, 20 Jahre).

C. T. in Wien. Zu unbedeutend.

A. G. in Schwerin. Eine plattdeutsche Zeitung vermöchten wir nicht zu ermitteln.

Vija Albano. Das heißt, der Schulze oder richtiger gesagt, der Nervenarzt, die eine auf die Spitze getriebene Vernachlässigung des [illegible] schon [illegible] auf Kosten der Gesundheit [illegible]. Der [illegible] [illegible] ihren Schwächen wie ihren [illegible] [illegible]

[illegible] „Poetik, Rhetorik und Stilistik".

„Waldmeister im märkischen Sande". Sie meinen die „Musikbriefe aus fünf Jahrhunderten", nach den Urhandschriften erstmalig herausgegeben von La Mara, in zwei Bänden bei Breitkopf & Härtel in Leipzig erschienen und zum Preis von 7 Mark durch jede Buchhandlung zu beziehen. [illegible] Der [illegible]

Abonnent „Wilhelm" in Grenoppe (Belgien). Wenn Sie die Fortsetzung nicht erhalten können, so wollen Sie dieselbe gefälligst bei der Buchhandlung verlangen, von welcher Ihnen die erste Nummer zuging. Wir können die folgenden Nummern nur per Post versenden, und es kann dann das Porto hierfür besonders in Anrechnung. Die Kosten würden sich für ein Jahresabonnement auf 22 ℳ = 27 Fr. 50 Cts. stellen.

A. W. in Norrköping. 1) und 2) [illegible] „[illegible]". 3) In Herm [illegible] Buchhandlung in Leipzig.

Lonnyette aus [illegible] Durch Ihren Nachtrag erledigt sich die Sache [illegible]

F. C. in Fr. Zu wenig Gehalt.

Cläre V. in B. Wir sind vorerst nicht in der Lage, auf eine Idee [illegible] einzugehen zu können.

Elisabeth K. in B. Von Dr. [illegible], Kgl. preußischem Oberstabsarzt [illegible] in Hannover, dem Verfasser des in unserem Jahrgang 1894 Heft [illegible] abgedruckten Aufsatzes: „Die [illegible] Heilung der [illegible]“ ist [illegible] im Verlag von A. [illegible], Berlin, eine besondere Broschüre: „Die [illegible]“ erschienen, die durch jede Buchhandlung bezogen werden kann.

Graf St. in W. a. S. Leider nicht!

[illegible] in [illegible]. Der Bescheid über [illegible] Beiträge erfolgt nur zu [illegible]. Die Anzeigen entsprechen trotz einzelner anerkennenswerther [illegible] unseren Anforderungen nicht ganz.

Richtige Lösungen sandten ein: Joh. F. Stempel in Hamburg. [illegible] in [illegible]. [illegible] in [illegible]. [illegible] Brauneiser, Château de [illegible]. Viktoria [illegible] in Prag. Johann [illegible] in [illegible]. „[illegible] des [illegible]“ in [illegible]. [illegible] in [illegible]. [illegible] in Berlin. Auguste [illegible] in [illegible]. [illegible] in Hamburg. [illegible] in Hamburg. [illegible] in [illegible]. Andreas [illegible] in Kopenhagen. Friedrich [illegible] in Zürich. Anna K. in Ulm. [illegible] in Bonn. [illegible] in [illegible]. Adolf [illegible], zur Zeit in Chemnitz. [illegible] in Köln. „Drei treue Deutsche“ in [illegible].

Gesundheitspflege.

[illegible] in [illegible]. 1) Zu längerem Gebrauch eignen sich die [illegible] Pillen nicht, da sie mit der Zeit nachtheilig auf den Magen wirken. [illegible] empfiehlt sich gegen [illegible] Verstopfung folgendes Verfahren: [illegible], [illegible] Kaltwasserklystiere [illegible] der [illegible], [illegible] des Unterleibs, energische kalte Abwaschungen, täglich [illegible] und Massage desselben. Das Verfahren muß so lange fortgesetzt werden, bis der Stuhlgang [illegible] ist. Zuweilen kann dazu [illegible] oder [illegible] ein leichtes Abführmittel genommen werden. 2) [illegible] Wasser zu [illegible], namentlich im Winter, [illegible], halten wir für [illegible] Personen nicht für rathsam, [illegible] solche mit [illegible] Wasser auch im Winter [illegible] werden.

Spätsommer. Gegen [illegible] der Haut gibt es kein Mittel. [illegible] mit lauem Wasser sind für den Teint [illegible].

Besorgte zwanzigjährige [illegible]. 1) Ja, namentlich sollte das [illegible] nie von [illegible] werden. 2) Gegen [illegible] Hände [illegible] mit einem [illegible] bestehend aus 3 Teilen [illegible] und 20 Teilen [illegible]. Nach dem Einreiben wird eine dünne [illegible] Watte oder ein Stück Leinwand um die Hände gewickelt.

Ein Deutscher in Chemnitz. Es braucht allerdings jemand, der einen [illegible] Magen hat, nicht gerade magenkrank zu sein, doch ist es auch dabei gut, in der Diät vorsichtig zu sein und schwerverdauliche Speisen möglichst zu meiden. Außerdem kann eine Zeit lang [illegible] (mehrmals täglich 1 Kaffeelöffel voll) zur „Magenstärkung“ genommen werden.

[illegible] Abonnentin in B. Als Specialärzte für Epilepsie sind zu nennen: Dr. [illegible] in [illegible] bei [illegible] ([illegible]) und Dr. [illegible] in Bendorf bei Koblenz am Rhein. Dr. Sch.

Redakteure: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen.
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer“ (SW., [illegible]);
Budapest: Moritz [illegible] ([illegible]);
München: Fritz Schwartz, Redakteur der „[illegible]“ ([illegible] 22).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Jenseits des Grabes, Novelle von Leo [illegible], Fortsetzung. — Unsere Künstler: Der Altmeister der deutschen Aquarellisten, von Otto Baisch. — Die [illegible] Franz Schubert's. — Die deutsche Kaiserfahrt nach dem Süden: I. Der Besuch in Stuttgart, von [illegible]; II. In Konstanz und auf der Insel Mainau, von [illegible]; III. In München, von [illegible]. — [illegible], Erzählung von Richard Voß, Fortsetzung. — Die [illegible] Kolonien in Paris, von Eugen von Jagow. — [illegible], von [illegible]. — Literatur. — Notizblätter. — Schloß [illegible] in Schlesien. — Ein [illegible], von M. [illegible]. — Schach. — Kartenspiele. — Räthsel: [illegible]; Auflösung des [illegible] S. 41; Auflösung der [illegible]-Aufgabe S. 41, [illegible]. — Briefmappe.

Illustrationen: Jenseits des Grabes, sechs Originalzeichnungen von A. [illegible]. — Kaiser Wilhelm II. in Stuttgart, Originalzeichnung unseres Specialartisten W. [illegible]. — [illegible], Gemälde von E. [illegible]. — [illegible], Gemälde von Gabriel Max. — Bildniß des Professors Carl Werner. — Kaiser Wilhelm II. auf der Spazierfahrt durch Konstanz, Originalzeichnung unseres Specialartisten O. Kirch. — Landung des Deutschen Kaisers an der Insel Mainau, Originalzeichnung unseres Specialartisten O. Kirch. — Begrüßung des Deutschen Kaisers durch den ersten Bürgermeister von München, Originalzeichnung unseres Specialartisten F. [illegible]. — [illegible] von [illegible], nach einer Originalaquarelle von Professor Carl Werner. — Franz Schubert's [illegible], Originalzeichnung von [illegible]. — Schloß [illegible] in Schlesien. — Ein [illegible], zehn Originalzeichnungen von M. [illegible].

Gleichzeitig mit dieser Nummer wurde ausgegeben die Nummer 4 des

siebenzehnten Jahrgangs der

„Deutschen Romanbibliothek“

zu „Ueber Land und Meer“.

Abonnementspreis

in wöchentlichen Nummern nur 2 Mark vierteljährlich,

in 14tägigen Heften nur 35 Pf. pro Heft.

Dieser neue Jahrgang wurde mit zwei vorzüglichen Werken beliebter und beliebter deutscher Romanschriftsteller eröffnet:

Camilla, Roman in einem Bande von Ernst Eckstein,

die Geschichte einer unglücklichen — [illegible], führt uns in die vertrauten Umgebungen des gesellschaftlichen Salons, der stillen Ländlichkeit, aber innerhalb derselben entwickelt sich eine Herzensgeschichte und Lebensepisode von ebenso fesselnder Kunst und eigenartigem Charakterreize.

Der Weg zum Glück, Roman in drei Bänden von Robert Byr

ist eine Schöpfung voll sprühenden Geistes und Lebens wie die schöne Heldin [illegible] selbst, eine [illegible] Volksdichtung, deren bewegte Geschicke sich auf einem wechselvollen Hintergrund abspielen.

Für den weiteren Verlauf des Jahrgangs bestimmen wir vorerst die nicht minder interessanten Romane:

Im Bann der Jeremias, drei Bände, von [illegible]-Cameron, **Der älteste Sohn**, ein Band, von Moritz von Reichenbach, **Im Regiment**, ein Band, von A. von Olfers, **Unter deutschen Palmen**, zwei Bände von Christian Benkard, **Herbes Heirat**, zwei Bände von Martin Bauer, **Schatten**, zwei Bände von Doris Freiin von Spättgen, **Anonym**, ein Band, von L. Haidheim.

Diese Romane, jeder in seiner Art ein höchst gelungenes Werk, berühren die verschiedensten Gebiete des Lebens; nur in einem stimmen sie überein: sie sind alle durchdrungen von dem Geiste der Gegenwart, für den der Leser den vollen übereinstimmenden Widerklang in der eigenen Brust findet und dem er daher mit der unmittelbarsten Antheilnahme zu folgen nicht umhin kann. Zu den oben genannten Romanen sich noch einige weitere anreihen werden, erhält der Leser, wie dies auch in den früheren Jahrgängen dieser Zeitschrift der Fall war, mindestens achtzehn Romanbände im üblichen Umfang zu dem fabelhaft billigen Jahrespreise von 8 Mark in der Nummern-Ausgabe.

Wie bisher wird die Redaktion auch fernerhin durch ausgewählte Gaben aus der neuen deutschen Lyrik und durch ein sorgfältig zusammengestelltes Feuilleton die „Deutsche Romanbibliothek“ in vortrefflicher Weise zu bereichern bestrebt sein.

So sind wir denn gewiß, daß der neue Jahrgang in hervorragender Weise dazu angethan ist, die freundliche Gewogenheit, mit welcher die vaterländische Leserwelt unsere „Deutsche Romanbibliothek“ stets zugethan war, im vollsten Maße zu rechtfertigen.

Auf den siebenzehnten Jahrgang der „Deutschen Romanbibliothek“ wolle bei derselben Buchhandlung oder Postanstalt abonnirt werden, von welcher man „Ueber Land und Meer“ bezieht. Die Postämter nehmen nur Abonnements auf die wöchentliche Nummern-Ausgabe entgegen.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes, in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 ₰ Reichswährung.



Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und

Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

Prospekte versendet
Bremen.
Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.

„Wir kennen keine
[illegible]
[illegible] Verlag, Leipzig.

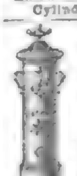
„Liederquell“.
251 [illegible] Fein gebund. [illegible] „Die Sammlung ist nicht übertroffen.“ [illegible] Verlag, Leipzig.

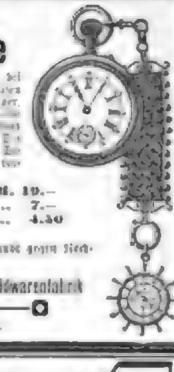
Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Ein neuer Roman von Richard Voß.
Soeben ist erschienen:
Daniel, der Konvertit.
Roman von Richard Voß.
[illegible]
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

BUCHFÜHRUNG
[illegible]

Unübertroffene Neuheit!
Clarabella


Extra Musikstücke auf Bronze-Cylinder à 6 Stücke Mk. 5.

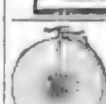
Tragbare Oefen

[illegible]
A. Nieske, Dresden.

Bei Nacht leuchtende
Uhren und Compasse

[illegible] Ein guter Gang wird garantirt. [illegible]

Preis der Remontoir-Uhr . . . . M. 10.—
„ des Compasses . . . . „ 7.—
„ der Châtelaine-Kette . . . „ 4.50

Jedes Stück wird einzeln abgegeben.
Alle 3 Stücke zusammen nur 20 Mark. Versandt gegen Nachnahme oder vorh. Einsendung.
CARL HOLL Goldwarenfabrik
STUTTGART
Illustr. Preiskataloge gratis und franko.

Märchen, Fabeln, Jugendschriften etc.
[illegible] C. Fleisch, V. Thumann, Ludw. Richter, Wold. Friedrich, [illegible], Anderson, V. Blüthgen, Frida Schanz, Dr. Fr. Hofmann, [illegible]
Ausführl. Katalog [illegible] jede Buchhandlung [illegible] Ambrosius Abel in Leipzig.


Dresdener Velocipedfabrik
[illegible]
Dreiräder, Zweiräder [illegible]

Nebelbilder und Apparate.
[illegible]

Solide Buckskins.
[illegible]
Bruno Prenzel, Cottbus.


[illegible]
Aug. Polich.
In Deutschland einzig in seiner Art!
[illegible]

Das
Geschäftshaus für Damen-Moden
Leinen-Waren und Aussteuer
Aug. Polich in Leipzig
ist die beste und billigste Bezugsquelle für
moderne Damen-Kleiderstoffe jeder Art in Seide, Wolle, Baumwollen und Leinen-Waren [illegible], Aussteuer in allen Preislagen, fertige Wäsche [illegible], Costume, Damen- und Kinder-Confection eigener Anfertigung.

Nur echte Brillanten.

Nicht zu verwechseln mit sog. Künstlichen oder Similibrillanten.

S. Hartoch Nachf., Inhaber Karl Meyer, **Darmstadt**, Bijouterie-Fabrik, Spezialität in Brillanten.



Mark 15.– No. 6851. 14 Karat massiv Gold mit echt. Diamant.

Mark 20.– Ohrringe. No. 6612. 14 Karat massiv Gold mit echt. Diamanten.

Mark 38.– No. 4059. 14 Karat massiv Gold, Mitte echt. Saphir (Diamant seiten je ein echter Diamant).

Herrennadel. 14 Karat massiv Gold mit echt. Diamant. Mark 25.–

No. 6692. 14 Karat massiv Gold mit Diamant.

Herrennadel. Mark 20.–

Versandt gegen vorherige Einzahlung oder gegen Nachnahme. Um vielfachen Anfragen zu begegnen, bemerke hiermit, dass ich nur garantirt echte Steine verarbeite. Ich zahle den Betrag zurück, falls ich meine geehrten Auftraggeber nicht zufriedenstelle. — Illustrirten Prachtkatalog über alle vorkommenden Bijouterien mit echten Brillanten und farbigen Edelsteinen versende gratis und franko.

ROTHSCHILD's Taschenbuch für Kaufleute.

60 Bogen, 30 Tabellen, **31. Auflage**, eleg. geb. M. 8.50.

Unerreicht in Bezug auf Reichhaltigkeit und Gediegenheit.

Verlag von G. A. Gloeckner, Leipzig.

Auch in Lieferungen à 50 Pf.

Photographische Apparate



für Dilettanten, für Bilder ... bis 40 ℳ.

Gebr. Mittelstraß, Magdeburg.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Illustrirte Prachtwerke:

Große Prachtbibel, mit den Bildern von Gustav Doré. Illustrirte **Pracht-Ausgabe** mit 230 großen Bildern und reichen Verzierungen im Text. Fünfte Auflage. **Evangelische** Ausgabe. Nach der deutschen Uebersetzung von Dr. Martin Luther. **Katholische** Ausgabe. Aus der Vulgata übersetzt von Dr. Joseph Franz v. Allioli.

In zwei Bände groß Folio in Original-Prachteinband mit Goldschnitt und reicher Goldpressung:
in ganz Maroquin **rot** . . . . Preis M. 125.– | in engl. Leinwand mit Lederrücken **rot** . Preis M. 105.
in ganz Maroquin **schwarz** . . . Preis M. 116.– | in engl. Leinwand mit Lederrücken **schwarz** Preis M. 105.

Palästina in Bild und Wort. Nebst der Sinaihalbinsel und dem Lande Gosen. Nach dem Englischen herausgegeben von **Georg Ebers** und **Hermann Guthe**. **Pracht-Ausgabe.** Mit 39 Stahlstichen, mehr als 500 **Holzschnitt-Illustrationen, 2 Karten** und **einem Plan von Jerusalem.** Zwei Bände in Folio. In Original-Prachteinband mit Goldschnitt. Preis **M. 115.–**

Palästina in Bild und Wort. Nebst der Sinaihalbinsel und dem Lande Gosen. Nach dem Englischen herausgegeben von **Georg Ebers** und **Hermann Guthe**. **Wohlfeile Ausgabe.** Mit 2 Titelbildern in Stahlstich, mehr als 500 Holzschnitt-Illustrationen, 2 Karten und einem Plan von Jerusalem. Zwei Bände in Folio. In Original-Prachteinband mit Goldschnitt. Preis **M. 60.–**

Aegypten in Bild und Wort. Beschrieben von **Georg Ebers** und dargestellt von **unseren ersten Künstlern. Pracht-Ausgabe.** Mit **782 Illustrationen in feinstem Holzschnitt und 2 Karten.** Zweite Auflage. Zwei Bände in Folio. In Original-Prachteinband mit Goldschnitt. Preis **M. 115.–**

Goethe's Werke. **Illustrirte Pracht-Ausgabe.** Mit 1058 **Illustrationen** erster deutscher Künstler. Herausgegeben von Professor Dr. **Heinrich Düntzer.** Mit Goethe's Porträt und Lebensabriß. Zweite Auflage. Fünf Bände. In prachtvollem Originaleinband mit reicher Schwarz- und Goldpressung. Preis **M. 60.–**

Schiller's Werke. **Illustrirte Pracht-Ausgabe.** Mit 740 **Illustrationen** erster deutscher Künstler. Herausgegeben von Professor Dr. **J. G. Fischer.** Nebst Schiller's Porträt und Lebensabriß. Dritte Auflage. Vier Bände. In prachtvollem Originaleinband mit reicher Schwarz- und Goldpressung. Preis **M. 48.–**

Shakespeare's sämtliche Werke. **Illustrirte Pracht-Ausgabe.** Eingeleitet und übersetzt von **A. W. Schlegel, Fr. Bodenstedt, N. Delius, F. A. Gelbcke, O. Gildemeister, G. Herwegh, P. Heyse, H. Kurz** und **A. Wilbrandt.** Mit 830 **Illustrationen** von Sir **John Gilbert.** Nebst dem Porträt und der Biographie Shakespeare's. Vierte Auflage. Vier Bände. In prachtvollem Originaleinband mit reicher Schwarz- und Goldpressung. Preis **M. 40.–**

Einundneunzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg. Ein Lebens- und Heldenbild unseres unvergeßlichen Kaisers Wilhelm I. von **Oskar Meding.** Mit **Illustrationen** nach den von des Kaisers und Königs Majestät Allergnädigst zur Benützung verstatteten Vorwürfen **als Erinnerungsgabe für das deutsche Volk** herausgegeben von **Carl Hallberger. Pracht-Ausgabe.** 165 Seiten hoch Quart. In feinstem Originaleinband. Preis **M. 3.50.**

Idylle aus der Vogelwelt. 18 Originalzeichnungen von **H. Giacomelli.** Mit Gedichten von **Julius Sturm.** Randzeichnungen von **David Franz. Pracht-Ausgabe.** Dritte Auflage. Quart-Format. In prachtvollem Einband mit Goldschnitt. Preis **M. 10.–**

Die schöne Müllerin. In Musik gesetzt von **Franz Schubert.** Gedichte von **Wilh. Müller. Pracht-Ausgabe.** Mit 60 **Illustrationen** von **A. Baumann** und **A. Schuster.** Groß Quart. In Originaleinband mit Goldschnitt und reicher Pressung. Preis **M. 18.–**

Anthologien der Lyrik Deutschlands, Frankreichs und Englands:

Georg Scherer. Deutscher Dichterwald. Lyrische Anthologie. ... Original-Prachteinband mit Goldschnitt. Preis **M. 7.–**

Ferdinand Freiligrath, The Rose, Thistle and Shamrock. A book of English poetry, chiefly modern. VI. edition. With portrait of F. Freiligrath and numerous illustrations. Original-Prachteinband mit Goldschnitt. Preis **M. 7.–**

Eugène Borel, Album lyrique de la France moderne. Revue et augmentée par **C. Villatte.** VII. édition. Avec 12 gravures sur bois. Original-Prachteinband mit Goldschnitt. Preis **M. 7.–**

Vorstehende Werke können durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden.

Garantie-Seidenstoffe

der Seidenwarenfabrik von: von Elten & Keussen, Crefeld

direct aus der Fabrik, also aus erster Hand zu beziehen.

In beliebigem Meter-Mass zu Fabrikpreisen:

Garantirt solide schwarze Seidenstoffe, weisse und Creme Seidenstoffe, schwarz und weiss karrirte und gestreifte Seidenstoffe, farbige Seidenstoffe und Seidenstoffe ...

begründet 1823.

Man schreibe wegen Zusendung der reichh. Musterkollektion.



E. Hayn, Berlin N. 24.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. ... erscheinen:

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren etc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

J. A. Hietel, Leipzig.

Kunst-Stickerei und Fahnen-Manufaktur.

Als hochelegarten Wandschmuck

... die Reliefs der 3 deutschen Kaiser u. des Fürsten Bismarck ...

Berlin ... **B. Harrak.**

Soeben erschien bei Unterzeichnetem

Taschenbüchlein des guten Tones

Praktische Anleitung über die Formen des Anstandes für die weibliche Jugend

von **Sophie Christ.**

M. ... in Callico-Einband 1 ℳ 50 ₰

Mainz, 1888. **Franz Kirchheim.**

Kaufmännische UNIVERSAL- Bibliothek Heft 2 ... Kopf-Rechen-Vortheile ...

Versand-Geschäft. – Bijouterie-Fabrik

Max Grünbaum, Berlin W.,

Friedrichstrasse ...



Nr. 1150. Granat-Armband mit extrafeinen Steinen Mk. 18.75.

... Prachtkatalog gratis und franko.

Echte Granaten in echter Goldfassung.

Broches, Anhänger, Colliers, Armbänder, Haarnadeln etc.

Leinen- und Gebild-Weberei

12 Mal ausgezeichnet mit goldenen, silbernen und Staats-Medaillen.

F. V. Grünfeld, Landeshut in Schles.,

königlich preussischer, bayrischer, rumänischer u. grossherzoglich mecklenburgischer Hoflieferant.

Versand gegen Vorausbezahlung oder Nachnahme. Wünsche auf „Zahlung nach Empfang" können nicht berücksichtigt werden.
Bei Aufträgen in Höhe von Mark 20.— an postfreie Zusendung innerhalb Deutschlands und Oesterreich-Ungarns.

Zur Auswahl geeigneter Weihnachtsgeschenke empfehle nachstehende Gegenstände, worunter auch Vieles für Wohlthätigkeits-Zwecke. Bei Bestellung nach diesem Verzeichniss genügt die Angabe der vorgesetzten Nummer.

Für 75 Pfg. Nr. 1, 1 Dtzd. bunte baumwoll. **Kinder-Taschentücher**, mit Bildern bedruckt, 35 Cm. gross
oder Nr. 2, 1 **Puppen-Gedeck** mit 6 Mundtüchern
oder Nr. 3, 1 abgepasste, blauweiss gedruckte **Kuchenschürze**, 90×80 Cm.
oder Nr. 4, 2 **Kinder-Mundtücher** (Servietten), mit Band versehen, Krepp-Gewebe mit Canevas zum Besticken.

Für M. 1.— Nr. 5, 1 Satz weisse **Waschtischdeckchen**, bestehend aus 5 Stück verschiedener Grösse, mit Javaborde für Kreuzstich
oder Nr. 6, 1 **Damast-Nähtischdecke**, blaugold. 75 Cm. □
oder Nr. 7, 1 **„Germania"-Wirtschaftsschürze**, weiss oder crême mit den Wappen der deutschen Staaten, sowie mit Eiche und Kornblumen echtfarbig bedruckt.

Für M. 1.40 Nr. 8, ½ Dtzd. halbleinene **Taschentücher** mit farbigen Kanten, 46 Cm. □
oder Nr. 9, 1 **Männerhemd** aus blaugestreift Militär-Nessel
oder Nr. 10, 2½ Meter schlesisch Warp, halbwollenes Gewebe in glatt, gestreift oder karrirt zu einer **Jacke**
oder Nr. 11, 1 **Wäschesack**, vorgezeichnet auf grauweissem Fischerleinen
oder Nr. 12, 1 fertige **Hausschürze** aus Madras-Stoff mit Jacquard-Streifen.

Für M. 1.60 Nr. 13, 3 Meter friesartiger **Wollenstoff** (Wolldick), dunkel karrirt oder gestreift, zu einem Frauenrock
oder Nr. 14, 2¼ Meter ungebleicht **Kopenhardent** zu 1 Paar Manns- oder Frauen-Unterhosen
oder Nr. 15, 1 Dtzd. weisse **Schirting-Taschentücher**
oder Nr. 16, 1 **Kinder-Tischgedeck**, 70×70 Cm., mit 6 Mundtüchern, 20 Cm. □ mit farb. Querstreif. u. eingewebtem Spruch
oder Nr. 17, 1 **Krepp-Ueberhanghandtuch** zum Besticken.

Für M. 1.80 Nr. 18, 1 **Ballschuh-Tasche** mit Täschchen für Kämme, Nadeln und den Fächer mit Aufzeichnung für Stickerei.

Für M. 2.— Nr. 19, 5 Meter **Cassinet**, einfarbig, zu 2 Paar Manns-Hosen oder Jacken ausreichend
oder Nr. 20, 1 **Spieltischdecke**, 112 Cm. □, grauweiss mit entsprechenden Figuren eingewebt
oder Nr. 21, 1 Dtzd. halbl. **Kinder-Taschentücher** mit farbigen Kanten, 36 Cm. □
oder Nr. 22, 1 Paar **Schuhe** auf Stramin, in geschmackvollen Farben, nebst Wolle zum Fertigsticken.

Für M. 2.30 Nr. 23, 4½ Meter **Barchent**, farbig gestreift zu 2 Jacken
oder Nr. 24, ½ Dtzd. graue **Küchen-Handtücher**, blau oder roth gestreift, 42×115 Cm.
oder Nr. 25, 1 halbleinene **Damast-Decke** mit Fransen, hellblau mit grau, 135 Cm. gross
oder Nr. 26, 1 **Frauenhemd** aus weissgarnigem Handleinen starkfädig mit Zugbundchen und Zwickel-Aermeln.

Für M. 2.80 Nr. 27, ½ Dtzd. **Schul-** bezw. **Einkaufs-Taschen**, grau Leinen, farbig tamborirt
oder Nr. 28, 1 Dtzd. leinene **Wischtücher**
oder Nr. 29, 1 **Unterrock** aus bedrucktem baumwoll. Flanell mit Handbogen
oder Nr. 30, 1 leinen **Jacquard-Tischtuch**, geklärt, 133×133 Cm.
oder Nr. 31, 3 Meter halbwollen **Rockstoff** (Warp) in dunklen glatten oder gestreiften Mustern, zu einem einfachen Hauskleide ausreichend.

Für M. 3.40 Nr. 32, 6 Stück **Hülsenfrucht-Beutel** auf Canevas-Leinen, unfertig mit folgenden Aufschriften zum Besticken: Linsen, Erbsen, Bohnen, Graupen, Mehl, Reis
oder Nr. 33, 1 Dtzd. weiss leinene **Taschentücher**, gesäumt, 42 Cm. □.

Für M. 3.60 Nr. 34, 3 Mtr. Warp, halbwollen Rockstoff, in dunklen glatten oder gestreiften Mustern zu einem einfachen **Hauskleide**
oder Nr. 35, 7 Mtr. **Schlesisch Buntdruckcassel**, waschecht, zu einem Kleide
oder Nr. 36, 1 Dtzd. graulein. **Küchen-Handtücher**, 42×110 Cm. gross.

Für M. 4.— Nr. 37, 1 Dtzd. weisse **Taschentücher**, rein Leinen, 49 Cm. □
oder Nr. 38, 1 weisse **Waffel-Bettdecke** mit Fransen
oder Nr. 39, für 6 **Hausschürzen** je 85 Cm. buntgestreifte Schürzenleinwand
oder Nr. 40, 8 Mtr. **Cassinet**, in glatten Farben, zu 3 Mannsjacken
oder Nr. 41, 7 Meter **Cretonne** (Lederkattun) in hell oder dunkel bedruckten Mustern zu einem Kleide
oder Nr. 42, 6 Mtr. baumwollen **Flanell**, farb., sammetweich, zu 2 Hemden oder 3 Jacken
oder Nr. 43, 1 hochf. **Ueberhang-Handtuch: „Vöglein unterm Regenschirm"**.

Für M. 4.80 Nr. 44, 1 weissleln. **Damast-Tischtuch**, 160×170 Cm. gross
oder Nr. 45, 9 Mtr. gestreift **Militärnessel**, beste Güte, zu 3 Männer-Hemden
oder Nr. 46, 6 Mtr. weiss **Piquébarchent** in schönen Mustern, 70 Cm. breit, zu 3 Nachtjacken oder 2 Unterröcken.

Für M. 5.— Nr. 47, 1 baumwoll. blauweiss karrirter **Deckbett-Bezug**, 125×200 Cm. gross, nebst 2 Kopfkissen, 57×80 Cm. gross
oder Nr. 48, 1 weissleinen **Theegedeck** mit farbiger Kante nebst 6 Mundtüchern
oder Nr. 49, 1 Dtzd. leinene **Batist-Taschentücher** für Damen, 40 Cm. gross
oder Nr. 50, **Reste** von **Grünfelds** Wäschetuch, etwa 9 Mtr. starkfädig oder 11 Mtr. feinfädig
oder Nr. 51, 5¼ Meter **Zwirn-Cassinet**, zu Jacket, Weste u. Beinkleid, dunkelgrundig in gesprenkelten Mustern
oder Nr. 52, 1 **Rückenkissen**, auf Stramin vorgestickt, nebst entsprechender Füllwolle.

Für M. 6.— Nr. 53, 1 Paar weisse **Waffel-Bettdecken**, 168×225 Cm. gross
oder Nr. 54, **Reste** von Gebirgs-Halbleinen, 10 Meter mittelstark 83 Cm. breit, oder 12 Meter mittelfein 75 Cm. breit
oder Nr. 55, 1 Dtzd. weissleinene **Taschentücher** mit Hohlsäumen, 35 Cm. □ für Damen, **besonders preiswürdig**
oder Nr. 56, 1 grauweiss leinene **Damast-Kaffee-Decke**, 140 Cm. □, vorzügliche Güte mit Kanzlerspruch: „Wir Deutschen fürchten Gott, sonst Nichts in der Welt!"

Für M. 6.50 Nr. 57, 6 Meter **Piqué-Barchent** in vorzüglicher Güte, für 3 Nacht-Jacken oder 2 Damen-Unterröcke
oder Nr. 58, 1 **Kaffee-, Obst-** oder **Gartendecke** (Zwirn-Gewebe), mit geknüpften Fransen, a) roth-crême, b) blau-crême, c) bordeaux-crême
oder Nr. 59, 2 Stück **Bettlaken**, rein Leinen, mittelfeinfädig, 160×200 Cm. gross.

Für M. 7.50 Nr. 60, 1 **Gedeck-Garnitur** mit Fransen, blaugold, bestehend aus 1 Tischtuch, 1 Kommoden-, 1 Nähtischdecke und 6 kleinen Mundtüchern
oder Nr. 61, 1 **Leute-Bettbezug**, blauweiss baumwollen, bestehend aus 1 Oberbett-Bezug 150×200 Cm., 2 Kopfkissen-Bezügen 80×57 Cm., nebst 1 leinen Bettlaken 170×230 Cm.
oder Nr. 62, 1 **Sepha-Teppich** (Jute), 130×200 Cm. nebst 2 zusammenlegbaren Bettvorlagen.

Für M. 8.50 Nr. 63, 1 Dtzd. fertig genähte weisse **Hausm.-Drell-Handtücher**, 42×115 Cm.
oder Nr. 64, weiss **Satin** in schönen Mustern für 1 Deckbett- u. 2 Kissenbezüge, 4.10 Mtr. 120 Cm. und 3.50 Mtr. 84 Cm. breit.

Für M. 9.50 Nr. 65, ½ Dtzd. **Damen-Hemden** aus Hemdentuch, mit nachgenähmten Zwirnspitzen besetzt
oder Nr. 66, 1 leinenes **Damast-Gedeck** mit 6 Mundtüchern, Tischtuch 160×170 Cm., Mundtücher 72 Cm. gross
oder Nr. 67, 18 Meter feinfädig **Bett-Bezug**, roth, blau oder bunt karrirt, 83 Cm. br.
oder Nr. 68, 1 Stück = 20 Mtr. **Stuhl-Creas**, mittelstarkfädig, für jegliche Art Leibwäsche.

Für M. 10.50 Nr. 69, 1 Stück = 18 Meter bestes **Halb-Leinen** für Leibwäsche, 75 Cm. breit
oder Nr. 70, 18 Meter **Bett-Bezug** (baumwollen), für 2 Oberbetten und 4 Kopfkissen, vorzügliche Güte, blau-weiss, roth-weiss, roth-blau-weiss, lila karrirt
oder Nr. 71, ½ Stück = 16½ Meter **Leinen-Creas**, garnweiss, 75 Cm. breit, zu Hemden für Bedienstete geeignet
oder Nr. 72, 1 Stück = 20 Meter **Grünfelds Wäschetuch**, baumwoll., feinfädig, für jede Art Wäsche. **Diese Waare hat sich bereits einen Weltruf erworben.**

Für M. 13.— Nr. 73, 1 **Damast-Theegedeck** (rein leinen, grauweiss mit farbiger Borde u. 12 kleinen Mundtüchern
oder Nr. 74, 1 Stück = 18 Mtr. **Hausmacher-Halbleinen**, mittelstarkfädig, 83 Cm. breit
oder Nr. 75, 1 Dtzd. weissleinene **Jacquard-Handtücher**, geklärt, 53×132 Cm. gross
oder Nr. 76, 6½ Mtr. **Leinen-Creas**, mittelfeinfädig, 80 Cm. breit, für jede Art Leibwäsche
oder Nr. 77, 1 leinen **Jacquard-Hausmacher-Gedeck**, Stern- oder Blumen-Muster, mit 8 Mundtüchern. Tischtuch 102×225 Cm., Mundtücher 66 Cm. □.

Für M. 16.— Nr. 78, ½ Dtzd. **Damen-Beinkleider** aus bestem baumwollen Stuhl-Creas mit Handbogen
oder Nr. 79, 1 Dtzd. geklärte hochfeine **Jacquard-Handtücher**, Blumen- oder Stern-Muster, 53×132 Cm.

Für M. 17.— Nr. 80, 1 leinen **Damast-Gedeck** mit 6 Mundtüchern, vorzügliche Hausmacher-Güte, mit einem in der Mitte eingewebten Buchstaben. Tischtuch 180 Cm. □, Mundtücher 72 Cm. □
oder Nr. 81, 1 **Damast-Theegedeck** mit 6 Mundtüchern, Marke „China", weiss leinen mit breiter rother oder blauer Borde, Thee-Pflanzung und Ernte darstellend. Tischtuch 140 Cm. □, Mundtücher 36 Cm. □
oder Nr. 82, ½ Stück = 17 Meter **Grünfelds Hausleinen** (vollweiss), vorzüglich haltbar, mittelfeinfädig, 80 Cm. breit
oder Nr. 83, 18 Meter von bestem halbleinen **Bettbezug** in klaren, farbig karrirten Mustern für 2 Deckbett- u. 4 Kissenbezüge.

Für M. 20.— Nr. 84, 3 Stück verschiedene hochfeine **Damen-Tagshemden** (Taghemden), aus hochfeinfädigem Chiffon, mit reicher Ausstattung
oder Nr. 85, 4 Stück **Bettlaken** aus **Grünfelds Hausleinen**, mittelfein, fertig genäht, 160×210 Cm. gross
oder Nr. 86, ½ Stück = 17 Meter **Grünfelds Hausleinen** (vollweiss), feinfädig, 83 Cm. breit oder mittelfein 87 Cm. breit.

Grünfelds Hausleinen
ist das Beste in Bezug auf Haltbarkeit und erfreut sich eines Weltrufes.
Muster zu Diensten!

Gegen monatliche Zahlung von nur 5 M.: Brockhaus' Conversations-Lexikon, Neueste Auflage durch Wilh. Kulicke & Co., Berlin S.W. Wilhelmstr. 135.

Allgemeine Rentenanstalt zu Stuttgart.

Versicherung auf Leibrenten.

Jährliche Rente aus einer Einlage von 100 Mk.

Lebensalter beim Eintritt:	40	45	50	55	60	65	70 Jahre
Betrag der Rente:	4,641	5,55	7,00	8,06	8,33	10,63	11,61.

mit Anspruch auf Dividende,

welche bis jetzt mehr als 20 Jahren stetig über 30% der Rente betragen hat.

Die Einlagen können für jedes Lebensalter und auch mit Ratenzahlung gemacht werden, in welch letzterem Falle sich die Rente etwas niedriger stellt.

Kapital der Rentenversicherungen Ende 1887 ca. 13 000, welche eine jährliche Rente von über 2 000 000 bezahlen.

Wir machen auf obige Versicherungsform aufmerksam, weil es bei dem gesicherten Absatz dieses Versuchs, insbesondere solchen, welche lediglich auf das Einbringen einer Kapitalien angewiesen sind, von Wert sein wird, eine Altersrente zu haben, ihr Einkommen dadurch zu erhöhen.

Die Anstalt schließt auch Lebens-Versicherungen ab, einzige, wo verschiedene Combinationen angeboten, Aussteuer-, Kapital- und Altersversicherungen.

Die Anstalt, im Jahr 1855 errichtet, steht unter Aufsicht der K. Staatsregierung und hat die unterschriftlichen Reserve- und Sicherheitsfonds, so ist auf volle Sicherheit gegründet, so daß selbst Gefahren nur den Betheiligten zu ganz kommen.

Statuten, Prospekte und Antragsformulare, sowie jede Auskunft wird bei den Agenten oder auf dem Bureau der Anstalt, Jakobsplatz 16, zu haben.

Der Verwaltungsrat.

Guter Rat ist Goldes wert!

Der Besitzer einer Druckerei kann sich durch Anschaffung einer Schnellpresse eine Quelle dauernden Verdienstes eröffnen. Um Druckern, welche Lust haben, sich auf das Geschäft ihrer Kollegen einzurichten, Gelegenheit zu geben, sich mit den verschiedenen Systemen bekannt zu machen, sind wir gerne bereit, Ihnen Offerten von Schnellpressen-Fabriken zu machen. Wir verlangen dafür nichts, als daß Sie uns Ihre Adresse angeben. Wir werden Ihnen dann Offerten machen, und Sie können sich dann selbst ein Urteil bilden, welche Presse für Sie die beste ist. Wir haben Ihnen nur noch zu sagen, daß wir Ihnen jede Auskunft bereitwilligst erteilen werden, und daß Sie uns durch Ihre Anfrage nicht kompromittieren. Wir sind ein Geschäft, das seit Jahren mit Druckereien in Verbindung steht, und wir werden Ihnen nur solche Offerten machen, die wir auch unseren Freunden machen würden. Wir bitten Sie, uns Ihre Adresse gefl. zu senden an

Emil Mühlenpfordt, Hamburg.

Import von Japan-Waren, Japan-Kunstsachen und Japan-Altertümern.

Professor Langbein-Preis.

R. Trenkel in Berlin NW., Dorotheenstr. 2 (gegründet 1870). Vertrieb geprüfter Werke (Pferdekrankheits-Berater, Klinker-Anzeigen, Hausapotheken, Bücher und Hausbibliotheken) gegen Ratenzahlung. Jede Buchhandlungsadresse, die Gelegenheit zur Lieferung für die Genannten nachweisen kann, wird gebeten, sich baldigst mit uns in Verbindung zu setzen.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Pracht-Ausgabe der Musikalischen Klassiker

Beethoven, Clementi, Haydn, Mozart, Weber,



in ihren Werken für das Pianoforte allein.

Herausgegeben mit Bezeichnung des Zeitmasses und Fingersatzes von

J. Moscheles.

weil. Professor am Conservatorium in Leipzig.

Siebente Auflage.

Mit instruktiven Erläuterungen zu jedem einzelnen Werk.

In sehr elegantes stylvolles Leinwand-Kassa-Bänden mit Goldtitel und Pressung.

Beethovens sämtliche Sonaten, 4 Bde., à Bd. M. 4.50.
Mozarts sämtliche Sonaten . . 3 Bde., à Bd. M. 4.50.
Clementis ausgewählte Sonaten 2 Bde., à Bd. M. 5. —

Haydns ausgewählte Sonaten . 2 Bde., à Bd. M. 3.50.
Webers Kompositionen für das Pianoforte . . . . . 2 Bde., à Bd. M. 4. —

Jeder Band und **jede Sonate** werden auch einzeln abgegeben.

Bei dieser Ausgabe ist Schönheit und Korrektheit vereinigt mit ausnergewöhnlicher Billigkeit. Vermöge ihrer praktischen Ausstattung ist sie vorzüglich auch zu **Festgeschenken** geeignet.

Sie kann, und das ist für jene besonderer Vorzug, in Bezug auf die Ausstattung, die Größe und Lesbarkeit der Noten mit den teuersten Ausgaben jeden Vergleich aushalten, ist dabei aber so billig, daß sie bezüglich des Preises nur von den ganz billigen Ausgaben unterboten wird, bei denen der Notendruck sehr zusammengedrängt, daher unschön und schwer lesbar ist.

Die gediegene, höchst elegante Ausstattung macht dieses verdienstvolle Unternehmen, welches allen Freundinnen und Kennerinnen echter Musik hoch willkommen sein wird, vollkommen „salonfähig". Passar.

Die ganze Ausgabe trägt durchgängig den Stempel gediegener Solidität und Gewissenhaftigkeit an sich. Norddeutsche Zeitung.

Zu beziehen durch alle Buch- und Musikalienhandlungen des In- und Auslandes.

Emil Mühlenpfordt, Hamburg.

Import von Japan-Waren, Japan-Kunstsachen und Japan-Altertümern.

PATENTE

besorgt und verwertet durch

RICHARD LUDERS,

Civil-Ingenieur, **GÖRLITZ.**

Zuschneid-Scheere



B. Klenzer in Groß-Umstadt bei Frankfurt a. Main, Fabrikant von Schneid- und Zuschneid-Scheeren seit dem Jahre 1855.

Frei: 1 Mark

(Wert des Tarifes)

liefern wir franko an Private auf Verlangen gratis Herren-Oberhemd. Stoffmuster-Proben u. Maßanleitung franko zu Diensten

Frank & Baer

Hemden-Manufaktur

Frankfurt a. Main.

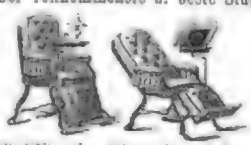


Viele Neuheiten in Schuss- Hieb- Stich-Waffen.

Preisliste gratis.

Hippolit Mehles, Waffenfabrik **Berlin W., Friedrichstrasse 150.**

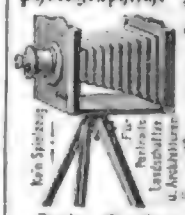
Der vollkommenste u. beste Stuhl





Weltende Neuheit. „Kaiserwilhelmine" [illegible] Warmbrunn, Quilitz & Co. [illegible] Preis per Stück 21 M. in Marken franko. Zu Brief à M. 25 Brief à M. 5 (für 6 Zeugn. [illegible] Brief portofrei). **H. Kumse, Warmbrunn i. Schl.**

Photographische Apparate.

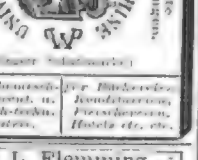


Touristen-Apparat in Nickelfassung.

Joh. Sachs & Co., Berlin S., Ritter-Str. 88.

Universal-Knet- u. Mischmaschinen

Werner & Pfleiderer, Cannstatt u. London.



Patentirt in allen Ländern. Ausgeführte Anlagen.

Cassetten mit Papierfüllung

100 in Groschalen, mit u. ohne Deckel, [illegible] Preis-Liste M. [illegible] Gutschr. [illegible] Muster à 50 Pf. [illegible] Mehrere Tausend Anerkennungen. Illustrirte Preisliste frei. H. Meyer's Buchdruckerei (Inh. Robert Mahlendorff).

Elektrisirmaschinen.



Inductions-Apparate, elektr. Gegenstände, [illegible] kupferstreifen, [illegible] Materien [illegible]

Gebr. Mittelstrass, Magdeburg.

Lambrechts Holosteric-Barometer

(Geschützt d. Gesetz v. 11/7. 78)



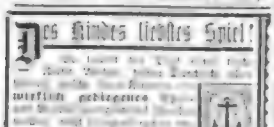
zeigt [illegible] Wetterkarten der Kaiserl. Seewarte voraus. [illegible] Anzeigen [illegible] Abänderung [illegible] Angaben [illegible] Abweichung mit den Wetterkarten der Kaiserl. Seewarte voraus. [illegible] Mk. [illegible] Preis: (Naturwissenschaftl. Kapitel u. Abbildg.) 20 Mark.

Es ist garantirt z. Zt. das solideste und billigste Metall-Barometer.

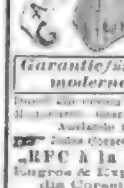
Wilh. Lambrecht, Göttingen.

C. L. Flemming

Klebenstein b. Schwarzenberg i. S.



Corsets RFC



Garantie für bestsitzende moderne Façons.

Preise und Muster-Corsets, weiss und [illegible] empfehle ich Ihr- und Auslande zu beziehen.

Jedes Corset trägt den Stempel **„RFC à la Princesse."**

Engros & Export nur durch die Corsetfabrik von

Rosenthal, Fleischer & Cie.

Goeppingen Württemberg | **London** 59 London Wall

Zur neuen Hosenknopf der Welt

in Weiß [illegible] Gold [illegible] Preis-Liste [illegible]

Otto Wollenberg, Berlin S., Friedrichstr. 11.

Otto Wollenberg.

[illegible] neue

Reform-Blitz-Lampe

[illegible] Preis-Liste [illegible]

Das Kindes liebstes Spiel!

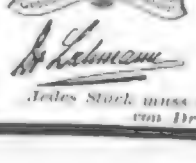
[illegible] gratis [illegible]

Anker-Steinbaukasten

[illegible] franko [illegible]

A. Ib. Mohr & Co.,

Dr. Lahmann's Reformbaumwollkleidung



verdrängt allmälich die Wollunterkleidung,

da sie keinen ihrer Nachteile hat, warm hält, ohne die Haut zu reizen und zu verweichlichen, vor Erkältungen besser schützt, in der Wäsche nicht eingeht. Bei dem Rückgang der Wollindustrie werden von [illegible] reichen sprachlosen, ohne meist begründeten demselben Fabrikaten unter dem Titel „System Dr. Lahmann" Reformunterwäsche u. s. w. minderer [illegible] zum Teil **gesundheitsschädliche** (weil falsch gewebt oder gar [illegible]) **Nachahmungen** auf den Markt gebracht.

☞ Wer die von Dr. Lahmann dargelegten Vorteile der Reformkleidung genießen will, achte, dass er die **Originalfabrikate** aus der **einzig konzessionirten Fabrik** von **H. Heinzelmann (G. Wizemann)** in **Reutlingen** erhalte.

Jedes Stück muss mit der obenstehenden Fabrikmarke und dem Namenszug von Dr. Lahmann in blauem Aufdruck versehen sein.

Digitized by Google

Van Houten's Cacao.

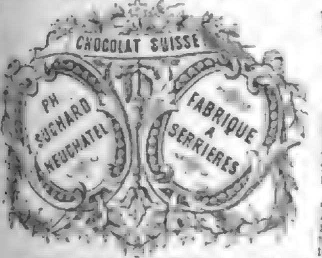
Bester — Im Gebrauch billigster.

Ueberall zu haben in Büchsen à Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

von Zimmermann'sche Naturheilanstalt

Anwendung der physikalisch-diätetischen ... Prospekte und Beschreibung der Methode gratis ...

Goldene Med. u. Ehrenpreis in Düsseldorf 1887.



Die anerkannte Qualität der Chokolade aus der ... Fabrik von

Ph. Suchard

in Neuchâtel (Schweiz)

Entrepôt Général à Paris 41 rue des Francs Bourgeois.
à Londres EC. 2 Mincing Lane.

Griechische Weine
Griechische Weine
Griechische Weine
Griechische Weine
Griechische Weine
Griechische Weine

1 Kiste 12 Flaschen in 12 verschiedenen Sorten Claret herb und süss, Flasche und Kiste frei, versendet zu **Mark 19. —**

J. F. Menzer.

NECKARGEMÜND

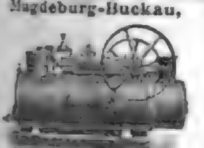
Erstes und ältestes Importhaus griechischer Weine in Deutschland.

Moselwein-Vertriebs-Gesellschaft Duhr & Cie.

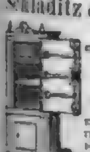
... Bezugsquelle für reine Moselweine. ... Preiscourante durch das Central-Bureau in Trier.

Armour & Co.'s

Garrett Smith & Co., Magdeburg-Buckau,



Schladitz & Bernhardt, Dresden,



Stahlpanzer-Geldschränke

Medicinal- und Dessert-Weine

Karl Heier in Bamberg.

IN DEN APOTHEKEN:

ENGELHARD'S Isländisch Moos-Pasta gegen HUSTEN u. HEISERKEIT

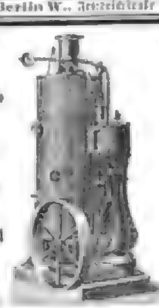
75 PFENNIGE.

Eickes selbstthätige Patent-Kaffee-Maschine.



H. Eicke, Berlin W., ...

Menck & Hambrock, Ottensen bei Altona,

Dampfmaschinen

Mondamin Brown & Polson alleinige Fabr. k. engl. Hofl.

Für **Kinder** und **Kranke** ... **erhöht die Verdaulichkeit der Milch.** — In Kolonial- u. Drog.-Hdlg. ... Central-Geschäft Berlin C.

Kurbedürftige erhalten gratis u. frko. d. Prospekt ... Kuranstalt Brunnthal-München.

ungegypste Natur-Weine von Oswald Nier, Hauptgeschäft BERLIN

Garantirt! reine vorzügliche **Süd-Weine.**

1 Probekiste, enthaltend: ...

21 Mark.

Ernst Philip, Hamburg.

Burks Arzneiweine



Burks Pepsin-Wein-Essenz. Verdauungsflüssigkeit.

Burks China-Malvasier.

Burks Eisen-China-Wein.

Zu haben in den Apotheken Deutschlands

„Burks Pepsin-Wein", „Burks China-Malvasier"

Firma: C. H. Burk, Stuttgart.

Export nach überseeischen Ländern.



Pretiosa-Caramellen

L. Pietsch Dresden-Blasewitz

Krankenfahrstühle



Rich. Maune, Dresden

Dr. med. Lahmann's Sanatorium

(Naturheilanstalt) auf „Weisser Hirsch" bei Dresden. In reizender Lage.

Anwendung der physik.-diätet. Heilfaktoren. Für Nerven-, Lungen-, Herz-, Magen-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettsucht, Gicht, Zuckerkrankh., Lues etc. ...

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden, ... Gicht, ... Gelenkrheumatismus. Ferner gegen katarrhalische Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — In den ersten 7 Versandjahren wurden versendet:

1881: 12623 fl., 1882: 55761 fl., 1883: 61808 fl., 1884: 142234 fl., 1885: 247180 fl., 1886: 406298 fl., **1887: 626246 fl.**

... gratis und franco:

Die Administration der Kronen-Quelle, Obersalzbrunn i. Schl.

MADEIRA.

Die Stadt Funchal liegt an der Südküste der Insel Madeira ... Kurorte für Lungen- und Kehlkopfkranke.

Reiseverbindungen:

1. Hamburg ... 2. über England ... 3. Süd-Expresszug Paris—Madrid—Lissabon ...

Deutsches Hotel I. Ranges mit deutsch sprechender Bedienung.

... Herr Dr. med. ..., welcher in Funchal ansässig, Sommer und Winter daselbst praktizirt, gern bereit.

Nizza.

Hôtel d'Angleterre I. Ranges, südlich am Botanischen Garten gelegen, mit Aussicht auf das Mittelländische Meer. Neu eingerichtet und vergrößert. ... Deutscher Wirt und deutsche Bedienung. Steinbrück, Besitzer.

Camerun-Seife.



Man bittet, auf die Schutzmarke zu achten!

... Gebr. Arnold, Hamburg.



ROWLANDS'

MACASSAR OIL verschafft üppigen Wuchs der Haare und schützt gegen Ausfallen derselben, wird auch in Goldfarbe verkauft für blondhaarige Kinder.

ODONTO, Perlen-Zahnpulver, macht die Zähne blendend weiss und verhindert deren Schlechtwerden. Man verlange in Apotheken und Parfümerie-Geschäften nach den Produkten von **Rowlands, 20 Hatton Garden, London,** und hüte sich vor Nachahmungen.



nur der, welcher sich eines flotten Schnurrbartes erfreut. Ohne Schnurrbart keine Liebe! — Ohne Schnurrbart kein Kuß! Nur Paul Bosse's **Original-Mustaches-Balsam** ist im Stande, unter Garantie innerhalb 4—6 Wochen einen kräftigen Bart zu erzeugen. Gebrauch höchst einfach. Für die Haut völlig unschädlich. Versandt diskret, auch gegen Nachnahme. Per Dose M. 2.50.

Zu beziehen von **Paul Bosse** Berlin S. 59, Grimmstrasse. In Wien (Preis Fl. 1.80) J. Weiss Mohren-Apotheke Tuchlauben 27, u. C. Haubner, Engel-Apotheke, Am Hof 6. — In Bern (Preis fr. 4) E. Wildbolz, Kramgasse 84.

VERSAND-GESCHÄFT MEY & EDLICH

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. Hoflieferanten

LEIPZIG-PLAGWITZ.

Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Abtheilung: Pelzwaaren.

Muffe für Damen.

Nr.		Mittel-gross. M.	Gross. M.
9006	Russisch. schwarz. Seidenhase m. Zanellafutt. u. Pelzquast	2.75	3.50
9007	Derselbe Muff mit schwarzem Atlasfutter und Pelzquasten	3.75	5.—
9011	Französ. schwarz. Kanin m. Atlasf. u. Pelzquasten, nicht so langhaarig wie Seidenhase, aber mit Barre im Trag.	4.50	5.50
9017	Schwarz Castorell braun. Untergrund m. Atlasfutter und Pelzposament. Ein wirklich elegant. u. gutes Pelzwerk	10.—	12.—
9018	Whitecoat m. Atlasf. u. Pelzposam. Sehr eleg. u. dauerhaft	12.50	13.50
9019	Schwarz-gefärbt. Schuppen m. schwarz. Atlasf. u. Pelzposam. Sehr solides und empfehlenswerthes Pelzwerk Qual. A	12.75	15.75
9023	Affenziege mit schwarzem Atlasfutter, im Aussehen dem echten Affen sehr ähnlich, besond. preiswerth. Form 2	6.50	—
9027	Gefärbter Affe (Monkey) mit Atlasfutter und Pelzposamenten, Qualität A, Form 2	10.—	11.—
9028	Derselbe Muff in Qualität B, Form 2	7.75	8.50
9031	Echt Affe (Monkey) mit langem Gehänge. Schwarzes Atlasfutter mit Pelzposamenten, Form 2	12.75	14.—
9045	Imit. Skunks m. schwarz. Atlasf. u. Pelzposament. Qual. A	6.75	7.75
9037	Schwarz gefärbt. Skunks mit Atlasfutt. u. Pelzposamenten	12.75	15.—
9039	Naturell Skunks m. Atlasf. u. Pelzposam. Solid. fein. Pelzwerk	25.—	27.50

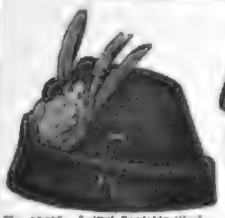


Fantasie-Kragen.
Nr. 9042. Fantasie-Kragen, franzos. schwarzes Kanin mit Atlasfutter. M. 6.50.
Nr. 9043. Dasselbe aus [illegible] mit Atlasfutter und Pelzposamenten M. 11.—.
Nr. 9044. Dasselbe aus [illegible] Skunks mit Atlasfutter und Pelzposamenten M. 13.75.

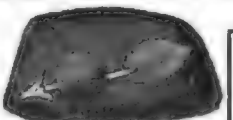
Muffe für Damen.

Nr.		Mittel-gross. M.	Gross. M.
9042	Dunkelbraun gefärbt. Kanin m. Zanellafutter u. Pelzquasten	5.—	6.25
9043	Imitirt Sealskin (geschoren Kanin) mit braunem Atlasfutter und Pelzposamenten	7.—	8.—
9047	Imitirt Sealskin Sealbisam mit Atlasfutter und Pelzposamenten. Sehr schöne Qualität	10.50	12.—
9055	Naturell Bisam mit Atlasfutter u. seidenen Posamenten	8.50	10.50
9056	Iltisfarb. gefärbt. Opossum m. Atlasfutter u. Pelzposamenten	10.—	11.25
9057	Iltisfarb. gefärbt. Skunks m. Atlasfutter u. Pelzposamenten	10.75	12.50
9059	Naturell Iltis m. braun. Atlasfutter u. elegant. Posamenten	17.—	24.—
9063	Nerz mit braunem Atlasfutter und eleganten seidenen Posamenten. Einfellig	19.75	—
9064	Derselbe Muff. Zweifellig	19.—	32.50
9072	Biberfarb. gefärbt. Kanin m. Atlasfutter u. Pelzposamenten	7.50	8.25
9073	Imitirt Otter otterfarbig gefärbter nordamerikanischer Biber) mit Atlasfutter und Pelzposamenten	14.75	16.50
9080	Echt Otter mit Atlasfutter und Pelzposamenten. Sehr elegant und modern	18.—	22.50
9082	Südamerikanischer Biber mit Atlasfutter und Posamenten	12.—	15.—
9087	Echt Biber mit Atlasfutter und Pelzposamenten	31.—	41.—

Damen-Baretts.



Nr. 10027. Imitirt Sealskin (Sealbisam mit Atlasfutter u. braunem Federrutz (braun). M. 12.—



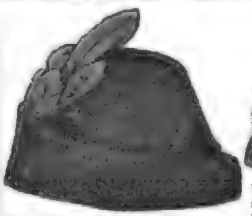
Nr. 10013. Imitirt Sealskin (geschoren Kanin) mit Seidenfutter und elegantem Decoration (braun). M. 4.50.

Wir bitten um genaue Angabe der Kopfweite.

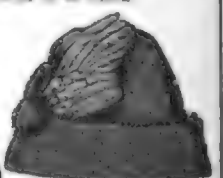


Nr. 10020. Französisches schwarzes Kanin mit seidenem Futter und Atlasbandgarnitur. M. 3.50.

Wir bitten um genaue Angabe der Kopfweite.



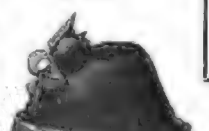
Nr. 10015. Imitirt Sealskin (geschoren Kanin m. Atlasfutter und [illegible] Federrutz (braun). M. 7.25.



Nr. 10019. Imitirt Sealskin (gewalten Kanin) mit schwarzem Futter und Federrutz (braun). M. 6.—



Nr. 10010. Französisches schwarzes Kanin mit Zanellafutter. M. 3.50.
Nr. 10012. Dasselbe Baret mit seidenem Futter. M. 4.—.



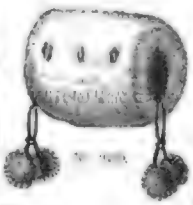
Nr. 10008. Mädchen-Baret. Imitirt Sealskin (geschoren Kanin mit Zanellafutter und Atlasbandgarnitur (braun). M. 4.—.



Nr. 9430—9436.



Nr. 10005. Mädchen-Baret. Schwarz Kanin m. Zanellafutt. und Atlasbandgarnitur. M. 3.—.



Nr. 9430—9436.



Nr. 10011 u. 10017.
Nr. 10009. Schottenform, imitirt Sealskin (geschoren Kanin mit seidenem Futter (braun). M. 7.75.
Nr. 10002. Dasselbe Baret in Sealskin. M. 10.50.



Nr. 12103 u. 12110.
Nr. 12113. Knaben-Pelzmütze, schwarz Kanin, Kamt und Schleife von breiter Wollgrosse. M. 3.75.
Nr. 12108. Kinder-Pelzmütze, weiss [illegible] Kanin, mit [illegible] Schleife (braun). M. 3.—.

Runde Kinder-Muffen.

Nr. 9430.	Schwarz Kanin mit Zanellafutter	M. 2.75.
„ 9433.	Weiss do. „ do.	„ 2.—.
„ 9435.	Imitirt Sealskin (geschoren Kanin) mit Atlasfutter	„ „ 4.75.
„ 9439.	Grebes (Taucherarten) mit Atlasfutter	„ 5.50.
„ 9440.	Weiss Kanin mit schwarzen Tupfen (Hermelin-Imitation), mit blauem Futter	„ 2.50.
„ 9441.	Herzen passender Kragen aus gleichem Pelze	„ 2.—.



Nr. 12102 u. 12114.
Nr. 12106. Schüler-mütze, schwarz Kanin, braun und Zanellafutter (braun). Aussen verschiedenfarbig, hübsch. M. 3.50.
Nr. 12084. Schüler-mütze, [illegible] (geschoren Kanin mit Zanellafutter (braun). M. 3.75.



Nr. 9002.
Nr. 9002. Fantasie-Muff aus Sealbisam (nachgeahmt), mit Atlasfutter und Atlasschleife und darauf gestickten kleinen reizenden Thierkätzchen. Sehr eleganter, höchst moderner Muff, zu Geschenken ganz besonders geeignet. M. 13.75.

Nr. 9000. Fantasie-Muff aus Sealbisam (nachgeahmt), mit Atlasfutter und Atlasschleife, sowie mit Bändern als Tasche zu tragen, durch Patentverschluss [illegible] Reizendes Geschenk, besonders passend für junge Damen. M. 13.—.

Ausführliches Preisverzeichniss über Pelzwaaren versenden wir unberechnet und portofrei.

Fusstaschen.

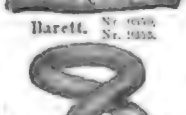


Nr. 9810.
Fuschork von braunem Filztuch mit Schaffellfutter und Pelzbesatz
M. 7.—.



Nr. 9811. Fusstasche aus grauem bedruckten, sehr warmhaltendem Plüsch, mit Pelzbesatz [illegible] gefüttert und mit Pelzbesatz eingefasst.
M. 8.75.

Kinder-Pelzgarnituren.



Baret. Nr. 9950. Nr. 9955.



Collier. Nr. [illegible]. Nr. [illegible].



Muff. Nr. 9950. Nr. 9956.

Garnitur Nr. 9950.
Schwarz franz. Kanin mit schwarzem Futter und schwarzer Schnuren- und Atlasbandgarnitur:

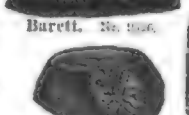
Collier	Kragen	Muff	Baret
M. 1.75.	2.25.	3.50.	2.50.

Garnitur Nr. 9955.
Weiss Kanin mit weissem Futter und weisser Schnuren- und Atlasbandgarnitur:

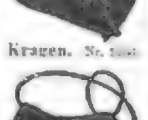
Collier	Kragen	Muff	Baret
M. 1.75.	2.—.	3.—.	2.25.

Garnitur Nr. 9956.
Imitirt Sealskin (geschoren Kanin) mit braunem Futter und brauner Schnuren- und Atlasbandgarnitur (braun):

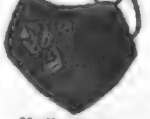
Kragen	Muff	Baret
M. 3.50.	4.50.	3.75.



Baret. Nr. 9956.

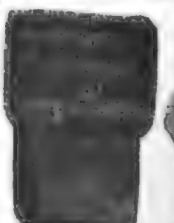


Kragen. Nr. [illegible].



Muff. Nr. 9956.

Fusstaschen



Nr. 9812. Damen-Fusstasche von feinem Chagrin-Leder, mit schwarzem Pelzfutter und Besatz. Diese Tasche lässt sich ganz klein zusammenrollen und ist dadurch ausserordentlich bequem zu tragen. M. 10.50.



Nr. 9813. Damen-Fusstasche von rothem Juchten-Leder mit Schuppen- oder Opossum-Schwanzbesatz. M. 10.50.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Königl. Sächs. Hoflieferanten, LEIPZIG-PLAGWITZ.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.



61. Band.
Einundsechzigster Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3.50.

Jenseits des Grabes.

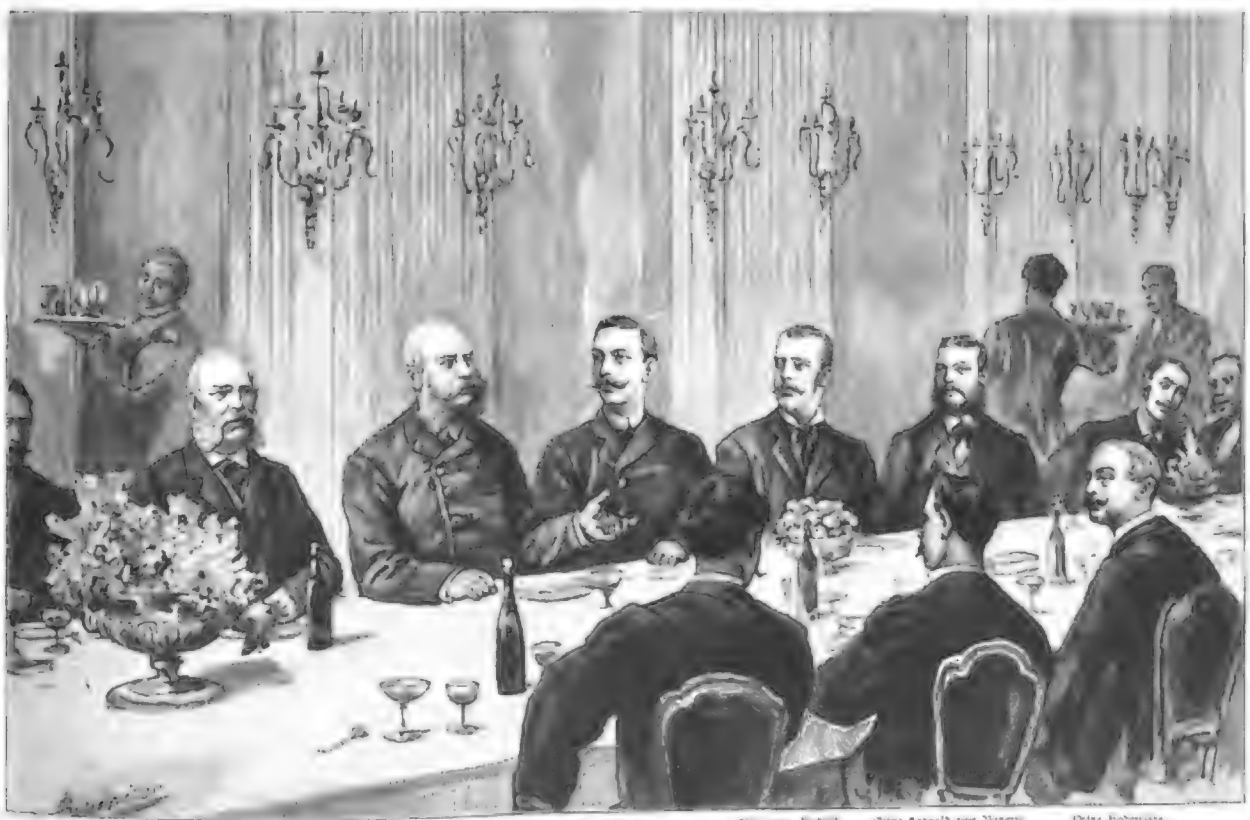
Novelle von

Leo Warren.

Mit Originalzeichnungen von L. Mahle.

(Fortsetzung.)

Auch in den strahlenden Sälen von Versailles, wo kaum irgend etwas beachtet wurde, was nicht unmittelbar Bezug auf die allerhöchste Person oder die königliche Familie hatte, erregte das Erscheinen des Staatsrats von Thermignon allgemeines Aufsehen. Es war für ihn keine geringe Pein, alle die Anreden und Fragen zu beantworten, welche an ihn gerichtet wurden und die er hier nicht wie an öffentlichen Orten mit rücksichtsloser Kürze zurückweisen konnte. Auch der König bemerkte ihn und trat zu ihm heran, um ihn unter den neidischen Blicken der Höflinge durch eine huldvolle Anrede auszuzeichnen. Seine Majestät geruhten es äußerst gnädig zu loben, daß Herr von Thermignon sich endlich aus seinem tiefen Schmerz aufgerafft und seine einsame Zurückgezogenheit aufgegeben habe. Der König fügte einige allgemeine Bemerkungen über die Vergänglichkeit alles irdischen Glücks und über die Notwendigkeit, sich auch über die schwersten Verluste zu trösten und für dieselben Ersatz zu suchen, hinzu. „Sie sind noch fast ein Jüngling," sagte er mit einem leisen



König Albert von Sachsen. Kaiser Franz Josef Kaiser Wilhelm. Prinz Leopold von Bayern Prinz Heinrich

Der Besuch des Deutschen Kaisers am österreichischen Kaiserhofe: **Das Gabelfrühstück in Schönbrunn.** Originalzeichnung unseres Spezialartisten Th. Breadwiser.



Anklang von Wehmut in seiner Stimme, „und Sie dürfen den Blick noch nicht von dem Blumenflor unserer Damenwelt abwenden, unter denen die Schönste stolz auf Ihre Wahl sein darf!“

Der König hatte die letzten Worte mit erhobener Stimme und mit besonderer Betonung gesprochen; alle Welt ringsum beneidete den so hoch Begünstigten; das Wort Seiner Majestät flog durch die Säle, und nach diesem Wort gab es keine Dame in Frankreich, so hoch sie auch immer stehen mochte, welche eine Verbindung mit dem Staatsrat von Thermigny nicht als eine besondere Ehre und Auszeichnung betrachtet haben würde.

Alphonse verneigte sich stumm, es schnitt ihm mit tiefem Weh ins Herz, daß sein Wiedererscheinen am Hofe dem Ueberdruß an der Einsamkeit und gar dem Wunsch, Ersatz für die verlorene Geliebte zu suchen, zugeschrieben werden konnte; aber es war ja unmöglich, Seine Majestät über den wahren Grund seiner Anwesenheit hier aufzuklären, ohne den Hohn und Spott der ganzen skeptischen und schmähsüchtigen Hofgesellschaft herauszufordern. Er trat, als der König mit gnädigem Kopfnicken weiterschritt, zurück und durchmusterte mit unruhig forschendem Blick die Gesellschaft, ob er unter den im Glanz der Edelsteine funkelnden Damen keine entdecken könne, die ihn an jene Erscheinung auf dem Père-la-chaise erinnerte.

Der König hatte auf seinem Rundgange den Marineminister angeredet, er stand nur wenige Schritte von Alphonse entfernt, und dieser hörte plötzlich von Seiner Majestät den Namen des Chevalier von Malville aussprechen. Er fuhr zusammen, denn dieser Name berührte ja eine schmerzliche Stelle in seiner Seele. Hatten sich auch die Gräber über der Vergangenheit geschlossen, so hatte Alphonse doch niemals ein peinliches, mehr trauriges als bitteres Gefühl überwinden können bei dem Gedanken, daß der Chevalier Edmées erste und frischeste Jugendliebe ihm vorweg genommen. Unwillkürlich trat er ein wenig näher zu dem Kreise, welcher sich um den König gebildet hatte, und hörte zu seinem starren Erstaunen, wie dieser sagte:

„Es ist eine wunderbare Geschichte, die fast wie ein Märchen klingt, daß jener Offizier, welcher so lange Jahre hindurch als tot gegolten hat, so plötzlich wieder unter den Lebenden erscheint. Man könnte an eine Fee glauben, welche ihn nicht nur dem Leben wiedergegeben, sondern ihn auch mit Glanz und Reichtum überschüttet hat, da sein Vetter und sein Oheim bald hinter einander gestorben sind und er nun der Chef seines Hauses und der einzige Erbe eines großen und wohlkonservirten Vermögens ist. Bei der ersten Meldung glaubte ich fast an einen Betrug.“

„Nein, Majestät,“ erwiderte der Minister, „davon ist keine Rede. Die Identität ist vollkommen festgestellt nicht nur durch verschiedene Papiere, welche ja auch in die Hände eines Fremden hätten gefallen sein können, sondern vor allen Dingen durch die Person des Wiedererschienenen selbst, welche trotz der Reihe der dazwischenliegenden Jahre von allen, die ihn einst kannten, zweifellos festgestellt werden.“

„In der That, es kann kein Zweifel sein,“ erwiderte der König; „ich habe den Chevalier oder nach seinem jetzigen Rang vielmehr den Grafen von Malville empfangen und mir seine wundersamen Schicksale von ihm erzählen lassen. Wenn ich ihn auch vordem nicht gekannt habe, so habe ich doch jetzt aus seiner ganzen Erscheinung und seinem Auftreten die Ueberzeugung gewonnen, daß er kein Betrüger ist.“

„Die Formalitäten sind übrigens bereits alle geordnet,“ erwiderte der Minister; „der Graf befindet sich im unbestrittenen Besitz der Rechte, welche ihm als einzigem Träger seines Namens zustehen.“

Der König sprach noch einige Worte und setzte dann seinen Rundgang fort.

Alphonse fühlte seine Füße schwanken, und vor seinen Blicken schien die Gesellschaft in den Sälen in verworrenen Bildern durcheinander zu gaukeln.

„Werden die Toten lebendig?“ flüsterte er vor sich hin. „Der Chevalier von Malville lebt? Kann er, den sie so sehr liebte, die Macht haben, ihren verklärten Geist wieder zur Erde herabzuziehen? Mein Gott, mein Gott, wo ist der Faden, der mich aus diesem schauerlichen Labyrinth hinausführt!“

Einige Herren traten zu ihm heran und beglückwünschten ihn über die gnädige Anrede des Königs; er starrte sie wie aus einem Traum erwachend an und wendete sich nach einer kurzen Antwort zu dem noch in seiner Nähe stehenden Marineminister.

„Was ist es mit dem Chevalier von Malville,“ fragte er heftig, „von dem Seine Majestät soeben sprach? Der Chevalier ist seit Jahren tot — im Meere versunken mit seinem gescheiterten Schiff!“

Der Minister schien betroffen über die Heftigkeit der Frage, dann sagte er verbindlich:

„Ah, in der That, Herr von Thermigny, ich erinnere mich, daß der Chevalier einst in Beziehungen zu dem Hause des Grafen von Germancey stand! Nun denn, der Chevalier lebt; es ist, wie Seine Majestät die Gnade hatte zu bemerken, fast ein



Feenmärchen. Er allein von der ganzen Schiffsmannschaft hat sich auf einigen Trümmern des Wracks gerettet; er ist an eine kleine, entlegene Insel geworfen worden, die unzivilisirten Bewohner derselben, harmlose, gutmütige Menschen, haben ihn freundlich aufgenommen, und jahrelang hat er dort unter ihnen als Wilder gelebt, bis endlich ein durch widrige Winde nach jener Gegend verschlagener Kauffahrer von Martinique ein Boot an jene Insel sendete, um Wasser zu holen. Der Chevalier wurde durch diesen glücklichen Zufall befreit und ist nun, da inzwischen sein Oheim und sein Vetter gestorben, hier erschienen, um die Erbschaft des Vermögens seiner Familie anzutreten. Er hat sich übrigens,“ fügte der Minister leichthin bei, „in Martinique mit der Tochter eines kleinen, unbekannten Edelmannes, dessen Namen ich wieder vergessen, vermählt. Das ist eine Thorheit,“ sagte er achselzuckend, „da er hier die glänzendsten Partien hätte machen können — allein was ist zu thun? Wenn er einen Sohn hat, so wird es demselben überlassen bleiben, die Verbindung seiner Familie mit dem hohen französischen Adel wieder anzuknüpfen.“

Der Minister fügte noch einige Komplimente über die huldvolle Liebenswürdigkeit Seiner Majestät hinzu, sprach lächelnd den Wunsch aus, daß Alphonse der Andeutung des Königs, welche fast ein Befehl sei, bald Folge geben möge, und wendete sich dann mit verbindlichem Gruß einer andern Gruppe zu.

Alphonse blieb träumend stehen; das Gehörte erschütterte ihn im Innersten. Wenn auch diese wundersame Rettung des Chevalier von Malville, der ihm einst, ohne es zu wissen und zu wollen, so schweren Schmerz bereitet hatte, mit der Erscheinung, die ihn hieher geführt, in gar keinen ersichtlichen und vernünftigen Zusammenhang zu bringen war, so wogten doch seine Gedanken unausgesetzt um diese beiden Punkte durcheinander, und immer wieder tauchten aus dem wallenden Nebel, seinen Geist durchzuckend, die Gestalten Edmées und des Chevaliers auf. Hand in Hand standen sie vor ihm wie einst in der Grotte des Parks zu Boncourt, und Edmées thränende Augen sahen ihn mit demselben starren und entsetzten Blick an wie jene Wundererscheinung auf dem Père-la-chaise. Endlich kämpfte er gewaltsam seine Bewegung nieder. Was hatte er mit dem Chevalier zu schaffen, der einmal seinen Lebensweg so schmerzlich verhängnisvoll gekreuzt hatte und nun weitab auf fernen Bahnen dahinzog, mit denen er keine Berührung mehr haben konnte! Er war ja nur hieher gekommen, um den Schlüssel zu dem Rätsel zu suchen, das ihn bewegte, und schnell durcheilte er einen der großen Säle nach dem andern, überall die Gesellschaft prüfend und musternd — aber unter allen den Damen fand er keine, die ihn auch nur entfernt an jene Erscheinung auf dem Kirchhof erinnerte; bei keiner entdeckte er eine Aehnlichkeit mit den Zügen seiner verstorbenen Gemahlin.

Müde und erschöpft von diesem vergeblichen Forschen und Spähen, verließ er endlich den Ball, unbekümmert darum, ob der König vielleicht noch einmal nach ihm fragen könne; aber während er in seiner Karosse auf der Straße nach Paris dahinrollte, sah er immer wieder, wenn er müde seine Augen schloß, die Bilder des Chevaliers und Edmées neben einander ihm entgegenschweben, und in bitterem Weh durchzitterte ihn die Erinnerung an jenen schmerzlichsten Tag seines Lebens, als das Geheimnis seines Herzens vor Edmées Geständnis von seinen Lippen wieder in die Tiefen seiner Brust zurückgesunken war.

Als er nach seinem Hotel zurückgekehrt war, trat sein Diener ganz freudig erregt in sein Kabinet.

„Der gnädige Herr wird mit mir zufrieden sein, ich habe die Herrschaft jenes Wagens entdeckt.“

„Nun,“ rief Alphonse zitternd, „wer ist es?“

„Ich stand vor dem Hause des Notars Laporte Wache,“ erwiderte der Diener, „wie der gnädige Herr es befohlen, als abermals jener Wagen vorfuhr und derselbe Herr wie das letztemal in das Haus trat. Sein Gesicht war dunkel gebräunt, sein Blick stolz und gebieterisch; er blieb etwa eine Stunde im Hause. Diesmal näherte ich mich dem Diener nicht, um keinen Verdacht zu erregen; aber ich war vorsichtig gewesen, ich hatte einen Mietwagen mit den schnellsten Pferden, die ich finden konnte, bereit stehen. Der Herr kehrte zurück und fuhr davon, ich folgte ihm mit meinem Wagen auf dem Fuß, obgleich es nicht leicht war, mit seinen edlen Pferden Schritt zu halten. Endlich fuhr der Wagen in den Hof eines Hotels der Rue de Grenelle. Ich ließ meinen Kutscher noch etwas weiter fahren, stieg dann aus und fragte den Concierge nach der Herrschaft des großen, prachtvollen Hotels.“

„Nun,“ rief Alphonse atemlos, — „und wer war es?“

„Das Hotel gehört dem Herrn Grafen von Malville,“ erwiderte der Diener.

„Dem Grafen von Malville?!“ rief Alphonse, indem er wie gebrochen in einen Stuhl niedersank. „Er ist von den Toten auferstanden — und sie? — Es ist gut,“ sagte er zu dem erwartungsvoll dastehenden Lakaien, „ich werde Dir sagen, was Du weiter zu thun hast. Ich bin zufrieden mit Dir.“

fügte er hinzu, indem er ihm eine gefüllte Börse reichte; „Du wirst jenes Hotel genau überwachen Tag und Nacht, und Du wirst Dir genau merken, wer dort ein und aus geht. — Du wirst besonders darauf achten," sagte er zögernd, mit unsicherer Stimme, „ob jene Dame, die Du am Père-la-chaise gesehen, wieder in dem Wagen ausfährt. — Geh, geh, und je ausführlicher Du mir Bericht erstatten wirst, um so höher wird Deine Belohnung sein."

Ganz glücklich eilte der Diener davon.

Alphonse preßte die Hände gegen seine Stirn und rief mit dumpfer Stimme:

„O mein Gott, mein Gott, stärke meinen Geist, daß er sich nicht verwirre vor diesem finstern, schauerlichen Geheimnis, das den Tod und das Leben mit dunklen Fäden durcheinander wirrt!"

Er brachte die Nacht in düsterem Brüten zu, und als die ersten Strahlen der Morgensonne in sein Zimmer fielen, hatten sich seine Augen noch nicht zum Schlummer geschlossen. Eilig besorgte er seine Geschäfte auf dem Bureau des Ministeriums und ging dann zu Fuß nach der Rue de Grenelle, um durch das Erscheinen seiner Equipage kein Aufsehen zu erregen.

Vor dem bezeichneten Hause fand er seinen Diener, welcher getreulich Wache hielt und ihm berichtete, daß außer einigen Hausbeamten niemand durch das Thor ein oder ausgegangen sei.

Alphonse trat durch die Einfahrt in den geräumigen Hof, auf dessen Rückseite das alte, großartige Herrenhaus lag. Die Vorhänge an den Fenstern waren geschlossen, auf dem Hofe selbst und in den daranliegenden Ställen und Remisen zeigte sich nicht jenes geschäftige Leben, welches die Anwesenheit der Herrschaft in einem vornehmen Haushalt zu bezeichnen pflegt.

Während Alphonse klopfenden Herzens seine unruhig forschenden Blicke umherschweifen ließ, trat der Portier, ein alter Mann in blauer, silberbesetzter Livree, dem man es ansah, daß er lange Jahre gewärt gewesen, das Haus zu hüten, aus seiner neben dem Hofthor liegenden Loge, musterte den zu Fuß eintretenden, einfach gekleideten Fremden mit hochmütig kälter Miene und fragte kurz nach seinem Begehr.

„Ich wünsche den Herrn Grafen von Malville zu sprechen," sagte Alphonse, indem er mühsam seine tiefe Erregung zurückzudrängen suchte.

„Der Herr Graf ist nicht zu Hause," war die kurze Antwort, aus deren Ton die Erwartung hervorklang, daß der unbekannte Besucher, den der Portier vielleicht für einen Bittsteller halten mochte,



sich sogleich wieder zurückziehen werde.

„Doch," antwortete Alphonse streng und bestimmt, „der Graf ist zu Hause, ich weiß es und habe Notwendiges mit ihm zu sprechen."

Die Miene des Portiers wurde noch hochmütiger, mit einem mitleidigen Achselzucken sagte er:

„Es ist sonderbar, mein Herr, daß Sie besser unterrichtet sein wollen als ich; ich meinerseits kann Ihnen nur wiederholen, daß der Herr Graf nicht zu Hause ist!"

„Und nun welche Stunde werde ich ihn finden?" fragte Alphonse.

„Das weiß ich nicht, mein Herr," erwiderte der Portier ungeduldig; „der Herr Graf hat nicht die Gewohnheit, mir über seine Ausgänge und über die Rückkehr von denselben Rechenschaft abzulegen. Uebrigens," fügte er mit spöttisch herablassender Miene hinzu, „kann ich Ihnen nicht raten, einen zweiten Weg hieher zu machen; es würde Ihnen nichts nützen, denn wenn auch der Herr Graf zu Hause wäre, würde er Sie nicht empfangen. Er ist nur in Geschäften auf kurze Zeit in Paris und nimmt keine Besuche an."

Diesmal schien der Portier ganz bestimmt die Konversation für beendet anzusehen; er wendete sich mit einer kaum merkbaren Neigung des Kopfes ab, um sich in seine Loge zurückzuziehen. Alphonse hielt ihn zurück, er begriff, daß ihm für den Augenblick nichts zu thun übrig bleibe und daß es ihm unmöglich sei, mit Gewalt weiter vorzudringen.

„Hört, mein Freund," sagte er, „ich muß den Herrn Grafen in wichtigen Angelegenheiten sprechen und bin gewiß, daß er, so beschränkt auch seine Zeit sein möge, zu meinen Gunsten eine Ausnahme machen wird. Ich bitte Sie also, den Herrn Grafen, wenn er zurückkehrt, wissen zu lassen, daß ich hier war. Ich bin der Staatsrat von Thermigny und werde am Nachmittage wiederkommen."

Er drückte bei diesen Worten ein Goldstück in die Hand des Portiers. Dies Argument und die Nennung seines Namens verfehlten ihren Eindruck nicht; der Portier zog den Hut und sagte, sich ehrerbietig verneigend:

„Ich werde nicht verfehlen, den Namen des gnädigen Herrn dem Kammerdiener zu nennen, doch weiß ich nicht, ob der Herr Graf im stande sein wird, den Besuch des Herrn Staatsrats zu empfangen — er ist leidend und der Befehl, niemand anzunehmen, ist bestimmt und ohne Ausnahme gegeben."

Er begleitete Alphonse bis zur Schwelle der Einfahrt, und dieser kehrte noch unruhiger und verwirrter nach Hause zurück, nachdem er seinem in einiger Entfernung wartenden Diener nochmals eingeschärft hatte, das Hotel keinen Augenblick aus den Augen zu verlieren.

Am Nachmittag erschien er wieder in der Rue de Grenelle, diesmal kam er in seinem Wagen, doch konnte er nicht in den Hof einfahren, da das Thor geschlossen war. Der Portier erschien am Schlag und erklärte ungemein artig, daß dem Grafen die Meldung gemacht sei; derselbe sei nur auf einen Augenblick nach Hause gekommen, werde den ganzen Tag abwesend bleiben und bedaure daher unendlich, den Herrn Staatsrat heute nicht empfangen zu können.

Alphonse erbleichte und preßte die Lippen aufeinander — es konnte kaum ein Zweifel bestehen, daß hier eine Absicht vorliege, denn der frühere Chevalier von Malville mußte sich seiner unfehlbar erinnern, und bei den Beziehungen, die zwischen ihnen bestanden, hätte er, wenn keine besonderen Gründe obwalteten, seinem Besuch nicht ausweichen dürfen. Immer mehr verdichtete sich der finstere Schleier dieses unerklärlichen Geheimnisses, immer fester wurde Thermignys Entschluß, diesen Schleier zu heben. Ohne dem Portier eine Antwort zu geben, fuhr er davon — es blieb ihm zunächst nichts anderes übrig, als seine Versuche, zu dem Grafen zu dringen, so lange zu wiederholen, bis jede Ausflucht unmöglich wurde. Abermals brachte er fast die ganze Nacht schlaflos zu; finstere, schauerliche Gedanken stiegen in ihm auf, und kaum vermochte er dieselben niederzukämpfen.

Am andern Morgen erschien er abermals vor dem Hotel der Rue de Grenelle. Das Thor war offen, der Kutscher fuhr dem ihm erteilten Befehl gemäß in den innern Hof ein; auch der innere Eingang des Hauses war weit geöffnet, so daß man die Marmorstufen des Aufgangs sehen konnte; von mehreren Fenstern waren die Vorhänge aufgezogen.

„Der Herr Graf ist also sichtbar?" fragte Alphonse den an den Schlag herantretenden Portier.

„Der Herr Graf ist abgereist," erwiderte dieser achselzuckend; „seine Geschäfte hier waren beendet, und es war ihm unmöglich, seinen Aufenthalt in Paris zu verlängern."

„Abgereist!" rief Alphonse mit wilden, drohenden Blicken; „abgereist, da ich ihn doch um eine Unterredung gebeten! Und wohin?"

„Der Herr Graf wird es ohne Zweifel ungemein bedauert haben, den Herrn Staatsrat nicht haben empfangen zu können. Ueber das Ziel seiner Reise hat er keine Mitteilungen gemacht —"

„Und Briefe, die an ihn ankommen?" fragte Alphonse.

„Sollen hier aufbewahrt werden, bis der Herr Graf darüber bestimmen wird."

Ein Lächeln voll bittern Hohns spielte um Alphonses Lippen, mit rauher Stimme gab er den Befehl, ihn nach seinem Hause zurückzufahren.



Einige Stunden blieb er in seinem Zimmer eingeschlossen, sein Kammerdiener hörte ihn laut mit sich selbst sprechen, zuweilen schien es ihm, als ob klagende Töne und unterdrücktes Weinen und Schluchzen aus dem Zimmer seines Herrn hervordrängen. Endlich erschien Alphonse im Vorzimmer; er war blaß wie ein Marmorbild und schien dem erschrockenen Diener um Jahre gealtert zu sein; ein schmerzlich bitterer Zug umgab seinen Mund, ein unheimlich drohendes Feuer glühte in seinen Augen. Er ließ seinen Wagen vorfahren und befahl dem Kutscher, den Weg zum Polizeiminister einzuschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

São Vincente.

Ein Stück atlantischer Seefahrt

von

Julius Jenke.

(Alle Rechte vorbehalten.)

In dem Maße, als der Frachtdienst auf großer Fahrt von den Segelschiffen allmälich an die Dampfer übergeht, ist auch die Anzahl der Kohlenstationen in allen Meeren eine größere und die Frequenz dieser Stationen eine stärkere geworden. Neu im allgemeinen auch der Rückgang unvermeidlich sein, der unverkennbar in der Segelschiffahrt eingetreten ist, seitdem ihr der Dampf mehr und mehr das Feld abgewinnt, so haben wenigstens manche der durch die Nebenbuhlerschaft der Dampfer brachgelegten Segelschiffe gerade durch den Dampf auch wieder Beschäftigung — freilich in neuer Form — gefunden, indem ihnen vermöge ihrer billigeren Fracht die Aufgabe zugefallen ist, die Kohlen nach jenen entfernten Stationen des Erdballs zu schleppen, an welchen die eisernen Vermittler des Weltverkehrs auf ihren großen Routen ihre schwarze Nahrung zu sich zu nehmen pflegen.

Im atlantischen Ozean ist die Insel São Vincente infolge ihrer günstigen Lage eine der wichtigsten Kohlenstationen geworden. Am Gabelpunkt der großen Dampferstraßen Europa—Südamerika einerseits und Europa—West- und Südafrika andererseits, dazu nicht weit aus dem Kurs der Westindiendampfer gelegen, ist diese Insel — ehemals ein wüstes, unbewohntes Felseneiland — seitdem die Aera des Dampfes auch auf See angebrochen ist, der Mittelpunkt eines mahrhaft großartigen Verkehrs geworden, eines Verkehrs, der sich einzig und allein um die — Kohlen dreht. Auf der Ausreise wird



Allerseelen. Originalzeichnung von J. R. Weble.

Digitized by Google



Auf dem Kampfplatz. Gemälde von F. H. Kämmerer.

Digitized by Google

São Vicente stellen entgegenlaufen. Die Dampfer nehmen entweder schon im Heimathafen oder doch in irgend einem der nordischen Häfen, den sie passiren, so viel Kohlen, als sie dem Raum nach nur irgend fassen können, da sie dieselben nirgendwo wieder so billig bekommen kommt. Dagegen wird die Insel um so häufiger von den heimkehrenden Dampfern angelaufen; denn die Fahrt nach dem Cap oder nach Südamerika ist weit, und nur wenige Dampfer bringen heimatliche Kohlen von der Reise zurück. Die Dampfer, welche regelmäßig die große Tour Europa—Westküste von Südamerika durch die Magelhaesstraße machen, wie die Schiffe der Hamburger Kosmoslinie, haben häufig die letzten mitgebrachten Kohlen lange verbrannt, wenn sie Peru's Hauptstadt, respektive Callao in Sicht bekommen. Sie haben schon in Valparaiso oder vielleicht schon in Buenos Ayres ihren Kohlenvorrat ergänzen müssen. Kohlen sind ja an allen diesen Plätzen, ebenso wie am Cap, die Menge zu haben, die Frage für die Rheder ist nur: Zu welchen Preisen? Denn da bekanntlich weder hier noch dort Steinkohlen gegraben werden, mußten jedes Stückchen der Segelschiff von Europa oder an der Westküste von Amerika von San Francisko oder über Aspinwall angeschleppt werden muß, sind sie an jenen fernen Stationen erklärlicherweise etwas teurer, als sie zum Beispiel in Westküsten zu haben waren. Jeder Dampfer nimmt denn auch an diesen Plätzen gewiß nicht mehr Kohlen, als er allerhöchst nötig zu haben glaubt, um bis nach São Vicente hinzukommen, wo sie schon der gegenseitigen Konkurrenz der vielen dort etablirten Kohlenlieferanten wegen zu mäßigen Preisen zu haben sind.

Mag man nun vom La Plata kommen, oder vom Cap, oder von Brasilien, in welchem Fall gewöhnlich Bahia die letzte terra firma vor der großen Reise ist, so erregt stets die Nachricht, daß der Dampfer São Vicente anlaufen wird, unter den Passagieren, namentlich unter denjenigen, die noch nicht dort waren und sich darunter vielleicht eine andere Art von Madeira vorstellen, einige freudige Erregung. Man hat doch die Aussicht, wieder einmal ein Stückchen „Gegend“ und einige andere Gesichter zu sehen als diejenigen, mit denen man an Bord für unabsehbare Wochen eingepfercht ist. Weit weniger ist dagegen die Mannschaft erbaut, sobald es gewiß ist, daß nach São Vicente gegangen wird. Wer von den Leuten einmal dort das Kohlenladen mitgemacht hat, bewahrt dem Ort auf alle Zeiten ein keineswegs herzliches Andenken. Denn für die ganze Mannschaft — vom Quartiermeister bis auf die Jungen — ist der Name São Vicente gleichbedeutend mit einigen Wochen wahrer Hundearbeit.

Eines schönen Tages hat man, ohne daß man es gewahr geworden wäre, die Linie passirt. Von der üblichen „Taufe“, die sich übrigens schon auf der Ausreise darauf zu beschränken pflegt, daß irgend ein harmloser Zwischendeckspassagier, während er, ahnungslos auf Deck ausgestreckt, in die neue Hemisphäre hinüberschlummert, plötzlich von unsichtbarer Hand naßgegossen wird, oder daß einige jüngere „Kohlenzieher“ und die Jungen, die noch nicht über die Linie gekommen sind, meuchlings ergriffen und mit einem ihrer weniger edlen Teile in eine volle Wasserpütze getunkt werden, ist auf der Heimreise natürlich keine Rede. In der Regel sind ja alle lebenden Seelen an Bord „diesseits“ der Linie geboren, also naßgetaufen schon einmal über dieselbe weggelacht, das heißt die Hühner, Schweine und Ochsen abgerechnet, die noch im letzten Hafen angeschafft worden sind. Befinden sich aber natürlich auch unter den Passagieren aus dem Genus homo einige geborene Antipoden, die also von der anderen Seite her zum erstenmal den Aequator passiren, so kann man noch nicht wissen, wie diese Leute den ihnen gänzlich fremden altmodischen Spaß der Taufe aufnehmen und ob sie nicht am Ende bei den Offizieren Beschwerde führen würden.

Die nächsten zwei bis drei Tage nach der Linie, ebenso wie die letzten zwei bis drei Tage vor derselben werden sehr häufig von kurzen warmen Regenschauern unterbrochen, und man sieht zu jeder Tageszeit, oft an mehreren Stellen des Horizonts zugleich, schwere Regenwolken sich entladen — eine das ganze Jahr hindurch unter der Linie beobachtete Erscheinung. Dann folgt windstilles, heißes Wetter mit ruhiger See. Man kann sehr bald merken, daß man sich in der berüchtigten Zone der „Calmen“ befindet, die der Segler auf großen Umwegen zu vermeiden sucht. Dem Dampfer freilich bereitet dieser Gürtel der Windstillen keine Schwierigkeiten; im Gegenteil ist er sein bestes Fahrwasser, weil Wind und Seegang hier die Fahrt nicht aufhalten. Leise rauscht das Wasser, das der scharfe Bug rechts und links zur Seite pflügt; friedlich, beinahe senkrecht kräuselt der schwere Kohlenrauch sich in den tiefblauen Tropenhimmel. So feierlich still liegt die See eingsum, daß man jeden Stoß der Maschine bis auf Deck hinauf hört. In seiner ganzen Pracht tritt noch einmal das Seelenleben in den wohlig warmen Nächten dieser ruhigen Regionen auf. Wie bald heißt es Abschied nehmen von dir, laue, funkelnde Flut, von dir, flimmernder Tropenhimmel! Wie bald umfängt den Reisenden wieder die nüchterne nordische Natur, deren schönster sternheller Sommerabend doch nur ein matter Abklang deiner Pracht ist! Der Bug des Dampfers scheint in flüssigem Gold zu wühlen — hochauf spritzt dann und wann der leuchtende Schaum, und wie er in die See zurückfällt, wird jeder Tropfen zum blendenden Funken. Dann wieder strahlt es plötzlich tief unten aus der schwarzen Flut auf — hier — dort — an tausend Punkten zugleich.

Selbst der Seemann, der zum soundsovielenmal in seinem Leben zwischen den Wendekreisen schwimmt, mag in solchen Nächten nicht zur Koje gehen. Nachdenkend lehnt er über die Reling; das Kaltfeuerchen, sein „Nakenwärmer“, ist ihm lange über dem Zimmen unbemerkt ausgegangen; in wachen Träumen verloren, blickt er hinab in das tolle Gefunkel. Sind es die Augen, die den nächtlichen Reizen aufzufahren? Sind es die Kronen von Gold und edlem Gestein, die herauflblitzen, sobald eine im Wirbel des Tanzes nahe genug der Oberfläche kommt, den Menschenkindern die Wunderpracht der sagenumwobenen Tiefe zu verraten?

Schon in den nächsten Tagen frischt der Wind — vorherrschend Nordost — merklich auf. Der Dampfer hat die Calmen hinter sich und befindet sich im Nordostpassat, dem er, von Südamerika kommend, ziemlich gerade entgegenläuft. Aber man braucht den Wind nicht, und ist dafür unerfüllig genug, auch keine Rücksicht auf ihn zu nehmen, ob es gleich an den Kohlen und an der Fahrt sehr deutlich zu spüren ist, wenn man ein paar Wachen lang den „Wind von vorn“ hat. Selbst für die seltenen Fälle, daß er gerade so kommt, wie er dem Dampfer in seinen Kurs paßt, weiß man ihn kaum Dank, denn selbst dann vermag er nur wenig die Fahrt zu beschleunigen. Steht doch die durch den raschen Gang bedingte kurze Verankung eines Dampfers außer allem nautischen Verhältnis zu dem gewaltigen Kampf. Kommt der Wind im übrigen nur nicht unmittelbar von hinten, in welchem Fall die Feuerleute ihre liebe Not haben, und ist er gerade stark genug, seinen Dienst als Feueranblaser richtig zu versehen und genügend frische Luft in den Kesselraum zu schaffen, so ist das alles, was man von ihm verlangt.

Denn und wann kommt ein Dampfer in Sicht, und die gegenseitig ausgetauschten Vermutungen über seine Nationalität und die Compagnie, der er wohl angehören könnte, unterbrechen dann für kurze Zeit den nachgerade bis zu den letzten Fäden ausgesponnenen Gesprächsstoff. Seltener erscheint ein Segel am Horizont. Man befindet sich ja weit außerhalb der eigentlichen Segelschiffstraße. Mit der Triebkraft im eigenen Rumpf, hat der Dampfer nicht nötig, sich noch an die auf empirischem Wege herausgefundenen Segelrouten zu halten, welche, die teils zu gewissen Jahreszeiten herrschenden, teils immerwährenden Wind- und Meeresströmungen benützend, oft die seltsamsten Kurven bilden, die ausgestreckt mitunter mehr als das Doppelte derjenigen Länge darstellen würden, welche die von den Dampfern eingehaltene möglichst kurze Wasserlinie von Hafen zu Hafen ergibt.

Der Wind wird jetzt von Tag zu Tag frischer, und mit dem nachts an Deck Schlafen ist es vorbei. Kommt man von einem längeren Aufenthalt in den Tropen zurück, wo der Körper bekanntlich ungemein empfindlich gegen niedrige Wärmegrade wird, so findet man den heftigen Nordost schon sehr ungemütlich und läßt sich nur in den wärmeren Mittagsstunden nach auf Deck sehen. Und doch ist man ja auch hier noch in den Tropen, keine achthundert englische Meilen von der Senegalküste entfernt, welche sich doch nach den übereinstimmenden Berichten aller, die jemals dort waren, gerade nicht durch kühles Klima auszeichnen soll.

Je mehr der Wind aufsteigt, je höher der Seegang wird, desto toller springen die fliegenden Fische auf, desto lustiger kommen die Delphine — von den Seeleuten wegen ihrer spitzen Schnauze Schweinefische genannt — von allen Seiten an. Es scheint, als ob diese Tiere gerade stark bewegte Luft und See besonders liebten. Schon auf große Entfernung gewahren sie Schweinefische das Schiff, und nun kommt die ganze Herde, zuweilen an die hundert Stück, in großen Sätzen, wie man sie dem schweren Tieren gar nicht zutrauen sollte, über das Wasser, um sich das Schiff in der Nähe zu besehen. Mit fabelhafter Schnelligkeit eilen diese neugierigen Burschen dem in voller Fahrt begriffenen Dampfer voran, kreuzen dicht vor dessen Bug, der sie jeden Augenblick zu überrennen droht, in tollem Gewimmel hin und her, denn und wann ihre Luftsprünge unterbrechend, wobei man, sobald die am vorderen Teile des Kopfes befindlichen Spritzlöcher aus dem Wasser kommen, ein eigentümlich pfeifendes Geräusch vernimmt. Von dem schnellen Wettschwimmen ermüdet, bleibt dann allmählich einer nach dem andern zurück, bis plötzlich von vorne wieder eine neue Herde angesprungen kommt.

Jedoch verliert auch dieses tagtäglich sich wiederholende Schauspiel allmählich seinen Reiz, und man fängt an — trotz der darüber gehörten, wenig einladenden Schilderungen — das Erkard des heiligen Vincentius herbeizusehnen. Die schönen Tage werden jetzt noch dazu benützt, das Schiff gründlich zu reinigen und herauszuputzen. Eine ganze „Wache“ der Mannschaft ist den früh bis spät mit „Abschrappen“ (Abkratzen) und Malen beschäftigt. Einige sind dabei, altes blankes Holz vom Deck bis in die obersten Stengen mit „Leinfalle“ einzuschmieren. Andere teeren die Wanten und das laufende Tauwerk wieder glänzend schwarz; noch andere kochen tüchtig an der Reling herum, wo sie den alten Rost abklopfen und dann dem Ganzen wieder einen blendend weißen oder hochgelben Anstrich geben.

Der zu unfreiwilliger Unthätigkeit gezwungene Passagier benutzt die Leute selbst um ihre Pinsel, die ihnen doch wenigstens die Langeweile vertreiben hilft. Bis São Vicente in Sicht kommt, strahlt der ganze Rumpf, innenbords wie außenbords — selbst die Rettungsboote — in glänzend neuer Farbe wie gelackt, und die Oelfarbe ist bis dahin gerade so weit alt geworden, daß der Kohlenstaub in São Vicente sich so recht gemütlich darin festsetzen kann. Aber das thut nichts, das gibt doch für die nächsten Tage hinter São Vicente wieder Beschäftigung für die Leute, mit scharfer Lauge die halb trockene Farbe samt dem Kohlenanflug wieder abzuwaschen und — die Malerei von neuem zu beginnen.

Endlich eines Morgens werden in dem immerwährend am Horizont lagernden Dunststreifen, der die Grenze zwischen Himmel und Wasser nicht genau erkennen läßt, die zackigen Umrisse zweier Eilande erkennbar. Eine halbe Stunde später, und man hat zur Linken eine völlig nackte, wüste Felsinsel, an deren steil aufragenden Wänden die weiße Brandung tobend hinaufklatscht, zur Rechten die wild zerklüfteten Felsmassen einer weiten, ebenfalls völlig kahlen Insel. Auf dieser letzteren gewahrt man, vorläufig als einziges Zeichen der Ansiedelung von Menschen, einen Leuchtturm, der auf eine besonders stark vorspringende Felszacke geklebt ist. Scharf pfeift der kalte Nordost durch die Wasserstraße; er treibt einem die Thränen in die Augen, und wenn man nicht wüßte, daß man noch ganz drei Tage Reise bis zum nördlichen Wendekreis vor sich hat, glaubte man nimmermehr, sich noch in den Tropen zu befinden.

Bald wird das Fahrwasser breiter. Das Land zur Linken tritt zurück, und man überblickt ziemlich die ganze Länge dieser massigen, in rundlichen Formen bis zu einer beträchtlichen Höhe ansteigenden Insel, der Insel São Antonio. Zur Rechten öffnet sich, indem der Dampfer um die letzten verdeckenden Felsschroffen wendet, plötzlich die Rhede von São Vincente. Wir laufen in eine beinahe halbkreisförmige Bai, zu beiden Seiten von äußerst zerklüftet geformten braunen Felskuppen überragt, während sich in der Mitte die Berge so weit verflachen, daß man dazwischen hindurch einen Blick in das trostlose sandige Innere der Insel werfen kann. Den Horizont schließt indes auch hier ein völlig kahler Felsrücken von phantastischen Umrissen ab.

Inzwischen geht am Großmast vorschriftsmäßig die Gelbfieberflagge — ein einfach gelbes Stück Flaggentuch — in die Höhe; das heißt, wenn der Dampfer geradewegs von Brasilien, Westafrika oder sonst einer Gelbfieberküste kommt. Am Besan wird die Flagge der Compagnie und unter dieser die sogenannte Kohlenflagge (rotweißblau) gehißt, welche den Händlern an Land signalisirt, daß man Kohlen zu nehmen wünscht. Der Dampfer stoppt, um die übliche polizeiliche Visite zu empfangen, die nebst der Zollabfertigung, wie im schönen Lusitanien üblich, ja auch in allen seinen Besitzungen, die wichtigste, weil einträglichste Seite der ganzen Staatsmaschinerie auszumachen scheint. Endlich empfehlen sich die, nebenbei bemerkt, ziemlich rapig aussehenden Herren von der Polizei wieder in ihrer kleinen Pinasse, und der Dampfer sucht sich zwischen seinesgleichen auf der Rhede einen passenden Ankerplatz. Eine stattliche Anzahl dieser eisernen Kasten von allen Nationen ankert links und rechts, alle mit Kohlenladen beschäftigt. Eine vier- bis fünfmal größere Anzahl von Segelschiffen liegt näher dem Strand vor Anker, wohin ihr Inhalt: Kohlen und nichts als Kohlen, in die großen Lager verbracht wird. Noch hat der neu eingekommene Dampfer den Anker nicht geworfen, da kommen schon die Agenten der Kohlenfirmen in ihren Ruderbooten langseit und an Bord. In aller Eile wird der Handel abgeschlossen — denn Dampferkapitäne haben immer Eile und ganz besonders in São Vincente. Ihnen gilt doppelt hoch das erste Gebot der ganzen Kauffahrtei, das da heißt: Kurze Reisen!

Kaum fünf Minuten später kommen schon die Kohlen an. Zu ihrer Beförderung bedient man sich in São Vincente großer Kasten aus starkem Eisenblech mit flachem Boden, vorn und hinten nach Art der Hamburger „Schuten“ stumpf abgerundet und jeder mit einer großen weißen Kontrollernummer bemalt. Ein kleiner Schlepper bringt immer eine Folge von fünf bis sechs dieser schwimmenden Kohlenlager langsam, wo sie mit starken Manilatrossen festgemacht werden. Inzwischen hat die Mannschaft die Dampfwinden klar gemacht. „Heave up!“ tönt der grohlende Baß des Lootsmanns durch das Stimmengewirr, und das Gerassel geht los. Jeder Hub bringt sechs bis acht Säcke Kohlen an Deck, die mit einem Ruck in die Schächte entleert werden, welche unmittelbar hinunter in die Kohlenbunker führen.

Es dauert keine halbe Stunde, so sieht von Schweiß und Kohlenstaub die ganze, vorher weiße Schiffsmannschaft mitsamt dem diensthabenden Offizier und dem „Aufschreiber“, der die Anzahl der gelieferten Säcke Kohlen kontrollirt, ebenso schwarz aus als die Neger und Portugiesen, die unten in der Schute die Säcke vollschaufeln. Und wie sieht das schöne, frisch geschrubbte Deck aus! Einzelne Passagiere, welche sich die Sache in der Nähe mit ansehen wollen, ziehen sich gewöhnlich äußerst rasch wieder zurück, nachdem sie beide Augen so voll Kohlenstaub haben, daß sie nur mit Mühe die Kajütentreppe wieder finden, über die sie eben heraufgekommen sind. Sucht man sich übrigens die Windseite aus, so kann man auch hier, vom Staub unbelästigt, die frische Luft genießen und dabei einen kleinen Rundblick thun.

Zu Land zu gehen, ist ja, wenn man von einer Küste kommt, die des gelben Fiebers verdächtig ist und der Dampfer den Quarantänevorschriften gemäß die gelbe Flagge zeigt, leider nicht gestattet — bläst wenn Alle an Bord sich vor Gesundheit nicht zu lassen wissen. Zu allem Ueberfluß kreuzt ein Polizeiboot, von dem hohen Seegang wie eine Nußschale auf und ab geschaukelt und beständig den den Streichwellen überschüttet, unablässig auf der Rhede hin und her und hält scharfe Wacht, daß keine Seele das Schiff verläßt. Uebrigens sind die drei Dutzend Häuser, Hütten und Schuppen, aus denen das ganze São Vincente besteht, ebenso gut von Bord aus zu überblicken, und auf der ganzen innern Insel ist

Digitized by Google

erkennen nichts zu finden als Sand und nackter Fels — keinen Baum, keinen Grashalm gewahrt das Auge. Nicht einmal das armseligste Moos kommt nach fort auf den glatten brännlichen Rippen dieses, des gegenüberliegenden Eilandes.

Von der See umbrandet und kaum hundertundfünfzig geographische Meilen vom Cabo verde entfernt, dessen Namen schon auf seine Vegetation hindeutet, liegen die Inseln des grünen Vorgebirges unter einem vollständig regenlosen Himmel. Einige alte Seeleute wollen sogar ganz bestimmt wissen, daß es auf Sto Vincente seit der Sintflut nicht mehr geregnet habe — genau so sieht wenigstens die ganze Gegend aus. Die Untersuchung der Ursachen, deren Zusammenwirken gerade über diesen Teil des Atlantik die Bildung wässeriger Niederschläge verhindert, wäre eine interessante Aufgabe der meteorologischen Forschung. Würden auf Sto Vincente eines Tages die Schiffe ausbleiben, die dort Wechnenden wären einzig auf den Fischfang angewiesen, der allerdings sehr ergiebig ist. Ein Heer fleißiger von Fischerkähnen liegt denn auch den ganzen Tag außerhalb der Rhede dem Fischfang ob.

Allmählich bricht der Abend an. Das betäubende Stampfen der Dampfmaschinen verstummt. Todmüde strecken sich die eingeborenen Arbeiterarte, in ihre alten, schmutzigen Decken gewickelt, auf die Kohlenhaufen in ihren Schuten. Das auf einer isolirten der Bai aufragenden Klippe angebrachte Leuchtfeuer beginnt zu strahlen, und noch einmal überblickt man das öde und doch großartige Panorama ringsum. Ein leise wallendes Nebelband hat sich um die Gestade gelegt, aus welchen wie über den Wolken schwebend die immer düsterer sich verfärbenden Bergesgipfel in den grellen tropischen Abendhimmel ragen.

Schließlich begibt man sich auch nach unten. Aber wie geht es hier aus! Alles, was man berührt, ist mit einer feinen schwarzen Schichte bedeckt. Der Staub dringt durch alle Ritzen, in die Schlafkoje, in die Kessel des Koffs, und einige Damen glauben an den Speisen sogar einen genossen Kohlengeschmack zu bemerken, obwohl die Chemiker der Meinung sind, daß die Steinkohlen gar keinen Geschmack haben. Unter diesen Umständen gewährt man beim Souper an der ganzen Tischgesellschaft eine auffallend dunkle Hautfarbe, die man für das Werk der tropischen Sonne halten könnte, wenn nicht zugleich auch die Wäsche und sonstige helle Kleidungsstücke der Herrschaften dieselbe merkwürdig schwärzliche Färbung zeigten, die doch unmöglich auch von der Sonne erzeugt sein kann.

Lange vor Tagesanbruch geht das Getrampel der mächtigen Materialienkisten an Deck wieder los und schreckt im Verein mit dem Gezänke der Wenden die schlummernden Fahrgäste auf. Nach oben geklettert, erblickt man überrascht das völlig neue Bild, das die Landschaft ringsum darbietet. Von einem äußerst zarten rosigen Dunstschleier endlich gemacht, scheinen die Gestade über Nacht weit auseinandergerückt zu sein. Wenn etwas die starre Oede dieser Felsenwelt anziehend machen kann, so sind es diese ewig wechselnden Effekte der Färbung und Perspektive, welche wohl den feinen Wasserdunst zuzuschreiben sind, der, sich bald nach oben, bald nach unten verdichtend und verschwebend, beständig die Atmosphäre erfüllt.

Inzwischen sind sämtliche Kohlenbunker glücklich voll geworden. Aber man braucht noch mehr Kohlen, und da unten alles gepfropft voll Ladung steckt, so bleibt nichts übrig; als den Rest Kohlen auf dem Vorderdeck anzuschütten. Zu diesem Zweck wird der Verlag mit alten Segeln dicht gemacht, und das Mittag liegt ein wahrhaftiges Kohlengebirge an Deck, so hoch, daß man kaum noch darüber wegsehen kann. Damit nicht der Wind die Hälfte über Bord weht, gießt man schließlich den ganzen Haufen tüchtig naß und bedeckt ihn mit altem Segeltuch.

Mittlerweile kommt die rot-weiß-blaue Flagge herab, und an ihrer Stelle geht das Abfahrtssignal die Gaffel hinauf, der „blaue Peter" (weißes Quadrat im blauen Flaggenfeld), wie man es in der Schiffersprache nennt. In aller Eile heißt es nun die Rechnungen mit den Agenten in Ordnung zu bringen, und mit den letzten leeren Schuten nimmt der Schlepper alles an Land zurück, was nicht mit an's Schiff gehört. Wenige Minuten später, und das Gezappel der Dampfwinde steht abermals über die Wasserfläche. Diesmal aber wird niemand die darüber, denn sie hält den Anker ein. Mit großer Verzweiflung sieht man ein Glied der Kette nach dem andern aus dem trüben Wasser auftauchen, noch mit schweren Klumpen des schlammigen Grundes behaftet, die mit lautem Platschen ins Wasser zurückfallen. Da kommt endlich der kolossale Anker zum Vorschein — ein dröhnender Pfiff, der ringsum in den Felsen widerhallt und — A Deos, Sto Vincente!

Der Nachmittag findet die ganze waffenfreie Mannschaft in der Werkstatt. Jeder ist mit wahrem Feuereifer dabei, unter gegenseitigem Aufwand von Schimpfreden auf die „verwünschte Kohlenarbeit" und nach größerem Aufwand von grüner Seife sich selbst und seinen übel zugerichteten Arbeitszeug die ursprüngliche Farbe wiederzugeben. Die ganze Kammer mißt dem baldigen Scheiden Ganz schwimmt in einer schwärzlichen, fetthaltigen Brühe, die mit dem Schaukeln des Dampfers melodisch hin und her gurgelt. Es ist Leuten, bei denen sich die sozusagen „Seefeine" nicht schon bis zu einem hohen Grade der Sättigkeit ausgebildet haben, dringend anzuraten, die ersten Tage hinter Sto Vincente aus dichter ganzen Region fern zu bleiben, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, bei einer unerwarteten Schwankung des Schiffes auszugleiten und der Länge nach in die Seite zu fallen.

Wer und wo die Inschenkdeckspassagiere den Kohlenstaub wieder aus dem Gesicht los werden, ist ihre eigene Sache.

Der Kajütenpassagier aber begibt sich in die bereitete Badekabine, um auch seinerseits die auf seinem Aeußern zurückgebliebenen „dunklen Erinnerungen" an Sto Vincente zu „verwischen".

Allerseelen.

(Siehe das Bild Seite 100.)

Müde, das Lebensboot
Weiter zu steuern,
Singt ihr von Leid und Not
Rasten, ihr Teuern.

Ihnen, die euch geweiht
Junges Lieben,
Ihnen ist Not und Leid
Einzig geblieben.

Aschte voll Thränensalz,
Lippen voll Klagen
Senden zu Gott empor
Schmerzliche Drangen.

Leise wie Geisterwehn
Rauscht's im Gezweige: —
Denk' an ein Wiedersehn,
Dulde und schweige!

Otto Bulach.

Politischer Kampf.

(Siehe das Bild Seite 101.)

Als nach dem Sturz der Robespierreschen Schreckensherrschaft im Juli 1794 zunächst eine gesellschaftliche Aechtung und Verfolgung der bis dahin allmächtigen Jakobiner in der wieder hervortretenden „guten Gesellschaft" von Paris Mode wurde, waren es die sogenannten Muscadins oder Petits-maîtres, die Meschuggelden und Stutzer, oder die brillants jeunesse oder belles cravates, wie sie zumal von ihren Freunden genannt wurden, welche nach dieser Richtung hin eine herrschende Rolle spielten. Sie zählten nicht 25,000 Mann, soweit die Verwaltungs- und Handlungsgehilfen, und etwa 20,000, soweit die Söhne der Hausbesitzerkammer in Betracht kamen. An allen öffentlichen Vergnügungsorten machten sie sich nun breit mit ihren Damen und suchten dabei, wenn sie mit Jakobinern dort zusammenkamen, Händel und Raufereien. Einen Jakobiner gepriegelt zu haben, gehörte zur Ehrensache dieser Sippe, die allgemein auch als die jeunesse dorée, die „goldene Jugend", bezeichnet wird, welchen Namen sie jedoch erst viel später von Geschichtschreibern erhielt.

Schon durch äußeres Wesen suchte sie ihren reaktionären Sinn auszudrücken. Statt der Mützen brachte sie die nie ganz verdrängte Hüte wieder in Aufnahme, ebenso die rund geschnittenen Haare anstatt der gepuderten Zöpfe, die Stiefel anstatt der Schuhe. Die langen Beinkleider machten wieder den Kniehosen mit langen Strümpfen Platz, und der Frack trat bei ihnen an Stelle des seidenen oder satinen Rundrocks. Halsbinden bedeckten im Gegensatz zu den Jakobinern ihren Hals, und der lange Knotenstock wurde das Zeichen, in dem sie ihre Triumphe zu feiern suchten. In den Kaffeehäusern „Ephrikim" und der „Chinesischen Brüder" hatten sie eine Art Hauptquartier; da waren sie nachmittags und abends von vier bis zehn Uhr, lasen die Zeitungen, glossierten deren Inhalt, spähten nach einem Streit mit solchen Anwesenden, die ihnen jakobinisch gesinnt vorkamen, und bei der Erregung der Geister war eine Rauferei bald vom Zaun gebrochen. Wer keinen Stock bei sich hatte, nahm dann auch ein Stuhlbein. Vorgänge in den Schankwirtschaften, wie sie unsere Abbildung nach dem packenden Gemälde von F. H. Kammerer darstellt, gehörten zu den gewöhnlichen Ereignissen. Wirt und Kellner hielten natürlich zu ihrer Stammgesellschaft, wo sie jetzt aus der brillante jeunesse bestand, und waren schnell bereit, ehe noch mehr Möbel und Geschirr bei der Rauferei in Trümmer gingen, einen in Streit geratenen und entrüsteten Revolutionär beim Schopf und dem Zöpfchen zu nehmen, um ihn gefangenzusetzen an die That zu setzen, während die anwesenden Freundinnen des Muscadins dessen Tapferkeit begeistigend zu jubeln suchten.

Die deutsche Kaiserfahrt nach dem Süden.

(Siehe die Bilder Seite 97, 104 und 105.)

IV.

Kaiser Wilhelm II. in Wien.

War es im Norden der mächtige Kaiser und wurde es später im Süden der Bundesgenosse, dem Ehren und Jubel galten, so empfing in der alten Kaiserstadt an der Donau den jungen Träger der deutschen Kaiserkrone warme, innige Freundschaft. Seit mehr denn einem Vierteljahrhundert war ja „Prinz" Wilhelm ein häufiger Gast, der fast alljährlich im Herbste der Einladung Kaiser Franz Josefs folgte, in der Hofburg gewesen; kein Wunder, daß man dem jungen „Kaiser" Wilhelm dort einen so herzlichen Empfang bereitete, als wäre er im Kreise der eigenen Familie.

Der Festtagsschmuck bronzte die Mariahilferstraße, Fahnen und Fähnchen, Krisis- und Laubgewinde, gestickte Vorhänge und verhängte Balkons sah man vom Westbahnhof bis hinunter zum Burgring, und dazwischen wogte schon in früher Morgenstunde ein tausendköpfiges Publikum, während gegen 7 Uhr die ersten Truppen aufmarschirten, welche in Paradeuniform die rechte Front der Feststraße vom Bahnhofe bis zur Hofburg bildeten. Eine Ehrenescadron des 34. Infanterieregiments (Deutscher Kaiser) nahm mit Fahne und Musikkapelle auf dem Perron selbst Aufstellung, wo hohe Militärpersonen und Staatsbeamte, sowie die Spitzen der Behörden sich versammelten. Kurz vorher Kaiser Franz Josef auf dem Bahnhofe eintraf, hatten sich dort die Erzherzoge Kronprinz Rudolf, Karl Ludwig, Franz Ferdinand von Oesterreich-Este, Otto, Ferdinand, Ludwig Viktor, Großherzog Ferdinand von Toskana, Leopold Salvator, Albrecht und Rainer, eingefunden. Bald darauf fuhr der Hofzug mit dem Kaiser Wilhelm, welchem der deutsche Botschafter, Prinz Reuß, sowie die ihm zugeteilten Ehrenkavaliere bis St. Pölten entgegengereist waren, in die Bahnhofhalle ein. Während die Kapelle das „Heil dir im Siegerkranz" intonirte, salutirte Kaiser Franz Josef dem auf der Platform des Wagons stehenden Kaiser Wilhelm, der den Gruß militärisch erwiderte, dann aber auf den kaiserlichen Freund zueilte, der ihn bewegt umarmte und küßte. Nachdem Kaiser Wilhelm die übrigen Mitglieder des Kaiserhauses in gleich herzlicher Weise begrüßt, und verschiedene Vorstellungen entgegengenommen hatte, schritt er mit dem Kaiser Franz Josef, der sich bis dahin mit dem Grafen Herbert Bismarck unterhielt, dem Ausgange zu.

Die Truppen präsentirten das Gewehr, die Harnischblasen Generalmarsch, und unter den donnernden Hochrufen des Publikums setzten die beiden Monarchen, begleitet von den anderen Mitgliedern des Hofes und ihrem Gefolge, in die Burg, woselbst sie von den obersten Hofchargen an der Stiege empfangen wurden. Unmittelbar vor den Kreuzanienfesten empfingen Kaiserin Elisabeth und Kronprinzessin Stephanie mit den Erzherzoginnen Maria Theresia, Maria Josefa, Margarethe, Marie und Elisabeth den deutschen Kaiser, welcher Ihrer Majestät gleich darauf den Arm bot und mit derselben in das Spiegel-, sodann in das Pietradurazimmer zur Begrüßung der Minister und des Hofstaats der hohen Frau schritt. Dann geleitete Kaiser Wilhelm Ihre Majestät bis zu deren Wohnappartements und zog sich hierauf in die für ihn bestimmten Räume im ersten Stock des Leopoldinischen gelegen, zurück.

Mittags 12 Uhr stattete Kaiser Wilhelm, begleitet vom General der Kavallerie, Baron Kamberg, seinem Generaladjutanten, Generallieutenant von Hahnke, dem Obersten von Pelczern und dem Oberstlieutenant Baron Steinmetz, sämtlichen in Wien weilenden Mitgliedern des kaiserlichen Hauses, sowie auch dem deutschen Botschafter Besuche ab. Er begab sich sodann in das Atelier des Professors von Angeli, der gegenwärtig ein Bild Kaiser Wilhelms malt, und empfing später die Besuche des Prinzen Philipp von Koburg, des Fürst-Erzbischofs Grafen Schönborn, des Ministerpräsidenten von Tisza und des Nuntius, Erzbischof Galimberti. Der nächste Vormittag galt einem Besuche des neuen Burgtheaters, in dem die beiden Monarchen über eine halbe Stunde verweilten. Der entzückende Bau wurde genau besichtigt, Maschinerien und Bühnenmechanismus geprüft, wobei Regierungsrat Wlassak und Sonnenthal, mit denen der deutsche Kaiser sich unterhielt, vorgestellt wurden. Hierauf verliehen die Majestäten mit Worten des Lobes und Dankes gegenüber dem Oberbaurat Baron Hasenauer wieder das Herz. Um 11 Uhr erfolgte die Aufwartung der Generalität und nachmittags 2 Uhr in der deutschen Botschaft der Empfang der Chefs der fremden Missionen in Wien. Kurz zuvor hatte der Kaiser noch den Minister Grafen Kalnoky, den Bruder des Botschafters, Prinzen Heinrich IV. zu Reuß, den Grafen Julius Andrassy, sowie Professor Dr. Schrötter empfangen, während später Deputationen des deutschen „Hilfsvereins" und des Vereins „Niederwald" zur Begrüßung ihres Kaisers erschienen.

Nach einem Familiendiner bei den Majestäten, an dem außer den oben erwähnten Mitgliedern des Hofes noch der Herzog von Braganza und Prinz und Prinzessin von Koburg teilnahmen, fand als Hauptfeier am ersten Tage ein großes Galakonzert im Redoutensaale der Hofburg statt. Es war eine der glänzendsten Festlichkeiten, welche der prachtvolle, reich mit exotischen Pflanzen geschmückte Saal sah. Mehr als 300 Einladungen waren an die ersten Würdenträger des Reichs ergangen, welche als glänzendes Gefolge die wiederum vollzählig versammelten Mitglieder des Kaiserhauses umgaben, in deren Mitte, auf ein wenig vorgerückten Sesseln, Kaiser Wilhelm, zur Rechten die Kaiserin, zur Linken der Kaiser Franz Josef, Platz genommen hatten. Während Kaiser Wilhelm in der Uniform seines österreichischen Husarenregiments erschienen war, hatten sein kaiserlicher Gastfreund, sowie diejenigen Erzherzoge, welche Inhaber deutscher Regimenter sind, zu Ehren ihres Gastes die Uniformen derselben angelegt. Die Kaiserin trug eine dekolletirte, mit blauem Pelz verbrämte lichtgelbe Prunkrobe, deren Tablier reich mit Silber gestickt war, und im aufgelösten Haar ein prachtvolles Diadem aus Smaragden und Brillanten. Frau Kronprinzessin Stephanie war in blaßblauem Atlas erschienen, den Margaretes in

by Google

Gold- und Silberdrapé schmückten, während blaue Straußfedern und Goldaigretten in der hochgefrisirten Frisur vermendet waren. Bald nach Erscheinen der Majestäten begann das Orchester unter Leitung des Hofkapellmeisters Helmesberger senior der Ouverture zu Rossinis „Wilhelm Tell". Gesangsvorträge der Damen Lucca, Materna, Papier, der Herren Winkelmann, Reichmann, Van Dyk wechselten dann mit einer Cello- und Harfenpièce der Herren F. Helmesberger und A. Zamara sowie Orchestervorträgen ab und fanden den vollen Beifall der hohen Zuhörer. Nach dem Konzert wurden die mitwirkenden Künstler und Künstlerinnen in den Saal befohlen, wo die Majestäten persönlich in liebenswürdigster Weise ihren Dank aussprachen.

Am andern Tage folgte Kaiser Wilhelm einer Einladung seines Botschafters Prinzen Reuß zum Gabelfrühstück in das Botschaftshotel in der Reisnerstraße. Es waren 33 Gouverts aufgelegt, und auch Kronprinz Rudolf, den ja seit Jahren persönliche Freundschaft mit Kaiser Wilhelm verbindet, hatte der Einladung Folge geleistet.

Als Abschluß der offiziellen Hofpflichtreiten fand sodann abends 6 Uhr im großen Redoutensaale ein Galadiner zu 136 Gedecken statt. Der Saal erhielt dadurch, daß außer dem lebenden Schmuck der Palmen auch die berühmten belgischen Gobelins des Kaiserhauses die Wände deckten, ein besonders festliches Ansehen. Es war kein Leichtes für die kaiserlichen Tafeldecker und ihre Kunst, mit den Wundern des Interieurs zu wetteifern, und demnach löste sie ihre Aufgabe meisterhaft; die hufeisenförmig aufgestellte Tafel war in der That stilvoll angeordnet. Zwanzig große Aufsätze, deren Blumenbouquets von je 16 Kerzen umrahmt waren, und die Kerzen von 30 kleineren Armleuchtern erhellten mit den großen Kronlüstres den strahlenden Raum und brachen ihr Licht in den Kristallen, den goldenen und silbernen Bestecken auf der Tafel. Kostbare Tafelaufsätze von geringerer Größe waren zwischen den vorerwähnten aufgestellt und trugen Bonbons und Patisserien, deren Hülle mit Bildern Kaiser Wilhelms in verschiedenen Uniformen und mit Porträts der Mitglieder des österreichischen Kaiserhauses geziert waren. Neben dem Menü lag das Musikprogramm. Die Hofballmusik unter Direktion von Eduard Strauß begann mit der Ouverture zu „Oberon" die Tafelmusik. Wenige Minuten nach 6 Uhr erschien unter Vorantritt des Grafen Hunyady, aus dem kleinen Redoutensaale kommend, der Hof, während gleichzeitig durch die anderen Eingänge des großen Redoutensaales die Herren vom Gefolge und die geladenen Gäste eintraten. Die Sitzordnung der höchsten Herrschaften war dieselbe wie bei dem Hofkonzert. Kaiserin Elisabeth erschien diesmal in einer Toilette aus silbergrauem Atlas mit reicher Ornamentstickerei in Gold und Silber. Die Corsage war mit Brillanten übersät, und das leichtgewellte Haar schmückte ein Diadem von Brillantrosen und Rubinen. Die Robe der Frau Kronprinzessin bestand aus karmoisinfarbenem Velourstroppe, und die Schulterbänder wurden von Touffes weißer Marabufedern gehalten, während ein breites Band, mit Diamanten und großen Rubinen besetzt, sowie ein vierfaches Perlencollier den Hals zierte. Das Haar war hoch frisirt und mit drei Nadeln aus email blond gesteckt, welche nußgroße Brillanten trugen. Nach dem fünften Gange des Diners, als der Champagner aufgetragen war, erhob sich Kaiser Franz Josef zu einem Trinkspruch, der durch Länge und Inhalt von denen abwich, die seit Jahren bei derartigen Festen Sitte geworden sind, und schon dadurch die ganz besondere Freundschaft, welche die beiden Monarchen verbindet, darthut. Kaiser Franz Josef sprach:

„Ich gebe der innigen Freude und dem Danke Ausdruck, daß es Mir gegönnt ist, Seine Majestät den Kaiser Wilhelm in Unserer Mitte zu begrüßen. Mit den Gefühlen jener herz-



Selbst durch die Barrikaden zwängt. Vor dem Burgthor.

Die Ankunft des Deutschen Kaisers in Wien. Originalzeichnung unseres Spezialartisten M. Ledeli.

lich treuen und unauflöslichen Freundschaft und Bundesgenossenschaft, welche Uns zum Besten Unserer Völker vereint, trinke Ich auf das Wohl Unseres kaiserlichen Gastes. Der Allmächtige geleite ihn auf der Bahn, die er mit jugendlicher Kraft, mit männlicher Weisheit und Entschiedenheit betreten hat! Seine Majestät der deutsche Kaiser und König von Preußen, Ihre Majestät die Kaiserin und Königin und das königliche Haus leben hoch!"

Die Anwesenden brachen in begeisterte Hochrufe aus, und während die Musik „Heil dir im Siegerkranz" spielte, klangen die Gläser der drei Majestäten aneinander. Dann erhob sich Kaiser Wilhelm zu folgendem Trinkspruch:

„Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät spreche Ich für Ihre huldvollen Worte aus getröstetem Herzen Meinen innigsten Dank aus und freue Mich besonders, daß an Eurer Majestät Namenstage Ihnen zu können. Nicht als Fremder bin Ich hierher gekommen, sondern schon seit Jahren durch Eurer Majestät Güte ausgezeichnet, führe Ich ein heiliges Vermächtnis Meines in Gott ruhenden Herrn Großvaters aus. In dem Gefühle bewährter und unverbrüchlicher Freundschaft erhebe Ich Mein Glas und trinke auf das Wohl Meines hochverehrten Bundesgenossen, Seiner Majestät des Kaisers von Oesterreich, Ihrer Majestät der Kaiserin und des gesamten kaiserlichen Hauses!"

Wiederum erklangen donnernde Hochrufe, und während Kaiser Wilhelm sein Glas an das des Kaisers Franz Josef und an das der Kaiserin Elisabeth klingen ließ, stimmte die Kapelle die österreichische Volkshymne an.

Noch standen die Anwesenden unter dem Eindruck dieser Reden, als sich der hohe Gastgeber abermals erhob, um folgenden Trinkspruch auszubringen:

„Gestatten Eure Majestät, daß Ich das Glas erhebe auf das Wohl Eurer Majestät Armee, dieses leuchtendsten Musters aller militärischen Tugenden! Unsere preußischen, Unsere deutschen Kameraden, sie leben hoch!"

In den Augen des jungen Fürsten blitzte es auf, schnell ergriff er sein Glas, und mit gesteigertem Ausdruck und in voller Klangfülle erwiderte er die Worte:

„Unsere Kameraden der österreichisch-ungarischen Armee — sie leben hoch, nochmals hoch und zum dreimalmale hoch!"

Die Hochrufe, welche diesen beiden Trinksprüchen folgten, ertönten nicht minder begeistert wie die vorhergegangenen. Kurz vor Schluß des Diners sahen einige Nähersitzende noch, wie Kaiser Wilhelm aus den Bonbons zwei auswählte, deren Enveloppen die Bilder der Kronprinzessin Stephanie und der kleinen Erzherzogin Elisabeth trugen. Er las dieselben durch, einen Diener in seinen Ezako legen und barg sie später, als er sich von der Tafel erhoben, in der Tasche seiner Uniform. Um 7½ Uhr war die Tafel zu Ende, die Majestäten hielten in dem kleinen Zeremoniensaal Cercle und verabschiedeten um 8 Uhr die Gäste.

In vorgeschrittener Abendstunde wurde sodann bei den Erzherzog Karl Ludwig und der Erzherzogin Maria Theresia in ihrem Palais auf der Wieden der Thee genommen, wobei die hohen Herrschaften ohne jede Begleitung erschienen. Nach ungefähr einstündiger Unterhaltung, zu welcher die Kapelle des Infanterieregiments Nro. 84 spielte, verabschiedete sich Kaiser Wilhelm von den Erzherzoginnen und den Prinzen, da er bereits am nächsten Morgen sich zur Jagd begeben wollte.

Schon gegen 7 Uhr früh erfolgte der Aufbruch des Kaisers Wilhelm, der zunächst mit dem Kronprinzen Rudolf nach dem Lainzer Tiergarten fuhr, um dort einige Stunden zu birschen. Von da ging's nach Schönbrunn, wo Kaiser Franz Josef, der König von Sachsen, Prinz Leopold von Bayern und andere hohe Fürstlichkeiten schon vorher eingetroffen waren. Hier vereinigte noch unmittelbar vor der Abfahrt nach Mürzzuschlag ein Gabelfrühstück sämtliche Teilnehmer des Jagdausfluges.

L. Bl.



Das Wiener Hofkonzert zu Ehren Kaiser Wilhelms. Originalzeichnung unseres Spezialartisten Ch. Vreedwiser.



Kaiser Wilhelm bei Kaiser Franz Joseph im Arbeitszimmer.

Nubia.

Erzählung

von

Richard Voß.

(Fortsetzung.)

Nachdem der arme Nazarener sich in Selbstanklagen und allen erdenklichen Spitzfindigkeiten erschöpft hatte und ihm gar nichts mehr einfallen wollte, was er Himmel und Erde vorwerfen konnte, mußte er endlich doch überlegen, was er thun sollte. Da er nun seiner Meinung nach so hoffnungslos liebte, wie jemals ein Mensch auf Erden geliebt hatte, so blieb ihm allerdings nicht viel zu thun übrig.

Also fort, ohne weiteres fort, und das bereits morgen.

Dennoch zauderte er, dieses letzte Ergebnis all seines Sinnens bei sich selbst zu besiegeln. Aber wenn er blieb, was würde geschehen? Konnte er dadurch etwas ändern oder gar bessern? Vielleicht würde er sich noch mehr von der vollständigen Hoffnungslosigkeit seiner Liebe überzeugen. Insofern konnte sein Bleiben ihm allerdings etwas helfen; denn das Mädchen, dessen war er nur zu sicher, würde sich nicht ändern; niemals würde von seiner Leidenschaft ein Gluthauch in ihre Seele eindringen, das kalte Herz erwärmend und schmelzend. Niemals durfte er hoffen, dieses wandelnde Bildnis als liebendes Weib in seinen Armen zu halten.

Von neuem verlor er sich in schwerem Brüten, sein Gehirn marternd, ihm einen, nur einen belebenden und tröstenden Gedanken zu geben, doch es gelang seinem Kopf nicht, sein Herz zu betrügen. Ja, wenn er hätte verführen wollen, wenn er in dieser Kunst, darin es so viele Meister gab, hätte ein Anfänger sein oder jemals werden wollen, vielleicht, daß es ihm dann gelungen wäre, sich eine absichtliche Hoffnung einzuflößen. Aber wie er nun einmal beschaffen, vor allem, wie das Mädchen beschaffen war, lag auch hier keine Hoffnung für ihn, so daß ihm in der That nichts anderes übrig blieb, als den Entschluß zu fassen, dem Ort zu entfliehen, der ihm so verderblich geworden war, und das ohne jedes Zaudern.

Jetzt kam eine große Ruhe über ihn, er fühlte plötzlich eine ungeheure Leere und Oede in sich, zugleich mit seiner Hoffnung schien ihm auch die Fähigkeit genommen zu sein, über seine Hoffnungslosigkeit Schmerz zu empfinden. Auf einmal stand klar vor ihm, wie er sich Nubia und der Mutter gegenüber benehmen, was er den beiden Frauen sagen sollte, welche Pflicht er in dem Hause, dessen Gast er so viele Wochen gewesen, noch zu guter Letzt zu erfüllen hatte. Er war von seinem Vorhaben derartig durchdrungen, daß er seinen Entschluß laut aussprach.

„Sie muß das Weib des Argante werden, das ist das einzig Richtige. Mag dieser Sabiner besitzen, was mir versagt bleibt, mag er schwelgen, wo ich darben muß, ein Goet sein, wo ich Höllenqualen erdulde. Natürlich liebt sie ihn nicht; wie sollte sie auch, da sie überhaupt nicht zu lieben vermag, aber das thut nichts, das Weib des Argante wird sie deshalb doch werden wollen. Vielleicht würde sie auch mich zum Manne nehmen wollen, ohne Liebe, vielleicht — aber ich müßte mich ja verachten. Nein, so toll bin ich durch dieses Weib noch nicht geworden, daß ich das zu thun vermöchte. Pfui, so gemein! Was sagte sie mir damals: ich sollte mit der Mutter reden, damit diese den Argante abweise, wenn er um die Tochter würbe? Schlange, Schlange! Wohl, ich werde mit der Mutter reden, der arme Argante soll glücklich werden."

Diesen bedenklichen Entschluß fassend, kam er sich überaus edel vor, und bei all seinem Elend hatte er das Gefühl, daß er im Begriffe stand, eine gute That zu begehen. Nun raffte er sich mit schmerzenden Gliedern auf, stieß einen tiefen Seufzer aus und schickte sich an, den Rückweg anzutreten.

Um sich blickend, machte er die Wahrnehmung, daß er auf seinem wilden Gang in die Irre geraten war, und es währte eine Zeit, bis er sich in der Oede zurechtgefunden hatte. Darüber ging die Sonne unter, die Dämmerung brach herein, es wurde schnell Nacht. Erst bei völliger Finsternis erreichte er Saracenesco.

*

Nubia hatte die dreiarmige Lampe angezündet und den Tisch für die Abendmahlzeit gedeckt; nun saß sie am Herd und schaute unverwandt in das knisternde Feuer, über dem im kupfernen Kessel die Minestra kochte. Die Mutter war zu einer Nachbarin gegangen, deren Kind schwer krank lag, und würde sich wohl mit Beten und Lamentiren bis spät in die Nacht hinein aufhalten; sobald der Gast zurückgekehrt war, wollte auch Nubia hinüber, um mit ihrem Gebete zu helfen.

Wenn er nur bald käme, damit sie fort könnte! Wo hielt er sich so lange auf? Was hatte ihn heute nur angewandelt? Nie hatte sie einen Menschen so gesehen, nie einen Menschen so reden hören. Und daß sie schön sein sollte! Warum schalt er sie so heftig, warum war er so erzürnt auf sie? Sie war ihm stets freundlich begegnet. Wenn er sie zum Weibe haben wollte, konnte er ja bei der Mutter um sie werben. Freilich war er ein Fremder, und sie entsann sich nicht, jemals gehört zu haben, daß ein Mädchen von Saracenesco einen Jüngling aus einem andern Orte zum Mann bekommen hätte. Das war gegen alle Sitte. Was wollte er also von ihr?

Er liebte sie, heilige Muttergottes!

Sie brachte ihren Geist von diesem Gedanken nicht fort. Zuerst war es für sie etwas durchaus Verworrenes, Unbekanntes, Unbegreifliches; während sie es zu fassen versuchte, lauschte sie unablässig hinaus, ob sie draußen seinen Schritt nicht vernahm.

Jetzt kam er. Sie erhob sich langsam, trat vom Herde fort zum Tisch und wendete ihr Gesicht der Thüre zu. Es war in diesem Augenblick, daß sie ihr Herz heftig schlagen fühlte und heiße Schauer sie überliefen. Und plötzlich wußte sie: er geht fort, er kommt nur, um Abschied zu nehmen. Er geht fort! Morgen ist er nicht mehr da, morgen bist du allein, du siehst ihn heute zum letztenmal. Da faßte sie ein Schmerz, daß sie mühsam einen Aufschrei erstickte und das Zimmer um sie her zu kreisen begann. Er darf nicht gehen, er muß bleiben; wenn er geht, stirbst du gewiß. Wenn er ihr sagte, daß er fort müßte, so wollte sie ihn bitten, zu bleiben, so wollte sie zu seinen Füßen liegen, wie heute er zu ihren Füßen gelegen hatte. Nur daß er nicht ging, daß er sie nicht allein ließ!

Kaum war sie zu dem Entschluß gelangt, ihn nicht fortzulassen, als die angstvolle Beklommenheit, die sich ihrer bemächtigt hatte, einer freudigen Erregung wich, so daß sie dem Eintretenden mit einem Antlitz entgegenging, darauf es wie ein Glanz lag. Heinrich indessen fand nicht den Mut, einen Blick auf das schöne Mädchen zu werfen; kaum daß er es über sich brachte, sein langes Ausbleiben durch eine weite Bergwanderung zu erklären. Dann fragte er nach der Mutter. Da er hörte, daß sie ausgegangen sei und er mit der Tochter allein war, wollte er sich sogleich in seine Kammer begeben, aber Nubia sagte:

„Das magst Du später thun, jetzt steht das Essen auf dem Tisch. Ich bin nachmittags zum Feld hinuntergegangen und habe Cichorienblätter gesucht, die Du so gern issest. Sieh, alles ist bereit, ich habe auf Dich gewartet."

Ueber ihrem neuen Daseinsgefühl, davon sie wie durch Zauberschlag erfüllt worden, merkte sie seine Verstörung gar nicht, auch mußte sie immerfort denken: „Sagt er jetzt: Morgen gehe ich fort, so bitte ich ihn, zu bleiben. Was er für ein Gesicht machen wird! Daß mir das nicht gleich eingefallen ist, nicht schon heute mittag beim Brunnen!"

Sie erbebte, jenes leidenschaftlichen Auftrittes gedenkend, eine jähe Glut stieg in ihr auf, sie mußte die Augen schließen. Da, mit geschlossenen Augen erblickte sie sich selbst, wie sie als Madonna mit dem Kind im Arm aus den Zweigen niederschwebte; sie hörte eine Stimme, die ihr zuflüsterte, daß sie schön sei, und fühlte den glühenden Strom eines unbegreiflichen Glückes anschwellen und zu ihrem Herzen dringen. Als sie die Augen wieder aufschlug, sah sie Heinrich am Tische sitzen und in das Licht starren.

Sie trat zu ihm, reichte ihm von den Speisen, schenkte ihm Wein ein und setzte sich dann ihm gegenüber. „Wenn er es dir nur bald sagte, wenn du ihn nur bald bitten könntest," war ihr beständiger Gedanke. Er dagegen: „Wenn du nur erst mit der Mutter gesprochen hättest, wenn du nur erst fort wärst! Jedenfalls nimmst du keinen Abschied, schleichst dich morgen in aller Frühe vor Tagesanbruch davon. Sie wird ja wohl wissen, warum du es gethan, und mag es, wenn sie Lust hat, ihrer Mutter und den übrigen sagen."

Da er, ohne den Blick von seinem Teller zu heben, beharrlich schwieg, begann Nubia zu reden:

„Nun sind es bald zwei Monate, daß Du bei uns bist. Wie die Zeit vergeht! Noch einmal so lange und unsere Männer sind wieder da und es ist Winter. Dann ist's kalt bei uns, wir frieren und die Wölfe kommen. Von Deiner Kammer aus kann man sie nachts heulen hören. Was ich sagen wollte, die Mariuccia und die Serena werden wohl noch diesen Winter Männer nehmen. Die Armen! Sie müssen dann hinunter nach Vicovaro und sich vom Priester einsegnen lassen. Was sagst Du?"

„Ich fragte, ob in Saracenesco bei einer Hochzeit irgend ein Brauch ist oder ein Fest gefeiert wird?"

Nubia schüttelte den Kopf.

„Um ein Fest zu feiern, dazu sind die Leute von Saracenesco zu arm. Wem es gut geht, der trinkt in Vicovaro mit seiner jungen Frau und den Eltern eine Foglietta, sie essen mit einander Maccaroni und süße Ciambelli und damit ist's vorbei. Die ganz Armen lassen es beim Wein bewenden. Die junge Frau schickt ihr Bett, ihre Spindel und ihre Truhe in ihres Mannes Haus und kocht dort am Abend die erste Oelsuppe, von der sie auch den Nachbarinnen abgibt. Wie sollten sie es anders machen?"

Heinrich rief:

„Es würde bei euch manches anders sein, wenn die Mädchen von Saracenesco wie die von Tivoli, Olevano und Subiaco für den Winter nach Rom kämen. Die Künstler würden ihnen das Doppelte zahlen als jedem andern Modell."

Ernsthaft erwiderte Nubia:

„Du weißt, daß unsere Männer uns das niemals erlauben würden, denn es heißt bei uns, jene Mädchen, von denen Du uns erzählt hast, wären schlechte Geschöpfe. Wenn ein Mädchen von Saracenesco sich in Rom an der spanischen Treppe hinstellen würde, so müßte es erst ein schlechtes Geschöpf geworden sein. Die Männer von Saracenesco würden ihre Töchter eher töten, als sie den Malern nach Rom zu geben, und hätte das Mädchen keinen Vater mehr, so würde ihr Bruder oder ihr Geliebter es thun. Aber das ist geschwatzt, denn bis jetzt hat sich noch kein Mädchen von Saracenesco in Rom an die spanische Treppe gestellt."

Heinrich wurde zornig, er rief:

„Und Du? Bist Du noch immer der Ansicht, daß es eine Schande sei, mit seiner Schönheit der Kunst zu dienen?"

Nubia schwieg eine Weile, dann sagte sie leise, über und über erglühend:

„Wie kannst Du so reden? Hast Du nicht vielemale mein Bild gemacht? Sogar als heilige Gottesmutter selbst, den süßen Knaben im Arm! Aber wenn die Schönheit in Wahrheit etwas so Hohes ist, wie Du meinst, so kann man sie doch nicht verkaufen, und das thun jene Mädchen in Rom."

„Es ist völlig unnütz," dachte Heinrich, „zu versuchen, ihr die Sache begreiflich zu machen. Uebrigens nimmt sie mit ihrer Ansicht den höchsten Standpunkt ein. Was will ich also mehr?" Laut meinte er: „Du hast ganz recht; ich möchte nur wissen, ob die anderen Mädchen ebenso denken und ob einer unter euren Männern seine Tochter oder Verlobte oder Schwester wirklich töten würde, wenn sie in Rom an der spanischen Treppe stände. Ich zweifle daran."

„Daran thust Du unrecht," versetzte Nubia mit unerschütterlicher Ueberzeugung.

Nun saßen sie wieder stumm, jedes in seine Gedanken versunken. Heinrich brachte seinen Geist nicht von der Vorstellung fort, daß morgen sein Platz am Tische leer sein und nach kurzer Zeit von einem andern eingenommen werden würde; und Nubia wartete klopfenden Herzens auf den Augenblick, wo

er sagen würde: „Ich gehe fort," wo sie ihn bitten wollte: „Bleibe hier!" Was seinem Bleiben folgen, wie es dann werden sollte, darüber machte sie sich keine Gedanken.

Da kam die Mutter nach Hause, viel früher, als Nubia gedacht hatte. Mit dem kranken Kind war es schlimmer und schlimmer geworden, es schien bereits in den letzten Zügen zu liegen. Da alle Mittel nichts halfen, wollte man die Madonna um ein Wunder bitten, und damit die Heilige das Mirakel in eigener Person vollbringen konnte, sollte ihr Bild vor das Bett des sterbenden Kindes getragen werden. Bereits versammelten sich die Mädchen, das Bildnis in Prozession zum Hause zu führen, denn wenn es nicht in feierlichem Zuge geschah, hätte es die Madonna übel nehmen und aus Kränkung dem Kind ihre Hilfe versagen können.

Die Mutter entzündete am Herdfeuer einen langen Span, gab ihn der Tochter und trieb diese hinaus. Heinrich aufforderend, sich den Mädchen anzuschließen. Dieser schützte Müdigkeit vor und blieb am Tische sitzen, wo er von neuem in die Flamme der Oellampe starrte. Nach einiger Zeit vernahm er das Murmeln der Beterinnen, die mit dem Bilde herangezogen. Gleich darauf ward es wieder still. Sie hatten also sein Bild ins Haus und vor das Bett des kranken Kindes getragen; nun sollte sein Bild Wunder bewirken.

Wohl eine Stunde harrte Heinrich der Rückkehr der beiden Frauen, dann hielt er es in dem engen, dumpfen Gemach nicht länger aus, und eben wollte er sich ins Freie begeben, als Nubia mit ihrer Mutter eintrat. Auf dem Gesicht des schönen Mädchens lag der Ausdruck einer tiefen Bewegung, ihre Wangen glühten, sie schaute gerade vor sich hin, mit Augen, darin eine stille Verklärung leuchtete, als habe sie eine Vision gehabt.

Sie sprach kein Wort, sondern ließ die Mutter reden, deren Bericht sie mit einem glücklichen Lächeln zuhörte.

„Die Madonna sei gepriesen, sie hat das Wunder an dem Kinde gethan! Und so ist es zugegangen: das arme kleine Geschöpf lag in Krämpfen, niemand konnte ihm helfen, und wir Frauen meinten alle, es würde seiner Mutter unter den Händen fortsterben. Also ich hieher und die Nubia gerufen, daß sie mit den Mädchen das Bild holen sollte. Sie hatte erst allerlei dagegen zu reden, dann ging sie aber doch mit den anderen. Wir Weiber blieben unterdessen bei der Mutter, beteten und jammerten und warteten auf die himmlische Jungfrau. Auf einmal rief die Mutter: ‚Es stirbt!' und begann erbärmlich zu schreien. Aber da kommen gerade die Mädchen mit Deinem Bilde, stellen die liebe himmlische Frau vors Bett, wir brennen ihr zwei geweihte Kerzen an, die Nubia nimmt das Kind, reicht es der Madonna hin und betet wie eine Heilige, daß die Gottesmutter dem Kindlein helfen möge. Und sie betet noch da und bittet noch, als das Kind still wird und ruhig einschläft, nicht anders, als ob die Madonna selbst es in Schlaf gesungen und eingewiegt hätte. Du hättest die Mutter sehen sollen, wie sie der Gebenedeiten dankte und den Mantel küßte, den Du ihr gemalt hast. Und erst die Nubia! That das Mädchen nicht, als ob sie selber die heilige Mutter Gottes wäre und das Kindlein gerettet hätte — die Madonna verzeih ihr die Sünde! Und was glaubst Du wohl, daß sie mich eben jetzt auf der Gasse gefragt hat? ‚Meinst Du nicht, Mutter, daß die Madonna mir gleicht?' Was sagst Du dazu? Ich sage, Gott verzeih ihr die Sünde!"

Ueber und über erglühend stand die Gescholtene mit gesenkten Augen da, fuhr aber fort, still vor sich hin zu lächeln. Doch sah Heinrich beharrlich von ihr hinweg, während die Mutter kein Ende fand im Preisen des Wunders, welches sich vor ihren Augen zugetragen und davon ein nicht geringer Teil des Ruhmes auf ihren Gast fiel. Trotz der späten Stunde kamen noch die Nachbarinnen, das große Ereignis zu besprechen und Nubias kräftige Fürbitte zu rühmen. Sie erzählten, das Kind liege in tiefem Schlaf und die Madonna halte mit der Mutter Wache an seinem Bett. Mitternacht war vorbei, als die Frauen endlich mit Heinrich allein blieben.

„Jetzt sagt er der Mutter, daß er morgen fortgeht," dachte Nubia; „aber vor der Mutter will ich ihn bitten." Sie trat zum Herde, warf das verlöschende Feuer auseinander und machte sich mit ihrer Spindel zu thun.

Zur Mutter gewendet, sagte Heinrich:

„Ich habe heute aus Rom Botschaft bekommen, meine Freunde wollen, daß ich wieder zu ihnen zurückkehren soll. Sie haben recht, viel zu lange schon bin ich hier oben gewesen, und darum muß ein Ende gemacht werden. Ihr wart sehr gut gegen den Fremden und er wird es Euch immer gedenken." Er schwieg einen Augenblick, dann sprach er, der Mutter ins Wort fallend, weiter: „Noch eines möchte ich Euch sagen, im Römischen befindet sich aus Eurem Ort ein Jüngling, Argante mit Namen, der zum Winter mit den anderen Männern wiederkommen wird; dieser gute junge Mensch hat Eure schöne Tochter lieb und möchte sie zum Weibe nehmen, wozu Ihr, wie Nubia mir anvertraut hat, gern Euren Segen geben werdet. Auch ich wünsche von Herzen, daß der junge Argante ein glücklicher Ehemann werden möchte. Freilich ist mir bekannt, daß Eure Tochter keine sonderliche Liebe für den jungen Menschen fühlt. Aber wie sie mir sagte, wird sie ihn trotzdem zum Mann nehmen, wenn er um sie wirbt und es Euch genehm ist. Und daran thut sie recht, sie weiß, daß ein Mädchen denjenigen, welchen sie zum Manne nimmt, nicht zu lieben braucht, und das ist gut für sie, da sie gar nicht wüßte, wie sie es anfangen sollte, einen Mann, der sie liebt, wieder zu lieben. Aber vielleicht fragt der gute Argante darnach nur wenig, wenn er sie nur zum Weibe bekommt, und auch sie wird schnell vergessen haben, daß es eine Zeit gegeben hat, wo sie lieber nicht das Weib des guten Argante geworden wäre. Und nun lebt wohl, Ihr und Eure schöne Tochter! Es ist spät geworden und ich habe in meiner Kammer zu thun. Auch sehe ich Euch morgen wohl noch. Schade daß ich nicht schon an dem Morgen gegangen bin, da der gute Bruder Girolamo mir den Weg weisen wollte. Grüßt diesen frommen Hirten von mir und sagt ihm, der Wolf sei fort, ohne einem einzigen seiner Schäflein ein Haar gekrümmt zu haben. Mag er in Frieden seine Herde weiden."

Heinrich gewann es über sich, diese grausame Rede mit ziemlich gelassener Miene, ohne allzu heftiges Beben der Stimme vorzubringen, und schickte sich an, gleich nach seinen letzten Worten das Zimmer zu verlassen. Die Mutter, die kaum die Hälfte dessen, was er vorgebracht, verstanden hatte, lamentirte laut über den eiligen Aufbruch des ihr lieb gewordenen Gastes. Nubia sagte kein Wort, aber als Heinrich sich doch nicht überwinden konnte, fortzugehen, ohne einen letzten abschiednehmenden Blick auf das schöne, kaltherzige Geschöpf zu werfen, und langsam seine traurigen Augen zu ihr aufhob, sah er sie noch immer beim Herde stehen und unverwandt zu ihm hinüberblicken. Da indessen alle Gluten erloschen waren und die Leuchte nur einen trüben Schimmer auf ihre Gestalt warf, vermochte er ihre Miene nicht zu erkennen. Eine kurze Weile stand er, den Blick auf Nubia gerichtet, dann — mit einem tiefen Seufzer — wendete er sich von ihr ab und verließ das Gemach. Sie rief ihn nicht zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Wespenstiche.

Von

Alfred Friedmann.

Frau Echo.

Was hat die Frau mit dem Echo gestritten?
Das letzte Wort müssen beide haben!
Das Echo stimmt mit die Ehrein —
Die Frau läßt sich eher begraben!

Mode.

Die Thorheit durchlief fast alle Gemmen,
Und doch erstieg sie noch nicht alle Stufen:
Man hat keine Tischtücher mit goldenen Monogrammen,
Keine Sterbetücher mit bunten Initialen!

Piedestal.

Wer einst das Piedestal erdacht,
Der hat es wahrlich gut gemacht.
Weil auf vier Seiten man den Mann
Wieder ins Lot stürzen kann!

Die deutsche Kaiserfahrt nach dem Süden.

(Hierzu die Bilder Seite 104 und 105.)

V.

Die Hofjagden bei Würzburg.

Wenn die Südbahn die Felsenwände des Semmering überklettert und der Blick bei jeder neuen Biegung der eisernen Fahrstraße immer neue Schönheiten in dem Panorama dieses unvergleichlich bezaubernden Gebirgszuges entdeckt hat, dann senkt sich plötzlich vom Murtzuschlag eine kleine Zweigbahn thalwärts nach Neuberg. Hier zu Füßen der Schneealpe rauchen die hohen Schlote, und der gewaltige Dampfhammer modelt die Eisenmassen zu todtbringenden Geschossen, zu Torpedos, welche am Strande der Adria in der immergrünen Bucht von Abbazia zu ihrer Verderben bringenden Fahrt vollendet werden. Weiter aufwärts verengt sich das Thal; immer entzückender werden die Landschaftsbilder zu beiden Seiten des Weges, und plötzlich scheint eine kahe Felswand die schmale Fahrstraße und die rauschend dahin tanzende Mürz abzuschließen. Da macht der Weg eine kleine Biegung, ein schmales enges Felsentor, turmhoch begrenzt, öffnet sich, und in dem kleinen Thalkessel daliegt kaum ein Dutzend weißer Gebäude und rechts an der Felswand in einem Park hinter herrlichen Drahtgitter das Jagdschlößchen Mürzsteg. Nimmer gleich neben ihm auch das große, an historischen Erinnerungen reiche Jagdschloß in Neuberg sowie das idyllisch in den Kranzen gelegene und nur wenig bekannte kaiserliche Jagdhaus Tirol für die zeitweilige Aufnahme der Gäste mit in Betracht, so bildete doch das neue, vielgenannte Mürzsteg den eigentlichen Mittelpunkt der Jagden. Ein Vorzimmer, wie das ganze Haus mit Jagdtrophäen geschmückt, führt zu den inneren Gemächern dieses Schlosses. Links von dem langen Korridor liegt der Speisesaal und die Wohnung des Kaisers, rechts ist das Lese- und Spielzimmer, und an dieses schließen sich Zimmer für die Gäste, wie auch das ganze obere Stockwerk zu Gastzimmern eingerichtet ist. Von der Veranda des Schlosses schweift der Blick hinüber zu dem beschneiten Gipfel der hohen Veitsch, und er trifft vorher an deren Hängen auf das wild zerklüftete Kessel zwischen Scharfstein und Thürner Wand, das Hauptquartier der Gemsen. Wild und unzugänglich sind die Schluchten, steil und schroff die Felszinken, welche daraus hervorragen, so daß ganze Strecken, unzugänglich selbst für des Jägers Fuß, bisher nur von dem nie fehlenden Huf der Gemse berührt wurden. Wenn nun der Hohe Kernieder das ‚Hatz' der Treiberketten erschallt, dann stürzt das scheue Wild in unaufhaltsamer Flucht in das tiefere Waldesdickicht hinunter. Keine Felsspalte ist ihnen zu breit, kein Sprung zu tief; 30, 40 Fuß wagen sie den Absturz, und die kleinste Felsplatte genügt ihnen zum Absprunge, von dem sie mit fabelhaftem Orientirungssinn ihren Weg mit unverminderter Geschwindigkeit fortsetzen. Aber unten empfängt sie Büchsenknall, und die vernichtenden Kugeln aus den Expreß-Rifles lichten ihre Reihen gewaltig. Dann geht es in noch tollerer Flucht wieder die Höhen hinan, wo vielleicht abermals von den Außerkühnen das Rohr des Jägers Tod und Verderben in das Rudel entsendet.

In diesem Jahre aber brachte das reiche Gemsenrevier nur geringe Beute. Dichte Nebel verhüllten bei der Ankunft der fürstlichen Jäger selbst die tieferen Waldpartien, und fast unausgesetzt rieselte in den nächsten Tagen der Regen vom Himmel, nur hie und da von nicht minder feucht-kaltem Schnee abgelöst. Trotz dieser Ungunst des Wetters krachen am Morgen nach der Ankunft der Deutsche Kaiser, König Albert, Prinz Leopold und der Graf von Meran schon um fünf Uhr zur Birschjagd auf, während Kaiser Franz Josef, der ständige Revierjäger genau kennt und seinen hohen Gästen selbst die besten Plätze anzuweisen pflegt, auf dieselbe verzichtete. Um acht Uhr war der Himmel zwar trübe, aber es regnete nicht, und die Gesellschaft begab sich auf die erste Treibjagd. Bis zu den sogenannten alten „vierundzwanzig Gräben" fuhr der Kaiser von Oesterreich mit Kaiser Wilhelm. Dort verabschiedete er sich mit herzlichem Handedruck von seinem Gaste. Kaiser Franz Josef, Kronprinz Rudolf und ein Teil des Gefolges fuhren jedoch durch die vierundzwanzig Gräben zu ihren Standplätzen auf, während Kaiser Wilhelm bis zur Schwarzenbachbrücke fuhr und von dort aus über den Schützenkoden seinen Weg nahm. Auch Prinz Leopold, der Graf Meran und ein anderer Teil des Gefolges thaten ein Gleiches; König Albert und der Großherzog von Toskana begegen waren unmittelbar von der Birschjagd auf die Standplätze gegangen. St. Hubertus war an diesem ersten Jagdtage dem Kaiser Wilhelm nicht gnädig. Derselbe kam auch bei der Treibjagd ebenfalls zum Schuß wie König Albert von Sachsen, denn der Wind wechselte und ließ die vielen Hirsche, welche in der Nähe waren, der Zeit davongehen. Kronprinz Rudolf, Prinz Leopold von Bayern, Großherzog von Toskana und Graf Meran hatten je einen Hirsch auf der Strecke. Bei dem Triebe im „Schwarzenbach" wurden dann ein Vierzehnender, ein Zwölfender, 6 geringere Hirsche, 13 Tiere und 1 Kalb sowie 2 Gemsen erlegt. Den Vierzehnender hatte König Albert, den Zwölfender Prinz Leopold auf der Strecke. Die Jagd im Lahngraben wurde am dritten Tage abgehalten. Kaiser Wilhelm erlegte dabei 4, Kaiser Franz Josef 1, Prinz Leopold 1, der Großherzog von Toskana 3 Gemsen und 1 Tier; König Albert war des trostlosen Wetters wegen nicht mit zur Jagd gefahren. Das Gesamtergebnis in den sonst so reichen

Digitized by Google

Treibe waren 19 Gemsen, 5 Hirsche und 3 Tiere. An demselben Tage hatten auf der Morgenpirsche Kaiser Wilhelm 2 und König Albert 1 Achtender erlegt. Den Abschluß der Jagden bildete ein Trieb in Kaltenbach, abermals bei ungünstigem Winde und Regen. Kaiser Wilhelm und König Albert kamen gar nicht zu Schuß. Kaiser Franz Josef erlegte 1 Gemse und 1 Rehbock, Prinz Leopold 1 Achtender und 1 Gemse.

— Jeden Abend vereinte nach der Jagd die hohen Jäger mit ihrem Gefolge wieder im Jagdschloß, wo das gemeinsame Mahl um 6 Uhr eingenommen wurde. Inzwischen bereitete die Jägerei im Parke die Strecke, welche später von den Schützen besichtigt ward. Einige der Gäste Kaiser Franz Josefs verblieben sodann noch kurze Zeit im Spiel- und Lesezimmer, folgten aber bald den anderen zur Ruhe, denn lange vor Morgengrauen ging es abermals hinauf in die Berge.

Nach fröhlicher Beendigung der mehrtägigen Jagden fuhren die allerhöchsten Teilnehmer noch gemeinsam bis Mürzzuschlag zurück. Dort trennten sich die Wege Kaiser Wilhelms, der die Richtung nach Rom einschlug, von denen Kaiser Franz Josefs, der sich nach Wien heimbegab. Der Abschied der beiden Monarchen war ein überaus herzlicher. Nach wiederholten Umarmungen und Küssen riefen sie sich immer von neuem „Auf Wiedersehen — auf frohes Wiedersehen!“ zu. So lange der Zug, der den deutschen Kaiser von dannen führte, sichtbar blieb, folgte ihm Kaiser Franz Josef mit Blicken warmer Freundschaft. S. Bl.



Das Jagdhaus Tirol.

Originalzeichnung unseres Spezialmalers F. Schiegl

VI.

Die Ankunft in Rom.

Herrlich war die Sonne über der ewigen Tiberstadt aufgegangen, der Himmel hatte sein schönstes blaues Gewand angelegt und ergänzte in seiner ganzen südlichen Pracht. Ein wunderschöner, echt römischer Herbsttag war angebrochen, erfüllt von jenem eigenartigen, wehmütigen Reize, welcher die Spätsommermonate dort zu den herrlichsten und angenehmsten des ganzen Jahres macht. Am frühen Morgen schon wogte eine bunte Menschenmenge in den Straßen auf und ab, die mit Fahnen in den deutschen und italienischen Nationalfarben reichgeschmückt waren. Insbesondere war es die zum Bahnhofe führende Via nazionale, die den Zielpunkt jener unabsehbaren, freudig erregten Menschenmenge bildete, welche in gespannter Erwartung dem großen, bedeutungsvollen Ereignis entgegensah, das, schon seit Wochen im Munde aller, den Tag zu einem geschichtlich denkwürdigen, ja zu einem nationalen Festtage zu machen bestimmt war.

Deutschlands Kaiser, Wilhelm II., hatte am Nachmittage eintreffen. Der erste deutsche Kaiser, der erste Monarch überhaupt, der sich entschlossen hatte, in persönlicher Weise den König des geeinten Italiens in dessen vielumstrittener Hauptstadt zu besuchen; der mächtigste Herrscher, der kam, um den königlichen Freund und Verbündeten zu begrüßen, um die Bande, welche beide Fürstenhäuser — Hohenzollern und Savoyen — und mit diesen die beiden Nationen, deren Leiden und Kämpfe um so heißerstrebte Einigung so manche Analogien bieten, umfassen, immer enger und dauernder zu schlingen und dem Friedensbunde der nach gleichen Idealen und Zielen strebenden Völker die rechte Weihe zu geben.

Kein Wunder, daß Fürst und Volk dem nordischen Gaste einen Empfang bereiteten, wie er großartiger und erhebender wohl noch keinem Monarchen auf fremdem Boden zu teil geworden ist.

Immer mehr wuchs die Menge auf den Straßen an, endlose Equipagenzüge brachten noch fortwährend neue Gäste von nah und fern, da und dort wurde noch die letzte Hand an die mannigfachen, buntfarbigen Dekorationen gelegt, die in ihrer Gesamtwirkung einen überaus malerischen Anblick gewährten. An den Fenstern der Häuser wurde es lebendig, die Balkons füllten sich mit Herren und Damen in eleganter Toilette, ja selbst die Dächer waren mit Zuschauern dicht belegt. Schwarz-weiß-rote Fähnchen und Tücher wurden zum Verkauf ausgeboten und fanden reißenden Absatz, alles war voll Leben, Bewegung und freudiger Erwartung. Endlich verkündete Kanonendonner die Einfahrt des kaiserlichen Extrazuges in die Bahnhofhalle, wenige Minuten darauf erschienen die Spitzenreiter, dann eine Abteilung königlicher Leibgarde zu Pferd und — ein endloser Jubel brauste aus tausend und abertausend Kehlen dem an der Seite des Königs Humbert in zweispänniger Hofkutsche in die Stadt einziehenden Kaiser entgegen. Die Fanfaren schmetterten, der italienische Königsmarsch erscholl, die Militärkapellen stimmten das „Heil dir im Siegeskranz“ an, Hüte und Tücher wurden geschwenkt, Fahnen rauschten, lebhaftes Händeklatschen wurde laut, und „Evviva Guglielmo! Evviva la Germania! Evviva la triplice allenanza!“ ertönte es in nicht enden wollendem Jubel hinauf zum Quirinal, der königlichen Burg auf dem monte cavallo, wo die Königin mit den Prinzessinnen des königlichen Hauses die Ankunft des kaiserlichen Gastes erwartete. Noch lange nachdem die beiden Monarchen ihren Einzug in das Königsschloß gehalten, erschallten draußen auf dem von einer zahllosen, aufgeregten Menschenmenge angefüllten geräumigen Platze bei Quirinale, bis endlich der Kaiser, umgeben von der ganzen königlichen Familie, auf dem Balkon erschien, um der jubelnden Menge für den begeisterten Empfang zu danken. Dr. R. F.



Mürzsteg. Nach einer photographischen Originalaufnahme von Würthle & Spinnhirn in Salzburg.



Verabschiedung der beiden Kaiser bei den „vierundzwanzig Gräben". Originalzeichnung unseres Spezialartisten F. Schlegel.



Kaiser Wilhelms Einzug in Rom (Piazza Quirinale). Nach einer Zeichnung von D. Pisloorn.

Diplomatische Briefe an eine Dame.

von

Junius Verundus.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Selten weiß, meine gnädigste Frau, hat die Welt so voll gärender und zur Entscheidung drängender Fragen der internationalen Diplomatie gesteckt als in diesem Augenblick. Der Grund dafür liegt zunächst in der Verjüngung des deutschen Reiches durch den Regierungsantritt unseres Kaiser-Wilhelm. Deutschland, das einst in der Bewegungslosigkeit des alten Bundes nur ein gewisses Schwergewicht des Friedens bildete, ist durch die gewaltigen Kämpfe der letzten Jahrzehnte zur maßgebenden und entscheidenden Macht Europas emporgestiegen und ist stark genug, den Frieden unseres Weltteils nicht nur durch eine immerhin zweifelhafte passive Kraft der Hemmung, sondern auch durch gewaltigen waffenkräftigen Willen zu schützen. In den letzten Lebensjahren des Kaisers Wilhelm I. legte das hohe Alter dieses großen Monarchen selbst eine Zurückhaltung auf, die dann zur Folge hatte, daß bedenkliche Fragen, deren ja genug am politischen Horizont lagerten, auch von den anderen Mächten aus Rücksicht für den allgemein verehrten und trotz seines Alters auch allgemein gefürchteten kaiserlichen Heldengreis vertagt wurden. Nun führt das deutsche Scepter eine jugendlich kräftige Hand, man hat nicht mehr zu fürchten, einen durch allgemeine Ehrfurcht geheiligten Lebensabend zu stören, und die einst auf den Verhandlungen einwirkenden Fragen treten deutlicher. Ich habe mir in meinen früheren Briefen erlaubt, in großen Zügen darzulegen, wie wohlgeplant, groß und kühn unser Kaiser sogleich an die erste den europäischen Frieden unmittelbar berührende Frage — die Verstimmung Rußlands und die Sicherung des Gleichgewichtes im Orient — herangetreten ist, und nach welchen Grundsätzen damals zwischen Deutschland und Rußland, wie auch mit Schweden und Dänemark die Grundlagen der politischen Zukunft in großen Zügen vereinbart sind. Jüngst nun, bei der Anwesenheit des deutschen Kaisers in Wien, weilten, nachdem Graf Kalnoky mit dem Fürsten Bismarck in Friedrichsruhe verhandelte, jene Vereinbarungen die Zustimmung des österreichischen Kaisers gefunden haben, und es werden nun demnächst die Verhandlungen und Abmachungen behufs ihrer Ausführung beginnen, so daß nach der Richtung des Orients hin eine bewegte diplomatische Aktion vorauszusehen ist. Diese Aktion wird sich ganz und gar in dem Rahmen halten, den ich mir erlaubte, unter [illegible] zu geben, und wird ohne [illegible] Annäherung zwischen Rußland und Oesterreich führen, wenn durch die [illegible] Ordnung der bulgarischen Verhältnisse die [illegible] und historische Empfindlichkeit beseitigt und [illegible] österreichischen Interessen auf der Balkanhalbinsel gesichert sein werden.

Besondere Gesichtspunkte nun treten in den Beziehungen zu Italien zur Erwägung heran und machen den Besuch unseres Kaisers in Rom zu einem besonders bedeutungsvollen, nachdem dieselben in großen Zügen bereits bei der Anwesenheit Crispis in Friedrichsruhe mit dem Fürsten Bismarck erörtert und festgestellt worden waren. Es ist ja bereits allgemein bekannt, daß das Königreich Italien dem deutsch-österreichischen Friedensbündnis beigetreten ist und daß diesem Vertrag die gegenseitige militärische Unterstützung bei einem von Frankreich begonnenen oder angereizten Kriege zu Grunde liegt. Zwischen Italien und Frankreich schwebt ganz besonders als Anlaß möglicher Streitigkeiten und Zerwürfnisse die Frage des Mittelmeers, welche überhaupt in diesem Augenblick die Aufmerksamkeit Europas vorzugsweise in Anspruch nimmt; denn gerade die Veränderungen, welche, wie ich in meinen früheren Briefen ausgeführt habe, in einer mehr oder weniger nahen Zukunft für den Handelsbeziehungen zwischen Asien und Europa eintreten müssen, indem der Landweg für diesen Handel naturgemäß wieder den Seeweg zu verdrängen bereits scheint, geben aufs neue dem Mittelmeer eine erhöhte Bedeutung und machen es jeder an das Meer angrenzenden Macht zur Pflicht, dort ihre Rechte und ihre freie Küstenbewegung zu wahren. Deutschland hat auch in dieser Frage unmittelbar die Interessen Oesterreichs und dann in zweiter Linie das allgemeine europäische Gleichgewicht zu wahren. Es sind nun in letzter Zeit, ganz insbesondere von England und Frankreich, Versuche gemacht worden, feste Stützpunkte im Mittelmeer teils zu gewinnen, teils zu verstärken. England strebt, wenn auch unter schweren und wechselnden Kämpfen, sich in Aegypten festzusetzen. Frankreich besitzt bereits Algier und sucht diesen Besitz weiter an der afrikanischen Küste auszudehnen. Italien, obwohl die historisch wie geographisch recht verzweigteste Mittelmeermacht, war durch seine lange Schwäche und Uneinigkeit nach dem Fall von Venedig und Genua fast ganz von dem seemächtigen Einfluß am Mittelmeer ausgeschlossen, und es war natürlich, daß das neue Königreich Italien um so mehr nach der Wiedergewinnung und Stärkung dieses Einflusses strebte, je mehr eine neue Bedeutung dieses schon im Altertum und Mittelalter die Wasserstraße des Welthandels bietenden Meeres sich zu entwickeln begann. Italien hat dann in Aegypten, in Massauah und an der nordafrikanischen Küste, freilich bis jetzt vergeblich, seinen Fuß zu setzen versucht. Es ist dabei mit Frankreich, das seinerseits die erste Rolle, unter den lateinischen Mächten wenigstens, nicht aufgeben will, nachdem es in Europa sein Uebergewicht verloren, in Zerwürfnisse geraten, die sich so scharf zuspitzten, daß ein Kriegsfall fast unmittelbar bevorzustehen schien, wenn Italien noch einen Schritt weiter gethan hätte. Als diese Zerwürfnisse eintraten, erschien der italienische Minister Crispi in Friedrichsruhe beim Fürsten-Reichskanzler, um sich zu vergewissern, inwieweit Italien beim Ausbruch thatsächlicher Feindseligkeiten auf die Unterstützung Deutschlands rechnen dürfe. Es kann kein Zweifel über die Stellung bestehen, welche Deutschland in solchem Fall einzunehmen hat und welche dem obersten Vertreter der italienischen Regierung von dem deutschen Reichskanzler gewiß um der beiderseitigen eigentümlichen Offenheit und Klarheit dargelegt wurde. Deutschland hat allerdings über der Aufrechthaltung des Gleichgewichts der Mächte im Mittelmeer zu wachen, aber nur in seiner Eigenschaft als europäische Großmacht und im Verein mit allen europäischen Mächten. Die Streitfragen, welche zwei Mächte unter sich auszugleichen haben, könnten ein deutsches Eingreifen nicht rechtfertigen. Wenn also in Massauah oder in Tripolis zwischen Frankreich und Italien Streitigkeiten über Besitzergreifungen oder Besitzrechte entstehen und etwa zu einem kriegerischen Zusammenstoß führen sollten, so kann dies für Deutschland keine Veranlassung zur Einmischung bilden. Die italienische Regierung muß sich demnach völlig darüber klar sein, daß sie eine kriegerische Verwicklung mit Frankreich über Besitz- und Rechtsverhältnisse an der afrikanischen Küste allein auszufechten hat, so lange natürlich, als die Feindseligkeiten auf jene streitigen Gebiete beschränkt bleiben. Würden die Franzosen etwa Truppen in Afrika landen, um dort dem italienischen Vorgehen sich entgegenzustellen, oder würden sie auf offenem Meer italienische Schiffe angreifen, so würde dies niemals ein Grund zu einer Einmischung Deutschlands werden können, wenn es gleich zweifellos ist, daß auch in solchem Falle die gebotene Neutralität Deutschlands eine für das befreundete Italien wohlwollende sein würde. Etwas anderes natürlich wäre es, wenn Frankreich etwa Feindseligkeiten, die an der afrikanischen Küste entstünden, auf das europäische Festland übertragen würde. In Afrika handelt es sich um noch nicht völkerrechtlich anerkannte Erwerbungen, welche nicht zu dem durch die Verträge gewährleisteten Besitzstand Italiens gehören. Würde Frankreich aber Italiens Küste angreifen und dort Landung versuchen, oder würde es von der nördlichen Grenze her Italien mit Krieg überziehen, dann stände die Sache anders, dann würde Deutschland ohne Zweifel für den anerkannten Besitzstand seines Bundesgenossen eintreten. Eine ähnliche, wohl vielleicht ganz gleichlautende Erklärung wird auch der Graf Kalnoky bei der Zusammenkunft in Ober-Franzensbad dem italienischen Minister gegeben haben, und so hat sich denn die italienische Regierung gehütet, das Zerwürfnis mit Frankreich auf die äußerste Spitze zu treiben. Der Friede ist gewahrt geblieben, wenn auch der Zunder unter der Asche weiter glimmt; denn die heute in Frankreich Regierenden würden gern ein wenig Ruhm einernten und halten sich Italien allein gegenüber für gewachsen, Italien aber fühlt sich nicht stark genug, um bei einem auf die afrikanische Küste beschränkten Krieg sich Erfolge zu versprechen. So hat denn auch in diesem Fall die klare Ruhe und Sicherheit, mit welcher unser großer deutscher Staatsmann an dem durch die Nationalpolitik gebotenen Standpunkt festhielt, einen Zusammenstoß verhindert, aus welchem immer ein europäischer Brand hätte entstehen können; denn wenn heute irgendwo einmal ein Kanonenschuß fällt, so würden die Würfel des Krieges unaufhaltsam und unberechenbar zu rollen beginnen.

Eine große und heilsame Ganz abgesehen von den verschiedenen Parteistandpunkten aus genauste Verwirrung herrscht, wie Sie, meine gnädige Frau, aus Ihren Zeitungen wohl gesehen haben werden, über die Stellung Deutschlands zu der großen Frage zwischen Italien und dem Papst. Von beiden extremen Seiten möchte man Deutschland in diese Frage hineinziehen. Die Radikalen in Italien und Deutschland möchten den deutschen Kaiser und die deutsche Politik scharf Partei nehmen lassen für das neue Königreich gegen den Papst, und umgekehrt suchen die extremen Klerikalen die Interessen der deutschen Macht für die weltliche Herrschaft des Papstes eintreten oder wenigstens bezeugen zu lassen. Beide Wünsche sind ebenso übel angebracht, wie sie erfolglos geblieben sind und bleiben werden. Die deutsche Regierung sowohl wie unser Kaiser persönlich haben mit ebenso viel Klugheit als Takt ihre Stellung zwischen diesen beiden Parteien genommen, welche heute anscheinend unversöhnlich sich gegenüber stehen. Die Frage der weltlichen Herrschaft des Papstes über den früheren Kirchenstaat und die aus dieser Frage hervorgehende scharfe Spannung zwischen dem Papst und dem Königreich Italien ist für Deutschland durchaus gleichgültig. Der Papst ist für den deutschen Kaiser das Oberhaupt der katholischen Kirche, welcher eine große Anzahl deutscher Unterthanen angehört, und zugleich ein von ganz Europa anerkannter Souverän obersten Ranges. In beiden Eigenschaften gebührt ihm ehrerbietige Rücksicht und freundliches Entgegenkommen, nachdem die lange bestandenen Streitfragen freundlich beglichen sind. Daß zur Ausübung seiner Herrschaft über die katholische Kirche und seiner Souveränität der Papst eine weltliche Macht nicht notwendig bedarf, haben die letzten Jahre genügend bewiesen, in denen die katholische Kirche mächtiger war als lange zuvor. Die jetzt erfreulicherweise so guten Beziehungen zwischen dem deutschen Reich und dem katholischen Kirchenregiment haben also mit der weltlichen Herrschaft des Papstes nichts zu thun, der deutsche Kaiser kann zugleich der Bundesgenosse des Königs von Italien und der Freund des Papstes sein, ohne sich um das noch unausgeglichene Verhältnis beider unter einander zu kümmern. Er hat auf dasselbe bei seinen Besuchen alle durch Etikette und Takt erforderlichen Rücksichten genommen; er hat sowohl in Wien bei dem Empfange des Monsignore Galimberti als bei seinem Besuche im Vatikan in Rom gezeigt, daß er dem souveränen Oberhaupt der katholischen Kirche, zu der so viele seiner Unterthanen sich bekennen, das ehrerbietige Entgegenkommen beweisen will, das der höchste Kirchenfürst der Welt mit Recht beanspruchen kann, und diejenigen, welche durch aufregende Zeitungsartikel, durch Verwirrungen und Verdrehungen dieses so einfache Verhältnis zu trüben und zu verschärfen suchten, haben durch solche Bemühungen weder der katholischen Kirche noch Deutschland einen Dienst geleistet, und ihre Bemühungen werden der Weisheit des Kaisers und des Papstes gegenüber stets zu nichte werden. Dabei wird es freilich nicht ausgeschlossen sein, daß, wenn jemals die Verhältnisse eine Verständigung zwischen dem Papst und dem Königtum Italien möglich machen sollten, der deutsche Kaiser und seine Regierung eine ebenso freundschaftliche und wohlwollende, wie diskrete Vermittlung auf sich zu nehmen bereit sein werden. Es ist, wie ich überzeugt bin, eine solche Verständigung in der Zukunft nicht ausgeschlossen. Schon sind auch in streng katholischen Kreisen Stimmen laut geworden, welche nur an dem Prinzip festhalten und ein verhältnismäßig kleines Gebiet weltlicher Unabhängigkeit für den Papst als genügend anerkennen, und es scheint durchaus nicht unmöglich, daß in einer näher oder ferner liegenden Zukunft solche Anschauungen sich auf beiden Seiten Bahn brechen. Die freundliche Vermittlung Deutschlands würde dann gewiß nicht vergebens angerufen werden; ohne eine solche Anrufung aber wird sie gewiß niemals auch nur durch die leiseste Andeutung eintreten, und wer das Leben der Höfe und den Verkehr der Souveräne unter einander kennt, der darf überzeugt sein, daß weder der König von Italien noch der Papst auch nur einen Augenblick daran gedacht haben, mit einem Wort nur dem deutschen Kaiser gegenüber jene Frage zu berühren. Ich bin überzeugt, daß unser Kaiser voll aufrichtiger Verehrung gegen den greisen Papst zurückgekommen ist, daß der Verkehr der beiden erhabenen Herren segensreiche Früchte tragen wird für die immer weitere Befestigung des künftigen Friedens in Deutschland und für die Lösung der noch übrig gebliebenen Streitfragen, ohne daß darum auf der Bundesgenossenschaft mit Italien der leiseste Schatten fällt.

Die Früchte der großen Kaiserreise werden außerordentlich segensreich nach allen Richtungen sein. Ueberall hat man unsern jungen Kaiser persönlich kennen gelernt, überall hat er die Herzen der Fürsten und der Völker erobert, überall hat man sich von seiner Lauterkeit, Wahrhaftigkeit und Treue überzeugt. Auf dem Boden eines solchen Vertrauens werden alle diplomatischen Verhandlungen der Zukunft leicht von statten gehen, und die Macht der deutschen Macht wird der gewaltig wirksamen Unterstützung des Vertrauens gewiß sein, das in dem diplomatischen Verkehr der früheren Zeiten ein unbekannter Faktor war.

Es ist ein wundersames Zeitbild: der junge Kaiser, der Erbe so vielen Ruhmes, so vieler Weisheit und so vieler Siege, auf strahlender Bahn durch die Welt ziehend, von allen Völkern mit so jubelnder Freude begrüßt, als ob er auch ihnen angehöre: es ist erhebend, zu verfolgen, wie er dabei mit schneidiger Sicherheit und zartestem Taktgefühl überall das Würdigste, Richtigste und Herzlichste sagt und thut, und wie während dieser Zeit der altbewährte erste Diener des Kaisers und des Reichs, der Meister der Staatskunst, in stiller, ländlicher Abgeschiedenheit kunstvoll die Fäden weiter zieht, um die Schicksale Europas zu lenken und sie in die jugendkräftige Hand seines kaiserlichen Herrn zu legen. Wenn aber das Bild unserer Zeit solchergestalt auf der einen Seite das helle Licht der Freude und Begeisterung zeigt, welche überall dem erhabenen fürstlichen Vertreter unserer Nation entgegen fliegt, zeigt sich auf der andern Seite in diesem Schatten die völlige Vereinzelung Frankreichs, das neuerdings vergebens wieder in Petersburg Anknüpfung zu machen gesucht hat. In außerordentlich taktloser Weise hat der französische Minister Goblet seinen Kabinettschef, einen Herrn Robert, nach Petersburg mit geheimen Aufträgen geschickt, um den Eindruck der Reise unseres Kaisers dorthin wieder zu verwischen und neue Grundlagen für ein französisch-russisches Bündnis zu schaffen. Es ist natürlich [illegible] Berlin genau bekannt geworden, welcherlei Anerbietungen die republikanische Regierung in Petersburg gemacht haben mag; so viel aber steht fest und ist auch auf verschiedenen Wege kundgegeben worden, daß die Zuvorkommen und Anerbietungen von Frankreich die unbedingte und bestimmte Abweisung erfahren haben. Das Kabinett von St. Peters-

fest und unerschütterlich auf dem Boden der bei dem Besuche des Kaisers festgestellten Abmachungen und vertraut darauf, daß von deutscher Seite auch in Wien diejenigen Rücksichten, welche die russischen Interessen auf der Balkanhalbinsel mit Recht verlangen können, vertreten und aufrecht erhalten werden. Es zeigt sich hierin schon die erfolgreiche Wirksamkeit der deutschen Staatskunst und insbesondere des persönlichen Eingreifens unseres Kaisers. Bloße diplomatische Verabredungen würden vielleicht nicht so unbedingt genügt haben, um französische Annäherungsversuche zurückzuweisen; nachdem aber das Wort der beiden Kaiser verpfändet ist, wird an den Grundlagen der erfolgten Verständigung nicht anders zu rütteln sein, als wenn irgend eine Abweichung von dem vorgezeichneten Wege stattfände; daran aber ist auf deutscher und, wie man sich vertrauen darf, auch auf russischer Seite nicht zu denken und zwar um so weniger, als, wie ich immer und immer wieder hervorheben muß, Rußland für seine berechtigten und erfüllbaren Ansprüche keinen so wahren und uneigennützigen Freund finden kann, als den deutschen Kaiser und das deutsche Volk.

(Schluß folgt.)



Bildende Künste.

— **Für Stadt Krakau eröffnet eine internationale Konkurrenz** zur Erlangung von Plänen für den Neubau eines Stadttheaters. Für die drei besten Entwürfe werden drei Preise von 2500, 1500 und 1000 Gulden ausgesetzt, und es bleibt außerdem der Ankauf weiterer Entwürfe nach Vorschlag der Preisrichter vorbehalten. Die Projekte sind einzusenden bis 1. März 1889 an den Stadtpräsidenten von Krakau, durch den auch das ausführliche Programm des Wettbewerbs zu beziehen ist.

— **Giuseppe Brentano, ein junger Mailander Architekt** im Alter von 23 Jahren, hat den ersten Preis von 40,000 Lire erhalten für seinen Entwurf zum Umbau der Basilique des Apostolischen Domes.

— **Ein sehr guter Fund wurde gemacht bei Gelegenheit der** Restaurirung des dem Grafen Erwin Nostitz gehörigen Schlosses zu Hennersdorf. In einer Dachkammer wurde unter einigen alten Gemälden auch ein bisher unbekannter Rembrandt entdeckt. Das vortreffliche Gemälde stellt einen männlichen Kopf dar und trägt die Inschrift: „Rembrandt fecit 1674".

Bühne.

— **Jetzt ist für die Theaterdirektoren die Zeit der Ernte.** Die Gemütlichkeit des Herbstes erzeugt das Bedürfnis nach geistiger Anregung, das frühzeitige Hereinbrechen der Dunkelheit reizt und lockt die Phantasie, die im Theater ihre appetitliche Nahrung findet. Die neuen Musikensembel Berlins sind schon jetzt auf mehrere Tage im voraus bekannt und die alten machen auch ihr „Geschäft". In den allgemeinen Wertschätzungen steht jeder, wie er sich an eine bestimmte Partie klammert. Bis jetzt hat sich noch nicht gezeigt, daß die Verpflichtung der Berliner Bühnen um zwei neue eine Thatsache war, im Gegenteil, sie hat dem Kunstleben neue Befruchtung verschafft. Während früher nur auf einer Bühne, der des Deutschen Theaters, die Kunst der Regie Bewunderung hervorrief, findet man jetzt darüber, ob Posart oder Barnay oder d'Arronge die Musterschau gebühre. Sie sind alle drei einander ebenbürtig, und es wäre thöricht, Rangunterschiede zu machen. Die jüngsten Tage haben es bewiesen. Ottnit „Ilse" und die Aufführung der „Braut von Messina" im Barnaytheater waren ebenso bedeutende Leistungen der Regiekunst, nicht bloß der szenischen, sondern auch der dramaturgischen, wie Posarts Aufführung des „Herrad Jenk" von Erdmann-Chatelain und der ersten Schauspielneuheit: „Zwischen zwei Herzen" von Robert Byk; und wenn das Deutsche Theater anderseits, so weiß man ja, daß hier Poesie der Aufstellung und künstlerisch vertiefter Gedanke mit einander Hand in Hand gehen. Auch das Königliche Theater, dessen Raumverhältnisse der Regisseur mit weite Schwierigkeiten in den Weg stellen, hat sich entwickelt und bietet ein Gemenge, an dem das Auge mit Wohlgefallen haftet. — Die Aufführung des Bolzschen Stückes bildet augenblicklich den Brennpunkt des Kunstinteresses. Das Drama hat außerordentlich gefallen und ergriffen, wenn auch nicht ganz befriedigt. Es behandelt in den ersten Akten heitle Dinge, die Satyre zweier Gatten. Dem einen vergeht die hintergangene Ehre den Festtritt und stellt dadurch die ethische Harmonie dauernd wieder her; den andern dagegen verleitet die seinige samt ihrer verführerischen Tochter noch in derselben Nacht, in welcher sie die „Heimkehr seiner Phantasie, nicht seines Herzens", wie er bekennt, erlebt. Ihre flatter, streng richtende Moral hat kein Verständnis für Entschuldigungsgründe menschlicher Art. Um die Tochter nicht zu entsetzlichen Empfindungen aufwachen und sie den Beruf fühlen zu lassen, verlangt die Mutter sie einer Erziehungsanstalt an, in der sie glücklich als Braut, die dem Andenken ihrer totgeglaubten Eltern mit jungfräulicher Liebe anhängt, gefeiert wird. Am Tage ihrer Konfirmation, der Vollendung des sechzehnten Lebensjahres, treffen die Eltern bei ihr zusammen. Aber trotz gewöhnlicher Trennung liegt der alte Groll zwischen ihnen und selbst der kürzeste Anlaß vermag ihn nicht zu dämpfen. Da bittet das junge Mädchen, welches mit pessimistischer Seele sich also vor die Wahl zwischen zwei Herzen gestellt sieht, daß der Tod des Kindes ein allgemeines Einverständnis in ihrer Nähe versöhnt habe. Rasch entschossen, ist sie bereit, das Opfer des eigenen Lebens dem Seelenfrieden der Eltern zu bringen. Aber zur rechten Zeit wird die Ausführung verhindert und die Versöhnung auch ohne die Katastrophe herbeigeführt. Die Idee, der ein echter Dichter und eine leidenschaftlich empfindende Natur ist, stark mit Heterodoxie angethan, so bot es auch in diesen Stoff seine ganze seelische Glut gelegt und ihn mit dramatisch spannenden Szenen und ergreifenden Momenten durchsetzt. Aber problematisch, wie er seine Charaktere zu stellen gewohnt ist, bleibt auch der feinen Helena, der starken Valeska, die in zwei Jahren noch nicht das Verständnis für eine wirkliche Beurteilung einer rasch betretenen Laufbahn gefunden hat und nun plötzlich innerlich eine so jähe Wandlung durchmachen soll. Man wird nicht überrascht, oder wundert sich doch nicht sonderlich angezogen von einem solchen Charakter, der nicht dem allgemeinen Naturgesetz der allumfassenden Liebe gehorcht, und darum bleibt ein unaufgelöster Rest von Befremdlichkeit zurück. Spuren und dichterische Belebung sind unverkennbar, und wenn auch die ersten Akte durch ihre Berührung peinlicher Vorgänge eine schwüle Atmosphäre verbreiten, so wird doch der feinere Zuschauer sich gerne der eigenartigen, Gewalt menschlicher Lebenswahrheit gefangen geben. Das Stück gehört preislos zu den bemerkenswerten Schöpfungen der Gegenwart und macht einen bedeutenden Eindruck. — Den gleichen Erfolg errang das Deutsche Theater mit Goldoni's „Zähin von Tolosa", einer Blüte der südländischen Romantik im Stile Calderons, die einen eigentümlich berauschenden Duft ausströmt, aber in ihrer märchenhaften Unwirklichkeit sich einigermaßen fremd anmutet. Die bestandelt das schon von Lope de Vega bearbeitete Thema der verbrecherischen Liebe des spanischen Königs Alfonso zu der keuschen, lieblich weinen und dennoch von spintisierender Leidenschaft und stürmischer Leidenschaft heißen Natur. Die den König mit zauberischen Fesseln gefangen hält, bis die zur Rache aufkommende Königin die Nebenbuhlerin ermorden und damit den König von seiner verhängnisvollen Leidenschaft heilen läßt. Auch hier tritt eine Verjüngung ein, an die man nicht recht glauben kann. Aber trotzdem hat die Kraft der Poesie, die gewaltig, innig empfundene Leidenschaft, welche das liebende Paar wie heiße Wüstenluft umweht, ihren vollen, unbezwinglichen Zauber, der durch die Pracht der Bilder und die melodische Glätte der Sprache erzielt wird. Ein Theater, welches für den König eine Kraft wie Kainz und für die Rahel eine Kunstlerin von dem bestrickenden Zauberzauber einer Sorma hat, darf es wagen, dies Stück aufzuführen. Der Eindruck der Vorstellung, die durch Pekes über Rahel's Rahel wohlende Schärfe in der Charakterzeichnung getrübt wurde, war ein bedeutender.

— **Im königlichen Hoftheater zu Stuttgart erzielte das** Drama „Alexandra" von Richard Voß einen nicht minder durchschlagenden Erfolg als früher an anderen bedeutenden Bühnen. In der Titelrolle bewährte die neu engagierte Liebhaberin, Fräulein Tennant, ihre hervorragende Begabung, und auch Herr Franz und Frau Wentzel hatten in den Rollen des Erwin und seiner Mutter vollständigen Anteil an dem vorzüglichen Gelingen der Aufführung. Einer sehr beifälligen Aufnahme erfreute sich daselbst auch das auf heimatlichen Boden verlegte ländliche Volksstück: „Der Gnadenbitter", von Emma Vely. In beiden Stücken ist es eine Lösung, im Zuschauer verbrachte Vergangenheit, die auf den Titelhelden lastet. Während aber bei Voß die „unsäglich Schuldige" unser ganzes Interesse in Anspruch nimmt, kennt Emma Vely ihre eigene Vorliebe und damit zugleich die des Zuschauers dem Anfang an recht auch der Tochter des Gnadenbitters als diesem selbst zu. So kommt es denn auch, daß der Vely die Handlung mit unverhüllter Freigebigkeit einen erschütternd tragischen Ausgang entgegenführt wird, wogegen bei Frau Voß eine gewisse Schlußstimmung herrscht, indem mit dem unversöhnlichen Untergang des Gnadenbitters zugleich die glückliche Brautfahrt seiner Tochter besiegelt wird. Voß läßt die gewaltige Tragik der Klassiker im modernen Leben niederdrücken, während Emma Vely sich mehr an die Art der Birch-Pfeiffer anlehnt. In derselben Hofbühne hat Wagners „Tannhäuser" eine durchaus neue dürftige Gestaltung erfahren und darf der lebendigen Intensität, der trefflichen musikalischen Durchführung nach Hofkapellmeister Dr. Krigel und den trefflichen wirklichen Interpretinnen von Tannhäuser, Elisabeth und Venus, Fräulein Lammert und Frau Lucca, nur Lobendes gesagt werden. Fräulein Lammert ist eine Elisabeth von ergreifender Innigkeit und Frau Lucca eine Venus von blendender Sinnlichkeit.

Verkehr.

— **In der Schweiz wird eine Schwebebahn von Visp** nach Zermatt geplant, welche die merkwürdigste Eisenbahn sein dürfte, die jemals gebaut worden ist. Sie wird 15 Kilometer lang, aber wegen des schwierigen Terrains 6,000,000 Franken kosten. Schon im nächsten Herbste soll mit dem Bau begonnen werden.

Natur.

— **Ueber die Nahrung der Zugvögel sagt Gustav Radde** in der Beschreibung seiner Reisen im südrussischen Gebirgsland: „Schon während meiner tatarischen Reisen fand ich bei einigen Sumpf- und Schwimmvögeln, die frisch angeschossen waren und bald darauf erlegt wurden, daß ihr Magen stark mit kleinen Quarzsteinchen gefüllt war. Damals schrieb ich mir an geeignetem Orte die Erklärung, ob die Erscheinung allgemein gültig für die Zugvögel oder ob sie nur individuelle Eigentümlichkeit einzelner Gattungen sei. Nun untersuchte ich hier das Innere jedes Zugvogels und achtete besonders auf jene, welche früh oder Nacht angeschossen waren. Die Ergebnisse meiner Beobachtungen haben mich überzeugt, daß alle Sumpf- und Schwimmvögel ihren Zug mit feingeschliffenen Magen vollenden und erst am Ziel ihrer Reise der gewöhnlichen Nahrung nachgehen. Ob diese Regel eine Ausnahme auf alle Zugvögel erlaubt, wage ich nicht zu behaupten; mehr ist aber, daß auch die Singvögel dem nicht entgegenstehen, da auch bei ihnen, wenn sie bald nach ihrer Ankunft erlegt wurden, der Hauptinhalt des Magens aus kleinen millimetergroßen Quarzen bestand. Die Singvögel kamen allgemein mit ganz leeren Magen an; sie nahmen, erwartet, am ersten Tage keine Nahrung auf, sondern rasteten in ihren Verstecken. Ihre Magen eines weißen Steinchen beitrag des Gemisch der Steine (exclusive Quarze, meist von der Größe einer Erbse) 2 Linien 1 Drachme und 1½ Skrupel. Bleibt nach durch die Verdauung des Magens mit Sand und kleinen Steinchen der Hunger abgestumpft wird."

— **Die Gebärden der Tiere wirken, darunter sind neuerdings** interessante Beobachtungen gesammelt worden. Hunde, Pferde, Rinder und andere Haustiere zeigen kurz vor Eintritten der Gebrechlichkeit die ungewöhnlichste Aufregung, suchen sich aus ihren Ställen zu befreien, über Zäune zu gerathen und dergleichen mehr. Die Jagdhunde behaupten, daß sogar die Raubtiere ihre Furcht durch eifriges Graben kundgeben. Füchse, die sich sonst in der Tiefe aufhalten, kommen an die Oberfläche, große Schwärme von Seevögeln fliegen landeinwärts, Hunde und Katzen verlassen den bedrohten Ort. Es ist anzunehmen, daß die Tiere für die schwachen Stöße, welche jedem Erdbeben vorangehen, sehr empfindlich sind und durch dieselben aufgeschreckt werden.

Sport.

— **Das norddeutsche St. Leger zu Hannover gewann** Oelschlägers „Pabstkind" nach Kampf vor „Hortari" rc. Da der Gewinner sich zur Zeit in gerichtlicher Haft befand und nach einer Vaterwache mit im Namen hatte, bezweifelt der Sieg „Pabstkind" über den langen Weg von 2800 Meter sein Siegerrecht in hoher Masse. Das Autogenist-Handicap holte sich Hirschfeld „Durchgänger" vor „Goldamsel", und das Preisjagdrennen Mayr „Freimaurer" vor „Battenberg".

— **Das St. Leger zu Budapest brachte mit dem Siege** von Graf Esterhazys „Bizadmiral" vor „Vize" eine große Ueberraschung, und ebenso überraschend kam der Sieg von Phipps „Corsplad" in dem gestrigen mit 5000 Gulden dotirten Prince of Wales-Handicap vor „Ghe" rc. Den 5000 Franken-Steuerpreis der Zweijährigen holte sich Graf Apponyis „Triumph" vor „Mello" und so weiter, während das große Handicap der Zweijährigen über 1400 Meter an Graf Moriz Esterhazys „Jessaka" vor „Cardos" fiel. Die größte Ueberraschung der Saison waren die beiden ersten Plätze von Baron Drasch' „Mercians" und „Arcanum" im Hürden-Handicap der Dreijährigen; der Totalisator zahlte 199:5 und für die Plätze 548 und 483 zu 25.

— **Die Cesarewitch-Stakes, das lange Herbst-Handicap** Englands, fiber neun Frankreich. Ausgetragen „2-Meilenrace" seitens „Mill Stream" und 21 andere Pferde.

— **Bei den Trabrennen zu Wien holte sich das Gestüt** „Mariatal" mit „Blue Belle" vor „Zoby" und „Baltza" den großen Hauptpreis von 3000 Gulden. „Baltza", ein neu angekaufter Amerikaner, dürfte jedoch im nächsten Jahre, wenn er sich akklimatisiert, seinen Vorgängern überlegen sein.

— **Das neueste Meisterschaftsrudern der Welt gewann** Peter Kemp ganz leicht vor Hanlan, der wohl seine neuen Versuche mehr machen dürfte, die Meisterschaft wieder zu erobern.

— **Ein Wettschwimmen wird auch in diesem Jahre** in der ersten Oktoberwoche in Wien abgehalten werden. Es werden voraussichtlich gegen 20 Konkurrenten zur Entscheidung kommen.

Denkmäler.

— **Unter dem hohen Protektorat des Prinzen Georg,** Herzogs zu Sachsen, hat sich in Dresden ein Komitee gebildet, welches die Errichtung eines würdigen Denkmals für den am 19. Juni 1884 verstorbenen Dichters, vortrefflichen Erzähler und Maler Ludwig Richter anstrebt und im Verein mit zahlreichen Verehrern des Meisters einen Aufruf erläßt, in welchem es um Beiträge bittet. Sendungen sind zu richten an das Bankhaus Günther & Rudolph in Dresden. Auskunft erteilt O. Kaspar ebenda, Schützengasse 12 part.

— **Ein wahrhaft fürstliches Geschenk hat Lord Ronald** Gower dem Gutsherrn Shakespeares, Stratford, gemacht, indem er daselbst in den Gartenanlagen des Shakespeare-Hauses ein großartiges Denkmal des Dichterfürsten errichten ließ. Auf 16 Fuß hohem Unterbau aus Portlandstein erhebt sich die lebensgroße Bronzestatue Shakespeares. Er ist stehend dargestellt und blickt nachdenkend auf die Kirche, in deren Gruft seine Gebeine ruhen. Die vier vorspringenden Ecken des Denkmals sind mit vier Shakespeareschen Gestalten geschmückt: Hamlet, Othello, betrachtet schwermütig den Schädel Yorick's, während sein Gegenstück, der blonde Falstaff, ebenfalls sitzend, in der Linken eine Flasche hält und die Rechte jubilierend in die Höhe streckt. Gegenüber an den beiden anderen Ecken erscheinen die nachtwandelnde Lady Macbeth und Prinz Heinz, wie er sich des Vaters Krone aufsetzt.

Gestorben.

— Jakob Freiherr von Appel, k. k. Feldmarschalleutnant im Pensionsstand, Ritter, 64 Jahre alt, am 30. September, in Wien.

— Franz Ludwig Bertram, Premierlieutenant a. D., Besitzer des Bades Lindern in Schlesien, in der jetzigen Legislaturperiode Mitglied des deutschen Reichstags, letzter Partei angehörig, aber meist mit der Deutschfreisinnigen stimmend, 45 Jahre alt, Anfangs Oktober, auf seiner Besitzung bei Preußisch-Eylau.

— v. Ubri, königlich württembergischer Obermedizinalrat, Hofmedikus und langjähriges Mitglied der Landesgesundheitskommission, 80 Jahre alt, am 1. Oktober, in Stuttgart.

— Julius Krücker, sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter für Berlin-West, 49 Jahre alt, am 2. Oktober, in Breslau.

— Prinzessin Tewfike Hanem, älteste Tochter des Exkhedive Ismail und Schwester des gegenwärtigen Khedive von Aegypten, am 3. Oktober, in Kairo.

— Graf Alexander Wladimirowitsch Adlerberg, kaiserlich russischer Generaladjutant, General der Infanterie a. D. und Mitglied des russischen Reichsrats, unter Alexander II. Kriegsminister und Vertrauter des Kaisers, am 4. Oktober, in München.

— Cesare Correnti, hervorragender italienischer Patriot, Schriftsteller und Journalist, zu wiederholtenmalen italienischer Unterrichtsminister, 69 Jahre alt, am 5. Oktober, in Rom.

— John Gilo, bekannter englischer Musiker, Professor am Londoner Musikkonservatorium, 56 Jahre alt, am 5. Oktober, in London.

— Dr. Karl Hilbert, hervorragendes Mitglied der deutschnationalen Partei in Böhmen, 53 Jahre alt, am 8. Oktober, in Prag.

— Baron J. J. d'Anethan, belgischer Staatsminister a. D., eifriger Parlamentier der klerikalen Partei, 65 Jahre alt, am 8. Oktober, in Brüssel.

— Hofrat Dr. Moriz Schmidt, ordentlicher Professor der klassischen Philologie an der Universität Jena, bedeutender Gräzist, 45 Jahre alt, am 8. Oktober, in Jena.

Google

Mouche und Männe.

Von „ihm“ selbst erzählt, weshalb seine Person etwas in den Vordergrund tritt.

Mit Federzeichnungen von H. von Marburg.

(Alle Rechte vorbehalten)

Erstes Kapitel,

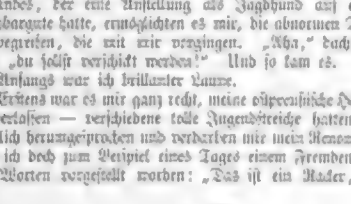
in welchem der Held seine Erzählung beginnt, Bekanntes berichtet, aber vergißt sich vorzustellen.

Meine Erinnerung reicht weit zurück — bis in die ersten Wochen nach meiner Geburt, aber es sind nur Kindererinnerungen der gewöhnlichsten Art und nicht des Aufschreibens weit. Mein Herr kümmerte sich nicht um mich, er war nicht Jäger, daher auch gar nicht im stande, meine hervorragenden Eigenschaften zu würdigen. Ich war auf dem besten Wege zu verbummeln. Als ich ungefähr ein Jahr alt war, ließ mich mein Herr eines Tages einfangen, abbürsten und in eine ganz abscheuliche Hundekiste sperren.

Meine Intelligenz — und die Erzählungen eines alten Freundes, der eine Anstellung als Jagdhund auf einem Nachbargute hatte, ermöglichten es mir, die abnormen Dinge zu begreifen, die mit mir vergingen. „Aha,“ dachte ich mir, „du sollst verschickt werden!“ Und so kam es.

Anfangs war ich brillanter Laune.

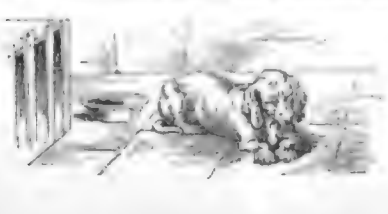
Erstens war es mir ganz recht, meine ostpreußische Heimat zu verlassen — verschiedene tolle Jugendstreiche hatten sich nämlich herumgesprochen und verdarben mir mein Renommee. Bin ich doch zum Beispiel eines Tages einem Fremden mit den Worten vorgestellt worden: „Das ist ein Racker, der



Mensch und Vieh in die Beine beißt!“ Mir wird noch ganz flau bei dem Gedanken daran.

Zweitens hatte mir Beschäftigung und die Gesellschaft von besonders lieben Freunden stets gefehlt, und drittens — na, kurz, der Abschied wurde mir eben leicht. Natürlich freute ich mich auch auf die Reise, aber wie bald ging mein froher Mut zum Teufel! Keinen Augenblick durfte ich die greuliche Kiste verlassen, die mir nur durch ein paar Spalten, zwischen Latten, einen Ausblick gewährte. Doch will mich nicht auf lange Beschreibungen einlassen, sondern einfach konstatiren: ich befand mich fünf Tage lang in einer durchaus unwürdigen Lage. Dadurch, daß man einmal bei der Hitze vergaß, mich zu tränken, wurde ich auch nicht eben glücklicher.

Endlich am Abend des fünften Tages wurde ich „ausgepackt“. Zu meinem Empfange waren viele Leute anwesend, was mich einigermaßen unangenehm berührte, denn mein Fell befand sich in ungeahntem, schlechtem Zustand, und außerdem war mir auch schauderhaft schwindelig und dumm zu Mute. Alle sahen mich erwartungsvoll an, was mich sehr ärgerte. Ich schloß die Augen, um mich zu sammeln, da flötete irgend jemand ängstlich: „Ich glaube, er ist toll!“ — „Dummkopf!“ dachte ich, griff aber die Idee auf und spielte, um mir vorläufig etwas Ruhe zu schaffen, in Mienen und Gebärden ein bißchen den „wilden Mann“. Das half. Die Leute flohen und schlossen die Thüre des Zimmers, in welchem ich mich befand. Schüchtern stellte mir noch ein Mädchen etwas Genießbares hin, dann kam die Nacht.



Am nächsten Morgen brannte ich durch. Ich war nämlich mit meiner neuen Umgebung höchst unzufrieden. Meine Flucht ging durch sogenannte Weinberge, eine, auf Ehre, scheußliche Einrichtung. Sie sind nicht Fisch, nicht Vogel — nicht Wald, nicht Wiese, ja nicht einmal wie ein anständiges Rübenfeld. Schauderhaft!

Zunächst erfuhr ich nun, daß ich mich am Rhein befände. Ich hatte schon einmal von der Gegend am Rhein schwarmen hören, mir imponirte sie aber nicht. Landschaftlich war es am Niemen, wo ich herkam, entschieden schöner gewesen; da war die Welt so hübsch platt, sie hatte keine unbesonnenen Berge, und ein großes Korn- oder Rübenfeld folgte immer dem andern. Hier am Rhein herrschte außerdem eine geradezu blödsinnige Hitze; die Sonne brannte, als ob sie's bezahlt kriegte. Allerhand Getränk fand ich zwar unterwegs, aber mein Appetit wuchs von Stunde zu Stunde, und schon am Abend des ersten Tages fühlte ich mich hollisch lapp. Und nun ging es fast eine Woche lang so weiter. Verschiedentlich versuchte ich einen Umblick zu thun, um mir über mein Ziel klar zu werden, aber die elenden Weinstöcke standen mir überall im Wege und versperrten mir die Aussicht.

Endlich erreichte ich eine Chaussee — leider zu spät, denn meine Kräfte waren aus, ich konnte nicht weiter und



mußte jämmerlich liegen bleiben. O unerhörte Schmach! Glücklicherweise fehlte mir damals das Gefühl dafür. Ich verlor wohl auch die Besinnung, in meiner Erinnerung ist wenigstens da eine Lücke von mehreren Stunden. Das Ende vom Liede war, daß eine vorüberfahrende Equipage mich aufnahm und an dem Ausgangspunkt meiner Flucht absetzte. Da hatte sich mittlerweile vieles verändert. Ueber die Hälfte der Leute waren in ein Bad gereist, es herrschte eine wohlthuende Stille, und ich beschloß gleich, nun dazubleiben. Ich war doch fürchterlich heruntergekommen! Mein früherer Herr hatte mir nicht gefallen, weil er kein Weidmann war — ja du lieber Gott! mein neuer Herr war nicht nur kein Weidmann, sondern überhaupt gar kein Mann — ein Frauenzimmer und gefiel mir trotzdem leidlich. Einen ganz netten Kameraden fand ich vor, der sich in vielen, namentlich aber seinem Benehmen, auffallend von seinen Standesgenossen



unterschied. Er war Mops, schwarz, hochjährig, Junggeselle, griesgrämiger Weltverstand und ein bißchen verrückt, dabei aber ein guter Kerl. Na — die ganze Geschichte in dem Hause war aber doch leidern. Zu arbeiten gab es nichts, lernen that ich auch nicht viel, und unter der knorrigen Landesvolterung litt mein Charakter zu leiden an. Aber die Sporen habe ich wir damals doch verdient. Es war da ein Mann, den sie „Kaplan“ nannten, der nahm mich mit zum Fuchsgraben. Ich betrachtete mir den Mann auf sein Jägertum hin. „Sportsmäßig siehst Du nicht aus,“ dachte ich, und ich fühlte eine entschiedene Gemüthsneigung für ihn. Aber alle Achtung, der Mann hatte Schneid! Als wir abends heimkamen, überdachte ich so die Tagesereignisse, nachdem ich meine Wut an dem verhaßten Fuchse gehörig ausgelassen — und ich führte mich zum erstenmal in meinem Leben wahrhaft leidenschaftlich. Der Kaplan lobte mich auch. Zum Dank dafür und zur Anerkennung seiner Verdienste lockte ich ihm die Stiefel recht freundlich ab. Meine Stellung in dem Hause sollte nicht mehr lange dauern. Im letzten Drittel des August war ich aus Ostpreußen abgereist, die Fuchsaffaire spielte Ende Winters, und im März bereits kam ich fort.

Zweites Kapitel.

Der Held stellt sich vor. Im übrigen handelt das Kapitel von „ihr“.

Pardon! Aus der Ueberschrift, welche mein Herr beim Durchsehen meines Manuskripts dem ersten Kapitel gab, ersehe ich, daß ich einen Fauxpas beging. Also, meine Herrschaften, ich bin Teckel, heiße Männe, wie das in unserer Familie Sitte ist, war damals circa anderthalb Jahre alt, besitze einige sechzehn Ahnen und gehöre überhaupt entschieden zu der „chic“ sexenden Persönlichkeiten.



Mein neuer Wohnort lag hart am Rhein und in der Nachbarschaft des vorigen. Vorläufig kam ich nur als Aushilfe in die Stelle. Da war sie, meine einzige Liebe, mein Glück und — mein Elend! Sie führte den süßen Namen Mouche, war aus vornehmem Hause, zwar schon einmal bürgerlich verheiratet gewesen, aber doch das Sinnbild einer eleganten blaublütigen Dame. Ein bißchen kokett war sie schon damals, aber so lange sie nur mit mir



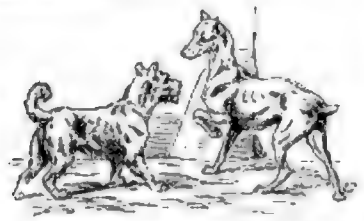
kokettirte, gefiel mir das. Es dauerte nicht lange, so bot ich ihr mein Herz und meine Pfote. Ich ward erhört und schwebte in allen Himmeln! Doch mein neuester Herr war ein Tyrann und wollte uns trennen — er versuchte alles Mögliche, schickte mich sogar öfters zurück zu dem Frauenzimmer, das den schwarzen Mops hatte. Das half ihm aber alles nicht, ich kehrte immer wieder zu meiner geliebten jungen Frau zurück, durchbrach jede Schranke und setzte es schließlich durch, daß Mouches Herr mich aufnahm und nun definitiv auch mein Herr wurde. Er lachte mich aus, hielt mir die Thorheit vor, daß ich, ein Teckel, in Liebe zu einer englischen Bracherin entbrenne, behandelte mich im übrigen aber gut. Seinen Warnungen verschloß ich mein Ohr und schwelgte in Glück. Ueberhaupt kam nun die schönste Zeit meines Lebens —



Mouche war die Zärtlichkeit selber, lief nicht mehr so viel fort wie früher und war eine liebe, gute Frau. Ein Jahr lang! Als wir dann ein Töchterchen bekamen — wir hatten wirklich nur das eine Kind — kam allerhand Aerger ins Haus. Zuerst alterirte mich das Gepätt meines Herrn, der unser reizendes Kind nicht zu würdigen verstand, ja es sogar Scheusal betitelte. Auch Mouche kam mir nicht mehr so lieb vor wie bisher — sie war doch oberflächlich! Wer sich einzig um die Kleine bekümmerte, war ich! Ich mußte



sie behüten, ich mußte sie für die mangelnde Mutterliebe entschädigen. Meine Frau fing wieder an, mit anderen zu kokettiren, und für mich begann die Zeit der Duelle. Manchesmal [illegible] und auch damit trug ich manche Wunde davon. Aber, ohne Ruhmredigkeit, Sieger blieb ich noch stets, und einer meiner Gegner verging [illegible] Tod eines Narr! Mouches Herrn [illegible]; Mouche kümmerte sich gar nicht darum. Unser Kind wurde nur in seiner Umgebung zu zerstreut und zu locker, ich brachte es daher mit Bewilligung des Vaters in eine solide Pension nach außerhalb. Ich hatte genug mit Bewachung meiner Mouche zu thun, die mich Höllenqualen der Eifersucht leiden ließ. Von einem halben Dutzend Verehrer [illegible] sie sich den Hof machen, und es waren noch dazu ganz [illegible]



Kaum verging noch ein Tag, ohne daß ich einen Zweikampf zu bestehen hatte. Plötzlich machte mein Herr ein Ende, aber wie! Er schickte mich einfach fort, das heißt richtiger, er nahm mich mit sich fort, so daß ich auch als anständiger Kerl nicht einmal zurücklaufen durfte! Meiner Frau nahm das heilige Versprechen ab, mir treu zu bleiben. Ich schwur ihr, sie zu töten, falls ich hinter eine Untreue ihrerseits käme, dann nahm ich Abschied, und fort ging es. Mein Herr ritt und ich lief mit. Unser Weg war ungefähr anderthalb Stunden weit und führte mich schließlich nach — meiner zweiten Lebensstation zurück. Mein Herr verbrachte drei seiner Urlaub.

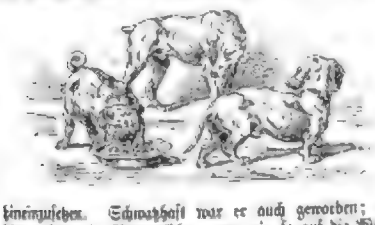
Drittes Kapitel,

in welchem der Held eine neue wichtige Bekanntschaft macht, eine alte erneuert und „sie" nicht zu scheu bekommt.

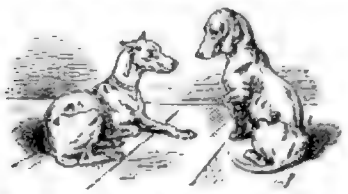
Wie lange war ich fort gewesen! Die Leute waren natürlich mittlerweile aus ihrem Bade zurückgekehrt und also wieder vollzählig. Der schwarze Mops lebte noch, war aber doch höflich kühler geworden. Es war auch noch



ein neuer Kamerad da, ein Vetter meiner Frau. Er war jung, schön, leichtsinnig und herzlos, doch ein famoser Gesellschafter und bei den Frauen überaus beliebt. Eigentlich hatte ich viel gegen ihn, indessen konnte ich nicht anders, als mich mit ihm auf guten Fuß stellen, er hatte eben gar zu viel Bestechliches. Der alte Junggeselle brachte uns auch einander näher. Wir mokirten uns nämlich oft über die steifen Schrullen des Alten, und gemeinsames Mokiren ist ein ganz guter Kitt. Der alte Schwarze war auch manchmal wirklich zu komisch! Seine ältliche Gebrechlichkeit maskirte er mit allerhand seltsamen Manövern, die sprechhaft und krampfhaft jugendlich aussahen. Er war zum Beispiel auf der Hinterhand total fertig, knickte oft einmal unmotivirt zusammen, benützte solch einen Accident aber stets zu irgend einem koketten Sätzchen. Dann war er auch blind wie eine Eule bei Tage, und wenn er einmal so recht gar nichts sah, so neigte er den Kopf affektirt zur Seite und stellte sich versiert in irgend einen interessanten Fernblick. Gewaltig ekelte mich seine Manier bei Tische. Keine Spur mehr von dem früheren Anstand! Er schmatzte und kratzte, daß einem aller Appetit verging. Ja, wenn es irgend etwas besonders Nettes zu trinken gab, pflegte er vor Eifer förmlich hineinzubeißen und — schrecklich! — die eine Pfote

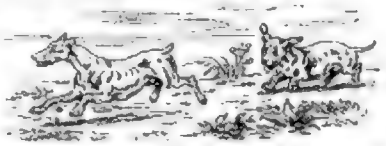


hineinzutunken. Schwatzhaft war er auch geworden; und lügen that er! Namentlich, wenn wir so auf die Weiber zu sprechen kamen, da konnte er renommiren wie eine Tänzerin. Gegen mich war er immer recht liebenswürdig, runzelte aber, sobald ich war Mouche zu sprechen anfing, mit unverhohlener Verachtung die Stirnhaut, oder er sagte in entsprechendem Tone: „Glücklicher Ehemann!" Da ich aber das Bedürfnis hatte, mich auszusprechen, sah ich mich genötigt, den Vetter meiner Frau mit meinen Konfidenzen zu beehren. Er hatte trotz seiner Jugend schon viel Erfahrung und zeigte sich voller Verständnis für meine Sorgen. Seinen Namen habe ich nie pro- und nie nachher gehört, er hieß „Ob". Mir schien der Name bedeutungsvoll. Ich war natürlich stets im Zweifel über meine Gefühle ihm gegenüber, und alle meine Erwägungen in Bezug auf unser Verhältnis zu einander begannen mit dem Worte. „Ob" ich ihm traue?

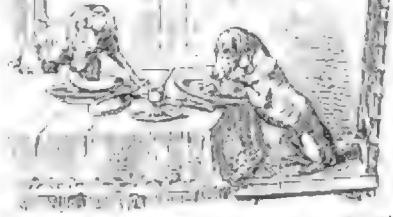


„Ob" ich mich mit ihm einlasse? „Ob" ich mich zu diesem oder jenem von ihm verleiten lasse? „Ob" ich auf ihn höre und nach Mouche sehe?

Und so weiter ad infinitum. Meistens fiel die Antwort, die ich mir gab, bejahend aus, obgleich ich ihm selten wirklich getraut habe. Er war leidenschaftlicher Jäger und nahm mich täglich zu weiten Exkursionen mit. Anfangs wurde mir das lange Laufen schwer, weil ich etwas stark geworden war. Die vorschriftsmäßige Energie zum „Schwemmen" hatte mir immer gefehlt. Ich litt am Unterhaltungmachen, wie die meisten Leute, die diese Kur brauchen. Wer will darob einen Stein auf mich werfen? Nun aber



schwand meine rundliche Fülle von Tag zu Tag, mein Atem wurde länger, und schließlich fühlte ich selbst nach den weitesten Märschen keine Spur von Anstrengung mehr. Meine Taille wurde so schlank und elastisch wie die französischen langen Taillen der modernen Damen. Die Sorge um Mouche ließ aber keine Freude über das glückliche Ereignis in mir aufkommen. Zweifel an ihrer Treue nagten an meiner Seele. Weil meine Gedanken immer nur bei meiner Frau waren, fiel mir nie eine Andrede ein, wenn Ob mit verführerischen Plänen kam. So ging es zu, daß ich damals trotz meines Jammers ein ziemlich lockeres Leben führte. In meiner Zerstreutheit that ich eben vieles, was sich für einen Ehemann nicht schickt — aber nördlich nur aus Zerstreutheit. Ob, der stets den maître de plaisir machte, dekretirte eines Tages: Es wird nunmehr zu Mouche hinübergelaufen. Er sei begierig, seine viel umworbene Cousine kennen zu lernen, und ich könne so auch einmal gehörig nach dem Rechten sehen. Er ließ uns noch ein



prächtiges Frühstück servieren, und fort ging es. Der Weg erschien mir nicht halb so lang wie früher. Nach einer Stunde standen wir vor meiner Wohnung. Da ich den Hausschlüssel nicht bei mir trug, mußten wir auf einen glücklichen Zufall warten, der uns hineinlassen würde. Dieser Zufall erschien dann auch — in Gestalt des Portschen. Nun sollte das Wiedersehen kommen — mein Herz pochte mir in jeder Pfote vor Aufregung.

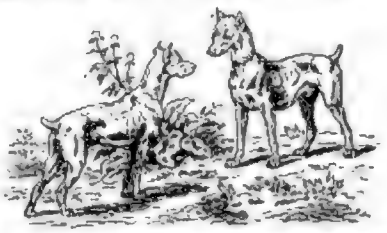
Viertes Kapitel.

Die Akteure werden darin alle beschäftigt bis auf das Fräulein Männer, denn Thüren die verschlossenen Pforten der Pensen verbergen.

Seliger Augenblick! — Mouches Situation machte den günstigsten Eindruck von der Welt. Mit wirtschaftlichen Arbeiten im Garten pflegt sich doch sonst eine leichtsinnige Frau nicht zu beschäftigen, und wenn der Mann verreist ist, erst recht nicht. Ist es zu ver-



wundern, daß ich nun vor Freude jubelte? Ich armer Kerl! Vertrauensselig machte mich die Schlange wie ein Kind. Als Ob und Mouche sich zuerst begegneten, tänzelten sie wie gebannt vor einander stehen. Unbegreiflicher-



weise war ich thöricht genug, nicht bei diesem Fasziniertsein sofort aufmerksam zu werden. Vorwärts, blind, polizeiwidrig dumm muß ich gewesen sein! Ob war im weiteren Verlauf des Tages ruhig, ernst und etwas zurückhaltend, Mouche liebenswürdig und so wirklich aufmerksam, wie ich es bei meiner Frau liebte. Eine ungemütliche Viertelstunde wurde mir noch im weiteren Verlauf des Tages. Das kam so: der Bursche unseres Herrn ließ nämlich Mouche über den Stiel einer Peitsche springen, auf den Hinterpfoten gehen und so weiter. Ob beteiligte sich sofort an den Uebungen, zeigte sich äußerst gewandt, und es begann nun zwischen den beiden ein enthusiasmirtes Wetteifern — während all dem aber mußte ich thatenlos verharren. Da hub ich mich zum erstenmal meiner kurzen, schiefen Beine geschämt, auf die ich doch sonst so stolz gewesen war wie ein Secondelieutenant auf seinen mehr oder minder vorhandenen Schnurrbart. Aber die kleine Verstimmung ging vorüber, und ich schied von meiner Frau, wie es sich für einen zärtlichen Gatten ziemt. Auf dem Heimwege machten Ob und ich noch eine kleine Jagd auf Mäuse.

Ob war glücklicher als ich. Die Art, in welcher er seine Beute erlegte, missiel mir wieder einmal gründlich. Er hatte keine Spur von Herz. Welcher anständige Kerl spielt denn mit einer Maus wie eine Katze! Hatte er sich lange genug mit seinem armen kleinen Opfer amüsirt, so ließ er ihm verschalant den Kopf ein und ging mit seinen kaszirten, leichtsinnigen, oberflächlichen Gefährte weiter. Das Mäuschen blieb liegen. Mein Gott, beim Jagen wird ja immer — nein, nicht immer, aber doch stellenweise — etwas Lebendiges seines Lebens beraubt, das ist ja einmal so. Jede Jagd ist also schließlich grausam, aber, du liebe Zeit, man macht doch so etwas so human wie möglich. Obs Manier erinnert mich an die Art Leute, die sich einbilden, Weidmänner zu sein, und es doch fertig bringen, ein Stück Wild mit Absicht meidwund zu schießen. Na, das ist aber auch eine feine Art von Jägerei!

Zu Hause angekommen, ersahen wir aus der Sorge, mit welcher man sich allgemein um den alten Junggesellen bemühte, daß diesem etwas zugestoßen sein müsse. So war's denn auch. Er hatte mit seinem kokett engen Halsband in der glühenden Sommerhitze gelegen und war nach Stunden in Krämpfen und zu einer Rosine geschmort gefunden worden. Der arme Kerl war ja eigentlich zu bedauern. Aber zum Lachen konnte das Tram und Tram den Unschuldigen bringen. Zum Beispiel hatte man ihm ein nasses Tuch auf den Kopf



gebunden, um den Blutandrang zurückzutreiben. Na, mochte man ihn nun verlachen oder bedauern, den drolligen Alten, für Ob und mich war der Accident jedenfalls unbezahlbar; kamen wir doch ohne irgendwelche Unannehmlichkeit davon. Angst hatten wir unseres außergewöhnlich langen Ausbleibens wegen gehabt.

Die nächste Zeit verlebte ich recht glücklich. Die Sorgen um Mouche waren auf ein Minimum reduzirt, dabei genoß ich in fröhlicher, ungebundener Freiheit mein Leben.

Mit Ob kam ich ein bißchen auseinander; er fühlte sich öfters angegriffen, ermüdet und erklärte mir mit affektirter Höflichkeit, ich sei ihm mit der Zeit im Laufen „über" gekommen, und er könne mit mir nicht mehr weiterlaufen. Ich glaubte ihm das natürlich, ich war ja ein armes Schaf! Abends schien er mir auch manchmal wirklich müde. Doch ich will gar nicht versuchen, meiner Dummheit den Mantel christlicher Liebe umzuhängen

(Schluß folgt.)

Literatur

— **Noch selten bethätigte ein deutscher Romanschriftsteller gleich in seinem Erstlingswerk eine so bedeutende Kraft, verbunden mit so künstlerischem Maßhalten, wie Theodor Dalmchen in seinem Roman „Junge Verbrüger“** (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Preis gehestet M. 3.—; fein gebunden M. 4.—). Von den Schwächlichkeiten ausgehend, die den in Rotterdam ansässigen Deutschen von seinen neidischen, verbissenen Lokalpatrioten bereitet werden, baut der Verfasser auf diese Basis eine ebenso tief innerlich begründete als spannende Handlung auf. Mit dem glänzenden Siege, den sein Held schließlich über die gegen ihn gesponnenen Ränke davon trägt, setzt zugleich echt deutsche Art über die Hinterlist ihrer Widersacher. In der glücklich vollzogenen Verbindung des thatkräftigen Helden mit der Tochter des angesehenen Holländers aber reichen sich symbolisch die beiden verschiedenen Volksstämme die Hand, ohne daß diese sinnbildliche Deutung sich anders als für unsere tief in Anspruch genommene Empfindung fühlbar machte. Klar ist fesselnde Handlung, die sich naturgemäß aus dem bewegten Spiel im Leben gegebener Gegensätze entfaltet und zu einem ebenso naturgemäß sich ergebenden harmonischen Abschluß gelangt.

— **Den Sänger des Buchs der Lieder in seinen persönlichen Beziehungen zum weiblichen Geschlecht zu beobachten und zu schildern**, ist ohne Zweifel eine verlockende Aufgabe. Dr. Adolf Kohut hat sie sich gestellt, und das Ergebnis ist sein Buch: „Heinrich Heine und die Frauen“, mit sechs Porträts (Berlin, Alfred H. Fried). Neben Mutter, Schwester und Freundinnen des Dichters treten und hier namentlich diejenigen entgegen, die in seinen leicht empfänglichen Herzen den Funken der Liebe entzündeten. Kaum ist den Spuren all dieser weiblichen Wesen in den Aufzeichnungen der Zeitgenossen nachgegangen und hat das Gefundene mit warmer Begeisterung vermehrt, daß bei seinem Erscheinen einige Fachgelehrten mit unterliefen, werden ihm die Verehrer Heines, für sein Buch dankbar, nicht zu schwer anrechnen.

— **Wie man immer über die Darwinsche Theorie denken möge**, niemand wird verkennen, daß sie das Ergebnis großartiger Untersuchungen und Vergleiche ist und hundertfältige Anregungen zu einem mannhaften Aufschwung der Naturwissenschaft gewährt hat. Es ist denn auch ihr Urheber in seiner geistigen Persönlichkeit eine überaus interessante Erscheinung, die näher kennen zu lernen ebenso gewinnreich als belehrend ist. Kein Buch aber übermittelt uns die Kenntnis des ganzen Mannes besser, als das dreibändige Werk „Leben und Briefe von Charles Darwin“, herausgegeben von seinem Sohne Francis Darwin, deutsch von Viktor Carus (E. Schweizerbartsche Verlagshandlung [E. Koch], Stuttgart). Den Kernpunkt der Schilderung bildet die Selbstbiographie des rastlosen Forschers, zu welcher sich die ihn betreffenden Aufzeichnungen seines Sohnes und Auszüge aus seinen Tagebüchern und seinem ebenso regen als gehaltvollen Briefwechsel reihen. Bei diesem treuen Spiegelbilde einer in sich gekehrten Forscherkraft wird jeder Freund der wissenschaftlichen Erkenntnis mit Interesse verweilen.

— **Für jene Art von Humor, die auf einer gemüthlichen Breite und gutmüthigen, plauderkasten Behaglichkeit fußt**, erweist sich der sächsische Dialekt als vorzüglich geeignet. Er bewährt sich in diesem Sinn aufs neue in dem Büchlein: „Hyazinthe aus Dittersdorfe, dedikirte Schimmungsblüder zum Museum gewunden“ von August Bäbchen (Leipzig, F. Reinboth). Diese Verse, größtenteils parodistischer Gattung, sind von genialischer Laune diktirt und werden ihre Wirkung auf empfängliche Zwerchfelle nicht verfehlen.

— **Die Renaissance ist in der Kunst unserer nachahmungssüchtigen Zeit** rasch durch die ihr folgenden Stilformen überholt, wenn auch nicht gerade verdrängt worden. Es ist es denn hoch am Platze, diese Formen und ihre Entwicklung ziemlich ins Auge zu fassen. Diese Aufgabe stellt sich die „Geschichte des Barockstils, des Rokoko und des Klassizismus“ von Cornelius Gurlitt (Stuttgart, Ebner & Seubert, Paul Neff). Im ersten Bande von der Spätrenaissance in Italien zum Barockstil dieser Heimatlande) der jüngeren Kunstformen übergehend, gelangt im zweiten der Verfasser Schritt vor Schritt bis zur Schilderung jenes Liebäugelns mit der Antike, das zur Zeit des ersten französischen Kaiserreichs die Losung des Geschmackes bildete. Zahlreiche gute Abbildungen kommen der klaren Darstellung zur Hilfe.

— **Durch besonders fein beobachtende Eingehen auf die bezeichnenden Züge des nationalen Lebens** fesselt das Buch: „England, Charakteristisches über Land, Leute, Reisevorbereitungen und den Jahren 1884 und 1887“ von E. F. Krause (Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag). Nach sorgsamer Schilderung der Fahrt von Paris über Dieppe und Newhaven nach London betritt der Verfasser ausschließlich in der englischen Hauptstadt, wo er jede Einzelheit ihrer bedeutsamen Einrichtungen, ihres öffentlichen und privaten Lebens scharf ins Auge faßt und treffend wiedergibt.

Neue Bücher und Schriften.

Klauß, Dr., Die Pflanzenkost als Heilmittel. Berlin, Fr. Mehr.

Bamberger, L., Natur und Mensch. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Bericht über verschiedene Prüfungs-Maschinen-Systeme in Darmstadt. Darmstadt. 2. G. Wenzel.

Chronik der Deutsch-Nationalen Kunstgewerbe-Ausstellung in München, 1888. Heft 1—5. München, Verl. d. „Allgem. Bauzeitung“.

Colin, C. v., König Harald Hardrade. Eine Volkserzählung. Berlin, Verlag des Literar. Deutschland.

Erhmann, Gustav Adolf, Die Lutherfestspiele. Geschichtliche Entwicklung, Zweck u. Bedeutung derselben für die Bühne. Literaturgeschichtlich-kritische Studien. 2. Wittenberg. R. Herrose.

Falk, Adv., Sprachschatz für Haus und Handel. Berlin, Besser.

Fischer-Tschelmann, A., Neue Kinderlieder. Zürich, Schröder & Meyer.

Gabriel, A., Aus d. Klöstern. Aus d. Zeit, übers. v. Dr. Alex. Bürge. Neubearbeitung. 1. Bdchen. Kempf.

Gerlach, Diet., Die Pflanze in Kunst u. Gewerbe. Lfg. 1—23 (Heft. 1—20 à 50 Pf., 21—23 à 75 Pf.). Wien, Gerlach & Schenk.

Handbuch der praktischen Dichtung, herausgegeben von H. Kletke. Jahrgang 1888. Leipzig, H. Wolf.

Hermes, H. B., Das Leben in den Tropen. Ein Wort zur Kolonialfrage. Kiel, C. Hermann.

Hesse, Paul, Gott schütze mich vor dir. Frei nach Lafontaine. Lustspiel. Berlin, Besser.

— Pompejan Lasha, Schauspiel. Ebend.

John, Al., Im Bann der Narrheit. Schildereien aus dem Vogtland. Rathenow. H. Hüthe.

Kamp, C., Kinderliederbuch. 5. Aufl. Frankfurt a. M., Otto Krause.

La Jeune Fille. Journal hebdomadaire. 1888. Nro. 1. Bruxelles, C. Rozaroff.

Lambeck, M., Aus der Kreuzerfahrt. Humoresken im sächsischen Dialekt. Dresden, H. L. Kracht.

Lenelose, E. v., Die Vaterlandslieder. II. Band. Leipzig, C. Merseburger.

Leipziger, C. H., Lateinische Studien für die Frauenwelt. 4. Aufl. Leipzig, H. Fikentscher.

Marrygall Romane. Lfg. 1—4. Berlin, C. Jürgen Nachf.

Mensa-Lattich, Pädagogische Skizzen eines Praktikers. Hamburg. Verlagsanstalt Richter.

Our Celebrities. A Portrait Gallery. Edited by J. Walery and L. Engel. Nro. 1. London, Swan Sonnenschein & Co.

Rathgeber, J. C., Ein Gruß an Se. Maj. Kaiser Friedrich III. zum Antritt der Thron- und zur Vollendung des Kgl. Schlosses in Berlin. Berlin, C. Boysen.

Schmidt, Dr. R., Deutsch-Ostafrika. Eine Volkserscheinung. Berlin, Ebd.

Schulze, Dr. Z., Tal unser Deutschland, seine alten Heldensagen u. Lieder. Wagner. Leipzig, H. Gesmann.

Virtues New Illustrated Bibles, edited by McDonald Macleod. Nro. 4. London, Virtue & Co.

Wachsmuth, Wilh., Der Gladiator. Roman aus der Zeit Caligulas. Leipzig, W. Friedrich.

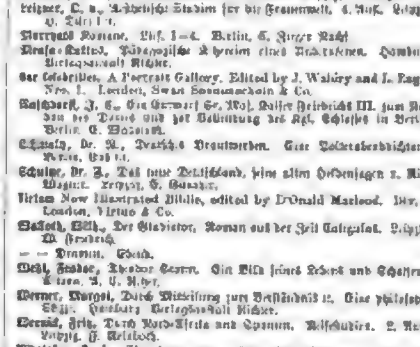
— — Drusus. Ebend.

Weiß, Isidor, Theodor Körner. Ein Bild seines Lebens und Schaffens. Wien, A. U. Asher.

Werner, Margot, Durch Mitwirkung zum Selbstständigkeit u. Eine philosophische Skizze. Hamburg, Verlagsanstalt Richter.

Wernicke, Fritz, Durch Nord-Afrika und Spanien. Reiseskizzen. 2. Aufl. Leipzig, F. Reinboth.

Winslow, J. L., The true story about Gutenbergs invention of printing. Travels. Leipzig, Berger & Wirth.



(Mitgetheilt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 480.

Von Dr. Fritz Helmann in München.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 476:

Weiß.	Schwarz.
1) S. F 2 — D 3. Nun droht 2) S. D 3 — B 4 ‡ und 2) D. C 3 — E 3 (D X — C 6) Matt.	1) D. C 6 x. D 5.
2) D. C 3 — C 4 ‡	2) D. D 5 x, C 4 oder K. D 5 x, C 4. — E 4.
2) T. H 3 — G 3 oder a. E 4, oder D. C 5 — C 6 Matt.	A)
2) S. D 3 — B 4 (f). . . .	1) Deckung aufhebt.
3) Dame Matt.	2) Matt.



Von Nord nach Süd.

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30.

Es schallt ein Ruf so hell und mächtig,
Er durchdringt warm, so kalt und heiß;
Dem Fürsten gilt's, der hoch und prächtig
Einherzieht sonder Furcht und Scheu;
Dem Feind die Beute, dem Freund die Hand,
So zog er aus dem deutschen Land.
Gewaffnet, seine Ehre zu schützen,
Will er der Welt den Frieden bringen.
Wie seines Adlers hoher Flug
Ihn weit von Land zu Lande trug:
Im Siegesgruß hört ihn's ertönen,
Den jubelnd ihm die Völker bringen.

29, 10, 7, 21, 26, 19, 17, 15.

Es ist des Ostens weites Reich,
Wo alte Freundschaft schwankte,
Wo unter tückisch bösem Streich
Treu' und Vertrauen wankte,
Wo drohend sinkt der Lage Hand
Die Fackel schwang zum Kriegesbrand.
Ein Handedruck — ein Wort — ein Blick,
Und doch Vertrauen kurz zurück,
Die Wahrheit drang von Herz zu Herz
Allmächtiger als des Schwertes Erz.

7, 8, 9, 24, 6, 15, 16, 17.

Das Nordlandsvolk so kurz und kühn
Ted edlen Gastes sich freute,
Entgegen ihm die Herzen glühn,
Der alten Band erneute.
Es klangen unter hellem Stahl
Die Gläser auf des Gastes Wohl,
Von hoher Schiffe hohem Bord
Erklang der Königsgruß zum Fjord,
Und mächtig gegen jeden Feind
Stehn treue Freunde fest vereint.

15, 19, 11, 17, 6, 30, 19, 27, 18.

Vom Meer umrollt im Inselland,
Ein Volk so treu und mutig
Wie Deutschland einst im Kampfe stand
Und stritt so heiß und blutig.
Errungen ward der deutsche Gau,
Das Vaterland der höchsten Frau,
Und von gar hart'rem Schmerz und Leid
Wird der Besiegten Seele voll
Dem tapfern Volk im Nachbarland
Bei Deutschlands Fürst die Freundeshand.

24, 10, 11, 23, 3, 4, 16, 30, 5, 6, 23, 1.

Ein wenig schönes deutsches Land,
Voll Korn und Frucht und Reben,
Wo Treue gilt von Hand zu Hand
Im Ringen und im Streben
Ein Fürst an Ruhm und Ehren groß
Schließt sicher in des Volkes Schoß,
Und wird die Welt auch immer neu,
Die Herzen bleiben sonnig und treu:
In aller Treue Hand in Hand
Stehn Fürst und Volk zum Vaterland.

5, 19, 20, 6, 23, 17.

Ein Volk, so tapfer, fest und staet
Wie seiner Alpen Gründe,
Sein Herz voll Mut, sein Arm voll Mark,
Trotz Kriegsbeil stets bestände.
Sein edler Fürst, vom Wahn befreit,
Band dennoch ewig hocherfreut.
Er sprach ein deutsches Königswort,
Dem Reich bot er den Kaiserhort,
Und sank er schmerzvoll nach dahin,
Auf seinem Throne lebt sein Sinn.

2, 6, 21, 3, 14, 23, 23, 16, 20, 8, 9.

Ein altes, mächtig festes Reich,
Das unter seinen Kronen,
An Ehren und an Siegen reich,
Gar manches Volk sich wohnen.
Es fiebt gar schmerzlich harten Strauß
Um alten Hader blutig aus;
Vergessen ist der alte Streit,
Es steht zu Schutz und Trutz bereit
Die Völker gegen jeden Feind
In festem Bunde treu vereint.

20, 4, 19, 26, 25, 28, 17.

Fern in des Südens Sonnenland
Das Volk in weiter Runde
Grüßt edlen Gast mit Herz und Hand
In starkem Friedensbunde.
In schwerem Kampf manch deutscher Held
Fiel dort auf blutgetränktem Feld,
Doch brave stehen weit und breit
Die Fahnen nicht zu blut'gem Streit,
Sie huldigen in Festespracht
Des deutschen Freundes hoher Macht.

Auflösung der kombinirten magischen Quadrate Seite 68:

I.

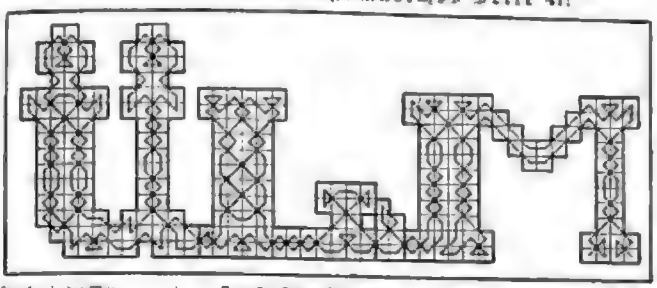
F	R	E	I
R	I	N	G
E	N	T	E
I	G	E	L

II.

D	A	N	K
A	M	U	E
N	U	M	A
K	R	A	M

Die beiden obersten Horizontalreihen geben: Freidank.

Auflösung des Bänkelsmarschen Bilde 41:



Von allen Sprachen in der Welt
Die deutsche nur am besten gefällt,
Ist freilich nicht von Gestern;
Doch wo das Herz zum Herzen spricht
Mit ernstem wie mit Mund gebricht
In Freuden und in Nöthen.

Von allen Frauen in der Welt
Die deutsche nur am besten gefällt,
Ist eine feine Sache;
Sie thronet zu Hause, was sie soll,
Die Schürze und die Schwerte voll
Und sucht das Glück nicht draußen.

Von allen Ständen in der Welt
Der deutsche nur am besten gefällt,
Wo Schule wie das Kreuz;
Die Sterne kalt, der Boden warm,
Wie Pflug und Schwert in Hand und Arm
Und Trotz im Augenblicke.

Von allen Völkern in der Welt
Die deutsche nur am besten gefällt,
Ist eine feine Sache:
Gesund an Leib und Geist und Herz,
In tiefsten Stunden Ernst und Scherz,
Und Recht in der Mitte.

Es lebe die gesamte Welt!
Dem Deutschen deutsch am besten gefällt,
Er hält sich Gott in Ehren.
Und übt das Rechte links und rechts
Mit Liebe, Glauben und Gerechtigkeit,
Nach Herzenslust genehmen.
(Deutsches Lied, v. Georg Ph. Schmidt.)

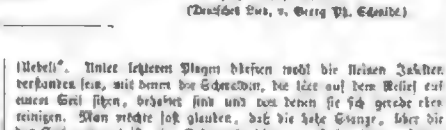
Räthselhafte Inschrift.



Vorstehende Steinplatte, in ⅛ ihrer natürlichen Größe gezeichnet, wurde vor einigen Monaten beim Fundamentiren des neuen Wasserreservoirs in Duisburg in einer Tiefe von 21½ Meter mit noch 6 Bruchstücken ausgegraben und ist zur Zeit noch im Privatbesitz. Durch die Vermittelung des Bürgermeisters ist es uns möglich geworden, eine Zeichnung davon machen zu lassen und setzen wir uns, dieselbe hier unseren werthen Lesern zu bringen. Für die, der lateinischen Sprache nicht Kundige dürfte es gut sein, wir setzen die Uebersetzung: „Den Hexen bleibt die Nacht hier lange; nur ach, daß Schwalbe ausbleiben (bedeutet — sep. hus jedenfalls beginnt — die alten vielen häuslichen Plagen Uebels". Unter letzteren Plagen dürften wohl die kleinen Insekten verstanden sein, mit denen der Schreiber, der jetzt auf dem Meisel auf einem Seil sitzen, behaftet sind und von denen sie sich gerade dort reinigen. Man möchte fast glauben, daß die hohe Stange, über die das Seil gespannt ist, eine Telegraphenleitung vorstellen könnte; jedenfalls ist es eine Art Wahrzeichen zum Anfangen der nahen Wälder. Interessant ist, daß ein Alterthumsfreund eine andere Uebersetzung herausgefunden zu haben glaubt und wäre es und sehr angenehm, wenn vielleicht hie und da ein freundlicher Leser unserer Zeitschrift ebenfalls eine andersweite Uebersetzung uns Lösung zu Tage förderte. Wir bemerken nur noch, daß die abgebrochenen Stücke der Platte nur schwache Striche sind und besagen nichts weiteres, weil etwa die Unterschrift zu ergänzen im Stande wäre.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 68:

Neun teilt wie ein malsamer Gläubiger an uns heran, dessen Schuldbrief nie erlischt.



L. C. in New-York. In einigen Gegenden Deutschlands wie Hannover, Braunschweig, Oldenburg, spricht man 9 und 90 fast genau so wie es geschrieben wird; im ganzen übrigen Deutschland dagegen werden diese Laute Konsonantenverbindungen am Anfang der Worte und Silben wie ist und sky gesprochen. Die deutschen Volksmelodien werden selten Ihnen einzelnig vorkommen, da sie in den verschiedenen Provinzen oft sehr verschieden sind. Eine gute Sammlung ist die von Erk herausgegebene.

Langjähriger Abonnent in Troppau. Je nach den besonderen Bestimmungen: Inhalt Verzeichnis, Inhaltsübersicht, Titel.

Treue langjährige Abonnentin in Potsdam. Ihr Manuskript, auf dem Briefe angenommen Frankatur 20 ₰ Strafporto hat uns leider unverwendbar.

„Kaltaler in Posen". Bis die Verordnung und den Anzeigen nahere Bestimmungen ist der Ratlosigkeit nur zu begreiflich. Ueber Kaufmannsgut, nach wissenschaftlichen Studien, von Handwerk — was hieße das übrig? Einzig die Kunst, und sie ist hoch, weil man am allerwenigsten als Kunstgut exportiren kann, denn sie ist gebiet die erschöpfende Verkörperung und die begeisterte Liebe. Und eingen, was Sie anerkannt machen, die Doppelgesetze, hält man allerdings so ungefähr die Mitte zwischen Kunst und Gewerbe, erfordert aber eben deshalb Begabung und Neigung nach beiden Seiten hin, wenn man es zu einem Resultate bringen und nicht bei einer mittleren Mittelmäßigkeit stehen bleiben will, die an Stelle der bestimmt 50 Jahrgänder Kaufleute immer bedenklicher und unbrauchbarer wird. Die Lehrzeit ist durchschnittlich die auch bei anderen Gewerben übliche, doch kommen es in jedem einzelnen Falle auf besondere Verhältnisse an. Ueber die Einzelheiten des Lehrgangs unterrichten Sie sich an Ort und Stelle zunächst bei einem Kaufmann.

Stammtisch der Vaterlandsfreunde in K. Wenn erklären wir Ihnen Manch, indem wir Ihnen beistimmen das Bild des Monats geben, der in Augsburg seinen bei Augsburg Anfang Juli 1834 Augsburg Zeitungsverleger Heinrich Cotta, am 3. Dezbr. 1839 gestorben. Nachdem er sich einen alten, berühmten bayerischen Patrizierfamilie. Während seiner Studienzeit in Bonn heirate ihn der damals gleichfalls dort studirende Kronprinz Friedrich Wilhelm trauen und um seiner vorbildlichen Bildung, kennt weltmännischen Takt und hier Lehrer Beherrschung der höfischen Formen wurde er Lehrer. Der darauf folgende rege Verkehr sowie in höheren Kreisen erregte Festlichkeit. Inzwischen wurde Cotta auch Besitzer seiner Studien und verbesserte 1811 die 1834 Augsburger Zeitung, bei der Cotta landesstadt der freien Stadt in Paris, 1826 Parmesan der Buchhandel Bang in Paris. 1836 dauernd Gesellschafter in Berlin 1839 buchhändler Mitarbeiter ist bekannt. Nach der Stiftung des Norddeutschen Bundes kam er als gleicher Eigenschaft nach Berlin, er machte dort ein großes Haus, in dem alle hervorragenden englischen Staatsmänner ein und ausgingen. Nachdem ein Besuch in der deutschen Hauptstadt Abschluß gefunden hat, kehrte er nach Hamburg zurück, wo er fortan als Senator des Senats thätig war. Nach dort wurde sein Haus bald der Mittelpunkt eines belebten geistigen Lebens; fremde Diplomaten, Gelehrte, Schriftsteller und Künstler fanden in dem ganz nach englischem Vorbild eingerichteten Hause eine gastliche Stätte. Später folgte Gerstäcker dem Rufe nach Braunschweig, als Direktor des Bibliothek, doch machte ihm seine zunehmende Kränklichkeit eine regelmäßige Thätigkeit unmöglich, so daß er Ende 1841 um seine Entlassung ersuchte, die ihm unter Verleihung des Titels „Geheimen Justizrat" gewährt wurde. Gestorben hier er, unverheiratet ist Hofbesitz Hang als Verwalter in seiner Vaterstadt. Geschenk Cotta ist die einzige Tochter Karl Immermanns.

Albert Lorenzen in Segeberg. Hofrat Hauffland in München hat eine Erfindung gemacht, Bahnbillets zu fixiren, doch ist sie bis jetzt nicht in Anwendung gekommen, da den Beamten dabei, wie wir hören, zu viel zu thun wäre. Auch Ihre Skizzen werden Ihnen gelesen, da sie uns zu viel Raum und Nachdem ist für Fachblätter doch immer die einzig geeignete Aufbewahrungsort. Gut auf der Höhe der Zeit befindet Buch über die Technik der Buchdruckerei ist uns nicht bekannt.

M. L. in Liegnitz. Zu viel Anstalt.

Fr. v. L. in Ostpreußen. Der Lehrer kann genaue Auskünfte darüber sind wir nicht, wenn wir sie hätten, würde es dennoch sein. Stillschweigen zu beobachten. Die Anstandsregeln lagen, dürfen wir sie so viel aus der Schule plaudern, daß Sie, die der Sache nahe zu stehen scheinen, über eine Frage im Angedenken Sie beantworten. Für Ertheilung der gewünschten Lehrer mit Lateiner Anstaltsprüfung.

L. G. in Rattenstein. Das Deutsche Herrenhaftsrecht ist zum Annehmen Besserer Männer brauchbar und billig. Das Lederexemplar ist mit Calyper imprägnirte Decke, die vollständig und dabei rauch- und geruchlos verbrennt. Die Lederexemplare besitzen aus Rotterdam, deren Verkaufsstelle geschlossen Bürgern der Gesamtheit vorbehalten wurde. Die Abstammung der Bestellung aufgabe durch ein Fachblatt, kann aber wol kein Ort aus sich selbst bekannt werden.

J. D. in Göttingen. Handschuh ist ein bekannter Verleger und die „Freudenberg-Institution" den Minister nach Gerwert der Lorbeer" zählt in seinem verbaltnißen Städten. Das Buch ist also auf alle Fälle von Wert. Wie groß dasselbe ist, das richtet sich nach der Lebgröße des Abrands (vor oder mit der Schrift), sowie nach der vorgesehenen Güte und nach der Ausstattung desselben.

Cosino in Leitkeringen. Bücherwurm „Gelehrte Poesie" enthalten auch lateinische Verse.

E. K. in H. Die so wenig verbreiteten Verlag.

P. O. in Heidelberg. Ja selbst sehr Verwendung angenommen.

L. L. in Basel. Das Frühwasser für Sommer wird erhalten, indem man 80 Teile absoluten Alkohol, 60 Teile Wasser und ca. 60 Proz. 20 Teile Campher, 10 Teile gepulverte Kamillenblüte und 10 Teile gepulverte Odermennig 1 Stunde erwärmt. Die Flüssigkeit wird mit dem Aufbewahrung benutzt.

Edmund C. in Berlin. Wohl für uns geeignet.

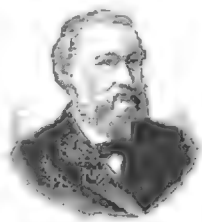
Hermann L. in Dresden. Die vorgeschlagene Skizze soll zur Ansicht willkommen sein. Von den Gedichten ist „Verlust" das gelungenste, doch bei Schluß einmal matt und verbraucht ist.

J. H. in Hannover. Die erbetenen Ihnen eine große Zahl von Anfragen und beziehen Antwort, die wir leider aus unserer eingeschränkten Zeit zu kürzeren oder Umgangen genügend nicht entsprechen. Für die freundliche Absicht bestens Dank!

A. L. in Hannover. Die eingesandten Zeilen können nicht zu der Haltung unserer Zeitschrift.

Sigrid. Wird verbrannt. Unsere Adresse ist C. E. weiß auf Reisen.

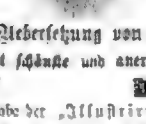
Waldmann dem See. Die Beiträge werden Sie inzwischen erhalten haben. Aber jungen Sänger sind uns wieder zu.



Einladung zu der neuen Subskription auf die Illustrirte Prachtbibel.

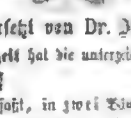
230 großen Bildern von **Gustav Doré.**

Evangelische Ausgabe.



Nach der deutschen Uebersetzung von Dr. Martin Luther.

Katholische Ausgabe.



Aus der Vulgata übersetzt von Dr. Joseph Franz von Allioli.

Auf dieses unbedingt schönste und anerkannt großartigste Pracht- und Bilderwerk der Neuzeit hat die unterzeichnete Verlagshandlung inzwischen zahlreiche Gesuche

eine neue Subskription

eröffnet. Diese neue Ausgabe der „Illustrirten Prachtbibel" erscheint in **62 Lieferungen** und umfaßt, in zwei Bände abgetheilt, im ganzen mehr als **200 Großfolioseiten Text** mit reichen Verzierungen, **230 große Bilder** und **4 Familienchronikblätter.** — Der Preis einer Lieferung beträgt **nur 1 Mark 20 Pfg.** — **Alle 8 bis 14 Tage** erscheint eine Lieferung.

Sämtliche Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes, sowie **jeder** mit einer solchen in Verbindung stehende **Bücheragent** nehmen Bestellungen auf diese **neue Subskription** entgegen.

Die **erste** Lieferung wird von **jeder** Buch- und Kunsthandlung auf Verlangen gern zur Ansicht ins Haus gesendet.

Das Prachtwerk kann auf Wunsch auch gleich vollständig, fein gebunden in zwei Bänden in Original-Einbanddecke (nach Zeichnung von Julius Schnorr oder Peter Herwegen) mit Goldschnitt und reichster Goldpressung, bezogen werden, und zwar:

in ganz Maroquin-Leder **roth**	Preis ℳ 125.—	in englischer Leinwand mit Lederrücken **roth**	Preis ℳ 107.—
in ganz Maroquin-Leder **schwarz**	Preis ℳ 110.—	in englischer Leinwand mit Lederrücken **schwarz**	Preis ℳ 105.—

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Der Bazar.

Illustrirte Damenzeitung.

Beginn des Winter-Quartals mit den Nummern 37 und 38.

Inhalt: Moden: Herbstmoden, Pelzwerk, Mantelet, Abendgarderobe (mit Schnitt). Promenadenanzug (mit Schnitt). Kragen, Manschetten und Besatzstreifen (mit Schnitt). Arbeiten: Häkelarbeiten; Patentmuster auf perforirtem Tuch (3 Abbild.). Gestickte Morgenhaube (mit Schnitt). Häkelarbeiten; Handschuh (mit Schnitt). Damen-Hüte (mit Schnitt). Vorstehbrett (2 Abbild.). Bänder zu Häkelarbeit (3 Abbild.). Kragen in Kreuzstich (3 Abbild.). Kinderkleidchen und Garnituren in Häkelarbeit u. s. w.

Hierzu doppelseitiger Schnittmusterbogen.

Unterhaltung: Novellen-Zeitung von Emil Gärtner (II. III.). Wandernacht von Bernhard A. G. Fehr die Hausbibliothek. Kulturbilder Aphorismen. Die Gesellschaften. Aerzte von C. Müller-Eberhardt. Stammbuch von Otto F. Lyser. Im Tempel verunglückt. Humoristisches von Hans Hopfer. Humor- und Zimmergymnastik. Charade, von C. Hoffer. Ein lustiges Examen. Der schöne Turnerin von Robert, von Blumen von Fürchten. Auf den Wiesen, von R. A. Roßmäßler. Schach. Räthsel. Rebus. Kurzweil u. s. w.

Illustrationen: „Kosmos Haus". Gemälde von Felix Vogt. In der Zeitenwende. Gemälde von Aug. Leins. Feierstille Sonntag von Dinglen und Kraftsinn. Kreuzung von Straßenlinien.

Hierzu kolor. Modenbild gratis.

Vierteljährlicher Preis 1½ Thlr. pro Talir von 2 ℳ 50 ₰ oder 4 fl. 50 kr. rh. **Jederzeit** können Abonnements eintreten.

Probe-Nummern liefert die Administration Berlin SW. 12. Charlottenstraße.

Vaterlandsfreund in Kr. [illegible] in Dresden [illegible]

„Mein Herzblatt Kindel“. [illegible]

Dem „letzten Opfer“ und ihren beiden Genossinnen. [illegible] die „kleine Gute, Holde“ [illegible]

Mehrjähriger Abonnent in Lemberg. [illegible]

Treuer Verehrer in D. [illegible]

[illegible]

Joh. P. Stappel in Hamburg. Caltora, la langamente in Augsburg. Adolf Müller in Marburg. Henrich und [illegible] in Köln. [illegible] in Hamburg. John Shoemaker in Galveston, N.-A. Bertha Wegner in Konstanz.

Redaktion: **Otto Baisch** und **Hugo Rosenthal-Bonin** in Stuttgart.
Verantwortlich: **Otto Baisch.**

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer“ SW., [illegible] 11;
Budapest: **Moritz Lecht** [illegible];
München: **Fritz Schwartz**, [illegible]

Inhalts-Uebersicht.

Text: Jenseits des Grabes, Novelle von Leo Warren, Fortsetzung. — [illegible] ein Stück atlantischer Seefahrt von Julius [illegible]. — [illegible] — Erzählung von Richard Voß, Fortsetzung. — [illegible] von Alfred [illegible] — [illegible] Schriften. — Schach. — Rätsel: Von Nord nach Süd; Auflösung der [illegible]

Illustrationen: [illegible]

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Ein neuer Roman von Richard Voß.

Soeben ist erschienen

Dahiel, der Konvertit.

Roman von

Richard Voß.

[illegible] 12 ℳ; [illegible] 15 ℳ

Richard Voß ist [illegible]

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse**, Annoncen-Expedition [illegible] Anzeigen Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 50 ₰ Reichswährung. [illegible] Prag, Straßburg, Wien, Zürich.

20 Pf. Jede Nr. Musikalische Universal-Bibliothek! [illegible] Dresch, stark. Papier. Verzeichn. grat. u. fr. v. Felix Siegel, Leipzig, [illegible]



Post- und Schnelldampfer
zwischen **Bremen** und

Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

Prospekte versendet

Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

Was würden Sie mit einer Million anfangen?

[illegible] bis zum 24. Dezember 18.. einsendet, einen

Preis von dreihundert Mark (zahlbar in Kaiser Friedrichs-Doppelkronen)

[illegible]

Redaktion der „Lustigen Blätter“ Berlin SW. 12.

Probenummern, alles Weitere, sowie die Abonnementsbedingungen enthaltend, versendet auf Wunsch gratis und franco die Expedition der „Lustigen Blätter“ Berlin SW. 12.

„Wir kennen keine [illegible]

„Liederquell“. 251 [illegible] Steingräber Verlag, Leipzig.

[illegible] BUCHHALTER [illegible] Berlin SW [illegible]

Unübertreffliche Neuheit!

Clarabella



Extra Musikstücke auf Bronze-Cylinder à 6 Stücke Mk. 5.

Des Kindes liebstes Spiel! [illegible] • Anker-Steinbaukasten • [illegible] F. Ad. Richter & Cie., [illegible]

Fritz Borstell's Lesezirkel

verbunden mit der Nicolaischen Buchhandlung in Berlin C. 2.
Größtes deutsches Bücher-Leih-Institut [illegible]
Lager über 500.000 Bände.
[illegible]

Märchen, Fabeln, Jugendschriften etc. [illegible] Ausführl. Katalog [illegible] jede Buchhandlung [illegible] Ambrosius Abel in Leipzig.

Photographien nach der Natur! [illegible]

Buckskins, Kammgarne, Cheviots, [illegible] Herm. Freder. Schultz [illegible]



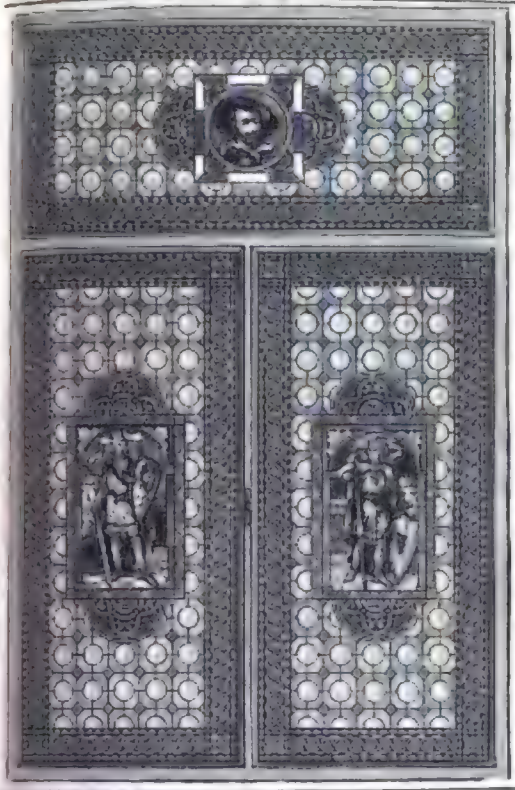
Das hier abgebildete, neu errichtete Gebäude dient in 7 Stockwerken nur dem Geschäftsverkehr des Hauses **Aug. Polich.**

In Deutschland einzig in seiner Art!

Bei jedem Bedarf lasse man sich zur Prüfung ganz gesandte Proben u. den überaus reichhaltigen Saisoncatalog kommen.

Das
Geschäftshaus für Damen-Moden
Leinen-Waren und Aussteuer
Aug. Polich in Leipzig
ist die beste und billigste Bezugsquelle für moderne Damen-Kleiderstoffe jeder Art in Seiden, Wolle, Baumwollen und Leinen-Waren [illegible] fertige Wäsche und Aussteuer in allen Preislagen. Costüme, Damen- und Kinder-Confection eigener Anfertigung.

Gegen monatliche Zahlung von nur 5 M.: Brockhaus' Conversations-Lexikon, Neueste Auflage durch Wilh. Kulicke & Co., Berlin S.W. Wilhelmstr. 135.



„Diaphanien"

vollständiger Ersatz für

Glasmalerei

liefert allein echt die lithographische Kunstanstalt von

Grimme & Hempel,

Leipzig.

Einzige Diaphanienfabrik in Deutschland.

Diese herrliche Innendekoration übertrifft an Exaktheit und Farbenpracht (Originale von ersten Künstlern) die echte Glasmalerei. Die Sachen sind dauerhaft, unempfindlich gegen Witterungseinflüsse.

Das Aufmachen der losen Blätter geschieht nach unser. Anleitung, doch liefern wir auch fertig gefaßte Scheiben zum Einsetzen u. Vorhängebilder in allen Größen.

Unser reichhaltiger bunter Hauptkatalog (in Deutsch, Englisch, Franz. u. Italien.) steht gegen Einsendung von M. 2.— (auch in Briefmarken.) zu Gebote, welcher bei einem Auftrage von M. 10.— rückvergütet werden.

Abnehm. Montagsendung. Muster und Prospekte gratis.

Interessenten an Orten, wo unsere Artikel nicht zu haben sind, bitten wir, sich an uns direkt zu wenden.

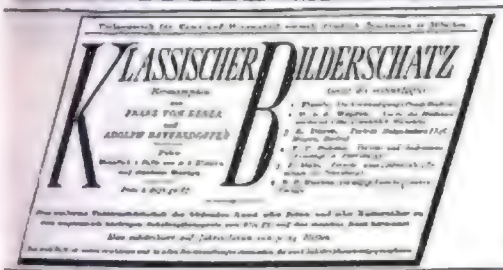
Gute Häuser als Wiederverkäufer gesucht.

Vertreter für Oesterreich-Ungarn: **Jos. Mangold, Wien IV.** gr. Neugasse 31.

Ferner vertreten in London, Paris, Brüssel, St. Petersburg, Moskau, Riga, Stockholm, Christiania, Copenhagen, Barcelona, Neapel, Bucarest, Rustschuck, Melbourne, Sydney, Buenos Aires, Montevideo und andern überseeischen Plätzen.

NB. Wir bitten wir, unser edles, gesetzlich geschütztes Genre nicht mit den lackirten Zuckerpapierbildern, welche vielfache Nachahmungen unseres Originalverfahrens sind, zu verwechseln.





Tasche Orientirung

über Länder und Völker gewährt der Neue Atlas v. Bertleau, gestaltet von A. Dana, Stuttgart. 32 Karten, enthaltend 2.4.2 Spezialkarten, darin 2 Planigloben, 2 Sternkarten, Tabellen u. Namenregister etc. etc. Handlich in Taschenformat. Preis geheftet 2 Mk. 50 Pf. Elegant gebunden 3 Mk. 50 Pf.

Das

Buch der Hohenzollern

von **Max Ring.**

Ein wahrlich populäres

Prucht-Volksbuch

Leipzig. Schmidt & Günther, Leipzig.



E. Neumann & Co. Dresden-N.

versenden ihren reichillustrirten

Haupt-Catalog über Cotillon- und Carnevalartikel,

Blusen, Roben, Touren, Attrapen, Christbaumverzierungen, Illuminationslaternen etc. gratis und franko.

Neuheit für Herren: Tyler-Costume. Neuheit für Damen: Harem-Costume. Auch der kleinste Auftrag findet prompte Erledigung.

Harmoniums

Specialität!

v. M. 120 an, mit schöner Garantie

Neukirchen, Preuß. Prof. gratis

Alfred Herbst, Leipzig



Ebenso große Porträts

nach Photographien in Pastell, Oel, Tempera und en Email, Schloß, Aquarelle en Teilfarben. Prospekte frei. Mach. Aufträge an

C. Hommel in Herkenbelm — Frankfurt a. M.



Lambrechts Holosteric-Barometer



zeigt 1. den jeweiligen Luftdruck, 2. Wetteraussichten nach mit Sicherheit, 3. den Wetterumschlag, 4. Temperatur, 5. Höhenmesser, 6. Thermometer, 7. Uhr. Es ist das einzige Instrument, das Wetterumschlag mit Sicherheit anzeigt. Als solches vielfach prämiirt, ärztlich empfohlen, unentbehrlich für Touristen, Reisende, Jäger, Landwirthe, Gärtner, Seeleute, Aviatiker etc. Es ist garantirt 1 Jahr das solideste und billigste Metall-Barometer.

Wilh. Lambrecht, Göttingen.

Dr. med. W. Schmidt,

Arzt, Mitarbeiter von „Ueber Land u. Meer"

Stuttgart, Marienstraße 14

Stottern

heilt gründlich die seit 27 Jahren bestehende **Denhardt'sche** Anstalt in **Burgsteinfurt**, Westfalen. Prospect gratis. Honorar nach Heilung.

Täglich 2 Ausgaben

zusammen durchschnittlich 16 Seiten groß Folio-Format.

nur Mk. **1.70**

für November und Dezember bei allen deutschen Postanstalten.

Auflage 63,000.

Münchner Neueste Nachrichten

mit Volkswirthschaftlicher — Alpiner — und Sport-Zeitung.

Tendenz: **liberal und deutschnational.**

Größtes und weitestverbreitetes Blatt Süddeutschlands.

Verhältnißmäßig **billigste Zeitung der Welt.**

Pro November und Dezember (100 Nummern) nur Mk. 1.70 Pf.

Reicher politischer Inhalt, gediegenes Feuilleton, Aufsehen erregende telegraphische Berichterstattung. Eigene Correspondenten an allen Hauptplätzen Europas. Große Vielseitigkeit und Uebersichtlichkeit. Kunstberichte, Börsenzeitung, Humoristisches, Extrazugaben.

Münchner Spezialitäten.

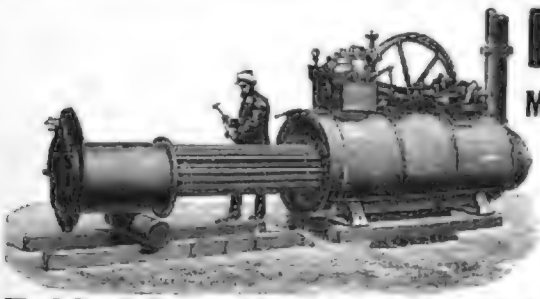
Probeblätter gratis und franko von der Expedition.

Durch die günstigen postalischen Verhältnisse Münchens, das den Ausgangspunkt direkter Hauptlinien nach dem Süden bildet, sind die **„Münchner Neuesten Nachrichten"** die einzige deutsche Zeitung, welche die Tagesereignisse am leichtesten nach dem Südalpengebiet, Tirol, überhaupt noch dem österreichischen Gebirge und dem ganzen südlichen Alpenland vermittelt.

hervorragendstes und billigstes Insertionsorgan, die 5spaltige Colonelzeile nur 25 Pf.

Solide Agenten in allen Städten gesucht.

Druck und Verlag der Buch- und Kunstdruckerei von **Knorr & Hirth** in München.



R. WOLF
in
Magdeburg-Buckau
baut seit 1862 als
Hauptspecialität:
Fahrbare und stationäre
Locomobilen
mit
ausziehbaren Röhrenkesseln sowie im Dampfraumgelagerten Dampfcylindern
und zwar:

Hochdruck-Locomobilen mit einfacher oder mit durch den Regulator **selbsthätig** temperirter Expansionssteuerung bis zu 50 Pferdekraft,

Receiver-Compound-Locomobilen mit und ohne Condensation bis zu 120 Pferdekraft.

Die Wolf'schen Locomobilen, welchen auf **allen** deutschen Locomobil-Concurrenzen in Bezug auf den **geringsten Kohlenverbrauch**

stets der Sieg

anerkannt wurde, stehen auch hinsichtlich ihrer **Leistungsfähigkeit und soliden Bauart** unerreicht da. Sämmtliche seit 20 Jahren aus der Fabrik hervorgegangenen Locomobilen sind **gegenwärtig noch im Gebrauch.** Die Wolf'schen Locomobilen, welche ohne Ausnahme vor der Auslieferung in der grossen Probirhalle der Fabrik **dauernden Brems- und Indicator-Versuchen** unter gleichmässiger Feststellung des Wasser- und Kohlenverbrauchs unterworfen werden, finden sowohl in der

Landwirthschaft als in industriellen Betrieben jeder Art

ausgedehnte Verwendung und weisen gegenüber stationären Dampfmaschinen, namentlich in Bezug auf die Unterhaltungskosten, erhebliche Vorzüge auf.

Preislisten und feinste Referenzen stehen zur Verfügung.

Sammet- u. Seidenstoffe
jeder Art, grosse Auswahl von **schwarzen, weissen u. farbigen** Seidenstoffen. Specialität: „Braunschweiger". Billigste Preise. Seiden- u. Sammet-Manufaktur von **M. M. Catz, in Crefeld.**
Muster franko.

Pulverfabrik Rottweil-Hamburg

Centralbureau Rottweil a/N. (Württemberg)

liefert **Alle Sorten Pulver**

Jagd- Körnung No 4

Scheibenpulver mittelkornig rund und eckig

Hamburg (Doverhof)

Gewehrpulver, Musketpulver, Mehl- u. Böllerpulver, Sprengpulver, Sprengpatronen, Dynamit.

Prämirt Stuttgart 1881, Amsterdam 1883, Madrid 1883, Königsberg 1887, Freiburg i. B. 1887.

Jagdpulver Waidmannsheil **Patronen** Rottweil

SEKURIT

vorzügliches den Dynamiten Wirkung gleiches Sprengmittel zur Vermeidung von Schlagwetterentzündungen.

Sämmtliche Niederlagen der Fabrik liefern die Jagdpatronen zu Fabrikpreisen.



Violinen Zithern
Meistergeigen, Cellos etc.
für Dilettanten u. Künstler best- und billigstens.
Zahlungserleichterung ohne Preisaufschlag.
Hamma & Cie.,
Stuttgart.



Das überraschendste Geschenk
ist das Bild lieber, meiner Angehörigen.
Ich war todten Albert oder Mädchen es der Mord hilft vom Bruder. Ich war Tag zu Tag mehr verblasst, und mein möchte doch die Leben, bevor Tage am feinen Platz verweilen.
In einem solchen Falle wende man sich an die **photographische Anstalt von Franz Metz in Freiburg,** deren Spezialität es ist, nach noch so alten Bildern glänzende **Photographien** in jeder Größe herzustellen.
Anerkennungsschreiben und Preisliste gratis.

Mehrmals prämiirt mit ersten Preisen.

Violinen.
Das Beste und Billigste der Neuzeit, Violoncelles, Contrabässe, Harfen etc. etc. von 6—300 M. Feinste Meister 30—1000 M.
Bratschen, Cellí und Bässe, Bogen 1—20 M. Etuis 3—40 M. Zithern 14—200 M. Guitarren 6—30 M. Vorzügliche Kalten. Alle Blas-Instrumente. Die patentirte Maxime Violine à 3 Stradivarius. Illustrirte Preisliste gratis und franco.
Reparaturen billigst. Empfehle mein Lager Wilhelms Patent-Saiten, Bogen etc. Garantie für Saitenmensuranfertigkeit.
Gebrüder Wolf,
Saiten-Instrumenten-Fabrik,
Kreuznach.

In der Edition Peters erschienen neue Klavierstücke und Lieder von

Grieg.

Für 2 Mark (Werth des Betrages) liefern wir an Private ein vorzügliches weißes Tafelbrod.
Postmusterkarten franko zu Diensten.
Frank & Baer
Feinbäckerei-Etablissement
Frankfurt a. Main.



Emil Mühlenpfordt, Hamburg. Import von Japan Waren, Japan-Kunstsachen und Japan-Alterthümern.



Normal-Uhren,
Silberne Herren-Remontoir 20 M.
Goldene Herren-Remontoir mit Goldrand 30 M.
Goldene „1482" Herren-Remontoir 50 M.
Goldene Damen-Remontoir 100 M.
Jährige Garantie-Uhr.
Kunst-& Brillantringe.
Preisliste Gratis. In echter Kgl. Goldstickerei 3, 6, 9, 12 M. Weiter breite, 14fl. Stickung, 10, 12½ u. 15 Mark.
Illustrirte Preisliste gratis.
Th. Woelwitz, Königsberg i. Pr.



Nebelbilder-Apparate
und Skioptikons für sämmtliche Schulzwecke, wie zur Unterhaltung in Familien. —
Edisons Phonograph,
neu verbessert spielend. Engl. Preisl. u. Preiscourant gratis.
Optisches Institut von
A. Krüss in Hamburg.

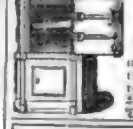


ETRURIA.
Kunstgewerbliche Anstalt
Neuwedell (Preußen)
empfiehlt zur Lieferung von Wandtellern, Tassen u. s. w. altertümliche Schau- u. Prunkgefäße, plastische Schaustücke, Platten, Teller, Stilbrodgegenstände, Humpen, Pokale u. s. w. in feiner Ausführung. Jede Art der Malerei und der Kunst, in verschiedene Weise hergestellt, zu außergewöhnlich billigen Preisen zu verwenden. Illustrirte Preisliste gratis und franko.

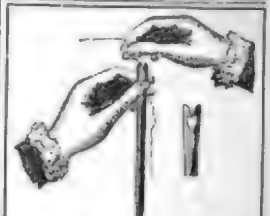
Für Weihnachten!
Geschenke
für Knaben
Laubsäge-Arbeiten,
Preisbücher,
Zul. Geiger,
Stuttgart.



Schladitz & Bernhardt, Dresden,
empfehlen ihre feuer- und diebessichern
Stahlpanzer-Geldschränke
mit den neuesten Sicherungen u. s. w. Illustrirte Preisliste verlangen. Fabrik-Niederlagen sind errichtet in Berlin, Hamburg, Leipzig, Wien.



ROSENFREUNDE
finden enorme und 1a Assorte von ... zu den billigsten Preisen bei
Soupert & Notting,
k. k. Hofgeflügelzüchter, LUXEMBURG.
Illustrirender Katalog von über 2000 Sorten gratis.

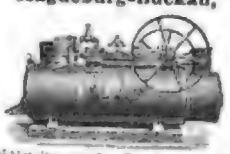


Die **Nadelfabrik** von **Ernst Kratz** in **Frankfurt a. M.** empfiehlt
Nähnadeln mit federndem Oehr
— Deutsche Reichspatente No. 29404 —
Specialität von **Schwachsehenden und Blinden** mit Leichtigkeit einzufädeln. — In den meisten Handelsmagazinen empfohlen. — Zu haben in fast allen Geschäften, welche Nähnadeln führen.

PATENTE
RICHARD LUDERS,
Civil-Ingenieur, GÖRLITZ.



Garrett Smith & Co.,
Magdeburg-Buckau,



empfehlen ihre neuesten Erzeugnisse a. Compound-Lokomobilen mit condensirbaren Kesseln ... Illustrirte Kataloge für die Feuerlöschen, Ölmaschinen, Bohrmaschinen, Kessel und Pumpen kann der Prospekt gratis und franko.

7 **C. L. Flemming** 7
Klebenstein b. Schwarzenberg i. S.
Empf. Meine Letternwagen f. Kinder u. ihr wartsame Erziehung. Abonnir. ... Wagen. ... Schaukel. ... 1.25—50 ... Kat. frs. Frankatur. ... 12.— ... M. pr. 30. Kom. Kasse. Preise nach allen Stat. Deutschl. u. Oester.

Ein groß. Export. ... Antheil unsolidirter
Kautschukstempel
von **Mäurer & Thieme,**
Berlin S., Ritterstraße 10
Illustrirte **gratis** und **franko.**

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

In unserem Verlage erscheint:

Kunst und Kritik.

Gesammelte Schriften von

Ludwig Pfau.

5 Bände. Jeder Band ist einzeln käuflich.

Soeben wurde hiervon ausgegeben:

Vierter Band: **Freie Studien.**
Die Kunst im Staat.
Dritte, durchgesehene Auflage. 8°. Preis geh. M 3.—; in Halbfranz M 4.50.

Fünfter Band: **Literarische und historische Skizzen.**
Zweite Auflage. 8°. Preis geh. M 4.—; in Halbfranz M 5.50.

Anfangs dieses Jahres ist erschienen

Erster Band: **Maler und Gemälde.**
Kritische Studien.
8°. Preis geh. M 5.—; in Halbfranz M 6.50.

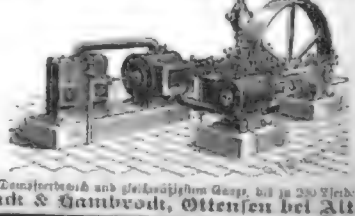
Zweiter Band: **Bild- und Bauwerke.**
Kritische Studien.
8°. Preis geh. M 5.—; in Halbfranz M 6.50



Eine der eigenartigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunstkritik ist Ludwig Pfau. Wohl einzig steht dieser Autor da in der Schätzung von Kunstwerken, so daß der Leser das Gefühl hat, das Werk selbst zu sehen meint. Das ist selbst eine große Kunstleistung, und indem Pfau uns so das Bild, Gebäude oder Bildwerk mit Worten veranschaulicht, macht er zu gleicher Zeit mit der schärfsten Gedankenlinie auf die Vorzüge und Mängel der Schöpfung aufmerksam und stellt dem Künstler seine Stellung in der Kunstgeschichte an. Kühn, furchtlos, scharf sind diese Kritiken, aber ebenso frappant wahr als überzeugend und glänzend geistreicher, und niemand wird sie legen, und jeder wird bestätigen, daß die Lektüre dieser Essays überaus interessant, sehr pikant und anregend gewesen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Eincylindrige und Compound Dampfmaschinen



von geringem Dampfverbrauch und gleichmäßigem Gange, bis zu 250 Pferdekräften, liefern
Mendt & Hambrock, Ottensen bei Altona.

Van Houten's Cacao.

Bester – Im Gebrauch billigster. | Ueberall zu haben in Büchsen à Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.



Hippolit Mehles, Waffenfabrik Berlin W., Friedrichstrasse 159.

Damen

Prediger- u. Religionslehrer-Seminar.

Neu! Für Raucher!

Imhoff's Patent-Patronen-Gesundheits-Pfeife.



Wilh. Imhoff in Cassel

Mondamin alleinige Fabr. **Brown & Polson** k. engl. Hofl.

Neue Erziehungs- und Lehr-Anstalt in Melsungen

H. F. Henkel,

Dr. med. Lahmann's Sanatorium auf „Weisser Hirsch" bei Dresden. In reizender Lage.

(Naturheilanstalt)

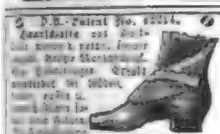
MERAN

Spezial-Arzt Dr. med. Meyer,

Haar- & Woll-Leder-Schuhwerk,



Hermann Gaiser, Göppingen (Württemberg).



Compagnie Laferme

Dresden Berlin



Petersburg Riga, Moskau

Militär-Pädagogium von Dr. Fischer,

86er Mosel- 84er Roth- **WEIN** per Fl. 55, per Ltr. 65 Pf. 100 Liter 63 Mk. per Fl. 70, per Ltr. 85 Pf. 100 Liter 82 Mk.

Fritz Daubenspeck, Homberg a. Rh.

Kurbedürftige

Berliner Naturheilanstalt

SECT von O. & H. Graeger in Hochheim a. M.

Heilanstalt für Nervenkranke zu Bendorf am Rhein.

Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte. Dr. Erlenmeyer.

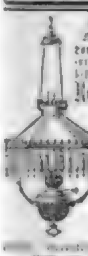
Keine Hülfe für Brustkranke

Champagner von Aug. Grote & Co., Frankfurt a. M.

Gegründet 1867 — höchst prämiirt.

Otto Wollenberg,

Reform-Blitz-Lampe



Bestes Putzmittel der Welt.



Cognac der Export-Cie für Deutschen Cognac Köln a. Rh., bei gleicher Güte bedeutend billiger als französischer.

Epilepsie ist heilbar

Rheinwein.

Weisswein,



Zimmer-Douche-Apparate

CACAO-VERO, entölter, leicht löslicher Cacao.

HARTWIG & VOGEL Dresden

BEETHAM'S GLYCERINE & CUCUMBER

Enthaarungsmittel — Depilatorium

Armour & Co.'s

Medicinal- und Dessert-Weine

Gegen 4000 Artikel

W. A. Herb, Pulsnitz in Sachsen.



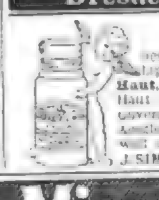
Anker Pain-Expeller

F. Ad. Richter & Cie.



Kaiser-Blume feinster Sect

Gebrüder Hoehl Geisenheim. Schaumwein-Kellerei.



CRÈME SIMON beseitigt in einer Nacht alle Mitesser, Frostbeulen, ... Haut, rothe Hände, ...

J. SIMON 36, Provence, PARIS.

Sodener Mineral-Pastillen à 85 Pfg. pro Schachtel in allen Apotheken

Preis pro Band 50 Pf. — Engelhorns Allgemeine — Gebunden 75 Pf.

Romanbibliothek

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
= Fünfter Jahrgang. =
Preis pro Band 50 Pf.; elegant gebunden 75 Pf.
Alle vierzehn Tage erscheint ein Band.
Billiger als die Leihbibliothek.
Der erste Band
Robert Leichtfuss von **Hans Hopfen**
ist soeben erschienen.
Man abonniert in allen Buchhandlungen.
J. Engelhorn in Stuttgart.

Jeder Briefmarkensammler u. Händler sende sofort sein Verzeichniss und Muster. Briefmarkenhandlung gesucht! Gute Provision! Billigst! **E. Hayn, Berlin N. 24.**

Solide Buchskinn, das Meter von M. 3.30 ab, versendet auch an Private. Muster frei. Bruno Frenzel, Cottbus.

Es wird ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, dass jede Schachtel die Fabrikmarke „verschlungene Hände" trägt, welche man beim Einkauf stets speziell verlangen wolle.

MEY'S STOFFKRAGEN

zeichnen sich besonders durch **Dauerhaftigkeit, Billigkeit, Eleganz u. bequemes Sitzen** und **Passen** aus.

Mey's Stoffkragen sind mit Webstoff vollständig überzogen und infolge dessen von Leinenkragen nicht zu unterscheiden.

Mey's Stoffkragen werden nach dem Gebrauch einfach weggeworfen, man trägt also immer neue, tadellos passende, elegante Kragen und Manschetten. Angabe der gewünschten Kragen- u. Manschettenweite notwendig.

Beliebte Façons.

Lincoln B Umschlag 5 cm breit M. 0.65 pr. Dtzd.

Herzog Umschlag 7½ cm breit M. 0.65 pr. Dtzd.

Costalia rundeck geschnittener Kragen, ausserordentlich schön und bequem zu Halse sitzend, Umschlag 7½ cm. breit M. 0.85 pr. Dtzd.

Franklin 4 cm hoch M. 0.60 pr. Dtzd.

Goethe (darüber gekoppelt) ca. 5 cm hoch M. 0.60 pr. Dtzd.

Albion ca. 5 cm hoch M. 0.70 pr. Dtzd.

Wagner Breite: 10 cm M. 1. 20 pr. Dtzd. Paar.

Schiller (Querbeig gekoppelt) ca. 4½ cm hoch M. 0.60 pr. Dtzd.

Wiederverkaufs-Stellen von Mey's Stoffkragen befinden sich in den meisten Städten Deutschlands, und sind durch Plakate in den Schaufenstern erkenntlich. Ausserdem können Mey's Stoffkragen auch bezogen werden durch das

Versand-Geschäft Mey & Edlich
Leipzig-Plagwitz

Der illustrirte Katalog über „Mey's Stoffwäsche" wird auf briefliches Verlangen an Jedermann gratis und portofrei gesandt.



Ziehung am 19. u. 20. November 1888.

Kunst-Ausstellungs-Lotterie zu Berlin.

Gewinne: **80,000 Mk.** Werth darunter 2500 goldene u. silberne

Drei Kaiser-Medaillen

v. 20,000 Mk., gefert. von der Kgl. Münze zu Berlin

Original-Loose **à eine Mark** empfiehlt und versendet der General-Debiteur

Carl Heintze, Berlin W. Unter den Linden 3

Telegramm-Adresse: Lotteriebank Berlin.

Gut und Billig!

Liefert die Firma **Erler & Co., Berlin,** 7 Artdstr., und zwar jeder Privatlie ihre Waare, eine Anzahl Anerkennungsschreiben machen Zeugniss dafür, welche sie von seiner hoch Kundschaft aus allen Gauen erhält. L. S.

Frankfurt a. M., Cir.-Bank, 20. Aug. 1888. Die verschrb. Cervaja. Cigarren u. Ihre w. Firma haben durch ihr gütige Zuvorkommenheit vollständig u. meiner Freunde erworb., ebenso wie Ihnen. Cirkularbrief, Preis, Ihre Co. gefällig. Ihre v. M. ... auf mich ... M. 64., Ihr. Verehrung in 3 Sort. Inhalt, Ihre Cigarren sehr gut schmeckt, u. d. sehr kurzer Zeit. Ihre Co. Empfehle 4 Sort. Ihre Cigarren bei Ihrer, bei d. u. Ihnen beg. Ung. als Cigarrh. ein gut. Gut. Ihr. u. Kundsch. freundlich. Ihr. Ihre Muster. Katalogs gratis u. franko über:

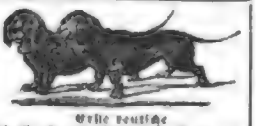
Cigarren aus besten amerikanischen Tabaken (4—12 Pf.)

Weine, garantirt reine Naturweine (Spezialität)

Schmucksachen aller Art, garantirt echte Waare, echte Granat-, Corall-, Gold-, Silber-Waaren u.

über, die auch gratis und portofrei versendet.

Erler & Co., Berlin, Artdstr. 7.



Erste deutsche

Rasse-Hunde Zucht u. Versand-Anstalt

Arthur Gerlach, Radeberg. Zwinger mit bedeckten Ren-Abtheilungen und eigenem Bassin bietet hiermit seine gr. Lager, Bernhardiner, Terrier, Bracken, Jagd-, Hüter, Schäferhunde, Pudel, Spitze, Bologneser, Hasenwindspiele, Möpse, Schoßhunde etc. garantirt rein in Qualität.

Ausführl. illustr. 1. Hundebuch gegen Einsendung von 50 Pfennigen Briefmarken franko. Ausgezeichnet durch über 10 000 Dankschreiben. Der Hund, Erziehung, Pflege, Dressur, Wurf, Krankheiten etc. 50 Abbildungen. Preis 50 Pf. Postanweisung franko.

Export nach allen Welttheilen!

G. E. HÖFGEN, DRESDEN-N.

PATENT KINDER- UND KRANKEN-WAGEN FABRIK.



Patent-Kinderwagen mit und ohne Gummibelastig. das Verstellbare für gesunde wie kranke Kinder Preise von 12—120 Mk.



Kranken-Fahrstühle bewährter und bewährtester Construction in allen Grössen, gepolstert wie ungepolstert mit und ohne Gummibelastung. Preise v. 75—250 M.



Eiserne Netzbettstellen für Kinder bis zu 12 Jahren. Ausserordentl. pract. und elegant in verschiedenen Grössen. Bequemste Lagerstätte, besonders für kleinere Kinder. Preise v. 12—60 Mk.

Illustr. ausgestattete illustrirte Kataloge gratis und franco.

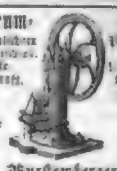
PATENT KINDER- UND KRANKEN-WAGEN FABRIK.

G. E. HÖFGEN, DRESDEN-N.

Tragbare Oefen



Petroleum-



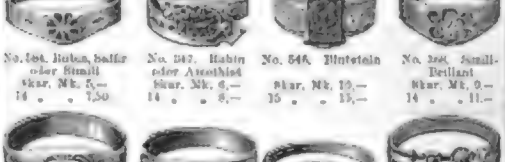
Moleren

A. v. Wurstemberger & Co., München.

Versand-Geschäft. — Bijouterie-Fabrik.

Max Grünbaum, Berlin W., Friedrichstr. 194.

Massiv goldene Ringe mit gesetzlichem Gold-Gehalt.



No. 844. Rubin, Saffir oder Email 8karr. Mk. 5.— 14 „ „ 7.50

No. 847. Rubin oder Amethist 8karr. Mk. 6.— 14 „ „ 8.—

No. 848. Rubinstein 8karr. Mk. 12.— 15 „ „ 15.—

No. 288. Email-Brillant 8karr. Mk. 9.— 14 „ „ 11.—



No. 300. Granat, Aquamarin oder Almandin 8karr. Mk. 10.— 14 „ „ 15.—

No. 348. Almandin od. Amethist 8karr. Mk. 7.50 14 „ „ 11.—

No. 349. Rubin, Saffir od. Smaragd u. 8 echte Perlen 14karr. Mk. 14.— Mk. 20.—

No. 351. Rubin, Saffir od. Smaragd u. 6 echte Perlen Mk. 20.—

Illustr. Prachtkatalog gratis und franko.

Kampf gegen jede Weinfabrikation!

„Oswald Nier'schen Naturweine"

überall



Zwei Millionen ½ Liter-Flaschen!

Es bittet sich für jede Familie bei meinen billigen Preisen

Spielwaaren

— und praktische Geschenke —

Erste aus Nürnberg zu beziehen.

Vollständig & reich illustr. **Preisbuch** mit ca. 2000 Nummern wird gratis und franko versandt.

Carl Quehl, Spielwaarenfabrik, Nürnberg.

Erstes & renommirtestes Specialitätengeschäft, besteht seit ... Der kleinste Auftrag wird sorgfältig erledigt.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Über Land und Meer.

Nº 6.

61. Band.
Einundsechzigster Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Jenseits des Grabes.

Novelle von

Leo Warren.

Mit Originalzeichnungen von J. Wahle.

V.

In der nächsten Nacht hielten mehrere Wagen vor der Einfahrt der großen Totenstadt des Père-Lachaise. Auf den Schall der Glocke neben dem Gitterthor erschien der Pförtner, um mit kurzen, unwilligen Worten den vor dem Thore stehenden dunklen Gestalten zu erklären, daß der Eintritt während der Nacht verboten sei, aber erschrocken fuhr er zurück, als er bei dem Licht einer Blendlaterne in der vordersten Gestalt, welche den dunklen Mantel zurückwarf, den allmächtigen Polizeiminister Marquis d'Argenson selbst erkannte, welcher ihm befahl, sofort zu öffnen. Der Pförtner gehorchte zitternd, denn da der hohe Chef der Polizei selbst erschien, so mußte es sich wohl um eine hochwichtige Staatsangelegenheit handeln, und bei solchen Angelegenheiten öffneten sich zu jener Zeit für die Beteiligten nur zu leicht die Kerkerpforten in der Bastille, aus welcher es nur schwer eine Rückkehr gab. Der Marquis d'Argenson trat ein; hinter ihm folgte ein unkenntlich in seinen Mantel gehüllter Mann, fünf bis sechs andere Personen, sämtlich verhüllt, schlossen den geheimnisvollen Zug.



Die deutsche Kaiserfahrt nach dem Süden: Erste Begegnung des Kaisers Wilhelm und der Königin Margherita im Quirinal.

„Fürchte Dich nicht,“ sagte der Marquis zu dem zitternden Pförtner, „verschließe das Gitter und bleibe ruhig in Deinem Hause. — Du wirst uns nicht folgen,“ fügte er mit strenger Betonung hinzu, „und wirst kein Wort von diesem Besuch hier über Deine Lippen kommen lassen. Würdest Du dies Gebot verletzen, so sei gewiß, daß die Bastille Dich schweigen lehren wird!“

„Eure Excellenz können sicher sein,“ stammelte der von Schreck und Angst ganz betäubte Mann, „daß ich schweigen werde wie die Gräber, die mich umgeben!“

Der Marquis neigte den Kopf mit einer Miene, welche zeigte, daß er der Versicherung des Pförtners vollen Glauben schenke, denn die Drohung mit der Bastille war allerdings geeignet, auch der indiskretesten Neugier wirksame Schranken zu ziehen; doch befahl er zwei von seinen Leuten, an dem Gitterthor des Kirchhofs Wache zu halten, und nachdem der Pförtner in sein Haus zurückgekehrt war, schritt er mit seinen übrigen Begleitern weiter.

Es war ein unheimlicher, düsterer Zug, und wer demselben begegnet wäre, hätte wohl abergläubische Schauer empfinden können beim Anblick der dunklen Gestalten, welche zwischen den Gräbern dahinschritten, geisterhaften Schatten ähnlich, während die kleine Blendlaterne, welche der Marquis trug, wie ein Irrlicht zitternde Reflexe über die dunklen Taxusbäume und die weißen Marmordenkmäler hingleiten ließ.

„Ich würde mich nicht zu diesem äußersten Mittel entschlossen haben, mein lieber Herr von Thermigny,“ sagte der Marquis d'Argenson, während er auf dem Wege nach dem Innern des Kirchhofes fortschritt, zu seinem Begleiter, „wenn ich es nicht für notwendig hielte, all Ihre Zweifel zu lösen und Ihren so tief erregten Geist zu beruhigen, dessen Kraft der Dienst des Königs so notwendig bedarf.“

„Gott gebe es,“ erwiderte Alphonse mit dumpfer Stimme; „denn in der That, mein Geist verwirrt sich und irrt zwischen einem Wunder des Himmels und einem Schrecknis der Hölle hin und her; ich bin es mir selbst und dem reinen Andenken an die Verklärte schuldig, Gewißheit mir zu schaffen und aus der dunklen Tiefe des Grabes Licht emporsteigen zu lassen in die Nacht, die mich umgibt und in der all mein Denken und Empfinden versinken wird. Gott wird es mir vergeben, wenn ich die Ruhe des irdischen Staubes störe, um in meinen Gebeten der verklärten Seele derjenigen gedenken zu können, der auf Erden mein ganzes Leben gehörte und die ich dort wieder zu finden hoffe.“



Sie waren zu dem prachtvollen Mausoleum gekommen, welches der Staatsrat von Thermigny seiner Gemahlin hatte errichten lassen. Alphonse öffnete mit unsicherer, zitternder Hand das Schloß, alle traten in die Vorhalle und verschlossen sorgfältig wieder die Thür. Auf den Befehl des Marquis d'Argenson zündeten die Begleiter desselben, welche er unter den zuverlässigsten und verschwiegensten seiner Beamten gewählt hatte, mehrere große Wachskerzen an; helles Licht verbreitete sich in dem Raum und beleuchtete den reichen Blumenschmuck, welcher denselben erfüllte.

Alphonse öffnete mit dem mitgebrachten Schlüssel die schwere eiserne Thür des Grabgewölbes, welche sich unter dem Bilde der Verstorbenen befand. Alle diese Männer fühlten, wie ein Schauer durch ihre Glieder zitterte, als die Thürflügel sich knirschend in ihren Angeln drehten.

Einige Stufen führten in das Gewölbe hinab. Die Begleiter des Polizeichefs stiegen in die Ruhestätte des Todes nieder und stellten die Kerzen auf den Boden; Alphonse folgte, indem er sich schwer auf den Arm des Marquis stützte und kaum zu atmen vermochte. In der Mitte des Gewölbes stand auf einem Untersatz von schwarzem Marmor der mächtige, schwere Metallsarg.

Einen Augenblick blieben alle tief ergriffen stehen — Alphonse hörte die Schläge seines Herzens, die seine Brust zu sprengen drohten.

Der Marquis winkte, die Männer näherten sich dem Sarge — man hörte das leise Geräusch der bewegten Schrauben und Klammern, welche den Deckel schlossen — eine kurze Zeit verging, welche Alphonse eine Ewigkeit schien, dann hob sich langsam der Deckel des Sarges — noch einen Augenblick — ein Schrei des Entsetzens ertönte, Alphonse sank gebrochen, starren Blickes, die Hände vor sich streckend, in die Kniee nieder — der Sarg war leer.

Eine Zeit lang herrschte tiefes Schweigen in dem Gewölbe. Die Polizeibeamten waren seitwärts zurückgetreten, der Marquis d'Argenson blickte finster zu Boden, Alphonse starrte unbeweglich auf den offenen, leeren Sarg, seine Züge waren verzerrt, seine Hände zuckten konvulsivisch.

„Fassen Sie sich, mein Herr,“ sagte der Marquis, „wir wissen, was wir wissen wollten; wir haben das Licht erhalten, anders freilich, als wir vermuteten. — Wenigstens,“ fügte er bitter hinzu, „haben wir uns nicht den Vorwurf zu machen, die Ruhe der Toten gestört zu haben.“

„O mein Gott, mein Gott!“ rief Alphonse mit herzzerreißendem Ton, „das ist unmöglich — unmöglich — was bin ich, wo bleibt der ganze Inhalt meines Lebens! Es war also kein Wunder des Himmels — es war ein Blendwerk der Hölle!“

„Es ist ein Verbrechen der Menschen,“ sagte der Marquis, indem er Alphonse aufrichtete, „ein Verbrechen, dessen Erklärung mir noch fehlt, zu dem ich aber den Schlüssel finden werde, um die Strafe so ungeheuren Frevels auf das Haupt der Schuldigen niederfahren zu lassen. Kommen Sie, mein Herr, wir haben hier nichts mehr zu thun; das Grab, dessen Zeugnis ich anrief, hat gesprochen — was ich für eine Täuschung Ihrer Phantasie hielt, ist Wirklichkeit gewesen, und diese Wirklichkeit gilt es, jetzt zu verfolgen!“

Alphonse blickte noch einmal auf den leeren Sarg — das Entsetzen verschwand von seinem Gesicht, finsterer Zorn blitzte aus seinen Augen, grimmig preßten sich seine Lippen zusammen.

„Wie hat das möglich sein können — ein solches Spiel mit meinem Leben, mit dem heiligsten Gefühl, ein so frevelhaftes Spiel mit Gott!“

„Das alles wird klar werden,“ sagte der Marquis d'Argenson; „doch kommen Sie, kommen Sie, mit den Toten sind wir fertig, wir haben jetzt mit den Lebenden abzurechnen.“

Er winkte, der Sarg wurde geschlossen; alle verließen das Mausoleum, in welchem Alphonse so viele schmerzvolle Stunden zugebracht hatte und das ihm jetzt wie ein gespenstisches Schreckbild erschien, aus welchem statt der begrabenen Liebe Haß und Rache emporgestiegen war.

Noch einmal schärfte der Marquis dem Pförtner das Gebot des unbedingtesten Schweigens über den nächtlichen Besuch ein, dann fuhr er mit Alphonse nach seinem Hotel zurück.

Trotz der späten Nachtstunde ließ er seinen ersten Sekretär aufsuchen, und bis derselbe erschien, befragte er Alphonse auf das eingehendste über alle Umstände aus seinem frühern Leben, über die Beziehungen seiner Gemahlin zu dem Chevalier von Malville, über ihre Krankheit, ihren Tod, ihr Begräbnis. Er schrieb sich alle Einzelheiten auf und sagte kopfschüttelnd: „Da ist noch viel, viel dunkel; doch alles wird sich aufklären, wenn wir den Mittelpunkt des ganzen Gewebes gefaßt haben. Es möchte nahe liegen,“ fuhr er sinnend fort, „die Kammerfrau zu vernehmen, welche bei Ihrer Gemahlin während ihrer Krankheit war; sie muß bei der Sache beteiligt sein, ebenso auch der Geistliche, welcher den Dienst in der Kirche hatte — aber,“ sagte er dann nach kurzem Nachdenken, „das würde Aufmerksamkeit erregen und vielleicht dennoch nicht zum Ziele führen. Die Hauptsache ist, daß wir uns der Schuldigen vergewissern, ehe sie eine Warnung erhalten könnten; ich fürchte, daß sie schon zu sehr gewarnt sind — Ihre Begegnung



auf dem Kirchhofe — Ihre Versuche, in das Hotel zu dringen — diese plötzliche Abreise — wir müssen schnell handeln und mit einem Schlage das ganze Netz von seinem Mittelpunkt aus zerreißen.“

„Und dennoch, dennoch,“ rief Alphonse, „kann ich es nicht glauben, ein so ungeheures, so kalt überlegtes und ausgeführtes Verbrechen sollte der Lohn all meiner Liebe gewesen sein?“

„Wenn man so lange wie ich sein Leben im Kampfe mit dem Verbrechen zugebracht hat,“ sagte der Marquis d'Argenson ernst und fast traurig, „so gewöhnt man sich daran, nichts für unmöglich zu halten. Dennoch, mein Herr,“ sagte er mitleidig, Alphonse die Hand drückend, „gestehe ich Ihnen, daß ich hier fast an eine Unmöglichkeit glauben möchte, wenn nicht das Zeugnis, das uns das Grab abgelegt, zu klar und zu bestimmt wäre.“

Der Sekretär erschien.

„Der Graf von Malville,“ sagte der Polizeichef, „ist in Paris gewesen.“

„Der Herr Graf von Malville,“ erwiderte der Sekretär, „war für tot erklärt, nachdem sein Schiff gescheitert; er war hier, um seine Identität zu beweisen und seine Rechte feststellen zu lassen, da er inzwischen der einzige Erbe des Vermögens seines Hauses geworden war. Er hat sehr still und zurückgezogen in seinem Hause gelebt, nur mit seinem Notar verkehrt und eine Audienz bei Seiner Majestät im Versailles gehabt.“

„Ich weiß das,“ erwiderte der Marquis, „das alles ist klar,“ fügte er, zu Alphonse gewendet, hinzu, „und hat mit unserer Sache nichts zu thun. Der Graf war verheiratet,“ fuhr er fort; „er hat seine Gemahlin weder bei Hofe noch sonst irgendwo gezeigt —“

„Die Gräfin war hier,“ fiel der Sekretär ein; „sie wohnte mit ihrem Gemahl im Hotel Malville und fuhr nur selten aus.“

„Und wer war sie — woher kam sie?“

„Der Graf,“ erwiderte der Sekretär, „hat sich in Martinique verheiratet, seine Gemahlin ist die Tochter eines französischen Edelmannes, dessen Eltern dorthin ausgewandert waren.“

„Und ihr Name?“ fragte der Marquis.

„Zufällig erinnere ich mich des Namens,“ erwiderte der Sekretär nach kurzem Nachsinnen, „und habe nicht nötig, die Akten aufzuschlagen; der Familienname der Gräfin Malville ist ‚von Brécamp‘.“

„Welch ein unauflösliches Dunkel!“ rief Alphonse.

„Es wird sich aufhellen,“ sagte der Marquis; „einen Namen zu finden, ist keine große Schwierigkeit, und wir sind bei der Polizei gewöhnt, uns mit den Namen nicht lange aufzuhalten. Der Graf von Malville,“ fuhr er fort, „ist gestern plötzlich abgereist; ich wünsche ohne Aufschub zu wissen, wohin sich derselbe gewendet und wo er sich jetzt befindet.“

„Ich werde die Ehre haben, Eurer Excellenz in zwei Tagen meinen Bericht zu erstatten,“ erwiderte der Sekretär.

„Wenn es in einem Tage möglich,“ sagte der Marquis, „so werden Sie sich meine besondere Zufriedenheit erwerben. Es handelt sich übrigens nicht nur darum, zu wissen, wo sich der Graf befindet, Sie werden ihn, wo er auch sein mag, unbemerkt und ohne Aufsehen zu erregen, beobachten lassen, ohne ihn in der Freiheit seiner Bewegung zu hindern; nur wenn er es versuchen sollte, Frankreich zu verlassen, sei es über die Landgrenzen, sei es auf einem Hafen, so werden Sie dies unter allen Umständen verhindern, nötigenfalls durch seine Verhaftung.

Sollte dieselbe erforderlich werden, so muß jedoch mit ihm zugleich seine Gemahlin festgehalten werden; verstehen Sie wohl, unter jeder Bedingung! Alles würde zwecklos sein, wenn die Gräfin sich uns entzöge. Ich empfehle diese ganze Angelegenheit Ihrer besondern Sorgfalt."

„Eure Excellenz werden mit mir zufrieden sein," erwiderte der Sekretär, „in der nächsten Stunde werden meine geschicktesten und zuverlässigsten Agenten unterwegs sein, um ein unsichtbares und undurchdringliches Netz um den Grafen zu ziehen."

„Und nun, mein Freund, ruhen Sie," sagte der Marquis d'Argenson, „ruhen Sie und stärken Sie Ihre Kraft, wir werden der Aufregungen noch genug haben."

Alphonse verabschiedete sich von ihm und fuhr nach Hause.

Fast hatte der Rat, zu ruhen, ihm wie Hohn geklungen nach allem Entsetzlichen, das er erfahren, aber dennoch folgte er diesem Rat; in einer Art von Trotz gegen den Schrecken und das Unheil, die über ihm zusammenbrachen, suchte er sein Schlafzimmer auf, und wundersamerweise fand er in der That einen tiefen, stärkenden Schlaf, den er so lange schon entbehrt hatte. Während der Schmerz und die Sehnsucht der Liebe ihn unsicher und schwankend gemacht und ihm bis in seinen unruhigen Schlummer hinein gefolgt waren, schienen die Verachtung, der Haß und der Rachedurst, die ihn jetzt erfüllten, das Gefüge seiner Nerven zu festigen und zu stärken.

Wunderbar gekräftigt erhob er sich am nächsten Morgen; aber auch sein ganzes Wesen war völlig verändert aus dieser erschütternden Krisis hervorgegangen; es schien ihm, als ob sein ganzes vergangenes Leben, dessen Mittelpunkt seit so langen Jahren Edmée und immer nur Edmée gewesen war, wie ein leerer Traum in das Nichts zurücksinke; all sein Denken und Empfinden, all sein Handeln und Streben hatten sich immer nur auf seine Liebe in ihrem Glück und ihrem Schmerz bezogen — nun plötzlich war diese Liebe zu einer hohlen Schale ohne Inhalt und Kern geworden, das Leben trat in seiner Unmittelbarkeit und Selbständigkeit an ihn heran und schien ihm neu und unbekannt. Bitterer Zorn erfüllte ihn über das frevelhafte Spiel, das man mit seiner edelsten Kraft und seinem heiligsten Gefühl getrieben, aber zugleich empfand er es fast wie eine Erlösung von dumpf beengendem Bann. Seine Kraft spannte sich freier und stolzer, er fühlte in sich selbst den Mittelpunkt seines Daseins, er hatte die Liebe verloren, aber die Freiheit dafür gewonnen, und er empfand demütigende Scham vor sich selbst, daß er sich bisher so ganz und gar einem unwürdigen Gefühl hingegeben und bis zur Abgötterei die Verehrung für ein Wesen getrieben, das seiner so unwürdig gewesen. Die Verachtung, welche an die Stelle seiner Liebe trat, war so groß, daß er vielleicht jede Verfolgung aufgegeben haben würde, hätte nicht sein Stolz ihn angetrieben, die Verhöhnung zu bestrafen, welche an seiner Liebe und seiner Treue verübt worden war.

Am Morgen des dritten Tages ließ der Marquis d'Argenson Herrn von Thermigny um seinen Besuch bitten.

„Wir haben sie," sagte der Minister ganz stolz und freudig, als Alphonse in sein Kabinet trat. „Sie müssen gestehen, daß meine Polizei sicher und schnell arbeitet. Der Graf von Malville hat sich auf sein Schloß Gillemont in der Dauphiné begeben, die Gräfin ist bei ihm. Es werden zwar Vorbereitungen für eine größere Reise getroffen, doch ohne Uebereilung; sie scheinen sich sicher zu fühlen. Meine zuverlässigsten Leute umgeben das Schloß und halten alle Wege besetzt, die zu demselben führen; sie können uns nicht entgehen, ich werde Sie selbst dorthin begleiten."

Einen Augenblick zuckte es wie Widerwillen auf dem Gesicht des Staatsrats, dann aber sagte er finster:

„In der That, ich werde hingehen! Für mein ganzes verlorenes, verhöhntes Leben muß ich mir wohl die Genugthuung gewähren, die Schuldigen niederzuschmettern und vor meinem Blick in den Staub sinken zu sehen."

„Sie müssen hingehen," sagte der Minister, „Sie allein können die Identität der Gräfin feststellen, Sie allein können ein Bekenntnis erzwingen, welches volles Licht in die Nacht dieses unerhörten, allen menschlichen und göttlichen Gesetzen hohnsprechenden Verbrechens bringen wird! Doch da die Sache so weit geführt ist, daß wir die volle Enthüllung in unserer Hand halten, muß ich dem Könige Bericht erstatten. Seine Majestät wünscht von allen außerordentlichen und interessanten Fällen Kenntnis zu haben, besonders aber von solchen, welche die großen Familien des Landes betreffen, und ich würde mich schwerer Verantwortung aussetzen, wenn ich dem Könige diese Sache verschwiege, die er ja später doch erfahren muß. Begleiten Sie mich sogleich nach Versailles und lassen Sie uns dann unverzüglich nach Gillemont abreisen!"

Einen Augenblick stand Alphonse in zögerndem Sinnen, dann neigte er das Haupt und sagte leise:

„Sie haben kein Mitleid mit mir gehabt, warum sollte ich die Strafe ihres Verbrechens von ihrem Haupte nehmen?"

Er stieg mit dem Marquis in dessen Wagen, und beide fuhren nach Versailles.

Der König war außer sich, als er den Bericht des Marquis vernommen; er befahl die schärfste und rücksichtsloseste Untersuchung der Sache, welche er für ein Verbrechen gegen die Majestät Gottes selbst erklärte. Er umarmte Alphonse und sagte, von seiner Bewegung über die scharfen, sonst so streng beobachteten Grenzen der Etikette fortgerissen:

„Sie sollen gerächt werden, Herr von Thermigny, für einen so unerhörten, unglaublichen Verrat, darauf gebe ich Ihnen mein königliches Wort!"

Alphonse küßte die Hand des Königs. In finsterem Schweigen kehrte er nach Paris zurück, und noch an demselben Tage begab er sich mit dem Marquis d'Argenson, begleitet von einer Schwadron der reitenden Grenadiere, auf den Weg nach der Dauphiné.



Am Ausgang einer Hügelkette lag der alte, weitausgedehnte, von Mauern und Türmen umgebene Herrensitz von Gillemont. Vor dem Dorfe, das am Fuße des Abhanges gelegen war, traten zwei der ausgesendeten Polizeibeamten in ländlicher Kleidung an den Wagen und meldeten, daß niemand das Schloß verlassen habe. Der Marquis befahl den Grenadieren, in dem Dorfe zurückzubleiben und den Weg nach dem Schloß abzusperren; dann fuhr er, während die Bauern scheu und ängstlich hinter den Thüren ihrer Häuser hervor auf die Grenadiere blickten, welche die Ausgänge des Dorfes besetzten, die breite Allee hinauf, die nach der Zugbrücke des Schlosses führte.

Alphonse fühlte zwar sein Herz höher schlagen, als er sich nun unmittelbar der Entwicklung des verhängnisvollen Rätsels seines Lebens näherte, aber sein Geist behielt seine kalte, eherne Ruhe. Er war entschlossen, mit rücksichtsloser Hand das finstere Gewebe zu zerreißen und das Verbrechen zu strafen, das sein Leben vergiftet und seine beste Kraft gebrochen hatte.

Der Thürhüter des Schlosses erschien vor der Zugbrücke; er grüßte ehrerbietig beim Anblick der glänzenden herrschaftlichen Equipage, erklärte jedoch, ein wenig zögernd, daß er den Besuch im Schlosse melden wolle; der Marquis aber winkte den Postillonen, welche bereits vorher ihre Befehle erhalten, und donnernd fuhr der Wagen an dem ganz erschrocken zurückspringenden Kastellan vorbei über die Zugbrücke und durch das gewölbte Thor in den innern Hof. Einige Lakaien eilten herbei; ihre erstaunten Mienen zeigten, daß die Besuche im Schlosse nicht häufig sein mußten.

„Melden Sie dem Herrn Grafen den Marquis d'Argenson," sagte der Polizeiminister, indem er zugleich aus dem Wagen stieg und, von Alphonse gefolgt, unmittelbar hinter dem Lakaien in das Innere des Schlosses schritt. Man ging durch ein Vestibül, in welchem auf schwarzen Postamenten Marmorbüsten von besonders ausgezeichneten Ahnen des Hauses aufgestellt waren, dann durch eine Reihe von prachtvollen Gemächern, welche in ihrer Ausschmückung den Stempel vergangener Jahrhunderte zeigten, bis man endlich in einen modern eingerichteten Salon trat, in welchem der Lakai die Herren einen Augenblick zu warten bat, während er hinter einer schweren Portière verschwand.

Indes der Marquis mit scharfem, spähendem Blick den Raum durchmusterte und Alphonse ernst und traurig durch das Fenster auf die entblätterten Bäume des Parkes herabsah, hörte man hinter der Portière den leichten Aufschrei einer weiblichen Stimme. Der Marquis d'Argenson beugte sich lauschend vor und machte eine Bewegung, als ob er schnell die Portière aufheben und in den innern Raum dringen wollte — aber im nächsten Augenblick schon trat unter den Falten des Vorhanges hervor ein kräftig gebauter, schlanker Mann von einigen dreißig Jahren von militärischer Haltung, mit dunkel gebräuntem Gesicht und feurig blitzenden Augen; unter der Miene ruhiger, verbindlicher Artigkeit, welche er auf seinem Gesicht festhielt, konnte man mühsam unterdrückte Besorgnis lesen. Er grüßte verbindlich, aber mit formeller Zurückhaltung, und sagte:

„Was verschafft mir die Ehre, den Herrn Marquis so fern von Paris unter meinem Dach begrüßen zu dürfen? Eure Excellenz dürfen überzeugt sein, daß ich mich beeifern werde, jeden Wunsch, der Sie hieher geführt haben mag, zu erfüllen —"

Er brach plötzlich ab, eine tödliche Blässe überzog sein Gesicht, seine Lippen bebten, seine Hände schienen eine Stütze zu suchen, denn Alphonse, der bei seinem Eintritt am Fenster gestanden, hatte sich langsam umgewendet und war, die Blicke starr und durchdringend auf den Grafen geheftet, neben den Marquis getreten.

Einige Sekunden lang stand der Graf in sprachloser Bestürzung da, es schien, als wolle er sich, scheu zurückbebend, umwenden, um das Zimmer zu verlassen, dann aber gewann er wieder die Herrschaft über sich selbst, gewaltsam sich aufraffend, sagte er ruhig, aber mit dumpf bebender Stimme, aus welcher seine innere Bewegung hervorklang:

„Ah, Herr von Thermigny — es ist eine lange Zeit vergangen, seit wir uns zum letztenmale sahen; ich habe es aufrichtig bedauert, Ihren Besuch in Paris nicht empfangen zu können, unaufschiebliche Geschäfte zwangen mich zur schnellen Abreise, und ich behielt mir vor, bei meiner nächsten Anwesenheit Sie aufzusuchen."

Mit einer gewaltigen Anstrengung über sich selbst näherte er sich Alphonse und machte eine Bewegung, als ob er ihm die Hand reichen wollte; Alphonse

schien diese Bewegung nicht zu bemerken und blieb, die kalten, drohenden Blicke auf den Grafen geheftet, mit verschränkten Armen unbeweglich stehen.

„Ich komme zu Ihnen, Herr Graf," sagte der Marquis ernst und feierlich, „auf Befehl Seiner Majestät des Königs und bitte Sie, meinen Besuch als einen dienstlichen zu betrachten."

Die Hände des Grafen zitterten, doch behielt er seine Fassung, deutete auf einen Sessel und sagte mit ehrerbietiger Verbeugung: „Ich stehe den Befehlen Seiner Majestät stets zur Verfügung, wie es einem treuen und loyalen Edelmann geziemt."

„So bitte ich," erwiderte der Marquis, „daß Sie die Güte haben wollen, mich der Frau Gräfin vorzustellen, diese betrifft mein Auftrag."



Die deutsche Kaiserfahrt nach dem Süden: Der Festabend auf dem Kapitol.

Der Graf zitierte heftiger. „Ich bedaure," erwiderte er, die Augen vor den durchbohrenden Blicken des Marquis niederschlagend, „daß die Gräfin nicht die Ehre haben kann, die Herren zu empfangen; sie ist leidend und an ihr Schlafzimmer gefesselt."

„Und doch, Herr Graf," sagte der Polizeiminister kalt und streng, „muß ich meine Bitte wiederholen, denn nur die Frau Gräfin selbst kann den Auftrag Seiner Majestät erledigen. Sie haben," fuhr er noch strenger und fast im Ton eines Verhörs fort, „Seiner Majestät keine Mitteilung über Ihre Verheiratung gemacht, und der König hat mir befohlen, Ihrer Gemahlin selbst einige Fragen über deren Familie vorzulegen. Sie begreifen, daß angesichts eines königlichen Befehls jede Rücksicht aufhört, die mir sonst einer Dame gegenüber schuldige Pflicht wäre, und ich muß Sie deshalb bitten, mich trotz aller Ungelegenheit zu der Gräfin zu führen. Meine Frage wird bald erledigt sein, und Sie dürfen überzeugt sein, daß ich auf den Zustand Ihrer Gemahlin alle Rücksicht nehmen werde — wenn dieselbe wirklich so leidend ist, wie Sie mir gesagt haben."

„Es ist unmöglich, mein Herr, ganz unmöglich," rief der Graf entsetzt, „die Gräfin kann niemand empfangen — ich bitte Sie, mir Ihre Frage vorzulegen, ich werde sie benachrichtigen!"



Die deutsche Kaiserfahrt nach dem Süden: Kaiser Wilhelms Eintritt in den Vatikan.



Das Urteil des Paris. Gemälde von Jacques Wagrez.

Nach einer Photographie von Br. Bruckmann A.-G. in Berlin und Paris. Verlag: Hugo Krafft in Leipzig.

„Mein Auftrag lautet bestimmt," sagte der Marquis, indem er aufstand; „ich bedaure, zudringlich zu erscheinen, aber ich muß den Befehl Seiner Majestät buchstäblich erfüllen, und wenn Sie mich nicht zu Ihrer Gemahlin führen wollen, so muß ich mir selbst den Weg zu ihr suchen."

Der Graf trat vor die Thür, sein Gesicht zuckte, drohend blitzten seine Augen.

„Sie sind in meinem Hause, Herr Marquis," rief er, „ich bitte Sie, das nicht zu vergessen — Sie werden keinen Schritt weiter thun, ich werde die Gräfin benachrichtigen und derselben Ihre Fragen vorlegen; Seine Majestät kann keine Rücksichtslosigkeit, keine Gewaltthätigkeit gegen eine Dame befohlen haben, und ich werde dieselben zurückzuweisen wissen!"

„Nun denn, mein Herr Graf," sagte der Marquis, sich hoch aufrichtend, „Sie zwingen mich, dem Befehl Seiner Majestät in einer Weise Nachdruck zu geben, die ich zu ver-



meiden wünschte — im Namen des Königs verhafte ich Sie, alle Wege zu Ihrem Schlosse sind besetzt, eine Abtheilung Grenadiere zu Pferde steht unten im Dorfe zu meiner Verfügung, versuchen Sie keinen Widerstand, er würde vergebens sein."

Der Graf sank einen Augenblick wie gebrochen zusammen, dann aber raffte er sich wieder auf, riß seinen Degen aus der Scheide und rief mit verzweiflungsvollem Ton:

„Und dennoch, mein Herr, werden Sie nicht weiter vordringen — ich werde mein Hausrecht vertheidigen, ich werde meine Gemahlin schützen!" Er stellte sich, den Degen in der Hand, vor der Thür auf.

„Nun denn," rief der Marquis, indem er ebenfalls den Degen zog, „im Namen des Königs fordere ich Gehorsam! Herr Staatsrat von Thermigny, Sie kennen den Willen Seiner Majestät, eilen Sie nach dem Dorfe hinab und rufen Sie die Grenadiere; der Herr Graf zwingt uns, Gewalt zu gebrauchen!"

„Und wenn eine Armee herankäme, so würde sie nur über meine Leiche vordringen!" rief der Graf.

Er hielt dem Marquis die Spitze seines Degens entgegen. Drohend standen sich die beiden Männer gegenüber; Alphonse zögerte und blickte traurig auf den wild erregten Grafen, der zu fühlen schien, daß ein unerbittliches Verhängnis sich vor ihm aufrichte.

„Eilen Sie, Herr von Thermigny, eilen Sie!" rief der Marquis; „ich werde mit diesem Rasenden fertig werden, der zu all seiner Schuld noch den rebellischen Widerstand gegen den Befehl des Königs hinzufügt —"



Da öffneten sich die Falten der Portière, und im dunklen Rahmen der Thür erschien eine Frauengestalt in weißem Gewand; um das totenbleiche Gesicht floß das reiche Haar in natürlichen Locken, die großen Augen blickten traurig, voll ruhiger Ergebung auf die mit gezückter Waffe sich gegenüberstehenden Männer. Alphonse stieß einen Schrei aus — das war dieselbe Gestalt, die er vor dem Grabmal auf dem Père-la-chaise gesehen, das war Edmée, der seine Liebe gehört hatte, der er sein Leben geweiht und an deren Grab er hangend und betend mit der Verzweiflung gerungen hatte.

Die Gräfin trat vor und sagte mit schmerzvoll bewegter, aber ruhiger und sicherer Stimme:

„Halt — all dieser Schrecken, all diese Qual sollen ein Ende nehmen — hier bin ich, meine Herren, fragen Sie, ich bin bereit, zu antworten!"

Stöhnend sank der Graf in einen Sessel nieder, der Degen entfiel seiner Hand.

„Es ist aus," flüsterten seine zuckenden Lippen, „es ist aus!"

„Edmée — Edmée!" rief Alphonse mit einem Ton, der schauerlich durch das Zimmer klang; beim Anblick dieser Gestalt erwachte in ihm die ganze Erinnerung seiner Liebe, seiner Sehnsucht und seiner Hoffnung, zugleich aber auch der ganze grimmige Zorn über den Frevel, der diese Liebe betrog, dieser Sehnsucht spottete und diese Hoffnung zertrat.

„Ja," sagte die Gräfin, indem sie ihren Blick voll unendlichen Jammers auf Alphonse richtete, „ja, es ist Edmée, die Du wieder zu sehen hofftest am Throne Gottes und die vielleicht für ewig die Barmherzigkeit des Himmels und ihre eigene Seligkeit verscherzt hat! Ich fürchte nichts, mein Herr," sagte sie zu dem Marquis d'Argenson, „es gibt nur einen Richter, vor dem ich ein Bekenntnis abzulegen habe, nur einen Richter, der über mich urteilen kann .. er steht hier, er soll mein Bekenntnis hören, er soll das Urteil über mich sprechen."

Langsam schritt sie zu Alphonse hin; immer die Blicke mit demselben unbeschreiblich traurigen Ausdruck auf ihn gerichtet, sank sie vor ihm in die Kniee nieder und kreuzte demütig die Arme über der Brust.

Finster blickte Alphonse auf sie nieder. Das Ungeheure, das er immer noch nicht hatte für möglich halten können, stand in schrecklicher Wahrheit vor ihm; was kümmerte ihn alles, was er nun noch hören konnte.

„Edmée — Edmée," rief der Graf verzweiflungsvoll, „was hast Du gethan? Du hast uns zu Grunde gerichtet!"

„Ich habe uns gerettet," erwiderte sie sanft; „nur dem reuigen Bekenntnis kann der Himmel vergeben; nach diesem Bekenntnis hat meine Seele gedürstet, seit ich ihn wiedergesehen an jenem entweihten Grab, an jenem Denkmal seiner Liebe und Treue, das mich die ganze Größe meines Verbrechens empfinden ließ."

Der Marquis d'Argenson hob die knieende Frau auf und führte sie zu einem Sessel.

„Sprechen Sie, Madame, sprechen Sie," sagte er ernst und bewegt, während zugleich aus seiner Stimme eine gewisse neugierige Spannung hervortrat, „Sie haben recht, ein reuiges Bekenntnis allein erleichtert die Seele und kann die Verzeihung des Himmels für jede Schuld gewinnen — auch wenn es," fügte er dumpf und traurig hinzu, „auf Erden keine Verzeihung gibt."

Er setzte sich neben Edmée, deren Gesicht den Ausdruck einer fast glücklichen Ruhe zeigte; der Graf stützte, schmerzlich seufzend, den Kopf in die Hand, Alphonse seinerseits stützte sich auf die Lehne eines Sessels. Er blickte so bleich und starr zu Edmée hinüber, als ob wirklich ein Geist aus überirdischen Welten zu ihm emporgestiegen sei.

(Fortsetzung folgt.)

Diplomatische Briefe an eine Dame.

(Schluß.)

Ich hatte nun, meine gnädige Frau, nachdem ich die Fragen, welche gegenwärtig die europäischen Staatsmänner beschäftigen, erörtert, noch einen Gegenstand zu berühren, den ich als eine Frage der Zukunft bezeichnen möchte, welche früher oder später in der einen oder der andern Form unzweifelhaft in den Vordergrund des Interesses und bald dann auch der Ereignisse treten wird und schon heute ihre Schatten — oder lieber möchte ich sagen, ihre Lichtstreifen — vorauswirft. Diese Frage liegt in Holland.

Holland oder die Niederlande, welche aus der Erbschaft der Maria von Burgund an den Kaiser Maximilian übergingen, waren von da an deutsches Land. Sie gehörten dem deutschen Kaiser, standen dadurch in natürlicher Angliederung an das deutsche Reich und befanden sich unter Achtung ihrer Selbständigkeit, ihrer Rechte und Privilegien wohl dabei. Sie standen in einem ihrer germanischen Nationalität entsprechenden Verhältnis zu dem großen Mittelpunkt des germanischen Lebens. Später überließ Karl V. bei seiner Abdankung die Niederlande, seinen Hausbesitz, seinem Sohne Philipp II., dem er die spanische Krone übertrug. Die bekannten Kämpfe der Niederlande richteten sich nicht gegen den ihnen angestammten Fürsten, sondern gegen den unpolitischen und falschen Versuch desselben, sie zu einem willenlosen Bestandteil der spanischen Monarchie als solcher zu machen und den germanischen Volkssinn unter ein Joch zu beugen, das alle Rechte und Freiheiten erdrücken sollte. Die vielfachen Kämpfe und Streitigkeiten sind historisch bekannt. Das Haus Oesterreich vermochte die Niederlande nicht zu halten, und endlich wurde der germanische Teil derselben als Königreich der Niederlande zur Selbständigkeit erhoben und unter die Garantie der europäischen Mächte gestellt. In Belgien setzte man eine koburgische Dynastie ein, Holland wurde unter die Herrschaft des mit den Geschicken des Landes innig verwachsenen Hauses Oranien gestellt. Die in Holland herrschende Linie steht heute nur noch auf zwei männlichen Augen, und nach menschlicher Berechnung wird in nicht zu langer Zeit eine Wendung eintreten. Der König von Holland hat sich in späteren Lebensjahren vermählt. Aus dieser Ehe ist eine junge Prinzessin entsprossen. Er hat nun in Voraussicht der kommenden Ereignisse eine durch die Träger der holländischen Gesetzgebung vollzogene Feststellung der Erbfolge dahin stattgefunden, daß die junge Prinzessin Königin von Holland werden und während ihrer Minderjährigkeit unter der Regentschaft der verwitweten Königin mit einem Beirat stehen soll. Damit ist unzweifelhaft für das Königreich Holland ein staatsrechtlich geltendes Recht geschaffen, soweit eben ein neueres Gesetz älteren Rechten gegenübertreten kann. Solche älteren Rechte stehen aber der nassauischen Linie des Hauses Oranien zu, welche durch die Ereignisse von 1866 ihre Herrschaft in Nassau verloren hat. Es gilt unzweifelhaft im Hause Oranien das salische Gesetz. Wohl haben sich die oranischen Besitzungen durch die weibliche Linie vererbt, aber immer nur dann, wenn eben gar keine männlichen Mitglieder des Hauses mehr vorhanden waren. Als im Jahr 1174 Rambold IV. starb und nur eine Schwester Ithurge hinterließ, fiel das Fürstentum an ihren Gemahl Bertram de Beaux, der nun der Gründer einer zweiten Reihe der Fürsten von Oranien wurde. Reinwald V. hinterließ im Jahr 1373 eine Tochter Maria und mit ihr ging das Fürstentum auf ihren Gemahl Johann von Chalon über. 1530 starb auch der letzte Sproß dieser Linie, Philibert, und das Fürstentum fiel nun an den Sohn seiner Schwester, den Grafen Renatus von Nassau-Dillenburg. Dieser bestimmte, da seine Ehe kinderlos blieb, seinen Vetter Wilhelm I., den Statthalter der vereinigten Niederlande, zu seinem Nachfolger, und dieser nahm nun Titel und Rechte eines Prinzen von Oranien an. Ein solcher Fall aber liegt gegenwärtig nicht vor, da eben das Haus Oranien noch in der nassauischen Linie blüht. Es würde also, wenn das neue Erbfolgegesetz nicht durch die holländische Gesetzgebung geschaffen wäre, in natürlicher Erbfolge nach salischem Recht der Herzog von Nassau bei dem Tod des jetzt regierenden Königs von Holland dessen Thron besteigen. Es gibt nun in Holland eine starke Partei, welche an dem salischen Gesetz festhält und einen männlichen Oranier viel lieber zum König haben möchte als eine unmündige Prinzessin, welche bei ihrer demnächstigen Vermählung den Thron wieder an ein neues Geschlecht bringen müßte. In dem Großherzogtum Luxemburg, das bisher in Personalunion mit dem Königreich Holland vereinigt ist, sieht nun aber die Geltung des salischen Gesetzes außer Zweifel und ist auch durch keine neuere Bestimmung aufgehoben. Bei dem Tode des jetzigen Königs von Holland wird also der Herzog von Nassau unzweifelhaft Großherzog von Luxemburg, und die oranische Partei in Holland wird es um so schmerzlicher empfinden, daß der in Luxemburg herrschende männliche Oranier nicht zugleich den holländischen Thron seines Hauses einnimmt. Luxemburg, das bis zum Jahr 1866 zum deutschen Bund gehörte und durch den Londoner Vertrag im Jahr 1867 unabhängig und neutral geworden ist, wird also ein ganz selbständiges, für sich bestehendes Großherzogtum werden, das auch durch die Thronbesteigung des Herzogs von Nassau nicht ohne weiteres an Deutschland angeschlossen werden kann. Wohl aber ist die deutsche Partei in Luxemburg der französischen gegenüber außerordentlich mächtig geworden, da die bedenklichen und schwächlichen Zustände der französischen Republik wahrlich keine Neigung nach einer Hinneigung dorthin erwecken können, und die aus der Kammermajorität hervorgegangene Ernennung des früheren Gesandten in Berlin, Herrn Eyschen, zum Minister des Großherzogtums gibt die Bürgschaft, daß unter Zustimmung der Mehrheit des Landes die Regierung in deutschem Sinn geführt werden wird. Der Herzog von Nassau, welcher bisher seit 1866 sich grollend zurückhielt, hatte sich dem preußischen Königshause schroff durch die Vermählung seiner Tochter mit dem Erbgroßherzog von Baden wieder genähert. Er hat dann in persönlicher Begegnung mit dem Kaiser Wilhelm in Ems sich und auf der Mainau die Vergangenheit vollständig begraben und deutlich gezeigt, wo er und sein Haus künftig ihre natürliche Stütze finden wollen. Wenn nun der Herzog — oder der Erbprinz — von Nassau in Luxemburg im deutschen

Geist und zunächst in persönlicher Anlehnung an das deutsche Reich regiert, wenn die oranische Partei in Holland dies Ziel in den bisher verbundenen Lande vor Augen hat, so ist es gar nicht zweifelhaft, daß eine nach Deutschland hinstrebende Strömung sich immer stärker entwickeln muß. Schon ist daran gedacht worden, der salischen Rechte des Hauses Nassau-Oranien mit dem wegen Erbfolgegesetz in Holland dadurch zu versöhnen und auszugleichen, daß der Erbprinz von Nassau — trotz der großen Altersverschiedenheit — mit der Tochter des Königs von Holland, der Kronprinzessin Wilhelmine, sich vermählen soll. Dies Projekt beweist, wie sehr man in Holland auf den Wunsch des größten Teils des Volkes Rücksicht zu nehmen für nöthig hält, der den männlichen Oranier auf dem holländischen Thron zu sehen wünscht. Mag dieser Wunsch nun aber erfüllt werden oder nicht, die Strömung, welche dahin drängt, dem germanischen Stamm des Hauses Oranien in Holland regierend zu sein, wird immer mächtiger und mächtiger werden und, wie sie immer im Volksleben geht, ebenso in thatige Erscheinung treten, wie das mit dem Einheitsdrang des deutschen Volkes der Fall war. Diejenigen Parteien in Holland, welche eine solche Strömung vorzugsweise vertreten, erkennen zugleich aber auch an, daß Holland seine Kolonien, die Quellen seines Reichtums, immer weniger selbst zu schützen im stande ist, je mehr die Völker Europas sich zu großen nationalen Staatsbildungen zusammenschließen, und daß Holland sich unter dem Schutze des nationalen germanischen Reiches freier und sicherer befinden würde als in seiner so prekären Stellung, die ihm große Opfer auferlegt und doch nicht die Macht gibt, sich in unruhig bewegten Zeiten selbständig zu behaupten. Die Schnsucht dieser Parteien geht dahin, Holland unter Wahrung seiner vollen inneren Selbständigkeit dem deutschen Reich anzugliedern und unter dessen mächtigem Schutz seinen Wohlstand zu neuer Blüte zu erheben. Man hat wohl in deutschen chauvinistischen Kreisen — denn es gibt ja solche auch bei uns — von einer Annexion Hollands an Preußen oder Deutschland gesprochen, und die Feinde Deutschlands haben mit dieser Thorheit das Volk in Holland aufzuregen versucht. In ernsten Staaten hat solcher Gedanke niemals Platz greifen können, wohl aber ist es nicht zu verkennen, daß eine feste Angliederung Hollands an das deutsche Reich durch die deutschen Oranier für beide Teile ein schwerwiegender Vorteil wäre, und dieser Gedanke wird immer mächtiger werden, immer tiefer in das Bewußtsein des holländischen Volkes eindringen und sich endlich auch in Thaten übersetzen, deren Zeit und Erscheinungsform nicht vorherzusagen ist, die aber ebenso naturnotwendig kommen werden wie eine Frucht am Baume reift und endlich zu einer Stunde und unter Umständen gepflückt wird, die niemand genau hat vorhersagen können. Deutschland hat solche Früchte reifen sehen. Noch im Jahr 1865 erschien es ganz unmöglich und wurde von ernsten Männern für thörichte Träumerei gehalten, was dann in der Zeit von 1866 bis 1870 sich vollzog. Ähnlich wird es auch hier gehen. Das Wie und das Wann ist nicht zu bestimmen, aber darauf glaube ich Sie, meine geehrte Frau, aufmerksam machen zu können und zu müssen, daß die Frage, die ich kurz skizziert habe, früher oder später und vielleicht in nicht zu ferner Zeit am politischen Horizont auftauchen wird. Deutschland wird wahrlich nichts thun, um in unberechtigter gewaltsamer Weise über Völker- und Staatenrecht hinweg Erwerbungen zu machen, aber es wird gewiß auch allen rationalen Annäherungen verwandter Völker freundlich die Hand bieten und den Rechten eines deutschen Fürstenhauses und des deutschen Geistes in einem germanischen Volk, wo und wie dieselben auch sich geltend zu machen streben, wohlwollende und nachdrückliche Anerkennung entgegenbringen. In Neujahr, wo einst die Verlobung der Hohenzollern mit der Welt stattfand, sind auch die ersten Fäden dieser Frage der Zukunft gesponnen worden, und auch nach dieser Richtung hin ist darum die große Reise unseres Kaisers für die Zukunft vielleicht bedeutungsvoller gewesen, als es jetzt noch berechnet werden kann.

In der Diplomatie soll eigentlich die Romantik keinen Platz finden, aber ich schreibe ja an eine Dame, und da mag dann vielleicht auch ein romantischer Klang seine Geltung haben.

Das altniederländische Nationallied vom Jahr 1568 heißt:

„Wilhelmus von Nassauen
Bin ich, aus deutschem Blut
Will in den Tod mich trauen
Dem Land und Leut' getreut.

In Gottes Furcht zu bleiben,
Tod hielt ich fromm in ehr,
Drum hat mich auch getrieben
Ins Land und Leut' begehrt.

Von soll mich treu regieren
Als sein gut Untersaat
Er mag noch wiederum führen
Zu meinen Regiment!"

Also Wilhelm heißt der Erbprinz von Nassau wie jener große Oranier, von dem das alte Nationallied Hollands singt. Vielleicht wird nun nach Verlauf von drei Jahrhunderten der fromme Schlußwunsch des Liedes Wahrheit werden.

Ich bin, meine gnädige Frau, Ihr gehorsamster
Julius Secundus.

Das Urteil des Paris.

(Dazu das Bild Seite 124.)

In der schattigen Pergola saßen drei junge Mädchen und lasen, Wange an Wange, hinab in den Garten. Filomena, Ghismonda und Lauretta waren Schwestern, die Töchter des edlen florentinischen Hauses Tornicelli. Gar schwesterlich liebten sie einander, und wenn sie sich einmal nicht lasen, so war dies gewiß ans Zufall. Auch jetzt saßen sie in brüderlicher Umarmung und ihre sechs Augen schienen nur einen Blick zu haben, mit dem sie den Bewegungen des jungen Andreuccio folgten. Dieser war das Brüderchen des tapferen Ritters Pandolfo de Neruci und war von der väterlichen Villa herübergekommen, um mit seinem Freunde Masetto, dem Bruder der Jungfrauen, ein Stündchen Ball zu schlagen. Es war anmutig zu schauen, wie die beiden munteren Knaben auf dem Grasplan, im Schatten der dunklen Cypressen hin und wieder sprangen, flinker scheinbar, als der Ball, den sie sich zuwarfen.

„Fürwahr, ein schöner Knabe," sagte Filomena, „ob er wohl so schön wird wie Pandolfo?"

„Natürlich, ein prächtiger Knabe," sagte Ghismonda, „ob er wohl so lapfer wird wie Pandolfo?"

„Wahrhaftig, ein feiner Knabe," sagte Lauretta, „ob er wohl so ritterlich wird wie Pandolfo?"

Gleichzeitig hatten sie es gesagt. Wie erschrocken darüber, lösten sie nun unwillkürlich die Umarmung und blickten einander forschend in die Augen. Sie hatten sich mit einem Schlage als Nebenbuhlerinnen erkannt. Einen Augenblick trübten sich ihre Blicke, sie schwiegen. Die beiden Knaben aber blickten plötzlich erstaunt zur Pergola empor, denn sie vernahmen den tiefen Seufzer, den sie je im Leben gehört. Sie wußten freilich nicht, daß sie eigentlich drei Seufzer hörten, welche gleichzeitig ausgestoßen worden. Darüber jedoch hatte Majetto vergessen, daß Ball, der über den zugefrorenen zu huschen; weit hinaus in die Luft flog dieser, nicht der marmorne David unten auf Piazza dei Signori hätte den Stein aus seiner Schleuder weiter geworfen.

„Ach, nun ist's aus mit dem Ballspiel!" rief Masetto verdrießlich.

„Warum denn!" entgegnete Andreuccio fröhlich, „da ist ein besserer Ball," und riß einen goldgelben Apfel vom nahen Baume. „Auszuteilen, Majette!" Und schon flog der Apfel hinüber — und wieder herüber.

Die Mädchen saßen zu; bis plötzlich Lauretta, die immer Heitere, herunterrief: „Andreuccio, lieber Andreuccio, komm doch einmal zu uns heraus mit Deinem goldenen Apfel!" Und zu den Schwestern gewandt, lachte sie: „Wir wollen doch sehen, wem von uns Dreien er den Apfel des Paris gibt; dies soll uns gelten, als hätte es sein Bruder Pandolfo, da doch selber jetzt nicht mögen ist, sondern geharnischt vor Arezzo liegen muß."

Nichts half da der Schwestern Scheu, denn schon kamen die Knaben, hechten im Geschicke, herausgesprungen, Andreuccio voraus, den Apfel der Schönheit in der Hand.

„Du, lieber Andreuccio," rief Lauretta lachend, „leg Dich auf diesen schönen Thron und sei einmal Richter zwischen uns. Der Schönsten gib Deinen Apfel!"

„Gern, Madonna Lauretta," rief der Knabe freudig, „ich will ihun wie Paris auf dem schönen silbernen Schmuckkästchen meiner Mutter. O, ich habe mir das genau erklären lassen von Meister Pacrantonio, meinem Lehrmeister Abc ..." Er stockte und ließ seine Augen halb unruhig, halb nachdenklich von dieser zu jener und von jener wieder zu dieser wenden. „Ich ... ich ... bei der heiligen Blumenmutter, die Sache ist nicht so leicht, ganz und gar nicht so leicht." Er wendete sich etwas verlegen zu Majette, der hinter ihm stand: „Geh, Majetto, hilf mir ... schauen. Ich habe die Augen schon ganz voll damit und fürchte ..." In der That, es war die schwierigste Lage, in der er sich jemals befunden. Da hatte es jener silberne Kasten weit leichter, denen der hielt seinen Apfel schon seit hundert Jahren in der Hand und brauchte noch lange nicht mit seiner Meinung herauszurücken. Da begann Andreuccio auf einen schicklichen Ausweg zu sinnen und sagte schließlich etwas zögernd: „Wahrlich, ihr Jungfrauen, das wäre ein schwerer Streich von mir, und mein zärtlicher Bruder Pandolfo würde mich sammt dem Schelten, wenn ich zwei so ehrbare Damen kränken sollte, wie eine zu entscheiden; wollet mir lieber gestatten, diesen Apfel in drei Hälften zu schneiden und nehme jede mit einer vorlieb."

In seiner Verwirrung hatte er sich verredet und mit Recht lachten nun alle drei Mädchen über die drei „Hälften", die sein Apfel, ein wahres Wunderding von Apfel, enthalte. Dieses Lachen verletzte den Richter, der nun die Sache entsprechend ernst zog und entschlossen rief: „Wohlan denn, ihr edlen Damen, da ihr nicht für gerechte Teilung zu gewinnen seid, sondern jede den ganzen Apfel beanspruchi, gestimmt mir, daß ich ihn ... selbst verzehre!" Und zweifelsohne hatte er alsogleich hineingebissen, wäre ihm nicht Majetto in den Arm gefallen. Auch die Mädchen merkten nun, daß es geraten sei, alle Minen springen zu lassen, und Filomena bat mit ihrer süßesten Stimme: „Trefflichster Andreuccio, sieh mir doch in die Augen und gib mir den Apfel, ich will Dir auch dafür das schöne Buch dort schenken, es ist die Geschichte von Griseyde, in schönen Versen und noch schöneren Bildern". Ghismonda aber schnitt ihr das Wort ab: „Mir, liebster Andreuccio, mir schau in die Augen und gönne mir den Apfel; sieh, meine Laute will ich Dir dafür schenken, mit Silber ist sie beschlagen und singt wie Nachtigallschlag." Lauretta aber schnitt an ihn heran, neigte sich zu seinem Ohre nieder und sagte, was kein Mensch hören konnte. Rot wie eine Rose wurde Andreuccio und fand kein Wort; stumm, mit zitternder Hand reichte er Lauretta den Apfel.

Da fuhr ihm diese auf den Mund, zweimal, und flatterte: „Einmal für Dich und einmal für einen andern."

„Morgen reit' ich damit nach Arezzo," meinte Andreuccio zerknirscht.

L. Herrig.

Literatur.

— **Ludwig Pfau „Neue Studien"** erfreuen sich längst so großer Beliebtheit und so hohen Ansehens bei Künstlern wie bei Kunstfreunden, daß die jüngst in der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, erschienene dritte, durchgesehene Auflage kaum mehr einer Besprechung bedarf. In geistreicher, den Gegenstand erschöpfenden und überaus lebendiger Weise behandelt hier Pfau die Kunst in Staate durch eine Reihe trefflicher Aufsätze, die im einzelnen die Beziehungen der Kunst zur Philosophie, Geschichte, Moral, Ornamente und Politik darlegen. Bald an Bild tritt so logischer Folge nacheinander, das sich das Ganze zu einer erschöpfenden Darstellung des ästhetischen und praktischen Wesens der bildenden Kunst, mit besonderer Berücksichtigung ihrer Beziehungen zum Staatsleben, gestaltet hat. Die Unterschriften des Buches ist eine um so vollkommenere geworden, als der Verfasser einige auf andere Gebiete abschweifende Aufsätze der ersten Auflage ausgeschieden hat. Dieselben bieten nunmehr in erweiterter Fassung und durch mit hinzugekommenen Abhandlungen vermehrt einen eigenen, in sich selbst Verlag erscheinenden Band unter der Aufschrift: „Literarische und historische Essays". Hier behandelt der Verfasser in vortrefflicher Lab und Tadel Ernst ebenbürtigen Übersetzerschaften einerseits Emile Zola, Erckmann-Chatrian, Claude Tillet und Bernhard andererseits die Herrschaft der Meininger und der Kattenjaer in ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung. Auch auf diesem Gebiete fesselt er eine Fülle überraschender und dabei grundreicher schöpfender Anschauungen zu Tage, regt Gedanken und Erwägungen an, die über unmittelbaren Beziehungen zum Thun und Treiben des Tages hinaus, und weist so eine bedeutende Lebendigkeit.

— **Daß in halben Märchenlichten Gedanken und Empfindungen** nicht selten kaum durchdringender gestalt wie die Wirklichkeit eines Polyneuces, dessen Kampfplatz vom Wunderlichen des Traumes gerückt, ist die Beobachtung, welche diese G. von Scandolica der Novellen, die er zu einem Bändchen vereinigt hat und in denen sich jene Beobachtung widerspiegelt, unter der Aufschrift „Langes Haar, kurzer Sinn" (Berlin, C. Schottländer) in die Welt entsandte. Die Rede der kurzgeschorenen Märchenlichte kommt dabei freilich — zu kurz. Daher weiß der Verfasser bald um einfachen, bald mit schelmischem Lächeln Gesetze aus den langen Haaren seiner anziehenden Heldinnen Liebe zu spinnen, in deren uns nicht nur Neues und Altes jugendlich Unschuldige Abenteuerung, sondern auch das Interesse der Leser willig gefangen nehmen läßt.

— **Ende April dieses Jahres, also kurz nachdem Kaiser** Friedrich den Thron Preußens und Preußens bestiegen hatte, veröffentlichte Eduard Simon sein Buch über den edlen Fürsten, dem er mit aufrichtigstem, für einen Franzosen seltenen Vorurteilslosigkeit jede Verehrung zollt. Das Werk hat alle Anwartschaft darauf, und Deutschen noch näher zu treten als den Franzosen, für die und in deren Sprache es ursprünglich geschrieben ward. So ist es denn voll Dank zu begrüßen, daß der Verlag von L. Schottländer (Breslau und Leipzig) jetzo eine autorisierte Übersetzung dieses gediegenen Buches über „Kaiser Friedrich III." von Eugenie Gräfin Dollenberg erscheinen läßt. Zu bedauern ist nur, daß nicht entweder der Originaltext oder die deutsche Bearbeitung durch Vergleichung der Notizen über die letzten Lebenstage des kaiserlichen Dulders den Text einer neuen Auflage gestalten; indessen auch so ist es ein schönes, erhebendes Text und für den hochherzigen Dahingegangenen Herrscher und Dulder. Die folgende Ergänzung dieses dem Leser noch am frischen aus der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, erschienene Buch „Deutschlands Trauer. — Des Reiches Hoffnung. Die ersten drei Kaiser des Neuen Deutschen Reiches." In Wort und trockenen Bildern anschaulichen Schrift ist gerade der letzten Regierungszeit Kaiser Friedrichs, jenes kurzen Jahr und des seinen Gedächtnis gewidmeten Trauerfeierlichkeiten in umfassender Weise Rechnung getragen, wenngleich kein frisches Leben und namentlich seine glänzende Kronungszeit auch hier consequenz nasser als großen worden wie der glorreiche Lebensgang Kaiser Wilhelms I. und der viel gerühmte Regierungsantritt unseres jungen Kaisers.

— **Die ewige Stadt und ihre heutigen Bewohner** von einem dieser Letzteren sieht geschildert zu haben, ist eben jetzt, da alle Welt noch von den Kaiserbesuch in der Siebenhügelstadt und seinen Rückwirkungen auf die Physiognomie der letzteren erfüllt ist, darzulegen. Da erscheint denn gerade im rechten Augenblick das Büchlein „Rom und die Römer" von Adolphe Gabelli, übersetzt von Dr. Adolf Lange (Mehlhornschen, A. Scherz Nachf.). Es behandelt seinen Gegenstand mit voller Sachkenntnis und geringer Darstellungsgewandtheit, die aber doch gegenüber einer der Römer ein wenig selbstgefällig jeno domo spricht, so gefährdet es in so liebenswürdiger, anspruchsloser Überzeugungstreue Weise, daß man dem Verfasser über sich herzliche kleine Anfälle von gutmütig jovialer Selbstgenügsamkeit gern mit einem Lächeln.

— **Einen „illustrirten Familienkalender"**, reich mit Original-Illustrationen und Bildern ausgestattet, hat Maria Nebe unter dem Namen „Vogtländer" (Strelitz, Heilig) herausgegeben. Volkstümlicher Text und heiterer Humor wechseln hier eine muntre Verbindung

Die deutsche Kaiserfahrt nach dem Süden.

VII.

Kaiser Wilhelms Aufenthalt in Rom.

Mit Originalzeichnungen unserer Spezialartisten F. Schlegel und anderer Künstler.

Schon in den frühen Morgenstunden des dem Kaisereinzug in Rom folgenden Tages nahmen die Straßen



„Der Kaiser kommt!"

der ewigen Stadt ein ausgesprochen militärisches Gepräge an. Von allen Seiten rückten Truppenkörper mit klingendem Spiel heran. Die schmetternden Fanfaren der Bersaglieri und Alpenjäger weckten auch die letzten Schläfer aus der süßen Morgenruhe. Diesmal waren es die nach dem Tiber und jenüber nach Trastevere zum Vatikan führenden Straßen, die zu beiden Seiten durch einen militärischen Cordon abgesperrt wurden. Kaiser Wilhelm wollte dem Oberhaupte der katholischen Kirche seinen Besuch abstatten. Ebenso wie vor fünf Jahren der damalige Kronprinz Friedrich Wilhelm seine Fahrt zum Vatikan von der Wohnung des am päpstlichen Stuhle accreditirten preußischen Gesandten angetreten hatte, begab sich auch Kaiser Wilhelm II. vom Quirinal aus zunächst zu Herrn von Schlözer. Nachdem dort ein Frühstück eingenommen war, an dem außer dem Prinzen Heinrich und dem Grafen Herbert Bismarck Kardinal Rampolla nebst einigen anderen Würdenträgern der Kurie teilnahmen, wurde die Fahrt nach dem Vatikan angetreten. Einen prächtigen Eindruck machte das mit vier edlen Rappen à la Daumont bespannte, elegante Gefährt des Kaisers. Durch die von einer dichtgedrängten Menschenmenge besetzten Straßen ging der Zug: voran zwei Spitzenreiter, dann nach kurzem Zwischenraum der kaiserliche Vierezug, dem sich die Wagen mit dem Gefolge anschlossen. Die auf dem ganzen Wege Spalier bildenden Truppen präsentirten, die Militärkapellen stimmten die deutsche Nationalhymne an, und aus der Menge erschollen unaufhörlich freudige Zurufe.

Im Vatikan hatte man alle Vorbereitungen getroffen, um den deutschen Kaiser mit dem ganzen Glanz und Pomp zu empfangen, den der päpstliche Hof bei feierlichen Gelegenheiten zur Schau zu tragen pflegt. Auf den Treppen und in den Gängen bildeten päpstliche Gendarmen, Schweizer- und Nobelgarden Spalier. Die Guardia palatina hatte mit ihrer Fahne in dem der Anfahrt zunächst liegenden Hofe von S. Damaso Aufstellung genommen. Von dorther ertönte Trommelwirbel bei der Ankunft des Monarchen. Während Kaiser Wilhelm dem Wagen entstieg, machten Gendarmen und Schweizergarden die Honneurs; dann wurde der hohe Gast durch die päpstlichen Kämmerer, denen sechs Stallmeister voranschritten und gefolgt von einem Zug Schweizergarden und vier päpstlichen Sänftenträgern nach dem Thronsaal geleitet, wo Papst Leo XIII., umgeben von seinem ganzen Hofstaate: aus hohen geistlichen Würdenträgern, Kaplänen und Almosenieren, Zeremonienmeistern, päpstlichen Kämmerern — Camerieri di cappa e spada — dem Obersten sowie sämtlichen höheren Offizieren der Nobelgarde bestehend, den Monarchen erwartete. In einem der inneren Gemächer des Vatikan war für diesen Tag eigens ein Thronhimmel errichtet, unter welchem drei Sessel für Kaiser Wilhelm, den Papst und den Prinzen Heinrich aufgestellt waren. Bis an die Schwelle dieses Gemaches schritt Papst Leo dem Kaiser entgegen und geleitete ihn zu dem seiner harrenden Sitze. Bald darauf trat auch Prinz Heinrich ein, der wiederum seine preußische Marineuniform trug. Etwas später betraten überdies Graf Bismarck und einige andere Herren des kaiserlichen Gefolges jenes innerste Empfangsgemach. Der Kaiser verweilte hier gegen eine halbe Stunde, und besuchte sodann den Kardinal Rampolla, in dessen Begleitung er die vatikanischen Museen, die Bibliothek, die sixtinische Kapelle und das Innere der St. Peterskirche besichtigte, worauf die Rückfahrt nach dem Quirinal erfolgte. — Am Abend desselben Tags gab König Humbert seinem Gaste zu Ehren das erste große Galadiner, welches die Einleitung zu jener Reihe glänzender und bedeutungsvoller Feste bildete, die während der ganzen folgenden Woche die Bevölkerungen der beiden Städte Rom und Neapel in Enthusiasmus versetzten. Während von seiten der Stadt Rom ein Fest auf dem Kapitol, eine gala Beleuchtung des Kolosseums und des Forums, musikalische Massenaufführungen und anderes mehr vorbereitet werden



Päpstlicher Kämmerer. (Cameriere di cappa e spada)



Bei der Treppenwache während der Vorbeifahrt des Kaisers.

waren, nahmen in dem Programm der von König Humbert angeordneten Festlichkeiten die militärischen Schaustellungen — große Truppenschau in der Nähe Roms und Flottenrevue in



Schweizergarde am Eingang zum Vatikan.

Golfe von Neapel — die erste Stelle ein. — Wandert man von der am östlichen Ende Roms gelegenen Porta Maggiore aus auf der Via Labicana hinaus in die römische Campagna, so erreicht man nach etwa anderthalbstündigem Marsch das



Verkauf von Kaiserbildern und Festprogrammen an der Via Nazionale in Rom.



Kaiser Wilhelm und Prinz Heinrich an der Gruft Victor Emanuels im Pantheon.

Digitized by Google



Kaiserpaar bei der Schweizergarde. Päpstlicher Nobelgardist.

sogenannte Casale di Centocelle. Die ziemlich einförmige Landstraße führt da und dort an zerbröckelten Grabmälern und alten Mauerüberresten vorbei, vorüber an den Ruinen des Grabmals der heiligen Helena, der Mutter Konstantins, die nahe an den halbverfallenen Aquädukt des Kaisers Alexander Severus. Die sonst öde Straße bot nun auf einmal ein belebtes, buntfarbiges Bild: ausrückende Regimenter: Infanterie, Bersaglieri, Alpenjäger; elegante Herrschaftswagen, besetzt mit Herren und Damen im Gesellschaftsanzug, bescheidene Mietfuhrwerke, zweiräderige Carretti, deren Insassen laut schreiend und gestikulirend sich einen Weg durch das bunte Gemisch zu bahnen suchen, unzählige Fußgänger, die angesichts der vielen sie überholenden Fahrwerke ihren Gang zu beschleunigen suchen, um sich beizeiten einen guten Platz zu sichern, alles drängt, treibt und schiebt bunt durcheinander; ganz Rom eilt hinaus, um dem bevorstehenden, überaus glänzenden Schauspiel der Truppenschau beizuwohnen und den Kaiser zu sehen. Endlich erreicht man das heißerstrebte Ziel; dort liegt das Casale dan Centocelle, hier der Aquädukt und weiter hinaus in der Campagna zerstreut sieht man Mauerüberreste, Gerölle, mächtige Steinquader, halbvergessene Denkmäler vergangener Zeiten. Von allen Seiten ziehen Truppen aller Waffengattungen heran, um sich in Paradestellung zu ordnen, und mit Spannung und Ungeduld erwartet man das Erscheinen der Majestäten. Die heiße Oktobersonne sendet glühende Strahlen herab, und manchem fängt das lange Warten an sehr lästig zu werden. Plötzlich kommt Leben und Bewegung in die Menge, in der Ferne erscheint ein Wagenzug, und man erkennt die roten Hofliveren, — es ist die Königin mit ihrer Mutter und den Prinzessinnen Isabella und Letizia. Von mächtigem Applaus begrüßt, nehmen die hohen Herrschaften auf der für sie errichteten Tribüne Platz; noch einige Augenblicke, und nun sprengt eine glänzende Kavalkade heran, Kaiser Wilhelm und König Humbert an der Spitze, dann Prinz Heinrich, der Kronprinz von Italien und Prinz Amadeus, Generale, Adjutanten, Offiziere aller Grade und Waffengattungen, die Militärattachés sämtlicher am Quirinal accreditirten Gesandtschaften, im ganzen ein Gefolge von etwa 400 Reitern — ein prächtiger, unvergeßlicher Anblick! Schallender Applaus begrüßt wiederum das Erscheinen der beiden Monarchen. Kaiser Wilhelm reitet in kurzem Galopp nach der Tribüne der Königin, die er durch eine tiefe Verbeugung grüßt, und nimmt dann wieder unter den unaufhörlichen Händeklatschen der Zuschauermenge seinen Platz an der Seite des Königs. Im Galopp setzt sich dann der ganze Zug wieder in Bewegung, die beiden Nationalhymnen ertönen, die Fahnen senken sich, die Besichtigung der Truppen nimmt ihren Anfang.

Mit Aufmerksamkeit und gespanntem Interesse nahm der Kaiser die einzelnen Abteilungen, die Haltung und Ausrüstung der Mannschaften und Offiziere in Augenschein. Der hierauf folgende Vorbeimarsch verlief glänzend, und als während des Defilés der Bersaglieri, der Lieblingstruppe der Italiener, Kaiser Wilhelm voll bewundernder Anerkennung die Hand König Humberts ergriff, da brach unbeschreiblicher Jubel unter der vieltausendköpfigen Zuschauermenge aus; das stürmisch erneuerte Beifallklatschen und die Evviva übertönten die kriegerischen Weisen der Fanfaren und Regimentskapellen.

Am Abend war zu Ehren Kaiser Wilhelms das Haus der deutschen Botschaft, der Palast Caffarelli auf dem Kapitol, und seine ganze Umgebung taghell beleuchtet. Unzählige geladene Gäste durchwogten die festlichen Säle. Nach 11 Uhr betrat der Hof das kapitolinische Museum, und von tauschenden Klängen begrüßt, unternahmen die allerhöchsten und hohen Herrschaften, voran Kaiser Wilhelm, die Königin Margherita führend, einen Rundgang durch die Säle. Bis gegen Mitternacht verweilte der Hof. Die seit 1870 nur zweimal geläutete große Glocke des Kapitols ließ ihre tiefe, eherne Stimme feierlich ertönen, als kurz vor 12 Uhr Kaiser Wilhelm das Botschaftshaus verließ. Dr. R. F.



Vor dem Palazzo reale in Neapel.



Kaiser Wilhelm und der König von Italien mit ihrem Gefolge bei der Flottenschau im Golf von Neapel

Nubia.

Erzählung

von

Richard Voß.

VIII.

Der Fremde war fort. Als am Morgen nach seiner Abreise die guten Weiber von Saracenesco von der Sache erfahren, gab es ein großes Geschrei, sie versammelten sich unter dem Baum, und in ganz Saracenesco ward den Tag über von nichts anderem geredet. Uebrigens glaubten alle der Mutter Nubias aufs Wort, die erzählte: als Sor Enrico gestern in Vicovaro gewesen, habe er durch den Vetturin einen Brief von seinen Freunden aus Rom bekommen und noch in der Nacht den Entschluß gefaßt, frühmorgens von Vicovaro mit dem Vetturin nach Rom zu fahren.

Das seltsame Bergvolkchen hatte einen viel zu weltfremden und harmlosen Sinn, um über diese Aussage irgend welche Zweifel zu hegen, und nicht eines dieser liebenswürdigen Naturkinder, dem es eingefallen wäre, sich durch den abschiedslosen, jähen Aufbruch ihres guten Kameraden gekränkt zu fühlen. Groß war aber die Freude, als noch am Mittag des nämlichen Tages von Vicovaro ein Bote heraufgestiegen kam, im Schweiße seines Angesichts einen mächtigen Pack Maccaroni mit sich schleppend, für die lieben Frauen von Saracenesco von ihrem getreuen Sor Enrico. Und noch am nämlichen Abend feierten die lieben Frauen ein Maccaronifest. Unter dem Baum wurde ein Feuer angezündet, groß genug, daran einen Ochsen zu braten, die Kinder schleppten den umfangreichsten Kessel herbei, der im ganzen Ort aufzutreiben war, die Frauen kochten die vielgeliebte Speise und nach dem Schmause ließ sich Jung und Alt zum Schellengerassel des Tambourin von den Wirbeln des Saltarello ergreifen. Wiederum leuchtete dazu der Mond.

Mit einem ganz absonderlich stillen Gesicht ging Nubia einher, aber nicht einmal ihre Mutter bemerkte es. Sie hatte die ganze Nacht kein Auge geschlossen und wohl gehört, wie lange vor Sonnenaufgang des Gastes Kammerthüre ging und dieser das Haus verließ. Darauf war sie noch eine Weile mit offenen Augen liegen geblieben, dann aufgestanden und mit dem Krug hinunter zur Zisterne gestiegen, als die erste, welche diesen Morgen zum Brunnen kam. Sie füllte ihr Gefäß, stand und blickte auf den Pfad, den vor einer halben Stunde der Fremde hinabgestiegen war, um niemals denselben Weg zurückzukehren. So war sie geblieben, bis sie die anderen hatte kommen hören; gleichmütig grüßend stieg sie an ihnen vorüber die Höhe hinan, etwas langsamer, als sonst ihre Art war. Im Hause fand sie die Mutter auf und bereits das Frühmahl bereitend, wobei die gute Frau, um den Gast nicht im besten Morgenschlummer zu stören, möglichst leise verfuhr. Nubia sagte:

„Du weckst ihn nicht, er ist fort!"

Die Mutter ließ alles stehen und liegen, lief in die Kammer, fand sie leer und begann zu lamentiren. Nubia blieb stumm. Nachdem die Frau sich ausgeklagt hatte, sprach sie über das, was Sor Enrico ihr gestern Nacht gesagt und von dem sie nur einen verworrenen Begriff hatte. Sie fragte ihre Tochter:

„Was meinte er mit dem Argante?"

„Daß ich sein Weib werden soll," erwiderte Nubia so ruhig, als wäre von einer andern die Rede.

Die Mutter seufzte:

„Er hat keine zwanzig Scudi; aber was soll man machen? Wenn die Madonna ihn gesund heimkehren läßt, mag der Bruder Girolamo euch zusammengeben."

„Der nicht!" rief Nubia, wurde totenblaß und begann heftig zu zittern. Nach einer Weile beruhigte sie sich und meinte: „Ob der oder ein anderer, mir ist's gleich. Wenn er kommt, magst Du es ihm sagen!"

Damit war die Sache abgethan, weder Mutter noch Tochter sprachen weiter ein Wort davon.

Bald war bei den Leuten von Saracenesco alles wieder beim alten, die guten Frauen schleppten Tag für Tag ihre Wäsche zum Brunnen, stiegen Tag für Tag mit ihren Krügen zur Zisterne hinab, sammelten Tag für Tag in der Macchie trockenes Reisig und Holz für den Winter, spannen eifrig an ihren Spindeln und noch eifriger an ihren Gesprächen. Das Kind, an welchem die neue Madonna ein Mirakel gethan, spielte wieder vergnügt mit den anderen Kindern und das wunderthätige Bild hing wieder an seinem alten Platz unter den Zweigen, die immer noch im leuchtendsten Grün prangten. Nur zwei Dinge waren anders geworden. Seitdem die Leute von Saracenesco ihr liebes Heiligenbild besaßen, hielten sie jeden Abend unter dem Bilde gemeinsame Andacht, und während langsam die Sonne niederglitt und versank, schallten ihre Bitten und Litaneien weit in die Oede hinaus. Das zweite, das sich seit den Sommertagen verändert hatte, war, daß Nubia den Wasserbedarf des Hauses, anstatt gemeinsam mit den Mädchen, fortan stets allein holte, entweder des Morgens vor Sonnenaufgang oder um die einsame Mittagszeit. Sie stand dann jedesmal neben ihrem gefüllten Gefäß, unverwandt auf das Spiegelbild der Madonna und ihr eigenes Nickend, beide mit einander vergleichend und die Schönheit beider erkennend. Starren Blickes hinschauend, erschien ihr bisweilen wie eine Vision neben dem Antlitz der Himmelskönigin — neben ihrem eigenen Gesicht auf dem dunklen Grund ein drittes mit bleichen, schmerzdurchwühlten Mienen, mit Augen, in denen ein verzehrendes Feuer glühte. Und das Gesicht sprach zu ihr, sie vernahm Worte höchster Leidenschaft, Klagen, Bitten, Seufzer. Und Nubia stand und lauschte auf die gespenstische Stimme mit angehaltenem Atem, regungslos, wie in Verzückung, um plötzlich mit einem dumpfen Stöhnen, einem erstickten Jammerton zu erwachen; dieselbe Stimme, die ihr noch soeben Liebe gestammelt, hatte gesagt: „Du sollst das Weib des andern sein."

Den ganzen Sommer über hatte der treue Hirt sich nicht um seine Herde gekümmert, die er ohne Führer, von Gefahren umgeben, in der Wildnis wußte. Nun vernahm er, der unablässig nach dem hohen Felsenberge hinaufspähte, die Mär von dem wunderthätigen Heiligenbilde, welches den Leuten von Saracenesco vom Himmel herabgefallen zu sein schien; nun hörte er, daß der Wolf sich davongeschlichen, und nun, gleich am ersten Sonntag nach Heinrichs Aufbruch, kam er.

Das erste, was der Mönch sah, war unter der Buche das Bildnis. Er erblaßte, seine Regung trieb ihn, an den Baum hinzutreten und das Bild herabzureißen, aber er bezwang sich, faßte einen andern Entschluß, warf auf das Antlitz der Himmelskönigin einen letzten Blick, der, wäre er dem Mönch am jüngsten Tag angerechnet worden, genügt hätte, die Wage seiner Sünden tief sinken zu machen. Dann stieg er zum Ort hinauf, redete mit diesem und jenem, fragte nach diesem und jenem und begab sich darauf in die ärmste Hütte des Dorfes.

Er fand beide Frauen zu Hause und wurde von der Mutter mit sichtbarer Freude, von der Tochter mit merklichem Unwillen begrüßt.

Der Mönch sprach mit der kältesten Miene von den gleichgültigsten Dingen; es waren indessen noch keine fünf Minuten vergangen, als er von der Mutter erfahren hatte, daß Nubia nun doch den armen Argante heiraten würde und daß er das Paar noch dieses Jahr zusammengeben sollte. Auf den Mönch machte diese Neuigkeit nicht den mindesten Eindruck, er schien dieselbe sogar erwartet zu haben, sagte der Mutter einige gehaltene Worte, streifte aber das Gesicht der Tochter mit einem Blick, aus dem es wie eine Flamme schlug. Darauf befahl er dem Mädchen, im Ort zu verkünden, daß er in einer halben Stunde unter dem Baum Gottesdienst halten würde, und nannte ihr zwei Knaben, die bei der Buche auf ihn warten sollten, er würde gleich kommen. Auch als er mit der Mutter allein blieb, that er des abgereisten Fremden mit keinem Wort Erwähnung, stumm zuhörend, da die Frau rühmte, wie gut jener gewesen, wie gern ihn alle gehabt, wie er dem ganzen Ort durch das Madonnenbildnis Segen gebracht.

Als eine halbe Stunde später das Glöcklein am Baume die kleine Gemeinde zu ihrem Gottesdienst rief, erstaunten die Leute von Saracenesco nicht wenig, mitten auf dem Platz vor dem Brunnen ein großes Feuer brennen zu sehen, das die beiden Knaben eifrig schürten. Auch stand der Mönch nicht unter dem Kreuz, wo sonst das Mysterium sich vollzog und die Predigt gehalten wurde, sondern auf der andern Seite der Buche unter dem Bild der Madonna. Er hatte weder seinen Ornat angethan, noch irgend etwas für den Gottesdienst hergerichtet und zeigte eine Miene, daß manche der Frauen bis ins Herz erbebte. Sobald sich alle versammelt hatten, begann der Mönch seine donnernde Rede.

„Alle, wie ihr hier vor mir steht, sollt heute von mir nicht gesegnet, sondern verdammt werden, denn eure Sünden schreien zum Himmel. Ihr habt ein satanisches Götzenbild für ein christliches Heiligenbild ausgegeben, habt das Teufelswerk angebetet und laut von ihm gepriesen, daß es Wunder vollbringe. Aber wie schuldig ihr alle sein mögt, ist doch keine unter euch so mit Sünden beladen wie das Weib, dessen Gesicht jener verruchte Mann als das Antlitz der Madonna abbildete und das dafür dem Versucher mit Leib und Seele verfiel. Seht sie an, wie sie besessen ist von dem unsaubern Höllengeist, welcher der Gebieter ihrer Seele geworden, seht sie an, ob sie vortreten wird, um vor diesem Gottesgericht für sich zu zeugen? Da steht sie mit frecher Stirn; seht, da steht sie und schweigt. O der Schande, der Schande, der Schande! Tretet alle fort von dieser Sünderin, ich scheide sie von euch allen, ich stoße sie aus und ich verfluche sie im Namen der göttlichsten Jungfrau. Und so verhänge ich über sie die Strafe des Himmels. Ausgestoßen sei sie, ausgestoßen bleibe sie, bis der Himmel ihre Reue erkannt, ihre Sühne angenommen hat. Ausgestoßen mit ihr sei jeder und jede, der zu dieser Verdammten sich hält!"

Alle waren von der Unglücklichen hinweggewichen, sie stand bei ihrer Mutter, ihren Blick in die Augen des Priesters bohrend. Sie that keinen Laut, machte keine Bewegung, veränderte keine Miene; nur als ihre Mutter einen wilden Wehschrei ausstieß und neben ihr zusammenbrach, erbebte sie von Kopf bis zu Füßen. Doch gleich faßte sie sich wieder, ließ die Frauen sich um ihre Mutter bemühen, trat von der Gruppe fort, einige Schritte dem Baume näher, mit ihrem Blick unverwandt an den Augen des Priesters hängend.

Da wendete sich dieser, faßte mit beiden Händen das Bild, riß es herab, schritt, es hoch über sich haltend, zum Feuer und schleuderte es in die Flammen. Ein Seufzer durchlief die Reihen der Frauen, nur Nubias Lippen blieben geschlossen.

Alle waren gegangen; auch die Mutter hatten die klagenden Weiber davongeführt, der Mönch gab dem traurigen Zuge das Geleit. In einiger Entfernung folgten unter tiefem Schweigen die erschrockenen Mädchen.

Nubia hatte das Bild der Madonna in die Flammen sinken und auflodern sehen, sie hatte zugeschaut, wie die knisternde Lohe gierig die himmlische Gestalt ergriff und verzehrte, wie das rote Feuer zuerst das Antlitz der Jungfrau mit Gluten umzuckte und es dann verkohlte und zu Asche brannte. Sie blieb stumm und starr, aber ihr war zu Mut, als wäre es nicht ihr Bild, welches auf einem Scheiterhaufen gerichtet ward, sondern sie selbst, und sie fühlte vor den Qualen dieses Feuertodes nichts von der Schande, die der Priester auf sie geworfen. Wundersame Dinge gingen in ihr vor, während sie einsam vor dem verglimmenden Holzstoß stand und in die flackernden, zuckenden Flämmchen starrte. Plötzlich wußte sie, wie alles gekommen sein würde, wenn sie in jener Nacht den Fremden gebeten hätte, zu bleiben; niemals hätte er bei der Mutter um sie geworben, aber die Seine wäre sie trotzdem geworden. Und wenn es dann gekommen wäre, wie der Mönch heute gelogen hatte, daß es gekommen sei, so hätte sie vor allen dastehen müssen, wie sie heute dagestanden, stumm, ohne ein Wort der Verteidigung, ohne einen einzigen Aufschrei: „Es ist nicht wahr!" Plötzlich, in aller ihrer Verlassenheit, bei all ihrem Jammer wurde sie sich bewußt, daß in ihr die Leidenschaft war, davon sie noch nichts geahnt hatte, als der Geliebte dort unter dem Baum hingesunken lag und seine Liebe zu ihr ausstöhnte. Nun brach auch sie zusammen. Sie warf sich nieder, Schauer

schüttelten sie, sie stöhnte, schluchzte, weinte, und in ihr tausend Stimmen, die ihr zuriefen: geschehen wäre es, wie der Mönch von ihr ausgesagt, sie wäre, wenn er geblieben, durch ihn in Schimpf und Schande verfallen, durch ihn in Jammer und Elend geraten. Aber sie dankte ihm nicht, daß er ihr alles erspart hatte, daß er, von ihr sich scheidend, davongegangen war, sie einem andern überlassend: „Du sollst sein Weib sein!“ Was war das für eine Liebe, die gleich entsagte und hingab? Hätte er noch einen einzigen Tag gewartet, ihr noch ein einzigesmal in die Augen gesehen, ein einzigesmal noch ihren Namen gesprochen! Aber er ging davon, er sagte: „Du sollst eines andern Weib sein!“

Ihre Gedanken von diesem einen nicht fortbringend, regte sich in ihr das heiße Blut ihres alten, wilden Mutterstammes, immer tödlicher erschien ihr die Kränkung, die sie von dem geliebten Mann erfahren hatte, immer unauslöschlicher der Schimpf, der ihr von ihm zugefügt worden war. Gleichgiltig gegen die soeben erlittene ungeheure Schmach empfand sie mit wütenden Schmerzen, was jener andere ihr angethan, als er, sich von ihr wendend, ihr zum ewigen Abschied sagte: „Du magst das Weib dessen werden, den Du nicht liebst!“

Noch rang sie mit Liebe und Haß, noch lag sie in unsäglichem Elend, als sie dicht neben sich die Stimme des Mönches vernahm. Wie wenn der Biß einer Schlange sie getroffen, fuhr sie empor, wich sie von dem Verhaßten zurück; sie wollte fliehen, doch er vertrat ihr den Weg. Da blieb sie stehen, ihn mit einem Blicke messend, daß der Priester den seinen abwenden mußte.

„Ich fand Dich am Boden liegend. Es war die Hand des Herrn, die Dich niederwarf. Erkennst Du Deine Sünde?“

„Ja.“

„Bereust Du sie?“

„Nein.“

„Elende!“

„Tretet aus dem Weg, ich will zu meiner Mutter!“

Da ließ er sie gehen.

Ohne sich umzusehen, ob er ihr folgte, stieg Nubia den steilen Pfad hinauf, kam in den Ort, wo Jung und Alt auf der Gasse stand, mit leidenschaftlichen Geberden den unerhörten Zufall beredend, denn alle glaubten dem Priester. Bei Nubias Erscheinen verstummten sie, es ward still, einige traten hastig ins Haus, andere drückten sich gegen die Wand, keine sprach sie an, selbst die Kinder liefen vor ihr fort. Aber Nubia ging ruhig ihres Wegs, mit erhobenem Kopf gerade vor sich hinblickend. Hinter ihr traten die Frauen wieder zusammen, sahen ihr nach, flüsterten, seufzten, jammerten.

Nubia kam nach Hause. Die Mutter kauerte neben dem Herde, sämtliche Nachbarinnen waren bei ihr; nun begaben sie sich alle hinaus, die Tochter mit der Mutter allein lassend. Diese richtete sich auf, trat schwankenden Schrittes an das Mädchen heran und spähte in ihr Gesicht. Plötzlich stieß sie einen gellenden Schrei aus, erhob die geballte Hand und wollte zuschlagen.

„Mutter!“

Die Frau ließ die Hand sinken, sie sagte:

„Wenn Dein Vater noch lebte oder Dein Bruder nicht noch ein Knabe wäre, so würde diese Schande gerächt werden.“

Nubia erwiderte: „Mein Vater würde mich töten. Vielleicht thut's ein anderer. Wenn er sonst der rechte Mann ist, thut er's!“

IX.

Die Oktoberregen fielen. Auch den Felsengipfel, der das graue Saracenesco trägt, umsäumte schon nach wenigen Tagen ein Streifen frühlingshellen Grüns. Vom Buschwald spülten die Fluten allen Staub hinweg, Bäume und Strauchwerk erfrischten sich, neue Triebe brachen hervor, es gab wieder Blumen und die Vögel sangen.

Morgen für Morgen lag das weite Felsengebiet in herrlicher Klarheit da, die Ferne ward zur Nähe. Es zeigten sich Gipfel, die viele Monate lang im Dunst verborgen, hohe Kuppen mit Ortschaften, die wie verschwunden gewesen waren, Thäler und Schluchten, die man den Sommer über vergessen hatte.

Deutlich ließ sich jetzt das Albanergebirge mit dem leuchtenden Kranze seiner Städte sehen, die Meeresküste mit ihren finsteren Wäldnissen und dem schimmernden Dünenstrand, die Stätte, wo Rom lag, und die ausgedehnten braunen Gefilde, auf denen die fremden Arbeiter die letzten Frondienste des Jahres verrichteten.

Gegen Mittag umwölkte zwar ein nebeliger Schleier die Ferne; aber des Abends erstrahlten die Bergketten in tiefem Blau und über dem aufleuchtenden Meer versank die Sonne in einem Bett von Purpur und Gold.

Nubia hatte noch immer nicht das Wort gesprochen, welches sie zu rechtfertigen und zu entsündigen vermochte. Es wäre dafür wohl auch zu spät gewesen, da niemand ihr geglaubt haben würde, ihre eigene Mutter nicht. Aber das stolze Mädchen dachte gar nicht daran, sich überhaupt rechtfertigen und entsündigen zu wollen, so sehr hatte sich ihrer die Vorstellung bemächtigt: wenn er noch einen Tag hier geblieben wäre, würde es ja geschehen sein, wie sie sagen. Wie Acht und Bann lag es auf ihr; sie blieb ausgestoßen und verurteilt, alle mieden sie, niemand sprach sie an. Jeden dritten Tag erschien der Mönch, der, seitdem er das Götzenbild verbrannt und die Sünderin verurteilt hatte, in Saracenesco zu großer Macht über die Gemüter gelangt war, die, so lange der Ort bestand, zum erstenmal einem Priester sich beugten.

Nun, da die Leute von Saracenesco es einmal thaten, thaten sie es, ihrer Natur gemäß, gleich schrankenlos. Mit einem wahren Fanatismus unterwarf sich besonders Nubias Mutter der Gewaltherrschaft des Mönchs, während ihre Tochter den Gottesmann keines Blickes, geschweige eines Wortes würdigte.

Sie hatte sich sehr verändert. Kein Blutstropfen war in ihrem Gesicht, ihre dunklen Augen brannten in einem unstäten Feuer, ihre Züge erhielten mehr und mehr etwas Starres. Zuweilen belebte sich plötzlich ihr Gesicht, das dann einen finstern und wilden Ausdruck annahm. Die Schande, die auf ihr lastete, erdrückte sie nicht, im Gegenteil, unter der allgemeinen Verachtung hob sich ihr Haupt, und ihre Schönheit entfaltete sich mit jedem Tage zu herrlicherer Blüte.

Aeußerlich führte sie in allen Stücken ihr gewohntes Leben fort, im Hause, am Brunnen und in der Macchie die nämlichen Obliegenheiten wie früher verrichtend, nur daß sie es jetzt unter tiefem Schweigen that. Denn auch mit der Mutter redete sie selten ein Wort, es bieser nicht vergessend, daß sie, wie alle anderen, sogleich dem Priester geglaubt hatte.

Täglich stieg sie zweimal zum Brunnen hinab, Wasser zu holen; sie ging, wenn die anderen gingen, es diesen überlassend, sie zu melden. Stand sie dann einsam am Brunnen, so kam es wohl vor, daß sie vergaß, den gefüllten Krug sogleich wieder auf den Kopf zu heben; in Gedanken versunken, lehnte sie am Brunnenrand, mit träumenden Augen auf den Buchenstamm blickend, wo ihr Bildnis gehangen hatte, seine himmlische Schönheit auf dem stillen Wassergrund spiegelnd. Es sollte ein Götzenbild gewesen sein — — an ihr hatte es Wunder gethan.

Mittags nahm sie dann ihre Spindel und verließ das Haus. Sie ging den Berg hinab, durchschritt die Macchie und begab sich zum Kreuz, das am Saume des Gehölzes aufgestellt war. Den Rücken gegen den Stamm lehnend, stand sie und spann und schaute dabei auf den schmalen, vielfach sich windenden Pfad, auf dem die heimkehrenden Männer sichtbar werden mußten. Aber noch war es zur Ausschau viel zu früh, erst in einigen Wochen kam die Zeit, wo die Entfernten zurückerwartet werden konnten, wo um jenen Platz die sehnsuchtsvoll harrenden Frauen und Mädchen sich drängten.

Dennoch trat Nubia schon jetzt jeden Tag ihren Wachtposten an, auf demselben bis zum späten Abend, oft bis in die tiefe Nacht hinein verharrend. Konnten ihre Augen nichts mehr erkennen, so stand sie vorgebeugten Hauptes und lauschte mit angehaltenem Atem, ob sie nicht den hastigen Schritt eines verspäteten Wanderers vernähme, aber in der Tiefe unter ihr blieb es still.

Als es auf den Bergen frühlingsfrisch zu grünen begann, kam aus den Schluchten der Knabe Mastorre mit seiner Herde heraufgezogen. Da zum erstenmal geschah es, daß Nubia eine heftige Erregung äußerte, denn sie liebte den Bruder innig und ward von diesem auf das leidenschaftlichste wiedergeliebt. Als der junge Mastorre erfuhr, was sich zugetragen, verfiel er in Trübsinn, wollte Nubia nicht sehen und kam von seiner Herde hinweg niemals nach Hause. Da ging endlich seine Schwester zu ihm hinaus.

„Wärst Du jetzt schon ein Mann, so könntest Du die Ehre unseres Hauses jetzt rächen, mein armer Mastorre.“

Tief erglühend sich von ihr abwendend, meinte der Knabe mit zuckendem Munde:

„Es braucht nicht mehr lange, so bin ich ein Mann, und dann —“

Verhaltene Thränen erstickten seine Stimme.

„So lange kann ich nicht warten,“ versetzte Nubia.

Sie wollte ihrem Bruder Trost zusprechen, sie wollte ihm etwas sagen, aber Mastorre lief fort, es dem Hund überlassend, die Herde zu hüten. Nubia rief ihm mehreremale, doch erhielt sie keine Antwort. Da setzte sie sich auf einen Stein und weinte bitterlich.

Bevor auf dem Gebirge der erste Schnee fiel, kam eine lange Regenzeit. Wiederum war von Erde und Himmel nichts zu erblicken; schwarzes Gewölk lagerte über den Gipfeln, senkte sich tiefer und tiefer, füllte Thäler und Schluchten, deckte die ganze römische Ebene. Zuweilen zerriß der Westwind den schweren Dunst, so daß die finstere Landschaft aus dem Gebräu wie eine Erscheinung auftauchte, um sogleich wieder in Regenschauern zu verschwinden. Ununterbrochen stürzten die himmlischen Gewässer herab. Die Gassen in den hohen Bergstädten wurden zu Rinnsalen, die Bäche und Flüsse schwollen und traten über, weithin ward in der Ebene das Land von braunen Schlammfluten bedeckt.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Kaiserfahrt nach dem Süden.

VIII.

Besuch in Neapel und Heimkehr.

Mit Originalzeichnungen unserer Spezialartisten J. Schlegel und H. Stollenberg-Lerchl.

Nicht minder glänzend als die römischen Kaisertage und in ihrer Eigenart noch großartiger und eindrucksvoller gestalteten sich die Festtage in Neapel. War schon der Empfang, der dem Kaiser bei seinem Einzug in die italienische Hauptstadt zu teil geworden war, ein ganz überraschend herzlicher und enthusiastischer gewesen, so war das Bild, welches Neapel in den Tagen der Anwesenheit der beiden Monarchen bot, noch bunter bewegt, noch reicher an mannigfaltig wechselnden Gestaltungen. Die Kundgebungen der Freude und des Jubels, die dem kaiserlichen Besuche entgegengebracht wurden, überstiegen alle Erwartungen. Diese geräuschvolle Ausgelassenheit, diese naive, um keine hemmenden Formalitäten sich kümmernde Fröhlichkeit, das Bedürfnis seiner Herzensfreude möglichst lauten, ja lärmenden Ausdruck zu verleihen, dazu die vielfarbigen Trachten und malerischen Kostüme der von Nah und Fern herbeieilenden Provinzlerinnen, das alles verlieh den Festtagen in Neapel ihren ganz besonders und charakteristischen Reiz. Alles rührte und regte sich, keiner wollte zurückbleiben. Auf Wagen und Karren, zu Pferde, auf Maulesein, auf den exzentrischsten und seltsamsten Vehikeln, deren Bespannung zum Teil aus ein paar Ziegen bestand, kamen sie über die nahen Berge herein, um den Kaiser zu sehen. Und als er nun endlich einzog an der Seite König Humberts und die Tausende ihn von Angesicht zu Angesicht sehen konnten, da kannte der Jubel und die Begeisterung keine Grenzen. In den mit Festons, grünen Kränzen, bunten Tüchern und Teppichen geschmückten Häusern drängte sich an den Fenstern bis zur obersten Dachluke hinauf die schaulustige Menge; Blumen und kleine Bilder des Kaisers und des Königs wurden herabgeworfen, unten vor dem Volke aufgefangen und an der Kopfbedeckung befestigt, und tausendstimmige Freudenrufe gaben dem gefeierten Gast das Geleite bis zum königlichen Schlosse. Das großartige Schauspiel, welches König Humbert seinem hohen Gaste bieten konnte und welches zugleich geeignet war, diesem einen Begriff von den gewaltigen Verteidigungsmitteln zu geben, die Italien in seiner gewaltigen Flotte mit ihren mächtigen Panzerschiffen, den größten der Welt, besitzt, sollte am nächstfolgenden Tage im Beisein von Neapel stattfinden. Ein Extrazug brachte die hohen Festgäste am Morgen nach dem nahen Castellamare, wo dieselben zunächst dem Stapellaufe des neuerbauten Panzerschiffes „Umberto I.“ beiwohnten. Herrlich lag an diesem Vormittage der so unbeschreiblich prächtige Meerbusen da. Die Morgensonne schien heiter und freundlich auf das belebte Bild herab, in der Ferne tauchten aus dem leichten Frühdunst die Umrisse des unvergeßlichen Capri hervor, die Inseln Procida und Ischia erhoben sich aus der leichtbewegten Meeresfläche wie zwei einsame Felsblöcke, und der Vesuv stieß drohend mächtige Rauchwolken aus, die sich wie ein gewaltiger Federbusch über den

Google

Saum des Berges dahinzogen. Allmählich belebte sich die Wasserfläche, kleine Dampfer und Segelboote eilten geschäftig von einem Ufer zum andern, leichte Fischerboote tummelten sich und glitten, sicher gesteuert, zwischen all den großen und kleinen Fahrzeugen hindurch; dort stimmten Fischer in der malerischen Tracht à la Masaniello ein lustiges Volkslied an, alles atmete Leben, Anmut, Freude.

Draußen vor Castellamare lagen in Paradeaufstellung fünfundzwanzig der großartigsten und prächtigsten Fahrzeuge der italienischen Kriegsmarine nebst einem Torpedogeschwader von sechzehn Schiffen. Stolz und majestätisch war zur Stunde der neue Schiffskoloß in das salzige Element hinabgeglitten. Die Festlichkeiten des Stapellaufes endigten unter frenetischem Jubel der Festteilnehmer. Der Kaiser und der König nebst den anwesenden Prinzen und ihrem glänzenden Gefolge begaben sich alsbald an Bord der königlichen Jacht „Savoja", um, begleitet von dem mächtigen Kriegsgeschwader, die Rückfahrt nach Neapel anzutreten. Vor dem kühn ins Meer hinausgebauten Castel del Ovo warf die Savoja Anker; das nachfolgende Geschwader schwenkte in weitem Bogen zur Seite ab und defilirte dann unter Artilleriesalven und dem Hurra der Bemannung in vorgeschriebener Ordnung an der königlichen Jacht vorüber. Kaiser Wilhelm und Prinz Heinrich verfolgten mit gespanntem Interesse die überaus raschen und sicheren Bewegungen der gewaltigen Panzerschiffe. Auf Wunsch des Kaisers fand eine Wiederholung der Vorbeifahrt statt, worauf sich sämtliche Fahrzeuge in weitem Bogen, den Busen von Neapel seiner ganzen Breite nach umspannend, der Stadt gegenüber vor Anker legten. Es war ein herrlicher, unbeschreiblich großartiger Anblick. Die deutsche Kriegsflagge wehte von den Hauptmasten sämtlicher italienischer Kriegsschiffe, und in hundertfältigem Kanonendonner erzitterte die Luft zum Abschiedsgruß für die ans Land steigenden Fürsten. In buntem Gewoge drängten sich währenddem unzählige Barken und Schiffe jeglicher Art und Größe um die Savoja; die Fischer von Santa Lucia in ihrer kleidsamen Masanielltracht brachten eine begeisterte Huldigung, und am Ufer der Chiaja klatschte die von dem unerwarteten kriegerischen Schauspiele erregte Menge dem Könige und seinem mächtigen Verbündeten jubelnden Beifall. — Musikalische Aufführungen, Feuerwerke, Serenaden und so weiter erfüllten die heitere, leichtlebige Stadt noch bis spät in die Nacht hinein mit Leben und Bewegung.



Bei den Ausgrabungen in Pompeji.

Hatte Kaiser Wilhelm an den beiden vergangenen Tagen die geräuschvolle Lebendigkeit der leicht erregbaren Bewohner des Südens in ihrer vollen, übersprudelnden Lebenslust und Heiterkeit kennen gelernt, so sollte der nächste Tag ihm in Pompeji den Gegensatz von Leben und Ruhe, von Einst und Jetzt vor Augen führen. Wer möchte auch aus Neapel scheiden, ohne jene merkwürdige Stätte der Zerstörung, jenes große Grab besucht zu haben, das in feierlicher Ruhe inmitten einer paradiesischen Landschaft, inmitten des hastigen Drängens und Treibens der Gegenwart still und tot am Fuße des Vesuvs daliegt? Die frühen Morgenstunden vor der auf denselben Mittag festgesetzten Rückkehr nach Rom waren dem Besuche der Ruinenstadt bestimmt. Allein mit seinem königlichen Gastfreunde und nur wenig zahlreichem Gefolge durchwanderte der Kaiser die freigelegten Teile der Stadt, mit regem Interesse die Spuren einer längst vergangenen Zeit, die so wunderbar gut erhaltenen Neugnisse menschlichen Fleißes, menschlicher Tugend ebenso wie menschlicher Schwächen und Laster beobachtend. Nur wenige Stunden kannte der Aufenthalt an der interessanten Stätte währen. Nachdem noch die Arbeiten der neuesten Ausgrabungen in Augenschein genommen und in Gegenwart der hohen Besucher eine Anzahl wertvoller Altertümer aus ihrem achtzehnhundertjährigen Grabe ans Tageslicht gefördert waren, erfolgte die Rückkehr nach Neapel. Wir verzichten darauf, den Abschied von dem herrlichen Neapel, der an Herzlichkeit und geräuschvoller Begeisterung dem Empfange in nichts nachstand, sowie den Wiedereinzug in Rom eingehend zu schildern. Nur des großartigen Abschlusses der römischen Festtage wollen wir noch gedenken, jener magischen Beleuchtung, die das antike Rom — Forum, Palatin und Colosseum — wie ein lebendig gewordenes Märchen aus alten Zeiten erscheinen ließ. Am Morgen nach dieser Festbeleuchtung trat sodann Kaiser Wilhelm nach herzlicher Verabschiedung von seinem königlichen Freund und treuen Verbündeten die Heimreise an. Die erste Romfahrt des deutschen Kaisers hatte ihren Abschluß erreicht. Möge der durch sie befestigte Freundschaftsbund seine segenvollen Früchte tragen und den beiden verbündeten Völkern auf lange Zeit hinaus die Wohltat des Friedens sichern! Dr. K. J.



Castel del Ovo. Die Riva.

Die Rückfahrt von der Flottenschau.

Altes und neues Burgtheater.

Von

Armin Friedmann.

(Alle Rechte vorbehalten.)

(Fortsetzung von der vorigen Seite.)

Auf dem Michaelerplatze zu Wien steht, in einen Winkel gezwängt, als schäme es sich des unmodischen Gewandes, ein altes, häßliches Haus. In diesem alten, häßlichen Hause wird seit ungefähr anderthalb Jahrhunderten Komödie gespielt.

Am 17. Februar 1776 rief Josef II. im versammelten Mitgliedern dieser Schaubühne kund und zu wissen ihnen: „daß, nachdem Seine Majestät das Theater nächst der Burg zum Hof- und Nationaltheater zu erklären geruht haben, von nun an nichts als gute, regelmäßige Originale und wohlgerathene Uebersetzungen darin aufgeführt werden sollen, und daß die Schauspieler bei der Wahl neuer Stücke nicht auf die Menge, sondern auf die Güte derselben Bedacht zu nehmen haben."

Seit diesem Augenblick gibt es ein „Burgtheater" in dem Sinne, den wir mit diesem Namen zu verbinden gewohnt sind.

Das „Hof- und Nationaltheater nächst der Burg" hat seinem Vater, dem großgesinnten „Schöpfer der Menschheit", wahrlich Ehre gemacht in diesen hundertundzwölf Jahren! Zum stolzen Tempel deutscher Schauspielkunst ist das winzige Gebäude geworden. Große Meister haben seinen Ruf begründet, gefestet und treu den Schatz gehütet, den sie ihren Nachfolgern hinterließen: die Tradition des Hauses.



Das alte Burgtheater in Wien.

Noch immer strebt man an dem Grundsatze festzuhalten, daß das Kunstwerk über dem Kunststück stehe! Und nun gilt es, ernstlich Abschied nehmen von dem altehrwürdigen Raum, welcher vielen Geschlechtern eine Stätte edlen, künstlerischen Genusses war und mit dem unzählige, herrliche Erinnerungen verknüpft sind. — Ein Palast, mit verschwenderischer Pracht errichteter Theaterpalast steht bereit. Wien wird nicht bloß das beste, sondern auch das idealste Schauspielhaus besitzen. Großartig ist die architektonische Anlage, reizend der reiche plastische und malerische Schmuck. Die technischen Behelfe stehen auf der Höhe der vorgeschrittensten Zeit.

Ein knapper historischer Rückblick möge über etwaige Sentimentalität hinweghelfen und weder einmal zeigen, aus welchen Anfängen das Bedeutende sich zu entwickeln pflegt.

Der Eröffnung ward gedacht. Vom 8. April 1776 datirt der erste Zettel. Es wurden „zwey Lustspiele aufgeführet": „Die Schwiegermutter" und „Die indianische Witwe", beide ohne Autornennung. Das Repertoire jener Zeit durchgehend, trifft man unter einer Menge erschrecklichen Plunders doch auch auf echte Perlen aus den Werken Shakespeares und Lessings. Am 13. Juli 1776 ging gar ein Schauspiel „vom Herrn von Goethe": „Ermin und Elmire", über die Bretter.

Die hervorragendsten ersten Hofschauspieler waren: Heuberich, Jaquet, die beiden Stephanie mit ihren Frauen, J. H. F. Müller, Mozarts Schwager Lange, Weidmann, Bergopzoomer, Lessings Jugendliebe, Madame Weidner, und Demoiselle Jaquet. Ihnen schlossen sich bald Madame Sacco an und Brockmann, als Hamlet und Lear viel gerühmt, der 1789, nach Aufhebung des bisherigen leitenden Ausschusses, der erste Direktor wurde.



Festvorspiel im Wiener Burgtheater: Die Poesie geleitet den Genius des alten Hauses in das neue. Originalzeichnung von Leopold Burger.

August von Kotzebue, seit 1797 Hoftheaterdirektor, beherrschte mit seinen und Iffland's Wassersuppen jahrzehntelang das Repertoire. Schiller kam nur schwer zu Worte. Die Zensur verballhornte seine Dramen in unglaublicher Weise, machte den alten Moor zum Oheim seiner Söhne, ernannte den Präsidenten zum Wedom (!), verheiratete Karl VII. mit Agnes Sorel und gab dem Beichtvater Domingo eine fixe Anstellung als erster Hofling! „Vom Herrn von Goethe" wurde die Iphigenie-Uebersetzung gegeben und 1800 einmal die „Iphigenie" — aber nur, um für lange spurlos zu verschwinden.

Heberwein, Koch, Korn und Krüger — die vier berühmten K der Wurz — traten nach einander in den Verband des Institutes. Krüger spielte alles und gut bis 1828, wo er starb. Koch und Heberwein waren beliebte, tüchtige Kräfte. Maximilian Korn, der von 1802 bis 1850 als erster Salonliebhaber wirkte, dessen leichter Gesprächston und entsprechendes Temperament reiche Anerkennung fanden, hatte auch im Charakterfache schöne Leistungen aufzuweisen.

Sophie Schröder! Aus der Nairen, die 1798 nicht sonderlich gefallen, war 1815 eine große Tragödin geworden, die bald freiwillig in das Fach der Heldenmütter übertrat, in welchem sie das Außerordentlichste zu leisten berufen war. Anschütz schilderte ihre künstlerische Persönlichkeit in seinen Aufzeichnungen: „Wer Tieck nicht gekannt in den Jahren seiner Kraft und Entfaltung, der wird sich kaum ein vollständiges Urteil bilden können über den Höhepunkt und die möglichen Grenzen tragischer Darstellung. Wer Tieck aber gekannt hat, der neigt sich vor Dir ohne Neid und Eifersucht mit dem Bekenntnis: Bis hieher muß der Genius der Kunst dringen, aber er kann auch nie mehr erringen."

Im Jahr 1814 wurde Josef Schreyvogel Kanzleidirektor, ein Mann von allererster Bedeutung für die gedeihliche Zukunft des Institutes. Ihm dankt es seine erste, reiche Winterperiode. „Er war an Art und Geist Lessing verwandt," schreibt Grillparzer, der selbst hülfebedürftig Förderung von ihm erfahren. Schreyvogel war bestrebt, das Repertoire auf eine höhere, mehr literarische Stufe zu heben und dem Personal neue Kräfte zuzuführen. Er hatte ein scharfes Auge für aufstrebende Schriftsteller- und Schauspielertalent. Unter ihm wurden engagirt: Anschütz (1821 bis 1864 *), Costenoble, der Vorgänger La Roches (1818 bis 1837), Fichtner (1824 bis 1865), Löwe (1826 bis 1871), Wiltheim; die Frauen Julie Rettich (1830 bis 1866), Karoline und Sophie Müller, Peche und noch viele andere von Talent und Bedeutung.

Für solche Leistungen erntete Schreyvogel Undank, und die vorgesetzte Behörde bereitete allen seinen Bestrebungen Schwierigkeiten. 1832 wurde er, nachdem er zu seinem Chef: „Das verstehen Sie nicht, Excellenz!" gesagt, plötzlich entlassen und durfte nicht einmal seinen Regenschirm mitnehmen, der ihm nachgeschickt wurde.

Schreyvogels vom Glück begünstigtes Talent im Auffinden und Heranbilden neuer Kräfte nahm an seinen späteren Nachfolger Laube. —

Heinrich Anschütz war von der Natur verschwenderisch bedacht. „Einen Krösus an Mitteln" nennt ihn Lewinsky. In jungen Jahren ein gefeierter Heldenspieler, ließ ihn Schreyvogel früh in ein reiferes Fach übertreten. Sein Narr, Götz, Großkreuz, Belisar, Müller waren Kunstleistungen von hoher Vollendung, er selbst der größte Sprecher, den die deutsche Bühne je besessen. Der Pomp der Rede stand ihm zu Gebote wie keinem.

Karl Fichtner, der liebenswürdige Salonheld, hat, so klein er begonnen, sich dennoch auf einen hohen Gipfel der Kunst geschwungen. Seine Leistungen leben noch heute unvergänglich in der Erinnerung aller, die ihn gesehen. In späteren Jahren, als sich zu abnehmendem Gedächtnis Taubheit gesellte und der Souffleur für ihn nicht vorhanden war, wußten wenige ihre Rollen wie — Karl Fichtner!

Der gewaltige Feuergeist Ludwig Löwe war aber ganz anders veranlagt — der nahm alle Positionen im Sturm. Ein Genie sondergleichen, immer hinreißend, immer bewunderungswürdig! Grillparzer zeichnet sein Wesen mit den interessanten Worten: „Du stehst, wo der Dichter erliegt!" und Laube, der strenge, grämliche, schrieb begeistert: „Ich sage nicht, Gott erhalte uns die Helden; ich sage nur, Gott erhalte uns Löwe!"

Das Erbe der großen Schröder trat Julie Rettich an, deren starker Geist alle Aufgaben tief und ernst faßte. Auf dem Wege der intensivsten Gedankenarbeit gelangte diese merkwürdige Frau dennoch zu echten tragischen Wirkungen. Der bestechende Reiz der äußeren Erscheinung, der Pose, blieb ihr versagt. Friedrich Halm schrieb für sie seine Griseldis und Thusnelde. Ein Band reiner Freundschaft verknüpfte innig die beiden. Julie Rettich war als Frau so groß wie als Künstlerin.

Karoline Müller und die schöne Peche spielten Salondamen, und vorzugsweise in Bauernfelds zahlreichen Lustspielen. Die jung verstorbene Sophie Müller, eine lang ersehnte tragische Liebhaberin, erinnert durch die bezaubernde Mädchenhaftigkeit ihres Wesens an die arme Josefine Wesely. Sie spielten beide dieselben Rollen, auf der Bühne wie im Leben, starben beide im Alter von sieben- und zwanzig Jahren, da sie den Zenith ihrer Kunst noch lange nicht erreicht hatten.

Deinhardtstein, der noch heute in Literaturgeschichten ein Schattendasein fristet, ward Schreyvogels Nachfolger. Er kümmerte sich, sein Amt von der leichten Seite nehmend, nicht allzu viel um das seiner Obhut anvertraute Theater und wirkte — sozusagen — bis 1841.

Unter ihm kam 1841 La Roche aus Weimar, ein Mann, von dem Goethe gegen Eckermann erwähnte: „Nehme ich dazu La Roche . . . kann ich der Ausführung meiner Intentionen gewiß sein." Laube spricht ihn die Begabung eines Garrick zu. Wenn auch La Roche den Skelett, Mephisto, — teilweise nach Goethes eigenster Intention — den Schema meisterlich darstellte, so lag doch die exceptionelle Größe dieser bedeutenden Persönlichkeit auf dem Gebiete der feinkomischen und realistischen Kleinmalerei. Sein „alter Klingsberg", „Malvolio", „Richter Adam" und hunderte Rollen aller Fächer waren unvergleichliche Meisterwerke der Schauspielkunst. Er spielte bis kurz vor seinem am 11. März 1884 erfolgten Tode, fast beinahe einundfünfzig Jahre, auf dem Burgtheater.

Unter Deinhardtstein wurden auch Luise Neumann, als Naiv-Sentimentale allgemein gefeiert (1839 bis 1856), und Christine Enghaus, später Hebbels Gattin (1839 bis 1875), engagirt.

Deinhardtstein, dem Mann der Unwirtschaft, folgte 1841 der Pedant Holbein, der das Theaterwesen kanzleihaft auffaßte, dem die Bühne Registratur und die Rolle Aktenstück war.

Zwei neue, hervorragende Mitglieder brachte das Jahr 1846: die Haizinger (bis 1884) und Beckmann (bis 1866). Amalie Haizinger, die „Mama der Burg", wie sie in späteren Jahren genannt wurde — das Kosewort kennzeichnete zugleich ihr Fach — war eine begabte, liebenswürdige Darstellerin. Ihr Spiel blieb stets naturwahr, ihr Humor allzeit herzerquickend. Ein eminenter schauspielerischer Takt und eine ihr eigentümliche graziöse Schalkhaftigkeit zeichnete ihre Gebilde vorteilhaft aus.

Fritz Beckmann, der lustigste aller Käuze, hatte sich vom Lokal- zum Charakterkomiker durchgerungen. Er schöpfte ohne sonderliche Gestaltungskraft allein aus dem unversiegbaren Born seines heiteren Naturells und fand stets die Lacher auf seiner Seite.

Davison kam 1849. Es ward ihm aber nicht lange wohl an der „Burg", der Virtuose mußte sich als fremdes Element in diesem Kreise fühlen.

Holbein ging in demselben Jahr, und der Jungdeutsche mit den demokratischen Allüren, Heinrich Laube, wurde Direktor — nach Schreyvogel der hervorragendste Vertreter des verantwortungsvollen Amtes. Laube war ein eminenter Praktikus, ein Planetenentdecker am Böhmenhimmel, der Mann der goldenen Nüchternheitsregeln nach oben, unten, rechts und links, klar sein Ziel erkennend und unbeirrt darauf losgehend.

Er führte Grillparzers Dramen wieder in das Repertoire ein, aus dem sie allgemach verschwunden waren, inszenirte viele Shakespeare'sche Stücke und begünstigte die neufranzösische Schule. Eine Anzahl damals unbekannter und stark angezweifelter Leute hielt er mit starker Hand, und man sah, daß es gut war. Laubes Schützlinge von dazumal sind heute gefeiert und gepriesen als die Ersten ihrer Kunst.

Sie heißen: Baumeister (1852), Meixner (1852 bis 1888), Gabillon (1853), Josefine Würzburg-Gabillon (1853), Sonnenthal (1856), Friederike Goßmann (1857 bis 1861), Lewinsky (1858), Förster (1858 bis 1875), Auguste Baudius-Wilbrandt (1861 bis 1875), Charlotte Wolter (1862), Ernst Hartmann (1864), Helene Schneeberger-Hartmann (1867), Fritz Reuter (1865).

Diese Liste, welche den Ruhm und die Größe des neuen Burgtheaters bildet, erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

Adolf von Sonnenthal und Josef Lewinsky! Wir grüßen die Meister. Sonnenthal fiel zwar in seiner Antrittsrolle als Mortimer ein klein wenig durch, ließ sich aber doch nicht abhalten, der gefeierte Konversationsspieler zu werden. Jetzt setzt er im älteren Fache die liebgewordene Beschäftigung des Lorbeerenerntens emsig fort. Sein Hamlet, Torquato, Nister, Uriel, Nean — wer grasen aufs Geratewohl in sein immenses Repertoire — entsprechen vollauf den höchsten Anforderungen der darstellerischen Kunst. „Neben dem Manne ist schwer Komödie spielen," gestand uns eine seiner Kolleginnen; „er spielt nicht, er lebt alles." Sonnenthals warmer, voll aus dem Herzen strömender Ton, die Größe seiner Auffassung, die Noblesse seines Spiels und seiner Erscheinung — wer konnte ihnen widerstehen!

Von der Natur kärglich bedacht, aber dafür mit einem großen geistigen Fundus und gewaltiger Energie ausgerüstet, ist der Charakterdarsteller und Intrigant Josef Lewinsky. Ein Denker, ein Grübler, der sich Organ und Figur selbst geschaffen, ein gewaltiger Meister des Wortes aus der Anschützschen Schule.

Charlotte Wolter ist die große Nachfolgerin der Rettich und Schröder. Ein paar flüchtige Zeilen über sie schreiben, ist schwer, ein Buch leicht. Ihre Gebilde tragen den Stempel der Vollendung. Mit fast dämonisch-genialer Gestaltungskraft entwirft Charlotte Wolter ihre großen tragischen Rollen. Ein verzehrendes, leidenschaftliches Feuer durchlodert sie alle. Sie wirkt auf das Ohr durch den echt tragischen Timbre des herrlichen Organs, — auf das Auge durch die Größe und Schönheit ihrer Bewegung und Pose, die so klassisch antik sind wie ihr Profil. Als Messalina, Adelheid, Sappho, Lady Macbeth ist die Wolter bewundernswert!

Ein echter deutscher Künstler ist Baumeister — schlichte Einfachheit und Naturwahrheit sind die Merkmale seiner Kunst — Gretzo, Götz, Falstaff, Erbförster seine besten Rollen. Gabillon ist in zahlreichen Episoden trefflich, so als „Hagen", „Selby", „Banquo", „Malk". In dessen Gattin vermeinte Laube eine brauchbare Liebhaberin zu besitzen — es war aber nur die pikanteste, schärfste, geistreichste Salondame. So irren sich große Direktoren! Die Goßmann wirkte nur drei Jahre, aber sie genügten, um ihrer „Grille" ehrenvolles, dauerndes Gedenken zu sichern. Auguste Baudius war eine Liebhaberin von berückender Schönheit und großer Anmut. Ihr Talent hielt diesen Eigenschaften die Wage. Des jüngst dahingeschiedenen Meixner haben wir unlängst ausführlich gedacht. Ernst Hartmann ist ein guter Salonliebhaber, der sich an Fichtner heranzubilden. Fichtner wieder hat von Korn viel gelernt. So ist Korn Hartmanns künstlerischer Großpapa. Das ist die Vererbungs- und Veredlungstheorie des Burgtheaters. Einer bildet sich am andern — um wieder ein anderer zu werden. Frau Hartmann, einst eine vorzügliche Naive, geht langsam in das ältere Fach über, in welchem ihr der Erfolg treu bleiben möge. Fritz Kratzel ist unser feuriger Heldenspieler, der würdige Nachfolger des großen Josef Wagner (1850—1870). — Roller gehört der Burg längst nicht mehr an.

Laube mußte 1868 gehen und Dingelstedt, der ehemalige kosmopolitische Nachtwächter, „mit den langen Fortschrittsbeinen", kam an seine Stelle, nachdem Friedrich Halm sich nach kurzer Führung derselben gar nicht gewachsen gezeigt hatte. Dingelstedt war mehr Regisseur und Ausstattungsmeister, denn Direktor. Seine Verdienste auf jenen Gebieten seien ungeschmälert anerkannt, sowie diejenigen, welche er sich um die Aufführung des Cyklus der Shakespeare'schen Königsdramen erwarb.

Er engagirte die Hohenfels, eine reizende, vielbegabte Liebhaberin, und Hugo Thimig, dessen jüngsten Leistungen man das Epitheton „außerordentlich", ohne ungerecht zu werden, nicht verweigern darf. Thimig ist Naturbursche und jugendlicher Komiker.

Dem undankbaren Burgtheater grollend fernstehend, hat Laube es dennoch gegen seinen Willen gefördert und eine Reihe erster Kräfte von seinem Konkurrenzunternehmen, dem weiland Stadttheater, herüberziehen sehen: die Herren Robert Reuche (†), Bukovics (†) und Tewolt, die Frauen Schratt, Schönfeld und Albrecht.

Robert zeigt uns gegenwärtig das lehrreiche und seltene Exempel, wie aus einem guten Schauspieler ein großer wird. Sein Oedipus ist eine herrliche Leistung.

Auf weitere Charakteristik einzugehen, müssen wir uns versagen, obwohl wir von Schöne, Arnsburg, Hallenstein, Ittel, Stalter, von Frau Kratz, Mitterwurzer und anderen manches Anerkennenswerte zu berichten hätten. Auch können wir des jungen Nachwuchses, der Devrient, Hübner, Wagner, Reimers, Schreiner, der Damen Formes, Sandrock nur ermahnend gedenken.

Dingelstedt starb 1881. Wilbrandt führte von 1881 bis 1886 das Direktionszepter, das seiner zarten Poetenhand, „die nur der Leier zarte Saiten" zu spannen gewohnt war, bald zu schwer wurde. Das Burgtheater hat gegenwärtig in Sonnenthal nur einen vorübergehend wirkenden Leiter. Möge sich bald ein Feldherr finden, der die sieggewohnte Schar zu neuen Triumphen führe! —

Im Prolog des ersten Theaterabends gefeierte die Poesie (Frau Wolter) den Genius des alten Hauses (Sonnenthal) in das neue. Von fast musikalischem Wohllaute erfüllt, strömten die Worte in schönen, getragenen Rhythmen von der Sprecher Lippen. Grillparzers hochpoetisches Fragment „Esther" folgte in durchgehends ernsthafter Darstellung der einleitenden Dichtung. Hier ward nicht bloß schön, nicht bloß „weimarisch" gesprochen, sondern auch charakteristisch, und ebenso gespielt. Den ersten Abend beschloß „Wallensteins Lager". Es wurde ein farbenprächtiges Bild entrollt und — fern aller „Weimargerei" — das eminente Zusammenspiel des Burgtheaters glänzend bewährt.

In diesem Zusammenspiel liegt das offene Geheimnis seiner Erfolge. Der kleinste Darsteller ist — Künstler, aber auch die ersten Schauspieler verschmähen die winzigsten Rollchen nicht und ordnen sich bereitwillig der Gesamtwirkung unter.

Welche Fülle von großen Bildern, Ereignissen und Gestalten wir auch im engen Rahmen flüchtig konturirten, sie sind doch nur ein kleiner Bruchteil all des Bedeutenden, das auf den alten Brettern erschienen.

Den großen Ruf und Ruhm zu mehren, gehört natürlich nicht mehr in den Bereich der Möglichkeit — aber ihn zu hüten und zu erhalten, sei aller heiligste Pflicht!



*) Die eingeklammerten Zahlen bezeichnen immer den Zeitraum, innerhalb dessen die Betreffenden am Burgtheater gewirkt haben.

Digitized by Google



Bildende Künste.

— **Emil Adam hat im Münchener Kunstverein das Bildniß** Spurgeon's, des berühmtesten Predigers unserer Zeit, ausgestellt, das er zu Anfange des Londoner Jubiläums gemalt hat.

Der Bildhauer Bruno Fischer, Schüler Schillings, ist für seine Bewerbungsarbeit „Nach dem Tanzabsatz“ vom akademischen Senat zu Dresden das akademische Reisestipendium von 2000 Mark für zwei Jahre verliehen.

Tonkunst.

Eine wichtige Erfindung, die bestimmt scheint, der Ausdrucksfähigkeit des Klaviers ungemein zu steigern, hat Dr. Richard Hennann in Berlin gemacht. Durch dessen elektromagnetischen Apparat ist es möglich, die verschärft wird, möglich gemacht, jeden angeschlagenen Ton nach Belieben fortwogen, mehr oder weniger anschwellen oder abnehmen zu lassen.

— **A. Cristofi in Mantua hat ein Instrument** patentiren lassen, das besondere Aufmerksamkeit verdient. Es besteht aus einer gewöhnlichen Harfe, deren Saiten aber nicht mittelst der Finger, sondern durch eine Klaviatur angerissen werden. Der Mechanismus ist derart, daß der Spieler nach Belieben laute und leise Töne erzeugen kann.

Bühne.

— **„Wissen Sie schon das Neueste?“** fragte ein Berliner seinen andern mit bedeutsam Lächeln. „Im Lessingtheater wird jetzt das ganze Jahr hindurch „Die Maus“ gegeben werden.“ Der Gefragte sieht seinen Kollegen mit ungläubig-erstaunter Miene an und sagt dann: „Nun, warum denn das?“ — „Oh,“ versetzt der andere mit augenzwinkernder Vielsagkeit, „weil keine Katze hineingeht!“ Das ist Berliner Witz, der bekanntlich alles angreift. Inzwischen unserm Lustspiel: „Fräulein Maus“, dessen Gegenstand wir schon auf Seite 951 unseres vorigen Jahrgangs näher berührt haben, ist Aussicht für das Volk. Es kommt dem französischen Lustspiel weniger auf die Darstellung von Handlung als auf die Seelenvorgänge an, diese aber treibt es mit der ganzen Feinheit und Tiefe der modernen Empfindung zu schildern, deren es Franzosen überhaupt fähig ist. Das Stück ist für Gourmets. Sie unbedingt zu loben wünscht, kommt durchaus nur halb auf ihre Kosten, denn mehr sowohl das Gelächter des unbedingten Lachbedürfnisses als die feinere Heiterkeit des Witzes ist es, wo es Lichter bepreßt. Daher kann man vom Standpunkt der rein ästhetischen Betrachtung sagen: der Erfolg dieser Arbeit war ein wohlfeiler, obschon der feinere moralische Geschmack ihn als einen echten begrüßen wird. — Im Deutschen Theater gab man zu beiden Zeit drei Einakter zum erstenmale. Der Erfolg dieses Abends befindet sich in drei unbestreitbaren, in allen Tonarten gehaltenen Lachen der Zuschauer, die bald mit heiterem Behagen, bald mit unbändigem Uebermut an den Vorgängen auf der Bühne sich belustigten. Das erste Stück: „Frühling im Winter“, ist von dem jungen Frankfurter Advokaten, der bereits einmal auf dieser Bühne mit einem tragischen Einakter einen glänzenden Triumph erzielte, in behandelt und der entgegengesetzten Heiterkeit des Gehalt und Gestalt ein altes Thema, nämlich die Kunst, einen echten klassischen Meisterwerke, der Vergessenheit ist, weil er alles das auf die Heiterkeit gestellt hat und nur in Betrachtung der Welt den Durchblick zur Verklärung des Lebens sucht, dieses aber vollständig seinen Freuden und Bekümmern p. p. c. weiteilt, zur Lebensfreude zu bekehren und ihn seinen Beschäftigungen abwendig zu machen. Natürlich erhält dazu die liebenswürdige, geistreiche und mit allen Künsten des weiblichen Charmes ausgestattete Gattin. In Julia genügende Gelegenheit bekommt, um das Leicht und etwas unwahrscheinliche Problem in heiterer Weise zu lösen, so gelang es ihm, die Zuschauer zu erobern. — Das andere: „Carmen Horatius Flaccus“ von Hans Müller, einem Berliner Poetlagen, der sich hinter diesem Pseudonym verbirgt, behandelt in Dramatischer Manier die Liebe eines schüchternen, kindlichen Schulmannchen zu einem jungen Mädchen. Ein zartes Liebesgedicht, das er einem Primaner leihgibt hat und in der Zerstreuung in die Hände der Braut des Primus fällt, bringt den Gelehrten an den Tag und führt eine Entlarvung der Liebenden herbei. Auch diese liebenswürdige Gabe war von Sommerlaune eines zwar heißen, aber doch natürlichen Humors durchaus und belebtigte die Anwesenden köstlich. — Zuletzt kam ein Schwank von Mosenthal, der „Zwei Tanten“ auf die Bühne hinzu und dieß durchaus mißverständliche Mißverständnisse entfaltet. Dieses Stück ist zwar sehr drastisch und zum Teil in abgebrauchter Situationskomik gehalten — aber doch auch sehr komisch. Gespielt wurde es aber so vorzüglich, die man es nur von den ersten Bühnenkräften verlangen könnte.

— **Ein Hauptereignis in der Bühnenwelt während der letzten** vergangenen Wochen war die erste Aufführung des neuen Dichtwerks von H. von Schönthan, „Paraschkas Pech“, im Hamburger Thalia-Theater. Das Stück, welches einen tollen und drollschlagenden Erfolg hatte, ist ein Intrigenlustspiel, dessen Handlung zwar nicht gerade neu, aber sehr bühnenwirksam gehalten ist. Der Witz und Laune, fortgesetzte Dialog gibt ein glänzendes Zeugnis für die gewandte Feder des Verfassers. Die Charaktere enthalten manche drollige und unterhaltende Szene, wenn auch die Schwänke fast aller modernen Lustspiele, unvermeidlich in der Handlung zu sein, auch den Schönthanschen Stücke enthalten. Der Inhalt ist in kurzen folgendem: Graf Heinz von Schönberger-Wiesenfeld ist mit seinem Vetter, dem Herzog von Falkenberg, in Zwist geraten und sagt ihm deshalb auf dem Wege zu gehen. Der Herzog schickt daher einen Vertrauensmann in die Residenz, in welcher der Graf, einen heirathsfähigen Neffen wegen, um diesen zu einer Heirat zu bringen, die er, der Herzog, für passend hält. Dieser Vertraute-

bote, der Kabinettrat Graf Perwald, und seine Tochter Paula haben den Prinzen schon vor zwei Jahren unter der Maske eines Malers und des Namens Cornelius Bolt kennen gelernt. Der eben kein Bolkschalter entschlossen Charakter war der liebenswürdige junge Künstler nicht gleichgültig geblieben; je ist daher hoch erfreut, als sie ihn jetzt im Hause ihrer Freundin, der Baronin Feldheim, in Berlin wieder trifft. Die Baronin liebt die Komtesse nicht aber ihren Bruder auf, und so halten Paula sowohl wie ihr Vater den Prinzen für den Maler Cornelius Bolt, da Graf zieht ihn sogar ins Vertrauen: er soll ihm behilflich sein, den Prinzen auszustechen. Nun entspinnt sich eine Reihe recht heiterer und drolliger Szenen; in die Handlung ist auch die amüsante Liebesgeschichte eines Junker Lieber mit der Baronin Fräulein verflochten. Zum Schluß erfolgt dann die Verlobung des Prinzen mit dem Herzog, und die Liebenden Paare werden vereinigt. — Weniger Glück hatte das Dresdener Hoftheater mit der ersten Aufführung des fünfaktigen Dramas „Ormenek“ von Eduard Jenzelius. Der Dichter ist in Auffassung seines Helden der denselben recht heiligenden Darstellung Lucullus gefolgt; ja, er hat ihn sogar zu einem entschiedenen Verächter des Herrschens und politischer Tugendhaftigkeit gemacht. Bei ersterem, idealen Bestreben ist es Jenzelius aber nicht gelungen, eine klare und anschauliche Darstellung der Begebenheiten und Handlung zu liefern. Ersteres zeigt überall große Lücken und Sprünge; letztere, und zum Teil die wichtigsten, bleiben in ihrem Verlauf völlig im Dunkeln. Das dafür eingeflochtene unglückliche Liebesverhältnis des Lieblingsbruders Ormenek, Elisabeth, mit Henry Osborne, einem der strengen Anhänger König Karls, bietet dafür keinen Ersatz. Es kommt zu keiner wahrhaft tragischen Stimmung und Spannung. Einzelne Szenen erheben sich aber doch zu dramatischer Wirkung, vor allem die Begegnungsszene Ormeneks mit Karl I. Die Sprache ist edel und fließend, reich an charakteristischen Zügen und eindrucksvollen Gedanken. Das Stück wurde von Publikum mit Wärme aufgenommen, brachte es aber im ganzen doch nur zu einem Achtungserfolg. — Ebenso darf die in allen Münchner Kreisen mit Spannung erwartete Lokalposse „Autolenzer“ von Ludwig Anzengruber ihrer ersten Aufführung im Residenztheater nur einen sehr zweifelhaften Erfolg. Der Verfasser ist ein in München lebender Humorist, dessen Feuilletons namentlich die kleinen Leiden und Freuden aus dem Leben des echten Münchener Bier- und Spießbürgers in drastischer Weise behandeln und sich eine so große Volkstümlichkeit erworben haben, daß ihr Held, der Kutscher Rudelmeyer, in München ein sehr bekannter Typus geworden ist. Die Posse, in welcher Ludwig Anzengruber diese Figur auf die Bühne gebracht hat, ist kaum nichts weiter als eine Reihe dramatischer Feuilletons, die nach Art von Gedichten „Reise durch Berlin in achtzig Stunden“ in verschiedenen bekannten Münchner Lokalen spielen und lose mit einander zusammenhängen; die drastische bajuvarische Grobheit, welche sämtliche Hauptpersonen des Stückes auszeichnet, macht mehr Lust und wirkt lustig, erhält jedoch recht den gemütlich schlimmen Humor aber die ernste vollständig mangelnde Handlung. — Ernst wird Glück hatte das Münchner Residenztheater mit dem neuen fünfaktigen Trauerspiel „Die Väter von Tiberis“ von Arthur Fitger. Das Stück, welches eine Episode aus der Geschichte der Verfassungen des Staates in England behandelt, zeugt von starker poetischer Kraft, leidet aber jedoch an Fehlern in der ganzen Anlage sowie in der Durchführung, so daß der Eindruck bei im ganzen freundlicher Aufnahme doch nur ein getheilter war. Besonders trug dazu der letzte Akt, der auch im Aufbau der schwächste ist, bei, da durch das Hereinziehen der Pest — ein Hilfsmittel derselbst sagt auf offener Bühne — der empfindlichere Teil des Publikums verletzt und dadurch die möglichst tragische Schlußwirkung des Dramas herausgehoben wurde. Das Stück spielt etwa 1664 auf dem Landtage der Unruhigen Lords Hallam in Abwesenheit, welche der lustige Karl II. zu seiner Genugthuung entfernt will. Diese lächle Ehre, eine schlimme Mischung aus Gouvernante und Gelehrsamkeit, bereit, für den Gedanken ihres Herzens das größte Opfer zu bringen, verspricht dem treulosen König und sinnt dessen Freund und Ratgeber Robert Ashley zu der Pest, welch elementarer Todesschein. Als dieser jedoch ihn und ihr Leben durch das Gebäude gerührt, daß er der unbekannte Sprosse des Vaters Karls II. gewesen, setzt sie ein ruhig Jahre, um dann wieder, nachdem der König aus Furcht vor der Pest den lustigen Landtag der Lords hier verlassen hat, sich in der schauerlichen Einsamkeit während Totenbestattungen zu Schwindel nach den entbundenen Gedanken zu vergleichen. An der Leiche des Freundes an der Pest gestorbenen Vaters sieht sie wieder und wandelt dann in die Nacht hinaus, dem Klange des Totenglöckchens nach.

— **Graf Nikolaus Esterhazy, der bekannte österreichische** Sportsmann, hat, den kurzlebigen Ueberlieferungen seines Hauses folgend, sich erschlossen, vorzügliche Künstler und Kunstkenner, Schriftsteller und Komponisten, deren Leistungen so weit vorgeschritten sind, daß ein bevorzugender Schluß auf ihre Begabung gezogen werden kann, in umfangreicher Weise zu unterstützen. Um seinen werten Kann, in umfangreicher Weise zu unterstützen. Um seinen Schützlingen auch Gelegenheit zur vollen Verwertung ihres Könnens zu geben, hat er im Sommer auf seinen Gute Tata ein Theater errichtet, auf dem unter Leitung des bekannten Regisseurs am Wiener Konservatorium, Professor Leo Friedrich, in Zwischenräumen von fast halb oder Wochen Aufführungen von Musikern durch ausgezeichnete Künstler stattfinden. Meine Chroder hat abermals eine solche Aufführung stattgefunden, der stets viele Mitglieder des österreich-ungarischen Adels beigewohnt haben und die in künstlerischer Beziehung ein sehr befriedigendes Ergebnis lieferte.

Kultur und Wissenschaft.

— **Am 26. Oktober waren es fünfundzwanzig Jahre, daß** in Genf jene von Henri Dunant und Gustave Moynier einberufene Versammlung stattfand, deren Folge die Errichtung der Genfer Konvention war. Wir haben ausführlich der dadurch internationalen Einrichtungen, welche O. Verdienst angeführt hat, und die sich auf die Verwundeten des österreichischen Afrikafeldzuges und Spanischen Krieges war — durch den Einfluß der Sonnenelektrizität die verschiedenen Kometenstämpfe leuchtend werden in Zwischen Weise und tadelige eines elektrischen Stromes der verdunste Gasinhalt der Geschwänze Kleines Licht ausstrahlt. Für diese letztere Ansicht sprechen neuere Untersuchungen, welche O. Verdienst angeführt hat, und die sich auf die Helligkeitsänderungen des Enckeschen Kometen erstrecken. Durch Vergleich derselben mit den Perioden der Sonnenflecke stellte sich nämlich heraus, daß die Stärke des Kometenlichtes zur Zeit der lebendigsten Sonnenthätigkeit größer ist als während der Zeit schwächerer Sonnenthätigkeit. Früher selbst hatte seine Annahme dadurch begründet, daß die Schweife der Kometen mit denen der Gase in Geisslerschen Röhren große Aehnlichkeit zeigen. Im übrigen paßt seine Ansicht gut zu der Vorstellung, welche er von der Schweifbildung der Kometen hatte. Nicht wie durch die Sonnenwärme hervorgerufene Expansion soll danach durch diese Ausfluß die Teilchen des Kernes nach der von der Sonne weggekehrten Seite fortschleudern, sondern der elektrische Einfluß der Sonne soll eine Abstoßung der leichten Kometenmasse bewirken.

Gesundheitspflege.

— **Durch neuere Versuche wurde nachgewiesen,** daß das Einatmen von Kohlensäuredämpfen noch kuzedenkal gefährlicher ist als das Verschlucken derselben durch Essen und Trinken. Von 140 Versuchstieren, welche man trockener, mit Milzbrandkeimen erfüllter Stadt einatmen ließ, verendeten 96 innerhalb 2 bis 4 Tagen. Zum Vergleiche wurden dann 72 Tiere mit bakterienhaltiger Nahrung gefüttert, und von diesen verendeten nur 7. Das macht 8,9 Prozent gegen 68,6 Prozent bei den Einatmungsversuchen. Da sämtliche Bazillene von den Lungen aus angehalten verursachen, hält man dafür, daß man es von den sogenannten Bazillenfilter einrichten, das heißt von denjenigen Pilzen, welche im Stande sind, sich vor den benjenigen Pilzen, welche im Blute leben und sich vor verschiedenen können — und das sind fast den Menschen die Pilze des Aufschlagtyphus und der Malaria. Somit würde sich auch die rasche Entstehung nach Einatmen von Malarialuft leicht erklären.

— **Fast Kaufer wird es hocherfreulich sein, zu vernehmen,** daß ein italienischer Forscher, Dr. Tassinari in Pisa, durch Untersuchungen festgestellt hat, daß manche Krankheitskeime, zum Beispiel Cholera- und Typhusbazillus, durch Tabakrauch getötet, andere wenigstens in ihrer Entwicklung verzögert werden.

Sport.

— **Bei der Jagden des Prinz-Regenten Luitpold von** Bayern im Hirschwald und am Hunteche erlegte der Jagdherr 10 jagdbare Hirsche und 5 starke Gemsen.

— **Eine seltene Jagdbeute, einen Zwerghundsdoppelgeweih,** brachte Graf Thomas Adelitz von einem Jagdausflug in die Wälder von Balaton-Akali in Ungarn mit nach Hause.

— **Das königlich preußische Hauptgestüt Graditz hat nun** auch „Altenburg“ infolge eines Preisgebotes Simons nach England verkauft, wo es sich voraussichtlich noch Größe gestalten wird.

— **Eine ziemliche Ueberraschung brachte auch in diesem** Jahre der Ausgang des Cambridgeshire, indem Lloyds vorzüglicher dr. H. „Berenice“, der 25:1 in den Wetten notirte, vor „Lakaio“ 166:1 und dem stark favorisirten „Bismarck“, sowie 16 anderen Pferden siegte.

— **Das große Jahnder-Hürdenrennen zu Berlin-Karlshorst** gewann Oberstleutnant Freiherr Jos. „Donner“ vor „Medel“ und „Curassier“, während das Preis-Herren-Jagdrennen an Graf Schwerin's „Skarpen“ vor „Elan mort“ ging.

— **Bei dem Wiener Hindernisrennen gewann Graf** Alf. Esterhazy mit der vierjährigen „Diamant“ die 1000 Gulden-Steeplechase über 6400 Meter vor „Mankel“, „Tetradrachm“ und je weiter und das 3000 Gulden-Hürdenrennen mit dem vierjährigen „Bizadmiral“ vor „Anna-Nina“; in beiden Rennen liefen 6 Pferde.

— **Ein großer Schwindel bei dem Meisterschaftsfahren** der Welt zwischen den Bicyclisten Korn und Temple erregt in Amerika kein geringes Aufsehen. Die beiden „Rennfahrer“ hatten verabredet, daß Korn das erste, Temple das zweite Rennen gewinnen und beide im dritten Rennen gleichzeitig das Ziel passieren sollten. Korn gewann aber auch das zweite Rennen und die heimlich betrogene Menge, wodurch der Schwindel bekannt wurde.

Statistik.

Am 15. Juni dieses Jahres wurde eine Volkszählung in St. Petersburg vorgenommen, welche im Vergleiche mit der Zählung des Jahres 1881 ein ganz unerwartetes Ergebnis liefert. Die Hauptstadt wurden nun unmittelbarer Bestätigung der hauptsächlichsten Zahlen aufgestellt, welche die Nachforschungen genau untersucht. Zum erstenmale fand im Sommer, die kalten Monate, der Zählung statt und zeigte eine bedeutende Abnahme der Bevölkerung: in den 38 Polizeirevieren der Stadt fanden sich 1,000,000 registrirte, 570,893 weibliche Personen, im ganzen 812,883. Im Jahre 1881 da-

Zählung 928,016 Personen beiderlei Geschlechts ergab, so kommen 85,133 Personen auf 1888 weniger, und zwar 22,390 männliche und 62,743 weibliche. Für den 15. Dezember dieses Jahres nach eine zweite Zählung geplant, welche, in die volle Saison fallend, wohl so ziemlich den höchsten Stand an Bewohnern der Stadt liefern wird. Uebrigens hat die städtische statistische Abtheilung bereits 1886 ihre Ansicht dahin ausgesprochen, daß erfolge ökonomischer Ursachen die hauptstädtische Bevölkerung abnimmt.

Denkmäler.

— **Die Ehre, dem allverehrten Kaiser Wilhelm I. nach seinem Tode das erste größere Standbild errichtet zu haben**, hat Greiz, die Haupt- und Residenzstadt des Fürstenthums Reuß ä. L., davongetragen. Das von Professor Bärwald in Berlin modellirte, von Gladenbeck daselbst in Erz gegossene, weit sichtbare, lebensgroße Standbild zeigt den Kaiser mit dem vollen Ausdruck seiner ehrwürdigen Milde, seiner gewinnenden Leutseligkeit. Auf hohem Sockel sich erhebend, wirkt es in seiner grünen Umgebung äußerst vortheilhaft.

— **Das Kaiser Josef-Denkmal** von V. Tilgner ist in Brünn enthüllt worden.

— **Eine Statue des Kaisers Franz Josef**, bestimmt für die Wiener Universität, hat Meister Kaspar von Zumbusch vollendet. Dieselbe wird zum Gedächtnis an das vierzigjährige Regierungsjubiläum des Kaisers im Stiegenhause aufgestellt.

— **Dem Gründer Bremerhavens**, dem Bürgermeister Johann Smidt, wurde in Bremen ein Standbild gesetzt. Rechts von der Statue, die mit portraitähnlicher Treue gebildet ist, sieht ein alter Schiffer mit den Abzeichen der Schiffahrt; links hält auf einem Warenballen ein Kaufmann, dem ein Neger Erzeugnisse der Tropen bringt. Der Schöpfer dieses hervorragenden Werkes der Skulptur ist Werner Stein in Leipzig.

— **In Paris ward eine Statue Shakespeares**, das Geschenk des englischen Schriftstellers William Knighton, feierlich enthüllt.

Gestorben.

— Graf Reinhold von Anrep-Elmpt, bekannter Forschungsreisender, 54 Jahre alt, am 26. August, zu Main-Lanzgill in den sumatrischen Shanstaaten.



Das neue Burgtheater in Wien.

— Domingo Faustino Sarmiento, 1868—1874 Präsident der Argentinischen Republik, hervorragender Staatsmann und Schriftsteller, 78 Jahre alt, am 12. September, in La Asuncion.

— Dr. Wilhelm Heinrich Schultze, bekannter und geachteter Professor der Medizin an der Universität von Syracuse, N. Y., Amerika, 61 Jahre alt, Anfangs Oktober, in Syracuse.

— Karl Friedrich Bauer, Chefredakteur des „Herold“ in Milwaukee, einer der hervorragendsten Vertreter der deutsch-amerikanischen Presse, Anfangs Oktober, in Milwaukee.

— Professor Wilhelm Riefstahl, bekannter Landschafts- und Genremaler, 62 Jahre alt, am 11. Oktober, in München.

— Dr. jur. Wolfgang Freiherr von Thüngen, königlich bayrischer Kammerherr, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister a. D., Ordenskanzler des Herzogthums Franken, 74 Jahre alt, am 12. Oktober, in Thüngen.

— Dr. Robert Young, berühmter englischer Bibelausleger, 65 Jahre alt, am 14. Oktober, in Edinburg.

— Dr. med. Friedrich Wilhelm Wedekind, bekannter Achtundvierziger, Mitglied des Frankfurter Parlaments, 72 Jahre alt, Mitte Oktober, auf Schloß Lenzburg in Aargau.

— Lothar Ludwig Felix Adolf Freiherr von Egloffstein, königlich württembergischer Generalmajor z. D., 65 Jahre alt, am 16. Oktober, in Stuttgart.

— Dr. Salomon Vögelin, Nationalrat und Professor der Geschichte an der Universität Zürich, bekannter Forscher auf dem Gebiete der Schweizer Geschichte, Kunstgeschichte und Epigraphik, 51 Jahre alt, am 17. Oktober, in Zürich.

— Graf Carlo Felice Aurelio Nobiliant, italienischer Volksdichter in London, 62 Jahre alt, am 17. Oktober, in London.

— Marie Herzogin von Hamilton, geborene Prinzessin von Baden, Tochter des Großherzogs Karl und der Großherzogin Stephanie Beauharnais, der Adoptivtochter Napoleons I., Nichte des 1863 verstorbenen Herzogs William Alexander von Hamilton, 71 Jahre alt, am 18. Oktober, in Baden-Baden.

— Albert Zimmermann, bedeutender Landschaftsmaler, 79 Jahre alt, am 18. Oktober, in München.

— General Salomon, Expräsident der Republik Haiti, 74 Jahre alt, am 19. Oktober, in Paris.



Eröffnungsvorstellung im neuen Wiener Burgtheater: „Esther“ von Grillparzer. Originalzeichnung von Leopold Burger.

Digitized by Google

Mouche und Männe.

Mit Federzeichnungen von H. von Marburg.

(Schluß.)

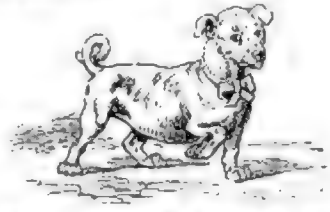
Fünftes Kapitel,

in welchem es sich um einen Durch des Fräulein Männe handelt.

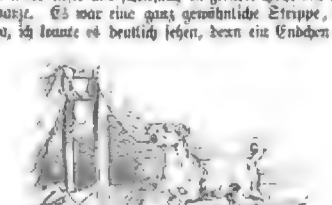
Das Leben steht nicht still! Geräucherter und Markknochen bekommt man nicht alle Tage — kurz, das Dasein bringt eben Abwechslung. Und wenn man es eine Zeit lang einmal einer anständigen Existenz würdig gehabt hat, so pflegt dann die Nachtseite des Lebens ihr Recht zu treten. Traurig, aber wahr!

Auch für mich mußte das Ende einer Glücksperiode. Wie das zuging? Ja — wie denn nun eigentlich! Ich glaube, das Ende fing so an: Es kam eines Tages eine Nachricht aus dem Dorfe, in welches ich meine Tochter geschickt hatte. Man rief mich schleunigst zu Heidi — so hatte man in der Pension mein Kind getauft. Unverzüglich machte ich mich auf den Weg. Wie mußte ich mein armes Töchterchen finden! Der sonst so schlanke, zierliche Leib war unförmlich aufgeschwollen, die klugen Aeuglein trübten, und der sonst so ingeniös wedelnd geringelte Schwanz hing ihr melancholisch zwischen den Beinen.

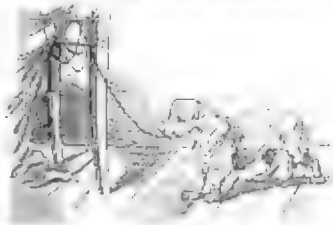
„Ach, du liebes Bischen, was ist dir denn passirt?“ rief ich ganz schmerzlich vor Mitleid.



„Lieber Papa,“ hauchte das liebe Kind, „ich fühle, daß ich sterben muß. O — sterben zu müssen an einem Spuk der Hölle! Höre nur, was mir geschah. Gestern nachmittag saß meine Pensionsmutter, die alte Schneiderin, in ihrer Stube mit mir allein. Es war drückend heiß. Ich fühlte mich schon zu drei Vierteln wahnsinnig vor Langeweile. Meine Alte aß in aller Behaglichkeit ein Stück Brot mit Wurst, gab mir aber nichts davon ab, die geizige Hetze! Die Sehnsucht nach Zerstreuung machte bei mir aufs höchste, meine Kiefer krachten von gewaltigem Gähnen. Da dammelte plötzlich vor meinen Augen eine Strippe, zuerst ganz hoch, dann etwas tiefer und schließlich in gleicher Höhe mit meiner Schnauze. Es war eine ganz gewöhnliche Strippe, lieber Papa, ich konnte es deutlich sehen, denn ein Endchen guckte



heraus, wenn sie auch sonst in einer Aktentasche steckte. Natürlich schnappte ich darnach, entdeckte einen schalen Wurstgeruch daran und schluckte das Ende, welches sich in meinem Maule befand, hinunter. Das war doch ganz selbstverständlich, nicht wahr, lieber Papa? Haben wir doch zu Hause manche Wurststrippe verzehrt! Aber höre nur, wie die bösartige Natur, die tückische Niederträchtigkeit dieser speziellen Strippe sich offenbarte. O — o!“ Und die arme Kleine wand sich in Schmerzen und ruhte erst, nachdem sie sich wieder etwas erholt hatte, fort, wie folgt: „Da der Hoffnung, daß nur die zur Strippe gehörige Wurst kommen sollte, solange ich so rasch wie möglich hinunter, was weiter kam, bis ich fühlte, daß es stramm saß. Aber nach kurzer Zeit wurde das Schnalzen wieder länger, es hing mir so unbequem am Maule herunter, daß ich, um es los zu werden, weiteres davon hinunterschluckte. Ein



1889 (Bd. 61)

bischen hoffte ich auch noch immer auf die Wurst! Doch das Teufelszeug war wie verhext, es wurde länger und länger, und ich mußte schlucken und würgen und kriegte es doch nicht zu Ende. Endlos währte der Höllenspuk, ich hatte schon das Gefühl, platzen zu müssen. Schließlich konnte ich nicht mehr und sank mit einem Seufzer ohnmächtig zur Seite.

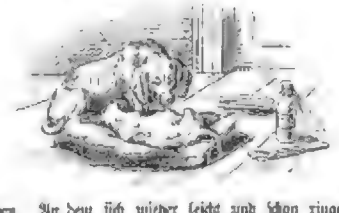
„Als ich erwachte, empfing mich furchtbares Geschrei, die Rufe: ‚Meine Putzerei!‘ und ‚Meine Heidi!‘ wechselten sich ab; zugleich schienen die Hände der Alten das entsetzliche Ende, das immer noch vom meinem Maule niederhing, ab — ich schluckte noch einmal, halb bewußtlos, und verschwunden war die Strippe in meinem Innern. Seitdem leide ich diese Qualen. Nicht genug mit dem Unheil, das mein Eingeweide nun schon barg, gab mir meine Alte auch noch einen Löffel Ricinusöl nach dem andern und bereitete mir so eine Nacht voll teuflischer Schrecken. Ach, ich Aermste! Nun muß ich sterben — sterben in der Blüte meiner Jugend!“

„Meine arme, teure Tochter!“ schluchzte ich, und ich weinte heiße Thränen des Vaterschmerzes, des Mitleids und



— des Zornes über die Eitelkeit der Menschen, die Passepoils an ihren Kleidern tragen. Ja, ich verstand besser wie mein unerfahrenes Kind, daß da kein Höllenspuk gespielt hatte, sondern daß der aus den ruchlosen Händen einer Schneiderin hervorgehende, stets an Länge zunehmende Passepoil der Mörder meines Kindes war!

Ganz so schlimm, als es aussah, war es glücklicherweise nicht. Nach schrecklichen Kuren war die Gefahr überstanden und Heidi gerettet. Ich hatte mich kühn über alle Forderungen, die meine Stellung an mich machte, hinweggesetzt und war ohne Urlaub drei Tage bei meinem kranken Kind ge-



blieben. An dem sich wieder leicht und schon ringelnden Schwanz der Meinen entdeckte ich am dritten Tage das erste Symptom der Besserung. Da regte sich mein eingeschlummertes Pflichtgefühl, und ich wollte nun heimlaufen. Mir fiel Mouche ein. War es nicht meine erste Pflicht, sie von der Krankheitsgeschichte zu unterrichten und sie vor Passepoil zu warnen, der unter der Maske der Wurststrippe Tücke brütet? Mein Herz sprach „Ja!“ So machte ich mich denn auf den Weg zu ihr. Ob ich dann später von meinem Herrn die Strafe für drei- oder für viertägiges Ausbleiben erhielt, war ja auch gleichgültig. Von Heidi hatte ich väterlich ermahnend, doch zärtlich Abschied genommen, sie hatte respektvolle Grüße an ihre schöne Mama bestellt, und so zog ich denn hin mit fröhlichem, sorgenerleichtertem Herzen — welch schrecklichem désastre entgegen! Nach einem ordentlichen Marsche war ich zur Stelle. Da stand das Haus — dort war die Thüre, sie schien nur angelehnt — richtig! Ich trat ein!

Sechstes Kapitel.

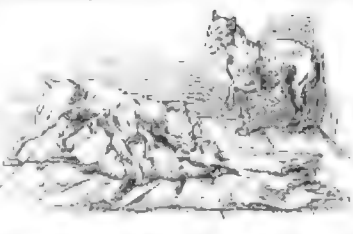
Der Held erträgt ein großes Angstes mit männlichem Mute, ändert seine Lebensanschauung und seine Stellung und faßt den Entschluß zu Ende.

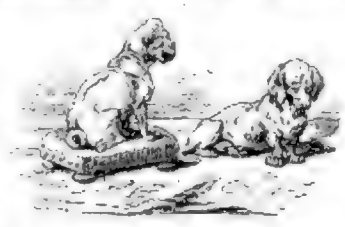
Einen Blick warf ich in meines Herrn Zimmer, aber damit hatte ich auch genug. War mir's doch, als tanze die ganze Welt um mich her einen wahnsinnigen Reigen, und nur die Gruppe vor mir stürzte fest, und ihr Anblick gab



meinem Herzen den Todesstoß. Das Gefühl, den bekommen zu haben, drohte mich zu rühren, aber ich schluckte es hinunter und rüstete mich zu etwas, das nun folgen sollte, gegen dessen Bericht sich aber mein Sinn sträubt. O, fürchterliche Schande! Von der treulosen Gattin aber wendete ich mich kühl und vornehm ab, ich würdigte sie keines Blickes mehr, meine Liebe war tot.

Nun direkt zu meinem Herrn zurück! Ob der mich liebevoll empfing? Nein, diese Behauptung ließe sich selbst vom Standpunkt nicht halten. Schließlich muß meinem Herrn aber doch mein deplazter Gemütszustand aufgefallen sein, denn er hielt plötzlich in seinem trostenden Thun inne, lachte und ließ mich mit dem alten Junggesellen allein. Wie der mich ansah! Teufel noch einmal, der Blick regte mich auf. Von allen lag eine Dosis darin, Spott, Geringschätzung, Ueberlegenheit, von Mitleid noch am wenigsten! Sagen that er nichts. Das ärgerte mich, der kleine alte Sonderling sollte nicht so triumphirend aussehen dürfen. „Sie könnten sich doch wenigstens nach meinem Befinden erkundigen,“ be-





gann ich. — „Unnötig, Ihre eigentümliche Ehrentracht sagt mir genug,“ lautete die kühle Antwort. Auch das noch! Bei meinen Seelenschmerzen war mir das Gefühl für körperliches Unbehagen ganz abhanden gekommen, nun merkte ich's aber: die waren wieder ganz zerrissen. O! Meine Wut stieg ins grenzenlose. „Warten Sie nur, Ob, ich harre nur Ihrer Heimkehr, um Vergeltung zu üben!“ knirschte ich. Der Alte sah mich wieder so von der Seite an und brummte: „Ahr!“ Wer aber überhaupt nicht mehr kam, war Ob. Ich entnahm den Gesprächen meines Herrn mit der Herrin des Hauses, daß Ob meine Stellung erhalten hatte. Meinet-

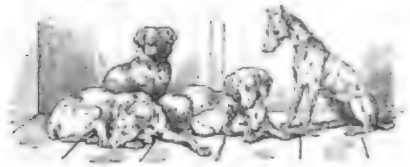


wegen — Mouche, die Schlange, wiedersehen zu müssen, wäre doch nur eine Tortur für mich gewesen. Was aus mir werden sollte, erfuhr ich bald. Man hatte den dringenden Wünschen des Hausherrn nachgegeben, der hoffte eine freie Stelle bei sich durch meine Person besetzen zu können. Noch selbigen Tages siedelte ich über, weit war es nicht, um wenige Minuten. Meine neue Umgebung behagte mich sofort. Viele unnütze, exzentrische Allüren, wie Bücher und so weiter, waren zwar vorhanden, aber für mich war die Hauptsache: Jagdzeug, Flinten, Büchsen leuchteten mir entgegen und erweckten in mir freudige Gefühle. Ich wußte mich jubelnd meiner edleren Bestimmung bewußt. Ja, die Jagd, die wirkliche Jagd, ist Dasein eines Menschen war das Wahre! Vergessen waren alle alten Sorgen, vergessen auch die hysterischen Anwandlungen, die mich fast schon dahin gebracht hatten, Schimmer und nimmer, Grämen und verlassen, Erpressen und vergessen und so weiter zu trauern. Gott sei Dank, ich und die Welt blieben darüber bewahrt! Es wäre schrecklich gewesen. Den



18

alten Junggesellen sehe ich nun oft; wir kommen viel zusammen, plaudern und freunden uns immer mehr an. Er äußert sich stets begeistert über meine jetzigen Verhältnisse. Eins spricht er zwar nie aus, ich weiß aber, daß gerade das ihn besonders sympathisch berührt: daß ewig Weibliche fehlt in der Haushaltung, die mein Herr und ich führen. Hinter meiner Vergangenheit mache ich einen dicken Strich, ich habe jetzt würdigere Interessen und lebe nur noch der Freundschaft, der Jagd, dem Junggesellentum und — meinem geliebten Herrn!



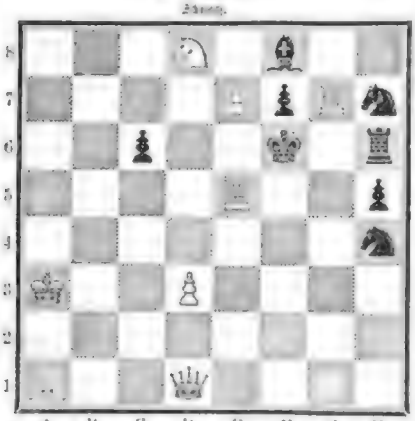


(Redigirt von Jean Taubenhaus.)

Erster Preis im Problemturnier von „Baltimore Wave".

Aufgabe Nro. 481.

Von T. Taverner.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 477:

Weiß.	Schwarz.
1) S. D 5 — E 3. Weiß droht nun mit 2) T. D 8 — C 8 † K. E 5 — D 4 (— F 6) und 3) T. C 7 u. G 7 † matt zu setzen.	
	1) S. C 3 — D 5.
2) T. D 8 — D 6 †	2) K. E 5 u. D 6 — D 4.
3) S. E 3 — C 4 oder C 2 — C 3 Matt.	
A)	
1)	1) S. C 3 — E 4
2) T. D 8 — D 4 †	2) K. E 5 u. D 4 oder — F 4
3) S. C 5 — F 3 oder T. D 4 u. E 4 Matt.	
B)	
1)	1) S. C 3 — D 5.
2) T. A 7 — F 7	2) Beliebig.
3) Läufer oder Turm Matt. — (Auf 1) . . 1) S. G 7 — K 8, 2) T. D 8 u. L. M † m.; auf 1) . . 1) S. G 7 — E 6, 2) T. D 8 — D 6 † m.; auf 1) . . . 1) S. G 7 — F 5 2) T. D 8 — F 6 † m.)	



Neue Würfelspiele von M. Reymond.

Parlament.

Die Bildung der Parteien wird
Mit einem Würfel losemirt
Es würfelt Jeder eine Zahl,
Und die 6 eine für allemal
Partei-Couleur, und darf nie fehlen,
Wenn seine Würfe sollen zählen.
Beträgt die Spielerzahl nicht mehr
Als sechs, so bleibt Solitär
Ein Jeglicher in der Partei,
Die er gewählt hat und es sei
In diesem Fall die Spielerzahl
Derjen'gen der Partei'n egal.
Der, welcher dieses Spiel bestimmt
Zugleich den Vorsitz übernimmt,
Er muß die Rednerliste führen,
Auch ab'gestaltete Gäste rühren.
Doch soll der Präsidentenzwang
Ihm auferlegen keinen Zwang.
Ihn am Parteigetrieb nicht hindern,
Auch seinen Redefluß nicht mindern.
Das „Wort" erteilt er nach der Reihe;
Der „Redner" nimmt der Würfel breie
Und was er wirft, wird ihm gezählt,
Wenn die Partei-Couleur nicht fehlt
Drei Würfe darf ein Jeder thun,
Und, hat die Red' denn, denn ruhn.
„Schluß der Debatte" findet statt,
Sobald ein Redner hundert hat;
Die Reihe läßt in diesem Falle
Nochmals herum, und dann ist's alle.
Die „Abstimmung" wird gezählt,
Die schwächste Zeit den Sieg erhält.
Wie im Politischen überhaupt.
Sind auch „Schikane"*) hier erlaubt.

Beispiel.

	A	B	C	D	E
Partei-Couleur:	6	3	1	5	2
I. Gang:	36**)	23	13	22	16
II. Gang:	43	32	23	28	46
III. Gang.	46***)	42	38	41	24
	125	80	76	91	86

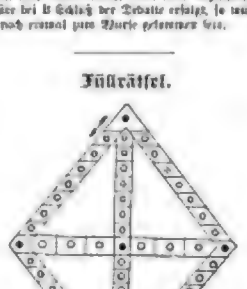
C erhält den Stich.

*) „Schikane" nennt man in der Kartellsprache Veränderungen, welche an der Lage der gefallenen Würfel vorgenommen werden, um denselben den gewünschten Wert zu verleihen, falls sie diesen nicht durch den Wurf selbst erlangt haben. Ob eine Tour mit oder ohne Schikane gespielt werden soll, wird jedesmal vor Beginn des Spieles bestimmt, und zwar von demjenigen, der das Spiel selbst bestimmt, das ist in der Regel derjenige, welcher den vorherigen Spiel verloren hat. Als zulässige, in verschiedener Fälle sogar obligate „Schikane" sind zu bezeichnen: 1) Umkehren eines Würfels, so daß er auf diejenige Fläche zu liegen kommt, welche beim Wurfe zu oberst gelegen war; zum Beispiel: Jemand wirft 1, 4, 5, er braucht aber die Sechs als „Partei-Couleur". In diesem Falle kann er die 1 durch Umkehren in eine 6 verwandeln. 2) Augenteilen. Die Summe der Augen von zwei, oder auch von allen drei Würfeln wird in beliebiger Weise geteilt, zum Beispiel 3 + 4 = 1 — 3 oder 3 + 3); hätte also jemand 3, 4, 6 geworfen und benötigte derselbe die Zahl als „Partei-Couleur", so kann er durch Augenteilung auf 4 + 6 = 5 + 5 machen. Ebenso läßt sich, was für die Tour „Parlament" allerdings nicht von Belang ist, das Werfen „Kleinlicht" (4, 4, 4) auf den Wurf 1, 5, 6 herbeiführen, denn 1 + 5 + 6 = 4 + 4 + 4 = 12. 3) Augenverbinden. In Fällen, wo die Zahl der Würfel nicht in Betracht kommt, läßt sich eine benötigte Zahl auch mittelst Verbindung der Augenzahl zweier Würfel bilden. Sind zum Beispiel 2, 4, 6 gefallen und wird der Zahlreigen benötigt, so bildet man aus 2 + 4 = 6. Grundsätzlich darf aber mit einem und demselben Würfel jedesmal nur einmal „schikaniert" werden.

**) A hat in vierter Gange gewonnen:
1 Wurf: 2, 4, 5. 2 + 4 durch Augenverbindung = 6, 6 + 5 = 11; 2. Wurf: 3, 3, 3. 3 + 3 durch Augenverbindung = 6, 6 + 4 (3 ausgeschieden) = 10; 3. Wurf: 1, 4, 5. 1 durch Umkehrung = 6, 6 + 4 + 5 = 15, in Summa 36.

***) A hat mit diesem Wurfe die Hundert überschritten, daher Schluß der Debatte. Die Reihe läßt noch einmal durch, dann wird abgestimmt. Wäre bei B Schluß der Debatte erfolgt, so würde A noch einmal zum Wurfe gekommen sein.

Füllrätsel.



a, a, a, c, c, c, c, c, c, e, e, e, h, h, h, i, i, i, i, i, i, i, i, i, i, m, m, m, n, n, o, o, o, r, r, r, r, s, s, s, s, s, s, t, t, t, u, u, u.

Wird der richtige Buchstabe an die fünf vollen Punkte der Figur gesetzt, so ergibt er den Anfangs- und zu gleicher Zeit Endbuchstaben von sieben aus obigen Lettern zu bildenden Wörtern, welche bezeichnen: 1. einen griechischen Tragödiendichter, 2. einen Sohn des Perseus, 3. einen römischen Konsul zur Zeit des Theodosius, 4. eine berühmte Königin des Altertums, 5. einen Märtyrer; 6. einen durch einen Seeräuberstreich berühmt gewordenen römischen Helden; 7. einen berühmten ostgermanischen König.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 90:

Nenne nie das klein, was Größ zur Folge hat.

Auflösung des Arithmogriphs Seite 90:

Fuhs	Orbis
Neke	Nelke
Infant	Siegfried
Gota	Christburg
Diktator	Hadrian
Republik	Illinois
Jltis	Viktor
Symbol	Leicester
Hugo	Fichte
Bostrup	Rußland

Friedrich den Schiller. — Der Ring des Polykrates.

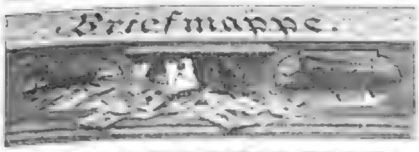
Bilderrätsel.





Post- und Schnelldampfer
zwischen **Bremen** und
Newyork | **Baltimore**
Brasilien | **La Plata**
Ostasien | **Australien**
Prospekte versendet
Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

Briefmappe.



A. H., cand. jur. in Berlin. [illegible]

Shakespeare détroné. [illegible]

Graf H., stud. jur. in Heidelberg. Wir nennen Ihnen: [illegible]

Franz J. B. in Wien. [illegible] — Leiden Sie schon!

[illegible] in Braunschweig. [illegible]

„Holde Braut, o [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]"

[illegible]

August K. in Berlin. [illegible]

[illegible]

E. S. in Stuttgart. [illegible]

[illegible]

Wegewarte. [illegible]

[illegible] Werden Sie sich um [illegible] Beratung an [illegible]

Der kleinen Wende. [illegible]

W. N. in T. [illegible]

J. Gr. C. K. in [illegible] N. J. [illegible]

Wilhelm in Rom. [illegible]

[illegible] Wenn die ältere Schwester selbst eine bewährte Schule genossen hat, kann ihr recht wohl der erste Unterricht des Kindes anvertraut werden.

Richtige Lösungen sandten ein: [illegible]

Illustrationen: Inhalts des Grabes, [illegible] — Die deutsche Kaiserfahrt nach dem Süden, Originalzeichnungen [illegible] — Das Urteil des Paris, Gemälde von Jacques Wagrez. — Das alte Burgtheater in Wien. — [illegible] — Das neue Burgtheater in Wien. — [illegible] „Ottokar" von Grillparzer. Originalzeichnung von Leopold Burger. — [illegible] und Moore, elf Federzeichnungen von O. von [illegible]

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: [illegible] von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 11).
Budapest: Moritz Kohl [illegible]
München: Fritz Schwarz, Redakteur der „Kunst für Alle" [illegible]

Inhalts-Uebersicht.

Text: Inhalts des Grabes, Novelle von Lee Warren. Fortsetzung. — Diplomatische Briefe an eine Dame, von Julian [illegible] Schluß. — Das Urteil des Paris, von L. [illegible] — Literatur. — Die deutsche Kaiserfahrt nach dem Süden: VII. Kaiser Wilhelms Aufenthalt in Rom, von Dr. R. F. — [illegible], Erzählung von Richard Voß. Fortsetzung. — Die deutsche Kaiserfahrt nach dem Süden: VIII. Besuch in Neapel und Heimkehr, von Dr. R. F. — Altes und neues Burgtheater, von [illegible] — [illegible] — Wandel und Wirren. Schluß. — Schach. — Rätsel. [illegible] Auflösung des Bilderrätsels Seite 60; Auflösung des Arithmogriphs Seite 60; Bilderrätsel. — Briefmappe.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist in neuer Auflage erschienen:

Ein halbes Jahrhundert.

Erinnerungen und Aufzeichnungen
von
Adolf Friedrich Graf von Schack.
Mit dem Porträt des Verfassers.
Zweite, durchgesehene Auflage.
3 Bände. Preis geheftet M. 15. —; fein gebunden M. 18. —

Der Verfasser, der als Dichter, Gelehrter, Uebersetzer und Kunstmäcen eine so hervorragende Stellung in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts eingenommen, bringt in diesem Werke eine Menge von Charakteristiken derjenigen bedeutenden Personen, denen er in seiner bevorzugten Stellung näher getreten ist, und führt uns das bewegte Treiben der Zeitgeschichte vor, das er miterlebt. Graf Schack betrachtet diese Memoiren sozusagen als ein Vermächtnis, das er der deutschen Nation hinterläßt und das gewiß auch als wertvolles Besitztum von derselben geschätzt werden wird.

Schack gehört zu den verdientesten und gebildetsten deutschen Dichtern und Schriftstellern. Seine Memoiren sind Aufzeichnungen eines Weltmannes, der alles gesehen und alles zu erzählen weiß, der sich nicht [illegible] bei geringfügigen Gegenständen aufhält, sondern auf dem [illegible] des Faustus den Erdball [illegible] und von seinem Höhepunkt herab alle Dinge in den richtigen Dimensionen und Lagen vor sich ausgebreitet sieht. Pester Lloyd.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse, Annoncen-Expedition [illegible] **Anzeigen** Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 Pf. Reichswährung. in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

„Klatsch"

[illegible] Dr. Theophil Zolling, [illegible] „Berliner Tageblatt" [illegible] großen gebildeten Publikums [illegible] gratis nachgeliefert. [illegible] „Berliner Tageblatt" [illegible] „ULK" [illegible] „Deutsche Lesehalle" [illegible] Landwirtschaft, Gartenbau und Hauswirtschaft" [illegible] 1 Mk. 75 Pf. [illegible] Probe-Nummer [illegible]

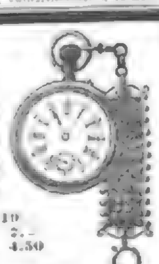
„Klatsch"

ROTHSCHILD's Taschenbuch für Kaufleute. 31. Auflage, eleg. geb. M. 8.50. [illegible]

[illegible] Briefmarkenzeitung gratis! [illegible] Ernst Hayn, Berlin [illegible]

Für [illegible] Emil Schäfer, [illegible] Chemnitz.

Bei Nacht leuchtende
Uhren und Compasse



[illegible] Für guten Gang wird garantirt [illegible]

Preis der Remontoir-Uhr M. 10
„ des Compasses „ 7.—
„ der Châtelaine-Kette „ 4.50
Jedes Stück wird einzeln abgegeben.
Alle 3 Stücke zusammen nur 20 Mark. Versandt gegen Nachnahme, baar oder Briefmarken.

CARL HOLL
Goldwaarenfabrik, Stuttgart, Neckarstrasse 6[illegible]
Illustr. Preiskataloge [illegible]

„Wir kennen keine
[illegible]

„Liederquell".
251 [illegible] Steingräber Verlag, Leipzig.

Cassetten mit Papierfüllung
100 [illegible]

Unübertreffliche Neuheit!
Clarabella



Extra Musikstücke auf Bronze-Cylinder à 6 Stücke Mk. 6.

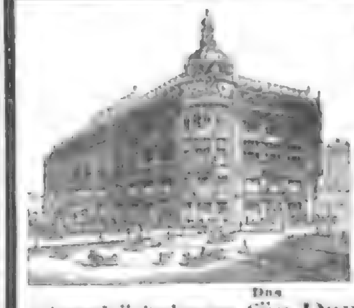
Guter Rat ist Goldes wert! [illegible]

Elegante Reisedecken für M. 6.75,
Schöne Bett- u. Schreibtisch-Vorlagen für 80—1.95 Pf.
versendet die Mechanische Weberei, Gradenfrei i. Schlesien.
Illustrirter Katalog und Muster aller Artikel franko u. gratis.

Schönstes Weihnachtsgeschenk in Familienkreisen.



[illegible] Meisterwerke aus der Dresdner und Berliner Gemälde-Galerie [illegible] Theod. Taschentscher, [illegible] Königshütte O.S.



Das hier abgebildete, [illegible] dient in 7 Stockwerken [illegible] Aug. Polich. In Deutschland einzig in seiner Art!

Das
Geschäftshaus für Damen-Moden
Leinen-Waaren und Aussteuer
Aug. Polich in Leipzig
ist die beste und billigste Bezugsquelle für [illegible] Damen-Kleiderstoffe [illegible] Baumwollen und Leinen-Waaren [illegible] fertige Wäsche und Aussteuer [illegible] Costüme, Damen- und Kinder-Confection [illegible]

Leinen- und Gebild-Weberei

12 Mal ausgezeichnet mit goldenen, silbernen und Staats-Medaillen.

F. V. Grünfeld, Landeshut in Schles.,

königlich preussischer, bayrischer, rumänischer u. grossherzoglich mecklenburgischer Hoflieferant.

—»» Versand gegen Vorausbezahlung oder Nachnahme. Wünsche auf „Zahlung nach Empfang" können nicht berücksichtigt werden. ««—
Bei Aufträgen in Höhe von Mark 20.— ab postfreie Zusendung innerhalb Deutschlands und Oesterreich-Ungarns.

Zur Auswahl geeigneter Weihnachtsgeschenke empfehle nachstehende Gegenstände, worunter auch Vieles für Wohlthätigkeits-Zwecke. Bei Bestellung nach diesem Verzeichniss genügt die Angabe der vorgesetzten Nummer.

Für 75 Pfg. Nr. 1, 1 Dtzd. bunte baumwoll. **Kinder-Taschentücher**, mit Bildern bedruckt, 35 Cm. gross
oder Nr. 2, 1 **Puppen-Gedeck** mit 6 Mundtüchern
oder Nr. 3, 1 abgepasste, blauweiss gedruckte **Küchenschürze**, 98×80 Cm.
oder Nr. 4, 2 **Kinder-Mundtücher** (Servietten), mit Band versehen, Krepp-Gewebe mit Canevas zum Besticken.

Für M. 1.— Nr. 5, 1 Satz weisse **Waschtischdeckchen**, bestehend aus 5 Stück verschiedener Grösse, mit Javabordе für Kreuzstich
oder Nr. 6, 1 **Damast-Kaffeetischdecke**, blaugold, 75 Cm. □
oder Nr. 7, 1 **„Germania"-Wirthschaftsschürze**, weiss oder crême mit den Wappen der deutschen Staaten, sowie mit Eiche und Kornblumen echtfarbig bedruckt.

Für M. 1.40 Nr. 8, ½ Dtzd. halbleinene **Taschentücher** mit farbigen Kanten, 46 Cm. □
oder Nr. 9, 1 **Männerhemd** aus blaugestreift Militär-Nessel
oder Nr. 10, 2½ Meter schlesisch Warp, halbwollenes Gewebe in glatt, gestreift oder karrirt zu einer **Jacke**
oder Nr. 11, 1 **Wäschesack**, vorgezeichnet auf grauweissem Fischerleinen
oder Nr. 12, 1 fertige **Hausschürze** aus Madras-Stoff mit Jacquard-Streifen.

Für M. 1.60 Nr. 13, 3 Meter frauenartiger **Wollenstoff** (Wollflick), dunkel karrirt oder gestreift, zu einem Frauenrock
oder Nr. 14, 2½ Meter ungebleicht **Köper-barcheat** zu 1 Paar Manns- oder Frauen-Unterbosen
oder Nr. 15, 1 Dtzd. weisse **Schirting-Taschentücher**
oder Nr. 16, 1 **Kinder-Tischgedeck**, 70×70 Cm., mit 6 Mundtüchern, 29 Cm. □ mit farb. Querstreif. u. eingewebtem Spruch
oder Nr. 17, 1 **Krepp-Ueberhanghandtuch** zum Besticken.

Für M. 1.80 Nr. 18, 1 **Ballschuh-Tasche** mit Täschchen für Kämme, Nadeln und den Fächer mit Aufzeichnung für Stickerei.

Für M. 2.— Nr. 19, 5 Meter **Cassinet**, einfarbig, zu 2 Paar Manns-Hosen oder Jacken ausreichend
oder Nr. 20, 1 **Spieltischdecke**, 112 Cm. □, grauweiss mit entsprechenden Figuren eingewebt
oder Nr. 21, 1 Dtzd. halbl. **Kinder-Taschentücher** mit farbigen Kanten, 36 Cm. □
oder Nr. 22, 1 Paar **Schuhe** auf Stramin, in geschmackvollen Farben, nebst Wolle zum Fertigsticken.

Für M. 2.30 Nr. 23, 4½ Meter **Barcheat**, farbig gestreift zu 2 Jacken
oder Nr. 24, ½ Dtzd. graue **Küchen-Handtücher**, blau oder roth gestreift, 42×115 Cm.
oder Nr. 25, 1 halbleinene **Damast-Decke** mit Fransen, hellblau mit grau, 135 Cm. gross
oder Nr. 26, 1 **Frauenhemd** aus weissgarnigem Hausleinen starkfädig mit Zugbündchen und Zwickel-Aermeln.

Für M. 2.80 Nr. 27, ½ Dtzd. **Schul- bezw. Einkaufs-Taschen**, grau Leinen, farbig tamburirt
oder Nr. 28, 1 Dtzd. leinene **Wischtücher**
oder Nr. 29, 1 **Unterrock** aus bedrucktem baumwoll. Flanell mit Handbogen
oder Nr. 30, 1 leinen **Jacquard-Tischtuch**, geklärt, 138×134 Cm.
oder Nr. 31, 8 Meter halbwollen **Rockstoff** (Warp) in dunklen glatten oder gestreiften Mustern, zu einem einfachen Hauskleide ausreichend.

Für M. 3.40 Nr. 32, 6 Stück **Hülsenfrucht-Beutel** auf Canevas-Leinen, unfertig mit folgenden Aufschriften zum Besticken: Linsen, Erbsen, Bohnen, Graupen, Mehl, Reis
oder Nr. 33, 1 Dtzd. weiss leinene **Taschentücher**, gesäumt, 49 Cm. □

Für M. 3.60 Nr. 34, 8 Mtr. Warp, halbwollen Rockstoff, in dunklen glatten oder gestreiften Mustern zu einem einfachen **Hauskleide**
oder Nr. 35, 7 Mtr. **Schlesisch Buntdruckneasel**, waschecht, zu einem Kleide
oder Nr. 36, 1 Dtzd. graulein. **Küchen-Handtücher**, 42×110 Cm. gross.

Für M. 4.— Nr. 37, 1 Dtzd. weisse **Taschentücher**, rein Leinen, 49 Cm. □
oder Nr. 38, 1 weisse **Waffel-Bettdecke** mit Fransen
oder Nr. 39, für 6 **Hausschürzen** je 85 Cm. buntgestreifte Schürzenleinwand
oder Nr. 40, 8 Mtr. **Cassinet**, in glatten Farben, zu 3 Hausjacken
oder Nr. 41, 7 Meter **Cretonne** (Lederkutten) in hell oder dunkel bedruckten Mustern zu einem Kleide
oder Nr. 42, 6 Mtr. baumwollen **Flanell**, farb., sammetweich, zu 2 Hemden oder 3 Jacken
oder Nr. 43, 1 hochf. **Ueberhang-Handtuch**: „Vöglein unterm Regenschirm".

Für M. 4.80 Nr. 44, 1 weisslein. **Damast-Tischtuch**, 160×170 Cm. gross
oder Nr. 45, 9 Mtr. gestreift **Militärnessel**, beste Güte, zu 3 Männer-Hemden
oder Nr. 46, 6 Mtr. weiss **Piquébarchent** in schönen Mustern, 70 Cm. breit, zu 3 Nachtjacken oder 2 Unterröcken.

Für M. 5.— Nr. 47, 1 baumwoll. blauweiss karrirter **Deckbett-Bezug**, 125–200 Cm. gross, nebst 2 Kopfkissen, 57×80 Cm. gross
oder Nr. 48, 1 weissleinen **Theegedeck** mit farbiger Kante nebst 6 Mundtüchern
oder Nr. 49, 1 Dtzd. leinene **Batist-Taschentücher** für Damen, 40 Cm. gross
oder Nr. 50, **Reste von Grünfelds** Wäschetuch, etwa 9 Mtr. starkfädig oder 11 Mtr. feinfädig
oder Nr. 51, 5½ Meter **Zwirn-Cassinet**, zu Jacket, Weste u. Beinkleid, dunkelgrundig in gesprenkelten Mustern
oder Nr. 52, 1 **Rückenklissen**, auf Stramin vorgestickt, nebst entsprechender Füllwolle.

Für M. 6.— Nr. 53, 1 Paar weisse **Waffel-Bettdecken**, 160×225 Cm. gross
oder Nr. 54, **Reste** von Gebirgs-Halbleinen, 10 Meter mittelstark 83 Cm. breit, oder 12 Meter mittelfein 75 Cm. breit
oder Nr. 55, 1 Dtzd. weissleinene **Taschentücher** mit Hohlsäumen, 35 Cm. □ für Damen, **besonders preiswürdig**
oder Nr. 56, 1 grauweiss leinene **Damast-Kaffee-Decke**, 140 Cm. □, vorzügliche Güte mit Kanzlerspruch: „Wir Deutschen fürchten Gott, sonst Nichts in der Welt!"

Für M. 6.50 Nr. 57, 6 Meter **Pique-Barchent** in vorzüglicher Güte, für 3 Nacht-Jacken oder 2 Damen-Unterröcke
oder Nr. 58, 1 **Kaffee-, Obst- oder Gartendecke** (Zwirn-Gewebe), mit geknüpften Fransen, a) roth-crême, b) blau-crême, c) bordeaux-crême
oder Nr. 59, 2 Stück **Bettlaken**, rein Leinen, mittelfeinfädig, 160×200 Cm. gross.

Für M. 7.50 Nr. 60, 1 **Gedeck-Garnitur** mit Fransen, blaugold, bestehend aus 1 Tischtuch, 1 Kommoden-, 1 Nähtischdecke und 6 kleinen Mundtüchern
oder Nr. 61, 1 **Leute-Bettbezug**, blauweiss baumwollen, bestehend aus 1 Oberbett-Bezug 130–200 Cm., 2 Kopfkissen-Bezügen 80–57 Cm., nebst 1 leinen Bettlaken 138×230 Cm.
oder Nr. 62, 1 **Sopha-Teppich** (Jute), 130×200 Cm. nebst 2 zupassenden Bettvorlagen.

Für M. 8.50 Nr. 63, 1 Dtzd. fertig genähte weisse **Hausm.-Drell-Handtücher**, 42–115 Cm.
oder Nr. 64, weiss **Satin** in schönen Mustern für 1 Deckbett- u. 2 Kissenbezüge, 4,10 Mtr. 130 Cm. und 3,50 Mtr. 84 Cm. breit.

Für M. 9.50 Nr. 65, ½ Dtzd. **Damen-Hemden** aus Hemdentuch, mit nachgeahmten Zwirnspitzen besetzt
oder Nr. 66, 1 leinenes **Damast-Gedeck** mit 6 Mundtüchern, Tischtuch 160×170 Cm., Mundtücher 72 Cm. gross
oder Nr. 67, 18 Meter feinfädig **Bett-Bezug**, roth, blau oder bunt karrirt, 83 Cm. br.
oder Nr. 68, 1 Stück = 20 Mtr. **Stuhl-Creas**, mittelstarkfädig, für jegliche Art Leibwäsche.

Für M. 10.50 Nr. 69, 1 Stück = 18 Meter bestes **Halb-Leinen** für Leibwäsche, 75 Cm. breit
oder Nr. 70, 18 Meter **Bett-Bezug** (baumwollen), für 2 Oberbetten und 4 Kopfkissen, vorzügliche Güte, blau-weiss, roth-weiss, roth-blau-weiss, lila karrirt
oder Nr. 71, ⅓ Stück = 16⅔ Meter **Leinen-Creas**, garnweiss, 75 Cm. breit, zu Hemden für Bedienstete geeignet
oder Nr. 72, 1 Stück = 20 Meter **Grünfelds Wäschetuch**, baumwoll., feinfädig, für jede Art Wäsche. **Diese Waare hat sich bereits einen Weltruf erworben.**

Für M. 13.— Nr. 73, 1 **Damast-Theegedeck** (rein leinen, grauweiss mit farbiger Borde u. 12 kleinen Mundtüchern
oder Nr. 74, 1 Stück = 18 Mtr. **Hausmacher-Halbleinen**, mittelstarkfädig, 83 Cm. breit
oder Nr. 75, 1 Dtzd. weissleinene **Jacquard-Handtücher**, geklärt, 53×132 Cm. gross
oder Nr. 76, 6½ Mtr. **Leinen-Creas**, mittelfeinfädig, 80 Cm. breit, für jede Art Leibwäsche
oder Nr. 77, 1 leinen **Jacquard-Hausmacher-Gedeck**, Stern- oder Blumen-Muster, mit 8 Mundtüchern. Tischtuch 162×225 Cm., Mundtücher 68 Cm. □.

Für M. 15.— Nr. 78, ½ Dtzd. **Damen-Beinkleider** aus bestem baumwollen Stuhl-Creas mit Handbogen
oder Nr. 79, 1 Dtzd. geklärte hochfeine **Jacquard-Handtücher**, Blumen- oder Stern-Muster, 53×132 Cm.

Für M. 17.— Nr. 80, 1 leinen **Damast-Gedeck** mit 6 Mundtüchern, vorzügliche Hausmacher-Güte, mit einem in der Mitte eingewebten Buchstaben. Tischtuch 180 Cm. □, Mundtücher 72 Cm. □
oder Nr. 81, 1 **Damast-Theegedeck** mit 6 Mundtüchern, Marke „China", weiss leinen mit breiter rother oder blauer Borde, Thee-Pflanzung und Ernte darstellend. Tischtuch 140 Cm. □, Mundtücher 36 Cm. □
oder Nr. 82, ⅓ Stück = 17 Meter **Grünfelds Hausleinen** (vollweiss), vorzüglich haltbar, mittelfeinfädig, 80 Cm. breit
oder Nr. 83, 18 Meter von bestem halbleinen **Bettbezug** in klaren, farbig karrirten Mustern für 2 Deckbett- u. 4 Kissenbezüge.

Für M. 20.— Nr. 84, 3 Stück verschiedene hochfeine **Damen-Taghemden** (Putzhemden), aus hochfeinfädigem Chiffon, mit reicher Ausstattung
oder Nr. 85, 4 Stück **Bettlaken** aus **Grünfelds Hausleinen**, mittelfein, fertig genäht, 160×210 Cm. gross
oder Nr. 86, ⅓ Stück = 17 Meter **Grünfelds Hausleinen** (vollweiss), feinfädig, 83 Cm. breit oder mittelfein 87 Cm. breit.

Grünfelds Hausleinen
ist das Beste in Bezug auf Haltbarkeit und erfreut sich eines Weltrufes.
Muster zu Diensten!

Gegen monatliche Zahlung von nur 5 M.: Brockhaus' Conversations-Lexikon, Neueste Auflage durch Wilh. Kulicke & Co., Berlin S.W. Wilhelmstr. 135.

Märchen, Fabeln, Jugendschriften etc.

Wer

gut sehen, seine Augen schonen, seine Augen erhalten, eine wirklich riesige Brille oder Pince-nez benutzen will, wähle bei Kurzsichtigkeit, Weit- u. Uebersichtigkeit, sowie bei zu raschem Ermüden der Augen

Rodenstock's neue verbesserte Augengläser

mit Diaphragma.

Optisch-technisch. Anstalt München, Karlsthor 8,

Optische Anstalt

G. Rodenstock, München.

Warnung! Es werden sehr oft die fehlerhaftesten Fabrikate ungenaue und wenige mangelhaftesten Imitationen für ächte Rodenstock'sche Gläser ausgegeben, weshalb man sich nur an die mit Diplom mit nebiger Schutzmarke versehenen, autorisirten Verkaufsstellen wenden und im Zweifelsfalle durch Anfrage bei uns sich vergewissern möge

Magnetische Apparate,

Hugo Lamprecht in Stuttgart.

Russische Boots

W. Krahl, Berlin SW., Markgrafenstr. 89.

Gummiwaaren-Fabrik.

Katalog-chirurg. u. medic. Spezialitäten gratis

Piano a pittura

Epochemachende Neuheit

Gesetzlich geschützt

Ernst Kaps, Dresden.

PLATO & CO.

Fabrik von

Musikdosen

Drehdosen, Spielwerke

m. pat. Salon-Leierkasten

2000 Stücke spielend

Musik-Album

Taschen- u. Harmonikauhren mit Musik.

Katalog gratis und franco.

Berlin SO., Köpnickerstr. 109.

Gratis

Wollstoffersatz.

Elegante gediegene Festgeschenke

liefert das

Versand-Geschäft

Deutsches Kaufhaus, Fischer & Heilmann, Dresden

Weihnachts-Katalog

mit ca. 1500 Illustrationen wird gratis und franco versandt,

Wäsche, Wollwaaren, Garderobe, Schmuckwaaren, Bronzesachen, Buckskins, Linoleum, Schuhen, Hüten, Spielwaaren, Uhren, Schirmen, Kurzwaaren, Japanwaaren, Lederwaaren, Papeterien, Uhren, Schmuck-sachen in Gold, Silber, Granaten und Corallen, Alfenidewaaren, Lampen, Haus- und Küchengeräthen, Cigarren, Tabak, Seifen, Parfümerien, Likören, Thee, Chocolade, Cacao, Biscuit, Bade-Apparaten, Blumentischen, Kunstgusswaaren, Möbeln und vielen anderen Waaren in nur wirklich guten Qualitäten.

Sie husten nicht mehr

Dr. Rob. Bock's Pectoral

(Hustenstiller)

Gegen:

Verschleimung,

Husten,

Heiserkeit.

Dr. R. Bock's Pectoral (Hustenstiller)

Bei:

Katarrhen der

Luftwege,

Schnupfen etc.

Von keinem Hustenmittel übertroffen.

Bock's Pectoral ersetzt Brustthee, Salmiak-Salzpastillen, Malzbonbons u. s. w.

Man überzeuge sich von dem Heilwert durch Lesen der nach Hunderten zählenden ärztlichen Zeugnisse.

Für Kinder allen anderen Mitteln vorzuziehen.

Dr. Bock's Pectoral ist in den Apotheken à Schachtel 1 Mark zu haben, doch achte man darauf, daß die Umhüllung mit einer Etiquette wie obenstehende Abbildung versehen ist.

Die Bestandtheile sind außen auf jeder Schachtel angegeben.

Dr. R. Bock's Pectoral (Hustenstiller) ist vorräthig in Aachen ... Altona ... Angsburg ... Berlin ... Bremen ... Breslau ... Chemnitz ... Cöln ... Danzig ... Dresden ... Düsseldorf ... Frankfurt a. Main ... Hamburg ... Hannover ... Karlsruhe ... Kiel ... Leipzig ... Lübeck ... Magdeburg ... Mainz ... München ... Nürnberg ... Posen ... Regensburg ... Stettin ... Stuttgart ... Trier ... Wiesbaden ... Zwickau ... Straßburg i. E. ... sämmtlichen Apotheken.

Angenehm und unschädlich

Malz

Extract

KLASSISCHER BILDERSCHATZ

PATENTE

besorgt

J. Brandt, G. W. v. Nawrocki

BERLIN W.

78. Friedrichsstrasse 78.

Grösstes Berl. Patentbureau. Gegründet 1878.

LIEBIG'S Company's

Fleisch-Extract

Nur aecht wenn jeder Topf den Namenszug Liebig in BLAUER FARBE trägt!

Richters Anker-Steinbaukasten



Des Kindes liebstes Spiel.

F. Rd. Richter & Cie., Rudelstadt, Wien, Otten, London, New-York.

Eine neue medicinische Wissenschaft.

Neuro, von Dr. med. Damm in Wiesbaden, Band II Heft 1 & 2 Mk., enthält u. A. Heft 1: Die Neurasthenie. Heft 2: Die Hysterie. Jedes Heft einzeln zu beziehen. Verlag Otto Spamer in Leipzig.

Sensationelle Neuheit!!!

Jetzt jedem

Haushalt

Elektrisches Salon-Feuerzeug

Uhrständer

Wolff & Ricks, Berlin SW.

Zauber-Apparate

Neu Cymbal

Cymbal-Schule

W. J. Schunda.

Violinen Zithern

Meistergeigen, Cellos etc.

Hamma & Cie., Saiten-Fabrik-Fabrik Stuttgart.

Zithern

Gebrüder Wolff.

Soeben vollständig geworden:

Spamer's Buch der 8te Auflage. Erfindungen,

Gewerbe und Industrien.

Oberleitung: Geh. Reg.-Rat Professor F. Reuleaux.

Mit 4000 Abbildungen.

5 Bände gebunden je M. 9.50.

Verlag: Otto Spamer in Leipzig.

Prospekte überallhin unentgeltlich!

Soeben erschien

F. Wolff & Sohn's

wohlfeilender Taschenkalender für 1888

Wiederverkäufer erhalten angemessenen Rabatt.

F. Wolff & Sohn, Papierfabrik in Karlsruhe (Baden).

Verlag v. J. J. Weber in Leipzig

Schachturnierbuch.

Auswahl von hundert vorzüglichen Partien,

welche in den Meisterturnieren von 1873 bis 1883 gespielt worden sind.

Herausgegeben von

Jean Dufresne.

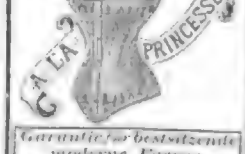
gr. 8. Geh. 3 Mark.

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

BUCHHALTER

Emil Mühlenpfordt, Hamburg.

Corsets RFC



Garantirt für bestsitzende moderne Façons.

Jedes Corset trägt den Stempel „RFC à la Princesse."

Rosenthal, Fleischer & Cie.

Göppingen | London

In der Edition Peters erschienen neue Klavierstücke und Lieder von

Grieg.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Hans Huckebein,

der Unglücksrabe.

Das Pfarrhaus. Das Bad zu Herzlieb Klecks.

Von

Wilhelm Busch.

6. Aufl. Groß-Quart. Eleg. kart. Preis 2 M.

Kolorirte Ausgabe. 7. Aufl. Preis 4 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

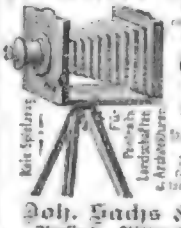
BUCHFÜHRUNG



Kunstgewerbliche Anstalt

Neuwedell (Preußen)

Photographische Apparate.



Touristen-Apparat

Joh. Sachs & Co.,

Berlin S., Ritter-Str. 88.

Buckskins,

Patente

Richard Lüders,

Görlitz.

Lambrecht's Patent-Polymeter

Lambrecht, Mehl & Schmidt,

Göttingen.

Vertikale Dampf-kessel

mit geschweißter Feuerbüchse

bauen auf Lager

Menck & Hambrock,

Ottensen

bei Altona.

Deutsche

Militärdienst-

Versicherungs-Anstalt

in Hannover.

Nebelbilderapparate

SCIOPTICON

Zauber-

Wilh. Bethge, Magdeburg.

Nebelbilder und Apparate,

Otto Brandenburg,

Berlin N., Veteranenstr. 11.

Für 4 Mark

liefern wir franko an Private ein vorzügliches weißes Herren-Oberhemd, Stehumlegekragen z. Abknöpfen, Maßanleitung franko.

Frank & Baer

Frankfurt a. Main.

Solide Buckskins.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Das sehr beliebte Geschenk

ist und bleibt eine

selbstthätige Zimmerfontaine

von

Louis Heinrici

Zwickau i. S.

Schladitz & Bernhardt,

Dresden.

Stahlpanzer-Geldschränke

heizbare Badestühle

Kosch & Teichmann, Berlin S.,

Fabrik heizbarer Badestühle und Badewannen.

Photographien nach der Natur

Gelbke & Benedictus

Dresden.

Viele Neuheiten in Schuss-Hieb-Stich-Waffen.

Hippolit Mehles, Waffenfabrik

Berlin W., Friedrichstrasse 189.

Claes & Flentje.

Größte Strickmaschinen-Fabrik,

Mühlhausen i/Th.

300 Arbeiter.

Goldene Medaille

Gemäßigt gute Verdienst bei leichter Arbeit.

Petroleum-Motoren

A. v. Parseval & Co.,

München.

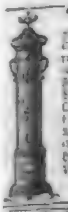
Garrett Smith & Co.,

Magdeburg-Buckau.

Van Houten's Cacao.

Bester — Im Gebrauch billigster.

Ueberall zu haben in Büchsen à
Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.



Tragbare Oefen

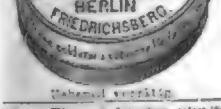


C. L. Flemming

Kohlgestein b. Schwarzenberg i. S.



Bestes Putzmittel der Welt.



Chem. Tinten

Neu! Aerztlich empfohlen!



Patentirte Patronen-Cigarrenspitze.

Moselwein-Vertriebs-Gesellschaft Duhr & Cie.



ROWLANDS'

MACASSAR OIL

ODONTO,



Paul Bosse's Original-Mustaches-Balsam

Paul Bosse Berlin S. 59, Grimmstrasse

Kranken-Fahrstühle



Der vollkommenste u. beste Stuhl



Asthma

Armour & Co.'s

Medicinal- und Dessert-Weine

Gaul Hofer in Bamberg.

IN DEN APOTHEKEN:



ungegypste Natur-Weine

von

Oswald Nier

Actiengesellschaft

BERLIN

Französische Trauben Cognac Deutsche Fabrikate

Baufach.

Briefl. Unterricht.

Dr. med. Haupt,

Kurhaus für Nervenkranke und Erholungsbedürftige,

Thalkanda bei Dresden.

Kurbedürftige erhalten gratis u. franco d. Prospect d. altbewährten rentenlosen vorschlossenen Anstalt Bennewitz-München.

Gemütskranke

finden jederzeit Aufnahme in der **Dr. Eriemeyer'schen Anstalt** zu Bendorf bei Coblenz.

MULSOW'S FLEISCH & GEFLÜGEL PAINS

ist ein wohlschmeckendes leicht verdauliches & haltbares

NAHRUNGSMITTEL,

zum kalten Genuss wie Pasteten.

zu haben in

DELICATESSENGESCHÄFTEN

En gros Verkauf bei

TÜRK & PAPST, Frankfurt a. M.

Gegen 4000 Artikel

W. A. Herb, Pulsnitz in Sachsen.

Dr. med. Lahmann's Sanatorium

auf „Weisser Hirsch" bei **Dresden.**

(Naturheilanstalt)

In reizender Lage.

von Zimmermann'sche Naturheilanstalt

bei Chemnitz, in reizender Lage. Anwendung der physikalisch-diätetischen Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge bei Magen-, Lungen-, Herz-, Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettsucht, Gicht, Zuckerkrankh. u. s. w. Sommer- u. Winterkuren. — Prospekte mit Beschreibung der Methode etc. gratis.

Bordighera (Riviera) das Palmenland Italiens.

Hôtel Angst.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

1881: 12623 fl., 1882: 59761 fl., 1883: 61808 fl., 1884: 112234 fl., 1885: 247180 fl., 1886: 406208 fl., **1887: 626246 fl.**

Die Administration der Kronen-Quelle, Obersalzbrunn i. Schl.

86er Mosel- 84er Roth- WEIN

per Fl. 55, per Ltr. 65 Pf.
100 Liter 63 Mk.
Verpfl. flaschenreife Tischweine
per Fl. 70, per Ltr. 85 Pf.
100 Liter 82 Mk.

Vers. nicht unter ins. 20 Fl.; bei 50 Fl. Kort frei; Glas 10 Pf., Probeflasch. 25 ca. 25 L. Zuerst gegen Nachnahme. **Fritz Daubenspeck, Homberg a. Rh.**

CRÈME SIMON

beseitigt **in einer Nacht** alle Mitesser, Frostbeulen, Leberflecke, ist unvergleichlich gegen **aufgesprungene Haut, rothe Hände, Gesichtsröthe** und macht die Haut blendend weiss, kräftigt und parfümirt sie. Dieses unvergleichliche Product wird von den berühmtesten Aerzten in Paris empfohlen und von der eleganten Damenwelt viel benutzt.

J. SIMON 36 Provence, PARIS

INTERESSANTE ENTDECKUNG!

Parfums-ORIZA in fester Form

12 KÆSTLICHE PARFUMS in FORM von STIFTEN

Ein leichtes Bestreichen genügt, um augenblicklich den gewünschten Gegenstand zu parfumiren.

L. LEGRAND, HOFLIEFERANT S.M. DES KAISERS V. RUSSLAND

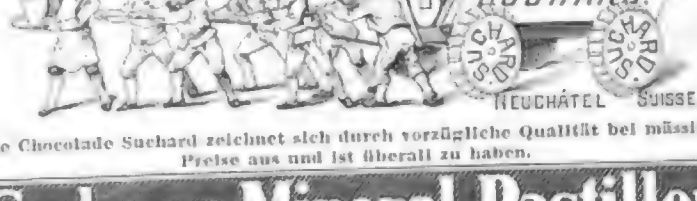
207, Rue Saint-Honoré, PARIS

Der Bijou-Catalog wird gratis und franco zugesandt

ALLEINIGE DEPOTAIRE FÜR DEUTSCHLAND WOLFF & SCHWINDT in KARLSRUHE

Mondamin alleinige Fabr. **Brown & Polson** k. engl. Hofl.

erhöht die Verdaulichkeit der Milch.



Die Chocolade Suchard zeichnet sich durch vorzügliche Qualität bei mässigem Preise aus und ist überall zu haben.

Sodener Mineral-Pastillen

à 85 Pfg. pro Schachtel in allen Apotheken

VERSAND-GESCHÄFT MEY & EDLICH

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. Hoflieferanten

LEIPZIG-PLAGWITZ.

Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Tricot-Taillen.

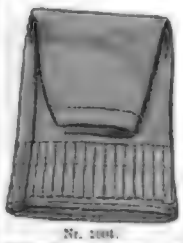
Solideste reinwollene Qualitäten, vorzüglichster Schnitt und sorgfältigste Ausführung. Die vielfach angebotenen billigen Qualitäten führen wir ihrer Unsolidität halber grundsätzlich nicht.

Vorräthig in 4 Grössen:

klein	88 Cm.	Oberweite,	59 Cm.	Taillenweite.	grosse	100 Cm.	Oberweite, 67 Cm. Taillenweite.
mittel	94 „	„	63 „	„	extragrosse	108 „	„ 75 „ „



Nr. 160 u. 162.
Nr. 160. Lastre, mit Plissé und Blende. M. —.90.
Nr. 162. Panama, mit Plissé und 2 Blenden. M. 1.45.



Nr. 1000.
Reinwollener Velour, mit Plissébesatz. Vorräthig: schwarz, marine, braun und dunkelbordeaux. M. 5.50.

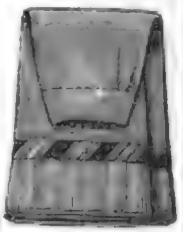


Nr. 4703, 4703 u. 4705. Nr. 4707. Nr. 4709. Nr. 4711.

Nr. 4703.	Solider Wintertricot mit doppelten Seitentheilen und Faltenschoss. Vorräthig nur schwarz	M. 5.—.
„ 4705.	Dieselbe Taille in besserer Qualität. Vorräthig: schwarz, marine, braun	„ 6.75.
„ 4707.	Vorzüglicher Wintertricot mit doppelten Seitentheilen und Faltenschoss. Vorräthig nur schwarz	„ 9.—.
„ 4709.	Solider Wintertricot mit reicher Soutache-Stickerei. Vorräthig nur schwarz	„ 5.75.
„ 4709.	Sehr guter Wintertricot mit eingesetzter Weste. Vorräthig nur schwarz	„ 8.50.
„ 4711.	Neuheit aus bestem Wintertricot mit eingewebten gleichfarbigen Streifen. Vorräthig: schwarz, marine, braun	„ 10.50.



Nr. 377.
Cachemire mit Plissébesatz. M. 1.75.



Nr. 1005.
Reinwollener Velour, mit Plissébesatz und bunt gestreifter seidener Blende. Vorräthig: schwarz, marine, braun. M. 7.50.

Unsere reichhaltigen **Special-Catalog** über **Confection** versenden wir unberechnet und portofrei.

Damen-Morgenröcke.

Wir halten sämmtliche Morgenröcke in folgenden 3 Grössen vorräthig:

	Vorgemessene Länge	Brustumfang	Hüftenumfang
klein circa	132 Cm.	44 Cm.	32 Cm.
mittel „	138 „	46 „	34 „
grosse „	140 „	48 „	36 „



Nr. 1000. Nr. 1002. Nr. 1004.

Nr. 1000.	Prima reinwollener Velour. Kragen und Aermel mit Sammet und farbig bemalten Litzen garnirt. Taille und Aermel mit Köperfutter. Vorräthig: marine, braun, granat	M. 16.—.
„ 1002.	Gediegene Neuheit aus schwerem, farbigem Stoff mit Bandeau. Unten herum aufgesetztes Tollfaltenvolant. Taille und Aermel mit Flanellfutter. Vorräthig: grau mit schwarzen Streifen und marine mit bordeaux abschattirten Streifen	M. 25.50.
„ 1004.	Besonders kleidsame Form für zierliche Figuren aus Prima reinwollenem Velour mit reicher Soutache-Verzierung. Rücken in Falten gelegt; unten herum aufgesetztes Tollfaltenvolant. Taille und Aermel mit Flanellfutter. Vorräthig: marine mit bordeaux verziert, braun mit braun verziert und granat mit schwarz verziert	M. 30.—

Muster aller Stoffe werden unberechnet und portofrei versandt.



Nr. 122 u. 124.
Nr. 122. Atlas, mit Plissé, Blende und Passe-poil, eingefaltet. M. 3.50.
Nr. 124. Dieselbe Schürze aus reinseidener Faille. M. 5.25.



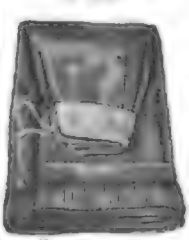
Nr. 374.
Cachemire mit Plissébesatz, Passementerie und Seidenstepperei. M. 2.50.



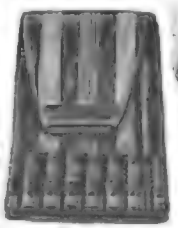
Nr. 204 u. 206.
Nr. 204. Faille, [illegible] vortheilhafte Qualität, mit Tollfaltenvolant, Reifen und seidener Passementerie [illegible] M. 7.50.
Nr. [illegible] Dieselbe Schürze, [illegible] M. 10.25.



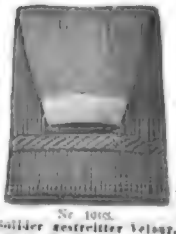
Nr. 200 u. 202.
Nr. 200. Atlas mit Tollfaltengarnitur u. farbiger Seidenstickerei. Besonders kleidsam für [illegible] M. 5.25.
Nr. 202. Dieselbe Schürze aus Cachemire. M. 3.40.



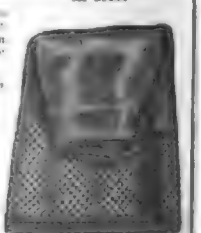
Nr. 1000 u. 1002.
Nr. 1000. Velour, mit Stoffblende u. Plissébesatz, glatter Bund. Vorräth.: dunkelgrau-melirt, dunkelrosa-melirt. M. 3.50.
Nr. 1002. Derselbe Rock in schwererem, einfarbigem Velour, mit breitem Patentband und Stoffpasspoil. Vorräthig: marine, braun, dunkelbordeaux. M. 4.50.



Nr. [illegible]
Solider Neuheit aus weichem [illegible] mit reicher Soutache-Garnitur. Vorräthig: graumelirt mit schwarz gestreift, blaugrau-melirt mit abgetönten Streifen, glattbraun mit modemelirten Streifen, marine u. bordeaux abschattirten Streifen. M. 9.75.



Nr. 1016.
Solider gestreifter Velour, mit Blende, Plissébesatz und Tollfalten. Vorräthig: marine mit rothen Streifen, marine mit grauen Streifen u. braun mit modefarbigen Streifen. M. 6.75.



Nr. 1013 u. 1016.
Nr. 1013. Stepprock, schwarz Foxelle, [illegible] leicht wattirt M. 11.—.
Nr. 1016. Stepprock, schwarz Cachemire, mit 30 Cm. hohem Atlasbesatz, carrirt reich gesteppt, wattirt und durchweg mit leichtem, aber haltbarem Flanell gefüttert. M. 13.50.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Königl. Sächs. Hoflieferanten, LEIPZIG-PLAGWITZ.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Über Land und Meer.

№ 7.

61. Band.
Zweiundreißigster Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Jenseits des Grabes.

Novelle von

Leo Warren.

V.

Die Gräfin faltete die Hände über ihrer Brust und blickte eine Zeit lang wie in stummem Gebet aufwärts, dann begann sie: „Was ich zu sagen habe, ist furchtbar, und kaum mag es eine menschliche Lippe aussprechen, kaum ein menschliches Ohr hören, aber meine Seele wird das Bekenntnis erleichtern, die entsetzlichen Erinnerungen werden ihr Grauen verlieren, wenn sie aus der Tiefe meiner Seele heraufsteigen, und die göttliche Barmherzigkeit wird mächtig werden, wenn die irdische Gerechtigkeit ihre strafende Hand über meine Schulter ausstreckt.

„Alphonse," sagte sie, doch schnell vor seinem starren Blick die Augen niederschlagend, verbesserte sie sich und fuhr fort: „Herr von Thermigny, Sie wissen, wie sehr ich René liebte. Sie selbst waren ja der Beschützer dieser Liebe. Sie selbst sprachen für mich bei meinem Vater und waren der Vertraute unserer glücklichen Hoffnungen. Sie standen an meiner Seite in meinem Schmerz, als die unglückselige Nachricht eintraf, welche die Blüten meiner Hoffnungen wie ein eisiger Winterfrost zerstörte; Ihre treue



Kaiser Wilhelm im Familienkreise. Gemälde von R. Eckstädt im Besitz von A. Conzer in Berlin.

Freundschaft schützte mich vor Verzweiflung, Sie lehrten mich in meinem Schmerz an den Pflichten des Lebens mich festzuhalten, und was noch in mir lebte nach dem grausamen Schlage, der den innersten Kern meines Wesens getroffen, das klammerte sich an Sie wie die schwache Ranke an den starken Stamm. Es war eine schwere, traurige, aber doch eine friedens- und trostreiche Zeit; die Erinnerung daran erquickt mich wie kühler Waldesschatten."

„Ja," sagte Alphonse finster, „es war eine schöne Zeit, schmerzlich und doch reich an Frieden, an Hoffnung und an Glauben. — Was bleibt jetzt, da das alles Lüge war?"

„Es war keine Lüge," sagte Edmée, „bei Gott im Himmel — damals nicht; es war Wahrheit, was Sie mir gaben, und ewig werde ich Ihnen dafür danken!

„Sie boten mir Ihre Hand," fuhr sie fort, „der Freund der Freundin, der Lehrer der Schülerin, um mir auch vor der Welt sein zu können, was Sie meinem wunden, der frischen Lebensfreude abgestorbenen Herzen waren. Ich nahm diese treue, warme und feste Hand dankbar an, ich hatte keine Liebe mehr zu vergeben. Sie wußten das, Sie suchten sie nicht; die Jugend meines Lebens war begraben, aber alle Blüten, welche mein gebrochenes Herz noch treiben konnte, gehörten ja Ihnen, und wenn Sie glaubten, Ihr Leben mit diesen Blüten schmücken zu können, nicht um ihres Duftes und ihrer Farbe willen, sondern in der edlen Freude des Wohlthäters an seinem segensvollen Werke, so war es mir ja eine heilige und eine schöne, liebe Pflicht, Ihnen zu weihen, was mein Herz noch besaß: Dankbarkeit, treue Sorge und Gehorsam."

Mit bitterem Lächeln schüttelte Alphonse den Kopf; der Marquis d'Argenson hörte mit inniger Teilnahme der so einfachen, ruhigen Erzählung zu; der Graf saß in sich zusammengesunken und nur zuweilen leise stöhnend da.

„Ich that, was möglich war," sagte Edmée, „um meine Pflicht zu erfüllen und Ihr arbeitsvolles, ernstes Leben mit so viel freundlichem Reiz zu schmücken, als ich vermochte, und Ihnen den Dank meiner Seele entgegenzutragen, die Sie aus den finsteren Abgründen der Verzweiflung gerettet hatten. Es war wenig, was ich Ihnen bieten konnte; mein Herz war ja abgestorben für alles Irdische und lebte nur in der Hoffnung der künftigen Wiedervereinigung mit dem Geliebten in dem himmlischen Lichtreich, für das ich an Ihrer Hand, unter Ihrem freundlichen Blick mich immer reifer, immer würdiger werden fühlte — aber dennoch waren Sie glücklich über die durch Sie gerettete, dem Glauben und der Hoffnung erkaltene Seele — ich sah es, und das erfüllte mich mit heiliger Freude."

„Ja, ich war glücklich," sagte Alphonse dumpf; aber die Erinnerung schien ihn nur noch schmerzlicher zu berühren, denn immer finsterer faltete sich seine Stirn, immer bitterer zogen sich seine Lippen zusammen.

„Wie schwach und elend ist der Mensch," fuhr Edmée fort, „wie gebrechlich die Sicherheit seines Herzens. Ich hielt mich für gut, für fromm damals, ich rechnete es mir für ein Verdienst an, den Schmerz zu beherrschen und in freudiger Ergebung die Pflichten des Lebens zu erfüllen — o mein Gott, wie schnell sollte ich herabgestürzt werden von der Höhe dieser Sicherheit, die selbst schon eine Sünde war, denn kein Mensch ist fromm, kein Mensch ist gut, der nicht die Versuchung niedergekämpft hat im lebendigen, zuckenden Herzen; die tote, schweigende Ergebung ist keine Tugend, und der Stolz auf solche vermeintte Tugend ist Sünde. Eines Tages —"

„Halt — halt," rief der Graf von Malville, indem er heftig aufsprang und vor Edmée hintrat, „halt, ehe Du weiter sprichst, laß mich reden; ich bin der Schuldige, ich habe Dich auf meinen Weg gerissen, und daß ich es that, ist dennoch vielleicht verzeihlich vor dem Gott, der die Liebe in die Herzen der Menschen gelegt hat! — Hören Sie mein Schicksal," fuhr er, zu dem Marquis und Alphonse gewendet, fort, „dann richten Sie über mich, den Schuldigen, nicht über Edmée, die unschuldig ist.

„Unser Schiff scheiterte," sprach er, mühsam seine zitternde Erregung beherrschend, „wir waren in Sturm und Nebel vom Kurs abgetrieben und auf unbekannte Klippen geworfen; die ganze Mannschaft versank in den Wellen, mir allein gelang es, mich, an ein Holzstück der zertrümmerten Schiffswand geklammert, über dem Wasser zu erhalten. Wie durch ein Wunder wurde die Planke, welche mich trug, von einer turmhohen Welle über die Klippen geworfen; mit der Kraft der Verzweiflung hielt ich mich fest, die Brandung warf mich an ein sandiges Ufer — ich verlor das Bewußtsein.

„Als ich mich wieder erhielt, sah ich mich von braunen Gestalten umgeben — ich glaubte mich verloren und tastete an meinem Körper umher nach einer Waffe, um mich der Grausamkeit der Kannibalen durch einen schnellen Tod zu entziehen; aber die wilden Insulaner waren gutmütig und friedlich, sie brachten mir Kokosmilch und Bananen und nahmen mich gastlich in ihren Laubhütten auf. Ich erholte mich bald, die harmlosen Wilden freuten sich meiner wiederkehrenden Kraft und thaten alles, um mich ihrer freundlichen Gesinnungen und ihrer Gastfreundschaft zu versichern; ich mußte mein Schicksal tragen, und vielleicht hätte dasselbe sogar den Reiz phantastischer Neuheit für mich gehabt, wenn ich, wie kurz vorher, noch allein in der Welt gestanden hätte, denn ich hoffte gewiß, daß bald ein Schiff in die Nähe kommen würde, um mich fortzuführen. Aber der Gedanke an Edmée erfüllte mich mit namenloser Qual; das Unglück unseres Schiffes mußte bekannt werden, man mußte mich mit den übrigen für verloren halten, und mein Herz schnürte sich zusammen bei dem Gedanken an Edmées Verzweiflung, wenn sie das Schreckliche erfahren würde und an meinen Tod glauben müßte. Ich dachte nur an ihren Schmerz, an ihr Leiden — an nichts anderes," fügte er bitter hinzu, „aber dieser Gedanke schon erfüllte mich mit namenloser Pein.

„Ich lebte mit den Insulanern nach ihrer Weise, ich lehrte sie manche Handgriffe, welche ihnen Bequemlichkeiten und Erleichterungen ihrer Arbeiten verschafften; ich lernte mich mit ihnen verständigen, und bald war ich ihr Führer, ihr Herr, dem sie willig gehorchten. Ich ließ sie Hütten bauen auf einer Anhöhe am Strande, von welchen man weithin das Meer übersehen konnte; unausgesetzt spähte ich hinaus, ein rettendes Segel zu erblicken, und wenn ich beschäftigt war oder ruhte, stellte ich Wachen am Strand aus. Während der Nacht mußten lodernde Feuer an den Küsten nach allen Himmelsrichtungen hin brennen — ich hoffte, daß man von einem vorbeisegelnden Schiffe diese Zeichen sehen und dann wenigstens den Tag erwarten würde, um nach ihrer Bedeutung zu forschen — aber alle Hoffnung war vergebens, kein Segel zeigte sich, und immer peinvoller quälten mich die Gedanken an Edmée und den Schmerz, den sie um mich leiden müsse. Ich orientirte mich durch Beobachtung der Gestirne über die Lage der Insel; ich hatte die Seekarte einigermaßen im Kopf, und ich fand, daß das kleine Eiland an einer Stelle des Ozeans liegen müsse, an der man noch keine Inseln entdeckt hatte. Lange dauerte es, bis ich die Hoffnung vollständig aufgab, durch ein vorbeisegelndes Schiff Erlösung zu finden; auch war die ganze Insel ringsum von Klippen umgeben, und nur an einer einzigen Stelle war eine Ausfahrt in das freie Meer offen, wie ich bei meinen Exkursionen mit den kleinen Kanots von ausgehöhlten Baumstämmen entdeckte, deren sich die Eingeborenen zum Fischfang bedienten — aber Befreiung wollte ich erringen von dieser entsetzlichen Gefangenschaft, von diesem schauerlichen Tode der Abgeschiedenheit aus der Welt meiner Existenz, aus diesem ungeheuren Grab, in das mich der Ozean und der Himmel lebendig einschlossen. Die Rettung konnte ich nicht anders anbahnen, als indem ich selbst aus dieser unbekannten Einsamkeit hinausfuhr, um die große Straße des Meeres zu erreichen, auf welcher ich vorbeisegelnden Schiffen begegnen konnte. Ich beschloß, ein großes Floß zu zimmern mit Steuer und Segeln, um die tollkühne Fahrt zu unternehmen, und bereitwillig leisteten die Eingeborenen mir Hilfe, wenn sie auch meinen Entschluß schmerzlich beklagten und mich baten, bei ihnen zu bleiben.

„Es war eine unsäglich schwere, mühevolle Arbeit; ohne andere Werkzeuge als meine Hände, spitze Steine und scharfe Muscheln — aber endlich gelang es. Freilich waren Jahre darüber hingegangen, und sobald mein fest zusammengefügtes, breites, tiefgehendes und mit einem Bollwerk umgebenes Floß mir nur die Möglichkeit bot, eine Zeit lang die See zu halten, ging ich in der hohen Sommerzeit, wo meist dort die Stürme ruhen, bei furchtbarer Hitze unter Segel und ließ mich von dem sanften Luftzug in das Meer hinaustreiben. Lange noch standen die freundlichen Inselbewohner grüßend am Strande, ich aber hatte nur einen Gedanken: Frankreich — und Edmée! — kaum blickte ich zurück nach der Stätte, welche mein Leben gerettet hatte, und vielleicht," fuhr er düster fort, „wäre es mir besser gewesen, ich hätte jenes hilfreiche Inselland nicht gesehen, sondern wäre, wie meine übrigen Schiffsgenossen, von den Wellen verschlungen worden. Alles wäre dann gut und wir wohl alle glücklich.

„Unter brennender Sonnenhitze fuhr ich dahin, immer nach dem Horizont hinausstarrend, daß meine Augen fast erlahmten vor dem blendenden Meeresspiegel. Ich hatte Früchte und Wasser mit in ausgehöhlten Schalen der Kokosnuß, und lange, bange Tage vergingen in vergeblichem Spähen; das Glück aber war mir günstig, kein Sturm brach los, der Himmel blieb hell und freundlich, und sicher trieb mein Floß dahin auf den langrollenden Wogen. Endlich sah ich ein Schiff von fern; ich rief mit aller Anstrengung meiner Stimme, aber sie hörten mich nicht — das schnell segelnde Schiff verschwand. Noch drei bis viermal erlebte ich den qualvollen Wechsel zwischen dem Aufsteigen der Hoffnung und ihrem entsetzlichen Verschwinden — endlich kam ein Schiff heran, das gerade auf mich zu die Richtung hielt, ich wurde bemerkt, man setzte Boote aus und bald war ich, jubelnder Freude voll, an Bord gebracht, mein Floß dem Spiel der Wellen überlassend.

„Aber das Schiff, das mich gerettet, war ein Engländer und, woran ich in meinen Träumen und Plänen nie gedacht, ich hatte nichts, um zu beweisen, wer ich war; ich hatte kein Geld, keine andere Kleidung als einen Ueberwurf von Bastgeflecht. Dem Schiffbrüchigen hatte man freundlich beigestanden, man mißtraute dem Geretteten, der die Sprache eines feindlichen Landes redete. Das Schiff war ein Kauffahrer. Dem Kapitän, der etwas französisch sprach, vertraute ich mich an; er konnte in keinen unserer Häfen einlaufen, auch meinetwegen von seinem Kurs nicht abweichen. Er führte mich nach den englischen Kolonien, setzte mich ans Land, schenkte mir eine kleine Summe und überließ mich meinem Schicksal. Hier durfte ich nicht sagen, wer ich war, wenn ich nicht zu langwierigen Kriegsgefangenschaft abgeführt werden sollte, und mein ganzes Sehnen und Sinnen richtete sich doch nur darauf, so schnell als möglich Frankreich zu erreichen und Edmée die Botschaft meiner Rettung zu bringen. — Was ich fürchtete," sagte er dumpf und finster, „war ja nur, daß der Schmerz sie getötet haben möchte oder daß sie in einem Kloster den Trost und Frieden des Himmels gesucht habe.

„Ich hatte auf der Fahrt ein wenig englisch gelernt, ich hütete mich, französisch zu sprechen, und gab mich für einen schiffbrüchigen italienischen Matrosen aus. Man brauchte Arbeiter am Hafen — ich arbeitete als Lastträger — man zahlte hohen Lohn — ich lebte von Wasser und Brotrinden, um die Kosten der Rückreise zu ersparen, und endlich hatte ich eine Summe zurückgelegt, mit der ich hoffen konnte, Frankreich zu erreichen. Aber darüber war wieder fast ein Jahr verflossen, und endlich — endlich bestieg ich ein Schiff, das nach Europa segelte. Mühsam entzog ich mich in England allen Nachforschungen und gelangte auf langem Umwege durch Spanien endlich über die Pyrenäen nach Frankreich. Unaufhaltsam eilte ich mit Postpferden nach Paris. Niemand konnte mich erkennen; mein Gesicht war gebräunt von der südlichen Sonne, mein Bart war gewachsen, und ich beschloß, ehe ich mich bei dem Marineminister meldete, unerkannt nach Edmées Schicksal zu forschen. Mit Entsetzen hörte ich, was geschehen, und daß sie, um die ich so viel gelitten, um die ich tausendfach dem Tode getrotzt hatte, um die ich Armut, Entbehrung und schwere Arbeit ertragen, die Frau eines andern sei."

„Alphonse —" rief Edmée, „Herr von Montigny, Sie wissen, wie es gekommen war. Sie wissen, daß ich ihn nie vergessen hatte, daß ich immer ihn — ihn allein liebte!"

Alphonse neigte, schwer seufzend, das Haupt.

„Was ich empfand in jenen Tagen des Jammers," fuhr der Graf fort, „läßt sich nicht beschreiben — ich will nicht davon sprechen, denn mir

heute gerinnt mir das Blut, wenn ich jener Qualen gedenke. Jahrelang war in der Einsamkeit des Ozeans Edmée mein einziger Gedanke, der einzige Stern meiner Hoffnung gewesen; um sie hatte ich gekämpft und gerungen — und nun hatte sie mich so schnell vergessen, nun war sie heiter und glücklich an der Seite eines andern, der sie niemals — niemals so lieben konnte, wie ich sie liebte."

„Heiter und glücklich!" seufzte Edmée; Alphonse aber sah den Grafen mit einem starren, drohenden Blick an.

„O, das war furchtbar," fuhr dieser fort; „grimmiger Zorn erfaßte mich, meine gemarterte Seele bäumte sich gegen den Himmel auf, knirschend fragte ich Gott, warum er mich gerettet zu solchem Elend, das ich durch keine Uebelthat verdient. War es meine Schuld, daß mein Schiff an den Klippen scheiterte, daß ich hinweggerissen war aus dem Leben voll Glück und Hoffnung, um nun Schlimmeres als den Tod wiederzufinden, während ein anderer in sicherer Ruhe diejenige besaß, die allein meinem Leben Wert gab — ein anderer, der nichts zu thun gehabt, als die Hand nach ihr auszustrecken, die mich so schnell vergessen, während ich mich in Sehnsucht nach ihr verzehrte! Ein furchtbarer Haß, ein glühender, betäubender Rachedurst erfaßte mich. Ich lauerte vor dem Thor des Hotels, ich sah Edmée Staatswagen in glänzender Karosse, sie schien heiter und glücklich, und ich schwor mir, daß sie von meiner Hand fallen solle — sie und er, der sie mir entfremdet. Was hatte ich mit dem Himmel noch zu thun, der mir alles entrissen? Die Hölle sollte mir das eine geben, das ich auf Erden noch verlangte, die Rache. Aber nicht aus heimlichem Hinterhalt sollte Edmée fallen, sie sollte wissen, woher ihr der tödliche Streich kam und warum sie dem Tode verfallen sei; ich wollte sie einmal noch sprechen, ihre Schuld und mein Leid ihr ins Gesicht schleudern.

„Lange spähte ich vergebens auf eine Gelegenheit, ihr entgegenzutreten; ich folgte ihr, sobald sie ihr Haus verließ, wie ihr Schatten, wie das Raubtier seiner Beute. Endlich an einem Frühlingstage fuhr sie hinaus vor die Stadt nach dem Gehölz von Vincennes, stieg aus, ließ ihren Wagen halten und ging sich unter den ergrünenden Bäumen. Ich schlich von einer andern Seite in den Wald — plötzlich, auf einem einsamen Wege, stand ich vor ihr und rief ihren Namen; meine Hand ruhte an dem Heft des Dolches, den ich an meiner Brust verborgen hatte.

„Einen Augenblick sah sie mich erschreckt an, sie schien an einen räuberischen Ueberfall zu glauben, dann aber erkannte sie mich trotz meiner Veränderung; wie vom Blitz getroffen sank sie in die Kniee, streckte mir die Hände entgegen und rief in einem Ton, als ob sie eine überirdische Erscheinung beschwören wolle, meinen Namen. Der Dolch zuckte in meiner Hand, ich rang nach Kraft, um zu sprechen und ihr alles, was an Haß und Verachtung in den Tiefen meiner Seele angesammelt war, entgegenzuschleudern — aber schon war sie wieder aufgesprungen, seliges Entzücken leuchtete aus ihren Augen, jubelnd rief sie: ‚René, mein René, Du lebst — Du bist gerettet — Dank dem barmherzigen Gott, an dem ich fast gezweifelt!'

„Sie ruhte an meiner Brust — alle bösen Gedanken waren plötzlich verschwunden, es schien mir, als wären alle meine Leiden reichlich aufgewogen durch die Seligkeit dieses Augenblicks. Bald aber tauchte die Erinnerung wieder auf — ich stieß sie von mir: ‚Hier ist nicht Dein Platz!' rief ich, ‚Du hast mich verraten, schnell vergessen — hast Deine Liebe einem andern geschenkt!'

„‚Meine Liebe!' rief sie zürnend und vorwurfsvoll; ‚Du weißt es wohl, daß meine Liebe Dir gehört für Zeit und Ewigkeit!'"

Wieder traf den Grafen jener starre, finster drohende Blick aus Alphonses düster glühenden Augen.

„Es kamen Leute," fuhr der Graf fort; „erschreckt sah sie sich um, ich wollte sie nicht von mir lassen — wieder zuckte der Dolch in meiner Hand — aber sie sah mich so innig bittend an mit den klaren, treuen Augen, deren Blick in meine Seele geleuchtet hatte während meiner Gefangenschaft auf der einsamen Insel im Ozean.

„‚René,' sagte sie, ‚ich begreife, daß Du alles wissen mußt. Du hast das Recht, zu fragen, kein Schatten soll sein zwischen Dir und mir; ich muß Dich wiedersehen, Dir alles sagen und mich zurechtfinden auf meinem Wege — ich muß Dich wiedersehen, aber nicht bei mir,' sagte sie schaudernd, ‚nicht bei mir.'

„Wieder loderte der wilde Zorn in mir auf; es war, als ob ein Dämon mir zurief, sie zu meinen Füßen niederzustrecken und in ihrem Blut meine Rache zu kühlen; aber ich konnte es nicht, als ich ihr in das klare, reine Auge sah; sie forderte Gehör, und hatte sie nicht das Recht, gehört zu werden? Ich nannte ihr die Straße, in der ich eine bescheidene Wohnung genommen hatte.

„‚Morgen erwarte ich Dich,' sagte ich zu ihr; ‚aber vergiß nicht, daß ich Dich finden werde, wenn Du nicht kommst!'

„‚Ich werde kommen,' sagte sie, drückte noch einmal meine Hand und eilte davon.

„Die Vorübergehenden achteten nicht auf uns, sie mochten glauben, daß zwei Bekannte sich zufällig getroffen; ich folgte ihr, sie stieg, ohne sich umzusehen, in den Wagen, der schnell davonfuhr.

„Am andern Tage spähte ich vom frühen Morgen von meinem Fenster auf die Straße hinab. Es war ein entlegener Teil von Paris, wenig Menschen gingen dort vorüber, ich mußte sie sehen, wenn sie wirklich kam. Endlich sah ich eine Dame in schwarzem Mantel, dicht verschleiert; mit fiebernder Stirn und hochklopfendem Herzen stürmte ich die Treppen hinab — sie war es. Ich führte sie in meine Wohnung, sie folgte mir stumm. In meinem Zimmer angelangt, warf sie den Schleier ab, ich wollte sie entzückt in meine Arme schließen, sie wehrte mich ab.

„‚Nicht so, René,' sagte sie, ‚ich habe vor dem Altar meine Hand dem Mann gereicht, den ich am höchsten auf Erden achte und verehre, mein Bund auf Erden mit ihm ist unauflöslich. — Meine Liebe gehört Dir für ewig, auf Erden müssen wir scheiden. Ich thue es freudig, da ich weiß, daß Du gerettet bist, daß Du glücklich werden kannst im Kampf um Ruhm und Ehre, nach denen Deine Seele dürstet.' Und sie erzählte mir," fuhr der Graf fort, „wie es alles gekommen, wie sie mit dem Todesschmerz um mich gerungen, wie in finsteren Stunden lockende Stimmen ihr zugerufen, das Band zu zerschneiden, das sie an das wertlose Leben knüpfte; sie erzählte mir, wie dann der Freund, der einst unsere Liebe beschützt, ihr Ergebung, Glauben und Hoffnung wiedergegeben und ihre Seele dem Himmel gerettet habe, wie er ihr seine stützende Hand auf ihrem dunklen Lebensweg geboten und wie sie diese Hand dankbar wie ein verirrtes, in einsame Wildnis verschlagenes Kind angenommen, da sie ohne seine starke Stütze und Führung das Leben nicht habe ertragen können.

„Ich hörte zu, jedes ihrer Worte durchzuckte mein so lange gemartertes, von übermäßigem Schmerz zerrissenes Herz mit furchtbarer Qual; ich fühlte, daß sie schuldlos war, daß kein Vorwurf sie traf, und dennoch konnte ich ihr nicht verzeihen, dennoch konnte ich den Gedanken nicht fassen, sie aufzugeben."

„Ich begreife, wie schwer Sie gelitten haben," sagte der Marquis d'Argenson bewegt, indem er die fieberheiße Hand des Grafen drückte.

„Jetzt aber ist es an mir, weiter zu sprechen," nahm Edmée das Wort, indem sie das bleiche Antlitz, das sie bisher in ihre Hände gestützt, erhob und mit ruhiger Entschlossenheit die thränenmüden Augen aufschlug, „denn nun beginnt meine Schuld, und nur mein eigenes Bekenntnis kann mir Vergebung dafür gewinnen.

„Er bat," fuhr sie fort, „voll glühender Leidenschaft, ‚daß ich mit ihm fliehen möge, da in Frankreich kein Platz mehr für uns sei; er beschwor mich bei der Erinnerung an die kurzen Augenblicke unseres schnell verschwundenen Glücks; er sagte mir, daß sein Recht, das älter und heiliger sei, vor Gott mehr gelte, als jedes andere, wenn es auch die irdische Kirche nicht anerkenne. — O," sagte sie bebend, „wie drang jedes seiner Worte brennend in mein Herz, wie fand es lauten Widerhall in meinem eigenen Gefühl! Aber ich widerstand seinen Bitten, ich flehte ihn um des ewigen Heiles unserer Seelen an, abzulassen von dem, was des Himmels Fügung uns versagte; ich flehte ihn an, seinen Platz in der Welt wieder einzunehmen und in hohem Streben Ersatz zu suchen für unser verlorenes Glück. Er wollte mich nicht hören, er schwor mir, daß er zu mir dringen und zu meinen Füßen sterben werde, wenn ich nicht käme, ihn wieder zu sehen; zitternd versprach ich's, ich hoffte, den wilden Sturm in seiner Seele beruhigen zu können, ich hoffte in thörichter Ueberschätzung der eigenen Kraft, an ihm vollbringen zu können, was mein treuer, väterlicher Freund an mir gethan.

„Ich sah ihn täglich; verschleiert ging ich zu ihm, und immer mehr hoffte ich, ihn dennoch allmälich mit dem Schicksal zu versöhnen und ihn zur Ergebung in den Willen des Himmels zu führen. Es war eine schwere, peinvolle Zeit. Jene heimlichen Ausgänge, die ich vor aller Augen verbergen mußte, drückten mich tief nieder wie eine Schuld, und doch war ich von jeder wirklichen Schuld frei, doch betete ich täglich zu Gott, alles zum Guten zu wenden und unseren Herzen den Frieden zu geben. — Ach, ich bedurfte des Friedens mehr noch vielleicht als er, denn in hellen Flammen loderte die alte Liebe übermächtig wieder in meinem Herzen auf, die ja nie erloschen war, und mehr vielleicht als er hatte ich zu kämpfen gegen die immer heißere Glut dieser Liebe, welche einst mein Glück und mein Stolz gewesen und nun ohne meine Schuld zum Verbrechen geworden war. Meine Kraft brach, meine Nerven ertrugen die Aufregung nicht, ich floh die Gegenwart des Mannes, den ich betrog, ohne daß ich mich doch schuldig gegen ihn fühlen konnte. Ich erkrankte, ich konnte René nicht mehr sehen. Es gelang ihm, meine Kammerfrau für sich zu gewinnen; ich erhielt täglich Briefe von ihm. Er wußte, daß ich krank war, und dennoch machte er mir Vorwürfe, daß ich nicht kam, immer heftiger drang er in mich, mit ihm zu fliehen, um mich vor dem innern Kampf zu retten, der mich töten müßte. Mein Leiden wurde von Tag zu Tag unerträglicher, und oft betete ich damals um den Tod, der mich aus all den furchtbaren Zweifeln erlösen sollte. Die Aerzte verordneten mir einen Aufenthalt in dem Bedeckt Forges les Eaux; er erfuhr natürlich, daß ich dorthin ging, und kaum war ich dort angekommen, so erschien auch er unter einem fremden Namen. Umsonst beschwor ich ihn, von mir abzulassen — leichter konnten wir uns dort begegnen, ohne Aufsehen konnte ich ihn nicht zurückweisen — meine Kammerfrau war von ihm gewonnen — die Kräfte meines Körpers und meiner Seele waren erschöpft, immer mächtiger loderte die Leidenschaft in meinem Herzen auf; ich vergaß, was ich ihm früher selbst mahnend in die Seele gerufen, ein wilder, fast bewußtloser Taumel erfaßte mich, ich vergaß Vergangenheit und Zukunft, ich lebte nur der Gegenwart und dem berauschenden Glück des Augenblicks. Wir teilten die Schuld, vor der ich uns beide hatte bewahren wollen und in welche doch mein eigenes Herz sich sehnend und schaudernd zugleich hineingestürzt hatte wie der Falter in die Flamme.

„Der Tag der Rückkehr kam — das Erwachen aus dem taumelnden Rausch war fürchterlich. Ich floh den Anblick des Freundes mit den reinen, treuen Augen, denn nun war ich eine Verbrecherin gegen ihn, und dennoch konnte ich kaum mich schuldig fühlen, denn ich war ja nur der Liebe gefolgt, die einst mein heiligstes Gut vor Gott und Menschen gewesen. Auch mich erfaßte jetzt ein finsterer Trotz gegen das Schicksal, vor allem aber fühlte ich klar, daß ich im Hause des Mannes nicht bleiben durfte, dem ich nun ja nicht mehr gehören konnte, dessen Hand zu berühren ich nicht mehr das Recht hatte; jetzt war ich zur Flucht gedrängt. Meine Kammerfrau vermittelte den Verkehr mit dem Geliebten, sie führte ihn heimlich zu mir, er kam in das Haus als ihr Verwandter, und nun wurde jener schauerliche Plan ersonnen, der wieder gut machen sollte, was ein finsteres Schicksal an uns verschuldet. Ich ergab mich in alles, ich hatte keinen Willen und keine Kraft mehr; nur der eine Gedanke lebte in mir, um jeden Preis von den entsetzlichen Qualen befreit zu werden, welche ich nicht mehr zu ertragen vermochte.

„René wollte nicht, daß ich fliehen sollte, das würde einen Makel auf meinen Namen und auf den meines Gemahls geworfen haben, wir hätten uns für ewig vor aller Welt verbergen müssen und wir glaubten doch, niemand unrecht zu thun; war ich doch für meinen Gemahl nur ein Schützling, den er aus Mitleid durchs Leben führte. — Ich wollte



Der Kaisertag in Hamburg: Festfahrt durch den Hafen. Originalzeichnung unseres Spezialartisten Hermann Eibers.

Digitized by Google



Die Erwartung. Gemälde von E. Niczky.

Digitized by Google

verschwinden aus dem Leben meiner Vergangenheit, um frei der glücklichen Zukunft entgegengehen zu können, und auch meinem Gemahl sollte der Weg offen gelassen werden, sich ein neues, ein schöneres Glück zu gründen, wenn sein Herz ihn auf einen solchen Weg führen würde. Wir waren gewiß," sagte Edmée, indem sie beteuernd die Hand auf ihr Herz legte, „gewiß, daß wir recht hatten und daß Gott mit uns sein müsse in dem Kampf gegen das Schicksal für unsere Liebe.

„Auch unser Arzt wurde gewonnen, ich war ja reich an unerschöpflichen Hilfsquellen; mein Gemahl hatte mir die freie Verfügung über das Vermögen meines Vaters gelassen — das Gold überwindet alle Schwierigkeiten, und mein Gold stand ja im Dienst der Liebe, die vor nichts zurückweicht. Der Arzt gab mir einen Trank, der mich in tiefen, todähnlichen Schlaf versenkte; er und meine Kammerfrau waren allein bei mir, sie hielten jede Annäherung zurück, und als ich erwachte, befand ich mich in der Sakristei der Kirche, von welcher aus der Leichenzug nach dem Père-la-chaise geführt werden sollte. Auch den wachehaltenden Priester hatte der Arzt durch einen Becher Wein für mehrere Stunden betäubt; man hatte mich aus dem Sarge gehoben und den Deckel desselben fest verschlossen — die Schwere des Metallsarges verhinderte, daß man das fehlende Gewicht bemerkte. — Ein Wagen stand vor der Kirche bereit, René erwartete mich; halb betäubt, aber doch mit dem Gefühl, als ob ich nach wirklichem Tode wieder zu neuem Leben erstanden sei, sank ich in seine Arme, und während am andern Tage der leere Sarg in die Gruft gesenkt wurde, während die Gemahlin des Staatsrats von Thermigny für ewig aus der irdischen Welt verschwunden war, flog ich an Renés Seite mit Kurierpferden nach Havre, um mit dem nächsten Schiff die Reise nach den Kolonien anzutreten.

„Und wirklich," fuhr sie fort, „wir waren glücklich — glücklich, wie es vielleicht nur die Seligen sind, die die schweren Fesseln des irdischen Lebens von sich geworfen haben. Freundlich dachten wir Ihrer, Herr von Thermigny; Sie hatten ein Kind verloren, das Sie vor den Stürmen des Lebens hatten schützen wollen und das Sie nun im Schutze des Himmels wähnten, und wenn Sie vielleicht wehmütig dieses Kindes gedachten, so hatten Sie dafür die Freiheit gewonnen, wahres Glück zu suchen."

Ein rauher, unverständlicher Laut drang aus Alphonses Brust hervor. (Schluß folgt.)

Ein Jubiläum.

Von

Dr. Arthur Schilbach.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Georg Ebers' „Aegyptische Königstochter", ein Buch, welches vielen Deutschen lieb geworden ist und auch weit über die Grenzen unseres großen Vaterlandes hinaus sich Freunde erworben hat, feiert in diesem Monat, im November, sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum und erscheint zu gleicher Zeit in der dreizehnten, neu durchgesehenen Auflage. In der massenhaften literarischen Produktion der Neuzeit gerade auf dem Gebiete der Romanliteratur kommt es nur selten vor, daß ein Werk diesen festlichen Tag in ähnlicher Weise begehen kann, der ungeteilten Gunst der gebildeten Lesewelt sich noch immer erfreuend. Die Aegyptische Königstochter verdient aber auch wie selten ein anderes Buch diese allgemeine Anerkennung. Wir brauchen hier nicht noch einmal alle Vorzüge des Romanes aufzuführen, die schon längst die verdiente Würdigung von berufeneren Federn gefunden haben; nur wollen wir eines betonen, was ihm nach unserer Meinung wesentlich mit zu seinem Erfolge verholfen hat und ihm denselben auch für die Zukunft bewahren wird, das ist die herrliche, ideale Jugendgesinnung, die das Ganze durchweht und die der Jugend so sympathisch ist und ihr gerade in der Jetztzeit doppelt und dreifach ersprießlich sein kann.

Der alte bekannte Spruch: „Habent sua fata libelli" (Bücher haben ihre eigenen Schicksale), darf mit besonders gutem Rechte auf dieses Werk angewendet werden. Denn während es heute nur wenige gebildete Deutsche gibt, die diesen Roman nicht gelesen haben, während ihn längst die Eltern, die sich in ihrer Jugend daran erfreut, ihren Kindern als Herz und Geist erquickende und erhebende Lektüre darreichen und vierzehn Nationen die Aegyptische Königstochter für wert erachteten, sie in ihre Sprachen zu übersetzen, hat sie merkwürdigerweise anfangs bei ihrer Erscheinung nur wenig Berücksichtigung gefunden; ja es bedurfte beinahe eines Zeitraumes von fünf Jahren, ehe die kleine erste Auflage vergriffen war und die gesteigerte Nachfrage eine neue notwendig machte.

Ihr jugendlicher, damals erst 26 Jahre alter Verfasser, war in den weiteren Kreisen der gebildeten Welt noch ganz unbekannt und ahnte selbst nicht, daß er einst von seinen Zeitgenossen und den kommenden Geschlechtern als Schöpfer einer bestimmten Gattung des historischen Romans gefeiert werden würde. Als er seinen Lieblingsroman in die Welt hinausgehen ließ, hatte er sich nur in dem engen Kreise seiner Fachgenossen durch eine gelehrte, in lateinischer Sprache geschriebene Dissertation über die sechsundzwanzigste Königsdynastie der Aegypter als gründlicher Forscher bekannt gemacht. Es war ein gewagter Schritt, den er mit seinem ersten Roman als ganz neu auftauchender Autor machte. Er trat mit etwas ganz Fremdem vor das lesende Publikum und eröffnete ihm die Pforten in eine ungeahnte Welt voller Wunder und Rätsel. Denn was wußten die Menschen vor fünfundzwanzig Jahren von dem alten Pharaonenreiche! Und wie ist ihm das Wagestück geglückt! Heute gehört der Verfasser der Aegyptischen Königstochter zu den bekanntesten und beliebtesten deutschen Erzählern im In- und Auslande, und wenn die eigenartige und bedeutende Kultur des alten Aegyptens, die auf vielen Gebieten des geistigen Lebens den anderen Völkern des Altertums die Wege gewiesen hat, in den weitesten Kreisen als beachtenswert und interessant anerkannt wird, wenn nun jedermann weiß, daß auch in der Brust der starren Mumien, die wir in unseren Museen in so großer Anzahl aufbewahren, ein Herz schlug, dem keine Regung fremd, die dem unsern eigen, so hat dies Georg Ebers' gelehrtes und dichterisches Schaffen und zunächst dessen erster Roman „Eine ägyptische Königstochter" vermittelt.

Wie es in der Welt meistens zugeht, daß das Gute und Edle nur nach und nach sich Bahn bricht, so hat auch Georg Ebers als Schriftsteller nur langsam die verdiente Anerkennung gefunden; es waren keine marktschreierischen Phrasen, es war kein sensationelles Aufsehen, das ihm die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt immer mehr und mehr zuwandte, sondern das Wohlgefallen und die Billigung der Besten wiesen immer weitere und weitere Kreise ganz in der Stille auf den neuen Stern am literarischen Himmel hin.

Den jungen, poetisch veranlagten Gelehrten hatte es nach Beendigung seines Studiums gedrängt, das Leben des wunderbaren Volkes, dessen Sprache und große Vergangenheit er zum Gegenstand seiner Forschung auserkoren, sich selbst und anderen wieder lebendig zu machen. So war unter den Augen seines großen Lehrers Richard Lepsius, dessen Freund und Biograph er später werden sollte, die Aegyptische Königstochter entstanden. Ihm widmete daher auch der junge Verfasser sein Erstlingswerk, ein Erzeugnis redlichsten Bemühens und freudigster Begeisterung, und es war zuerst in dem auserwählten und doch weiten Kreise des Lepsiusschen Hauses, wo die eigenartige Schöpfung des jungen Aegyptologen volle Anerkennung fand. Bevor noch eine größere Zeitung der Aegyptischen Königstochter eine eingehende Würdigung gegönnt und die Leihbibliotheken den Mut gehabt, den unbekannten Autors fremdartigen Roman anzuschaffen, hatte derselbe den Weg in das Haus des Mannes gefunden, der, wie kein anderer, dazu befähigt war, seinen Wert zu erkennen. Wir meinen Friedrich Rückert, den edlen Gelehrten und Dichter, dessen hundertjährigen Geburtstag wir in diesem Jahre gefeiert haben. Die Aegyptische Königstochter war das letzte Buch, das er gelesen, und Beyer berichtet in der trefflichen Biographie des Mannes, der dem Liebesfrühling gesungen und der, was weniger bekannt ist, zu den besten Kennern der aegyptischen Sprache gehörte, er habe, als ihm die Aegyptische Königstochter vorgelesen wurde, bei einer Stelle gerufen: „Das ist schön!" und sie sich wiederholen lassen. Es waren die in den Text verwebenen Verse über den Tod, dem der edle Dichtergreis gelassen das Auge schaute und der ihm bald darauf winkte.

Was damals in dem Sterbezimmer des scheidenden Geistesfürsten vorging, sollte erst weit später in die Oeffentlichkeit dringen, und nur wenige dem Verfasser nahestehende Freunde und Schüler, zu denen sich auch der Schreiber dieser Zeilen zählt, haben die schönen Worte freudiger Anerkennung zu Gesichte bekommen, mit denen in der Fremde Männer wie Max Müller in Oxford, der ausgezeichnete Dichter und Staatsmann Bayard Taylor, den Amerika als seinen Gesandten nach Berlin schickte, und seine edle Gattin, ferner der große Aegyptologe Leemans in Leyden, S. Birch in London, Chabas in Frankreich, die Aegyptische Königstochter begrüßten, deren sie nach in Deutschland einen größeren Leserkreis gefunden hatte. Hier war es zuerst Karl Frenzel, der ihr in der „Nationalzeitung", indem er sie mit Flauberts Salambo verglich, eine eingehende und anerkennende Würdigung zollte, der bald andere in ähnlichem Sinne folgten. Hatten die Gebildeten einander schon früher auf das eigenartige Werk hingewiesen, so wurden sie durch Jules Seurys Essay über dasselbe in der „Revue des deux mondes", der, indem er die Gattung angreift, mancher Schönheit des Buches gerecht wird, von neuem darauf aufmerksam gemacht. Und bald kam es dahin, daß die Aegyptische Königstochter ein Lieblingsbuch aller, besonders aber der Jugend wurde, daß ihr Maler Strehe entlehnten, daß man sie mehrfach zu dramatisiren versuchte und daß man sie manchem strebsamen Schüler als hochwillkommenen Extrapreis zuerteilte. Nachdem ein Neudruck nötig geworden war, mußten die Auflagen, die einander verhältnismäßig schnell folgten, immer größer hergestellt werden, und wie vor zwanzig Jahren, so gehört die Aegyptische Königstochter auch heute noch zu den Werken, die in keiner Buchhandlung fehlen, und immer gewiß sind Freunde zu finden.

Obgleich ihm der erste kühne Wurf so gut gelungen war und er sein Erstlingswerk allenthalben mit dem besten Erfolge gekrönt sah, enthielt sich Georg Ebers, ganz von gelehrten Arbeiten und seinem akademischen Berufe in Anspruch genommen, derselben Jahre lang des dichterischen Schaffens. Dann schrieb er, leider in unfreiwilliger Muße, die „Uarda", die der Königstochter ebenbürtig zur Seite steht. Geradezu mit Begeisterung aufgenommen, gehört auch Uarda noch heute zu den Lieblingsbüchern in allen Kulturländern der Welt. Auch sie spielt im alten Pharaonenlande, und was ihren großartigen Erfolg wie den der Aegyptischen Königstochter gerecht erscheinen läßt, ist einerseits die gewissenhafte Treue, mit welcher der Verfasser die Monumente zu Rate zieht und nichts gibt, was in der dargestellten Zeit, soweit es die archäologischen Einzelheiten angeht, nicht nachweisbar wäre, und andererseits „die rechte dichterische Kraft" — wir entnehmen dieses Wort einer Kritik Kreyssigs — mit der er die Charaktere auszugestalten versteht. In welchem Kostüme sie auch auftreten, immer sind es Menschen voll warmen, wahren Lebensblutes, die Ebers darstellt, und die Farbenpracht, die ihm zu Gebote steht, berechtigt uns wohl, ihn den Koloristen unter unseren erzählenden Dichtern zu nennen.

Natürlich riefen die seltenen Erfolge seiner Romane Nachahmungen auf fast allen Gebieten der Gedichte in Ueberfülle hervor, und so kam es, daß sich von vielen und guten Seiten Widersprüche gegen die Gattung des historischen und namentlich des antiquarischen Romans an sich erhoben. Selbst die Ehre des Parodirtwerdens und der satirischen Angriffe in Poesie und Prosa wurde den Ebersschen Romanen zu teil. Die Besten aber, und unter ihnen Kritiker wie F. Th. von Vischer, haben die Dichtungen des berühmten Aegyptologen stets hochzuhalten gewußt, und jedes neue Werk desselben ist nicht nur ein buchhändlerisches Ereignis, sondern wird auch in den weitesten Kreisen mit der lebhaftesten und aufrichtigsten Freude begrüßt, weil jedermann im voraus schon weiß, daß er etwas Gediegenes zu lesen bekommt, was ihm nachhaltigen Genuß zu gewähren im stande ist.

Auch am diesjährigen Weihnachtsfest wird wieder eine neue Dichtung des liebenswürdigen Verfassers auf zahlreichen Geschenktischen prangen und allgemeine Freude und Begeisterung erregen; denn noch im Monat des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums der Aegyptischen Königstochter beschenkt uns Ebers mit einem neuen Kind seiner Muse, das diesmal keinen ägyptischen, sondern den Namen einer Tochter unseres alten deutschen Nürnbergs trägt. Wir haben „Die Gred" kennen und lieben gelernt; möge ihr ein ebenso freundliches Schicksal blühen, wie der Aegyptischen Königstochter, und möge es ihrem Schöpfer vergönnt sein, noch lange die Erfolge seiner Werke zu genießen und seine zahlreichen dankbaren Verehrer und Bewunderer mit noch mancher Perle seines Geistes zu erfreuen!

Die Krankenpflege in Frauenhand.

Von

Marie von Nedwitz.

(Alle Rechte vorbehalten.)

„Mein lieber Hofrat," sagte Freifrau von L. zu dem gefeierten Mediziner, in dem sie nicht nur den Arzt, sondern auch den Freund ihres Hauses begrüßen durfte, „wissen Sie, daß wir, ein kleines Aktenstück und Sie im Schilde führen?" Meine Leidige haben uns einen Besuch in B. gebracht, es hatten sich dort Damen gefunden, um zweihundert einzelne Skizzen den Damen Gelegenheit geben, einen Einblick in das Wesen der Krankenpflege zu gewinnen. Es muß Ihnen da gesagt, wir man Frauenhände anlegt und beraubenden, und auch im wenigen werden sie in die Obliegenheiten der Krankenpflege nur wenig eingeweiht. Man erkennt doch jetzt allgemein an, daß sich nach dieser Richtung hin ein empfindlicher Mangel in unserer Mädchenerziehung fühlbar macht, und es ist gewiß ganz gut, wenn da einige Abhilfe geschaffen wird. Ich habe es mir [illegible] Sie, lieber Hofrat, zu bitten, ob Sie den Mädchen, die heute meinem Töchtern und ihren Freundinnen, nicht ihre Ansichten über diese Sache mitteilen möchten — natürlich nur, soweit sie zu Laienzwecken für die jungen Damen geeignet und im Privatverkehr mit denselben schicklich ist."

Der Hofrat lächelte einen [illegible] und sagte:

„Ich werde das sehr [illegible]."

„Wäre es wohl [illegible], wenn wir Sie bäten, uns einen kleinen Vortrag über diese Sache zu halten?"

„Gewiß nicht! Das kann ich sehr leicht — und die beste Abteilung zu gleicher Zeit."

„Ablehnung?“ fragte die Dame. „Wie meinen Sie das?“

„Das werde ich Ihnen alles in jener Besprechung deutlicher sagen,“ erwiderte der Arzt.

Eine Woche später machten die Zeitungen bekannt, Herr Hofrat X. werde einen Vortrag über Krankenpflege halten, zu dem alle Damen, die dafür Interesse fühlten, eingeladen seien. Der Saal war denn auch bis zur letzten Ecke von Damen und Frauen aller Stände besetzt.

Bald hatte der Hofrat seinen Platz am Pult eingenommen, und nach einigen da und dorthin gerichteten summen Begrüßungen begann er:

„Meine hochverehrten Zuhörerinnen! Daß ich hier spreche, obwohl mir Ihnen einiger wenigen aus Ihrer Mitte, aber die Anwesenheit so vieler scheint mir der Beweis zu sein, wie der Anteil an der Sache kein vereinzelter gewesen. So hören Sie denn über die aufgeworfene Frage die Ansicht eines Mannes, der im Laufe der Jahre manche Erfahrungen gesammelt.

„Als die größten Güter der Erde schätzen wir die materielle Sorgenlosigkeit, die seelische Befriedigung und die Gesundheit der Körperorgane. Diesen stehen dann als Verneinung des Glückes gegenüber: die Not mit der Sorge im Gefolge, das Sichunglücklichfühlen aus seelischen Gründen und die Krankheit. Es sind dies gleichsam die Elemente, aus denen sich das Menschenleben zusammensetzt, und das Hinzutreten von diesen oder jenen macht unser Dasein der Erde mit seinen millionenfachen Schattierungen aus.

„Am höchsten von allem ist die Gesundheit geschätzt, am tiefsten die Krankheit gefürchtet, denn diese ist es, die uns jede Tätigkeit benimmt, die anderen Glücksgüter zu genießen, während die Gesundheit uns im Gegenteil hilft, alle äußeren Übel leichter zu bekämpfen, zu vergessen.

„Wie sehr wir die Gesundheit für das Wichtigste ansehen, bezeugen wir bei jeder Begegnung. ‚Wie geht's?‘ pflegen wir einander zuzurufen und beziehen das vor allem auf die Gesundheit.

„Fühlt man sich wohl, so hat die Frage weiter keinen Wert. Sie wurde ohne Nachdruck hingeworfen und verhallt ohne Echo. Ganz anders ist es, wenn sie mit warmem Anteil den Leidenden anspricht, über den augenblicklichen Stand seines Befindens Aufklärung zu geben.

„Wir erkennen ganz deutlich, wie das Gesundheit das höchste Gut, die Krankheit das schlimmste Übel ist — und danach leben wir nicht darnach!

„Sie, meine Damen, wollen etwas Näheres über die Krankenpflege wissen; ich muß Ihnen sagen, die Pflege beginnt nicht erst bei jenen, die schon hilflos darniederliegen — sie soll rätselnde das ganze Menschenleben umfassen. Wenn Sie verstehen lernen, bei Operationen dem Arzte beistilich zu sein oder sogar selbst Verbände anzulegen, wenn Sie sich aufopfern, bei Schwerkranken alle Handreichungen leisten zu wollen, sei es, um für ähnliche Vorkommnisse im eigenen Kreise geschult zu sein, oder um sich ganz dem Berufe der Krankenpflege zu widmen, so ist das überaus lobenswert und gewiß auch sehr nützlich. Es scheint mir aber ein etwas unvermitteltes Ende zu sein, dem der Anfang fehlt, ein Werfen nur gegen Ausnahmefälle, denn das sind die Fälle, die dergleichen Hilfeleistungen erfordern, doch gegenüber dem täglichen Leben, in dem sich die Betreffenden nicht einmal durch die einfachste Achtsamkeit auf sich selbst vor Erkrankung zu schützen wissen.

„Sie haben, verehrte Zuhörerinnen, erstaunenswert viel gelernt. Man kann Ihr Wissen auf mancherlei Gebieten prüfen, und Sie werden eine verständige Antwort nicht schuldig bleiben; aber eben durch dieses viele und vielseitige Lernen sind Sie Ihrem eigentlichen, von der Natur Ihnen gestellten Berufe ferne gerückt — leider so ferne, daß sich das oft in bedenklicher Weise fühlbar macht.

„Sie sprechen zum Beispiel fast alle mit Leichtigkeit fremde Sprachen, und ohne daß Sie verlangen, darin Unterricht zu erteilen, ahne aus dieser Wissenschaft Ihren Beruf zu machen. Wäre das jedoch der Fall, dann haben Sie sicher das Studium mit doppeltem Eifer betrieben. Nun — der häufigste und naturgemäßeste Beruf aller Mädchen ist, daß sie Frauen und Familienmütter werden. Es wird sich gewiß niemand wundern, wenn die jüngste von Ihnen in einigen Jahren uns als Mutter mehrerer Kinder begegnen wird — und wie hat sich diese auf ihren Beruf vorbereitet?

„Sie sehen mich fragend an, meine Damen? Ja, das ist es eben, was ich an Ihrer so vielseitigen Bildung auszusetzen habe — daß sie nämlich so jede einseitig ist von Interesse und der Welt und seinem Interessen auf Nebenwege bringt, ohne die breite natürliche Straße zu zeigen, die doch meist kürzlichhin ihr Weg sein wird.

„Hie und da erhebt sich eine Stimme, die diesen Mangel in Erziehung unserer weiblichen Jugend entdeckt, wie das gegenwärtig bei den Erörterungen über die Frage der Krankenpflege geschieht. Aber unsere jetzige vorzügliche Bildung, die auch diese Lücke ausfüllen will, ist nicht etwa zu tadeln, sondern sie ist zu tadeln, weil sie den Uebelstand selbst hervorgerufen und nicht bemerkt hat, wie sie allmählich auf den Abweg gekommen.

„Die deutschen Hausfrauen von ehemals, die noch verstanden, heilende Salben zu bereiten und manch andere gute Hausmittel anzuwenden wußten, die ihre Kinder selbst verjüngten, ohne erst den Rat einer Kinderfrau einholen zu müssen, scheinen mir ihren höchsten Pflichten unendlich viel näher gestanden zu haben als so viele junge Mädchen und Frauen unserer Zeit, die in poetischer Unschuld sogleich bereit sind, eine Heirat einzugehen, sich aber nur wie aus sehr weiter Ferne an die Möglichkeit zu denken getrauen, einmal auch Familienmutter zu sein.

„Jeder beweist sich auf das vor, was er zu seinem Lebensspruch erwählen will, nur diejenige nicht, der der wichtigste anvertraut ist — das Weib!

„Es ist leider bei uns allgemein so viel von natürlichem Empfinden verloren gegangen, daß uns die Unnatürlichkeiten, denen wir täglich begegnen, nicht mehr als solche auffallen. Es ist durchaus kein Zeichen höherstehender Sittlichkeit, natürlichen Vorgängen ein mackelndes Mäntelchen umzuhängen. Ich hatte unsere angelernte Prüderie, diese falsche Verschämtheit, durchaus nicht für eine gesellschaftliche Notwendigkeit, eher für eine Beschränktheit, die sich namentlich in Bezug auf die Gesundheitspflege bitter rächt.

„Hier ist es, wo die Bildung des Weibes mit vernünftiger Einsicht anfangen sollte. Was hilft es der Eifrigen, die schwersten samaritanischen Werke verrichten zu können, wenn sie nicht erst gelernt hat, die Gesundheit zu erhalten? Was ist notwendiger: Krankheiten zu pflegen verstehen oder sie zu verhüten wissen? Ich denke doch, letzteres!

„Von allen Seiten hört man sagen, und wir selbst sprechen es oft genug aus, wenn wir anderen unsere körperlichen Leiden klagen: ‚Ich habe mich verdorben‘. Das ist stets ein Vorwurf gegen unsere Vernunft — eine Sünde gegen die Natur, die dann mit kleinen und großen Unbequemlichkeiten Rache nimmt. Dieses ‚Sichverderben‘, das — vom kleinen Schnupfen angefangen, bis zu den schweren Krankheiten und Todesursachen — eine Hauptrolle im Gesundheitsleben spielt, ist nur die Folge von Mißachtung hygienischer Maßregeln. Man hat sich aus Leichtsinn, Unvorsichtigkeit, Unachtsamkeit oder Prüderie krank gemacht und verlangt nun vom Arzt, er solle das Uebel baldmöglichst beseitigen. Daß jeder zuerst sein eigener Heilarzt sein sollte, daran denkt niemand, darauf hin ist keiner erzogen! Daß man die Gesundheit schätzen sollte, ist eine tiefe Wahrheit; daß man sie tatsächlich schätzt, das heißt schätzt, bevor sie verloren gegangen, ist eine hohle Phrase! Ihnen, meine verehrten Zuhörerinnen, möchte ich aber anempfehlen, den Satz in seiner ganzen Wichtigkeit anzuerkennen und darnach zu handeln.

„Bevor Sie also Krankheiten pflegen lernen, möchte ich Ihnen raten, sich damit bekannt zu machen, wie man die kostbare, unersetzliche Gesundheit erhält — vor allem Ihre eigene und die der Kinder, die unter Ihrer Obhut stehen. Es ist ein trauriges Zeichen, daß diese Wissenschaft nicht als Ueberlieferung von Mutter auf Tochter vererbt wird wie gewisse Vorteile der Haushaltung, die gewiß meist unwichtiger sind.

„Die Pflege umfaßt, wie bereits gesagt, das ganze Menschenleben, besonders aber den Anfang und das Ende desselben. Da sind die noch unentwickelten Kräfte zu heben, dort die schwindenden zu stützen, ihre Verluste zu ersetzen.

„Das erste und kostbarste Wissen jedes erwachsenen weiblichen Wesens sollte die richtige Kinderpflege sein. Dies ist das Naheliegendste, das Notwendigste, aber leider das Vernachlässigste — vernachlässigt nicht aus Beschränktheit, sondern aus ganz lächerlicher Prüderie. Statt daß man das junge Mädchen zu jeder Pflege der kleinen Kinder heranzieht, ihr gerne Gelegenheit schafft, das kleine Wesen in seiner rührenden Hilflosigkeit, in all seinen Bedürfnissen zu beobachten, hält man sie — namentlich in unseren höheren Ständen — absichtlich davon fern. Anstatt sie Erfahrungen sammeln zu lassen, aus denen sie nur Nutzen ziehen kann, gibt man ihr zu verstehen, es sei hier nichts ihr Platz. Und warum? Weil eine unvernünftige Verkehrtheit der Ansichten ihr das verbietet!

„Ist sie dann vielleicht ein Jahr darauf selbst junge Mutter, dann fühlt sie sich ihrem eigenen Kinde gegenüber unbeholfen und fremd, muß sich auf die Ansprüche der Wärterinnen und sonstigen Pflegenden verlassen, weil sie selbst ohne Urteil ist.

„Und wer sagt, wie viele Erstgeborenen jener poetischen Unwissenheit zum Opfer fallen?

„Das erste Kind muß der Mutter gleichsam Versuchsgegenstand sein. Kann sie von einer Wärterin die Auskunft, die aufmerksame Fürsorge verlangen, mit der sie selbst ihr eigenes Kind pflegen und versorgen würde — wenn sie es verstände?

„Ja — wenn sie es verstände! Aber sie versteht es eben nicht! Hat sie gewissenlose oder auch nur ungeschickte Ammen oder Wärterinnen, so ist ihr bestes Gut in schlechten Händen. Sie sieht zu, wie ihrem Kinde nicht das gegeben und getan wird, was ihm gegeben und getan werden sollte, und merkt die Mängel nicht einmal, weil sie die natürlichen Erfordernisse nicht kennt!

„Sollte nicht vor allem in diesem wichtigsten Punkte Abhilfe geschafft werden?

„Wenn junge Mädchen Lust spielen, zu pflegen, so sollten sie sich doch wohl eher an die Krippenanstalten und Kinderspitäler wenden, um dort die wichtigsten Erfahrungen für ihr Leben zu sammeln. Oder sie sollten sich in die Mühe stellen und lernen, eine kräftige Suppe, ein nahrhaftes, leicht verdauliches Stück Fleisch zu bereiten, wie man es braucht, um geschwächte Kräfte zu stärken. Es würde damit für das Wohl ihrer Familie sicher der größte und eingreifendste Nutzen gebracht.

„Auch sollten sie in erster Linie die eigene, so wichtige Gesundheit zu erhalten lernen, wissen, wie man sich vor Ueberanstrengungen und Erkältungen zu schützen habe, die die meisten Erkrankungen hervorrufen, und jeder Sache die nötige Wichtigkeit beimessen.

„Unser heutiges Frauengeschlecht ist nicht mehr von Eisen, desto mehr soll es auf die Gesundheit bedacht sein. Gerade hier spielt das ‚Sichverderben‘ eine so wichtige Rolle. Und warum verdirbt man sich? Weil man eine Partie unternehmen will, einen Ball nicht versäumen möchte, weil man es langweilig und im Verlegenheit bringend findet, ein ermüdendes Unternehmen nicht mitzumachen. Man schadet sich aus Unwissenheit oder aus ungeschickter Prüderie — das eine ist durch das Fragen so tadelnswert wie das andere.

„Die Krankenpflege, die mit im täglichen Leben, in der Familie nötig haben, braucht keinen wissenschaftlichen Untergrund, wenn ihr das Vorhandensein eines solchen auch gewiß nicht schaden würde; sie fußt vielmehr auf unermüdlicher Geduld und Aufmerksamkeit, die sich ganz dem Leidenden widmet und die Ansprüche des eigenen Ich in den Hintergrund treten heißt. Das natürliche Gefühl sagt der Pflegenden, wie sie sich zu benehmen hat.

„Sie tritt leise ein ins Krankenzimmer, schließt die Thür geräuschlos und läßt außerhalb, was sie zu sehr in Anspruch nimmt. Hier gilt es nicht mehr, dem Vergnügen der eigenen Person zu leben, sie soll nur pflegen, soll dem Kranken die verlorene Gesundheit zu ersetzen suchen. Auf ihr ruht die Verantwortung dafür, daß die Befehle des Arztes pünktlich vollzogen werden, und daneben hat sie noch ein Feld des selbständigen Handelns.

„Sie beobachtet die Gewohnheiten des Kranken, verlangt nicht, er solle sich nach ihr richten, ordnet sich vielmehr seinen Bedürfnissen unter; für ihn zu denken und zu handeln ist ihre Aufgabe. So wartet sie nicht erst ab, bis er sich über zu grelles Licht beklage, richtet die Rissen, noch ehe ihm selbst das Lager als zu unbequem erscheinen, reicht dem Fiebernden den Trank, bevor er erst darum bitten müßte. Ihr Lesen oder im Gespräch hält sie inne, wenn sie glaubt, er könne müde sein. Versucht er, sich mühsam aufzurichten, so ist ihr Arm die Stütze; vermag er nicht allein zu gehen, ist sie ihm die Hilfe — doch muß sie das alles als ganz natürlich thun, dann wird es der Leidende gern und dankbar annehmen. Er darf nicht Zeit finden, sich selbst zwecklos pflegen zu müssen.

„Die Pflege muß als etwas ganz Selbstverständliches gehandhabt werden, damit der Kranke nicht seine Hilflosigkeit doppelt schmerzlich empfindet in dem drückenden Gefühl, nun den anderen zur Last zu fallen und die Ursache des Mißmuts seiner Umgebung zu sein. Nur die heitere Pflege wirkt wohlthuend, und von dem guten Mut, der auf dem Gesicht der Wärterin liegt, fällt auch ein Strahl in die Seele des Leidenden. Ihre Arbeit erstreckt sich nicht nur auf die Pflege des Körpers, auch für das geistige Behagen hat sie Sorge zu tragen. Sie hat alle Aufsicht auf ihn zu nehmen, auch wenn er ungeduldig und anspruchsvoll erscheint; sie weiß, er ist nicht Herr über sich, und betrachtet die Launen als einen Teil der Krankheit. Alles, was ihm Aufregung bereiten könnte, weiß sie ferne zu halten; sie verteidigt ihn gegen das Geräusch und die Ansprüche der Außenwelt, denen er im Augenblick nicht gewachsen ist. Hört sie geduldig seine Klagen an, so wird er es als Erleichterung empfinden. Sie hat einen Trost, einen guten Rat zur Hand, bringt ihn vielleicht auch allmählich auf Gedanken, die seine Phantasie angeregt und vorteilhaft beschäftigen, ohne sie zu erregen, und ihn für einige Zeit Schmerzen und Elend vergessen machen.

„Und hat sie nichts gethan als seinen Anklagungen ruhig zugehört, wenn es ihr auch noch so langweilig gewesen, so wird der Kranke diese Stunde als Erleichterung empfunden haben und freundlicher lächeln, wenn er sie wieder erblickt.

„Die Ruhe der Pflegerin muß auch gleichmäßig sein; weder in ihren Bewegungen, noch in ihren Mienen darf Furcht und Hoffnung wechseln und den Leidenden beunruhigen. Diese Gleichmäßigkeit zu bewahren, ist natürlich bei schwerer, je näher uns der gefährlich Erkrankte steht. Viele glauben, sie müßten mit und um den Leidenden jammern, um ihr Mitgefühl zu bezeigen, oder ihm es, weil sie sich nicht beherrschen können. Solche Elemente stören den Frieden des Krankenzimmers und sollten besser ferngehalten werden.

„Die ideale Krankenpflegerin für das tägliche Leben in der Familie braucht keine großen Heldenthaten zu vollbringen. Ihre jegenbringende Thätigkeit kleidet sich in Geduld, sie ist eine Kette von kleinen Aufmerksamkeiten und gewissenhaften Ausführungen der ärztlichen Anordnungen. Und eben weil das alles in anscheinend nur kleinen Thaten besteht, eignet sich die weibliche Hand, der weibliche Sinn, der gern auch auf unscheinbare Einzelheiten eingeht, viel besser dazu als das ungestümere Wesen des Mannes.

„Um der wohlthuende Engel des Krankenzimmers zu sein, bedarf man, sowie ein Arzt vorhanden, keiner wissenschaftlichen Vorbildung; von viel wichtigerer Bedeutung sind andere Eigenschaften, als: Selbstlosigkeit, Selbstbeherrschung, Milde, Ruhe und vorzüglich Geduld.

„Namentlich letztere ist in vielen Fällen das Hauptserfordernis. Viel leichter ist ja die Pflege von kurzen, schweren Krankheiten, während deren Dauer unser Interesse

Digitized by Google

in Erregung erhalten ist, Hoffnung und Furcht den Eifer nicht erkalten lassen, als die langwierige, ermüdende Wartung der chemisch Leidenden, bei denen die kleinste Gleichmäßigkeit der langen Tage schwer und bedrückend auf der Umgebung lastet. (Schluß folgt.)

Nikolai Carlowitsch von Giers.

Unter denjenigen Männern, welche für die Erhaltung des in den letzten Jahren so häufig bedrohten europäischen Friedens von entscheidendem Einfluß gewesen, ist neben den leitenden Staatsmännern von Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien stets auch der russische Minister des Auswärtigen, Herr von Giers, mit besonderem Nachdruck genannt worden. Er hat inmitten der vom Panslawismus durchseuchten Petersburger Gesellschaft seine gemäßigten Anschauungen stets nur unter fortwährenden schweren Kämpfen zur Geltung bringen und zum Siege führen können. Um so mehr verdient er den Dank aller Friedensfreunde, besonders derjenigen in Deutschland, für das er stets eine lebhafte Sympathie bekundet hat und dem er stets ein loyaler Verteidiger gewesen. Kaiser Wilhelm, Fürst Bismarck und der Botschafter von Schweinitz haben deshalb nur der Stimme des deutschen Volkes Ausdruck gegeben, als sie ihn gelegentlich seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums am 25. Oktober besonders auszeichneten und beglückwünschten.



Nikolai Carlowitsch von Giers.

Nikolai Carlowitsch von Giers gehört einer finnländischen, aus Schweden stammenden Familie an, aber schon sein Vater übersiedelte vor fast hundert Jahren nach Polen, trat dann, als Polen dem mächtigen Nachbar einverleibt wurde, in den russischen Staatsdienst, erhielt den russischen Adel und starb hochbetagt Mitte der fünfziger Jahre als russischer Staatsrat. Vermählt war er mit einer Gräfin Lutke, der Schwester des bekannten russischen Admirals. Sein Sohn, am 9. Mai 1820 in Radzimilow (Polen) geboren, erhielt seine Ausbildung auf dem Lyceum von Krasnoje-Selo, einer echt russischen Bildungsanstalt, die aber zu jener Zeit deutsche Sprache und deutsche Literatur ganz besonders pflegte. Obgleich Herr von Giers nur wenig Gelegenheit hatte, seine deutschen Sprachstudien weiter zu treiben, ist ihm dennoch immer die deutsche Sprache vollkommen geläufig.

In seiner Familie wurde und wird indessen, wie in den meisten vornehmen russischen Häusern, hauptsächlich französisch gesprochen, zumal seine Gemahlin, eine rumänische Fürstin Kantakuzi, diese Sprache besonders bevorzugt. Im Jahre 1849 kam er als erster Botschaftsrat nach Konstantinopel, 1858 als Generalkonsul nach Aegypten, Ende 1859 in die Donaufürstentümer; 1863 wurde er Gesandter in Teheran, 1867 in der Schweiz und 1872 in Stockholm; 1875 wird er nach Petersburg zurückberufen, um als Gehilfe des Fürsten Gortschakow in das Ministerium des Aeußern einzutreten. Seit dem 9. April 1882 ist er selbst Minister des Aeußern.

Herr von Giers hatte die Freude, sein Jubiläum an der Seite seiner Gemahlin und inmitten seiner vier Söhne feiern zu können. Sein Monarch zeichnete ihn durch Verleihung des Wladimirordens aus, von Nah und Fern trafen Glückwunschdepeschen ein, die fremden Diplomaten spendeten ein goldenes Schreibzeug, die Beamten des Ministeriums ein Album mit den Bildnissen der drei Kaiser, unter denen der Jubilar gedient, der Kaiserinnen, und seinem eigenen als jugendlicher Lyceist, ferner kleinen Geburtshaus in Radzimilow, den Konsulatsgebäuden in Jassy, Bukarest und Teheran, dem Stab des General Lüders und so weiter, Darstellungen der Kaiserkrönung und Scenen von den Zusammenkünften zu Alexandrowo, Danzig, Skierniewice, Neustadt, und schließlich mit der Begrüßungsszene Kaiser Wilhelms II. in Peterhof. Wie ihm selbst, so wurden auch der Frau von Giers kostbare Andenken überreicht, unter anderem ein schön gearbeiteter galanter Bouquethalter vom diplomatischen Corps. -n.

Der Kaisertag in Hamburg. Von Hermann Lüders.

Mit Originalzeichnungen des Verfassers.

Festtürme ziehen durch das Land und künden das Ende eines Jahres an, das ereignisreich wie selten eines in die Geschicke unseres Vaterlandes eingegriffen hat. Schwere, tief niederdrückende Ereignisse auf der einen Seite, erhebende und begeisternde auf der andern. In einer Weise, zu der die Geschichte kaum eine Parallele kennt, hat der jugendliche Kaiser beim Antritt seiner Regierung den europäischen Höfen Besuche abgestattet, die sich in ihrem Fortgange zu einer so bedeutungsvollen Friedensdemonstration gestalteten, daß nicht allein das deutsche Vaterland, sondern alle Völker und Regierungen mit der beglückendsten Aufmerksamkeit den Schritten des Monarchen folgten. In jüngster Zeit ist auch der alten freien Stadt, dem reichen und stolzen Hamburg das Glück zu teil geworden, den Kaiser in seinen Mauern begrüßen zu dürfen, der gekommen war, um den letzten Weiheakt an einem Werke zu vollziehen, das tiefeinschneidende Veränderungen für die Bewohner mit sich bringt. Der Schlußstein der Bauten des Freihafengebiets wurde am 29. Oktober durch Kaiser Wilhelm feierlichst eingefügt. Hamburg hat seine Sonderstellung aufgegeben, seine Zollgrenzen sind niedergerissen, es hat sich unmittelbar an die Gesamtheit angeschlossen. In gewaltigen Bauten ist dagegen ein Freihafengebiet entstanden, das in seiner Großartigkeit jeden mit Staunen und Verwunderung erfüllen muß. Wie eine gewaltige Festung erhebt sich an den Ufern der Elbe eine Reihe mächtiger Backsteinbauten von jenem ernsten, wuchtigen Charakter, wie er den Bewohnern der nordischen Meere und allem, dem sie ihren Stempel aufdrücken, eigen ist. Stolze Brücken führen von der Stadt in diese in sich abgeschlossene Welt hinein. Wer dies Gebiet betritt, ist außerhalb der deutschen Zollgrenze, — wer zurückkehrt, unterliegt dem Zwange, den jede Zollgrenze mit sich bringt.

Man hört in Hamburg noch hie und da eine Stimme, die sich nicht so schnell in die neuen Verhältnisse eingewöhnen kann; es dünkt dem Kleinbürger nach schwer, seinen Kaffee, seinen Zucker um wenige Pfennige teurer bezahlen zu müssen, aber im Großen und Ganzen überwiegt doch bei weitem die Ansicht, daß das Werk ein segenstrotzendes sei, daß der ungehinderte Verkehr mit dem Hinterlande all die kleinen Nachteile in reichem Maße aufwiegen wird, welche der neue Stand der Dinge mit sich bringt, daß Hamburg reicher und stolzer als je sich unter der neuen Einrichtung noch entwickeln können. Daß diese Stimmung die weitaus überwiegende ist, daß der Hamburger neben den Pflegen seiner Sonderinteressen auch ein weites Herz und ein tiefes Verständnis für die Dinge des großen Vaterlandes hat, dafür hat der Empfang Kaiser Wilhelms am 29. Oktober einen schlagenden, unzweifelhaften Beweis geliefert. Dem Schreiber dieser Zeilen ist es vergönnt gewesen, im Verlauf der glanzvollen Kaisertreffen die Festtage in Petersburg, Rom und Neapel mit durchzuleben, all den Jubel und den Glanz aus nächster Nähe zu sehen; es war überall schön, aber so herzlich, so alle Schichten der Bevölkerung erfassend wie in Hamburg war es im Auslande kaum irgendwo. Von langer Hand waren die Empfangsfeierlichkeiten in eingehendster Weise vorbereitet und mit einem großartigen Aufwand in Scene gesetzt worden. Am Festtage selbst war vom Morgen an alles in feierlich gehobener Stimmung von freudiger Erwartung voll.

In dem prachtvollen Empfangszelt an der Lombardsbrücke harrten des Kaisers die Bürgermeister, mehrere Senatoren, Minister von Bötticher, der Kommandierende des neunten Armeecorps von Leszczynski, der preußische Gesandte v. Kusserow und andere



Der Senat der Stadt begrüßt den Kaiser auf der Brooksbrücke.



Die Fahrt durch die Stadt.

hervorragende Persönlichkeiten. Kurz vor Mittag verkündete das Läuten der Glocken von St. Michaelis, daß der Kaiser das Gebiet der Stadt Hamburg erreicht habe, und Punkt 12 Uhr hielt der kaiserliche Sonderzug an der Lombardsbrücke. Hierher hatte der Kaiser die ehrfurchtsvolle Begrüßung der von den beiden Bürgermeistern geführten Senatsrepräsentanten entgegengenommen, jedem der anwesenden Herren die Hand gereicht und vom Admiral den Rapport entgegengenommen hatte, schritt er durch den geschmackvoll hergerichteten Festgang auf der „Alsterlust", wo ein Gabelfrühstück zu zwei Dutzend Gedecken eingenommen wurde. Dann führte das elegante, mit reicher Vergoldung prangende Alsterdampfboot „Oskar", von den sämtlichen anderen Alsterdampfbooten geleitet, den Kaiser und sein Gefolge durch das von den schmalen Booten des Ruderclubs gebildete Spalier über das festliche Becken der Binnenalster dem alten Jungfernstieg zu. — Es ist allbekannt, daß Hamburg an Naturreizen, namentlich auch in den Alsterumgebungen viele, die bei dieser reizvollen Fahrt bewundert wurden; in dem Schmuck, den die Stadt zu diesen Tage in so reichem Maße angelegt hatte, reihte sie Straßenzeile einen geradezu entzückenden Festrand. An der besonders reich verzierten Quaimauer ging der Kaiser mit Gefolge ans Land und fuhr dann in prächtigen Vierergespann, den ersten Bürgermeister der Stadt, Dr. Versmann, neben sich, in den brausenden Jubel der dichtbelebten Straßen hinein zum Festplatz.

Einer der interessantesten Punkte des Festzugsgebietes an der sogenannten Brooksbrücke war es, an welchem sich nunmehr die Hauptfeier des Tages vollzog. Am Ausgange der genannten Straße war in geschmackvoller Weise, durch Tribünen und reichen architektonischen Schmuck ein Festplatz geschaffen, der in Bezug auf seine Lage, auf den Blick, den er über die Stadt und über ihr großartigen seestädtischen Anlagen gewährte, gar nicht besser gedacht werden kann.

Gefolgt von dem Senat und sonstigen hohen Würdenträgern überschritt der Kaiser die Brücke und begab sich auf den eigentlichen Festplatz. Pünktlich und genau dem Programm entsprechend vollzog sich die festliche Handlung. Der Bürgermeister hielt eine Rede, dann schritt der Kaiser zu einem langgestreckten Bau, der an dem Denkmalsturm errichtet war, und weihte mit drei kräftigen Hammerschlägen und den Worten: „Zur Ehre Gottes, zum Wohle des Vaterlandes, zum Segen Hamburgs!" die Grundsteinlage ein. Für Hamburg war es ein ewig denkwürdiger Augenblick, aber auch für jeden Deutschen hat es ein ergreifendes Schauspiel, den jungen Herrscher zu seinen inmitten einer vieltausendköpfigen Menge, die von allen Fenstern und Dächern herunterjubelte, inzwischen die stolzen Bauten der Neustadt, das alte ehrwürdige Hamburg mit seiner rührbelebten Elbe als Hintergrund, — man kann sich nicht leicht etwas Erhebenderes und Malerisches denken. Nach kurzer Weihrede durch einen Geistlichen begann dann derjenige Teil des Festes, der so recht eigentlich ein Hamburgischer war, die Festfahrt durch den Hafen. Dies schildern zu wollen mit Worten ist ein vergebliches Unternehmen. Ich habe versucht, es im Bilde wiederzugeben, aber auch das vermag keine vollgenügende Vorstellung von dem überaus imposanten und lebhaft bewegten Bilde, das diese Fahrt darbot, zu gewähren. Der kaiserliche Dampfer, auf dessen Kommandobrücke der hohe Herr während der Fahrt stand, war umwogt von einer Unzahl von Fahrzeugen aller Art. Das Hurrarufen der Menge, der Rauch der Hunderte von Schloten, die Musikchöre auf verschiedenen Schiffen, die flatternden Wimpel, die bewegte Elbe, das alles gestaltete sich zu einem Eindruck, den keiner der Teilnehmer vergessen wird. Es war auf alle Fälle der malerischste und wirkungsvollste Teil des Festes, den genießen zu haben ich zu meinen liebsten Erinnerungen zähle.

Festessen, Festreden und Toaste haben dann in glänzender Weise den Schluß gebildet. Der Trinkspruch, durch welchen Kaiser Wilhelm selbst bei dem großen Festmahl in der Ruxthalle den ihm gewidmeten begeisterten Toast des zweiten Bürgermeisters Dr. Petersen erwiderte, soll um seiner besonderen Bedeutung willen hier eine Stelle finden. Der Kaiser sprach:

„Gestatten Sie, daß Ich Ihnen Meinen wärmsten Dank ausspreche. Die Art und Weise der Aufnahme seitens der Bevölkerung der Stadt Hamburg hat Mich so überwältigt und erfreut, daß Ich es kaum in Worten auszudrücken vermöchte. Es ist nicht das erstemal, daß Ich in Ihren Mauern weile; und wenn ich damit zu gleicher Zeit ausspreche, daß Ich von ganzem Herzen und freudig Ihrer Einladung gefolgt bin, so möchte Ich nur damit noch die Bemerkung verbinden, daß Mir Hamburg eine ganz besonders liebe Stadt ist. Wie Sie es richtig vorhin erwähnten, bin Ich schon im Jugendalter wiederholt hier gewesen. Zweimal — und mit besonderer Freude denke Ich an jene Zeit; das einemal als Meine Eltern Meinen Bruder zum Eintritt in die Marine brachten und denselben hier in festlicher Weise ein herzlicher Empfang bereitet wurde, und das andermal, wie Ich im Gefolge Meines Hochseligen Großvaters eine jubelnde und begeisterte Huldigung Hamburgs an Ihn miterleben konnte. Ich sehe auch den heutigen Jubel und die heutige freudige Festesstimmung, die Mir entgegenschlug, als ein Erbstück dessen an, was damals Meinem Hochseligen Großvater entgegengebracht wurde. Um so lieber weile Ich in dieser Stadt, als Mich Mein Weg jedesmal, wenn Ich zu Meinem Bruder oder zu der von Mir so sehr geliebten Flotte nach Norden fahre, stets durch Ihre gastlichen Mauern führt. Die Reise, die Sie vorhin erwähnten, habe Ich allerdings unternommen in der Absicht, durch den Frieden, den Ich für Mein Vaterland befestigen würde, die Industrie und den Handel und die Wohlfahrt des Landes fördern zu helfen. Meine Herren, der heutige Tag ist ein hochbedeutender Tag gerade in dieser Richtung. Das Werk, dem die heutige Feier galt, ist das erste, welches als eine bedeutende Leistung der inneren Politik des Reichs unter Meiner Regierung zur Vollendung gereift ist; und es ist Mir eine ganz besondere Freude, daß dies gerade in Ihrer Stadt stattgefunden hat. Mit hoher Genugthuung erfüllt Mich der heutige Tag, und Ich hoffe, daß Gottes Segen auf demselben ruhen wird, und daß die Stadt Hamburg durch diese That einen Aufschwung nehmen wird, der alle unsere Hoffnungen übersteigt. Sie haben einen großen Dienst für das Vaterland geleistet; Sie sind ja diejenigen, die das Vaterland mit unsichtbaren Banden an die fernen Weltteile weithin anknüpfen, seine Erzeugnisse herüberbringen. Und nicht nur das; Sie sind es, die auch unsere Gedanken und Ideen der fernen Welt mitteilen, wofür Ihnen das Vaterland besonderen Dank schuldet." — In das Hoch, das der Kaiser nun auf die Stadt Hamburg ausbrachte, darf Süddeutschland freudigen Herzens einstimmen, denn Hamburg hat an jenem Tage in der That gezeigt, daß es nicht nur eine reiche, glänzende, sondern zugleich auch eine gut patriotische, echt deutsche Stadt ist.



Am Jungfernstieg während des Kaisertages.



Die feierliche Einsegnung des Schutzpatrones durch den Kaiser.

Nubia.

Erzählung
von
Richard Voß.

(Fortsetzung.)

Es regnete noch, als die Frauen von Saracenesco ihre Männer zurück erwarteten; aber nicht Wetter und Wind hielt die guten Weiber ab, nun die seit so langem Entfernten zu den heimischen Herden zurückkehren mußten, beim Kreuz zu stehen und stundenlang auf den Weg zu spähen.

Während der ganzen ersten Regenwoche hatte Nubia ihren Platz am Saum des Waldes noch beibehalten, sobald jedoch die anderen Frauen und Mädchen beim Kreuz erschienen, blieb sie aus, sich streng im Hause haltend und das Wasserholen der Mutter überlassend, die sie nur während der Mahlzeiten sah. Sie bewohnte jetzt die Kammer des Fremden, der an den Wänden einige Skizzen zurückgelassen hatte, darunter einen Entwurf zu seinem Gemälde: Maria Magdalena vor ihrem Sündenfall. Jetzt saß Nubia stundenlang, ihr Gesicht an der Wand betrachtend und darüber sinnend, was jener Mann, der sich über sie beugte, ihr zuraunte. Sie wußte es.

So teilnahmslos sich in diesen Tagen die Tochter zeigte, in so leidenschaftlicher Erwartung befand sich die Mutter. Nubia hörte sie seufzen und stöhnen, vor sich hinmurmeln und laut die Heiligen anrufen. Nachmittags verließ dann auch die Mutter das Haus, lief den Weibern nach, stand in Regen und Sturm, mit den übrigen harrend, da. Jeden Tag in dieser Woche ließ sich Bruder Girolamo sehen, auch er schien auf jemand zu warten.

Eines Sonntag Abends saß Nubia ohne Licht in ihrer Kammer und horchte auf den Regen, der prasselnd gegen die Fensterladen anschlug. Plötzlich fuhr sie in die Höhe. Sie waren zurückgekommen und wurden von den Frauen unter jubelndem Freudengeschrei nach dem Dorfe geführt. Jetzt waren sie beim Baum, jetzt kamen sie die letzte Strecke Weges heraufgestiegen. Jetzt traten sie in den Ort. Näher und näher drangen die Töne überschwenglichen Jubels zu der einsamen Lauscherin, die diese und jene Stimme aus dem Geschwirr von Lauten erkannte, das war die Marluccia, die ihrem Verlobten zurief, und dieses helle Lachen gehörte der andern Braut, der schönen Serena, an. Nun trennte sich die Schar; die Heimgekehrten suchten mit den Ihren so schnell als möglich ins Trockene zu gelangen; einer nach dem andern trat ins Haus, nachdem sie sich noch eine gute Nacht zugerufen. Es wurde draußen still, nur zuweilen noch erklang aus diesem oder jenem Haus ein freudiger Aufschrei.

Noch immer stand Nubia regungslos horchend. Die Mutter war noch nicht wieder da, also war auch Argante zurückgekehrt; sie sprach jetzt mit ihm. Was würde Argante sagen? Er hatte sie lieb. Was würde Argante thun? Was mußte er thun, wenn er sie wahrhaft lieb hatte, wenn er wahrhaft ein Mann war? Wie lange sie ausblieben! Die anderen waren schon längst zurück.

Eine halbe Stunde verstrich. Sie erhob sich, seufzte, trat einige Schritte vor, steckte die Lampe an, griff zur Spindel und begann zu spinnen. Ihr Gesicht blieb bleich und ruhig, aber ihre Augen glühten wie im Fieber und blickten starr nach der Thür, durch welche jeden Augenblick ihre Mutter allein oder in Begleitung eines Mannes eintreten mußte, der, wenn er überhaupt kam, ihr Verlobter war und ihr Gatte werden sollte. Aber er würde nicht kommen; verächtlich, wie sie für jeden geworden war, mußte sie es auch für ihn sein, und — er würde nicht kommen! Kam er aber doch, so sollte er nichts anderes von ihr erfahren, als alle durch den Priester erfahren hatten.

Schritte die Straße herauf! Vor dem Hause blieben die Kommenden stehen, der Priester sprach leise, die Mutter schluchzte. Dann wurde die Hausthür geöffnet, sie traten ein, die Mutter und noch einer und — ein dritter. Jetzt stieß jemand die Kammerthür auf, es war der Mönch.

Seine Stimme, die heiser klang, zum Flüstern dämpfend, sagte der Bruder:

„Da ist der Argante zurückgekommen; Deine Mutter hat ihm gesagt, wie es um Dich steht, aber er will Dich dennoch zum Weibe nehmen. Geh zu ihm und danke ihm, küsse seine Hände. He, Nubia! Hörst Du nicht, Nubia?"

Er rief sie an, weil sie ruhig an ihrem Platze blieb, an dem Mönch vorüber ins Zimmer blickend, darin neben ihrer Mutter, in einen schwarzen Mantel gehüllt, ein Jüngling stand, das Gesicht fahl, als hätte er viele Wochen schweres Fieber gehabt, die dunklen, regenfeuchten Locken an Stirn und Wangen klebend, mit traurigen, seltsam, gleichsam erloschenen Blicken das schöne, gefallene Geschöpf betrachtend, das ihm so gleichmütig entgegensah.

Da Nubia stumm blieb, auch gar keine Bewegung machte, wollte der Mönch auf sie zu und sie in die Höhe reißen, aber Argante rief ihn zurück, kam in die Kammer, bat mit einer Handbewegung den Priester, hinauszugehen, und schloß hinter ihm die Thür. Als er auf seine Braut zutrat, erhob sich diese langsam. Sie standen sich gegenüber und sahen sich an.

„Ist's wahr?"

„Wenn Du mich fragst, wird es wohl wahr sein."

Er that ihr nichts, nicht einmal, daß er mit der Rechten unter seinen Mantel nach dem Messer griff, nur daß er aufstöhnte, als wäre er ins Herz getroffen worden, dann verließ er die Kammer, ohne Nubia eines Blickes zu würdigen.

X.

Sie ging diese Nacht nicht zu Bette, ließ das Licht brennen, setzte sich, vollständig angekleidet, auf die Truhe, sank mit dem Kopf gegen die Wand und schloß die Augen, aber sie schlief nicht. Sie horchte, ob sie keinen schleichenden Schritt vernahm. Er mußte ja wissen, daß die Hausthür niemals geschlossen wurde, daß er nur einzutreten und in ihre Kammer zu gehen brauchte, die weder Schloß noch Riegel hatte. Sie würde keine Bewegung thun, die Augen nicht öffnen; es sollte ihm leicht werden, ihr sein Dolchmesser ins Herz zu stoßen. Vielleicht lief es ihm doch ein, was er seiner Ehre schuldig war, denn seit Jahren war er ihr nachgegangen, jedes Kind in Saracenesco wußte, daß, sobald er einige Scudi zusammengebracht, er bei der Mutter um sie hatte werben wollen. War sie nicht im ganzen Ort als die zukünftige Frau des Argante betrachtet worden?

Und nun kam er zurück, nun erfuhr er, was geschehen war — etwas, das in Saracenesco noch niemals geschehen; nun glaubte auch er dem Mönch und der Mutter, und nun, statt die vermeintliche Schande des von ihm geliebten Mädchens an diesem zu rächen, kam er, um ihr zu sagen, daß er sie trotzdem zum Weibe nehmen wolle, wofür sie ihm noch danken, ihm noch die Hände küssen sollte.

Er war eben kein Mann, dieser gute Argante.

Was er, der andere, wohl sagen würde, wenn er in Rom hörte:

„In Saracenesco hat einer ein Mädchen erstochen!" Er hätte gewiß gleich gefragt:

„Wißt ihr des Mädchens Namen?"

„Nubia!"

„Nubia ist erstochen worden?"

„Kannten Ihr sie?"

„Und nicht wahr, der, welcher die Nubia erstochen, heißt Argante?"

„So heißt er."

„Warum hat er's gethan?"

„Sie war schlecht geworden."

„Schlecht? Nubia schlecht?"

„Im Sommer war ein Fremder droben in Saracenesco, der wohnte bei ihrer Mutter, und da —"

Was er wohl sagen, was für ein Gesicht er wohl machen würde! Madonna, wenn sie ihm das doch anthun könnte! Nichts anderes würde eine solche Rache sein, nichts anderes ihn so ins Herz treffen.

Aber die Nacht verging, der Tag dämmerte und kein Argante kam, sie zu töten. Dennoch mußte es geschehen, sie mußte sinnen, wie sie ihn dazu bringen konnte, sich an ihr zu rächen — wie sie es anfangen sollte, an dem andern eine solche Rache zu nehmen.

Was Nubia von Argante, wenn dieser ein rechter Mann war, erwartete, geschah auch in den nächsten Tagen und Nächten nicht. Allerdings ging der Bräutigam mit einem Gesicht umher, als sinne er Blut und Mord. Er war indessen krank und fieberte stark. Seine Verlobte sah ihn kaum, er kam ohne Gruß und ging ohne Gruß. Trat er ein, so setzte er sich gleich auf den Platz dicht am Herde, wo er, bis an die Augen in seinen langen schwarzen Mantel gehüllt — denn es war bitter kalt geworden — den Hut tief in die Stirn gedrückt, stundenlang sitzen konnte, ohne den Mund zu öffnen. Die Mutter wagte nur selten, ihn anzureden, zeigte gegen den Bräutigam, der doch einer der Aermsten im Ort war, ein beinahe demütiges Wesen und brach nach seinem Weggang regelmäßig in wilde Klagen aus, daß ein solcher wackerer Jüngling keine bessere Frau bekäme und daß das schlechte Geschöpf, das der gute Argante zum Weibe nehmen wollte, ihre eigene Tochter sei. Wie Nubia zu allem andern geschwiegen hatte, blieb sie auch hiezu stumm.

Noch wie vor lag der Bann ihrer Schande auf ihr; ja, die Acht, in welche sie verfallen, war seit ihrem Verlöbnis noch schärfer geworden und die Anwesenheit der Männer trug ein Beträchtliches bei, die Stimmung gegen sie mehr und mehr zu erbittern. Denn diese Nachkommen der alten Saracenen waren stolz auf die Tugend ihrer Frauen; sie durften es auch sein; und einige Jahrhunderte früher wäre Nubia vom Volk gerichtet worden; viele gab es, welche wie Nubia der Meinung waren, daß Argante ein Rächeramt zu üben hätte und ihm sein thatenloses Umherschleichen als Feigheit auslegten. In jedem Falle hatte Argante alles Ansehen verloren, ein Teil von Nubias Unehre fiel auf ihn. Unter solchen Umständen fand die Mutter nicht den Mut, den Bräutigam zu fragen, wann die Hochzeit sein sollte. Sie wollte aber Bruder Girolamo angehen, mit dem Verlobten darüber zu reden.

Unterdessen hatte Nubia sich einen Plan ausgesonnen, durch dessen Verwirklichung sie Argante dahin zu bringen hoffte, zu thun, was jeder andere an seiner Stelle gethan haben würde: sie zu töten. Ohne Zaudern schickte sie sich an, ihren Entschluß auszuführen.

Wie gewöhnlich blieb sie auch an diesem Tag in ihrer Kammer, aß am Abend zusammen mit der Mutter, sagte ihr gleich darauf gute Nacht, was sie seit Wochen nicht gethan hatte, und begab sich in ihren Kleidern zu Bett. Als sie die Mutter in ihre Schlafkammer gehen hörte, stand sie auf, nahm das leichte Bündel, das sie schon am Tage zurecht gemacht hatte, und schlich aus dem Hause. Es war eine kalte, sternenhelle Nacht und in Saracenesco schon alles in tiefem Schlaf. Auf dem Platz beim Brunnen blieb sie einen Augenblick stehen und horchte auf den Wind, der in den dürren Blättern der Buche wehte; wie ersticktes Seufzen klang es zu ihr hinüber. Es ging ihr durch den Sinn, daß sie nie wieder hier stehen würde, um den Krug in die Tiefe gleiten zu lassen und ihn gefüllt wieder heraufzuziehen, und daß, wenn die Blätter wiederum grünten und abends beim Mondschein die Mädchen unter den Zweigen den Saltarello tanzten, sie längst im Grabe liegen würde.

Schnell ging sie weiter, den wohlbekannten Pfad zur Mauche hinab und in den Wald hinein. Hier war es gewesen, wo sie ihn gebeten hatte, mit der Mutter zu reden, daß die Mutter sie nicht dem Argante zum Weibe geben möchte, er aber — nun, sie würde gerächt werden.

Jetzt kam sie zum Kreuz, hier hatte sie vielemale Wache gestanden und auf den Weg geschaut, ob er nicht wieder käme, um die Schmach und den Jammer, die ihr zugefügt worden, von ihr zu nehmen. Aber wie sie auch gewartet hatte, er war nicht gekommen, er hatte Jammer und Schmach auf ihr gelassen, und nun mußte sie gehen, um den andern, dessen Weib sie auf sein Geheiß werden sollte, zu zwingen, an ihr und damit auch an ihm Rache zu nehmen.

Ohne Aufenthalt stieg sie vollends den Berg hinab, erreichte das Thal und Vicovaro, rastete eine kurze Weile und setzte dann ihren Weg auf der Landstraße fort. Der Morgen graute, als sie, zum erstenmale zurückschauend, einen letzten Blick auf die hohe Felsenkuppe warf, die seit vielen Jahrhunderten ihren Heimatort trug. Alsbald veränderte die Straße die Richtung und führte in kurzer Zeit nach Tivoli. Hier ruhte sie eine Weile, genoß von dem

Bett, das sie mitgenommen, und befand sich wenige Stunden später in Rom.

Vor dem Treiben der großen Stadt vollständig befangen, irrte sie durch die Straßen. Als es dunkel wurde und ihre Füße sie nicht länger tragen wollten, suchte sie unter dem Portal einer Kirche Zuflucht, streckte sich nieder und fiel sehr bald, trotzdem sie heftig fror, in tiefen Schlaf, aus dem sie erst am Morgen erwachte. Zitternd vor Frost erhob sie sich, verzehrte den Rest ihres heimatlichen Brotes und trieb sich bis zum Oeffnen der Kirchen in den Straßen umher, mit einem dumpfen Staunen, daß es auf der Welt so viele Häuser und so viele Menschen gäbe. In die erste Kirche, die sie offen sah, trat sie ein, warf sich vor dem Bilde der Madonna nieder und bat die Himmelskönigin, ihr gnädig zu sein. Als sie sich wieder auf der Straße befand, erkundigte sie sich bei einer ältlichen, ehrbar aussehenden Römerin nach der spanischen Treppe. Die Frau forschte sie aus, ob sie Modell stehen wollte. Nubia bejahte die Frage, worauf die Frau anfing, heftig zu schelten, ihr allerlei böse Namen gab und schließlich ihrer Wege ging, ohne Nubia Bescheid gesagt zu haben. Diese ließ sich von einem Hirte zurechtweisen, fand die Richtung und war sehr bald auf dem Platz, darauf hinter dem rauschenden Brunnen die herrliche Treppe bis zur Höhe hinaufsteigt, gekrönt von dem Portal und den beiden stumpfen Türmen der Dreieinigkeitskirche.

Das Erscheinen des unbekannten schönen Mädchens erregte auf der spanischen Treppe unter den bereits versammelten sabinischen und albanischen Modellen kein geringes Aufsehen; aber ohne nach rechts oder links zu schauen, stieg die Fremde die Treppe bis zur dritten Rampe empor, wo sie sich nahe der Mauer aufstellte. Nubias Kostüm verriet den Modellen, aus welchem Ort sie sei, eine Entdeckung, welche die Aufregung aller, namentlich der weiblichen Gemüter, um ein Merkliches steigerte, denn noch niemals war diese phantastische, an das christianische Heidentum gemahnende Tracht auf den schimmernden Stufen der spanischen Treppe gesehen worden. So kam es, daß an diesem Morgen alle die bunten Gruppen auf der dritten Rampe sich zusammenfanden, gegenüber dem Platz, wo das Mädchen stand und ruhig vor sich hinschaute. Sämtliche Kollegen und Kolleginnen gestikulirten heftig nach der neuen Konkurrentin hinüber, bald leiser, bald lauter über dieselbe ihre Vermutungen austauschend. Anfangs hielten sich alle von Nubia zurück, bis schließlich die Neugier zwei alte sibyllenhafte Weiber aus Pagliano hinüber trieb, denen alsbald die anderen folgten.

„Du bist aus Saracenesco?“

„Ja.“

„Weshalb kamst Du nach Rom?“

„Ich wollte herkommen.“

„Aber was thust Du hier?“

„Was ihr hier thut.“

„Wir stehen Modell, das kannst Du doch nicht?“

„Warum könnte ich das nicht?“

„Weil Du aus Saracenesco bist.“

„Nun, ich will auch Modell stehen!“

Die Modelle brachen in Rufe des Staunens und der Verwunderung aus; eine aus Saracenesco wollte Modell stehen! Dann begannen die Fragen von neuem:

„Wann bist Du angekommen?“

„Gestern.“

„Allein?“

„Niemand kam mit mir.“

„Hast Du denn keine Schwester oder Mutter?“

„Ich habe eine Mutter.“

„Warum ist sie nicht mit Dir gekommen?“

„Weil sie in Saracenesco geblieben ist.“

„Die Arme! Und Du willst wirklich in Rom bleiben?“

„Nun ja!“

„Kennst Du denn welche von den Künstlern?“

„Ich kenne einen.“

„Warum gehst Du nicht zu ihm?“

„Er wird mich schon finden.“

„Wenn er Dir nun keine Arbeit geben kann?“

„Er wird mir schon Arbeit geben.“

„Verstehst Du denn, wie man Modell steht?“

„Ich werde es schon lernen.“

„Es ist schwer.“

„Das thut nichts.“

„Wo wohnst Du in Rom?“

„Nirgends.“

„Willst Du nicht mit uns zusammen wohnen?“

„Nein.“

Sie ließen sie stehen.

Zwei dänische Künstler, die in der Via Sistina wohnten, kamen die Treppe herab; die jungen Leute waren mit allen Modellen vertraulich bekannt, tauschten im Vorbeigehen Grüße und scherzhafte Reden mit ihnen, schienen es indessen eilig zu haben, in die untere Stadt hinabzukommen. Da sahen sie Nubia, blieben stehen, betrachteten die Schöne voller Staunen, traten endlich hastig auf sie zu, sie fragend, seit wann sie in Rom sei und ob sie Modell stünde.

Nubia bejahte.

„Wie heißt Du?“

„Nubia!“

„Dein Name ist so schön wie Du selbst bist. Nubia, komm mit uns.“

„Ich kann nicht.“

„Weshalb nicht?“

„Ich warte hier auf jemand.“

„Auf einen Künstler?“

„Ja.“

„Hat er Dich herbestellt?“

„Nein.“

„Dann brauchst Du auch nicht auf ihn zu warten. Komm mit uns, wir geben Dir für den ganzen Winter und länger zu thun. Und da Dich keiner von uns dem andern wird lassen wollen und da wir beide Dich zu gleicher Zeit gesehen haben, so kannst Du uns beiden Modell stehen, aber, hörst Du, nur uns! Wenn der andere, auf den Du hier wartest, zu spät kommt, ist das seine Schuld. Besinne Dich nicht lange. Du sollst es gut haben bei uns, wir sind ehrliche Leute und geben Dir, was Du forderst.“

Aber Nubia schüttelte den Kopf.

„Ich muß hier warten.“

„Sei doch nicht thöricht. Wie heißt der, auf den Du warten mußt?“

„Enrico. Kennt ihr ihn?“

„Ist's ein Deutscher?“

„Ja.“

„Wir kennen ihn nicht, vielleicht ist er gar nicht mehr in Rom und Du wartest vergebens auf ihn.“

„Das mag sein, aber warten muß ich.“

„Er ist wohl Dein Liebhaber?“

„Nein!“

„Sieh uns nicht so zornig an, Nubia. Wo hast Du diesen Signor Enrico kennen gelernt?“

„In Saracenesco.“

„Du bist aus Saracenesco?“

„Es ist meine Heimat.“

„Wo liegt der Ort?“

„Dort oben.“

Sie machte eine Bewegung, die erste während der ganzen Unterredung.

„Ist es wahr, daß die Frauen und Mädchen aus Saracenesco niemals Modell stehen?“

„Es ist wahr.“

„Aber Du bist nach Rom gekommen, um Modell zu stehen?“

„Ja, ich bin deshalb nach Rom gekommen.“

Die jungen Leute redeten noch lange Zeit auf das eindringlichste in sie hinein; aber sie blieb dabei, daß sie auf den „andern“ warten müßte. Die Künstler, die nie ein herrlicheres Geschöpf gesehen zu haben glaubten, konnten sich gar nicht entschließen, unverrichteter Dinge fortzugehen. Andere Maler und Bildhauer kamen, traten herzu, drangen gleichfalls in die seltsame Schöne, wurden gleichfalls abgewiesen und gerieten in hellen Zorn. Um die Gruppe sammelten sich die Modelle, neugierige Römer blieben stehen, es gab einen förmlichen Zusammenlauf. Nubia sprach endlich kein Wort mehr, so daß die Künstler sich wohl oder übel entfernen mußten. Ihre guten Freunde, die Modelle, zuckten die Achseln und meinten:

„Was wollt ihr? Sie ist toll!“

Aber das tröstete die Abgewiesenen nicht. Aehnliche Auftritte wiederholten sich im Laufe des Tages mehrfach, so daß Nubia zuletzt auf alle an sie gerichteten Fragen überhaupt gar nicht mehr antwortete, sondern die Künstler ihre Erkundigungen bei den Modellen einholen ließ; standhaft blieb sie indessen auf ihrem Platz, unablässig den „andern“ erwartend.

Erst bei anbrechender Dunkelheit entfernte sie sich, stieg die Treppe vollends hinauf, schritt durch die Via Sistina, kaufte sich am Barberinischen Platz ein Stück Brot und übernachtete auf der Treppe des nahegelegenen Kapuzinerklosters, um den zweiten Tag ihres römischen Aufenthaltes genau so zu verbringen wie den ersten.

Gegen Abend des dritten Tages erblickte sie ihn. Sie hatte ihn bereits erspäht, als er eben aus der Via Condotti trat. Er war ohne Gefährten, schlenderte am Brunnen vorüber, stieg, ohne aufzuschauen, die Treppe hinan, langsam und teilnahmslos, als ob er krank gewesen wäre und seinen ersten Ausgang machte. Jetzt war er auf der ersten Rampe angelangt, jetzt auf der zweiten und jetzt — — Er sah sie nicht, er wäre an ihr vorübergegangen, ohne sie zu sehen, und sie hätte ihn auch nicht angerufen. Aber da war's, als empfände er den Blick, der auf ihm ruhte. Er hob die Augen, begegnete den ihren, rief ihren Namen, trat schwankend auf sie zu.

„Du bist hier? Du bist in Rom, auf der spanischen Treppe. Was thust Du hier?“

„Ich suche Arbeit.“

„Arbeit?“

„Nun ja, bei den Künstlern.“

„Du willst Modell sein?“

„Ja!“

„Du, Modell? Du, Nubia?!“

„Warum nicht? Sind es doch viele andere!“

„Und Argante — bist Du denn nicht längst die Frau des Argante?“

„Ich sollte seine Frau werden, wie Du weißt. Er wollte mich auch nehmen, ich bin aber nach Rom gegangen.“

„Fort von Deiner Mutter und Deinem Verlobten?“

„Fort!“

Heinrich vermochte es nicht zu fassen, er fand keine Worte, seine Gedanken verwirrten sich, das Glück, sie wiederzusehen, überwältigte ihn fast, er hatte so sehr gelitten! Aber daß sie von ihrer Mutter, von ihrem Bräutigam fortgegangen und nach Rom gekommen war, daß sie auf der spanischen Treppe stand und Modell werden wollte — er begriff es nicht. Nachdem er eine lange Weile voll dumpfen Staunens geschwiegen, stieß er hervor:

„Wird Dein Bräutigam Dich nicht suchen?“

„Ich denke wohl.“

„Aber wenn er Dich findet?“

„Was thut das?“

„Er wird sehr erzürnt sein.“

„Das wird er.“

„Er wird Dich mit sich nach Saracenesco nehmen.“

„Nein.“

„Jedenfalls wirst Du sein Weib.“

„Nein.“

„Also liebst Du ihn nicht?“

„Das mußt Du wissen!“

„Nun ja, ich weiß; aber — was wird Dein Verlobter nur thun, wenn er Dich findet?“

„Was sollte er mir thun können? Ich fürchte mich nicht!“

„Er darf Dich nicht finden.“ Dann nach einer Pause: „Nubia!“

„Nun?“

„Willst Du mit mir gehen?“

„Ja.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Diebstahl und seine Beurteilung.

Kulturhistorische Plauderei

von

Dr. Franz Harder.

(Für Rechte vorbehalten.)

Daß die moralischen Empfindungen der Menschen zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern so weit auseinandergehen, wird heutzutage weniger aus einer besonderen Verblendung oder Verstocktheit der Andersfühlenden, als vielmehr daraus erklärt, daß sie, wie alle Dinge der Welt, einer historischen Entwicklung unterworfen sind, bei der sogar zum Teil ganz äußerliche Momente, wie Klima, Bodenbeschaffenheit, eine entscheidende Rolle spielen. Gut und bös sind ebenso relative Begriffe, wie groß und klein, hoch und niedrig; sie erhalten erst einen Sinn, wenn ein Maßstab dazu gegeben wird, der naturgemäß sehr verschieden sein kann. Ohne eine solche Erkenntnis ist eine



1. Gruppe der Liebe von Johannes Benk. — 2. Bacchus und Ariadne aus dem antiken Vestibüle von Prof. Rudolf Weyr. — 3. Nymphe von Joh. Benk im „Kaisergang". — 4. Treppenhaus im Flügel gegen den Dodgeplatz. — 5. Sappi. — 6. und 7. Demut und Herrschsucht von Joh. Benk. — 8. Figuren aus den Wandgemälden.

Das neue Wiener Burgtheater und seine künstlerische Ausstattung. Originalzeichnung von Theodor Fischbacher.

Digitized by Google

Geographie des täglichen Lebens.

Skizzen von Alfred Hubener.



Der Brocken.



Das Schreckhorn.



Die drei Gleichen.



Lappland.



Der Große und der Kleine Belt.



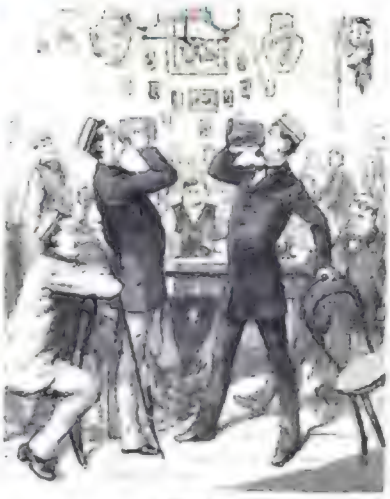
Adelaide Ansiedelungen.



Tafelberg.



Westen von Frankreich.



Gasthaus.

Digitized by Google

[illegible] und die Frage, wie denn eigentlich solche moralischen [illegible] entstehen, gehört zu den wichtigsten Problemen der Philosophie.

Um zu zeigen, wie sehr aber [illegible] Dinge der Anschauungen schwanken, sollen wir einige [illegible] über die Ansicht verschiedener Völker über den Diebstahl zusammen. Man erkennt leicht, daß dabei zwei Standpunkte hervortreten, erstens das Gefühl der [illegible] und das Streben, dergleichen zu verhüten und sich zu schützen, [illegible] aber eine der menschlichen Natur tief eingewurzelte Freude über Bethätigung hervorragender [illegible]. Die modernen Kulturvölker betonen naturgemäß lediglich den ersten Standpunkt, und ebenso verfahren viele unzivilisierte Nationen, wie zum Beispiel die Diebe in Neuseeland totgeschlagen, begraben, nach einigen Tagen der Erde wieder enthoben und an einem dazu errichteten Kreuz aufgehängt werden. Das Altertum dachte anders darüber.

In Aegypten herrschte, nach Diodors Bericht, folgender Brauch. Wer das Diebshandwerk betreiben wollte, mußte sich bei dem „Erzdieb“ oder Oberdieb einschreiben lassen und alle gestohlenen Sachen sofort zu ihm bringen. War nun jemand bestohlen worden, so mußte er ein Verzeichnis der geraubten Sachen nebst genauer Angabe von Ort, Tag und Stunde des Verlustes schriftlich einreichen. Es wurde ihm dann gegen Zahlung vom vierten Teil des Wertes sein Eigentum wieder zugestellt. Da es nämlich unmöglich ist, daß sich alle Menschen des Diebstahls enthalten, so soll dieser merkwürdige, gesetzlich sanktionierte Gebrauch eingeführt worden sein, damit man mit geringem [illegible] wieder zu dem Seinigen kommen könne.

Ganz ähnliche Einrichtungen sollen sich noch heut, allerdings nicht unter dem Schutze der Gesetze, im Orient finden; so in Kairo und Konstantinopel, ja selbst bei uns kam noch vor nicht langer Zeit dergleichen vor, so in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts in einer Stadt Schlesiens, wo einzelne sich vor einer berüchtigten Diebesbande durch eine Art Tribut sicherten und in der That derart geschützt waren, daß zum Beispiel einem so „abonnirten“ Schankwirte die bereits gestohlenen Gartenmöbel wieder zugestellt wurden.

Andere Völker verbieten den Diebstahl gegen Stammesangehörige, lassen den gegen Fremde aber unbedenklich zu; so heißt es zwar im Dekalog: „Du sollst nicht stehlen!“ aber doch gebietet Jehovah seinem Volke, die goldenen und silbernen Gefäße der Aegypter mit sich zu nehmen: 2. Mos. 3, 21 22: „Und ich will diesem Volke Gnade geben vor den Aegyptern, daß, wenn ihr ausziehet, nicht leer ausziehet, sondern ein jeglich Weib soll von ihrer Nachbarin und Hausgenossin fordern silberne und goldene Gefäße und Kleider, die sollt ihr auf eure Söhne und Töchter legen und den Aegyptern entwenden,“ und 2. Mos. 11, 2 ähnlich; was aber das „fordern“ heißen soll, wird erst recht deutlich aus 2. Mos. 12, 35, 36: „Und die Kinder Israel hatten gethan, wie Mose gesagt hatte, und von den Aegyptern gefordert silberne und goldene Gefäße und Kleider. Dazu hatte der Herr dem Volk Gnade gegeben vor den Aegyptern, daß sie ihnen leiheten; und entwandten es den Aegyptern.“

In Griechenland hatte Sparta eine eigentümliche Ansicht vom Stehlen, was Plutarch darüber berichtet, erinnert stark an die Art, wie die [illegible] Schüler sich ihren Unterhalt verschafften. Der [illegible] Vorsteher einer Knabenschar entsendet einige derselben, um zum Mahl Holz und Gemüse herbeizu — stehlen; so schleichen sich denn einige in Gärten ein, andere suchen während der Mahlzeit der Männer etwas zu erhaschen, andere machen sich an Schlafende; wer aber auf frischer That ergriffen wurde, bekommt Peitschenhiebe, weniger weil er stehlen wollte, als vielmehr weil er sich ungeschickt dabei anstellte. [illegible] aber mußten sie dann hungern, denn ihre eigentliche Mahlzeit war absichtlich so spärlich bemessen, daß sie notwendigerweise auf eigene Hilfe angewiesen waren. Auch in Samos war das Stehlen erlaubt, aber nur an den Festen des Hermes, der so gewissermaßen in seiner Eigenschaft als Gott der Diebe geehrt wurde.

Auch von den [illegible] wird berichtet, daß der Diebstahl nur strafbar ist, wenn er während der That entdeckt wird. Ein geschickter Dieb zu sein, soll sogar [illegible] Ruhm, und wer [illegible] [illegible] oder die Arbeit [illegible]. Allerdings ist ihnen das Stehlen innerhalb der Familie oder [illegible] nicht gestattet.

Bei einigen [illegible] wird ein geschickter [illegible] dadurch ausgezeichnet, daß man ihm erlaubt, an seinem [illegible] einer [illegible] zu befestigen.

Auch bei den Beduinen ist der Name „Harami“, das heißt Räuber, ehrenvoll; der nomadisierende Araber betrachtet [illegible], wie ältere Reisende erzählen, Freunde, Fremde und Reisenden; nur wer in dessen eigenem Zelt verweilt, ist vor ihm ganz sicher, da er dann unter dem heiligen Recht der Gastfreundschaft steht.

Manche dieser Stämme, wie auch Kurden und Turkomanen, betrachten ihre Räubereien als eine Art Zoll, den sie den Reisenden auferlegen und [illegible] Herausgabe sie den [illegible] sogar beleidigen; Buckingham, der eine solche Scene mitmachte, erzählt, daß die Räuber, die zuerst nur in einer geringen Zahl erschienen, auf das [illegible] [illegible] wurden, daß man auf ihren Befehl Halt machte, die Waren [illegible] und dann sehr lange um die zu entrichtende Summe, die zum Beispiel für jedes Pferd einige Thaler betrug, [illegible] und handelte.

Nicht viel anders, höchstens noch schlimmer, war die [illegible] der deutschen Raubritter den [illegible], besonders den reichen Kaufleuten gegenüber.

„Heraus will man sie [illegible]
Aus ihren [illegible]
Mit Pferden und mit [illegible]
[illegible]
Bei [illegible].“

wie es in einem Reiterliede des fünfzehnten Jahrhunderts heißt, und dazu wird noch [illegible], [illegible] zu sein und wacker zu helfen. Wer denkt dabei nicht noch an den [illegible] von Berlichingen!

Schließlich seien noch zwei eigentümliche Sitten erwähnt, die bei Völkern herrschen, bei denen sonst der Diebstahl geahndet wird.

Vom König der Aschanti erzählt Hutton, er habe eine Schar kleiner Knaben bei sich, die ihm die [illegible], Stiel und Bogen nachtragen; diese Jungen hätten das Recht, überall ungestraft stehlen zu können.

Von den [illegible] und [illegible] erzählen [illegible] und Barrow folgendes: Wenn irgendeiner der [illegible] gestorben ist, so suchen die leidtragenden Gäste bei ihren Besuchen irgend eine Kleinigkeit aus dem Trauerhause fortzunehmen; das dauert so lange, bis die Witwe der [illegible] [illegible] wieder ausgehen darf; die Verwandten haben das [illegible] Stehlerei zu hindern, wenn aber solche nicht vorhanden oder nicht stark genug sind, so kommt es vor, daß die Witwe sich schließlich aller Lebensbedürfnisse beraubt sieht: eine recht eigentümliche Art, Trost zu spenden!

Literatur

— Die „Abenteuer und Reisen des Freiherrn von Münchhausen“ mit den genial gezeichneten Bildern und Randzeichnungen Gustav Dorés (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) sind in einer neuen Ausgabe erschienen, welche, dem fortgeschrittenen Zeitgeschmack entsprechend, die frühere an Handlichkeit und Gefälligkeit weit übertrifft. In dieser [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] diese übermütigen [illegible] einer [illegible] [illegible] [illegible] Kraft finden als eben Gustav Doré. [illegible] [illegible], so recht für die Schilderung des [illegible] [illegible] [illegible] Gebilden und [illegible] und das Absonderliche [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible]. Sein Münchhausen wird in dieser neuen Gestalt [illegible] [illegible] [illegible] Freunde [illegible] werden.

— John Henry Mackay hat seiner jüngst erschienenen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] „[illegible]“ [illegible] [illegible] ist eine [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] „[illegible] Deutschland“, hat er sich [illegible] [illegible] [illegible] Reklame gehalten, durch welche andere Anhänger dieser Schule ein [illegible] [illegible] sich hervorgetan; er ist zugleich einer der [illegible] [illegible] [illegible] „[illegible]“ [illegible] [illegible] [illegible] sind nicht mannigfaltig, aber sie haben einen eigenen Klang — sie sind ernst, [illegible], düster [illegible] [illegible].

— Die vor kurzem Jahresfeier in der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, [illegible] „[illegible] [illegible] Jahrhundert“ [illegible] [illegible] Friedrich von Schack [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] daß [illegible] [illegible] [illegible] Bilder aus den jüngstvergangenen fünfzig Jahren einen weitgehenden Anklang finden, ist freilich nicht zu verwundern.

— Das letzte Jahrzehnt hat einen Zweig der Bühnen[illegible] [illegible] Adolf Erdmann hat nun in seinem Werk: „Die Lutherfestspiele“ (Wittenberg, R. Herrosé) [illegible] [illegible] [illegible]

— „Durch Nordafrika und Spanien“ führen uns die unter diesem Titel in zweiter Auflage erschienenen Reisestudien von Fritz [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Unterwegs macht er Beobachtungen, die interessant, [illegible] [illegible].

— Eine äußerst sorgsam ausgeführte Arbeit ist der neue „Katalog der [illegible] [illegible] zu Kassel“ von [illegible] Dr. Otto Eisenmann [illegible]. Der Verfasser, [illegible] [illegible] [illegible], hat die [illegible] [illegible] [illegible] und ihre Meister unter Bezugnahme auf den jüngsten Stand der wissenschaftlichen Forschung eingehend geprüft. Er beschreibt und erläutert sie [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible]. Eine interessante Geschichte der Galerie und das Bildnis ihres Gründers [illegible] den Katalog vorgesetzt.

— Otto Spamers „Illustriertes Konversationslexikon“, das sich seiner Handlichkeit und [illegible] wegen längst einer großen Beliebtheit erfreut, erscheint jetzt in zweiter Auflage und ist bereits bis zur Hälfte vollendet. Der jüngst ausgegebene vierte Band umfaßt die Buchstaben F, G und H und behandelt gegen 17,000 Wörter, denen 142 Abbildungen zur Erläuterung dienen. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] das schöne Werk das besonders dem [illegible] [illegible] und [illegible] auch [illegible] empfohlen werden kann, vollständig vorliegt.

Notiz-Blätter

Bühne.

— An der Stuttgarter Hofbühne hat Adolf Wenzel sein vierzigjähriges Jubiläum als Kgl. Hofschauspieler mit einer sehr gelungenen Darstellung der Titelrolle in Paul Heyses mit Recht beliebtem Schauspiel „Hans Lange“ gefeiert. [illegible] Huldigungen wurden ihm zu teil. Das Repertoire des [illegible] Hoftheaters ist neuerdings um zwei [illegible] Einakter bereichert worden. Das dramatische Gedicht „Eine Schachpartie“ von Giuseppe Giacosa schlägt vielfach lyrische Töne an, die an Henrik Hertz („König Renés Tochter“) gemahnen, steigert sich aber doch in der Hauptszene, in welcher der jugendliche Held mit der Tochter seines [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], sondern — ohne [illegible] — [illegible] um Leben und Tod spielt, zu [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in der [illegible] Uebersetzung von A. Felten, von Berger, durch welche das Stück der deutschen Bühne zugänglich gemacht wurde, auf dem [illegible] [illegible] Wohllaut der Verse — fünffüßige Jamben zum großen Teil [illegible], an den besonders [illegible] Stellen aber mit dem Reim verbunden. Der zweite in Rede stehende Einakter ist [illegible] Lustspiel „Der [illegible] Funke“, dessen Titel auf eine Vergleichung des Frauenherzens mit einem — [illegible] bezieht. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Funken. [illegible] [illegible] [illegible] Der [illegible], [illegible] Geistesblitzen ausgestatteter Dialog ist das Hauptverdienst des in seiner Anspruchslosigkeit ganz artig unterhaltenden kleinen Lustspiels, das von den Damen [illegible] und Brand und Herrn von [illegible] [illegible] [illegible] wurde. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

Kultur und Wissenschaft.

— Die königlich schwedische Akademie der Wissenschaften hat [illegible] [illegible] auf der Insel Gotland [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Die sogenannten Riesengräber (Kämpagrafs), bis 150 Fuß lang, die sich über die ganze Insel zerstreut finden und deren Bedeutung man bisher nicht kannte, enthalten [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Zeit und enthalten eine Unmasse [illegible] [illegible].

— Die berühmte Mineraliensammlung des Erzherzogs Stephan von Oesterreich, welche nach dessen Tode der Herzog Georg [illegible] von Oldenburg erbte, ist jetzt in den Besitz eines [illegible] [illegible] in [illegible], Karl [illegible], übergegangen. Die Sammlung ist eine der größten der Welt und wird [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

— Wie tief dringt das Licht ins Wasser ein? Die Frage ist so naheliegend, daß sie wohl jeder sich schon einmal vorgelegt habe. Die Antwort ist [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], die Photographie, [illegible] [illegible] ein. [illegible] [illegible] Untersuchungen [illegible], die Professor [illegible] über diesen [illegible] im Genfer See angestellt hat. Im Genfersee in einer Entfernung von [illegible] Kilometer vom Ufer, wurden [illegible] lichtempfindliche [illegible] Platten versenkt und [illegible] im Wasser gelassen, bei ein [illegible]

Zog die Gesellschaft einer photographischen Einmiethung geb. Man fand im Jahr 1887, daß das Licht 45 Meter tief in das Wasser gedrungen war, während es im März dieses Jahres 110 Meter erreicht hatte. Im Winter ist eben das Wasser um vieles klarer als im Sommer, was daher kommt, daß in letzterer Jahreszeit ihm eine viel größere Menge organischer Staubteile beigemischt ist.

— **Die Abhaltung öffentlicher hypnotischer Sitzungen** ist in Sachsen verboten worden, auf Grund eines Gutachtens des Sächsischen Landesmedizinalkollegiums, wonach „durch die Hypnotisirung für die derselben unterworfenen Personen in verschiedenen Beziehungen Nachteile und Gefahren, insbesondere ernstliche Störungen der Gesundheit erwachsen können".

— **Die Zahl der weiblichen Studirenden an der Pariser** Universität beträgt sich in diesem Semester auf 114. Das größte Kontingent stellen wie gewöhnlich die Russinnen, nämlich 90; die übrigen Nationen sind schwach vertreten, und zwar nur durch 12 Französinnen, 3 Engländerinnen und je 1 Amerikanerin, Schwedin, Griechin und Türkin.

— **Zu den merkwürdigen ägyptischen Altertümern** gehört die Argis der Göttin Selket, welche jüngst im „Serapeum" des ägyptischen Museums im Louvre niedergelegt wird. Der kleine, halbrunde Schild ist mit einem vorzüglich gearbeiteten Liebesgruppe zwischen zwei Cynocephalen geschmückt, weil Selket, die Göttin der Ehe, stets als ein menschliches Weib dargestellt wurde. Ganz besonders wichtig ist das Metall, aus welchem diese Argis besteht: nämlich eine Mischung von zwei Dritteilen reinen Goldes und einem Dritteile reinen Silbers, von welcher auch bei Plinius und Herodot mehrfach die Rede ist.

Natur.

— **Eine eigentümliche Erscheinung macht sich in Frankreich** bemerklich. Seit 1884 findet durch das Gesetz vom „Niveau-meridianlinien" der Bodenfläche des ganzen Landes statt. Diese Arbeit hat gezeigt, daß der Boden allmählich mehr und mehr von Süden nach Norden sinkt. Während an der Südküste die Bodenfläche keine Aenderung erlitt, hat sich das Land zwischen Marseille und Lille, auf einer Strecke von 820 Kilometer, um 3 Centimeter im Jahre, also sehr bedeutend, gesenkt. Bemerkenswert ist der Umstand, daß der Boden in der Richtung gegen Nordosten sich dreimal stärker gesenkt hat als in der geraden Richtung von Süd nach Nord. In nördlicher Linie beträgt die Senkung 1 Millimeter auf 27 Kilometer, in letzterer 1 Millimeter auf 10 Kilometer. Sollte diese Senkung andauern, so würde in nächstens 2000 Jahren das nördliche Frankreich einem Unglück entgegensehen, ähnlich dem, welches am Ende des vierzehnten Jahrhunderts die Niederlande heimsuchte.

— **In Petersburg, 155 Werst von Petersburg an finnischen** Meerbusen gelegen, wurde jüngst eine wahrnehmbare Luftspiegelung beobachtet. Man sah ganz deutlich und in scharfen Linien abgezeichnet das Häusermeer von Petersburg und einen Teil von dessen nächster Umgebung. Diese seltene Luftspiegelung hielt in voller Klarheit fast eine Stunde an und zerfloß dann allmählich.

Heer- und Seewesen.

— **Die französische Marine begann im Jahre 1883 die** zahlreichen Abteilungen (Fächer) an den Schottwänden ihrer Panzerschiffe in Höhe der Wasserlinie mit „amerikanischer Cellulose" auszufüllen, welche wegen ihrer Eigenschaft, schnell Wasser aufzusaugen und dieses in bedeutendem Maß aufzuquellen, sich besonders zur Verwendung als leckabdichtendes Mittel eignet. In den deutschen Marine wurde zu diesem Zweck bei den Panzerschiffen der Sachsenklasse Kork verwendet. Setzt ein Geschoß durch eine mit Kork gefüllte Zelle, so vermindert der Kork nicht nur das Austreten der Flüssigkeit, so daß ein mehrere Quadrat-Schußloch entsteht, sondern er schützt auch durch sein Anschwellen beim Aufsaugen des eindringenden Wassers nach und nach das entstandene Loch. Letztere Eigenschaft besitzt aber die Cellulose in noch höherem Maße, wie neuerdings in Toulon angestellte Versuche in übergroßer Weise bestätigt haben. Es floßen durch das Schußloch einer 27 Centimeter-Granate anfänglich in der Minute 14 bis 15 Liter Wasser, rasch und rasch nahm die Wassermenge ab, und in kurzer Zeit hatte das Leck ganz aufgehört, ein Beweis, daß das Schußloch durch das Aufquellen der Cellulose sich gründlich dichte. Die unverletzte Cellulose wird aus Baumwollen als feinfädiges Netz und haarartiges Fasergewebe hergestellt.

— **Zwei Schiffe der englischen Marine, der „Orion" und** der „Egeria", haben kürzlich folgenden interessanten Versuch gemacht, sich auf offener See innerhalb großer Entfernungen zu verständigen. Der „Egeria" segelte von dem Hafen zu Singapore nach Hongkong ab, und der „Orion" blieb im Hafen zurück. Als der „Egeria" 60 Meilen entfernt war, sandte ihm der „Orion" ein Telegramm zu, indem er helles elektrisches Licht in Form von langen und langen Lichtblicken auf die Wolken warf, den denen es zurückgeworfen und deutlich an Bord des „Egeria" gesehen wurde. Dem auch die Ausdehnung einer solchen Wolkenreflexgruppe sehr natürlich vom Wetter abhängig sein wird, so ist doch immerhin die Möglichkeit, mit Hülfe von Wolken bei Nacht 60 Meilen weit eine Nacht zu telegraphiren, bemerkenswert. Auf diese Weise könnte besonders die Lichter der Leuchttürme in weiteren Kreisen auf weit größere Fernen sichtbar gemacht werden, wenn die Türme mit einem Apparate ausgerüstet würden, der die Lichtblicke an die Wolken werfen könnte. Durch Kombination von langen und langen Lichtblicken könnte man dann ein Alphabet schaffen, welches dem beim Morsetelegraphen angewendeten genau entsprechen würde.

— **Nordenfelt, der bekannte Erbauer der Tauchenboote** und Erfinder der nach ihm benannten Schnellgeschütze, hat einen Torpedo erfunden und nachstehenden Versuchen unterworfen, welcher sich, im Gegensatz zum Whiteheadschen, von der Abgangsstelle kreuz und quer lenken läßt. Die Steuerung erfolgt mittels Elektrizität, bezeichnungsweise mit Hülfe eines Kabels von 1200 Meter Länge, welches der Torpedo im Fahren abwickelt. Als Triebkraft dienen 120 Liter Elektrizitätskammer, und es beträgt die Geschwindigkeit 14½ Knoten. Die Richtung, welche der Torpedo nimmt, hängt zwei Uhr Wasser tragende Hebelsenkern. Bei einem nächtlichen Versuch auf der Themse ging der Torpedo durch zwei in einiger Entfernung im Wasser verankerte Boyen, wurde dann gesteuert und gewendet, worauf er die Richtung ebenso glücklich vollendete und an den Anfangspunkt zurückkehrte.

Sport.

— **Die deutschen Rennfarben waren in England in diesem** Herbst noch nicht glücklich. Das königlich preußische Hauptgestüt Graditz sandte „Hostess" und „Meerstein" zum Pfingst, doch ohne Erfolg; und ebenso lief Captain Jacks „Lucenzio" in einem Rennen unplaciert.

— **Die beiden größten Jagdrennen in Deutschland und** Oesterreich-Ungarn kamen am letzten Oktober zur Entscheidung. Im großen Preis von Charlottenburg, Ehrenpreis und 10,000 Mark dem ersten, 1000, 4000, 3000, 2000 und 1000 Mark dem 5 folgenden Pferden, wurde Graf H. C. Schaudings sechsjähriger F.-St. „Gänsliesl" erste vor Ceciliahofers „Heather" und „Johann Langhaar", deren „Fernando", „Thor de Bataille", „Tammy" und 6 andere folgten. — In Pardubitz gewann die große Steeplechase von 7000 Gulden Graf Esterhazys vierjährige br. St. „Cracotes" vor „Argonaut", „Alexander" ꝛc.

— **Bei den Rennen zu Berlin-Charlottenburg** fiel das Germania-Jagdrennen von 6000 Mark über 5500 Meter an den Leutnant Freiherrn Fr.-W. „Freiherr" vor „Thor", während der dreijährige br. H. „Braute" deutsches Stelle und 5000 Mark-Hürdenrennen über 4000 Meter vor „Mabel" ꝛc. gewann. Die 3000 Mark im Herbst-Handicap über 1600 Meter holte sich Rüppels „Rabe" in Fehle von 2 Pfunden, und den gleichen Preis in einem schweren Jagdrennen über 3500 Meter Dominant von Keppels „Regent" vor „Aloha" und so weiter. Den Preis von Staaken holte sich „War-Cry" gegen „Jedburg I.", das Bürde-Jagdrennen „Gundula" vor „Eisenblume", und das Oktober-Hürdenrennen „Loreley hame" vor „Barnacon" ꝛc.

— **Die Rennen zu Wien schlossen am letzten Oktober-**sonntage für 1888 mit einem Steeplechase-Handicap, das Fürst Auersperg „Schweringer" vor „Pessimist" und 5 anderen gewann. Im 2800 Meter-Hürdenrennen brachte der Sieg von Graf Szapary „Barocci" vor „St. Wolfgang" ꝛc. eine große Ueberraschung, und tags zuvor hatte „Tarsa Margherita" mit ihrem Siege über 10 Pferde im Zweijährigen-Handicap die größte Totalisatorsumme des Jahres 101:5 gezahlt, während in einem leicht besetzten Feld Fürst Kraftmannstorffs „Acqua viva" das 2400 Meter-Hürdenrennen als Favorit gewann.

— **Das erste Eislaufmeeting für den Winter 1888/89** hat der Berliner Eislaufverein aufgerichtet und zwar auf den 19. und 20. Januar, so hoffen auf dem Halensee.

— **Ein Schwimmetorrhandlung findet Ende November** dieses Jahres in Berlin statt.

— **August Lehr**, der Meister-Radfahrer Deutschlands, schlug in einem Match über 1500 Meter Prinz Alexius-Eddingens Trabrenner „Sonja" ganz leicht in 2.24⅕.

Denkmäler.

— **Ein Denkmal Adalbert von Chamissos**, bestehend in einer Marmorbüste, die sich auf einem granitenen Sockel erhebt, wurde in Berlin auf dem Monbijouplatz enthüllt. Der erhebende Feier wohnte auch der Sohn des Dichters, Oberförster von Chamisso, bei.

— **Dem großen Naturforscher Lazaro Spallanzani**, geboren 1729, ist in seinem Geburtsort, dem Flecken Scandiano (Provinz Reggio), ein Denkmal gesetzt worden.

— **Ein Standbild des Generals Gordon**, des Helden von Khartum, ist in London auf dem Trafalgar-Square feierlich enthüllt worden.

Gestorben.

— Generalmajor Adolf von Schell, Kommandeur der preußischen Garde-Feldartilleriebrigade, am 30. Oktober, in Metz.

— Geheimer Kommerzienrat Georg Reichert, früher Teilhaber des Bankhauses Johann Philipp Schmidt in Frankfurt a. M., Verwaltungs- und Vorstandsmitglied vieler großartiger frankfurter Unternehmungen, 70 Jahre alt, am 12. Oktober, in Frankfurt a. M.

— Landgraf Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl von Hessen, Sohn des verstorbenen Landgrafen Friedrich und der Landgräfin Anna (Tochter des Prinzen Karl von Preußen), Major à la suite der königlich preußischen Armee und des kaiserlich russischen Dragonerregiments Nr. 14, 34 Jahre alt, am 14. Oktober, auf der Jacht von Batavia nach Singapore.

— Longepied, talentvoller französischer Bildhauer, 59 Jahre alt, am 14. Oktober, in Paris.

— Auguste Feyen-Perrin, berühmter französischer Porträt- und Landschaftsmaler, 59 Jahre alt, am 14. Oktober, in Paris.

— von Friedeburg, königlich preußischer Generalmajor von der Armee, am 15. Oktober, in Erfurt.

— H. B. Riviere, bekannter englischer Aquarellmaler, 76 Jahre alt, Ende Oktober, in London.

— Baron de la Tronchère, früher Generalinspekteur der französischen Gefängnisse, talentvoller Bildhauer, 63 Jahre alt, Ende Oktober, in Pau.

— Lord Mount-Temple, britischer Peer, Schwager Lord Palmerstons, vor seiner Erhebung zum Peer Viktors Unterstaatsminister, bekleidete als dieses Posten in liberalen Ministerien, 77 Jahre alt, am 16. Oktober, in Broadlands Park, Romsey.

— Dr. Karl Schramm, Prediger der freireligiösen Gemeinde in Nordhausen, der in der 1848er Bewegung eine große Rolle spielte, 76 Jahre alt, am 17. Oktober, in Nordhausen.

— Peter Friedrich Stuckenbrock, deutscher Bildnismaler, besonders ausgezeichnet durch seine vorzüglichen Tuschzeichnungen, 74 Jahre alt, am 18. Oktober.

— Amtsgerichtsrat Hugo Pfaffenrath, früher Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und des deutschen Reichstages, der Zentrumspartei angehörig, 57 Jahre alt, am 19. Oktober, in Grätz.

— Schlimmer Medizinalrat Dr. Wilhelm Hackermann, Kreisphysikus und Professor der Medizin an der Universität Greifswald, 71 Jahre alt, am 19. Oktober, in Greifswald.

— Dr. Kappeler, Präsident des Schweizer Schulrats, Direktor des eidgenössischen Polytechnikums, lange Zeit hervorragendes Mitglied der Bundesversammlung, am 20. Oktober, in Zürich.

— Graf Heinrich Alexander von Redern, Wirklicher Geheimer-rat, erbliches Mitglied des preußischen Herrenhauses, Kammerherr und Oberstzeremonienmeister des Kaiserl. Wilhelm I., Rechtsritter des Johanniterordens, 84 Jahre alt, am 22. Oktober, in Berlin.

— Josef von Hüther, königlich bayerischer Hofrat und Direktor der Glyptothek und der neuen Pinakothek in München, 78 Jahre alt, am 23. Oktober, in München.

— von Tausch, königlich bayerischer Generalmajor a. D., einer der verdientesten Offiziere des bayerischen Heeres, 82 Jahre alt, am 23. Oktober, in Bamberg.

— Baron Gabriel Kemeny, ungarischer Reichstagsabgeordneter und ehemaliger Handels- und Kommunikationsminister, Mitglied der Akademie und des großen Ausschusses für gemeinsame Angelegenheiten, 59 Jahre alt, am 23. Oktober, in Pest.

— Dr. jur. Franz Josef Freiherr von Gruben, Chef der fürstlich Thurn- und Taxisschen Gesamtverwaltung, o. ö. Privatdozent, dem Zentrum angehörig, 59 Jahre alt, am 24. Oktober, in Regensburg.

— Rusin, bekannter belgischer Marinemaler, 65 Jahre alt, am 25. Oktober, in Stäckholm.

— Fürstin Helene von Waldeck und Pyrmont, Tochter des verstorbenen Herzogs Wilhelm von Nassau und Gemahlin des Fürsten Georg, 57 Jahre alt, am 27. Oktober, in Arolsen.

— Geheimrat Dr. Hermann von Schulze-Gävernitz, ordentlicher Professor des Staatsrechts an der Universität Heidelberg, Vertreter derselben in der ersten Kammer Badens, hervorragender Staatsrechtslehrer, 64 Jahre alt, am 27. Oktober, in Heidelberg.

Die Ausstattung des neuen Wiener Burgtheaters.

Von

Armin Friedmann.

(Für Alle verboten.)

(Hierzu das Bild Seite 156.)

Auf Grundlage der Pläne von Gottfried Semper hat Baron Hasenauer das neue Burgtheater entworfen. Die gesamte Anordnung der bildnerischen Ausschmückung, die den geläuterten Stil- und Farbenempfindung zeugende Auswahl des Materials, welche glücklicherweise keinerlei sinnenfällige Grenzen gezogen waren, sind des Erbauers eigenstes Werk, das aller Erwartungen weit hinter sich ließ. Jedermann stimmt in das Lob des neuen Schauspielhauses und seines Meisters ein — die großen Entfaltungen, welche seine Plätze zu den Eröffnungsvorstellungen erhalten konnten, vielleicht einzig ausgenommen.

Auf den ersten Blick gibt sich das Gebäude für das, was es ist, und jedermann wird sofort in ihm die Stätte der dramatischen Kunst erkennen.

Hoch oben auf der Attika thront Kundmanns Apoll, von einer heiteren und einer ernsten Muse flankirt, denen auf der rückwärtigen Fassade Hofmanns Frauengestalten, „Die klassische und romantische Kunst", entsprechen. Weyrs Fries: „Der Triumph des Bacchus und der Ariadne" ist nicht nur räumlich bedeutend — die reiche Phantasie des Künstlers hat ein von wahrhaft bacchantischer überschäumender Daseinsfreude erfülltes Werk geschaffen!

Tilgner krönte die Mittelgiebel mit neun großen Büsten von Calderon, Shakespeare, Molière, Lessing, Goethe, Schiller, Hebbel, Grillparzer und Halm.

Darunter meißelte Weyr neun Zwickelpaare in die Fensterbogen; weitere elf sind von Tilgner, Silbernagel, Costenoble, an der Küstenfront und den Flügeln angebracht. Sie stellen Hamlet und Ophelia, Herzog und Rosine, die Jungfrau von Orleans und Talbot, Donna Diana und Perrin und andere dar.

Benk fertigte nach sechs Statuen für die Rundnischen: Liebe, Haß, Heroismus, Selbstsucht, Demut, Herrschsucht, und Tilgner ließ seinen Falstaff, Hanswurst, Don Juan und die Phädra in vier Nischenmittelnischen rücken.

Die Medaillons vom Kranz Pecker als Perlen überlustige Kinderlein mit Masken und Instrumenten dar.

Benk, Thil, Gasteil, Hardtl, Schmidgruber, Lax, Weyr haben jeder mitgeschaffen an dem großen Massenaufgebote von Centauren, Nymphen, Genien und Putten.

Die schönen schmiedeisernen Thor- und Oberlichtgitter sind nach Hasenauer von Milde und Gabl ausgeführt worden.

Vier Unterfahrten hat das Gebäude und — von Neben- oder Nebentüren abgesehen — neun Haupteingänge. Das Treppensystem ist äußerst verständig angelegt. Das unter Umständen so verhängnisvolle Gedränge wird hier thunlichst vermieden. Der erste Vorraum ist edel und einfach gehalten. Das Material der Innenräume ist weit kostbarer, als das der Außenseite. Der Istrianer Kalkstein wird vom glänzenden Marmor abgelöst. Einen prächtigen Eindruck macht die Monumentaltreppe aus gelblichem San Stefano-Marmor mit ihrem Purpurteppich und den Kandelabern von Hanisch. Die Standbilder der großen Schauspieler — darunter natürlich Garrick, L. Devrient, Ekhof, Seydelmann und andere, — Hofmanns plastische Giebelgruppe: „Bacchus-Mystik" — bilden den schönsten Schmuck des Treppenhauses. Die beiden Freitreppen der Seitenflügel erscheinen mit hervorragenden Kunstwerken bedacht. Auf der einen Seite Venus im lichten Bogen stehende Aphrodite mit den erwartig gelagerten Hebe und Paris, ferner Athene mit dem „Ruhm" und der „Unsterblichkeit"; in der gleichen Anordnung auf der andern bezüglich Meisters „Wahrheit" mit der „Tabl- und Schauspielkunst", ferner

Apoll mit zwei die tragische und komische Kunst versinnlichenden Jünglingen.

Die Deckenbilder der Freitreppen von Matsch und den Brüdern Klimt sind unmittelbar auf das Mauerwerk gemalte Oelbilder: je vier Deckendarstellungen und je ein Giebelfeldbild.

Matsch brachte das Sophokleische Dionysos-Theater, Antigone-Scene. Hier finden wir eine gute Bekannte, deren antike Züge der Künstler festhielt — Frau Wolter, welcher wir übrigens auch auf dem Bühnenvorhange begegnen werden. Ferner ist von Matsch der „antike Improvisator", die mittelalterliche „Mysterie" mit der in Erde, Himmel, Hölle, dreigetheilten Scene, und die Giebelfreske: „Pythia, Apollons Hermes schmausend".

Gustav Klimt stellte in einer überaus reizvollen Landschaft das ausgegrabene Theater von Taormina dar, ferner eine Scene auf dem Theiphiskarren und eine auf dem Globetheater, der Bühne Shakespeares: die Gruftscene aus „Romeo und Julia". Von Ernst Klimt wiederum ist das Maliertheater mit der Scene aus dem „Eingebildeten Kranken", „Der Hanswurst auf der Jahrmarktbühne" und der Dionysosflut, das Gegenstück zu der erwähnten Apolfeier.

Alle diese Darstellungen sind höchst lebendig angeordnet und von gar nicht gewöhnlichem Reiz der Farbe. Meyers elliptische Reliefs: „Saturn", „Venus", „Diana", „Apoll" und Geigers allegorische Grisaillen, Kindergruppen, die den Hanswurst erst verspotten und dann bejubeln, müssen dagegen ein wenig zurücktreten.

Durch ein mit plastischen Medaillons von König geschmücktes Portal betritt man ein Vestibül, in welchem uns vier Standbilder aus schneeigem Laaser Marmor empfangen: „Laube" und „Dingelstedt" in Natters ungemein charakteristischer Auffassung und Silbernagels eleganter „Sonnenfels" und „Schreyvogel". Auf dem entsprechenden Raume des andern Flügels stehen drei Statuen ausländischer Bühnengrößen: „Kean", „Talma", die „Rachel" und die „Ristori".

Kurzers Plafonds zeigen dem Beschauer das „Oberammergauer Passionsspiel" und ein modernes Schauspielhaus, in welchem, wenn wir nicht sehr irren, eben eine Scene aus Freytags „Graf Waldemar" gespielt wird.

Das Foyer mit den unten grauen, nach oben zu ins Röthliche spielenden Marmorwänden, dessen Pilaster und Thürverkleidungen aus dunkeladerigem Paonazzo hergestellt sind, zieren drei prächtige Deckenstücke von Maler Charlemont: „Apoll mit Musen", eine hochst phantastische Darstellung aus dem „Sommernachtstraum" mit Zettel-Esel, Titania und Elfenspuk, ferner die Opferscene aus „Iphigenie".

Die beiden Buffet-Octogone haben Rubische Schilderein von Früchten, Blumen, Vögeln und Affen, ferner Charlemonts heitere Allegorien.

Vom großen Foyer führen drei Gänge zu den Logen. Hier ist die Porträtgalerie des Theaters, welche vorher im „alten Burggang" war, passend untergebracht. Diese historisch interessante und künstlerisch werthvolle Sammlung enthält die Bildnisse der besten Burgtheaterleute von den Tagen der Gründung bis auf die jüngste Zeit.

Mit einer ganz außerlesenen Pracht sind die für den Kaiser und die Erzherzoge bestimmten Treppen und Räume geschmückt — die Seiner Majestät vor allen anderen. Die Treppen sind aus Carraramarmor, deren balustrirte Geländer aus edelsteinartigem ägyptischem Alabaster hergestellt, welch letzterer auf gewöhnliche Erdenkinder einen nahezu verblüffenden Eindruck macht. Was für die Mitglieder des Erzhauses „nur" aus Tiroler, aus rothviolettem, aus belgischem oder grünem Pyrenäenmarmor gefertigt wurde, ist für den Kaiser orientalischer Brèche, beziehungsweise grüner, welscher Marmor. In der Mitte des sogenannten Kaiserganges prangt Benks allgemein bewunderte Meisterschöpfung, die „Klythia" lichtspendend auf ihrem Onyxsockel. Maler Eisenmengers Rundbries, Tilgners Hermen mit Putten — die reich ornamentirten Stickereien — die Gobelins, Goldbronzen, Antarestteppiche — die entzündenden Kamine aus fabelhaft kostbarem Material — vereinigen sich zu einem Gesammteindruck, den wir in die Lessingschen Worte zusammenfassen:

„So reich! und mit Geschmack so reich!"

Und erst der Bühnensaal! Er bietet für 2000 Personen Raum. Die Logen sind nach italienischem System, ein Heliotitechen vermittelt den traulichen Verkehr von einer zur andern.

Beschorner hat einen phantastischen Riesenkronleuchter geliefert. Die Decke schwebt ohne sichtbare Stützen über dem Saale. Die Cassettirung derselben, die Eintheilung, die Zuweisung der Felder an Plastiker und Maler sind meisterhaft.

Wir finden vier von Weyr in Relief ausgeführte Allegorien, deren leitende Idee Wilbrandt angab: „Der mit dem Leben kämpfende Heroismus", „der mit dem Leben spielende Humor", „die tragische Verblendung" und „die komische Schwäche".

Hunais, ein in Paris lebender Schüler weiland Anselm Feuerbachs, hat auf Goldgrund die hierauf bezugnehmenden Gestalten gemalt: „Jeanne d'Arc", „Falstaff", „Oedipus" und „Harpagon". Besser sind ihm jedoch die vier Lunetten gelungen, welche die großen Dramatiker aller Zeiten vorführen. Wir wollen nicht darüber rechten, daß Voltaire just zwischen Grillparzer und Lessing zu stehen kam, daß Schiller und Goethe denn doch etwas weniger in den Winkel und etwas mehr in die Mitte gehören, daß Jodelle und den Epiker Ariost hier wohl niemand vermißt hatte, sondern uns lieber naiv der schönen Wirkung dieser vollendeten Kunstwerke hingeben und erfreuen. Hans Sachs, ein uralter, stiernder Mann, und Grillparzer in sinnender, ungezwungener Stellung wollen uns am besten gefallen.

Die Logenbrüstungen der ersten beiden Ränge haben wieder Tilgnersche Büsten den Burgschauspielern — es ist beinahe zu viel des Besten! Weyr meißelte ein Prosceniumrelief: „Die schöpferische Macht der Phantasie" — ein schlankes Weib mit bewegten Kindergruppen. Fauns dienen der Bühne als Gesimsträger.

Der Vorhang vom Maler Fux ist ein Meisterwerk für sich und an dieser Stelle. „Der unheilbringenden Büchse Pandorens entsteigen die Leidenschaften der Menschen". Dieser tiefsinnige Vorwurf wurde in einer figurenreichen Komposition künstlerisch bewältigt, die man nicht gegliedern, sondern wirken lassen muß.

Das Gesammtbild des Saales ist ein vortreffliches. Der Grundton des zarten, eisenbrinnäßigen Goldlichtweiß wird von Roth und Gold prunkvoll, aber keineswegs schroff unterbrochen. — Die szenischen Behelfe des Erweiterten zu schildern, fehlt es uns an Raum und dem bisher wohlgeneigten Leser an Geduld. Hydraulische Kräfte verrichten mit fast unheimlicher Präzision das geräuschlose Verwandlungswerk. An dem Hahnemannschen Grundsatz: „Wenig Holz, viel Eisen", wurde bei der bühnentechnischen Anlage nur um so konsequenter festgehalten. Ein Urwald von Schläuchen, Stangen, Röhren, Leitern, Schnüren, Trögen, Aufzügen, Kurbeln und Hähnen: man weiß wahrlich nicht, „ob es in jenen Sphären ein Oben oder Unten gibt". Als besondere Merkwürdigkeit sei noch der doppelte Bühnenboden erwähnt, welcher Gesammtverwandlungen ermöglicht.

Du armes, altes, schlichtes Häuslein auf dem Michaelerplatze, du kanntest das alles nicht! Du hattest statt all dessen ein „Dunkel" unter dem Regendach, auf dem sich's allerdings sehr gemüthlich saß. Drei Stufen ging's hinauf, drei hinunter! Entsetzliches Terrain! — Garderobehöhlen, Parterreschachte, kahl fortlaufende Brüstungen, bald seid ihr der verrichtenden Spitzhacke verfallen! Ich werde meine lieben zwei Eisenstangen im vierten Stock nie wiedersehen, an die ich mich in jüngeren Jahren klammern mußte, wenn ich rittlings auf der Bank-lehne klassische Dichtungen genoß — nach vorheriger mehrstündiger Anstellung in der „Kälteschuh" oder beim „Burgthor"! Das alte, täglich erneute Problem, wo es besser sei, sich anzustellen, haben oder drüben, bleibt also ewig ungelöst!!!



Dr. August Förster.

Der neue Leiter des Wiener Burgtheaters.

Den geistigen Erben Heinrich Laubes, des um das heutige Burgtheater bestverdienten Mannes, hat die Wiener Generalintendanz der Hoftheater in Dr. August Förster zum Leiter des Hofschauspiels berufen und damit die denkbar glücklichste Lösung der mit der Uebersiedlung in das neue Haus brennend gewordenen Direktionsfrage gefunden. Den alten Geist im neuen Hause zu pflegen, kann, so weit wir im deutschen Theaterreiche Umschau halten, niemand berufener erscheinen als der Mann, der in vorderster Reihe unter denen steht, welche diesen Geist in der jüngeren Generation des Burgtheaters mit erweckt und fortgebildet haben, ein echter und rechter Theatermann, dessen ganzer Entwicklungsgang in ihm all die Eigenschaften gereift hat, die zur Leitung der ersten deutschen Bühne nothwendig erscheinen.

Als flotter junger Doktor der Philosophie betrat der dreiundzwanzigjährige Sohn des Landschaftlichen Justizbeamten Förster, kurz nachdem er zu Jena promovirt hatte, am 25. Mai 1851 die Bühne. Poetischer Hang, wirkliches Darstellungstalent und die ungewöhnliche Morgengabe einer grundlichen klassischen Bildung, allem voran aber die ideale Auffassung seines Berufes, halfen ihm die Not des fahrenden Komödiantentums, die er mehrere Jahre hindurch gründlich durchgekostet, überwinden. Direktor Franz Wallner, ein regsamer, stets auf der Suche nach Talenten befindlicher Theatergeist, hatte bald entdeckt, was in dem jungen Förster steckt; er engagirte ihn für das Stadttheater in Posen, und von hier ab bewegte sich die Laufbahn des Künstlers in rasch aufsteigender Linie. 1855 wurde Förster vom Stettiner Stadttheater durch Laube zu einem Gastspiel ans Burgtheater berufen, welchem einige Jahre später das Engagement folgte. 1856 wirkte Förster als Schauspieler und Regisseur in Danzig, 1857 in gleicher Eigenschaft in Breslau, und im folgenden Jahre trat er in seine Stellung am Wiener Burgtheater, die unter steigenden Ehren und Erfolgen bis 18. Mai 1876 andauerte. Vom 1. Juli 1876 an leitete er sechs Jahre hindurch die Direktion des Leipziger Stadttheaters und trat im Herbst 1883 als Secretär, als Regisseur und stellvertretender Direktor mit an die Spitze des neubegründeten „Deutschen Theaters" in Berlin.

Als Schauspieler wie als Regisseur war Förster während seines Wirkens in Wien dem Burgtheater bald eine kräftige, namentlich in der letzteren Eigenschaft eine so schwer entbehrliche Stütze geworden, daß ein Gesuch um Entlassung, welches er im Jahre 1872 in einer Audienz beim Kaiser vorbrachte, abschlägig beschieden wurde.

Vermochte er als Schauspieler auch die Erinnerung an Anschütz nicht ganz zu verwischen, so glückte er doch in ersten Charakter- und Väterrollen, wie „Erbförster", König Friedrich Wilhelm in „Zopf und Schwert", auch als Darsteller behaglich komischer Typen zu den geschätztesten Mitgliedern des Burgtheaters; dem Redner Förster aber kam seine geistvolle Auffassung so sehr zu statten, daß sein „Nathan der Weise" sicherlich zu den bedeutendsten Leistungen deutscher Schauspielkunst gezählt werden darf.

Laube zog den Künstler zur Mitarbeiterschaft an der dramaturgischen und direktiven Thätigkeit heran. Er schätzte seine literarische Bildung, seine richtige Empfindung für das dramatisch Wirksame, verwendete ihn mit Vorliebe als Mittler bei der Führung junger schauspielerischer Talente, und daß wohl niemand dem Hauptvorzuge der Laubeschen Schule, der klaren und natürlichen Rede, die sich nur als das Ergebniß der vollen Durchfühlung und geistigen Durchdringung einer Rolle entwickelt, jemals ein besseres Verständniß entgegenbrachte, als Dr. August Förster, zeigt sich, ganz abgesehen von seinem Wirken am Burgtheater, am deutlichsten und erfreulichsten in dem künstlerischen Range, zu dem sich das „Deutsche Theater" in Berlin unter Försters Mitdirektion erhoben hat.

Manches Talent, das heute zu den Zierden des Burgtheaters zählt, wir nennen nur Stella Hohenfels, hat Förster entdeckt, geführt und gefördert, und an zahlreichen deutschen Bühnen gibt es Schauspieler, die sich dankbar des thätigen Interesses erinnern, das er ihrem Streben entgegengebracht. Er hat wie Sonnenthal, der sich am meisten für seine Berufung zum Direktor des neuen Burgtheaters einsetzte, ein Herz für das Theater und das geistige Uebergewicht eines Raten Kopfes, der, wie Laube sich auszudrücken pflegte, auch das „Regieren" versteht. Wie Laube, den man gerne als praktischen Theaterschriftsteller konstelliert, haben auch Halm, der feinfühlige Dichter, und Dingelstedt, ein Meister und ein Poet der äußeren Scene, in Försters Hingebung und Verständniß für die höheren Aufgaben des Theaters eine ihrer besten Stützen gesucht und gefunden. Einen Mann, der nach einer solchen Vergangenheit an die Spitze des Burgtheaters tritt, haben wir allen Grund, von Herzen willkommen zu heißen.

Alexander Rosen.

Zielerziehungen im Monat Dezember.

Am 1. Gothaer Meininger 100-Thaler-Prämienpfandbriefe à 4 % vom Jahre 1871, Prämienziehung am 2. Januar. — Kölner Pfandbriefe G.-B. 100-Thaler-Loſe à 3½ % vom Jahre 1871, Prämienziehung am 3. Februar. — Karlsruher 40-Thaler-Loſe vom Jahre 1845, Prämienziehung am 1. Juli. — K. K. Oeſterreichiſche 100-Gulden-Loſe vom Jahre 1864, höchſter Preis 120,000, niedrigſter 200 fl., zahlbar am 1. März 1889 (104. Ziehung). — Stadt Mecheln 150-Lire-Loſe à 4½ % vom Jahre 1868, höchſter Preis 35,000, niedrigſter 150 Lire, zahlbar am 1. Januar 1889 (55. Ziehung). — Türkiſche 400-Franken-Loſe à 3 % vom Jahre 1870, höchſter Preis 600,000, niedrigſter 400 Franken, zahlbar am 1. Januar 1889 58½ (113. Ziehung). — Fürſt Windiſchgrätz 20-Gulden-Loſe vom Jahre 1846, höchſter Preis 20,000, niedrigſter 36 fl., zahlbar am 1. Juni 1889 (54. Ziehung). — Am 15. Koslach-Sangerhauſen Eiſenbahn 7-Gulden-Loſe vom Jahre 1857, höchſter Preis 6000, niedrigſter 10 fl., zahlbar am 15. Juni 1889 (64. Ziehung). — Ungariſche 100-Gulden-Loſe vom Jahre 1870, höchſter Preis 100,000, niedrigſter 148 fl., zahlbar am 15. Juni 1889 (63. Ziehung). — Belgiſche 3 % Kanonnal-100-Franken-Loſe vom Jahre 1861, höchſter Preis 25,000, niedrigſter 110 Fr., zahlbar am 10. Juli 1889 (28. Ziehung). — Am 31. Braunſchweiger 20-Thaler-Loſe vom Jahre 1868, höchſter Preis 20,000, niedrigſter 23 Thaler, zahlbar am 31. März 1889 (74. Ziehung). — Stadt Venedig 30-Lire-Loſe vom Jahre 1869, höchſter Preis 50,000, niedrigſter 30 Lire, zahlbar am 1. Mai 1889 (137. Ziehung).

Neue Bücher und Schriften.

Lepsius, Rud., Lepsius, Land u. Leute. Zur Reiſe und zum Studium. Mit 67 Skizz. Würzburg, Leo Woerl.

Lichtwark, A., Der Kampf um Talente der Literatur. Leipzig, W. Friedrich.

Lilienfeld, H., Ueber die Behandlung der amtlichen Testmäßer als kaiſerlich-königliche Conſtr. Wien, Zürich, Meyer & Zeller.

Erlgartmann, Dr. L., Ueber Milzbrand, ſein Weſen und ſeine Behandlung. Braunſch. Hofbr.

Linger-Meyer, Emma, Freya. Eine nordiſch. Dichtung. Berlin, Verlag der Literar. Deutſchland.

Lorck, C., Storie bizarre. Florenz, G. Barbèra.

Lorentzen, Fr., Die Verſicherung gegen Einbruch i. J. 1618. Vortrag. Hamburg, Verlagsanſtalt Richter.

Lüder-Kaſſeler, L., Kleinkunſt-Geſchichten. Berlin, Verlag der „Deutſchen Preſſe" (B. Burmeiſter).

Lüdtke, Dr. K., Der Nachbar im Orient, Kultur- und Sittenbilder aus Rußland. II. Band. Hannover, Hellwing.

Lüderitz, Fr., Die neueſten Erfindungen auf dem Gebiete der Theater-Geſchmeidung. Hagenau i. E., Geiſthverlag.

Oppenheim, Dr., Der II. und III. Fund von Sakrau. Separat des Vereins für das Muſeum ſchleſiſcher Alterthümer in Breslau. Mit 7 Tafeln. Breslau, H. Skutſch.

Hellberg, A., Eine vornehme Frau. 2. Aufl. Leipzig, W. Friedrich.

Hilfsbuch für Reiſende in der erſten Zeit der Vorbereitungsdienſtzeit. Hamburg, M. Glaſemann.

Hoff, Dr. K. E., Einführungsordnung für das deutſche Reich nebſt Einführungsgeſetz. II. Band. Erlangen, Palm & Enke.

Hoffmann, Otto, Vier-Ornamente der Neuzeit. II. Band, 4. Aufl. Berlin, E. Wasmuth.

Hahn, Ida, Aus vergangenen Tagen. Drei Erzählung. Leipzig, C. F. Winter.

Hay, J. G., Das Buch der Schmetterlinge. Lief. 1—6 (Mit. in 10 Lief.). Stuttgart, Hallberger'ſche Verlagsanſtalt.

Heckenaſter, K., Geſchichte d. Grimmſchen Märchenhauſe. Vortrag. Hamburg, Verlagsanſtalt.

Helle, Ellie, Im Bann der Erinnerung. Novellen. Berlin, E. Schottländer.

Hellmann, Jul., Wachen und Sonnenſchein. Novellen und Erzählungen 2. Aufl. Frankfurt i. M., Herbert.

Herz, K., Calas, Trauſpiele, zur Centenaire-Feier des Jahres 1189 Lieut. 3 Novellen.

Herz, Th., Der Schimmelreiter. Novelle. Berlin, G. Parkl.

Hetzer, C. u. F. Scheibler, Turnbuch. Turnſchemen alter Stile u. Länder. Lief. 24. Berlin, E. Wasmuth.

Hensel, C. M., Die amtliche u. bürgerliche Stellung der Volksſchullehrer. Minden i. W., Brunn. — Hiervon einzeln:

— — Die Besorgung der Aemter der Volksſchullehrer.

— — Der Volksſchullehrer in ſeiner Stellung als Staatsbeamter.

— — Das Züchtigungsrecht des Lehrers gegen ſeine Schüler.

— — Die Penſionirung der Volksſchullehrer.

— — Die Entwickelungsgeſchichte d. deutſch. Jugendſchriftenliteratur. Ebend.

Hirt, Fr., Deutſchlands Vögel. Mit 221 Abbildungen. Lief. 1 (ſpät. in 12 Lief.). Stuttgart, C. Hoffmann.

Hinderhuber, des ſüßen Knaben, Geſchichte in lüſtiſcher Manier, von Klodo. München, Braun & Schneider.

Kartenſpiele.

(Redigirt von Oskar Stein.)

Aufgabe Nro. 70.

Piquet.

Vorhand hat zum Geben, nur Aß und 9 in Pikarten exartirt und 4 Blätter hat ein Aß und einen Buben behalten; Hinterhand hat nach den Quart drei Aß, drei Könige, zwei Damen und einen Buben in der Hand. Welche Karten muß jeder von ihnen haben und was muß Vorhand laufen, um 29 machen und einen Schützer gewinnen zu können?

Auflöſung der Aufgabe Nro. 68:

Skat.

Im Skat liegt der Alte und Carreau-Sieben; Mittelhand hat:



Vorhand hielt ihre größtmögliche Farbe, Carreau, an, wird aber von Mittelhand mit Pique ohne Coeur wieder an das Spiel gebracht, von dem er nicht mehr abkommt; Hinterhand wird Zweit nicht belagen und Mittelhand kann jeden Stich gewinnen u. Im Solo waren höchſtens 56 auf 4 Stich in Coeur und Pique abzugeben.

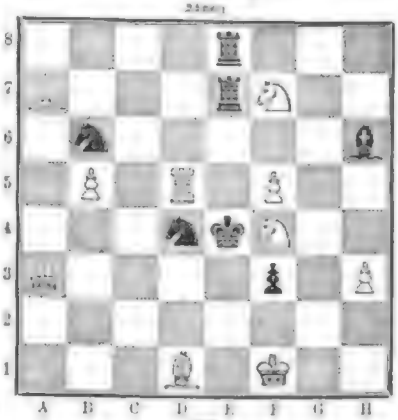
1889 (Bd. 61).

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 482.

Von A. J. Mackenzie.



Weiß.

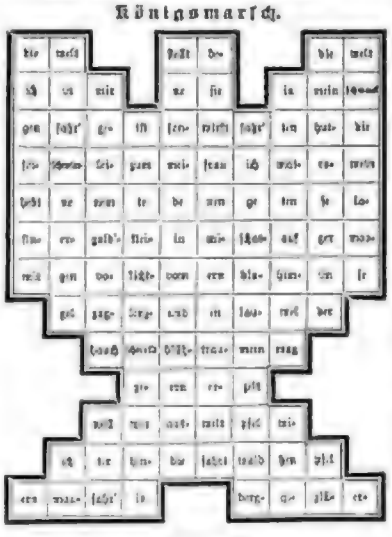
Weiß zieht und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflöſung der Aufgabe Nro. 470:

Weiß.	Schwarz.
1) L. G 1 — C 5	1) K. H 3 — H 4.
2) K. F 3 — G 2	2) K. H 4 z. H 5.
3) S. G 4 — F 6 †	3) K. H 5 — H 6 oder — H 4.
4) L. C 5 — F 8 oder — F 2 Matt.	

Rätſel.

Königsmarſch.



Auflöſung des Rätſels „Von Pard nach Süd" Seite 114:

Gott beſchütze den Kaiſer Wilhelm!

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30.

Ruſſiſch.
23, 10, 7, 21, 26, 19, 17, 15.

Schwediſch.
7, 8, 9, 24, 6, 15, 16, 17.

Dänemark.
15, 13, 11, 17, 6, 20, 19, 23, 18.

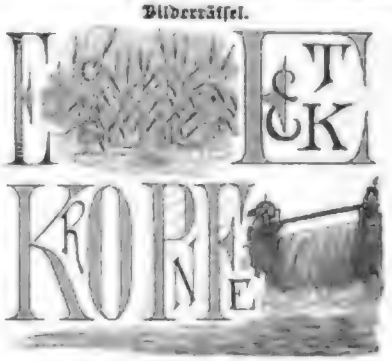
Württemberg.
24, 10, 11, 28, 3, 4, 16, 30, 5, 6, 29, 1.

Baiern.
5, 13, 20, 6, 29, 17.

Oeſterreich.
2, 6, 21, 3, 14, 25, 27, 16, 20, 8, 2.

Italien.
20, 4, 19, 26, 25, 28, 17.

Bilderrätſel.



Auflöſung der räthſelhaften Inſchrift Seite 115:

Ka (kleine) Preis, Voßeſt — A na (nein), I maigl net; na (nachher) nich i, hier wa do nimm i a mal a (eine), heute will i la (keine), Depp!

Briefmappe.



Lesa. Wir wollen ſehen, ob wir im nächſten Frühling für Ihre Gleiße Verwendung finden. Was den eingeſendeten Arbeiten werden wir gerne Einſicht nehmen.

Eugenie Franziska B. in B. 1) Händel und Johann Sebaſtian Bach. 2) Ein Autor von Gehalt, geboren in St. Petersburg am 22. Oktober 1856, Pianiſt in Wien. 3) In Münchner. 4) Die Romane: „Der Bernſteinhexer", „Die Zwergbiographien", „Die Tochter des Kapitäns", die Novellenſammlungen: „Unterwaſſer Feuer" und „Die Schlange im Paradieſe". Ihrem Wunſche entſprechend.

Elegante. Das Inſerat der geſandten Gedichte iſt ſeinem Inhalte nach viel zu ſehr verpönt.

C. J. L. in Bergen (Norwegen). Jede Stempelhandlung wird Ihnen das bejagen oder Sie doch an eine geeignete Adreſſe verweiſen.

Ka. in St. Nicht verwendbar.

M. in Hdl. Wir bedauern, für perſönliche Nachforſchungen keinen Raum zu haben.

Caroline in P. 1) Manzoni, I promessi sposi. 2) Dreſſe und nicht bekannt. 3) Ferdy, Geſchichte der beſſeren Silbenſchrift. 4) Cesare Balbo, Sommario della storia d'Italia. Jede gute Buchhandlung beſorgt Ihnen die gewünſchten Werke.

C. F. in London. Was in dem betreffenden Fall bekannt, daß verfahren und die Geſellſchaft der Beſitzer hinlänglich beſtraft, daß dieſe perſönliche Erwähnung will einer ſachlichen gleichwerthen wäre.

Abonnent 604. in Kochjuli. Ueber Hausbedarfsmarke hat unſere Briefmappe ſich jüngſt wiederholt eingehend beſchäftigt (s. S. 69 unter C. C. in Bernau). Wir einen Zahnarztbedarfs zu erfahren, der einen guten Trauſbenwein für wahr kennt, preiſt man bei 12—14 Liter ſehr gern, kaufen gelegentlich retro aber weniger Jedermannsweg den Saft auch. Den Rabſand weiſt man in 12 Liter feinen Waſſer an, will dem man ihn käuflich verwahrt, und unterzieht ihn am folgenden Tag wiederholter Auftragung, um das Ungeziefer beſeitigen will dem zuerſt gewonnenen Kraftſaft und 3 Kilogramm gehäckſelten Hanfſtroh zu vermiſchen. Nach tägiger Lösung die Jauche gießt man die Flüſſigkeit in ein Faß, das aber nicht ganz voll werden darf. Faß in dahinter einen in der Mitte durchbohrten Spund und läßt es in der Wochen lang in einer Temperatur von mindeſtens 14—15° R. liegen. Dann gießt man 1½ Kilogramm in 2 Liter warmen Waſſer gelöſten Zucker hinzu, ſchüttelt das Faß gut um und verſpundet es wie vorher. Nach weiteren 6—8 Wochen wird bei an das Spundloch angelegte Ohr äußerſt Gärungsgeräuſch mehr wahrnehmen. Man zieht alſo nun die Gas-Flüſſigkeit von dem Bodenſatz ab, füllt 10, bis 2 Liter feinſten Cognac hinzu, läßt ſie und weitere Monate ruhig im Keller liegen und gießt es dann in ein nicht völlig voll Faß um, das ganz gefüllt und feſt verſpundet wird. In einer Wärme, die nicht unter 8° oder angenehm bezeichnet, läßt man den so präparirten Wein 3—4 Jahre liegen, ehe man ihn auf Flaſchen zieht. Wegen für jenen einfache zu gewinnenden ſogenannten Jahresmilderwein, der tägliger Johannisbeerliqueur heißen müßte, haben Sie in jedem Kochbuch.

L. F. G. in Dresden. Kann in dem einen wie in dem andern Sinne angewendet werden.

O. L.-T. in S. Gaben Sie überzeugt, daß wir Ihre warmen Briefe ſtets freuen wollen Worte auch zu würdigen wiſſen und Ihren freundlichen eingehenden Darlegungen alle Beachtung ſchenken. — Der angeborene Unterſchied rührt daher, daß dort andere Dinge wieder ſtark vertreten und und beſtalb für dieſe illuſtrirten — nicht immer — nicht Raum zu übrig werden kann.

G. K. in Z. Sieben Sie Beſcheid in die Warmſächer.

Dr. H. in S. Und und ſonſt.

Lucius Quelmann. Wenn es Ihnen nur darum zu thun iſt, ſich mit der Sprache ſo weit vertraut zu machen, um in ihr die beſſeſte Bücher und beſſere Schriftwerke leſen zu können, mag bei entſprechendem Fleiß die angegebene Zeit genügen. Die Beherrſchung der mündlichen Unterhaltung iſt auf dem angedeuteten Weg innerhalb zu erreichen. Als Lehrbuch wird Ihnen die „Ruſſiſche Konverſationsgrammatik" von Profeſſor P. Fuchs nebſt dem „Schlüſſel" zu beziehen, bedarf im Verlag von Julius Groos in Heidelberg erſchienen, gute Dienſte leiſten. — Es kann dem Briefe daher bei Ihrem erwähnten Alter gewiß nicht zu den Eins, mit der Darſtellung einer Jahreszahl, wie es denn thatſächlich auch unterhalb des höchſt achtungswürdigen und in der That bedeutenden Standes gibt, deſſen Inſaß ergrauen zu nahe zu ſtehen. Auch thun Sie den deutſchen Schriftzeichen unrecht, wenn Sie ſagen „immer nur" u. Die wichtigen Bettreter deſſelt Standes finden in der deutſchen Kurzſchrift ihre Stelle ja gut wie die anderen und erſcheinen darum in ihrer ganzen Bedeutſamkeit.

Per aspera ad astra. Darüber bleibt Sie in allen Eingehenden die „Deutſche Anleitung zur Photographie" nebſt einer ausgezeichneten Anleitung zur modernen photographiſchen Operation und der Trockenplattenphotographie" von Alfolant von Komloſy. Dr. phil. (Halle a. S., Wilh. Knapp). Ein Buch, das Neuem mit Hilfe zahlreicher Abbildungen die Sache und alle dazu gehörigen Apparate ſo anſchaulich als möglich macht.

J. M. in Innsbruck. In Gedrich „Chronikantlein" heißt es:

„Und Pelz' die zwacken mich und ſie
Auch Berg und Thal und Wieſ',
O Herre Herrn, ihr wendt und ſie,
Das Lieb, das Lieb hat Flügel."

Wenn Sie damit die zum Theil wörtlich gleichlautende Stelle Ihres Gedichts „Der getreue Herr" vergleichen, ſo werden Sie ſelbſt werden, daß Ihre Zeilen mehr auf Reminiszenzen ſich zu ſtützen ſcheinen, wollen wir gern glauben) als auf eigenen Erfahrungen beruhen.

C. L. in Wilfrod. Die gewünſchte Auskunft bietet Ihnen die durch jede Buchhandlung zu beziehende Schrift: „Die Bedeutung im Staatsbürger" von C. Jürgen. L. Berlin, Leipzig, C. A. Koch Verlag.

Zwei beſorgtändliche Profeſſorin. 1) Indem wir der Leſe nicht hinter Licht führt, wie Sie es mit Ihrer Frage 1) beſchehen, daß wir Sie ſchlauerweiſe unſere Minderwiſſenſchaft zu Lösung einer anderweitig geſtellten Preisaufgabe zu Anſpruch nehmen möchten. 2) Beſtätigen läßt man an dem reizig antbernaten, indem man gleichzeitig Sorge trägt, daß ſo ein Unheil ſtiften.

Kattegat. Wir wissen leider, was sich damit anfangen läßt.

Franz M. in H. bei H. an der Elbe. [illegible]

Dr. K. F. in W. Wir werden es unterzubringen suchen.

A ter Abonnent in Sofia. Ein Roman unter dem Titel: „Ein bulgarisches Mädchen" ist uns nicht bekannt.

W. H. in Malaga. [illegible] „[illegible] und soziale Skizzen", von G. vom Rath, Geh. Bergrat und Professor in Bonn. Verlag von Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg. — Weiteres vorbehalten.

[illegible]

G. E. in M. „Revue illustré", „[illegible] Family Magazine".

[illegible]

[illegible] Oscar Sch. in Madrid. Nicht geeignet.

[illegible]

Gesundheitspflege.

[illegible]

Abonnent seit 1856. [illegible]

Sorgfältiger in London. [illegible]

Abonnent F. [illegible]

Kreolie. [illegible]

Ein langjähriger Abonnent. [illegible]

Abonnentin in Ungarn. Carl E. in Waltar. Von derartigen Mitteln ist kein Erfolg zu erwarten.

A. B. W. in Berlin. [illegible]

Treue Abonnentin in St. [illegible]

L. u. W. in Rußland. H. B. .....h in Braunschweig. M. Schwiebel. [illegible]

M. L. A. [illegible] Dr. Sehm.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart. Verantwortlich: Otto Baisch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 11);
Budapest: Moritz Sebi (V. [illegible] 5);
München: Fritz Schwarz, Redakteur der „Kunst für Alle" (Maximilianstr. 23).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Jenseits des Grabes, Novelle von Leo Warren, Fortsetzung. — Ein [illegible], von Dr. [illegible]. — Die [illegible], von [illegible]. — Nikolai Gostowitsch von Glück von —n. — Der Kaisertag in Hamburg, von Hermann [illegible]. — Nadia, Erzählung von Richard Voß. Fortsetzung. — Der Tabakstabil und seine Beurtheilung, kulturhistorische Plauderei von Dr. Franz Hirdt. — Literatur. — Notizblätter. — Die Kaltstellung des neuen Wiener Burgtheaters, von Armin Friedmann. — Der neue Leiter des Wiener Burgtheaters, von Alexander Reisen. — Politische Ereignisse im Monat Dezember. — Neue Bücher und Schriften. — Rathenjahrle. — Schach. — Räthsel; Aberglauben; [illegible] Seite 116; [illegible] Seite 117. — [illegible]

Illustrationen: [illegible] von R. Eichstädt im Besitz von R. Langer in Berlin. — Der Kaisertag in Hamburg: Festfahrt durch den Hafen. Originalzeichnung unseres Spezialartisten Hermann Lüders. — Die Ernennung, Gemälde von E. Kaiser. — Nikolai Gostowitsch von Glück. — Der Kaisertag in Hamburg, vier Originalzeichnungen unseres Spezialartisten Hermann Lüders. — Das neue Wiener Burgtheater und [illegible]. — [illegible] des [illegible], neun Skizzen von Alfred Gabener. — Dr. August Förster.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist erschienen:

Jantje Verbrügge.

Roman

von

Theodor Duimchen.

Preis geheftet M. 3. —; fein gebunden M. 4. —

In diesem Roman offenbart sich ein Erzählertalent ersten Ranges von einer Kraft und einem Glanz der Darstellung, die den Leser wahrhaft hinreißt und bezaubert. Der Autor, mitten im großen Weltleben stehend, schildert die niederländische Gesellschaft ebenso wahr wie interessant und läßt einen jungen Deutschen sich in diesem Strudel zu Glück und Ansehen emporringen. Dabei machen wir die Bekanntschaft seltsamer Typen dieser widerspruchsvollen holländischen Gesellschaft, thun tiefe Blicke in das Treiben mannigfacher Menschenklassen der großen niederländischen Handelsstadt und lernen ein interessantes Stück Leben kennen, indem wir uns dabei außerordentlich amüsiren und prächtig unterhalten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse, Annoncen-Expedition für sämmtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes, in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 50 Pf. Reichswährung.



Post- und Schnelldampfer
zwischen **Bremen** und

Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

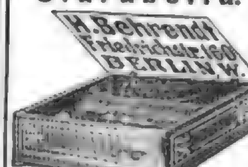
Prospekte versendet

Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

„Wir kennen keine [illegible] Schule."
Signale f. d. musikal. Welt, Leipzig.
[illegible] Steingräber Verlag, Leipzig.

„Liederquell".
251 Volks-, Vaterlands-, Soldaten-, Jäger- und Kommerslieder, [illegible] Preis M. 3. — **Fein gebund. M. 4.50.** [illegible] Steingräber Verlag, Leipzig.

Unübertreffliche Neuheit!
Clarabella.



Clarabella-Mignon [illegible]

Emil Mühlenpfordt, Hamburg. Import von Japan-Waren, Japan-Kunstsachen und Japan-Alterthümern.

Gut und Billig!

Liefert die Firma Brier & Co., Berlin, 7 Ardenstr., [illegible]

Cigarren [illegible]
Weine, [illegible]
Schmucksachen [illegible]
Brier & Co., Berlin, Ardenstr. 7.

[illegible]

„Klatsch"

Ein neuer Berliner Roman von dem Feuilletonisten der „Gegenwart", Dr. Theophil Zolling, [illegible] im „Berliner Tageblatt" [illegible] großen gebildeten Publikums [illegible] Allen neu hinzutretenden Abonnenten [illegible] größere Teil des Romans gratis nachgeliefert. [illegible] „Berliner Tageblatt" mit Handels-Zeitung [illegible] „ULK" [illegible] „Deutsche Lesehalle" [illegible] „Der Zeitgeist" [illegible] Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft [illegible] 1 Mk. 75 Pf. bei allen Reichspostanstalten. Probe-Nummer gratis und franko.

„Klatsch"

Märchen, Fabeln, Jugendschriften etc.
[illegible] C. Fleisch, E. Thumann, Ludw. Richter, Wold. Friedrich, [illegible] Andersen, Fritz Schaaf, Dr. Fr. Hofmann, [illegible]
Ausführl. Katalog mit zahlr. Proben gratis u. franko durch jede Buchhandlung [illegible] Ambrosius Abel in Leipzig.

Soeben erschienen:
L. Wolff & Sohn's
wohlriechender Taschenkalender für 1889
[illegible] Wiederverkäufer erhalten angemessenen Rabatt.
F. Wolff & Sohn, Parfümeriefabrik in Karlsruhe (Baden).

In der Edition Peters erschienen neue Klavierstücke und Lieder von
Grieg.

Musterblätter für Laubsäge-, Schnitz-, Einlege- und Holzmalerei-Arbeiten. [illegible] Mey & Widmayers Verlag in München.



Das hier abgebildete, neu errichtete Gebäude dient in 7 Stockwerken nur dem Geschäftsverkehr des Hauses Aug. Polich. In Deutschland einzig in seiner Art!

Bei jedem Bedarf lasse man sich zur Prüfung gern gesandte Proben u. den überaus reichhaltigen Preiscatalog kommen.

Das
Geschäftshaus für Damen-Moden
Leinen-Waren und Ausstauer
Aug. Polich in Leipzig
ist die beste und billigste Bezugsquelle für bessere Damen-Kleiderstoffe jeder Art in Seide u. Wolle, Baumwollen und Leinen-Waren [illegible] fertige Wäsche und Ausstauer in allen Preislagen. Costüme, Damen- und Kinder-Confection [illegible]

Gegen monatliche Zahlung von nur 5 M.: Brockhaus' Conversations-Lexikon, Neueste Auflage durch Wilh. Kulicke & Co., Berlin S.W. Wilhelmstr. 135.

Von der Wiege bis zum Grabe.

Von Karl Reinecke

Inhalt / Preis: 2 h. / 4 h.

9) Des Hauses Weihe ... ℳ 1,— 1,50
10) Stilles Glück ... —,80 1,—
11) Trübe Tage

Verbindender Text gratis.

für jede Familie, erfreuen und erbauen Jung und Alt.

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Spielwerke

Spieldosen

J. H. Heller, Bern (Schweiz).

Nur direkter Bezug garantirt Echtheit; illustrirte Preislisten sende franko.

Specialität: **Harmoniums**

ℳ 120 an

Alfred Merhaut, Leipzig

Gegenstände m. Musik,

Anna Kadisch, Hamburg.

Violinen Zithern.

Violinen.

Das Beste und Billigste der Neuzeit.

Gebrüder Wolff, Saiten-Instrumenten-Fabrik, Kreuznach.

Kanarienvögel

Jul. Hager, St. Andreasberg (Harz).



Estey-Cottage-Orgeln.

Im August dieses Jahres verliess das

200,000ste Instrument

In den Jahren 1846–73 wurden 43,000
1873–93 „ 157,000

Beste Qualität, billige Preise.

Louis Ritz & Co., Hamburg.

General-Agenten für Europa.

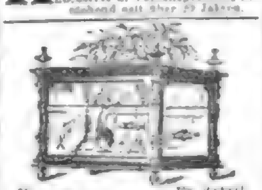


Accord-Zither-Harfe

A. Zuleger, Leipzig

Symphonion · Manopan

A. Zuleger, Leipzig



Aquarien,



Die **Nadelfabrik** von **Ernst Kratz** in **Frankfurt a. M.**

DER GUTE TON

IN ALLEN LEBENSLAGEN. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentl. Leben von *Franz Ebhardt*. Elfte verb. Aufl. Prachtwerk ... 10 Mk.

II. Teil. Unserer Frauen Leben. ... geb. 6 Mk. *Prospekte gratis u. franko.* Zu bez. durch alle Buchh. ... JULIUS KLINKHARDT in Leipzig u. Berlin W.

Fritz Borstell's Lesezirkel

verbunden mit der Nicolaischen Buchhandlung in Berlin C. 2.

Größtes deutsches Bücher-Leih-Institut

in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache.

Lager über 500 000 Bände.

Jahres-Abonnements für auswärtige Leser und Lese-Gesellschaften:

4 Bände	8 Bände	12 Bände	25 Bände	50 Bände	100 Bände
30 ℳ	40 ℳ	60 ℳ	75 ℳ	125 ℳ	200 ℳ

Wechsel beliebig. — Emballage frei. — Prospekte gratis.

Praktischer Wegweiser

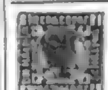
bei Auswahl klassischer und moderner Musik, sowie musikalischer Schriften:

Breitkopf & Härtel's

Katalog gebundener Musikwerke

eigenen und fremden Verlages.

Gratis durch alle Buch- und Musikalienhandlungen.



Neueste illustrirte Briefmarken-Albums

Alwin Zschiesche,

und alle Buchhandlungen.

Rasche Orientirung

Für Weihnachten! Geschenke für Knaben



Laubsäge-Maschinen,

Drehbänke,

Jul. Geiger, Stuttgart.

Lebensgroße Porträts

C. Hommel



Bestes Putzmittel der Welt.



Ueberall vorrätig.

R. Trenkel in Berlin NW.

Voigt's feinstes Vaselin- und Malta-Lederfett.

Deutsches Fabrikat,

Für 2 Mark

Frank & Baer

Frankfurt a. Main.



L. Weyl, Berlin W.

Filiale in Wien.

Krankenfahrstühle



Rich. Maune,

Vorzügliche Lehr- und Lernbücher für junge Kaufleute sind:

Probenummern der Kaufmännischen Blätter franko durch

G. A. Gloeckner in Leipzig.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Ein halbes Jahrhundert.

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Bilanz pro 30. Juni 1888.

Aktiva.

		ℳ	₰	ℳ	₰
A. Ständige Fonds.					
I. Areale und Fischrechte.	In Salach-Staren	18,545	—		
	„ Wildbad	37,000	—	55,545	—
II. Wohngebäude.	In Stuttgart	178,000	—		
	„ Salach-Staren	25,000	—		
	„ Wildbad	34,500	—	238,000	—
III. Fabrikgebäude.	In Stuttgart	250,000	—		
	„ Salach-Staren	421,500	—		
	„ Wildbad	195,000	—		
	„ Fischingen	30,000	—	1,196,500	—
IV. Wasserkräfte.	In Salach-Staren	284,000	—		
	„ Wildbad	132,000	—	416,000	—
V. Maschinen und technische Einrichtungen.					
	In Stuttgart	342,687	73		
	„ Salach-Staren	488,923	69		
	„ Wildbad	185,000	—		
	„ Fischingen	4,841	69	1,021,353	25
VI. Inventarien und Utensilien.	In Stuttgart	18,466	91		
	„ Salach-Staren	3,459	33		
	„ Wildbad	3,185	50	25,692	14
VII. Gasfabriken und Reparaturwerkstätten.					
	In Salach-Staren	11,000	—		
	„ Wildbad	4,000	—	15,000	—
VIII. Verlags-Kapital (Verlagsrechte).	In Stuttgart	447,[illegible]			
	„ Wien	[illegible]	—	660,263	—
				3,632,413	39
B. Betriebs-Fonds.					
I. Kassenbestände.	In Stuttgart, Salach, Wildbad und Wien	17,481	76		
II. Wechselbestände.	In Stuttgart	53,497	12		
III. Kautionsgelder.	In Stuttgart	7,020	—		
IV. Bankguthaben.	In Stuttgart auf Frankfurt a. M.	653,599	10		
V. Debitoren.	In Stuttgart, Salach, Wildbad u. Wien	329,698	87		
VI. Vorräte aller Art.	In Stuttgart, Salach, Wildbad und Wien	1,137,414	32		
		1,929	50	2,199,585	25
				5,831,999	64

Passiva.

		ℳ	₰	ℳ	₰
A. Fremde Fonds.					
I. Aktien-Kapital		3,200,000	—		
II. Kreditoren		100,214	79		
III. Hallbergersche Hausstiftung		20,000	—		
IV. Separatsteuerrückvergütungsbasen der Papierfabriken		14,390	31		
V. Allgemeiner Unterstützungs-, resp. Pensions-Fonds		156,385	78		
VI. Kautionskasse Salach-Staren		2,000	—		
VII. Unerhobene Dividenden		765	—	3,303,361	08
B. Eigene Fonds.					
I. Statutenmäßige Reserve		160,667	16		
II. Dividenden-Reserve		400,000	—		
III. Remunerations-Reserve		342	69		
IV. Amortisations-Fonds: auf Fabriken		901,257	26		
auf das Verlagskapital		533,932	83	2,093,129	65
V. Gewinn-Saldo				435,039	71
				5,831,499	44

Soll. Gewinn- und Verlust-Conto. Haben.

	ℳ	₰	ℳ	₰		ℳ	₰	ℳ	₰
An General-Unkosten	47,[illegible]				Per Saldo-Vortrag vom Vorjahre			21,[illegible]	
„ Zinsen auf Passiven	2[illegible]				„ nachträglich eingegangene, früher abgeschriebene Posten				
„ Incasso-Provisionen	1,44[illegible]				„ Brutto-Ertrag der gewerblichen Etablissements				
„ Abschreibungen pro 1887/88	[illegible]		250,[illegible]		„ Netto-Ertrag der Areale und Wohnhäuser	[illegible]		[illegible]	
„ Gewinn-Saldo			435,[illegible]						
			[illegible]						

Vorstehende Bilanz mit Gewinn- und Verlust-Conto haben wir mit den Gesellschafts-Geschäftsbüchern verglichen und mit denselben in vollkommener Uebereinstimmung gefunden.

Stuttgart, den 8. Oktober 1888.

Der Aufsichtsrat:
S. Schott, C. Hallberger, L. v. Erlanger, Georg Doertenbach, F. Schneider, A. Moser.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Die auf ℳ 75.— per Aktie festgesetzte Dividende per 1887/88 kann von jetzt ab erhoben werden:

in **Stuttgart** bei den Herren **Dörtenbach & Cie.**,
in **Frankfurt a. M.** bei den Herren **Gebrüder Bethmann**,
„ „ „ **v. Erlanger & Söhne.**

Stuttgart, den 22. Oktober 1888. **Der Vorstand.**

20 Pf. Jede Nr. Musik alische Universal-Bibliothek! ... Classische und Musik, Opern, Operetten, Lieder, Arien etc. Vorzügl. Stich u. Druck, starkes Papier. Verzeichniss gratis u. franco von Felix Siegel, Leipzig, Universitätsstr. 1.

Versand-Geschäft. — Bijouterie-Fabrik
Max Grünbaum, Berlin W., Friedrichstrasse 194.



Echte Granaten in echter Goldfassung.
Broches, Anhänger, Colliers, Armbänder, Haarnadeln etc.

Nr. 1133. Granat-Armband mit extrafeinen Steinen Mk. 18.75.
Illustrirter Fracht-Katalog gratis und franko.

Verlag v. B. F. Voigt in Weimar.

Der junge Schachspieler.
Darlegung des edlen Spieles
für die Jugend
nebst Anweisung zur Erlernung des Damenspiels und anderer Brettspiele.
Von
Dean Dufresne.
Mit eingedruckten Figuren.
gr. 8. 2 Mk. 25 Pfge.
Vorrätig in allen Buchhandlungen.



ETRURIA.
Kunstgewerbliche Anstalt
Neuwedell (Preußen)
empfiehlt zur Dekoration von Wandflächen Pannels, Kaminen u. s. w. ihre
altertüml. Schau- u. Prunkgefäße, getriebene Schilden, Platten, Teller, Hängegefäßen, Lampen, Vasen u. s. w., sowie Kopien der Antiken nach sorgfältigst hergestellten Werke aus der Bildhauer der Kunst, in vorzüglicher Metall-Imitation zu außerordentlich billigen Preisen. Preiscourant gratis und franko.

Christbaum-Untersatz
mit Musik u. Mechanik,
tanzend sich der Klangtänge und künstlicher Musikinstrumente bedient.



Patentirt. Garantirt.
Kaum kommt Kindern die Begeisterung gleich.
Über 12 000 im Betrieb!
Seit 1879 in Deutschland.

In eleg. Nickelgehäuse ℳ 21 jede Stunde spielend.
„ naturgetr. Folzgruppe ℳ 18 spielt incl.
„ billy. Holzpostament ℳ 27 Preisliste
je mit 2 Weihnachtsliedern.
Versandt geg. Einsig. od. Nachnahme.
J. C. Eckardt, Stuttgart, Schillerstraße 39.
Ausführl. Spielliste gratis & franco.



Preisblätter Gratis & franco
Künstliche Christbäume
Gelbke & Benedictus
Dresden.

Viele Neuheiten in Schuss- Hieb- Stich-Waffen.
Preislisten gratis.
Hippolit Mehlen, Waffenfabrik
Berlin W., Friedrichstrasse 189.

Stuttgarter Rundstuhlfabrik
Wilh. Heidelmann
Stuttgart

liefert als Spezialität: **Drehwerkmaschinen** in allen Systemen, Vorrichtungen u. Transmissionen zur Erzeugung von Leder-, Hornknöpfen, überflechten, Ösen, Abschneide- u. Patentknöpfen in der Praxis bewährte Arrangements betreffend.



Viele Garantie für bestes Material und Leistungsfähigkeit.
Lieferung aller Ersatzteile sämtlicher Systeme.
Lieferung gerade Pinnen und Dornen.

D. R.-P. Nr. 37,602, 44,207 u. 44,208.
Preislisten und Kostenberechnungen gratis und franko.

AU BON MARCHÉ

Billigste u. reelle Bedienung ist der leitende Grundsatz der Firma
AU BON MARCHÉ.

Firma
Aristide Boucicaut
Nouveautés
Paris.

Die Firma
AU BON MARCHÉ
hält grundsätzlich u. reellst bei den solidesten billigsten Preisen nur gediegene und tadellose Waren.

Wir beehren uns, die geschätzte Damenwelt zu benachrichtigen, dass unser neuer illustrirter Katalog für die Winter-Saison soeben erschienen und auf Verlangen Jedermann portofrei zugesandt wird. Infolge unseres stets wachsenden Geschäftsverkehrs sind unsere Sortimente in allen Winter-Neuheiten reichhaltiger als je, u. wetteifern auch die durch uns gebotenen unbestreitbaren Vorteile sowohl in Bezug auf Billigkeit der Preise als auf Gediegenheit der Ware. Wir verweisen auf Anfrage franko Proben aller unserer neuesten Stoffen, Plüsch-, Sammet-, Tuch-, Woll-, Phantasie- u. Seidenstoffe, Fenster-, Bett-, Teppiche u. Möbelstoffe, sowie auch Albums, Einschreibungen u. Abhandlungen unserer neu geschaffenen Modelle in modernsten Toiletten, Mänteln, Jacken, Kostümen, Roben u. Coiffuren, Hüten, Unterröcken, Morgenkleidern, Anzügen für Knaben und Männer, Pelzwaren, Herrenkleidern, Wäschwaren, fertiger Leibwäsche für Herren und Damen, Kinderkleidern, Taschentüchern, Strumpfwaren, Schuhen u. Regenschirmen, Handschuhen, Korsetten, Hüten, Federn, Herren-, Damen- und Kinderschuhen, Korsetten, Artikeln de Paris, Spielwaren, Teppichwaren, Möbeln etc. **Au Bon Marché** kennzeichnet sich als das grösste u. bestetablirteste Warenlager und als eine von allen Freunden gesuchte Sehenswürdigkeit. Das Haus **Au Bon Marché**, welches seine Räume unaufhörlich erweitert, ohne kaum jemals dem stets gesteigerten Zudrange des reichen Publikums zu genügen, eröffnete vor kurzem einen ansehnlichen Teil seiner Parterre und bildet nunmehr in Einrichtung, Lager und Gebäude ein Unicum. Deutsche Sprache und stets zur Verfügung der Fremden, welche die Lokale und Einrichtungen zu besichtigen wünschen. Alle Bestellungen von 25 Frcs. aufwärts, mit Ausnahme der Möbel u. Bettgeräte u. einiger in unseren Katalogen speziell bezeichneten Artikel, werden nach ganz Deutschland u. Oesterreich-Ungarn portofrei bis zur nächsten Bahn- oder Poststation geliefert. Nur der eigentliche Eingangszoll ist vom Empfänger zu tragen. Das Haus **Au Bon Marché** hat für den Verkauf keine Filialen, Reisenden, Agenten oder sonstige Vertreter. — Vor jedem Angebot bisher Vermittlung wird ernstlich gewarnt.

Buckskins, Hammgarne, Cheviots, Neueste Teil. in Muster-Paketen u. billigste Preise versendet franko
Herm. Frieder. Schuh
Export d. Kammgarn-Fabrikate
Cottbus.

Photographien nach der Natur!
Theil. u. indeni. Atmosphäre. Alter, Jugend, Charakter, Haare, Gesicht, Kleider, Hände, Füsse. Preis: 100 Mk. einschl. 6 Bildern 12 cm. ℳ 6.—
Bestes, verl. Adolf Schnitzer, phot. Atelier,
Stuttgart V.

Es wird ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, dass jede Schachtel die Fabrikmarke



„verschlungene Hände"

trägt, welche man beim Einkauf stets speziell verlangen wolle.

MEY'S STOFFKRAGEN

zeichnen sich besonders durch **Dauerhaftigkeit, Billigkeit, Eleganz u. bequemes Sitzen** und **Passen** aus.

Mey's Stoffkragen sind mit Webstoff vollständig überzogen und infolge dessen von Leinenkragen nicht zu unterscheiden.

Mey's Stoffkragen werden nach dem Gebrauch einfach weggeworfen, man trägt also immer neue, tadellos passende, elegante Kragen und Manschetten. Angabe der gewünschten Kragen- u. Manschettenweite notwendig.

Beliebte Façons.



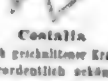
Lincoln B
Umschlag 5 cm breit
M. 0.55 pr. Dtzd.



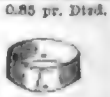
Herzog
Umschlag 7½ cm breit
M. 0.85 pr. Dtzd.



Franklin
4 cm hoch
M. 0.60 pr. Dtzd.



Costalia
couleur geschnittener Kragen, ausserordentlich schön und bequem am Halse sitzend,
Umschlag 7½ cm. breit
M. 0.85 pr. Dtzd.



Goethe
(doppelt gedoppelt)
ca. 5 cm hoch
M. 0.90 pr. Dtzd.



Albion
ca. 5 cm hoch
M. 0.70 pr. Dtzd.



Wagner
Breite 10 cm
M. 1.20 pr. Dtzd. Paar.



Schiller
(fischer gedoppelt)
ca. 4½ cm hoch
M. 0.80 pr. Dtzd.

Wiederverkaufs-Stellen von Mey's Stoffkragen befinden sich in den meisten Städten Deutschlands, und sind durch Plakate in den Schaufenstern erkenntlich. Ausserdem können Mey's Stoffkragen auch bezogen werden durch das

Versand-Geschäft Mey & Edlich
Leipzig-Plagwitz

Der illustrirte Katalog über „Mey's Stoffwäsche" wird auf brieflichen Verlangen an Jedermann gratis und portofrei gesandt.



Natur-Nachahmungen

als Zimmerschmuck

für Vasen, an Bildern u. Spiegeln, auf Paneelen rc.

Apfelzweige, Stück Mk. 1.—, 1.75, 3.50, 7.—.
Rothdorn, Stück Mk. 1.75, 2.50, 4.—
Heckenrose, Stück Mk. 1.50, 2.25, 3.50.
Kirsche, Stück Mk. 1.75, 2.50, 4.—

je nach Größe und Breite der Zweige.

Genaueste Nachahmung in Stoff-Blättern und Blüthen an Natur-Zweigen.

Obige Abbildung stellt ein **Weintrauben-Bouquet** vor, Blätter von Stoff, Trauben von Glas, Rebe natürlich.

Bouquet, ca. 50 cm hoch, Stück Mk. 4.50, Eichenholzwandtasche, 35 cm hoch, Mk. 3.50, zusammen Mk. 8.— dann Verpackung und Porto Mk. 1.—

Schönster Schmuck für jedes Zimmer, Speisesalon etc.

Man verlange Weihnachts-Catalog gratis und franko, der eine Fülle von Geschenken enthält.

J. C. Schmidt, Hof-Lieferant **Erfurt.**



Tragbare Oefen mit Carbon-Natron-Heizung.

C. Natron Heizstoff.

A. Nieske, Dresden.



Uhren-Fabrik

E. Naumann,

Leipzig.

Illustr. Briefmarkenzeitung gratis!

Schweizer-Damen-Unterjacken

Seidene Mk. 3.50, **Wollene** Mk. 2.50, **Baumwollene** Mk. 1.40. Im halben Dutzend noch 10% billiger. **Herren-Unterkleider**

Allein-Verkauf für Deutschland.

Th. Zimmermann, Gnadenfrei i. Schlesien.



PRAG, Böhmen, Zeltnergasse Nr. 15

Echter böhmischer Granatenschmuck.

Reich illustrirte Preiscourante gratis und franco.
Zollfreier Versandt ab Filiale in Berlin.

PATENTE schnell und billig durch
RICHARD LUDERS,
Civil-Ingenieur in GÖRLITZ.

ROSENFREUNDE

finden enorme und Ia Vorräte von

zu den billigsten Preisen bei

Soupert & Notting,

k. k. Hoflieferanten, LUXEMBURG.

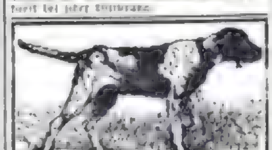
Beschreibender Katalog von über 1800 Sorten gratis.



Wilh. Peting,
Hoflieferant.

H. Kumss, Warmbrunn i. Schl.





Cäsar u. Minca

Zahna, Provinz Sachsen.







„Diaphanien"

vollständiger Ersatz für

Glasmalerei

liefert allein echt die lithographische Kunstanstalt von

Grimme & Hempel, Leipzig.

Einzige Diaphanienfabrik in Deutschland.



Diese herrliche Fensterdekoration altdeutschen und modernen Styles übertrifft an Exaktheit und Farbenpracht die echte Glasmalerei. Ermöglicht wundervolle Zusammenstellungen in jedweder Größe.

Die Sachen sind dauerhaft, unempfindlich gegen Witterungseinflüsse.

Das Aufmachen der losen Blätter geschieht nach Anleitung, doch liefern wir auch fertige Scheiben zum Einsetzen und Vorhängebilder.

Unser reichhaltiger bunter Hauptkatalog steht gegen Einsendung von M. 2.— (auch in Briefmark.) zu Gebote, welche bei einem Auftrage von M. 20.— zurückvergütet werden.

Illustrirt. Katalogsauszug, Muster und Preisliste gratis.

Erste Häuser als Wiederverkäufer gesucht.

Vertreter für Oesterreich-Ungarn:
Jos. Mangold, Wien IV, Wieden, Hauptstraße 25.

Richters Anker-Steinbaukasten



Richters Anker-Steinbaukasten

F. Ad. Richter & Cie., k. k. Hoflieferanten,

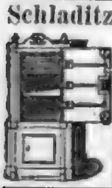
Rudolstadt (Thüringen), **Nürnberg, Wien,** I. **Olten, Rotterdam, London** E.C., **New-York.**

Petroleum-Motoren



A. v. Wurstemberger & Co., München.

Schladitz & Bernhardt, Dresden,



empfehlen ihre feuer- und diebessicheren

Stahlpanzer-Geldschränke

mit den neuesten Verbesserungen u. d. besten Schlössern versehen. Franko-Lieferung. Preiscourant gratis u. franko.

Neu! Für Raucher!

Imhoff's Patent-Patronen-Gesundheits-Pfeife.



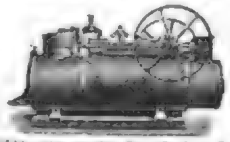
Von Aerzten und Sachverständigen als die wirklich vollkommenste Tabakpfeife empfohlen; in neuerer Zeit unter dem gleichen Titel „Gesundheits-Pfeife" verschiedentlich nachgeahmt, erzielt durch eine eingelegte Rauchpatrone gefiltertes und unschädliches Rauchen. Pfeifenschmiere ganz vermieden. Lange Ebonit eleg. Mk. 2.50, echt Weichsel Mk. 4.50, kurze Jagdpfeife Mk. 2.— gegen Nachnahme oder Briefmarken. Prospekte und vollständige Preisliste gratis und franko.

Wiederverkäufer in jedem Ort gesucht.

Wilh. Imhoff in Cassel

Solide Buckskins,
das Meter von M. 3.90 an, versendet auch an Private. Muster frei.
Bruno Frensel, Cottbus.

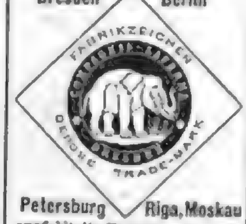
Garrett Smith & Co., Magdeburg-Buckau,



empfehlen ihre neuesten Expansions- u. Compound-Lokomobilen auf ausziehbaren Kesseln unter Garantie für geringsten Kohlenverbrauch ... sowie unter einer ... Garantie für die Feuerbüchsen. Genaue Beschreibung, Preise und Atteste von der Fabrik gratis und franko.

Compagnie Laferme

Dresden Berlin



Petersburg Riga, Moskau

empfiehlt die Cigaretten Carton à
Nr. 169 Cosmopolite 10 St. 15 Pf.
„ 170/171 Cleopatra 25 „ 50 „
„ 220/221 Monplaisir 25 „ 75 „
„ 172/173 Alhambra 25 „ 100 „
Käuflich in allen Cigarren-Geschäften Deutschlands.

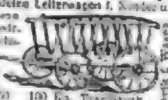
J. A. Hietel, Leipzig.
Kunst-Stickerei und Fahnen-Manufaktur.

D. R.-Patent No. ...

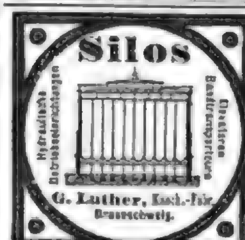


... Stets vor Fälschungen. ...

C. L. Flemming
Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.

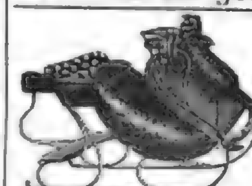


Franko nach allen Stat. Deutschl. u. Oesterr.





DETAILVERKAUF in allen besseren Schuhhandlungen des In- & Auslandes.



Pegauer Patentschlitten,
... in 24 verschiedenen Mustern ...

Ch. Fr. Simon & Sohn,
Pegau bei Leipzig.

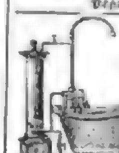
Ernst Hartmann, Strumpffabrik
fertigt in Seide, Flor, ... gestrickten

Damenstrümpfe und Herrensocken.

... Preislisten gratis und portofrei.

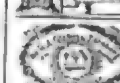
BEETHAM'S GLYCERINE AND CUCUMBER.

Macht die Haut weich, glatt u. weiss, schützt gegen Frost, das kälteste Wetter, kalte Winde oder hartes Wasser, mehr effektvoll als jede andere Präparation u. sollte bei keiner auf die Schönheit ihrer Gesichtsfarbe bedachten Dame fehlen. Unschätzbar in jeder Saison, um die Haut weich u. blühend zu erhalten. Vollkommen unschädl. Man hüte sich vor schädlichen Nachahmungen. Beetham's Mittel ist allein echt. Bei allen Apotheken u. Parfumeuren zu haben. — Alleinige Fabrikanten: M. Beetham & Son, Pharmacentics, Cheltenham, England. General-Depot in Deutschland: ... Hamburg, Neue Gröningerstr. 2. Agent der Firma: Paul Heinrich, Dresden, Pragerstr. 12.



E. Maquet, vormals ... Heidelberg und Berlin SW.

Badeeinrichtungen, Gasbadeöfen. ... mit 18 gold. Medaillen ...



Glafey-Nachtlichte,

Niederländischer Chinawein.

Bleichsucht, Blutmangel, Fieber und Schwächezustände, Appetitlosigkeit etc. beseitigt sicher nach ärztlichen Zeugnissen der medizinische Chinawein mit und ohne Eisen von Apoth. Kraepelien & Holm in Zeist (Holland). ... In den meisten Apotheken zu haben.

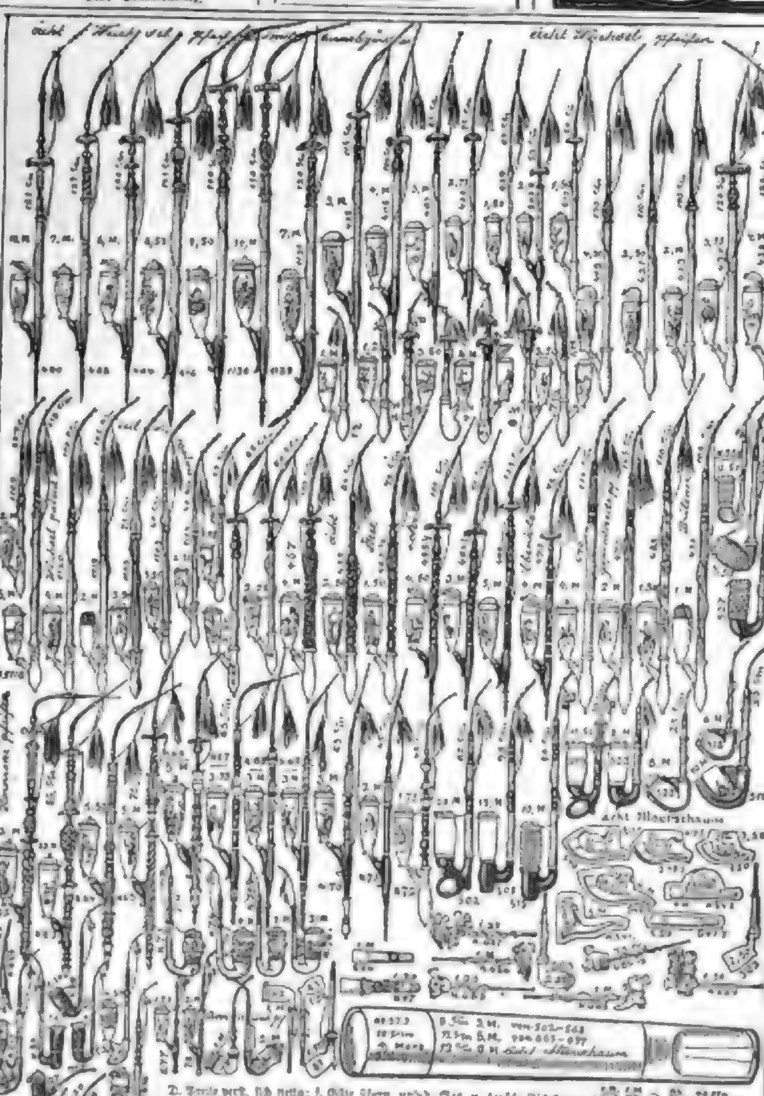
CHOCOLADE Hartwig & Vogel Dresden UND CACAO

... Auswahl der Cacaobohnen ... Chocoladen und Cacaos von Hartwig & Vogel ... Bestätigung und Anerkennung finden.

Zu haben in den meisten ... Delikatess- und Drogen-Geschäften.

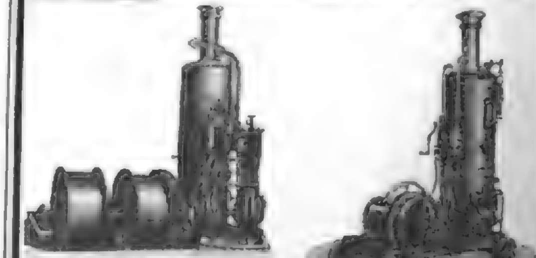
Cognac

der Export-Cie für Deutschen Cognac Köln a. Rh.,
bei gleicher Güte bedeutend billiger als französischer.
Ueberall in Flaschen vorräthig.
Man verlange stets unsere Etiquetten.



D. Preise verst. sich netto; ... Düsseldorf.

Transportable Dampfwinden und Fördermaschinen, Dampfkrähne, Personen- und Lasten-Fahrstühle



Menck & Hambrock, Ottensen bei Altona.

Van Houten's Cacao.

Bester — Im Gebrauch billigster.

Ueberall zu haben in Büchsen à
Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

Bautzen. Briefl. Unterricht.

Champagner
von
Aug. Grote & Co.,
Frankfurt a. M.

Kurbedürftige

* SECT *

In den Apotheken:
ENGELHARD'S
Isländisch Moos-Pasta
gegen
Husten u. Heiserkeit
75 Pfennige.

Pain-Expeller

Rheinwein.

Armour & Co.'s

Sanitätsanstalt (Württemberg).
Erziehungsanstalt für Töchter.

Dr. med. Lahmann's Sanatorium
(Naturheilanstalt)
bei „Weisser Hirsch" bei Dresden.
In reizender Lage.

16 Medaillen & Ehrendiplome.
Cibils
FLEISCH-EXTRACTE
16 Medaillen & Ehrendiplome.

Spezial-Arzt Dr. med. Meyer,

Pein's Thee-Versand!

Festgeschenke.
Griechische Weine
Griechische Weine
Griechische Weine
Griechische Weine
Griechische Weine
Griechische Weine
1 Kiste 12 Flaschen M. 12 verschiedene Sorten Uharel, herb und süss, Flasche und Kiste frei versandet für Mark 19. —
J. F. Menzer.
Ritter des Königlich Griechischen Erlöser-Ordens.
NECKARGEMÜND
Erstes und ältestes Importhaus griechischer Weine in Deutschland.

Sodener Mineral-Pastillen
à 85 Pfg. pro Schachtel in allen Apotheken

CRÈME SIMON
Beseitigt in einer Nacht alle Mitesser, Frostbeulen, Lippenrisse. Ist unerreichlich gegen aufgesprungene Haut, rothe Hände, Gesichtsröthe und macht die Haut blendend weiss, kräftigt und parfümirt etc. Dieses unvergleichliche Product wird von den berühmtesten Aerzten in Paris empfohlen und von der elegantesten Damenwelt allgemein angewandt.
J. SIMON, 38, Provence, PARIS. In allen Apotheken u. Parfum.

Mondamin
alleinige Fabr. Brown & Polson
k. engl. Hofl.
Entöltes Malzmehl. Zu Puddings, Fruchtspeisen, Sanatorien etc. u. zur Verdickung v. Suppen, Saucen, Cacao etc. vorzüglich. In Colonial- und Delic.-Hdlg. à ½, ¼ u. ⅛ Pfd. engl. à 60 u. 30 Pf. Central-Geschäft Berlin C.

Apoth. Rich. Brandt's
Schweizerpillen
seit 10 Jahren von Professoren, pract. Aerzten und dem Publikum als billiges, angenehmes, sicheres und unschädliches Haus- und Heilmittel angewandt und empfohlen. Erprobt von:
Prof. Dr. L. Virchow, Berlin,
. . Voit, München,
. . Bardeleben, Berlin,
. . Bartels, Kiel,
. . Esmarch, Wiesbaden,
. . Hitzig, Halle,
. . Leyden, Berlin,
. . Liebreich, Berlin,
. . v. Nussbaum, München,
. . Pitha, Wien,
. . Schrader, St. Petersburg,
. . Schroeder, Berlin,
. . Skoda, Wien,
. . Traube, Berlin,
. . Wedekind, Hannover,
. . Wolff, Berlin,
. . Zeissl, Wien,
Dr. Bertz, Amsterdam,
. . Bouchut, Paris,
. . Cazenave, Paris,
. . Hebra, Wien,
. . Hutchinson, London,
. . Kaposi, Wien,
. . Kohts, Riga,
. . Lewin, Berlin,
. . Lukasiewicz, Krakau,
. . Neumann, Wien,
. . Pick, Prag,
. . Rosenthal, Erlangen,
. . Schwimmer, Budapest,
. . Tarnier, Paris,
. . Zeissl, Klausenburg,
bei Störungen in den Unterleibsorganen,
Leberleiden, Hämorrhoidalbeschwerden, trägem Stuhlgang, habitueller Stuhlverhaltung und daraus resultirenden Beschwerden, wie: Kopfschmerzen, Schwindel, Beklemmung, Atemnot, Appetitlosigkeit u.
Zum Schutze des kaufenden Publikums
in der Apotheke erhältlich sind.

Sie husten nicht mehr

Dr. Rob. Bock's Pectoral
(Hustenstiller)

Gegen:
Verschleimung,
Husten,
Heiserkeit.

Dr. R. Bock's Pectoral (Hustenstiller)

Bei:
Katarrhen der
Luftwege,
Schnupfen etc.

Von keinem Hustenmittel übertroffen.

Bock's Pectoral wirkt: Brusthee, Salmiak-Salzpastillen, Malzbonbons etc. etc.
Man überzeuge sich von dem Heilwert durch Lesen der nach Hunderten zählenden ärztlichen Zeugnisse.
Für Kinder allen anderen Mitteln vorzuziehen.
Dr. Bock's Pectoral ist in den Apotheken à Schachtel 1 Mark zu haben, doch achte man genau darauf, daß die Umhüllung mit einer Etiquette wie obenstehende Abbildung versehlossen ist.
Die Bestandteile sind außen auf jeder Schachtel angegeben.

Angenehm und unschädlich

VERSAND-GESCHÄFT MEY & EDLICH

Alle Aufträge von 20 Mark an franco innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. Hoflieferanten

LEIPZIG-PLAGWITZ.

Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Abtheilung: Versilberte Waaren.

Nr. 1164. Butterdose, vers., innen vergoldet, ca. 13 Cm. hoch M. 3.60.

Nr. 1170. Senftopf, versilb., mit Glaseinsatz, ca. 9 Cm. hoch M. 3.50.

Nr. 1169. Bierkrug, gemalt, mit versilbertem und vergoldetem Deckel, ca. 1 Liter Inhalt M. 14.—.

Nr. 1171. Bierglas, mit versilb. und vergold. Deckel, ca. ½ Liter Inhalt M. 9.75.

Nr. 1172. Zuckerdose m. Glaseinsatz und vergold. Verzier., ca. 13 Cm. hoch M. 13.—.

Nr. 1432. Tischglocke, ca. 15 Cm. hoch M. 5.75.

Nr. 1173. Handleuchter, ca. 15 Cm. hoch M. 2.25.

Nr. 1044. Serviettenring, ca. 5 Cm. hoch M. 2.75.

Nr. 1174. Salzgestell, versilbert, 15 Cm. hoch M. 5.50.

Nr. 1166. Eierbecher, ca. 15 Cm. hoch, mit Messinglöffel M. 7.50.

Nr. 1167. Liqueurgestell, mit vergoldeten Verzierungen, 5 bemalten Gläsern und 2 Flaschen à ½ Liter Inhalt M. 22.75.

Nr. 1168. Theeseihlöffel, vergold. M. 2.25.

Nr. 1169. Theeseih, M. 1.50.

Nr. 1175. Serviettenring, M. 1.75.

Nr. 1176. Cigaretten-Tabakdose, M. 4.—.

Nr. 1180. Butter- und Käseglocken-Gestell, ca. 15 Cm. hoch M. 15.25.

Nr. 1427. Bonbonnière, ca. 20 Cm. hoch M. 20.—.

Nr. 632. Theekessel, ungef. 2 Liter Inhalt, 25 Cm. hoch M. 19.75.

Nr. 632. Theebrett, ca. 60 Cm. lang, 40 Cm. breit M. 10.75.
Kaffeekanne (¾ Liter Inhalt) „ 10.75.
Theekanne (¾ Liter Inhalt) „ 10.75.
Rahmkanne (¼ Liter Inhalt) „ 3.25.
Zuckerdose „ 7.—.
Sämmtl. 5 Gegenstände zus. M. 43.—.

Nr. 632. Bowle, ungef. 30 Cm. hoch, 5 Liter Inhalt, mit klargrünem, bemaltem Glaseinsatz M. 24.75.

Nr. 633. Zuckerkorb, mit Glaseins. u. Teller M. 12.50.

Nr. 634. Fruchtschale, ca. 15 Cm. hoch M. 10.75.

Nr. 635. Zuckerkorb mit Glaseinsatz M. 7.75.

Nr. 636. Punschschöpfer mit vergoldetem Blatt und vergold. Verzier. M. 8.25.

Nr. 638. Kerb mit vergold. Verzier. M. 15.—.

Nr. 641. Kerb mit vergold. Verzier. M. 15.—.

Unser ausführliches Preisverzeichniss über „Versilberte Waaren", welches wir unberechnet und portofrei versenden, enthält eine sehr reiche Auswahl.

Nr. 341. Blau und Gold bemalt Kaffeegeschirr mit vergoldeten Beschlägen.
Brett (42 Cm. Durchmesser) M. 20.75.
Kaffeekanne (1 Liter Inhalt) „ 11.75.
Theekanne (1 Liter Inhalt) „ 11.75.
Rahmkanne (¼ Liter Inhalt) „ 5.25.
Zuckerdose „ 8.50.
Sämmtl. 5 Gegenstände zusammen M. 65.—.

Abtheilung: Japanische Waaren.

Nr. 201. Cigarrenbecher, ungef. 10 Cm. hoch, ohne Inhalt M. 1.50.

Nr. 221. Eisständer, mit 6 kleinen Schmuckschalen enthaltend, M. 3.—.

Nr. 237. Kniebecher, ungef. 8 Cm. hoch M. —.90.

Nr. 267. Cigarren-Präsentirschale M. —.90.

Nr. 269. Kuchenschale, rund, ungef. 25 Cm. im Durchmesser M. 3.25.

Nr. 273. Theebrenner, grün-grundirt, ungef. 14 Cm. hoch M. 2.—.

Nr. 440. Taschentuchkasten ungef. 18 Cm. lg. 10 Cm. br. M. 2.—.

Nr. 446. Schmuckkästchen, mit Perlmutterverzierung, ungef. 20 Cm. lang, 10½ Cm. hoch M. 1.40.

Nr. 201. Flaschenteller, innen vergoldet mit Muschel M. —.35.

Nr. 221. Nadelschale, Porzellan M. —.15.

Nr. 240. Cigarrenaschenbecher, ungef. 9 Cm. hoch M. 1.25.

Nr. 343. Cigarrenaschenbecher, aus Bambusrohr gedrechselt M. —.40.

Nr. 210. Muschel, in hellblauer Lackirung, ungefähr 15 Cm. lg. M. —.75.

Nr. 218. Aschenschale aus Bronze M. —.75.

Nr. 342. Handleuchter, bunt bemalt M. 1.10.

Nr. 267 u. 268. Brodkörbchen. Nr. 267. Ungef. 32 Cm. lg., 14 Cm. br. M. 1.50. Nr. 268. Ungef. 33 Cm. lg., 17 Cm. br. M. 2.—.

Nr. 275. Spielkartenkasten, ungefähr 12 Cm. lang, 6 Cm. breit, 6 Cm. hoch M. 1.—.

Nr. 447 u. 451. Handschuhkasten. Nr. 447. Ungef. 24 Cm. lg., 5 Cm. breit, 5 Cm. hoch M. 1.50. Nr. 451. Ungef. 30 Cm. lg., 7 Cm. br., 7 Cm. h. M. 2.—.

Nr. 833. Theekanne, blau bemalt M. 1.65.

Nr. 269 u. 280. Compotschüsseln, bemalt. Nr. 269 ungef. 18 Cm. lg. 13 Cm. br. M. 1.50. Nr. 280 ungef. 24 Cm. lg. 20 Cm. br. M. 2.75.

Nr. 286—289. Theebrett, rechteckige Form. Nr. 286 ungef. 18 Cm. lg. 14 Cm. br. M. —.80. Nr. 287 ungef. 24 Cm. lg. 20 Cm. br. M. 1.50. Nr. 288 ungef. 30 Cm. lg. 24 Cm. br. M. 2.—. Nr. 289 ungef. 36 Cm. lg. 30 Cm. br. M. 3.50.

Nr. 313. Blumenvase, blau bemalt, das Paar M. —.75.

Nr. 343. Theekasten, mit Messingbeschlägen, ungef. 12 Cm. lang, 12 Cm. breit, 13 Cm. hoch M. 6.25.

Nr. 361. Cigarrenbecher, ungef. 9 Cm. hoch M. 1.—.

Nr. 333. Teller, bunt bemalt, ungefähr 21½ Cm. Durchmesser M. 1.75.

Nr. 287. Theebrett, ungef. 30 Cm. lang, 24 Cm. breit M. 1.—. Nr. 288. Ungef. 36 Cm. lang, 30 Cm. breit M. 1.75. Nr. 289. Ungef. 42 Cm. lang, 36 Cm. breit M. 2.50. Nr. 290. Ungef. 48 Cm. lang, 42 Cm. breit M. 3.50.

Unser ausführliches Preisverzeichniss über Japanische Waaren enthält eine reiche Auswahl, dasselbe wird auf Wunsch zugesandt.

Nr. 333. Tischkasten, mit Messingbeschlägen, ungef. 30 Cm. lang, 20 Cm. breit, 20 Cm. hoch M. 6.—.

Nr. 333. Blumenvase, 30 Cm. hoch M. 6.—.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Königl. Sächs. Hoflieferanten, LEIPZIG-PLAGWITZ.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.



№ 8.

61. Band.
Einundsechzigster Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Jenseits des Grabes.

Novelle von

Leo Warren.

Mit Originalzeichnungen von L. Wahle.

(Schluß.)

„Ich hatte eine Summe mitgenommen," fuhr Edmée fort, „welche für unsere einfachen Bedürfnisse ausreichte; die größeren Beträge, welche ich für unsere Flucht, für die Sicherstellung meiner Kammerfrau und die Beihilfe des Arztes verwendet, waren einfach als an mich gezahlt in Ausgabe gestellt; ich war gewiß, daß nie darnach gefragt werden würde, da ich ja niemals angab, wofür ich das Geld, das ich mir zahlen ließ, bedurfte. So war auch äußerlich ein ganz neues, bescheidenes, ärmliches Leben für mich angebrochen, das mich ebenfalls glücklich machte und dessen leicht ertragbare Entbehrungen mir fast wie eine Sühne erschienen für den Betrug, den wir gegen die Welt und die Kirche verübt.

„Mein Gemahl fand einen alten, verarmten und herabgekommenen Edelmann, der für eine Summe, die wir entbehren konnten, mich adoptirte und mir seinen Namen gab. Er selbst that nun bei den Behörden Schritte, um auch seinen Namen wieder annehmen zu können; es fanden sich Personen, welche ihn früher gekannt hatten und bezeugten, daß er in der That der als tot verschollene Offizier des gescheiterten Schiffes sei. Er nahm seinen Namen wieder an, erklärte indes, seinen Dienst nicht wieder antreten zu wollen, und suchte irgend eine Beschäftigung, um ein Vermögen zu erwerben. Das alles war ohne jedes Aufsehen möglich, da ja wenig Kunde aus den Kolonien nach Frankreich drang —"

„Ich war fast vergessen," fügte der Graf hinzu.

„Von den Kolonialbehörden war dem Marineministerium der Vorgang angezeigt, die Anzeige blieb unbeantwortet, man mochte keine Veranlassung finden, sich um den einmal verschollenen, unbedeutenden Offizier weiter zu kümmern. Ich wurde mit Edmée unter dem Namen, den sie durch die Adoption gewonnen hatte, getraut, und so schien denn die Grundlage unseres neu begonnenen Lebens befestigt zu sein."

„Aber damals — damals schon," fiel Edmée bewegt ein, „als unser auf so furchtbar schmerzlichen und schauervollen Wegen erkämpftes Glück gekrönt werden sollte, durchzitterten mich die ersten Schauer



Kuckerinnerung. Gemälde von Heinrich Kaspar.

kommenden Unheils. Als ich vor dem Altar stand, um das Gelübde der Treue abzulegen, während der Bund, den ich vor dem Altar desselben Gottes geschlossen, nicht gelöst war, da erfaßte mich eine entsetzliche Angst. Die Segensworte, welche der Priester sprach, klangen mir wie Fluch und Verdammnis; die Gewölbe der Kirche schienen sich zu neigen, um über mir zusammenzubrechen. Ich wollte aufschreien in meinem Entsetzen, ich wollte die heilige Handlung unterbrechen. Halb ohnmächtig, sprachlos sank ich in Renés Arme. Der Priester mochte glauben, daß nur die freudige Bewegung mich so erschütterte, er vollendete die Zeremonie, und neu geboren, unter neuem Namen gehörte ich dem Mann an, den mir die Wellen des Meeres nicht hatten entreißen können. Aber war ich auch hindurchgegangen durch die Schrecken des Todes zu einem neuen Leben, — der Stachel der Erinnerung blieb in meiner Brust. Von jenem Augenblick an schwebte ein Schatten um mein Haupt, und Geisterstimmen schienen in mein Ohr zu flüstern, daß ich nie glücklich sein dürfe, daß der Frevel, den ich an der Kirche Gottes und an der Majestät des Todes selbst begangen, seine Sühne verlangte; doch das Glück der Liebe brachte jene Stimme immer wieder zum Schweigen.

„René fand Beschäftigung bei einigen großen Rhedern; unsere Einnahmen mehrten sich, und die finstere Zukunft schien sich in heiteres Glück verwandeln zu wollen —"

„Und ich," rief Alphonse in heftigem Ausbruch, „ich? Hast Du keinen Augenblick gefunden, an mich zu denken?"

Erschrocken sah ihn Edmée an.

„Ich glaubte," sagte sie, „ich hoffte, Sie würden glücklich sein — Sie waren frei —"

„Frei!" lachte Alphonse in bitterem Hohn, dann stützte er das Gesicht in die Hände und versank wieder in sein düsteres Schweigen.

„Endlich," berichtete Edmée weiter, „erfuhren wir, daß der Graf von Malville und seine beiden nächsten Erben bald hinter einander gestorben seien. ‚Ein Strahl des Glücks,' sagte René damals; ich dagegen empfand eine dumpfe, bange Furcht — mein Gefühl hatte nur zu recht — es war das Unglück, es war die rächende Vergeltung meines Frevels. René wollte das so stolz und herrlich winkende Glück nicht fahren lassen; ich wagte es nicht, diese Entsagung von ihm zu verlangen, und so kamen wir hieher, um die Erbschaft zu ordnen. Ich hielt mich verborgen in unserem Hotel; wir waren entschlossen, nach Erledigung der Geschäfte uns hier auf unsere Besitzungen zurückzuziehen und die große Welt zu meiden, bis sichere Vergessenheit über die Vergangenheit sich breiten würde. Aber," fuhr sie zitternd fort, „ein innerer, unwiderstehlicher Drang trieb mich, die Stätte aufzusuchen, welche die Welt für mein Grab hielt; ich wollte an dieser Stelle den Himmel um Verzeihung für meinen Frevel anflehen, es war, als ob mich eine übermächtige Gewalt dorthin zöge, ich hoffte, im Gebet die Ruhe meiner Seele wieder zu erringen — ich sollte das Gericht finden!

„Ich ließ mir den Weg zeigen vom Concierge des Kirchhofs, ich fand ein großes, prachtvolles Mausoleum; tiefe Rührung ergriff mich bei dem Gedanken, daß der edle Sinn meines Freundes so das Andenken der Schuldigen ehrte, welche ihn um die Welt und den Himmel betrogen hatte. Meine Seele rang in heißem Gebet um Verzeihung meiner Schuld — da plötzlich öffnete sich die Thür des Mausoleums, Alphonse trat heraus. Zuerst faßte mich starres Entsetzen, dann eine tödliche Furcht; ich wendete mich zu hastiger Flucht, erreichte meinen Wagen und kam halbtot in meinem Hause an. Ich verschwieg Renés meine Begegnung, aber die Gewissensangst war stärker als je in mir erwacht, und obgleich ich längere Zeit nichts hörte und mich in meinen Zimmern verschlossen hielt, hatte ich doch immer das Gefühl, daß das Gericht unabwendbar über mir schwebe.

„Da endlich erfuhr ich, daß Herr von Thermigny hier gewesen — René war bestürzt, doch glaubte er, daß nur die alte Erinnerung die Veranlassung dieses Besuches sei. Ich wagte nicht, ihm alles mitzuteilen; wir reisten schleunigst ab, da alle Geschäfte beendet waren. Einen Augenblick dachte ich daran, Alphonse — Herrn von Thermigny aufzusuchen, ihm alles zu sagen und seine Verzeihung zu erflehen; dann wieder schauderte ich bei dem Gedanken, ihm entgegenzutreten, und hoffte, daß er uns vergessen oder daß es uns gelingen würde, nach den Kolonien zu entkommen, wohin René auf eine Zeit lang zurückkehren wollte."

„O Edmée, Edmée," rief der Graf von Malville schmerzvoll, „warum hast Du mir jene Begegnung verschwiegen? Alles würde sich freundlich gelöst haben!"

„Es war das Verhängnis, mein Freund," sagte sie sanft. „Die Entscheidung ist gefallen, der Herr Marquis hat die Verletzung des weltlichen und göttlichen Gesetzes, deren wir uns schuldig gemacht haben, zu rächen — aber," sagte sie, die Hände gegen Alphonse erhebend, „Sie, mein Freund, der Sie mir zweimal die Hand reichten, um mein Leben zum Glück und zum Frieden zu führen, verzeihen Sie mir, daß ich Sie hintergangen, verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen Kummer gemacht, denn ich weiß, es hat Sie geschmerzt, als Sie mich leiden sahen, und verzeihen Sie mir, wenn ich zum Ihren Namen bestecke, den Sie mir einst in edlem Vertrauen zu führen erlaubten. — Ich hoffte, daß mein frevelhaftes Spiel mit dem Heiligsten den Namen Ihrer Gemahlin rein erhalten sollte — verzeihen Sie mir um all meiner Leiden willen. — Welche Strafe das so schwer verletzte Gesetz über mich verhängen mag, ich werde sie ruhig ertragen, wenn ich weiß, daß Sie mir verziehen haben und daß Sie auch Gott um Verzeihung für diejenige bitten, die einst Ihre Freundin war."

Alphonse richtete sich langsam auf, seine ganze Gestalt zuckte und bebte, finsterer Schmerz verzerrte die Züge seines totenbleichen Gesichts, seine flammenden Blicke sprühten drohende Blitze.

„Verzeihen," rief er, „verzeihen soll ich, was Ihr an mir gefrevelt um eurer Leiden willen? Und habe ich nicht gelitten? Wiegt mein Leiden denn nicht ebensoviel als das eure, die ihr glücklich gewesen seid trotz des feindlichen Schicksals, das euch traf? War ich nicht euer Freund — hatte ich euch meine Freundschaft nicht bewiesen? Bedurfte es des unwürdigen Betruges, um einen Ausweg zu suchen aus dem Wirrsal des Verhängnisses?"

Er trat dicht vor Edmée hin — seine Blicke brannten in düsterer Glut — unsäglicher Schmerz durchzuckte sein Gesicht.

„Edmée," sagte er mit einem Ton, aus dem alle Qualen seiner Seele hervorklangen, „an jenem Tag, als ich Dich fand in der Rotunde im Garten Deines Vaters, da schwebte das Wort auf meinen Lippen, das Dir das Geheimnis meines Herzens erschließen sollte — das Geheimnis, daß die Liebe zu Dir in mir erwachsen und erblüht war, Stunde für Stunde — Tag für Tag, wie Du vom Kinde zur Jungfrau erwachsen und erblüht warst unter meinem sorgenden Blick. — Es war der Wunsch Deines Vaters, mir Deine Zukunft anzuvertrauen, und ich trug die sehnende Hoffnung in mir, daß Du dem Lehrer und Führer Deiner Kindheit die erwachende Liebe Deines jungen Herzens zuwenden könntest. In jenem Augenblick, Edmée, als ich das Wort suchte, Dir alles zu sagen, was mich lange schon erfüllte, bekanntest Du dem Freunde, daß Du den Geliebten erwartetest — Du batest den Freund um Schutz für Deine Liebe — und das Wort, das auf den sonnenlichten Flügeln der Hoffnung schon meinen Lippen entschweben wollte, sank schwer und vernichtend in die Tiefen meiner Brust zurück."

„O mein Gott," rief Edmée, ihr Gesicht in den Händen verbergend, „er hat mich geliebt — er kann nicht vergeben!"

Der Graf blickte entsetzt und verzweiflungsvoll auf Alphonse — der Marquis d'Argenson schüttelte traurig den Kopf.

„Nein," rief Alphonse in heftigem Ausbruch, „nein — ich vergebe euch nicht. — Der mag vergeben, dessen Haupt die Sonne des Glückes und der Freude überstrahlt — mein Leben war trüb und grau — jetzt sind auch die letzten Sterne des Glaubens und der Hoffnung von Nacht überzogen — aus der Finsternis kann kein Licht hervorgehen — nein — ich will — ich kann nicht vergeben!"

Er wendete sich finster ab — schluchzend brach Edmée zusammen.

Da hob sich der schwere Thürvorhang, und aus den dunklen Falten trat ein Knabe von drei Jahren mit blonden Locken und großen Augen, in denen der lichte Glanz der von keiner Erdenschuld noch berührten Kinderseele schimmerte — eine Erscheinung, jenen lieblichen Engelsköpfen ähnlich, welche, die Madonnen der alten Meister umgebend, aus dem Goldgrund ihrer Bilder hervorblicken wie aus dem Morgenrot eines reinen, heiligen Tages.

Das in lichtblaue Seide gekleidete Kind blickte zuerst schüchtern auf die fremden Männer hin, dann aber eilte es zu seiner Mutter, streckte die kleinen Arme zu ihrem gebeugten Haupt empor und rief, ihre thränenfeuchten Wangen streichelnd:

„Warum weinst Du, meine süße Mama? Bitte, weine nicht — sonst muß ich auch weinen!"

Und die silberreine Stimme des Knaben trübte sich bei den letzten Worten wie vom Duft aufquellender Thränen.

„Mein René — mein armer René!" schluchzte Edmée, indem sie fast scheu das Haar des Kindes küßte. „Warum muß diese unschuldige Seele belastet werden mit dem Kummer und Leid für fremde Schuld, die sein ganzes Leben zerstören wird!?"



Auch die lichten Augen des Kleinen füllten sich jetzt mit Thränen, er folgte dem Blick seiner Mutter, der sich schmerzvoll auf Alphonse richtete, und instinktmäßig schien das Kind zu begreifen, daß dieser finstere fremde Mann an dem Jammer seiner Mutter schuld sei.

Der kleine René trat zu Alphonse heran, faßte seine Hand und sagte, halb bittend, halb drohend zu ihm aufblickend, mit seiner thränenschweren Stimme:

„Du sollst meine arme Mutter nicht kränken — denke an den lieben Gott im Himmel, der meine Mutter lieb hat — der liebe Gott wird Dir vergelten, was Du ihr zu leide thust. Du böser fremder Mann!"

Alphonse wendete sich um und blickte in die Augen des Kindes.

Wie die Morgenröte mehr und mehr die Nacht vom dämmernden Wolkenhimmel verscheucht, so verschwand vor dem Blick des Kindes allmälich die Starrheit von dem Gesicht des finstern Mannes.

„Böser Mann!" wiederholte er leise mit unendlich schmerzvollem Ton, dann aber brach all der in seinem Innern zusammengepreßte Jammer in unwiderstehlich mächtigem Strome hervor — der starke Mann beugte sich schwankend und zitternd zu dem Knaben herab, schloß ihn in seine Arme und brach in lautes Schluchzen aus.

Erschreckt, aber doch glücklich lächelnd, blickte der kleine René zu seiner Mutter herüber, welche in stillem, wortlosem Gebet die gefalteten Hände erhob.

Alphonse nahm den Knaben bei der Hand, führte ihn zu seiner Mutter und sagte:

„Und dennoch vergebe ich Dir, Edmée, um dieses Kindes willen. O, ich fühle es wohl," fuhr er fort, ohne seine Thränen zurückzuhalten, „wenn uns der Himmel dies Kind geschenkt hätte, Du würdest mich nicht verlassen haben. Es muß doch wohl Gottes Wille gewesen sein, daß alles so kam — so möge denn Gott Dir vergeben und Dich segnen, wie ich es thue!"

Er streckte ihr seine Hand hin — sie drückte ihre Lippen auf dieselbe und sank, mit glücklichem, dankerfülltem Blick aufschauend, in die Kniee nieder.

Das Kind schien erstaunt über diese demüthige Bezeugung seiner Mutter vor dem fremden Mann,



aber es ahmte ihr Beispiel nach und küßte innig und ehrerbietig die Hand des Herrn von Thermigny.

*

Der Marquis d'Argenton hatte seinen Bericht erstattet, — der König war von heftigem Zorn erfüllt und befahl, trotz der Vorstellungen des Ministers, die Verhaftung des Grafen von Malville und derjenigen, die den Namen seiner Gemahlin führte. Zwar verbot er, den Gründen des Herrn von Argenton nachgebend, ein öffentliches Gerichtsverfahren, das die Namen zweier hochgeachteter Familien schwer kompromittiren müßte, aber in den Kerkern der Bastille sollten die Schuldigen ihren Frevel an dem göttlichen und menschlichen Rechte büßen.

Da erbat Alphonse von Thermigny eine Audienz, die ihm sogleich gewährt wurde. Lange blieb er allein mit dem König, und als er denselben endlich verließ, da strahlte sein bleiches Gesicht wie in heiliger Verklärung. Er hatte erlangt, was er erbeten, — „wer durch das Grab gegangen", hatte er dem König gesagt, „der steht vor Gottes Richterstuhl, — für das weltliche Gesetz bleibe die Auferstandene tot — und daß Gott ihr vergebe, darum werde ich die ewige Liebe anrufen."

Da hatte Ludwig XIV. selbst mit thränenden Augen ihn umarmt.

„Ich habe den edelsten Mann meines Reiches kennen gelernt," sagte der König tief bewegt, „es sei, wie Sie bitten. Zu jeder Zeit steht Ihnen meine Thür ohne Anmeldung offen; was Sie jemals von mir verlangen wollen, ist Ihnen im voraus gewährt, und alle Schuld ruhe jenseits des Grabes."

Der Graf von Malville blieb mit seiner Gemahlin auf seinen Gütern — so befahl es der König. Herr von Thermigny aber kehrte in die Welt zurück, er hatte seine stille, ruhige Heiterkeit wiedergefunden, und als er endlich starb, da erhielt Edmée, die er niemals wieder gesehen, einen Brief, der nur die Worte enthielt: „Auf Wiedersehen jenseits des Grabes, in welchem alle irdische Schuld und alle irdische Unruhe versinkt." Dabei lag ein Testament, das alle Besitzthümer des Verstorbenen dem Sohne Edmées überwies.



Literarische Plaudereien.

Von

Bruno Walden.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Französische Literatur.

Wäre der Ruhm, der einem Buche zukommt, nach dem Staatswillen zu bemessen, die es aufwirbelt, so müßte „L'Immortel" von Alphonse Daudet ohne weiteres den unsterblichen Werken zugereiht werden. Da dieser Maßstab aber nur fragwürdige und nicht auch literarische Geltung besitzt, muß man „den Unsterblichen" auf ein weit geringeres Werthmaß zurückführen. Es ist ein kokettes, geistsprühendes, aber — häßliches Buch, dem grimmiger Ernst hat es diktirt. Wie abrechnungssüchtig die Franzosen auch sind, ihre Ruhmesinstitutionen pflegen ihnen heilig zu sein, ja sie sind in dieser Richtung konservativ bis ins Kleinliche hinein, und nun überschüttet einer ihrer ersten Schriftsteller ihre altehrwürdige Akademie mit geifernem Spotte! Die Akademiker, die uns Daudet vorführt, sind ausnahmslos entweder an Altersverblödung lubrizirende Greise, in der Berechnung auf ihren baldigen Tod gewählt, oder unfähige Menschen, deren Schaffenskraft über ihre Versifextablone nicht hinausreicht, die aber in dem, ihrer Beschränktheit entsprechenden Größenwahn, jeden, dessen Leistungen die ihren überragen, verketzern und verachtlich ihrer klassischen Gemeinschaft unwürdig erklären. In diese einzudringen bedarf es nicht nur jener ehrwürdigen Mittelmäßigkeit, die ein Solidaritätsinteresse im Zusammenhalten und Ausschließen schafft, es ist eine Ehre, die, nach Daudet, stets durch Erniedrigung und Heuchelei, oft auch auf andere Weise noch, und nicht selten durch die Schmach der Gattin oder Tochter des stimmensammelnden Unsterblichkeitskandidaten erkauft wird. Die demaskirende Gewalt dieses alles verschlingenden, sich zur fixen Idee steigernden Ehrgeizes, den palmengestickten Frack zu tragen, ist mit dramatischer Lebendigkeit dargestellt, mit redlicher Entrüstung gegeißelt; nur die cynischen Uebertreibungen verzerren das Bild zur Fratze. Daudet hat sich Taltzerands Warnung vor dem Uebereifer nicht vor Augen gehalten, die für die Kunst mindestens ebenso sehr gilt wie für die Diplomatie. L'Immortel, der Titelträger selbst, ist einer jener Kärrner der Wissenschaft, die, unfähig eines die Thatsachen unter einander in Verhältnis und Zusammenhang stellenden Ueberblickes, Atzungen darauf werfen, „Material" an den Tag zu fördern und in dessen Anhäufung die höchste und verdienstvollste Aufgabe des menschlichen Geistes erblicken. Er fühlt sich stolz und glücklich, ein Hohepriester in dem orthodoxen Nutzmetstempel, und hat sich diese Würde — bewußt- und ahnungslos — durch alle oben angedeuteten Erniedrigungen erkauft. Den Genugthuenschein seines Namens zu erhöhen, hat er dem eigenen Atzer, jenen des Großvaters seiner Frau, Rêhu, hinzugefügt, eines nahezu hundertjährigen Akademikers, der trotz seines Schwachsinnes noch das Ehrwürdigkeits-Paradefrack der ehrwürdigen körperschaft abgibt. Ein unermüdlicher Arbeiter, bedeckt Atzier-Rêhu Werk um Werk zu Tage, um durch überraschende Quellenfunde ein neues Streiflicht auf diese oder jene Epizede in der Geschichte Frankreichs zu werfen. Im Fanatismus des Nachforschers aber ist er in die Hände eines Betrügers gefallen, der ihm Fälschungen verkaufte um teures Geld. Der Akademiker hat sich und den Seinen alles nöthige Notwendige abgemarktet, sich in den Besitz dieser „Schätze" zu setzen, und schon sind einige der „wertvollen Dokumente" in „wissenschaftlicher Bearbeitung", durch gelehrte Kommentare erschienen, als er des Betruges inne wird. Doch ist Atzier-Rêhu ein ehrlicher Mann; er weiß den Vertuschungsvorschlag, durch den ein Kandidat seine Stimme erkaufen will, von sich und stellt sich selbst bloß, indem er den Fälscher öffentlich bezahlt. Tout Paris findet sich bei der Gerichtsverhandlung ein, die das pikante Schauspiel eines blamirten Akademikers bietet. Die frechen Witzeleien, mit welchen der Angeklagte boshaft nach seines Opfers Spottet, erregen die Heiterkeit dieses trotz aller Eleganz roh-sensationssüchtigen Publikums. Verhöhnt und verlacht, eilt der gestürzte Olympier heim, bei seiner Frau Teilnahme zu suchen. Sie aber, die den „beschränkten Pedanten" stets gering geschätzt, kann es ihm nicht verzeihen, daß er den Namen bemakelt hat, den ihr abgöttisch geliebter Sohn — ein moderner Streber der allerschlimmsten Sorte — trägt. Mit brutaler Grausamkeit raubt sie dem Armen die letzte Illusion, den Glauben, daß er seinerzeit doch um seines Verdienstes willen in die erhabene Gemeinschaft gewählt worden sei, indem sie ihm höhnend ihren Antheil an seiner Wahlzeg enthüllt. Im Innersten vernichtet, flieht Atzier-Rêhu in die Einsamkeit des Nachtdunkels hinaus. Eine Weile irrt er umher, dann läßt er sich auf einer Bank am Seineufer nieder, nach der Kuppel seiner geliebten Akademie zu starren, die ihn immer noch die geheiligte Heimstätte des höchsten irdischen Ruhmes, der vollsten irdischen Glückseligkeit dünkt. Am nächsten Morgen zieht man seinen Leichnam aus dem Fluß. — So, knapp aus dem Buche herausgegriffen, berührt der Lebenslauf dieses armen Immortel, trotz dem Lyzeentum — an dem die Mitglieder aller erzkodoxen Körperschaften laboriren — von dem er angekränkt, Mitgefühl erregend, wie der Schiffbruch eines jeden an einem ehrlichen Irrtum Gescheiterten. Steht er doch trotz seines verknöcherten Größenwahns dem Cliquengeiste als Idealist neben seinem Sohne, der nicht durch redlichen, wenn auch schlecht angewendeten Fleiß, sondern durch gemeinste Niederträchtigkeit Karriere macht. Es liegt ein Zug von naivem Pathos in dem Manne, der sich eigentlich nur als Mitglied des hohen Instituts so hochhält; doch drängt sich dieser Zug gegen den Willen des Autors zu Tag, der den „verkrankten Bauernkopf", erbarmungslos höhnend, das zuletzt mit seiner Verachtung gestreift. Dasselbe Unternehmen der Gehässigkeit gibt sich in dem ganzen Buche kund, so daß sich der Roman wie ein Pamphlet empfindet. In Einem aber thut man Daudet sicher unrecht, im Zurückführen des Zerrbildes, das er von der Akademie entwirft, auf seine angebliche Verkleinerung darüber, ihr nicht anzugehören. Offenbar hat ihn aufrichtige Entrüstung gegen den Fetischdienst um den „Fauteuil" und seinen demoralisirenden Einfluß geleitet, allein auch gerechter Haß wird, wo er uneingeschränkt herrscht, ungerecht und vor allem ein Dichter sollte sich von unedlem Fanatismus freihalten. Es ist eine Doppelsünde: gegen die Wahrheit, die dem Lebensbilde zukommt, und gegen jene vornehme Ueberlegenheit in der Auffassung und Behandlung des Stoffes, die denselben allein zu einem Kunstwerk zu gestalten vermag.

Trotz Daudets Roman mit seiner ausschließlichen Betonung und cynischen Geißelungssyren des übertriebenen Höflichen ein höchst modernes Gepräge, so stammen die nachgenannten Romane dafür aus der alten Schule, obwohl einige ihrer Verfasser der literarischen Jugend Frankreichs zuzuzählen sind. In diesem Lande steten Wechsels übt die Ueberlieferung dennoch eine merkwürdige Macht im Unsichtbaren. Arsène Houssaye bleibt nur einer seit nahezu einem halben Jahrhundert von ihm geübten Gepflogenheit treu, indem er in „Rodolphe et Cynthia" die Allmacht der Leidenschaft feiert, die ehrliche Menschen zu Schurken, und Heiraten zu edlen Hexereien der Aufopferung umgestaltet. Die französische Pellecrikit hat uns diesen Umwandlungsprozeß zu oft schon vorgeführt, als daß er noch unser besonderes Interesse zu erregen vermöchte, doch verfügt Houssaye immer noch über eine Empfindungsglut der Darstellung, die das abgedroschene Thema über die Schablone hinaushebt. Ein Samum echter Leidenschaft weht durch das Buch.

Als feiner Psycholog behandelt der treffliche André Theuriet die grande passion in seinem „Amour d'Antonine". Der „Johannestrieb" wird in Deutschland und Frankreich nationalcharakteristisch verschiedenartig illustrirt. Bei uns ist es zumeist ein Gelehrter, oder ein von öffentlicher Wichtigkeit ganz in Anspruch genommener Mann, der in der Bethätigung idealen Strebens den normalen Herzensfrühling versäumt hat und sich zwischen Vierzig und Fünfzig jüchtig, mit verschämten Wangen den ihn überraschenden Offenbarungen der Liebe hingibt. Jenseits des Rheines sind es Lebemänner, die, in der gleichen Altersperiode, nach ausgelotet Leidenschaft ihr Herz entdecken. Philippe Desgranges ist ein ehrlicher Vertreter dieser Kategorie. Die Reinheit und Charakterfestigkeit, der helle Verstand und das warme Herz der weltfern auf dem Lande aufgewachsenen Marianne Dusay bezwingt ihn. Die Tüchtigkeit des jungen Geschöpfes erweckt die seine, die durch allzu günstige Verhältnisse latent verblieben, und er fühlt sich mit erneuter Lebenskraft dem Leben gegenüber stehen. Allein mit der Ehrfurcht vor dieser schlichtkräftigen, makellosen Jugend überkommt ihn das Gefühl seines Alters, seiner Unwürdigkeit, und er wagt es nicht, um die Liebe der seinem Schutz empfohlenen verwaisten Tochter des toten Freundes zu werben. Philippe zieht sich zurück. Mit dem — unsichtbaren in Anführungsstrichen — üblichen Erfolg. Marianne wird sich nun erst bewußt, daß ihr der vom Vater ererbte Freund mehr noch als ein solcher geworden. Wie ihn ihre Lebensunerfahrtheit, bezaubert sie seine Lebensüberlegenheit. Eine Kraft-Ergänzung, die gar häufig überreife Männlichkeit mit mädchenhafter Jugendblüte verbindet. Als Mademoiselle Dusay inne wird, daß willenskräftig verhehlte Liebe Desgranges zur Unfreundlichkeit der Flucht getrieben, bietet sie ihm die Hand. Im Uebermaß seines Glückes vergißt er ehrlich die Stiefmutter, zu der eine schöne und lebensthatsächlich herrschsüchtige Frau das „Opfer", das sie ihm gebracht, seit jenen Jahren schon umgewandelt hat. Madame Camille Archambault spart ihn in den savoyischen Thälern auf und kommt, ihr schmachvollstes „Eigentum" zu reklamiren. Philippe macht die Augen um sein Glück feig; er mag es nicht, sich energisch geltendmachend, peinliches Aufsehen heraufzubeschwören und der Braut seine bewegte Vergangenheit zu gestehen. Marianne würde ihm diese verzeihen, aber als sie sich, dank den Intriguen ihrer Nebenbuhlerin, von ihm belogen, getäuscht sieht, ist ihr Vertrauen erschüttert, und sein verspätetes Bekenntnis vermag es nicht mehr zu erneuern. Und doch! besäße er im Augenblick des Abschiedes Ruhmheit, vielleicht könnte er sein Glück noch zurückerobern; allein seine besten Eigenschaften lähmen seinen Mut, und die beiden im Innersten verbundenen Menschen gehen auseinander für immer. Ein einfaches, aber mit ebensoviel zarter Empfindung wie psychologischer Schärfe durchgeführtes Gemälde.

Jules de Glouvet gibt sich zweifach als der alten Schule angehörig zu erkennen, in „La fille adoptive". Nicht allein, daß auch hier ausschließlich die Liebe das Wort hat,

Prosper Sidoine ist einer jener Grundbösewichte aus Einem Gusse, die nicht mehr gebräuchlich sind. Die problematischen Naturen mit ihrem ewigen Schaukeln zwischen Gut und Bös haben den Sieg über die Engel und Scheusale davongetragen, die sich stets so erbarmungslos konsequent benahmen, und die Lebenswahrheit lässt gut dabei. Glomwet aber malt schwarz in Schwarz und weiß in Weiß und — gleichviel höchst unmodern — belohnt die Tugend und bestraft das Laster. Nur in Einem ist dieser altfränkisch angelegte Roman modern: er beruhet vom Anfang bis zum Ende unangenehm. Dieses vornehmste Ziel unserer Realisten läßt sich ja auf gar verschiedenartigen Wegen erreichen.

Ganz besonders aus dem französischen Herkommen erwachsen ist der Konflikt in F. de Gramont-Pralons „Perché orgueil". Baron Pierre de Lorlay, ein Edelmann ohne



Die Waisen. Gemälde von Th. Schwartze.

Furcht und Tadel, hat in seinem Herzen den Kampf zwischen Liebe und Ehrenpflicht zu bestehen. Seine verwitwete Mutter, ein Musterbild aller erdenklichen Tugenden, verweigert seiner Verlobung mit Yvonne de Boistrévalle ihre Einwilligung — nicht aus persönlichen Gründen, denn sie kennt die junge Dame nicht und glaubt willig alles Gute und Schöne, das der vergötterte Sohn von ihr berichtet, sondern weil sie die Tochter des Präsidenten der anti-religiösen Liga und einer plumpen Kokette ist. „Man heiratet die Tochter solcher Leute nicht", schreibt sie an Pierre, der ihr vergeblich vorzustellen sucht, daß die Anwendung des Begriffes von der Erbsünde bei einer Ungerechtigkeit, die eine Unschuldige verdamme.

Die tragische Lösung des Konfliktes durch die überedle Yvonne selbst herbeigeführt, bestätigt dies. Der Graf von Boistréville — der, wie es scheint, mit einiger Beziehung auf seinen Standesgenossen Henri Rochefort gezeichnet ist — hat einst, ein hartes, aber gerechtes Wort zu rächen, den Vater Pierres ein Unrecht zugefügt, das durch Kränkung



In Erwartung des Schiffes. Gemälde von A. Guillaume.

beiden frühen Tod herbeigeführt. Nun rüstet er sich der That, seiner Tochter eine Liebe aus dem Herzen zu reißen, die sein politisches, auf ein Musterportefeuille gerichtetes Intriguenspiel zu kreuzen droht. Vereeine, die weiß, daß der Geliebte geschworen, am „Mörder seines Vaters“ Rache zu nehmen, sinnet nun den Bruch herbei, und damit Pierre seine Liebe überwinden möge, unter dem Knüppel der Unbeständigkeit. Sie selbst befolgt Hamlets Rat und geht ins Kloster. Doch bricht ihr — trotz aller Inbrunst der Andacht — Liebesleid das Herz. Baronin Leclay, „die Barmherzigkeit in Person“, befreundet sich mit der kranken Novize, ohne zu ahnen, wer Schwester Philomena eigentlich ist. In der Todesstunde führt das Geschick der Dulderin auch Pierre noch zu, und sie fordert zwei Versprechen von ihm: daß er die Braut, die ihm seine Mutter zuführen werde, heirate, und daß er der Rache entsage. Lorlay, der treu verblieben und nun erst Vereeines Thun begreift, erfüllt, im Innersten getroffen, ihr Begehren und Philomena stirbt verklärt. Die Baronin ist tief gerührt und schmerzlich erschüttert, doch hält sie ohne Gewissenshaft an ihrer Theorie von der Erbsünde fest, denn „eine Ausnahme bestätigt nur die Regel“.

Ein Jubiläum der Humanität.

Von

Dr. Ludwig Fuld.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Zu dem Jubel der Festtage von Hamburg und Leipzig ist ein Gedächtnistag ziemlich spurlos vorübergegangen,*) der mit unvergänglichen Lettern in die Annalen der Humanität eingezeichnet ist: der 25. Oktober, an dem vor 25 Jahren die ersten amtlichen Schritte zu dem Abschluß der Genfer Konvention geschahen, die bestimmt ist, die Schrecken des Krieges zu lindern und die bessere Pflege der erkrankten und verwundeten Krieger zu ermöglichen. Der Vertrag vom Roten Kreuze, wie er auch gern genannt wird, ist eine der edelsten Früchte der fortschreitenden Humanität unseres Jahrhunderts; in ihm feiert der Geist des Mitleids und der Liebe, der Geist der Charitas und der Menschlichkeit einen Triumph, wie er schöner nicht gedacht werden kann, und wir brauchen die Zustände, welche unter seiner Herrschaft bestehen, nur mit denjenigen zu vergleichen, wie sie noch zur Zeit der Befreiungskriege und des Krimkrieges herrschten, um den gewaltigen Fortschritt zu erkennen, welchen die Vermenschlichung des Krieges gemacht hat. Einem Genfer Arzte — Dunant ist der Name des edlen Menschenfreundes — gebührt das Verdienst, den Anstoß zu dem Abschluß des Genfer Vertrages gegeben zu haben. In seinem Buche: „Erinnerungen an Solferino“, schilderte derselbe die Eindrücke, welche er auf dem Schlachtfelde zu Solferino und bei dem Besuche der Militärhospitäler erhalten hatte, in denen die Verwundeten und Kranken der französischen, österreichischen und italienischen Armee verpflegt wurden, und regte den Gedanken an, ob es nicht möglich sei, die Krankenwagen und Krankenhäuser unter den Schutz der Neutralitätsflagge zu stellen. Mit Begeisterung nahm sich die Gemeinnützige Gesellschaft in Genf des Vorschlages an, ihr Vorsitzender, Monnier, vereinte sich mit Dunant, und beide wandten sich mit gutmütigem Erfolg an eine Reihe von Regierungen, um sie für die gute Sache zu gewinnen, die in allen Ländern die Sympathien der weitesten Kreise erregte. Vor allem war es die Regierung der Schweizer Eidgenossenschaft, welche dem menschenfreundlichen Werke ihre rechte Unterstützung angedeihen ließ, und ihr ist es in erster Linie zu danken, daß bereits 1863 eine Versammlung von Bevollmächtigten vieler Staaten zusammentrat, um die „gesamte Pflege verwundeter und kranker Krieger zu neutralisieren“. Im folgenden Jahre, am 22. August 1864, wurde der Genfer Vertrag endgiltig abgeschlossen; die Staaten, die ihn sofort unterzeichneten, waren Baden, Belgien, Dänemark, Frankreich, Hessen-Darmstadt, Italien, die Niederlande, Portugal, Preußen, die Schweiz, Spanien und Württemberg. Ein Jahr darauf erfolgte der Beitritt von Großbritannien, Schweden und Norwegen, Griechenland und Mecklenburg-Schwerin; 1866 traten Bayern und Sachsen bei, nach dem Kriege erst Oesterreich, 1867 auch Rußland und 1868 der heilige Stuhl für den Kirchenstaat. Zuletzt in Europa, nämlich 1873, traten auch die Regierungen von Rumänien und der Türkei dem Weltvertrage bei. Bereits im Jahre 1868 wurde der Erlaß eines Nachtragsvertrags erforderlich, welcher den Hauptvertrag auch auf den Seekrieg ausdehnte und verschiedene unklare oder zweifelhafte Bestimmungen richtig stellte. Der wesentliche Inhalt dieser beiden Verträge vom Roten Kreuz ist folgender:

Das Personal der Krankenhäuser und Krankenwagen für den Gesundheits-, Verwaltungs- und Transportdienst steht unter dem Schutze der Neutralität, so lange es sich diesen seinen Obliegenheiten widmet; ebenso gelten die Feldprediger als neutral. Militärspitäler und Krankenwagen — nach dem Amtsausdruck „Ambulanzen“ — sind neutral und müssen geschützt und geachtet werden, so lange sich Verwundete oder Kranke darin befinden; werden sie militärisch belegt, so hört die Neutralität auf. Das Personal der Krankenhäuser kann auch nach einer Besitznahme durch die feindliche Macht seinen Dienst verrichten oder sich zu dem Truppenteil zurückziehen, dem es angehört; im letzteren Fall muß es den Vorposten seiner Armee seitens der feindlichen Macht angezeigt werden. Das Material der Militärspitäler wird nach dem Kriegsrecht behandelt, während den Ambulanzen das Material zu belassen ist. Die den Verwundeten zu Hilfe kommenden Landesbewohner sind frei und zu schonen, und der Vertrag verpflichtet die kommandierenden Generale, die Einwohner von dieser Neutralität und dem Hilfeeifer, der namens der Menschlichkeit an sie ergeht, zu benachrichtigen. Jeder in ein Haus aufgenommene und verpflegte Verwundete dient demselben als Schutz; ein solches Haus soll mit Einquartierung und teilweise auch mit Kontributionen verschont werden. Alle verwundeten und kranken Krieger, ohne Unterschied der Nationalität, werden aufgehoben und verpflegt; diejenigen, welche nach ihrer Genesung als dienstuntauglich befunden werden, sind zu entlassen, die anderen können unter der Bedingung entlassen werden, in dem Kriege nicht mehr die Waffen gegen den betreffenden Feind zu tragen; sowohl sie wie das sie geleitende Personal genießen den Schutz unbedingter Neutralität. Zur Hervorhebung der Spitäler, Krankenwagen und entlassenen Verwundeten vor anderen Gebäuden, beziehungsweise Personen dient die Fahne der Genfer Konvention; sie trägt das rote Kreuz auf weißem Felde; das neutralisierte Personal trägt ein Armband, in welchem ebenfalls auf weißem Felde ein rotes Kreuz sich befindet. — Für die Verhältnisse des Seekrieges gelten besondere Vorschriften, welche die bisher dargestellten Grundsätze auf Schiffe und Schiffspersonal anwenden.

Innerhalb der Zeit, während deren der Vertrag vom Roten Kreuze jetzt in Geltung ist — annähernd eines Vierteljahrhunderts — hat sich sein Inhalt so in das Rechtsbewußtsein der Kulturmenschheit eingelebt, daß die Verletzung der in ihm enthaltenen Bestimmungen als eine der schwersten Uebertretungen des Völkerrechtes gilt. Nicht der Gesandte ist mit dem Charakter der Unverletzlichkeit in höherem Maße bekleidet als der Arzt oder Krankenträger, auf dessen Arm das rote Kreuz weithin sichtbar ist; nicht das Hotel des Botschafters ist vor Angriffen und Kugeln sicherer als das Haus, von dessen Zinnen die weiße Fahne mit dem roten Kreuze flattert als Zeichen, daß hier aller Haß und alle Feindschaft verstummt und nur die werkthätige Menschenliebe in diesen Räumen gebietet. Wo die Flagge mit dem roten Kreuze weht, da verstummt das Gewehr, da schweigt die Kanone, da ruhen Säbel und Bajonett. Die dicht geschlossenen Kriegerscharen, welche dem mörderischen Feuer der Mitrailleuse todesmutig stand hielten, öffnen ihre Reihen willig, wenn der Wagen mit dem Symbole der Krankenpflege erscheint, wenn die Kolonne der freiwillig das Werk der Aerzte unterstützenden Personen ihre traurige Arbeit beginnt.

Es wäre eine Selbsttäuschung, verkennen zu wollen, daß die Genfer Konvention noch vielfach Mängel und Unklarheiten aufweist, welche Mißverständnisse und Verletzungen ihrer so menschenfreundlich gedachten Bestimmungen nahe legen. Eine durchgreifende Revision des Vertrages auf Grund der reichen, wenn schon nicht durchweg sehr angenehmen Erfahrungen, die man bezüglich seiner Anwendung in dem deutsch-französischen und russisch-türkischen Kriege gemacht hat, ist unbedingt notwendig und sollte nicht mehr lange verschoben werden. Aber trotzdem kann die unermeßliche Bedeutung, welche die Konvention für die Verbesserung des Loses der erkrankten und verwundeten Krieger hat und gehabt hat, nicht verkannt werden; sie hat, wie Mantzkli sehr richtig gesagt hat, das christliche Prinzip der Feindesliebe in die bindende Form des Menschen- und Völkerrechtes übersetzt und darf unter den Früchten, welche am Baume der Humanität in unserem Jahrhundert gereift sind, an erster Stelle genannt werden. Haben wir es auch noch nicht so weit gebracht, den schönen Traum von dem ewigen Frieden und der Völkerverbrüderung zu verwirklichen, so haben wir es doch erreicht, die Schrecken, mit welchen das Walten Bellonas verbunden ist, zu lindern und die Leiden des Mars zu verringern, die alte, barbarische Anschauung, daß man im Kriege dem Feinde jedes Uebel zufügen könne und von der Beachtung aller Gesetze der Sittlichkeit und Menschlichkeit entbunden sei, ist überwunden, unsere Zeit huldigt der Ansicht, welche in den von Lincoln erlassenen amerikanischen Kriegsartikeln so wunderschön ausgedrückt ist: Men who take up arms against one another in public war do not cease on this account to be moral beings, responsible to one another and to God — „Wenn die Männer die Waffen gegen einander ergreifen, so hören sie gleichwohl nicht auf, sittliche Wesen zu sein, verantwortlich gegen einander und gegen Gott.“

*) Wir haben dieses Jubiläums bereits in unseren Notizblättern gedacht, kommen aber gern auf den nicht hoch genug zu würdigenden Gegenstand eingehender zurück. Die Redaktion.

Rückerinnerung.

(Hierzu das Bild Seite 169.)

Jetzt ist auch der Sommer entflohen, und der Herbst mit seiner Wunderheit, dem fallenden Laube und schwer dahinziehenden Wolken versetzt uns in jene seltsame Stimmung, die uns an das Sterben aller Lust und Fröhlichkeit des Lebens erinnert, während wir noch sozusagen die buntesten Blumen des Lebens in der Hand halten. Ein leiser Schauer durchzieht unser Herz, und in dem stillen Adel der Vergangenheit beginnen all die lichten Punkte des glänzenden Sommers zu versinken. Einer ähnlichen Gemütsbewegung scheint die junge Dame mit den schon frühzeitig entlaubten Bäumen auf unserem Bilde hingegeben. Voll leuchtender, strahlender Hoffnungen hat sie wohl den Sommer ersonnen; die heiße Sonne des Lebens streifte sie — aber der warme Glanz wollte nicht haften, nicht bei ihr weilen. Er zog vorüber in raschem Fluge wie der Sommer — gleich wie ein kurz erfüllter Tag, schnell ist er vergangen — und jetzt meldet sich schon der Herbst mit seinen Winterahnungen ... es der Herbst auch nun für immer für sie begonnen, ob mit dem ewigen Wechsel der Jahreszeiten auch ihr der Frühling und Sommer wiederkehrt, jener Sommer, der ihr Lebensglück reift und gelingt — —? Mit den dämmerig düster dahinschwebenden Wolken ziehen auch die Gedanken des jungen Weibes in unbestimmte Fernen.

Die Grundsteinlegung des Reichsgerichtsgebäudes in Leipzig.

(Hierzu das Bild Seite 176.)

Am 31. Oktober dieses Jahres hatte die Stadt Leipzig zum erstenmale die Ehre, Wilhelm II. als Kaiser in ihren Mauern begrüßen zu dürfen. Dieser Tag war zur feierlichen Grundsteinlegung des deutschen Reichsgerichtsgebäudes bestimmt worden. Nachdem kurz vor 12 Uhr mittags der König Albert und der Prinz Georg von Sachsen mit großem Gefolge in der alten Lindenstadt angekommen und von den Spitzen der Zivil- und Militärbehörden empfangen worden waren, fuhr eine Viertelstunde später auch der kaiserliche Sonderzug im Dresdner Bahnhof ein. Nach einer überaus herzlichen Begrüßung durch Umarmung und Kuß begaben sich die beiden Monarchen in das Königszimmer, wo Oberbürgermeister Dr. Georgi in einer längeren Ansprache den Kaiser willkommen hieß, der mit huldvollem Dankesworten darauf erwiderte. Dann verließen die Majestäten den Bahnhof, schritten die außerhalb desselben aufgestellte Ehrenwache ab und bestiegen die bereitstehenden Hofwagen. Unter brausenden Jubelrufen einer unabsehbaren Menschenmenge fuhren die fürstlichen Herrschaften, gefolgt von den Vertretern der Stadt und geleitet von einer Abteilung des 19. Husarenregiments und sächsischen Kavallerie durch die festlich geschmückte Stadt nach dem Festplatze. Dort hatten sich inzwischen die zur Feier geladenen Personen versammelt. Der Vertreter des Reichskanzlers, die stimmführenden Bevollmächtigten zum Bundesrat und die Vizepräsidenten des Reichstages traten neben den Grundstein rechts vom Kaiserzelt, — die Justizminister der Bundesstaaten, eine Anzahl hoher Reichsbeamten, der Oberbürgermeister und die Baumeister links vom Kaiserzelt; die Mitglieder des Reichsgerichts, die Reichsanwälte und die Rechtsanwälte beim Reichsgericht stellten sich gegenüber dem Kaiserzelte auf. Alle die beiden Herrscher in der großen Generalsuniform mit wehendem Federbusch nahten, ertönte eine Fanfare; die Sonne durchbrach kegreich die grauen Regenwolken und beleuchtete ein imposantes, farbenprächtiges Bild, welches die reichen, goldenen Uniformen der Bundesratsmitglieder, die glitzernden Generalsröcke, die in Gold und Silber gestickten Ministertrachten, die vordemunreten Reichsgerichtsgewänder, die Trachten der Universitätsdekane, die Korpsstudenten in vollem Wichs den Blicken der zahlreich versammelten Zuschauer darboten. Ein Gesang leitete die Feier ein, worauf der Vertreter des Reichskanzlers, Staatssekretär von Schelling, nach eingeholter Erlaubnis des Kaisers die Urkunde verlas, welche sodann unter den Klängen der Musik mit anderen Schriftstücken und einem vollständigen Satz aller Reichsmünzen in den Grundstein versenkt wurde. Nun traten die Herrscher an den Grundstein und der bayrische Bundesratsbevollmächtigte, Graf Lerchenfeld-Köfering, überreichte mit kurzer Ansprache die Kelle dem Kaiser, welcher den Mörtel auf den Stein warf. Nachdem von den Werkmeistern das Schlußstück aufgelegt war, that nunmehr der Kaiser mit dem ihm vom ersten Vizepräsidenten des Reichstages, Dr. Buhl, überreichten Hammer die drei ersten Hammerschläge und sprach dazu mit weithin tönender, markiger Stimme die Worte: „Der Ehre Gottes des Allmächtigen, dem Rechte und seinen allezeit getreuen Knechten!“ Dann that der König von Sachsen mit den Worten: „Gott zur Ehre, dem Reiche zum Ruhme, dem Rechte zum Schirme!“ die üblichen drei Hammerschläge und nach ihm, während die Musik die Weise: „Lobe den Herren“ spielte, der Vertreter des Reichskanzlers, die stimmführenden Bevollmächtigten zum Bundesrat, die beiden Vizepräsidenten des Reichstages, die Justizminister

der Bundesfürsten, die Chefs der Reichsämter, der Präsident des Reichsgerichts, der Oberreichsanwalt, der Oberbürgermeister von Leipzig, der Geheime Justizrat Dorn, die Mitglieder der Baukommissionen und die beiden Architekten des Baues. Darauf betrat der Superintendent Dr. Punk die Kanzel und hielt die Weiherede. Nachdem diese beendet und der Sängerchor die erste Strophe des Chorals: „Nun danket alle Gott“ gesungen hatte, schritt der Wirkliche Geheimerat Präsident Dr. von Simson vor das Königszelt und brachte den Majestäten den Dank des Reichsgerichts dar. Seine Ausführungen schlossen mit einem begeisterten Hoch auf beide Majestäten, in welches die Festversammlung jubelnd einstimmte.

Der allgemeine Gesang der ersten Strophe der Hymne: „Heil dir im Siegerkranz“ schloß die Feier.

Darauf fuhren die Majestäten nach dem reichgeschmückten neuen Gewandhaus, in dessen Festraum der König von Sachsen seinen kaiserlichen Gaste und den geladenen Festteilnehmern ein Gabelfrühstück gab. Daran schloß sich im großen Saale ein Konzert, dem die Monarchen eine Zeit lang mit sichtlicher Teilnahme beiwohnten. Dann verließen die Herrscher unter dreimaligem, brausendem Hochrufen die Versammlung, um sich nach dem bayrischen Bahnhofe zu begeben, von wo der Kaiser nach Berlin zurückkehrte.

Die Krankenpflege in Frauenhand.

Von

Marie von Redwitz.

(Schluß.)

„Sie sehen, meine verehrten Zuhörerinnen, man braucht nicht Ordnungskarre durchgemacht zu haben, um für die gewöhnlichen Fälle seine Pflicht am Krankenbette vollkommen gut ausfüllen zu können. Doch sind unter Ihnen einzelne, die ihre Kräfte bei der Pflege schon erprobt, fühlen diese sich mit den gehörigen Eigenschaften ausgestattet und verfügen sie zudem selbst über eine gute Gesundheit, so wird es ungemein nutzbringend sein, diese Fähigkeiten für die Berufspflege zu verwerten — sei es, um einen Broterwerb sich dadurch zu gründen oder um in Fällen der Not in Bereitschaft zu sein, besonders im Kriegsfall organisirend und helfend eingreifen und andere unterweisen zu können.

„Bis vor nicht langer Zeit war die Berufskrankenpflege allein in den Händen der religiösen Gesellschaften, der katholischen Klöster, sowie der protestantischen Diakonissenhäuser. Doch deckten diese Anstalten nicht ausreichend den Bedarf, und aus diesem und noch manchen anderen Gründen entstand das Verlangen nach weltlichen Pflegerinnen. In jüngster Zeit hat nun der Verein des Roten Kreuzes es sich zur Aufgabe gemacht, dem Mangel an Krankenhäusern, sowie an Wärterinnen in den Hospitälern und für die Privatpflege, abzuhelfen. So manche, die ihre Kräfte der leidenden Menschheit widmen wollen, fühlen nicht zu gleicher Zeit auch den Beruf, bindende religiöse Verhältnisse einzugehen. Solchen ist dann in der Anstalten dieser Gesellschaft, die sich in allen größeren Staaten Deutschlands befinden, Gelegenheit geboten, sich sachlich auszubilden und in dem schönen Amt nebst einem befriedigenden Lebensberuf auch eine Lebensversorgung zu finden. Wie viele, die auf Erwerb ihres Unterhalts angewiesen sind, plagen sich in Stellungen, zu denen sie nicht passen, erledigen Pflichten schlecht, weil ihnen die nötigen Fähigkeiten mangeln — während sie hier einen Platz weit besser auszufüllen vermöchten als viele andere.

„Durch diese Anstalten finden sie bei erprobter Tüchtigkeit Versorgung für die Gegenwart und selbst für die Zukunft. Es vereint sich also hier ein idealer Zweck mit dem praktischen. Im Gemeinschaftsleben ist ihnen Ersatz für Familienbeziehungen geboten; der Schutz, der sich mit den Diakonissen beigert, ist derart, daß sie, vor jeder Notlage geschützt, selbst etwas für spätere Tage sparen können. Auch wird im Mutterhause älteren oder kränklich gewordenen Schwestern eine Verwendung zu teil, die sie nutzbringend beschäftigt, ohne ihre Kräfte zu überbürden.

„Wer den Entschluß gefaßt hat, sich der sachlichen Pflege zu widmen, sei es für immer, sei es nur für eine Lehrzeit, den muß in erster Linie der tiefe Ernst der Sache vor Augen stehen. Die Poesie der barmherzigen Schwesterschaft liegt allein in der nüchternen Pflichterfüllung. Der Glorienschein, mit dem wir diesen schweren Stand nicht mit Unrecht umgeben, verdient sich nicht durch verzückte Schwärmerei, ersetzen durch ständige Thätigkeit — nicht durch selbstgefällige Extravaganzen, sondern durch selbstlose Arbeit für andere.

„Hier an der Schwelle der Berufspflege möchte ich verschiedene Warnungsrufe aussprechen:

„Bleibet zurück, die ihr nicht Blut sehen könnt und Ekel empfindet vor Wunden und widrigen Krankheitserscheinungen — euer Platz ist nicht hier, denn ihr könnt nichts nützen!

„Bleibet ferne alle, die Prüderie, diese falsche Schamhaftigkeit, an Stelle der gesunden Unbefangenheit gesetzt! Hier gilt es, der leidenden Menschheit zu helfen, wo und wie immer es nötig sei, darum sind eure ängstlich behandelten und eingeschränkten Leistungen nicht zu brauchen. Auch jenen möchte ich von jedem Annäherungsversuch abraten, die hier nur den Boden zu einer phantastischen Herzensgeschichte suchen. Wer mit solchen Hintergedanken — und lagen sie im tiefsten Herzenswinkel verborgen — ans Werk geht, wird seiner Pflicht nie ganz genügen können. Anderes ist's, wenn jemand im Leben ein großes Leid erfahren hat und ohne krankhafte Herzensspannte im gänzlichen Aufgehen für andere Selbstvergessen und Ueberwindung des Kummers suchen will. Aber für kokettirenden Herzensschmerz ist hier kein Platz. Nur Arbeit — ernste Arbeit und Tüchtigkeit sind vonnöten, neben denen weder unberechtigte Ziererei noch zerstreuter Schwärmereien geduldet werden kann.

„Meist machen sich die Damen sehr falsche Vorstellungen von der Krankenpflege. Das typische Idealbild ist wohl stets ein todkranker Jüngling, dem die kühlende Eisblase von der Hand der Pflegerin aufgelegt wird. Er erwacht dann für einen Augenblick aus seinen Fieberträumen, in denen er dann die Erscheinung des wohlthuenden Engels sich weiterspinnen läßt. Da ist denn die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß ein auch nach der Genesung bleibendes Interesse einen späteren Heiratsantrag zur Folge hat.

„Der Fall ist gerade nicht unmöglich, doch ganz gewiß außerordentlich selten.

„Welche befriedigende Poesie wird die Wärterin aber bei anderen, viel häufigeren Fällen empfinden, wenn zum Beispiel ein bei einem Bau verunglückter Arbeiter gebracht wird? Schmutzig, schweißig, blutrünstig liegt er da und auch nun gereinigt und gewaschen werden. Hier muß sie bethätigen, daß ihr ein Patient so lieb, wie der andere, ihre Sorgfalt muß für jeden gleich groß sein — ihr sind sie ja alle nur Glieder der leidenden Menschheit, der sie sich geweiht.

„In den nüchternen Sälen der Krankenhäuser muß jede falsche Auffassung der Gefühle fallen. In langen Reihen liegen die Kranken hilflos, oft sogar mit getrübtem Bewußtsein. All diesen Armen müssen die Kräfte ersetzt werden, die ihnen Kopf, Arm und Fuß versagen. Jeder hat Anspruch auf Hilfe, und der Schwächste am meisten.

„Es heißt hier, die innerlich Leidenden nach Vorschrift der Aerzte zu versorgen und am Operationstisch, sowie beim Wechseln der Verbände die gebotenen Handreichungen zu thun, ohne Ekel und Entsetzen. Es ist eine neue Welt, in die man versetzt ist, eine Welt des Leides, der Schmerzen; man sieht mitten drin im menschlichen Weh. Von einem andern Standpunkt aus, in einem andern Licht erscheint das Leben; wie leere Hüllen fallen die Standes- und Vermögensunterschiede, sogar die Bildungsgrade weg, und aller äußeren Würde entkleidet, steht der Todsuchende dem Hilfegewährenden gegenüber. Das Verhältnis zwischen den Kranken und dem Pflegenden ist auf das einfachste, natürlichste zurückgeführt; was uns im gesellschaftlichen Leben so ganz verloren gegangen, tritt hier wieder in Kraft — man ist Mensch zum Menschen.

„Wer hier eintritt, hat die Schwächen der modernen Gesellschaft hinter sich zu lassen und sich vor keiner Arbeit zu scheuen, denn die Schule muß von untenauf durchgemacht werden. Die Eitelkeit wird beseitet gestoßen, und ein zweckentsprechendes, schmuckloses Kleid umhüllt die Pflegende.

„Sie gibt vieles auf, indem sie sich der Genossenschaft einverleibt, aber sie erhält auch vieles dafür.

„Die seelische Befriedigung, die der Beruf selbst gewährt, schafft glückliche Harmonie und Zufriedenheit; der gesicherte Erwerb hebt sie über Nahrungssorgen, und endlich — kann man sich eine geachtetere Stellung denken und wünschen als die einer Pflegerin, der jeder Weltrollen und Rücksicht entgegenbringt? Bei jeglicher Begegnung bezeugt man ihr gerne, wie sehr man ihren Opfermut achtet und ehrt. Der Kranke nennt sie Schwester und sieht in ihr den hilfreichen Engel, und wo immer sie sich befinden mag, gilt sie dem Fernerstehenden als ihm verschwistert; in jeder Notlage würden Beschützer für sie auftreten.

„Sehen wir die pflegenden Schwestern an — sie erfreuen sich meist eines guten Aussehens, denn bei geschriger Einteilung ist der Krankendienst kein aufreibender Beruf, wo die nötigen Kräfte vorhanden waren; auf ihren Mienen liegt Ruhe, und aus den Augen strahlt unbefangene Klarheit.

„Hier sind es nicht die Jahre, nicht die Schranken, nicht Herkunft, die errungen werden; außerhalb der Gesetze der Gesellschaft stehend, nehmen die Krankenpflegerinnen ihr gegenüber eine Ausnahmestellung ein. Weder Zurücksetzung, noch Verbitterung laßt und dieses Leben empfinden; es füllt ganz aus mit seinen stündlichen Pflichten und läßt jede Pause als reine Ruhe und Erholung genießen; — aber freilich das alles nur, wenn es mit der Krankenpflege ernst genommen wird, wenn sie wirklich Beruf ist. Wer sie aber nur als interessante Modesache betrachtet, wer nur ‚ein bißchen‘ pflegen will, der bleibe fern. Den meisten von Ihnen, meine Damen, möchte ich erst raten, sich um Hygiene zu kümmern, kleine Kinder behandeln zu lernen, wozu Sie, abgesehen von den bereits erwähnten Krippenanstalten, in verwandten und befreundeten Familien gewiß reiche Gelegenheit finden, und ferner zu sehen, wie man für kranke Speisen zu bereiten hat. Das ist kein minderes, kein weniger köstliches Wohlthun, wenn es auch geräuschloser ist.

„Die Gesundheit und die Krankheit spielen die Hauptrolle in unserem Leben — sie sind vielfach gleichbedeutend mit Glück und Unglück — sie bauen ein glückliches Heim und zerstören dasselbe. Die erste Aufgabe sei also die Gesundheit zu erhalten — die zweite, dem Erkrankten die nötige Hilfe zu gewähren.

„Der weiblichen Hand zunächst ist es beschieden, das Erlösungswerk an der kranken Menschheit zu vollziehen. Das Feld für die hilfeleistende Nächstenliebe ist ebenso weit, als die kleinen und großen, die still getragenen und laut beklagten Leiden der Menschheit verbreitet sind. Auf Schritt und Tritt sind sie zu finden — auf Schritt und Tritt kommt ihr lindern und helfen. Wandelt nur mit fühlendem Herzen auf der Erde, tretet der Natur näher! Raumt ihr auch freiwillig ihre Rechte ein, da sie sonst eine Krankheitserscheinung als nachträgliche Forderung, die nicht so leicht beglichen ist, sendet.

„Pfleget euch und pfleget andere! — Ihr werdet gleich wohlthätig wirken, ob es aus Nötigung des Augenblicks oder als Vermächtnis geschieht!“

Das neue Oberhaupt der nordamerikanischen Republik und sein Stellvertreter.

Nach vierjähriger Herrschaft ist die demokratische Partei der Vereinigten Staaten von Nordamerika am 4. November aus dem Felde geschlagen worden und wird am 4. März 1889 die Staatsgewalt an die Republikaner zurückgeben müssen. Für Europa war die diesjährige Wahl von ganz besonderer Bedeutung. Hatte sich doch Cleveland, der bisherige Präsident, als Kandidat der Demokraten entschieden für Ermäßigung des Zolltarifes aufgesprochen, während Harrison, sein Nachfolger, die gegenwärtigen hohen Schutzzölle beizubehalten wünscht. Die Vereinigten Staaten werden sich also nach wie vor gegen die Einfuhr europäischer Erzeugnisse möglichst abschließen.

Benjamin Harrison, der 23. Präsident der Vereinigten Staaten seit der Gründung der Republik, ist in North Bend, einige Meilen südlich von Cincinnati, Ohio, am 20. August 1833 als Sohn John Scott Harrisons geboren. Sein Urgroßvater gehörte zu den Männern, welche die Unabhängigkeitserklärung unterschrieben; sein Großvater war der 9. Präsident der Vereinigten Staaten und starb während seiner Amtszeit im Jahre 1841. Den ersten Unterricht genoß Harrison in der Distriktsschule seines Heimatsorts. Als er dort alles gelernt hatte, was zu lernen war, bezog er als Knabe von fünfzehn Jahren die Miami University zu Oxford, Ohio, wo er bereits nach Ablauf von drei Jahren die Abgangsprüfung mit Ehren bestand, um sich sodann in Cincinnati dem Brotstudium der Rechtsgelehrsamkeit in dem Bureau von Bellamy Storer zu widmen. Noch nicht volljährig, wurde der junge Harrison zur Advokatur zugelassen, und sogleich ohne jedwedes Rückhalt, besaß er Mut genug, um jeglich mit Aufnahme von Gerichtspraxis in den Ehestand zu treten. Als Benjamin Harrison zum erstenmale von dem Stimmrecht des amerikanischen Bürgers Gebrauch machen konnte, war er bereits Familienvater. In dem nämlichen Jahr verlegte der jugendliche Rechtsanwalt seinen Wohnsitz nach Indianopolis, und dieser Stadt blieb er treu bis auf den heutigen Tag. Lange Zeit lebte Harrison mit seiner Familie in bescheidenen Verhältnissen, allein er entwickelte so ungewöhnliche Eigenschaften, daß er bald eine angesehene Stellung als Advokat einnahm. Als der Bürgerkrieg ausbrach, warb er auf Veranlassung des Gouverneurs Morton eine Compagnie an, zog ins Feld und avancirte schnell zum Kapitän und Oberst des 70. Indiana-Regiments, ohne indessen besonders hervorzutreten. Erst am 28. Januar 1865 zeichnete er sich bei Resaca so aus, daß General Hooker ihn noch an demselben Tage zum Brigadier machte. Harrisons Armeen war nichts weniger als kriegerisch, und seine Kameraden hielten mit Witzen über die komische Erscheinung des kaum dreißig Jahre alten Generals durchaus nicht hinter dem Berge. Breite Schultern, kräftige Arme, kurzer Nacken und kurze Beine, sonst schmal, fast knabenhaft aussehend, fiel er um so mehr auf, als er stets ein großes Pferd ritt. Auf der andern Seite erfreute er sich aber des vollen Vertrauens seiner Soldaten. Was ihm an Kriegskunst fehlte, ersetzte er durch ein scharfes Auge in der unter Umständen schwierigen Kunst des Feuragitens. Nach Beendigung des Kriegs, aus dem er unversehrt heimkehrte, nahm Harrison in Indianopolis sofort seine Advokatur wieder auf. Bis 1868 war er als amtlicher Berichterstatter der Entscheidungen des Oberstgerichts von Indiana thätig und mittlerweile ein einflußreicher Politiker geworden. Das setzte sich besonders zeigen, als er 1876 nachträglich als Gouverneurskandidat aufgestellt wurde, nachdem Gouverneur Orth, der reguläre Kandidat der republikanischen Staatskonvention, sich aus dem Wahlkampfe zurückgezogen hatte. Er unterlag freilich, blieb aber seitdem einer der angesehensten Häupter seiner Partei und wurde 1880 Bundessenator. Als jedoch 1886 die Republikaner wohl den Staat erlangten, die Legislatur aber einbüßten, verlor auch er seinen Sitz im Senat, wo er sich als scharfer Dialektiker und geschickter Redner einen Namen gemacht hatte. Als Mitglied des Ausschusses für auswärtige Angelegenheiten wirkte er besonders bei der Anti-Chinesen-Gesetzgebung mit.

Der neue Vizepräsident Levi Parsons Morton ist am 16. Mai 1824 in Shoreham, Vermont, geboren, wurde Lehrling, hierauf Verkäufer und Buchhalter in einer Handlung mit geistigen Waren auf dem Lande. Er machte rasch Carriere, wurde



Benjamin Harrison,
der neue Präsident der nordamerikanischen Republik



Levi P. Morton,
der neue Vizepräsident der nordamerikanischen Republik.

im Jahre 1850 Associé der großen Bostoner Firma Brehé, Morgan & Compagnie und siedelte im Jahre 1851 nach New-York über, wo er die Firma Morton & Grinnell begründete. Im Jahre 1863 etablirte er die Bankhäuser Morton, Bliß & Compagnie in New-York und Morton, Rose & Compagnie in London. Letztere waren von 1873 bis 1884 die Fiskalagenten der Vereinigten Staaten-Regierung. Die Mortonschen Firmen gehörten zu den Syndikaten, welche seinerzeit die Anzahlung der Regierungsbonds vermittelten. Die am 15. September 1872 von dem Genfer Schiedsgerichte in der Alabamafrage festgesetzte Entschädigungssumme, welche England an die Vereinigten Staaten zu zahlen hatte (15½ Millionen Dollars), gelangte durch das Mortonsche Londoner Haus zur Auszahlung; ebenso die von den Vereinigten Staaten an England zu entrichtende Entschädigung im Betrage von 5½ Millionen Dollars, welche die auf Halifax tagende Fischereikommission festgesetzt hatte. Im Jahre 1878 wurde Morton zum Regierungskommissär bei der Pariser Weltausstellung ernannt und in das Repräsentantenhaus gewählt. Im Jahre 1880 erfolgte seine Wiedererwählung. Die ihm auf der republikanischen Konvention von 1880 angebotene Aufstellung für das Vizepräsidentenamt schlug er jedoch aus. Eine der ersten diplomatischen Ernennungen Garfields war die Mortons zum Gesandten in Paris, welche diesen veranlaßte, von seinem Sitz im Kongreß zurückzutreten. Seiner Verwendung ist die gesetzliche Anerkennung amerikanischer Korporationen in Frankreich zu verdanken. Bei verschiedenen Anlässen war er Vertreter der Vereinigten Staaten, so bei der elektrischen Ausstellung in Paris, bei der Submarin-Kabel-Konferenzen, bei der Uebergabe der Bartholdischen Freiheitsstatue an die Vereinigten Staaten ꝛc. 1881 wurde er vom Dartmouth und 1882 von Middlebury zum Dr. jur. ernannt. -n.



Die Grundsteinlegung des Reichsgerichtsgebäudes in Leipzig. Nach einer Momentaufnahme im Verlag von Hermann Vogel in Leipzig.



Die König Johannstraße in Dresden. Originalzeichnung von Paul Herdel.

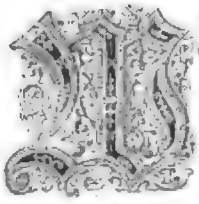
Nubia.

Erzählung

von

Richard Voß.

XI



Als von dem bunten Volk der Abruzzen, der Sabiner- und der Albanerberge sich noch auf der Treppe befand, lief zusammen und sah den beiden nach, die stumm an ihnen vorüber die Treppe hinabstiegen, auf dem Platz angelangt, nach rechts bogen und in der Via Babuino unter dem Schwarm der abendlichen Spaziergänger verschwanden. Schweigend gingen sie die lange Straße hinab über Piazza del Popolo, zum Thore hinaus und weiter auf der flaminischen Straße dahin. Wo sie vorüberkamen, erregten sie Aufsehen, denn selbst in dem von Schönheit erfüllten Rom war eine Erscheinung wie die Nubias etwas Außergewöhnliches. Heinrich, der sich wie in einem Traum befand, warf von Zeit zu Zeit einen Blick auf die an seiner Seite schreitende hohe Gestalt, um sich immer von neuem einzugestehen: Sie ist viel herrlicher als du sie in der Erinnerung trugst, sie ist noch schöner geworden! Zugleich hatte ihr Antlitz etwas Fremdes bekommen, eine Miene, einen Ausdruck, der früher nicht darin gewesen. Es war ein Zug, der ihn seltsam beklommen machte, ja, der ihm Scheu einflößte, so daß sein Glück, wieder in ihrer Gegenwart zu sein, gewissermaßen in Banden lag.

Wo es nach der Villa Papa Giulio abging, verließ Heinrich mit seiner Begleiterin die Straße, bog in ein düsteres Gäßchen und blieb vor einem Gitterthor stehen, das in einen weiten Garten führte. Einstmals eine überaus prächtige Anlage, jetzt eine schöne Wildnis, voll dunkler Lorbeer- und Steineichengänge, voller Palmen- und Kameliendickichte, trümmerhafter Statuen und leerer Wasserbecken.

„Hier wohne ich, denn Du mußt wissen, daß ich mich von meinen Freunden getrennt habe, Du wirst also ganz allein mit mir sein," teilte er ihr mit unsicherer Stimme mit, nicht wagend, einen Blick auf sie zu werfen. Er erwartete, daß sie etwas erwidern, daß sie sich weigern würde, mit ihm zu kommen, doch sie sagte nichts. So schloß er denn auf.

Sie gingen durch den dunkelnden Garten, darin die Rosen in leuchtender Blüte standen, der Duft der Tazetten und Veilchen sie umwehte, kamen zu einem von hohen Magnolien beschatteten Kasino, das Heinrich ganz für sich allein bewohnte. Uebrigens hatte das Häuschen nur zwei Räume, davon der eine ein Vestibül war, durch das man sogleich ins Atelier gelangte.

In dem weiten Gemach war es bereits finster; Nubia blieb auf der Schwelle stehen, während Heinrich die Lampe anzündete, was er mit so zitternden Händen that, daß es eine Weile dauerte, bis der Docht brannte. Da tauchte vor Nubia aus der Dunkelheit eine leuchtende Gestalt auf, den Leib mit einem roten Gewand umhüllt, sie selber am Brunnen stehend, darin sie ihr Spiegelbild betrachtete, ruhigen Angesichts auf die leidenschaftlichen Flüsterworte eines bleichen Jünglings lauschend, dem der Künstler seine eigenen Züge gegeben hatte. Das Bild war fast vollendet und das einzige Gemälde in Heinrichs Atelier.

Während Nubia in der offenen Thür stehen blieb, lief Heinrich hin und her, für seinen unerwarteten Gast allerlei Vorbereitungen treffend. Er nahm einen altertümlichen, prächtigen Stoff und legte ihn über den Tisch, trug einen mit gelbem Sammet bezogenen Lehnsessel herzu, unter den er eine kostbare Decke als Teppich breitete; auch eine dicke, hohe Wachskerze brachte er herbei und stellte sie angezündet auf die Mitte des Tisches. Nun kramte er geschäftig zusammen, was er an Trank und Speise im Hause hatte: eine strohumflochtene Flasche dunkelroten Frascatanero, fetten Sabinerschinken, weißes Brot und Orangen, die er zierlich in eine herrliche Schale aus dem Cinquecento ordnete. Nur Blumen fehlten auf dieser festlichen Tafel. Er ging hinaus und kam bald zurück, den Arm voll weißer Narzissen und Rosen, an deren Dornen er in der Dunkelheit sich tüchtig die Hände zerrissen hatte. Die ganze blühende Fülle auf den Tisch werfend, türmte er die Blumen um die Kerze herum auf; einige der schönsten Rosen ließ er auf den Teppich fallen.

Endlich versuchte er in dem Gemache, darin es bunt und wirr genug aussah, in aller Hast etwas Ordnung zu machen. Dabei sprach er zu Nubia, mühsam einen Ausbruch seiner Empfindungen zurückhaltend:

„Ich habe Dich noch gar nicht gefragt, wie es Dir ergangen ist, seitdem ich von euch fort bin?"

„Nicht schlecht!"

„Und was macht Deine Mutter und alle die anderen guten Frauen — haben sie mich schon vergessen? Ich habe ihrer jeden Tag gedacht. Und der Baum, der Brunnen — Jetzt ist die Buche kahl und ihr könnet nicht mehr den Saltarello darunter tanzen. Ach, war es schön droben! Ja, und mein Bild, das spiegelt sich noch immer auf dem stillen Grund! Es war mein Trost, daran denken zu können. Vollbringt eure Madonna denn noch immer Wunder? Was ich sagen wollte: die braune Mariuccia und die schöne Serena sind wohl längst junge Ehefrauen, wie Du schon eine wärest, wenn Du — Du hast mir ja gar keine Grüße von den guten Frauen ausgerichtet! Aber was schwatze ich! Sie wußten ja gar nicht, daß Du fortgehen wolltest; Du bist ja heimlich gegangen, heimlich bist Du von Hause fort, um zu mir zu kommen — Nubia, Nubia, zu mir! O, Du Schöne, Herrliche, Geliebte —" Er wollte auf sie zu, er wollte sie an seine Brust reißen, wollte ihr zu Füßen stürzen, aber ihre steinerne Miene bannte ihn. „Nubia!" schrie er auf. „Nubia — Du Du zu mir gekommen bist, mußt Du Dich doch nach mir gesehnt haben; da Du den Argante verlassen hast, weil Du ohne Liebe sein Weib nicht werden konntest, so mußt Du mich doch lieben? Antworte mir, Nubia!"

Ihm voll ins Gesicht blickend, erwiderte sie mit lauter, ruhiger Stimme, auf jedes Wort einen starken Nachdruck legend:

„Ich bin gekommen, weil Du mir sagtest, Du liebtest mich, und mich dennoch einem andern zum Weib überlassen wolltest, von dem Du wußtest, daß ich ihn nicht liebte. Auch Dich liebe ich nicht. Dennoch bin ich gekommen, und ich will bei Dir bleiben und will mich von Dir abbilden lassen, mein Gesicht und was Dir sonst an mir gefällt, und will auch sonst alles andere thun, was Du von einem Weibe, das Du nicht liebst, fordern kannst!" Nach diesen seltsamen Worten schritt sie mit der Hoheit einer Fürstin an dem verstörten Jüngling vorüber zum Tisch und sagte mit dem Ton und der Geberde, mit denen sie daheim in ihrer Hütte den Gastfreund zum Mahl aufgefordert hatte: „Komm, iß und trink; die Madonna gesegne es Dir!" Mechanisch that Heinrich nach ihrem Gebot, aß, was sie ihm reichte, trank, was sie ihm eingoß. Dann nahm sie ihm gegenüber im Lehnstuhl Platz und genoß gleichfalls etwas; doch rührte sie von allem, was auf dem Tische stand, nur das Brot an. Währenddem erzählte sie ihm in ihrer alten, gelassenen Weise: „Als Du fort warst, kam mein Bruder Mastorre mit seiner Herde zurück; er brachte mir einen jungen Falken mit. Doch das arme gefangene Tier dauerte mich und ich ließ es fliegen, darüber ward mein Bruder zornig; aber ich mache wohl, daß er mir wieder gut wird. Die Leute sagen, es würde einen kalten Winter geben und viel Schnee. In Arsoli sind schon Wölfe gesehen worden; dann kommen die Untiere auch bald zu uns. Ich werde aber keinen Wolf mehr schießen. Nun sind die Männer wieder da. Das gab eine Freude! In diesem Sommer sind viele gestorben. Nun, die Toten haben es gut — die Madonna bitte für sie! Jetzt fangen die Weiber an zu weben, das ist eine lustige Arbeit. In dieser Woche heiraten die Mariuccia und die Serena; ich glaube, Bruder Girolamo gibt sie zusammen. Mögen sie glücklich sein. Aber ich bin müde. Bleibe nur! Da sind so viele Decken und Teppiche. Wenn es Dir recht ist, mache ich mir in der Kammer draußen ein Lager. Ich werde die Lampe nehmen. Morgen malst Du an meinem Bild. Ich freue mich darauf. Gute Nacht!"

Unfähig, ein Wort zu sagen, sah er sie mit den Teppichen und der Lampe das Zimmer verlassen. Viele Stunden blieb er am Tische sitzen, auf die Thüre starrend, hinter der Nubia schlief.

Nach Mitternacht erst erhob er sich schwerfällig und taumelte zu seinem Lager, darauf er, noch angekleidet, in halber Bewußtlosigkeit hinsank.

Als Heinrich erwachte, füllte Sonnenschein das Zimmer. Die Thüre stand offen, und er sah durch den Flur tief in den Garten hinein, sah im Garten auf einem Kapitäl unter einer antiken Statue Nubia sitzen und mit ungeübten Händen an einem dicken Rosengewinde flechten. Nachdem er die schöne Gestalt mit einem Gemisch der leidenschaftlichsten Empfindungen, schwankend zwischen Seligkeit, Schmerz und Trauer lange betrachtet hatte, warf er die Decke, die nicht er über sich gebreitet hatte, ab, erhob sich und gewahrte, daß während seines Schlafes Nubia im Atelier gewesen sein mußte, denn überall sah er Spuren einer weiblichen, ordnenden Hand. Auch der Tisch, auf dem er am Abend das Mahl zusammengetragen, war aufgeräumt und derselbe wieder gedeckt; da stand Milch, Brot, und auf den frischen Blättern der schönen Aronpflanze lag ein Stück Butter und schneeweißer Ricotto. Mit keiner weitern Umschau sich aufhaltend, ging er hinaus.

Nubia, ihn erblickend, legte ihr Gewinde fort, stand auf und ging ihm entgegen. Sie kam ihm noch bleicher vor als gestern und hatte einen Zug schweren Leidens um den Mund, der Heinrich beim Wiedersehen nicht aufgefallen war.

„Du hast lange geschlafen," redete sie ihn an, „es wird bald Mittag sein. Da Du gar nicht kamst, machte ich die Thür auf, sah Dich fest schlafen, ging zu Dir hinein, brachte das Zimmer in Ordnung und kaufte dann in der Flaminischen Straße, was drinnen auf dem Tisch steht. Es ist Dir doch recht, daß ich es gethan habe?"

„Sehr recht! Du hast mich zugedeckt?"

„Es war kalt, Du mußtest frieren!"

„Diese Blumen —"

„Sollen für das Bild . . . Aber jetzt komm, ich habe Hunger!"

Nachdem sie gesättigt waren — auch Heinrich aß mit gutem Appetit — und Nubia abgeräumt hatte, bat sie ihn, an seinem Bilde zu malen und sie zu unterweisen, wie sie sich setzen sollte. Er warf ihr den purpurfarbenen Stoff über, gab ihr ihre Stellung und begann an dem Gesicht zu arbeiten. Aber bald gab er es auf, denn dem Urbilde gegenüber kam ihm sein Gemälde unähnlich, schlecht und stümperhaft vor; auch verwirrte ihn jene Veränderung, die mit Nubias Zügen vorgegangen war und die ihm mit jedem Blick, den er auf das schöne Antlitz warf, größer und wundersamer zu werden schien. In tiefem Mißmut Pinsel und Palette fortlegend, erklärte er seinem schönen Modell, heute nicht malen zu können, morgen wollte er ein neues Bild von ihr beginnen, das ihm besser gelingen sollte. Damit nahm er das Gemälde von der Staffelei herab und stellte es gegen die Wand. Dann sagte er:

„Du meintest gestern, Du liebtest mich nicht, wärest aber dennoch zu mir gekommen, wolltest auch bei mir bleiben. Die halbe Nacht habe ich über Deine Worte nachgedacht und nicht verstehen können, warum Du gekommen bist. Nun liebe ich Dich aber so über alle Maßen, daß ich Dich nicht lassen kann, sondern Dich bitte, bei mir zu bleiben; ich verspreche Dir, Dich zu halten wie eine Schwester, und das, so lange Du selbst es willst. Ich habe viel um Dich gelitten und ich werde viel um Dich leiden; doch weiß ich seit gestern bestimmt, daß der Tag kommen wird, wo alles Leiden aufhören und ich in Deiner Liebe glücklich sein werde. Wohl tausendmal sagte ich mir, daß es meine Pflicht gewesen, Dich dem andern zu lassen — wohl tausendmal habe ich es bereut, Dich ihm gelassen zu haben. Nun aber kann alles noch gut werden, nun wird alles noch gut — sobald Du mir sagst, Du wolltest mein Weib werden, verstehe mich wohl, aus Liebe mein Weib!" Sie schwieg; auch hatte er keine Antwort erwartet und sprach, nachdem er tief Atem geholt, weiter: „Jedenfalls wird Dich Dein ehemaliger Verlobter suchen. Es wäre besser, wenn wir von Rom fortgingen, nach Neapel oder Sorrent. Du willst nicht?"

„Er würde mich auch in Neapel oder Sorrent finden!“

„Dann will ich nach Saracenesco gehen und mit dem Arzante reden.“

„Das würde nichts nützen!“

„Warum nicht?“

„Arzante würde mich Dir doch nicht lassen; da er nun einmal mein Verlobter geworden ist, kann er das auch gar nicht!“

„Dann wollen wir fort, nach Deutschland.“

„Nun gut; aber nicht gleich. In einer Woche will ich mit Dir gehen.“

„Warum so lange warten?“

„Ich werde es Dir sagen, wenn wir unterwegs sind.“

„Wenn wir bleiben, müssen wir uns verborgen halten; niemand darf Dich bei mir sehen. Du darfst das Haus nicht verlassen. Zum Glück ist diese Gegend einsam, und ich wüßte keinen, der mich hier aufsuchen könnte. Aber die Modelle auf der spanischen Treppe sahen Dich mit mir fortziehen, und Arzante wird sich gewiß bei ihnen nach Dir erkundigen.“

„Das wird er; doch was thut das? Hier findet er mich nicht, hier findet mich niemand. Kennen Dich die Leute, die auf der spanischen Treppe stehen?“

„Nur von Ansehen!“

„Dann ist's gut!“

„Warum willst Du nicht gleich mit mir fort?“

„Du erfährst es schon; auch will ich nicht vor dem Arzante fortlaufen.“

„Es hat Dich doch heute, als Du die Einkäufe machtest, niemand gefragt, wo Du wohnst?“

„Gefragt haben sie mich, ich habe es ihnen aber nicht gesagt!“

Den Nachmittag verbrachten sie im Garten; Nubia wand an ihrem Rosenkranz und Heinrich las vor aus dem Dante den sanften Gesang des Inferno über Francesca da Rimini. Nicht lange dauerte es, da entsanken Nubias Händen die Blumen und ihre Augen hingen an den Lippen des Vorlesers. Die Begeisterung seiner schönen Zuhörerin entflammte Heinrich, daß er das göttliche Gedicht ohne allzu großes Pathos, aber mit leidenschaftlichstem Vortrag las und durch die Herrlichkeit der Verse von neuem hingerissen wurde. Bei der Schilderung von Francescas Schatten saß Nubia da, aufseufzend, zitternd und bebend.

Als es dunkelte, verließen beide Haus und Garten, gingen, ohne jemand zu begegnen, an der verlassenen Villa des Papstes Giulio vorüber durch den Arco oscuro auf das Feld hinaus, zwischen Rosenbeeten, einen schmalen Weg, der sie an den Brunnen der Aqua acetosa führte; dann erreichten sie den Tiber, dessen Lauf sie stromabwärts bis zum Ponte molle verfolgten. Hier, in einer bescheidenen, altertümlichen Herberge, darin sie um diese Zeit die einzigen Gäste waren, nahmen sie ihr Nachtmahl ein und kehrten darauf durch die verödete Via Flaminia nach ihrem Kasino zurück.

Später, als sie ihnen schweigend am Tisch gegenüber saß, fragte er sie:

„Woran denkst Du?“

„An die arme Francesca!“

„Nicht wahr, das ist schön?“

Nubia seufzte, sagte aber nichts. Nach einer Weile bat sie ihn leise und scheu:

„Würdest Du mir das Gedicht noch einmal lesen?“

„Gern!“

Und sogleich holte er das Buch und las mit seiner tiefen, tönenden Stimme die gewaltigen Verse noch einmal.

„Francesca, i tuoi martiri
A lagrimar mi fanno tristo e pio,“

wiederholte Nubia.

Sie stand auf.

„Gute Nacht!“

„Gehst Du schon?“

„Ich bin müde.“

„Gute Nacht!“

XII.

Die Woche, welche Nubia noch in Rom hatte bleiben wollen, war bald vorüber; aber die beiden dachten gar nicht daran. Heinrich malte an seinem neuen Bilde.

Ein dunkler Himmel ruhte schwer über einer grauen Felsenöde. Nebel brauten auf. Es stürmte. Der Wind zerriß das Gewölk, die Sonne brach siegreich durch, eine Strahlenflut fiel auf Gesicht und Gestalt eines jungen Weibes, das in der Wildnis allein war, als wäre sie der einzige Mensch auf der Welt. Sie stand und blickte gerade vor sich hin, über einen Abgrund weg, der zu ihren Füßen sich auftat und aus dem schwere Dünste aufquollen. Der Sturm hatte ihr herrliches Haar gelöst und das Gewand vor der Brust auseinander geschoben. Sie achtete es nicht. Beide Arme hingen schlaff am Leibe herunter, und es war, als wären ihre Füße gefesselt. Sie hatte die Lippen wie zu einem Seufzer geöffnet und ihre Augen sahen groß, ernst und still den Beschauer an. Ueber sie hin rieselte der Strom Sonnengoldes, die Ausgestoßene und Verdammte mit Glorie übergießend.

Niemals in seinem Leben hatte Heinrich ähnlich gestalten können; es war über ihn gekommen wie eine Inspiration, wie die Offenbarung seines Genius. Er brauchte nach nichts zu suchen, es ergab sich ihm alles von selbst: Konzeption, Zeichnung, Stimmung und Farbe. Es däuchte auch ihn ein Wunder, wie es unmittelbar aus seiner Empfindung auf die Leinwand überging, dort sich belebte, Gestalt und Dasein gewann. Den ganzen großartigen Entwurf machte er, ohne ein einzigesmal innehalten zu müssen. Es war, als würde seine Hand von einer andern unsichtbaren Hand geführt. Keinen Strich änderte er, keinen Strich hätte er ändern können; wie es war, so war es gut, denn es war sein Bild, wie er es im Kopf trug, wie er es im Geiste sah und nun vor sich auf der Leinwand erblickte. Dazu kam das sichere Bewußtsein, daß er mit diesem Gemälde sein Bestes gab, in Wahrheit ein Kunstwerk und sein Meisterwerk. Ihm war zu Mut, als ob er dem Staube der Erde und seinem eigenen Ich entrückt wäre, als ob er niemals wieder in ein alltägliches Dasein würde zurückkehren können. Er wünschte sich, mit dem letzten Pinselstrich, den er an seinem Bilde that, den letzten Seufzer zu thun, sich aufzulösen, zu sterben! Und gar, wenn er vorher Nubia einmal geküßt haben sollte!

Wie der Künstler, so schien auch das Modell keine Ermüdung zu kennen. Es waren die köstlichsten Sonnentage, wahres Frühlingswetter. Heinrich verhing ein Stück des Fensters und öffnete die Thüre, durch welche die Sonne in das Atelier schien, so daß um Nubia alles Schimmer und Glanz war. Mit geschlossenen Füßen, niederhängenden Armen, die Lippen „wie zum letzten Seufzer geöffnet“, blickte sie still und ruhig gerade vor sich nach Heinrich hinüber. Selten wurde zwischen ihnen ein Wort gewechselt, selten ruhten sie.

„Bist Du noch immer nicht müde?“

„Nein!“

„Du solltest wirklich ruhen.“

„Nein, nein!“

„Aber ich bin ermüdet.“ Und er legte Pinsel und Palette beiseite.

Gewöhnlich traten sie dann hinaus, langsam, unter tiefem Schweigen durch den verwilderten Garten wandelnd; Heinrich mit seinem Geist vollständig bei seinem Bilde, Nubias Seele versunken in Sterbegedanken. Aber jedesmal war sie es, die zuerst wieder an die Arbeit mahnte.

Jeden Abend machten sie zusammen einen Ausgang, immer den nämlichen Weg, durch den Arco oscuro zur Aqua acetosa hinaus, am rauschenden Tiber entlang bis Ponte molle, wo sie in jener biedern Weinschenke ihr bescheidenes Mahl verzehrten. Auf diesen nächtlichen Wegen, wo sie selten einem Menschen begegneten, erzählte Heinrich seiner Gefährtin von seinem deutschen Vaterlande, von seinem elterlichen Hause, von seiner Mutter — der Vater war tot — und seinen beiden Schwestern. In tiefer Versunkenheit hörte Nubia zu, so daß er oft glaubte, sie wüßte gar nicht, wovon die Rede sei, und gekränkt schwieg; dann bat sie mit leidenschaftlichem Drängen:

„Erzähle!“

Kamen sie von ihrem Spaziergange zurück, so brannte Heinrich die feierliche Kerze an, trug den Lehnsessel zum Tisch, breitete den Teppich aus, während Nubia Wein, Backwerk und Früchte aufstellte und jeden Abend eine Fülle von Rosen, Tazetten und Veilchen um die hohe Leuchte schüttete. Dann mußte sie auf ihrem Thron Platz nehmen und Heinrich las aus seinem geliebten Dante vor. Dann hingen wieder zwei schöne, todtraurige Augen an seinen begeisterten Zügen.

Nie sprach er zu ihr ein Wort von seiner Liebe, nie verriet ihr ein Blick, wie sehr er um sie litt. Jeden Abend verließ sie das Zimmer und bettete sich nebenan in der Kammer, ohne daß er sie ein einzigesmal zurückgerufen hätte. Heinrich hatte in diesen Nächten Träume wie Alpdruck so schwer; aber er schlief doch, während sie gar nicht auf ihrem Lager war, sondern in einer Ecke kauerte, ihr Stöhnen dadurch erstickend, daß sie sich die Flechte herabriß und darauf biß, oder sie verbrachte einen Teil der Nacht im Freien, wo sie durch den Garten irrte und ruhelos das Haus umschlich.

Da sagte Heinrich eines Abends:

„Morgen ist die Woche um!“

Nubia fuhr heftig zusammen, begann zu zittern, wandte ihr Gesicht von ihm ab und blieb stumm. Heinrich fuhr fort:

„Nun muß ich Dich selbst bitten, daß wir noch eine Woche bleiben, des Bildes wegen. In dem Zustand, in dem es jetzt ist, kann ich die Arbeit nicht unterbrechen. Möglich, daß noch eine Woche, daß noch zwei Wochen vergehen, bevor ich so weit bin, mit gutem Gewissen reisen zu können. Ist es Dir sehr unlieb?“

Sie sagte nichts, aber es schien ihr nicht unlieb zu sein.

Heinrich meinte:

„Vielleicht irren wir uns in Arzante, vielleicht sucht er Dich gar nicht. Jedenfalls hat er Dich noch nicht gefunden.“

„Vielleicht irren wir uns, vielleicht sucht er mich gar nicht.“

„Jedenfalls müssen wir noch bleiben.“

„Ja, ja!“

Also blieben sie. Heinrich malte mit einer wahren Ekstase, Nubia kannte keine Ermattung; dennoch wurde sie von Tag zu Tag bleicher, der Ausdruck ihrer Züge starrer, ihr Blick lebloser. Da es indessen ganz die Miene war, deren Heinrich für sein Bild bedurfte, so war er glückselig darüber, voller Bewunderung für das große Ausdrucksvermögen des schönen Mädchens, dem es so leicht ward, die Stimmung in Haltung und Geberde auszudrücken, die dem Künstler gerade notwendig war; er merkte erst jetzt, Nubia war es, die ihn inspirirte, ihr dankte er sein Bild.

Einmal bemerkte er während des Malens lächelnd:

„Weißt Du, daß ich Dich unsterblich mache?“

Sie verstand ihn nicht; er mußte ihr erklären, was er meinte.

„Wenn Du einmal sterben solltest, so lebst Du in Deinem Bilde fort, in diesem meinem Gemälde. Verstehst Du mich?“

Sie verstand ihn. Ihre Augen hefteten sich auf das Bild, wie ein Schimmer zuckte es über ihr Gesicht, sie lächelte, denn sie würde leben bleiben, sie konnte nicht sterben — für ihn konnte sie nicht sterben. Diesem für sie ganz neuen Gedanken hing sie fortan unablässig nach. Von dem ewigen Leben, welches ihr Glaube ihr verhieß, hatte sie sich niemals eine Vorstellung machen können, plötzlich vernahm auch das Kind der sabinischen Felsenwildnis das Evangelium, sie würde fortleben nach dem Tode, fortleben durch die Kunst. Von diesem Tag an ging in ihrer Seele eine mächtige Umwandlung vor.

Ein anderesmal erzählte ihr Heinrich von einem deutschen Freund, der ein römisches Modell geheiratet hatte.

„Eine von dort oben her, Du weißt. Ich habe sie gesehen, ein herrliches Weib! Mein Freund betete sie an und auch sie war ihm gut. Nein, auch sie liebte ihn leidenschaftlich. Sie heirateten sich und waren glückselig; wenigstens waren sie es eine Zeit lang.“

Er stockte und verstummte. Nubia fragte:

„Nur eine Zeit lang?“

Aber Heinrich wollte das Gespräch auf einen andern Gegenstand bringen und begann von seinem Bilde zu reden, wie glücklich es ihn machte, was er davon für sich hoffte.

„Das Bild begründet meine Zukunft; meine Zukunft danke ich Dir!“

Sie ließ ihn ruhig zu Ende reden, blieb auch dann noch eine Weile still; plötzlich sagte sie:



Armee und Marine im Dienste der Schönheit. Gemälde von Fanny Brunn.



Kinderbilder aus Georgien.

Originalzeichnung von Victor Mayer.

„Erzähle mir noch mehr von Deinem Freund, der sein Modell heiratete und mit seiner Frau für eine kurze Zeit glücklich war. Nicht wahr, so sagtest Du doch?“ Sie fragte so dringlich, daß er ihr endlich die Wahrheit sagte.

„Nun ja, nur für eine kurze Zeit. Sie paßten eben nicht zusammen, der deutsche Künstler und die schöne Sabinerin.“

„Was that die Frau?“

„Die Frau? Die that nichts! Was hätte sie thun sollen? War es nicht genug, daß sie ihrem Manne unglücklich machte? Ich glaube sogar, sie blieb ihm treu, dem armen Kerl!“

„Er dauert Dich?“

„Da er mein guter Freund war und ein solches Ende nahm . . .“

„Was für ein Ende?“

„Er erschoß sich. Aber wir wollen die alten Geschichten lassen; was gehen Sie uns an?“

Obgleich es sie nichts anging, machte es doch beide gedankenvoll. (Schluß folgt.)

Die König Johannstraße in Dresden.

(Hierzu das Bild Seite 177.)

Seitdem die mittelalterlichen, allen Verkehr heimmenden Festungsgürtel unserer größeren Städte verschwunden und an deren Stelle anmutige und schattige Promenaden getreten sind, hat sich ausschließend an das Stadtinnere ein Ring von Vorstädten und Vororten gleichsam krystallinisch angelegt. Diese Erweiterung nach außen, durch welche die Aufstellung weitgehender Bebauungspläne bewirkt worden ist, hat aller Orten die Aufmerksamkeit der Bauenden mehr und mehr von dem Stadtinnern abgelenkt, weshalb dasselbe in den meisten Fällen während der letzten zwei Jahrzehnte sehr vernachlässigt und in seiner baulichen Entwicklung wesentlich zurückgeblieben ist.

Wie sich nach und nach überall der Mangel austreichend breiter Verkehrsadern vom Innern nach dem Aeußern fühlbar machte, so war dies in hohem Maße der Fall auch in Dresden, wo der nach Osten gelegene Stadtteil (Pirnaische Vorstadt und Johannsvorstadt) nur durch schmale und winkelige Gäßchen zugänglich war.

Bereits 1882 wurde durch Architekt Bruno Adam das Projekt für eine vom Altmarkte nach dem Elbberge durchzubrechende Verkehrsader aufgestellt, welches jedoch, trotz jahrelanger Verhandlungen und Anstrengungen zu keinem endgiltigen Ergebnis führte. Erst Ende des Jahres 1884, als die Hoffnung auf Erlangung einer von seiten der Stadt zu gewährenden finanziellen Beihilfe die Beteiligten zu weiterem Vorgehen anspornte, als sich Stadtrat Dr. Rade mit unermüdlichem Eifer der für Dresden so wichtigen Frage annahm, Bankier Henri Palmié in Firma Günther & Rudolph mit besonderem Geschick die Lösung der schwierigen Finanzfrage in die Hand genommen und eine Anzahl mit großem Gemeinsinn erfüllter Bürger, darunter Hofrat Hofmann, Bursian, Kaiser, Kommerzienrat Günther, Gutmann, lebhaft für die Angelegenheit eingetreten waren, wählte das Durchbruchsprojekt der Straße, für deren Endpunkt auf Verlangen des Rates inzwischen der Pirnaische Platz angenommen worden war, weitere Fortschritte und erlangte die Zustimmung des Rates und der Stadtverordneten in jener für Dresden denkwürdigen Sitzung am 26. März 1885.

Eine Aktiengesellschaft, die Baubank für die Residenzstadt Dresden, wurde gebildet, deren Aufgabe die Durchführung der großartigen, etwa 400 Meter langen und 20 Meter breiten, Verkehrsader sein sollte.

Mitte Oktober 1885 begann der eigentliche Durchbruchsarbeit. Es sind seit dieser Zeit 46 ältere Häuser durch Abbruch beseitigt, 9 große Geschäftshäuser fertiggestellt und bezogen worden, und es steht zu erwarten, daß bis Ende dieses Jahres die Vollendung der bereits im Bau weit vorgeschrittenen letzten 10 großen Geschäftshäuser sowie die Herstellung der Straßenfahrbahn erfolgt sein wird.

Unser Bild zeigt die Kreuzung der König Johannstraße mit der Moritzstraße, die vom Neumarkt ausgeht und bereits bis zum Johannisplatz durchgeführt ist. Rechts im Vordergrunde erblickt man eine aus 3 Häusern bestehende, durch stattliche Giebel belebte Baugruppe, deren vorderes Haus im Volksmunde bereits den Namen Ritterhaus erhalten hat; nicht als ob hier jemals irgend ein Gerüster vorbeigeritten wäre, sondern weil die große Geschäftsfirma Ufer Hochsinger in diesem Hause eingemietet hat. Links liegt eine aus 2 Häusern bestehende, an den Landhaushof angrenzende Baugruppe, deren Geschäfte von anderen großen Geschäftsfirmen eingenommen sind. Weiter im Hintergrunde rechts sieht man den durch eine großartige Kuppel bekrönten, an die Ringstraße angrenzenden Gebäudeblock, der in seinem Erdgeschoß das bereits allgemein beliebte Franzenbräu enthält. Die König Johannstraße wird zweifellos zu den verkehrsreichsten und schönsten Straßen der residenz Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Sachsen zählen.



— Ernst Eckstein, dessen liebenswürdiger Roman „Cornelia“ eben jetzt die Leser unserer „Deutschen Romanbibliothek“ auf das entgegenkommendste unterhält, hat in seinem „Nero“ (Leipzig, Friedrich) es unternommen, zu zeigen, wie dieser Herrscher, eine edle, gut angelegte Natur, ein Mensch von großer Begabung und den höchstentwickelten Wollen, durch unglückliche Verhältnisse und hypersinnlich durch die Schuld seiner Mutter Agrippina jenes Scheusal geworden, als das ihn die Geschichte kennt. Der Roman enthält eine Fülle wirkungsvoller, sehr interessanter Scenen; die schwierige Charakterzeichnung des Helden ist mit großer Sorgfalt ausgeführt; dennoch begreift der Leser nicht so recht, wie aus dem blonden Nero der ersten zwei Bände das Ungeheuer des letzten hat werden können; freilich, wer einen Augenblick bezweifelt, muß unterliegen, denn dieser Freund und Genosse des Kaisers ist der verhängnisvolle Mitt des ganzen schauerlichen Frevels. Eine überaus schöne Erscheinung in diesem düsteren, vollen Scenenreichen Roman ist die Freigelassene Akte, des Kaisers Jugendliebe, ein Kontrast sittlicher Größe; ihr gegenüber steht die feische Gemahlin Nero, Oktavia, in wirkungsvollem Gegensatz. Ueberhaupt ist dieses Werk von großer künstlerischer Reife, und die schrecklichen Ereignisse sind meisterhaft geschildert, dennoch bleibt genug Nervenerschütterndes in diesem Roman, so die Vermählung Agrippinas und der Brand Roms; das brachte aber wohl der Stoff mit sich.

Heinrich Hart hat ein Werk begonnen, wie es kühner wohl noch nie von einem Dichter gewagt worden ist. In einem großen Epos, das 24 Erzählungen umfassen soll, will er die Entwicklung des Menschengeschlechts veranschaulichen; jede Erzählung wird einen Band füllen und eine Statue symbolisiren. Man sollte glauben, ein Menschenleben würde nicht ausreichen, einer solchen Aufgabe gerecht zu werden, aber so überraschend nie das ganze Unternehmen, so überraschend sind auch seine Anfänge. Schon sind zwei Bände des „Liedes der Menschheit“ (Braunschweig und Leipzig, Baumert & Ronge) in rascher Folge erschienen. „Tod und Nebelt“ schildert das Leben des wilden Menschen der arischen Urzeit, „Nimrod“ den Nomaden, „der in der Wüste seines Begehrens herrscht, auf der Jagd des Herrscherlichen hinausgedrängt, der Nahrungsarbeit verfällt“. Der Fluß der Verse ist so leicht und ungezwungen, daß die dichterische Form Heinrich Hart kaum mehr Schwierigkeiten machen kann als die Prosa, und wie wird sie trotzdem, immer knapp sie gehalten, erfüllt von Glut und Leben. Voraussetzen wird der literarische Feinschmecker vielleicht eine gewisse Frische, die überwältigende Eigenart der Erfindung und Behandlung. Aber das liegt im Stoff, der den Dichter bindet und den Stoff der Stadtstube nie völlig wird abschütteln lassen. Wenn diese beiden Bände die höchste Stufe dichterischen Könnens, wo der Kritik aufhört und das Genießen beginnt, noch nicht erreichen, so hat dennoch nur ein Talent ersten Ranges, ein genial beanlagter Kopf sie erfinden und schaffen können.

— **Unter den Erzeugnissen der neuesten Lyrik verdienen** die Gedichte von August Ammann: „In ernsten und heiteren Stunden“ (Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung), wegen ihres schlichten, innigen Tons, ihres gesunden Gehalts und ihrer tadellosen Form hervorgehoben zu werden. In vielen sangbaren Liedern trifft auch der Humor seine Saiten, und eine leidende Gewandtheit zeigt der rheinische Dichter in der Behandlung der spanischen Sequidilla.

„Ein Entwurf Seiner Majestät des Kaisers und Königs Friedrich III. zum Neubau des Domes und Vollendung des königlichen Schlosses in Berlin“ ist mit allerhöchster Genehmigung von J. C. Raschdorff, der den Gedanken des hochseligen Monarchen die architektonische Gestaltung verlieh, herausgegeben worden (Berlin, Ernst Wasmuth). Das schöne und großartige Projekt des hochseligen Kaisers gelangt hier durch eine Reihe prächtiger Zeichnungen größten Formates in entsprechender Weise und begleitenden, das erläuternden Text zu voller Veranschaulichung. Die schade, daß der edle Urheber dieser gewaltigen künstlerischen Gedanken ihre Ausführung nicht erleben und ins Werk setzen durfte.

— **Weihnachten kündigt, wie immer, seine Nähe durch** eine Reihe schön eingebundener literarischer Vorboten an, die sich zu einem guten Teil auch mit der bildenden Kunst verschwistert haben. Da ist „Edwin Bormanns Liederbuch in Sang und Klang, in Bild und Wort“ im Selbstverlag erschienen und außer dem Bilderschmuck von F. Hilger, G. Graetz und anderen namhaften Künstlern mit Singnoten von alten und neuen Meistern versehen. Als einen „Hausschatz und Festesgruß für fröhliche Menschenherzen“ bezeichnet sich mit Recht das ebenso schön ausgestattete als inhaltreiche Buch, von dem besonders auch eine kleinere, einfachere Textausgabe vorliegt. Ihre wohl- und stimmungsverwandte sind die breiten „Weihnachtsgrüße“ von Sayen-Hausen (Stuttgart, Greiner & Pfleiderer), nur daß in diesen fröhlichen Reimen sich mehr die Heiterkeit des Herzens als die der übermütigen Laune offenbart. Als dritter im Bund meldet sich „Es ist so!“ Diese Gedichte in oberbayrischer Mundart von Robert Graf-Rüthen. Otto Schulze nimmt die ganze bunte, humorvolle Mannigfaltigkeit des altbayrischen Volkslebens und Volkstreibens begierig auf und singt „Bauernvolk durch Wald und Flur“, der naht dem Herzogstuhl „Heidenleben“ bei Pleißner & Buch in Leipzig erschienen ist. Die trefflich fertigen Neudichtungen, mit denen der außerdem schöne Lieder von Reinecke, Eichendorff, Geibel, Uhland, Bodenstedt, Kugler, Heyse, Greif und anderen beliebtesten Dichtern aufgestattet sind, bilden eine wertvolle künstlerische Entscheidung für diese dustige Poesie. Zeitlos wertvoll ist eine Auswahl seiner Werke von Gustav Kastropp in vier Bänden gesalzt worden, die selbst zu einem gediegen ein in sich geschlossenes Buch bilden und dabei doch fast alles, was Heine in Versen, und das beliebteste, was er in Prosa geschrieben hat, enthalten (Berlin, Alfred H. Fried). Auch Pocherdorffs Aufzeichnungen „Aus dem Leben eines Taugenichts“ liegen in einer auf zwei Bände sehr hübscher Ausstattung vor, deren zierlicher Bilderschmuck von der Hand H. G. Hesses stammt (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). Ins Gegenwärtigste gerückt ist die Salonerzählung von O. Linnau und „Der kleine Lord“ von F. H. Burnett in zahlreichen Uebersetzungen erschienen (Stuttgart, J. Engelhorn). Ein Buch aber, das auf schön unverbrauchten weißen Blättern die Zeichnungen vorzüglichster Lehrer oft in so ansprechenden Skizzen zeigt, daß es sich aufnehmen soll, erscheint unter dem Titel „Unsere Gäste, ein Herbergbuch fürs Haus“ mit einem begleitenden Wort von Dr. Emil Frommel und Zeichnungen von Elisabeth Reich, geb. Siemerling (Basel, C. Detloff). In einem bescheidenteren Umfang dient denselben Zweck „Unser Freundenbuch, Blätter der Erinnerung an unsere Gäste“ (Gotha, G. M. Albert). Beide Bücher werden in allen schönen, geschmackvollen Fassungen vielfach Freude machen. Obgleich es ein Friedensbuch ist, das nur darbietet, was sie unterhält, mit Farbeis, Treue, schöner Begeisterung und geschmackvollem Maß. Aus der wasserdurchfluteten Wohnstatt der Nixen gelockt und Wallibald Leschlag durch seinen „Gedichtet, ein Märchen fürs deutsche Haus“ (Halle a. S., Eugen Strien). Märchengebilde sind die Schwärmerei der Kinder, und so sind wir mit Godfried bereits bei den Büchern angelangt, die sich für den Weihnachtstisch unserer Kleinen. Eine der lieblichsten Gaben dieser Art bildet das „Steyer der Heimat, Bild und Reim aus des Kindes Leben“ (Leipzig, Meißner & Buch). Frida Schanz singt den Lenz herzung und der Seele der Kinder heraus wie A. H. Plinke diese sinnige Poesiegewalt in malerische Gestaltung zu fassen wußte. Als eine Mädchengeschichte fürs Backfischalter kündigt sich „Die Familie Stettler oder Hasi und Wesi“ von Marie Silling (Berlin, Herm. J. Meidinger) an, die Margit. Schaefer mit 60 niedlichen Zeichnungen ausgestattet hat. Anziehend und zugleich auf Veredlung des Gemüts hinwirkend, erfüllt diese Erzählung ihre Absicht auf schätzbare Weise. In einer Anlage stellt das illustrierte Bilderbuch „Der kleine Ausstecker“ (Bremen, W. Heinsius) sich ein, dessen erste Sammlung für gute Kinder von Ernst Lausch herausgegeben und von E. Gehrts reich illustriert ist. „Des Schlosses Knaben Wunderhorn“, Gedichte in sächsischer Mundart von Mitlustigen Gaben — doch mehr für alte Knaben.

— **Einzelnes zusammenfassende Behandlung der Länder-** und Völkerkunde in voller Anschaulichkeit, das ist der leitende Gedanke des schönen, mannigfach anregenden Lieferungswerkes: „Die Erde in Karten und Bildern“ (Wien, A. Hartleben). Ein auf 60 Karten berechneter Handatlas vereinigt sich hier mit einem durch 500 Abbildungen belebten Text über die abgegrenzten Wissensgebiete. In der Reihe günstiger Weihnachtsgaben für strebsame, wissensdurstige Menschenkinder, so diese vielseitige Werk zu einer bevorzugenswerten Rolle berufen.

— **Mit den Formen der Kunstwaare ist in unsere Häuser** auch der gute alte Brauch wieder eingezogen, die Dinge, die täglich und vor Augen sind und durch unsere Hände gehen, mit passendem Sinnspruch zu versehen. Da meldet sich denn zu Nutz und Frommen aber, die diesem schönen Brauch zu huldigen willig sind, der „Sprucholerin“ von Rob. Falk (Berlin, Wilh. Hertz). Gute Sprüche, für verschiedene Räume und Hauptstücke im Hause, für Gläser, Pokale, Krüge, Schüsseln, Teller und andere Gegenstände findet sich da eine reiche Auswahl bezeichnender Inschriften, teils in heiteren Versen, teils wohl auch in einem einfachen treffenden deutschen oder lateinischen Wort bestehend. Als bezeichnendes Beispiel sei der derbergsinnigste, auf einem Wandteller anzubringende Sinnspruch angeführt: „Jedem Tage — Brot die Frage, — Wie man ihn bezahlt getrage.“

— **Wenn man erst Land nur im Sommer geht**, so haben die großen Prachtstädte gegen jede Jahreszeit ihren Zug von Fremden. Auch jetzt wird daher das Erscheinen einer eleganten Anlage der „Acht Tage in München“ in der neuen Bearbeitung von Karl Weyprecht (München, Lüsar Fritsch) willkommen geheißen werden. Dieser „Illustrirte Führer durch München und seine Umgebung“ behandelt seinen Stoff in ebenso knapp gefaßter als erschöpfender Weise; seine Vertrauenswürdigkeit ist um so größer, als der Verfasser des bekannten Dr. Rapp'schen Buches zu den einzelnen Kapiteln aller bewährtesten Einzelheiten der bayrischen Hauptstadt zählt und seine gediegene Kenntnisse in genauester Fassung zu verwerten weiß.

— **„Taschens Illustrirter Wiener Hausfrauenkalender“** (Moritz Perles, Wien) hat sich auch für 1889 in gewohnter, den Zwecken der Häuslichkeit und dem Gebiete der Frau überhaupt eingehend Rechnung tragender Weise eingestellt. Der er sich jedoch weg auf österreichisches Sonderinteresse gründet, sondern im deutschen Reiche seinen Platz nicht minder gut ausfüllen wird, sei besonders hervorgehoben. In demselben Verlag erschien gleichfalls der „Illustrirte österreichische Volkskalender“ für 1889, redigirt von Friedrich Pelz (45. Jahrgang) mit Beiträgen von Kralik und Buch und hervorragenden österreichischen Schriftstellern. Anziehend durch ihre Naturschilderungen sind namentlich die reich illustrierten Erzählungen und den österreichischen Volksleben von Anzengruber, Obermüller, Steinbach, K. Schessel und J. Klaf, der den Kalender seine aufgezeichnete Fassung verliehen. Eine Jahreschronik liegt dann namentlich auch den tiefeingreifenden Ereignissen am deutschen Kaiserhofe volle Rechnung. — Vier Kalender für 1889, deren jeder seine besondere Bestimmung trefflich erfüllt, sind der Verlag der J. C. von Seidlitzschen Buchhandlung in Sulzbach erschienen. Sein „Vollständiger Geschäftskalender“, der bereits das Jubiläum seines fünfzigsten Jahrgangs feiert, bietet für jeden Tag des Jahres ein besonders abgegrenztes Feld für Geschäftsnotizen. Den weitern Raum des ziemlich starken Kalenders füllen übersichtlich geordnete Rubriken über alle möglichen Dinge, die für das Geschäftsleben von Wert sind. Sein „Gemeinnütziger Hausfreund“ enthält für jeden Tag eine Anbruch für Einnahmen und Ausgaben, sowie Mitteilungen, Verzeichnisse und Nachweis, die ein allgemeines Interesse haben. Der „Terminkalender für Beamte und Geschäftsleute“ umfaßt in Kürzestform eine Vereinigung der Fächer für allgemeine Notizen und für Einnahmen und Ausgaben ohne besondere weitere Bezeichnungen. Sein „Schulbücher Taschenkalender“ endlich bietet in handlichstem Format ein mit vielen Blättern durchschossenes Kalendarium und einen kleinen, gefälligen Anhang mit Notizbogen.



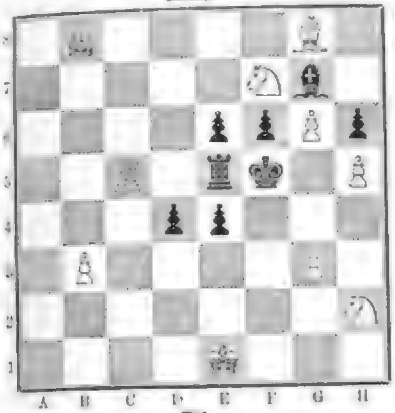
(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 483.

Von J. Slater.

Preisgekrönt in einem der letzten englischen Problemturniere.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 470:

Weiß.	Schwarz.
1) S. C 4 – B 2	1) K. C 5 n. B 6.
2) S. E 3 – D 5 †	2) K. B 6 – A 5 (– C 5).
3) L. D 1 – A 4 oder T. G 3 – F 3 Matt.	
A)	
1)	1) K. C 5 – B 4.
2) S. B 2 – D 3 †	2) Beliebig.
3) L. B 6 n. A 6 Matt.	
B)	
1)	1) K. C 5 – D 4.
2) S. E 3 – C 2 † ꝛc.	
C)	
1)	1) E 7 – E 6.
2) S. B 2 – D 3 †	2) K. C 5 n. B 6 (D 4).
3) L. E 3 – C 4 oder T. B 6 – D 6 Matt. – (Auf 1) . . . 1) B 5 – B 4, 2) S. E 3 – C 4 ꝛc.; auf 1) . . . 1) A 6 – A 5, 2) S. E 3 – C 2 ꝛc.)	

Kartenspiele.

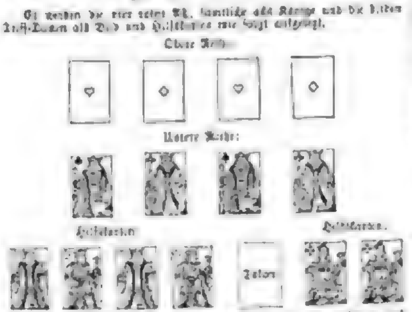
(Redigirt von Luise Gerlach.)

Patience.

Bezigue-Sechshundert.

Zwei Spiele Whistkarten.

Es werden die vier roten As, sämtliche acht Könige und die beiden Treff-Damen als Basis und Hilfskarten wie folgt aufgelegt.



Auf die Grundkarten der oberen Reihe soll die Hierarchie in aufsteigender Ordnung und in gleichen Farben derart aufgebaut werden, daß [illegible] Carreau-Bube – Pique-Dame (Doppel-Bezigue – [illegible]) [illegible] während gleichzeitig auf die Karten der unteren Reihe die Hierarchie in absteigender Ordnung [illegible] [illegible] welche mit dem roten Zweier [illegible] abschließt.

Nachdem gut gemischt ist, wird der Talon in ein Paket umgeschlagen, [illegible] auf die beiden Reihen [illegible] passenden Blätter [illegible] Blatt des Talon sofort auf [illegible] während auf den [illegible] auf den Königen in [illegible] mit dem As beginnende, auf den beiden Damen in absteigender Ordnung [illegible] Farben aufgebaut werden. Diese Hilfskartenreihen werden, [illegible] ganz oder teilweise, wie es dem Spieler beliebt, zu den Hierarchien des Bildes verwendet [illegible] Hilfskarten, Könige und Damen, bleiben aber [illegible] liegen. Der Talon darf dreimal umgeschlagen werden.

[illegible] man die in einer bestimmten Anordnung [illegible] Reihe. Dazu haben die Grundkarten, wenn sie den Anfang einer zu bildenden Hierarchie darstellen, andernfalls Hilfskarten. Jede Hierarchie besteht aus den auf eine Grundkarte zu einem Gesamtpaket vereinigten Blättern, die nach ihrem Zahlwert und in vorgeschriebener Reihenfolge geordnet sind; Hilfshierarchie ist eine mit vorwiegend zur Erleichterung des Spiels auf einer Hilfskarte in gleicher Weise aufgebaute Kartenfolge. Eine Hierarchie ist auf- oder absteigend, je nachdem auf die Grundkarte zuerst das höchstfolgende oder das nächstniedrigere Blatt gelegt wird.

Talon heißen die nach dem Auflegen des Bildes und sonstiger Hilfskarten verbleibenden Blätter, man schlägt sie in ein Paket um, indem man die Karten aufgedeckt aufeinander legt, [illegible] sie nicht nach den Regeln der Patience an andere Stellen gebracht werden sollen.



Monat Dezember.

Die Zeichnung gibt den Anblick des Himmels gegen 5 Uhr abends. Im Westen sind die Planeten Mars und Venus zu sehen. Beide ziehen im Lauf des Monats ungefähr dieselbe Bahn, Venus etwas tiefer. Der Stand beider für den Anfang des Monats ist durch ihre Zeichen angegeben, Venus geht rascher als Mars, so



daß sie Ende des Monats ihn nahe einholt (am 2. Januar kommenden Jahres steht sie eine halbe Vollmondsbreite unter Mars).

Saturn erscheint abends im Osten, [illegible] gegen 9 Uhr, zu Ende gegen 7 Uhr.

Es sind gegenwärtig eine Anzahl Kometen am Himmel, aber alle teleskopisch, nur mit großen Fernrohren sichtbar. Von keinem ist zu erwarten, daß er an Helligkeit beträchtlich zunimmt.

Armee und Marine im Dienste der Schönheit.

(Hierzu das Bild Seite 181.)

Amelie war fast bestürzt vor Erstaunen, als sie ihn das erstemal seit seiner Schülerzeit wieder sah — so schön und stattlich war er geworden, der Franz — oder eigentlich Baron Franz Mayreder, wie er sich. Freilich hatte er schon in der Kadettenschule ein wenig den künftigen beau erraten lassen, und nun vollends in der knappen, reichen Uniform! Ami von Fersen war selbst eine prächtige Schönheit mit ihrem getreideblonden Haar und ihren großen Vergißmeinnichtaugen — und die Schönheit fühlt sich immer zur Schönheit hingezogen mit magischer, unbesiegbarer Gewalt. Franz Mayreder war mit den Fersens verwandt und als Kadettenschüler öfters auf ein paar Ferientage zu ihnen gekommen. Schon damals war es allen aufgefallen, wie sehr die beiden „zu einander paßten“ — und jetzt, jetzt war Ami wirklich in ihn verliebt . . . nun, man versteht mich schon.

Was war jeder andere Mann gegen ihn! Er war wie das frische, reiche, junge Leben im Maien. Es war ihr, als könne man in seiner Nähe aufatmen wie befreit von allem, was einen bedrückte. Ein solches Gefühl muß der Frühling, der halb lächelnde, dem eisgefesselten Bächlein, dem träumenden Samenkorn machen. Franz Mayreder war wie ein Herrscher von der Natur Gnaden — sein Lächeln erhellte und gebot.

Ami war liebeskrank — sie fühlte das. Sie war erschreckt darüber und doch so schmerzlich glücklich! Immer und immer wieder gingen ihr Gretchens klagende Worte durch den Sinn: „Meine Ruh' ist hin — sein hoher Gang — sein' edle Gestalt — seines Mundes Lächeln — seiner Augen Gewalt! . .“ Sie hatte es früher niemals begreifen können, wie Goethe die ganze Liebe Gretchens in die männliche Erscheinung Fausts konzentriren konnte — aber Goethe kannte das Weib und seine Liebe . . .

Und Franz Mayreder? Er hatte gesagt: „Aber Ami, daß Sie auch so gar nie was hören ließen — und ich habe so oft an Sie gedacht und Ihre Photographie angeschwärmt . . .“ Und er machte ihr auf seine leichte, offizierhafte Weise „ritterlich“ den Hof, denn sie war ebenso schön als reich, und sie paßten zusammen.

So liebeskrank aber Ami war — sie hatte doch ihre lichten Augenblicke wie jede Kranke, und in solchen Augenblicken sah sie den jungen Offizier, wie er war: so eitel, so selbstbewußt, so verhätschelt und — so herzlos. Nein, er liebte sie nicht — nicht so, wie sie ihn lieb hatte; sie gefiel ihm nur und war eine gute Partie. Aber was half ihr diese Erkenntnis? Sie war hilflos. — Wie herrlich, glanzvoll, gebietend war er über alle, alle Männer . . .

Gleich einer Erlösung empfand es Ami, als gegen Karnevalsende Rudi Miller heimkam für eine Rast. Rudi Miller war ebenfalls ein Jugendgespiele ihres Bruders gewesen und ein alter Freund des Hauses. Er war ganz anders als Mayreder: ernst, sinnig und hatte etwas Festes und Vertrauenerweckendes in seinem ganzen Wesen. Er blendete nicht, er beruhigte. Und daß er sie liebe, still, innig, warm, das fühlte sie und wußte sie. Welches Mädchenherz — das reinste und beste so gut wie das gefallsüchtige — fühlt dergleichen nicht? Er war Marineoffizier, und das Leben in der Natur, mit der Wissenschaft und im Kampf mit den Stürmen hatte vielleicht sein Wesen so ernst, fast traurig gemacht.

Gleich einer Erlösung war es, wie gesagt, über sie gekommen in ihrer hilflosen Schwäche, als Rudi Miller ankam. Sie fühlte sich an seiner Seite wie gesichert, wie die Taube in der Arche Noahs.

Es war irgend ein Gartenball, den Ami mit ihren Eltern besuchte. Papa und Mama plauderten noch an der Garderobenthüre und Ami trat, gefolgt von Rudi Miller, in den Saal. Der stille Seemann trug einen Strauß von Tolkarsien, den er ihr gebracht — ihre Lieblingsblumen. An der Saalthüre erwartete sie schon Baron Mayreder — glänzender, lauter, sieghafter als je. Und all ihre Ruhe, all ihre mädchenhafte Heiterkeit war wieder dahin mit einem Schlage — sie zitterte unter seinem Blick, ihr Herz pochte wie bezaubert, sie dürstete darnach, in jedem seiner Worte ein wenig Liebe zu finden — er war wieder „ihr König“, was war die ganze Welt gegen ihn!

„[illegible] von Fersen ist [illegible] zu beneiden!“ [illegible] jemand im Saale; „die Armee und die Marine liegen huldigend zu ihren Füßen. [illegible] Sie kommt mir vor wie eine jener prachtvoll gestimmten Allegorien auf den Bildern von Rubens, wo die geharnischten Krieger mit sehr roten Armen und die Flußgötter mit sehr zerzausten Wellenbarten zu den Füßen irgend einer Schönen liegen . . . Wie gesagt, die schöne Fersen ist beneidenswert!“

„Meinen Sie?“ entgegnete die scharfe Stimme einer habichtsnasigen Dame, welche, längst passé, alle jungen Mädchen um ihre Anbeter beneidete; „die Sache ist nur, daß die Göttinnen des Rubens Herrscherinnen bleiben, während die irdischen Frauenzimmer stets die Sklavinnen — entweder des [illegible] Mars oder des windzerzausten Neptun werden und ihnen den Steigbügel halten oder den Dreizack putzen müssen.“

Baron Mayreder war während des Balles stets um Ami gewesen, um sie werbend, ihr gnädig hofierend und mit siegreichem Lächeln gleichsam sagend: „Weshalb sträubst Du Dich, armes Kind — bin ich doch unwiderstehlich!“

Am andern Morgen — es war ein trüber, regendunkelnder Tag — saß Ami blaß und matt auf der Veranda ihres Gartens. Der Seemann lehnte an der Balustrade derselben, und während sie auf die windbewegten Bäume hinaussah, sah er auf ihr schönes, herzbewegtes bleiches Gesicht.

Er hatte ihr gesagt, daß er sie liebe, daß sie sein ganzes Glück sei — in wenigen schlichten Worten hatte er das gesagt und hatte um sie geworben, denn er hatte gesehen, daß ein Ende gemacht werden müsse seinen unerträglichen Bangen.

Und sie hatte ihm gesagt — gestanden, daß sie — Franz Mayreder liebe, daß sie nicht anders könne. „Aber ich werde nicht seine Gattin werden, mein Freund,“ hatte sie zuletzt gemeint mit zitternder Stimme, „ich würde mich davor fürchten, denn er hat kein Herz — das fühle ich! Er hat nur Eitelkeit und Selbstsucht, und wenn er um mich wirbt, so ist es, weil ich reich und vornehm bin und ‚ihm paßt‘. Meine Hand ist also frei — wenn es auch mein Herz nicht ist — mein Herz, das aber stumm bleiben wird. Ich war Ihnen dieses Geständnis schuldig. Wollen Sie es daraufhin wagen? Wollen Sie noch, daß ich Ihre Frau werde? Ich werde jene krankhafte Schwäche besiegen, und ich achte Sie höher als alle anderen Menschen! Genügt Ihnen das?“

„Nein!“ sagte er leise, traurig, fest. „Aber nicht um meinetwillen trete ich zurück, Amelie, sondern um Ihretwillen! Sie werden ja doch nur mit ihm glücklich werden, mit ihm, dem Ihr Herz gehört. Seien Sie also glücklich mit ihm — und wenn es auch nur für eine kurze Stunde ist, und wenn auch Elend und Leid folgen sollten daraus. Es ist für den Menschen besser, zu sterben mit gebrochenem Herzen nach kurzer Seligkeit, als ein liebeleeres und schmerzloses Dasein dahinzuleben. Eine Stunde des Lichtes wird nicht zu teuer erkauft durch viele dunkle Jahre. Werden Sie sein Weib, und wenn Sie eines Tages in sein Herz blicken wie in einen schlangengefüllten Abgrund, so werden Sie darüber sterben, aber Sie werden

gelebt haben und nicht hingedämmert an der Seite eines — Unglücklichen, wie ich bin.“

Damit bedeckte der hohe, stattliche Mann, der Held, sein Antlitz mit beiden Händen und sein ganzes Wesen bebte leis: wie das Blatt im Sturm. Sie neigte ihr Haupt und weinte bitterlich — um ihn und um — sich.

•

Axel Miller ging wieder auf die See.

Als er zurückkam nach zwei langen Jahren, glaubte er Ami Ferien als Gattin des Barons Mayerder zu finden. Aber er fand sie wohl vielumworben, doch frei. Der schöne Baron war in der Zeit verschollen in irgend einem Spielerwalhear oder einer Weiberaffäre — man wußte nicht recht, was.

Als aber Ami einmal allein war mit dem Jugendfreund und er sie fragte, wie das alles so gekommen, und in seinen Worten all seine alte Liebe zitterte, da sagte sie mit Thränen in den Augen und einem Lächeln auf den Lippen:

„Ich habe auf Sie gewartet, Axel. Und wenn Sie nimmer gekommen wären, so wär' ich doch Ihrem Andenken treu und einsam geblieben. Denn Sie sind der echte, der edle, der mutige Mann, Sie allein sind liebenswert. Das Frauenherz ist schwach und haltlos im Banne der Schönheit — aber ein einziger Augenblick, wo es die Größe und Güte eines hohen Männerherzens erkennt, genügt, daß es sich selber, die Wahrheit und das Leben erkenne. Und als Sie damals von mir gingen, erkannte ich alles. In ihn war ich verliebt und Sie — Sie liebe ich!“ E. M. Vacano.

Ein historisches Schreibzeug.

Zu einer stillen Stätte wehmütiger Erinnerung ist das vor weniger als Jahresfrist noch von weltbewegendem Leben erfüllte Arbeitszimmer Kaiser Wilhelms I. in seinem Berliner Palais geworden, jenes Zimmer, an dessen historischem Eckfenster der leutselige Monarch so oft gestanden, der Menge, die ihn dort unten ehrfurchtsvoll begrüßte, mit liebenswürdiger Freundlichkeit dankend. Das Licht dieses Eckfensters fällt unmittelbar auf den kaiserlichen Schreibtisch, auf welchem inmitten einer fast unübersehbaren Fülle zierlicher Gebrauchsgegenstände, kleiner Kunstwerke und anmutiger Nippessachen auch das in so mancher Beziehung merkwürdige Schreibzeug steht, das wir unseren Lesern durch die beigegebene Abbildung veranschaulichen und über das einige nähere Mitteilungen gewiß nicht unwillkommen sein werden.

Dieses aus Porzellan gefertigte Schreibzeug, das ganz das Gepräge seiner Entstehungszeit, der ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts, trägt, wurde ursprünglich von Kaiser Alexander I. von Rußland dem König Friedrich Wilhelm III. von Preußen zum Geschenk gemacht. Von ihm ererbte es sein erlauchter Sohn, der nachmals außer der preußischen Königskrone auch



Ein Schreibzeug Kaiser Wilhelms I.

die in erneutem Glanz erstandene Kaiserkrone des wiedererrichteten deutschen Reichs auf seinem Haupte tragen sollte. Hundertfältige Erinnerungen, die sich an dieses Schreibzeug knüpften, machten es seinem kaiserlichen Besitzer besonders teuer. Es behauptete während seines ganzen Lebens seinen bevorzugten Platz auf dem Schreibtisch des edlen Monarchen und leistete dem unermüdlichen Regenten Tag für Tag seine Dienste. Zu welch bedeutsamen Federzügen hat es die Tinte geliefert und welch inhaltschwere Dokumente auf diese Weise errichten geholfen!

In seiner bekannten Güte gestattete der Kaiser noch kurz vor seinem Tode einem Künstler, der ihn darum bat, eine Nachbildung dieses historischen Schreibzeugs anzufertigen. Sie ist in der Meißner Porzellanfabrik vervielfältigt worden, und die Firma Julius Trier in Berlin (Kochstraße 60) hat diese getreue Nachbildung des kaiserlichen Schreibzeugs in den Kunsthandel gebracht. Sie wird an allen größeren Plätzen Deutschlands im Handel zu finden sein, wo das lebhafte Verlangen nach Erinnerungszeichen an den dahingegangenen ersten Kaiser des neuen deutschen Reichs sich geltend macht, und wo in unserem geeinigten Vaterlande wäre das nicht der Fall! -ch.

Erwartung des Schiffes.

(Hierzu das Bild Seite 173.)

In unserer Zeit der Blitzzüge, der Telegraphenkabel und der Schnelldampfer können wir uns nur schwer vorstellen, wie langsam sich der Verkehr vor zwei Jahrhunderten etwa abwickelte. Damals hieß es Geduld haben, und die Leute hatten sie, denn sie waren es nicht anders gewöhnt. Es war ein aufregendes Ereignis, wenn ein Zug Kaufmannswagen in eine größere Stadt kam; er brachte Briefe, Botschaften, Waren mit, Neuigkeiten nach jeder Richtung hin und setzte die Einwohnerschaft in Berührung mit der Fremde. An Hafenplätzen spielten die gleiche Rolle die Schiffe; sie bargen in ihren plumpen hölzernen Bäuchen, vom Winde geführt, Wunderdinge, märchenartige Erzeugnisse ferner Länder fremder Kultur. Unser Bild versetzt uns in jene Zeit an die Küste Italiens in die Nähe eines großen Hafens, vielleicht Venedigs, Genuas. Es wird ein Fahrzeug erwartet, dessen Ankunft schnell vorausgesegelte Boote verkündeten. Das große Schiff kommt von den Zaubergestaden des Orients und wird farbenschimmernde, seltsame Pracht in Edelsteinen, Stoffen, Waffen und Federn, auch nie gesehene Tiere mitbringen. Natürlich blicken dem heranschwebenden Holzkoloß mit den gewaltigen, himmelhoch aufragenden Segelstämmen die Bewohner der fürstlichen Villa voll Neugierde und freudiger Erwartung entgegen, denn was das Schiff heranführt, wird vor allen ihnen dienen zur Verschönerung ihres prunkfreudigen Daseins, als Schmuck für ihre Person oder zur seltenen Zierde für die mit Kostbarkeiten schon angefüllten schimmernden Gemächer. Die freudige Aufregung teilt Jung und Alt, Hoch und Gering, denn das Ausladen allein schon bringt die schönste Augenweide.

Die goldene Denkmünze auf Kaiser Wilhelms II. Romfahrt.





Ein goldenes Andenken an seine römisch-neapolitanischen Tage hat Kaiser Wilhelm mit nach Hause gebracht, bestehend in einer prächtigen Münze, die König Humbert ihm kurz vor dem Abschied überreichte. Eigens für diesen Zweck in zwei goldenen Exemplaren geprägt, deren eines der König von Italien selbst als freundliches Erinnerungszeichen an die ihm sicher unvergeßlichen Tage aufbewahrt, zeigt sie auf der Vorderseite die Medaillenbildnisse der beiden Monarchen, von einem jugendlichen, geflügelten Genius gehalten, auf der Rückseite eine Tafel mit italienischer Inschrift des Inhalts: „1888 begegneten sich Wilhelm II. und Humbert I. in Rom, die Verbrüderung zweier großen Völkerschaften in den unantastbaren Siegen der Zivilisation bekräftigend.“ Zwei Adler mit den Wappenschildern Italiens und Deutschlands oberhalb der Inschriftentafel liefern ein treffendes Sinnbild dieser Verbrüderung. Wir würden versucht sein, ein zweites in der unterhalb der Tafel angebrachten Umgebung zu erblicken, wenn wir den nach der säugenden römischen Wölfin hinäberschauenden Flußgott, wie es naheliegend wäre, für den deutschen Rhein ansehen dürften. Die italienischen Erklärer bezeichnen ihn indes als den Tiberstrom, wie ihm denn auch in der That die Weinlaubbekränzung fehlt, der von unserem guten Vater Rhein denn doch unzertrennlich ist.

Die Münze ist nach den Zeichnungen des Professors Puglieschi den Capuccio gravirt. Den Wortlaut der Inschrift hat der Oberbürgermeister von Mailand, Carlo Negri, entworfen und der dortigen Firma Johnson war die Prägung der Münze übertragen. Einige wenige Wiederholungen sind in Silber geprägt und an hochgestellte Persönlichkeiten verteilt worden.

Digitized by Google



Bildende Künste.

— Den Architekten Bruno Schmitz in Berlin wurde für seinen Entwurf zum Mainzer Konzerthause vom Preisgericht der erste Preis zuerkannt, dem Düsseldorfer Karl Hackert der zweite.

— Das Preisgericht für die Entwürfe zum Bau eines Gärtnerhauses in Kassel ertheilte den ersten Preis dem Architekten Hammann in Leipzig, den zweiten dem Maurer Abdel in Tuberau.

— Professor Karl Becker, der Präsident der Berliner Akademie, hat ein großes Gemälde vollendet, welches „Gretchen vor dem Spiegel" darstellt, wie sie in Gegenwart der Frau Marthe sich mit dem vorgefundenen Schmuck geziert, entzückt betrachtet.

— Der Düsseldorfer Maler Ernst Körte hat in der Feldherrnhalle des Berliner Zeughauses ein großes Wandgemälde vollendet, welches die Schlacht bei den Düppler Schanzen darstellt.

— Die Kunst des Schattenreißens, die ganz aus der Mode gekommen, hatte der schwedische Bildhauer Ernst Lundh wieder vollständig zu machen und hat zu diesem Zweck in Berlin, wohin er übergesiedelt, Proben seiner Kunst ausgestellt.

Kultur und Wissenschaft.

— Jahrelang Hypothese, daß die Regenwürmer das in der Erde befindliche Kohlendioxyd auf die Oberfläche mit emporzubringen und auf andere Weise zu überhaupt vermögen, gab Wollinger Veranlassung zu Experimentaluntersuchungen, bei welchen er nicht künstlich isolirte Regenwürmer verwendete, sondern solche aus benachbarten Weinbergen Bayerns bezog. Dieselben wurden, nachdem sie durch Abwaschen von allen anhaftenden Erdteilchen sorgfältig befreit waren, teils ganz verschlossen, teils mit Wasser getränkten und den Verhältnissen unter die Haut gespritzt. Unter prompten Beobachtungen zeigte eines (ein Meerschweinchen) die Krankheitserscheinungen des Milzbrands, denen es am vierten Tage nach der Impfung erlag. Aus diesem Ergebnis glaubt Wollinger den Schluß ziehen zu dürfen, daß Jahrens Hypothese zu Recht bestehe.

— Dampf und Elektrizität überwunden und zwar durch eine neue Kraft, durch die Kraft des Tones, so lautet die fast noch fabelhaft anmutende neueste Kunde. Der von dem Amerikaner Emery erfundenen Tonkraftmaschine gehört die Zukunft. Keiner ist es gelungen, den Ton zu einer lebendigen Kraft von ungeahnter Gewalt umzugestalten, die alle bisherigen treibenden Kräfte in sichere verdrängt. Es entwickle ohne Steinkohle wie beim Dampf, ohne brennbare Stoffe wie bei der Elektrizität eine Kraft, die hundertfach stärker ist als jene Kräfte, über die wir heute verfügen. Durch Anwendung dieser Kraft werde auf allen menschlichen Lebens- und Schaffensgebieten eine Umwälzung vollzogen werden, die wir heute noch gar nicht annähernd können, so unerhört großartig ist die Bedeutung dieser neuen Entdeckung. Die gesamte moderne Produktionsweise werde von Grund aus geändert. Das Problem der Lenkbarkeit der Luftschiffe gelange zu seiner Lösung. Alle derzeitigen im Gebrauche stehenden Maschinen würden in die Rumpelkammer. Die Kriegskunst mit ihren dermaligen Kampf- und Fortifikationsanstalten werde total überflüssig. Der menschliche Arbeitsfleiß ersetze ein nie geahnter Erfolg in der Tonkraft. Also Dampf, keine Elektrizität mehr! Die unendliche Kraft im Tonstoß aller, insofern die Allgemeinheit sich dieser Entdeckung bemächtige, das wäre die Bedeutung der großartigen Erfindung Emerys.

— Um die Wirkung der ultravioletten Strahlen auf das Protoplasma der Pflanzen festzustellen, kultivirte Sachs in Würzburg Tropaeolum majus hinter Glasgefäßen, welche mit einer Lösung von schwefelsaurem Chinin gefüllt waren. Diese Lösung verschluckt alle ultravioletten Strahlen und läßt nur die Farben die sichtbaren durchdringen. Das Ergebnis war, daß die Pflanzen ihr Laub nur schlecht und gar keine Blüten entwickelten. Kontrollexemplare, bei welchen die Pflanzen hinter mit Wasser gefüllten Glasgefäßen kultivirt und wurden, hierzu normal entwickelte Pflanzen mit prächtigen Blüten. Darnach scheint es, daß das Sonnenspektrum drei physiologisch verschieden wirkende Regionen hat: die gelben Strahlen, welche die Zerlegung der Kohlensäure begünstigen und bei der Assimilation wichtig sind; die blauen und violetten Strahlen, welche die mechanischen Veränderungen in der Vegetation, soweit solche vom Licht abhängig sind, veranlassen; endlich die ultravioletten Strahlen, welche in den grünen Blättern die Bildung der jungen Gewebe verhindern, die zur Ergänzung der Blüten notwendig sind.

— Die Entfernung der Erde von der Sonne ist noch den Ergebnissen, welche amerikanische Astronomen aus den letzten Venusdurchgang im Jahre 1882 gewonnen haben, nur 130,000 Meilen geringer als die bisher herrschende Annahme (92,385,000 Meilen).

— Ueber den sogenannten Weltäther hat in der Berner Akademie der Wissenschaften Professor von Hardtl das Ergebnis seiner dreijährigen Studien mitgeteilt. Darnach ist es sehr charakteristisch, daß überhaupt Weltäther, das heißt eine den Weltraum erfüllende ganz feine Materie vorhanden ist. Denn die Astronomie erfüllende ganz feine Materie vorhanden ist. Denn die Astronomie einer solchen sahe sich wesentlich auf die Berechnungen, welche der alle dreizehnhalb Jahre wiederkehrende Enckesche Komet in seiner Umlaufszeit erlendet, weshalb man eine Widerstandskraft im Himmelsraum voraussetzen glaubte. Indes durch Hardtl genauestes Untersuchungen anderer Kometenbahnen, namentlich des alle fünfundzwanzig Jahre zurückkehrenden Winneckeschen Kometen, der seine Bahn einer Verzögerung zeigte, die Annahme eines Weltäthers hinfällig wird.

— Auf Lossamer Gebiet in der Nähe von Frankfurt an der Oder wurde ein großer Urnenfund gemacht. Die Gefäße — etwa 30 im ganzen — wurden meist in Steinpackung vorgefunden, die Aschenurne umgeben von kleineren, rohere vielfach mit Asche oder Sand gefüllt. Auch Metallbeigaben, wie bronzene Nadeln mit halbrunder Kuppe, fanden sich. Die sämtlichen Urnen, teils unverziert, teils reich in Gestalt von Tassen, Flaschen, Näpfen und Schalen, weisen entschieden Lausitzer Typus auf; sie sind zweifelsohne Ueberreste einer ausgedehnten altdeutschen Ansiedlung.

— In Gößnitz (Sachsenberg) wurde eine lateinische Inschrift und bei ihr ein Marmorarm mit einem Armbande gefunden. Die Inschrift besagt, daß auf der Fundstätte eine Statue der Venus gestanden, welche ein kaiserlich römischer Domänenverwalter unter Caracalla hat errichten lassen.

— Bei Bevaix (Kanton Neuenburg) wurde ein der Bronzezeit angehöriges Grab entdeckt, das in Form eines regelmäßigen Fünfecks aus Steinplatten zusammengefügt war. Von den beiden darin gefundenen Skeletten trug das männliche ein bronzenes Halsband. Es fanden sich noch andere Bronzegegenstände, darunter eine Nadel, sowie Reste eines tönernen Thongefäßes vor.

— Ein großer, gehörnter Steinbock wurde im Gouvernement Kiew aus dem Fluß gezogen, wodurch eine alte Ueberlieferung bestätigt wird, welche sagt, daß bei Einführung des Christentums durch den Großfürsten Wladimir die Bewohner der Stadt Bolschin den Schutzgott des Dieh, Bolesch oder Wlech, ins Wasser warfen.

— An der Stätte des Heiligtums der Aphrodite, dem Tempel von Paphos auf Cypern, sind umfangreiche Ausgrabungen worden, darunter ein vortreffliches Kunstwerk, die Statue eines schlafenden Eros. Sämtliche Funde, soweit sie verfunden waren, sind in London angekommen und werden an das britische Museum und die Museen von Oxford und Cambridge verteilt.

Industrie, Handel und Verkehr.

— Der höchste Schlot in Deutschland wird gegenwärtig für den Betrieb der Freiberger Muldenhütten errichtet. Die Esse erhebt sich auf einer quadratischen Grundlage, deren Seiten je 12 Meter lang sind, und endet in einer Höhe von 135 Meter mit einem kreisförmigen Querschnitt, dessen Durchmesser 3 Meter beträgt. Im Innern gibt es nur noch eine Esse, welche nur 3 Meter höher ist als die Freiberger. Dieselbe befindet sich in Pari Dundee bei Glasgow. Die Esse von St. Rollox-Glasgow ist 138,7 Meter, die in Westerreich in den Rheinlanden nur 131,1 Meter hoch.

— Der deutsche Konsul in Buenos-Aires teilt mit, daß für deutsche Zuckersiedler und für Verwendung der besseren deutschen Maschinen und Apparate der Zuckerindustrie in Argentinien noch ein großes Feld offen stehe. Die Entwicklung der Zuckerindustrie werde, nach den Urteile von Sachkennern, binnen kurzem bedeutend größere Ausdehnung angenommen haben, wenn nicht bisher überwiegend französische und englische statt der besseren deutschen Maschinen, die erst neuerdings Eingang fänden, verwendet worden wären. Ganz ähnlich lautet ein Bericht des deutschen Konsuls in Georgetown für Britisch-Guyana.

— Elektrische Beleuchtung der Eisenbahnzüge ist schon seit einigen Jahren verschiedentlich von einigen englischen Gesellschaften (London, Brighton und South Coast Railway Company) auf einzelnen Zügen eingeführt worden und soll sich so gut bewährt haben, daß jetzt davon die Rede ist, alle Züge der genannten Bahnen elektrisch zu beleuchten. Der Brighton-Gesellschaft haben die Patentinhaber das Angebot gemacht, die Beleuchtung sämtlicher Züge und Wagen mittels Elektrizität für denselben Preis zu übernehmen, welchen die Beleuchtung mit den alten, mangelhaften Petroleumlampen erfordert. Die elektrische Beleuchtung ist bei den Reisenden sehr beliebt und wird wohl in Bälde allgemein eingeführt werden.

— Das Pokmesen in Marokko befindet sich heute noch in demselben Zustande wie vor 1100 Jahren, und die marokkanischen Pestleute gehören zu den bedauernswertesten Menschen auf der Erde. Der Polizeidienst wird von den rohesten, halb verhungerten arabischen Elementen mit großer Gleichgültigkeit und Gehässigkeit für die elendeste Bezahlung besorgt. Einige Datteln und etwas Durrabrot bilden ihre einzige Nahrung. Sie legen ihre Wege in einer Art Trab zurück unter brennender Sonne, bekommen regelmäßig keinen Baum zu sehen und keinen Tropfen Wasser zu trinken; sie marschieren durch Wälder voll wilder Tiere, erklimmen Berge, die für Maultiere unzugänglich sind, durchschwimmen Flüsse, in die für Pferde nicht hineinzugehen. Ihre Nachtruhe beschränkt sich auf sich Pferde nicht hineinzugehen. Ihre Nachtruhe beschränkt sich auf einige Stunden. Die Reise von Tanger nach Fez, zu der ein Maultier fünf Tage gebraucht, legt ein Eilbote zu Fuß in dreieinhalb Tagen zurück.

— Nicht weniger als 251 Eisenbahnbrücken sind in Amerika innerhalb der letzten zehn Jahre unter der Last der herüberfahrenden Züge zusammengebrochen! Durchschnittlich stürzt also dreimal alle vierzehn Tage eine Eisenbahnbrücke ein!

Natur.

— Die europäische Sumpfschildkröte (Emys lutaria) ist ein scheuer Bewohner der Gewässer des mittleren Deutschlands. Um so mehr wird es unterhalten, von einem gegenwärtig beobachteten häufigen Vorkommen dieses Tieres zu hören. Ungefähr 12 Kilometer südlich von Tetzau liegt das Dorf Tomnau. Dort in der Nähe befindliche, in der Fahrer-Niederung belegene Teich gehört zum Großgebiet der Saale. „Schon vor längerer Zeit war mir," schreibt G. Parthell im „Handelbl.", „belegte Wasserbecken als ein Fundort der Emys bezeichnet worden. Der Besitzer des Ortes und mehrere der Gegend bestätigt worden. Der Besitzer des Ortes und mehrere der Einsitzer wollten Exemplare verschiedener Größe gefunden haben. Trotzdem war es mir lange nicht möglich, eins derselben zu erlangen. Der erste der Meyers wurde mir durch ein zufälliges Ereignis der Gumpfschildkröte zugeschickt. Dasselbe war, als es in meinen Besitz gelangte, von einer dicken Schlammkruste überzogen, welche es sich gelangte, von einer dicken Schlammkruste überzogen, welche es sich jedoch im Aquarium bald schwimmen ließen das Wasserhaupt jedoch im Aquarium bald schwimmen ließen das Wasserhaupt jedoch hat es alle Furcht abgelegt, bewegt sich zumeist unter und nimmt bereits Nahrung zu sich. Rohes Fleisch scheint ihm am besten zu munden. Seine Größe beträgt, vom Kopf bis zur Schwanzspitze gemessen, 17 Centimeter."

— In einer vom Forstdepartement der k. k. Statthalterei für Tirol zusammengestellten Uebersicht wurden für Tirol und Vorarlberg im Jahre 1888 2847 Lawinen gezählt. Nicht weniger als 34 Menschen haben durch sie den Tod gefunden. An Tieren waren folgende Verluste anzuführen: 6 Pferde, 38 Ochsen und waren folgende Verluste anzuführen: 6 Pferde, 38 Ochsen und Kühe, 121 Rinder, 11 Schweine, 105 Schafe, 100 Ziegen, 2 Kühe, 121 Rinder, 11 Schweine, 105 Schafe, 100 Ziegen, 2 Maultiere, 106 Gemsen, 23 Rehe; im ganzen 519 Stück im Maultiere, 106 Gemsen, 23 Rehe; im ganzen 519 Stück im Werte von 17,318 Gulden. Die Zahl der zerstörten Baulichkeiten beläuft sich auf 103 Häuser, 94 Stallungen, 150 Adjutorien, 445 Heubergen, 1 Meierhof, 245 verschiedene Oekonomiegebäude, 1 Schlauthaus und 1 Bäckerhaus (Nebengebäude), 33 Schuppen, 52 Mühlen, 27 Futterhäuser, 29 Brücken, 1 Bergwerk, 4 Straßen, 9 Stöge, 2 Kapellen; zusammen 1504 Gebäude im Werte von 218,752 Gulden. Der Schaden an vernichteten Fahrnissen, Lebensmitteln, Bauhölzern und dergleichen beziffert sich auf 6986 Gulden, die Beschädigungen an Aedern, Wiesen, Obstgärten und so weiter betragen 26,840 Gulden, der Schaden an Einglinungen 729 Gulden. Aber auch der Wald wurde von solchen Lawinen, die sich doch aber der Vegetationszone gebildet haben, hart mitgenommen; die verwüstete Fläche beträgt 2020,45 Hektar mit einer Holzmasse von 302,343 Kubikmeter und einem Schaden von 422,920 Gulden. Nach der vorgenommenen Bewertung stellt sich der Gesamtschaden durch Lawinen in Tirol und Vorarlberg lediglich für den schneereichen Winter auf 754,162 Gulden.

Gesundheitspflege.

— Als ein vorzügliches Heilmittel gegen Diphtherie, Schmalz, Kuhr macht in einem Aufsatz des deutschen Medizinalblattes der Geheime Sanitätsrat Dr. Heer untertänige Hefe bekannt, mit der er überraschend günstige und schnelle Erfolge erzielte. Er fordert alle Aerzte zur Erprobung seines Mittels auf und hofft, daß die Beziehungen zwischen Hefepilz und den feindlichen Bacillen der angeführten Krankheiten festgestellt und dadurch seine praktischen Erfolge am Krankenbett auch theoretisch als maßgebend erhärtet werden.

Sport.

— Bei den diesjährigen Schnellfahrten in Hannover erregte Graf Otto Stolberg-Wernigerode einen kapitalen Schauder von 12 Enden mit einem Gewichte von 413 Kilogramm.

— Einen Bären an Stelle des gejagten Hirsches erlegte während der Dranjagd in der Revieren von Sgl. Rittel bei Mantzau Graf Ferdinand Dannenberg.

— Die Nennungen für die großen Rennen sind beim Rennvereinstermin in Deutschland nur in Oesterreich-Ungarn günstig ausgefallen, doch kommt die Znnahme in den Nennungen lediglich auf Rechnung Oesterreich-Ungarns. Von den 132 Rennschlüssen, die für das deutsche Derby eingingen, sind 81 aus dem Nachbarreich gekommen, so daß die deutsche Zucht zum gegenüber immer noch zurückbleibt. Für das österreichische Derby gingen sogar 151 Unterschriften ein, davon — nur 13 aus Deutschland. Das norddeutsche Derby in Baden-Baden wurden 31 Pferde haben.

— Bei den Trabrennen zu Berlin-Weißensee holte sich M'Donalds a. d. St. „Polly" den großen Preis, 10,000 Mark, im Stutenrennen-Handicap über 2000 Meter, mit 30 Meter Vorgabe, gegen „Blue Belle" (am Start), „Silberlied", „Arielle", „Lieske" ꝛc. Den Klubpreis, 6000 Mark über 5000 Meter, gewann Luigi Maganali „Irisch", der alles Gegners Tempo gab, ganz sicher vor „Polly" ꝛc.

— Die dritten amerikanischen Billardmeister Slosson und Schaefer werden bei der nächstjährigen Pariser Ausstellung Vorstellungen geben und Wetten, den Amerikaner, herausfordern.

— Einen Meisterschaftskampf im Billardspiel hat Amsterdam ausgeschrieben. Man hofft, die besten Spieler Amerikas und Europas dem Start zu sehen, dessen näherer Termin noch bestimmt werden wird.

Denkmäler.

— Der Prinz-Regent von Bayern hat befohlen, daß zum Andenken an die Siege der bayerischen Truppen im Jahre 1870/71 in der Feldherrnhalle zu München ein großes Monument aus Marmor errichtet werde und zugleich den Entwurf des Bildhauers und Erzgießers Ferdinand von Miller zur Ausführung auf Kosten der prinzlichen Schatulle bestimmt. Das Denkmal wird eine Höhe von 16 Fuß erreichen. Aus der Mitte einer symbolischen Kolossalgruppe ragt ein Krieger mit römischem Streitbeil hervor, der mit dem Schild eine Kranzgruppe über dem Haupte schützt, während zu seiner Linken ein Jüngling das siegbekränzte Schwert auf der Schulter trägt. Zu Füßen der Gruppe ruht der bayerische Löwe.

— In der Feldherrnhalle zu Berlin wurde die vortreffliche Bronzebüste Kaiser Friedrichs von Reinhold Begas aufgestellt.

— Geiger, dem großen schwedischen Geschichtsschreiber (gest. 1847), wurde in Upsala, wo er dreißig Jahre lang an der Universität Geschichte lehrte, ein Standbild errichtet.

Gestorben.

— J. Girardin, Professor am Lyceum in Versailles, verdienstvoller Jugendschriftsteller, 66 Jahre alt, am 20. Oktober, in Versailles.

— Sigmund von Meyer, vormaliger kurhessischer Minister, zur Zeit des Ministeriums Hassenpflug Geheimer Kabinettsdirektor des Kurfürsten und jahrelang Gesandter am napoleonischen Kaiserhof in Paris, 82 Jahre alt, am 27. Oktober, auf seinem Landsitz in Wolfsanger bei Kassel.

— Ernst La Jeunesse, Bibliothekar an der Pariser Nationalbibliothek, bekannter Historiker, der sich auch um die Verbesserung der Lage der Taubstummen große Verdienste erworben, 63 Jahre alt, am 31. Oktober, in Meudon bei Paris.

— L. Jadulowicz, Metropolit von Moskau, in den Kämpfen der Herzegowina gegen die Türken niedergemacht, Ende Oktober, in Moskau.

— Karl Kemmler, Pfarrer zu Denkendorf in Württemberg, Ehrendoktor der Universität Tübingen, botanischer Autorität, am 1. November, in Denkendorf.

— Georg von Marées, königlich preußischer Oberstlieutenant a. D., Militärschriftsteller, Herausgeber der Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine, 54 Jahre alt, am 1. November, in Berlin.

— Nikolai von Przewalsky, der berühmte russische Forschungsreisende, 49 Jahre alt, am 1. November, in Karakol.

— Stephan George, Weingutbesitzer und früherer Bürgermeister von Bürkelheim an Rhein, langjähriges nationalliberales Mitglied und zeitweiliger Vizepräsident der zweiten hessischen Kammer, 82 Jahre alt, am 2. November, in Bürkelheim.

Neue Bücher und Schriften.

[illegible]

Erdmann, Dr. H., Geschichte der [illegible]. Stuttgart, Ebner & Seubert.

[illegible]

Dahn, Fel., Kleine Romane aus der Völkerwanderung. Band VI. [illegible] Leipzig, Breitkopf & Härtel.

[illegible]

Ebner, C., Frühe Gräber. Berlin, Rosenbaum & Hart.

[illegible], Carola v., Die Frau in Haus und Welt. 2. Aufl. Leipzig, C. A. Koch.

Fontane, Th., Fünf Schlösser. [illegible]

[illegible]

Frauenzimmer? [illegible]

Hesse, Dr. [illegible]

[illegible], Dr. H., Handbuch der altchristl. Architektur. Mit [illegible] Illustrationen. Lief. 1 [illegible] Stuttgart, Ebner & Seubert.

Horaz. Auswahl seiner Lyrik. Uebertragen von Jul. Karsten. [illegible]

Kirchbach, W., Der Weltfahrer. Lustspiel. Dresden, [illegible]

Leidendorf, Henriette, Kinderlust oder Spiel und Lied für [illegible] Schule, Haus und Spielplatz. 2. Auflage. Leipzig, W. Gerhard.

Meyer, Dr. M. W., Die Entstehung der Erde und des Irdischen. [illegible] Berlin, [illegible]

Müller, A., Johannes. Idylle in 10 Gesängen. 2. Aufl. Berlin, Verlag des Literar. Deutschlands.

[illegible]

Wolff, Dr. M., Vom Banane zum Banane. Eine Forschungsreise in Westafrika. Oldenburg, Schulze.

[illegible], G., Deutscher Liederkranz. Sammlung [illegible] 2. Aufl. Berlin, Hoser.

Zola, E., Der Traum. Berlin, S. Fischer.

Neue Würfelspiele von M. Reymond.

Reichskanzler.

Das Spiel beginnt, verläuft und schließt
Ganz so, wie „Parlament“, nur ist
Die Sechs — anstatt Parlamentler —
Hier stets Reichskanzler-Amtsinhaber.
[illegible]
[illegible]
Und wenn sie selbst von ungefähr,
Dem gilt sie allemal für leer.
Der „Kanzler“ aber darf mit ihr
Manipulieren nach Plaisir;
Auch darf er stets das Wort ergreifen,
Um seinen Gegner abzuschleifen.
Nur muß er ihn in diesem Fall
Auch übertrumpfen allemal.
Gelingt ihm dies, darf er versetzen
Des Gegners Augen mit den seinen;
Doch übertrumpft er nicht, so kann
Dasselbe thun sein Vordermann.
„Schikane“*) sind, wie selbstverständlich,
Auf beiden Seiten [illegible].
[illegible]
[illegible] „Parlament“ erklärt;
Der Schwächste [illegible] zum Schluß [illegible]
[illegible]

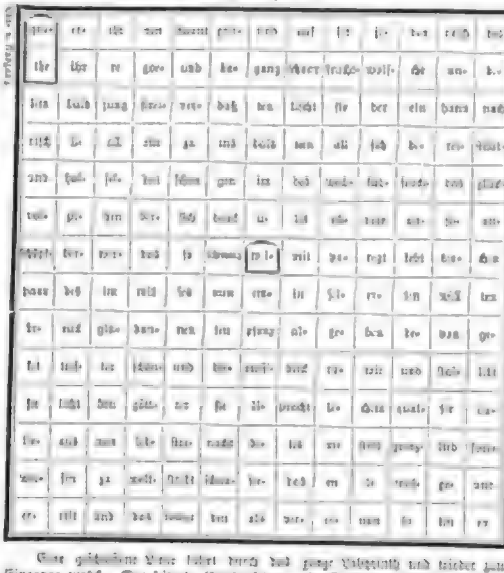
Beispiel.

A [illegible] 2 — 10 die Sechs zählt nicht. 2. Wurf: 4, 5, 5 = 14. 3. Wurf: 1, 1, 2, zählt nicht. A schreibt 24.

Kanzler ergreift das Wort, weil die Wahrscheinlichkeit, den [illegible] Gegner zu übertrumpfen, sehr groß ist, und wirft: 2, 2, 3. [illegible] 2 und 3 wird durch Zujählung 1 + 6 = 7; 2 + 5 = 12. 2. Wurf: 2, 5, 6. 2 umgesetzt = 4 + 5 + 6 = 15. 3. Wurf: 1, 4, 4, 1 umgesetzt = 6; 6 + 4 + 4 = 14, zusammen 41. Der Kanzler schreibt 41 + 24 (die Augenzahl des A) = 65.

*) Vergl. Notiz zu dem Würfelspiele „Parlament“ in Nro. 7, Seite 158.

Labyrinth-Rätsel.



Eine [illegible] Linie führt durch das ganze Labyrinth und wieder zum Eingange zurück. Der leitende Ariadnefaden, ein Goethe'sches Gedicht, ist durch Knoten (Silben) in gleichmäßige Abschnitte eingeteilt, welche durch Aufzählen der Silben gefunden werden.

Bilderrätsel.

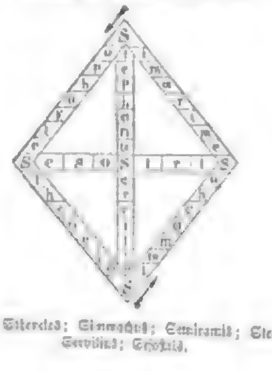


Rätselhaftes „Rühr-Ei“.

Lath, Sauen, Bel, Alk, Erin

In jedes der obigen fünf Wörter thue man ein „Ei“ und rühre dasselbe richtig mit den Lettern derselben zusammen. [illegible] man dann fünf neue Wörter, deren Anfangsbuchstaben, der Reihe nach gelesen, eine deutsche Universitätsstadt nennen. Die zu erhaltenden Wörter haben folgende Bedeutung: 1) Deutscher Schriftsteller und Dramaturg; 2) Insekten; 3) Der irdische Abglanz göttlicher Vollkommenheit [illegible]; 4) [illegible]; 5) [illegible].

Auflösung des Füllrätsels Seite 137:



Sebaldus; Silvester; Simeon; Semiramis; Stephanus; Servilius; Sophokles.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 138:

Jede Gefahr erkennt einen kühnen Gebieter an, er heißt Mut.

In der soeben ausgegebenen Nummer 5
des siebenzehnten Jahrgangs der
„Deutschen Romanbibliothek“
zu „Ueber Land und Meer“
hat [illegible]

Im Bann der Irredenta.
Roman von
Oskar Meding (Gregor Samarow).

Im das Abonnement auf die „Deutsche Romanbibliothek“ [illegible] nur 2 Mark vierteljährlich, in 14tägigen Heften nur 35 Pfennig pro Heft) kann jederzeit eingetreten werden, und zwar geschieht dies am besten bei derselben Buchhandlung oder Postanstalt, von welcher man „Ueber Land und Meer“ bezieht.

Die bereits erschienenen Nummern oder Hefte des Jahrgangs werden neu eintretenden Abonnenten [illegible] nachgeliefert.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
Deutsche Verlags-Anstalt.

Briefmappe.

[illegible]

Lange jährige Abonnentin in Brüssel. [illegible]

[illegible]

Gesundheitspflege.

[illegible]

A. G. K. Das von Dr. Weigert angegebene Verfahren die Schwindsucht ... [illegible] ... zu heilen ... [illegible]

[illegible]

Dr. [illegible]

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" SW., Charlottenstr. 111.
[illegible]: Moriz Necht [illegible]
[illegible]: Fritz Schwarz, Redakteur des „Journal für Alle" [illegible] 22.

Inhalts-Uebersicht.

Text: [illegible] — Das neue Oberhaupt der nordamerikanischen Republik und sein Stellvertreter. — [illegible] — Der König Johann-Strasse in Dresden. — Literatur. — Schach. — Rösselsprung. — Astronomie. — [illegible] — Krone und Marine im Dienste des Schiffes, von C. M. [illegible]. — Ein [illegible] Schreibzeug [illegible] — Erwartung des Schicksals. — [illegible] Denkmal auf Kaiser Wilhelm II. [illegible] — [illegible] — Neue Bücher und Schriften. — [illegible] — Räthsel: [illegible]-Räthsel; [illegible]; Auflösung des [illegible]-Räthsels Seite 135, Auflösung des [illegible] Seite 135. — Briefmappe.

Illustrationen: Jenseits des Grabes, drei Originalzeichnungen von F. [illegible] — Rückerinnerung, Gemälde von Heinrich [illegible]. — Die [illegible], Gemälde von [illegible]. — In Erwartung des Schicksals, Gemälde von A. [illegible]. — Benjamin Harrison, der neue Präsident, und Levi P. Morton, der neue Vicepräsident der nordamerikanischen Republik. — Das [illegible] — Die König Johann-Strasse in Dresden. [illegible] — [illegible] — Kinderbilder aus [illegible]. Originalzeichnung von Arthur Wanjura. — Die [illegible] — Die goldene Denkmünze auf Kaiser Wilhelms II. Romfahrt.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

In unserem Verlage wird demnächst erscheinen:

Die Gred.

Roman aus dem alten Nürnberg

von

Georg Ebers.

2 Bände. Preis geheftet in illustrirtem Umschlag 10 Mark, in feinsten Original-Einband 12 Mark.

Dieser neue Roman von Georg Ebers führt den Leser nicht, wie [illegible], in das alte Aegypten, sondern [illegible] in Nürnberg. Ein Familienroman in des Wortes voller und guter Bedeutung ist diese „Gred", und die Gred (Margaretha) Schopperin eine Gestalt, die jedes Deutschen, namentlich der Frauen und Mädchen, Freundin und Liebling zu werden verdient. Der Verfasser bietet hier ein Werk, welches Geist und Herz befriedigt und für die langen Winterabende reichhaltigsten Genuß gewähren wird.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Der Bazar.

Illustrirte Damen- und Modenzeitung.

Vierteljährlich 12 Wochen-Nummern. Preis 2 ℳ 50 ₰

Inhalt der Nummern 43 und 44:

Moden: [illegible] — Handarbeiten: [illegible]

Hiezu doppelseitiger Schnittmusterbogen.

Unterhaltung: [illegible] — Illustrationen: [illegible]

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Anzeigen

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse, Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes, in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, [illegible], München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 50 ₰ Reichswährung.

Stuttgart. Wie bekannt, wurde kürzlich aus Anlaß des Kaiserbesuches in Stuttgart, bei der Festtafel im königlichen Schlosse, deutscher Schaumwein, Marke „Kessler" gereicht. Seine Majestät der Kaiser sprach sich über den Wein sehr lobend aus und ich [illegible] dessen Se. Maj. der König von Württemberg veranlaßt, Sr. Maj. dem deutschen Kaiser dieser Tage nach Berlin eine Sendung [illegible] Wein von der Firma G. C. Keßler & Cie. in Eßlingen, älteste deutsche Schaumweinfabrik, gegründet 1826, zum Willkommengruß nach der Rückkehr zugehen zu lassen. [illegible] die Thatsache erwähnt, daß sich an die früheren Auszeichnungen [illegible]

Als ein weiterer Beweis, welcher Beliebtheit sich der Keßler'sche Schaumwein in den [illegible] Kreisen erfreut, sei ferner [illegible] dieser Firma neuerdings auch die Bestellung des [illegible] [illegible] Herzogs von [illegible] [illegible] hat.



Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und
Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien
Prospekte versendet:
Bremen.
Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.

„Wir kennen keine [illegible] Erfolg [illegible]
[illegible]
Steinacker Verlag, Leipzig.

„Liederquell".
251 [illegible]
[illegible]

Unübertreffliche Neuheit!
Clarabella.



Clarabella-Mignon [illegible]
Preis Mk. 25, inkl. 6 Etuis. [illegible]

C. W. Möller [illegible] Berlin



[illegible]

Stottern
heilt [illegible] Denhardt [illegible] in Burgsteinfurt [illegible]

Kranken-Fahrstühle
[illegible]

Wollstoffersatz.
[illegible]
Mechanische Weberei Th. Zimmermann, Gnadenfrei in Schlesien.

Dringende Bitte an alle Eltern,



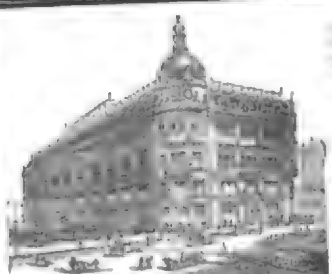
[illegible] den Steinbaukasten [illegible]
F. Ad. Richter & Cie., Rudolstadt, Wien, Olten, London, New-York.

PEGLI

Winterkurort bei Genua.
[illegible] Meerbäder
GRAND HÔTEL de la MÉDITERRANÉE.
[illegible]

PEGLI

[illegible]
Pensionspreise 7—12 Frcs.
Succursalen:
Hôtel Bürgenstock bei Luzern.
Hôtel de l'Europe in Luzern.
Besitzer: Bucher-Durrer.



Das hier abgebildete [illegible] Hauses Aug. Polich.
In Deutschland einzig in seiner Art!
Bei jedem [illegible]

Das Geschäftshaus für Damen-Moden
[illegible]
Aug. Polich in Leipzig
[illegible] Baumwollen [illegible] Damen-Kleiderstoffe [illegible]
und Leinen-Waaren [illegible] Aussteuer in allen Preislagen,
fertige Wäsche und [illegible]
Costüme, Damen- und Kinder-Confection [illegible]



Auflage 250 000. Bei wiederholter Insertion entsprechender Rabatt.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Vierteljährlich nur 1 Mk. 50 Pf. Probenummern gratis und franco durch die Expedition in Berlin SW. 68, Lindenstr. 69.

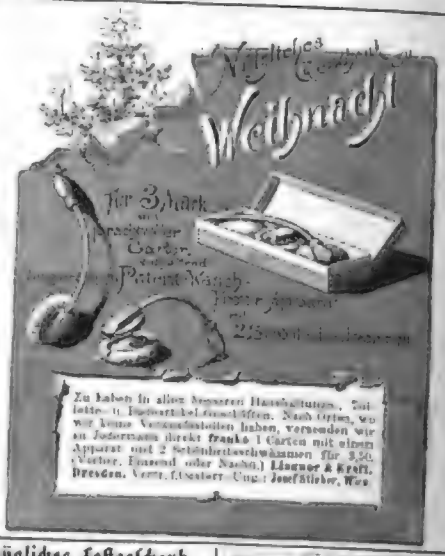
Jährlich erscheinen:
24 Nummern mit Toilette- und Handarbeitsbeilagen, enthaltend gegen 2000 Abbildungen und Original-Schnitte mit Erläuterung, sowie
12 Beilagen mit etwa 300 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Wäsche und Handarbeit, Namens-Stickereien etc.
Abonnement nimmt jederzeit entgegen sämmtliche bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Ältere Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W., Lützower Str. 39; Wien I., Operngasse 6.

Guter Rat ist Goldes wert!

Der Inhalt dieses Buches kann nur bestens empfohlen werden. Es ist ein Ratgeber in Krankheitsfällen, wie kaum ein zweites. Jedem Leidenden sei es warm ans Herz gelegt, sich dieses Buch zu verschaffen, es wird ihm sicher gute Dienste leisten. Es ist betitelt: „Der Naturarzt". In verständlicher Weise wird darin der Laie belehrt, wie er sich selbst in allen Krankheitsfällen zu behandeln hat, um sich schnell und sicher Heilung zu verschaffen. Das Buch ist in 25. Auflage erschienen und kostet nur 3 Mk. Es ist zu beziehen durch jede gute Buchhandlung, oder direkt von der Verlagsanstalt Otto Purfürst, Berlin SW. 68, Lindenstr. 69.

Illustr. Briefmarkenzeitung gratis! Gute Briefmarken billigst! 1 Brasilien 10 Pf., 10 Mexiko 20 Pf., 4 Canada 20 Pf., 4 Cuba 20 Pf., 4 Jamaica 20 Pf., 4 Portugal 20 Pf., 4 Peru 20 Pf., 4 Bolivia 20 Pf., 4 Venezuela 20 Pf., 4 Transvaal 20 Pf., 4 Neu-Süd-Wales 20 Pf., 4 Victoria 20 Pf., 4 Queensland 20 Pf., 4 Tasmania 20 Pf., 4 Neu-Seeland 20 Pf., 4 Cap 20 Pf., 4 Natal 20 Pf., 4 Ceylon 20 Pf., 4 Indien 20 Pf., 4 Straits 20 Pf., 4 Labuan 20 Pf., 4 Hongkong 20 Pf., 4 Japan 20 Pf., 4 Persien 20 Pf., 4 Türkei 20 Pf., 4 Egypten 20 Pf., 4 Tunis 20 Pf., 4 Algier 20 Pf., alles verschiedene. Ernst Hatz, Berlin S. — 24.

Erfolg durch Annoncen erzielt man nur, wenn die Annoncen zweckmäßig abgefaßt und insbesondere geschäftsmännisch angeordnet sind, ferner die richtige Wahl der geeigneten Zeitungen getroffen wird. Um dies zu erreichen, wende man sich an die Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse;** von dieser Firma werden bis zur Erzielung eines Erfolges erforderlichen Auskünfte kostenfrei erteilt, sowie Insertionsentwürfe zur Ansicht geliefert. Berechnet werden lediglich die Original-Zeilenpreise der Zeitungen unter Bewilligung höchster Rabatte bei größeren Aufträgen, so daß durch Benutzung dieses Institutes neben den sonstigen großen Vorteilen eine Ersparnis an Insertionskosten erreicht wird.





Hochfein. Neuheit. Gesetzl. geschützt.
Zur Heilung eines Gesichts-Fehlers, rothes Gesichtsfarben, Pusteln, Finnen, Comedonen und Mitesser, Blutmangelfarben u. auch als Nachtlampe.
Reflectirend Tageslichtwirkung.
Carl Gust. Löwe & Co., Berlin W.,
Unter d. Linden 17.
Illustr. Katalog unserer Kunst. Gesundheits-Artikel gratis.
Spezialität: Gesundheits-Toiletten-Artikel, Glas- u. Figuren Herstellung vorzüglicher Ofen-Waschen und -Ofen.

OPTIKERN empfehlen wir bestens Auswahl elektrisch. Apparate unserem neuesten grossen Katalog m. 80 S. Text u. ca. 300 Abbildungen zur gefälligen Benützung.
REINIGER, GEBBERT & SCHALL, ERLANGEN i. B. Universitäts-Mechaniker.

INSTRUMENTENMACHERN empfehlen wir bestens Auswahl elektrisch. Apparate unserem neuesten grossen Katalog m. 80 S. Text u. ca. 300 Abbildungen zur gefälligen Benützung.
REINIGER, GEBBERT & SCHALL, ERLANGEN i. B. Universitäts-Mechaniker.



Christbaumschmuck,
Cotillon- und Carneval-Artikel,
Cartonnagen, Attrapen,
Künstliche Pflanzen
empfiehlt die Fabrik von
Gelbke & Benedictus, Dresden.

Vorzügliches Festgeschenk.



Patent-Kinderpulte
für häusliche
Schularbeiten.
Zur Verwendung von Naturaliensammlungen, Kurzschrift und beim Schalten, und orgl. Besteckt kostenfrei, gewünschtenfalls für Kinder v. 6—16 Jahren, verstellbar. Prosp. gratis. Referenzen gratis.
A. Lickroth & Co., Brandenburg (Havel).
A. Simon & Co., Berlin, Holzlerstr.
A. Lickroth & Co., Schulmöbelfabrik, Dresden.
Ferner zu haben bei:
Otto Wilkelind, Schulmöbel in Hannover.

Verlag v. W. F. Voigt in Weimar.

Einblicke
durch
Fenster, Thür und Dach
in das Innere des Menschen.
Eine Quintessenz der Beobachtungen und Forschungen eines Lavater, Gall, Spurzheim, Roger, Carus u. a. m. über Physiognomik, Schädellehre, Mimik, Blick und Augen, Deutung und Benutzung des Bartes, Stimme, Gang, Kleidung; Mimik; Deutung und Anwendung der Handlinien; Chirologie rc.
Dritte Auflage,
vollständig neubearbeitet und vermehrt von
Friedrich Seidel.
Mit 14 Tafeln Abbildungen.
gr. 8. 2 Mark.
Vorräthig in allen Buchhandlungen.



PRAG, Böhmen, Zeltnergasse Nr. 15.
Echter
böhmischer Granatenschmuck.
Reich illustrirte Preiscourante gratis auf franco.
Zollfreier Versandt ab Filiale in Berlin.
W. Friedrichstrasse Nr. 173.

E. Krauss & Co., Leipzig, Plagwitzerstr. 33.
Fabrik optischer Instrumente. Paris, Aven. d. l. Republ. **London,** Haymarket 60. **St. Petersburg,** Moika 40. **Mailand,** via filo drammatici 7.
Empfehlen folgende Specialitäten. Vorzüglichste Qualität garantirt! Nachnahme oder Vorauszahlung! Umtausch gestattet.
Illustrirte Preiscouranto umsonst und postfrei.



No. II. Vorzügliches Weckentaschen-Glas (für Theater, Reise, Jagd, Militär).
Liliput leistet mir vorzügliche Dienste, auf der Jagd wie vor Hirschen in Station beim Manöver, wo ich ihn sehr empfehlen kann. Oberst, am 12. Mai 1888.
gez. von Schachtmeyer, General der Infanterie.



No. XX. Elegantes gediegenes Special-Opernglas
in schwarzem Leder M. 10.—
in Elfenbein 17.50
in Perlmutter . . . 24.—
in Aluminium . . . 12.—



No. I. Universal-Doppelfernrohr „Argus" für Theater, Reise, Jagd, Militär, Mk. 14.50.
„Wir benützen Ihren guten, über an unsere Mitglieder gelieferten „Argus" Feldstecher, um zu jeder Beziehung praktisch und vorzüglich befunden sind!
L.-G. Alpenverein-Section Wallheim-Mornau per Windstossen, Kreuzl Bezirks-Vorsitzender.



No. III. Vorschriftsmässiges deutsches Armee-Doppelfernrohr. Mod. 88.
Ausgezeichneter Feldstecher, zeichnet sich durch grosse Schärfe und handliche Form aus.



No. II. Photograph. Dilettanten-Apparat „Tandem"
M. 20—30—40—60—80—100 rc., mit welchem ein jeder ohne Vorkenntnisse vorzügliche Aufnahmen erzeugen kann. Illustrirte Preis-Verzeichnisse gratis und franco durch jede Photographische Handlung, Spezial-Preis-Verzeichnisse, Abbildung u. Photogr. Handbuch.



Mikroskop.
No. I m. Objektiv M. 8.
No. II . . . M. 8.
No. III . . . M. 31.7



No. 113. Universal-Taschen-Mikroskop mit Lupe M. 6. Lin. Vergr. 50—70fach, Flächen-Vergr. 2500—4900fach. Interessantes, lehrreiches, nützliches Geschenk.



Reisszeuge
in allen Zusammenstellungen, nur in solidester Qualität für Architekten, Ingenieure, Techniker, Schüler etc.



Taschen-Barometer
in allen Ausführungen (stilgerecht) mit garantirten Werken von
M. 10 an.

Neueste u. beste Schulen.

Cellaschule v. H. Ehrlenfeld, 2 T. geb. 4.2—
Clarinettschule v. E. Kosterer, 3 T. geb. 10.—
„ Clarinettschule, Grosse, von Louis Kember, m. 311 Textst. Meisterwerk der modernen Pädagogen. 3 T. geb. 4.2—
Cornettschule, deutsch, von Schantl 4.1—
Cornettschule, deutsch, von Franosch 4.7—
Contrabassschule v. A. F. Bergmann, 2 T. geb. 4.2—
Flötenschule v. Joh. Kohler, 2 T. geb. 4.2—
Harmonikaschule von J. G. Schmidt 1.—
Harmoniumschule von A. Mennicke, cart. m. Orgelregister, 2 Teile, geb. 4.2—
Harmonielehre v. J. Lewandowski, fein geb. 3.—
Handharmonikaschule v. E. Kahlen, 1 T. geb. 1.—
Melodielehre von A. Hermann, kart. geb. 2.—
Sänger 1/6 von E. Neusser . . . —.50
Violinschule v. A. F. Bergmann, 3 T. geb. 4.2—
Zitherschule, Wiener v. Meyer, 1 T. geb. 2.—
Der kleine Rademacher, für junge Flötisten 30 neueste u. beliebte, klass. u. mod. Stücke, 100 Seiten, m. Fingersatz von P. Rademacher, Preis kart. 3.— Einzige Ausg. geb. 2.—
Verlag v. Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig



Natur-Nachahmungen
als Zimmerschmuck

für Vasen, an Bildern u. Spiegeln, auf Paneelen ꝛc.

Apfelzweige, Stück Mk. 1.—, 1.75, 2.50, 3 .—
Rothdorn, Stück Mk. 1.75, 2.50, 4 —
Hedrenrose, Stück Mk. 1.50, 2.25, 3.50,
Kirsche, Stück Mk. 1.75, 2.50, 4 —

je nach Größe und Breite der Zweige.

Genaueste Nachahmung in Stoff-Blättern und Blüthen an Natur-Zweigen.

Ohne Abbildung stellt ein **Weintrauben-Bouquet** vor, Blätter von Stoff, Trauben von Glas, Reife natürlich.

Bouquet, ca. 50 cm hoch, Stück Mk. 4.50,
Eichenlaubguirlande, 65 cm hoch, Mk. 3.50, 4 Meter Mk. 8.—
dann Verpackung und Porto Mk. 1.—

Schöner Schmuck für jedes Zimmer, Speisesalon etc.

Man verlange Weihnachts-Katalog gratis und franko, der eine Fülle von Geschenken enthält.

J. C. Schmidt, Hof-Lieferant **Erfurt.**

Enorme Preisherabsetzung!
Unser ganze Colossale
Bibliothek für 30 Mark.

1) Schiller's Werke, 12 Bände.
2) Goethe's Werke, 16 Bände.
3) Uhland's Werke, 6 Bände.
4) Körner's Werke in 1 Bande.
5) Shakespeare's Werke, 12 Bd.
6) Lessing's Werke, 3 Bde.
7) Herder's Werke, 3 Bde.
8) Jean Paul's Werke, 8 Bde.
9) Schiller's Leben, Briefe, Gedichte, 2 Bde.
10) Goethe's Leben, Briefe, Gedichte, 2 Bde.

Alle 10 enthalten vorzügliche Werke in schönem, großem Format u. in den persönlichen Ansichten gesammelt.

für nur 30 Mark!

Liefert unter Garantie der neu u. schönen
Schaar Suhse's Buchhandlung,
Berlin S., Prinzenstr. 54.
Gratis und franco. Illustrirte Prospecte über Bibliotheken, Prachtwerke, Klassiker, Lexika, Atlanten, Musikalien, Jugendschriften, Spiele, Uhren, Photographien, Bestecke, Portemonnaies, Cigarren, Cigaretten, Pfeifen, Spazierstöcke, Regenschirme, Reisekoffer, Damentaschen, Cassetten, Schreibmappen, Briefpapier, Visitenkarten, Poesiealbums, Schreibzeuge, Lampen, Vasen, Bilder, Rahmen, Spiegel, Photographie-Alben, Musikinstrumente, Saiten, Noten, Gesangbücher, Gebetbücher, Bibeln, Kalender, Cartonnagen, Papeterien, Schreibmaterialien, Comptoirbedarf, Contobücher, Couverts, Briefbogen, Stempel, Siegellack, Petschafte, Stempelfarben, Tuschkasten, Malbücher, Malvorlagen, Malutensilien, Zeichenmappen, Zeichenpapier, Zeichenutensilien, Reißzeuge, Reißbretter, Reißschienen, Reißfedern, Reißstifte, Reißkohle, Reißgummi, Reißbrettstifte, Reißbrettnägel, Reißbrettzwecken, Reißbrettklammern, Reißbrettschrauben, Reißbrettscharniere, Reißbrettgriffe, Reißbrettfüße, Reißbrettbeine, Reißbrettplatten, Reißbrettrahmen, Reißbrettdeckel, Reißbrettkasten, Reißbrettschloss, Reißbrettschlüssel, Reißbrettriegel, Reißbrettbolzen, Reißbrettstangen, Reißbrettrohre, Reißbrettröhren, Reißbrettkanäle, Reißbrettrinnen, Reißbrettgräben, Reißbrettwälle, Reißbrettmauern, Reißbrettdämme, Reißbrettdeiche, Reißbrettufer, Reißbrettküsten, Reißbrettstrände, Reißbrettmeere, Reißbrettozeane, Reißbrettinseln, Reißbrettkontinente, Reißbrettplaneten, Reißbrettsonnen, Reißbrettmonde, Reißbrettsterne, Reißbrettkometen, Reißbrettmeteore, Reißbrettsternschnuppen, Reißbrettgalaxien, Reißbrettnebelflecken, Reißbrettmilchstraßen, Reißbrettuniversen, Reißbrettkosmos, Reißbrettchaos, Reißbrettnichts.

Die Lieder der Mormonin.
Diese hochinteressante Dichtung zur Zeit erregen Sie Aufsehen bei **Hermann Hartleben, Leipzig,** in 3. Auflage **in prachtvoller Ausstattung.**
Der hochpoetischen Kraft Gustavs und Sympathie bewegtem Herz entströmen als ganz originell und hinreißend wie als künstlerisch vollendete Dichtung für Liebhaber-Ausgaben besonders geeignet. Preis 4 M.
Ansichtssendungen und Prospecte durch die Buchhandlungen gratis und franko.

Methode Gaspey-Otto-Sauer
zur Erlernung der neueren Sprachen.
Das Wesentliche dieser Methode besteht in einer gleichmäßigen Vereinigung von Theorie und Praxis, in dem klaren wissenschaftlichen Systeme der regelmäßigen Grammatik, verbunden mit praktischen Sprechübungen, in der consequenten Durchführung der hier zum ersten Mal aufgestellten Anweisung, den Schüler die fremde Sprache wirklich sprechen und schreiben zu lehren. Die neuen Auflagen werden sorgfältig revidirt und verbessert.
Soeben sind erschienen:

Neu.

Kleine **niederländische Sprachlehre** z. Selbstunterricht bearbeitet v. T. G. G. Valette, Lehrer am Gymnasium u. der Königl. Realschule in Gouda (Niederlande). 80 Geb. in Lwd. ℳ 1. 80.

Kleine **spanische Sprachlehre,** besonders für den Gebrauch in Schulen, wie auch für den Selbstunterricht von C. M. Sauer, k. k. Regierungsrat, Direktor der Handelshochschule, »Stiftung Revoltella« in Triest, und H. Runge, Lehrer d. neueren Sprachen in Koblenz. 80 Geb. in Lwd. ℳ 1. 80.

Schulwörterbuch spanisch-deutsch und deutsch-spanisch nebst einer Grammatik von C. M. Sauer, k. k. Regierungsrat etc. und W. A. Roth, Lehrer der span. Sprache an der höheren Handelsschule in Stuttgart. 80 kart. ℳ 1. 60.
Nur für Lehrer und zum Selbstunterricht!

Neue Auflagen.

Kleine **italienische Sprachlehre,** bearbeitet nach dem Plane der italienischen Konversations-Grammatik von C. M. Sauer, k. k. Regierungsrat etc. 4. Aufl. 80 Geb. in Lwd. ℳ 1. 80.

Französisches Lesebuch für den unteren u. mittleren Klassen der Gymnasien und höheren Bürgerschulen. Mit einem ausführlichen [illegible] von L. Süpfle. Verbessert von Prof. Dr. A. Maurer in Konstanz. 9. Aufl. 80 Geb. in Lwd. ℳ 2. 80.

[illegible] **Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch, Italienisch, Portugiesisch, Russisch, Spanisch.**

In beziehen von allen Buchhandlungen und gegen Einsendung des Betrags von **Julius Groos' Verlag in Heidelberg.**

Große Preisherabsetzung
der brillantesten Prachtwerke.
Garantie für complet, neu und fehlerfrei.

Riepert's größter Handatlas der Erde und des Himmels.
In 144 Blättern über 72 Textseiten in Kupferdruck mit Farbendruck und Reliefs. Riepert's Universal-Handatlas-Journal. 72 Cartt. bezw. 60 Cartt. hoch. Neueste 18. Auflage 1886. In vielen Fachkreisen für den Gebrauch in Deutschland und Deutschen gegeben alle anderen Atlanten und erhielt auf Weltausstellungen den Ersten Preis. Das neueste Prachtwerk der exakten Erdkunde, welches in dem Capitel nur 50 ℳ noch ist angeschafft werden ist.

Goethe's Faust. Illustrirte Quart-Prachtausgabe
von Retzsch. In pompösem reichen Prachtbande mit Goldschnitt nur 5 ℳ!!

Die Meisterwerke der Aquarell-Malerei:
Sammlung Berühmter Aquarelle
Gemälde alter und neuer Meister
in Aquarellfarbendruck mit Text. Großfol. Folio-Format in prachtvollem, eleganten Prachtmappe. Ankauf des früheren Ladenpreises von 90 ℳ nur 25 ℳ
Reichhaltiges Verzeichniß der Meisterwerke, deren Ladenpreise fast das Vierfache betragen!

Gustav Doré, Ariost's rasender Roland.
Text von Paul Heyse u. Kurz. Mit ca. 600 Illustrationen. Folio-Prachtwerk ersten Ranges. In 2 pompösen Prachtlederbänden mit Goldschnitt (Ladenpreis 150 ℳ) nur 45 ℳ

Die vier Evangelien. Mit 132 Radirungen von Alex. Bida.
Vier Bände in Großfolio in Original-Prachtleinenbänden (Ladenpreis 300 ℳ) nur 60 ℳ. Vornehmstes Kunstwerk ersten Ranges — unübertroffen bei bedeutender künstlerischer Vollendung der letzten Jahre — wird nur noch kurze Zeit zu so unglaublich billigem Preise geliefert sein.

Pecht und Bambergs Goethe-Galerie in 50!! Stahlstichen.
Mit erläuterndem Text von Pecht. Brillantester Ausstattung in Text und Bilder. Neueste Auflage in reichem, reichvergoldetem Prachtbande mit Goldschnitt nur 6 ℳ 50 ₰

Pecht und Bambergs Schiller-Galerie in 50!! Stahlstichen.
Mit erläuterndem Text von Pecht. Brillantester Ausstattung in Text und Bilder. Neueste Auflage in reichem, reichvergoldetem Prachtbande mit Goldschnitt nur 6 ℳ 50 ₰

Scherffels Ekkehard. Folio-Prachtwerk.
Illustrirtes Heft in photographischem unverwüstlichem Lichtdruck, ausgeführt in der hervorragendsten deutschen Kunstanstalt. In reich, reliefgepreßter Prachtleinenband-Klappe. ursprünglicher Ladenpreis 15 ℳ nur 6 ℳ!!

Die Berliner Gemälde-Galerie in ihren Meisterwerken in 40 Blättern.
(Menzel, Knaus, Gussow, Meyerheim, Defregger, Anders, Lindau u. s.)
Nach den Originalen in Lichtdruck-Vervielfältigungen ausgeführt in der hervorragendsten deutschen Kunstanstalt. In Carton-Mappe. In elegantem Prachtleinen-Band-Kasten nur 3 ℳ.

Die Dresdener Gemälde-Galerie in ihren Meisterwerken in 50 Blättern.
Nach den Originalen in Lichtdruck-Vervielfältigungen. In Carton-Mappe. In [illegible] nur 7 ℳ.

Das neue Buch der Welt.
Größtes illustrirtes Familienwerk. Die vollständig neueste Auflage mit ca. 1100 Seiten Text und über 72 feinen Kunstbeilagen. In 2 eleganten Original-Einbänden nur 13 ℳ.

Fritz Reuters Hanne Nüte. Große illustrirte Prachtausgabe
mit 20 Illustrationen von Speckter. In hochelegantem Gold-Prachteinband (Ladenpreis [illegible]) nur 4 ℳ 50 ₰!!

Ludwig Bunds Lieder der Heimat.
Sammlung der vorzüglichsten Dichtungen im Liederschatz deutscher Herzen. Mit über 200 prachtvollen Illustrationen und großen farbigen Bildern nach Prof. Thumann und [illegible] Prachtband mit Goldschnitt nur 9 ℳ.

Großer Musterschatz von Handarbeiten
für Strickerei, Applikation und Phantasie-Arbeiten. Illustrirtes Folio-Prachtwerk. [illegible] Ladenpreis 10 ℳ nur 6 ℳ 75 ₰.

Expedition erfolgt gegen Postnachnahme oder gegen frankirte Einsendung des Betrags.

Vollständige Kataloge unserer großen Büchervorräte gratis.

Rudolphische Exportbuchhandlung in Hamburg.

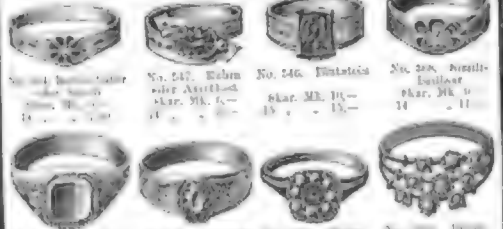
---

101 NEUE FABELN
Herausgegeben von
Frida Schanz.
Illustrirt von **Jenny Nyman.**
Gebunden 4 Mark.

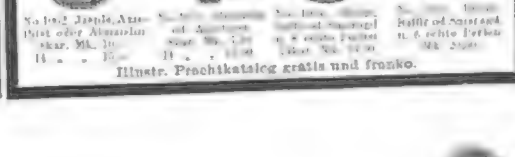
EIN MANN AUS WORT.
Illustrirt von **Hermann Vogel.**
Gebunden 6 Mark.

Ausführl. Kataloge gratis. Beiden gemein ist, daß sie durch jede Buchhandlung [illegible] durch die Verlagshandlung **Andreas Abel in Leipzig,** Königsstraße.

Versand-Geschäft. — Bijouterie-Fabrik.
Max Grünbaum, Berlin W., Friedrichstr. 194.
Massiv goldene Ringe mit gesetzlichem Gold-Gehalt.



No. 247. Rubin oder Amethyst 8kar. Mk. 5.— 14 " " 6.—
No. 246. Türkis 8kar. Mk. 10.— 14 " " 15.—
No. 248. Brillant-Solitair 8kar. Mk. 9 14 " 11



No. [illegible] Rubin, Amethyst oder Alexandrit 8kar. Mk. 10 14 " " 15.—
[illegible] 8kar. Mk. 7.50 14 " " 11.—
[illegible] 8kar. Mk. 12.— 14 " " 18.—
Massiv goldener Siegelring mit [illegible] 8kar. Mk. 14.— 14 " " 21.—
Massiv goldener Ring mit [illegible] 8kar. Mk. 9.— 14 " " 13.50
Massiv goldener Ring mit [illegible] 8kar. Mk. 12.— 14 " " 18.—
Massiv goldener Ring mit [illegible] 8kar. Mk. 14.— 14 " " 21.—
Massiv goldener Ring mit [illegible] 8kar. Mk. 16.— 14 " " 24.—
Massiv goldener Ring mit [illegible] 8kar. Mk. 18.— 14 " " 27.—
Massiv goldener Ring mit [illegible] 8kar. Mk. 20.— 14 " " 30.—
Massiv goldener Ring mit [illegible] 8kar. Mk. 22.— 14 " " 33.—
Massiv goldener Ring mit [illegible] 8kar. Mk. 24.— 14 " " 36.—
Massiv goldener Ring mit [illegible] 8kar. Mk. 26.— 14 " " 39.—
Massiv goldener Ring mit [illegible] 8kar. Mk. 28.— 14 " " 42.—
Massiv goldener Ring mit [illegible] 8kar. Mk. 30.— 14 " " 45.—

Illustr. Prachtkatalog gratis und franko.

Neueste illustrirte Briefmarken-Albums
in 15 Bl. 1 M., 3, 6, 7, 50, 9, 9, 15 und 21 ℳ.
Alle Briefmarken kann man auch in beziehen durch jede gute Buchhandlungen.
Alwin Zschiesche, Leipzig und Naumburg a. d. S.

Es lohnt sich für jede Familie bei [illegible] einen Versuch
Spielwaaren
— und praktische Geschenke —
direkt aus Nürnberg
Vollständig & reich illustr. **Preisbuch** 112 ca. 2000 Nummern wird gratis und franko versandt
Carl Quehl, Spielwaarenfabrik, **Nürnberg.**
Erstes & renommirtestes Spezialitätenversandhaus, besteht seit 1855.
Der kleinste Auftrag wird sorgfältig erledigt.



Gelbke & Benedictus Dresden

Malutensilien für Porzellan-, Glas-, Oel-, Aquarell-, Majolika-, Bronze-, Gobelin-, Chromo-, Pastellmalerei etc.
Müller & Hennig, Künstlerfarben-Manufaktur. **Dresden.**

Chemnitzer Turn- und Feuerwehr-Geräte-Fabrik von Julius Dietrich & Hannak

in Chemnitz in Sachsen

Dr. Schreber'sche

Zimmer-Turnapparate, stellbare Haus-Schulbänke.





Billige Preise. Prospekte gratis.

Zum Bemalen etc.

Chromo-Malerei.

C. Knoblauch, Heidelberg.

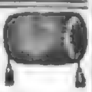
PATENTE besorgt **RICHARD LÜDERS**, GÖRLITZ.

Chem. Tinten von Dr. Fikentscher, Buhn a. Rh.

Zuschneid-Scheere



Muffe



Hase, Bisam, Opossum

Joh. Heinr. Helberger, Frankfurt a. M., Römerberg 30. 32. 34. 36. 38.

Buckskins, Kammgarne, Cheviots. **Herm. Friedr. Schultz**, Cottbus.

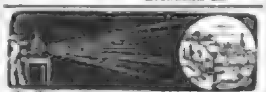
BUCHHALTER Prospecte und Probe gratis. Berlin SW.

Zauber-

Weihnachts-Geschenke, Zauberkasten, Laterna-magica. **Wilh. Bethge, Magdeburg.**

Emil Mühlenpfordt, Hamburg. Import von Japan-Waren, Japan-Kunstsachen und Japan-Abzeichnungen.

Nebelbilder und Apparate,



Stereoskope und Bilder,

Nebelbilder-Apparate und Bilder, Laterna magicas, Wundercameras, Dampfmaschinen

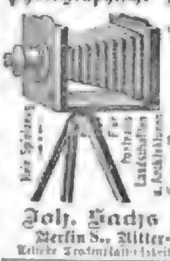
Photographische Apparate

C. Eckenrath, Berlin W., Charlottenstrasse 29.



Wundercamera, Laterna magica eigener Fabrik.

Photographische Apparate.



Touristen-Apparat

Joh. Sachs & Co., Berlin S., Ritter-Str. 88.

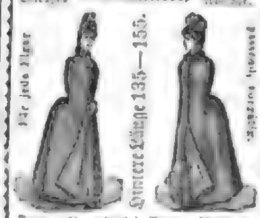
Solide Buckskins, das Meter von M. 2.50 ab, versendet auch an Private. Muster frei. **Bruno Frensel, Cottbus.**

Julius Nawratzki

BERLIN C., Jerusalemerstr. 15.

Damen-Mäntel-Fabrik und Pelzwaaren-Confection

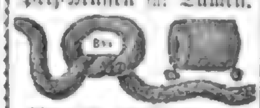
Radmäntel.



Jaquets „Alexandra" / Façon „Victoria"

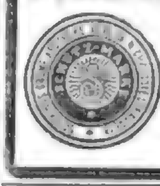
Pelz-Mäntel

Pelz-Muffen für Damen.



Neu! **Boa's von Federn!**

SCHERING's PEPSIN-ESSENZ



nach Vorschrift von Dr. Oscar Liebreich.

Schering's Grüne Apotheke Berlin N., Chausseestraße 19.

100 Cassetten mit Papierfüllung

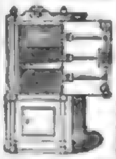
H. Meyer's Buchdruckerei, Halberstadt.



Viele Neuheiten in Schuss-, Hieb-, Stich-Waffen. Preislisten gratis.

Hippolit Mehles, Waffenfabrik, Berlin W., Friedrichstrasse 159.

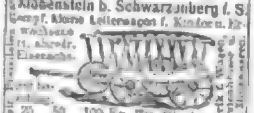
Schladitz & Bernhardt, Dresden.



Stahlpanzer-Geldschränke



C. L. Flemming Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.



Pelschke & Glöckner,

Chemnitz, Sachsen

Photographien nach der Natur.

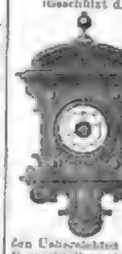
Photographische Apparate



Gebr. Mittelstraß, Magdeburg.

Lambrechts

Holosteric-Barometer



Wilh. Lambrecht, Göttingen.

Für 4 Mark

Frank & Baer Frankfurt a. Main.

Haar- & Woll-Leder-Schuhwerk,



Hermann Gaiser, Göppingen (Württemberg).

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Kunst und Kritik.

Aesthetische Schriften von **Ludwig Pfau.**

6 Bände.

Die Kunst im Staat.

Erster Band: Maler und Gemälde.

Zweiter Band: Bildw. und Bauwerke.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Corsets RFC



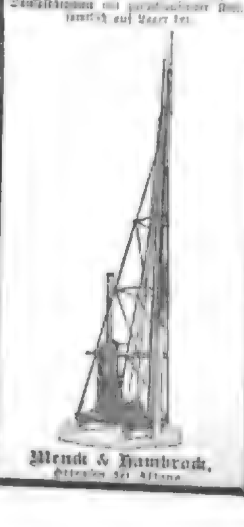
Garantie für bestsitzende moderne Façons.

Durch alle ersten Corset-, Weiss- und Modewaaren-Geschäfte des In- und Auslands zu beziehen.

Jedes Corset trägt den Stempel „RFC à la Princesse."

Engros & Export nur durch die Corsetfabrik von **Rosenthal, Fleischer & Cie.** Goeppingen | London

Dampframmen



Menck & Hambrock, Ottensen bei Altona.

Universal-Knet- u. Mischmaschinen

Werner & Pfleiderer, Cannstatt u. London.



Digitized by Google

Van Houten's Cacao.

Bester — Im Gebrauch billigster.

Ueberall zu haben in Büchsen à
Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

Für Unterleibs-Leidende und Damen: Elastische Leibbinden, Mutterbinden, Gummi-Strümpfe, Gummi-Bänder, Gummi-Kissen, Gummi-Betten, Gummi-Schläuche, Gummi-Spritzen, Gummi-Stoffe, Gummi-Schuhe, Gummi-Artikel jeder Art empfiehlt. Preis-Courant gratis und franco. Versand per Nachnahme. Gummiwaaren-Fabrik Carl Schmidt, Dresden, Wettinerstr. 13.

H. Humss, Warmbrunn i. Schl.



Elektrisch-medicinische Apparate für Thier- und Menschenheilkunde, empfiehlt als gesetzlich geschützte Specialität. Illustrirte Preisliste gratis und franco. Vertreter überall gesucht.

Ernst Hartmann, Strumpffabrik in Chemnitz-Sachsen

liefert in Seide, Flor, Wolle, Watte u. dergl. fehlerfrei, gefärbte

Damenstrümpfe und Herrensocken.

Reiche Muster, Musterkarten, Maßregeln gratis und portofrei.

Zur Hausfrauen!

Universal-Feueranzünder.

Praktisch! Billig! Gefahrlos! Reinlich!

Ein Brod genügt für jeden Ofen oder Kochherd, sogar sofort zu entzünden.

Preis pro Paket 20 Pfennig.

Alle Specereihandlungen und Droguisten sowie Fabrik incl. Depotstelle.

Wiederverkäufer gesucht.

Die Universal-Feueranzünder-Fabrik Spear & Bergmann, Sonneberg, S.-M.



Tragbare Oefen

mit Carbonnatron-Heizung. Im Zelte benutzen ohne Schornstein, rauch- u. geruchlos z. kochen und zu heizen. Auch als Reisekoffer zu gebrauchen. Ersatz für Kohlen, Holz, Petroleum, Gas etc. Kein Ofenrohr nöthig. Heizung 2. Tempirung Tag und Nacht vollständig gesichert. Eisenfrei. Preis complet, ca. 1 Mtr. hoch, incl. Heizung für ca. 2 Monate 30 M. Prospect gratis.

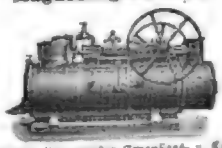
C. Natron-Heizofen-Fabrik A. Nicolay, Dresden.

Bestes Putzmittel der Welt.



Ueberall vorrätig.

Garrett Smith & Co., Magdeburg-Buckau,



empfehlen ihre neuen Eisenbahn- u. Lagerwand-Drehkrahnen auf industriellen Anlagen unter Garantie für geringen Reibungswiderstand, sanftgängigen Waldgang, leichte unter Garantie für die Feuersicherheit. Billigste Lieferung. Preise und Kataloge von der Zentral-Verwaltung gratis und franco.

Baufach.

Briefl. Unterricht. Auskunft kostenlos. Ing. Hilfsmodelle in Deutschland.

Spezial-Heilanstalt für Morphiumkranke

Dr. med. Genz. Schmidt, Wiesbaden.

Kurbedürftige erhalten gratis u. franco d. Prospekt d. allberühmten natürlichen Kohlensäure-Eisenquelle Bonifatius-Brunnenthal-München.

Pein's-Caffee-Versand.

Hamburg 9. Liefert [illegible] per Pfund

90% Ceylon-Perl	10 Sgr.	12 Sgr.
90% Java-Mocca	11 "	13 "
90% Java-Perl	11 "	13 "
90% Java-Goldkorn	11 "	14 "
90% Java-Perl	13 "	15 "
90% Java-Mocca, echt arab.	14 "	15 "

Armour & Co.'s

bester Fleischextract, bester Tafel-Liebig, bestes Suppenfleisch, Rinder-Talg, Schweine-Schmalz, Schinken u. Cornedbeef empfehlen

---

Die Stiftung von Zimmermann'sche Naturheilanstalt

bei Chemnitz, in reizender Lage. Anwendung der physikalisch-diätetischen Heilmethode. Spezialität: Erfolge bei Magen-, Lungen-, Herz-, Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankheiten, Fettsucht, Gicht, Zuckerkrankh. u. s. w. Sommer- u. Winterkuren. Prospekte mit Beschreibung der Methode gratis durch die Direktion, sowie durch die Filialen der Firma Rudolf Mosse.

Dr. med. Lahmann's Sanatorium

(Naturheilanstalt) auf „Weißer Hirsch" bei Dresden. In reizender Lage.

Anwendung der physikalisch-diätetischen Heilmethode. Für Nerven-, Lungen-, Herz-, Magen-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettsucht, Gicht, Zuckerkrankh. etc. Sommer- u. Winterkuren. — Prospekte mit Beschreibung der Methode gratis.

Nizza.

Hôtel d'Angleterre I. Ranges, südlich am Meeresufer Garten gelegen, mit Aussicht auf das Mittelländische Meer. Neu eingerichtet und vergrößert. Lesezimmer. Deutscher u. schweiz. Conversationsverein. Deutscher Wirt und deutsche Bedienung. Steinbrück, Besitzer.

Goldene Med. u. Ehrenpreis in Düsseldorf 1887.



Als Weihnachts-Präsent

empfehle meine Blumenstöcke zu 10 Pf. bis 40 M. Stecke in 1 Fruitmon für jeden Blumen oder Obstbaum, sehr kräftig, 30 cm hoch, 20—30 cm entwickelt. Neuheiten, rasch und dauernd in einer Saison. Katalog gratis und franco.

Paul Schröder, Berlin, Lessingstr. 118.

Bestes Geschenk für 3 Mk. 50 Pfg.

Jedem wird geholfen, der sich selbst helfen will.

Makartbouquet

ca. 1 Mtr. hoch, aus 250 feinen Gebilden v. Federn, Federpuschen, Federbäumchen, Federsträußchen, Federbüschen, Pampasgebilden, bestehend in 1, 2 u. mehr Bdgn. patentirt, mit Cairo poll-Lack, und Figuren versehen, dient zum besten Dauerschmuck mit Bake, welche sich oft Hochzeits- u. Gelegenheits-Geschenk vorzüglich eignen, fertig mit Verpackung 12 M. Kat. u. Prosp. über Blumenstöcke und Makartbouquets und Kunstblumen franko.

H. Peiser, Kunstblumenfabrik u. Makartbouquetbind., Halle a. S. Verkaufslokal in Berlin, Spandauerstraße 10. „ „ Leipzig, Petersstr. 18.

Eickes

selbstthätige Patent-Kaffee-Maschine,

die bequemste u. beste aller Maschinen, bei 8 Jahren in Gebrauch von Familien oder Cafés vorzüglich zu empfehlen, werden incl. Verpackung franko Bahnhof Berlin, Verkaufsrecht frei.

H. Eicke, Berlin W., Friedrichstraße 67.

Petroleum-

mit gratuitischem Motor. Bewährt. Kraft. 4—24 Pf. per Stunde und mehr.



Motoren

Petrol-Motor ohne Gasrohr. Keine Explosion. Kein Geräusch. Kein Wärmer. Absolut ungefährlich. Absolute Sicherheit.

A. v. Wurstemberger & Co., München.

Vertretung einer Gesellschaft.

Moselwein-Vertriebs-Gesellschaft Duhr & Cie.

Zuverlässigste Bezugsquelle für reine Moselweine. Eigene hervorragende Lagen. Preisverzeichnis durch das Central-Bureau in Trier.

Festgeschenke.

Franzbranntwein ungegypste Natur-Weine Chemisch reine Essigsäure

von Oswald Nier

Hauptgeschäft BERLIN

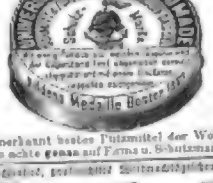
Neu! Aerztlich empfohlen!

Imhoff's patentirte Patronen-Cigarrenspitze.



Gesetzl. durch nur eingesetzte Mundstückspitze geschützt, gestempelt Nr. 40 GR. Ganz Elfenbeinglätter à 0.50 M., 0.75 M., 1 M., 1.20 M., 1.50 M., 2 M. gegen Nachnahme oder Einsendung. Prospekte, Preislisten und Abbildungen gratis. Wiederverkäufer ges.

Wilh. Imhoff, Cassel, Hofen-Fabrik.



Anerkannt bestes Putzmittel der Welt. Man achte genau auf Firma u. Schutzmarke.



Universelle weltberühmte Patentfußbäder

Ferdinand Wittmann, Hamburg.

Der vollkommenste u. beste Stuhl



J. Schüberl, bad. Hofkünstler, München.

Die Sodener Mineral-Pastillen à 85 Pfg. pro Schachtel in allen Apotheken

---

Bouillon-Extracte

In Gläsern à Mk. 1.40 und 2.25

Ehrenpreise und Goldene Medaillen.

Gelobte Ersparnisse im Haushalt.

Warnung vor Fleischbrühe m. Suppenk. u. Würzen. Trifft — keine Concurrenz.

Als Würzen jeder Fleischextract-Ersatz!

MAGGI

Als Fleischbrühe jede andere Tasse ausfüllt machend!

sowie als Combination der besten Nährmittel mit guten Suppenmehlen

Feine Suppenmehle

Dargestellt durch Bouillonfabrik, leichte Verdaulichkeit und Billigkeit.

In Delikatess-, Droguen-, Colonialwaaren-Handlungen.

86er Mosel-Wein 84er Roth-Wein

per Fl. 55, per Ltr. 65 Pf.
100 Liter 63 Mk.
Vorzügl. Tischweine per Fl. 70, per Ltr. 85 Pf.
100 Liter 82 Mk.

Vers. somit unter 20 Fl.: bei 50 Fl. Nachnahme: Glas 10 Pf., Probeflasch. 20 cs. 25 L. Emerl gegen Nachnahme.

Fritz Daubenspeck, Homberg a. Rh.

CRÈME SIMON

beseitigt in einer Nacht alle Mitesser, Frostbeulen, Hühneraugen, ist unentbehrlich gegen aufgesprungene Haut, rothe Hände, Gesichtsröthe und macht die Haut blendend weiß, kräftigt und parfümirt sie. Dieses unübertreffliche Product wird von den berühmtesten Aerzten in Paris empfohlen und von der elegantesten Damenwelt allgemein angewandt.

J. SIMON, 36, Provence, PARIS. In allen Apotheken u. Parfum.



ROWLANDS'

MACASSAR OIL verschafft üppigen Wuchs der Haare und schützt gegen Ausfallen derselben, wird auch in Goldfarbe verkauft für blondhaarige Kinder.

ODONTO, Perlen-Zahnpulver: macht die Zähne blendend weiss und verhindert deren Schlechtwerden. Man verlange in Apotheken und Parfumerie-Geschäften nach den Produkten von Rowlands, 20 Hatton Garden, London, und hüte sich vor Nachahmungen.

Zu Weihnachts-Geschenken vorzüglich geeignete Werke

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Illustrirte Prachtwerke:

Große Pracht-Bibel, mit den Bildern von **Gustav Doré.** **Illustrirte Pracht-Ausgabe** mit 230 großen Bildern und reichen Verzierungen im Text. Fünfte Auflage. Evangelische Ausgabe. Nach der deutschen Uebersetzung von Dr. Martin Luther.
Katholische Ausgabe. Aus der Vulgata übersetzt von Dr. Joseph Franz v. Allioli.
Je zwei Bände gut Folio in Original-Prachteinband mit Goldschnitt und reicher Goldpressung.
in ganz Maroquin rot . . Preis M. 125. — | in engl. Leinw. mit Lederrücken rot . . Preis M. 107. —
in ganz Maroquin schwarz . Preis M. 110. — | in engl. Leinw. mit Lederrücken schwarz Preis M. 100. —

Palästina in Bild und Wort. **Nebst der Sinaihalbinsel und dem Lande Gosen.** Nach dem Englischen herausgegeben von **Georg Ebers** und **Hermann Guthe.** **Erste Ausgabe.** Mit 39 Stahlstichen, mehr als 500 Holzschnitt-Illustrationen, 2 Karten und einem Plan von Jerusalem. Zwei Bände in Folio. In Original-Prachteinband mit Goldschnitt. Preis M. 115. —

Palästina in Bild und Wort. **Nebst der Sinaihalbinsel und dem Lande Gosen.** Nach dem Englischen herausgegeben von **Georg Ebers** und **Hermann Guthe.** **Zweite Ausgabe.** Mit 2 Tondruckbildern in Stahlstich, mehr als 500 Holzschnitt-Illustrationen, 2 Karten und einem Plan von Jerusalem. Zwei Bände in Folio. In Original-Prachteinband mit Goldschnitt. Preis M. 60. —

Aegypten in Bild und Wort. Beschrieben von **Georg Ebers** und dargestellt von unseren ersten Künstlern. **Pracht-Ausgabe.** Mit 782 Illustrationen in feinstem Holzschnitt und 2 Karten. Zweite Auflage. Zwei Bände in Folio. In Original-Prachteinband mit Goldschnitt. Preis M. 115. —

Cicerone durch das alte und neue Aegypten. Ein Lese- und Handbuch für Freunde des Nilthales von **Georg Ebers.** Mit zahlreichen Holzschnitten und 2 Karten. 2 Bände in einem feinen Leinwandbande. Preis M. 15. —

Goethe's Werke. **Illustrirte Pracht-Ausgabe.** Mit 1058 Illustrationen erster deutscher Künstler. Herausgegeben von Professor Dr. **Heinrich Düntzer.** Mit Goethe's Porträt und Lebensabriß. Zweite Auflage. Fünf Bände. In prachtvollem Originalleinband mit reicher Schwarz- und Goldpressung. Preis M. 60. —

Schiller's Werke. **Illustrirte Pracht-Ausgabe.** Mit 740 Illustrationen erster deutscher Künstler. Herausgegeben von Professor Dr. **J. G. Fischer.** Nebst Schiller's Porträt und Lebensabriß. Dritte Auflage. Vier Bände. In prachtvollem Originalleinband mit reicher Schwarz- und Goldpressung. Preis M. 48. —

Shakespeare's sämtliche Werke. **Illustrirte Pracht-Ausgabe.** Gefeiert und übersetzt von **A. W. Schlegel, Fr. Bodenstedt, N. Delius, F. A. Gelbcke, O. Gildemeister, G. Herwegh, P. Heyse, H. Kurz** und **A. Wilbrandt.** Mit 800 Illustrationen von **Sir John Gilbert.** Nebst dem Porträt und der Biographie Shakespeare's. Fünfte Auflage. Vier Bände. In prachtvollem Originalenband mit reicher Schwarz- und Goldpressung. Preis M. 40.

Einundneunzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg. Ein Memoiren- und Heldenbild unserer unvergeßlichen Kaiserin Wilhelm I. von **Oskar Meding.** Mit **Illustrationen** nach den von des Kaisers und Königs Majestät Allergnädigst zur Benützung verstatteten Aquarellen als Erinnerungsgabe für das deutsche Volk herausgegeben von **Carl Haidbrenner.** **Pracht-Ausgabe.** 165 Seiten hoch Quart. In feinstem Originaleinband. Preis M. 3. 50.

Deutschlands Trauer. Des Reiches Hoffnung. Die ersten drei Kaiser des Neuen Deutschen Reichs. Mit 96 Abbildungen und 7 Kunstbeilagen. In wirkungsvollem Einbande Preis M. 2. —

Idylle aus der Vogelwelt. 18 Originalzeichnungen von **H. Giacomelli.** Mit Gedichten von **Julius Sturm.** Randzeichnungen von **David Franz.** **Pracht-Ausgabe.** Dritte Auflage. Quart-Format. In prachtvollem Einband mit Goldschnitt. Preis M. 10. —

Die schöne Müllerin. In Musik gesetzt von **Franz Schubert.** Lieder-Cyklus von **Wilh. Müller.** **Pracht-Ausgabe.** Mit 60 Illustrationen von **A. Baumann** und **R. Schuster.** Groß Quart. In Originaleinband mit Goldschnitt und reicher Pressung. Preis M. 18. —

Münchhausen's Abenteuer und Reisen. Mit 150 Illustrationen von **Gustav Doré.** Zweite Auflage. **Pracht-Ausgabe** in Quart. Fein gebunden mit Goldschnitt. Preis M. 9. —

Münchhausen's Abenteuer und Reisen. Neu bearbeitet. Mit 29 Vollbildern und 116 Illustrationen von **Gustav Doré.** **Ausgabe in Oktav.** In ansprechendem Original-Einband. Preis M. 5. — **(Neu!!)**

Hauff's Märchen. **Pracht-Ausgabe.** Mit 42 Illustrationen von **M. Weber, Th. Hosemann** und **L. Burger.** Fein gebunden mit Goldschnitt. Preis M. 12. —

Victoria, Königin von England. Neue Blätter aus meinem Tagebuche in den Hochlanden. Von 1862—1882. Mit Allerhöchster Autorisation aus dem Englischen übertragen von **Eufemia Gräfin Ballestrem.** Mit 8 Stahlstichporträts und 5 Illustrationen in Holzschnitt. In Halbfranzband. Preis M. 10. —

Humoristika:

Wilhelm Busch, Hans Huckebein, der Unglücksrabe. — Das Pusterohr. — Das Bad am Samstag Abend. Achte Auflage. Groß Quart. Elegant kartonirt Preis M. 3. —; **kolorirte Ausgabe** Preis M. 4. —

Wilhelm Busch, Die kühne Müllerstochter. — Der Schreihals. — Die Prise. Dritte Auflage. Groß Quart. Elegant kartonirt Preis M. 2. —; **kolorirte Ausgabe** Preis M. 3. —

Johannes van Dewall, Aus meinen Kadettenjahren. Mit 32 Illustrationen von **Otello.** Zweite Auflage. Preis fein gebunden M. 3. —

Johannes van Dewall, Kadettengeschichten. Mit 69 Illustrationen von **Otello.** Zweite Auflage. Preis fein gebunden M. 4. —

Paul Lindau, Die kranke Köchin. — Die Liebe im Dativ. Mit 15 Illustrationen von **Julius Ehrentraut.** Zweite Auflage. Fein gebunden. Preis M. 4. —

Antonie von Linstow, Pieps Pensionäre. Humoristische Erzählung in Versen. Mit 80 farbigen Illustrationen. Elegant gebunden. Preis M. 4. — **(Neu!!)**

Gallerie-Werke:

Ebers-Gallerie. **Gestalten aus den Romanen von Georg Ebers.** Nach Gemälden von **L. Alma-Tadema, G. A. Bier, M. Gens, P. Grot-Johann, H. Laufbach, Ferdinand Keller, C. Knille, F. Simm, Laura Tadema, E. Teschendorff, P. Thumann.** 20 Kunstblätter in prachtvollen photographischen Reproduktionen.
a. in einer **Imperial-Ausgabe.** (Kartongröße 80×62).
Die Sammlung kostet Preis M. 280. —, das einzelne Blatt M. 15. —
b. in einer **Großfolio-Ausgabe.** (Kartongröße 52½×39).
Komplet in feiner Leinwandmappe Preis M. 60. —, das einzelne Blatt M. 4. 50.
c. in einer **Kabinet-Ausgabe.**
Komplet in feiner Leinwandmappe Preis M. 20. —; das einzelne Blatt M. 1. —

Piglhein-Panorama: „Jerusalem und die Kreuzigung Christi“, gemalt von **Bruno Piglhein** in **München.** Mit Genehmigung der Eigenthümer direkt nach dem Rundgemälde aufgenommen, mit Erläuterung von **Dr. Ludwig Trost.** In zweierlei Reproduktionen.
a. **Holzschnitt-Folio-Ausgabe:** Zwölf Blätter à 32×44 cm., gebrochen als Leporello-Album, ganze Papierlänge ca. 380 cm.,
in eleganter Folio-Mappe . . . . . Preis M. 8. —
in Etui eingelegt (zum Entfalten des Bildes) . . . M. 7. —
b. **Photographie-Kabinet-Ausgabe:** Zehn Einzelblätter auf Karten in Format von je 12×18 cm. Kartengröße,
in eleganter Mappe . . . . . Preis M. 6. —

König Ludwig-Album. Nach Original-Aquarellen von Professor **H. Breslau.** **Große Ausgabe in Folio-Format:** 12 Heliogravüren mit Titelblatt: Porträt König Ludwig II. In eleganter Leinwandmappe mit Goldpressung. Preis M. 18. —; das einzelne Blatt M. 2. —
Kleine Ausgabe in Kabinet-Format: 12 Photographien mit Titelbild: Porträt König Ludwig II. In eleganter Leinwandmappe mit Goldpressung. Preis M. 10. —; das einzelne Blatt M. 1. —

Musikalien:

Pracht-Ausgabe der Klassiker: Beethoven, Clementi, Haydn, Mozart, Weber, in ihren Werken für das Pianoforte allein herausgegeben von **J. Moscheles,** weil. Professor am Konservatorium in Leipzig. Siebente Auflage. Mit instruktiven Erläuterungen zu jedem einzelnen Werk. In sehr eleganten Leinwandkarton-Bänden mit Goldtitel.
Beethoven's 11 ausgewählte Sonaten 4 Bände à M. 4. 50 Pf. | Weber's 7 ausgewählte Sonaten 2 Bände à M. 4. — Pf.
Mozart's sämtl. Sonaten . . 3 Bände à M. 4. 50 Pf. | Haydn's ausgewählte Sonaten . . 2 Bände à M. 4. — Pf.
Clementi's ausgewählte Sonaten 3 Bände à M. 5. — Pf. | Jeder Band auch jede Sonate werden auch einzeln abgegeben.

Heinrich Reiser, Klavier-Schule für Kinder. Mit besonderer Rücksicht auf einen leichten und langsam fortschreitenden Stufengang.
Erste Abtheilung. 42. Auflage. Preis geh. M. 2. 50. | Dritte Abtheilung. 10. Aufl. Preis geh. M. 3. —
Zweite Abtheilung. 28. Aufl. Preis geh. M. 3. — | Vierte Abtheilung. 6. Aufl. Preis geh. M. 3. —

Anthologien und Gedichtwerke:

Georg Scherer, Deutscher Dichterwald. Lyrische Anthologie. Dritte Auflage. Mit vielen Porträts und Illustrationen. Original-Prachteinband mit Goldschnitt. Preis M. 7. —

Ferdinand Freiligrath, The Rose, Thistle and Shamrock. A book of English poetry. VI. edition. With portrait of Ferd. Freiligrath and numerous illustrations. Original-Prachteinband mit Goldschnitt. Preis M. 7. —

Eugène Borel, Album lyrique de la France moderne. VII. édition, revue et augmentée par **C. Villatte.** Avec 12 gravures sur bois. Original-Prachteinband mit Goldschnitt. Preis M. 7. —

Gerhard von Amyntor, Peter Quidam's Rheinfahrt. Eine Dichtung in 12 Gesängen. Fein gebunden mit Goldschnitt und reicher Pressung. Preis M. 8. —

Auguste Meyer, Dichten und Denken. Gedichte. Fein gebunden mit Goldschnitt und reicher Verzierung. Preis M. 4. 50.

Adolf Friedrich Graf von Schack, Gedichte. Sechste, vermehrte Auflage. Fein in Leinwand gebunden. Preis M. 6. —

Schönaich-Carolath, „Lieder an eine Verlorene“. Fein in Leinwand gebunden mit Goldschnitt und reicher Pressung. Preis M. 4. 50.

August Silberstein, Mein Herz in Liedern. Fünfte Auflage. Mit dem Porträt des Dichters. Fein in Leinwand gebunden mit Goldschnitt und reicher Pressung. Preis M. 6. —

Friedrich Theodor Vischer, Lyrische Gänge. Zweite, vermehrte Auflage. Fein in Leinwand gebunden mit Goldschnitt und reicher Prägung. **Unter der Presse.**

Unterhaltungsschriften:

Joseph Bajovar, Alpenrosen und Gentianen. Episode aus dem Leben König Ludwig II. von Bayern. Mit Porträt und Faksimile. Zehnte Auflage. Fein gebunden mit Goldschnitt. Preis M. 3. —. Ausgabe für Bücherliebhaber auf holländischem Büttenpapier, numerirt (Nrs. 1—150), gebunden in Leder. Preis M. 5. —

Wilhelm Jordan, Die Sebalds. Roman aus der Gegenwart. Zweite durchgesehene Auflage. 2 Bände. Fein gebunden. Preis M. 12. —

Hermann Lüders, Ein Soldatenleben in Krieg und Frieden. Mit 36 charakteristischen Illustrationen vom Verfasser. Fein in Leinwand gebunden. Preis M. 6. —

Adolf Friedrich Graf von Schack, Ein halbes Jahrhundert. Erinnerungen und Aufzeichnungen. Mit dem Porträt des Verfassers. Zweite, durchgesehene Auflage. 3 Bände. Fein in Leinwand gebunden. Preis M. 13. —

Friedrich Theodor Vischer, Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft. Dritte, neu durchgesehene Auflage. 2 Bände. In feinem Leinwandband. Preis M. 11. —

Richard Voß, Dahiel, der Konvertit. Roman. 3 Bände. Fein in Leinwand gebunden. Preis M. 15. — **(Neu!!)**

Lewis Wallace, Ben Hur. Eine Erzählung aus der Zeit Christi. Mit dem Porträt von General Wallace. Vierte Auflage. 2 Bände. Fein in Leinwand gebunden. Preis M. 7. — Ausgabe für Bücherliebhaber auf feinstem Papier, numerirt (Nrs. 1—200), hochfein gebunden. Preis M. 12. —

Vorstehende Werke können durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden.

Über Land und Meer.

№ 9.

61. Band.
Einundsechzigster Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Für postzulässig Mark 3.50.

Ein Kaiserjubiläum.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Glücklicher und verheißungsvoller für die Zukunft nicht nur des hier zunächst in Betracht kommenden österreichisch-ungarischen Staates, sondern ganz Europas, dessen friedliche Weiterentwicklung von dem guten Einvernehmen seiner Fürsten und Völkerschaften abhängt, konnte der vierzigste Jahrestag der Regierung Kaiser Franz Josefs I. von Oesterreich nicht eingeleitet werden, als durch den dieser Jubelfeier fast unmittelbar vorangegangenen Besuch Kaiser Wilhelms II. in Wien, von dem wir unseren Lesern in Wort und Bild eingehend berichtet haben.



Kaiser Franz Josef I. und Kaiserin Elisabeth von Oesterreich. Ein Jubiläumsblatt.

Erfüllt von der hohen Bedeutung dieser erneuten Bekräftigung des innigen Freundschaftsbundes zwischen den beiden Herrschern und den beiden naturgemäß zusammengehörigen Nationen, vollzog das österreichische Volk doppelt begeistert die Vorbereitungen zu einer glänzenden Feier des Jubiläums seines Kaisers, der seinen hohen Teil zur Erhaltung jener schönen Friedensgrundlage beigetragen hat. Wenn in diesem Falle das zum Heil der Allgemeinheit Gereichende sich mit seinen innigsten Herzenswünschen deckt, so hat er sicherlich in anderen Fällen weit öfter, als es die Geschichte unserer Zeit buchstäblich nachzuweisen vermag, die eigenen Wünsche und Neigungen in edelster, selbstlosester Weise dem geopfert, was er als dem Wohle des von ihm regierten großen Reiches förderlich erkannte. Wahrlich, die Schwierigkeiten, welche die Regierung dieses aus so verschiedenartigen Volksstämmen zusammengesetzten Reiches bietet, sind keine kleinen, und es kann nicht überraschen, wenn es in einem solchen Staate doppelt und dreifach unmöglich erscheint, allen Wünschen gerecht zu werden. Es ist nicht zu verwundern, wenn es in diesen letzten vierzig Jahren, während deren Europa gewaltige Entwicklungsprozesse durchzukämpfen hatte, in Oesterreich-Ungarn nicht an ernsten und trüben Tagen gefehlt, wenn jähe Erschütterungen an dem Gefüge des Reiches gerüttelt, schwere Opfer an Gut und Blut die Völker getroffen haben. Aber die in immer weitere Schichten der Bevölkerung gedrungene Erkenntnis, daß Kaiser Franz Josef nicht aus Ruhmsucht oder Ländergier, sondern stets nur zur Verteidigung der historischen Stellung und des Machtbestandes der Monarchie das Schwert gegen seine Feinde ergriff, die Rechte der Krone freiwillig mit seinen Völkern teilte, seine konstitutionellen Pflichten gewissenhaft erfüllte, mildernd und versöhnend auf die heftigen politischen und nationalen Gegensätze einzuwirken versuchte, den Fortschritten der Kultur auf allen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens inmitten der größten Bedrängnisse unverwandt seine Aufmerksamkeit zuwandte und zu allen Zeiten ein leuchtendes Vorbild der Pflichttreue und der Hingebung in seinem hohen Berufe war — alle diese Momente stärkten während der wechselvollen Geschicke des Reiches die Bande der Liebe und Anhänglichkeit. Dankbar erkannten die Völker in ihrem Kaiser den schützenden Hort des Rechtes und der Gerechtigkeit, den Schöpfer und Förderer ihres Wohlstandes. Ueber all dem Guten, dem Schönen und dem Edlen, zu welchem er immer gern die Hand bot, vergaßen sie die Schrecken des Krieges, den politischen und nationalen Hader, die Opfer an Gut und Blut.

Es sei uns vergönnt, anläßlich dieses Gedenktages einen Rückblick auf die bedeutungsvollsten Momente im Leben und in der Regierung des Kaisers zu werfen.

Als das erstgeborene Kind des Erzherzogs Franz Karl, des jüngern Sohnes des Kaisers Franz, und der Erzherzogin Sophie, Tochter des Königs Maximilian I. von Bayern, erblickte Erzherzog Franz Josef am 18. August 1830 im Lustschlosse Schönbrunn bei Wien (beschrieben und abgebildet in unserem vorigen Jahrgang Seite 783 ff.), das Licht der Welt. Mit banger Erwartung hatte der hochbetagte kaiserliche Großvater des neugeborenen Erzherzogs diesem Ereignisse entgegengesehen, da er den sehnlichen Wunsch hegte, noch vor seinem Lebensende über den Gang der Thronfolge beruhigt zu sein, weil bei dem Gesundheitszustande des eigentlichen Kronprinzen, Erzherzogs Ferdinand, nicht vorauszusehen war, daß dessen Ehe mit Kindern gesegnet werden würde, und auch die Ehe des Erzherzogs Franz Karl bisher kinderlos geblieben war. Freudig begrüßte daher der Kaiser die Geburt des Prinzen, und mit ihm jubelte ganz Oesterreich, welches in dem neugeborenen Erzherzog die Hoffnung des Hauses und des Reiches erblickte, über das zarte Kind, aus dem voraussichtlich ein neuer, kräftiger Stamm emporblühen werde.

So war denn vom Tage seiner Geburt an Erzherzog Franz Josef, im Schoße der kaiserlichen Familie „Franzi" genannt, Gegenstand der zärtlichsten Fürsorge seiner Eltern und Großeltern. Seine Mutter, Erzherzogin Sophie, schön und anmutig sowie durch ungewöhnlichen Geist und hohe Bildung ausgezeichnet, wachte mit der liebevollsten Sorgfalt einer guten deutschen Hausfrau über der ersten körperlichen Entwicklung des Kindes. Täglich ließ der Großvater den Prinzen zu sich bringen, beschäftigte sich mit ihm, überhäufte ihn mit Spielzeugen, machte mit dem Knaben die ersten Marschirübungen, zuerst im Zimmer, dann im Freien, und liebte es, ihn bei seinen Spaziergängen in dem prächtigen Park zu Laxenburg zur Seite zu haben.

An seinem vierten Geburtstage war Erzherzog Franz Josef mit Spielsachen im Gartensalon des genannten Lustschlosses beschäftigt, als er plötzlich



Der kleine Erzherzog Franz Josef und die Schildwache.

seine Aufmerksamkeit der vor demselben stehenden Schildwache zuwandte. Er bat den Großvater um ein Geldstück, damit er es dem Soldaten geben könne. Im Besitze des Gewünschten, lief er zu dem Manne hin und hielt ihm das Geld entgegen. Der Soldat, ein Ungar, präsentirte, machte aber keine Miene, das Dargebotene anzunehmen. Lächelnd erklärte der Kaiser dem jungen Erzherzog, daß die Wache das Geld nicht nehmen dürfe, setzte aber bei: „Franzi, steck' ihm das Geld in die Patrontasche, das ist nicht gegen den Befehl." Vom Kaiser emporgehoben, warf der kleine Erzherzog das Geld in die Patrontasche des Soldaten. Der Kaiser selbst, befriedigt über die streng vorschriftsmäßige Haltung des Mannes, erlegte, nachdem er erfahren hatte, daß dieser zu den Braviten des Regiments zählte, aus seiner Privatschatulle für ihn die Loskaufsumme vom Militär.

Nachdem der Erzherzog das fünfte Lebensjahr erreicht hatte, wurde die oberste Leitung der Erziehung und des Unterrichts der sämtlichen Prinzen des Erzherzogs Franz Karl und der Erzherzogin Sophie dem Grafen Heinrich Bombelles, bis dahin österreichischem Gesandten am Turiner Hofe, anvertraut, einem durch seinen Charakter, seine Bildung, seine Erfahrungen und seine feinen Umgangsformen ausgezeichneten Mann, welcher zwar einer französischen Emigrantenfamilie angehörte, seit seinem Uebertritt in österreichische Staatsdienste aber deutsche Denk- und Gefühlsweise sich angeeignet hatte. Zum besondern Erzieher des Erzherzogs Franz Josef wurde Hauptmann Graf Johann Coronini, Vater des gegenwärtigen Reichstagsabgeordneten und Bürgermeisters der Stadt Görz, gewählt, gleichfalls ein Mann von ausgezeichneten Geistes- und Charaktereigenschaften, reichem Wissen und hohem, ritterlichem Sinn. Der Unterricht in den einzelnen Fächern lag in den Händen der bewährtesten Kräfte.

Schon während der Knabenzeit blieb der Verkehr des Prinzen nicht auf seine jüngeren Brüder beschränkt, sondern der junge Erzherzog hatte auch andere Spiel- und Unterrichtsgenossen, wie die Söhne der Grafen Bombelles und Coronini, des Staatskanzlers Fürsten Metternich, den Grafen Eduard Taaffe, Sohn des Präsidenten der obersten Justizstelle, und andere. Zuerst wurden gemeinsame militärische Waffenübungen vorgenommen; dann kamen andere, den Jahren angemessene Spiele an die Reihe, bei denen es sehr lebhaft zuzugehen pflegte. Im Sommer war eine Zeit lang das englische Cricketspiel stark im Schwung. Zuweilen wurden auch Vorträge abgehalten und einmal (1845) von den Prinzen und ihren Spielgenossen vor dem ganzen Hof eine dramatische Vorstellung veranstaltet.

Der Erzherzog entwickelte schon frühzeitig vortreffliche Eigenschaften. Er zeigte rasche Auffassung, scharfen Verstand und ausdauernden Fleiß. Als Knabe war er dabei ernst, schweigsam, in sich gekehrt. Erst als er zum Jüngling heranreifte, gewann er größere Zuversicht in sein Können und Wissen, und sein offenes, liebenswürdiges Benehmen erschloß ihm die Herzen seiner Umgebung. Was den Erzherzog aber schon in diesen Jünglingsjahren besonders auszeichnete und der Grundzug seines Charakters als Monarch verblieb, war strenge Wahrheitsliebe, gewissenhafte Pflichterfüllung und starkes Gerechtigkeitsgefühl; Lüge, Schmeichelei und hohle Phrasen waren dem Prinzen seit seiner Jugend verhaßt. Frei von Selbstliebe, erkannte er rückhaltlos die Tugenden und Vorzüge anderer Menschen an. Stets bewährte er schon in jungen Jahren unerschütterliche Dankbarkeit gegen jene, welche ihm Dienste leisteten oder ihm Beweise von Liebe und Anhänglichkeit gaben.

In seinen Lehrjahren bereits zeigte der Erzherzog einen lebhaften Sinn für Gegenstände des realen Wissens. Unterstützt durch ein vortreffliches Gedächtnis, erlernte er mit Leichtigkeit die Sprachen der verschiedenen Volksstämme des Reiches und entwickelte eine große Fertigkeit in der französischen und italienischen Sprache. Auf dem Gebiete der Geschichte fesselten ihn die Schicksale seines Hauses, die Darstellungen großer Charaktere und weltgeschichtlicher Begebenheiten. Chemie interessirte ihn so lebhaft, daß er selbst um eine Verlängerung des Kurses bat, tief in das Wesen dieser Wissenschaft eindrang und eingehende schriftliche Ausarbeitungen über Glasfabrikation lieferte. Auf dem Gebiete der Technologie blieb es nicht bei bloßen Vorträgen, sondern es wurden auch Sammlungen, Fabriken und Werkstätten besucht. Vorzügliches leistete der Erzherzog schon als elfjähriger Knabe auf der Schießstätte in Salzburg, wo er den Ehrenpreis errang. Nicht eben so schnell vermochte er sich mit dem Reiten zu befreunden; als er aber die Scheu überwunden hatte, wurde er ein kühner und gewandter Reiter, dessen vornehme, ritterliche Haltung bei öffentlichen Anlässen Bewunderung erregte. Unter der ausgezeichneten Anleitung des damaligen Artillerie-Obersten Franz von Hauslab, dem die militärische Ausbildung des jungen

Digitized by Google

Erzherzogs anvertraut war, gewann derselbe eine große Liebe zum Wehrstand; er erlernte von der Pike auf alle Waffengattungen theoretisch und praktisch, trug die Montur eines gemeinen Soldaten der Infanterie, dann eines Ulanen und eines Kanoniers. Es machte ihm große Freude, seinem Vater als Zugführer von Ulanen in der Josefstädter Kaserne seine Leistungen zeigen und im gestreckten Lauf des Pferdes mit Kraft und Sicherheit die Lanze schwingen zu können. Als Oberst der Artillerie kommandirte er mit großer Bravour sechs Batterien auf der Simmeringer Heide. Eine ausgesprochene Begabung zeigte der Erzherzog für das Zeichnen, und auch hier war der realistische Sinn vorwiegend, indem er meist Trachten und Kostüme, Scenen aus dem Volks- und militärischen Leben und humoristische Darstellungen wählte. Bis zum Jahre 1847 lebte der Erzherzog ausschließlich im Kreise seiner Familie, seine Studien nur mehrmals durch instruktive, auch von seinen jüngeren Brüdern geteilte Reisen in verschiedene Teile der Monarchie unterbrochen. Nun erst weihte ihn der Staatskanzler Fürst Metternich in die Staatsgeschäfte, insbesondere in jene der äußern Politik ein. Im Herbst desselben Jahres trat der Prinz zum erstenmal in die Oeffentlichkeit; er wurde nämlich vom Kaiser nach Pest entsendet, damit er dort als dessen Stellvertreter die feierliche Installation seines Vetters, des Erzherzogs Stephan, vornehme. In der schmucken Uniform der Kaiserhusaren in der Komitatsversammlung erscheinend, begrüßte er die Versammlung in fließender ungarischer Sprache. Als er seine Freude aussprach, seine erste amtliche Funktion im Ungarlande vornehmen zu können, ertönte der Saal von feurigen Eljens, begeistert sprangen die Komitatsvertreter von ihren Sitzen auf und rasselten mit den Säbeln. So mächtig war der Eindruck des ersten Auftretens des Erzherzogs, daß Ludwig Kossuth noch am 3. März 1848 im Landtagssaal an den „hoffnungsvollen Sprößling aus dem Hause Habsburg" erinnerte, „welcher rasch die Liebe der Nation zu erringen wußte".



Erzherzog Franz Josef an der Seite Radetzkys in der Schlacht bei Santa Lucia, am 6. Mai 1848.

Wenige Tage darauf brachen die Iden des März an. Mit elementarer Macht verbreiteten sich die revolutionären Vorfälle von der Kaiserstadt aus bis in die entlegensten Teile des Reiches und drohten letzteres aus seinen Fugen zu heben. Mächtig erscholl der Ruf nach Verfassung, Preßfreiheit und Volksbewaffnung. Ueber Nacht stürzte das alte Oesterreich zusammen; neue Ideen und neue Männer traten in den Vordergrund, welche sich die Kraft zutrauten, ein neues Oesterreich zu schaffen.

Auf den jungen Erzherzog, der inmitten der ganzen Bewegung seine Studien fortsetzte, mußte die bedrohliche Lage der Monarchie einen tiefen Eindruck hervorrufen. Thatsächlich wurde er noch ernster, als er bisher gewesen. Angesichts der Schwäche und Zerfahrenheit gewahrte er nur einen Lichtpunkt am politischen Horizont: die siegreiche, von patriotischem Geist erfüllte Armee in den lombardischen Ebenen. Die Flucht des kaiserlichen Hofes nach Innsbruck berührte ihn peinlich, und er vermochte es nicht über sich, dort den Ereignissen, welche seine eigene Zukunft tief berührten, müßig zuzusehen. Es wurde dem Erzherzog gestattet, in das Feldlager Radetzkys nach Verona zu eilen. Als der Marschall sich von seiner Ankunft betroffen gezeigt hatte, erwiderte er ihm, daß seine Ehre es ihm gebiete, auch wider dessen Willen bei der Armee zu bleiben. Bei Santa Lucia empfing der Erzherzog die Feuertaufe, und er fühlte sich beglückt, als der greise Marschall im Armeebulletin seine Ruhe und Unerschrockenheit während des Gefechtes rühmend hervorhob. Auf Andringen seiner Eltern wieder nach Innsbruck zurückgekehrt, beschäftigte er sich dort nur widerstrebend mit juridischen und politischen Studien. Sein Sinn weilte bei den bewegten patriotischen Vorgängen, die ihn umgaben. Mit größter Freude begrüßte er die Schützenaufmärsche, welche der Landesverteidigung galten. Erlaubte es seine Zeit, so übte er inmitten der Bauernschützen sein Auge auf den Schießständen des Berges Isel, oder er jagte, in der Tiroler Joppe, den grünen Gebirgshut auf dem Kopf, in den Achenthaler Bergen auf Gemsen. Im August 1848 mit dem Kaiser nach Wien zurückkehrend, verweilte er mit seinen Eltern zurückgezogen in Schönbrunn, den Verlauf der revolutionären Bewegung ruhig beobachtend und an der Seite des Hofrates von Lichtenfels seine Rechtsstudien vollendend. Noch schmerzlicher empfand es sein mutiges Herz, als sich der Hof am 7. Oktober genötigt sah, sich abermals nach Olmütz zurückzuziehen. Er legte mit seinen Brüdern den langen Weg zunächst den Wagen des Kaiserpaares und seiner Eltern zu Pferde zurück. In seinem Innern über diese Vorfälle tief ergriffen, wurde er in sich gekehrt; er ahnte, daß sich große, seine Person betreffende Ereignisse vorbereiteten.

Schon kurz nach den Märztagen hatte Kaiser Ferdinand beabsichtigt, dem Throne zu entsagen. Er wußte, daß seine unendliche Güte nicht genügte, die Stürme zu bannen. Wiederholt war er seither auf diesen Entschluß zurückgekommen. Von der augenblicklichen Verwirklichung desselben riet aber stets der einflußreichste Ratgeber der kaiserlichen Familie, Fürst Windischgrätz, ab, der Anschauung huldigend, daß erst nach einer entscheidenden Wendung in der innern und äußern Lage ein Thronwechsel eintreten solle. Nach den Siegen Radetzkys in Italien und der Niederwerfung des Aufstandes in der Reichshauptstadt war wohl eine Besserung der politischen Lage eingetreten; dafür war es in Ungarn zum offenen Bürgerkrieg gekommen, welcher das Aufgebot aller militärischen Streitkräfte erforderlich gemacht hatte. Deshalb wollte der Fürst noch immer den Thronwechsel vertagt wissen.

In Olmütz machten sich aber andere Einflüsse geltend. Dort hatte schon während der Oktobertage das neu gebildete Ministerium Schwarzenberg den Willen kundgegeben, eine starke, kräftige Regierung zu bilden, deren Aufgabe es sein solle, die ungarische Revolution energisch zu bewältigen und das erschütterte Reich auf dem Wege fester konstitutioneller Formen aufzurichten. Dazu war aber erforderlich, daß der Träger der Krone die Bürgschaft der That- und Willenskraft bot und in seinen Entschlüssen durch keine der Revolution gegenüber eingegangenen Verpflichtungen gebunden war. Unter strengster Wahrung des Geheimnisses wurde der Thronwechsel in Olmütz vorbereitet. Zu den wenigen Eingeweihten zählte Fürst Windischgrätz, der seine Bedenken fallen gelassen hatte. Dagegen wußten die meisten Mitglieder des Kaiserhauses nichts von dem sich vorbereitenden Ereignisse.

Am 2. Dezember 1848 wurden sämtliche Mitglieder des Kaiserhauses und die am kaiserlichen Hoflager versammelten Hof- und Staatswürdenträger eingeladen, sich zu ganz ungewohnter Stunde, acht Uhr morgens, in den Sälen der fürsterzbischöflichen Residenz einzufinden. Alle Anwesenden waren in höchster Spannung und Erwartung. Ahnungslos fragte einer der Erzherzoge den Kriegsminister, was denn los sei. Die Thüren in den Thronsaal öffneten sich, Kaiser Ferdinand trat, umgeben von den Ministern, ein und bestieg den Thron, von dort aus in feierlicher Form verkündigend, daß er sich entschlossen habe, die Kaiserkrone zu Gunsten seines Neffen, des Erzherzogs Franz Josef, niederzulegen, nachdem dessen Vater, Erzherzog Franz Karl, erklärt habe, auf das ihm nach den Haus- und Staatsgesetzen zustehende Recht der Thronfolge zu Gunsten seines Sohnes unwiderruflich zu verzichten. Der Versammlung bemächtigte sich eine unbeschreibliche Bewegung, die einer tiefen Rührung wich, als nach Verlesung der verschiedenen auf den Thronwechsel bezüglichen Staatsakte der jugendliche neue Kaiser, vor innerer Erregung keines Wortes mächtig, sich zum Zeichen der Dankbarkeit vor dem alten Kaiser auf die Kniee niederließ und dieser seinen kaiserlichen Neffen mit den schlichten, herzlichen Worten umarmte: „Gott segne Dich, sei nur brav, Gott wird Dich schützen. Es ist gerne geschehen." So vollzog sich dieser weltgeschichtliche Akt, dessen vierzigsten Jahrestag die Völker Oesterreichs nunmehr festlich begehen.

Das Manifest, durch welches Kaiser Franz Josef I. seinen Völkern den Regierungsantritt feierlich verkündigte, trug deutlich das Gepräge des Heranbrechens einer neuen Zeit. In erhebenden Worten erklärte er, das Reich auf den Grundlagen der Freiheit, der Gleichberechtigung aller Völker, der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze, sowie der Teilnahme der Volksvertreter an der Gesetzgebung umgestalten und verjüngen zu wollen, damit das Vaterland in alter Größe und verjüngter Kraft neu erstehe. Wohl waren die Gemüter durch die



Erzherzogin Marie Valerie. Kaiserin Elisabeth. Kaiser Franz Josef I. Erzherzogin Elisabeth.

Franz Josef I., Kaiser von Oesterreich, König von U

Digitized by Google



Erzherzogin Stephanie. (Kronprinzessin.) Erzherzog Rudolf. (Kronprinz.) Prinz Konrad Erzherzogin Gisela.) Prinz Georg Prinzessin Augusta

ungarn, und die Seinen. Originalzeichnung von Theodor Volz.

Thronentsagung des gütigsten Monarchen tief bewegt worden, wie sich dies allenthalben in den rührendsten Kundgebungen aussprach. Aber ebenso mächtigen Widerhall fanden die verheißungsvollen Worte des neuen Kaisers. Deputationen des in Kremsier versammelt gewesenen Reichstages und der bürgerlichen Kollegien von Wien eilten nach Olmütz, um dem Kaiser zu huldigen und ihn der Liebe und Treue der von ihnen vertretenen Körperschaften zu versichern. Nur in Ungarn blieben die Verheißungen des Kaisers wirkungslos. Ahnend, daß in dem kaiserlichen Manifeste kein Raum für den Fortbestand der avitischen Rechte Ungarns sei, erblickte die Unabhängigkeitspartei in dem Thronwechsel einen mächtigen Hebel zur Förderung ihrer Pläne. Dort wurde der alte Kaiser gegen den neuen ausgespielt und jener blutige Krieg organisirt, der erst mit der Waffenstreckung Görgeys bei Vilagos am 2. August 1849 zu Ende ging.

Rasche und glückliche Erfolge hatte die österreichische Armee in dem im Frühjahr 1849 wieder begonnenen Kriege mit Sardinien aufzuweisen. In einem achttägigen Feldzug erfocht Feldmarschall Graf Radetzky glänzende Siege bei Mortara und Novara, welche zu einem dauernden Friedensschlusse führten, und nach mehrmonatlicher Belagerung ergab sich auch Venedig, womit die letzten blutigen Nachspiele des Jahres 1848 in Italien zum Abschluß kamen.

Noch während der Kriege in Ungarn und Italien schritt der Kaiser, seinem Regierungsmanifeste getreu, an die innere Neugestaltung Oesterreichs, getragen von der erhebenden Hoffnung, daß es ihm vergönnt sein werde, seinem Reiche den Frieden in sich zu geben, dessen es zu einer gesunden, kräftigen Entfaltung so sehr bedurfte. Leider stellte sich die außerordentliche Verschiedenartigkeit der Interessen in den zahlreichen Kronländern seinen besten Absichten hindernd in den Weg, machte so manche der verheißungsvollsten Maßnahmen scheitern und führte zu jenen langwierigen Verfassungskämpfen, auf die des nähern einzugehen hier nicht der Raum ist.

Im Jahre 1853 rief eine in ihren Folgen ungeheure Freveltat in allen Teilen Oesterreichs gerechte Entrüstung hervor. Am 18. Februar, wenige Tage nach der mazzinistischen Erhebung in Mailand, wurde Kaiser Franz Josef bei einem Spaziergange auf der Bastei von einem ungarischen Schneidergesellen mörderisch überfallen. Die glückliche Ab-



Die Thronbesteigung des Kaisers Franz Josef I., Olmütz, 2. Dezember 1848.

wendung dieses Attentats durch den Grafen O'Donnell und den Wiener Bürger Ettenreich gab die Anregung zur Erbauung der von den Völkern Oesterreichs als Votivdenkmal gestifteten Heilandskirche in Wien, deren Einweihung am Vortage der silbernen Hochzeit des Kaisers und der Kaiserin in Gegenwart aller Bischöfe des Reiches (23. April 1879) gefeiert wurde.

Noch im Jahre 1853 schloß Oesterreich das Zoll- und Handelsbündnis mit Deutschland und behielt sich den Eintritt in den deutschen Zollverein vor.

Im Sommer desselben Jahres wurde die von Kossuth vergrabene uralte ungarische Königskrone entdeckt und am 8. September in Ofen feierlich dem Kaiser übergeben.

Am 24. April 1854 vermählte sich Kaiser Franz Josef I. mit Prinzessin Elisabeth, der Tochter des Herzogs Max in Bayern. Zu Ehren dieses Jubeltages veranstaltete die Reichshauptstadt glänzende Feste, welche in allen Teilen des Reiches mächtigen Widerhall fanden, als das Kaiserpaar später Reisen in die Mehrzahl der Kronländer unternahm.

Mitten in die Vorbereitungen zur Vermählung des Kaisers fiel der Ausbruch des Krieges zwischen Rußland und den Westmächten, welchem schon im Jahre 1853 der Krieg Rußlands mit der Türkei vorausgegangen war. Oesterreich geriet in eine schwierige Lage gegenüber dem Zaren, welcher ihm bei der Bekämpfung der ungarischen Revolution hilfreich zur Seite gestanden. Die höchsten Interessen des Reiches geboten aber, dem Vordringen Rußlands an der unteren Donau und der von ihm gewaltsam angestrebten Lösung der orientalischen Frage entgegenzutreten. Oesterreich stellte an der Südostgrenze und später auch an der Nordostgrenze des Reiches Beobachtungscorps auf, und trat dem Bunde mit den Westmächten zur Erhaltung der Türkei bei, ohne aber aus seiner zuwartenden Stellung herauszugehen. So ging denn dieser Krieg vorüber, ohne für Oesterreich tiefer einschneidende Wunden mit sich zu bringen.

Verhängnisvoller gestalteten sich die Dinge, als im Jahre 1859 der Kaiser der Franzosen das dem König von Sardinien gegebene Versprechen löste, die italienischen Einheitsbestrebungen zu fördern. Es kam zu einem Kriege Oesterreichs mit Sardinien und Frankreich. Vergebens hoffte Kaiser Franz Josef auf eine Unterstützung Deutschlands; er mußte den Kampf allein aufnehmen, und so führte derselbe zur Niederlage. Dem Kaiser von Oesterreich erübrigte nichts, als in dem mit Napoleon III. bei Villafranca geschlossenen Frieden die Lombardei mit Ausnahme der

Festungen Mantua und Peschiera abzutreten und zur Bildung eines italienischen Staatenbundes, dem auch Venetien angehören sollte, seine Zustimmung zu geben.

Der nachteilige Einfluß, den der schlimme Ausgang dieses Krieges naturgemäß auch auf die innere Ausgestaltung des österreichischen Staates übte, vermochte den Eintritt glücklicherer Wendungen nicht allzu lange hinaus zu halten. Einen Gipfelpunkt derselben bildete die auf liberalen Grundsätzen fußende Reichsverfassung, die der Kaiser am 26. Februar 1861 seinen Völkern verlieh. Nirgends rief diese kaiserliche That, durch welche der Monarch nach bitteren Erfahrungen wieder an sein ursprüngliches Regierungsprogramm anknüpfte, größeren Jubel hervor als in den Kreisen der Deutsch-Oesterreicher. Er kam zum Ausdruck in den Huldigungen, welche dem Kaiser und seinen Staatsmännern bei allen Anlässen dargebracht wurden. An die Spitze der loyalen Bewegung stellte sich die Hauptstadt des Reiches. Sie verlieh dem Staatsminister und den Präsidenten beider Häuser das Ehrenbürgerrecht und beschloß, den Jahrestag der Februarverfassung festlich zu begehen. Bei der Rückkehr der Kaiserin von Madeira (August 1862) bezeugte sie der hohen Frau ihre Freude über die wiedererlangte Gesundheit durch eine Beleuchtung der Stadt und der Vorstädte und einen glänzenden Fackelzug. Wie im Triumph zog der Kaiser nach dem in Frankfurt am Main abgehaltenen Fürstentage (4. September 1863) durch festlich geschmückte Straßen. War doch der Stadt bewußt, daß ihre vom Kaiser mächtig geförderte Neugestaltung durch die zentralistische Verfassung neue Impulse erhalten werde.

Durch fünf Jahre blieb die Februarverfassung ungestört in Kraft. Die Ungarn und Kroaten aber fühlten sich in scharfem Gegensatz zu ihr und bereiteten ihrer Durchführung fortgesetzt Schwierigkeiten. Die Folge davon war die am 20. September 1865 erfolgte Aufhebung der wesentlichsten Bestimmungen der Februarverfassung und ein neuer Meinungskampf von gesteigerter Erbitterung.

Während er sich in stärkster Gärung befand, wurde die äußere Machtstellung des Reiches abermals schwer bedrängt. Im Jahre 1863 hatte sich Oesterreich der Idee einer Reform des Deutschen Bundes bemächtigt. Kaiser Franz Josef I. versammelte in Frankfurt am Main die deutschen Fürsten und legte denselben den Entwurf einer neuen, den nationalen Wünschen mehr entsprechenden Bundesakte vor. Wie groß auch der äußere Glanz der Versammlung war, so scheiterte doch das ganze Projekt an dem Widerstande Preußens, das in den vorgeschlagenen Neugestaltungen eine Schädigung seiner natürlichen Interessen sah. Zwischen Oesterreich und Preußen bestand seither eine merkliche Spannung. Zwar hatte im Jahre 1864 Dänemarks Verletzung der Ansprüche des Deutschen Bundes auf Schleswig-Holstein die beiden Großmächte geeinigt. Als es zum Kriege gekommen war, kämpften österreichische und preußische Truppen gemeinsam zu Land und zur See gegen Dänemark. Als es sich aber darum gehandelt hatte, zu entscheiden, wem das eroberte Schleswig — ob dem Augustenburger oder Preußen — zufallen sollte, wurde der Keim zu einem ernsten Konflikt zwischen Oesterreich und Preußen gelegt, der im Juni 1866 zum Kriege führte. Abermals mußte Oesterreich auf zwei Schlachtfeldern seine Machtstellung verteidigen. Auf dem Schlachtfelde von Custozza errang zwar Erzherzog Albrecht einen glänzenden Sieg über Italien, und in der Seeschlacht bei Lissa vernichtete Admiral Tegetthoff die italienische Flotte, die Hauptverteidigung lag aber auf dem österreichisch-deutschen Kriegsschauplatze. Hier erfocht Preußen jene Siege, durch welche Deutschlands Neugestaltung angebahnt wurde. Preußische Heereskolonnen drangen bis in das Marchfeld vor und bedrohten Wien mit ihrer Besetzung. Oesterreich bot in Nikolsburg die Hand zum Waffenstillstand (26. Juli 1866), allerdings mit dem schweren Opfer, aus dem politischen Verbande mit Deutschland für immer zu scheiden und Venetien an Italien abzutreten. Vier Wochen später wurde auf diesen Grundlagen der Prager Friede geschlossen.

Niemand konnte tiefer die herben Schicksalsschläge empfinden als Kaiser Franz Josef. Seine Macht war verdrängt aus Deutschland und Italien durch die Bildung nationaler Staaten, deren Schwergewicht derart verrückt, daß sie nur durch die innere Kräftigung und das einmütige Zusammenstehen aller Völker des Reiches wieder emporkommen konnte. Zunächst berief der Kaiser zum Minister des Aeußern den vormals sächsischen Minister Freiherrn von Beust, der bald darauf die Bildung eines neuen Kabinets übernahm. Unter seinem Einfluß wurden die Ausgleichsverhandlungen mit Ungarn wieder aufgenommen. Nachdem der ungarische Landtag durch Deaks mächtigen Einfluß eine gemeinsame Behandlung der Angelegenheiten des Gesamtstaates zugestanden hatte, berief der Kaiser am 2. Januar 1867 eine außerordentliche Reichsversammlung ein. Infolge des hartnäckigen Widerstandes der deutsch-österreichischen Parteien gegen die Beschickung der letzteren und der zu Gunsten der Anhänger der Februarverfassung ausgefallenen Wahlen geriet das Ministerium in die schwierige Lage, daß der Ausgleich über die Lebensfrage des Reiches ohne Mitwirkung der Deutschen geschlossen werden mußte. Am 15. Februar 1867 erhielt Ungarn ein verantwortliches Ministerium, an dessen Spitze Graf Julius Andrassy trat, und nachdem der ungarische Landtag die Verfassung von 1848 den Wünschen des Kaisers entsprechend abgeändert hatte, fand am 8. Juni 1867 die feierliche Krönung des Kaisers Franz Josef I. zum König von Ungarn in Gegenwart von Deputationen des Reichsrats und des Wiener Gemeinderats mit herkömmlichem Glanze statt. Sogleich nach der Krönung trat an den Reichsrat die Aufgabe heran, die Februarverfassung zu sichten und im Einvernehmen mit Ungarn die Ausgleichsgesetze zu vereinbaren. Nach langen und schwierigen Verhandlungen kamen die wichtigsten neuen Verfassungsgesetze noch zu Ende des Jahres 1867 zu stande, worauf am 27. Dezember der Kaiser die Ernennung des Reichsministers für die gemeinsamen Angelegenheiten und am 30. Dezember jene eines parlamentarischen Ministeriums für die diesseitige Reichshälfte vollzog. Freiherr von Beust wurde Reichskanzler.



Kaiser Franz Josef I. im Krönungsornat, 1848.

Der Ausgleich mit Ungarn schuf zwei vollständig getrennte Staatsgebiete, welche einen gemeinsamen Monarchen und zwei aus den Vertretungen beider Reichshälften gewählte Delegationen zur Beratung und Beschlußfassung der denselben gemeinsamen Angelegenheiten besitzen; er schuf aber auch zwei weltereifernde Haupt- und Residenzstädte — Wien und Budapest.

Im Besitz der nationalen Selbständigkeit machte Ungarn auf allen Gebieten außerordentliche Fortschritte. Verwaltung und Justiz wurden den modernen Ideen entsprechend umgestaltet, zur Hebung des Unterrichts die größten Anstrengungen gemacht und zum Aufschwung der Künste die namhaftesten Opfer gebracht. Man baute zahlreiche Eisenbahnlinien, nicht nur zu dem Zwecke, den Verkehr im Lande selbst zu heben, sondern auch um unmittelbare Verbindungen mit Westeuropa und dem Orient zu erlangen. Zur Begründung einer nationalen Industrie gewährte die ungarische Regierung jenen, welche neue Fabriken anlegten, außerordentliche Begünstigungen. Ueberall bekundete sie das Bestreben, das Land in seiner inneren Entwicklung von Oesterreich möglichst unabhängig zu machen. In der ungarischen Landwehr, den Honvéds, schuf sie eine nationale Armee. Vor allem aber förderte Ungarn mit Eifer alle Unternehmungen, welche dem Aufschwung und dem Emporblühen Budapests, der Landeshauptstadt, ihrer Verschönerung und Vergrößerung zu gute kamen.

Wie anders hatten sich die politischen Verhältnisse in der diesseitigen Reichshälfte entwickelt! Das „Bürgerministerium", wie das damalige Kabinet genannt wurde, betrachtete es als seine nächste Aufgabe, die Gleichstellung mit Ungarn auch auf dem Gebiete der politischen Freiheiten zum Ausdruck zu bringen. Unterstützt vom Reichsrate wurde der Inbegriff der letzteren in Staatsgrundgesetzen formulirt, welche durch Ausführungsgesetze zur praktischen Geltung gelangt waren. Diesen folgten die Verweisung der Preßdelikte vor die Geschworenen, die Freigebung der Advokatur, die Aufhebung der Schuldhaft, der Strafbarkeit des Wuchers und der Erbfolge bei Bauerngütern, das Koalitionsgesetz und so weiter. Von größter Bedeutung war die Einführung der konfessionellen Gesetze, die neuen Volksschulgesetze, die Reorganisation der politischen Verwaltung und der Justiz, die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, endlich die Unifikation der Staatsschuld, die Zinsenreduktion und die Einführung neuer Steuern zur Regelung der tief erschütterten Finanzen. Durch das neue Vereinsgesetz wurde der Unternehmungsgeist für industrielle und Verkehrszwecke mächtig gehoben, was die Gründung zahlreicher Banken und Aktiengesellschaften zur Folge hatte. Die Errichtung des österreichischen Museums für Kunst und Industrie lieferte dem österreichischen Kunstgewerbe die Grundlage zu einem hohen Aufschwung, wie er auf allen volkswirtschaftlichen Gebieten zugleich sich bemerkbar machte, begünstigt namentlich durch die Steigerung des Absatzes von Waren nach Ungarn.

Ungeachtet dieser Erfolge konnte sich aber niemand der Besorgnisse über die Fortdauer der Gegensätze der nationalen Parteien entschlagen. Der Hauptherd der Opposition gegen das Bürgerministerium blieb Böhmen.

Das schlimmste war, daß schon im Herbst 1868 dieses Ministerium selbst nicht mehr auf festem Boden stand und bald durch ein anderes abgelöst wurde, das nach kurzer Zeit einem dritten wich, dessen Präsident Graf Potocki war. Diesem Ministerium stellte der Kaiser die Aufgabe, einen Ausgleich mit den Tschechen auf Grundlage der Dezemberverfassung anzubahnen. Wie schwach aber die Hoffnungen auf das Gelingen dieser Aufgabe waren, zeigte der Umschwung in den politischen Anschauungen der Wähler. In Wien trat der Verein der Deutschen in Oesterreich zur stärkeren Wahrung der nationalen Interessen und die deutsche Fortschrittspartei ins Leben.

letztere in der Absicht, vorwiegend Männer der Industrie und des Handels in den Reichsrat zu wählen. Auf dem flachen Lande gewannen zum erstenmale die Klerikalen und Konservativen bei den Wahlen an Boden. Und thatsächlich blieb auch die Mission des Ministeriums Potocki, ungeachtet seiner versöhnlichen Haltung, wirkungslos; dabei verpflanzten sich inmitten des deutsch-französischen Krieges die Gegensätze der Parteien auf das Gebiet der auswärtigen Politik. Die Tschechen, Polen und Klerikalen verlangten eine Intervention zu Gunsten Frankreichs, die Deutschen und Ungarn die Einhaltung einer strengen Neutralität.



Schloß Possenhofen am Starnbergersee, das Geburtshaus der Kaiserin Elisabeth.

Angesichts dieser schwierigen Lage bildete der Kaiser am 6. Februar 1871 ein neues Ministerium unter Graf Hohenwart. Dieses sollte frei von jeder ausschließlichen Parteirichtung als eine wahrhaft österreichische Regierung durch sorgfältige Beratung der verschiedenen Interessen die Macht und die Wohlfahrt des Reiches begründen. Das Ministerium Hohenwart war aber keineswegs ein über den Parteien stehendes. Es war nicht abgeneigt, mit den Tschechen auf Grundlage der Fundamentalartikel zu verhandeln und die Verfassung im föderalistischen Sinne umzugestalten. Doch dagegen erhoben neuerdings die Anhänger der Dezemberverfassung energischen Widerstand, und mit diesen vereinigten sich der Minister des Auswärtigen, Graf Beust, und der ungarische Ministerpräsident, Graf Julius Andrassy, welche aus Gründen der auswärtigen Politik und des ungarischen Ausgleiches entschieden gegen jede föderalistische Umgestaltung der Verfassung Einsprache erhoben. Als hierauf der Kaiser in einer an den böhmischen Landtag gerichteten Botschaft erklärt hatte, daß das Oktoberdiplom, das Februarpatent und die Dezemberverfassung der unverrückbare Rechtsboden der Verständigung sei, trat das Ministerium Hohenwart zurück, und der Kaiser berief im November 1871 von neuem ein verfassungstreues Ministerium unter Vorsitz des Fürsten Adolf Auersperg. Zu derselben Zeit nahm Beust, den der Kaiser inzwischen in den Grafenstand erhoben hatte, seine Entlassung als Reichskanzler, und es trat an dessen Stelle Graf Julius Andrassy. Seither hielt der Kaiser unerschütterlich an den einmal geschaffenen staatsrechtlichen Grundlagen fest und wies die Parteien an, nur auf dem Boden des Verfassungsrechts eine Einigung zu suchen.

Das Ministerium Adolf Auersperg, welches bis zum August 1878 im Amte war, bemühte sich zunächst, der Verfassung allseitig Anerkennung zu verschaffen. Die schwierigste Aufgabe aber fiel ihm auf wirtschaftlichem Gebiete zu. Als das Ministerium in das Amt trat, war durch die Befreiung der wirtschaftlichen Assoziation von allen Fesseln eine großartige Ueberspekulation im Gange, deren traurige Folgen in dem großen Krach des Jahres 1873 zu Tage traten. An der Regierung lag es nunmehr, der Entmutigung entgegen zu wirken, den Unternehmungsgeist wieder zu beleben, Mittel und Wege zu schaffen, damit keine Arbeitseinstellungen eintraten und auf dem Wege der Gesetzgebung



Krönung des Kaisers Franz Josef I. und der Kaiserin Elisabeth, Wien, 24. April 1854.



Kaiser Franz Josef I.
als König von Ungarn auf dem Krönungshügel in Budapest.

künftigen Auswüchsen der Börsenspekulation vorzubeugen.

Gelegentlich einer wiederholten Ministerkrisis betraute der Kaiser im August 1879 den Grafen Taaffe mit der Bildung eines neuen Ministeriums. Dieser, der schon als Minister des Innern die Neuwahlen in den Reichsrat geleitet hatte, inaugurirte eine neue Wendung in dem bisherigen Gange der inneren Politik. Anfangs über den Parteien stehend, stellte er allen Parteien die nationale Gleichberechtigung in Aussicht. Den Tschechen kam er insbesondere dadurch entgegen, daß er ihnen die Achtung ihrer historischen Rechte, insoweit diese mit der Macht und Einheit des Reiches und mit der bestehenden Verfassung im Einklange stehen, versprach. Auf diesem Boden hoffte er eine Versöhnung der Völker der diesseitigen Reichshälfte herbeizuführen. Thatsächlich errang er den großen Erfolg, daß ein österreichisches Vollparlament zu stande kam. Selbst die Tschechen traten, allerdings mit einer Rechtsverwahrung, in den Reichsrat ein. Auf dem gemeinsamen Boden der Bekämpfung der Verfassungspartei verbündeten sie sich mit den Polen und Slovenen, den Konservativen und Klerikalen der deutschösterreichischen Länder zur Bildung einer parlamentarischen Majorität (der Rechten), welche den Beweis herstellen sollte, daß sich auch ohne die Deutsch-Liberalen (die Linke) in Oesterreich regieren lasse. Wie die aus Mitgliedern der verschiedenen Parteien erfolgte Zusammensetzung des Ministeriums zeigte, schien es aber nicht die Absicht des Grafen Taaffe gewesen zu sein, auf die Unterstützung der Verfassungspartei vollständig zu verzichten. Indem er auf das Zustandekommen einer Mittelpartei gehofft hatte, bildete er anfangs ein Koalitionsministerium. Mit Rücksicht auf die parlamentarische Situation aber traten noch im Jahre 1880 mehrere Aenderungen in der Zusammensetzung des Ministeriums ein. Zu seinen Mitgliedern zählen heute: von Dunajewsky für Finanzen, Graf Schönborn für Justiz, Graf Falkenhayn für Ackerbau, Graf Welsersheimb für Landesvertheidigung, von Gautsch für Unterricht und Kultus, Marquis Bacquehem für Handel. Minister ohne Portefeuille sind: Freiherr von Prazak für Böhmen und von Zaleski für Galizien. Von diesen Ministern haben einen ausgesprochenen Parteicharakter: Dunajewsky, Schönborn, Falkenhayn, Prazak und Zaleski im Sinne und im Geiste der Rechten.

Unter dem Einflusse des neuen Regierungssystems vollzogen sich in der inneren Politik Oesterreichs folgenschwere Aenderungen. In allen gemischtsprachigen Ländern wurden den nichtdeutschen Volksstämmen weitgehende Zugeständnisse in Bezug auf die Dienstsprache der politischen und Gerichtsbehörden und den höheren und Elementarunterricht gemacht. Die Deutschen erlitten dadurch eine von Jahr zu Jahr sich steigernde Einbuße; sie verloren ihr bisheriges Uebergewicht, und alle ihre Versuche, die deutsche Sprache als Staatssprache zur gesetzlichen Geltung zu bringen, scheiterten an dem Widerstreben der übrigen Volksstämme. Sie büßten aber auch an Einfluß ein, seitdem die vereinigte Linke sich im Jahre 1885 wieder spaltete. Wie im Reichsrate, verloren sie auch in einzelnen Landtagen die Majorität. Bei den Wahlen machten die konservativen und die klerikalen merkliche Fortschritte. Der Haß der Tschechen gegen die Deutschen machte sich in Prag (1881) in blutigen Zusammenstößen der Studenten beider Volksstämme Luft. Die natürliche Folge war, daß die liberalen Deutschen in die heftigste Opposition gegen das Ministerium Taaffe traten. Im böhmischen Landtage kam es im Jahre 1887 so weit, daß die Deutschen aus demselben schieden. Unter letzteren selbst gewann die extreme nationale Richtung in den deutschösterreichischen Ländern Boden. Zum Schutze der deutschen Sprache in den gemischtsprachigen Bezirken wurde schon im Jahre 1880 der Deutsche Schulverein gegründet, und der im November 1880 abgehaltene österreichische Parteitag stellte sich die Aufgabe, die Interessen der Deutsch-Oesterreicher energisch zu wahren.

Aber auch auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet führte das Ministerium Taaffe einen großen Umschwung in der inneren Politik herbei. Zum Schutze der einheimischen Industrie, der Landwirtschaft und Staatsfinanzen wurde im internationalen Verkehr die frühere mehr freihändlerische Zollpolitik verlassen und, von den Nachbarstaaten gedrängt, das System der Schutz- und Finanzzölle angenommen. Ein neues Gewerbegesetz suchte den Forderungen der Kleingewerbetreibenden in Bezug auf die genossenschaftlichen Verbände zu entsprechen und die Lage der gewerblichen und Fabrikarbeiter zu verbessern. Zum Schutze derselben wurde die Unfall- und Krankenversicherung gesetzlich geregelt. Große Fortschritte machte die Verstaatlichung der Privateisenbahnen, die Ermäßigung der Eisenbahntarife für den Personen- und Güterverkehr, die Ausbildung der Lokalbahnen und die Reform des gewerblichen Unterrichts. Ein neues Wuchergesetz kam zu stande; Positivsteuern wurden eingeführt. Mit großem Nachdruck wahrte die Regierung die Autorität des Staates bei den Aufständen in der Grivoscie (1882) aus Anlaß der Rekrutenaushebung und bei den verbrecherischen Anschlägen der Anhänger der Internationale. Im Interesse der Staatsfinanzen erfolgten die Regulirung der Grundsteuer und die Eröffnung neuer Einnahmsquellen. In allen die Kräftigung der Macht des Reiches berührenden Angelegenheiten, insbesondere in Fragen der Reorganisation der Armee und der Bewilligung außerordentlicher Geldmittel zur Erhöhung der Wehrkraft wurde auch von der Linken nicht nur das Reichsministerium, sondern auch das Ministerium Taaffe mit patriotischer Opferwilligkeit unterstützt.



Kaiser Franz Josef I. läßt sich als König von Ungarn krönen, Budapest, 8. Juni 1867.

Nubia.

Erzählung

von

Richard Voß.

(Schluß.)

Auch die zweite Woche verging, kurz, wie ein Frühlingstag, und die dritte Woche näherte sich ihrem Ende. Das Bild war beinahe vollendet, dann mußte es trocknen, dann sollte es verpackt werden, dann konnten sie fortgehen, nicht gleich über die Alpen, sondern nur bis Florenz; in keiner Stadt der Welt war der Frühling so schön wie in der Blumenstadt am gelben Arno.

An einem der letzten Arbeitstage fühlte Heinrich sich nicht wohl. Mit erschöpften Kräften hatte er vom frühen Morgen an vor der Staffelei gestanden, nun überwältigte ihn die Müdigkeit, so daß er sich für eine kurze Zeit niederlegte und sogleich in den tiefen Schlaf der Ermattung sank. Kaum wußte Nubia ihn eingeschlummert, als sie Zimmer und Haus verließ, das Gartenthor öffnete, hinter sich wieder verschloß, mit raschen, entschlossenen Schritten der Via Flaminia sich zuwandte und diese Straße nach Piazza del Popolo hinaufging. Unterwegs dachte sie:

„Was hilft es mir? Leben bleiben kann ich nicht, ich habe meinen Verlobten verlassen, und da hilft es denn nichts. Aber auch sonst muß ich sterben. Nicht darum, weil ich ihn gehaßt habe und mich an ihm rächen wollte, sondern weil ich ihn liebe und doch nicht seine Frau werden darf. Denn ich würde ihn ja doch nur für eine kurze Zeit glücklich machen, und ihn soll nicht einmal einer seiner Freunde bedauern, wie er seinen Freund bedauert hat, der auch eine heiratete ‚von dort oben her, Du weißt!' Was soll ich also thun? Fortgehen von ihm kann ich nicht, lieber soll der Arzante mich totstechen. Er wird sich gewiß trösten, hat er doch mein Bild; in meinem Bilde bleibe ich leben..."

Sie hatte sich den Weg gut gemerkt, so daß sie, ohne fragen zu müssen, sich zur spanischen Treppe hinfand. Langsam, ohne umzuschauen, stieg sie die Treppe empor bis zur dritten Rampe, stellte sich hier gegen die Wand, um, wie es schien, wiederum auf jemand zu warten. Diesesmal hielten sich die auf der Treppe herumlungernden Modelle nicht lange zurück, und nach wenigen Augenblicken stand Nubia dicht umringt da. Die allgemeine Stimmung gegen sie hatte in den drei Wochen einen großen Umschwung erfahren; da sie nicht mehr erschienen war, hatte der Brotneid nichts mehr von ihr zu fürchten; auch war so viel von dem schönen Geschöpf geredet worden, daß viele sich freuten, sie wiederzusehen. So ging denn das Gespräch lebhaft hin und her.

„Da bist Du ja wieder!"

„Freilich, da bin ich wieder."

„Hast Du immer Arbeit gehabt?"

„Die ganze Zeit über."

„Bei dem fremden Maler, mit dem Du damals fortgegangen bist?"

„Ja!"

„Wie viel zahlt er Dir?"

„Nichts!"

„Wie, Du läßt Dir nichts von ihm bezahlen?"

„Nein!"

„Heilige Mutter Gottes, warum nicht?"

„Weil er mich heiraten will."

„Heiraten will er Dich? Welches Glück!"

„Das ist es."

„Dann wirst Du eine Signora!"

„Nun ja!"

„Wann nimmt er Dich zur Frau?"

„In zwei Tagen gehen wir fort von Rom."

„O, Du Arme!"

„Ich gehe gern fort."

„Warum bist Du heute hieher gekommen?"

„Ich glaubte meinen Bruder hier zu finden. Er wollte herkommen."

„Wenn er das ist, der uns immer nach Dir fragt!"

„Das ist mein Bruder! Und er fragt immer nach mir?"

„Er kommt fast jeden Tag und fragt nach Dir, ob wir Dich nicht gesehen hätten."

„Ist er schon lange hier?"

„Es werden bald drei Wochen sein."

„Madonna, und ich habe es nicht gewußt!"

„Wir werden es ihm sagen, sobald er kommt."

„Seid so gut!"

„Er kommt gewiß noch heute abend her!"

„So lange kann ich nicht warten; wenn ihr es ihm aber sagen wolltet —"

„Das wollen wir gewiß! Du hast ihm doch nichts zu leide gethan?"

„Hat er sich über mich beklagt?"

„Nein, aber er thut so wild. Nimm Dich in acht vor ihm!"

„Er wird mir nichts thun!"

„Vielleicht ist's ihm nicht recht, daß Du einen Fremden zum Manne nimmst!"

„Das ist möglich; darüber will ich mit ihm reden, heimlich, verstehe Ihr?"

„Wir verstehen! Was sollen wir ihm ausrichten?"

„Daß ich heute nacht — nein, daß ich morgen nacht auf ihn warten wollte!"

„Wo?"

„Um die sechste Stunde nach Ave bei der Villa Papa Giulio!"

„Du wohnst wohl dort in der Nähe?"

„Ich wohne nicht weit davon. Wollt ihr ihm das also ausrichten von der Nubia aus Saracenesco?"

„Wie heißt er?"

„Arzante!"

„Um die sechste Stunde nach Ave, vor der Villa Papa Giulio!"

„Ganz recht! Tausend Dank! Lebt wohl!"

„Lebt wohl!"

Eilig trat Nubia ihren Heimweg an. Als sie ankam, war Heinrich eben erwacht und hatte laut nach ihr gerufen. Sie sagte ihm, sie sei im Garten gewesen.

XIII.

Heinrich kam nicht aus dem Staunen heraus, was war mit Nubia vorgegangen? Sie war die alte Nubia nicht mehr. Er hätte nie gedacht, daß sie so sanft und innig sein könnte; selbst ihre Stimme klang anders, weich und zärtlich; auch war sie auf einmal ganz gesprächig geworden, hatte ihm allerlei zu sagen, was er gar nicht in ihrem Kopfe vermutete. Oft sah sie ihn an, scheu und demütig; ihr Stolz, ihre Herbheit und ihr Trotz waren verschwunden, sie wurde von Stunde zu Stunde heiterer, sie lächelte, ja, einmal lachte sie hell auf.

Lieder kamen ihr plötzlich in den Sinn, alte, wunderliche Weisen: der Jüngling tötet die treulose Liebste. Nubia sang die eintönigen Strophen mit halblauter Stimme, Heinrich häufig zunickend und ihr anlächelnd.

Oder sie sprach mit ihm über das Bild und seine Kunst, mit einem instinktiven Verständnis, wie der Künstler ein solches bei seinem schönen Wildling nicht für möglich gehalten hatte. Sie bat ihn, nicht erst nach Florenz zu gehen, sondern gleich in sein Vaterland zurückzukehren zu seiner guten Mutter, seinen lieben Schwestern. Bei dieser Gelegenheit bemerkte sie:

„Was werden die sagen, wenn ich mit Dir komme?"

„Was sie sagen werden? Bewundern werden sie Dich, freuen werden sie sich über Dich!"

Aber Nubia schüttelte den Kopf:

„Sie werden sehr böse mit Dir sein, sie werden mich gar nicht leiden mögen!"

Heinrich versuchte, ihr diesen Gedanken auszureden, doch sie blieb bei ihrer Ansicht. Da wurde auch er plötzlich still, seiner herrlichen Mutter und der Schwestern gedenkend und noch eines Mädchens mit rosigen Wangen, blauen Augen und blondem Haar, das ihm einst lieb gewesen und das die Mutter für ihren abwesenden Sohn treulich am Herzen hielt. Er wurde sehr ernst, was Nubia gleich bemerkte.

Zum letztenmale hatte sie zu Heinrichs Gemälde Modell gestanden, genau im Kostüm des Bildes, mit losem Haar und mit über der Brust offenem Gewande. Bis zur Dunkelheit hatte Heinrich gearbeitet und dann noch so lange auf die Gestalt seiner liebsten Einsamen geblickt, bis sie in die Schatten der Nacht versank wie in eine Gruft hinab. Nubia wollte die Lampe anzünden; aber er bat sie, es noch finster zu lassen, und verharrte in seiner Versunkenheit vor dem Bild, ohne darin von Nubia durch ein Wort gestört zu werden. Aus tiefster Brust aufseufzend, riß er sich endlich los; da war's ihm, als höre er Nubia aufschluchzen.

„Nubia!"

„Ich bin hier!"

„Fehlt Dir etwas?"

„Was sollte mir fehlen?"

„Weinst Du nicht?"

„Aber nein!"

Sie schwiegen, dann, nach einer Weile, rief er sie von neuem an:

„Nubia!"

„Soll ich jetzt die Lampe anzünden?"

Leise meinte Heinrich:

„Ich wollte sagen, daß ich sehr glücklich bin!"

Als sie Licht machte, blendete das jähe, grelle Aufleuchten Heinrich so, daß er die Hand vor die Augen legte; als er aufsah, war Nubia aus dem Zimmer.

„Bist Du in der Kammer?"

Sie antwortete hinter der Thür:

„Ich komme gleich, ich will mich nur ankleiden!"

„Ach, bleibe doch noch in Deinem Gewand —"

„Sogleich bin ich fertig!"

Nach fünf Minuten trat sie wieder bei ihm ein.

„Nun wollen wir zum Ponte molle gehen!"

Heinrich war es recht.

„Den heutigen Abend müssen wir feiern!"

Sie gingen. Nicht weit vom Gitter entfernt, war es Heinrich, als ob jemand hinter ihnen her schleiche. Er blieb stehen und wendete sich um, doch gewahrte er nichts. Allerdings war es so dunkel, daß auf zehn Schritte kein Gegenstand sichtbar ward.

„Warum siehst Du Dich um?" fragte Nubia.

„Ich glaubte, jemand folge uns!"

„Wer sollte uns folgen?"

Als sie über den Platz schritten, an dem der öde Prachtbau der Villa des Papstes Julius wie eine ausgestorbene Ruine lag, erschauerte Nubia so heftig, daß er es bemerkte.

„Was hast Du?"

„Es überlief mich!"

„In Deutschland sagt man: ‚Jetzt schreitet jemand über mein Grab.' Welch ein trostloser Ort, höre nur!"

„Das ist ein Kauz!"

„Wie kläglich er schreit! Wir wollen schneller gehen! Worauf horchst Du noch?"

„Du sagtest vorhin, daß Dir war, als ob jemand hinter uns her käme."

„Ich täuschte mich. Komm schnell! Es muß schon spät sein!"

„Erst zwei Stunden nach Ave!"

Bald erreichten sie die Osteria, darin an diesem Abend mehr Leben war als gewöhnlich. Außer einigen Römern, die sich bei ihrer Foglietta verspätet hatten, befand sich in dem einzigen Gastzimmer des Wirtshauses Landvolk vom Berg Soracte. Denn die heilige Adventzeit rückte heran, wo von allen Seiten her fromme Hirten, Greise, Jünglinge und Knaben nach der „Stadt" zogen, um der Jungfrau und dem Kind auf Dudelsack und Hirtenpfeife vorzuspielen und im Petersdom anzubeten. Auch die fremden Gäste des biedern Weinschankes am Ponte molle gehörten zu diesem besten Schlage aller Romfahrer; die Beine mit dunklem, zottigem Ziegenfell umgürtet, ein gelbliches Schaffell statt des Rockes, den spitzen braunen, mit rotem Bandwerk umwickelten Hut auf dem Kopf, saßen sie um einen Tisch zusammengedrängt, auf dem für sie alle ein einziges, mäßig großes Fiascho stand.

Heinrich, von dem die gehobene Stimmung, in der er sich den ganzen Tag über befunden, nicht weichen wollte, ließ nicht nur für sich und Nubia das Beste auftragen, was Küche und Keller zu geben vermochten, sondern lud auch die Hirten ein, das Festmahl mit ihnen zu teilen. Nubias Gesicht strahlte vor Freude über ihre Gäste, sie machte auf das zierlichste die Wirtin, nötigte eifrig zum Essen und Trinken, plauderte, scherzte, wußte schnell einen jeden zutraulich zu machen. Auch die Römer, auch Wirt und Wirtin setzten sich zu den Fröhlichen; Heinrich ließ den Wein nicht weniger werden, es ging hoch und lustig zu. Einmal wurde Nubia von einem alten Hirten gefragt:

„Wer ist denn das eigentlich? Ist er Dein Schatz?"

Heinrich, der die Frage gehört hatte, erwiderte übermütig:

„Freilich bin ich ihr Schatz und sie wird mein Weib; nicht wahr, Nubia?“

Sie sah ihn an und nickte.

„Wann haltet Ihr Hochzeit?“

„Morgen, nicht wahr, Nubia?“

Sie sah ihn wieder an und nickte wieder.

Der Alte meinte bedächtig:

„Wenn Du auch ein Herr bist und sie eine der Unseren, so scheint ihr doch zusammen zu passen und zwei gute Leutlein zu sein; und daß ihr euch gern habt, sieht man euch an den Augen an. Die Madonna segne euch!“

Darauf ließen alle das Brautpaar leben.

Nun nahmen die wackeren Hirten ihre Instrumente zur Hand und begannen nach Herzenslust zu dudeln und zu fisten, teils der lieben Madonna, teils dem guten Brautpaar zu Ehren. Nachdem die anderen eine Weile andächtig zugehört hatten, regte sich in ihnen die Lust nach fröhlicherer Musika. Die Wirtin brachte behend das geliebte Trommelfell, das bunte, rasselnde Tambourin, herbei, fing auch gleich mit kräftiger Hand es zu schlagen an, die fromme Hirtenmusik hörte auf und es dauerte nicht lange, so sprangen alle im Saltarello umher. Hier thaten auch Heinrich und Nubia ihren Brauttanz.

Ueber zwei Stunden mochten so vergangen sein, als Nubia den Geliebten zum Aufbruch mahnte: es sei spät und sie todmüde. Sogleich war er bereit zu gehen, zahlte die Zeche und nahm Abschied von seinen Gästen, aber diese ließen es sich nicht nehmen, dem schönen und freundlichen Paar das Geleit zu geben. So zog denn die kleine Schar, das Brautpaar an der Spitze, mit Schall und Klang über die ehrwürdige Brücke, die Flaminische Straße hinauf, die beiden Glücklichen bis zum Thor ihres Gartens geleitend.

Dann war es still um sie. Die Kerze brannte, nun bald aufgezehrt, und die Flamme beleuchtete die Gestalt auf Heinrichs Bild und das Weib zu seinen Füßen. Denn Nubia kniete vor ihm; an ihn geschmiegt, gestand sie ihm flüsternd, daß sie ihn gehaßt hatte, weil sie ihn hatte lieben müssen.

„Und jetzt —“

Und jetzt verschloß sie seinen Mund mit ihren Lippen.

„Nun will ich zu Bette gehen.“

Langsam ging sie der Kammerthür zu, da rief er sie an:

„Nubia!“

Noch einmal wendete sie sich zu ihm, nickte, lächelte, winkte ihm mit der Hand, bewegte die Lippen. Ihm war, als flüsterte sie: „Morgen!“

Ja, morgen wurde sie sein Weib.

XIV.

Nein — er hörte sie nicht. Sie lag vor der Thür auf dem Steinboden und küßte die Schwelle, über die er morgen schreiten würde in den Glanz des Tages hinein. Er hörte nicht ihr Liebesmurmeln, nicht ihr ersticktes Schluchzen, er hörte nicht, wie sie aufstand und die Kammer verließ.

Es war hohe Zeit, die sechste Stunde mußte bereits vorüber sein, er würde bereits auf sie warten. So eilte sie denn fort und befand sich nach wenigen Augenblicken auf dem Platz, über den sie vor einigen Stunden mit Heinrich gegangen war, als der Kauz so kläglich geschrieen. Jetzt war der Vogel still, jetzt war alles ringsum lautlos.

„Argante!“ Sie blieb stehen und lauschte. „Argante, Argante!“

Es kam keine Antwort; er war noch nicht gekommen, sie mußte noch warten, sie blieb noch leben.

Wie lange noch?

Sie konnte die Minuten an den Schlägen ihres Herzens abzählen; ihr Herz schlug ganz ruhig.

Es mußte geschehen, also mochte es geschehen.

Das finstere Gewölk, welches seit Sonnenuntergang den Himmel bedeckte, teilte sich, die Sichel des jungen Mondes ward sichtbar, wie ein Feuerzeichen leuchtete es plötzlich in dem Düster auf. Ein schwacher Schein glitt über die Erde, Nubia sah das Lusthaus des Papstes, sah eine steile Felsenwand mit einigen hohen Cypressen. Aber auch jetzt nirgends etwas von Argante zu sehen. Doch würde er kommen, diesesmal würde er sicher kommen.

Der Mond verkroch sich wieder hinter dem schwarzen Vorhang der Wolken, von der Flaminischen Straße tönte das Schellengeläut eines Karren herüber. Wie fröhlich die Glöckchen klangen! Jetzt entfernte es sich. Wie schaurig die Stille nun war!

Kam er noch immer nicht, sollte die Qual noch immer nicht aufhören?

Sie ertrug es nicht länger, sie ging die Straße, die er kommen mußte, zurück, ihm entgegen, schnell und schneller, zuletzt fast laufend. Wenn er überhaupt nicht käme —

Sie war auf der Via Flaminia zurück bis fast zu ihrem Hause gelangt. Was war das? Wie ein Schrei — Jetzt nichts mehr! Und von Argante nichts zu sehen. Der Feigling!

Zum zweitenmale begab sie sich an den Ort des Stelldicheins, noch einmal wartete sie, eine volle halbe Stunde und länger. Da zeigten die Kirchenuhren der Stadt die siebente Stunde an; jetzt kam er nicht mehr, und wenn er heute nicht kam, kam er nie. Sie würde leben!

Und Nubia, die bereits mit dem Leben abgeschlossen hatte, sah sich plötzlich wieder auf des Lebens Schwelle, weit, weit entfernt von dem Tode, dessen Hauch sie bereits zu spüren vermeint hatte. Und zugleich mit der Gewißheit: „Du darfst leben bleiben!“ durchdrang sie ein Lebensgefühl, ein Lebensdrang, ein Lebensglück, eine schier übermächtige Wonne des Lebens. Es ergriff sie ein Schwindel, sie wurde todesmatt, so daß sie sich, um nicht umzusinken, gegen die Mauer lehnen mußte. Mit geschlossenen Augen ruhte sie aus, in tiefen Zügen die frische Nachtluft einatmend; dann raffte sie sich auf und zauderte jetzt nicht einen Augenblick länger, sondern ging, so schnell sie konnte, ihren Todesweg zurück; sie blieb leben, sie blieb bei ihm, sie wurde sein Weib, sie zog mit ihm fort. Der Wahn, in dessen Bann sie so lange Zeit gelegen hatte, fiel von ihr ab wie eine Binde, die sie um die Augen getragen. Alles erkannte sie, ihren ganzen unseligen Irrtum, ihre Schuld, daß sie um ein Nichts hatte sterben wollen. Aber — sie lebte, sie lebte!

In vollem Lauf erreichte sie die Gasse, an welche der Garten stieß. Einen Augenblick mußte sie stehen bleiben, um Atem zu schöpfen.

Was bedeutete das? Sie hatte das Thor doch hinter sich zugemacht und jetzt stand es weit offen. Sollte er gemerkt haben, daß sie fort war, sollte er sie suchen?

Sie war da, sie war wieder zurück, lebend wieder zurück, lebend wieder bei ihm!

Offen stand auch die Hausthür, weit offen die Thür, die in das Atelier führte; die Kerze brannte noch, war aber dem Verlöschen nahe, so daß in dem weiten und hohen Raum ein trübes Zwielicht herrschte. Nubia stand im Zimmer und suchte ihn mit den Augen. Sie sah ihn, er lag angekleidet auf dem Ruhebett, wie es schien, in tiefem, friedlichem Schlaf. Da flackerte die Kerze noch einmal hell auf, und da — auf dem Boden, vom Bette her bis dicht zu ihren Füßen ein breiter, dunkler Streifen — Blut!

Bei ihrem gräßlichen Aufschrei verlosch das Licht. Sie fiel nieder, fiel in das Blut; es klebte an ihren Händen, ihren Kleidern, ihrem Gesicht. Unfähig, sich aufzurichten, kroch sie in seinem Blute nach dem Bette hin. Auch hier alles heiß und feucht! Sie warf sich über ihn, umfaßte ihn, sie preßte ihr Gesicht gegen seines, ihre lebenswarmen Lippen auf seinen kalten, stummen Mund, sie rüttelte ihn, sie schrie seinen Namen, sie wollte ihn aufrichten, ihn emporheben — schwer und starr sank er aus ihren Armen auf das Lager zurück.

*

Auf dem kleinen Kirchhof an der Cestiuspyramide, wo die Rosen das ganze Jahr nicht aufhören zu blühen, wurde Heinrich begraben; seine alten Freunde, die Nazarener, gaben dem Toten das letzte Geleit. Auch der ehrwürdige Meister Overbeck folgte im Zuge, tief bekümmerten Herzens über den treulosen Jünger, der um eines schönen und ruchlosen Weibes willen einen unchristlichen Tod gefunden.

Den damaligen Zuständen des Kirchenstaates gemäß wurde dem Mörder des deutschen Künstlers nur mit wenig Eifer nachgestellt, die päpstliche Polizei wußte, daß sie den Mann doch nicht bekommen würde, denn jedenfalls befand er sich in der Marche, und in der Marche war der Uebelthäter so sicher vor dem rächenden Gesetz, als ruhte er in Abrahams Schoß.

Von Nubia sah und hörte man nichts, weder in Rom noch in Saracenesco. Der tote Künstler und sein schönes Modell waren längst vergessen, als eines Tages auf der spanischen Treppe die Modelle in große Aufregung gerieten und von Mund zu Mund die Nachricht ging:

„Nubia ist wieder da!“

Und wirklich, sie war es. Auf der dritten Rampe stand sie an ihrem alten Platz und schien auf jemand zu warten. Sie sah zum Erbarmen aus und war fast in Lumpen gehüllt, dabei von einer Schönheit ohnegleichen. Doch als einige der Weiber sie anredeten, verstummten sie bald diesem bleichen, starren, todtraurigen Antlitz gegenüber. Auch erhielten sie auf alle ihre Fragen keine Antwort.

Wenn Nubia auf jemand wartete, so kam dieser jemand sehr bald, denn mit dem ersten Künstler, der sie anredete, ob sie ein Modell sei, entfernte sie sich. Es dauerte nicht lange, und der Ruhm ihrer Schönheit verbreitete sich weit über die Künstlerkreise hinaus durch die ganze Stadt; nicht lange dauerte es, und ganz Rom kannte sie, ganz Rom bewunderte sie.

Auch sonst sprach man viel von ihr: daß sie für ihr Modellstehen nur so viel Geld nehme, als sie brauchte, um sich nähren und kleiden zu können, daß sie keinerlei Schmuck trug, was doch die Aermste that, daß sie draußen vor Porta del Popolo mutterseelenallein in einem einsamen Gartenhaus wohnte, daß englische Lords, deutsche Barone und italienische Grafen sie heiraten wollten und daß sie keinen von allen nahm. Dagegen wollte man auf der spanischen Treppe wissen, es gäbe Künstler, welche ... Aber man sollte keinem Menschen etwas Böses nachsagen.

Ein neues Bild von Nubia, war es nun ein Gemälde oder eine Statue, wurde für die Römer zum Ereignis. Nach dem Atelier des Glücklichen, der ein solches Kunstwerk ausstellen konnte, wurde förmlich gewallfahrtet. Da sah man dann allerdings, auf Faltenwurf und Drapierie gab das berühmte Modell augenscheinlich nicht viel.

Bis in das wilde Land der Sabina hinein drang der Ruf von Nubias Herrlichkeit, Saracenesco war voll davon. Die Mutter jedoch konnte ihn nicht mehr hören, und Mastorre, der ihn vernahm, sprach den Namen seiner Schwester nur aus, um sie zu verwünschen.

Und Argante? Argante hatte eine Frau und die Hütte voller Kinder.

Ein letztes Wort von Nubia. Sie starb in der Blüte ihrer Schönheit in wenigen Tagen am römischen Fieber, Künstler aller Nationen trugen sie zu Grabe.

In der Galerie einer großen deutschen Stadt befindet sich ein Bild, im Bädeker mit einem Stern bezeichnet. Unter dem Gemälde steht zu lesen:

„Heinrich Hoffmann, geboren zu Düsseldorf 1807, gestorben zu Rom 1830. Büßende Magdalena.“

Der Fremde, der heute in Rom auf der spanischen Treppe sich bei den Modellen erkundigt, aus welcher Ortschaft sie wären, erhält häufig — und gerade von den schönsten Jünglingen, den herrlichsten Frauen und Mädchen, den lieblichsten Kindern — zur Antwort: „Aus Saracenesco!“

Zwei Königsjubiläen.

Daß Vater und Sohn in einem Jahre ihr fünfundzwanzigjähriges Regierungsjubiläum feiern, das ist wohl in der Weltgeschichte noch nicht vorgekommen. In diesem Jahre hat sich dieser außerordentliche Fall ereignet, und zwar hat der Sohn zuerst noch früher als der Vater den festlichen Tag erlebt. Die beiden Regenten, denen dieses seltene Glück zu teil geworden ist, sind die Könige Christian IX. von Dänemark und Georg I. von Griechenland. Da der Chronologie nach diesmal der Sohn dem Vater vorauszieht, wollen wir auch zunächst einen Rückblick auf die Regierung des Sohnes werfen. Das griechische Volk, welches in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts, unterstützt von Enthusiasten aus den verschiedensten Ländern, den Kampf um seine Freiheit gegen die Türken ausgefochten, hatte zunächst in dem bayrischen Prinzen Otto einen Verteidiger dieses heiligen Gutes, einen König gefunden. Innere Zwistigkeiten aber veranlaßten denselben, im Oktober 1862 die Krone niederzulegen und in sein deutsches Vaterland zurückzukehren. Obgleich

dieser hochherzige Fürst nur darum schied, damit nicht um seinetwillen auch nur ein Tropfen Griechenblut vergossen werde. So forderte die „Vorsehung, die schreckliche Zeit" nur eines Jahres doch von den Griechen große Opfer. Deshalb atmete das ganze Volk der Hellenen auf, als am 18. (30.) März 1863 die griechische Nationalversammlung einstimmig den Prinzen Wilhelm Christian Adolf Friedrich Georg von Dänemark aus dem Hause Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg unter dem Namen Georg I. zum König erwählte. Am Juni desselben Jahres teilte der aus Kanaris, Th. Haimis und D. Grivas bestehende Kommission dem Prinzen in Kopenhagen den Beschluß der Nationalversammlung mit und erbeten die Zustimmung König Friedrichs VII. von Dänemark und des Prinzen Christian als Vater des neugewählten Königs. Am 30. Oktober 1863 hielt der junge König unter dem brausenden Jubel des Volkes seinen Einzug in Athen und leistete darauf den Eid auf die griechische Verfassung. Nun sind seit jenem Tag fünfundzwanzig Jahre vergangen, Jahre, in denen schwere Prüfungen an den Monarchen herangetreten. So viele Ministerien aber auch gekommen und gegangen sind, der König hat seine Stellung behauptet und sich in der Liebe seiner treuen Unterthanen befestigt. Wie im Innern sein Bestreben jederzeit darauf gerichtet war, der Ausgleichung und Versöhnung der verschiedenen Parteien herbeizuführen, so ist auch in der äußeren Politik eine mächtige Friedensliebe König Georgs grundleitender Gedanke jederzeit gewesen. Wie oft drohte der Krieg mit der Türkei auszubrechen, immer jedoch hat es die friedfertige Gesinnung des Monarchen verstanden, die Gelüste seiner kriegslustigen Unterthanen zu bezähmen. Aber auch ohne blutige Kämpfe hat sich Griechenland um ein gar schönes Stück vergrößert; König Georgs friedliche Haltung hat seinem Lande nur Nutzen gebracht. Die Zeit, die dem Könige die nicht geringen Regierungsgeschäfte übrig lassen, verbringt er in den traulichen Kreise seiner Familie. Seit Oktober 1867 ist er mit der Großfürstin Olga Konstantinowna vermählt, die ihm sieben blühende Kinder, fünf Söhne und zwei Töchter geschenkt hat. Für uns Deutsche hat sein Haus in der jüngsten Zeit besonders dadurch noch an Interesse gewonnen, daß wir seit kurzem in dem ältesten Sohn des Königs, dem Kronprinzen Konstantin, den Verlobten der zweitjüngsten Schwester unseres Kaisers begrüßen. Möge es dem erst dreiundvierzig Jahre



König Christian IX. von Dänemark.



König Georg I. von Griechenland.



Einkehr. Gemälde von Hugo Kaufmann.

Digitized by Google



Venetianische Fischerboote. Gemälde von Ludwig Dill.

allen König, dem ebenso wie seiner erlauchten Gemahlin, als der Tochter einer geborenen Prinzessin von Sachsen-Altenburg, deutsches Blut in den Adern fließt, noch lange vergönnt sein, zum Segen seines Volkes die Geschicke des schönen Griechenlands zu lenken.

Nur einen halben Monat später, am 15. November, feierte der Vater des Königs Georg von Griechenland, der König Christian IX. von Dänemark das gleiche herrliche Fest. Am 15. November 1863 schied König Friedrich VII. auf dem Schlosse zu Glücksburg plötzlich aus dem Leben und hinterließ das Reich und die Krone unter den schwierigsten Verhältnissen dem zu seinem Nachfolger erwählten Prinzen Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, der als solcher schon zuvor den Titel als „Prinz von Dänemark" angenommen hatte. Der neue König ist geboren am 8. April 1818 auf dem Schlosse Gottorp bei Schleswig als der vierte Sohn des Herzogs Friedrich Wilhelm Paul Leopold (gestorben am 7. Februar 1831) und der Herzogin Luise Karoline, Tochter des Landgrafen Karl von Hessen-Kassel (gestorben am 13. März 1867). Seine ersten Jugendjahre verlebte der Prinz still im Kreise seiner Familie, deren schweres Zusammenleben bald durch den Tod des Vaters gestört wurde. Wie dieser trat auch der Sohn in dänische Dienste. Er gewann bald das Vertrauen und die Liebe König Friedrichs VI., der ihn immer mehr und mehr an seinen Hof zog und zu mehreren diplomatischen Sendungen verwendete. 1839 besuchte Prinz Christian die Universität Bonn, um daselbst sich dem Studium der Jurisprudenz und Geschichte zu widmen. Dort blieb er bis Herbst 1840, unternahm dann eine Reise durch Süddeutschland und kehrte 1841 über Berlin in die Heimat zurück. Der König Friedrich VI. war inzwischen gestorben, und Christian VIII. hatte den Thron bestiegen, der dem Prinzen das gleiche Wohlwollen bezeigte. Am 26. Mai 1842 vermählte sich Prinz Christian mit seiner Cousine und Jugendfreundin, der Prinzessin Luise Wilhelmine Friederike Karoline Auguste von Hessen, geboren am 7. September 1817, der Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel und der Prinzessin Luise Charlotte von Dänemark. Die äußerst glückliche Ehe des fürstlichen Paares, das wahre Herzensneigung zusammengeführt hatte, wurde durch sechs Kinder, drei Söhne und drei Töchter, gesegnet. Nach dem Tode Christians VIII. am 28. Januar 1848 war ihm sein Sohn als Friedrich VII. nachgefolgt, der nach Beendigung des Krieges mit den Elbherzogtümern, an dem Prinz Christian als Chef der Garde zu Pferde teilgenommen hatte, diesen zu seinem Nachfolger ernannte. Bald nach seinem Regierungsantritt brach dann der zweite schleswigsche Krieg aus, der Dänemark die Herzogtümer kostete. Seitdem herrscht Friede nach außen, während im Innern die Parteizwistigkeiten nicht ruhen wollen. Es wäre das schönste Geschenk für den greisen, um seine Unterthanen hochverdienten Fürsten, wenn auch in seinem Lande selbst der Friede einkehren würde, nachdem der edle Monarch erst vor kurzem noch die Freude gehabt hat, daß die freundnachbarlichen Beziehungen zu unserem Vaterlande so herzliche und innige geworden sind.

„Einkehr".

(Siehe das Bild Seite 201.)

Der Philipp hatte eigentlich ein Hirtenleben, so meinte wenigstens seine Sippschaft daheim im Dorf. Nichts zu thun als in blitzsauberen Lederhosen und dem Frack mit den goldenen Knöpfen die Postkutsche nach Mödelhagen fahren und den Briefbeutel bewachen, der zeitweise nahezu leer war, hie und da einmal seine Füchse anfeuern, die den kaiserlichen Reichsdienst so steifleinig und gravitätisch besorgten, als ging's wirklich nur nicht mehr länger, und im übrigen, die Peitsche in der Hand, den blauen Himmel über sich, dem lieben Gott den Tag abzustehlen, mag auch ein beneidenswertes Los sein. Der Philipp hatte darüber aber schon seine eigenen Gedanken. Die Lederhosen und die goldenen Knöpfe machen uns doch nicht mehr glücklich, wenn wir sie schon an die fünf Jahre getragen haben, und das faule Leben auf dem Bock, ja, das war's ja eben, was ihn erst recht verdroß. Auf die dämlichen Gedanken kam er, auch wenn er am Morgen noch so gehörig über das dröhnende Vorstadtpflaster zum Thore hinausgefahren war.

Da fiel ihm urplötzlich ein, wie glücklich so ein Postillon sein müsse mit einer jungen hübschen Postillonin, die am Abend am Herdfeuer sitzt, wenn er heimkommt. Nachdenklich und prüfend ging er alle Mädchen durch, die er kannte, und wußte auf einmal, daß die Christel zu pausbäckig, die Julie eine Naschkatze und die Auguste ein eigentümliches Ding war. Ja, die Beate, die einzige Tochter des Krugwirts, wenn die wollte, das wäre eine Postillonin, daß einem das Herz im Leibe lachen könnt'. Ob die Beate . . .

Nein, die paßt schon gar nicht. Mein Gott's nur ein Sekunde einfallen, zu denken, die möchte aus dem Krug wegen dem Philipp, der nichts hat als ein paar große, schwielige Hände, mit denen er nichts tut, als ein paar hundschädige Füchse anschirren, und einen Rock, der nicht weiter langt, als den Briefbeutel zu bewachen.

Und sie war jung und wußt das hübscheste Mädchen im Stadtchen. Diese verdrießlichen Gedanken quälten ihn alle Tage, während er durch die Felder fuhr, und an manchen Tagen schien alles, was ihm begegnete, bemüht, ihn zu verhöhnen. Die Burschen, die an ihm vorübergingen, hatten damit ganz gewiß alle einen Schatz an der Hand, und selbst wenn er den Enten zuschaute, wie sie mit ihrem grünglitzigen Gefieder im Teiche untertauchten, kam eine unter dem Schilf sicher gerade mit einem fetten Bissen hervor und schien den auszulachen, der mit trockenem Munde mitten durch die Schönheit dieser Welt hindurchfuhr.

Das mußte ein Ende nehmen, und heute war der Tag der Entscheidung. Nachdem die stille Post dreimal länger gesteigelt und zehnmal langsamer gefüttert worden als sonst, ging der Philipp nach dem Kruge, um „einen Kalten" zu trinken. Auch nicht in der Stalljacke wie sonst, sondern in dem vollen Glanz eines prosperen, blitzsauberen Postillons, der Julie, die Töchterin, noch immer mit Gedanken von Eitelkeit und Ehrgeiz erfüllte.

Beate brachte ihm den Krug und setzte sich wieder an den Kamin; es war schon ein gutes Zeichen, dachte Philipp, daß ihr die Katze heut zur Rechten saß. „Wenn die links säße, ich brächt's nimmer fertig!" Und nun faßte er sein liebstes Postillonsscherz fest in seine Hände.

„Beate . . . 's geht nicht länger, daß jeder ein junges Weib hat, und ich soll nur die alten Fützke haben, wo die Bissle so schon kaum noch vor der Stelle kann; 's wird immer schlimmer. Und im Haus angehen thu' ich, daß es meiner Mutter das Herz erbarmen thät, und das Wüsten am Abend hab' ich gelernt eine Stunde und Schande achten; was soll's mit mir werden! — Weil doch jeder brave Postillon auch eine Postillonin hat, so wollt ich heut . . ."

Das Ende dieser hochnotpeinlichen Situation Philipps ist in Beatens Augen zu lesen.

Als er den Krug verließ, war er nicht nur der beneidetste, sondern auch der glücklichste Postillon im ganzen Reich, und sein Schatz wußte auch, warum gerade heute die Kalbsrippe geschehen.

„Weißt, 's hat mich doch zu sehr gewurmt, wie die Ente bloß untertauchte und halt: ihren gefräßigen Schnabel voll, und ich sahe nun schon fünf Jahre mit trockenem Munde am Krug vorbei. Ja dummer Kerl! dacht' ich, und hab' an die Ente gedacht, bis — auch mein Schnabel was gehabt hat!"

Venetianische Fischerboote.

(Dazu das Bild Seite 205.)

Zwei Hauptarten von Fischerbooten sind in den venetianischen Gewässern anzutreffen: solche, die zum Fischfang auf das offene Meer hinausfahren und solche, die nie die Lagune verlassen. Mit den letzteren haben wir es hier zu thun. Die Lagunenfischer sind von der größten Armut; sie wohnen in den schmutzigen, höhlenartigen Hausern an der Peripherie von Venedig, und der Fremde, der zufällig in diese abgelegenen Quartiere gerät und dort von den in Schmutz und Elend verkommenden Kindern und Weibern unter lebhaftestem Lärm umringt wird, kann sich eines gelinden Schauers nicht erwehren; unwillkürlich fallen dem Eingeweihten allerhand Geschichten aus den Armenquartieren großer Weltstädte ein. Doch jede Befürchtung ist unnötig, denn so verwegen und bedrohlich diese Menschen aussehen, so gutmütig sind sie in Wirklichkeit.

In der großen Armut dieser Fischer liegt das Geheimnis des unerschöpflichen Reichtums an malerischen Motiven, den sie selbst und ihre Gerätschaften dem Künstler darbieten. Ein Hemd, eine Jacke, ein Segel wird so lange zusammengeflickt, bis es schließlich zerfällt, und die Schiffe selbst mit ihrem uralten Holz- und Netzwerk bieten Formen und Farbenakkorde dar, wie sie im besser situirten Norden niemals angetroffen werden. Daher die große Vorliebe der Künstler für diese südlichen Stoffe.

F. D.

Literatur.

— **Marie von Redwitz**, die begabte Tochter des gefeierten Dichters, hat einen Band ansprechender Novellen unter dem Titel „Ost und West" bei Wilhelm Herz (Bamberg) erscheinen lassen. Ausgedehnte Reisen in unregelmäßige Gebiete und langdauernder ein längerer Aufenthalt in Konstantinopel haben der Verfasserin viele Eindrücke in die Mutterheimat des Orients vermittelt, und sie zeigt dies, wie gut sie die gewonnene Erkenntnis künstlerisch zu verwerten weiß. Ihre Heldinnen, die schöne, liebenswürdige Fremde Fatma („Fatma Hanum") ist ein Beispiel, tod in allen seinen fein umrissenen Einzelzügen den Eindruck des dem Leben unmittelbar Abgelauschten macht. Aehnliches gilt auch von den drei kürzeren Novellen, deren umfangreichste, „Die Heilige der Steppe", eine russische Adelsfamilie mit bekehrtem reichem Gemüten zum Ausgangspunkte nimmt. In der ergiebigen Erzählung: „Seine Frau", die halb auf Cypern, halb in England spielt, tritt eine Göre Mormonenluft zwischen die Liebe zweier Herzen, während in „Kollidei" ein junges Paar die Rolle des Störenfrieds übernimmt. Diese Geschichte der dunkelhaarigen Rose aus des Wanderhanen beweist — wie dies unsere Leser übrigens schon aus dem „Heiligen Antonius von Kolten" der Verfasserin dieser Novellen wissen — daß Marie von Redwitz ihr feines, schalkhaftes Talent auch für humoristische Darstellung mit Glück verwenden kann. Ihre Sprache ist durchweg gewählt und vornehm, ihre Charakterzeichnung sicher und fein, ihre Erfindung originell und ihre Darstellung lebendig und anziehend. Wir können das Buch allen Freunden guter Novellistik bestens empfehlen.

— Für den Weihnachtstisch liegt uns eine weitere Reihe prächtiger Werke vor. Wir beginnen mit den Gaben für die Kinderwelt und nennen da zunächst drei schöne, farbig illustrirte Bücher aus A. Beigelsbergers Jugendschriftenverlag (Kreuznach und Leipzig). Das erste, „Fritz Ochsen, Kaiser Wilhelms Unteroffizier" von Otto von Brunck unterhält die reifere Jugend mit Lust, was der wackere Kamerad in zwei Kriegen, dem schleswig-holsteinischen von 1864 und dem deutsch-französischen von 1870—71, erlebt hat, und gibt in dieser Fassung eine dem jugendlichen Sinn angepaßte, die Kämpfe einer schönen patriotischen Begeisterung weckende und nährende Darstellung dieser denkwürdigen Freiheitskriege selbst. Aus den farbigen „Märchen" von Ernst Moritz Arndt hat A. Körte eine Auswahl für Knaben und Mädchen mittleren Alters getroffen und derselben eine entsprechende Ueberschrauhung angedeihen lassen, in der sie nicht nur den jugendlichen Sinn, sondern jeden, der sich für derartige Poesie ein offenes Herz bewahrt hat, bezwingen werden. Für jüngere Kinder aber hat Gustav Schalk „eine Sammlung der schönsten Märchen" unter dem Gesamttitel „Im Märchenlande" zusammengestellt, in der eine ausgesuchte Reihe der besten neueren Märchendichter zu Wort kommt und die kindliche Phantasie vortrefflich, meist nachdenkenswerter Richtung hingelenkt werden. Für jüngere Kinder aber hat Gustav Schalk „eine Sammlung der schönsten Märchen" unter dem Gesamttitel „Im Märchenlande" zusammengestellt, in der eine ausgesuchte Reihe der besten neueren Märchendichter zu Wort kommt und die kindliche Phantasie vortrefflich, meist nachdenkenswerter Richtung hingelenkt werden. — Ein schon gereiftes Verständnis setzt der bei H. R. Sauerländer (Aarau) erschienene „Dichterhain", unterrichtete deutsche Gedichte für die Jugend, nach den Dichtern geordnet und herausgegeben von Dr. Max Will. Göttingen (sechste durchgesehene und vermehrte Auflage), voraus. Es ist eine wohlgetroffene Auswahl des Besten, was aus den reichen Schätzen heimischer Poesie für den Sinn der heranreifenden Jugend geeignet erschien. — Für die Kleinen und Kleinsten sorgt dieses Jahr, wie bisher immer, auch der altbekannte Bilderbuchverlag von C. J. Schreiber in Eßlingen. Das sind einmal farbenprächtige Tafeln, so der alten „Die Krippe", bestehend aus drei Teilen zum Aufstellen und Zusammenklappen. Das Buch, wie die schönen Theaterdekorationen wirkend, dürfte ganz besonders überraschen, wenn es an den Tannenbaum aufgestellt wurde. Die Heidenarbeit und Herstellung ist so schön, die Gruppierungen so ungezwungen, daß jede Empfehlung an den Mut Freude haben werden. Dann nehme man noch auf ein großes Riesenbilderbuch aufmerksam machen, bestehend aus acht beweglichen Bildseiten von den für dies Genre besonders begabten Lothar Meggendorfer und begleitet von hübschen Versen. Die Riesenbilder sind überraschend und humoristisch und werden den Kleinen großes Vergnügen machen. Ebenso prächtig in Farben und Ueberreich in Erfindung ist das Bilderbuch zum Aufstellen: „In Großvaters Garten", gleichfalls von L. Meggendorfer. Hier haben die Kleinen einen bunten Reichtum von Scenen und Figuren, durchgängig gute Zeichnungen von Menschen, Tieren und Naturstücken in recht heiteren Zusammenstellungen, die ihnen Kenntnisse und Unterhaltung. Belehrung und Belustigung gewähren werden. Allerliebst und sehr reichhaltig ist auch dasselbe Verlegers lustiges „Kinderkalender", von Meggendorfer mit Illustrationen ausgestattet in üppigem Farbenschmuck und versehen mit Kinderversen, Geschichten, Skizzen, Gedichten, Anweisungen für Beschäftigung und Nützlichen an langen Winterabenden und vielerlei anderem hübschen Dingen. Beigegeben ist dem Kinderkalender noch eine Art Panoramabild von Meggendorfer, einen lustigen Tag ergötzlich darstellend. — „Aesthetisches Zeichenbuch" betitelt sich ein schönes Bilderbuch, ebenfalls für das erste Alter, im Verlage von M. Heinsius in Bremen. Das Buch zeigt 50 sehr feine Bilder von drei in dieser Richtung bewährten O. P. Mohr mit 45 Liedern und Reimen von G. Adr. Thiessenbach. Das Buch ist originell und künstlerisch sicher in Zeichnungen. — In gleicher Weise kunstlerischen Charakter trägt das Bilderbuch „Jugendlust" von Fritz Reiß (Leipzig, Meißner & Buch). Prächtige Scenen aus dem Kinderleben mit Reimen von Fr. Erck. Reiß hat hier wirklich Ausgezeichnetes geliefert. — Für eine etwas höhere Altersstufe ist das schöne, stattliche Buch: „Naturgeschichte in Tierbildern" von Anna Liebold, mit Bildern von H. W. Schmidt (Leipzig, G. Twietmeyer) berechnet. Die Kleinen finden hier fein ausgeführte, herrlich kolorirte Scenen und Porträts aus der Tierwelt, haus- und landwirtschaftliche und Feldtiere mit höchst zu Belehrendem, Erbärmlichem, Fabeln, Sprüchen und ganz pädagogisch aufgestellten Fragen und Antworten. — Für ein etwas reiferes Alter bei Oskar Hölder, der bekannte Jugendschriftsteller seine beiden recht umfangreichen Bücher: „Die Turnkluft von Rott", eine Erzählung aus dem rheinischen Kaufmannsleben im achtzehnten Jahrhundert (Berlin, Mehring), und „Im Hofe der Mittel" (der gleiche Verlag), Erzählung aus der Blütezeit des italienischen Städtelebens, berechnet. Beide Werke sind ebenso spannend wie gut geschrieben, farbig, belehrend und anregend und beide teil schönen Vollbildern nach Originalzeichnungen von Otto Kon und anderen bekannten Meistern geschmückt. Die Ausstattung dieser Bücher ist elegant und in die Augen fallend. — Aehnlichen Charakter trägt auch das Werk „Großstadtkinder" von J. Pedersen-Lieber (gleiche Verlags), um es hat die Tendenz etwas mehr hervorgekehrt. Das Buch enthält eine Fülle gut beobachteten Stoffes aus dem Leben einer Kleinstadt und wird die reifere Jugend ungemein interessiren. — Für Gemütsinn liegt uns vor allem ein umfangreiches, breit angelegtes Werk über den verstorbenen greisen Helden auf Deutschlands Thron vor: „Kaiser Wilhelm und seine Zeit", von Professor Dr. Berthold von Kugler (Verlagsanstalt für Kunst- und Wissenschaft, vormals Fr. Bruckmann, München). Die Darstellung ist aus einer Vaterlandsliebe gefangen, die Ausstattung eine reiche, durch viele Illustrationen namhafter deutscher Künstler verschönerte. — Aehnlicher Vorzüge dürfen sich die „Werke des Herzens", eine Prachtgabe aus deutschen Dichtern und Denkern mit Illustrationen von M. von Bodenhausen (Leipzig, Meißner & Buch) rühmen. — Stimmungsvolle, charakteristische Zeichnungen in prächtiger, edelmig zarter wie leuchtender Kreidemanier. — Mit Kunst und Intelligenz erfüllt Julius Lohmeyer in würdiger Weise das von ihm herausgegebene Werk: „Aus Eindlemayers deutscher Meister" (Breslau, C. T. Wilkott). In trefflicher Lichtdruckwiedergabe bietet jede dieser Folienmappen zehn Studien des betreffenden Meisters nebst seinem Selbstporträt und einer lebendigen biographischen Würdigung seiner Persönlichkeit und seiner Künstlerschaft aus der gediegenen Feder des kenntnisreichen Herausgebers. — Als Geschenk für Mädchen dürfte

Digitized by Google

sich besonders das von K. Schattenthal herausgegebene, sehr selbständig aufgefaßte Buch: „Unsere Frauen" (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer) eignen. Das Werk stellt ein Pantheon zeitgenössischer Dichterinnen dar und ist mit 12 Porträts in Lichtdruck der in der Literatur hauptsächlich vertretenen Dichterinnen geschmückt. In denselben Sinne eignet sich auch eine ästhetische Miniaturausgabe von „Gedankenspäne Goethes", für die Franzosen eingerichtet von Klara Braun, mit 8 Lichtdruckbildern nach Zeichnungen von A. E. Kepler (der gleiche Verlag). Der zierliche Band wird mit Freuden willkommen geheißen werden. — Unsere eifrigen Liederbücher und Liederkränze werden sich freuen über die gut ausgestatteten und in schöner Weise vereinigten „Rosensprüche aus deutschen Dichtern", gesammelt und herausgegeben von A. Heeren (Hannover, J. H. Lafaye Officin), während vorzugsweise für die Freunde einer leichten Laune der „Thespiszug-Brief", Dichtungen komischer Muse, übertragen von Siegmar Mehring (Leipzig, J. Mehring) gefunden sind. Lieder von Beranger, McCore, Hooper, Victor Hugo, Musset, Bonnetins sind hier damit glücklich in deutsche Form umgegossen, wie die Lieblinge „Schelm und Kavalier" von Theodore de Banville und „Der Schleichweg" von Emile Augier. Das äußere schildert jene possierlich, wie Lamartine außer sich gerät, weil es ihr mit all ihren Schätzen und Reizen nicht gelingen will, ihren poetischen Garten und seinen Geschmack auszudrücken. Die rechte Leier unterstützt, meinte gemeint sein; nur gerade die unentbehrliche Saiterzahl ihres Namens ist es, die sie ärmer sind. Auch August Schierling ist eine lustige Komödie aus der ernsten Welt. — Ein Geschenk von hoher Bedeutung für das liberale Denken und praktischen Gedankens bietet die „Hausgymnastik für Mädchen und Frauen" von Dr. E. Angerstein und G. Eckler, den Herausgebern des vor Jahresfrist im gleichen Verlag (Th. Chr. Fr. Enslin, Berlin) erschienenen Buches über Hausgymnastik für beide Geschlechter. Es ist die Anleitung zu körperlichen Uebungen für Gesunde und Kranke des weiblichen Geschlechts in umfassender Ausdehnung und mit erklärender Gedankenfülle gegeben. Durch zahlreiche Abbildungen ist auch hier jede einzelne Uebung zu kurzer Anschaulichkeit gebracht.



Conversation.

— **Luise Adolpha Le Beau errang als Pianistin wie als Komponistin neue Erfolge in einem Konzert, das sie in Wiesbaden zum Besten des Kaiser Wilhelm-Denkmals gab.** Sie brachte darin in Gemeinschaft mit Konzertmeister Lostner (Violine) und Konzertmeister Ebert (Violoncell) ihr Trio in D-moll zur Ausführung, das vermöge der tüchtigen, gewandten Haltung jedes einzelnen Satzes die Hörer, vermöge seines ansprechenden melodischen Flusses die Zuhörerinnen entzückte. Nicht minder gefiel ihr von Natalie Ciseman unter anderen Gesangsvorträgen vorgetragenes Lied „Kornblumen und Heidekraut" durch die glückliche Erfindung und den stimmungsvollen Hauch, der darüber liegt.

— **In sechzehn ungleichen Klavierstücken hat Karl Reinecke** die verschiedenen Lebensabschnitte behandelt und das Ganz, durch einen verbindenden poetischen Text schön abgerundet, unter der vielsagenden Aufschrift: „Von der Wiege bis zum Grabe" bei Jul. Heinr. Zimmermann in Leipzig in zwei Ausgaben — zu 2 und zu 4 Händen — erscheinen lassen. Diese reizende Folge liebenswürdig empfindender und fein ausstaffirt durchgebildeter Kunststücken eignet sich ebenso gut zum Vortrag im Konzertsaal wie im häuslichen Kreise. Ihre Popularität hat, wie wir hören, bereits ihren sprechenden Beleg darin gefunden, daß die erste Auflage binnen wenigen Tage aufgebraucht war.

Bühne.

— **Verständige Theaterbesucher besitzen und lesen** über den unerquicklichen Streit, der von dem dramatischen Himmel Berlins in den letzten Wochen hernieder gegangen ist. An viel bis fünf Bühnen in kurzer Frist eine Folge von Neuaufführungen hervorbringen, ist in der That eine nicht zu unterschätzende Leistung — gesetzt, wenn dabei das Gut größer ist als das Haben. Das ist präzis von einem Schwank Meyers, der in den ersten drei Akten sehr erste Aussichten auf den Ring eines feinen Lustspiels erhebt und dabei von einer rückhaltlosen Langweiligkeit ist. „Untreue" — ist für ein Theaterstück ein verhängnißvoller Titel. Nemen es wenen! Das Untreue sind jene „Löwen" der Gesellschaft, die unpraktischen Frauen Verehrungen leisten und sich die Freiheit durch das Band der Ehe verschwören. Meyer führt drei solche Exemplare vor, zwei junge und ein älteres, lebenslustige Kavaliere, von denen der eine seine Cousine, eine Gattin von Abstellung, der andere deren Freundin, die Frau eines Malers, zu bestricken sucht. Diese Damen lassen sich diese Bemühungen eine Zeit lang gefallen, da sie in der Ehe sich nicht nach Verdruß gewöhnt wähnen. Im weiteren Verlaufe der Handlung zeigt der Verfasser indessen die Gemütlichkeit dieser Annahme, und in dem Maße, wie ihre Unzufriedenheit abnimmt, verlieren auch die Anderen an Kraft, die Lücken immer breiter und augenfälliger werden und indirekt die Frauen in ernste Gemütsaufregungen bringen. Die eine findet sich leicht trösten, indem sie an der Hand des Gatten Schutz und Frieden sucht, nachdem sie den Courmacher energisch abgetrumpft hat; die andere, die Gräfin, reist mit ihrer Schwiegermutter nach Nizza, während ihr einst trockener und pedantischer Gatte unter Anleitung eines alten Onkels sich von einem Bücherwurm zu einem kalten Lebemann umbildet. Der leichtfertige Vetter hat inzwischen sich über kurz im Kaiserpanorama entdeckenden „Ingenu" inzwischen, mit der er sich auch alsbald verlobt. Sein noch leichtsinnigerer Kumpan, der sich bei demselben jungen Mädchen einen selben Korb geholt hat, tröstet sich darauf hilfs aus Mitleidigkeit, indem auf Anraten dem Damen des Spiels an der Roulette von Monaco. Die Gräfin aber überzeugt sich selbst von der mit ihrem Gemahle vorgegangenen Metamorphose in Wien, wo sie Zeugin ist, wie dieser auf einer Redoute im Begriffe steht, die Rolle eines liebenswürdigen Schreckensherrn zu spielen, eine Entdeckung, die ihr dann von den Gegenständen ihres Gemahls eine bessere Meinung verschafft. Der letzte Akt ist von spendierter Laune und zeigt den Verleger wieder in der ganzen Breadth seines für den Schwank veranlagten reichen humoristischen Talents. Während vorher alle Welt geglaubt hatte, G sei jetzt entzückt, aber der Gatte ist doch nur ein Tor. Ein dummes unpraktisches Gold hat Meyer mit dieser seiner neuesten Arbeit dem Residenztheater nicht geschenkt. Aehnlich rauh von Paul Lindaus Lustspiel „Die beiden Leonoren", das im Deutschen Theater in Szene gegangen ist, gesagt werden. Auch dieses Stück hat nur in der ersten Hälfte lebhaft interessirt, worauf Lindau all sein Pulver und seinen Witz aufgebraucht hat, um auch in der zweiten das Spiel zu gewinnen. Die beiden Leonoren sind Mutter und Tochter. Jene eine verwöhnte, launische und herrschsüchtige Schönheit, das Unglück einer lebhaft auf den Genuß ihrer Triumphe gerichteten Natur, diese von unverdorbenem, frischen Naturkind, welches, in der Pension aufgewachsen, plötzlich als Dame in das elterliche Haus zurückkehrt, um nun der Mutter beständig als Mahnung zu dienen, was einst war, ja dennoch, eine unfreiwillige Rolle, welche der Mutter um so unleidlicher erscheint, als diese durchaus nicht gewillt ist, die Schätzchen des Lebens selbst auf unerlaubten Wegen zu erjagen und zu diesem Zweck einen Kostümball besucht, wo sie Ihren „Roman" zu erleben hofft. Es versteht sich, daß es dazu nicht kommt. Auch hier spielt ein junger Lebemann eine nicht eben sehr zärtliche Rolle, denn wahrlich er für die sehr entgegenkommende Mutter schwärmt, wendet er sich beim Auftreten der frischen Tochterrose als praktischer Mann flugs dieser zu und läßt jene im Stich. In den beiden folgenden Akten hat der Verfasser verlacht, die Ursache der Mißhelligkeiten zu zeigen. Aus der Luft, genugsüchtigen Rokette wird eine liebende Mutter und Gattin! Der Inhalt erklärt nur das Resultat dieses Experiments, indem er vom Verfasser zum Zeugen eines Intermezzos gemacht wird, welches die gewünschte Gemütlichkeit einer Versöhnung obligt. Leider kann es dem Glauben an die Wahrheit des Gezeigten nicht finden. Die Figuren sind stets und elegant skizzirt, aber die Welt, in der sie leben, kümmert ebensowenig an, wie sie selbst Sympathie zu erwecken vermögen. Die geharnischt und erhebend dagegen wirkt jene Welt, die Emil von Wildenbruch mit seiner Tragödie „Die Quitzows" neu und entdeckend. Das Stück behandelt den Konflikt der beiden märkischen Feudalherren, die sich zu Gebietern der märkischen Städte aufgeschwungen, nachdem sie dieselben von den Landesherrn beliehen. Der ältere Quitzow ist ein Tyrann und rechthaberischer Zwingherr, der die Städter, als sie ihm nicht länger unterwürfig sein wollen, mit Gewalt zum Gehorsam nöthigt und so bösen schlägt, dem Hohenzollern, der die Mehrheit getroffen, die gebührende Huldigung darzubringen. Sein milder Bruder versucht diese Unbill nicht ruhig zu dulden, und es kommt zu einem heftigen Konflikt zwischen ihm und dem älteren, in welchem dieser fällt, während der zur Niederwerfung des Trotzigen herbeigerufene Städter die Burg des Quitzows belagern. Inmitten des Belagerungszustandes befindet sich der Oberbürgermeister Brocker seinen Kampfen, ihn zu Ehren, während die Burg erstürmt wird und der letzte Widerstand gebrochen ist, bringt. Wildenbruch hat mit der ganzen genialen Feuerkraft seines dichterischen Genies seine Aufgabe erfaßt und dramatische Szenen geschaffen, die dramatischen Beifall entfachen. Mag man es der Konzession der Handlung auch allerlei anrechnen, mag man die Begrenzung und die Szenenfolge in ihrer kausalen Notwendigkeit bemängeln wollen — und es dargethan, ist so erfaßt von der ideellen Macht eines dichterischen Geistes, so edel und wahr, so ergreifend und allgemein menschlich, daß niemand sich der Gewalt dieser Dichterkraft entziehen kann. Insbesondere sind einzelne Auftritte, in denen die Not der hungernden Städter geschildert wird, von elementarer Wirkung. Das Königliche Schauspielhaus, das dem Stücke seine Pforten geöffnet hat, hat damit wieder noch immer im Opernhaus zur Miete wohnt, hat damit wieder einen großen Wurf gethan, der durch meisterhafte Darstellung und Inszenirung noch an dichterischem Reiz gewinnt.

Kultur und Wissenschaft.

— **Die arktische Expedition zur Erforschung bisher unbekannter Gebiete Grönlands,** die der Norweger Dr. Nansen mit vier Leuten Genossen in diesem Sommer antrat, ist glücklich von seinen gelungen. Nach einem eingelaufenen Berichte des Generalkonsuls Sverdrup wurde Grönland in einer Breite von 65½ Grad von Ost nach West durchquert auf einer Strecke von 99 Meilen innerhalb 46 Tagen. Die Reise wurde zum größten Teil auf Schneeschuhen zurückgelegt, sowohl dies nicht Schwierigkeiten der Steuerwerkzeugnisse oder Eisansammlungen unmöglich machten. Im äußersten Norden Grönlands wurde ein Fjord in einer Höhe von 7500 Fuß und bei einer Kälte von 49 bis 50 Grad Celsius hatte man einen furchtbaren Schneesturm zu überstehen. Dr. Nansen überwinterte an der Westseite Grönlands. Der Gesundheitszustand seiner Genossen ist ein vortrefflicher.

— **Der sogenannte Schatz des St. Dionysiusklosters von Eugubio,** der sich seit dem Jahre 1411 in der Johanneskirche zu Eugubio befand und zu den wertvollsten mittelalterlichen Altergeräten in Deutschland zählt, ist jetzt in den Besitz des Berliner Kunstgewerbemuseums übergegangen. Die Stücke des Schatzes reichen bis in die Zeit Karls des Großen zurück und hängen mit der Bekehrung Westfalens zusammen, der in Eugubio begraben liegt.

Sport.

— **Ein Sieg der königlich preußischen Rennfarben** in England ist neuerdings durch den Hannoveraner „Diesseits" erfochten worden, der im Derby-Rennen Ascot-Heidehandicap über 1600 Meter „Die Baron", „Jelmil" und 3 andere schlug. — Der Liverpool „Autumn Cup über 2200 Meter, das wichtigste der großen diesjährigen Handicaps, brachte mit dem Siege von Vinnis dreijähriger br. St. „Moby Resident" über den Favorit „Bismarck", „Annelline" x. eine große Ueberraschung.

— **Die Hindernisrennen zu Berlin-Charlottenburg mußten** infolge des plötzlich eingetretenen starken Frostes auf unbestimmte Zeit verschoben werden.

— **Bei den Trabrennen zu Bologna holte sich Lorenzo** „Milin Volo" den Hochsitz und den Ausstellungspreis. In einem Rennen gegen 3e abwechselnd 2 Heats von 5, während „Staubsand" zweimal Segreich lief; in diesem aber ging sie „Flight" ganz nach Gefallen.

— **Eine großartige Totalisatorquote brachte das Freie Handicap** bei den Trabrennen zu Belfaster. Für den unerwarteten Sieg von Lubetts „Alchemist" wurden nämlich 602 Mark für 10 Einsatz gezahlt.

— **Die Versammlung zur Gründung eines deutschen Eislaufverbandes** in Hamburg hat eine allgemeine Wettlaufordnung festgestellt.

— **Der Radfahrsport erobert sich immer mehr Gebiete im** praktischen Leben. Zur Zeit hat man in London den Entschluß gefaßt, die Polizisten mit Rädern auszurüsten, und der Ausführung dieses Planes wird voraussichtlich demnächst erfolgen.

Gestorben.

— **V. V. Cuteman,** Besitzer der Zeitung „Herold" in Antwerpen, um die Förderung des Deutschtums in Nordamerika hochverdient, 52 Jahre alt, am 20. Oktober, in Antwerpen.

— **Graf Alexander de Grenaud,** Hofmarschall des Fürsten Ferdinand von Bulgarien, 53 Jahre alt, am 30. Oktober, in Sofia.

— **Maurice Richard,** angesehener Pressepartei, 1870 Minister des Kaiserreichs, 58 Jahre alt, Anfangs November, in Paris.

— **Karl Gustav Graf von Gleichen,** k. k. Kämmerer, Anfangs November, auf seiner Herrschaft Haldenmais.

— **Friedrich von Diederichs,** Oberregierungsrat a. D., ehemaliges Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und des deutschen Reichstags, 83 Jahre alt, am 3. November, in Berlin.

— **Gustav Gerlich,** Autzugmeister, früheres Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und des deutschen Reichstags, 76 Jahre alt, am 3. November, zu Posen in Kreis Schrod.

— **Dr. theol. H. Adolf,** früher Direktor in Lukenheim, hervorragender Kenner des Bibelkanons, am 5. November, in Frieden.

— **Giulia Capece-Zurlo, Herzog von San Marco,** Turchtaufe, 56 Jahre alt, am 6. November, in Ischl.

— **Professor Dr. Adalbert Horowitz,** bekannter Geschichtsforscher, 48 Jahre alt, am 6. November, in Wien.

— **von Heilmann,** bayr. Generalleutnant z. D., angesehener Militärschriftsteller, 63 Jahre alt, am 7. November, in München.

— **Geheimer Hofrat Dr. Rudolf Maier,** ordentlicher Professor der pathologischen Anatomie und Staatsarzneikunde an der Universität Freiburg, 64 Jahre alt, am 7. November, in Freiburg i. Br.

— **Hofrat Dr. Heinrich von Bamberger,** ordentlicher Professor der Medizin an der Universität Wien, hervorragender Pathologe, 66 Jahre alt, am 9. November, in Wien.

— **Benjamin Herder,** Chef der Herderschen Verlagsbuchhandlung, 70 Jahre alt, am 10. November, in Freiburg i. Br.

— **Reginald Härtel,** vormaliger Chef der Musik- und Musikalienverlagshandlung Breitkopf & Härtel in Leipzig, 78 Jahre alt, am 11. November, in Leipzig.

— **Graf Edmund von Pückler,** Mitglied des preußischen Herrenhauses und des Provinziallandtages, Landesältester der oberschlesischen Fürstentumslandschaft, hochverdient um Hebung der heimischen Landwirtschaft, 58 Jahre alt, am 12. November, in Breslau.

— **Maximilian Josef Herzog in Bayern** (siehe S. Bild), 80 Jahre alt, am 15. November, in München.

Neue Bücher und Schriften.

Bacher, B., Die Kunst im Handwerk. Bedeutungen für Besucher Landgewerbe-Ausstellung 1888. 8. Aufl. Illustr. Ausgabe. Braunschweig.

Briesemann, Alex., Lieder des Hyperion. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Burkart, Emil, Dorfgeschichten. Erzählungen. Dürrwyl, A. Heiri.

Burlage, Bruno. Bis zum Kaiserthron. Biographische Erzählung über Kaiser Wilhelm II. und seine Gemahlin Auguste Viktoria. Mit 1 Porträt des Kaisers. Berlin, A. Duncker.

Bürkel, H., Frei o' Wind. Roman aus der Landschaft Thurau. 2 Bände. Zürich, Schabelitz'sche.

Cooper, Dr. J. J., Erklärung der Sonnenfinsternisse bei Gesunden und bei Kranken. 4. Aufl. Würzburg, L. Stuber.

Jacob, Dr. C., Die Tiere oder Darstellung sämtlicher Naturmerkwürdigkeiten. II. Band: Vögel. Würzburg, Stuber.

II. Jahresbericht des Vereins Ostpreußischer Tierärzte in Riga. Berlin, Buchdruckerei-Aktien-Ges. 1888.

Kreutzer, E., Das bunte Buch. Allerlei Geschichten. Dresden, E. Pierson.

Lehmann, J. H., Auf den Tod Kaiser Friedrich. Eine Dichtung. Bremen, H. H. Thomas.

Lindau, Paul, Wanderbilder. Reise-Skizzen. Berlin, G. Grote'sche.

Maas, L., Der Franziskus. Sein Leben rc. Berlin, H. Spemann.

Mertens, J. K., Stimme aus der Mitkämpferschaft. Linz, Jos. Mitterer.

Myrin, Emil, In Dämmerlicht u. Sonnenschein. Gedichte. Freiburg, C. Bielefeld.

Overbeck, K., Ahn Hansen. Trauerspiel. Wien, W. Braumüller.

Rieger, Wald., Gedichte. Mainz, in 13 Gesängen. 6. Aufl. Leipzig, H. Fries'sche Verlagsbuchhandlung.

Sachs und Kindlers Kalender für 1889/90. Dresden, J. Thiele.

Sonnleitner, H., Cortes commercium cum Portugallia. Hamburg, Verlagsanstalt Actien.

Schmidt, Dr. R., Geist der Pädagogik. 1. Halbband. Gießen, J. Schmitzer'sche Buchhandlung.

Schmidt, R., Weltliche Lieder. Bremen, Theodor C. Pierson.

Temperance Zeitkalender für 1889. 45. Jahrgang.

Temperance Hauskalender für 1889. 42. Jahrgang. Berlin, Ost-Temperance.

Werckers, Dr. H., Bismarck in der ersten Stunde? Wortgetreu im Geiste des humanistischen Christentums. Berlin, C. Duncker.

Maximilian Josef, Herzog in Bayern.

Einen Schein in die festlichen Vorbereitungen zu dem vierzigjährigen Regierungsjubiläum Kaiser Franz Josefs I. von Oesterreich traf die Trauerkunde von dem am 15. November in München erfolgten Ableben des hochbetagten Herzogs Maximilian Josef in Bayern, des Vaters der österreichischen Kaiserin Elisabeth. Dieses schmerzliche Ereignis mußte einen dämpfenden Schleier über den Jubeltag breiten, wenngleich es nicht ganz unterwebt kam. Auf den Schultern

des ehrwürdigen Greises, dem es noch vergönnt war, am 9. September dieses Jahres mit seiner gleichaltrigen Gemahlin, der Herzogin Ludovica, das gewiß seltene Fest der diamantenen Hochzeit im Kreise seiner Kinder und Kindeskinder zu feiern, ruhte ja die schwere Last von bereits 80 Jahren, und sein Gesundheitszustand war schon längere Zeit ein sehr schwankender gewesen.

Herzog Max war geboren am 4. Dezember 1808 in Bamberg als Sohn des Herzogs Pius. Seine Jugendjahre verlebte Prinz Max teils in Bamberg, teils in München unter den Augen seines Vaters und Großvaters. In letzterer Stadt war er auch Zögling des jetzt von Benediktinern geleiteten, nach seinem Gründer, Dr. Holland, benannten Erziehungsinstituts für Studierende. Im Alter von 18 Jahren bezog er die eben von Landshut nach München verlegte Universität und widmete sich dort dem Studium der Geschichte, Volkswirtschaft und Naturwissenschaften. Nach erlangter Volljährigkeit im Jahre 1827 trat er den Bestimmungen der Verfassung gemäß in die Kammer der Reichsräte ein, zunächst nur mit Sitz, dann nach drei Jahren auch mit Stimme. In demselben Jahre, 1830, wurde er Inhaber des dritten Chevauxlegersregiments. Er geizte aber weder nach den Lorbeeren eines politischen Redners, noch nach denen eines Soldaten, obwohl er 1857 den Generalsrang erhielt und auch lange Zeit die Stellung eines Generalinspekteurs der mit der neuen Heeresorganisation zu Grabe getragenen sogenannten Bürgerlandwehr bekleidete. Seine Neigung führte ihn mehr zur Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft. Große Reisen, die ihn 1837/38 bis nach Nubien führten, unterstützten diesen Trieb. Außer seiner „Wanderung in den Orient", welche frisch und anschaulich geschrieben und als Reisewerk noch heute von Wert ist, veröffentlichte er auch unter dem Namen „Phantasus" dramatische Dichtungen und Novellen. Am 9. September 1828 hatte er sich mit der Prinzessin Ludovika, einer Stiefschwester König Ludwigs I., vermählt. Dieser äußerst glücklichen Ehe entstammen acht Kinder. Die älteste Tochter ist die verwitwete Erbprinzessin Helene von Thurn und Taxis, deren Gemahl, der Erbprinz Maximilian von Thurn und Taxis, schon vor 21 Jahren verschied. Die zweite Tochter Elisabeth hat durch ihre Ehe mit dem österreichischen Kaiser Franz Josef I. das Haus Wittelsbach mit dem Hause Habsburg verbunden. Der älteste Sohn Ludwig entsagte dem Majorat infolge seiner Vermählung



Maximilian Josef, Herzog in Bayern.

mit der Freifrau Henriette von Wallersee, geborenen Mendel. Sein jüngerer Bruder Karl Theodor, der als Augenarzt einen großen Ruf genießt, trat an seine Stelle. Er ist zum zweitenmale vermählt mit der Infantin Maria Josefa von Portugal. Seine erste Frau war seine Cousine Prinzessin Sophie von Sachsen. Die beiden nächstfolgenden Töchter haben zwei Brüder geheiratet, Maria, „die Heldin von Gaëta", den König Franz II. von Sizilien, und Mathilde dessen Stiefbruder, den Prinzen Ludwig, Grafen von Trani. Die jüngste Tochter, Prinzessin Sophie hat zum Gemahl den Herzog Ferdinand von Alençon. Der dritte Bruder endlich, Herzog Max Emanuel, ist der Schwager des Fürsten Ferdinand von Bulgarien. Sie alle trauern an der Leiche des teuren Vaters, mit dem echte, innige Kindesliebe sie verband.
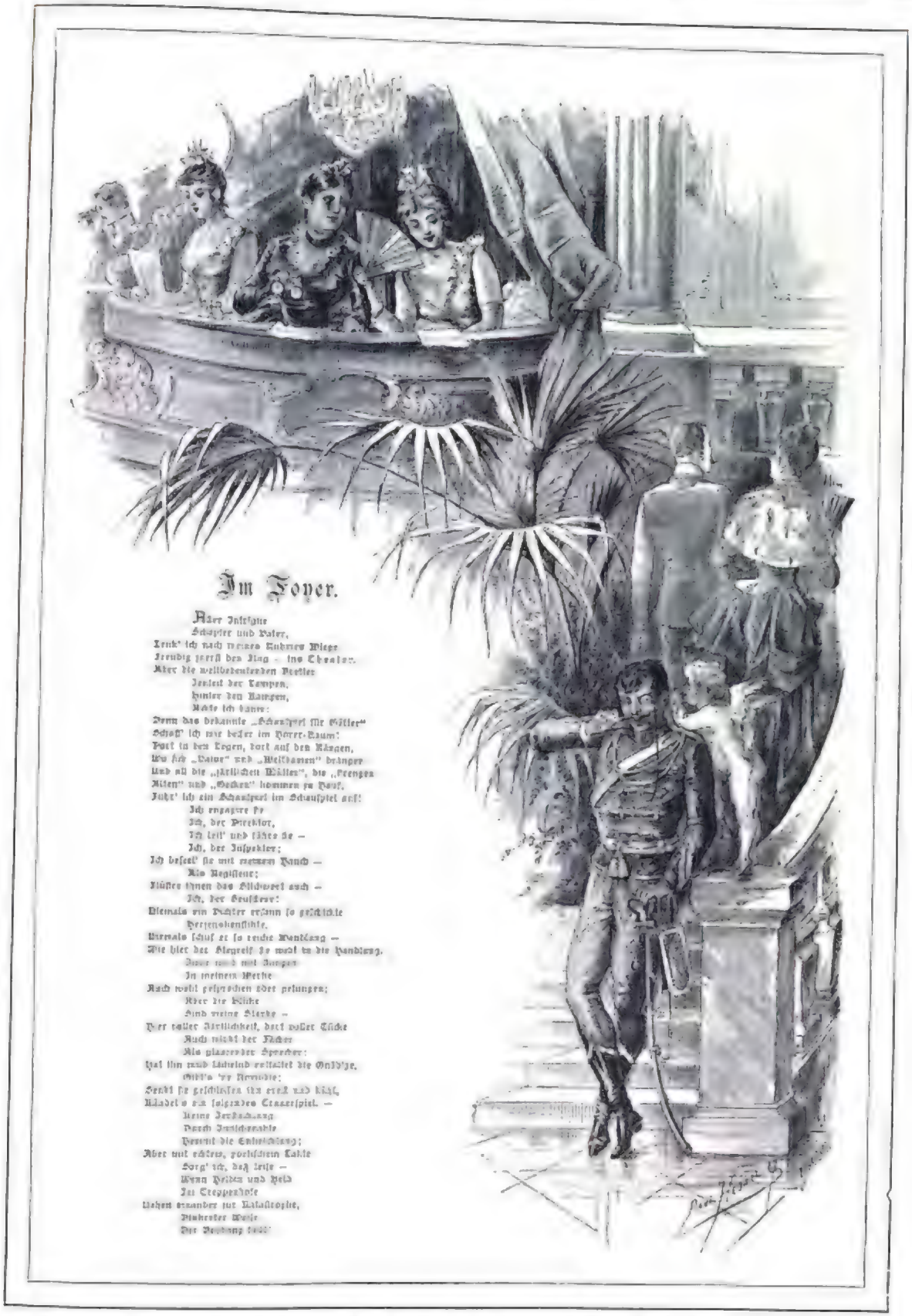
Die Promenade einer Konsulin.

Das Gestade eines der vielen tunesischen Seen ist es, an das der Maler unseres Bildes, das in der unlängst geschlossenen internationalen Kunstausstellung im Münchener Glaspalaste durch die Eigenartigkeit seines Gegenstandes wie durch die Gefälligkeit seiner Behandlung die Blicke der Besucher auf sich zog, uns führt. In friedlicher Abendstunde ergeht sich hier die Gattin eines europäischen Konsuls. Still sinnend wandelt sie vor sich hin, denn die Annehmlichkeit einer Gesellschaft ihr Gleichstehender, mit denen sie auf einem derartigen Spaziergange des traulichen Geplauders pflegen könnte, ist ihr in diesen außerhalb der abendländischen Kultur gelegenen Gebieten versagt. Um so mehr umgibt sie sich mit zahlreicher Dienerschaft, deren sie bedarf, um die Würde ihres Standes zu wahren und zu vertreten. Je mehr Gefolge, desto vornehmer die Erscheinung! Außer der sudanesischen Kindswärterin, die das Töchterchen der Dame an der Hand führt, folgen ihr noch eine zweite sudanesische Sklavin und eine Araberin auf dem Fuße, während in etwas größerer Entfernung die beiden unentbehrlichen Kawassen darauf zu achten haben, daß die Gebieterin von jeder unliebsamen Begegnung verschont bleibt. In den Händen der Dienerinnen sehen wir Teppiche, ein Tischchen und ähnliche Dinge, die mitgenommen wurden, damit an irgendwelchem, von der Herrin auszuwählenden schönen Punkte der kleine Imbiß, den die erste Negerin in verdeckter Schüssel trägt, behaglich verzehrt werden könne. Ueber der Landschaft, die der unmittelbaren Umgebung von Tunis entnommen ist, lagert eine jener hellen Zwielichtstimmungen, die man in Afrika täglich kurz nach Sonnenuntergang, oder richtiger noch, während desselben, wahrzunehmen pflegt. Um diese Zeit herrscht die kühlste, angenehmste Temperatur des ganzen Tages, und sie eignet sich daher mehr als irgend eine andere Stunde dazu, frische Luft zu schöpfen. Das Behagen, das dieser Naturgenuß hervorruft, liegt über dem Bilde in anmutender Weise ausgebreitet.



Promenade einer Konsulin. Gemälde von F. M. Bredt.

Digitized by Google



Im Foyer.

Aller Intrigue
Schöpfer und Vater,
Trink' ich nach meinem Kubinen Wiege
Freudig gerüst den Tag – ins Theater.
Aber die weltbedeutenden Pforten
Inmitten der Lampen,
Hinter den Kulissen,
Mache ich dann:
Denn das bekannte „Schauspiel für Götter"
Schaff' ich mir besser im Herren-Raum:
Dort in den Logen, dort auf den Rängen,
Wo sich „Natur" und „Weibheiten" drängen
Und all die „ästhetischen Mätzen", die „Prenzen
Alten" und „Geckes" kommen zu Hauf,
Führ' ich ein Schauspiel im Schauspiel auf!
Ich engagire sie
Ich, der Direktor,
Ich teil' und führe sie –
Ich, der Inspektor;
Ich besetz' sie mit meinem Bauch –
Als Regisseur;
Flößen ihnen das Mütchen auch –
Ich, der Souffleur:
Niemals ein Dichter ersann so geschickte
Herzensobjekte,
Niemals schuf er so reiche Mannigfalt –
Wie hier der Liebreiz so weit in die Handlung,
Immer neue mit Augen
In meinem Parkett
Auch wohl gesprochen oder gesungen;
Aber die Blicke
Sind meine Stärke –
Herr voller Artistizität, darf voller Tücke
Auch nicht der Fächer
Als glasernder Sprecher:
Hat ihn rund Liebend verstaltet die Gottheit,
Gibt's ihr Revolte:
Sendt sie geschlossen ihn steif und kalt,
Mimet's ein folgendes Trauerspiel. –
Meine Verdammung
Durch Unsichtbare
Beweist die Entsichtung;
Aber mit rächtes, vorsichtem Takte
Sorg' ich, daß Leise –
Wenn Helden und Held
Im Treppenhause
Machen einander zur Katastrophe,
Dämmerter Weise
Der Vorhang fällt.

Originalzeichnung von Paul Heydel für sein Werk: „Aus Amors Werkstatt", ein Bilderbuch für Liebende, Text von Richard Schmidt-Cabanis.
(Verlag des Königlichen Hof-Kunst-Instituts in Berlin.)

Kartenspiele.

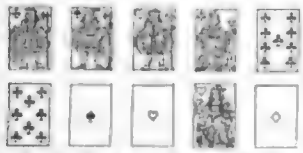
(Redigirt von Lothar Meggendorfer.)

Aufgabe Nro. 71.

Skat.

(Eingesandt.)

Mittelhand beginnt mit

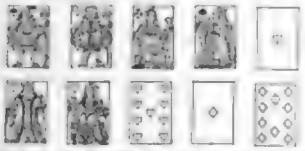


ganz einen Tisch-Solo schwarz gewinnen, aber selbst Experten suchen, obzleich 19 Points im Skat liegen, wenn sie den Trümpfen gegen eine Hand der Hinterhand einmischte. Letztere kennt die Hinterhand, weil sie im Skat und solche Hände müßte der Spieler einschreiben.

Auflösung der Aufgabe Nro. 69:

Skat.

Mittelhand hatte:



Ein Skat Tarok und Pique-Ass. Der Null wird verloren, weil Hinterhand, sowohl sie an das Spiel kommt, Carreau-Ass zieht und so Mittelhand dadurch das Spiel bei der ungeheuren Kartenüberlegung seiner Gegner.

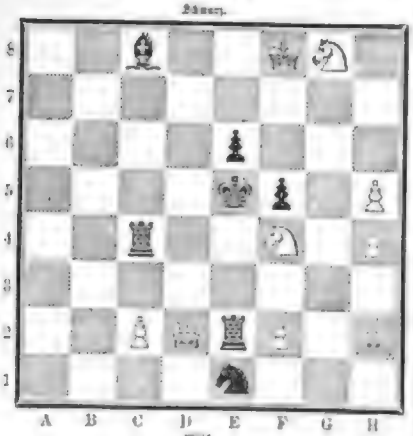
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 484.

Von Eduard Eylmann in Kristiansand.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 480:

Weiß.	Schwarz.
1) T. A 5 — H 5. Droht mit 2) S. D 6 — H 5 ‡ und 3) T. H 3	
. . K 6 verschiedene	1) K 4 — D 3.
2) T. H 3 x. D 3 †.	2) K D 4 x. D 3.
3) T. H 5 — D 5 Matt.	
a)	
1)	1) S. B 3 oder T. A 4 — C 4.
2) T. H 3 — F 3 †.	2) K 4 x. E 3 ‡.
3) D 5 x. L 3 Matt.	
b)	
1)	1) S. A 4 — C 5 oder F 6 — F 5
2) T. H 3 — F 5.	2) Beliebig.
3) Dame Matt. — (Andere Spielarten leicht.)	

Schachbriefwechsel.

Herrn G. P. in Aachen. Die von Ihnen freundlichst eingesandten Partien und für den Abdruck vorgemerkt. Im Übrigen verweisen wir Sie auf die kürzlich, von C. Schallopp, Albert Heyde und B. Hilten redigirte Schachzeitung „Deutschland“, welche in Abonnirter Lieferungen im Verlage von Hasler, Nieter & Co. in Braunschweig erscheint. Der Jahrgang kostet 10 ℳ.

Herrn Gb. C. in Stuttgart. In Ihrer sorgfältigen und hübschen Lösung von Nro. 477 vermissen wir die Spielart 1) C. D 5 — E 3, S. C 5 — B 5. Nro. 476 R.

Josef Wimmel in Teplitz. Das ursprüngliche Matt des Ihrer Aufstellung wohl verloren. Nro. 476—479 R. — Siegfried Grenitzer in Graz. In Nro. 477 fand 1) T. D 8 — F 8 ‡, K. E 6 x. D 5. 2) D 2 — D 3 nicht zum Ziel, weil Schwarz L. F 3 — H 5 antwortet, indem die beabsichtigte Wendung scheitert. — H. Tabarelli-Waldenburg in Tarnowitz. Nro. 472 R. — Wenzel Hermann in Tarnowitz. Die Aufgaben wurden gelöst. — Die gewünschte Auskunft finden Sie in der Broschüre „Schachaufgaben“ unter 3 Exemplaren zu beziehen von Th. Reimann in Leipzig veröffentlicht hat. Jeder Buchhandlung 40 ₰.

Hans Sch. in Gerlachsheim. L. v. H. in Berlin. P. S. in Nürnberg. J. Schmid in Basel. In Nro. 474 wird Nro. 473 R. 1) T. F 7 nach S. H 4 x. G 5 ‡ gedeckt. — Sch. Basel in Mülhaus. Nro. 472—474 (Schwarzwälder Nro. 185—187) R. In Nro. 471 (Schwarzwälder Nro. 184) führt 1) L. H 7 — D 3 nicht zum Ziel, weil Schwarz T. F 8 x. E 7 antwortet. — Dr. Wolff in Osterfeld. G. Krause in Bremen. C. v. L. in Warschau. Nro. 476 bis 478 R. — Schachfreunde in Chemnitz (Mitglieder Gastlokal) Nro. 476 und 477 R. — Schachverein in Berlin. Nro. 472 und 474 R.

L. Gl...g in Breslau. In Nro. 477 nach 1) S. D 5 — E 3, S. C 3 — E 4 hat D T. A 7 — F 7 keinen Erfolg, weil C 6 — C 5 das Matt bindert. — Fräulein Martha Richter in Gärtendorf. Nro. 475 R. Freundlichen Gruß. — M. in Schalowe. Georg von K...g in St. Petersburg. L. Wagbeorn in Hannover. A. Tonny in Berlin. Nro. 475—477 R.

J. U. in Hohenzigenkoog. L. Sander in Danzig. Nro. 476 R. — G. Amyntzhain in Arnsberg. Die freundlichst eingesandten Problems sind zu leicht bisher.

Salomon Wolf in Memmingen. In Nro. 471 von Abels (Chemnitzer) Nro. 1841 wird der Zug 1) L. H 7 — D 3 durch D. E 8 n. E 7 widerlegt. Der Verbesserungszug lautet 1) S. B 7 — D 6 ‡ usw.

Rätsel.

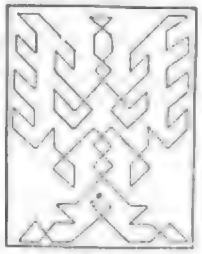
Buchstabenrätsel.

a, a, a, e, e, e, h, h, e, e, e, e, e, e, e, e, g, g, g, h, h, i, i, l, l, i, i, i, i, l, l, l, n, n, n, n, n, n, o, o, o, r, r, r, r, s, t, t, u, w, y.

Die aus diesen 44 Buchstaben zu bildenden 7 Wörter bezeichnen 7 europäische Inseln; diese Inselnamen sind so zu ordnen, daß deren Anfangsbuchstaben eine Grundfarbe bezeichnen.

Auflösung des Königsmarsches Seite 161:

Ausfahrt.



Wenn alle, erprobt
Ihre Kraft und Art,
Vom Vaterland gestellt;
Jugend mit Ehren
Hat ihr Können bewährt,
Ob sehr' es die Welt.

Wir ist zum Glücke
In häuslichem Kinde
Frau Sorge bestellt;
Sie weckt mir in Schlimmen
Auf wirrige Wallen
Ob früh' in die Welt.

Mein Hochmut die Bete
Mein Auge im Auge,
Der Himmel mein Zelt:
Mag kommen und trauern
Wie will, hinter Mauern
Ich sehr' es die Welt.

(Julius Wolff.)

Scherzrebus.



Auflösung des Bilderrätsels Seite 161:

Es hilft keine Krone für Kopfweh.

Briefmappe.



Shakespeare dictated. 1) „Heil-Gymnastik für Gesunde und Kranke“ von Dr. G. Kugelmann und G. Uffer. Verlag von Th. Ehr. Fr. Grieben, Berlin, kann jede Buchhandlung zu beziehen. 2) Ihre Lösung, aber [illegible] 3) Da wollen Sie sich an Barth und Hentschel wenden. 4) Beratung in finanziellen Fragen besitzen wir nicht. 5) Vielleicht, probiren Sie es! 6) Ganz unverbindlich wird Ihr Manuskript wohl die eine oder die andere Redaktion lesen. Besitzen Sie überhaupt ihr Glück und einen wiederholten Anfrage bei der Redaktion des illustrirten Familienblattes. Sie sind ja darin exakt!

Distante Frau. Es gibt sehr mitunter Gesichtsfalten, die man bei einiger Übung der Handfertigkeit ganz ohne Hilfe der Schere zu vermeiden vermag, wie das die berühmte weiße Bernstein und oft ein [illegible] Geschicklichkeit thun. In Ihrer Lage würde es wohl bei Empfehlenswerthe, wenn Sie sich entschließen könnten, bei einem Doktor oder einer Doktorin, die darauf eingehen sind, Bäume in Handarbeiten zu unterrichten, sich persönlichen Rat und Unterweisung zu erholen. Auf diesem Wege könnten Sie, wie wir glauben, in ausgedehnter Art allerlei Handarbeiten sich zu eigen machen, die dann angenehm nützen. Wenn die langen Stunden der Einsamkeit in angenehmer und nützlicher Weise zu Ihnen, so sei es, daß Sie die Gegenstände gefällig oder zu Geschenken an Ihren wenig und bekannte Personen herzustellen wünschen.

G. E. in Halle a. S. „Ich hab's erlebt, ihr Blumen, ihr plaudert's nicht aus“ ist ein altes Lied, denn Sie nur in einer schlechten Form umgegossen haben. Die anderen Verse „An eine Knospe“ enthalten manchen Gedanken, nur daß man Dichter für gewöhnlich nicht mit dem Munde einhaut. Das ist eine unsichere Übersetzung der Dinge, die bei Gang sind.

A. J. in Kalmbach. Die Polizei ist zu Dienst.

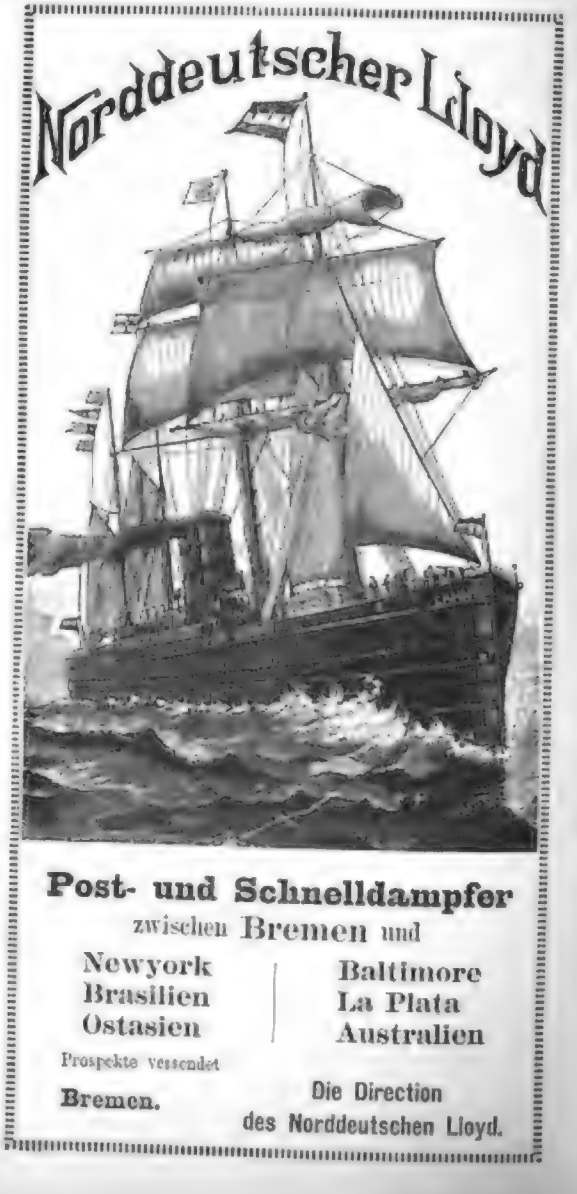
Frau Emma C. v. St. in St. Louis. Den Vornamen; durch jede deutsche Buchhandlung zu beziehen.

E. M. in Dortmund. Laden Sie sich in Ihrer Buchhandlung das Verlagsverzeichniß von Julius Groos in Heidelberg geben, in dessen Verlag eine Reihe einschlägiger Werke erschienen ist.

A. L. in D. Erfolg [illegible]

K. L. in Breslau. Besten Dank! Auf Verwendung Ihrem wir Ihnen zu unseren Bedauern keine Hoffnung machen, da wir mit Beiträgen überhäuft sind.

„Stud. math.“ in Gießen. Ja allerdings gestattet.



Ein treuer Abonnent. Die Novelle: „Jenseits des Grabes“, liegt einer [illegible] Ein französischer Roman [illegible] ist dem Verfasser völlig unbekannt. Es würde ihm interessant sein, zu erfahren, [illegible] Jedenfalls scheint nach Ihrer kurzen Angabe [illegible]

F. Z. in K. Charade: Maiblumen. Die Adresse lautet: [illegible] Dresden. [illegible]

R. A. in Bremen. Besten Dank für die freundliche Notiz, daß das [illegible] Seite 126 [illegible]

K. a G...: in Nürnberg. Gern, wenn sie originell und mit Geist erfunden sind.

J. G... in Kronach. Im Ganzen recht hübsch; wir wollen sehen, ob wir es mit einiger Veränderung verwenden können.

E. in Hildesheim. 1) Lehrbuch der Mnemonik von Hermann Kothe; [illegible] von Karl Otto [illegible] 2) [illegible]

Kampfspiele aus Frankfurt a. M. [illegible]

Treuleser. [illegible] Beiträge für unsere Zeitschrift [illegible] da solche [illegible]

Corvelitte W. in R. Wir bitten um gefällige Wiederholung der Anfrage [illegible]

E. G. in Hannover. Kam für uns leider zu spät. Vielleicht haben Sie uns bedacht.

Richtige Lösungen sandten ein: [illegible] Hedwig Dovenau in Lausanne. [illegible] in Wien. [illegible]

Inhalts-Uebersicht.

Text: Ein Kaiserjubiläum. — Rabia. Erzählung von Richard Voß. Schluß. — [illegible] — Litteratur. — [illegible] — Maximilian Joseph, Herzog in Bayern. — [illegible] — Im Feuer. Gedicht von [illegible] — Rätselspiele. — Schach. — [illegible]

Illustrationen: Kaiser Franz Josef I. und Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, ein Jubiläumsblatt. — [illegible] — Franz Josef I., Kaiser von Oesterreich, König von Ungarn, und die Seinen. [illegible] — Kaiser Franz Josef I. [illegible] — Trauung des Kaisers Franz Josef I. und der Kaiserin Elisabeth. — Kaiser Franz Josef I. als König von Ungarn auf dem Krönungshügel in Budapest. — [illegible] — König Christian IX. von Dänemark. — König Georg I. von Griechenland. — [illegible]

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart. Verantwortlich: Otto Baisch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer“ [illegible]
Budapest: Moriz Brödi [illegible]
München: Fritz Schwarz, [illegible]

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse, Annoncen-Expedition [illegible] **Anzeigen** Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 50 ₰ Reichswährung. in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Ein neuer Roman von Georg Ebers.

Soeben ist erschienen:

Die Gred.

Roman aus dem alten Nürnberg

von

Georg Ebers.

2 Bände. Preis geheftet in illustrirtem Umschlag 10 Mark; in feinstem Original-Einband 12 Mark.

[illegible]

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.



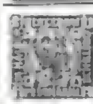
Soeben erschienen!
Geschichte der Weltlitteratur.
ADOLF STERN
[illegible]

„Wir kennen keine [illegible]“

„Liederquell“. 251 [illegible] Steingräber Verlag, Leipzig.

Garantie-Seidenstoffe
der Seidenwarenfabrik von: von Elten & Keussen, Crefeld
direkt aus der Fabrik, also aus erster Hand zu beziehen.

In beliebigem Meter-Mass zu Fabrikpreisen!
[illegible]
Man schreibe wegen Zusendung der reichh. Musterkollektion.


Neueste illustrirte Briefmarken-Albums
zu [illegible] Für Briefmarken [illegible] Preiscourant gratis. Katalog [illegible]
zu beziehen durch und alle Buchhandlungen.
Alwin Zschiesche, Leipzig und Naumburg a. d. S.

101 NEUE FABELN von Frida Schanz. Illustriert von Fedor Flinzer. Gebunden 4 Mark.
EIN MANN, EIN WORT. [illegible] Von G. Waiblinger. Illustriert von Hermann Vogel. Gebunden 4 Mark.
Ausführl. Katalog mit [illegible] Proben gratis u. franko durch jede Buchhandlung sowie durch die Verlagshandlg. Ambrosius Abel in Leipzig.

Soeben erschien im Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin W., Behrenstr. 17.

Aus meinem Leben
und aus meiner Zeit
von
Ernst II.
Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha.
Zweiter Band. 34 Bogen [illegible] geb. 13 M., in Leinwand geb. 14 M. 50, in Halbfranz geb. 16 M.
Erster Band erschien 1887. 40 Bogen [illegible] geh. 14 M., in Leinwand geb. 15 M. 50, in Halbfranz geb. 17 M.

Specialität: **Harmoniums** [illegible] Alfred Merhaut, Leipzig.

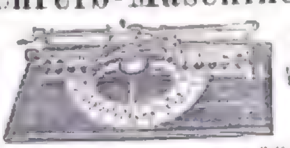
Buckskins. [illegible] Herm. Friedr. Schulz [illegible]

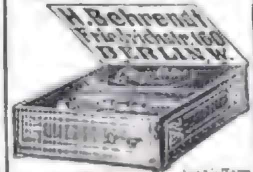
Solide Buckskins, das Meter von M. [illegible] Bruno Prentzel, Cottbus.

Dr. med. W. Schmidt, [illegible] Stuttgart. Marktplatz 14.

PATENTE [illegible] RICHARD LÜDERS, [illegible] GÖRLITZ.

Fritz Borstell's Lesezirkel [illegible] Nicolaischen Buchhandlung in Berlin C. 2. Grösstes deutsches Bücher-Leih-Institut. [illegible] Lager über 300,000 Bände. [illegible]

„Boston-“ **Schreib-Maschine.** D. R. P. 41127.
Nützlichstes Weihnachts-Geschenk.

Grosse Schnelligkeit. Bedeutende Ersparnis an Zeit und Geld. Einfachste Handhabung.
Unentbehrlich für Personen, welche an Schreibkrampf leiden oder durch [illegible] und daher besonders für Geschäfts-Reisende geeignet.
Preis 60 Mark.
Gewicht [illegible]
Hermann Hurwitz & Co., Berlin C., Klosterstrasse [illegible]

[illegible] Neuheit
Clarabella.


Clarabella-Mignon [illegible] Preis M. 24, incl. 6 Stück. [illegible]

Soeben erschien folgende hervorragende Neuigkeit
Von der Wiege bis zum Grabe.
Ein Cyklus von 16 Fantasiestücken für Klavier zu 2 und 4 Händen. Von Karl Reinecke, op. 202.
[illegible]
Ich empfehle diese [illegible] Dr. Karl Reinecke [illegible]
Jul. Heinr. Zimmermann, [illegible]

Abgabe jeden Masses

Möbelstoffe

in Crêpe, Damast, Rips, Plüsch und abgepasste Portièren.

— Spezialität: Lasting-Monopole! —

Fabriklager von Rich. Zieger, Chemnitz.

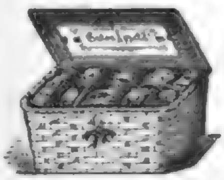
Abgabe jeden Masses zu Fabrikpreisen. Muster und Preisliste portofrei.

ÄRZTEN empfehlen wir unsere Specialitäten ... Reiniger, Gebbert & Schall, Erlangen i. B. ... Haupt-Katalog ...

INSTRUMENTENMACHERN empfehlen wir für den Wiederverkauf unsere elektr.-med. Apparate zu den günstigsten Bezugsbedingungen. Grosses Lager. Schnelle Bedienung. Reiniger, Gebbert & Schall, Erlangen i. B. ...

Markendorf'scher Frühstückskorb

empfehlenswertes Festgeschenk. vorzüglicher Präsent-Artikel.



Dieser Frühstücks- oder Esskorb — eine von mir vor Jahren angeregte, an sich einfache Idee, in gefälliger, geschmackvoller Form ausgeführt und ausgestattet — hat sich schon längst allgemeine Beliebtheit bei einem grossen Publikum erworben und eignet sich, wie selten etwas, als praktisches u. gern gesehenes Gelegenheits-Geschenk. Die Zusammenstellung des Inhalts geschieht unter Zugrundelegung meines Preiscouranten aller Spezialitäten für Tafel und feine Küche, nach den speziellen Wünschen meiner geehrten Auftraggeber, oder nach bei Angabe des Preises nach mir gütigst zu überlassender Wahl.

Preise für einfache u. feinste Arrangements: von 6 Mk. bis 30 Mk. u. darüber

Auswärtige Aufträge werden pünktlich ausgeführt und sorgfältigste Verpackung garantirt. Briefe und Telegramme:

Gustav Markendorf, Leipzig.

Weihnachts-Geschenke

liefert preiswert ... Erler & Co., Berlin, 7 Urbanstr., und fügt jeder Preisliste ihrer Waren eine Anzahl Anerkennungsschreiben ... [illegible]

Cigarren und deren ... Weine, garantirt reine Naturweine ... Schmucksachen aller Art, ... Ware, die nicht gefällt, wird zurückgenommen. Erler & Co., Berlin, Urbanstr. 7.



PRAG, Böhmen, Zeltnergasse Nr. 15.

Echter **böhmischer Granatenschmuck.**

Reich illustrirte Preiscourante gratis und franco. Zollfreier Versandt ab Filiale in Berlin. W., Friedrichstrasse Nr. ...

Versand-Geschäft. — Bijouterie-Fabrik

Max Grünbaum, Berlin W., Friedrichstrasse 1..

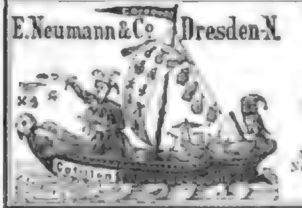


Echte Granaten in echter Goldfassung, Broches, Anhänger, Colliers, Armbänder, Haarnadeln etc.

Armbänder von **echten** Granaten,		2reihig	3reihig	4reihig
I. Qual. Fassung echt Gold	Mk.	10,50	15,—	22,50
II. „ „ leichte Goldlegirung „		7,—	9,50	13,50

Illustr. Prachtkatalog gratis und franko.

E. Neumann & Co, Dresden-N.



Versenden ihren reichillustrirten **Haupt-Catalog** über **Cotillon- und Carnevalartikel,** Mützen, Orden, Touren, Attrapen, Christbaumverzierungen, Illuminationslaternen etc. gratis und franko. Neuheit für Herren: ... Neuheit für Damen: Blumen-Costüme. Auch der kleinste Auftrag findet prompte Erledigung.

Ernst Hartmann, Strumpffabrik in Chemnitz-Sachsen ... **Damenstrümpfe und Herrensocken.** ... Preislisten gratis und portofrei.

En gros. Export. **Kautschukstempel** von **Mäurer & Thieme,** Berlin S., Ritterstraße 10. Preislisten gratis und franko.

Leinen, Tischzeuge. Gegründet 1812.
Baumwollenwaaren.
Herren-, Damen- u. Kinder-Wäsche.
Ganz bedeutendes Bettenlager.

Meissner & Sohn Hamburg

Versand gegen baar zu ungemein billigen Preisen bei vorzüglichen Qualitäten.

Preisbuch Nr. 7 ... gratis und franko versandt.

Proben versenden wir umgehend franco.

G. E. HÖFGEN, DRESDEN-N. PATENT KINDER- UND KRANKEN-WAGEN-FABRIK.

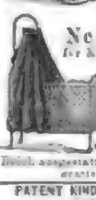


Patent-Kinderwagen mit und ohne Gummibereifung ... Preise von 12—120 Mk.



Kranken-Fahrstühle neuester und bewährtester Constructionen in allen Grössen ...

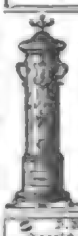
Preise v. 36—350 M.



Eiserne Netzbettstellen für Kinder bis zu 12 Jahren ... Preise v. 12—60 Mk. Reich ausgestattete illustrirte Kataloge gratis und franco.

PATENT KINDER- UND KRANKEN-WAGEN-FABRIK. G. E. HÖFGEN, DRESDEN-N.

Tragbare Oefen



... C. Nieske, Dresden.

D. R.-Patent Nr. ...



... Katalog gratis und franko. — Obacht vor Fälschungen. —

Erfolg durch Annoncen

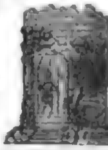
erzielt man nur, wenn die Annoncen zweckmäßig abgefaßt und typographisch angemessen ausgestattet sind, ferner die richtige Wahl der geeigneten Zeitungen getroffen wird. Um dies zu erreichen, wende man sich an die Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse;** von dieser Firma werden die zur Erzielung eines Erfolges erforderlichen Auskünfte kostenfrei erteilt, sowie Inseraten-Entwürfe zur Ansicht geliefert. Berechnet werden lediglich die Original-Zeilenpreise der Zeitungen unter Bewilligung höchster Rabatte bei größeren Aufträgen, so daß durch Benutzung dieses Institutes neben den sonstigen großen Vorteilen eine Ersparnis an Insertionskosten erreicht wird.

Schweizer-Damen-Unterjacken

(Leibbinden, Tricot, Maschinen gestrickt)

Seidene Mk. 3,40, Wollene Mk. 2,40, Baumwollene Mk. 1,60 im halben Dutzend noch 10% billiger. Herren-Unterkleider ebenfalls vorzüglich. Wiederverkäufern Rabatt. Stoffmuster gratis u. franko.

Th. Zimmermann, Gnadenfrei i. Schlesien.



Lächeln. Staunen. Gesehen. ... **Carl Gust. Löwe & Co., Berlin W.,** Unter d. Linden 17. ...

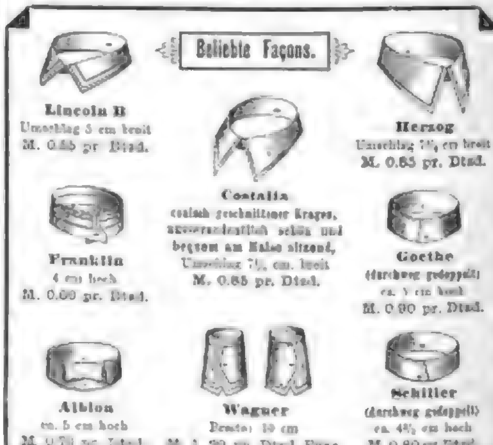
Es wird ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, dass jede Schachtel die Fabrikmarke „verschlungene Hände" trägt, welche man beim Einkauf stets speziell verlangen wolle.

MEY'S STOFFKRAGEN

zeichnen sich besonders durch **Dauerhaftigkeit, Billigkeit, Eleganz u. bequemes Sitzen** und **Passen** aus.

Mey's Stoffkragen sind mit Webstoff vollständig überzogen und infolge dessen von Leinenkragen nicht zu unterscheiden.

Mey's Stoffkragen werden nach dem Gebrauch einfach weggeworfen, man trägt also immer neue, tadellos passende, elegante Kragen und Manschetten. Angabe der gewünschten Kragen- u. Manschettenweite notwendig.



Wiederverkaufs-Stellen von Mey's Stoffkragen befinden sich in den meisten Städten Deutschlands, und sind durch Plakate in den Schaufenstern erkenntlich. Ausserdem können Mey's Stoffkragen auch bezogen werden durch das

Versand-Geschäft Mey & Edlich
Leipzig-Plagwitz

Der illustrirte Katalog über „Mey's Stoffwäsche" wird auf briefliches Verlangen an Jedermann gratis und portofrei gesandt.

Digitized by Google

Das passendste Weihnachtsgeschenk für jeden Lesefreund

zu einem außerordentlich geringen Preis

bildet der soeben vollständig gewordene

erste Jahrgang (1888) unserer

Salon-Ausgabe

der

Deutschen Romanbibliothek.



8°. 15 Bde. gebunden in ansprechendem Original-Einband.

Preis komplet 20 Mark.

Inhalt.

Ziemann, A., Des rechten Auges Aergernis. Roman. 2 Bde.		Planer, M., Die Schriften von Zidrach. Roman. 1 Band	
Heimburg, Theod., Junge Freiherrn. Roman. 1 Band.		Suttner, A. G. v., Die Absetzer. Roman. 1 Band.	
Renard, Chr., In letzter Instanz. Roman. 2 Bde.		Hoffmann, H., Unter der Schreckliche. Roman. 1 Band.	
Dir. Robert, Waldidyll. Roman. 1 Band.		Persak, Anton v., Dixon „Ehre". Roman. 2 Bde.	
Ney-Elz, Ida, Feuer Lücken. Roman. 1 Band.		Schuckowitzström, A. v., Der Doktor. Roman. 1 Band	
Ardelay, Oskar, Unter fremdem Willen. Roman. 2 Bde. (Neue Auflage.)			

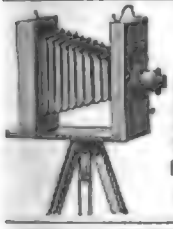
Zusammen 15 Bände.

Die soeben vollendete „Salon-Ausgabe" der Deutschen Romanbibliothek ist eine literarische Erscheinung, an welcher auch die wählerischsten, verwöhntesten Lesekreise ihre volle Befriedigung finden werden. In elegantester Ausstattung und handlichem Format bietet obige Sammlung

die neuesten und besten deutschen Romane fein gebunden in 15 Bänden

zu dem Preis, wie er für derartige Original-Romane noch nicht vorgekommen sein dürfte. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. **Deutsche Verlags-Anstalt**



Photogr. Dilettanten-Apparate.

Durch Erfindung der Trockenplatten, welche überall fertig käuflich sind, ist es jetzt **Jedermann, selbst Kindern,** möglich geworden, ohne [illegible] die interessante und [illegible] des Photographirens praktisch [illegible] dabei leicht und elegant [illegible] bei etc. Mark liefert

Paul Goerz, Berlin N., Belforterstr. 3,

Fabrik photogr. Apparate u. optische Anstalt.

Preisverzeichn. u. Anleitung u. Photogr. auf Wunsch kostenfrei

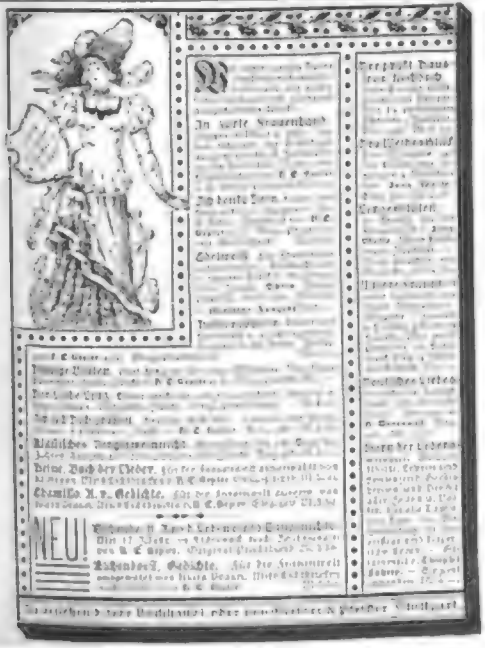
Billige Musikalien

aller Art liefert prompt

Gustav Fock in Leipzig, Neumarkt 16 u. 28 I.

Versandgeschäft für Bücher u. Musikalien.

Gefl. Verlangen Katalog gratis.





Unübertroffen! Vorzügl. Qualität!

Nro. 940. Miniaturfeldstecher in gediegenster Ausführung

Preis: 13 Mark.



Hochfeines Holzgehäuse etc. Vielfache Garantie für exaktes Funktioniren!

Nro. 310. Aneroid-Barometer mit Temperaturscala

Preis: 12 Mark 50 Pfg.

Optische Industrie-Anstalt

Gebr. Grabich

Rathenow am Prasenow und Berlin, Invalidenstraße 43.

der rühmlichst bekannten Rathenower Optischen Fabrikate.

Illustr. Kataloge gratis u. franko. Versand in Italien [illegible]

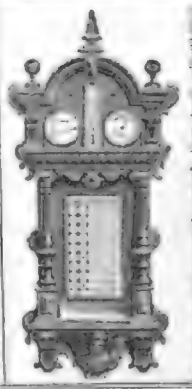


Künstliche Orchideen

Gelbke & Benedictus Dresden.

Photographien nach der Natur!

Illustr. Briefmarkenzeitung gratis!



Der Patent-Weltertelegraph [illegible]



Natur-Nachahmungen

als Zimmerschmuck

für Vasen, an Bildern u. Spiegeln, auf Paneelen 2c.

Apfelzweige, Stück Mk. 1.—, 1.75, 3.50, 7.—.

Rothdorn, Stück Mk. 1.75, 2.50, 4.—.

Heckenrose, Stück Mk. 1.50, 2.25, 3.50.

Kirsche, Stück Mk. 1.75, 2.50, 4.—

je nach Größe und Breite der Zweige.

Genaueste Nachahmung in Stoff-Blättern und Blüthen an Natur-Zweigen.

[illegible] stellt ein **Weintrauben-Bouquet** vor. Blätter von Stoff, Trauben von Glas, Reife naturlich.

Bouquet, ca. 50 cm hoch, Stück Mk. 4.50.

Eichenlaubwandleuchter, 75 cm hoch, Mk. 3.50, zusammen Mk. 8.—

dann Verpackung und Porto Mk. 1.—

Schönster Schmuck für jedes Zimmer, Speisesalon etc.

Man verlange Weihnachts-Catalog gratis und franko der eine Fülle von Geschenken enthält.

J. C. Schmidt, Hof-Lieferant **Erfurt.**

Enorme Preisherabsetzung!

15 Jugendschriften

und Bilderbücher, alle verschieden, in guter Auswahl und elegant gebunden, für Knaben und Mädchen von 2 bis 15 Jahren, statt mehr als 25 Mark

für nur 6 Mark!

liefert u. Garantie für neu u. fehlerfrei

Selmar Hahne's Buchhandlung,

Berlin S., Prinzenstraße 54.

Versand gegen Einsendung oder Nachnahme. Verzeichnisse weiterer, bedeutend im Preise herabgesetzter Bücher gratis.

Die vorzügl. Beschäftigungen d. Dilettanten.

Ausführliche Anleitungen aller [illegible] Kunstarbeiten m. 165 Illustrat. ℳ 2.50, franko ℳ 2.70.

Ney & Widmayers Verlag in München.

Ernst Eckstein

NERO

Roman in 3 Bänden 12 Mk.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Klavier-Schule für Kinder

mit besonderer Rücksicht auf einen leichten und langsam fortschreitenden Stufengang bearbeitet von **Heinrich Reiser.**

In vier Abteilungen.

Preis der ersten Abteilung ℳ 2.50 ₰, der zweiten, dritten und vierten Abteilung je 3 ℳ. Zu beziehen durch alle Buch- u. Musikalienhandlungen.

Gegenstände m. Musik,

geschmackvoll, z. billigst. Preisen Katalog gr. u. frco. direkt durch Frau **Anna Kadisch, Hamburg,** Parkallee 15.

Antwerpen: Silberne Medaille; Zürich: Diplom; Goldene Medaillen: Nizza 1884; Kreuz 1884.

Spielwerke

4–200 Stücke spielend; mit oder ohne Expression, Mandoline, Trommel, Glocken, Himmelsstimmen, Castagnetten, Harfenspiel etc.

Spieldosen

2–16 Stücke spielend; ferner Necessaires, Cigarrenständer, schweizerische Chalets, Photographiealbums, Schreibzeuge, Handschuhkasten, Briefbeschwerer, Blumenvasen, Cigarren-Etuis, Tabaksdosen, Arbeitstische, Flaschen, Biergläser, Stühle etc., alles mit Musik. Stets das Neueste und Vorzüglichste, besonders geeignet zu Weihnachtsgeschenken, empfiehlt

J. H. Heller, Bern (Schweiz).

[illegible] Der Aussteller bewilligt ich auf die bisherigen Preise trotz Preislisten 20% Rabatt und zwar selbst bei den kleinsten Aufträgen.

Nur direkter Bezug garantirt Echtheit; illustrirte Preislisten sende franko.

Das überraschendste Geschenk

ist das Bild lieber, teurer Angehörigen.

In wie vielen Arbeits- oder Wohnzimmern an der Wand sieht man Bilder [illegible] Tag zu Tag mehr verblassen, und man möchte sie [illegible] lieben [illegible] Züge auf [illegible] erhalten.

In einem solchen Falle [illegible] die photographische Anstalt von **Franz Meß in Freiburg**, deren Spezialität [illegible] nach jedem alten Bilde gelungene **Photographien in jeder Größe** herzustellen.

Anerkennungsschreiben und Preislisten gratis.

In Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg ist soeben erschienen:

Zwei Kaisergräber.

Ein Weihelied von Chrysten.

12°. eleg. brosch. 1 M. 60 Pf.

Die welthistorischen Begebnisse, die sich in verwichenem Frühling in Berlin, Charlottenburg und Schloß Friedrichskron als eine die Volksseele erschütternde Tragödie abspielten, sind hier rhapsodisch dargestellt und dem Gedächtnis aller deutschen Patrioten entgegengebracht.

Cassetten mit Papierfüllung

100 [illegible] Ill. Preisliste frei. H. Meyer's Buchdruckerei [illegible] Halberstadt.

D. R. Patent Nr. 804.

Die stumme Violine

z. Studiren

gestattet das Spiel bei Tag u. Nacht, ohne die Nachbarn zu belästigen. — In Gebrauch bei Prof. Wilhelmj, Sarasate, Kvort, Singer, Sauret, Léonard u. v. a. Künstlern. Unsere w. Kunden empfehlen ferner vorzügl. Violinen [illegible] — nur erste Qualitäten z. Fabrikpreisen, sowie alle anderen Musikinstrumente.

Gebrüder Wolff, Musikinstrumentenfabrik, **Kreuznach.**

Kataloge auf Verlangen gratis u. franko.

Bandoneons, wundervolle Musikinstrumente, leicht selbst erlernbar, zu 27–210 Mk. Accordeons (Zieh-Harmonikas), hervorragend von 3 Mark an, Schulen z. Selbstunterricht. **Gebrüder Wolff,** Instrumentenfabrik, **Wiesbaden.**

Preis-Courant gratis und franko.

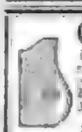


L. Jacob,

Instrumentenfabrik

Stuttgart,

Fabrikation von [illegible] Zithern und Konzertzithern; Hauptvorzüge: schöner, voller Ton, Reinheit der Griffbretter [illegible] leichte Spielbarkeit, solide Arbeit u. Garantie; mit jeder genauen Stimmung von 32 bis 44 Saiten komplet u. 15 M. [illegible] Schulen à ℳ 1.50. Beste Zitherseiten auf Spule u. Stück. Lager in alten und neuen Violinen, Blasinstrumenten, sowie allen sonstigen Musikinstrumenten. [illegible]



Glaesel & Herwig

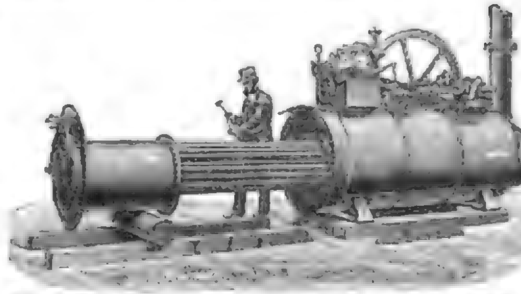
in Markneukirchen in Sachsen empfehlen: Violinen u. Zithern [illegible] Accordeons, Symphonions und alle anderen Instrumente, unter Garantie. Reparaturen bereitwilligst. Preislisten umsonst u. portofrei.

Imitirte Glasmalerei

Fensterverschluss- u. Diaphanienfabrik

G. Armbruster, Stuttgart,

Durch Prospekte u. Muster [illegible] ℳ 1.50 [illegible]



R. WOLF

in

Magdeburg-Buckau

baut seit 1862 als

Hauptspecialität:

Fahrbare und stationäre

Locomobilen

mit

ausziehbaren Röhrenkesseln sowie im Dampfraum gelagerten Dampfcylindern

und zwar:

Hochdruck-Locomobilen mit einfacher oder mit durch den Regulator **selbstthätig** beeinflusster Expansionssteuerung bis zu 50 Pferdekraft,

Receiver-Compound-Locomobilen mit und ohne Condensation bis zu 120 Pferdekraft.

Die Wolf'schen Locomobilen, welchen auf **allen** deutschen Locomobil-Concurrenzen in Bezug auf den **geringsten Kohlenverbrauch**

stets der Sieg

zuerkannt wurde, stehen auch hinsichtlich ihrer **Leistungsfähigkeit und soliden Bauart unerreicht** da. **Sämmtliche** seit 25 Jahren aus der Fabrik hervorgegangenen Exemplare sind **gegenwärtig noch im Gebrauch.**

Die Wolf'schen Locomobilen, welche ohne Ausnahme vor der Ablieferung in der genauen Prüfstation der Fabrik **dauernden Brems- und Indicator-Versuchen** unter gleichzeitiger Feststellung des Wasser- und Kohlenverbrauchs unterworfen werden, finden sowohl in der

Landwirthschaft als in industriellen Betrieben jeder Art

ausgedehnte Verwendung und weisen gegenüber stationären Dampfmaschinen, namentlich in Bezug auf die Unterhaltungskosten, erhebliche Vorzüge auf.

Preislisten und feinste Referenzen stehen zur Verfügung.

Lebensgroße Porträte

nach jeder Photographie in Kreide, Öl, Aquarell nach [illegible] C. Hommel in Bockenheim — Frankfurt a. M.

Elektrisirmaschinen,



Induktions-Apparate, [illegible] elektr. Glocken, [illegible] Leitungen, Kupferdraht, elektr. Motoren en gros und en detail.

Preisliste gratis.

Gebr. Mittelstrass, Magdeburg, Hoflieferant Sr. Maj. d. Kaisers.



Für 2 Mk. [illegible] F. 29. Crimaan in Solingen.

Grusonwerk



Magdeburg-Buckau.

empfiehlt u. exportirt hauptsächlich:

I. **Zerkleinerungs-Maschinen** (Melbourne, Paris, Amsterdam, Madrid, Antwerpen, 1 Preise) als: Steinbrecher, Walzenmühlen, Kollergänge, Mahlgänge, **Kugelmühlen**, Schleudermühlen, Doppel-Sectorenabscheider etc.

Excelsior-Mühlen (Patent Gruson) in 3 Grössen zum [illegible] von Getreide, Futterkorn, [illegible] Zucker, [illegible] Kork, Droguen, Chemikalien, Colonialwaaren etc. 49 Prämien. Gesammtabsatz ca. 6000 Stück.

Vollständige Einrichtungen für Cement-, Chamotte-, Schmirgel-, Dünger-Fabriken, Knochen-, Kalk-, [illegible] Mühlen etc.

Maschinen und complete Anlagen zur Aufbereitung von Erzen u. Mineralien.

II. **Bedarfs-Artikel** für **Eisenbahnen, Strassenbahnen, Secundärbahnen**, [illegible] Hartguss-Herz- und Kreuzungsstücke, [illegible] Schienensysteme.

Räder nach mehr als 300 Modellen, fertige Achsen mit Rädern u. Lagern, complete Transportwagen.

III. **Hartguss-Artikel** aller Art, besond. **Hartgusswalzen** jeder Construction für die Müllerei, für Thon, Cement, Papier, Draht, Eisen, Bleche, Zuckerrohr etc. Vielfach prämiert.

IV. **Tiegelstahl-Façonguss**: Maschinentheile u. Gussstücke jeder geeigneten Form u. Grösse, roh und bearbeitet.

Ferner: Krahne aller Art, Pressen, besonders hydraulische, **Maschinen für Pulverfabriken, Sandsäge-Maschinen** zum Schneiden von Eisen und Stahl, **Cosmus Regulatoren**, Ludwig's Plan-Roststäbe, schmiedbaren Guss, Gussstücke jeder Art.

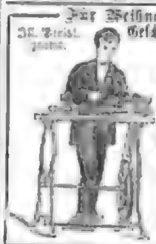


Normal-Uhren,

Silberne Cylinder-Uhren à 12 ℳ. Silberne Herren-Remontoirs mit Goldrand 17 ℳ, 20 ℳ etc. Goldene „14kt." Damen-Remontoirs 30 ℳ. Silberne Damen-Remontoirs 19 ℳ. Billigstes Garantie-Artikel. Künstliche Brillantringe, geschliffen [illegible] 14kt. Fassung, 12, 15 u. 25 Mark. Illustrirte Preislisten gratis.

Ch. Marwitz, Königsberg i. Pr.

Für Weihnachten!



Ill. Preisl. gratis.

Geschenke für Knaben

Laubsäge-Maschinen, [illegible]

Drehbänke, [illegible] à ℳ 25. [illegible]

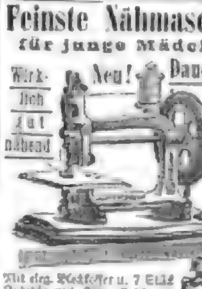
Jul. Geiger, [illegible] **Stuttgart.**

Für 2 Mark [illegible] liefern wir an Private ein vorzügliches weißes Damenhemd. Stoffmuster franko zu Diensten.

Frank & Baer

[illegible] Frankfurt a. Main.

Feinste Nähmaschine für junge Mädchen.



Wirklich gut nähend! Neu! Dauerhaft! Schön! Zur Stich.

Mit eleg. Holzkasten u. 7 Etl. Zubehör mit Kiste ℳ 12. ab Stuttgart gegen Bar od. Nachn.

J. C. Eckardt, Stuttgart, [illegible] 59.



Viele Neuheiten in Schuss- Hieb- Stich-Waffen.

Preislisten gratis.

Hippolit Mehles, Waffenfabrik

Berlin W., Friedrichstrasse 159.

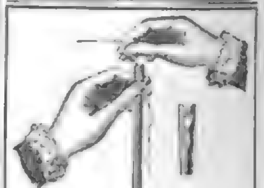
C. L. Flemming

Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.



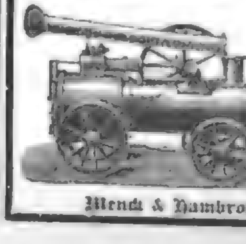
empf. kleine Leiterwagen [illegible] [illegible] Ziegenbockwagen, Kinderschlitten. Weihnachtsgeschenke f. Kinder u. Erwachsene. Illustr. Preislisten gratis!

Das schönste Geschenk ist und bleibt eine **selbstthätige Zimmerfontaine** von **Louis Heinrici** Zwickau i/S. Man verlange Katalog!



Die **Nadelfabrik** von **Ernst Kratz in Frankfurt a. M.** empfiehlt **Nähnadeln mit federndem Öhr** als grösste Erleichterung des Einfädelns — D. R. P. No. 25424. — Selbst von **Schwachsehenden** und **Blinden** mit Leichtigkeit einzufädeln. — In den meisten Blindenanstalten eingeführt. — Zu haben in fast allen Geschäften, welche Nähnadeln führen.

Lokomobilen mit ausziehbaren Röhrenkesseln.



Centrifugalpumpen von 250 bis 12000 Liter Leistung per Minute stets auf Lager



Menck & Hambrock, Ottensen bei Altona.

Van Houten's Cacao.

Bester — Im Gebrauch billigster.

Ueberall zu haben in Büchsen à
Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.



Als Weihnachts-Präsent



Paul Schröder,
Berlin, Unterwasserstr. 11a.

Kanarienvogel

H. Kuniss, Warmbrunn i. Schl.



Compagnie Laferme
Dresden Berlin



Petersburg Riga, Moskau

CACAO-VERO
entölter, leicht löslicher
Cacao.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Armour & Co.'s
Bestes Fleischextract, Suppe, weiss: Table: 25% billiger wie 1/2 Pfd. Liebig's Extract.

BEETHAM'S GLYCERINE CUCUMBER

Schladitz & Bernhardt,
Dresden,



Stahlpanzer-Geldschränke

Garrett Smith & Co.,
Magdeburg-Buckau,



Petroleum-Motoren



A. v. Parseval & Co.,
München.

Kurbedürftige erhalten gratis u. frko. d. Prospekt d. altbewährten neuerdings verstaatlichten Kuranstalt Brunnthal-München.

Heilanstalt für Nervenkranke
zu Bendorf am Rhein.
Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte. Dr. Erlenmeyer.

Pain-Expeller

Cognac
der Export-Co für Deutschen Cognac
Köln a. Rh.,
bei gleicher Güte bedeutend billiger als französischer.
Ueberall in Flaschen vorräthig.
Man verlange stets unsere Etiquette
Unserer Vorder muss mit Niederrheinbrücke.

Burks Arzneiweine



Bestes Putzmittel der Welt.



ADALBERT VOGT & Co
BERLIN
FRIEDRICHSBERG

Magnetische Apparate.
Hugo Lamprecht in Stuttgart.

Dr. med. Lahmann's Sanatorium
(Naturheilanstalt)
auf „Weisser Hirsch" bei Dresden.
In reizender Lage.
Anwendung der physik.-diätet. Heilfaktoren. Für Nerven-, Lungen-, Herz-, Magen-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettsucht, Gicht, Zuckerkrankh., konstit. Leiden etc.
Sommer- u. Winterkuren. — Prospekte und Besichtigung der Anstalten gratis.

MERAN
Meran, Obermais, Untermais & Gratsch.
Klimatischer Kurort im deutschen Südtirol (213-700 Mtr.) Bahnstation. Direkte (Schlaf-) Wagons von Wien, München, Leipzig u. Berlin. Herrliche Lage, vorzügliche windstille Winterstation, besonders für Lungen-, Nervenkranke und Reconvalescenten geeignet. Grand- und Terrassen-Kurgärten, Kurhaus, Trinkhalle, Inhalatorium, Molkerei, Eselstallungen, Prospekte durch die Kurvorsteherung.

Baufach.
Briefl. Unterricht.

Keine Hülfe für Brustkranke

Champagner
von
Aug. Grote & Co.,
Frankfurt a. M.

*** SEKT ***



Cibils
FLEISCH-EXTRACTE
liefern die wohlschmeckendsten und kräftigsten Suppen.
15 Medaillen & Ehrendiplome.

CREME SIMON



Camerun-Seife.



Spezial-Arzt Dr. med. Meyer,

Mondamin alleinige Fabr. **Brown & Polson** k. engl. Hoff.

Sodener Mineral-Pastillen
à 85 Pfg. pro Schachtel in allen Apotheken

Leinen- und Gebild-Weberei

12 Mal ausgezeichnet mit goldenen, silbernen und Staats-Medaillen.

F. V. Grünfeld, Landeshut in Schles.,

königlich preussischer, bayrischer, rumänischer u. grossherzoglich mecklenburgischer Hoflieferant.

Versand gegen Vorausbezahlung oder Nachnahme. Wünsche auf „Zahlung nach Empfang" können nicht berücksichtigt werden.
Bei Aufträgen in Höhe von Mark 20.— an postfreie Zusendung innerhalb Deutschlands und Oesterreich-Ungarns.

Zur Auswahl geeigneter Weihnachtsgeschenke empfehle nachstehende Gegenstände, worunter auch Vieles für Wohlthätigkeits-Zwecke. Bei Bestellung nach diesem Verzeichniss genügt die Angabe der vorgesetzten Nummer.

Für 75 Pfg. Nr. 1, 1 Dtzd. bunte baumwoll **Kinder-Taschentücher**, mit Bildern bedruckt, 35 Cm. gross
oder Nr. 2, 1 **Puppen-Gedeck** mit 6 Mundtüchern
oder Nr. 3, 1 abgepasste, blauweiss gedruckte **Küchenschürze**, 98×80 Cm.
oder Nr. 4, 2 **Kinder-Mundtücher** (Servietten), mit Band versehen, Krepp-Gewebe mit Canevas zum Besticken.

Für M. 1.— Nr. 5, 1 Satz weisse **Waschtischdeckchen**, bestehend aus 5 Stück verschiedener Grösse, mit Javaborde für Kreuzstich
oder Nr. 6, 1 **Damast-Kaffeetischdecke**, blaugold, 75 Cm. □
oder Nr. 7, 1 **„Germania"-Wirthschaftsschürze**, weiss oder crême mit den Wappen der deutschen Staaten, sowie mit Eiche und Kornblumen echtfarbig bedruckt.

Für M. 1.40 Nr. 8, ½ Dtzd. halbleinene **Taschentücher** mit farbigen Kanten, 46 Cm. □
oder Nr. 9, 1 **Männerhemd** aus blaugestreift Militär-Nessel
oder Nr. 10, 2½ Meter schlesisch Warp, halbwollenes Gewebe in glatt, gestreift oder karrirt zu einer **Jacke**
oder Nr. 11, 1 **Wäschesack**, vorgezeichnet auf grauweissem Fischerleinen
oder Nr. 12, 1 fertige **Hausschürze** aus Madras-Stoff mit Jacquard-Streifen.

Für M. 1.60 Nr. 13, 3 Meter friesartiger **Wollenstoff** (Wolldick), dunkel karrirt oder gestreift, zu einem Frauenrock
oder Nr. 14, 2½ Meter ungebleicht **Köperbarchent** zu 1 Paar Manns- oder Frauen-Unterhosen
oder Nr. 15, 1 Dtzd. weisse **Schirting-Taschentücher**
oder Nr. 16, 1 **Kinder-Tischgedeck**, 70×70 Cm., mit 6 Mundtüchern, 20 Cm. □ mit farb. Querstreif. u. eingewebtem Spruch
oder Nr. 17, 1 **Krepp-Ueberhaanghandtuch** zum Besticken.

Für M. 1.80 Nr. 18, 1 **Ballschuh-Tasche** mit Täschchen für Kämme, Nadeln und den Fächer mit Aufzeichnung für Stickerei.

Für M. 2.— Nr. 19, 5 Meter **Cassinet**, einfarbig, zu 2 Paar Manns-Hosen oder Jacken ausreichend
oder Nr. 20, 1 **Spieltischdecke**, 112 Cm. □, grauweiss mit entsprechenden Figuren eingewebt
oder Nr. 21, 1 Dtzd. halbl. **Kinder-Taschentücher** mit farbigen Kanten, 36 Cm. □
oder Nr. 22, 1 Paar **Schuhe** auf Stramin, in geschmackvollen Farben, nebst Wolle zum Fertigsticken.

Für M. 2.30 Nr. 23, 4½ Meter **Barchent**, farbig gestreift zu 2 Jacken
oder Nr. 24, ½ Dtzd. graue **Küchen-Handtücher**, blau oder roth gestreift, 42×115 Cm.
oder Nr. 25, 1 halbleinene **Damast-Decke** mit Fransen, hellblau mit grau, 135 Cm. gross
oder Nr. 26, 1 **Frauenhemd** aus weissgarnigem Handleinen starkfädig mit Zugbündchen und Zwickel-Aermeln.

Für M. 2.80 Nr. 27, ½ Dtzd. **Schul- bezw. Einkaufs-Taschen**, grau Leinen, farbig tamborirt
oder Nr. 28, 1 Dtzd. leinene **Wischtücher**
oder Nr. 29, 1 **Unterrock** aus bedrucktem baumwoll. Flanell mit Handbogen
oder Nr. 30, 1 leinen **Jacquard-Tischtuch**, gekläret, 138×138 Cm.
oder Nr. 31, 8 Meter halbwollen **Rockstoff** (Warp) in dunklen glatten oder gestreiften Mustern, zu einem einfachen Hauskleide ausreichend.

Für M. 3.40 Nr. 32, 6 Stück **Hülsenfrucht-Beutel** auf Canevas-Leinen, unfertig mit folgenden Aufschriften zum Besticken: Linsen, Erbsen, Bohnen, Graupen, Mehl, Reis
oder Nr. 33, 1 Dtzd. weiss leinene **Taschentücher**, gesäumt, 49 Cm. □.

Für M. 3.60 Nr. 34, 8 Mtr. Warp, halbwollen Rockstoff, in dunklen glatten oder gestreiften Mustern zu einem einfachen **Hauskleide**
oder Nr. 35, 7 Mtr. **Schlesisch Buntdruckneasel**, waschecht, zu einem Kleide
oder Nr. 36, 1 Dtzd. graulein. **Küchen-Handtücher**, 42×110 Cm. gross.

Für M. 4.— Nr. 37, 1 Dtzd. weisse **Taschentücher**, rein Leinen, 49 Cm. □
oder Nr. 38, 1 weisse **Waffel-Bettdecke** mit Fransen
oder Nr. 39, für 6 **Hausschürzen** je 85 Cm. buntgestreifte Schürzenleinwand
oder Nr. 40, 8 Mtr. **Cassinet**, in glatten Farben, zu 3 Manns-Jacken
oder Nr. 41, 7 Meter **Cretonne** (Lederkattun) in hell oder dunkel bedruckten Mustern zu einem Kleide
oder Nr. 42, 6 Mtr. baumwollen **Flanell**, farb., sammetweich, zu 2 Hemden oder 3 Jacken
oder Nr. 43, 1 hochf. **Ueberhang-Handtuch**: „Vöglein unterm Regenschirm".

Für M. 4.80 Nr. 44, 1 weisslein. **Damast-Tischtuch**, 160×170 Cm. gross
oder Nr. 45, 9 Mtr. gestreift **Militärnessel**, beste Güte, zu 3 Männer-Hemden
oder Nr. 46, 6 Mtr. weiss **Piquébarchent** in schönen Mustern, 70 Cm. breit, zu 3 Nachtjacken oder 2 Unterröcken.

Für M. 5.— Nr. 47, 1 baumwoll. blauweiss karrirter **Deckbett-Bezug**, 125×200 Cm. gross, nebst 2 Kopfkissen, 57×80 Cm. gross
oder Nr. 48, 1 weissleinen **Theegedeck** mit farbiger Kante nebst 6 Mundtüchern
oder Nr. 49, 1 Dtzd. leinene **Batist-Taschentücher** für Damen, 40 Cm. gross
oder Nr. 50, **Reste** von **Grünfelds** Wäschetuch, etwa 9 Mtr. starkfädig oder 11 Mtr. feinfädig
oder Nr. 51, 5½ Meter **Zwirn-Cassinet**, zu Jacket, Weste u. Beinkleid, dunkelgrundig in gesprenkelten Mustern
oder Nr. 52, 1 **Rückenkissen**, auf Stramin vorgestickt, nebst entsprechender Füllwolle.

Für M. 6.— Nr. 53, 1 Paar weisse **Waffel-Bettdecken**, 169×225 Cm. gross
oder Nr. 54, **Reste** von Gebirgs-Halbleinen, 10 Meter mittelstark 83 Cm. breit, oder 12 Meter mittelfein 75 Cm. breit
oder Nr. 55, 1 Dtzd. weissleinene **Taschentücher** mit Hohlsäumen, 35 Cm. □ für Damen, **besonders preiswürdig**
oder Nr. 56, 1 grauweiss leinene **Damast-Kaffee-Decke**, 140 Cm. □, vorzügliche Güte mit Kanzlerspruch: „Wir Deutschen fürchten Gott, sonst Nichts in der Welt!"

Für M. 6.50 Nr. 57, 6 Meter **Piqué-Barchent** in vorzüglicher Güte, für 3 Nacht-Jacken oder 2 Damen-Unterröcke
oder Nr. 58, 1 **Kaffee-, Obst-** oder **Gartendecke** (Zwirn-Gewebe), mit geknüpften Fransen, a) roth-crême, b) blau-crême, c) bordeaux-crême
oder Nr. 59, 2 Stück **Bettlaken**, rein Leinen, mittelfeinfädig, 160×200 Cm. gross.

Für M. 7.50 Nr. 60, 1 **Gedeck-Garnitur** mit Fransen, blaugold, bestehend aus 1 Tischtuch, 1 Kommoden-, 1 Nähtischdecke und 6 kleinen Mundtüchern
oder Nr. 61, 1 **Leute-Bettbezug**, blauweiss baumwollen, bestehend aus 1 Oberbett-Bezug 130×200 Cm., 2 Kopfkissen-Bezügen 80×57 Cm., nebst 1 leinen Bettlaken 139×230 Cm.
oder Nr. 62, 1 **Sopka-Teppich** (Jute), 130×200 Cm. nebst 2 passenden Bettvorlagen.

Für M. 8.50 Nr. 63, 1 Dtzd. fertig genähte weisse **Hausm.-Drell-Handtücher**, 42×115 Cm.
oder Nr. 64, weiss **Satin** in schönen Mustern für 1 Deckbett- u. 2 Kissenbezüge, 4,10 Mtr. 130 Cm. und 3,50 Mtr. 84 Cm. breit.

Für M. 9.50 Nr. 65, ½ Dtzd. **Damen-Hemden** aus Hemdentuch, mit nachgeahmten Zwirnspitzen besetzt
oder Nr. 66, 1 leinenes **Damast-Gedeck** mit 6 Mundtüchern, Tischtuch 160×170 Cm., Mundtücher 72 Cm. gross
oder Nr. 67, 18 Meter feinfädig **Bett-Bezug**, roth, blau oder bunt karrirt, 83 Cm. br.
oder Nr. 68, 1 Stück = 20 Mtr. **Stuhl-Creas**, mittelstarkfädig, für jegliche Art Leibwäsche.

Für M. 10.50 Nr. 69, 1 Stück = 18 Meter bestes **Halb-Leinen** für Leibwäsche, 75 Cm. breit
oder Nr. 70, 18 Meter **Bett-Bezug** (baumwollen), für 2 Oberbetten und 4 Kopfkissen, vorzügliche Güte, blau-weiss, roth-weiss, roth-blau-weiss, lila karrirt
oder Nr. 71, ½ Stück = 16½ Meter **Leinen-Creas**, garnweiss, 75 Cm. breit, zu Hemden für Bedienstete geeignet
oder Nr. 72, 1 Stück = 20 Meter **Grünfelds Wäschetuch**, baumwoll., feinfädig, für jede Art Wäsche. **Diese Waare hat sich bereits einen Weltruf erworben.**

Für M. 13.— Nr. 73, 1 **Damast-Theegedeck** (rein leinen, grauweiss mit farbiger Borde u. 12 kleinen Mundtüchern
oder Nr. 74, 1 Stück = 18 Mtr. **Hausmacher-Halbleinen**, mittelstarkfädig, 83 Cm. breit
oder Nr. 75, 1 Dtzd. weissleinene **Jacquard-Handtücher**, gekläret, 53×132 Cm. gross
oder Nr. 76, 6½ Mtr. **Leinen-Creas**, mittelfeinfädig, 80 Cm. breit, für jede Art Leibwäsche
oder Nr. 77, 1 leinen **Jacquard-Hausmacher-Gedeck**, Stern- oder Blumen-Muster, mit 6 Mundtüchern. Tischtuch 162×225 Cm., Mundtücher 66 Cm. □.

Für M. 15.— Nr. 78, ½ Dtzd. **Damen-Beinkleider** aus bestem baumwollen Stuhl-Creas mit Handbogen
oder Nr. 79, 1 Dtzd. gekläret hochfeine **Jacquard-Handtücher**, Blumen- oder Stern-Muster, 52×132 Cm.

Für M. 17.— Nr. 80, 1 leinen **Damast-Gedeck** mit 6 Mundtüchern, vorzügliche Hausmacher-Güte, mit einem in der Mitte eingewebten Buchstaben. Tischtuch 180 Cm. □, Mundtücher 72 Cm. □
oder Nr. 81, 1 **Damast-Theegedeck** mit 6 Mundtüchern, Marke „China", weiss leinen mit breiter rother oder blauer Borde, Thee-Pflanzung und Ernte darstellend. Tischtuch 140 Cm. □, Mundtücher 36 Cm. □
oder Nr. 82, ½ Stück = 17 Meter **Grünfelds Hausleinen** (rollweiss), vorzüglich haltbar, mittelfeinfädig, 80 Cm. breit
oder Nr. 83, 18 Meter von bestem halbleinen **Bettbezug** in klaren, farbig karrirten Mustern für 2 Deckbett- u. 4 Kissenbezüge.

Für M. 20.— Nr. 84, 3 Stück verschiedene hochfeine **Damen-Taghemden** (Putzhemden), aus hochfeinfädigem Chiffon, mit reicher Ausstattung
oder Nr. 85, 4 Stück **Bettlaken** aus **Grünfelds Hausleinen**, mittelfein, fertig genäht, 160×210 Cm. gross
oder Nr. 86, ½ Stück = 17 Meter **Grünfelds Hausleinen** (rollweiss), feinfädig, 83 Cm. breit oder mittelfein 87 Cm. breit.

Grünfelds Hausleinen
ist das Beste in Bezug auf Haltbarkeit und erfreut sich eines Weltrufes.
Muster zu Diensten!



61. Band.
Einundsechzigster Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Januar
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Für Deutschland Mark 3. 50.

Jonel Fortunat.

Ein Roman aus Rumänien

von

Marco Brociner.

Mit Randzeichnungen von A. C. Kepler.

(Alle Rechte vorbehalten.)

I.



Der Gottesdienst in dem ärmlichen Kirchlein von Banesti war beendet. Trotz des Sonntags hatten demselben außer dem Küster nur noch zwei alte Mütterchen und Akere, der Kutscher des Gutsherrn von Banesti, beigewohnt. Pope Konstantin war über diese traurige Thatsache durchaus nicht unerhalten. Im Gegenteil. Je geringer die Zahl der Kirchenbesucher, desto lieber war es ihm. Da konnte er den Gottesdienst rasch abthun, ganze Seiten seines abgegriffenen Gebetbuches überspringen und in einer halben Stunde das fromme Geschäft verrichten, wozu er sonst bei ehrlicher Pflichterfüllung viermal so viel Zeit gebraucht hätte. Pope Konstantin war kein schlechter Christ. O nein! Aber er huldigte der Ansicht, daß der liebe Herrgott die paar überhüpften Seiten einem armen Popen schwerlich übel nehmen könne, der bei den geringen Einnahmen, die ihm aus seiner frommen Mühewaltung zuflossen, und bei den kümmerlichen Erträgnissen der ihm gehörigen sechs Pogons*) Ackerboden auf dem Gemeindegute Dance ein recht unerquickliches Dasein geführet haben würde, wenn ihm nicht der Gutsherr von Banesti, Herr Demeter Fortunat, aus seiner Privatkasse einen Monatsgehalt von drei randigen Dukaten aus purem Edelmut bestimmt hätte. Ja, drei randige Dukaten, die Pope Konstantin regelmäßig am ersten eines jeden Monats erhielt, wenn er sich mit dem geweihten Wasser in das Schloß begab, um dasselbe einzusegnen. Pope Konstantin vergaß daher nie, beim Schluß des Gottesdienstes ein besonderes Gebet für das Wohl des Herrn Fortunat und das seines Söhnleins Jonel zu murmeln. Heute hatte er dieses Ertragebet mit einem ganz besonderen Nachdruck verrichtet und dabei den Namen des Gutsherrn und den seines Knaben so laut zur Kirchenwölbung emporgerufen, daß der Kutscher des Herrn Fortunat, der alte Akere, der von seinem frühen Sonntagsrausch im kühlen Gotteshause sich ernüchterte und dabei eingeschlummert war, erschreckt emporfuhr, rasch ein Kreuz schlug und sich eiligst aus der Kirche hinausschob.

Pope Konstantin, ein großer, starknochiger Mann in den Vierzigen, in einem verschossenen, grünlich schimmernden Talar und mit einer cylindrischen

*) Ein Pogon entspricht einem halben Hektar.



Boccaccio erzählt seine Novellen. Gemälde von Cassioli.

Nach einer Photographie von R. Corsini in Florenz (Verleger: Hugo Brückner in Leipzig).

Bedeckung auf dem Haupte, verließ auch bald darauf die Kirche, welche der Küster hinter ihm abschloß. Er begab sich langsamen Schrittes und seinen graumelirten, wallenden Bart streichelnd, der ihm ein ehrwürdiges Aussehen verliehen haben würde, wenn nicht seine Nase so verdächtig rot gefunkelt hätte, in seine Wohnung.

Dieselbe bestand aus einem niedrigen, ebenerdigen, moosüberwucherten Häuschen, dessen Außenwände blau angestrichen waren und das ungefähr zwanzig Schritte rechts von der Kirche lag, deren Hofraum gleichzeitig den Gottesacker von Banesti bildete. Mitten auf einem Gottesacker zu wohnen, in welchem die Grabhügel knapp beieinander lagen, so knapp, daß man, um für neu hinzukommende Tote Raum zu schaffen, die alten Gräber aufschaufeln mußte, mag nicht besonders angenehm und erheiternd sein. Anfangs hatte sich Pope Konstantin mit seiner Wohnung auch nicht recht zu befreunden vermocht. Aber mit der Zeit — er wohnte nun an die fünfzehn Jahre hier — wurde ihm der Friedhof ein gar lieber Ort, den er mit Lindenbäumen und Trauerweiden bepflanzte und zu einem Garten umschuf.

Und besonders seitdem er seine liebe, gute Mariza, sein blondes, schönes Weib, darin zur ewigen Ruhe gebettet, hätte er um nichts in der Welt seine Wohnung wechseln mögen.

Knapp vor seinem Häuschen erhob sich ein weißer Grabstein auf einem grünen Hügel, unter dem sein Weib schlummerte.

Pope Konstantin hatte sich, nachdem er sich in seiner Wohnung durch diverse Gläschen „Weißwasser", wie er den Schnaps beschönigend nannte, gekräftigt, daselbst niedergelassen, den Kopf an den Grabstein gelehnt, und schaute traurig vor sich hin.

Heute war nämlich der Todestag seiner Frau. Das Gesicht des Popen hatte dementsprechend einen melancholischen Ausdruck, wie das eines Menschen, der in traurige Betrachtungen versunken ist. Diese traurigen Betrachtungen waren jedoch nicht so sehr durch die pietätsvolle Erinnerung an seine Gottselige, als vielmehr durch den Umstand verursacht, daß die „Coliva", der flache, süße Weizenkuchen, den er anläßlich des Todestages seiner Mariza gekauft hatte, aus seiner Stube verschwunden war. Pope Konstantin hatte an diesem Kuchen, für den er zehn Franken geopfert, eine herzinnige Freude gehabt. Er war so umfangreich, daß ihn der Pope kaum mit beiden Armen zu umspannen vermochte und so geschmackvoll, und hatte auf seiner oberen Fläche ein religiöses Symbol: das Haupt des heiligen Nikolai, das eine kunstfertige Hand aus rotem Zuckerstaub hervorgezaubert. Und dieser herrliche Kuchen war verschwunden, war offenbar gestohlen worden. Und der Dieb war zweifellos der Küster, kein anderer! Eine Coliva zu stehlen, eine solche Coliva! Unerhört! Pope Konstantin schüttelte ingrimmig sein von lang wallenden Strähnen umrahmtes Haupt. Da wurde auf einmal die tiefe Stille durch eigentümliche, abgerissene Hornklänge unterbrochen. Pope Konstantin fuhr empor und horchte. Er wußte eine Weile nicht recht, was dies bedeuten möchte. Aber plötzlich erinnerte er sich, daß heute jüdisches Neujahr sei.

„Die verfluchten Juden," murmelte er ärgerlich. Pope Konstantin war kein Judenfeind, Gott behüte! Aber in diesem Augenblicke verwünschte er die gesamte Nachkommenschaft Jakobs in die tiefste Hölle.

„Es ist ein wahrer Jammer," dachte er, „in einem christlichen Städtchen gibt es nur eine einzige Schenke, und die ist heute, wo ein rechtschaffener Mensch seinen Schmerz mit einigen Gläschen Wein wegschwemmen möchte, geschlossen, weil ihr Besitzer Naftali in der Synagoge betet, in welcher sicherlich auch der einzige Jude hockt, mit dem man ein ernstes Wort reden kann, mein lieber Freund Zilibi Pfantir."

Und dem war auch so. Sowohl Naftali, der Besitzer der Schenke, die anläßlich des Neujahrstages geschlossen war, als auch Zilibi Pfantir befanden sich in der Synagoge, die am äußersten Ende des Städtchens unweit der Kirche lag.

Zilibi Pfantir, ein mageres Männlein mit einem gelben Pergamentgesicht, einem schwarzen Spitzbärtlein und zwei klugen dunklen Aeuglein, war sogar der Urheber jener eigentümlichen Töne, welche den erbaulichen Betrachtungen des Popen eine weltliche Richtung gegeben hatten. Am jüdischen Neujahrstage wird nämlich, einer uralten Tradition gemäß, in den Synagogen „Schofar" geblasen, und Zilibi Pfantir hatte sich um den ehrenden Auftrag beworben, dem Widderhorn jene frommen, aber durchaus unharmonischen Töne zu entlocken, welchen die Juden am genannten Festtage in inbrünstiger Andacht lauschen. Zilibi Pfantir war mit dieser Mission betraut worden. Und so stand er denn mitten in der Synagoge vor einem mit einem bunten Tuch bedeckten Tische, die Spitze des Widderhorns im Munde, und neben ihm Naftali, ein großer, rotbärtiger Mann, welcher die hebräischen Formeln vorsagte, nach denen Zilibi die Zahl und den Takt der Hornstöße zu regeln und zu modulieren hatte.

Es war dies kein leichtes Geschäft. Die ersten Hornstöße waren rasch von statten gegangen. Als er aber denselben Ton dreimal schnell nacheinander dem Horn entlocken mußte, da wurde das Instrument widerspenstig.

Die Schweißtropfen traten Zilibi auf die von Runzeln durchfurchte Stirne. Er hatte bereits einigemale das Instrument an die Lippen gesetzt, aber die ungeduldige Gemeinde konnte noch immer keinen Ton vernehmen.

Naftali lächelte boshaft. Er hatte es ja vorausgesagt, daß dieser dünne, schwächliche Zilibi nie und nimmer einen derartigen „Schofar" meistern werde. Dazu brauchte man tüchtige Lungen und eine so mächtige Brust, wie sie nur Herr Naftali besaß.

Aber tiefer noch als das boshafte Lächeln Naftalis schmerzte Zilibi Pfantir das Kichern, das aus der weiblichen Abteilung herüberklang.

Nein, man sollte über ihn nicht lachen! Er reckte sich jäh, nahm alle seine Kräfte zusammen, sein bleiches Gesicht wurde flammend rot, seine eingefallenen Wangen schwollen zu Pausbacken an — und plötzlich klang durch die Stille ein Ton, so grell und ohrenzerreißend, daß alles zusammenfuhr. Das war ein Hornstoß, wie ihn die Synagoge von Banesti noch nie vernommen, so erschütternd und grundgewaltig wie jener, der die Mauern von Jericho in ihren Grundfesten erbeben gemacht hatte.

Die Wirkung blieb auch nicht aus. Ein zottiger schwarzer Hund, der vor der Synagoge träge und schläfrig in der Sonne gelegen und ab und zu nach Fliegen geschnappt hatte, sprang bei diesem Hornstoß jämmerlich heulend auf, ein anderer Köter replizirte und in wenigen Augenblicken bellten, wie auf ein gegebenes Zeichen, sämtliche Hunde von Banesti. Hiedurch beunruhigt, begannen einige Rinder zu brüllen und da alles in Banesti ein Lebenszeichen von sich gab, so erachteten es die Hähne für ihre Pflicht, durch anhaltendes Krähen sich gleichfalls bemerkbar zu machen. Es war ein Höllenspektakel.

„Die verfluchten Juden!" rief wild auffahrend Pope Konstantin, der sich eben angeschickt hatte, auf dem Grabhügel seiner Frau ein kurzes Schläfchen zu halten. Dann ließ er sein Haupt wieder in den weichen Rasen zurücksinken. Aber seine Absicht, trotz dieses allgemeinen Aufruhrs sein kleines Vormittagsschläfchen zu absolvieren, wurde schnöde vereitelt.

Ein Schwarm kleiner, festlich gepuzter Judenjungen mit langen Kaftanen und kleinen Schläfenlocken war nämlich in den Friedhof hereingestürmt und begann lärmend und jauchzend zwischen den Gräbern herumzurennen. Pope Konstantin wollte sich erheben, um sein Hausrecht zu wahren und die ungebetenen Gäste aus dem geheiligten Bezirke hinauszujagen. Da erblickte er zwischen dem Schwarm ein reizendes, weißgekleidetes Mädchen mit langem schwarzem Lockenhaar: die kleine Lea, Zilibi Pfantirs Töchterlein. Die war die Wildeste. Die flatterte wie eine Hummel allen voran und lärmte und sang und klatschte mit den kleinen Händchen, daß es eine Art hatte. Der Anblick dieses in übersprudelnder Fröhlichkeit herumtollenden Kindes besänftigte rasch den Unmut des Popen. Er stützte das Haupt auf die Hand und schaute grimmig lächelnd dem Treiben der Kinder zu.

„Wer will mich fangen?" rief Lea. Sie hatte sich auf einen Grabstein geschwungen und blickte mit leuchtenden Augen auf die Jungen.

„Ich, ich!" tönte es zu ihr empor.

„Ich nehme es mit euch allen auf," lachte das Mädchen, „ihr stellt euch alle in eine Reihe hin, ich verlange fünf Schritte Vorsprung, und wenn ich in die Hände klatsche, fangen wir an zu laufen. Wollt ihr?"

„Ja, ja!" jubelten die Jungen.

Lea sprang vom Grabstein herab, postirte die Knaben in eine Reihe und zählte fünf Schritte. Dann klatsche sie in die Hände. Der Wettlauf begann. Lea flog flink und behend wie ein Kätzchen dahin, verfolgt vom jauchzenden Kinderschwarm. Sie eilte den Weg entlang bis zum Grabhügel, wo der Pope lag, schleuderte ihm eine frischerdene Lache ins Gesicht, hielt einen Augenblick inne, kehrte rasch um, schoß durch die Reihen ihrer Verfolger, setzte über die Grabhügel, wand sich schlangenhaft zwischen den Grabsteinen durch, versetzte im Zickzacklaufe bald hier, bald dort dem einen oder dem andern der sich ihr nähernden Knaben einen neckischen Schlag, und all dies mit einer so wilden, blitzschnellen Hast, daß der Pope vor Staunen die Hände zusammenschlug und mit offenem Munde ihr nachgaffte. Endlich hielt sie erschöpft auf dem freien Platze an, von wo der Lauf begonnen hatte. Sie war todenbleich und atmete schwer. Aber die großen, brennend schwarzen, von langen Wimpern überschatteten Augen blickten triumphirend auf die Knaben, die einer nach dem andern staubbedeckt und atemlos auf dem Sammelplatz eintrafen.

„Und jetzt spielen wir Räuber, und ich bin der Hauptmann," klang Leas silberhelle Stimme. „Oder will jemand anders Räuberhauptmann sein? Willst Du es sein, Jankele?" wendete sie sich an einen schmächtigen, rothaarigen Jungen, den Sohn des Schenkwirts Naftali.

„Nein, nein," lärmten die Knaben, „Du, Lea, bist unser Hauptmann!"

„Hört," sagte sie und strich mit der Handfläche die dunklen Locken von der Stirne zurück, „sechs von euch sind Räuber und die vier anderen sind Gendarmen. Du Jankele bist der Anführer der Gendarmen. Und unser Versteck ist das Wäldchen dort." Sie zeigte mit der Hand auf ein die Fahrstraße entlang sich hinziehendes Birkenwäldchen. Die Blicke der Knaben folgten der von ihr angedeuteten Richtung. Da rief plötzlich Jankele mit zitternder Stimme: „Jonel kommt!" Und dieser Ruf hatte eine seltsame Wirkung. Die Knaben standen einen Augenblick wie erstarrt da, dann drängten sie sich wie Schafe beim Herannahen eines Wolfes zusammen, die ängstlichen Blicke auf die Landstraße gerichtet, auf welcher ein Knabe dem Friedhof zuschritt, welchem ein hoher Mann mit einem schwarzen Cylinderhut auf dem Kopfe in ziemlich unsicherer Haltung folgte.

„Er wird uns schlagen," jammerte Jankele. „Jonel hat uns erblickt; o Gott, er wird uns schlagen, laufen wir davon."

„Bleibt!" rief das Mädchen. Sie trat einen Schritt vor.

Jonel hatte die Judenknaben bemerkt. Mit beflügelten Schritten, seinen Begleiter weit hinter sich lassend, eilte er heran und blieb einige Schritte vor Lea stehen. Der zwölfjährige Sohn des Gutsherrn von Banesti war der gefürchtetste Feind der jüdischen Gassenjungen des Städtchens. Jeder der zehn Knaben, die eingeschüchtert, vor Angst bebend, in einen Haufen zusammengedrängt hinter dem Mädchen standen, hatte mehr als einmal die kleine, mit einem Elfenbeingriff versehene Reitpeitsche zu spüren bekommen, die er auch jetzt drohend in der Hand hielt. Jonel schaute eine Weile das Mädchen an, das ihm furchtlos in die Augen blickte. Sie waren beide von derselben Größe und die Gesichtszüge beider zeigten bei aufmerksamer Betrachtung eine gewisse Aehnlichkeit. Die dunklen Augen des Knaben hatten denselben Schnitt wie jene des Mädchens, er hatte denselben kleinen Mund mit den etwas vollen Lippen, dieselbe feine Nase mit den zarten, gewölbten Flügeln wie Lea, nur die Stirne war bei beiden verschieden. Die Stirne des Mädchens war klein und niedrig, während jene Jonels hoch und gewölbt und für sein Alter fast zu stark entwickelt war.

„Was treibt ihr Judenjungen auf einem christlichen Friedhofe euch herum?" sagte er verächtlich. „Ihr habt eine Synagoge, dort könnt ihr spielen, wenn ihr wollt, aber nicht hier; hinaus!"

Er erhob drohend die Reitpeitsche.

„Bleibt!" rief das Mädchen.

Einen Augenblick schienen die Knaben zu zögern; da fuchtelte Jonel ein wenig mit der Peitsche und

los Schwirren derselben wirkte zauberhaft. In einem Nu stoben die Jungen nach allen Richtungen auseinander. Die Augen des Mädchens sprühten. Mit einem katzenhaften Griff hatte sie den roten Jankele, der ihr am nächsten gestanden, am Schopfe seines langen Seidenkaftans gepackt und hielt ihn zurück.

„Hinaus!“ schrie Jonel.

„Sie läßt mich ja nicht laufen,“ jammerte Jankele.

Da sauste die kleine Reitpeitsche auf den Rücken des Judenjungen nieder, der mit einem lauten Wehruf von Lea sich los riß und jämmerlich schreiend davoneilte. Einen Augenblick stand Lea unschlüssig da. Dann schwankte sie einige Schritte, bückte sich, ergriff einen faustgroßen Kieselstein, und tiefenbleich, mit den weißen Zähnchen ihre Unterlippe zernagend, mit flammenden Augen, stürzte sie auf Jonel. Ein pfeifender Ton wie das Zischen einer Schlange entrang sich ihrem Munde, während sie mit dem geballten Fäustchen, darin sie den Stein krampfhaft preßte, dem Knaben mitten in die Stirne einen so heftigen Schlag versetzte, daß er taumelnd niederstürzte.

Pope Konstantin, welcher diese ganze Scene aufmerksam verfolgt hatte, sprang, als er Jonel niedersinken sah, empor, eilte heran und blieb vor dem bewußtlos daliegenden Knaben, von dessen Stirne das Blut über sein Gesicht niederrieselte, entsetzt stehen.

„Herr Brunner!“ schrie er verzweifelt auf. Der Ruf galt dem Hauslehrer Jonels, dem Manne mit dem hohen Cylinderhut, welcher am Eingang des Kirchhofes stehen geblieben war und eigentümlich lächelnd vor sich blickte.

Herr Brunner rührte sich nicht von der Stelle. Der Pope bückte sich zum Knaben, hob ihn auf und trug ihn, der starr dastehenden Lea einen zornigen Blick zuwerfend, in seine Wohnung. Daselbst legte er ihn fürsorglich auf seinen Diwan. Der Knabe öffnete die Augen und schaute befremdet um sich. Pope Konstantin küßte ihn auf den Mund. „Es ist nichts, Kind,“ murmelte er, „eine kleine Wunde, wir wollen das Blut wegwaschen und kalte Umschläge auf die Stirne legen. Thut Dir's weh, Kind?“

Jonel schüttelte verneinend den Kopf. Der Pope holte aus einem Kasten ein neues, rotgeblümtes Taschentuch hervor, tauchte es in Wasser, wusch das Blut weg, untersuchte die Wunde und band das Tuch dem Knaben um die Stirne.

„Daß so etwas in einem Friedhofe geschehen mußte,“ seufzte er, auf den Diwan neben dem Knaben sich setzend und ihm die schwarzen Locken aus der Stirne streichend. „Und an einem Sonntag. So ein gottloses, wildes Mädchen; warte, ich will es ihrem Vater schon sagen. Wenn nur der gnädige Herr nichts erfährt. Aber, wo steckt denn Brunner. Mir scheint, der Mann ist heute wieder betrunken. Sag, Jonel, hast Du Schmerzen?“

„Nein, nein!“ rief der Knabe ärgerlich, „ich habe keine Schmerzen, aber ich bin matt, ich will ein wenig schlafen.“

Er schloß die Augen. Pope Konstantin faltete die Hände, schaute sinnend auf das schöne, bleiche Gesicht des Knaben, machte über ihn dreimal ein Kreuz, ging dann auf den Fußspitzen zum Schranke, der neben der Thüre stand, wo er sein „geweihtes Wasser“ aufbewahrte, holte eine langhalsige Branntweinflasche hervor, und stärkte sich daraus lange und gründlich.

*

Die vom Popen Konstantin ausgesprochene Vermutung, daß Herr Brunner, der Hauslehrer Jonels, angetrunken sei, entsprach leider den Thatsachen. Herr Balthasar Brunner, ein hagerer, ungefähr vierzig Jahre zählender Mann, um dessen dünnen Leib ein langer schwarzer Rock schlotterte, und auf dessen Haupt ein hoher Cylinderhut verwegen saß, war thatsächlich angetrunken, was seiner Erscheinung, die durch den langen blonden Bart und durch die stark entwickelte Glatze eine gewisse Würde erhielt, entschieden Abbruch that. So oft sonst Herr Brunner seinem idyllischen Dasein durch reichliche Libationen einen höheren Schwung zu geben pflegte, wußte er nach außenhin stets das Decorum zu wahren. Daß dies heute nicht der Fall, daran war der ganz außerordentliche Umstand schuld, daß Tags zuvor Herr Fortunat eine Sendung Rheinweine erhalten, wovon er ein halbduzend Flaschen Herrn Balthasar Brunner zur Verfügung gestellt hatte. Als nun dieser heute früh die erste Flasche in seinem Zimmer entkorkte und der Duft des Rheinweines ihn umfing, da waren tausend klingende Erinnerungen an sein fernes Vaterland in ihm aufgetaucht, heitere und wehmütige Erinnerungen aus seiner Kindheit, aus der blöden und doch so süßen Flegelperiode während seiner Gymnasialzeit und schließlich wurden die zehn in dulci jubilo an der Universität Heidelberg verrauschten Semester in ihm lebendig, wo er alles Mögliche und einiges Andere — etwas Theologie, etwas Philosophie, etwas Philologie — mit heißem Bemühen und so lange studirte, bis die Subsistenzmittel aus der Heimat versiegten, so daß er um des lieben Brotes willen gezwungen war, als Hauslehrer sich zu verdingen. In diese Erinnerungen versunken hatte er eine Flasche nach der andern still, andächtig und wehmütig geleert. Und die Geister des Rheinweines spielten diesmal dem armen Brunner einen gar argen Streich. Sie verhielten sich anfangs ruhig und begannen erst im Freien während des Spaziergangs in seinem Hirn herumzurumoren, in seinen Beinen zu prickeln und den ganzen Menschen in so heilloser Weise zu necken, daß Brunner all seine moralische Macht aufbieten mußte, um sein Gleichgewicht nur einigermaßen zu wahren. Aber ungefähr dreißig Schritte vor dem Eingang in den Friedhof gab er den aussichtslosen Kampf auf. Sein Geist war zwar immer noch willig, aber die Beine waren schwach, wurden immer schwächer, bis die ganze Gestalt bedenklich schwankte. Da flog ein wehmütiges Lächeln über die Schwachheit der menschlichen Natur um seinen Mund — er wankte noch bis zum Thore und blieb daselbst angelangt stehen. Er hatte den Popen Konstantin seinen Namen rufen hören und eine dunkle Ahnung, daß etwas Ernstes vorgefallen, war in ihm aufgestiegen. Aber er wagte sich gleichwohl nicht in dieses Labyrinth von weißen Grabsteinen hinein, die gespensterhaft in der hellen Mittagssonne vor seinen Augen tanzten. Und wie er so mit gesenktem Kopfe dastand und sann und lächelte, mit dem Oberkörper bald nach rechts, bald nach links und dann wieder nach vorne wankend, schlug plötzlich ein heftiges Schluchzen an sein Ohr. Einige Schritte vor ihm auf einem Grabhügel unter einer Trauerweide, deren dünne Zweige fast bis zur Erde reichten, saß Lea und weinte.

„Jonel,“ rief Brunner, „wo steckst Du?“

Lea war bei diesem Rufe aufgesprungen.

„Ach, Du bist es Lea?“ sagte Brunner, an den Thorpfosten sich lehnend, „hast Du meinen Zögling, meinen lieben Wildfang Jonel nicht gesehen?“

Das Mädchen wischte sich die Thränen aus den Augen und schaute düster vor sich. Dann sagte sie rasch: „Er ist krank, vielleicht tot.“

Herr Balthasar Brunner legte den Zeigefinger der Rechten an seine schiefe Nasenspitze, die bläulich flimmerte, während der Rest seiner Nase in einem hochroten Farbenton glänzte: ein Phänomen, welches darin seinen Erklärungsgrund fand, daß die betreffende Nasenspitze vor mehreren Jahren während eines strengen Winters zu erfrieren das Malheur gehabt hatte.

„Ein gesunder Knabe,“ murmelte er, „kann unmöglich im Handumdrehen krank werden — und noch weniger sterben. Das widerspricht allen Naturgesetzen. Du lügst, Lea,“ fügte er nachdrucksvoll hinzu. „Du lügst oder phantasirst, eins von beiden.“

„Ich lüge nicht!“ rief Lea; „Pope Konstantin hat Jonel in seine Wohnung getragen.“

Brunner fuhr mit der Hand über die Stirne, er erinnerte sich dunkel an den angstvollen Ruf des Popen, es mußte in der That etwas vorgefallen sein.

„Mein liebes Kind,“ sagte er, „reich mir Dein Händchen und geleite mich in die Wohnung des Popen, ich leide nämlich an Schwindel und siehe, wie Du siehst, etwas schwach auf den Beinen.“

Lea ergriff seine Hand. Herr Balthasar Brunner warf den Kopf empor und ließ sich in strammer, nur ab und zu durch Schwankungen unterbrochener Haltung von dem Mädchen auf dem an den Gräbern vorbei sich schlängelnden Pfade bis zum Häuschen des Popen führen. An der Thür trat ihnen Pope Konstantin entgegen.

„Er schläft,“ sagte er leise, „nicht laut reden.“ Dann begann er flüsternd Herrn Brunner den Vorfall zu erzählen und schloß mit der Versicherung, daß ihm diese traurige Affaire vollständig den Kopf verwirrt, den Magen in Unordnung gebracht und daß er nie und nimmer geglaubt hätte, daß in einem so kleinen Judenmädchen — er warf bei diesen Worten Lea einen finsteren Seitenblick zu — der leibhaftige Teufel stecke.

„Bleiben Sie einige Augenblicke hier, Brunner,“ fügte er hinzu, „überwachen Sie den Knaben, mich ruft leider die Pflicht ins Städtchen.“

Der Ruf der Pflicht war eine Umschreibung des Satzes, daß Pope Konstantin im Städtchen nachziehen wollte, ob es denn nicht möglich war, trotz des jüdischen Feiertages für ein kleines Stündchen in Naftalis Schenke Eingang zu finden, um daselbst seinen Magen in Ordnung zu bringen.

Brunner, welcher die Pflichten, denen Pope Konstantin in Banesti oblag, wohl kennen mochte, lächelte bedeutungsvoll.

„Ich danke Ihnen, Vater Konstantin,“ sagte er ernst, „für Ihre fürsorgliche Mühewaltung.“

Er drückte ihm hiebei die Hand, dann schloß er plötzlich den Popen an seine Brust, küßte ihn einigemale auf den Mund und begann leise zu weinen.

Pope Konstantin entfernte sich tief gerührt über diese jähe Gefühlsaufwallung.

Brunner öffnete leise die Thür und trat in die Stube des Popen. Es war ein niedriges, reinliches, kühles Gemach, die weiß und blau betupften Wände fast bis zu den Balken der Decke mit Handtüchern behangen, die an beiden Enden und in der Mitte mit goldig und silbern glänzenden Fäden durchwirkt waren; eine Hinterlassenschaft der verstorbenen Gattin des Popen, welche diese Handtücher selbst verfertigt und fast ihr ganzes Leben hindurch daran gearbeitet hatte. An der Wand, gegenüber der Eingangsthür, hing unter einer ewigen Lampe ein Glasgehäuse, darin aus einer durch kunstvoll übereinander geschichtete Rauschgoldblättchen erzielten perspektivischen Ferne der Kopf des heiligen Nikolai auf Goldgrund sichtbar war, umleuchtet von einem glitzernden Glorienschein. Daneben hingen unter Glas und wurmstichigem Rahmen zwei durch die Gewichte einer Schwarzwälderuhr getrennte Bilder, von denen das eine die heilige Jungfrau Maria mit dem Christuskindlein auf dem Arme und das andere den heiligen Georg in dem Augenblicke darstellte, da er mit dem gewaltigen Speere den Drachen erlegt. An diese Bilder, welche mit dem heiligen Beruf des Popen Konstantin in Einklang standen, schlossen sich drei andere, von denen man dieses nicht behaupten konnte und welche der Pope aus purer Liebe zur Kunst vor einigen Jahren auf dem Jahrmarkt in der Stadt bei einem russischen Bilderhändler um drei Franken erworben hatte. Das eine Bild stellte den Zar Nikolai, das andere irgend eine mörderische Schlacht zwischen Russen und Türken dar, während das dritte als eine stark angedunkelte Photographie in Kabinetformat sich präsentirte und zwar als die Photographie einer vollbusigen Dame, deren oberflächliche Toilette die Balletänzerin verriet. Das Ameublement der Stube bestand aus zwei Rohrstühlen, aus einem kleinen, wackeligen Tische, auf dem die gesamte, aus zwei alten, abgegriffenen Gebetbüchern und einem Kalender bestehende Bibliothek des Popen sich befand, aus einem Kasten, darin Seine Hochwürden seine Garderobe und die spirituosen Stärkungsmittel aufbewahrte, und aus einem niedrigen Diwan, auf welchem Jonel mit geschlossenen Augen lag und schlummerte. Brunner betrachtete eine Weile den Knaben, dann ließ er sich auf dem Stuhl nieder. Um seine Augen lagerte es sich wie Spinnengewebe, er begann mit dem Kopfe zu nicken; bald darauf umfing ihn ein tiefer Schlummer und man hörte nichts als die schweren Atemzüge des Schlafenden und das Ticken der Schwarzwälderuhr.

Da schob sich langsam und vorsichtig durch die halbgeöffnete Thür zuerst Leas schwarzlockiges Köpfchen und dann das ganze Mädchen in die Stube. Sie schlich leise auf den Fußspitzen bis zum Diwan, blieb vor demselben stehen, beugte sich über den schlafenden Knaben und lauschte eine Weile seinen Atemzügen. Dann nahm sie das feuchte Tuch von seiner Stirne, auf welcher ein roter, senkrechter Strich fast bis zur Nasenwurzel sich hinzog. Da öffnete Jonel die Augen, sie wich einen Schritt mit einem leisen Schrei zurück, das Tuch entfiel ihrer Hand. Er hob den Kopf ein wenig in die Höhe und blickte

Digitized by Google



Falkenjagd. Gemälde von M. Kluber.



Eine Patrizierin.

Gemälde von A. Bertsch.

mitter um sich. Und wie er Lea erkannte, wurde die Erinnerung an den Vorfall im Gottesacker in ihm lebendig und eine heiße Röte flammte auf seinen bleichen Wangen, als ihn der Gedanke durchblitzte, daß dieses kleine, dumme Judenmädel, die Tochter des lumpigen Zilibi Pfantir, des Fiedlers und Spaßmachers, den er kaum eines Blickes würdigte, ihn, Jonel, den Sohn des Gutsherrn von Banesti, zu Boden geworfen und blutig geschlagen habe. Die Geschichte — so flog es ihm durch den Kopf — wird die Runde machen durch das ganze Städtchen, man wird davon sprechen allüberall, und wie werden die Judenjungen, die sonst einen so gewaltigen Respekt vor ihm hatten, frohlocken! Er legte die Hand an seine brennende Stirn und fühlte den blutigen Strich. Eine heiße, schwere Thräne rollte seine Wange herab. O, die Wunde schmerzte ihn nicht, aber daß er auf seiner Stirne Tag für Tag, vielleicht sein ganzes Leben hindurch eine Narbe herumtragen würde, das unvertilgbare Merkmal seiner Schmach, das brannte ihm auf der Seele, das zuckte um seine Lippen, das sprühte in seinen Augen, die funkelnd auf dem Mädchen hafteten, das still und scheu dastand. Er hatte die Fäuste. O, wenn diese Lea kein Mädchen, wenn sie ein Junge wäre, wie hätte sie es gebüßt! Zu Boden hätte er sie geworfen, mit der Reitpeitsche ihr Gesicht zerfetzt, als Hunde des Hofes auf sie gehetzt! Aber ein Mädchen! Wie konnte man sich an einem Mädchen rächen? Er knirschte mit den Zähnen. Und doch, es gab eine Rache: ihr Vater, der Trödeljude, mit den finsteren Augen, der mußte es büßen.

„Du," fuhr er auf, „Dich will, Dich kann ich nicht schlagen, aber Deinen Vater, warte nur, dem werde ich's heimzahlen."

„Mein armer Vater hat Dir ja nichts gethan," sagte sie, das Köpfchen emporhebend, „und mir thut es ja auch leid, daß ich Dir so weh gethan," fügte sie mit Thränen in der Stimme hinzu, „aber ich konnte ja nicht anders. Warum verfolgst Du die Judenknaben? Warum schlägst Du sie? Was haben Dir denn die Juden gethan, Jonel?"

Was hatten ihm die Juden gethan? Diese Frage hatte sich Jonel noch nie vorgelegt. Er haßte sie, weil alle Welt im Herrenhofe sie haßte, weil sein Vater sie haßte, weil sie lange Schläfenlocken und lange Kaftans trugen, weil sie gebückt und gedrückt einherschlichen und schmutzig und feige waren. Aber was hatten sie ihm gethan? Er las diese Frage in den glühenden dunklen Augen des Mädchens, die spannungsvoll auf ihm ruhten, und er konnte keine Antwort darauf finden.

„Aber was hab' ich denn Dir gethan, warum hassest Du mich, Lea?" brauste er plötzlich auf, „sag, warum?"

Das Mädchen trat nahe an den Diwan, ihre Blicken rüteten sich. „Sieh, Jonel," begann sie, „Du trägst eine feine Sammetjacke" — sie berührte seinen Aermel mit der Hand — „die Elle kostet mindestens zehn Franken, und Deine Schuhe sind aus feinem, zartem Leder. Und das kostet alles schweres Geld, und Du bekommst alles und weißt selbst nicht wie, und lebst in einem herrlichen Schlosse und hast einen eigenen Lehrer und fährst spazieren, und wirst ein großer, reicher Mann werden und alle Leute werden mit dem Hute in der Hand vor Dir stehen. Warum? Und ich habe nichts, und mein Vater ist ein armer Jude, und er arbeitet Tag und Nacht, und lebt früh und spät herum, und hat doch nichts, und die Leute machen sich über ihn noch lustig und schimpfen ihn Jude, und er darf nichts sagen, nichts. Warum? Und ich möchte auch eine Sammetjacke haben," sprudelte es von ihren Lippen, „und solch feine Stiefelchen tragen wie Du und auch spazieren fahren, und ich wollte auch, daß die Leute mit dem Hute in der Hand vor mir stehen. Warum haßt Du alles und ich nichts? Und wenn ich noch sehe, daß Du die Judenknaben schlägst und kein Mensch Dir etwas zu thun wagt, dann fühl' ich einen Stich hier — im Herzen — und darum haß ich Dich, jetzt weißt Du es."

Sie hielt schwer atmend inne, eine seltsame Glut brannte in ihren großen, mandelförmigen Augen, die auf das bleiche Gesicht des Knaben starrten, der regungslos dalag. Sie ließ sich auf den Diwan zu seinen Füßen nieder, preßte die Hände an ihre hämmernden Schläfen und schaute stumm vor sich. So war er denn endlich gekommen, der große Augenblick, nach dem sie gelechzt. Jonel, der Sohn des allmächtigen Gutsherrn, der ihr stets wie ein Wesen aus einer andern, schöneren Welt erschienen, zu der sie mit Angst und Haß und oft wieder mit glühender Sehnsucht wie nach etwas Unfaßbarem emporblickte, der gefürchtete Jonel, der sie bis jetzt kaum beachtet, der stolz, verachtungsvoll von seiner unnahbaren Höhe auf sie, auf alle Judenjungen von Banesti herabblickte, jetzt lag er neben ihr, bleich, still, die Stirne blutig geschlagen, und das von ihrer Hand, und was ihr auf der Seele gebrannt, sie hatte es ihm ins Gesicht gesagt und er hatte nichts darauf erwidern können, keine Silbe.

Ein eigenes Gefühl schwellte bei diesem Gedanken ihr Herz — ein Gefühl wonnevollen Stolzes, daß die Strafe, die ihr bis jetzt von ihr geschieden, überbrückt sei, daß sie in sein Leben eingegriffen, daß er nunmehr sie beachten und an das arme, verachtete „Judenmädel" denken müsse, ob er nun wolle oder nicht. Sie sprang auf. Jonel hatte die Augen halb geschlossen, an seinen langen, seidenen Wimpern hingen zwei glänzende Thränen. Sie schritt leise zum Kopfende des Diwans.

„Jonel!" rief sie. Er öffnete die Augen und schaute ihr ins Gesicht. Da zuckte es seltsam um ihre Lippen, sie neigte sich rasch, drückte ihm jählings einen flüchtigen Kuß auf den Mund und eilte aus der Stube.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Denkmal für König Ludwig II.

Wer heute [illegible] in Starnberger See nahe der Ansiedlung Berg ein Strandbad [illegible] wollte König Ludwig II seinen Tod fand, ein schlichtes, aber in seiner Einfachheit und seiner bedeutenden Höhe [illegible] Denkmal erblickt werden. Dorthin kommen wir auf daßelbe zurück, um es unseren Lesern im



Bilde vorzuführen. Es erhebt sich [illegible] Ufer des Sees. Die vom Prinzregenten Luitpold errichtete und aus [illegible] Granitmasse bestehende Gedenktafel [illegible] auf einem Untersatze aus Hochgebirgsgranit. Die gewaltige Säule selbst hat 3,40 Meter Höhe, ist aus schwedischem Syenit hergestellt und findet ihren Abschluß in einer achteckigen, 1,25 Meter hohen Laterne aus demselben Gestein mit sieben roten Glasfenstern. Die achte Oeffnung ist aus Eisen und ermöglicht das Anzünden des ewigen Lichtes, für welches die Laterne bestimmt ist. An den Seiten des Sockels liest man mehrfach wiederholt in gotischen Lettern die Aufschrift: „13. Juni 1886". An vier Seiten ist das bayrische Wappen angebracht. Die Säule krönt ein beinahe zwei Meter hohes, von Ferdinand von Müller gegossenes Kruzifix aus Erz. Entworfen ist das Denkmal vom kgl. Oberhofrat Hoffmann.

Boccaccio erzählt seine Novellen.

(Siehe das Bild Seite 221.)

Von Boccaccios Leben läßt sich Sage von Wahrheit schwer trennen und ist vieles dunkel. Die Jugend des berühmtesten Gelehrten seiner Zeit und des größten Novellisten Italiens war abenteuerlich, und erst durch seine Freundschaft mit Petrarca, ungefähr um 1350, erhält das Leben des genialen Erzählers sichere Anhaltspunkte für die Nachwelt; auch diese sind dürftig genug. Unser Bild zeigt Boccaccio in reiferen Alter, und man darf annehmen, daß er sich in Neapel befindet bei dem dortigen Großseneschall Niccolaus, der ihn 1363 zu sich berief und sehr freundschaftlich aufnahm. Wir sehen hier Boccaccio im Kreise der Familie seines hohen Gönners eine seiner lustigen, lehrsamen „Geschichten" aus dem italienischen Volksleben vortragen; die Erzählung erregt sichtlich allgemeine Heiterkeit. Boccaccio war damals noch ein armer Weltkind; einige Jahre später saß er als hochgeehrter Mann auf dem Lehrstuhl für Erklärung von Dantes „Göttlicher Komödie". Die Florentiner hatten, um den vor ihnen so bitter verfolgten großen Landsmann zu ehren, einen öffentlichen Lehrstuhl für Dantevorlesungen gegründet und Boccaccio zu dieser Professur berufen. Der Dantejünger Boccaccio und der Verfasser des „Decamerone" waren zwei ganz verschiedene Menschen. Auf unserem Bild ist er noch ganz der lustige, zu lauten Schwänken stets aufgelegte Boccaccio der früheren Periode, in einer Gesellschaft, die nach damaligen Leichtlebigkeit gern das ganze Dasein zu einem ewigen Fastching gestaltet hätte.

Literatur.

— **Schon früher einmal hat uns Georg Ebers** in einem seiner Romane nicht in sein ausgesprochenstes Lieblingsgebiet, das alte Aegypten, sondern halt besser in ein germanisches Land und in uns nahe liegendes Jahrhundert geführt. Seine „Frau Bürgermeisterin" hat nicht minder ihre zahlreichen und begeisterten Freunde und Verehrer gefunden wie seine „Aegyptische Königstochter" und aller landesgetreue Nachfolge. Auch seine jüngste literarische Gabe, „Die Gred" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 2 Bände), verlegt uns in die Heimstadt Nürnberg zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts. Die durch eine kleine Fügung bei einem vornehmlichen Anlaß von den Verleger aufgefrischten Aufzeichnungen der im Jahre 1405 geborenen Gred Schürstetin und Nürnberg leiteten ihn — so erzählt er uns in der Einleitung — die Ausgangspunkte für seine Darstellung. Das vermeede alte Manuskript selbst ging durch ein unabwendbares Verhängnis zu Grunde, denn es wurde als verwertet war; aber des Verfassers Abschriften einzelner Stellen, seine lebhafte Erinnerung des Gelesenen und sein in die Lücken eintretender Fortgeist gaben dem Bilde die volle Rundung. So erstand denn jene Gabe gewissermaßen als die phantasievolle Neuschöpfung eines alten, schönen, aber in seiner reinen Einfalt und Echtheit wahrscheinlich wenig ansprechenden Kunstwerks. In einfacher Chronikenweise läßt der Verfasser die Gred über Lebenserinnerungen wiederholt, und der altväterisch angehauchte Ton und Stil verleihen und tragen in die volle Stimmung. Was nun aber die Gred an gemütlichen und beschaulichen, rührenden und ergötzlichen Dingen mit wohlwollender Bedächtigkeit zu erzählen weiß, darüber höre jeder ihren liebigen und berufenen Dolmetscher selbst. Es wird niemand reuen, ihm mit voller Verhaltung in seine fesselnden Darstellungen gefolgt zu haben. Nur so viel sei noch ausdrücklich betont, daß das Ganze sich zu einer prächtigen Sittenbilde der damaligen Zeit mit ihren ehrsamen Bürgertume, ihrem natürlichen Schönheitssinn, ihrer gediegenen Art zu leben und sich zu freuen abrundet und daß auch so manche Beziehung zum Ausland und einzelne kleine markanten Gestalten damaliger Zeit in dieses gute altnürnbergische Bild hineinragt.

— **Wenn wir auch diesmal unsere Weihnachtsschau mit** den für unsere jugendlichsten Lieblinge bestimmten Büchern eröffnen, so haben wir da vor allem einer reichen Auswahl zu gedenken, die der unermüdliche Kinderschriftenverlag der W. Effenberger in Stuttgart für den diesjährigen Festtisch vorgesehen hat. Eine originelle Neuheit dieses Verlags, die außerordentlich viel Vergnügen machen wird, ist sein „Neues Schreiben- und Bilderbuch für artige Kinder" — eine Auswahl der reizendsten Art. Zur erzählt eine Tafel Buchstabenbilder in sorgfältiger Verdeutung. Knaben ihr Abendtag und Stanniol entfernt hat, sind sie der besten Meinung, ohne weiteres ein Stück von der verdeckten Tafelschokolade abbrechen und verspeisen zu können. Erst wenn ihr ganz genau prüft, stellt sich heraus, daß diese Lettern nicht für den Mund, sondern für Augen und Herz bestimmt ist. Die Tafel läßt sich auffalten, und ihr findet 16 Farbendruckbilder, auf denen sich alles vereinigt, was den lieben Kleinen besonders ans Herz gewachsen ist. Nicht minder originell ist das Buch: „Was der Jahrmarkt bringt". Dieses lustige Fachbilderbuch mit 28 Bildern von C. Offterdinger und W. Schäfer, sowie Text von Moritz Anders enthält auf jedem seiner Hauptbilder eine ganze Reihe sinnfälliger Darstellungen, die mittelst des Kuxapparats eine um die andere enthüllt werden. Dadurch bietet sich dieses schöne Bilderbuch vier verschiedene Albums, das eine von H. Lautemann mit Haus- und wilden Tieren angefüllt, die drei anderen „Im Zirkus" — „Lustiges Affentheater" und „Große Vorstellung", eine Fülle von Kunststücken zwei- und vierbeiniger „Artisten" verzeichnet. Ein „Neues Leinwand-Bilderbuch" endlich ein illustriertes ABC und hübsche Kinderverschen. Ebenfalls auf Leinwand aufgezogen sind Bilder und Begleitverse des Buches „Große Freude für kleine Leute". Nun folgen lange Reihen von Märchen- und Geschichtenbüchern, von der Sammlung echter Kindermärchen für die ganz Kleinen unter der Aufschrift: „Mein erstes Märchenbuch" bis zu den vornehm ausgestatteten „Augenblicken Erzählungen" von Chr. von Schmid und „Kol Erzählungen" von Thekla von Gumpert, beide für die älteren Schulkinder. Dazwischen liegen der farbigen ausgewählte „Märchenstrauß" von F. H. Berger, die zwölf Erzählungen „Für brave Mädchen" von 7 bis 10 Jahren von Pauline Schanz, ein „Neues Märchenbuch", 30 Kunstgeschichten, die „Märchen aus 1001 Nacht", für die Jugend bearbeitet von Paul Brandorf, „Leben und Abenteuer Don Quixotes" und „Der Weltbesegler", beide von P. Moritz Brandstätt, und endlich der „Robinson" von J. H. Campe. Alle diese Bücher sind mit Farbendrucken nach C. Offterdinger, P. Schnorr und anderen wirkungsvoll illustriert. — Von W. Effenberger in den Verlagswerken anderer Firmen übergehen, beginnen wir nacher mit einem Buch für die jungen, die noch nicht lesen, weil aber allerlei plappern und auch schon einen in ihren kleinen Köpfchen behalten können. Es nennt sich: „Der Mutter Schatzkästlein" und enthält allerhand Spiel, Reime, Geburtstagswünsche und dergleichen

für die Allerkleinsten, gesammelt von Hilda Heinze (Dresden, L. C. Meinhold & Söhne). Ebendaselbst erschien auch ein weiterer „Jubelverein für die ganz Kleinen", bestehend in einem Buch mit 45 farbigen Originalzeichnungen von Emil Pirchan mit passenden Versen. — L. Mangendorff's niedliches Bilderbuch „Der zoologische Garten" (München, Braun & Schneider), in dem die tierischen Freuden und Leidenschaften, Eigenheiten und Schwächen, die Tugenden und Laster der Tiere in Wort und Bild so drastisch geschildert sind, wie die Affen und Papageien, während es natürlich auch an den Königen der Wüste und ihren Trabanten nicht fehlt. — Der Verlag von G. Pierson's Nachf. (Hildburghausen) sendet eine hübsche Jugendbuchreihe, so ein sinnliches Wort „Feierstunden", mit Beiträgen von K. von Volkert, A. Oppel, L. Widmer, F. Hilling, L. Steinle und anderen. Das Buch enthält niedliche und durchgängig gute Beiträge, Gedichte, Erzählungen, Kinderdialoge und der Gattung, Verzierungsbilderungen, Ethnographisches und Naturgeschichte. Die Illustration trägt den Charakter des Gebotenen und Anschaulichen. Dasselbe können wir auch von des gleichen Verlages „Bildern aus der Tierleben", gemalt von H. Leutemann, mit Text von Professor A. Kirchhoff, und von Lautemann's „Lustigsten Tiere der Naturgeschichte" (derselbe Verlag) rühmen. Das erstgenannte, sehr praktisch eingerichtete Werk enthält eine Reihe charakteristisch gemalter und vortrefflich kolorirter Tafeln mit Menschentypen, in welchem Sinnes respektiert, welche der klare, gut gehaltene Text Kirchhoff's interessant erklärt. Das zweite ist ein Tierbilderbuch ganz prächtiger Art mit 255 Bildern in feinem Farbendruck und erläuterndem Text. Alle drei Werke sind fein ausgestattet. — Ein sehr empfehlenswertes Geschenk für die heranwachsende Jugend ist auch die Sammlung „Jugendklassiker" von Isabella Braun, gegründet unter Mitwirkung dieser Jugendfreunde, herausgegeben von Isabella Braun (München, Braun & Schneider). Dritter Jahrgang 1888, der einmal dieses Jahr, zeichnet sich wie seine Vorgänger aus durch gediegene Wahl des Unterhaltungsstoffes, Erzählungen, Novellen, Märchen, Dramen, Balladen ꝛc., schöne Bilder und durch schön, saubere Druck des Dargebotenen. — Einen idealen Charakter, jedoch für eine etwas ältere Altersstufe, eine bis zu Mädchen Jahren, für Knaben und Mädchen gleich geeignet, weist die „Knabenbibel" (Dresden, Meinhold & Söhne) auf. Diese illustrierte Jugendbibel, von Ad. Schäfer bearbeitet, ist jetzt auch schon bei dem siebenundzwanzigsten Band angelangt und enthält neben vortrefflich erzählenden Erzählungsstoff auch den verständigen Gedanken des Lebens, der Natur ꝛc. viel interessante Tagebücher und lehrreiche Lesen. Es wird den Einführungen viel Freude machen und manche lange Winterabende angenehm und belehrend kürzen. — Ein stattlicher, viel Raum enthaltender Band liegt der erste Jahrgang von „Scherrl Jugendfreund", herausgegeben von K. Tarnowski (Berlin J. H. Scherrl) vor. — Für die heranwachsende weibliche Jugend erfüllen: „Der Trotzkopf" von Emmy von Rhoden (Stuttgart, Gustav Weiß) bereits in fünfter Auflage und auch die „Briefe an eine junge Freundin" von Margarete Henkel, aber besonders Bötticher'sche (Frankfurt (Oder), Friedrich Bötticher'sche) haben sich aufs neue eingestellt. Die anerkannten Vorzüge beider Werke entsprechen und verdienen Empfehlung derselben. — Recht anregend liest sich die „Marken aus dem Leben" von H. Richter (Stuttgart, Max Waag) mit 20 Textillustrationen und 3 Vollbildern von Emil Klein und Ernst Bayer. — Auch die „Deutsche aus unserer und unserer Zeit", Erzählungen von T. Alten, überzeugt von Elisabeth Alex Ludwig, Buchhandlung des Vereinshauses) sind eine schätzenswerte Gabe. — Belehrend und unterhaltend in Richtung hin ist das Buch „Kleine Leute von Nah und Fern" von Felix Schanz, mit Bildern von C. Cohn (Stuttgart, Gebr. Kröner). Den beliebten, farbigen Darstellungen der Bilderbücher sind die Texte und Erzählungen der Herausgeberin voll kommen ebenbürtig. Derselbe Verlag bietet noch zwei farbenprächtige Bilder für Mädchen und Knaben. Dazu gehört zunächst „Der Jugendgarten", gegründet von Ottilie Wildermuth, dritter Band, mit einer ansprechenden Auswahl gediegener Erzählungen und anderer erfreulicher Gaben für die Jugend, illustriert durch 8 farbige und 12 Textholzschnitte. „Ottilie Wildermuths Leben", nach ihren Aufzeichnungen zusammengestellt und ergänzt von ihrer Tochter, wird nicht nur der Jugend, sondern auch deren Eltern eine willkommene Gabe sein. Auch ein Buch, dessen Titel mit dem des vorzüglich Robert Byrichen Romans so nahe Deutschen Familienblattes übereinstimmt, „Der Weg zum Glück", Erzählungen für die reifere Jugend von Victor Blüthgen, mit 6 Festendarstellungen von Fritz Bergen, ist bei Gebrüder Kröner, Stuttgart, erschienen. Daß Blüthgen packt und versteht zu erzählen und den Ton für die Kinderwelt zu treffen weiß, ist allbekannt. Mit dem letzten neuen Verlagswerk derselben Firma: „Das erste Jahr im neuen Haushalt", eine Geschichte in Briefen von A. Arnstein mit einem humorigen Titelbild in Lichtdruck von A. Bunde kommen wir bei den für Erwachsene bestimmten Gaben an. In unterhaltendem Plauderton berichtet hier eine junge Frau ihrer Freundin, wie sie Schritt für Schritt ihren jungen Hausstand der größeren Vollkommenheit entgegenführt. Sie verplaudert sich von Anfang an recht lustig mit Dörd Copperfield, als er in „Walde der Schwiegereltern" Thorne spielt, und rast so den Leserinnen Charles Dickens'schen Roman ins Gedächtnis, der sich ebenfalls in hübsch gebundener Ausgabe, deutsch von A. Scherle, mit einer Einleitung von Dr. Johan Schmidt (Halle, Herrmann Gesenius, 3 Auflage, 4 Bände, in 2 gebunden) für den Weihnachtstisch darbietet. — Für die „Kaiserin der Jung und Alt" von Karl Bod (Berlin, Adolf Mosse Verlag), so haben auch an den trefflichen Bildern mit neuen „Wunder zu Bildern" (München, Braun & Schneider, dem gereimten „Abenteuer Bilder" (derselbe Verlag) und der reizenden Sammlung „Aus A. Sendlichs Skizzenbuch" (Frankfurt a. M., M. Hennig) sind Groß und Klein ihr Freude. Um freilich diese entsprechend Gaben ihrem ganzen Werte nach zu schätzen, dazu gehört schon ein gereifter Sinn, etwas wie jenen tiefen Verständnis für den „Faschingen" Theodor Storm's, eine Sammlung sinniger Balladen und Romanzen, Lieder und Gedichte aus dem Nachlasse des „Immensee, Binnen", mit 205 Illustrationen und einem Vorwort von Paul (München, Braun & Schneider, L. A. L.). Herbrüder, Mitgefühlen und andere Humoresken des Hildesheimer Dichters hier an Ihnen selbst, und die Humoristen der Feder haben sie wieder verewigt. Der schönen Gaben sonnte der Künstler, von welchen „Ein neue Frühjahrs-Morgen" betitelte Verlag stellt verschiedene Gemälde des bekanntlich Meisters in farbiger Heliogravüre von Dr. Eugen Albert enthält. Schweizerische Bilder schlagen wie

entsprechende Lieder ohne Worte über Töne so treffend an, daß sie keines Textes bedürfen. — Mit Gruß und tiefer Empfindung vermischt findet sich die frohe Lehre in „Robert Burns' Gedichte in Auswahl", deutsch von Gustav Legerlotz (Leipzig, Otto Spamer). Der ausgezeichnete Kenner schottischer Literaturfragen hat gelungene Auswahl getroffen, die das schönste Aroma des Originals durch einen Anklang an altdeutsche Mundarten wiederzugeben bestrebt ist, ein Versuch, der in manchen Fällen recht annehmbare Ergebnisse zu Tage gefördert hat. — Einige Lieder sind bekannte und darunter viel Neues Neues begrüßen wir in der Sammlung der „Gedichte" von Fritze Schanz (Leipzig, J. J. Weber). Wir begrüßen uns vor den Lesern unserer „Deutschen Romanbibliothek" Proben seiner echten Poesie mitzuteilen, für die es uns hier leider an Raum gebricht.

Gespenster Lebender.

Von

Max Dessoir.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Mein Vater starb am 11. Januar 1848. Meine Mutter, die mich während der schweren Krankheit meines Vaters nicht zu Hause wünschte, hatte mich zu einer Tante geschickt, die ungefähr zwei Meilen entfernt wohnte. Am Morgen seines Todes wurde ich um sechs Uhr geweckt, wie, wie gewöhnlich, meinen Cousinen bei der täglichen Arbeit zu helfen. Ein Viertel vor sieben ging ich die Treppe hinunter, ein Licht in meiner Hand, als ich plötzlich meinen Vater sah, wie er im Nachthemd auf mich zukam. Er streckte die Hand aus, als ob er den Leuchter nehmen wollte, aber ich bekam einen solchen Schreck, daß ich das Licht fallen ließ und im Dunkeln blieb. Ich wußte, es konnte nicht mein lebender Vater sein, sondern war überzeugt, daß er gestorben und mir gekommen wäre, um mir ein letztes Lebewohl zu bieten. Ich erzählte meinen Cousinen, was sich ereignet hatte, und sagte, ich müßte sofort nach Hause gehen. Sie meinten zwar, es wäre nur meine Einbildung gewesen, und versuchten mich zu überreden, bis nach dem Frühstück zu warten, aber ich brach ohne Säumen auf und trat auf den Weg meiner Tante, welche die Nacht bei meinem Vater gewacht hatte und mir die Nachricht von seinem Tode bringen wollte. Derselbe war genau eine Viertelstunde vor sieben Uhr eingetreten.

Jeanne Parisot."

Dieser Bericht ist einer überaus stattlichen Anzahl ähnlicher Erzählungen entnommen, welche in einem umfangreichen erschienenen Werke*) gesammelt sind. Obwohl er weder besonders gut beglaubigt noch hervorragend interessant ist, haben wir ihn doch an die Spitze unserer Untersuchung gestellt, weil er die charakteristischen Merkmale solcher Vorkommnisse trotz seiner Kürze ziemlich vollzählig enthält: die Erzählerin glaubte eine Person, und der sie durch Verwandtschaft aufs engste verbunden ist, gerade in dem Augenblicke zu sehen, wo diese in Wirklichkeit weit von ihr getrennt ist und mit dem Tode kämpft. In zahlreichen anderen Fällen ist es das Gefühl oder das Gesicht, welches affiziert wird, das heißt, der Betreffende vernimmt die Stimme eines anderen zu hören oder dessen Gestalt zu fassen, auch braucht die Krise, in der sich der andere befindet, nicht gerade mit dem Tode zu endigen, ebensowenig wie das Verhältnis beider ein verwandtschaftliches sein muß; immer aber findet eine Verbindung statt, welche durch keine sinnlichen Elemente vermittelt wird und der Erklärung zu spotten scheint. Daß die Berichte, auf welche sich eine solche Behauptung stützt, nicht erlogen sind und daß sie sich nicht durch die Zufallshypothese erklären lassen, kann hier nicht des näheren bewiesen werden; unsere Aufgabe ist es vielmehr, diese Geistergeschichten auf ihre Erklärbarkeit hin zu prüfen.

Denn daß wie es hier mit sogenannten Geistergeschichten zu thun bekommen, wird jeder Leser wohl bemerkt haben. Die Literatur aller Völker und aller Zeiten ist ja voll von solchen Erzählungen, die, teils durch dichterische Phantasie verklärt, in Sagen und Märchen ihre Heimstätte gefunden haben, teils die Annalen des Aberglaubens füllen; aber auch die Aufklärung der neueren Zeit hat sie nicht ganz zu verdrängen vermocht, und vergebens ist man mit einem ganzen Wörterbuch von leeren Redensarten, von den „aufgeregten Nerven" an bis zu dem „Hallucinationssinn" gekommen, gegen sie zu Felde gezogen. Erst neuerdings ist in England der Versuch gewagt worden, auch an diese Erscheinungen mit dem Geiste echter Wissenschaftlichkeit heranzutreten, sie in vorurteilsloser Weise prüft, ehe er urteilt, und da hat sich denn zunächst herausgestellt, daß die Voraussetzung, unter welcher derartige Erscheinungen gewöhnlich berichtet werden, eine unhaltbare ist. Erstlich nämlich ist es sehr unwahrscheinlich**), daß in der That ein „Gespenst" erschienen ist, das heißt eine aus leicht vergänglicher Materie zusammengesetzte, oft bloß hör- oder fühlbare Körperform, sondern es ist eher anzunehmen, daß eine Halluzination stattgefunden hat, welche sich jedoch dadurch von den gewöhnlichen Halluzinationen unterscheidet, daß sie in mindestens ganz ausnahmsweise mit der von ihr vorgegenwärtigten Person steht. Legen wir diese Annahme zu Grunde, so schließen wir naturgemäß alle jene Geistererscheinungen aus, deren Träger schon seit längerer Zeit verstorben ist, und vermeiden dieselben voraussichtlich in das Gebiet der rein subjektiven Halluzinationen, nehmen aber diejenigen Fälle in die Betrachtung auf, bei denen die Wahrnehmung nur wenige Stunden nach dem Tode eintrat, weil hier die Möglichkeit gegeben ist, daß der schon früher vorhandene Keim der Halluzination dieser Zeit zu seiner Entwicklung bedurfte.

Da erhebt sich nun zunächst die Frage, was denn eigentlich Halluzinationen sind, eine Frage, die nebenbei nicht ohne praktische Bedeutung ist, da wir alle mehr oder weniger gelegentlichen Sinnestäuschungen unterworfen sind — mögen dieselben auch zumeist „Illusionen" sein, also in der Verarbeitung realer Gegenstände bestehen. Eine Sinnestäuschung ist eine Wahrnehmung, welche der gegenständlichen Grundlage entbehrt, die sie vermuten läßt, deren Gegenständlichkeit aber nur durch ausdrückliche Reflexion erkannt werden kann. Im Grunde genommen sind also alle unsere intuitiven Beurteilungen von Wahrnehmungen des Gesichts, Gehörs und Gefühls nur Halluzinationen, insofern nur das, was in Wirklichkeit Affekten unserer Sinne ist, sofort als Objekt der äußeren Welt deuten. Hier jedoch ist eine gegenständliche Grundlage vorhanden, welche von allen Personen mit normalen Sinnen wahrgenommen und nötigenfalls auch photographisch fixiert werden kann; bei den eigentlichen Halluzinationen dagegen, selbst wenn sie mehrere Personen befallen haben, fehlt jedenfalls dieses letzte Kennzeichen. Für das Verständnis unserer Begriffsbestimmung müssen wir vor allen Dingen festhalten, daß Wahrnehmungen nur als Thatsachen des Geistes existieren und daß, obwohl ein seelischer Vorgang den Charakter einer Empfindung trägt, er Empfindung ist. Hatten schon Burdach und Baillarger vor vielen Jahren den theoretischen Nachweis geführt, daß Phantasiebilder, die keineswegs selbstständig sind, um mit Sinnlichen Wahrnehmungen verwechselt zu werden, geradezu solche geworden sind, so ist es in der jüngsten Zeit der experimentelle Beweis hervorgekommen und zwar durch Versuche, welche die Herren Binet und Féré mit Hypnotisierten angestellt haben.

Gibt man einer im Somnambulismus befindlichen Person die Eingebung, daß etwa auf einem vor ihr befindlichen dunklen Tisch sich ein Portrait befindet, so sieht sie auch nach dem Erwachen ganz deutlich das Bild mit allen seinen Zügen. Wenn man dasselbe, ohne ein Wort zu sagen, ein Prisma vor eins der Augen hält, so sieht das Subjekt zu seinem größten Erstaunen zwei Portraits, von denen das falsche immer genau den physikalischen Gesetzen lokalisiert wird. Rückt man den Tisch nahe genug, so fällt die Verdoppelung fort, ein sicheres Anzeichen dafür, daß es nicht die Erinnerung ist, welche die Wirkung hervorbringt. Entsprechende Erfolge werden mit Vergrößerungs- und Verkleinerungsgläsern erzielt, wobei man darauf achten muß, daß alle Objekte aus dem Gesichtsfelde zu entfernen sind, deren Größenänderungen als Maßstäben dienen könnten.

Die zahlreichen Formen, welche dieser Versuchsapparat unter den Händen der französischen Forscher angenommen hat und die von dem Verfasser vielleicht nicht unerheblich vermehrt wurden, sollen hier nicht aufgezählt werden, allein es mag noch eines Versuchs gedacht werden, der insgemein charakteristisch und für unsere Untersuchung bedeutsam ist. Als der Chef der chemischen Arbeiten in der Pariser Salpêtrière, Professor Vorde, eines Tages in der Klinik eine hysterische Kranke sah, die sich im Somnambulismus befand, zeigte er ihr eine photographische Platte, welche er zufällig in der Hand hielt, und sagte: „Sehen Sie, das ist Ihr Bild, Sie sind ganz nackt." Nach ihrem Erwachen bemerkte die Patientin sofort die Platte, welche in Wirklichkeit eine Pyrenäenlandschaft darstellte, als sie auch sofort auf dieselbe losstürzte und sie in Stücke brach, weder Wut darüber, in einem Zustande abgebildet zu sein, der sich allen sitte der Natur näherte. Nun hatte man aber vorher schon zwei Abzüge von dieser Platte genommen und bemerkte dieselben mit Sorgfalt auf. Jedesmal wenn die Kranke diese sieht, zittert sie vor Wut, denn sie bemerkt jedesmal ihre eigene nackte Gestalt, und vergeblich hat man sich bemüht, sie von ihrer Täuschung zu befreien; noch jetzt, nach Verlauf von mehr als zwei Jahren, kommt die Halluzination fort.

Diese Thatsache, welche ob selbst in den verschiedenartigsten Variationen bestätigt gefunden habe, läßt zwei überaus merkwürdige Anwendungen zu, die, soweit mir bekannt, noch nicht erprobt worden sind. Angenommen nämlich, wir geben einer Versuchsperson die posthypnotische Suggestion, sie solle beim Erwachen an einer bestimmten Stelle des Gesichts einen verstorbenen Angehörigen sehen, und, um sich von der Realität derselben zu überzeugen, den betreffenden Ort photographieren, so spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß jede so gewonnene Photographie dieser einen Person in der That das Bildnis eines Geistes bietet. Abermals wurde das zweite Argument, welches wir zu gunsten der Subjektivität von Halluzinationen [illegible] vorbringen,

*) Phantasms of the Living. By Edmund Gurney, Frederic W. H. Myers and Frank Podmore. 2 Vols. London, Trübner & Co.

**) Ich sage mit Absicht nicht unmöglich. Gerade die Theorie der atomaren Zeitelemente sind noch so sehr in Dunkel gehüllt, daß man nicht vorläufig ganz zu Abstrakten sein kann, und es läßt sich hier am wenigsten voraussagen, welche Perspektiven die Zukunft bringt und wer sich dringen wird, sie in den Bereich der Thatsachen gerückt. Nur sei es erwähnt, daß auf die ebenso einfache wie vielfältige Manifestierung „Spuren" verwiesen.

sich als unzulänglich erweisen. Ferner aber, wenn man von zehn ganz gleichen weißen Kartons einen als den Träger eines imaginären Bildes bezeichnete und die von allen genommenen photographischen Aufnahmen demselben Subjekte vorlegte, würde dieses dann diejenige Photographie herausfinden, welche dem bezeichneten Karton entspricht?

Doch es kommt für unsern Zusammenhang weniger auf solche einzelne Experimente, als auf die Resultate an, die sich aus diesen Versuchsreihen ergeben. Die Herren Binet und Féré*) fassen dieselben mit den Worten zusammen: „L'objet imaginaire, qui figure dans l'hallucination, est perçu dans les mêmes conditions que s'il était réel." So richtig diese Definition auch ist, so leidet sie doch unter Ungenauigkeiten, welche ihre Urheber selbst verleitet haben, die Frage nach dem Ursprung der Halluzinationen falsch zu beantworten. Beide meinen nämlich, daß an dem Orte, wohin der imaginäre Gegenstand verlegt wird, sich „Merkpunkte" wahrnehmen lassen, welche einen Empfindungskomplex hervorrufen, an den sich immer von neuem die Halluzination anschließt. Oder um es an dem zuletzt gebrauchten Beispiele zu verdeutlichen: der bezeichnete Karton ist den übrigen neun nicht absolut gleich, sondern unterscheidet sich von ihnen durch gewisse kleine Differenzen, welche der gesteigerten Empfindungsfähigkeit des Hypnotisirten nicht entgehen können und getreulich von der Photographie wiedergegeben werden. An ihnen haftet die Täuschung, falls sie eintritt. Aber diese Erklärung, welche schon bei sich bewegenden Halluzinationen erhebliche Schwierigkeiten bietet, läßt uns ganz im Stich, wenn Phantasmen in völliger Dunkelheit wahrgenommen werden. Die zahlreichen Erfahrungen ganz gesunder, von Augendeformationen freier Menschen*) weisen nachdrücklich auf den zentralen Ursprung der Halluzinationen hin. Im übrigen braucht man nur einmal die Beschreibung eines recht ausgeprägten Falles von Sinnestäuschung zu lesen, um sogleich die Hypothese der „Merkpunkte" in ihrer Haltlosigkeit zu erkennen. So teilt der Rev. P. H. Newnham (The Chaplaincy, Magdalen-street, Exeter) den Herausgebern der „Phantasms" folgendes Erlebnis mit, das ihm im Herbst 1883 begegnete: „Ich kam, wie gewöhnlich, ungefähr eine Viertelstunde vor Beginn des Gottesdienstes in die Sonntagsschule und sprach teils mit den Lehrerinnen, teils nickte ich ihnen nur zu. Besonders bemerkte ich eine, an der ich regen Anteil nahm, wie sie bei ihrer Abteilung saß, nickte ihr zu und erhielt zum Dank ein freundliches Lächeln. Nachher beim Gottesdienste bemerkte ich sie wiederum und zählte sie zweimal mit (ich zähle immer die versammelte Gemeinde); einmal, als ich alle Anwesenden, dann, als ich Kinder und Erwachsene gesondert zählte. Später stellte sich heraus, daß das Mädchen überhaupt nicht da gewesen war. Ich glaube, ich bin niemals in meinem

*) Le magnétisme animal. Paris 1887, S. 168.

*) Vergl. Pick, Jahrbuch für Psychiatrie, 1880, II., S. 20; Schüle, Handbuch der Geisteskrankheiten, S. 128; Bernheim, Gazette médicale de Paris, 21. März 1885.



Englisches Dorf. Originalzeichnung von G. Limmer.

Leben so erstaunt gewesen, jedoch ist jeder Irrtum ausgeschlossen, da sie den ganzen Nachmittag nachweislich bei ihren Angehörigen zubrachte."

Noch zahlreiche andere Gründe lassen sich dafür aufzählen, daß der Ursprung der Halluzinationen ein cerebraler, in den Vorstellungen des Gehirns vorhandener, nicht in den Sinnesorganen außerdem ist, und da hiervon das Verständnis für die „Gespenster Lebender" abhängt, so müssen wir wohl noch einen Augenblick dabei verweilen. Immerhin aber übergehen wir die eingeschalteten Wahrnehmungen des Gehörs und Gefühls und wenden uns gleich den willkürlich hervorgerufenen Halluzinationen zu. Wie oft ist Wigans Beispiel nacherzählt worden von dem Maler, der das Bild, das er von einer Person in sich trug, sichtbar in den Raum hinaus projizieren konnte und das Porträt nicht nach dem Original, sondern nach dem Phantom malte! Und wie mancher Schauspieler könnte über ähnliche Vorgänge während des Studiums seiner Rollen berichten! Aber auch die inneren Stimmen, von denen sich die Heiligen inspiriert glaubten und die in der spiritistischen Literatur einen so großen Raum einnehmen, sind halluzinatorischer Natur und zeigen das Sinnesorgan auf einen niedrigen Grad zurückgeführt. Ihnen nahe verwandt ist ein anderer Typus, von Gurney treffend als möglicher (potentieller) Halluzination bezeichnet, nämlich das peinliche Gefühl von der Gegenwart einer bestimmten Person, das sich oft zu einer ausgebildeten Sinnestäuschung entwickelt. Rechnen wir hierzu, daß in allen diesen Fällen Ruhe der Sinnesorgane günstig wirkt, so erkennen wir leicht die vollkommene Identität solcher Erscheinungen im wachen Zustande mit den Phänomenen des Schlafs. An der That sind Träume das gläubigste Beispiel dafür, daß Bilder unserer Phantasie für Realität gehalten werden, und es ist eben die Häufigkeit dieser Erfahrung, welche uns die nahe Aehnlichkeit beider Gruppen übersehen läßt. Man darf geradezu Träume die normale Form der Halluzination, oder Halluzinationen des Wachens die pathologische Form des Träumens nennen und als Mittelglied die Phantasien des Halbschlafrausches betrachten.

Nachdem wir uns soweit über das Wesen der Halluzination klar geworden sind, erhebt sich von selbst die Frage nach ihrer Veranlassung. Sie sind, wie wir wissen, anormale Schöpfungen des Geistes, lassen sich aber durchaus nicht auf krankhafte Erregungen oder nervöse Erschöpfung des Körpers zurückführen, sondern treten im Gegenteil am leichtesten unmittelbar nach dem Erwachen aus tiefem Schlafe oder in Augenblicken ein, wo der Betreffende am wenigsten dazu geeignet scheint. Vielfach freilich dürfte die Ursache in den Gefühlen der Angst oder der Erwartung liegen, welche den Betreffenden beherrschen. Endlich aber gibt es noch Fälle, in denen der Anormalität nicht rein subjektiver oder pathologischer Natur ist, sondern — so behaupten wir — in einem Eindrucke besteht, der von einem andern Geiste übertragen werden ist. Solche Wahrnehmungen entsprechen noch vollkommen unserer Begriffsbestimmung, indem sie der gegenständlichen Grundlage entbehren, die sie vermuten lassen, denn diese Grundlage würde die thatsächliche physikalische Gegenwart eines menschlichen Körpers sein, mit seiner Schwere und allen seinen anderen Eigenschaften. Aber eine objektive Grundlage anderer Art haben sie freilich, nämlich den außergewöhnlichen Zustand der Person, welche sie darstellen oder in die Erinnerung rufen.

Von ihnen ein andermal!



Die Falschspieler. Gemälde von J. Kinzel.

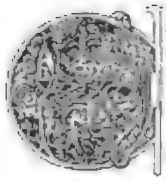
Späte Rosen.

Novellette

von

Ludwig Thaden.

(Alle Rechte vorbehalten.)



Ein schöner Septembermorgen! In kühlem Blau glänzen die fernen Bergesspitzen; Blätter und Blüten hängen voll Tau. Frische, Farbe und Schönheit, wohin das Auge blickt. Auf grünen, halb verwachsenen Waldwegen reiten ein Herr und eine Dame. In tiefen Zügen atmen sie die kühle, würzige Luft; die Pferde, erst eben aus scharfem Trab in Schritt übergegangen, schnauben und haschen schäumend nach den Blättern der überhängenden Zweige.

„Sie wüßten wirklich nicht mehr, Gnädigste?“ fragt er.

Die Gnädigste lacht und erwidert:

„Was soll ich wissen?“

„Es war ein Tag wie heute!“ beginnt er pathetisch. „Die Wärterin, die eine durchschwärmte Nacht hinter sich haben mochte, war an dem schattigen Platz, auf welchem wir gespielt, eingenickt; eine Weile hatten wir uns noch in der Nähe gehalten, dann lockte eine Blume, ein bunter Schmetterling uns bald dorthin, bald dahin; ein Weiher mit langsam dahingleitenden Schwanen und einer zierlichen Gondel blieb hinter uns zurück. Und nun endlich waren wir im Walde. In hohen Bogen wölbten die Eichen und Buchen sich über uns hin, weiterhin standen Fichten und Tannen — grüne Wildnis, so weit das Auge reichte. Nur hie und da schlüpfte ein Sonnenstrahl durch das dichte Blätterdach in die grüngoldene Dämmerung hinab, streifte hier eine eben aufgeblühte Orchis, dort eine weißliche Blütendolde, ruhte hier gebrochen auf einem üppigen Moospolster, dort wieder in vollster Glut auf einem märchenhaft geformten Farnwedel oder plumpen Pilz. Wohnte das Dornröschen hier oder wohl gar die böse Fee? Wie geheimnisvoll flüsterte es in den Blättern! War nicht jener Eichenstumpf ein verwunschenes Menschenangesicht? Spöttisch lachelte es auf uns herab. Und jener Fuchs, der dort mit hängender Zunge über den Weg trottete, war es vielleicht ein boshafter Zauberer? Endlich hielt ein sanft dahinfließender Bach uns auf; unter einer mächtigen, efeuumsponnenen Buche ließen wir uns nieder. — Wie schwül es war, trotz der dichten Schatten auf allen Seiten! Ein Reh trat aus dem Gebüsch und trank in langen Zügen — auch ihm war warm. Wie einschläfernd das Wasser rauschte und murmelte — ein uraltes Wiegenlied, traut und süß wie keines sonst auf der Welt. Zwei müde Lippen gähnten, ein braunlockiges Köpfchen legte sich an meine Brust und schloß die Augen. Ein Häschen tauchte drüben jenseits des Baches aus dem Gras auf, horchte, die Ohren spitzend, zu uns herüber und floh mit hochgehobenem Stutzschwänzchen schleunigst davon. Ein Eichhörnchen eilte in zierlichen Sprüngen den Buchenstamm hinauf, machte sein Männchen und verschwand. Pluto knurrte im Schlaf, eine Hummel flog vorüber — noch einmal schlug ich müde die Augen auf, dann schlief auch ich.“

„Inzwischen ist das Mädchen erwacht, man sucht uns, man ruft! Die Strafe, die dann folgte,“ lachte die Dame, „hat diesen Tag allerdings für immer meinem Gedächtnis eingeprägt! Und das ist alles?“

„Und ist das nicht genug? Litt ich die Strafe nicht für Sie?“

„Und habt Ihr Euern Lohn nicht längst dahin, mein werter Herr?“ erwiderte sie lächelnd. „Achten Sie auf! Es war ebenfalls um die Mittagszeit, Mamsell Röschen Demuth, meine würdige Duenna, war in ihrem Sorgenstuhl sanft entschlummert, als mit vorsichtigen Schritten, wie die Katze auf der Jagd, Ihr Euch nähertet — leise, leise — Eure Augen funkelten, und der Schatten, den Euer Bart vorauswarf, sträubte sich. Mit spitzen Nadeln bewaffnet, begannet Ihr ein seltsames Werk an den Kleidern der alten Dame, als wäret Ihr eine Schneiderin und nicht ein Mann. Dann machtet Ihr Euch rasch davon — ganz Triumph, dem Bösen gleich, dem es gelungen, eine arme Seele zu verderben. Dann plötzlich ein Krachen, ein Reißen, schadenfrohes Lachen, laute Ohrmachten! Vergebens sucht die Dame von ihrem Ruhelager sich zu befreien. Hätte ich als Sühnelamm auf dem Altar der Freundschaft mich nicht geopfert — nicht lebend hätten Sie den Schauplatz so unerhört Missethat verlassen!“

„Wie gerne würde ich es büßen,“ lachte der Herr, „doch Mamsell Demuth fand den Weg zum Himmel — was soll ich thun? Indessen — sehen Sie,“ setzte er abbrechend hinzu, „welch ein Tag und welch eine Landschaft!“

Die Bäume traten auseinander, und ein rings von Wald umschlossener Gebirgssee breitete sich vor ihnen aus. Kein Windhauch kräuselte die dunkle Fläche, einem Spiegel gleich gab sie das Bild der Umgebung — Wald, Gebirge und Wolken, Erde und Himmel — wieder. Ein paar Wildenten rauschten aus dem Uferröhricht, sonst kein Ton, kein Laut ringsum.

„Und morgen schon liegt das alles hinter mir,“ seufzte der Reiter.

„Bleiben Sie doch hier,“ erwiderte die Gefährtin. „Was treibt Sie fort? Sie sind frei, und mir . . .“

„Willkommen!“ unterbrach er sie.

In demselben Augenblick kam um die Waldecke ein zweiter Reiter daher, hoch in der Rechten ein Couvert schwingend.

„Eine Depesche, Herr Graf!“ rief er. — „Der Zufall führte mich an Ihrem Hause vorüber, gnädige Frau,“ setzte er, der Dame die Hand küssend, hinzu; „wer könnte eine so günstige Gelegenheit unbenützt lassen.“

Mit verdüsterter Miene sah der andere auf das Blatt in seiner Hand.

„Kurt ist erkrankt,“ sagte er zuletzt, „er stirbt vielleicht! Ich muß noch heute heim. Wann geht der nächste Zug?“ — —

Eine Stunde später stand derselbe Herr, jetzt in elegantem Reiseanzug, am Fenster eines stattlichen, schön gelegenen Landhauses und sah, in Gedanken verloren, in das schattige Waldthal hinab, das da unten sich hinzog. Ein weites Rasenparterre mit Teppichbeeten und Boskets senkte sich bis zum Flusse hinunter. Jenseits — stromab — lag ein kleines Städtchen, halb versteckt hinter Wald und Hügeln.

Schwere Gedanken schienen hinter der Stirn des Träumenden sich zu kreuzen. Dann machte er rasch einen Entschluß gefaßt haben. Er wandte sich ab, gab dem im Nebenzimmer mit Packen beschäftigten Diener noch einige Befehle und ging hinunter. Wenige Minuten später stand er in einem kleinen länglichen, altdeutsch ausgestatteten Salon der Dame gegenüber, die er dorthin begleitet.

„Schon?“ fragte sie.

„Ich habe noch eine halbe Stunde Zeit,“ erwiderte er. „Haben Sie sie auch — zu einer kurzen Unterredung?“

„So feierlich?“ fragte sie. „Was bringen Sie — Krieg oder Frieden?“

„Nur ein Märchen,“ antwortete er. „Wenn Sie es hören wollen — es ist rasch erzählt. Einst lebte in diesen Landen ein Menschenpaar — ein Knabe und ein Mädchen — schön wie die Sonne selbstverständlich und, wie es schien, zu allem Guten auf Erden auserlesen. Es waren keine Geschwister, aber schon frühzeitig waren sie zusammengebracht worden, denn ihre Väter waren Jugendfreunde, die noch als Männer sich lieb behalten hatten, und auch sie liebten sich von Herzen. Sie teilten ihre Aepfel, sie teilten ihre kleinen Freuden, Leiden und Sorgen, sie streiften miteinander durch Feld und Wald, über Berg und Thal und streckten ihre Näschen in dasselbe Buch, wenn sie abends bei traulich brennender Lampe in enger Klause bei einander saßen. Ich brauche nicht zu sagen, daß die Meinung aller Sachverständigen von Hinz bis Kunz und von der Schloßfrau bis zur Gänsehirtin dahin ging, unsere beiden seien von Uranfang bestimmt, Mann und Weib zu werden, und auch sie wußten es nicht anders, als daß sie zusammengehörten bis in alle Ewigkeit.

„So blieb es manches Jahr, wenngleich sie im späteren Kindesalter sich nicht so häufig mehr sahen, da die Ferien der Kadettenschule, die Leopold besuchte, und des Pensionats, in welchem Leonore die höhere Bildung erstrebte, nur noch selten zusammenfielen. Dann aber starben Leopolds Eltern; Leopold kam unter strenge Vormundschaft, die schönen Reisen hatten ein Ende. Jetzt erging er sich, wenn er im Freien sich tummeln wollte, auf öden Heiden; sehnsüchtig flog sein Herz dem Süden zu, aber Hand und Fuß waren ihm gebunden, er mußte sich gedulden und bessere Zeiten hoffen. Mit allen Hoffen und Harren, mit allen seinen Erinnerungen und Plänen aber waren nach wie vor ein süßes Kinderantlitz, von braunen Locken umwallt, ein Paar großer, fragender Augen und eine zierliche Gestalt verknüpft. Sehnsüchtig streckte er die Arme aus, dem Traumbild entgegen. Aber kein Echo antwortete seiner rufenden Stimme. Er blieb einsam und allein, er hatte niemand für sein liebes Herz, als seinen Hund und seine Pferde und dann und wann einen Freund, wenn er gerade guter Laune war.

„So waren Jahre vergangen, als Leopold eines Tages in der Bildergalerie aus weiter Entfernung eine Dame bemerkte, die ihn auffallend an Leonore erinnerte. Das war dasselbe Haar, dieselbe Gestalt, dieselbe Art der Bewegungen! Sollte sie es wirklich sein können? An den gleichen Mauern mit ihm weilen, ohne daß er es wußte? Das Herz schlug ihm. Rasch eilte er ihr nach. Gespannt wartete er, daß sie sich wenden möge. Endlich! Auch das Gesicht ähnelte. Aber Leonore war jetzt höchstens siebenzehn bis achtzehn Jahre alt, diese Dame mindestens in der Mitte der Zwanziger. Leonorens Antlitz war frisch, gesund und braun, diesem hatten Kummer, Schmerz und Sorgen die Farben genommen und ihre Spuren tief eingezeichnet. Leopold stammelte eine Entschuldigung, die Dame nahm sie lächelnd an, man wechselte noch einige Worte, dann eine Verbeugung. Die Episode war vorüber. Von nun an dachte Leopold nur noch um so lebhafter an Leonore, und auch die fremde Dame lernte er näher kennen. Sie war die Frau eines Kameraden und bei einer Tischgesellschaft abermals mit ihm zusammengetroffen. Beide hatten, durch ihr Abenteuer einander näher gerückt, lange und gern zusammen sich unterhalten. Leopold war eingeladen worden, sie zu besuchen; er war zu ihr gegangen — häufiger und immer häufiger, und hatte zuletzt eine Freundin in ihr gefunden, wie früher Leonore es ihm gewesen. Gewesen? Nein, sie wurde eben die Dritte im Bunde, und kein Tag verging, an welchem er nicht mit der neuen Freundin über die alte sich unterhalten hätte.

„Und nun endlich war es Sommer! Zum erstenmale, seit Leopold Offizier geworden, erhielt er einen längeren Urlaub. Mit welchem Jubel trat er ihn an, mit welchen Erwartungen sah er den kommenden Tagen entgegen! Nach einem kurzen Besuche bei den Verwandten ritt er dem Süden zu, um die Freunde am See und Leonore selbst einmal wieder zu sehen. Die ganze Familie empfing ihn am Bahnhof, dann ging es durch den herbstlichen Wald dem Landhause zu. Welch ein Leben! Welch eine Freude, mit der Büchse in der Hand, von der treuen Diana begleitet, dem Wilde nachzuschleichen, auf dem See im Abendsonnenschein dahinzugleiten und auf den Gebirgen herumzuklettern. Leonore war ganz geblieben, wie sie gewesen, kräftig, frisch und gesund — ein halber Bub, wie der Vater, eine treue, liebe Freundin, wie Leopold sagte. Alles Trennende war schon nach wenig Tagen vergessen. Die Alten und die Jungen waren, wie sie gewesen, und Leopolds ganze Seele ein hohes Lied des Glückes und der Freude, denn er liebte, jetzt wußte er's, er liebte von Herzen, und wer wäre glücklicher, als der zum erstenmale liebt. Und Leonore? Nun, sie war immer gleich heiter und gleich ausgelassen. Als aber der Tag kam, an welchem Leopold scheiden mußte und sie noch langem, vergeblichem Suchen drinnen fand — da begegnete sie ihm wortlos, aufgelöst in Thränen, so daß sie nur mit einer Handbewegung von ihm Abschied nehmen konnte. Hatte Leopold unrecht, wenn er hoffte?

„Leopold kam heim. Und der erste Gang fast war ins Haus der Freundin in der Stadt. Aber seltsam — die Baronin empfing ihn scheu und schüchtern, der Baron kühl, steif und förmlich. Hatten sie sonst zusammen musiziert, miteinander die Ausstellungen, die Kunstsammlungen, die Museen besucht, so saßen sie jetzt gezwungen sich gegenüber, und das Gespräch blieb öde und langweilig. Was hatte sich ereignet? Vergebens suchte Leopold des Rätsels Lösung. Sein Humor will schon in Stücke gehen, da hilft ein seltsam Abenteuer ihm wieder auf den rechten Weg.

„Eines Morgens wird Leopold ein Brief gebracht, der ihn mehr lachen macht als irgend einer, den er je erhalten. Er ist anonym, aber der wenn auch verstellten Handschrift nach von einer Dame und ladet ihn nach einem glühenden Liebesgeständnis ein, den Abend das beiliegende Billet für eines der besseren Theater zu benützen, wenn ihm daran liege, die Unbekannte kennen zu lernen. Rechtzeitig macht er sich auf den Weg, stolz thront er auf dem überall sichtbaren, exponirt gelegenen Platze; aber wohin er auch die Blicke schweifend sendet, nichts wird entdeckt, das ihn auf die Spur der erwarteten Schönen hätte leiten können. Unverrichteter Sache geht

er heim. Aber schon am andern Morgen erhält er einen Brief von derselben Hand. Das Ausbleiben der Dame wird auf das unverfänglichste erklärt und in den gehässigsten Ausdrücken und demselben etwas übertreibenden Stil, wie am Tage vorher seine Liebe, jetzt seine Verziehung gesucht. Der Schluß des Briefes bildet abermals eine Einladung in ein anderes Theater. Abermals macht Leopold sich auf den Weg — jetzt aber schon weniger als trostbereiter Freund gefühlvoller Damen, denn als Spitzel und Spion, aber wiederum findet er sich gefoppt, wenngleich er im Foyer eine Dame bemerkt, die ihm eine auffallende, heitere Aufmerksamkeit zu widmen scheint, und abermals kehrt er sich heim, um eine neue Erfahrung über die Treulosigkeit und Falschheit des weiblichen Geschlechts bereichert. Der Brief, der auch jetzt nicht ausbleibt, macht kaum noch einen Versuch, den Schalk zu verleugnen, ist aber unterzeichnet mit den Initialen der Baronin, und das rückt die Sache in ein ganz neues Licht. Noch an demselben Abend sind sämtliche Briefe in den Händen der Freundin. Lachend liest sie sie. Finstern Auges aber sieht der Baron der langen Unterredung zu. Zorn, Leidenschaft und Aufregung zeigen sich in seinen Zügen aus.

„Andern Tags geht Leopold wie gewöhnlich in die Manège, sich und seinem Pferde zu der nötigen Bewegung zu verhelfen. Harmlos übt er seine Künste, als plötzlich der Baron in die Bahn sprengt und Leopold anreitet, daß das Pferd stürzt und jener selbst sich nur mit Mühe im Sattel hält. Spöttisch lächelnd entschuldigt sich der Baron.

„Und wieder trifft es sich, daß am Abend Leopold und der Baron im Klub am Spiele sich beteiligen. Jener gewinnt, dieser verliert und spielt nur um so wilder, je mehr er verliert. Schließlich kommt die Bank an ihn — er verliert nur um so mehr. Es wird ein, zwei Uhr. Mehrere Spieler scheiden aus; auch Leopold macht ein Ende und steckt den Gewinn ein. Mit funkelnden Augen sieht der Baron ihm zu.

„‚Halt!‘ ruft er. ‚Revanche! Und wer sie mir versagt . . .‘

„‚Genug!‘ erwidert Leopold. ‚Wenn Sie mich meinen, ich stehe zu Diensten!‘

„‚Gut,‘ erwidert der Baron, ‚so spielen wir!‘

„Leopold setzt seine ganze Börse. Er gewinnt. Noch einmal läßt er die ganze Summe stehen. Er gewinnt abermals. Dann noch einmal.

„‚Nun, meine Herren,‘ sagte der Baron, ‚Sie sehen selbst, ist das ein Spiel, wie es sich gehört?‘

„‚Ich gebe Revanche, wie Sie es gewünscht!‘ antwortet Leopold.

„‚Das ist keine Revanche, das ist eine Provokation!‘

„Leopold zuckt die Achseln.

„‚Wie Sie wollen!‘

„‚Nun gut, wie ich will!‘ ruft der Baron. ‚Die Herren sind Zeugen. Sie werden von mir hören.‘

„‚Tant de bruit pour une omelette!‘ sagt ein junger Offizier, ein Neuling in diesen Kreisen. ‚Was hat denn das zu bedeuten?‘

„‚Nichts, als daß der Baron den Herrn Grafen nicht nur für einen glücklichen Spieler, sondern auch für einen ebenso glücklichen Liebhaber hält,‘ antwortet ein entfernter Verwandter des Barons und intimer Feind Leopolds.

„Leopold antwortet mit einer Ohrfeige. So kommt es, daß er zweimal seiner Haut sich zu wehren hat.

„Einen Tag später steht Leopold zunächst dem jüngeren der Gegner gegenüber. Er schießt rasch und sicher und verwundet ihn an der Schulter. Noch einmal wird auf Leopolds Wunsch der Versuch gemacht, mit dem Baron eine Verständigung herbeizuführen. Vergebens! Beim ersten Kugelwechsel schießt Leopold absichtlich in die Luft, er selbst wird sehr fühlbar am Ohr gezupft. Nun erwacht auch in ihm der Zorn, es geht um sein Leben, er hat keine Ursache mehr, Schonung zu üben. Der Baron fällt und ist nach einer Stunde eine Leiche.“

Die Gräfin hat sich erhoben und tritt in stärkster Erregung an eines der Fenster. Der Erzähler schaut ihr gespannt nach, dann fährt er fort:

„Hat Leopold ein Unrecht begangen? Trifft ihn irgend eine Schuld? Vielleicht ist er ein wenig rasch gewesen; aber ist ihm nicht die Pistole wider seinen Willen in die Hand gedrückt worden? War er ein Rachewürdiger, der aus Uebermut und Rauflust ein Menschenleben gepfeffert? Die Baronin spricht ihn frei. Sie kennt den Toten und seine thörichte Leidenschaft. War es Leopolds Schuld, wenn er einen Verdacht gefaßt, der durch nichts gerechtfertigt ist, als durch das Geklatsch alter Weiber oder vielleicht durch jene Briefe? Die öffentliche Stimme aber klagt ihn an. Wohin er sieht, begegnet er kalten Mienen. Selbst diejenigen, die ihm näher stehen, raten die Achsel.

„Und die Freunde im Süden? Er schreibt an sie — angstvoll wartet er auf Antwort. Er erhält sie nicht. Er wird verurteilt — seine Zeile. Halten auch sie ihn für schuldig? Haben sie nicht einmal die Teilnahme für ihn, die ihm selbst diejenigen nicht versagen, die ihn verdammen? Da bricht der Krieg aus. Er wird begnadigt. Er selbst eilt, Gewißheit sich zu holen. Er findet niemand daheim, die ganze Familie auf Reisen. Als dann der Feldzug zu Ende und Leopold wiederkommt, abermals alles leer — die Eltern sind gestorben und Leonore — Leopold lachte, aber das war kein Lachen, über das die Engel im Himmel sich freuen — Leonore ist die Frau eines andern.

„Und wiederum sind Jahre vergangen. Leopold ist ein müder, einsamer Mann geworden, der in der Arbeit Vergessen suchte, aber nicht fand. Seine einzige Gesellschaft sind Kranke — sein Oheim, der zwei seiner Söhne im Feldzug verlor, und Kurt, der dritte Sohn, der lebend zurückkam, aber lebend tot ist. Wer ist mehr zu beklagen — diese, welche für jeden Tag, der ihnen noch geschenkt wird, dankbar sind, oder jener, der jeden Morgen sich erheben muß mit der Anklage gegen den Zufall, eine unselige Verkettung von Umständen, ein Mißverständnis, die es ihn nicht sein lassen?

„Da führt der Zufall Leopold wieder mit Leonore zusammen.“

Hastig trat der Graf einen Schritt vor und fuhr mit leidenschaftlich bewegter Stimme fort:

„Leonore, Sie sind frei! Noch ist es Zeit, noch löscht ein Wort von Ihnen die Vergangenheit aus! Ich liebe Sie noch immer — mehr als je! Muß ich nun wieder hinaus und dies elende Leben weiterschleppen wie bisher? Habe ich mich völlig getäuscht, als ich einst annahm, daß auch Sie mir ein wenig gut, und ist alles erloschen, was damals vielleicht für mich in Ihnen gesprochen? Sprechen Sie, ich flehe Sie an! Dieser Augenblick kehrt nicht wieder, Sie haben mein Schicksal in der Hand, und ich warte mit schmerzlicher Sehnsucht, wie Sie es gestalten werden!“

„Wie ich es gestalten werde? Und wer gibt mir die Garantie, daß ich nicht fehlgreife, wie schon einmal? Wenn Sie alles wüßten! Alles in mir fällt in sich zusammen, und ich soll mich entscheiden über den Rest unseres Lebens? Gehen Sie! Ich bin so verwirrt, daß ich einen Entschluß nicht fassen kann und nirgends Klarheit sehe! Gehen Sie! Wir sehen uns wieder!“

„Sie weisen mich ab?“

„Fragen Sie nicht weiter! Wir sehen uns wieder!“

Der Graf sieht einen Augenblick traurig fragend zu Leonore auf, dann läßt er ihr heftig bewegt die Hand und eilt fort.

Wenige Minuten später rollt der Wagen durch das Hofthor dem Städtchen zu. Zu spät! Noch ehe er die Hälfte des Weges zurückgelegt, ist der Zug bereits angekommen, wieder abgefahren und verschwindet nun rasch in der Ferne.

Langsam, mit gesenktem Haupt geht der Graf durch den Wald dahin. Er hat die Kutsche heimgeschickt — unmöglich schien es ihm, Eleonore noch einmal zu sehen.

Hat er recht getan? — Ist nun alles aus?

Da hört er ein Schnauben von Pferden, er sieht ein Gefährt — es ist dasselbe, das ihn zum Bahnhof hat bringen sollen.

„Eleonore! Sie?“

„Ja ich! Sie fliehen mich? — Sie wollen nicht heimkehren zu mir? — Sie haben mich völlig mißverstanden! Nicht für immer habe ich Sie abweisen wollen — nur verwirrt war ich und habe das rechte Wort nicht finden können. Sie haben recht gesehen — ich habe Sie geliebt, solange ich Sie gekannt — ich habe Ihnen mißtraut, fremden Einflüsterungen mein Ohr leihend. Noch ist es Zeit, alles, was wir Böses uns zugefügt, auszulöschen und zum Guten zu verkehren. Wollen wir es? Glauben Sie mir? Ich habe nie jemanden geliebt außer Dir, Leopold — glaubst Du es mir?“

Leopold lächelt mit einer Thräne im Auge.

„Und es ist kein Mitleid, das Dich treibt?“

Auch Leonore lächelt.

Mit einem Schrei liegen sich beide einander in den Armen.

Die Sonne senkt sich, es wird Abend. Eine Flut goldenen Lichtes liegt zwischen Himmel und Erde. Abendfriede, Abendruhe überall!

Eine schöne Altstimme singt:

„Und geht es draußen noch so toll,
Und stürmisch oder kalt,
Ist doch die Welt, die süße Welt,
So herrlich unterhalt.

Und nimmert einmal euch das Herz
Stoß an und laß es singen!
Wer wissen's doch, ein rechtes Herz
Ist gar nicht unterbringen!“

„Und hast Du nie entdeckt, wer jene anonymen Briefe schrieb, von denen Du mir erzählt?“ fragt Eleonore, sich an Leopolds Arm hängend und den Kopf an seine Schulter bergend.

„Nein!“ antwortet Leopold, überrascht auf Eleonore hinabsehend.

Eine feine Röte steigt in ihr Gesicht.

„Schließe die Augen,“ sagte sie, „ich habe Dir ein Geständnis zu machen. Ich war zu jener Zeit in Deiner Nähe — ich hörte von Deinem lockeren Leben — ich wollte Dich auskundschaften — —“

„Du warst die Uebelthäterin?“

Er bedeckte Eleonorens Mund mit stürmischen Küssen.

Plötzlich läutete es. Ein Briefbote kam ihnen entgegen.

„Eine Depesche!“

Mit zitternder Hand nahm Leopold sie entgegen und riß sie auf.

Ein Freudenschimmer flog über sein ernstes Gesicht.

„Hurra!“ rief er aus.

„Von Kurt?“

„Ja! Zeit bringt Rosen. Kurt hat sich erholt — es wird noch alles gut. Diesmal war's zum Glück nur — blinder Lärm.“

Ein Kaiserjubiläum.

(Zahl.)

In der auswärtigen Politik errang Oesterreich-Ungarn bald nach den Erschütterungen des Jahres 1866 durch seine kluge und friedliche Haltung und den patriotischen Geist der Delegationen der beiden Reichshälften eine hochgeachtete Stellung. Allerdings bedurfte es einiger Zeit, bis die Wunden, welche das Ausscheiden Oesterreichs aus Deutschland hervorgerufen hatten, vernarbten, und fast schien es, als ob die Herstellung eines freundlichen Verhältnisses zwischen Oesterreich und Preußen in weiter Ferne läge. Aber allmälich drang immer mehr die Ueberzeugung durch, daß die Thatsache der sich vollziehenden Einigung der deutschen Volksstämme unter Preußens Führung mit Selbstverleugnung hingenommen werden müsse. Vergebens waren die Verlockungen Napoleons III., der bei seiner Zusammenkunft mit Kaiser Franz Josef in Salzburg denselben für ein Bündnis zu gewinnen suchte. Als der Kaiser von Oesterreich zu einem Gegenbesuche nach Paris reiste, traf er vorher in Ems mit dem König von Preußen zusammen, damit die politische Bedeutung des Besuches abgeschwächt werde. Mit Herzlichkeit begrüßte der Kaiser Franz Josef sodann den Besuch des Kronprinzen von Preußen anläßlich dessen Reise nach dem Orient und schlug freudig in die dargebotene Hand zum Vollzug eines Freundschaftsbündnisses zwischen Oesterreich und Preußen. Obgleich eine mächtige Partei während des deutsch-französischen Krieges eine entschiedene Parteinahme für Frankreich verlangte, beobachtete der Kaiser eine strenge Neutralität. Hatte die Verständigung mit Preußen schon Graf Beust, wenn auch mit einigem Widerstreben, angebahnt, so nahmen die Beziehungen mit dem Deutschen Reiche unter den Ministern des Auswärtigen, Grafen Julius Andrassy (1871 bis 1879), Freiherrn von Haymerle (1879 bis 1881) und Grafen Kalnoky (1881 bis heute) einen immer herzlicheren Charakter an. Sie führten im Jahre 1879 zu jenem großen mitteleuropäischen Bündnisse zwischen dem Deutschen Reich und Oesterreich, welches Europa die Segnungen des Friedens sicherte. Von Jahr zu Jahr nahm dieses Bündnis, welches im wärmsten Einklang mit den Wünschen der Völker und mit den persönlichen Gefühlen der Monarchen stand, einen immer innigeren Charakter an, welcher in den fast jährlich wiederkehrenden Begegnungen des Kaisers Wilhelm mit Kaiser Franz Josef in Ischl

und Gastein, den häufigen Besuchen und Gegenbesuchen des Fürsten Bismarck mit den leitenden österreichischen Ministern äußerlich seinen Ausdruck fand und durch den Hinzutritt Italiens eine wesentliche Kräftigung erhielt. Auch nach dem Tode des ruhmgekrönten ersten Kaisers des neuen Deutschen Reiches erwies sich dieses Bündnis unerschütterlich fest. Ein erhebendes Zeugnis dafür gab der jugendliche Kaiser Wilhelm II. in den jüngsten Tagen, als er dem österreichischen Kaiserpaare in Wien seinen Besuch abstattete. Die beiden Monarchen feierten öffentlich das Freundschaftsbündnis als unauflösbar und unzertrennbar.



Die Zusammenkunft Kaiser Franz Josefs I. mit Kaiser Alexander II.
Reichstadt, 8 Juli 1876.

Wenden wir uns nach dieser Darlegung der Entwicklung der inneren und äußeren Politik von Oesterreich-Ungarn in den letzten Jahrzehnten einzelnen hoch bedeutsamen Ereignissen zu, die seinem Kaiserhause nahe traten und mit diesem zugleich die ganze Nation bewegten. Jubelnden Widerhall innerhalb derselben fand vor allem die Freude, die dem kaiserlichen Paar in der am 12. Juli 1856 in Wien erfolgten Geburt der Erzherzogin Gisela widerfuhr und die sich noch wesentlich steigerte, als zwei Jahre später, am 21. August 1858 der Erbe des Thrones, Kronprinz Rudolf, das Licht der Welt erblickte. Erst ein Jahrzehnt darauf, am 22. April 1868, erfolgte zu Ofen die Geburt einer zweiten Prinzessin, der Erzherzogin Marie Valerie, die als dritte im Bunde nunmehr den Reigen der österreichischen Kaiserkinder schloß. Frisch und kräftig wuchs Erzherzog Rudolf, gesund und lieblich blühten die beiden Prinzessinnen empor. Gleichwohl blieb das kaiserliche Haus von herbem Kummer nicht verschont. Wenige Tage nach Kaiser Franz Josefs Krönung zum König von Ungarn geschah es, daß Kaiser Maximilian von Mexiko, der älteste unter den jüngeren Brüdern des Kaisers, von den Franzosen verlassen, im Kampfe gegen die Republikaner unterlag. Durch Verrat in seiner letzten Zufluchtsstätte, der Citadelle von Queretaro, welche er mit seinen letzten Getreuen mutvoll verteidigt hatte, gefangen genommen, wurde er am 19. Juni 1867 erschossen. Dadurch tief erschüttert, verfiel seine hohe Gemahlin, Kaiserin Charlotte, in unheilbaren Wahnsinn.

Zum Glück steht diesen tiefschmerzlichen Schicksalen eine weitere Reihe freudiger und glänzender Ereignisse gegenüber, unter denen in erster Linie die fünfte Internationale Weltausstellung in Wien hervorzuheben ist. Am 1. Mai 1873 wurde dieselbe in Gegenwart der Kronprinzen von Deutschland, England und Dänemark feierlich eröffnet. Sie gab Zeugnis von dem großartigen wirtschaftlichen Aufschwung des Reiches während der Regierung des Kaisers. In jenen Monaten war Wien der Mittelpunkt der Welt, auf dem sich die Völker des Erdballs zu dem edelsten zivilisatorischen Wettkampfe zusammenfanden. Zahlreiche Fürstenbesuche erhöhten den Glanz der Feste. Unter diesen waren jener des Zaren, des Kaisers und der Kaiserin des Deutschen Reiches, sowie des Königs von Italien von hervorragender politischer Bedeutung.



Kaiser Franz Josef. Fürst Auersperg, Ministerpräsident. Freiherr v. Lasser, Minister des Innern. Freiherr de Pretis, Finanzminister. Freiherr v. Chlumecky, Handelsminister. Freiherr v. Hofmann, Landesverteidigungsminister. Oberst v. Horst, Minister f. Landesverteid. Graf Andrassy, Minister des kaiserlichen Hauses und des Aeußern. Dr. Unger, Minister. Dr. v. Glaser, Justizminister.

Ein österreichischer Ministerrat unter dem Vorsitz des Kaisers im Jahre 1877.

Digitized by Google

Kurz vor der Eröffnung der Weltausstellung (20. April 1873) feierte Erzherzogin Gisela, die erstgeborene Tochter des Kaisers, ihre Vermählung mit dem Prinzen Leopold von Bayern, dem sie inzwischen zwei Prinzessinnen und zwei Prinzen geschenkt hat.

Eingedenk der Segnungen, welche die Regierung des Kaisers seinen Völkern brachte, wurde 1873 in ganz Oesterreich der 2. Dezember, an welchem Tage dieser fünfundzwanzig Jahre früher den Thron bestiegen, festlich begangen. Mit Jubel begrüßten die Wiener das Kaiserpaar und den Kronprinzen, als diese am Vorabend eine Rundfahrt über die festhaft beleuchtete Ringstraße machten. Aufrichtige Liebe und Verehrung bildeten den Grundton der Glückwünsche der langen Reihen von Festdeputationen, welche der Kaiser an der Seite der Kaiserin und des Kronprinzen am Gedenktage selbst empfing.

Am 8. Juli 1876 hatten Kaiser Franz Josef und der Kaiser von Rußland eine gewichtige Unterredung in Reichstadt in Anwesenheit der Minister des Auswärtigen Fürsten Gortschakoff und Grafen Andrassy zur Erzielung eines gemeinsamen Vorgehens angesichts der ernsten Lage im Orient.

Am 9. November 1878 traf in Wien eine Deputation aus der Herzegowina ein, welche, da der Kaiser sich damals in der Burg zu Ofen aufhielt, wenige Tage später dorthin berufen ward. Aus sechsundzwanzig Personen bestehend, zeigte sie das bunteste Gemisch der Stände und Trachten. Da waren katholische und griechisch-orientalische Bischöfe und Klosterbrüder, christliche und mohammedanische Großgrundbesitzer, Beamte, Handelsleute und dergleichen mehr. Die Spitzen der Deputation überreichten eine Adresse, prächtig gebunden in roten Sammet mit Goldbeschlägen. „Alle Konfessionen des Landes," sagte der Kaiser in seiner Erwiderung, „ihre Gewohnheiten und begründeten Rechte werden Schutz bei mir finden." Mit Begeisterung wurde dieses Kaiserwort entgegengenommen.

Die Feier der silbernen Hochzeit des Kaisers und der Kaiserin am 24. April 1879 rief in Oesterreich-Ungarn zahllose Kundgebungen der Liebe und Anhänglichkeit an den Monarchen hervor. Den Glanzpunkt der Festlichkeiten bildete der nach den Ideen Hans Makarts angeordnete Huldigungsfestzug der Stadt Wien, dessen Großartigkeit und Schönheit allgemeine Bewunderung erweckt hatte.

Kurze Zeit darauf (August 1879) hatte der Kaiser eine Begegnung mit dem deutschen Kaiser in Salzburg, welch letzterer sich hierauf in Begleitung des Fürsten Bismarck zur Kur nach Gastein begab. Am 28. August traf Graf Andrassy daselbst ein und



Kaiser Franz Josef I. empfängt in der Burg zu Ofen die Deputation aus der Herzegowina.
14. November 1878.

hielt mit Bismarck wiederholt Konferenzen ab, worauf am 21. September 1879 Fürst Bismarck in Wien namens seines Souveräns ein Schutz- und Trutzbündnis mit Oesterreich-Ungarn abschloß. Am 22. September 1879 trat Graf Andrassy von der Leitung des Ministeriums des Auswärtigen zurück. An dessen Stelle ernannte der Kaiser den österreichisch-ungarischen Botschafter am italienischen Hofe Freiherrn von Haymerle. Seit dem Jahre 1879 wiederholten sich fast jährlich in Gastein und Ischl die Begegnungen des Kaisers Franz Josef mit dem deutschen Kaiser, welche immer mehr an Herzlichkeit gewannen.

Am 10. Mai 1881 feierte Kronprinz Rudolf seine Vermählung mit der Prinzessin Stephanie, Tochter des Königs der Belgier. Im ganzen Reiche rief dieses Ereignis die freudigste Bewegung hervor. Am glänzendsten beging die Reichshauptstadt das kaiserliche Familienfest.

Vom 27. bis 31. Oktober desselben Jahres weilten der König und die Königin von Italien am Wiener Kaiserhof als gefeierte Gäste. Bei der großen Galatafel, die den Mittelpunkt der glänzenden, zu Ehren der italienischen Majestäten veranstalteten Festlichkeiten bildete, brachte König Humbert ein Hoch auf das österreichische Kaiserpaar in herzlichster Weise aus.

Am 16. August 1883 fand die Eröffnung der elektrischen Ausstellung statt. Kronprinz Rudolf feierte in der Eröffnungsrede die großen Fortschritte der Naturwissenschaften und die Bedeutung Wiens für das Reich mit dem Wunsche, „daß stets ein Meer von Licht aus dieser Stadt strahle und neuer Fortschritt aus ihr hervorgehen möge".

Am 2. September 1883 wurde die glückliche Ehe des Kronprinzen Rudolf durch die Geburt einer Prinzessin, der Erzherzogin Elisabeth, gesegnet.

Am 12. September desselben Jahres beging Wien das Jubiläum der Befreiung der Stadt von der Türkengefahr in Verbindung mit der Schlußsteinlegung zum neuen Rathause in Anwesenheit des Kaisers

Am 14. April 1884 trat Kronprinz Rudolf eine Reise in den Orient an, deren Ergebnisse er in einem besonderen Werke veröffentlichte.

Am 15. bis 17. September 1884 verweilte Kaiser Franz Josef in Skiernievice und hielt dort eine Zusammenkunft mit den Kaisern des deutschen und des russischen Reiches. In der Begleitung der Monarchen waren Fürst Bismarck, Graf Kalnoky und Herr von Giers. Die Zusammenkunft galt der Befestigung der freundschaftlichen Beziehungen der drei Reiche im Interesse der Erhaltung des Weltfriedens.

Im August 1887 reiste der Kaiser Franz Josef nach Gastein zum Besuche des deutschen Kaisers. Sie sahen sich da zum letztenmale: es war ein ernster, bewegter Abschied — ob sie wohl ahnten, daß sie für immer schieden?

Im Frühjahr und im Sommer 1888 veranstaltete zur Feier des Jubiläums des Kaisers die Wiener Künstlergenossenschaft eine internationale

Kunstausstellung und der niederösterreichische Gewerbeverein eine Industrieausstellung. Andere zahlreiche Fachausstellungen wurden in Wien und verschiedenen Städten der Erblande aus dem gleichen Anlasse abgehalten, welche von den Fortschritten des Reiches auf den verschiedenen Gebieten des Kulturlebens Zeugnis abgaben, und endlich erfreute den Kaiser Franz Josef I. vom 3. bis 10. Oktober 1888 jener Besuch Kaiser Wilhelms II., dessen wir im Eingang dieser Jubiläumsblätter wiederholt gedachten.

So war während dieser vierzig Jahre die Regierung Kaiser Franz Josefs I. trotz mancher Wolken, die vorübergehend den Horizont getrübt, eine an Glanzpunkten und Freudentagen reiche. Diejenige Seite dieser Regierung aber, auf welcher wir fast ausschließlich volles, ungebrochenes Licht zu verzeichnen haben, ist die Entwicklung der österreichischen Reichshauptstadt.



Der Trinkspruch König Humberts von Italien bei seinem Kaiserbesuch in Wien, 29. Oktober 1881.

Den ersten Schritt zum Emporblühen derselben that der Kaiser im Jahre 1859 durch die den Wienern verliehene Gemeindeverfassung. Diese verschmolz die Stadt und die Vorstädte zu einem einheitlichen Gemeindegebiete, dessen Verwaltung einer freigewählten, auf dem breitesten Selbstbestimmungsrechte wirkenden Vertretung oblag.

Der nächstwichtige Schritt des Kaisers war die von ihm im Jahre 1857 aus eigener Initiative angeordnete Erweiterung und Verschönerung der innern Stadt, wobei nach dem Abbruch der Festungswerke die räumliche Trennung der Stadt von den Vorstädten beseitigt wurde. Beide hochherzigen Thaten des Kaisers sind die Grundlagen, auf denen sich das neue Wien aufbaute. Hieran reiht sich ein drittes großartiges Werk: die Donauregulierung, welche dem Hauptstrom ein neues, der Stadt näher gelegenes Bett gab, die an demselben gelegenen Vorstädte vor Ueberschwemmungen schützte, dem Schiffahrtsverkehr einen mächtigen Aufschwung verlieh und dem Gemeindegebiete mehr als 32 Hektar Baustächen verschaffte.

Die räumliche Erweiterung der innern Stadt war ein Gebot der Wohnungsnot. Lange sträubten sich die militärischen Kreise gegen das Fallen der Basteien, bis der Machtspruch des Kaisers alle Bedenken beseitigte. Auf einem Flächenraume von fünfmalhunderttausend Quadratklaftern erhebt sich heute die Ringstraße mit ihren zahlreichen Seitenstraßen, die Altstadt mit den ehemaligen Vorstädten verbindend. Alleen durchziehen die Haupt- und Nebenfahrbahnen der Ringstraße. Oeffentliche Gärten dienen der Bevölkerung zur Erholung. Hof- und Staatsgebäude, Paläste und andere Privatgebäude in den reichsten architektonischen Formen geben der Anlage ein vornehmes Gepräge. Denkmale berühmter Männer zieren die Plätze. Von kultureller Bedeutung wurde diese großartige Anlage dadurch, daß sie der bildenden Kunst reichen Stoff zu neuen Schöpfungen zuführte, insbesondere die Architektur und Plastik in ihren verschiedenen stilistischen Gebilden zur höchsten Blüte brachte, den Geschmack veredelte und das Kunstgewerbe in seinem Emporblühen mächtig förderte. Die Bedürfnisse des anwachsenden Verkehrs erforderten aber auch, daß die engen Straßen der Altstadt und die Hauptverbindungslinien der Vorstadtbezirke erweitert wurden. Die rasche Zunahme der Bevölkerung bewirkte die Bebauung großer, noch unbenützter Grundkomplexe. Es entstanden ganz neue Stadtteile, wie die Brigittenau, die Donaustadt und Favoriten, und der fast vollständige Umbau der ehemaligen Vorstädte Weißgerber, Erdberg, Margarethen und Mariahilf. Auch hier erhoben sich neue Staatsgebäude, Paläste, neue Gartenanlagen und eine stattliche Anzahl von Kirchen. An der Stelle alter hölzerner Brücken und Stege über den Donaukanal und den Wienfluß wurden Brücken aus Stein und Eisen erbaut, die deren Zahl ursprünglich um mehr als das Doppelte vermehrten. Noch großartiger war die Rückwirkung des Emporblühens der Stadt auf die nur durch die Verzehrungssteuerlinien getrennten Vororte, welche in den letzten vierzig Jahren ihren ländlichen Charakter abstreiften, zu großen städtischen Gemeindewesen heranwuchsen und in ihrer westlichen



Die Zusammenkunft in Gastein.

Ausdehnung fast bis an die gegen die Donau abfallenden Ausläufer der Alpen heranreichen.

Halten wir eine flüchtige Rundschau über die hervorragendsten öffentlichen Gebäude und Denkmale, welche in den letzten vierzig Jahren neu entstanden, und richten wir unsern Blick zunächst auf die Ringstraße! Links neben der alten, unansehnlichen Hofburg erhebt sich bis zum Hochparterre bereits der Flügel der neuen, großartig angelegten Burg, nach Plänen G. Sempers und Karl Freiherrn von Hasenauers. Den äußern Burgplatz schmücken die Reiterstandbilder des Erzherzogs Karl und des Prinzen Eugen von A. Freiherrn von Fernkorn. Vor dem Burgthore jenseits der Ringstraße stehen die großen, aus Stein erbauten Hofmuseen zur Aufnahme der naturhistorischen und Kunstsammlungen, erbaut von Semper und Hasenauer. In der Mitte der durch eine französische Gartenanlage getrennten Gebäude begrüßt uns das Denkmal der großen Kaiserin Maria Theresia von K. Zumbusch, das bedeutendste plastische Werk des neuen Wien, das unsere Leser aus der Abbildung auf Seite 660 unseres vorigen Jahrgangs kennen. Wenn wir den Opernring betreten, ragt abseits auf dem Schillerplatze das Gebäude der Akademie der bildenden Künste von Theophil Freiherrn von Hansen empor. Die Mitte des Platzes ziert das Standbild Friedrich Schillers von Schilling. Zwischen der Opern- und der verlängerten Kärntnerstraße tritt, freistehend, das von van der Nüll und Siccardsburg erbaute Opernhaus vor, dessen Loggia und dessen Innenräume von Schwind, Engerth, Rahl, Eisenmenger, Laufberger und anderen Künstlern malerisch ausgestattet sind. Abseits vom Kärntnerring, am Wienfluß, erbaute sich die Künstlergenossenschaft zur Veranstaltung von Ausstellungen nach Plänen des Architekten A. Weber ein Heim; nebenan steht das Gebäude der Gesellschaft der Musikfreunde mit doppelten Konzertsälen von Hansen. Am Schwarzenbergplatze begegnen wir dem Reiterstandbilde des Fürsten Karl Schwarzenberg, des Siegers in der Schlacht bei Leipzig, von Hähnel. Abseits vom Kolowratring am Wienfluß baute Fr. Schmidt an Beethovenplatz das akademische Gymnasium. Die Mitte des Platzes schmückt das Standbild Beethovens von K. Zumbusch. — Wenden wir uns dem Parkring zu. Rechts erhebt sich auf dem Plateau des Stadtparkes der Kursalon von Garben. Inmitten von Gruppen und Gesträuchen des Parkes setzte der Männergesangverein dem Tondichter Franz Schubert ein von C. Kundmann ausgeführtes Marmordenkmal. An der linken Seite des Parkringes breiten sich die Anlagen der Gartenbaugesellschaft von A. Weber aus. Den Stubenring belebt rechts das von H. Freiherrn von Ferstel erbaute österreichische Museum für Kunst und Industrie und die mit demselben verbundene Kunstgewerbeschule, links die Franz Josefs-Kaserne. Vom Franz Josefs-Quai gegen den Schottenring weiter schreitend, sehen wir den letztern durch die Rudolfs-Kaserne flankirt. Links aufwärts steht das Gebäude der Börse von Hansen, rechts das vom Kaiser an Stelle des Ringtheaters erbaute Sühnhaus von Fr. Schmidt. Im Hintergrunde der Gartenanlage, auf dem Platze zwischen dem Schotten- und Franzensring, ragt die Votivkirche, das schönste kirchliche Bauwerk Wiens aus der Neuzeit, von H. v. Ferstel ausgeführt, empor. Den großartigsten Anblick gewährt der Rathausplatz am Franzensring, auf welchem wir den erhabensten Schöpfungen des reich entwickelten Kulturlebens der Stadt begegnen. Den Mittelteil des Platzes umsäumt das Rathaus von Fr. Schmidt, die linke Seite das Parlamentshaus von Hansen und die rechte Seite die Universität von H. v. Ferstel. Jenseits der Ringstraße schließt den Platz das neue Burgtheater von Hasenauer ab. Vom Franzensplatz zum Burgring zurückkehrend, gelangen wir zu dem die Mitte des Reichsratsplatzes ausfüllenden Justizpalais von A. von Wielemans.

Zu den monumentalen Neubauten und Denkmalen der Vorstadtbezirke zählen in der Leopoldstadt: die Brigittenauer Pfarrkirche von Fr. Schmidt, die Synagoge von Förster, die Weltausstellungsrotunde von Hasenauer, der Nordbahnhof und Nordwestbahnhof und das Tegetthoff-Denkmal am Praterstern von Kundmann; im Bezirke Landstraße: die Weißgerber Pfarrkirche von Fr. Schmidt und das Arsenal mit dem Waffenmuseum von van der Nüll, Förster, Th. Hansen und Körner; im Bezirke Wieden: die Elisabethpfarrkirche von Bergmann, das protestantische Schulhaus von Hansen und das Nessel-Denkmal von Fernkorn; im Bezirke Mariahilf: die Gebäude der Kriegsschule und der Geniedirektion und das Haydn-Denkmal von Natter; im Bezirke Neubau: die Lazaristenkirche von Fr. Schmidt, die Altlerchenfelder Pfarrkirche von Müller und das Deutsche Volkstheater von Fellner; im Bezirke Alsergrund: das chemische Laboratorium der Universität von H. v. Ferstel, und der Franz Josefs-Bahnhof, und endlich im Bezirke Favoriten die dortige Pfarrkirche von Fr. Schmidt und die Bahnhöfe der Staatsbahn und der Südbahn. — Fassen wir nach Kennzeichnung der äußeren Merkmale des Emporblühens der Stadt jene Erscheinungen des Gemeinwesens ins Auge, welche den gesamten Aufschwung der materiellen und geistigen Kultur während der letzten vierzig Jahre zum Ausdruck bringen! Die Bevölkerung des Gemeindegebietes stieg in den Jahren 1848 bis 1888 von 406,890 auf 800,836 Bewohner und mit den Vororten erreichte sie die Zahl von mehr als 1,100,000 Einwohnern. Die Anzahl der Häuser vermehrte sich um mehr als 5000. In der Zusammensetzung der Bevölkerung trat die Veränderung ein, daß die Einheimischen nur noch ein Drittel der gesamten Bevölkerung bilden, während sie früher in der überwiegenden Mehrzahl waren.

Mächtig wurde das Selbstgefühl der Bürger dadurch gehoben, daß sie auf die Verwaltung der wichtigsten Angelegenheiten ihres Gemeinwesens entscheidenden Einfluß erhielten. Eine Reihe ausgezeichneter Männer traten in die Gemeindevertretung ein und beteiligten sich an den zum Wohle der Stadt unternommenen Reformen. Eine der dringendsten Aufgaben war die Verbesserung des Gesundheitszustandes der Stadt. Mit einem weitreichenden Blick für die plastischen Bedürfnisse einer Großstadt wurde die glückliche geographische Lage Wiens benützt und der Wasserbedarf dem Quellengebiete des Schneeberges entnommen. Allen technischen und finanziellen Schwierigkeiten trotzend, leitete die Gemeinde in einem 13 Meilen langen steinernen Aquädukt den Kaiserbrunnen und die Stixensteuer Quelle, Geschenke des Kaisers und des Grafen Hoyos, in drei große Sammelbecken. Von hier aus werden die Hochquellen von einem durch alle Straßen der Stadt verzweigten Rohrnetze aufgenommen und in die einzelnen Häuser, zum großen Teil selbst bis in die obersten Stockwerke und Wohnungen, befördert; der große Erfolg war, daß Epidemien immer weniger und minder heftig auftraten, und das Percent der Sterbefälle von 30 auf 22—23 herabsank. Im Interesse der öffentlichen Gesundheit wurden der Bau der Kanäle, die Besprizung und die Reinigung der Straßen verbessert, öffentliche Bäder und große öffentliche Gärten und Kinderspielplätze angelegt. Zur Zierde der großen Gärten wurden diese künstlerisch gestaltet, mit seltenen Pflanzen und Blumen ausgeschmückt. Aus Rücksichten für die Gesundheit der Bevölkerung hob man die unmittelbar vor den Linien gelegenen Friedhöfe auf und legte einen großen Zentral-Friedhof bei Kaiser-Ebersdorf an. — Außerordentliche Sorgfalt widmete die Gemeinde der Hebung der Volksbildung. Sie errichtete ein Lehrerpädagogium, gab, ohne vor den bedeutendsten Geldopfern zurückzuschrecken, den Lehrern eine vollkommen gesicherte Stellung, erbaute eine große Zahl neuer Schulhäuser und errichtete auf ihre Kosten Gymnasien und Realschulen. — Mit dem Anwachsen der Bevölkerung trat auch die Notwendigkeit ein, neue Einrichtungen zu schaffen, welche den Lebensmittelbedarf deckten und der wachsenden Teurung derselben entgegenwirkten. Die Gemeinde machte daher die möglichsten Anstrengungen, damit sich die Zufuhren an Lebensmitteln vermehrten. Sie erbaute einen großen Zentral-Schlachtviehmarkt, eine Großmarkthalle, und fast in jedem Bezirke eine Detailmarkthalle; sie schuf zur Einlagerung großer Körnervorräte ein Lagerhaus und organisirte die Zufuhren geschlachteten Fleisches.

Zur Erhöhung der Sicherheit wurden die Feuerlöschanstalten nach den besten Vorbildern des Auslandes eingerichtet. Die Gemeinde erbaute ferner neue, mit allen Bequemlichkeiten ausgestattete Armen- und Waisenhäuser und erhöhte die Pfründen der auswärtigen, von ihr unterstützten Armen. Hand in Hand mit diesen Anstrengungen geht, von des Kaisers Regierung wie von der Gemeinde in allen Punkten gefördert, ein großartiger Aufschwung in Gewerbe, Handel und Verkehr, in Pflege der Kunst und der Wissenschaft.

So entfaltete sich in Glanz und Pracht das neue Wien; seine äußere Erscheinung bietet das Bild eines blühenden Gemeinwesens, und mit stolzem Selbstgefühl darf der Kaiser darauf blicken, da seinem Wohlwollen und seiner Liebe zur Stadt ein nicht geringer Teil der Erfolge zu danken ist.

Und wie in den vier Jahrzehnten der bisherigen Regierung Kaiser Franz Josefs die österreichische Hauptstadt sich unter seiner hohen Förderung glänzend entfaltet hat, so darf auch das gesamte Reich mit Genugthuung auf eine Reihe schöner Erfolge blicken, die diese vier Jahrzehnte gezeitigt haben. Dem Kaiser selbst aber mögen die großen kulturellen Fortschritte, die sein Reich unter seinem Scepter gemacht, an seinem Regierungsjubiläum die reinste Freude, die höchste Befriedigung gewähren. Sie finden ihren volltönenden Widerhall in der Dankbarkeit seiner Völker, die in ihm den Beschützer alles Edlen und Guten, den hohen Schirmvogt ihrer nationalen Rechte, den unermüdlichen Förderer ihres frohen Gedeihens ehrerbietig feiern.



Kaiser Franz Josef I. im Jagdanzug.

Nach der neuesten Aufnahme von Hofphotograph Fiedler in Tegernsee



1. Das Innere der Votivkirche. — 2. Die Universität. — 3. Die neue Hofburg. — 4. Das Parlamentsgebäude. — 5. Das Hofmuseum für Kunst und Wissenschaft. — 6. Das neue Rathhaus.

Wiener Neubauten aus Kaiser Franz Josefs I. Regierungszeit.

Digitized by Google

Falkenjagd.

(Hierzu das Bild Seite 221.)

Falkenjagd — in der Jägersprache Falkenbeize: die Worte klingen aus verschollenen Tagen zu uns herein, sie mahnen „an das Mittelalter so schön, an der Vorzeit hohe Romantik". Die Falkenbeize war schon darum die romantischste aller Jagdvergnügungen, weil an ihr die Damen teilnehmen konnten und zwar nicht bloß jene, welche die Aufregungen lebensgefährlichen Treibens, wie sie die Fuchshetzen oder die Parforcejagden mit sich brachten, liebten, sondern auch die Gefühlvollen sanfteren Gemütes, denn sie nur zu selten verwundet, kaum ein Sturz mit dem Pferde, weil das Terrain, auf dem man jagte, zuvor von gefährlichen Stellen befreit oder ganzbar gemacht war. Höchstens konnte man dabei gelegentlich ein wenig in den Sumpf geraten, aber die Rettung aus solcher Gefahr hatte ja gerade für Dame und Kavalier ihre pikant-romantische Seite.

Was unser Bild darstellt, ist die Beize auf den Fischreiher, das ganz besonders beliebte Jagdvergnügen. Sie begann im Juni und dauerte bis in den August hinein, den Anfang der Mauserzeit für die gefiederten Bewohner unserer Höhe. Wenn die Mittagshitze einer gemäßigteren Temperatur Platz gemacht hatte, zog man aus; das Jagdvergnügen dauerte dann bis zum Sonnenuntergang. Der Sammelplatz war eine Stätte, von welcher aus man das Jagdfeld und den muthmaßlichen Kampfplatz der Falken mit dem Reiher übersehen konnte. Mindestens zwei wohlberittene Falkeniere lagen mit ihren Falken im Versteck, so daß sie die vom Fischfang in den Flüssen, Kanälen oder Tümpfen nach ihren Standorten heimkehrenden Reiher schon von der Ferne heranstreichen sahen. Die Vögel hielten ihren bestimmten Strich; nur Regen die unter ihnen, deren Beute gering gewesen war, höher und tiefer als andere, welche viel Ballast im Leibe trugen. Auf die letzteren war es abgesehen, weil die Falken sie schneller erreichen und sich weniger leicht verfliegen konnten. Kam ein Reiher nun jagdgerecht, so warfen die Falkeniere ihre Falken empor mit dem Ruf: „au vol", auf welches Signal die Jagdgesellschaft gewartet hatte, um rasch zu Pferde zu steigen und zunächst den Kampf der Vögel zu beobachten. Diese Augenweide dauerte bis zu dem Augenblick, da einer der Falken den Reiher nach oft langem Umkreisen und vielen vergeblichen Stößen fest gefaßt hatte. Dann ging es im Galopp unter „Halo" der Stelle zu, auf welche voraussichtlich der Reiher von den Falken zu Boden gedrückt wird. Die herbeigeeilten Falkeniere befreien zunächst den noch lebenden Reiher von den Falken, ein nicht ganz gefahrloses Geschäft, weil der Reiher sich mit seinem spitzigen Schnabel tapfer zu vertheidigen versteht und manchmal dem Falkenier recht blutige Wunden beibringt. Den Falken werden bereitgehaltene

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



„Warum blickst Du denn jedesmal an diesen Schaufenster, in wehmüthiger Betrachtung versunken, stehen?"

„Lieber Freund, die Erinnerung ist es, welche mich hier festhält, denn, sieh — ganz so sah meine selige Frau aus!"



Handschuhverkäuferin: „Welche Farbe ist gefällig?"

Kolonialbesuch in der deutschen Residenz: „Bitte, hier diese Fleischfarbene."



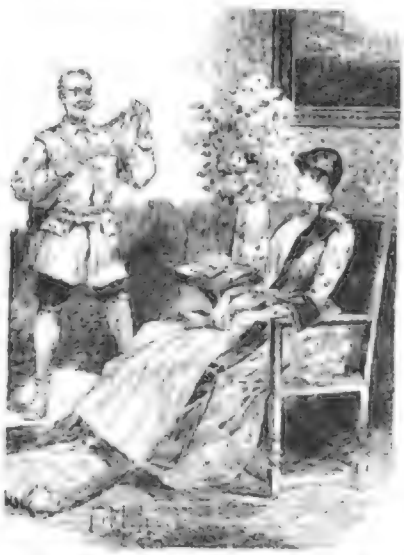
„Dieser gewaltige Unterschied zwischen Professor X und seinem Sohn!"

„Eigentlich nur ein kleiner Unterschied, denn der Alte ist eine Größe ersten Ranges und der Sohn ein Range erster Größe!"



„Ob war wirklich ein reizender Abend bei Ihnen, Herr Direktor. Darf ich bitten, uns jetzt einen Wagen holen zu lassen?"

Direktor: „Mit dem größten Vergnügen, gnädige Frau."



„Nun, liebes Mädchen, was hast Du auf Deinen Jagdzuge mit Deinem Freund Fritz gejagdert?"

„O, es hat keiner den andern angeschossen; das will das heutzutage auch etwas heißen!"



Eine Klassiker-Illustration.

„Wie sich scheu die Veilchen drängen,"
(Das Lied von der Glocke.)

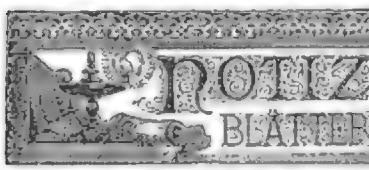
lebende Tauben zugeworfen. Die Tiere sind zu einem zweiten Kampf am gleichen Tage nicht mehr zu gebrauchen. Soll die Jagd fortgesetzt werden, so müssen weitere Falken zur Hand sein. Für die Jagdgesellschaft stellt das Vergnügen zugleich ein Wettrennen dar; denn wer zuerst am Reiher ankommt, erhält dessen schöne Nackenfedern als Auszeichnung auf seinen Hut, wenn der Glückliche sie nicht als Huldigung seiner Dame auf das Barett steckt.

Ist der Reiher stark verwundet, so wird er vollends getödtet; ist er unverletzt, so behält man ihn zum Gebrauch bei der Treibjagd der Falken oder läßt ihn frei, nachdem man ihm ein Meissingplättchen um den Lauf befestigt hat.

Das Abrichten der Falken kostete viel Zeit und Mühe und bestand dem Wesen nach in einer — raffinirten Tierquälerei, denn, wenn die Haube, unter welcher man den Vogel monatelang im Dunkeln hielt, nicht zurichend war, so nähte man den armen Vögeln die Augenlider zu, abgesehen davon, daß man sie wie wilde Tiere durch Hunger zähmte.

Auch sehr kostspielig war das Vergnügen. Die besten Falken wurden zu oft sehr hohen Preisen aus Island oder Norwegen bezogen; zur Abrichtung und zur Jagd war ein großes, besonders für diesen Dienst angestelltes Personal erforderlich, an dessen Spitze der Oberfalkenmeister stand, der zu den obersten Hofchargen zählte, unter ihm die Falkenmeister, Oberfalkenire, Falkeniere und Falkenjungen. Diese Kostspieligkeit war es auch, welche neben der Verbesserung der Jagdgewehre die Abnahme und den allmählichen Eingang der Falkenjagd herbeiführte. In Frankreich, wo sie besonders blühte, bereitete ihr die Revolution ein jähes Ende; in Deutschland und vornehmlich in Holland ragt sie noch in unser Jahrhundert herein.

In das Abendland wurde die „Falkenierkunst" wahrscheinlich durch Kreuzfahrer, welche sie im Orient kennen gelernt hatten, wo sie auch jetzt noch betrieben wird, eingeführt und nicht wenige Kaiser und Könige haben durch ihre Vorliebe für dieselbe ihre Verbreitung gefördert. So Friedrich II., der Enkel Barbarossas, welcher ein umfangreiches Werk in lateinischer Sprache über sie schrieb, das lange verbreitetste zur Richtschnur diente. Es gibt heute noch Kenner, welche dieses Jagdvergnügen wieder aufblühen sehen möchten; ob es aber dahin gelangt, wollen wir der Zeit anheimgeben. E. B.



Bildende Künste.

— **Die Münchener Künstlergenossenschaft hat in einer Generalversammlung den Beschluß gefaßt, einen „Münchner Salon" nach dem Vorbild des Pariser Salons ins Leben zu rufen.** Derselbe wird ausschließlich im Glaspalast veranstaltet und in jedem ungeraden Jahre mit der internationalen Kunstausstellung verbunden werden.

Tonkunst.

— **Von der deutschen Geigenmacherschule in Schwerin i. M.,** 1867 von Otto Schunemann unter dem Protektorat des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin zu dem Zweck gegründet, die alten Meistergeigen neue Instrumente von gleicher Güte entgegenzustellen, erfreuen sich sehr günstiger Beurtheilung durch Virtuosen, sogern sie Verwendung gut gebaut sind, erst nach Menschenalter zu einem schönen, glänzenden Ton zu kommen, und es sind bereits die vor fast 200 Jahren von Steiner, Stradivarius, Guarnerius und anderen gefertigten Geigen so hoch geschätzt. Nun aber sandte bei einem Umzug in Hamburg kürzlich ein Kommerzialrath Holtorf-Hamacher Hahn aus Memel u. a. drei exakten Künstlern Hagdmann und Schuberische Quartette auf ganz neuen, im Schunemannschen Atelier eigens für Instrumente gefertigten Instrumenten, die einen Überschuß der schönen Eindrücke erstellen. Die Jury dieser wohlig zu einander passenden Instrumente hoben und erklärten sie gegenseitig, regelrecht bearbeitet, edel voll, rund, im höchsten Grad vorzüglich und harmonisch. Auch bei den Solovorträgen bewährten sich diese Geigen glänzend. Die Streichbogen waren über diese wunderbaren Erfolge auf neuen Instrumenten ebenso erfreut. So ist es zu hoffen, daß sich schwellig das Gelingen der beiden Junger des edlen Instrumentes, denen jene alten und unübertrefflich teuren Meistergeigen zu hoch hängen, durch auch dem Schreiber dieser Zeilen gegangenen gleich gute und viel billigere Instrumente stellen läßt, und daß es der deutschen Industrie, derselben Fleiß gelungen, ist doppelt erfreulich.

— **Eine bisher unbekannte Partitur Gluck's,** betitelt „Probe", ist in Florenz aufgefunden worden. Es ist ein kleines Festspiel, das Gluck im Jahre 1767 auf Wunsch des Großherzogs Leopold II. von Toskana schrieb. Das Werkchen besteht sich bis jetzt in Druck und wird nächstens erscheinen.

Bühne.

In einer künstlerischen Großthat gestaltete sich im Hoftheater zu Dresden-Anfang die erste Aufführung der dreiaktigen Oper „Benvenuto Cellini" von Hector Berlioz. Eine eigenthümliche Natur ist dieser Musiker und componirendirigirende Schwierige Welt des genialen, schon 1869 verstorbenen französischen Komponisten aus 9 Bänden, die er bereits 1852 den Höfen in Weimar auf die Pulte gelegt wurde. Doch ist es seinen Nichten wieder auf den Brettern erschienen. Der Erfolg war ein großartiger, und das Publikum wurde in stürmischen Enthusiasmus versetzt. — Einen gleich bedeutenden Erfolg erzielte das Pariser Komikertheater mit der neuesten dreiaktigen Operette von Franz von Suppé: „Die Jagd nach dem Glück". Der Text ist mit steter Benützung einer französischen Idee von A. Cenee und B. Jaypert verfaßt. Die Musik ist außerordentlich melodienreich, graziös und frisch und vor allen Dingen originell, das heißt nicht nach den Gräbern verstorbener Muster hervorgeholt. Suppé hat sich wieder einmal in voller Achtung gezeigt und einen glänzenden Sieg davongetragen. Die Handlung des Stückes, welches mit einem Vorspiel beginnt, ist folgende: Im bayerischen Hochgebirge lebt im Anfange des zwanzigsten Jahrhunderts ein Graf Ludwig mit seiner Tochter Stella und seinem Adoptivsohn Rudolf. Die beiden jungen Leute lieben sich, und mit Einwilligung des alten Grafen werden schon die Verlobungen zur Hochzeit getroffen. Da erwachen in der Brust Rudolfs Zweifeln, ob er, der Unterthane, wo drei die Welt nach Lust ein vermögendes Buch dahingi, dessen Inhalt zu lesen er vor Begierde brennt, im Lande sein wird, Stella glücklich zu machen und selbst an dem alten Glück einer ruhigen Häuslichkeit es! die Dauer Gefallen zu finden. Sein Adoptivvater hat ihn in einem Gastspielbuch bekannt und erklärt sich bereit, seinen Wünschen zu willfahren. Er soll sich in der Welt umsehen und nach Jahresfrist zurückkehren, um, wenn seine Sehnsucht nach den Unbekannten gestillt ist, Stella zum Altare zu führen. So zieht denn Rudolf mit seinem Diener Kaspar in die Ferne, aber herzlich beneiden ihn die Bauer, ihre Mitschüler und der alte Hausherr. Zunächst geht es nach Paris. Dort erjagt er das Glück in Gestalt einer reizenden Tänzerin, die ihn, nachdem er in kürzester Zeit ihr Unternehmen in den Schoß geworfen und den Rest im Spiel verloren, also ganz auf dem Trockenen sitzt, und nachdem zum Überfluß sein Diener ausgeplündert worden, ihn der Abschied gibt. Die drei „ärmlichen" Begleiter haben inzwischen unter allerlei Masken, die Braut als Straßensängerin, die Mitschüler als Postreisebüreau, ihn rastlos schwebt und sich Mühe gegeben, sein besseres Gestirn zu wecken, und da er in Bonzi und Spiel sein Glück gesucht, beschlossen sie ihn, weil gerade der schwedische Karl XII. in Paris die Werber treffend führen läßt, ein Offizierpatent. Auf also nach Schweden und ins Lager von Friedrichshall! Braut und Mitschüler sind, diesmal in Hofrollen, als Freiherr und als Trompeter, beide natürlich auch diesmal von ihm nicht erkannt, ebenfalls zur Stelle. Im Handumdrehen ist er Oberst geworden und verrichtet Wunder der Tapferkeit, aber da kommt auch dem belagerten Friedrichshall die tödtliche Kugel, die den König zum Tode trifft. Es wird Friede geschlossen, und die militärische Laufbahn des Obersten ist, bevor er noch General hat werden können, zu Ende. Jetzt faßt ihn Verdruß, von dem er so oft gequält, und er stürzt sich in den Festungsgraben. Braut und Mitschüler, jetzt als Fischerin, Hecke als Tätowirer, sind wieder, natürlich unerkannt, in seiner Nähe. Er verfolgt eine glühzeitige Andalusierin und eine Impresario sammelnde Bauchrednerin. Da naht die Stunde, wo die Masken fallen müssen. Die Andalusierin entpuppt sich als eine sehr reiche Schönheit, die Bauchrednerin ist seine verlassene und vergessene Braut, und als ja vollends das Lied singt, mit welchem sie ihn im bayerischen Hochgebirg entlassen, fällt er gerührt in ihre weit geöffneten Arme und kehrt geläutert mit ihr in die Heimat zurück. — Eine dritte, dem musikalischen Gebiet angehörende Novität-Neuheit, die ebenfalls recht beifällig aufgenommen wurde, ist die komische Oper „Im Namen des Gesetzes" von Siegfried Ochs, deren erste Aufführung im Stadttheater zu Hamburg stattfand. Das Werk ist ziemlich harmlos sowohl im Libretto als in der Komposition. Die im ganzen gefällige Musik erinnert uns allzu sehr an bekannte Opernton, mehr jedoch einzelne recht scharf zugespitzte Momente auf. Die Handlung spielt zur Zeit der französischen Revolution, in welcher ein junger Vorster, der in Abenteurer seiner Frau seiner Geburtstag in Liebeserklärungen Verschaft beigegeben, von dieser überrascht wird, so daß ihr ein intimerer Freund verhaftet, um ihn in den Augen seiner Genossen zu rechtfertigen, die damals verdächtige Aristokraten zu sagen, worauf zum Schein seine Verhaftung als Verschwörer „im Namen des Gesetzes" erfolgt. Der Trick glaubt dieser Vergehen, nicht ernst die Gattergenossen, welche, als sie ihren Verdacht bestätigt finden, ihre Tochter überreden, das Haus ihres Mannes zu verlassen, um noch Stunden zurückkehren. In den Trennen will dann die beiden Damen von zwei spießbürgerlichen Bürgermeistern überfallen und beraubt werden, aber von den Ehemann und dessen Freund, dem Polizeileutnant, gerettet, und die Trennung endet mit allgemeiner Versöhnung.

Kultur und Wissenschaft.

Sonnenstrahlen in bewegende Kraft umzusetzen, dieses angestrebte Problem, an welchem die Physiker seit Jahrzehnten ohne Schriftsinn arbeiten, scheint sich wirklich seiner Lösung zu nähern. Uns zu erreichen, und die Lösung bedeutet Wärme, mag man wollen, daß schon am ganz kleine Bruchteil der Sonnenwärme hinreichen würde, in jeder Minute nicht weniger als 2000 Millionen Tonnen Wasser 30 Meilen hoch ist die mittlere Entfernung der Wolken von der Erde) hoch zu heben. Um die gleiche Arbeit zu verrichten, müßten nahezu 3 Millionen Pferdekräfte nötig. Man ist es aber trotzdem gelungen, die Umwandlung der Sonnenwärme in Kraftleistung zu finden, welche Wärmemaschinen betreiben, das heißt Güter, in denen der gespannte Dampf nicht durch chemische Prozesse, sondern durch die Dehnung der Wärme erzeugt wird. Der so gewonnene Strom wurde in einen Elektrolysator geleitet und dort zersetzt, um sich verschiedene Gase, zum Beispiel zum Treiben einer Maschine, zur Beleuchtung und so weiter verwenden zu können. Gelingt es gelingt, diese geistreiche Erfindung den täglichen Bedürfnissen anpassen zu machen, wird eine der ungeheuersten Umwälzungen sich vollziehen, welche jemals das intellektuelle und materielle Leben erfahren hat. Denn obwohl rund die Sonne, die Quelle alles Lebens, auch die Arbeit des Lebens zum größten Teil verrichten; und was heute noch wie ein phantastischer Traum erscheint, kann in wenigen Jahren Thatsache sein.

Eine Art Naturwunder ist in Normanville im Staate Georgia entdeckt worden. In der Nähe des neu entstandenen Ortes „Pittman" befindet sich eine felsige Gegend, die ganz von Elektrizität erfüllt ist. Die Felsen, der Erdboden, sogar das Wasser zeigt sich elektrisch. Wer zum Beispiel die Hand in den dort rinnenden Bach taucht, erhält einen starken elektrischen Schlag. Jedoch ist die Stärke der elektrischen Strömung nach den Tageszeiten verschieden und wechselt die Ebbe und Flut. Das Geheimnis ist beschäftigt die amerikanischen Gelehrten sehr eingehend; aber eine wissenschaftliche Erklärung der Erscheinungen ist ihnen bisher nicht gelungen.

— **Das Berliner Museum für Völkerkunde hat der Wissenschaft** einen Schatz erworben, der einzig in seiner Art ist, nämlich die große Sammlung peruanischer Altertümer, die bisher in Lima, der Hauptstadt des alten Inkareiches, aufbewahrt wurde.

— **In Paris hat die Eröffnung der Pasteur-Anstalt** gegen Wutkrankheit unter großer Feierlichkeit in Gegenwart des Präsidenten der Republik, der Minister und anderer hoher Würdenträger stattgefunden. Die Sammlungen, welche die Anstalt ausstellt, haben gegen 3,000,000 Franken ergeben.

— **Dantes Divina comedia,** das heißt 14,233 Verse oder 96,000 Worte oder 400,000 Buchstaben auf ein Blatt Papier zu schreiben, dieses Kunststückchen hat ein Neapolitaner namens Gosparo vollbracht. Das merkwürdige Blatt ist in Neapel ausgestellt und erregt allgemeines Staunen. In Form ist es nämlich einen starken Vergrößerungsglases. Wahrscheinlich wird die Dante-Gesellschaft das Blatt ankaufen.

Feste und Versammlungen.

— **Josef von Egle, der königlich württembergische Hofbaudirektor,** beging am 23. November in Stuttgart seinen siebzigsten Geburtstag. Durch ungefähr Glückwünsche, einen großen Fackelzug, ein solennes Bankett ec. wurde der würdige Jubilar gefeiert, der als einer der vorzüglichsten Architekten unserer Zeit, Schöpfer einer Reihe musterhafter kirchlicher und weltlicher Bauwerke nicht minder als in seiner Eigenschaft als Lehrer und Direktor der Stuttgarter Baugewerbeschule sich unvergeßliche Verdienste erworben hat.

Sport.

— **Der Prinz von Wales hat seine Rennfarben** in den letzten Tagen zweimal auf „Magic" siegreich getragen. Nachdem der alte Wallach die Grand Sefton nach Hause gebracht, gewann er nun auch die Bruce of Wales Handicap-Steeplechase von 3000 Mark über 4800 Meter.

— **„Curassier",** dessen Leistungen auf der Rennbahn ihn ein gutes Zeugnis ausstellen, ist vom Grafen Lehndorff mit Erlaubnis der preußischen Regierung als Deckhengst angekauft worden.

— **Die Nennungen für die großen Berliner Rennen haben** kein günstiges Ergebnis gebracht. Es erhielten: Union 17, Berolina 59, Großer Preis 58, Hansa 58, Gebirgspreis 42, Diana 36 und Steuben-Jubiläum 1589/90 31 Unterschriften.

— **Die Rennen zu Berlin-Westend konnten infolge** plötzlich eingetretenen Tauwetters am 18. November weder aufgenommen werden. Die 400 Kronen hohe Jubiläums-Steeple „Oder" und „Elsterpreis", den Preis von Paulow Hollberg „Bremse" gegen „Immortelle", das Herbstjagdrennen „Hummel Grayling" und „Totenkranz" ꝛc.

— **Für ein Bernhardiner-Pupp wurden 30,000 Mark** von einem Mr. Beyth auf der letzten Ausstellung zu Chester geboten, jedoch von dem Besitzer des jungen Tiers ausgeschlagen.

— **Die beiden Kunstradfahrer von Professor Kaufmann** und Mennen, zeigten sich bei dem Gründungsfest des Wiener Velocipedclubs in noch viel besserem Licht als auf der Bühne. Die größere Bahn erlaubte ihnen, Kunststücke auf ihren Maschinen auszuführen, die selbst gewandte Radfahrer in Erstaunen setzten.

— **Ein Billard-Zweikampf zwischen T. Taylor und W. Cook,** wobei jener 10000 auf 10,000 Points zu erreich, endigte zu Gunsten des ersteren. Cook hatte bereits die Partie eingestellt, nachdem aber am letzten Tage mit 736 Carambols.

Gestorben.

- Heinrich Siegenfeld, Generalsuperintendent von Livland, am 7. November, in Riga.

— Graf von Bacon, königlich großbritannischer Feldmarschall, spielte im Krimkrieg eine große Rolle, 88 Jahre alt, am 13. November, in London.

- Aurelia Prinzessin zu Windisch-Grätz, geborene Prinzessin Oettingen-Spielberg, Gemahlin des Reichsratsabgeordneten Prinzen Ernst zu Windisch-Grätz, Sternkreuz-Ordens- und Palastdame der Kaiserin von Oesterreich, 43 Jahre alt, am 12. November, in Wien.

— Otto Wilhelm Alfred von Fassong, königlich preußischer Generalleutenant und Kommandeur der 9. Infanteriebrigade in Cöslin, am 13. November, in Berlin.

— Geheimer Regierungsrat Emil von Heydebrand, vortragender Rat in der Kriegsabteilung des Kriegsministeriums Amtes, 59 Jahre alt, am 13. November, in Berlin.

- Freiherr Adolf von Hallenstein, königlich preußischer Generalleutenant z. D., am 14. November, in Wiesbaden.

— Graf Dubois de Saligny, als Gemahl der Gründerin zu Mexiko von Gerolstein, Mutte November, in Paris.

Ludwig Mattenzoller, der verdiente Direktor der städtischen Gaswerke, Hauptverdienst um das Aufblühen der Gasindustrie des Kontinents Baldes, 78 Jahre alt, Mutte November, in Lyon.

— Edmund Gondinet, bekannter französischer Lustspieldichter, 59 Jahre alt, Mutte November, in Paris.

— Dr. theol. Karl Christian Zeyss, königlich sächsischer Oberkonsistorialrat a. D., Kirchen- und Schulrat, ein um die Entwicklung des kirchlichen Lebens im königreich Sachsen sehr verdienter Mann, 82 Jahre alt, am 15. November, in Dresden.

- Otto Karl Viktor Ludwig von Schönberg-Waldenburg, Rittmeister im königlich preußischen Garde-Kürassierregiment, 32 Jahre alt, am 18. November, in Potsdam.

— Dr. Nikolaus Delius, ordentlicher Professor für Sanskrit, romanische und englische Literatur an der Universität Bonn, der rabinter Ehrendoktor verschiedener, 75 Jahre alt, am 18. November, in Bonn.

Neue Bücher und Schriften.

Bartels, L., Gedichte. Leipzig, C. Reißner.

Cornill und Kalkenstein, Die ernste Kunst. Sammlung ausgewählter Schriften für Maler, Zeichner, Bildhauer u. Kunstfreunde. Lief. 4. Berlin, G. Grotenfelt.

Jrenäus, E. G., Aus der großen Stadt. Neue Kulturbilder aus Halb-Asien. 2 Bände. Stuttgart, A. Bonz & Co.

Geschichte der vereinigten deutschen Staaten, herausgegeben von C. v. Lilienau. Die Kaiserkrone. Heft 2. Wien, Prof. d. Gesellschaft für verwandt Kunst.

Graphisches Archiv, 18. Jahrg. XI. Hefte XI. Chemnitz.

Gerstäcker, J. G. v., Friedrich Wilhelm Hackländer. Ein Charakterbild. Stuttgart, A. Bonz & Co.

Kinder-Gartenlaube. Band V. Heft 9—12. Band VI. Heft 1—8. Leipzig, C. Keil.

Kraffert, H., Deutsche Kunstgeschichte. IV. Kassel, Bärenreiter, Balhagen & Klasing.

Kraftzahl, M., Der Schachspieler und dem Gemälde der Reichskanzlei für Kriegsplan. Berlin, J. Springer.

Programm von Lasa internationalen Reise 1888 nach Aegypten. London, Ludgate Circus.

Rieß, J. L. u. A. Hagenbacher, Klassiker Bilderbuch. Heft 1.3. München, Bernhaupt'sche Kunst- u. Verlagsanstalt.

Kleist, Heinr., Hier stehen und Wünschen. Zum Kirchentage zum Gebrauch. Lief. 1. Berlin, A. W. Hayn.

Kleinert, A., Unser drei Nordlicht. Norwegische Erzählungen. Berlin, L. Lachmann'sche.

Lehr, J. H., Die deutschen Bibelübersetzungen und ihre englische Bearbeitung. Hamburg, Hessler.

Lehrbuch, E., Die Holzschnittkunst Deutschland vom 16—18. Jahrhundert. Berlin, G. Grotenfelt.

Lehring, H. Kirchhoff, Unsere drei Brüder. Eine norwegische Königsgeschichte aus alter Zeit. Bielefeld, M. Heinrichs.

Lechler, J. G. v., Geschichte aus dem Nachlaß. 2. Auflage. Stuttgart, A. Bonz & Co.

Lessle von Brühl, Die Hohenzollernburg. Leipzig, Veit & Cort.

Lindau-Schwarz, Der Weg zum Mondschein. Heidelberg, G. Weiß.

Lorenzen, A., Grundzüge der Kunstgeschichte. III.: Die Renaissance in Italien. Leipzig, C. A. Seemann.

Lorm, Dr. Ed., Geschichte der Metallreaktion. Lief. 10.11 (Schluß). Stuttgart Klingel.

Lotichius, Volksleben, Erzählung. Neukandersteg, G. Grünthal.

Lotichius in 100 Karten. Lief. 6/15. Wien, Hartleben.

Lotz, Wilh., Urbilder u. Nachbilder. Bilder aus Italien. Jena, H. Costenoble.

Lüder, O., Handbuch der Weltgeschichte. 20. Aufl. Lief. 24/32. Leipzig, C. Hesselmann.

Lichert, Ernst, Raum contra Kraft. Kassel, Büttner und Landschaftlicher Verlag.

Lichtenau, J. G., Jahrbuch des Gartenbaus. Aktuelles, Blätter und Landschaftlicher in Text und Abbildungen. Frauenfeld, J. Huber.

Lallmann, L. und L. Mühmann, Geschichte der Malerei. III. Band. Leipzig, C. A. Seemann.



(Arrangirt von Jean Dufresne.)

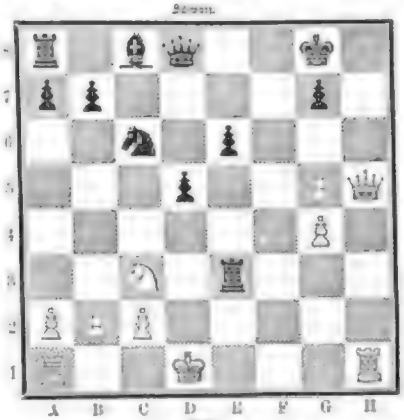
Einem Match, den Wilhelm Steinitz dem Ungarn dieses Jahres gegen 6. Gelmayo in der Havanna gewonnen hat, entnehmen wir folgende lehrreiche Partie:

Partie Nro. 50.

Französische Spiel.

Weiß — Steinitz.	Schwarz — Gelmayo.
1) E 2 — E 4	1) E 7 — E 6.
2) D 2 — D 4	2) D 7 — D 5.
3) S B 1 — C 3	3) S. G 8 — F 6.
4) E 4 — E 5. Diese Fortsetzung, welche früher für nachteilig galt, weil man bei Annahme, daß Schwarz später mit seinem Springer das feindliche Zentrum zu sprengen vermöchte, ist neuerdings von Steinitz nachdrücklich und gutem Erfolg wieder aufgenommen worden.	4) S. F 6 — D 7.
5) F 2 — F 4	5) c 7 — C 5.
6) D 1 n. C 2	6) L. F 8 n. C 5.
7) S. G 1 — F 3	7) O—O.
8) L. F 1 — D 3	8) S. B 8 — C 6. Hier scheint F 3 — F 6 stärker zu sein.
9) K 1 — H 1. Steinitz benutzt hier, daß das sofortige Abtreiben des feindlichen Springers nicht geht, weil nach 9. D 2 n. H 7 f. 9. O n. H 7; 10) S. F 3 — G 5 f. K. H 7 — G 6 am besten. 11) L. D 1 — D 3 f. F 7 — F 5; 12) S. G 5 n. E 6. L. D 8 — A 5; 13) S. E 6 r. B 8 f. 9. D 2 n. F 8. 14) L. D 3 n. D 5 L. C 8 — B 6 folgen würde.	9) F 7 — F 6.
10) S. F 3 — G 5. Die Richtigkeit dieser Springerzüges wird durch die nächste Züge erwiesen.	10) F 6 n. G 5.
11) L. B 5 n. H 7 f. Wir sehen hier Steinitz, der sonst den Kampf um einen Bauer mit der größten Hartnäckigkeit führt, zum Opfern geneigt, weil dieses weiterführende Doppelopfer den Sieg erzwingt.	11) K. G 8 n. H 7.
12) S 4 n. G 3 f.	12) K. H 7 — G 8. Auf K. H 7 — G 6 würde Matt in zwei Zügen folgen.
13) D. D 1 — H 5	13) S. D 7 n. E 5. Der Zug G 5 — G 6, der lediglich Matt verhindert, muß verhindert werden; auch andere Verteidigungszüge sind gut bereits angeführt.
14) F 4 n. E 5	14) L. F 8 — F 5.
15) G 2 — G 4	15) L. F 5 n. E 4 f.
16) K. E 1 — D 1	16) S. C 6 — E 5.
17) S. G 5 n. E 5	17) L. E 3 n. E 5.

Schwarz.



Weiß.

A B C D E F G H

18) L. C 3 — E 5. Dieser unscheinbare Zug, die Lösung dem Lichtschen Rätsel des Blackfield D 6 entnommen, bildet den Schluß der strategischen Operationsreihe, die mit dem elften Zuge begonnen hat.

18) L. E 3 — F 2.

19) G 5 — G 6. Gelmayo gab jetzt mit Recht die Partie auf, denn Matt in wenigen Zügen kann nicht mehr verhindert werden.

Auflösung der Aufgabe Nro. 481:

Weiß.	Schwarz.
1) D. D 1 — C 1	1) K. F 8 n. E 7 f oder n. G 7.
2) L. E 5 — C 3 oder L. C 1 n. C 6 Matt.	
A)	
1)	1) S. H 4 — G 6. — F 5 ist anders.
2) L. G 7 n. F 7, L. E 5 — E 6 oder L. C 1 n. H 6 Matt.	
B)	
1)	1) C 6 — C 5 ist anders.
2) E 7 — E 8 (nach Belieben) oder Dame, Turm matt.	



Rätsel.

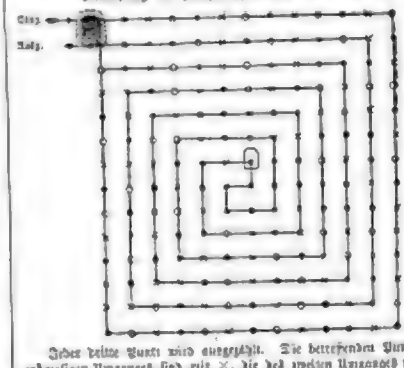
Affie,	Mutter,	Rain,
Bad	Nabi,	Rurr,
Bint,	Hubert,	Regen,
Bug,	Out,	Stein,
Lake,	Pfote	Stich.
Meter,	Reue,	

Aus jedem der obigen Wörter läßt sich durch Einfügen eines Buchstabens ein neues Wort bilden. Werden die 17 neuen Wörter richtig gerechnet, so ergeben ihre anfangsbuchstaben Buchstaben — von oben nach unten gelesen — den Namen eines deutschen Operakomponisten.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 186:

Bei geistreichen Männern hebt die äußere Achse die innere auf, Ehrfurcht umgekehrt.

Auflösung des Labyrinth-Rätsels Seite 186:



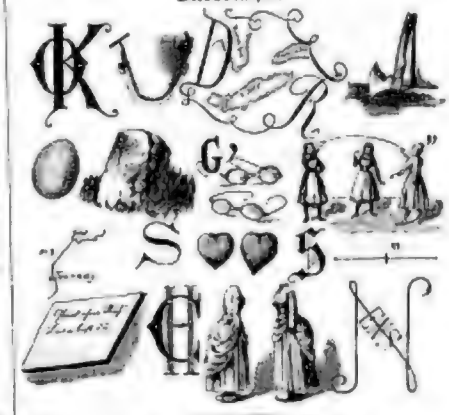
Jeder dritte Punkt wird angegriffen. Die betreffenden Punkte des erstmaligen Umgangs sind mit ×, die des zweiten Umgangs mit ○, die des dritten Umgangs mit • bezeichnet. Als Anfangsfaden dient: „Lichtseite" von Goethe, Strophe 4, 6, 7, 8 und 9:

Die gleicht rasch nach empfangenem Leben
Und wirkt, lebendig hing,
Daß sie bald und bald daneben wirken
Im abgemessenen Schwung.
Aus allen sich mit göttlichem Streben
In stetsoffne Freiheit,
Des Wasser mild den erfrischtesten, gelben,
Und jeder Sträuchlein labt,
Und so verdrängt mit lieberollen Streben
Das kalten Cimbrer Nacht.

Aus gleichen Zellen bei Parallelen Reihen
In Überdruck Prachtt.
Und wenn sich doch, ein Leben so Licht zu leben,
Gestaltenreich: Echsen,
Nah wie erkannt, auf den beglückten Auen,
Kam als das erste Paar,
Was bald vermehrt ein unbegrenzt Gewimmel
Im sel'gen Lichtgefühl,
Und sammlungsvoll mit Dankbarkeit zu feiern
Das All und All preist.

Aus „Westöstlicher Divan von Johann Wolfgang Goethe.

Bilderrätsel.



Auflösung von „Rätselkastens Ruhr-Ei" Seite 186:

Aus	Loth	und	ei wird Holm!
.	Samen	.	Marcellus
.	Del	.	Lucie
.	Ulk	.	Locke
.	Uhu	.	Emilie

Die Anfangsbuchstaben der neu gebildeten Wörter, der Reihe nach gelesen, geben: „Hülle".

Weihnachtsgabe für unsere Abonnenten von „Ueber Land und Meer".

Gleichwie im vorigen Jahre haben wir auch dies Jahr Vorsorge getroffen, um unsere geehrten Abonnenten wieder mit einer besonderen **Kinder-Weihnachtsgabe** erfreuen zu können, welche soeben erschienen ist unter dem Titel:

Den lieben Kleinen

zu Weihnachten 1888

von

„Ueber Land und Meer".

Groß Oktav. 56 Seiten mit über 40 farbigen Illustrationen.
Elegant geheftet in illustriertem Umschlag. Preis 75 Pfennig.

Inhalt: Die Reise ins Leben. — Erwacht! — Juchhei, ich leb' mir die Schalmei! — Hoch zu Esel. — Das tote Hänschen. — Fuchtelsachen. — Haschemann. — Wichtige Begebenheit. — Die kleine Nähterin. — Wie sich die Martha zu helfen weiß. — Am Bache. — Fritz und Franz. — Hutzepäd. — Trost im Leiden. — Wieder sind sie da! — Die Räschereinen. — So geht's! — Brüderchens erste Ausfahrt. — Das Geburtstagsgeschenk. — Kunterbunt. — Märchenstilblüten. — Große Gesellschaft. — Allerlei. — Die kleine Contesse. — Das Lieblingsgerichtchen. — Lustiges. — Schwing' dich auf, kleiu Käfrlein. — Kleinen Dank. — Pitter und Hutzelchen. — Der Morgendesach. — Das Frühstück. — Der Schneemann. — Beim Photographen. — Kinderfachen. — Im Freien. — Die kleinen Wäschwinnen. — Von draußen. — Glück genug. — Der Großvater. — Ringelreigen! — Ende Feierabendschaft. — Weihnacht. — Auf Wiedersehen.

Nebst einem typographischen Kunstblatt in Farbendruck:

„Die Reise ins Leben" vom **Professor J. Koppay.**

Die Ausstattung dieses Weihnachtsbuches, wie im Vorjahre in mehreren Farben gedruckt, ist eine höchst elegante, und unser Zweck bei Herausgabe dieser Jugendschrift ist wie früher der, unseren Abonnenten Gelegenheit zu bieten, ihrer Jugend und damit auch sich selbst eine besondere Freude zum bevorstehenden Weihnachtsfeste **für wenig Geld** zu bereiten.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen, wozu man den dieser Nummer beiliegenden Bestellschein gefälligst benützen wolle. Wo der Bezug durch eine Buchhandlung auf Schwierigkeiten stoßen sollte, ist die unterzeichnete Verlagshandlung in Stuttgart bereit, nach Orten in Deutschland und Österreich-Ungarn gegen Einsendung des Betrages von 85 Pfennig (auch in deutschen oder österreichisch-ungarischen Brief- oder deutschen Stempelmarken) die direkte Franko-Zusendung zu vermitteln.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist in neuer Auflage erschienen:

Eine ägyptische Königstochter. Historischer Roman von Georg Ebers. [illegible], neu durchgesehene Auflage. **(Dreiunddreißigstes Tausend.)** 3 Bände. 8°. Elegant geheftet Preis 12 Mark; fein gebunden in Original-Einband 15 Mark. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Georg Ebers' ägyptische Königstochter hat genau 25 Jahre nach ihrem ersten Erscheinen in der dreißigsten Auflage, die somit ein Jubiläumsbuch ist, eine neue Wanderung begonnen. Es bedarf kaum eines wiederholten Hinweises auf den dichterischen und wissenschaftlichen Wert dieses Romans, [illegible] zu entnehmen. Die Mutter, welche als Mädchen im Genuß dieses Buches schwelgte, [illegible] der neuen Auflage wieder manche Ergänzung erfahren, sondern ganz anderen Eigenschaften. [illegible]

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Briefmappe.

[illegible]



Post- und Schnelldampfer

zwischen Bremen und

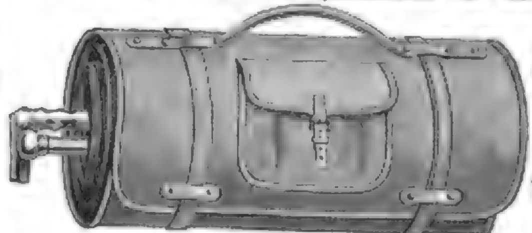
Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

Prospekte versendet

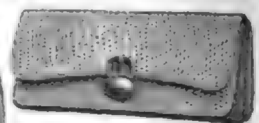
Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

PERRY & CO., Frankfurt a. M.,

Neuheiten und Spezialitäten für Festgeschenke.



[illegible]

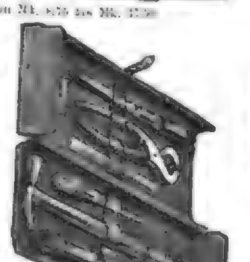


Neues Format, Oblong-Portemonnaies.

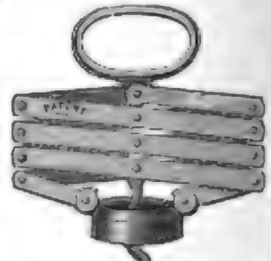
schwarz Leder M. 3.00, Saffian Mk. 3.50, Kalbleder Mk. 5.50, Seehund Mk. 7.75, Echt Eidechse Mk. 9.00.



Maschine mit [illegible] Mk. 3.25.



Leder-Etuis mit Ia sort. Werkzeugen. M. 15.00.



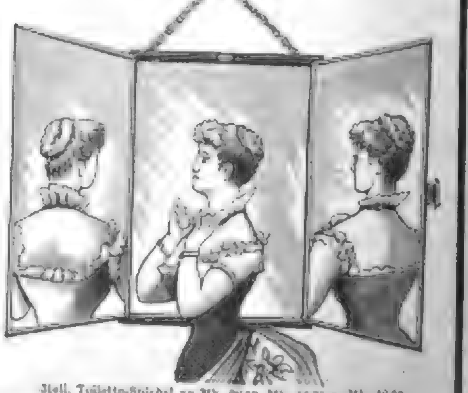
Hebel-Korkzieher, Kork leicht und schnell.

Nr. 4262.

Bronzirt Mk. 3.50, vernickelt Mk. 7.55.



Rasirlampe mit Schaumbecken u. Spiritus-Behälter. Messing Mk. 3.00, vernickelt Mk. 4.00.



[illegible] Toilette-Spiegel zu Mk. 24.00, Mk. 42.75 u. Mk. 48.90.

PERRY & CO. senden ihr illustrirtes Preisverzeichnis gratis und franko.

Versand nur gegen Nachnahme oder gefällige vorherige Barsendung.

Alter Abonnent im Amt Ribnitz. Wie die Zeitungsgerüchte oft plötzlich und das Gesetz zerschmettern würde, nach ehe sie den Kauf vollzogen hätte.

Richtige Lösungen sandten ein: Victoria Diehl in Prag. Carl Ahland in Frankfurt a. M. Amalie Frantz in Berlin. Fritz Gudmann in Altona. No 12). L. Voll. Lehrer in Ringelsdorf (Bl. Joh. C. Stoppel in Hamburg. Otto Ehlermann in Glückstadt. A. Marcillac in Lyon. Lina in Hannover 1. S. 21). Anna Jul. Bod in Georgenhausen 21. Emma Gerlach in Falkenstein i. V. Anna Bod in Falkenau. „Seid getreu" in Hannover. G. Kuhly in Fürth. Lehrer in Ilmau 18. Louis Gugel in Weinheim. Anna de Donnerstag in Basel. Johann Berger, emeil. plin. in Plauderei. Max Hesse in Mannheim. Carl Dahling, Stud. in Upsala. Anna Herrer in Mariahilf i. Schlesien. Fr. Hrr. Hellmuth Hesse in Zürich (3). Adolfine von Dreden-Wilhelm in Thun. Bernh. Hesse in Bayern. Anna Hesse in Mannheim. Bernh. Hesse in Bayern. H. Hesse in Mannheim. Hesse in Bayern. Anna Mey in Darmstadt. Heinr. Edenberg in Stuttgart. Max. Kurz. Anna Mey in Speyer. Dorothea Rudolph in Mülheim. Hesse Schäfer in Thann i. E. C. Gartner in St. Jugbert 12). Anneke Mustrow in Hannover 12). Caspar Bentzmann in Jeffersen. N.-A. Martin v. d. Ernst in Lemgo. Fr. Alwine Hagedorn in Dresden. Louis Wegener in Brandenburg. Anna Lüdert in München-Gladbach. Anna von der Goosse in Hannover. Rosa Brandhoff in Bonn.

Gesundheitspflege.

Athene. Die sogenannte Wasserkur kommt hauptsächlich bei Frauen vor, welche nach mehrfachen Geburten sehr schlaffe und nachgiebige Bauchdecken besitzen rechnen; immer nach starken Erschütterungen des Körpers, zum Beispiel durch Fallen von größerer Höhe oder auf die Füße, Heben ist aber gar keine Ursache nachzuahmen. Ebenso ist die Wanderkur zwar nicht, doch besonders für die Kranken, zumal wenn sie sehr schlaffe Bauchdecken haben, zu widerraten, wenn man sie eine ständige Binde tragen läßt. Besondere Folgen oder Belästigungen kennen dabei ganz ausbleiben.

G. H. in New-York. Weißer „Radikal"-Mittel gegen das Schwitzen und Kalkwerden der Füße vermögen wir auch nicht anzugeben. Wissen Sie und übrige tausende Leser mit ausführlichen Antwort Freundlich der Zeit einmal einen großen Dienst.

Abonnent in Zofen. Briefgeheimnis ist einem Mitgliedenden nicht zulässig.

L. Eine Dankbare. Wenn der üble Geruch von schlechten Zähnen herrührt, wissen Sie doch entweder gut plombiren, oder wo das nicht mehr angeht, entfernt werden. Lassen Sie es gut, den Mund mit einer Lösung, die Sie sich selbst bereiten, oder von Apothekern gekauft, sich öfters ausspülen, und sollte der Geruch trotzdem noch auftreten, denselben durch Gebrauch von Parfüm zu verdecken zu suchen.

Dankbare Abonnentin. 1) Gin Mittel zur Erlangung langer Augenwimpern gibt es nicht. 2) Die Gebrauchsanweisung ist auf jeder Schachtel zu lesen.

Mitleser. Sie können das betreffende Pulver ohne Rückhalt nehmen.

Fr. A. H. in Cuxhaven. Im Handel befindet der Zucker, so daß das Zahnfleisch bleibt, ist nicht gut. Im Uebrigen werden Sie sich an diesen an einen Zahnarzt wenden.

Anna Schwarz. Wie ein für gute Wachstuche gegen Schwitzen ist folgendes zu empfehlen: Tinctura Chamaedaricum 30, Tinctura balsami peruviani 30, rad Spiritus vini rectif. 150 gr. Die Kopfhaut wird damit tüchtig gerieben und nachgerieben alle 14 Tage einmal mit saurer Seifenwasser abgewaschen. Dadurch kann man einen besonderen Haarschmuck angewandt werden. Zum Färben der Haare benutzt man sich am besten folgendes Chemikalien (Haarfarbemittel) oder das Haar-Tint. Wenn man will, kann man sich dadurch verwandeln und zwar mit Vorgesetzt Haarmittel. Verwechslungsmittel oder dergleichen. Haarschneiden ist den Frau nicht gerade zulässig.

Dr. K. in D—r. Dorther kann Ihnen doch wohl sicher richtige Rat Auskunft geben.

Frieda W. Gegen das Verblühen beim Waschen rathen wir, morgens nüchtern ein Glas mäßig warmes Abkochwasser zu trinken.

Eine alte Abonnentin in Schlesien. 1) Vier Liter Bier als ehrliche Dankbarkeitsanerkennung ist nach unserer Ansicht kaum eine gewollte Ware zu viel. Es sind schon viel geringere angenommen. 2) Dasse gibt es nun Mittel.

Dr. Schm.

Redaktion: Otto Heisch und Hugo Kastenbein-Cunia in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Heisch.

Ausmärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (W., Charlottenstr. 10).
Budapest: Moriz Jokai (V. Vacsy Hausengasse 6).
München: Fritz Schwartz, Redakteur der „Münch. Illustr. Zeitung" (Karlsstr. 22).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Daniel Fortunat, ein Roman aus Kamerun von Mario Andreae. — Der Denkmal für König Ludwig II. — Buntwäsche reinigt seine Kunden. — Literatur. — Gilbertsche Literatur, von Max Feldau. — Spott Reisen, Novellette von Ludwig Thoden. — Ein Kaiserpalastraum, Skizze. — Feldzug 1866, von O. H. — Kon-Plättlie. — Neue Bücher und Schriften. — Schach. — Rätsel-Ecke; Auflösung des Bilderrätsels Seite 196; Auflösung des Ladungs-Rätsels Seite 196; Scherzfrage; Auflösung von „Rätselhaft Aufgabe" Seite 196. — Briefkasse.

Illustrationen: Daniel Fortunat, eine Rundzeichnung von A. G. Kipler. — Denkmal, ergänzt nach Modellen, Gemälde von Kaulbach. — Feldzug 1866, Gemälde von W. Kinder. — Eine Patrouille, Gemälde von H. Erdtelt. — Ein Denkmal für König Ludwig II. am Starnberger See. — Ergänzung Karl Christianschrung von G. Lindner. — Die Hochzeitsbitte, Gemälde von J. Kruyl. — Die Zusammenkunft Kaiser Franz Josef I. mit Kaiser Alexander II. — Ein österreichischer Minister-rat unter dem Vorsitz des Kaisers im Jahre 1857. — Kaiser Franz Josef I. empfängt in der Burg zu Ofen die Deputation zur Krönungsreise. — Der Erzherzog Franz Ferdinand von Toskana bei seiner Kaiserbrücke in Wien. — Die Zusammenkunft in Gastein. — Kaiser Franz Josef I. im Jagdanzug. — Minister Schmerling und Kaiser Franz Josef I. Regierungsrat. — Das weltere kommentirten Manöver. Das Originally Gemälde.

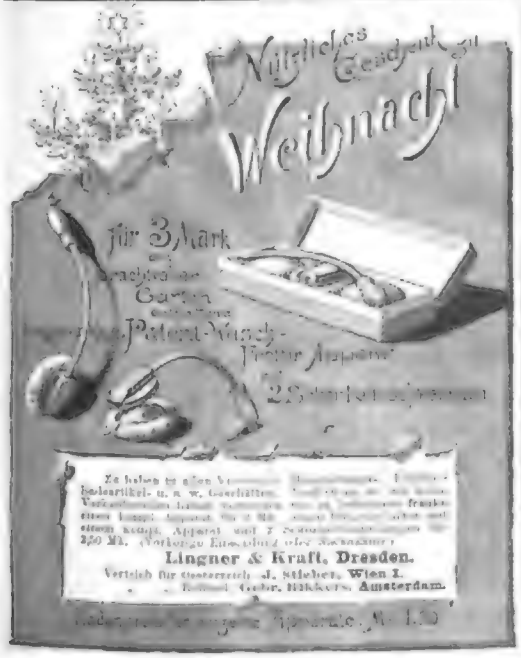
Der Bazar.
Illustrirte Damenzeitung.
Preis vierteljährlich ℳ 2.50. — Alle 5 Tage eine reich ausgestattete Nummer mit Moden, Handarbeiten und Unterhaltung.
Inhalt der Weihnachts-Nummern 46 und 48:
Moden: Neugarnet (mit Schnitt). Haus- und Gesellschaftskleider. Ja-Jen (mit Schnitt). Capotten (1 Damen (mit Schnitt). Schürzen (mit Schnitt). Jackets (mit Schnitt). Kinder (mit Schnitt). Taschentücher und -Hauben u. s. w. — Handarbeiten: Kinder-Tornister (Filzarbeit). Papp-Schale mit Stickerei. Kinder-Schwimmgürtel. Papp-Schale (mit Schnitt). Capotten f. Mädchen (Filet- und Häkelarbeit). Zeitungsständer (mit Stickerei). Kissen i. Applikation (mit Zeichnung). Deckchen (mit Stickerei) und Vieles m. — Unterhaltung: Der deutsche Gartenbau von Jos. von Rieth. Modern-Aberlin. Kirchen mit Abbildungen. Weihnachts-Gedichten (12 Kapitel). Lotte, Erzählung von Baden. Von Dr. Forbes-Mosse von Nürnberg. Maria Stuart. Novelle von Robert Hesse. Modernes Wappen. II. Romantisch von Karl Kiesewetter. Blood Hills. Von Lotte Brandes. Das deutsche Mädchen und das Fremden. Von Gustav Kühnhold. Illustrirte Weihnachten. Von Heinrich Burmeister. Der berühmte Gast. Humoreske von Gustav Dahms. Haus- und Zimmergarten: Zeitgemäß. von C. Hönig. Literatur für weibliche Handarbeit. Sprüche von Otto v. Leitner. Im Weihnacht. Von G. T. Wiedenfeldsprüchen. Briefwechsel. Von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Kurzsprüchen. Das Lederzeug-Gamaschen-Pferdegeschirr u. s. w. — Illustrationen: Mode, Großvaterzeit von Baden. In der Kirche. Gemälde von Hermann. Das traurige Kind. Radierung von B. Mandfeld.

Anzeigen
Illustrirte Zeitung für die Familie, sowie Papierzeitung. Vierteljährlich 1 ℳ 50 ₰ Reichsmährung.

Adelfels:
„Das Lexikon der feinen Sitte", soeben erschienen, erteilt in der praktischen Form alphabetisch geordneter, selbständig in sich abgeschlossener Artikel auf viele hundert Fragen des geselligschaftlichen Umgangs, der feinen Lebensart und guten Sitte, des Anstands u. der Sittlichkeit, rasch u. präzis Antwort u. Rat. Preis brosch. ℳ 3.60, zu Geschenken eleg. gebd. ℳ 4.50.
Verlag von Levy & Müller in Stuttgart.

101 neue Fabeln Illustrirt von Julius Scharf. Gebunden 4 Mark. — **Ein Mann, ein Wort.** Illustrirt von Heinrich Vogel.
Buchhdl. Katalog mit gratis. Proben gratis u. franko durch jede Buchhandlung sowie durch die Verlagshdlg. Ambrosius Abel in Leipzig, Königsstraße.

Imitirte Glasmalerei Fenstergravirer- u. Diaphanienfabrik Stuttgart, von **G. Armbruster,** Knappstraße.
Uebelbilder und Apparate, Bücher für Kinder, illustrirte Preis-Courante gratis und franko. M. Hagedorn, Berlin SO., Cottbuserstr. 23.



Zu haben in allen Kurz-, Galanterie-, Spielwaaren-, Haushaltungsartikel- u. s. w. Geschäften. Illustrirte Preisliste franko. Vertretungen werden überall vergeben. Wo nicht vorhanden, direkter Versand gegen Einsendung oder Nachnahme des Betrages franko. Ein Tisch, komplett, Apparat und 7 Zeitungsmappen, 250 Mk. (Vorherige Einsendung oder Nachnahme.)
Lingner & Kraft, Dresden.
Vertrieb für Oesterreich: J. Stieber, Wien I.
Für Holland: Gebr. Bikkers, Amsterdam.

Gesammtausgabe der Weltliteratur. **Adolf Stern.**

„Wir kennen keine
„Liederquell".
251
„Zu Sammlung hat nicht stattgefunden."
Dürrgruber Verlag, Leipzig.



Lieder der Heimat.

15 Enorme Preisherabsetzung! **Jugendschriften** für Mädchen, alle vorrätig, in 2 Bänden à 20 Mark
für nur 6 Mark!
Selmar Hahn's Buchhandlung, Berlin S., Prinzenstraße 54.

U. L. Chrestensen, Erfurt,
Königlich Preuß. Hoflieferant,
Fabrikant Cotillon-, Ball- und Karneval-Artikel in großartigster Auswahl zu den billigsten Preisen. Cotillon-Orden, komplet von Dtzd. 75 ₰, 1, 2, 3, 4.50, 6—12 ℳ. — Cotillon-Bouquets von feinstem Blumen, per Dtzd. 1.50, 2, 3 ℳ. — Cotillon-Bouquets von feinsten Blumen von Dtzd. 6, 9, 12—30 ℳ. Cotillon-Touren, in elegantester und komplet. Wahl von 2 Touren. Knallerbsen, Bijoux, Attrapen, Scherzartikel, Kopfbedeckungen in Vielzahl.
Illustrirte Preisverzeichnisse gratis und franko.

Ein reizendes Weihnachtsgeschenk!


Pasta Mack
in eleganten Cartons
(gekrönt mit der Goldenen Medaille auf der Hygiene-Ausstellung in London 1884) ist ein vortreffliches Präparat zur Herstellung eines höchst angenehmen, gesundenden u. erfrischenden Toilette- und Badewassers von herrlichem Wohlgeruch.
Allenniger Fabrikant und Erfinder
Rich. Mack in Ulm a. D.
Zu haben in allen Parfümerie-Handlungen. General-Depot für Deutschland
F. Wolff & Sohn, Karlsruhe.

Carl Holl in Stuttgart,
Gold- und Silberwarenfabrik.
Versand gegen Nachnahme oder vorherige Barsendung.
Nichtgefallendes wird umgetauscht oder der Betrag zurückbezahlt.
Uhrketten
aus 14kar. Gold, innen mit Metallkomposition gefüllt.
lange Façons — Châtelaine — kurze Façons


in garantirt massiv Silber
ℳ 12.—
Illustr. Prachtkatalog gratis und franko.

Richters Anker-Steinbaukasten



sind seit 30 Jahren unübertroffen bekannt und seit jedem Jahre vervollkommnet worden; sie haben jetzt unerreicht da. Über die jährlich erscheinenden Gutachten ausgezeichneter Fachleute und die Berichte vieler Eltern können heran will, der verlange von der unterzeichneten Firma das illustrirte Buch: „Das Hundert liebstes Spiel". Dasselbe enthält zahlreiche sehr hübsche, theilweise farbige Vorlagen, sowie eine ausführliche Beschreibung dieses jeden Kastens; die Zusammenstellung erfolgt sodann. — Der Anker-Steinbaukasten hat sich allen seinen Specialwaaren-Geschäften der Welt vorrätig; man ist jedoch beim Einkauf recht vorsichtig u. weise nur die echten Steinbaukasten mit der Marke „Anker".

E. Ad. Richter & Cie., K. K. Hoflieferanten.

Rudolstadt (Thüringen), Nürnberg, Wien, I. Stubenbastei 6, Paris, Rue Vivienne 4, Lille, Rotterdam, London E.C., 1-2 Aldermanbury, Amsterdam, Heerenstraat, und New-York, 310 Broadway.



In der Edition Peters erschienen neue Klavierstücke und Lieder von

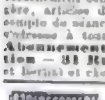
Grieg.

Musterblätter für Laubsäge-, Schnitz-, Einlege- und Holzbrennerarbeiten. 60 Vorlagen. Illustr. Verzeichniss gratis und franco.

Mey & Widmayers Verlag in München.

L'Indépendant Littéraire.

Revue bimensuelle (le année), 24 pages in — 6°, 48 col. de texte. Collaboration de professeurs de Facultés et d'Universités. Texte revu personnellement comme auparavant, publie des études de littérature française et étrangère, articles d'art, actualités théâtres, romans et nouvelles, bibliographies, tout compte de manière des académies et de l'Institut. — **L'Indépendant Littéraire** s'adresse à tous ceux, qui aiment à suivre le mouvement littéraire et artistique. **Abonnement** (très-modéré) **Allemagne 10 M.** On s'abonne à la **Direction — 31 Rue de Poissy Paris,** à la Librairie **F. A. Brockhaus** à Leipzig et chez les principaux libraires.



Neueste illustrirte Briefmarken-Albums

für 15 20 30 40 50 60 70 80 90 100 120 150 und 200 M. Briefmarken in reichster Auswahl vorräthig. Catalog 1888 75 Pf. zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Alwin Zschiesche,

Leipzig und Nürnberg a. d. E.

Ia. natürlicher Grösse.

„Boston-"

Schreib-Maschine.

D. R. P. 41127.



Nützlichstes Weihnachts-Geschenk.

Nützlichstes Weihnachts-Geschenk.

Grösste Schnelligkeit. Bedeutende Ersparnis an Zeit und Geld. Unentbehrlich für Kaufleute, Bureaux, Comptoire, Redactionen.

Unentbehrlich für Personen, welche durch Handschmerz leiden oder durch sonstige Gebrechen am Schreiben gehindert sind. Jeder Maschine, welche man überall bei sich führen kann, ist ein Copirbuch beigegeben, während der Transportkasten zu arbeiten und zum Transport der Maschine dient.

Preis 60 Mark.

Vom ersten Tage an, Schriftproben u. Abrechnungen versenden von den General-Vertretern

Hermann Hurwitz & Co., Berlin C.,

Klosterstrasse 49.

Gewicht 1½ Kg. Gewicht 1½ Kg.

Festgeschenke ersten Ranges.

Illustrirte Weltgeschichte für Frauen und Töchter von Prof. Dr. W. Riemermann. Mit 11 Kunstbeilagen. Ein hochelegantes Buch. Ein Stamm von 31 Lfg. à 50 Pf.

Große deutsche Hausbibliothek nach Dr. M. Lutter. Mit 500 Originalzeichnungen, Porträts von Paul Scheurer und Bildern von Bernhardt, Bleibtreu, Blumenthal, Defregger, Gysis, Kaulbach, Lenbach, Menzel, Spitzweg u. Vielen anderen. Ein Stamm von 32 Lfg. à 50 Pf. — In Leinenband à 20 Lfg. à 50 Pf. — In Leinenband à 21 Lfg. à 50 Pf. — In Halbfranz à 21 Lfg. à 50 Pf.

Der Kinderzeitung sagt: „Dieses Prachtwerk ist ein Unicum, eine solche Fülle, ein Juwel von Druck, Illustration und Einband ist uns noch nicht vorgekommen."

Die Nachfolgechristen von Thomas v. Kempis mit Betrachtungen von Dr. A. Burkert. Kath. Haus- und Familienbuch. Mit 122 ganzen Holzschnitten nach Bildern von C. Gehrts in Düsseldorf. Mit Zierat. Auf Chromopapier, dunkelbraun geschnitt, ein ganz hervorragendes neues Prachtwerk von solcher Schönheit, wie Künstlerband reiches Bildern. Leder 15 Gemeinem M 12 —, reicher Lederband Goldschnitt M 14.50 bis M 20 —.

Pitz. Hauff. Lichtenstein, Jugendausgabe mit 250 Illustrationen erster Münchener Künstler. Cyclop. Format. Elegantester, schönster Schmuckband M 6 —.

Löffler, Großes illustrirtes Kochbuch von Th. Bechtel. Mit 2000 Recepten und 500 Holzschnitten. Eleg. gebunden M 5 —.

Verlag v. J. Ebner in Ulm u. Leipzig.

Im Verlage von Hermann Peters in Berlin SW. Leipzigerstr. Nr. 31, Ecke Mauerstr. Paul Lehl, Hofbuchhandlung Sr. Maj. d. Kaisers u. Königs, 68. Charlottenstraße 68, ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lebensbilder

der

drei Kaiserinnen

Augusta, Victoria und Augusta-Victoria.

Den deutschen Frauen gewidmet von

Ueber von Kappen.

Preis: eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 3.60.

Durch unsere Welt des bekannten Autors eignet sich ganz vorzüglich als Festgeschenk für den Weihnachtstisch.

Vorzügliches Festgeschenk.



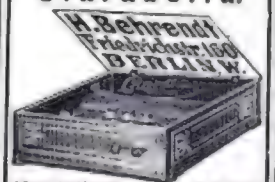
Patent-Kinderpulte für häusliche Schülerarbeiten.

Zur Verwendung von Modellirstreichungen, Kunstschnitzel und leichen Schülerarbeiten, nach ärztl. Vorschrift construirt, verschiedene Größen für Kinder von 6—16 Jahren; preiswürdige Ausführung.

Zu beziehen durch:

A. Lickroth & Co., Frankenthal (Pfalz).
B. Simon & Co., Berlin, Holzschnitte.
A. Lickroth & Co., Schulmöbelfabrik, Dresden.
Otto Wiechland, Buchhändler in Hannover.

Clarabella.



Clarabella-Pianos — hat die Firma ihrer Specialität; bei Gediegenheit in Material und Arbeit, sowie vorzüglicher Stimmhaltung. Die Welt wird durch dauernde Erfolge, à 6 Jahre, erfragt, die sie offeriert u. dadurch anerkennt. Zahl über 21 000 — 6 jährige Garantie für Dauerhaftigkeit — weicht bekannt. Die Kundschaft schätzt jede Neuerung und, 3 bis 5 Mal jährlich neue, meine und empfehlenswerthe Instrumente. Preis M. 24, 26, 28, 30, 32, 35 Mark. Auf Verlangen 4 Tage Probe. Preisliste und Referenzen gratis und franco.

Guter Rat ist Goldes wert!

Für Abnehmer hiesiger Werke lernt man besonders in Rheumatismus können und dieses erhält. Nachdem bewährt das bestehende Instrument für Sprechen des neuen Buches „Der Stammbaum" Zu beziehen mit der Angabe der darin von hervorragenden Fachmännern anerkannten und glänzend durch hingewiesene Berichte glücklich gestellten beachten, daß wie als einzige Gesundheit genannt, um selbst von unserer Seite gebeten zu werden. Wer Kranker leidet und wenn, wie Ingenieur von Kaiser Verlags-Anstalt in Leipzig oder New-York, 310 Broadway, gerne „Krankenfreunde" zu verlangen, durch Heilungsberichte Interesse Kosten erwachsen.

Photogr. Apparate von 6.50 M. Laterna magica von 2.25 M. an. Nebelbilderapparate und Wunderkammern. Mikroskope v. 6 M. an, mikrosk. Präparate stets 2 M. Stereoskope mit 12 Bildern von 3 M. an. Elektrische Apparate und Motoren, Elemente, Elektrisirmaschinen und Nebenapparate. Alt Spirituslampen, bestehende Modell-Dampfmaschinen, Luftpumpen, wie überhaupt alle physikal. Lehrmittel. Neu! Das Salon-Sternwarte. Illustrirter Erklärung des Weltalls neuesten Transparentbildern, mit Text 25 M. Preislisten gratis.

W. Ivechner, in Firma **J. Amsel Nachf.,** Königl. Pr. Hof-Optikus und Mechanikus, Berlin W., Markgrafenstrasse 69. Geschäftsgründung 1846.

Weihnachts-Geschenke

Liste versendet die Firma **Erler & Co., Berlin,** Dessaue., und kauft jeder Privatier eine Cigarre aus Kapital-Kostenersparniss. Man rauche 1 Probe für Kaufe von 5 Stück an franco. Cigarren und beliebte assortirte Tabake 1—12 M. Weine, garantirt reine Naturweine 1—6 M. Schmuckkasten aller Art, garantirt echte Uhren, echte Granat-, echte Silber-Waaren u. s. w. Preisverzeichniss gratis und franco.

Erler & Co., Berlin, Dessauerstr. 7.

Ernst Eckstein

NERO

Roman in 3 Bänden 12 Mk.

Soeben ist erschienen:

Der Krieg von 1870/71

dargestellt von Mitkämpfern.

I. Bd.: Bleibtreu, Wörth, Sedan. Von Hauptmann Tanera. II. Bd.: Im u. vor Metz von H. J. Sterkrade. III. Bd.: Die Schlachten von Beaumont u. Sedan v. Hptm. Tanera. Jeder Band eleg. geb. 2 M.; geb. 2 M. 50 Pf. Prachtvoll illustrirt: Farbige und bedeutende Illustrationen eines Offiziersmalers Hptm. Tanera. Illustr. Prosp. gratis. Prachtvolle Bücher, gleich geeignet für Alt und Jung, für Militär und Nichtmilitär!

Gegen Einsendung des Betrags franko:

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung in Nördlingen.

Zauber-Apparate

Laterna magica und Projektions-Apparate für Kinder, Illustrirte und Kinder empf. best. L. Berlin, Zauber-App.-Fabrik H. Munic, Berlin, Potsdam 24. Illustrirtes gratis und franco.

Zauber- und Projektionsapparate jr. Preis. u. Verz. gratis. Verbesserung, Invention gesucht. Weihnachtsgeschenke, z. B. Zauberkasten, Laternamagica, Laterna-magica-Bilder, alles mit genauer Gebrauchsanweisung. Preisliste gratis.

Wilh. Hethge, Magdeburg.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Ein neues humoristisches Werk à la Busch!

Soeben ist erschienen:

Pieps Pensionäre.



Humoristische Erzählung in Versen mit 30 farbigen Illustrationen von

Antonie von Linstow.

Elegant gebunden mit Umschlag in Farbendruck. Preis 4 Mark.

Ein prächtiges, echt humoristisches Buch, das ganz geeignet ist, sich in all den Kreisen heimisch zu machen, wohin Busch's Werke ihren Weg gefunden haben. Mit seinem harmlosen Humor, begleitet von den lustigen Bildern, wird das Werkchen, den Alt oder Jung in die Hand genommen, gewiß überall Freude verbreiten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Gegen monatliche Zahlung von nur 5 M.: Brockhaus' Conversations-Lexikon, Neueste Auflage durch Wilh. Kulicke & Co., Berlin S.W. Wilhelmstr. 135.

Neu Cymbal



Cymbal-Schule

W. J. Schunda, Budapest.

Preisverzeichnis. Preisgekrönte Münchener Zithern eigenes Fabrikat



Josef Thumhart, München.

Export!



Zithern

Violinen Gebrüder Wolf.



Violinen Zithern

Meistergeigen, Cellos etc.

Hamma & Cie., Stuttgart.

Glaesel & Herwig

Gebrüder Kuhfuss. Violinen Zithern.

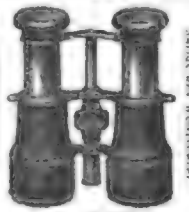
ELEKTRISIERMASCHINEN

LUFTPRÜFER

Ausverkauf

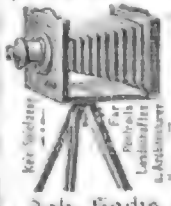
Armee-Feldstecher

Modell 1887.

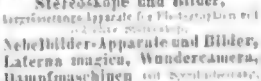


jetzt nur noch M. 10.

Photographische Apparate.



Joh. Sachs & Co., Berlin S., Alexander-Str. 38.

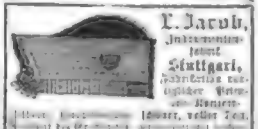


Stereoskope und Bilder, Nebelbilder-Apparate und Bilder, Laterna magica, Wundercamera, Dampfmaschinen

Photographische Apparate

C. Eckenrath, Berlin W.

PLATO & CO. Musikdosen Drehdosen, Spielwerke pat. Salon-Leierkasten 9000 stärkste spielend Musik-Album Konz.- u. Harmoniumwerke mit Vers. Berlin SO., Köpnickerstr. 101.



L. Jacob, Stuttgart.

Stuttgarter Rundstuhlfabrik Wilh. Heidelmann Stuttgart



Claes & Flentje.

Strickmaschinen-Fabrik. Nähmaschinen



Corsets RFC



Garantie für beständige moderne Formen.

Rosenthal, Fleischer & Cie. Goeppingen (Württemberg) | London 39 London Wall.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Ein neuer Roman von Georg Ebers.

Soeben ist erschienen:

Die Gred.

Roman aus dem alten Nürnberg von Georg Ebers.

2 Bände. Preis geheftet in illustrirtem Umschlag 10 Mark; in feinstem Original-Einband 12 Mark.

Cassetten mit Papierfüllung 100

Nebelbilder-Apparate

Chem. Tinten

PATENTE Richard Luders, Civil-Ingenieur, Görlitz.

Russische Boots

W. Krahl, Berlin SW., Markgrafenstr. 89.

Sammet- u. Seidenstoffe

M. M. Catz, in Crefeld.

Elegante Reisedecken für M. 6.75,

Schöne Bett- u. Schreibtisch-Vorlagen für 80—1,95 M.

versendet die Mechanische Weberei, Gnadenfrei i. Schlesien.

Für Kinder

Kinder-Schreiber, Berlin C.

Reine Harzer Kanarienvögel!

H. Nastermann, Clausthal, Oberharz.

Cäsar L. Minca

Zahna, Provinz Sachsen.

Kürschners
Quart-Lexikon
Vollständiges Conversations-Lexikon
in 1 Band
enthält das 5-fache Material eines dickleibigen Conversations-Lexikons, kostet aber nur 15 Mark, kommt in Buch- u. Lexikon-Form, wie gewünscht, zur Post

C. Gotthardt.
Berliner Wäsche-Wringmaschinen-Fabrik
BERLIN S.O., Adalbert-Strasse 43.
Fernsprech-Anschluss Amt IV, No. 1838 für alle mit Berlin angeschlossenen Städte.
Telegramm-Adresse: Gotthardt Berlin
Für meine Wringmaschinen aller Sorten, aller Systeme übernehme ich unbedingte Garantie für alle Teile, führe nur beste Qualitäten, welche zu preiswerten Notirungen anstelle.
Sämtliche Eisenteile sind stark verzinkt, können also nie rosten! — In meiner Reparaturwerkstatt werden Wringmaschinen aller Systeme, auch nicht bei mir gekaufte, sorgfältig, preiswert und schnell repairt.
Zeichnungen und Preise auf Verlangen sofort postfrei ohne Kosten zu Diensten.

Als bekannt. leicht nützliche Weihnachts-Geschenke für Kinder empfiehlt die
Chemnitzer Turn- und Feuerwehr-Geräte-Fabrik von
Julius Dietrich & Hannak
in Chemnitz in Sachsen
(früher Dr. Schreber'sche)
Zimmer-Turnapparate,
stellbare Haus-Schulbänke,
patentirt System Schreber, Heinecker, für Gerade haltung des Körpers und Vermeidung von Rückgratverkrümmungen.
Obige Hausschulbänke, verwendbar für alle Zeiten, sind allseitig anerkannt als die besten der existirenden. Billige Bezugsquelle für sämtl. Turngeräte. Preisliste gratis.

Christbaum-Untersatz
mit Musik u. Mechanik,
Patentirt. Garantie.
in elegant. Nickelgehäuse ℳ 21 ich Stahl
" naturgetreuer Felsgruppe ℳ 33 Spielwerk
" stille, Holzgestimmt ℳ 25 Uhrwerk
je mit 2 Weihnachtsliedern
Versendet geg. Einzug. od. Nachnahme. J. C. Eckardt, Stuttgart, Fabrik-Niederlage.

Kaiserbüsten
in Biscuit-Porzellan
Illustr. Briefmarkenzeitung gratis!
Echte Briefmarken billigst! 100 Stück 1,50 M. 200 Stück 3,50 M. 500 Stück 9,50 M. 1000 Stück 18,50 M. Preisliste über 2000 Nummern gratis und franko. Ernst Hahn, Berlin N., 58.

Photographische Apparate
Gebr. Mittelstrass, Magdeburg.

Christbaumhalter
aus Ornamentguss.
Patentirt durch Patent-Comes drehbar.
Auf jeden Baum passend.
J. C. Eckardt
Stuttgart

Markendorf'scher Frühstückskorb
empfehlenswertes Festgeschenk.
vorzüglicher Präsent-Artikel.
Dieser Frühstückskorb oder Kaffeekorb — eine vor mir vor Jahren angeregte, an sich einfache Idee, in gefälliger, geschmackvoller Form ausgeführt und ausgestattet — hat sich schon längst allgemeiner Beliebtheit bei einem grossen Publikum erworben und eignet sich, wie selten einer, als praktisches u. gern gesehenes Gelegenheits-Geschenk.
Die Zusammenstellung des Inhalts geschieht unter Zugrundelegung meiner Preiscourante aller Spezialitäten für Tafel und feine Küche, nach den speziellen Wünschen meiner geehrten Auftraggeber, oder auch bei Angabe des Preises nach mir gütigst zu überlassender Wahl.
Preise für einfache u. feinste Arrangements: von 6 Mk. bis 30 Mk. u. darüber.
Auswärtige Aufträge werden pünktlich ausgeführt und sorgfältigste Verpackung garantirt. Briefe und Telegramme:
Gustav Markendorf, Leipzig.

Christbaumschmuck,
Cotillon- und Carneval-Artikel,
Cartonnagen, Attrapen,
Künstliche Pflanzen
empfiehlt en Fabrik von
Gelbke & Benedictus, Dresden.

Chromo-Malerei.
Illustrirte Preisliste gratis.
G. Hirschbuch, Heidelberg.

Enorme Preisherabsetzung!
Eine ganze ärztliche
Bibliothek für 30 Mark.
1) Schiller's Werke, 12 Bände
2) Goethe's Werke, 16 Bände
3) Lessing's Werke, 6 Bände
4) Körner's Werke in 1 Band
5) Uhland's Werke, 1 Band
6) Rückert's Werke, 2 Bände
7) Shakespeare's Werke, 12 Bde.
8) Lenau's Werke, 2 Bände
9) Immermann's Werke, 3 Bde.
10) Grün's Werke, Prachtausgabe, 3 Bde.
Alle 9 elegant gebundenen Werke in kleinem, gutem Format u. in der praktischsten Einrichtung
für nur 30 Mark!
liefert unter Garantie für gute, schöne Lektüre
Selmar Hahn's Buchhandlung,
Berlin S., Prinzenstr. 54.
Verzeichniss gratis. Beamten 10% Rabatt.

E. Krauss & Co., Leipzig, Plagwitzerstr. 33.
Fabrik optischer Instrumente. Paris, Aven. d. l. Republ. London, Haymarket 60. St. Petersburg, Moika 40. Mailand, via filo drammatici 7.
Empfehlen folgende Specialitäten. Vorzüglichste Qualität garantirt! Nachnahme oder Vorauszahlung! Umtausch gestattet.
Illustrirte Preiscourante umsonst und postfrei.
"LILIPUT."
No. II. Vorzüglicher Westentaschen-Glas (für Theater, Reise, Jagd, Militär).
1/3 nat. Grösse.
No. XX. Elegantes gediegenes Special-Opernglas
in schwarzem Leder M 12.—
in Elfenbein . . . 17.50
in Perlmutter . . . 24.—
in Aluminium . . . 42.—
1/3 nat. Grösse.
No. I. Universal-Doppelfernrohr „Argus" (für Theater, Reise, Jagd, Militär) Mk. 13.50
1/3 nat. Grösse
No. III. Vorschriftsmässiges deutsches Armee-Doppelfernrohr. Mod. 86.
Ausgezeichneter Feldstecher; zeichnet sich durch grosse Schärfe und handliche Form aus.
No. II. Photograph. Dilettanten-Apparat „Tandem"
Kostenfrei.
Mikroscop.
No. 110. 50.- im Versor M.9
No. 111. . . . M.8
No. 112. 35% . . M.7.
No. 113. Universal-Taschen-Mikroscop mit Lupe M. 6. Lin. Vergr.
Interessantes, lehrreiches, nützliches Lesebuch.
Reisszeuge
in allen Zusammenstellungen, nur in gediegenster Qualität für Architekten, Ingenieure, Techniker, Schüler etc.
Aneroid-Barometer, in allen Ausstattungen (selbstverstellt) mit garantirten Werthen von M. 10 an.

Digitized by Google

Über Land und Meer.

№ 11.

61. Band.
Einundsechzigster Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Jakobs Weihnachten.

Eine Seeskizze

von

Max Jay.

Mit Originalzeichnungen von Theodor Weber.

(Alle Rechte vorbehalten.)



„Meine liebe Mutter, ich hoffe bestimmt, daß ich zu Weihnachten bei euch bin," hatte Jakob, der wohlbestallte Schiffsjunge an Bord der Brigg „Anne Kathrine", die mit einer schweren Ladung Eisenteile von Bristol nach Bremerhaven bestimmt war, nach Hause, das heißt nach dem Fischerdorf Langwarden an der Nordseeküste, geschrieben, und er wäre auch sicherlich noch zeitig genug gekommen, wenn die Brigg durch den heulenden West nicht so lange in dem sogenannten verkehrten Kanal zurückgehalten worden wäre, wenn man nicht schon bei Cardiff wieder vor Anker gehen mußte, nachdem man tagelang in dem engen Fahrwasser vergebens lavirt, und wenn man noch zeitig genug Kap Landsend umsegelt hätte, um denselben immer noch fortblasenden Wind eher in den Rücken zu bekommen. Nun half die Eile nichts mehr. Es war bereits heiliger Abend und die Brigg lief erst in die gefährliche Enge des Pas des Calais hinein. Mit solchen wenig tröstlichen Gedanken stand der kleine, stämmige Kerl als Ausguckmann auf der Back, dem erhöhten Vorderteil des Schiffes, und rechnete nach, ob es nicht doch am Ende noch möglich zu machen sei, ehe Weihnachten vorbeiging, nach Hause zu kommen. Er hat den Kopf mit dem breitkrämpigen Südwester tief zwischen die Schultern gezogen, so daß der emporgeschlagene Jackenkragen auch noch die Ohren möglichst gegen die scharfe Kälte schützte, die ihm schneidend um die Nase pfiff. Die Hände hat er trotz der dicken Fausthandschuhe tief in die Seitentaschen vergraben und drückt die Arme fest gegen den Leib, alles bewährte Mittel gegen die rauhe Kühle.*) Dazu gehört auch, daß er mit vorsichtig kleinen Schritten von einer Seite zur andern trippelt, und doch ist das ein gefährliches Beginnen, denn die Brigg ist nur klein und hat ein schmales Vorderdeck, um das nur ein handhoher Rand läuft, der keinen Schutz bietet gegen die aufspritzenden Wellen, in die das Schiff tief eintaucht und sich unablässig nach rechts und links zur Seite neigt, so daß es fast aussieht, als müßte der kleine Mann mit dem nächsten Schritt auf den Wellen weiter wandern, aus denen die leuchtenden Funken um seine schwerfälligen Seestiefel spritzen. Ein Ausrutschen muß den Ausguckmann



Der Ausguckmann.

*) Schwerer Wind.

fast unfehlbar über Bord in das nasse Grab gleiten lassen, und doch scheint er die furchtbar drohende Gefahr nicht zu ahnen — oder er verachtet sie. Sicher liegt er den Körper nach rechts und links mit dem schaukelnden Schiff und bleibt nur hin und wieder stehen, um mit zusammengekniffenen Augen in die finstere See hinein zu lugen, wo die Wasser noch schneller als das Schiff in unförmlichen Massen vorwärts drängen, sich überschlagen und hellleuchtend weißen Schaum vor sich heripritzen. Die aufzuckende und wieder verschwindende Helle auf der unruhigen Fläche ist die einzige Beleuchtung. Der Himmel liegt wie ein schwarzer Sack über der Welt, die das Schiff trotz der wenigen ausgespannten Segel brausend durchjagt. Und gerade die unheimlich schnelle Fahrt erfüllt Jakobs Herz noch mit einiger Hoffnung; er pfeift lustig vor sich hin; trotz allem ist doch Weihnachten — auch an Bord. Der Kajütsjunge hat ihm in aller Heimlichkeit anvertraut, was der Kapitän für die Festmahlzeiten der Mannschaft bestimmt. In der Speisekarte wimmelte es von leckeren Konservegemüsen und Hammelskoteletten aus Blechbüchsen — sogar Wein, und schon heut abend gibt es nach westfriesischer Sitte „Pannekaken", deren warmschmalziger Duft ihm zeitweise von hinten her ahnungsreich um die Nase weht, und wenn er zur Abwechslung einmal nach hinten ausguckt, sieht er in die offenstehende Kambüsenthür*) und in der engen Bude den Koch am Herd stehen, wie er den Teig in der Bratpfanne zurechtstreicht. Die qualmende Oellampe flackert, der Mann steht breitbeinig vor seinem eisernen Heiligtum, in der Rechten kunstgeübt den Löffel führend, indes die Linke die Pfanne am Stiel balancirt, damit bei dem heftigen Schwanken des Schiffes der Pfannkuchen nicht aus dem brodelnden Fettbade entflieht. Jakobs scharfes Steuermannsauge taxirt den schon fertigen Haufen in der großen blechernen Schüssel, und immer wieder streift der Koch eine neue gelbbraune Scheibe zu den anderen und streicht mit gewandtem Löffel einen neuen Kuchen zurecht. In tiefster Seele ergriffen von dem embarras de richesse, dreht Jakob sich wieder um, die Fülle der in den nächsten Tagen zu erwartenden Genüsse preßt ihm einen stolzen Seufzer aus und dann denkt er wieder an seinen Wachtposten und blickt scharf in die See hinaus. „Gut ausgucken für Schiffe!" hat ihm der Steuermann auf die Seele gebunden. Wenn der vom Hinterdeck ein Licht sieht, ehe er als Ausguckmann es meldet, setzt es ganz bestimmt Kopfnüsse. Der Offizier spaßt nicht — auch nicht am heiligen Abend. So paßt er also lieber genau auf und späht wieder unablässig über die vor dem Bug aufwallenden hellen Wogen hinaus scharf in die finstere Weite.

Auf der Backbordseite am Hinterdeck steht der Kapitän mit dem Steuermann, an die Brüstung gelehnt. Sie unterhalten sich natürlich auch von dem frohen Fest, und der Mann am Steuerruder findet das Thema so interessant, daß er verstohlen zuhorcht. Hin und wieder gleitet auch ein flüchtiges Lächeln der Erinnerung über sein Gesicht, auf das der scharf abgegrenzte Schein aus der Lampe des Kompaßhäuschens fällt. Sonst aber blickt das gefurchte bartlose Gesicht unter der Südwesterkrämpe ernst und unbeweglich auf die zitternde Scheibe der Windrose, die bei dem heftigen Arbeiten des Schiffes ebenfalls hin und her schwankt und die Beobachtung des Steuerpunktes erschwert. Die Brigg segelt platt vor dem Winde. Die Linnen sind weggenommen bis auf die beiden Marssegel und die Fock, das unterste Segel am Vordermast. Vor den drei großen Lappen, die, steif wie Blech aufgebläht, den Sturmwind auffangen, rast das Schiff durch die nächtliche Flut, daß das Kielwasser wie eine unabsehbare Schlange von weißleuchtendem flüssigem Feuer hinterdrein zieht. Der Wind heult durch die kahle Takelage und pfeift unliebliche Melodien auf den Löchern der unzähligen Taurollen.

„Steam—boot — recht — voraus!" So ruft der kleine Ausguckmann mit dem ganzen Aufwand seiner hellen Stimme, die auch gegen den Wind bis zum Hinterschiff dringt. Die beiden erzählenden Schiffshäupter fahren auseinander.

„Well — well!" ruft der Steuermann und eilt nach vorn.

*) Kambüse gleich Schiffsküche.

Kapitän Larsen biegt sich weit über die Schiffsseite, um besser Ausschau halten zu können. Da steigen die drei bezeichnenden Lichter aus dem Wasser auf. Rechts ein rotes, links ein grünes und über ihnen ein helleres weißes, das eben anzeigt, daß das Schiff unter Dampfkraft herankommt. Da beide Schiffe unter schnellem Lauf vorwärts streben, so wächst das leuchtende Dreieck mit unheimlicher Schnelle in die Höhe. Nach den allgemeinen Schifferregeln sollten sie jetzt links ausweichen. Aber Larsen weiß, daß dort Sandbänke lauern. Ohne sich erst lange zu besinnen, ruft er: „Hart Backbord,*) Christian!" Gespannt beobachtet er die Bewegung des Dampfers.

„Hart Backbord!" echot der Mann am Ruder. Das Rad schnurrt herum, die Steuerketten rasseln und in mächtigem Bogen schwingt das Schiff nach rechts. Die Segel kommen los und beginnen ein donnerndes Getrommel.

„Backbordsbrassen**) — heiß den Klüver!"***) schwirren die Kommandos. In der Finsternis ist mit dem Auge fast nichts zu unterscheiden. Aber an dem Trappeln auf dem Verdeck, an dem taktmäßigen Hemigefang der Matrosen und dem Aechzen der Taklage hört man, wie die Leute ihre Pflicht thun. Der Kapitän beobachtet kalten Blutes die Situation. Die Dampferlichter schieben sich nach links und vergrößern sich. Als der Steuermann zum letztenmal „Mach fest!" kommandirt, gleitet der Ozeandampfer an dem Segler vorbei. Eine Flut von Licht scheint über das Deck der Brigg und zeigt auf Augenblicke



Der Schinskoch.

die Matrosen, die geschäftig von Tau zu Tau eilen. Aus den runden Fenstern des Dampfers leuchtet es wie aus hundert feurigen Augen. Aus der weiten Esse wälzt sich eine dicke Wolke rot durchglühten Qualms, die der Sturmwind zerreißt. Ein schwimmender Palast rauscht es vorüber, dann sinkt alles in Finsternis.

Endlich ist die Brigg wieder vor dem Wind gebracht; sie steuert nun in einer Richtung, die die Abweichung vom Kurs wieder wettmachen soll, denn das eigentliche Fahrwasser ist hier eng und vielfach verschlungen, von Sandbänken an beiden Seiten eingefaßt. Der Steuermann kehrt wieder zum Hinterdeck zurück, wo der Kapitän mit schwankendem Seeschritt auf und ab spazierte.

„Ein kleckhafter Kerl, solch ein Dampfer bei Nacht!" sagt der Schiffsführer.

„Und gar hier in dem verflixten Fahrwasser!"

„Kann einem die ganze Weihnachtsfreude verderben!"

„Und möglicherweise Neujahr dazu," brummte der Steuermann.

„Oho — bis dahin wollen wir wohl gemütlich in Bremerhaven vor Anker liegen, und der Sylvesterpunsch . . ."

„Segler — recht voraus!"

Der Kapitän flog an die Brüstung.

„Segler recht voraus!" schrie es schon wieder und dringlicher als das erstemal.

*) Steuer links, damit das Schiff rechts liegt.
**) Taue zum Segelstellen.
***) Dreieck zur Vorsegel.

„Lup' — lup!" schrie der Kapitän dem Rudersmann zu und begleitete sein Kommando mit der entsprechenden Armbewegung. Der Matrose that seine Schuldigkeit und das Schiff flog herum. Die Nahen*) wurden so weit herangeholt, daß die Brigg fast dicht am Winde lag. Der Steuermann stolperte eilig die Stufen zum Hinterdeck herauf.

„Der Segler ist jetzt über Stag gegangen**) — dort ist sein grünes Licht!"

„Dann fall ab, Christian — Steuermann, laß voll brassen***) — wir müssen ihm weglaufen, sonst rennt er uns geradewegs in den Grund."

Wieder geriet das Schiff in fieberhafte Bewegung. Es bedurfte einer eisernen Willenskraft, in dem Wirrwarr der Finsternis, wo schnell auf einander folgende Kommandos in dem Klappern der Segel und dem Heulen des Sturmes nur teilweise verständlich blieben, den klaren Kopf zu behalten, die Lage zu beherrschen. Der Kapitän stand neben dem Mann am Ruder und erteilte kurz seine Befehle. Nach einigen Minuten gespannter Aufmerksamkeit tauchte der fremde Segler wie ein riesenhaftes Gespenst auf der linken Seite des Hinterschiffes auf. Der helle Schein der roten Signallaterne fiel in die gebläht Segel der Brigg. Der Klüverbaum†) des Fremden, im Stegang auf und nieder schwingend, fuhr so dicht am Schiff vorüber, daß der Kapitän sich unwillkürlich zur Seite bog, als fürchte er gespießt zu werden.

„A you goddam . . ." Der Rest der Schimpfreden des Gegners ging im Sturmesgebraus verloren. Nachdem der Engländer so seine seemännische Visitenkarte abgegeben, war er spurlos in der Finsternis verschwunden.

„Ein lustiger Abend, wenn das so fortgeht!" brummte der Steuermann mit gezwungenem Lachen.

„So geht's nicht weiter," entgegnete Larsen ernsthaft. Er warf einen Blick auf den Kompaß. „Der hat uns weit aus dem Kurs geworfen!" Er schritt zur Kajüte und verschwand in der Luke.

Der Steuermann blieb am Ruder stehen und blickte bedenklich auf den Kompaß und wieder in das Takelwerk empor. Vorn auf dem Deck hörte man das Klappern der Taue, die von den Leuten wieder geordnet — aufgeklart — wurden. Da stieg Larsen wieder aus dem Loch herauf.

„Steuermann — laß klar machen zum Ankern — wir müssen unter Land laufen. Dort drüben soll wohl bald ein Feuer in Sicht kommen — wir sind hier mitten zwischen den Bänken."

Das kam ruhig, aber so bestimmt heraus, daß weitere Erörterungen unnötig waren.

„Wir wollen loten," sagte der Kapitän nach einer Weile, während deren er mit einem doppelrohrigen Fernglas unablässig nach der Gegend hinausgespäht hatte, wo die französische Küste lag. Die Matrosen krochen mit der langen Leine auf der Brüstung entlang.

„Klar hier!" schrie es von vorn.

„Laß gehen!" —

Der Steuermann schleppte den schweren bleiernen Bolzen, der in der Geschwindigkeit den Grund befühlt, dicht an die Kompaßlampe. „Zehn Faden!"††) sagte er zum Kapitän und untersuchte dann aufmerksam die Bodenfläche des Senklotes, wo sich in dem Talg, der eine Höhlung ausfüllte, der Meeresgrund plastisch abgedrückt hatte.

„Weißer Sand mit kleinen Muscheln," berichtet er aufsehend.

„Gut — laß einen Mann mit dem Handlot hier hinten am Heck stehen; wir werden bald weniger Wasser haben!"

Dann wurden mehr Segel gesetzt und das Schiff arbeitete sich, fast dem Wind entgegengerichtet, auf die Küste zu. Da es nun den schweren Seegang seitlich von vorn aufnahm, brachen sich die Wellen am Bug und stürzten in schäumenden Massen auf Deck. Der Anprall der Wogen ließ das Schiff erzittern; aber mit dem Vordertell mächtig auf und nieder tauchend, strebte es, tief auf die linke Seite geneigt, vorwärts. Die Matrosen liefen von Tau zu Tau und schimpften und lachten durcheinander,

*) Untersegellagen.
**) Das Schiff drehen beim Kreuzen.
***) Die Segel mit Wind füllen.
†) Nach vorn gerichteter überhängender Mast.
††) Zwanzig Meter.

wenn sie von der überbrechenden kalten Sprüh durchnäßt wurden. Am Hinterteil stand ein Matrose und warf von Zeit zu Zeit das Handlot ins Wasser und meldete die stetig abnehmende Tiefe.

Endlich machte sich die Küste durch eine Anzahl kleiner Feuer in langer Linie bemerkbar. Die Bark wurde nun vollends in den Wind gedreht. Auf den Ruf des Kapitäns schlug der Steuermann den Bolzen weg, der den Anker am Krahnbalken hielt. Die schwere Eisenmasse mit der Kette sank donnernd und rasselnd in die Tiefe. Die Wogen brechen sich nun an dem scharfen Bug des Schiffes, das an der Kette zerrend auf und nieder schwingt.

Eine Zeit lang klettern die Matrosen, Jakob nicht ausgenommen, in dem Takelwerk umher, die Segel aufzurollen und an den Rahen festzuschnüren, eine Arbeit, die trotz der Finsternis mit gewohntem Geschick wie bei Tageslicht vollendet wird.

Die Mannschaft versammelt sich dann an Deck unter dem Lichtkreis der in der Strickleiter am Vordermast baumelnden Laterne, dem Signal, daß hier ein Schiff vor Anker liegt. Der Steuermann erteilt noch einige Anordnungen bezüglich der Nachtwachen, dann verschwindet einer nach dem andern in dem kleinen, kellerartigen Loch, das hinunter ins Matrosenlogis führt. Ein einzelner Wachmann, der sich bereits seine Pfeife in Brand gesetzt hat, tappt langsam auf dem vereinsamten Deck umher, mit wehmütigem Blick die Lichter am fernen Lande beobachtend. Nur hin und wieder blickt er hinunter in das dunsterfüllte Kellerloch, wo die Kameraden um den Tisch geschart sitzen, den Weihnachtsabend in aller Schiffsgemütlichkeit zu begehen. Der gezwungene Aufenthalt kommt ihnen nun gar nicht so ungelegen.



Die Begegnung des Seglers mit dem Oceandampfer.

Das Logis ist ein enger dreieckiger Raum in dem spitzen Vorderteil des Schiffes. An den Wänden dösen sich, je zwei übereinander liegend, die Schlafkojen, gegen deren Außenwand die Wellen plätschern und gurgeln. Ueber dem Tisch in der Mitte hängt die Lampe und spiegelt ihre offene Flamme in einigen Flaschen mit Branntwein, die der Kapitän aus dem doppelten Anlaß des schlechten Wetters und der Festlichkeit zur Hinunterspülung der Pannekaken gespendet.

Die Matrosen haben es sich nach der harten Tagesarbeit bequem gemacht. Hier wechselt einer die nassen Kleider mit einem blauwollenen Binsenhemd, dort kratzt sich einer mit bedenklichem Schnaufen in dem dicken Haarwust, weil eine genaue Durchmusterung seiner Habseligkeiten nichts „Trockenes" mehr ans Licht schaffte. Von dem Schiffszimmermann sieht man nur die untere Rückseite. In der Spitze des Schiffes unter einer reichen Sammlung hin und her baumelnder Taurollen hat er sich tief über seine Werkzeugkiste gebückt und brummt und schimpft dumpf aus seinem Versteck heraus, weil er seinen großen Hammer nicht finden kann, den ihm wieder irgend jemand zu irgend einer Verrichtung ohne seine Autorisation entführt hat. Unterdes holt Jakob das blecherne Eßgeschirr hervor und putzt Messer und Gabel, die Löffel in den Spalten der Balkendecke gesteckt haben, sorgsam auf dem Aermel seines Wollhemdes ab.

Endlich poltert der Koch auf der schmalen, steilen Treppenleiter in die trüb beleuchtete Unterwelt herunter. Er setzt die große Blechschüssel mit den Resten seiner Kunst auf den Tisch, und mit dem Ruf: „Zum Schaffen!" setzt sich das halbe Dutzend Menschen in fröhlichster Stimmung zu Tische, die Festesfreuden einzuleiten. Endlich sind alle so ziemlich gesättigt. Einer der Leute erhebt sich und hüllt sich in sein wasserdichtes Oelzeug, denn der auf das Deck niederprasselnde Regen bezeugt eine erhebliche Verschlechterung des Wetters, und es liegt ihm ob, den Ankerwächter abzulösen.

Jakob hat sich in eine Ecke zurückgezogen. Auf dem Kasten vor seiner Koje sitzend, beobachtet er sinnend die Gesellschaft. Ihm gegenüber packte ein alter Matrose mit bartlosem Gesicht, das wie in Leder gebunden aussah, in seiner Kiste herum, so daß er von den Kameraden, die, mit der brennenden Pfeife im Munde, mehr bequem als graziös mit aufgestemmten Ellenbogen um den Tisch rekelten, gefragt wurde, ob er sich fertig mache, an Land zu gehen. Der alte Christian antwortete darauf nicht. Er sagte nur zu Jakob, daß er mit ihm die nächste Ankerwache zu halten habe, und Jakob berechnete, daß er darnach Zeit habe, die ganze Nacht zu schlafen — ein nicht zu unterschätzendes Weihnachtsgeschenk. Er fühlte sich ordentlich behaglich. Die Pannekaken hatten so sanft schmalzig geschmeckt, dazu ein guter Schluck Branntwein, so gut hatte er lange nicht gelebt — er hätte es zwar fertig gebracht, noch mehr zu essen; aber wenn die Matrosen aufhören, muß er ebenfalls satt sein. Immerhin winkte ihm noch eine Hoffnung. Wenn der letzte, der eben abgelöst

Der junge Matrose lachte.

„Nach Du man — ich weiß nicht, ob Du morgen noch lachst!" Christian spie zornig aus und warf dem Spötter einen eigentümlichen Blick zu.

„Wo hast Du ihn gesehen?" fragte der Zimmermann, und Jakob spitzte mit bangem Gefühl die Ohren, die unheimliche Mär zu hören.

„Ich stand gestern nacht am Ruder und höre plötzlich in der Takelage klopfen. Und wie ich hinaufsehe, sitzt er auf der Großrahe und hämmert an dem Beschlag der Nock (Spitze der Rahe) herum."

„In Lee oder zu Luvard?" fragte wieder lachend der Spötter.

„Dummkopf," knurrte der Alte verächtlich; „wo hast Du denn Lee und Luv, wenn Du platt vor dem Winde segelst!"

„Hast Du auch recht gesehen?" fragte noch zweifelnd der Zimmermann, ohne den Zwischenfall weiter zu beachten.

„Ganz genau — ich habe das kleine Männchen mit seinem gelben Südwester auf der Rahe reiten sehen, wie er mit Deinem großen Hammer klopfte!"

„Nun ja, da ist es kein Wunder, wenn der Zimmermann seinen Hammer nicht findet — Klabautermann hat ihn!"

Ein wieherndes Gelächter erdröhnte den Raum, auch Jakob mußte mit einstimmen. Christian geriet vollends in Wut.

Da er den allgemeinen Zweifel an der Erscheinung des gefürchteten Seegespenstes nicht durch Beweisgründe niederschlagen konnte, wurde er grob und schalt in ungezwungenster Weise über die dummen Jungen, die alles besser wissen wollten als alte Leute, die seit dreißig Jahren zur See fuhren, und um ihn zu besänftigen, bat ihn der Zimmermann, nicht auf das einfältige Gelächter zu hören und zu erzählen, wie er die letzten Weihnachten zugebracht.

„Ja, ich will es euch erzählen — damit ihr Doeskköpfe sehet, wie dumm ihr seid und wie Klabautermann doch recht behält. Also wir lagen mit der englischen Bark ‚Cromwell' in Tientsin in Nordchina am Quai, und auf dem andern Ufer des Flusses lag ein Bettlerdorf — lauter erbärmliche Lehmhütten mit Lumpenvolk; das kam jedesmal, wenn wir auf der Back*) zum Mittagessen saßen, in Kähnen herübergefahren und bettelte. Unsere Mannschaft bestand fast nur aus Gesindel, wie man es manchmal am Londoner Strand zusammensucht. Die Kerle warfen aus Aerger, weil sie keine irischen Kartoffeln bekamen, den Bettlern die Yamswurzeln ins Gesicht, daß sie kleben blieben, und freuten sich noch, wie die armen Leute den weichen Teig von den Backen abkratzten und aßen. Ich habe sie gleich gewarnt, daß es nicht gut thue, wenn man so mit dem Proviant umginge; aber die Bengels lachten mich aus, gerade wie ihr. Dann ging's auf die Rückfahrt. Wir hatten die Sundastraße schon passirt und durchkreuzten die indische See. Da wurde der Kapitän krank und mußte in der Koje liegen bleiben. Nun hatten die beiden Offiziere täglich Streit mit den Leuten. Bekamen wir 'mal nachts ein Gewitter und mußten stundenlang klar stehen bei den Tauen von wegen der Böen,**) so ging der Spektakel los. Die Matrosen liefen bei jedem Befehl wie toll durcheinander und wiederholten jeden Befehl fünf-, sechsmal — einer rannte den andern um, und wenn

*) Vorderdeckel; bedeutet aber auch Tisch und Essen.
**) Heftige Windstöße.

der zweite Steuermann kam, um Ruhe zu stiften, und selbst mit Hand an die Taue legte, traten sie ihm aus Versehen mit Willen auf die Füße und tobten wie die Wilden, statt ihren Dienst zu thun. Kein Wunder, wenn die Segel zerrissen und wir tagsüber nur immer zu flicken hatten. Mir wurde bange über den Ausgang der Reise. Weihnachten kam, und der erste Steuermann gab nur die gewöhnliche Schiffskost, weil die Matrosen sich so schlecht betrugen. Nun wurde die Sache noch schlimmer. Da sah ich in der Nacht, wie sie sich wieder herumschlugen, — denn keiner wollte freiwillig den Rudersmann ablösen — den Klabautermann auf der Fockrahe. Und richtig — am andern Tag starb der Kapitän. Das war der erste. Weil wir zu weit von Land waren, mußten wir ihn in die See versenken. Der erste Steuermann liest die Sterbegebete, und einer der Matrosen — Bill hieß er — der nichtsnutzigste von allen, der mit mir die Planke hielt, auf der die Leiche unter der Flagge lag, hielt es nicht einmal der Mühe wert, bei dem Begräbnis seines Kapitäns den Priem aus dem Munde zu nehmen. Die Gebete waren ihm wohl zu lang, denn er blinzelte mir fortwährend zu und wollte die Planke hochheben, damit die Leiche ins Wasser gleite, und ich hatte alle Mühe, die Planke niederzuhalten, bis der Steuermann das Zeichen zum Ablaufen gab. Es kam aber immer schlimmer. Eines Tages sollte nach dem Wenden die Klüverschot steif gehalt werden (Segel straff ziehen). Die Leute faßten zwar alle das Tau und schrieen, als wollten sie das Segel herunterreißen; aber keiner zog. Da eilte der zweite Steuermann auf die Back und faßte die Schote dicht am Block und zog, um die Wichte zu beschämen. Da schrie einer: „Los die Schot!“ und alle ließen das Tau fahren. Der Offizier wurde von dem aufblähenden Segel in die Luft emporgerissen und stürzte in die See. Nun schrieen sie: ‚Mann über Bord!‘ und der Obersteuermann, der alles mit angesehen, ließ ein Boot aussetzen — sie fanden aber nichts mehr.

(Schluß folgt.)



Der Weihnachtsabend der Matrosen.

Während der Weihnachtszeit bei der „Zia“.

In Italien, namentlich da, wo noch keine öffentlichen Kleinkinderbewahranstalten ins Leben getreten sind, beschäftigt sich eine bedeutende Anzahl alter Frauen damit, derartige Anstalten bei sich privatim zu etabliren. Die Einrichtungen hiezu sind sehr einfach; das Wohnzimmer, manchmal eine Vorratskammer bieten den Raum dar, ein Bänkchen, einige Stühle die Möblirung. Hieher werden die Alten, der Zia, die Kinder, jedes mit seinem Umhängtüchchen, gebracht; manchmal sammelt die Alte die Kleinen auch selbst, von Haus zu Haus „ihrer Kunden“ gehend, ein — und dann sucht sie die Lärmmüßige, unruhige Gesellschaft zu unterhalten und zu beschäftigen. Unser Bild führt uns in eine derartige



Während der Weihnachtszeit bei der „Zia“.
Ein Bild aus dem italienischen Volksleben von Giuseppe Barison.



Am Weihnachtsabend. Originalzeichnung von Edmund Bräuning.

kleine Anhalt zur Weihnachtszeit. Italien feiert dies Fest eigentlich wenig. Aufstellung von Krippen, Geschrei auf den Straßen, Gesang in den Kirchen, das ist meist alles. Kinder werden manchmal beschenkt, und so sehen wir auch die Kleinen auf unserem Bilde, welche mit dem Weihnachts-Arlecchino und der ihn gesellten Colombine eine Tanzsymbole aufführen. Es wird dabei sehr viel gesungen und gesprochen, und das kleine Publikum spielt oft leidenschaftlich mit, so daß die ausgestopften Artisten nicht selten in Gefahr geraten, zerrissen zu werden. Dann legt jedoch die Alte ihre Strohflechterei auf die Kommode und hilft Rate; im übrigen läßt sie ihren Pfleglingen große Freiheit, besonders in der Weihnachtszeit, die ja im ganzen Süden und so auch in Italien eine laute, lustige Zeit ist.

Der erste Schnee.

Novellette

von

Anna Kramer.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Es war ein trüber Herbstmorgen, selbst das sonst in heiterer Schöne lächelnde Wien sah in dessen grauen Lichte fast melancholisch aus. Frau Karoline oder, wie sie von allen Freunden und in guten Stunden von sich selbst genannt wurde: Lolo, stand mißmutig vom Frühstückstisch auf, die Tasse halb geleert, die Zeitung kaum gelesen zurücklassend. Es fröstelte sie, sie suchte Bewegung und Zerstreuung. Die Schleppe des lichtblauen Kaschmirmorgenkleides aufraffend, inspizirte sie erst die Küche, und dann begann sie mit einem zierlichen, bunten Wedel von den verschiedenen Etagèren, Konsolen und den darauf postirten Sächelchen, welche ihre Zimmer schmücken sollten, den von der Dienerin vielleicht nicht völlig entfernten Staub abzufegen. Ihr Gedankengang dabei war kein heiterer.

„Diese Menge alten Plunders," dachte sie, „daß man daran hängt und meint, diese bunten, geschmacklosen Sächelchen schmückten, gestalteten unsere Räume wohnlicher! Meist ist es nur Pietät, die ihnen den Wert verleiht, unserem Schutzengel sagen sie nichts!"

Sie nahm die ausgeblaßte Photographie eines jungen, keck aussehenden Mannes in altmodischem Rahmen zur Hand.

„Armer Eduard, wie krank sahst Du schon vor zwölf Jahren aus, als Du so leidenschaftlich um mich warbst. Hatte der Verstand recht, daß er es eine romantische Grille, die weibliche Sucht, sich zu opfern, nannte, als ich darauf bestand, Dich zu heiraten? Fünf Jahre pflegte ich Dich! Ich hoffe, Du wenigstens warst dadurch glücklicher!"

Sie stellte das Bild wieder auf den Schreibtisch und nahm vom Kaminsims ein anderes, eine alte Dame darstellend, ihre Schwiegermutter, mit welcher sie nach dem Tode des Gatten mehrere Jahre zusammengelebt hatte, bis diese vor anderthalb Jahren dem Sohne nachgefolgt war.

„Gute Mama! Du hast mich halb tyrannisirt und halb verhätschelt. Du stelle ich Dich wieder zwischen die beiden plumpen vergoldeten Vasen mit den künstlichen Blumen, die Du liebtest. Gräßliche Dinger! So steif und kalt! Und wie sie den Staub aufziehen!" Sie machte ein paar energische Striche darüber hin. „Nun noch mein Reisealbum — das ist rein, es ist ja auch neu — von zwei Sommern! Die ersten, in welchen ich eigentlich frei war, thun — bleiben — gehen konnte, was, wo, wohin ich wollte. Ja, frei! Und ich werde es bleiben! Niemand soll diese endlich errungene Selbständigkeit mir rauben!"

Wieder ein energischer Strich mit dem Wedel über die letzte der Etagèren, und sie ging elastischeren Schrittes dem nahen in ihr Schlafzimmer, ihre Toilette zu vollenden. Die Magd kniete vor dem Ofen und feuerte lustig ein.

„Das ist klug, Toni," sagte Karoline — denn noch war ihre Stimmung derart, daß sie sich selbst so genannt hätte, „es ist ja abscheulich kalt! Zweiter Grad? Und wir haben erst den zwanzigsten Oktober! Ja, der Winter beginnt, und die langen Abende — die langweiligen Abende," setzte sie in Gedanken hinzu, „nur Furcht vor solchen ließ mich die Einladung von Hofrat S. zu ihren Whistpartien wieder annehmen. Und — Gott! — wie öde war es gestern dort — fast mehr als zu Hause. Die guten alten Leute hängen an mir, weil sie der Schwiegermutter befreundet waren. Aber lauter alte Leute! Und ich spiele nicht einmal besonders gern!"

„Gnädige Frau," unterbrach Toni diesen Gedankengang, „sehen Sie nur, wie es finster wird."

„Wahrhaftig, es wird wieder Nacht," entgegnete die Herrin, „kaum werde ich zum Ausfahren kommen."

Die Dienerin stellte das Spiegellichtchen in besseres Licht und verließ das Zimmer. Karoline ließ sich vor demselben nieder und löste ihr dunkelkastanienbraunes Haar. Es fiel zwar nicht sehr lang, aber reich, in glänzenden großen Wellen über ihre Schultern. Die zunehmende Verfinsterung zwang sie, dem Fenster näher zu rücken, schließlich sogar den gelblichen Zwischenvorhang, der den gegenüber Wohnenden den Einblick in ihr Zimmer wehrte, zurückzuziehen. Nun war es verhältnismäßig hell, und flink und geschickt teilten ihre schlanken Finger die dunkelgoldigen Haarmassen. Auf einmal streckte sie in der Arbeit. Karoline sah starr in das Glas, nahm den Handspiegel, erhob sich, trat dicht an das Fenster, bespiegelte sich von allen Seiten, hob hie und da eine Strähne Haare empor, warf sie wieder zurück, ließ schließlich den Handspiegel entmutigt sinken und sah melancholisch vor sich nieder.

Es war keine Täuschung gewesen — hie und da erglänzte es in dem dunklen Golde wie Silber! Weiße Haare! Da rechts über dem Stirnwinkel war ein ganzes Büschel! Sie wurde alt! Es erschreckte sie.

„Kaum dreiundreißig Jahre," dachte sie, „und schon ist es aus! Ja, das Zusammenleben mit dem Kranken, der alten Mama machte mich frühzeitig alt. Nun ist die Jugend vorbei! Ach, und ich habe mich in dem letzten Jahre so frei, so frisch gefühlt. Habe ich nicht in diesem Sommer bei W.s mit den jungen Mädchen um die Wette Unsinn getrieben? Als wäre ich wie sie nur achtzehn Jahre. Nun ist es aus! Still und ehrbar, eine Witwe — eine Matrone, werde ich dahinleben!"

Sie lehnte sinnend an der Fenstervertiefung, in ihrem lichtblauen Kleide, ein zartes weißes Tuch über den Schultern, umwallt von dem wolligen Haare, ein melancholisches Lächeln um den hübschen Mund, jung und lieblich — durchaus nicht matronenhaft anzusehen.

„Und der herrliche Mondscheinabend — damals auf der Marine," dachte sie weiter; „wir waren in großer Gesellschaft hinausgeklettert, der schöne Tenorist aus München auch dabei — unten im Dorfe blies einer das Flügelhorn, sehnsüchtig zogen die Töne durch die stille Nachtluft; wir zwei standen allein auf dem Altane; hätte da der dort unten nicht eben falsch geblasen und der schöne Tenorist mich zu breit angesehen — wer weiß, was für eine Dummheit ich noch gemacht!? Aber das ist nun vorüber! Lolo, die Jugendliste, hat ausgespielt — die ernste Karoline bleibt! Mit weißen Haaren!" Ein Sonnenstrahl, der plötzlich durchs Fenster fiel, machte sie aufblicken. „Wahrhaftig! Es hat geschneit! Da vorne rechts, im Park auf dem grünen Rasen, den frischen Sträuchern liegt es weiß, und der Himmel hellt sich wieder auf. Ein seltsamer Anblick! Ah, da drüben sieht auch jemand heraus," — sie trat zurück — „es ist wohl nur der Herr mit dem dichten grauen Haar, der erst kürzlich eingezogen sein muß. Wie? Er sieht herüber?" Sie trat noch tiefer ins Zimmer zurück. „Noch so neugierig mit so vielen grauen Haaren? Ach, da sollten doch alle Wünsche ruhen. Wäre ich schon so weit! Nun ist er weg." Sie näherte sich wieder dem Fenster und warf einen letzten Blick auf das frisch gefallene Weiß. „Ein seltsamer Anblick — der erste Schnee!" Und in nachdenklicher, weichmütiger Stimmung vollendete sie ihre Haartracht.

Am Nachmittage machte Karoline einen Besuch in einer entlegenen Vorstadt. Für den Rückweg wollte sie, da es schon dämmerte, die Pferdebahn benützen, die in der Nähe ihres Hauses eine Haltestelle hatte. Sie sprang auf, das Innere des Wagens war leicht, der einzige Platz außen war noch frei. Sie nahm ihn ein. Bei der nächsten Haltestelle drangten — gemäß der in Wien herrschenden Unsitte — noch mehrere Personen heraus, unter ihnen eine sehr ärmlich gekleidete Frau mit krankhaft blassem Gesicht, auf dem einen Arm ein Kind, an dem andern einen schweren Korb. Man wollte dieser Armen, der die Ermattung in den Zügen stand, keinen Platz gönnen. Karoline erhob sich.

„Setzen Sie sich," sagte sie freundlich, „ich stehe leichter."

Das Weib dankte sehr erstaunt und ließ sich, tief aufatmend, nieder — ein auf der andern Seite sitzender Herr stand auf und bot Karoline seinen Platz an. Sie wendete sich zu ihm — er fixirte sie scharf, blieb dann, als sie sich gesetzt hatte, ihr gegenüber stehen und fixirte sie einigemale mit einem fragenden Blick, in welchem die Lust, sie anzureden, deutlich zu lesen war. Er fand endlich eine Gelegenheit dazu — das Kindchen da drüben sah mit großen Augen auf die hübsche Dame herüber — Karoline, die es schmerzlich empfunden, daß ihre Ehe kinderlos geblieben war, lächelte freundlich hinüber. Da begann der Herr mit dem Weib ein Gespräch über das Kleine und zog fast unmerklich Karoline mit hinein. Diese, in ihrer noch andauernden weichen Stimmung und dem Bewußtsein, alt und ungefährlich zu werden, gab ihre sonstige Zurückhaltung auf und antwortete, zwar knapp, doch nicht unfreundlich. Das angenehme, sonore Organ, das lebhafte Auge des Herrn sprachen sie an — das grau Gesprenkelte seines kurzen Vollbarts beruhigte sie. Bei ihrer Haltestelle sprang sie ab, der Herr gleichfalls, er grüßte verbindlichst, sie dankte freundlich und ging in ihr Straße, er folgte auf der andern Seite derselben; als sie, in ihr Hausthor einlenkend, zufällig hinüberblickte, sah sie ihn, im Begriffe ihr gegenüber einzutreten; er begegnete ihrem Blicke, zog noch einmal den Hut — das helle Licht der Gaslaterne fiel über ihn.

„Der graue Herr von vis-à-vis," dachte sie überrascht, „wie jung der aussieht!"

Noch mit diesem Gedanken beschäftigt, trat sie in ihr Wohnzimmer; mild durchwarmt, im freundlich hellen Licht der bereits angezündeten Lampe bot es einen anheimelnden Anblick — sie fand es kühl und leer.

„Wer trug mir doch neulich einen Handkuß an?" fragte sie Toni, als diese dienstfertig ihr den Paletot abnahm; „ich werde ihn kaufen."

Sie kaufte ihn nicht. — Einige Wochen später erschien ihr ihre Wohnung behaglich und ausgefüllt. Es war ein richtiger Winterabend; um drei Uhr schon hatte es zu dunkeln begonnen, und der Schnee fiel seitdem in dichten Flocken unermüdlich hernieder; ein scharfer Wind machte den Aufenthalt im Freien höchst unerquicklich, und jeder, der ein durchwärmtes Heim besaß, eilte, dasselbe zu erreichen. So hatte auch sie gerne, nach Hause zu kommen, und nun stand sie in ihrem hellblauen, warmen Morgenkleide mit vergnügtem Gesicht — ganz Lolo! — vor dem Kamin. Auf dem Sims desselben hatten die plumpen vergoldeten Vasen mit den künstlichen Blumen anderen, dunklen, die schlank und zierlich emporragten und mit frischen, lieblich duftenden Sträußen gefüllt waren, Platz gemacht. Sie zog eben eine rote, warm getönte Rose aus einer derselben, und sie an den Busen steckend, sprach sie lächelnd hinüber zu jemand, der an der Kaminecke im großen Armsessel saß.

„Wie die geringe Gutthat sich lohnte! Hatte ich jener armen Frau damals nicht Platz gemacht — Sie hätten mich nicht bemerkt, nicht meinen Namen und gemeinschaftliche Bekannte ausgekundschaftet, nicht mich bei Hofrat S. endlich gefunden, Sie hätten —"

„Lolo," unterbrach sie der dort Sitzende mit wohlklingender Stimme, „bitte, wer bin ich?"

Sie trat zu ihm, und die niedliche Hand auf seine Schulter legend, erwiderte sie mit angenommenem Ernst:

„Der alte Herr mit dem vielen grauen Haar, mein vis-à-vis — auch sonst genannt Johannes Norbert, Architekt, Baurat, Ritter des Franz-Josefsordens, Ehrenbürger der —"

„Genug," unterbrach er sie lachend, „ich sehe, Du kannst meine offizielle Karte auswendig — nein — für Dich bin ich seit zwei Tagen Dein Verlobter — in vier Wochen Dein Gatte und jetzt und immer Dein Hans und Du! Hörst Du?"

Und er nahm ihr Händchen und küßte es. Sie sah ihn zärtlich an.

„Ich will mir's merken — es kam eben so schnell. Diese Frauenzahre!"

„Nicht doch," sagte Hans Norbert, „ich kannte Dich, ja ich möchte sagen, ich liebte Dich schon früher."

„Wie," sagte sie erstaunt, „woher?"

Er stand auf, nahm eine weiße Spitzendecke von einem in der Nähe stehenden Tischchen, und, den Arm um sie legend, zog er sie in die Mitte des Zimmers unter die Hängelampe.

„So," sagte er und warf ihr die Spitzenhülle über die Schultern, „bitte, halte den Kopf ein wenig still."

Die verwunderte Lolo gehorchte, und mit großer Ungeniertheit zog er ihr rasch die dicken, hellen Nadeln, die den Lockenbau zusammenhielten, aus den Haaren, sie fielen weich und wellig an ihren errötenden Wangen hernieder. Er betrachtete sie entzückt.

„So sah ich Dich zum erstenmale, so eroberte Du mich!"

Eine Erinnerung tauchte in ihr empor, sie lächelte.

„Damals am Fenster, beim ersten Schnee?"

Sie wurde ernst.

„Nein, Du mußt alles wissen. Ich war betrübt damals, ich hatte eben die ersten weißen Haare an mir entdeckt; sieh her," sie neigte ihm die Schläfe hin, „hier, hier, und sieh, da rechts ein ganzes Büschel!" sie blickte ihn bekümmert zu ihm auf; „ich werde grau, und ich bin schon dreiundreißig."

Er lachte.

„Und ich, wie Du weißt, mein Schatz, ich bin grau und werde erst fünfundvierzig!"

„Ach, Hans, ich beneidete Dich!"

„Mich?"

„Ja, um Deine vielen grauen Haare. Da müßte es, meinte ich, auch in Kopf und Herz bei Dir schon ruhig und windstill sein."

„Närrchen," sagte er, ihr lieboll über die goldglänzende Haarflut streichend, „ruhig und windstill! Wer ist das? Wir sind es auf Stunden in der Erstarrung tiefsten Schmerzes, auf Augenblicke im Empfinden allesumfassenden Glückes. So wie jetzt!" Er nahm sie in seine Arme und küßte sie innig, fast feierlich, auf die Stirne. „Aber," fuhr er nach kurzem Schweigen fort, „die Unruhe, die Sorge, das Hasten und rastlose Wünschen, es kehrt immer, immer wieder. Auch und, auch vielleicht noch" — er sah ihr zärtlich in die fragenden Augen — „wenn wir beide einmal wirklich alt und weiß, wie heute die vom Neuschnee bedeckte Welt, geworden. Doch," er sah lachend um sich, nahm dann vom Schreibtische eine kleine Schere und sagte wieder lachend: „Nun, teure Lolo, halte mir, bitte, noch einen Augenblick stille."

Sie gehorchte abermals, rasch hatte er an ihrer rechten Seite das Büschel weißer Haare ergriffen und abgeschnitten.

„Was thust Du?" rief sie verwundert.

Er schlang die zarten Silberfäden um seine Finger zu einer Locke und erwiderte: „Ich habe daheim ein altes Medaillon von der verstorbenen Braut meiner Jugendjahre; da hinein will ich diese Haare legen, und ein langst leichneter Mann mit frühlingswarmem Jünglingsherzen, will ich sie zeitlebens tragen zur Erinnerung an den glückbringenden, seligen Winterszeit versprechenden ersten Schnee."

Und er drückte einen feurigen, alles Schnees spottenden Kuß auf ihre willigen Lippen.

igitized by Google

Literarische Weihnachtsgaben.

Wie Folge von oft erscheinen neuen Romanen, in fünfzig Heften stimmend geheftet Bände gebunden und so für sich ein kleine Sekundärbibliothek des Besten bildend, was namhafte deutsche Romanschriftsteller in jüngster Zeit geschaffen, und dies alles zu einem überaus billigen Preise — sollte das nicht einen der Gründe, die Leser die Empfänger mittelmäßiger Weihnachtsgeschenke sein, die sich bezahlen lassen? Der soeben zum Abschluß gelangte erste Jahrgang der Schriftgabe der „Deutschen Romanbibliothek“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) ist es, der all diese früheren Vorzüge in sich vereinigt. Denselben Verlage entstammt eine lange Reihe gediegener Werke, deren außerordentliche Beliebtheit sich in jeder neuen Weihnachtszeit aufs neue handgreiflich bewährt. In jedem in erster Linie die reich illustrirten Prachtausgaben unserer beiden Hausdichter Goethe und Schiller, sowie Shakespeares, den wir Deutsche ja auch längst zu den Unsrigen zählen dürfen. Da ist ferner die berühmte Doré-Bibel in evangelischer wie in katholischer Ausgabe und das auf die gemeinsame, lebhaft bewunderte Illustration sich stützende Prachtwerk: „Palästina in Bild und Wort“ von Ebers und Guthe, sowie des ersteren „Aegypten in Bild und Wort“, beides Werke, deren reiche kunstvolle Ausstattung auf jeder Seite deutlichen Beweis von der sorgsamsten Benutzung obiger Quellen erbringt, daß sie nur von den berufensten Händen unternommen war. Zu ist die noch anschließe Reihe Georg Ebersscher Romane, von der „Aegyptischen Königstochter“, deren Auflage bereits die 33. Tausend angelangt ist, bis zur „Gred“, die in den zwei Bänden seit ihrem Erscheinen schon eine fünfte Auflage nötig machte und von der bereits Uebersetzungen in sechs Sprachen: die englische, holländische, dänische, schwedische, ungarische und russische, vorbereitet wurden, nicht der künstlerisch auf obersten Stufe stehenden „Eintagsfliege“. Da sind die erschütternden Lebenserinnerungen: „Ein halbes Jahrhundert“ von Adolf Friedrich Graf von Schack und die von Carl Hallberger herausgegebenen: „Einundzwanzig Jahre in Gnade, Kampf und Sieg“, von Oskar Meding, das von Kaiser Wilhelm I. selbst durchgesehene und in allen Einzelheiten richtig gestellte Bild des thatenreichen Lebens dieses unvergeßlichen, glorreichen Erneurers des alten deutschen Reichs. Da sind die gediegenen Abhandlungen der bayrischen Königstochter, die das „König Ludwig-Album“ von Professor H. Vogel bildet, und ist Pigafetta eingreifende „Panorama der Erdkugel Christi“ mit dem umfangreichen Band auf Jerusalem. Da sind ferner die drei vorzüglichen Musterübersetzungen deutscher, französischer und englischer Dichtung: „Deutscher Dichterwald“ von Georg Scherer, 13. Auflage, — „Album lyrique de la France moderne“ par Eugène Borel, 2. edition: — „The Rose, Thistle and Shamrock“ by Ferdinand Freiligrath, 6. edition; sowie die literarisch-werthvollen „Gedichte“ des Grafen Schack, die großartigen „Deutschen Sänge“ von Friedrich Theodor Vischer, sechste in zweiter, vermehrter Auflage erschienene, die leidenschaftlichen „Lieder an eine Verlorene“ von Jean G. zu Sabadia-Lorsdorf, die tiefen Gedichte: „Mein Herz in Liedern“ von August Silberstein, sowie Gerhard von Amyntors freisinnig-ernste Dichtung: „Vater Cuthers Abendsegen“. Wir hätten noch vieles anzuführen, brechen jedoch hier ab, um von den Verlagswerken der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart zunächst zu denen von A. Krabbe, daselbst, übergehen, der auch zum diesjährigen Weihnachtsfest eine Reihe hübscher Bücher hervorgerufen hat, die den Gebern Ehre einlegen und den Empfängern große Freude machen werden. So der allen nützlichen und ernsten die Fortsetzung des „Illustrirten Hausbuches“, drei ewig jungen, von dem die Romane „Handel und Wandel“, „Der eine Trennbare“, „Der Augenlicht des Glücks“ mit 200 großen und ausgezeichneten Illustrationen von A. Baughammer und J. Bergen in Holz geschmackvoller, eleganter Ausstattung vorliegen. Derselbe Verlag bietet auch Goethes Gedichte, Schillers Gedichte, Heines „Buch der Lieder“ und „Heines neue und letzte Gedichte“ in Miniaturausgaben mit Goldschnitt und zierlichen Einbänden als Weihnachtsgaben der. Schließlich möchten wir nicht unterlassen, auf das Werk: „Die deutsche Geschichte bis zum Jahre 1866“ von A. Müller (der gleiche Verlag) hinzuweisen, — eine illustrirte Volksausgabe, welche die ungemein schwierige Aufgabe, in einem mäßigen Bande die Geschichte unseres Volkes von dem ersten Erscheinen deutscher Stämme bis zu Kaiser Friedrich ungetrübt, interessant und populär darzustellen, vortrefflich löst. Moritz Hauffens Roland, gelungen wir zu jenen Bilderbuch für Liebende von Paul Heyse und Richard Schmidt-Cabanis, „Aus Amors Bilderbuch“, und dem wir unseren Lesern auf Seite 209 bereits eine Probe mitgetheilt haben. Die prall zu einem elegant gebundenen Album vereinigten Blätter zeigen den kleinen Schalk in seinen Beziehungen zu den verschiedenartigsten Erdenkindern. Hat dieses Buch einen heiteren Humor auf seine Flagge geschrieben, so diente den ernsten Zweck eines Nachschlagebuchs für alle möglichen Fälle „Körschners Orts-Lexikon“ (Berlin und Stuttgart, W. Spemann). Der gediegene, die praktische Verwendbarkeit scharf im Auge fassende Lexikograph gibt hier ein Kombinationslexikon, das zugleich seinen Taschen-Lexikon und seinen neuen „Atlas“ die Mitte hält. Die Aufsätze, die es enthält, sind knapp, aber schlagend und für die meisten Fälle des gewöhnlichen Lebens genügend. Die Rechtschreibung läßt kaum etwas zu wünschen übrig, und dabei ist das Ganze immer noch recht handlich. 1460 nützliche Adressangaben enthalten viel Wichtiges auf kleinstem Raume. Darf sich dieses Taschen-Lexikon mit Recht als ein Buch für jedermann bezeichnen, so ist Hoffmanns „Hausschatzbuch“ (Stuttgart, K. Thienemann) ausschließlich für unsere Frauen berechnet, für diese aber eine ebenso treffliche als nützliche Gabe. Die Einteilung dieser Seiten, auf denen jede Sorgung der Küche in sachgemäßen kundlichen Vorschriften ihr bescheidenes Feld angewiesen ist, ermöglicht eine klare übersichtliche Lösung der Tagesaufgaben und leistet dadurch jeder ordnungsliebenden Hausfrau schätzbare Dienste. Sieht sich dieselbe aber als Mutter auch Hoffnungen um, vermöge deren sie ihren schulbesuchenden Kindern das Lernen erleichtern kann, so findet sich für ein solches für bestimmte Fach, das den kleinen Köpfen gewöhnlich der größte Pein verursacht, in „Daniels geographischen Fragen in Fragen und Antworten“ von Dr. W. Arnstadt (Historische Verlagsbuchhandlung, Hannover). Der große Vorteil dieser in dialogischer Anordnung enthaltenen Fragen und Antwortformen ist der, daß vermöge derselben jeder Lernende sich selbst prüfen oder durch irgend jemand auch der Sache Unkundigen sich prüfen lassen kann. Wie hier spielend der Sinn für wissenschaftliche Gründlichkeit geweckt werden soll, so zeigt eine andere, den kleinsten gewidmete Weihnachtsgabe, wie man ernst spielt, und zwar in einer Weise, die ebenfalls zugleich ein gewisses völkerkundliches Interesse hat. „Jungvolksgen beim Spiel“ (Leipzig, E. Twietmeyer) nennt sich das als Leporello-Album gestaltete Buch, das auf jedem seiner farbenreichen Blätter ein typisches Kinderspiel aus japanischem Gesichtspunkt dargestellt und mit deutscher Erklärung, sowie deutschen Spielregeln ausgestattet zeigt. Es ist ebenso lustig zum Anschauen als anregend zu allerhand kindlichen Gesellschafts- und Bewegungsspielen. Doch wir haben noch dieser kleinen Abschweifung zunächst zur reiferen Jugend zurückzukehren, für welche „Hafnes von Alaisia und seine Meerfahrt nach dem Bernsteinlande“ von Wilhelm Behrendt (Breslau, Ed. Trewendt) bestimmt ist. Die Geschichte dieses edlen, heldenhaft geführten Herzogs führt uns in den abenteuerlichen Sagenkreis der Nibelungen, wie der Verfasser sie in der Heimat seiner Helden, an den Ufern des Pregels, kennen gelernt hat. Und weiter zurück führt uns „Wido, der Freie“ von Johann von Wildenradt (Leipzig, Otto Wigand's Verlagsbuch, Grenell & Franck). Die abenteuerliche Wanderfahrt sagt nach Norwegen in jene graue Vorzeit, welche geschichtlich, aber doch an altgermanischer Heldenlieder gemahnende Erzählung aus deutscher Vergangenheit. Einen schönen Gegensatz zu ihrer naturfarbenen Poesie bildet der bei Robert Lutz, Stuttgart, erschienene „Neuen-Strauß-Kalender“, ein Hausfreundbuch von A. Reymond, den zahlreiche Humoristen, den unsere Leser auch auf unserer Seite 237 mitgetheilte Humoreske „Schwarze Weihnachten“ verdanken. Die im Original-Steindruck der Namen der Kleinen, so werden hier einige Aufnahmen, die sich in der Welt unserer lieben Frauen — natürlich nur als seltene Ausnahmen! — ereignen können, mit lustigen Texte versehen. Verschiedene heitere Künstler haben dazu muntere Federzeichnungen geliefert. Daß der stets Laune ihr keineswegs Gegenbild nicht fehle, dafür sorgt Lina Morgenstern durch den humorist abgeschlossen vorliegenden und ein stärkes, selbständiges Ganzes bildenden ersten Band ihres verdienstvollen Buches: „Die Frauen des neunzehnten Jahrhunderts“ in biographischen und selbstgeschichtlichen Zeit- und Charaktergemälden (Berlin, Verlag der Deutschen Hausfrauenzeitung). Wenn uns aber die Gaben der Türe freundlich lächeln, wer eine anziehende Singstimme besitzt und sie zu guter Vortragsfähigkeit ausgebildet hat, dem bietet unser unserem der Musikalienverlag von Litz & Meyer in Leipzig ein sehr klug zusammengestelltes und mit einfacher Eleganz ausgestattetes Vortragsalbum, 22 deutsche Originalcompositionen gefälliger und wirksamer Inhalts für eine und mehrere Stimmen von Felix W. Gade, Gustav Jensen, Josef Rheinberger und anderen enthaltend, herausgegeben von Gustav Jankewitz, sowie einen gefälligen Liederschatz für eine Sopran- oder Tenorstimme, „Amata“ von Anton Eberhardt. Ein „Allgemeiner deutscher Musikerkalender“, herausgegeben von Oskar Eisberg, ist auch für 1889 bei Raabe & Plothow, Berlin, erschienen. Dieser elfte Jahrgang enthält wieder neben dem unentbehrlichen Kalendarium ein Notiz- und Nachschlagebuch, einen Stundenkalender zum Ausfüllen für alle Tage des Jahres, eine Reihe für den Musiker wichtiger Statistiken, einen Adressfinder und viele praktische Nachweise, die jedem Jünger der Tonkunst willkommen und vertraut sein müssen.

Plaudereien am Kamin.

Von

Paul von Weilen.

(Alle Rechte vorbehalten.)

„Heute möchte ich,“ begann Frau von Ramberg, als die Gesellschaft um den hellloderndem Kamin Platz genommen hatte, „bei der wissenschaftlichen Einsicht unserer gelehrten Freunde mir Aufklärung darüber erbitten, was es für eine Bewandtnis mit den sogenannten kritischen Tagen hat, über welche man in der letzten Zeit wieder so viel in den Zeitungen gelesen und welche Erdbeben, Erdenexplosionen, große Stürme und all dergleichen schreckliche Ereignisse mit sich bringen sollen. Herr Feld hat darüber eine Theorie aufgestellt, und in den ersten Tagen des November hatten wir einen solchen kritischen Tag, wie ich gelesen habe, auch soll ja der 1. Januar 1889 ebenfalls ein solcher ganz außerordentlich kritischer Tag sein. Ich kann mir nun absolut nicht denken, daß es möglich sein könne, solche elementare Ereignisse vorher zu bestimmen, die doch von Zufälligkeiten oder wenigstens von Einwirkungen abhängen, die sich der menschlichen Kenntnis und Beobachtung entziehen. Ich begreife es wohl, daß man einige Tage vorher einen Sturmwind ankündigt, wenn man weiß, daß es zum Beispiel über dem Kanal heftig weht und die Luftströmung naturgemäß sich hieher fortsetzen muß, aber auf wenigst bestimmte Tage zu bezeichnen, welche elementare Krisen über uns herbeiführen sollen, das scheint mir doch in der That nicht möglich.“

Ein augenblickliches Stillschweigen folgte der Frage der Frau von Ramberg. Endlich sagte Graf Sternfeldt:

„Ich bin allerdings nicht in der Lage, Ihnen, meine gnädige Frau, eine vollkommene Erklärung des Systems, welches Herr Feld für seine Theorie der kritischen Tage aufgestellt hat, zu geben. Er hat ja diese Theorie veröffentlicht, indes zum Verständnis derselben gehören Vorbedingungen, welche den meisten Menschen fehlen, und seine Sätze werden ja auch vielfach von anderer Seite bestritten. So viel indes kann auch der Laie begreifen, daß es sich bei Herrn Felds Aufstellung nicht etwa um Mystik oder eine Art von geheimnisvoller Magie handelt. Er bringt vielmehr die elementaren Erscheinungen auf unserer Erde in wesentlichen mit den Sternenflecken in Verbindung, welche ja lange schon bekannt worden sind und in deren Erscheinung er eine gewisse voraus zu bestimmende Regelmäßigkeit festzustellen zu können meint, die auf der Bewegung der glühenden Sternenmasse der Sonne und des dieselbe umgebenden Flammenmeeres herzuleiten wäre. Ob diese Berechnung wirklich mit mathematischer Genauigkeit möglich sei, weiß ich nicht, so viel aber scheint mir ganz richtig, daß der Einfluß elementarer Erscheinungen auf der Sonne, von der ja unser ganzes Leben, nicht nur die Bewegungen unserer Erde, sondern auch unsere Vegetation, unsere eigene körperliche Existenz, mit einem Worte alles, was in uns und um uns thätig wird, in Abhängigkeit steht, Rückwirkungen auf unsere Verhältnisse haben müsse. Sehen wir doch manche ganz außerordentliche Einwirkung, die der Mond auf die Erde und uns ausübt, der doch unser Planet ist und von uns in Abhängigkeit steht und nur rückwärts wieder durch die Zurückwerfung des Sonnenlichtes seinen Einfluß geltend macht. Wir sehen, daß der Mond auf Ebbe und Flut und das Wachstum der Pflanzen einen ganz wesentlichen Einfluß übt, ja, wir wissen, wie uns ihm in geheimnisvoller und unerklärbarer Weise bei den Menschgeschöpfen auch auf den menschlichen Organismus ein mächtiger Einfluß entgeht. Wie viel mehr muß dies bei der Sonne der Fall sein. Wenn deren regelmäßiges Licht so viel regelmäßige Erscheinungen auf der Erde hervorbringt, wie Sommer und Winter, Tag und Nacht, das Schlafen der Tiere und der Pflanzen, das Blühen der Bäume, das Reifen der Früchte, so ist es natürlich, daß auch außergewöhnliche Erscheinungen am Sonnenkörper ebenso außergewöhnliche Wirkungen auf das elementare Leben der Erde haben können, ja sogar haben müssen. Wenn also das Erscheinen und umgekehrt wieder das Verschwinden der Sonnenflecken, welche Oeffnungen in der Flammenatmosphäre der Sonne sein sollen und durch Gasausströmungen gebildet werden, an einzelnen Stellen unserer Erde plötzliche Abkühlung und dann wieder Erwärmung hervorrufen, so ist es natürlich, daß daraus sich Stürme entwickeln müssen, indem die kalten und warmen Luftschichten sich durch mächtige Strömungen mit einander auszugleichen. Diese Stürme müssen um so heftiger sein, je plötzlicher die Erwärmungen und Abkühlungen eintreten. Solche schnellen und mächtigen Temperaturveränderungen müssen aber ebenso unter die Erdoberfläche herabwirken und die dort lagernden Gase ebenfalls schnell erhitzen oder abkühlen. Dadurch entstehen dann die sogenannten schlagenden Wetter und die Gasexplosionen in den Bergwerken, ebenso auch die Erdbeben, indem die Gase und feurigen Dünste durch die zahere Erdrinde sich auszudehnen und auszuströmen suchen. Die Gewitter hängen ebenfalls mit derartigen Temperaturveränderungen zusammen, da in den schwülen Lüften sich der elektrische Stoff häuft und zu Explosionen drängt.“

„Das alles,“ fiel Frau von Ramberg ein, „ist mir vollkommen klar und begreiflich; auch daß die Sonnenflecken in solcher Richtung wirksam sind, scheint mir durchaus erklärlich und natürlich; nur vermag ich es nicht zu fassen und als richtig anzunehmen, daß es möglich sein solle, das Erscheinen der Sonnenflecken weder bestimmen zu können und darnach also zum Beispiel bestimmte Tage anzugeben, an denen Erscheinungen wie Gruben explosionen, Erdbeben und so weiter eintreten müssen.“

„Wer,“ erwiderte Graf Sternfeldt, „ist das ebenfalls nicht vollkommen erklärlich, allein zur unmöglich kann ich es nicht halten, denn die elementaren Erscheinungen auf der Sonne richten sich doch ebenfalls nach bestimmten Gesetzen, und wer durch Beobachtung oder Kombination diese Gesetze ganz oder teilweise ermittelt hat, der wird natürlich, wenn er die Ursache festzustellen kann, auch deren Wirkungen vorher bestimmen können, ebenso wie der Astronom, der einmal die Bahnen der Weltkörper festgestellt hat, genau auf die Sekunde vorhersagen kann, wann sich dieselben in ihrer Konstellation decken und dadurch Finsternisse erzeugen. Bei den Astronomen stimmt die Probe vollständig; die Finsternisse treten, ein und damit ist der Beweis geliefert, daß auch die Berechnungen der Umlaufsbahnen der Weltkörper richtig sind. Man muß nun allerdings Herrn Feld die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß seine Vorhersagungen sich gar vielfach bewahrheitet haben, wie zum Beispiel mit dem Anfang

November ja Stürme und Grubenexplosionen genau an dem Tag eingetreten sind, den er vorher als einen sogenannten kritischen bezeichnet hatte. Würden sich diese Vorhersagungen weiter genau erfüllen, so würde man schließlich auch der Theorie, auf welcher dieselben beruhen, die Anerkennung der Richtigkeit nicht versagen können. Wir müssen also zunächst wieder den 1. Januar 1889 abwarten, um die jetzt noch nicht abgeschlossene Beweisführung weiter zu verfolgen."

„Ich möchte doch dabei hervorheben," sagte Doktor Heilborn, „daß zwischen den Falbschen Theorien und den Berechnungen der Astronomen, auf denen die Vorherverkündigungen der Finsternisse beruhen, ein wesentlicher Unterschied besteht. Die Bahnen der Planeten sind etwas ganz Bestimmtes, in ihren Eigenschaften wie in ihren Wirkungen unabänderlich Feststehendes; es sind eben nur rein mathematische Berechnungen, die ja natürlich immer zutreffen müssen, sofern sie von richtigen Voraussetzungen ausgehen. Die Falbsche Theorie aber greift in das organische, gewissermaßen chemische Leben der Weltkörper ein, und dabei ist, wie mir scheint, von der Sicherheit rein mathematischer Berechnungen nicht die Rede. Wenn ich zum Beispiel bestimmt weiß, daß ein gewisses Medikament aus dem Pflanzen- oder Mineralreich eine bestimmte Wirkung auf den menschlichen Organismus ausübt, so kann ich darum doch niemals mit voller Bestimmtheit sagen, in welchem Grade und zu welcher Zeit diese Wirkungen eintreten werden, denn das hängt von verschiedenen anderweitigen Wirkungen ab, welche mir vielleicht teilweise ganz unbekannt sind, jedenfalls aber anderen Gesetzen folgen. Wenn ich die gleiche Dosis eines Medikaments heute einem Menschen und morgen einem andern eingebe, so wird vielleicht bei dem einen die Wirkung viel geringer, vielleicht gar nicht eintreten, je nachdem er etwas anderes in sich aufgenommen hat, was eine Gegenwirkung erzeugt. Die Wirkung wird bei dem einen Menschen schneller als bei dem andern eintreten, auch bei demselben Menschen zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Umständen sich anderweitig äußern. Ich hege das Bedenken, daß auf dem Gebiet, das Herr Falb allerdings mit vielem Geist und vieler Genialität zu erforschen bemüht ist, ganz genaue Berechnungen überhaupt nicht möglich sind, ja, daß die auf erfahrungsmäßige Beobachtung gestützten und an sich vielleicht richtigen Berechnungen unter Umständen ganz fehlgehen werden, weil eben andere Wirkungen dazwischen oder entgegen getreten sind, deren Gesetze man nicht kennt oder die man nicht hat in Betracht ziehen können."



Maria und das Christuskind. Gemälde von Pietro Perugino in der Nationalgalerie in London.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co. in Dornach und Paris (Vertreter: Hugo Greser in Leipzig).

„Das ist ganz richtig," sagte Graf Sternfeldt, „dagegen vermag ich nichts einzuwenden, so sehr ich auch wünsche, daß die Theorie des Herrn Falb sich bewahrheiten möge, denn es würde ja der Menschheit zum großen Segen gereichen, wenn man die uns aus dem elementaren Leben der Erde drohenden Gefahren vorher berechnen und sich dadurch gegen sie schützen könnte. Den Ausschlag wird jedenfalls der thatsächliche Beweis der Richtigkeit geben müssen."

„So wollen wir denn," sagte Frau von Ramberg, „den 1. Januar 1889 abwarten, um zu sehen, ob auch dieser Tag sich wieder als ein kritischer erweisen und die bösen Vorhersagungen wahr machen wird. Ich muß aufrichtig sagen, ich wünsche von Herzen, daß Herr Falb unrecht haben möge und daß das kommende Jahr 1889 sich nicht durch Erdbeben, Grubenexplosionen und gefährliche Stürme einführen möge — wir haben wahrlich des Unglücks in den Jahren 1887 und 1888 genug gehabt, und ich sehne mich so recht nach einer ruhigen, gleichmäßig freundlichen Zeit."

„Nun," sagte Doktor Landen, „so abergläubisch wollen wir nicht sein, um aus einem Gewitter am Neujahrstage gleich verhängnisvolle Schlüsse auf Glück oder Unglück des ganzen Jahres zu ziehen."

„Ich bin nicht abergläubisch," entgegnete Frau von Ramberg, „aber doch muß ich gestehen, daß mir das Vertrauen zu einem glücklichen Jahre nicht so recht von Herzen kommen wurde, wenn der Neujahrstag sich gerade durch Unglücksfälle auszeichnet."

„Mag nun," sagte Graf Sternfeldt, „Herr Falb am 1. Januar recht behalten oder nicht, so bleibt seine Theorie immer höchst interessant und seine Mühe und Arbeit außerordentlich anerkennenswert; auch beweist ein einmaliger Fehlschlag durchaus noch nichts gegen die Richtigkeit seiner Voraussetzung. Jede neue Entdeckung bedarf ja der Zeit, um sich zu voller Klarheit Bahn zu brechen — fast alle unsere Erfindungen haben ja die Stadien des Irrtums und der Täuschung durchgemacht, bis endlich die Wahrheit sich siegreich Bahn gebrochen. Eine sichere Prognose der elementaren Erscheinungen auf der Erde wäre, wenn man sie erreichte, wohl der höchste Triumph des menschlichen Geistes und eine große Wohlthat für alle Menschen."

Digitized by Google



Am Weihnachtsmorgen. Originalzeichnung von A. Kögler.

Jonel Fortunat.

Ein Roman aus Rumänien

von

Marco Brociner.

Mit Handzeichnungen von E. E. Heyler.

(Fortsetzung.)



Jonel war erst bei dem Kusse ganz munter geworden; flammende Röte hatte seine bleichen Wangen übergossen, und er fühlte, wie ihm das Herz heftig pochte. Er schaute furchtsam in der Stube herum, ob jemand den Vorgang beachtet hätte. Aber Brunner lag schnarchend im Stuhle, den Kopf tief zur Brust gesenkt. Der hatte nichts gesehen. Am Fenster hatte auch niemand gestanden, kein Mensch hatte es gesehen, daß ihn Lea, Iliki Pfantirs Töchterlein, geküßt. Und doch lastete es auf ihm mit banger Schwere, als wäre ihm etwas Gräßliches, etwas Unsagbares widerfahren, als hätte er selbst etwas begangen, darüber er sich vor aller Welt, vor sich selbst bis in die tiefste Seele schämen müsse. Er drückte das Gesicht in das Polster, er wollte nichts sehen, nichts hören, und ihm war, als müßte er aus tiefster Brust aufschluchzen.

O, diese Lea! Sie hatte ihn nicht nur geschlagen, wie man ein Kind schlägt, sondern auch geküßt, wie man ein Kind küßt, nachdem man es gezüchtigt. Und er hatte alles geduldet, kein Wort hatte er ihr gesagt. Was würden die Leute von ihm denken, was würde sein Vater sagen, wenn er es erführe. Er legte die Hand an die Lippen und rieb daran, als hätte der Kuß ein Abzeichen daselbst zurückgelassen, das er tilgen müsse. Die Stirne that ihm nicht mehr weh. Er hob das Gesicht aus dem Polster empor, richtete sich halb auf und blickte um sich. Auf einem zum offenen Fenster niederhängenden Zweige des Weidenbaumes, der vor der Thür stand, saß ein Spatz, der sich kokett die Federn putzte und dazwischen lustig und fröhlich in die Stube hineinzwitscherte. Auf dem Fußboden, mit den funkelnden gelben Augen zum Spatz sehnsüchtig emporblickend, lagerte der rothaarige alte Kater des Popen. Aber er machte keine Anstalten zur Jagd auf den frohlockenden Sänger. Und das aus wohlerwogenen Gründen. Denn auf dem Fensterbrett lag der Lieblingshund Seiner Hochwürden, ein kleiner, schwarzer, zottiger Pintscher, der zum Kater herabblinzelte und ihn ironisch anbellte, als wollte er sagen: „Versuch's nur, heraufzuspringen, und wenn du's vergessen hast, wie ich dir dein Fell zerzaust, so will ich es dir in Erinnerung bringen.“ Aber plötzlich sprang der Pintscher, ohne eine Provokation abzuwarten, blitzschnell herab, packte mit seinen scharfen Zähnen den Kater, bevor dieser seine Krallen gebrauchen konnte, am Genick, beutelte ihn einigemale recht derb nach rechts und links und sprang sodann, nachdem er auf diese Weise sein Mütchen an ihm gekühlt, zum Fensterbrett wieder hinauf, während der Kater, der während dieser Operation jämmerlich miaut hatte, mit einem Satz durch die halboffene Thür hinausfuhr. Jonel lachte auf, und es wurde ihm auf einmal so froh zu Mute wie dem Spatzen, der, ungestört durch das kleine Intermezzo zwischen Hund und Katze, immer noch lustig in die Stube hineintrillerte.

„Ah yah,“ sagte er leise, „in einigen Tagen ist die Schramme gänzlich vernarbt und ich habe alles vergessen, und wenn ich Lea erblicke, so wende ich den Kopf weg, als kennte ich sie nicht. Was geht mich so ein Judenmädel an?“

„Was geht mich das Judenmädel an?“ wiederholte er laut vor sich. Dann legte er sich wieder hin und wollte schlafen, um im Schlafe alles zu vergessen, was sich in den letzten Stunden zugetragen. Aber er fand keine Ruhe. So fest er auch die Augen zudrücken mochte, er konnte dem jüngsten Ereignis und dem Bilde des Judenmädchens nicht entrinnen. Um es aber doch zu verdrängen und um seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, rief er sich das Töchterlein der Madame Belota ins Gedächtnis. Vor einigen Tagen erst war er bei Madame Belota, der benachbarten Gutsherrin von Olesti, mit seinem Vater zu Besuch gewesen und hatte ihrem Töchterchen, der armen, kranken Florica, ein schönes Bilderbuch geschenkt. Die blondlockige Florica mit den zwei frommen blauen Augen, die so sanft leuchteten, war ein ganz anderes Mädchen als Lea. O ja, die war so gut wie das liebe Brot, und ihre Stimme klang so süß wie Vogelgezwitscher, die konnte keinem Menschen ein Leid zufügen und ihm schon gar nicht. Wenn er nächstens wieder zu Frau Belota kommt, dann wird er der armen Florica erzählen, was für ein wildes, jähzorniges, schlechtes Judenmädel Lea sei, daß sie ihn heimtückisch überfallen, mit einem Stein ein Loch in den Kopf geschlagen, daß sie ihm die Sammetjacke nicht gönne, weil sie selbst nichts zum Anziehen habe, daß sie vor Neid vergehe und daß sie ihn ... daß sie ihn geküßt — nein! das durfte niemand wissen, auch Florica nicht. All diese Reflexionen und besonders der Gedanke, daß niemand vom Kusse erfahren werde, hatten ihn beruhigt. Er sprang auf, und wie er seinen Lehrer mit dem auf die Brust herabgesunkenen Haupte, den Cylinderhut zwischen den verschränkten Armen, sitzen und seine Glatze von einem einfallenden Sonnenstrahl beleuchtet sah, da überkam ihn eine plötzliche Heiterkeit, so daß er laut auflachen mußte. Herr Brunner erwachte und seine blaßblauen Augen schauten eine Weile verwundert um sich, bis ihm die Situation, in der er sich befand, einigermaßen klar wurde.

„Ich glaube, ich habe geschlafen, Jonel,“ sagte er, aufstehend. Dann zog er die Uhr hervor. „Fünf,“ murmelte er, „wir müssen heim.“ Bald darauf verließ er, seinen Zögling an der Hand führend, die Stube des Popen.

Es war ein angenehmer Septembernachmittag, der Himmel klar und wolkenlos, ein leichter Wind bewegte die Blätter der Bäume des Gottesackers.

Brunner atmete in vollen Zügen die frische Luft ein, er hatte seinen Rausch vollständig ausgeschlafen und fühlte nicht die geringste Spur eines Katzenjammers. Es war ihm im Gegenteil so wonnig zu Mute, als hätte er ein erquickendes Bad genommen.

Er lachte leise und mit geschlossenem Munde vor sich und dachte dabei, daß so ein vaterländischer Trunk goldigen Rheinweines denn doch ganz anders wirke, als der fälschlich gepriesene rumänische Landwein, belebend und erheiternd und ein Gefühl tiefster Lebensfreude in der Seele weckend.

Sie waren inzwischen am Ausgang des Friedhofs angelangt.

„Laß 'mal Deine Kopfwunde sehen,“ sagte Brunner, stehen bleibend. Die Affaire Jonels mit Lea war ihm durch den Kopf geflogen, und er hielt es für seine Pflicht, seinem Zögling ein wenig ins Gewissen zu reden.

„Es ist nichts,“ sagte Jonel leichthin, den kleinen Strohhut lüpfend.

Brunner betrachtete aufmerksam die Beule, machte hiebei ein sehr ernstes Gesicht und begann sodann weitläufig seinem Zögling auseinanderzusetzen, daß derselbe als der Sohn eines reichen und allgemein geachteten Gutsherrn ein seiner Geburt und seiner gesellschaftlichen Stellung würdiges Betragen beobachten, daß man mit zwölf Jahren das Leben etwas ernster auffassen müsse und daß sich für einen jungen Menschen, welcher die lateinische Grammatik zu studiren begonnen habe, Prügeleien mit Judenknaben im allgemeinen und mit einem Judenmädchen im speziellen durchaus nicht geziemen. „Und nun,“ so schloß er seine Mahnrede, „wollen wir auf das Vergangene den Schleier der Vergessenheit werfen, und da ich soeben die lateinische Grammatik erwähnt habe, so wäre es mir nicht unlieb, wenn wir uns die Wegstrecke bis zum Herrenhof dadurch verkürzten, daß wir nochmals die vier Konjugationen durchgehen.“

Jonel war jedoch nicht in der Stimmung, seine Aufmerksamkeit der lateinischen Grammatik zu widmen.

„Thut Dir vielleicht der Kopf weh, mein Kind?“ fragte ihn Herr Brunner.

„Nein, nein!“ rief Jonel, „ich bin ganz wohl, aber erzählen Sie mir doch lieber was Lustiges, was Schönes, eine Geschichte. O, erzählen Sie mir eine Geschichte, Herr Brunner!“

„Eine Geschichte, nun gut,“ lächelte Brunner; er blieb stehen, legte die Hand auf das Haupt des Knaben und sagte:

„So weit Dein Auge reicht, Jonel, diese Felder, diese Wiesen, das Schloß dort, das so stolz auf der Anhöhe ragt, und diese Wälder, welche den Horizont abschließen, all dies gehört Deinem Vater, und dereinst werden Wald und Flur Dir als Dein Eigentum zufallen. Aber es gibt auch arme Leute, denen keine Spanne Boden gehört, die unter der Last des Lebens einherkeuchen und denen jeder einen Fußtritt versetzt, das sind die Juden dort im Städtchen Banesti, die Juden, deren Kinder angstvoll sich verstecken, wenn sie Dich in der Ferne erblicken. Aber diese Juden, hörst Du, Jonel, waren einst ein großes, ein tapferes Volk, und aus ihm sind Männer hervorgegangen, deren Namen die Welt mit Bewunderung nennt, und vor zweitausend Jahren hat es uns einen Gott geschenkt — einen Gott der Liebe, den wir alle anbeten. Hast Du mich verstanden, Jonel?“ Brunners Stimme hatte tief und warm geklungen. Jonel schaute ihm mit seinen großen, leuchtenden Augen voll ins Gesicht. „Hast Du mich verstanden?“ wiederholte Brunner.

„Ja,“ sagte leise der Knabe.

„Wenn Du mich verstanden hast,“ fuhr Brunner fort, „so mußt Du auch fühlen, daß Du nicht gut daran thust, wenn Du diese armen Judenknaben von Banesti mißhandelst. Es ist nicht recht, Jonel, es ist sogar schlecht.“

„Und es kann sie doch niemand leiden,“ sagte Jonel weinerlich, „der Vater nicht, die Madame Belota nicht und der Herr Präfekt Remus Aldean schon gar nicht, der sagt sogar, daß man sie insgesamt aus dem Lande treiben sollte.“

„Herr Remus Aldean, der Präfekt unseres Bezirkes, ist ein sehr ehrenwerter Mann,“ sagte Brunner rauh, „aber ich bin so frei, seine Ansicht nicht zu teilen.“

„Sind Sie mir bös?“ fragte Jonel, indem er sich schmeichelnd an ihn schmiegte.

„Nein, mein liebes Kind,“ sagte Brunner, den Kopf des Knaben zwischen die Hände nehmend und ihm zärtlich ins Gesicht blickend, „ich habe Dich lieb und eben weil ich Dich liebe und weil Du eine gute, zartfühlende Seele hast, so wünschte ich, daß Du freier denkst als die anderen, als Dein Vater, als Madame Belota und als der ehrenwerte Präfekt Remus Aldean.“ Er küßte den Knaben auf die Stirne, dann ergriff er wieder seine Hand und sie schritten schweigend die Fahrstraße entlang dem Herrenhofe zu, dessen Fenster in der Abendsonne goldig funkelten.

II.

Der Herrenhof, ein schmuckloser, einstöckiger, altersgrauer Bau, mit glitzerndem Blechdach, hohen Fenstern und einem auf zwei Karyatiden ruhenden Balkon, liegt östlich von Banesti, auf einer hügeligen Anhöhe. Ein gut erhaltener, mit Platanen bepflanzter, ungefähr zwei Kilometer langer Fahrweg führt vom Schloß über fette Weidegründe, durch wogende Kukuruzfelder und durch ein kleines Birkenwäldchen in das Städtchen, das aus einer einzigen, langgestreckten, ungepflasterten Straße besteht, an deren beiden Seiten niedrige, zumeist aus Lehm und

Digitized by Google

Rutenwerk erbaute Häuschen sich erheben, deren schwarze, rissige Schindeldächer mit grünen Moosschichten überkleidet sind.

Vom Balkon des Schlosses, hinter welchem ein parkartiger, verwahrloster Garten sich erstreckt, fliegt der Blick frei und unbehindert nach allen Seiten über eine weite, waldumkränzte Ebene, in welcher jenseits von Banesti der Silberspiegel eines Teiches blitzt, an dessen Ufern die Fähnchen des Schilfrohrs vom Winde hin und her bewegt werden. Es ist ein stilles, dem Auge nichts Markantes bietendes Landschaftsbild, das nur dann einigen Reiz gewinnt, wenn in klaren Nächten der Mond das Ganze umleuchtet, wenn sein silbernes Licht die Kuppel des Kirchleins umflimmert und über die glitzernde Fläche des Teiches huscht. Dann ist es auch in dem verwilderten Schloßgarten mit seinen mächtigen Rieseneichen traumhaft schön.

Dieser Garten hatte einst wohl bessere Tage gesehen; darauf deuten die zahlreichen, von Buchsbaumen eingefaßten Beete hin, in denen jetzt Unkraut wuchert, und die nach einem einheitlichen Plane angelegten grasbewachsenen Kieswege, welche strahlenförmig in ein von Eichen und Platanen umringtes, mitten im Garten gelegenes Rondel münden. Hier steht, von wildem Wein über und über umsponnen, eine Kapelle, durch deren kleines, rundes Fenster man in einen dunklen Raum blickt, aus dem wie ein zitterndes Sternlein das Flämmchen eines ewigen Lichtes blinkt. Rechts von der Thüre der Kapelle neben einem marmornen Grabstein, auf welchem halbverwischt bloß ein Jahrestag und eine Jahreszahl eingravirt sind, erhebt sich auf einem niedrigen Sandsteinsockel eine Marmorstatue, ein schönes, jugendliches Weib darstellend. Zwei Trauerweiden mit tief herabhängenden, dünnen Zweigen halten vor dem Eingang zur Kapelle Wacht. Einige Schritte weiter ragt mitten aus einem Bassin ein schwarzer, pausbäckiger Triton mit einem Horn im Munde empor. Aber es sprudelt daraus kein Wasser, welke Blätter hüllen den Inhalt des Bassins. Es ist ein stiller, trauriger Ort, und besonders wenn die Herbstwinde die Eichen rütteln und die gelben Blätter durcheinander wirbeln.

Und still, traurig spinnt sich das Leben des Gutsherrn ab. Herr Demeter Fortunat ist nicht mehr jung, er zählt an die fünfzig Jahre, sein schwarzes, lockiges Haupthaar ist von zahlreichen Silberfäden durchzogen, und das Haar an seinen Schläfen stark gebleicht. Aber seine Haltung ist noch so jugendlich, sein bleiches, von einem graumelirten Vollbart umrahmtes Gesicht so frisch, seine hohe Stirn so weiß und glatt und seine dunklen Augen so glanzvoll, daß man ihn leicht für einen früh ergrauten Dreißiger halten möchte. Herr Demeter Fortunat gilt als Sonderling. Dem politischen Treiben steht er vollständig fern, unterhält mit seinen Gutsnachbarn nur geringen Verkehr, spricht nicht viel, lacht selten und scheint in der Bewirtschaftung seines Gutes, sowie in der Erziehung seines Knaben Jonel eine ihn vollauf befriedigende Lebensaufgabe und in seinen Büchern ausreichende geistige Erfrischung zu finden.

Ueber sein Vorleben zirkuliren allerhand Gerüchte. Man weiß, daß dieser stille Mann, auf dessen Jägen stets ein ruhiger Ernst lagert, vor Jahren einer der lebenslustigsten und übermütigsten Elegants der Residenz gewesen, daß er, ohne mit den Augenwimpern zu zucken, Tausende in einer Nacht zu gewinnen oder zu verlieren pflegte, daß er in wenigen Jahren alle seine Güter bis auf Banesti verjubelt hatte; man weiß, daß er damals mit einem schönen jungen Mädchen, dem Fräulein Notara, der späteren Madame Beleta, verlobt gewesen, daß er plötzlich aus der Residenz verschwunden, einige Jahre in Deutschland und Frankreich sich herumgetrieben, bis er vor acht Jahren eines Tages in Banesti wieder auftauchte, ein stiller, ernster Mann, in dem die einstige übersprudelnde Lebenslust sich vollständig ausgetobt, und daß bald darauf ein vierjähriger, wunderschöner, schwarzlockiger Knabe im Schloßgarten sich herumtummelte. Wie Herr Demeter Fortunat zu diesem Knaben gekommen, darüber wissen vielleicht nur zwei Personen genau Bescheid: Alexe, der alte Diener des Herrn Fortunat, und die Gutsbesitzerin von Galeni, Madame Aglae Faluza, eine sechzigjährige, kinderlose Witwe. Aber Alexe ist ein brummiger, stets noch Schnaps duftender alter Knabe, der auf alle diesbezüglichen Fragen ein schroffes: „Laßt mich ungeschoren!“ zur Antwort hat. Madame Aglae Faluza hingegen, o, die ist so geschwätzig wie eine Elster, die Worte sprudeln nur so aus ihrem breiten, mit falschen Zähnen ausmöblirten Munde. Die weiß alles, was sich in den letzten dreißig Jahren an großen und kleinen Familienereignissen, an großen und kleinen Skandalen im ganzen Distrikte abgespielt; und sie liebt es, die eigenen und fremden Erlebnisse mit behaglicher Breite zu erzählen.

Nur wenn die Rede auf Fortunat und auf die Herkunft seines Knaben Jonel kommt, da verstummt sie jäh, aber sie begnügt sich mit einigen hingeworfenen geheimnisvollen Andeutungen, welche die Neugierde nur noch mehr anstacheln.

Madame Aglae Faluza ist seit zwanzig Jahren Witwe. Aber sie ist trotz ihrer sechzig Jahre immer noch eine rüstige, resolute Frau, die an allen Familienereignissen ihrer zahlreichen Bekanntschaft lebhaften Antheil nimmt und eine besondere Passion hat, unverheirathete Männer unter das Ehejoch zu bringen.

Jeden Sonntag nachmittag um fünf Uhr pflegt sie Herrn Fortunat einen Besuch abzustatten, zwei, drei Stunden bei ihm zu verweilen, zwei, drei Tassen türkischen Kaffee zu schlürfen und ihm alle Vorfälle der Woche zu erzählen. Auch heute war ihre mit vier Pferden bespannte altertümliche Kutsche um die genannte Stunde in den Hofraum des Schlosses eingefahren. Ihr weißhaariger Kutscher Dumitru hatte wie gewöhnlich, wenn der Wagen vor dem Portal stehen blieb, mit der Peitsche dreimal geknallt, wie gewöhnlich einen weithin schallenden Juchzer ausgestoßen, worauf Alexe herbeieilte und der alten Dame beim Heruntersteigen behilflich war. In dem Augenblicke, als Madame Faluza aus dem Wagen stieg, traten Jonel und Herr Brunner in den Hofraum des Schlosses.

„Jonel!“ rief sie freudestrahlend beim Anblick des Knaben aus, eilte ihm entgegen, umarmte ihn und küßte ihn mit mütterlicher Zärtlichkeit auf den Mund.

„Was ist denn das?“ schrie sie plötzlich auf. Sie hatte die Beule an seiner Stirn bemerkt.

„Ich bin gefallen,“ sagte Jonel, die Augen senkend.

„Gefallen?“ rief sie, Herrn Brunner einen fürchterlichen Blick zuschleudernd. „Glauben Sie, Herr Brunner, daß Herr Fortunat das Geld stiehlt, das er Ihnen dafür gibt, daß Sie Jonel überwachen? Glauben Sie das?“

Und ohne sich darüber zu vergewissern, ob Herr Brunner dies glaubte oder nicht, faßte sie Jonel bei der Hand, eilte mit ihm in das Schloß, riß die Thür eines ebenerdigen Zimmers, das rechts vom Eingang lag, auf, zwang Jonel, sich auf ein Kanapee zu legen, befahl Alexe, rasch ein Küchenmesser zu holen, drückte die flache Klinge desselben auf die Beule und murmelte hiebei einige mystische Sprüche. Nachdem sie diese Beschwörung beendet hatte, die nach ihrer Meinung eine unfehlbare heilkräftige Wirkung ausüben mußte, küßte sie Jonel und bat ihn, eine halbe Stunde ruhig liegen zu bleiben. Jonel versprach es ihr unter der Bedingung, daß sie seinem Vater nichts von dem Vorfalle erzähle. Nachdem sie diese Zusage gemacht, verließ sie die Stube und stieg die Treppe empor, um Herrn Demeter Fortunat, dessen Studirzimmer im ersten Stock lag, zu begrüßen. Als sie dasselbe betrat, saß Fortunat, in die Lektüre eines Buches versunken, am offenen Fenster. Er sprang bei ihrem Eintritt auf, trat ihr entgegen, schüttelte ihr herzlich die Hand und lud sie zum Sitzen ein.

Nachdem sie eine geraume Weile über alles Mögliche mit einer wunderbaren Zungenfertigkeit geplaudert: über die Ernte, über die Getreidepreise, über ihre Absicht, einige tausend Franken in Wertpapieren anzulegen, über die bevorstehende Verlobung eines Gutsnachbars, über einen Prozeß, den sie mit einem Getreidehändler hatte, über das prächtige Aussehen Jonels und über die seltsame Nasenspitze seines Instruktors, versteigte sich auf einmal der Strom ihrer Beredsamkeit, sie schlürfte in einem Zug die Tasse türkischen Kaffee aus, den Alexe inzwischen gebracht hatte, drehte sich eine Cigarrette, zündete sie an und sagte dann, Herrn Fortunat voll ins Gesicht blickend, ohne weiteren Uebergang: „Madame Beleta ist seit mehreren Wochen Ihre Gutsnachbarin. Sie haben sie während dieser Zeit im ganzen bloß dreimal besucht. Warum?“

Eine leichte Röte färbte Fortunats bleiches Gesicht.

„Mich wundert, daß Sie diese Frage an mich stellen, nachdem Sie doch mein einstiges Verhältnis zu Madame Beleta kennen?“

Frau Faluza lachte still vor sich hin. „Gerade deshalb,“ rief sie aus, „weil ich es kenne, frage ich Sie, warum Sie jetzt an dieser Frau nicht das gut machen, was Sie einst an ihr gesündigt haben?“

Fortunat erhob sich. Er ging einigemale in dem Zimmer auf und ab und blieb dann vor der alten Frau stehen, in deren Augen es schalkhaft leuchtete.

„Was Sie mir soeben gesagt haben, liebe Freundin,“ begann er, und aus seiner Stimme klang eine tiefe, innere Aufregung hervor, „habe ich mir oft schon selbst gesagt. Aber es gibt gewisse Dinge, die ein Weib niemals verzeiht. Darunter gehört, denke ich, die Beleidigung, die man einem Mädchen dadurch zufügt, daß man es acht Tage vor der Hochzeit sitzen läßt und dem Gespötte der Welt preisgibt. Ein solches Verbrechen, das nur der milder zu beurtheilen vermag, welcher die unselige Leidenschaft kennt, die mich dazu getrieben, habe ich einst an Fräulein Notara, der jetzigen Madame Beleta, begangen. Dreizehn Jahre sind seitdem dahingeflossen. Mein Haar ist inzwischen grau geworden, und ich habe vieles vergessen lernen. Daß aber Madame Beleta den Schimpf, den ich ihr angethan, vergessen hätte, daß sie demjenigen die Hand reichen könnte, der die Veranlassung dazu war, daß sie zwölf Jahre, zwölf der schönsten Jugendjahre, einem kranken, krüppelhaften Manne widmen mußte, das halte ich für eine Unmöglichkeit.“

„Für eine Unmöglichkeit,“ sagte Madame Faluza, die ihn ruhig angehört hatte, „für eine Unmöglichkeit,“ wiederholte sie mit einem verschmitzten Lächeln um den breiten Mund, „dann werden Sie es wohl dulden müssen, daß der Präfekt Remus Albean die schöne Witwe heimführt.“

„Nie und nimmer,“ unterbrach sie Fortunat. Er hatte diese Worte so heftig, so leidenschaftlich hervorgestoßen und sein Gesicht war dabei so bleich geworden, daß er selbst über sich erschrak.

Die kleinen, dunklen Augen der Frau Faluza ruhten forschend auf ihm. Er stand eine Weile wie erstarrt da. Dann faßte er die alte Dame bei beiden Händen: „Lachen Sie, Frau Faluza, lachen Sie über den alten Narren, was ich mir bis jetzt selbst nicht zu gestehen wagte, ich offenbare es Ihnen. Seitdem ich Madame Beleta wieder gesehen, fühle ich mich wie verjüngt, wie neugeboren, ihr Anblick berauscht mich, ich zittere wie ein blöder Knabe, wenn ihr Kleid mich streift, ich möchte ihr zu Füßen fallen und sie um Verzeihung bitten für all das Leid, das ich ihr zugefügt — und in meinem Herzen tobt es so wild, so unbändig wie einst, als ich in Racheles Augen mein Lebensglück für immer besiegelt wähnte. Und ich bin kein Jüngling mehr, mein Haar ist grau — ist das nicht zum Lachen?“

Und Madame Faluza lachte, lachte aus vollem Herzen. Sie erhob sich, legte die Hand vertraulich auf seine Schulter und sagte: „Sie würden mir also nicht böse sein, wenn ich ein gutes Wort für Sie bei Madame Beleta einlegte?“

„Thun Sie es nicht!“

„Dann thun Sie es selbst. Statten Sie ihr gleich morgen einen Besuch ab und vergessen Sie ja nicht, Jonel mitzunehmen, Florica schwärmt für ihn. Also, wie gesagt, Sie fahren morgen zu Madame Beleta und klopfen ein wenig auf den Busch. A bon entendeur salut!“

Sie drückte ihm die Hand und verließ lachend mit freudestrahlendem Gesicht das Zimmer. Fortunat hörte bald darauf ihre Kutsche vorfahren, die Peitsche knallte, der alte Dumitru stieß einen heiseren Juchzer aus, und der Wagen sauste davon.

Dann wurde es wieder still im Schloßhofe. Die Sonne war hinter den Wäldern hinabgesunken. Die Abendröte am westlichen Horizont verblaßte, die Schatten der Nacht begannen die weite Ebene zu umhüllen, einige Sterne leuchteten am Himmel, und bald darauf tauchte voll und hell die Mondscheibe aus leichten Wolken empor.

(Fortsetzung folgt.)



Der getreue Eckart.

Gedicht von

Johann Wolfgang von Goethe.

Wo wären wir weiter, o wär' ich zu Haus!
Wir kommen, da kommt schon der nächtliche Graus;
Sie sind's, die unbändigen Totenvögel.
Sie streifen heran, und sie finden uns hier,
Sie trinken das mühsam gehalte, das Bier,
Und lassen nur leer uns die Krüge.

So sprechen die Kinder und drücken sich schnell;
Da zeigt sich vor ihnen ein alter Gesell.
Nur Ruhe, Kind! Kinderlein, stille!
Du Knaben, so kommen von dürftiger Jagd,
Und hast du sie trunken, war's jeder gesagt,
Dann sind sie dann hold, die Aufgelden.

Gelingt so geschehn! und da mischt sich der Graus
Und sichert so grau und so schattenhaft aus,
Doch schwirrt es und schlumpft es aufs stelle.
Das Bier ist verschwunden, die Krüge sind leer;
Nun saust es und brauft es, das wütige Heer,
Ins weite Gethal und Gebirge.

Die Kinderlein ängstlich gen Hause so schnell,
Gesellt sich zu ihnen der fromme Gesell:
Ihr Puppchen, nur seid nur nicht traurig! —
Wir bringen nun Schlachten und Streich' ins aufs Blut. —
Nein, keineswegs, alles geht herlich und gut,
Aber schweiget und horchet wie Mäuslein!

Und der es euch narrt und der es bescheert,
Er ist es, der gern mit den Kindlein spielt,
Der alte Getreue, der Eckart.
Vom Wundermann hat man euch immer erzählt,
Nur hat die Bestätigung jedem gefehlt,
Die habt ihr nun köstlich in Händen.

Wie kommen nach Hause, sie setzen den Krug
Ein jedes den Eltern bescheiden genug
Und harren der Lehrig' und der Lehrlein.
Doch siehe, man bringt ein herrliches Bier!
Man trinkt in die Runde schon dreimal und vier
Und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.

Das Wunder, es dauert zum morgenden Tag;
Doch fraget, wer immer zu fragen vermag:
Wie ist's mit den Krügen ergangen?
Die Mäuslein, sie lächeln, im stillen ergetzt;
Sie stammeln und stottern und schwatzen zuletzt,
Und gleich sind verdrucket die Krüge.

Und wenn euch, ihr Kinder, mit ernstem Gesicht
Ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann spricht,
So horchet und folget ihm pünktlich!
Und hegt auch das Jüngern in pünktlicher Lust,
Vorplaudern ist tödlich, verschweigen ist gut;
Dann füllt sich das Bier in den Krügen.

Ein alter Meister.

(Hiezu das Bild Seite 248.)

Worauf sich die Londoner Nationalgalerie besonders viel zu Gute thut, das sind die Perlen aus der Frühzeit der italienischen Renaissance, die zu ihrem Besitzstand zählen. Eine der anziehendsten darunter ist der Pietro Perugino, den unsere Abbildung wiedergibt. Der tief empfindende umbrische Meister, in dessen Schule Rafael jene Gemütsinnigkeit seines künstlerischen Schaffens großzog, welche den Schwerpunkt seines vielgefeierten Wirkens bildet, zeigt sich uns hier in seiner ganzen Liebenswürdigkeit. In den Anblick ihres göttlichen Kindes versunken, faltet die begnadete Jungfrau in demutvoller Frömmigkeit die Hände zum Gebet, während ein Kinderengel, das Jesuskind sanft in den Armen haltend, mit stiller Verehrung zu ihr selbst aufschaut. Oberhalb der rührenden Gruppe im blauen Aether wiederholen die drei Erzengel den wunderbaren Weihnachtsgruß: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!" Und wie beziehungsvoll klingt er drunten wieder in der Verehrung des Göttlichen, die sich in der Maria ausspricht, dem Frieden, den die ganze ruhevolle Landschaft atmet, dem Wohlgefallen, das jeder dieser herzgewinnenden Züge unwiderstehlich weckt.

Welche Verdienste sich die Firma Ad. Braun & Comp. in Dornach durch die vollendete Wiedergabe solcher alten Meisterwerke erwirbt, haben wir schon des öftern hervorgehoben.

E. G.

Fröhliche Weihnachten.

(Hiezu die Bilder Seite 245 und 249.)

Der Monat Dezember, die Wochen vor Weihnachten, sind die Zeit der Geheimnisse vor allem für die Kinderwelt. Jedes Paket, das ins Haus gelangt, hat in der Vorstellung der Kleinen etwas Geheimnisvolles; hinter jeder geschlossenen Thür bergen sich in der Phantasie der Jugend sorgfältig geheimgehaltene Schätze. In der Nacht erzählt es von Wichtelmännchen, die Gaben hergetragen. An dem dämmerig mondbeglänzten Fenster erscheint das Christkind leise pochend und bringt schöne Dinge, die dann von den aufmerksamen Eltern schnell verborgen werden. Die Aufregung wird immer größer, je näher der 24. des Wintermonats heranrückt, und endlich ist der so heiß ersehnte Tag da und will kein Ende nehmen. Nun wird es dunkel; jetzt erscheinen die Sterne, die verschlossenen Thüren öffnen sich, und im strahlenden Lichtschein offenbaren sich alle die Rätsel und liegen entschleiert da all die Geheimnisse; sie wandern in die Hände der Kleinen und rufen Glück und Jubel hervor.

Fast noch schöner aber als der aufregende Abend ist das glückliche Erwachen am nächsten Tage; da begreift man erst so recht, was man hat, und schwelgt im Besitze. Aus den Betten springt die junge Schar; hier gibt's kein Halten, Amme und Wärterin sind machtlos. Es wird zur Trommel und Trompete gegriffen, zur Puppe und Wiege, und herein stürmt das junge Volk in das Frühstückszimmer der Eltern und Großeltern. Da wird geblasen, geklingelt, getrommelt, geschrieen. Sie sollen alle sehen und hören, wie schön die Sachen sind. Heute nimmt man keine Rücksicht auf die Nerven von Mama und Papa, man braucht keine zu nehmen, man weiß vor lauter Glück nichts von Verboten und Hausregeln. Alles ist versunken vor dem einen Gedanken:

„O du selige, o du fröhliche,
[illegible]!"

Notiz-Blätter.

Bildende Künste.

— **Für seine fortdauernden, von Woche zu Woche sich erneuernden** Ausstellungen hat sich der Stuttgarter Kunstverein ein Haus mit drei schönen, vorzügliches Oberlicht empfangenden Sälen erbaut, das Ende November eingeweiht und mit einer sehr bemerkenswerten Ausstellung eröffnet worden ist. Der gesamte Verein besitzt in diesem ebenso günstig als geschmackvoll ausgestatteten und vorteilhaft gelegenen Neubau Ausstellungsräume, um die ihn manche kunstsinnige deutsche Stadt [illegible]. Auf das ebendaselbst kurz zuvor enthüllte Tannenbergdenkmal von Gurlitt, das seine Entstehung dem „Verein zur Förderung der Kunst" unter dem Präsidium des Prinzen Hermann zu Sachsen-Weimar zu danken hat, werden wir eingehender zu sprechen kommen.

— **Schaper, der Schöpfer des Berliner Goethedenkmals,** arbeitet an einer Marmorstatue des großen Chemikers Justus von Liebig, die für Gießen bestimmt ist, und an dem Modell zu einer Bronzestatue des verstorbenen Großindustriellen Alfred Krupp.

— **Das Louvre-Museum hat ein wertvolles Werk der Bildhauerkunst erworben:** das Grabdenkmal des 1494 verstorbenen Landvogts im Herzogtum Burgund, Namens Philipp Pot. Pot liegt in voller Rüstung auf einer Steinplatte, welche 8 Klagemänner in Trauergewändern tragen, jeder ein Wappenschild haltend. Dieses Denkmal gilt als eines der bedeutendsten Stücke burgundischer Bildhauerei.

Tonkunst.

— **Seit Beginn der diesjährigen Konzertsaison hat das** [illegible] bereits eine Reihe bemerkenswerter Erfolge zu verzeichnen. Als Neuheit brachte Josef Krug-Waldsee seine Legende „Der Geiger von Gmünd", Dichtung von Justinus Kerner, komponiert für gemischten Chor, Tenorsolo und Orchester mit Violinsolo (Manuskript) im Neuen Singverein zur Aufführung und erzielte mit der in volkstümlicher Melodiosität angelegten und in reichem Wechsel der harmonischen und orchestralen Klangfärbung durchgeführten Komposition einen wohlverdienten, bedeutenden Erfolg. In demselben Konzert erfreuten unter anderem auch Gottfried Linders im großen Stil aufgebaute „Festkantate" und Wilhelm Speidels lustiges „Mailied" für gemischten Chor. Mierzwinski und Sarasate konzertierten mit stürmischem Beifall. Ersterer war vorzüglich bei Stimme und konnte unermüdlich für die jubelnden Hervorrufe der Hörer durch immer neue Einlagen, in denen er sich selbst zu überbieten suchte. Als ein bemerkenswertes jüngeres Talent entfaltete sich in einem früher gegebenen Konzert der Pianist Stuttreg. Auf die bedeutsamen Abonnementskonzerte der Königlichen Hofkapelle kommen wir demnächst zurück.

Bühne.

— **In den Berliner Theatern, die den Namen solcher** überhaupt verdienen, herrschen jetzt zwei Halbgötter der modernen Litteratur des Realismus: Richard Voß und Ibsen. Es ist eigentlich unstatthaft, beide in einem Atemzuge zu nennen, denn welch ein Unterschied zwischen dem schwärmerisch angehauchten Pessimisten, der vergebens darnach ringt, den idealen Grundzug seines dichterischen Wesens abzustreifen, und dem bis zur vernichtenden Konsequenz logisch, scharf und unerbittlich auf das Nichts hinausstrebenden Dichter — nein, Nachdichter der krassen Wirklichkeit, die im Grunde genommen auch nur ein nach der Richtung des Nichtidealen durchgeistigtes Phantasiegebilde ist! Während man im Lessingtheater „Nora" und „Ein Fallissement" von dem norwegischen Sardou aufgeführt und damit großen Zulauf erzielt hat, ist im Berliner Theater Richard Voß' „Eva" zu einem starken Zugmittel [illegible] „[illegible] zwei Herzen" im Lessingtheater vor einiger Zeit wiederum die allgemeine Aufmerksamkeit der gebildeten Gesellschaft auf diesen eigenartigen Dichtergenius hingelenkt hat. Was man auch an Voß' Art zu schaffen mit Recht auszusetzen haben mag, niemand kann sich bei seinen dramatischen Erzeugnissen dem Eindruck entziehen, den nur eine starke dichterische Kraft auszuüben im stande ist. Wie dort, so behandelt er auch hier Seelenprobleme von bedeutendem Inhalt. Er ist nicht ängstlich in der Aufstellung solcher, wie so viele seiner minder stark gearteten Zeitgenossen, sondern er erfaßt sie mit kraftvollem Geist — wenn er auch nicht im stande ist, ihre kunstgerechte dramatische Entwicklung und Lösung den dramatischen Bedürfnissen anzupassen. Eva ist die Tochter eines Grafen Türen, der sich in gewagte Unternehmungen einläßt und dabei zu Grunde geht. Ihr Verlöbnis mit einem jungen Edelmann, einer leichtsinnigen Natur, dem Grafen Olivier, erleidet inmitten der wirtschaftlichen Katastrophen ihres Vaters Schiffbruch, und an Stelle des Grafen erringt derjenige Mann Eva's Hand, der sich am meisten für ihres Vaters verkrachte Unternehmungen eingesetzt und ihnen das Vertrauen seiner Bekannten gewonnen hat, ein einfacher, zuverlässiger und charaktervoller Biedermann, der Seifenfabrikant Hartwig. Das still-bescheidene Glück an der Seite dieses Mannes bei Arbeit behagt indessen der nach einem glänzenden Wohlleben trachtenden Kristallnatur wenig, und als in einer schicksalsschwangeren Stunde der ehemalige Geliebte wieder vor ihr erscheint und die verführerischen Erinnerungen gestürzten Glanzes in ihr wachruft, da wird sie das Opfer weiblicher Schwäche und wirft sich dem bestrickenden Verführer in die Arme, ohne zu ahnen, daß dieser nur seinem cynischen Verlangen Genüge zu leisten wünschte, um sie dann, wie viele andere vor ihr, kalten Sinnes zu den Toten zu werfen. Eine von den letzteren, die frühere Inhaberin der Wohnung, die Olivier ihr, der neuen Herrin, überwiesen hat, erscheint zu rechter Zeit, um sie über das ihrer harrende Schicksal aufzuklären. Im namenlosen Schmerz ihrer Enttäuschung und im Rachezorn über den ihr bereiteten Verrat ergreift sie die Pistole und streckt den Niederträchtigen über den Haufen. Man sieht, der beherrschende Einfluß der neufranzösischen Sittenromantiker hat auch auf einen ihnen widerstrebend gesunden Geist wie den Voß' seine unwiderstehliche Gewalt geltend gemacht. Nach genauer Haft findet der Zuschauer die Unglückliche als Gefangene just an dem Tage wieder, der ihr die Freiheit nach verbüßter Strafe bringen soll. Im Zuchthaus erscheinen der treulos verlassene Gatte und die bekümmerte Schwiegermutter, um ihr Verzeihung zu bringen und sie in ihr Heim, das Asyl des Friedens und der Versöhnung, zurückzuführen. Das Uebermaß des Glücks tötet sie, und sie sühnt ihre Schuld nach tragischem Gesetz mit dem Leben. Niemand wird ohne tiefe Ergriffenheit, ohne fieberhaftes Interesse diesem düstern Lebensroman folgen. Aber als Drama betrachtet, stört daran die Unbeholfenheit der Komposition, der dramatischen Entwicklung, in der die wichtigsten Abschnitte scheinbar lückenhaft hinter den Coulissen liegen. Mit Recht wird Voß zum Vorwurfe gemacht, daß er einen dramatisierten Roman in verschiedenen lose aneinandergefügten Kapiteln biete und darin den Zuschauer nicht überzeugen könne, daß er die Charaktere nicht fertig, sondern ruckweise sich entfalten lasse und gerade da ein Versagen der Kraft erkennen lasse, wo der Dramatiker in der Kunst der knappen Schilderung von Ursache und Wirkung sich bewähren sollte. Barnay als Hartwig und die Niemann als Eva haben schauspielerisch den Dichter mit dem bedeutenden Können, das sie ziert, [illegible] gelte trotz aller gesund gemachten Bedenken [illegible]

— Im Berliner Residenztheater hat vor kurzem eine [illegible] natürlich auch sehr heitere und geistreiche [illegible] „[illegible]" [illegible] Im Deutschen Theater [illegible] „Die beiden [illegible]" „[illegible]", „[illegible]" und den [illegible] des klassischen Repertoires dieser unstreitig von dem feinsten künstlerischen Geiste getragenen Berliner Privatbühne. — Im Schauspielhause feiert Wildenbruch noch immer glänzende Triumphe mit seinem „Quitzows", die ihm auch inzwischen eine besonders ehrende Ordensauszeichnung seitens des preußischen Staates eingetragen haben. — Das Lessingtheater gibt neben „Nora" und „Ein Fallissement" wieder das unterhaltende Lustspiel von Blumenthal: „Die große Glocke", während das Berliner Theater kürzlich den „Probepfeil" zur großen Befriedigung seiner Besucher mit Haase in der Rolle des Barons von der Egge herausgebracht hat.

Kultur und Wissenschaft.

— **Die in Frankfurt a. M. ansässige Peter-Wilhelm-Müller-Stiftung** hat [illegible] den [illegible] Preis [illegible], den unter anderen auch Gustav Freytag angehört, dem Dichter Paul Heyse in München die goldene Medaille und den Dichtern Ludwig Anzengruber in Wien, Rudolf Baumbach in Meiningen und Konrad Ferdinand Meyer in Zürich einen Ehrenpreis von je 3000 Mark zuerkannt.

— **Das zu Tiefenmessungen benützte englische Kriegsschiff „Egeria"** hat kürzlich südlich der Freundschaftsinseln den Ozean [illegible] und [illegible] Faden, das heißt [illegible] englische Meilen tief gefunden. Es ist dies die größte Tiefe, welche auf der südlichen Halbkugel jemals angetroffen worden ist, und auch auf der nördlichen sind nur drei Stellen bekannt, an denen der Ozean noch einige [illegible] Fuß tiefer ist.

— **In Böotien ist ein Stein aufgefunden worden, dessen** Inschrift eine Rede des Kaisers Nero wiedergibt, die derselbe bei den isthmischen Spielen vor dem versammelten Griechenvolk gehalten hat. Den Inhalt bildet die Gewährung der Steuerfreiheit für die ganze Provinz Achaja (Griechenland). Dem Stein ist auch der Dank der Provinz eingegraben, daß sie nämlich beschlossen habe, Nero einen Altar zu errichten und ihn als Jupiter-Befreier unter die Götter zu versetzen. Der Archäologe Holleaux teilte diesen [illegible] Fund, der einer der wertvollsten ist, die in den letzten Jahren gemacht sind, in der französischen Académie des inscriptions mit.

Verkehr.

— **Der Winter ist da, und unsere Wetterpropheten wollen** [illegible], daß wir einen strengen Winter durchzumachen haben werden. Angesichts dieser Vorhersagung sei nachstehend etwas über die Widerstandskraft des Eises mitgeteilt. „Wenn das Eis eine Dicke von 4 Centimeter hat, so trägt es das Gewicht eines einzelnen Mannes. Bei 8 Centimeter kann Infanterie in Reih und Glied, aber in gebrochenem Schritte darüber passieren. Für Kavallerie und leichte Geschütze bedarf es einer Dicke von 11 bis 16, für schwere Geschütze einer solchen von wenigstens 20 Centimeter. Ist das Eis 40 Centimeter oder darüber hinaus dick, so widersteht es dem Drucke der schwersten Lasten.

Natur.

— **Daß sogar Telegraphendrähte als Boden für irgendwelche** Pflanzenbildung dienen können, versichert ein Reisender, welcher in Brasilien Telegraphendrähte mit einer Fülle von Misteln überwuchert fand. Durch die Entleerungen der Vögel gelangen nämlich Samenkörner verschiedener Mistelarten auf die Drähte und entwickeln sich hier leicht und schnell zu Pflanzengebilden, die franzenhaft längs den Drähten hängen. Und wiewohl die Aufseher solche Pflanzen von den Drähten entfernen, sorgen die Vögel doch immer wieder für Nachwuchs.

— **Neuere Beobachtungen, die in Schleswig über das** Steppenhuhn gemacht wurden, lauten: Läßt man die Vögel ruhig gewähren, vermeidet man besonders jedes auffallende Geräusch, wie Schießen und dergleichen, in ihrer Nähe, so werden sie ganz zutraulich, so daß man ihnen auf wenige Schritte nahen kann. Im Mai und Juni hat man wirkliche Fälle von Brüten beobachtet. Es sind auf Grasflächen und Wiesengründen Nester mit 1, 4, 5, 7 und 9 Eiern gefunden worden, jedoch war der Boden eher trocken als feucht zu nennen. Die Nester glichen denen des Kiebitz, nur einige Grashälmchen bildeten die Unterlage für die Eier, welche braun gesprenkelt und denen der Waldschnepfen ähnlich sind. Die Anlage der Nester war gruppenweise, woraus sich ergibt, daß auch während der Brutzeit das Beisammenleben in Gesellschaft stattfindet, was bei anderen Vögeln nur sehr selten vorkommt. Junge Steppenhühner zeigten sich zur Zeit der Heuernte von Ende Juni bis Mitte Juli. Der naßkalte Sommer ist der Vermehrung und dem Gedeihen der Tiere schädlich gewesen, auch hat sich der Kolkrabe als schlimmer Feind von ihnen erwiesen. Mitte September sammelten sich die Steppenhühner zu größeren Scharen von 40—60 Köpfen und schickten sich zur Wanderung an, sind indessen infolge des milden Winters noch hier; und wird der Winter kein strenger, so dürften sie ihn auch überstehen. Die Stimme der Vögel, die sie fortwährend beim Fliegen erheben, ist dem heiseren Schrei der Möven ähnlich, nur nicht so durchdringend.

Sport.

Die Rennsaison Deutschlands schloß für dieses Jahr am 22. November zu Charlottenburg mit einem interessanten Ereignis. Das Parforce-Jagdrennen, welches über eine rein deutsche Meile führte, wurde nach verzweifeltem Ringen zu einem toten Rennen zwischen Oehlschlägers „Adare" und Graf Radziwills „Fernley" vor „Tenting" und 4 anderen. Das Handicap-Jagdrennen über 3500 Meter holte sich St. Cufferts II. „[illegible]" gegen „Biri" und „Aramis" im Felde von 10, und das Schwabe-Hürdenrennen Careys „Thekla" vor „Orange Girl" und „Pechvogel". Die Siegerin hatte kaum eine Stunde vorher das Trost-Handicap-Hürdenrennen vor „Kingdom", „[illegible]" und „Little Bella" nach Hause gebracht.

— **Die Nennungen für die großen Berliner Rennen** ergaben: Großer Preis von Berlin [illegible] (gegen 57 im Jahre 1888), [illegible] (gegen 60), [illegible] 77 (gegen 64), Hertefeld 59 (gegen 58), Diana 30 (gegen 29) und [illegible] 68 (gegen 64). Der Rückgang in der [illegible] ist jedoch [illegible] auf [illegible] zu [illegible], mit [illegible] Nennungen als bisher [illegible].

— Im letzten großen Flachrennen Englands, dem Manchester November-Handicap über 3000 Meter, siegte der letzte Outsider, Lord Hastings vierjähriger „Carmace“ vor „Phil“ und 16 andern.

— Einen Preis von 30,000 Mark für ein Trabrennen beabsichtigt der Berliner Verein für das Frühjahr 1889 auszuschreiben.

— Ein Elchtier wurde im Starkuner Forst in Preußisch-Schlesien erlegt. Dasselbe dürfte eine weite Wanderung von seinem Standort her gemacht haben.

— Herlichel, der berühmte Sieger des englischen Handerbys, wurde im Ascot-Cup von Minting geschlagen.

— Die Meisterschaft von Frankreich im Scheibenschießen siegte 64 unter 1040 Konkurrenten Renault aus Batna in Algerien mit 223 Points bei 30 Schüssen. Sein engerer Landsmann Perrinol wurde mit 234 Points Zweiter.

Denkmäler.

— In der Haupthalle des englischen Parlamentsgebäudes wurde ein in Erz gegossenes Standbild des vor drei Jahren verstorbenen Staatsmannes Sir Stafford Northcote, Earl of Iddesleigh, unter entsprechender Feierlichkeit enthüllt.

Gestorben.

— Sir Ronald F. Thomson, früherer britischer Gesandter am persischen Hofe, 57 Jahre alt, am 16. November, in London.

— Duncan, königlich großbritannischer Oberst, konservativer Abgeordneter für den Wahlbezirk Holborn in London, auch schriftstellerisch thätig, 52 Jahre alt, am 16. November, in London.

— Mangold, weitberühmter Pastetenbäcker und elsässischer Stadtdichter, 72 Jahre alt, am 17. November, in Colmar i. E.

— Karl Friedrich August Menf, Stadtbau-Oberingenieur in Dresden, hervorragender Techniker, 50 Jahre alt, am 17. November, in Pesen bei Dresden.

— Earl of Devon, konservativer britischer Peer, der früher verschiedene Staatsämter bekleidete, 81 Jahre alt, am 18. November, auf Schloß Powderham bei Exeter.

— Wirklicher Geheimerat Freiherr August von Marschall, großherzoglich badischer Oberhofrichter a. D., 65 Jahre alt, am 18. November, in Freiburg im Breisgau.

— Ludwig von Jessen, kaiserlich russischer Geheimerat im Ministerium des Aeußern, auch als Schriftsteller und Uebersetzer geschätzt, am 18. November, in St. Petersburg.

— Helene Fürstin Kolzow-Massalski, geborene Prinzessin Ghika, die unter dem Namen Dora d'Istria bekannte geistreiche Schriftstellerin, 60 Jahre alt, am 18. November, in Florenz.

— Professor Wilhelm Frauenholz, Vorstand der Ingenieurabteilung an der technischen Hochschule in München, 65 Jahre alt, am 19. November, in München.

— Hermann Arndts, königlich preußischer Regierungsrat a. D., seit 1829 an der Spitze der Verwaltung der Güter des Grafen von Fürstenberg-Stammheim, früher altliberales Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, 57 Jahre alt, am 19. November, in Deutz.

— Ernst Louis Weber, Bezirksschuldirektor in Dresden, Leiter der von dem sächsischen Pestalozzivereine herausgegebenen „Deutschen Jugendblätter“, beliebter Jugendschriftsteller, 47 Jahre alt, am 21. November, in Dresden.

— Josef Jireček, Unterrichtsminister in dem früheren österreichischen Ministerium Hohenwart, bis vor kurzem Mitglied des Abgeordnetenhauses, czechischer Czeche, 61 Jahre alt, am 25. November, in Wien.

— Chr. Jank, königlich bayrischer Hoftheatermaler, Schöpfer vielbewunderter Prachtstücke der Bühnendekoration, Ende November, in München.

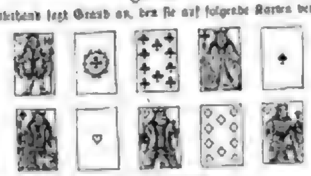
Kartenspiele.

(Redigirt von Oskar Stein.)

Aufgabe Nro. 72.

Skat.

Hinterhand sagt Grand an, den sie auf folgende Karten verliert.

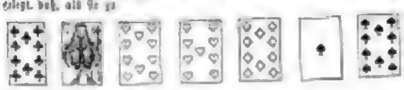


Wie waren die übrigen Karten verteilt?

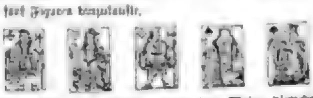
Auflösung der Aufgabe Nro. 70:

Piquet.

Vorhand hatte vier Schwarz in die Hand bekommen und derart weggelegt, daß, als sie zu



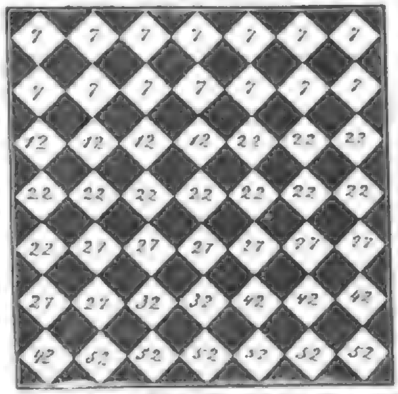
folgende fünf Figuren kaufte,



ihre Ansagen: Vier Blatt übervoll, Quart, Terz Major, vierzehn Zehnen und drei Buben — 24 nicht gestraft werden konnten; das Anspielen von Pique gewinnt den Sechziger.

Rätsel.

Rechentafel.



Die Ziffern der vorstehenden Figur sind so zu stellen, daß die Summe jeder Horizontalreihe, jeder Vertikalreihe und jeder der beiden Diagonalreihen = 164 beträgt. Die erste wagerechte Reihe vorwärts entspricht der sechsten rückwärts, ebenso die zweite der fünften, die dritte der vierten. In gleicher Weise entsprechen sich die senkrechten und alle übrigen der Diagonalen parallele Reihen. Wollte man die horizontalen oder vertikalen Reihen in eine einzige lange Zahlenreihe zahlenweise hineinschreiben, so würde diese Zahl [illegible]

Auflösung des Buchstabenrätsels Seite 210:

Sizilien
Georgs
Helgoland
Wight
Andros
Rügen
Zante
Schwarz.

Bilderrätsel.



Auflösung des Scherzrebus Seite 210:

Ein Mondbild.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aus der Schachwelt.

Der Verlagsbuchhändler Adolph Rögner in Leipzig, Ehrenpräsident der Nürnberger Schachgesellschaft, hat zu der von ihm herausgegebenen, weitverbreiteten „Bibliothek für Schachfreunde“ ein fruchtbares Bändchen eingereiht, das unter dem Titel: „Vademecum der Kombinationspraxis“ kürzlich erschienen ist.

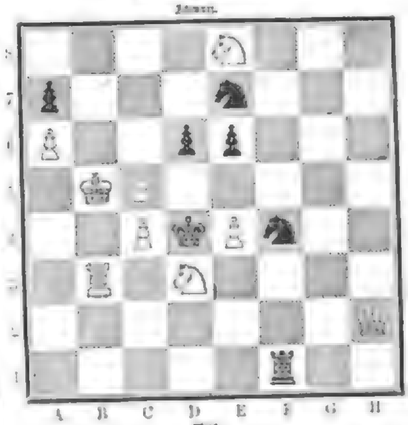
Die Theorie beschäftigt sich nur mit den Eröffnungen und Endspielen. Die Kunst der Führung des Mittelspiels kann nicht in systematischer Art gelehrt werden. Für dieses überaus wichtigen Teil der Partie ist praktische Uebung die Hauptsache; demnächst wird Fertigkeit durch das Nachspielen guter Partien erzielt, welche in ähnlicher Art durch mitbetrachtende Notizen enthalten. Das Rögnersche Buch legt 120 illustrierte Stellungen aus Meisterpartien der neuesten Zeit vor, in denen durch glänzende Opferungen der Sieg erzwungen wird. Wir können es allen Freunden des Schachspiels empfehlen, welche in das innerste Wesen der Kombinationen eindringen und ihr Wissen vertiefen wollen. Jedes Bändchen der Rögnerschen Bibliothek kostet 1 ℳ. 50 ₰.

Im bevorstehenden sechsten amerikanischen Schachkongreß sind für den ersten Sieger im Meisterturnier bereits 1000 Dollars gezeichnet. Der Preis soll jedoch erhöht werden. An diesem Meisterturnier wird sich Steinitz nicht beteiligen, hat aber die Bearbeitung des Kongreßbuches übernommen, welches sämtliche Partien mit seinen Erläuterungen, ebenso die preisgekrönten Aufgaben des Problemturniers enthalten wird. — Im nächsten Februar sieht man in der Havanna dem Eintreffen des jugendlichen russischen Meisterspielers Tschigorin entgegen, der zwanzig Partien mit Steinitz spielen soll. Der dortige, sehr begüterte Schachverein bewilligt für den Sieger in jeder einzelnen Partie 125 ℳ., für den Gegner 80 ℳ. als Gratifikation ausgezahlt. — Der österreichische Meister ist mit der Bearbeitung eines umfangreichen theoretischen Werkes beschäftigt, das sehr bald erscheinen wird. Der Subskriptionspreis beträgt bis zum 1. Januar 1889 nur 2½ Dollars; später tritt eine Erhöhung auf 3 Dollars ein. Die Besorgung übernimmt Herr Numa Preti, Redakteur der französischen Schachzeitung „La Stratégie“ in Paris (rue St. Lazare 121); daß man eine Leistung von außerordentlicher Bedeutung zu erwarten hat, braucht kaum hervorgehoben zu werden.

Weihnachtsnuß für Schachspieler.

Von Edmund Sylmann.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 482:

	Weiß.	Schwarz.
1)	L. F 4 — H 2. Man droht 2) D. D 1 n. F 3 †, S. D 4 n. F 3 und 3) T. A 3 — D 3 Matt.	1) K. E 4 n. D 5.
2)	L. H 3 — F 6 †	2) K. D 5 — C 4.
3)	S. F 7 — D 6 Matt.	
	A)	
1)	. . . .	1) S. B 6 n. D 5.
2)	T. A 3 n. F 3 †	2) S. D 4 n. F 3.
3)	L. D 1 — C 2 Matt.	
	B)	
1)	. . . .	1) L. H 6 — E 3.
2)	D. D 1 n. F 3 †.	2) K. E 4 oder S. D 4 n. F 3.
3)	S. F 7 — G 5 oder T. A 3 — D 3 Matt.	
	C)	
1)	. . . .	1) L. E 7 — E 5.
2)	L. F 3 — D 6 †	2) K. E 4 n. D 5.
3)	L. H 5 — F 6 Matt.	

(Auf 1) . . . 1) S. D 4 — B 3, 2) T. A 3 n. B 3 rc.) — (Andere Spielarten leicht.)

Neue Bücher und Schriften.

Alraf, B., Tendenzen aus älterer u. neuerer Zeit. Erzählungen. Leipzig. Buchh. des Vereinshauses.
Amyntas, G. v., Hypochonder-Plaudereien. X. F. Dresden, E. Pierson.
Bestmann, Dr. H. J., Das deutsche Volkskind. Leipzig, Vereinshaus.
Bibliothek der Unterhaltung u. des Wissens. Jahrg. 1889. II.—V. Band. Stuttgart. H. Schönleins Nachf.
Czerny, Praktischer Klavier-Unterricht in 100 Uebungen für Anfänger. Berlin, L. Simrock.
Ebner, F. v. d., Die Junker von Peyern. Roman in 2 Bänden. Dresden, E. Pierson.
Erich, C., Studenten-Tagebuch. 2. Aufl. Zürich, Verlagsmagazin.
Fleck, Joh., Die Reform der Universitäten. Hamburg, Verlagsanstalt Richter.
Gelarl, Em., Die Schwefelthermen von Helouan bei Cairo, u. Helouan als Kurstation für Brustkranke. Selbstverlag.
Josal, R., Auf fremden Pfaden. Leipzig. Renger & Franke.
Kabisch, Dr. H. u., Der siebenhundertjährige deutsche Vorstehhund. Mit 30 Illustr. Berlin, W. Baensch.
Kalender für Post u. Telegraphie f. 1889, von H. Uchtwitz. VI. Jahrg. 2 Teile. Berlin, Rosenbaum & Hart.
Kreuzberg, A., Der Bär. Ein Beitrag z. Naturgeschichte desselben u. zur Jagd auf Raubwild. Berlin, W. Baensch.
Leistler, Zauberkunst. Aus d. Chemie u. F. W. Reck. Berlin, E. Dunder.
Langenbruch, J., Ueber Graphologie. Mit 130 Illustr. Zürich, Verlagsmagazin.
Marx, R., Gabriel Max, Kunst und seine Werke. Mit 8 Illustrationen. Leipzig, J. J. Weber.
Niemann, Aug., Die Erziehung des Menschengeschlechts. Philosophische Betrachtung. Dresden, E. Pierson.
Pröll, K., Kreuz und Quer. Wander- u. Raststage im Süden u. Norden. Berlin, A. Landsberger.
— — Berliner Federzeichnungen eines Deutsch-Oesterreichers. Ebend.
Sauer, C. M., Kleine italienische Sprachlehre. 4. Aufl. Heidelberg, J. Groos.
Sauer-Runge, Kleine spanische Sprachlehre. Ebend.
Schanz, Frida, Licht. Märchengedicht. Gotha, F. A. Perthes.
Schmidt, Dr. R., Carmen Sylva u. ihre Werke. Neuwied, Heuser.
Schubert, H., Mirabeau. Roman in 2 Bänden. Dresden, E. Pierson.
Schrenk-Notzing, A. v., Ein Beitrag z. therapeut. Verwertung des Hypnotismus. Leipzig, Vogel.
Schultz, Baronin, Auguste v., Praktisches Handbuch der feinen u. bürgerlichen Küche. II. Auflage. Magdeburg, E. Baensch.
Tran, Jul., Ein Kind des Volkes. Schweiz. Lebensbild. Bern, Nyd. Jenni.
Tommer, Marg., Skizzen. Zürich, Schröter & Meyer.
Torre, Detlef, Die Gottähnlichkeit der Schönheit. Roman. 3 Bände. Berlin, O. Janke.
Valette, L. G. G., Kleine niederländische Sprachlehre. Heidelberg, J. Groos.
Wald-Zedtwitz, G. v., Hurrah! Kriegs-Lieder. Berlin, O. Janke.



Toilette aus Wien und Frankfurt. Toilette aus Stuttgart.

Alle Freudenlust aber vermag die fortdauernde Freude am Weiß nicht zu [illegible]

Nicht nur die Gesellschaftstoilette, mit dem Schnee ihrer Crêpe de Chine, ihrem reinen, brautlichen Atlas, ihren gedruckten Gazen, den irrlichtschillernden, glitzernden Wollengewändern, auch die Promenade dekorirt das Weiß nach Kräften. Weiße Flanelltoiletten, weiße, originell garnirte Friesstoffe zu der Pelisse, die weiterlang bis auf den Rocksaum herabfällt. [illegible] junge, anmutige Frauengestalten ganz vortrefflich, dazu werden [illegible] dass so fragil und darum so teuer sind, der eleganten Frau nicht streitig gemacht werden. [illegible] Stoffe dieser Gattung für Gesellschaftstoiletten verarbeitet werden, also etwa rauher weißer Kaschmir, weißes Tuch, weiße Flanellgaze, weißer Serge, werden sie gern mit weißer Faille arrangirt oder mit Atlas, über dessen weißen Fond, wie mit breitem Pinsel gemalt, farbenbunte Blumenbesseins liegen. Sehr fein ist es, weißen Atlas und weißen Crêpe de Chine zusammen zu verarbeiten. Das schmeichlerisch Weiche des Krepp stoffes ermöglicht der geschickten Hand des Modisten die leichtesten und graziösesten Drapirungen. Da spielt das Arrangement von Schärpe oder dreizipfeligen Tüchern eine große Rolle. Solche Tücher, wie sie gewonnen werden, wenn man ein aus der vollen Stoffbreite geschnittenes Viereck in schräger Diagonale durchschneidet, geben die anmutigste Chiffonage. Sie werden mit gebrannten Seidenfransen besetzt oder mit Blonden und in den verschiedensten Anordnungen auf Rock und Taille befestigt.

Die lose Taille mit ihrem Anspruch an hervorragendes Spitzengewirr eröffnet den Besitzerinnen guter Points die glücklichste Verwendung. Die ganz launenhafte und individuelle Behandlung der faltigen Unterblusen macht aus jedem Volant, jeder wertvollen alten Taschentuchlante das Passende, mischt Goldgaze hinein und überrieselt das Ganze mit funkelndem Perlenschmuck bis auf den goldenen Gürtel herab, der es festhält. Spitze und Gold bleiben das Element der Toiletten großen Stils, und wenn sie sich verbinden wie etwa bei den Medicistragen aus Goldspitze, die weiße Atlasroben so stolz und schön machen, dann hat das Auge seine Freude daran. Neben ihnen hat die Garnitur Neuheiten genug Abwechslungen zu schaffen. Für jugendliche Toiletten bunte Gazen in den interessantesten, exotischen Mustern, Stickereien auf Seidentüll, Crêpe lisse und Goldgewebe, für das Bedürfnis älterer Damen schöne prächtige Sammetbesätze, die ihre in Frivo-Manier ausgeführten Stickereien allen neuen Farben anstimmen, Federn, Pelz, die allereleganteren Passementerien. All dieser Glanz der großen Toilette liegt aber hinter der Pforte, die heute sich noch nicht geöffnet hat; wenige Wochen, dann hat aus diesen kleinen Details das Bild der Saison sich erst gestaltet.

Inzwischen liegt ein anderes vor unseren Augen, das Neue in der Haus- und winterlichen Promenadentoilette. Da gibt's manch neue Namen für alte Gewebe, und zahllose neue Gewebe unter alten Namen. Da sind die Tuche und Cheviots, die Foulés und Kaschgars, die Serges und Homespuns, die Kaschmirs und Flanelle in allen Farben und allen Dispositionen.

(Schluß folgt.)

Blätter für die Frauen.

Mode von Johanna von Sydow.

Die „Saison" beginnt später als der Winter; noch das Weihnachtsfest liegt diesseits ihrer Schwelle. Daß die Theater und Konzerte lange angefangen haben, ändert an dieser Zeitrechnung nichts. Das flutende Licht über Balltoiletten, das Rauschen der Fächer am Kamin, der Reiz der kleinen, intimen Diners feiert erst später dasjenige, was wir Saison nennen. Gleichwohl ist die Mode auch für diesen Rahmen früh genug festgestellt.

Die Directoire-Toilette war wirklich eine rasch verflogene Laune; auch wenn das Pikante ihres Reizes noch manches [illegible] Bild in den neuen Geschmack mildern wird, gehören wird ihr die Saison nicht mehr. Das Herre Empire ist in diesen Besitz gekommen und, wie der Modist behauptet, mit [illegible] Aussichten auf der ganzen Linie. Man bedarf für seine Toiletten viel weniger Stoff als bisher, denn an Stelle der [illegible] Einfachheit, die das [illegible] erfordert. Der [illegible] Rock, oft nur mit zwei Volants [illegible], mischt sich auch in die pompösesten Gesellschaftsroben und bedeutet auf einmal ausgesuchte Vornehmheit.

Mit der ausgeprägten Neigung aber, den Stoffaufwand zu beschränken, wie es dieser Schritt thut, geht die Vorliebe für schwerere und luftbare Gewebe Hand in Hand. Einfach sein darf die Mode schon von Zeit zu Zeit, aber in ihren Bedürfnissen dämmt etwas billiger werden: wunderbar, das um keinen Preis. Der Schneider, der uns die in diesem Jahr zu ersparende Meterzahl nennt, legt uns die neuen Proben vor. In der That gestattet ja der neue Geschmack noch viel mehr als bisher die Verwendung der schweren Gewebe. Nie haben die schönen Damaste, die Brokate und Brocatelles, die Moirée und Atlas solche Chancen wie unter der glatten Rockbahn, und auch heute stehen diese Seiden weit im Vordergrunde.

Breite Seidenstreifen wie etwa ein Hemdenstoff in Zuruf bieten eine Auswahl, welche die Crême aller französischen, schweizerischen und deutschen Neuheiten vereinigt. — da sehen wir für diesen Winter aber noch andere Stoffkombinationen. Das Neueste ist ein Seidengewebe, dessen einfarbigem Faden nur die Technik die Wirkung mehrerer Töne abzwingt, dessen Reflexe [illegible] Nur durch den Wechsel kleiner Muster [illegible] Dort glänzend gehalten, werden [illegible] Chinaseidenstoffe einfarbiger Seiden hervorgebracht, die, [illegible] je größer die einzelnen Felder gehalten sind, die interessantesten Reflexe geben.

Unter den neuen Farben ist das syrianische Rot, der Modist nennt's mit kurzem „Reseda", ein [illegible] Olivengrün besonders ausgezeichnet. Auch ein altes [illegible] das man dem verblaßten Reiz koketter Stoffelchühe entzieht, nicht apart aus, und der Ton wird in [illegible] von Glanz gebracht. Schön in den [illegible] Gewebe, wo ihr [illegible] Patine zur Geltung kommt, sind [illegible] Farben von außerordentlichem Effekt, [illegible] Tönen den Hof bieten, wenn die Kunst [illegible] Mitteltons sie zum Hintergrunde nimmt für kokettische Harmonien, für Silber- und Goldornamente, alle jene Abwechslungen, aber welche uns die neuen Proben aufklären.



Kleider Stoff aus kostbarem Sammet.

Digitized by Google





...trockner Trockel läßt sich's grämen
Und legt zu König Babas Füßen.
Der eben jetzt vor einem Jahr
Noch Frau und Kind kein Häuflein war,
Die Liste hier mit Christgeschenken
In wohlgezeigtem Augendenken!"



So wachet Jagd und segelt weiter,
Denn zum Verbleib hat keine Zeit er.



König Baba nimmt voll Denkbegier
Die große Liste in Empfang.



Und diese wird nun angestaunt
Stück eigenhändig aufgeräumt.

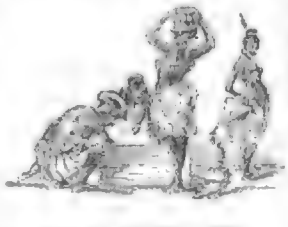


Das Gebets Buch in goldnen Rahmen
Erregt den Neid der schwarzen Damen,
Denn für König Baba geschrieben
Ist dies bestimmt als Sonntagssegen.
Den der dreifachen Leimsund
Befreit es rasch des Königs Hand



Und zu dem schwarzen Kerzenlichter
Macht sich der Palmen wunderbar

Bald findet auch die Königin
Ein Christgeschenk nach ihrem Sinn:



Sie flicht mit seidgestick'gem Binden
Die Trommel für den jüngsten Prinzen
Aufs Haupt und setzt das Ohr, statt Ringen,
Die Schlägel mit den Messingringen.



Den Trocken singt mit vierzig Hunden
Prinzeß Baby sich aus den Händen,
Und als Tonnäre wird mit Ehre
Er carangirt im Augenblick.



Das Rad zum Zeug den Schmetterlingen
Schätzt Baba hoch vor allen Dingen
Und will fortan zur Saat benutzen
Dies Muster aller Zierlichkeiten,
Das so bestimmt sich schickt zum Gruß,
Weil man's nicht selber flechten muß.



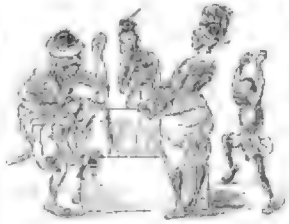
Ei sieh, das große Wörterbuch!
Das gibt das schönste Schürzentuch
Für Prinz Babo — nur sammetschade,
Daß dieses auch die Schreibende
Entdecken mußt' zu gleicher Zeit
Und ihr so viel Interesse weckt,
Daß bald das Schürzen Pläsierlein
Gestrichen ist in Nothalmanier!



Zur Weihnachtszeit ist jetzt den Leu
Ein Feuerwerkchen im Salon,
Denn hat denen mit seinem Teil
Herr Trockel etwas beigelegt.
Doch hindert hier die Herstellung
Die unglückliche Stanniolumhüllung.
Und gleich mit den Verband zusammen
Speit Baba die dragol'schen Flammen.



Recht passend scheint für jedes Alter
Als Schmuck der Christbaumkerzenhalter,
Vier Dutzend reichen eben aus
Für ganz königliche Haus.



Ein lebendgroßes Baby schlicht
Der Gaben Reihe — last not least!



Sein Köpfchen trägt's, sein blondgelocktes,
Ganz wie die Frau Direktor Trockes.
Der König geht später in Elsaß,
Die Queen dagegen traucht die Nase:
Der King will plötzlich es erfassen,
Die Queen will ihm das Warm nicht lassen



Er zerrt hin, sie zerrt her
Und zerrt dabei von ungefähr
An einer Schnur, und siehe da —
Das Unglücksbaby schreit: „Ba—ba!"



Da sieht König Baba starr vor Schrecken,
Er setzt die Queen die Zähne blecken
Und hört sie schrei'n: „Ca, ja — aha!
Baba! ha, ha — ich dacht' es ja!"

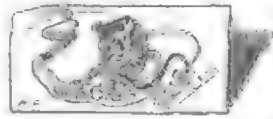


Die schnaubet Rache, dürstet Blut
Und packt das Baby voller Wut
Und beißt ihm in den Leib die Zähne
Und — bringt den Mund voll Tägelspäne.

Bei diesem Anblick, wild und schrecklich,
Wird auch der König Baba scheu;
Ihm liegt das Feuerwerk im Magen
Und dies vermehrt sein Nothbehagen.
Er tobt, es tobt die Queen nicht minder,
Es toben auch die Königskinder.



Und schließlich gibt's ein Weihnachtsessen,
Das viel zu trinken leicht läßt.



Briefmappe.



C. K. [illegible] Fürbitte für die während der [illegible] Jahreszeit [illegible] Lloyd [illegible] wenn wir es auch nicht [illegible] Ihrer Verse thun, die [illegible], aber zu wenig originell sind.

[illegible] Secondelieutenant in R. [illegible]

A. E. in C. Ueber diese Sache gibt es viele Publikationen. Sie finden darüber alles nähere in [illegible], Die Literatur der [illegible], Heilbronn 1879 [illegible] M.

F. R. in Kiel. 1) [illegible] Evelon, Moskau, Wien, [illegible] 2) [illegible]

Frau [illegible] in Stuttgart. [illegible]

G. v. [illegible] in C. [illegible] in keine Linie mit Ihrer ganz genaue Adresse ersuchen.

Abonnent in Amerika. Jede Buchhandlung in Amerika liefert das vierzehntägig erscheinende Heft unserer Zeitschrift für 25 Cts. und nur in den [illegible] Theilen der Vereinigten Staaten, wo der Weg mit besonderen Unkosten verbunden ist, wird etwas mehr, höchstens aber 35 Cts. für das Heft [illegible] [illegible]

Friedr. v. C. in [illegible] 1) R. [illegible] Sohn; [illegible] 2) [illegible] Jagdzeitung [illegible] Wien); [illegible]

H. Paul in Mannheim. [illegible]

[illegible] der Inhalt liegt dagegen [illegible] zu weit [illegible]

C. H. in W. [illegible]

Waldmann vom See. „[illegible]" zu wenig neu; „[illegible]" – vielleicht.

Wilmar S. Zu wenig Kern.

S. H. in Lemberg. Sie können vollständig beruhigt sein, denn es [illegible] „Pianist" [illegible]

[illegible] Jahresbänden mit vielen guten [illegible]

[illegible] in Breslau. Wir [illegible] gelegentlich Raum finden. Besten Dank!

F. St. in Weißpreußen. 1) [illegible] im Verlag der [illegible] 2) [illegible] Buchhandlung.

Alice V. in Hamburg. [illegible] Ihre Aufgabe ist [illegible] haben wollten, befördert uns zum Verzicht.

A. und B. in Omaha. Sie finden dieselbe Frage auf Seite 373 unter „R. L. in R., Oberschlesien" beantwortet.

L. P. G. in St. Louis (Missouri). Wir haben noch zu bemerken, daß [illegible] in Berlin [illegible]

Constantin P. in Czernowitz. Kommt viel zu spät.

Erläuterin. [illegible] Stuttgart.

[illegible] Abonnent in [illegible] Läßt sich nicht.

A. G. W. in Mainz. 1) Lützows Zeitschrift für bildende Kunst, Leipzig, E. A. Seemann. 2) [illegible] Willens nicht.

Katharina V. in Kl. [illegible] solche Anfragen, [illegible] nicht in so kurzer Zeit erledigen, wie Sie glauben.

Richtige Lösungen sandten ein: Emil [illegible] in [illegible] in Mühlhausen i. E.

In der Edition Peters erschienen neue Klavierstücke und Lieder von

Grieg.

Musterblätter für Laubsäge-, Schnitz-, Einlege- und Holzmalerei-Arbeiten. [illegible]
Mey & Widmayers Verlag in München.

DER GUTE TON

IN ALLEN LEBENSLAGEN. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentl. Leben von *Franz Ebhardt*. Elfte verb. Aufl. Prachtwerk in 8°. Geh. in 8 Farb. u. Velinpap. m. viel. Vign. 47 Bog. eleg. geb. m. Goldschn. 10 Mk.
II. Teil. Unserer Frauen Leben. 24 Bog. geb. 6 Mk. *Prospekte gratis u. franko.* Zu bez. durch alle Buchh. oder direkt portofrei vom Verl. JULIUS KLINKHARDT in Leipzig u. Berlin W., 15.



Post- und Schnelldampfer
zwischen **Bremen** und

Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

Prospekte versendet

Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

Pharus am Meere des Lebens.
Anthologie für Geist und Herz.
[illegible]
Verlag v. J. Baedeker in Leipzig.



Auflage [illegible] 000. Verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; [illegible] in [illegible] fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrierte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. [illegible] erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche &c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren etc.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. – Probe-Nummern gratis und franko durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Soeben erschien:
Weihnachtskatalog
von
Otto Spamer in Leipzig
enthaltend
Wertvolle **Geschenkwerke für Erwachsene** u. **Lieblingsbücher** [illegible] **Jugend.**
Wird überallhin [illegible]

Empfehlenswerte Festgeschenke.
Unsere Meister.
[illegible]

Bach-Album. Neue Folge	M.	1.50
Beethoven-Album. Neue Folge	„	1.50
Chopin-Album. Neue Folge	„	1.50
Gade-Album	„	[illegible]
[illegible]	„	[illegible]
Haydn-Album. Neue Folge	„	1.50
Heller-Album	„	[illegible]
Mendelssohn-Album. Neue Folge	„	1.50
Mozart-Album. Neue Folge	„	1.50

[illegible]

BUCHFÜHRUNG
[illegible] Otto Riede – [illegible]



Zauber-Apparate
Laterna magica und Bauchredner-Apparate für Künstler, Dilettanten und [illegible], Berlin, [illegible] 13. [illegible]

Stottern
heilt [illegible] die seit 27 Jahren bestehende **Denhardt**'sche Anstalt in **Burgsteinfurt**, Westfalen. Prospekt gratis. Honorar **nach Heilung.**



„Wenn ich doch ein hübsches, praktisches Weihnachtsgeschenk für meinen Mann wüßte! Cigarrenspitzen, -taschen u. s. w. gefallen ihm nie, wenn ich sie ihm kaufe — Schlummer-Rollen will er auch nicht mehr haben . . . ."
„Schenk ihm doch einen Hygiea-Carton, wie ich meinem Mann gekauft habe; darüber wird er sich sicherlich freuen."
„Was ist denn das für'n Ding?"
„Ein prachtvoller Carton mit erhaben ausgeprägter Hygieia, und drin liegt der famose Lingner & Kraft'sche Patent-Wasch-Frottir-Apparat — kostet 3 Mark*) und ist in allen besseren Toilette- und Haushaltungsgeschäften zu haben."

*) Vergl. Annonce in dem Inseratenteil.

Als Festgeschenk empfehlen wir:
Tiroler-Dichterbuch.
[illegible]
Denkmales Walthers von der Vogelweide in Bozen, von Dr. Ambros Mayr.
[illegible] Original-Einband M. 14.20.
Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung in Innsbruck.



Neueste illustrirte Briefmarken-Albums
à 75 Pf., 1, 1½, 3, 6, 7, 7½, 8, 9, 15 und 31 M.
Echte Briefmarken billigst. Preiscourant gratis. Katalog 1888 75 Pf.
zu beziehen durch **Alwin Zschiesche,**
und alle Buchhandlungen. Leipzig und Naumburg a. S. E.

„Boston-"
Schreib-Maschine.
[illegible] D. R. P. 41127.



Nützlichstes Weihnachts-Geschenk. Nützlichstes Weihnachts-Geschenk.

Grosse Schnelligkeit, Bedeutende Ersparnis an Zeit und Geld, Einfachste Handhabung.
Unentbehrlich für Personen, welche an Schreibkrampf leiden oder durch anhaltendes Schreiben am Schreiben verhindert sind. Mit dieser Maschine, welche man überall hin sich führen kann, ist es auch möglich, während der Eisenbahnfahrt zu arbeiten, und daher besonders für **Geschäfts-Reisende** geeignet.
Preis 60 Mark.
Man verlange Prospekt, Schriftproben u. Anerkennungsschreiben von dem General-Vertreter
Gewicht [illegible] **Hermann Hurwitz & Co., Berlin C.,** [illegible]

Gesundheitspflege.

L. in Neu-York. Aetzende zur Heilung der Schwindsucht durch Einathmung dieser Luft sind sich anzurathen, da nach Analyse des Dr. Dupuy das Heilbedürfniß vorläufig nur in einer feiner Bestimmungen zur Anwendung gebracht werden kann.

Friederike T. Gegen rothe Hände sehr Seife 924 reinigen Jahrgangs.

Abonnentin K. in L. In den Händen ersetzt gebrauchen Arzt 5 in wasserhelle Salpetersäure zur Entfernung des Kalks ein ungefährliches Mittel.

A. F. Zur Beachtung nicht geeignet. Ein Neuem sich an jeden Arzt wenden, nur nicht an den genannten.

Frau L. in Hamburg. Mit dem Namen „Waldmeister Kraftthee" versendet man eine Mischung einer von dem bekannten Geheimrath Hufeland bei Herzklopfen, Beklemmung der Herzthätigkeit und verschiedenen Leiden der Athmungsorgane, Husten, Heiserkeit, Verschleimung der Brust, Lungen- und Halsleiden empfohlenen Kräuter. Der Name ist daher, weil mehrere Kräuter aus Waldkräuter sind. Der Preis ist mäßig, 1 Pfund 1 Mark. Zu beziehen durch Apotheker Hoffmann in Berlin.

Frau Emilie Z. in Wien. Das Mittel gegen Sommersprossen ist Citronensaft, Glycerin und Rosenwasser zu gleichen Theilen gemischt. Man reibt damit das Gesicht Abends ein und wäscht Morgens mit Seife und Wasser ab.

Frau Lilli. Das Buch: „Die Haut und das Haar" ist von Dr. Eugen Sandow in Stuttgart im Verlag. Dr. Bohn.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Jakob Wassermann, eine Erzählung von Max Lay. — Während der Schwangerschaft bei der „Ria". — Der erste Schnee, Novellette von Anna Kramer. — Literarische Weihnachtsgaben. — Feuilleton von Karnin, von Paul von Szczepanski. — Im Harzwald, ein Roman aus Kanadien von Marie Bincent. Fortsetzung. — Der getreue Eckart. Gedicht von Jakob Löwinger von Hoefer. — Ein alter Mann, von O. B. — Fröhliche Weihnachten. — Rathsel. Auflösungen. — Räthsel: Bilderräthsel; Auflösung des Scharadenräthsels Seite 230. — Schach. — Wer Bücher und Schriften. — Bücher für die Frauen: Mode, von Johanna von Sydow. — Literarische Neuigkeiten, von M. von Sternberg. — Briefkasten.

Illustrationen: Jakob Wassermann. — Aus der Ausgrabungsstätte von Tiryns. — Während der Weihnachtszeit bei der „Ria" am Bord des italienischen Postdampfers von Giuseppe Barzini. — Am Hochzeitsabend. Original-Radirung von Hermann Prasuhn. — Maria und das Christkindlein. Gemälde von Pietro Perugino in der Akademiegalerie in Venedig. — Am Theetisch. Originalzeichnung von K. Köpke. — Zwei Portraits mit Kopfbedeckungen von J. B. Hofer. — Der grüne Eckart, Gemälde von Julius Adam. — Blätter für die Frauen: zwei Originalzeichnungen. — Schwarz Weißnähen. Zeichnung von Hermann Kurz.

Kunstbeilage: „Alt am Haus", Gemälde von Friedrich Voltz, in Metzl gestochen von Otto Stimmel mit Pariserdruckgenehmigung von E. Bellach.

Redaktion: Otto Beisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Beisch.

Ausländische redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 11);
Budapest: Moriz Jokai (V. Unter Lauengasse 15);
München: Fritz Schmitt, Redakteur der „Neuen Illustrirten Zeitung" (Kaulbachstr. 22).

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse, Annoncen-Expedition für sämmtliche Zeitungen Europas und des Auslands, in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Petitzeile oder deren Raum 30 Pfennig.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist erschienen:

Die Schlange im Paradiese.

Novellenzyklus von

H. Rosenthal-Bonin.

Preis geheftet 5 Mark; fein gebunden 6 Mark.

Rosenthal-Bonin hat in der Lösung eine solche Bedeutung erlangt, daß ein neues Werk von ihm der Kulturwelt eines großen Publikums sicher ist. Diese neueste Veröffentlichung des geistvollen und originellen Erzählers darf sicher zu den feinsten und tiefstehenden gerechnet werden, was dieser Autor geschrieben. Der spannende, elegant gehaltene Band enthält sechs Novellen, von denen jede auf eine besondere Art überrascht, sowohl durch den stets neuen Lokalton wie durch eigenartigen Inhalt. Der Verfasser gebietet über die heitersten Töne wie über ergreifenden Ernst. Die Lektüre dieses Buches ist ein Genuß; sie gewährt Labe in das Leben — dem Schmerz und Ernst des Nachens bis zu den Tränen, wie ein ewiger Frühling blüht — während das Charakteristische und Eigenartige im Menschlichen herausgehoben und künstlerisch gestaltet ist.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Gelesenste liberale Zeitung Deutschlands.
ca. 70 Tausend Abonnenten!!

Berliner Tageblatt

Unter den großen politischen Zeitungen Deutschlands nimmt das „Berliner Tageblatt" einen der ersten Plätze ein. [illegible] Nachrichten über alle [illegible] bringt es in allen Morgenblättern ausführlichen eigenen Berichten. Sonntags bietet [illegible] Illustrirte Zeitung, [illegible] Humoristische Blätter, [illegible] Handelszeitung, [illegible] Kinderzeitung, [illegible] Technische Rundschau, [illegible] Landwirthschaftliche Zeitung, [illegible] Sport-Chronik, [illegible] Kunst-Chronik, [illegible] Theaterfeuilletons von Dr. Paul Lindau

Friedrich Spielhagen:
„Ein neuer Pharao",

Man abonnirt auf [illegible] Berliner Tageblatt und Handelszeitung" bei allen Postanstalten des Deutschen Reiches für [illegible]

Probe-Nummern gratis und franko.

Clarabella.
H. Behrend
Friedrichstraße 160
Berlin N.W.
Clarabella-Pianos

Meyers Conversat.-Lexikon

E. Holms Militärbuchhandlg.

Gasts Universal-Zeichenapparat

Spielwerke
Spieldosen
A. B. Holer, Gern (Schweiz).

U. L. Christensen,
Erfurt,
Königlich Preuß. Hoflieferant.
Cotillon-, Ball- und Karneval-Artikel
Cotillon-Bouquets

Carl Holl in Stuttgart,
Neckarstrasse 61, Gold- und Silberwarenfabrik.
Versandt gegen Nachnahme oder vorherige Baarsendung.
Nichtgefallendes wird umgetauscht oder der Betrag zurückbezahlt.
Garantirt silberne Stockgriffe.
Mit echtem Rohr 2 Mark mehr.
No. 650 M. 20.—
No. 778 M. 11.50.
2 Jahre Garantie.
Jede Uhr ist sorgfältig abgezogen.
No. 813 Herren-Gold-Remontoir-Uhr, 6 Steine M. 20.—
No. 812 Remontoir-Damen-Uhr, gravirtes Silber-Gehäuse, 10 Steine M. 20.50.
Illustrirter Prachtkatalog gratis und franko.

Die vorzügl. Beschäftigungen d. Dilettanten.

Der praktische Ratgeber im Obst- und Gartenbau

Waschs Orientirung

Harmoniums

Alfred Merhaut, Leipzig.

Reich illustrirte Weihnachtsbücher.
Im grünen Wald.
Melchior-Philosophie
Gold. Barra' Gedichte
Flitterwochen

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

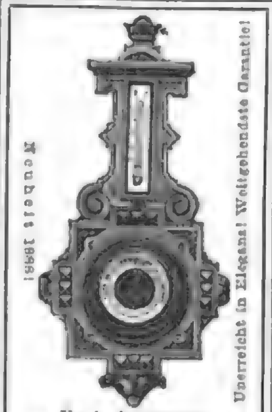
Pasta Mack
In eleganten Cartons
Ulm a. D.



Die reichhaltigste aller Moden-Zeitungen

ist die **Illustrirte Frauen-Zeitung.** Dieselbe bringt jährlich 24 Moden- und 28 Unterhaltungs-Nummern mit 28 Beiblättern, so daß ohne Unterbrechung regelmäßig wöchentlich eine Nummer erscheint (für Oesterreich-Ungarn der Stempelsteuer wegen alle 14 Tage eine Doppel-Nummer). Die Moden-Nummern sind der „Modenwelt" gleich, welche mit ihrem Inhalte von jährlich über 2000 Abbildungen samt Text weitaus mehr bietet als irgend ein anderes Modenblatt. Jährlich 12 Beilagen geben an Schnittmustern zur Selbstanfertigung der Garderobe für Damen und Kinder [illegible] — Das Unterhaltungsblatt bringt außer Novellen, einem vielseitigen Feuilleton und Briefen über das gesellschaftliche Leben in den Großstädten und Bädern regelmäßige Mitteilungen aus der Frauenwelt, Kunstgewerbliches, Wirtschaftliches, Gärtnerei und Briefmappe, sodann viele künstlerisch ausgeführte Illustrationen und an Moden endlich noch Folgendes: jährlich über 50 Artikel mit über 250 Abbildungen, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Musterblätter für künstlerische Handarbeiten und 8 Extra-Blätter mit vielen Illustrationen, so daß die Zahl der letzteren an 3000 jährlich heranreicht. Kein anderes illustrirtes Blatt überhaupt, innerhalb oder außerhalb Deutschlands, kann nur entfernt diese Zahl aufweisen; dabei beträgt der vierteljährliche Abonnements-Preis nur 2 M. 50 Pf. — Die „Groß-Ausgabe mit allen Kupfern" bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beigaben, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. (in Oesterreich-Ungarn nach Kurs).

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franko durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Straße 38, Wien I, Operngasse 3.



No. 5. Barometer
mit Thermometer, ca. 61 cm lang.
Preis: 18 Mark 50 Pfg.

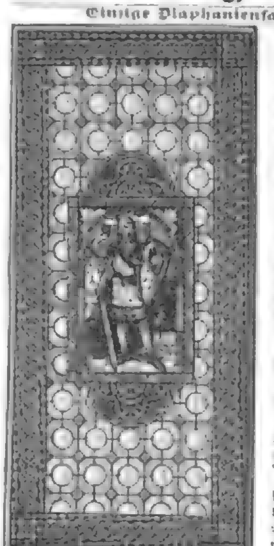
Optische Industrie-Anstalt
Gebr. Grahich.
Rathenow (in Preussen) und Leipzig.
Die Rathenower optischen Fabrikate
werden von keinem Fabrikat der Welt
in der Güte erreicht!
Illustr. Prachtkatalog über Operngläser, Reiseperspektive, Barometer etc. gratis und franko.
Versand nur ab Rathenow.

OPTIKERN
empfehlen wir für den Wiederverkauf unsere elektr.-med. Apparate zu den [illegible]
Grosses Lager. Schnelle Bedienung.
REINIGER, GEBBERT & SCHALL, ERLANGEN i. B.

LUFTPRÜFER
für Wohn- und Krankenräume, [illegible] nach Prof. Dr. Wolpert.
REINIGER, GEBBERT & SCHALL, ERLANGEN i. B.
Haupt-Katalog 80 Seit. 350 Abbildung.

„Diaphanien"

vollständiger Ersatz für
Glasmalerei
liefert allein echt die lithographische Kunstanstalt von
Grimme & Hempel, Leipzig.
Einzige Diaphanienfabrik in Deutschland



Diese herrliche Fensterdekoration altdeutschen und modernen Styles übertrifft an Exaktheit und Farbenpracht die echte Glasmalerei. Erzeugt nicht wundervolle Innenansichten in jedweder Größe.
Die Sachen sind dauerhaft, unempfindlich gegen Witterungseinflüsse.

Das Aufmachen der losen Blätter geschieht nach Anleitung, doch liefern wir auch fertige Scheiben zum Einsetzen und Vorhängebilder.

Unser reichhaltiger bunter Hauptkatalog steht gegen Einsendung von M. 2.— (auch in Briefmark.) zu Gebote, welche bei einem Auftrage von M. 20.— rückvergütet werden.

Illustrirt. Katalogauszug, Muster und Preisliste gratis.

☞ Feste Händler als Wiederverkäufer gesucht. ☜

Vertreter für Oesterreich-Ungarn:
Jos. Mangold, Wien IV, Wieden, Hauptstraße 23.





101 NEUE FABELN herausgegeben von Frida Schanz. Bilder von Fedor Flinzer.

EIN MANN, EIN WORT. Gedichte eines deutschen Ritters aus den Kreuzzügen. Von E. Wolffe-Bilker. Bilder von Hermann Vogel.

Ausführl. Katalog mit zahlr. Proben gratis u. franko durch jede Buchhandlung sowie durch die Verlagshandlg. Ambrosius Abel in Leipzig.

Richters Anker-Steinbaukasten.



Warum [illegible]
Weil [illegible]
Weil [illegible]
Weil [illegible]
Weil [illegible]
Wenn [illegible] unsere Kinder Liebling". [illegible] „Des Kindes liebstes Spiel" [illegible]

Minderwertiger Nachahmungen [illegible] „Richters Anker-Steinbaukasten" [illegible] ohne [illegible] als unecht zurück. [illegible] vorrätig in allen feineren Spielwarengeschäften der Welt.

F. Ad. Richter & Cie., K. K. [illegible]
Rudolstadt [illegible] Nürnberg, Wien, [illegible] Olten, Rotterdam, London E.C., [illegible] und New-York, [illegible]



☞ Für meine Wringmaschinen aller Sorten, aller Systeme übernehme ich unbedingte Garantie für alle Teile, führe nur beste Qualitäten, welche zu preiswerten Notirungen anstelle.

☞ Sämtliche Eisenteile sind stark verzinkt, können also nie rosten!
— In meiner Reparaturwerkstatt werden Wringmaschinen aller Systeme, ☞ auch nicht bei mir gekaufte, sorgfältig, preiswert und schnell reparirt.

☞ Zeichnungen und Preise auf Verlangen sofort postfrei ohne Kosten zu Diensten. ☜



Spemanns illustrierte Zeitschrift für das deutsche Haus

Für Buchhandlungen, Kolporteure u. Postanstalten nehmen Abonnements entgegen. Alle vier Wochen erscheint ein Heft für Eine Mark. Probehefte in jed. Buchhandlung.

Die Lieder der Mormonin.

Reich illustrirte Weihnachtsbücher.

Aus Vorzeit, Sage und Geschichte. — Für jung und alt in der Familie.

Dr. Wilhelm Wägner:

6. Aufl. Hellas. 2 Bde. gebunden M. 12.—

5. Aufl. Rom. 2 Bde. gebunden M. 15.—

4. Aufl. Unsere Vorzeit.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Müller's Kinder-Nähmaschine.

Ernst Hartmann, Strumpffabrik in Chemnitz

Damenstrümpfe Herrensocken.

Buckskins.

Nützliche Weihnacht

für 3 Mark

Lingner & Kraft, Dresden.

Die Bücher der Weisheit und Schönheit.

Bilder-Atlas zur Weltgeschichte

Denkmäler der Kunst

Goldene Bibel

Natur und Dichtung

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Kaiserbüsten

A. Trinte, Neustadt Kapellenberg.

Das Vogtl. Verlandt-Haus

Christbaumhalter

aus Ornamentguss.

J.C. Eckardt Stuttgart

Glaesel & Herwig

Violinen.

Gebrüder Wolf, Kreuznach.

Christbaumschmuck,

Cotillon- und Carneval-Artikel, Cartonnagen, Attrapes, Künstliche Pflanzen

Cotillon- & Bonbonfabrik Dresden.

Uhren-Fabrik C. Baumann,

Rob. Barth, Stuttgart.

Es wird ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, dass jede Schachtel die Fabrikmarke

„verschlungene Hände"

trägt, welche man beim Einkauf stets speziell verlangen wolle.

MEY'S STOFFKRAGEN

zeichnen sich besonders durch **Dauerhaftigkeit, Billigkeit, Eleganz u. bequemes Sitzen** und **Passen** aus.

Mey's Stoffkragen sind mit Webstoff vollständig überzogen und infolge dessen von Leinenkragen nicht zu unterscheiden.

Mey's Stoffkragen werden nach dem Gebrauch einfach weggeworfen, man trägt also immer neue, tadellos passende, elegante Kragen und Manschetten. Angabe der gewünschten Kragen- u. Manschettenweite notwendig.

Beliebte Façons.

Lincoln II — Umschlag 5 cm breit — M. 0.55 pr. Dtzd.

Herzog — Umschlag 7½ cm breit — M. 0.85 pr. Dtzd.

Franklin — 4 cm hoch — M. 0.60 pr. Dtzd.

Costalla — enlich geschnittener Kragen, ausserordentlich schön und bequem am Halse sitzend, Umschlag 5½ cm breit — M. 0.85 pr. Dtzd.

Goethe — (hinten gedoppelt) ca. 5 cm hoch — M. 0.90 pr. Dtzd.

Albion — ca. 5 cm hoch — M. 0.70 pr. Dtzd.

Wagner — breite 12 cm — M. 1.20 pr. Dtzd. Paar.

Schiller — (hinten gedoppelt) ca. 4½ cm hoch — M. 0.80 pr. Dtzd.

→ Wiederverkaufs-Stellen von Mey's Stoffkragen ← befinden sich in den meisten Städten Deutschlands, und sind durch Plakate in den Schaufenstern erkenntlich. Ausserdem können Mey's Stoffkragen auch bezogen werden durch das

Versand-Geschäft Mey & Edlich

Leipzig-Plagwitz

Der illustrirte Katalog über „Mey's Stoffwäsche" wird auf briefliches Verlangen an Jedermann gratis und portofrei gesandt.

Gegen monatliche Zahlung von nur 5 M.: Brockhaus' Conversations-Lexikon, Neueste Auflage durch Wilh. Kulicke & Co., Berlin S.W. Wilhelmstr. 135.

Neueste u. beste Schulen.

Stereoskope und Bilder,
Vergrösserungs-Apparate für Photographien mit und ohne Wasserlicht,
Nebelbilder-Apparate und Bilder,
Laterna magica, Wundercamera,
Dampfmaschinen
Elektrische Apparate.
Photographische Apparate
für Liebhaber und Aerzte.
C. Eckenrath, Berlin W.,

PATENTE
RICHARD LÜDERS,
Civil-Ingenieur in GÖRLITZ.

Krankenfahrstühle
Rich. Mamme
Dresden-A., Hallestr. 10

Wer seinen Verwandten oder Bekannten ein wirklich schönes, praktisches
Weihnachtsgeschenk
das besonders Werth macht, der schenke Ostermanns bewährten
Patent-Universalstuhl.
Illustrirt mit Schrift, Preisliste, Prospecte.
Gold. u. silb. Medaille
Es ist stets Zeit, auch als Weihnacht Gabe, Kgl. gratis. Fr. von M. 45 an
Ferd. Eckermann, Hamburg.
Fabrik von Patentstühlen, Closet-Feinsitzen, Krankenstühlen, Krankenbetten u. s. w.
Niederlagen: Berlin: O. Hasterroth, Jägerstr. 31. Breslau: A. Ehers. Dresden: Kaiserstr. 4. Frankfurt: Ad. Lorz. Posen: C. Arendt. Stettin: Freundlich & Sohn.

Photogr.
Dilettanten-Apparate.
Durch Erfindung der Trockenplatten, welche überall fertig käuflich sind, ist es jetzt **Jedermann, selbst Kindern,** möglich geworden, ohne Vorkenntnisse und Schwierigkeiten die interessante und nützliche Kunst des Photographirens zu betreiben. — Solche dabei leicht und elegant construirte Apparate mit vorzüglichen Objectiven empfiehlt in verschiedenen Fabrikaten zu 30, 50, 60, 70 etc. Mark
Paul Goerz, Berlin N., Belforterstr. 3,
Fabrik photogr. Apparate u. optische Anstalt.
Preisverzeichn. u. Anleitung z. Photogr. auf Wunsch kostenfrei.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
Soeben ist in neuer Auflage erschienen:
Eine ägyptische Königstochter.
Historischer Roman
von
Georg Ebers.
Vierzehnte, neu durchgesehene Auflage. (Dreiunddreißigstes Tausend.)
3 Bände. 8°. Elegant geheftet Preis 12 Mark; fein gebunden in Original-Einband 15 Mark
Georg Ebers' ägyptische Romane ... auf den dichterischen und wissenschaftlichen Werth dieses Romans, dem die Völker aller Nationen den lebhaftesten Beifall zollten, der in vorgeht Sprachen übersetzt, und dessen Verbreitung ... heute noch, es den hinreissendsten Romanen, Erklärungen und Entdeckungen zu geben, und wenn die Königstochter zu dem geworden, und für jetzt ist, ... ist dies nicht nur dem reichen und interessanten Lesestoff, der in der neuen Auflage wieder manche Ergänzung erhalten, sondern ganz anderen Eigenschaften. Der Verfasser war fünfundzwanzig Jahre alt, als er diese ... und die ... Stärkung, die ideale Begeisterung und heisse Liebe erfüllte ... Erde, die sich in ihm widerspiegeln, sind es vornehmlich, die das Publikum an Ebers gefesselt haben. Die Gestalten einer Rhodopis und Sappho, einer Aretsia, Martha und Kandakes werden nie verblassen. Keiner Mode — denn welche Mode überdauerte ein Jahrhundert! — verdankt dieser Roman seinen langsam emporsteigenden, grossen, heute noch unverminderten Erfolg, und so möge die ägyptische Königstochter noch lange bleiben, was sie ist, eine Quelle des Vergnügens für uns Aeltere, ein belehrendes und begeisterndes Lieblingsbuch für die Jugend aller Nationen.
In beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Christbaum-Untersatz
mit Musik u. Mechanik,
Patentirt.
Gerantie.
la eleg. Nickelgehäuse ℳ 31 feinst. ... ℳ 33 ... ℳ 35 Postversand gegen Nachnahme.
J. C. Eckardt, Stuttgart, Bahnhofstrasse 52.
Katalog, Prospekte gratis & franco.

Nebelbilderapparate
SCIOPTICON
Wundercamera, Laterna magica eigener Fabrik. Anerkannt vorzüglich. Verschiedene Bilder, Beleuchtungs- u. Objectivlinsen etc. Preisliste m. Abbildg. gratis; in engl., franz. und deutscher Sprache. Man verlange Musterlieferung. Hof-Mechaniker, Schneidermeister Sr. Maj. d. Kaisers.

Photogr. Apparate von ℳ 4.50 an
Laterna magica von 1.25 M. an. Nebelbilderapparate und Wunderkammern. Mikroskope v. 6 M. an, mikrosk. Präparate Dtzd. 2 M. Stereoskope mit 12 Bildern von 3 M. an. Elektrische Apparate und Maschinen. Elektrisirmaschinen und Nähmaschinen. Mit Spiritus zu betreibende Modell-Dampfmaschinen, Luftpumpen, wie überhaupt alle physikal. Lehrmittel. **Neu!** Die Salon-Sternwarte. Instrument f. Liebhaber u. Schulen. Sonnenmikroskop. Verschied. Transparentbilder, mit Text 25 M. Projektion gratis.
W. Isenbeck, in Firma **J. Ansorg Nachf.,** Königl. Pr. Hof-Optiker und Mechaniker
Berlin W., Markgrafenstrasse 40.

Feinste Kinder-Nähmaschine.
Neu! Dauerhaft!
Schön!
Mit Elec-Stich.
Mit eleg. Blechkoffer u. 7 Stück Zeichen von Mark ℳ 12 ab ... Stuttgart gegen Post-Nachn.
J. C. Eckardt, Stuttgart, Bahnhofstr. 52.

Schladitz & Bernhardt, Dresden.
Stahlpanzer-Geldschränke
und den neuesten Verbesserungen u. besten Schlössern
Illustr. Preisliste gratis.

Die **Nadelfabrik** von
Ernst Krais in **Frankfurt a. M.**
empfiehlt
Nähnadeln mit **federndem Oehr** als grösste Erleichterung des Einfädelns — D. R. P. No. 23471. —
Selbst von **Schwachsehenden** und **Blinden** mit Leichtigkeit einzufädeln — In den meisten Handlungen vorräthig. — Zu haben in fast allen Geschäften, welche Nähnadeln führen.

Markendorf'scher Frühstückskorb
empfehlenswertes Festgeschenk.
vorzüglicher Präsent-Artikel.
Unser Frühstücks- oder Backkorb — eine Idee, die mir vor Jahren aufgetaucht, an sich einfach, aber in praktischer, geschmackvoller Form ausgeführt und eingeführt — hat sich seitdem Tausenden ... bewährt und ... einem grossen Publikum erwerben und erhalten. Die Zusammenstellung ... ist ... geschickt unter Zugrundelegung meines Prinzips, nur Spezialitäten ersten Ranges für Tisch und feine Küche, nach den speziellen Wünschen unserer geehrten Auftraggeber, oder auch bei Angabe des Preises nach mir gütigst zu überlassender Wahl.
Preise für einfache u. feinste Arrangements: von 6 Mk. bis 30 Mk. u. darüber.
Auswärtige Aufträge werden gewissenhaft ausgeführt und sorgfältigste Verpackung garantirt. Briefe und Telegramme
Gustav Markendorf, Leipzig.

Leinen, Tischzeuge. Gegründet 1842.
Baumwollenwaaren.
Herren-, Damen- u. Kinder-Wäsche.
Ganz bedeutendes
Bettenlager.
Meissner & Sohn Hamburg.
Versand gegen baar zu ungemein billigen Preisen bei vorzüglichen Qualitäten.
Eigene Wäsche-Fabrik im Gesenkhof 4.
Vollständige Brautausstattungen.
Preisbuch Nr. 7 148 Seiten stark mit über 450 Abbildungen und vielen Stoffproben wird gratis und franko versandt.
Proben versenden wir umgehend franco.

Russische Boots für Herren, hoch 8 M., halbhoch 6 M., nur 7 M. Mädchenboots von 3 M. an. Damenboots von 5 M. an. Knabenschuhe von 4 M. an. Kinderstiefel 1.50 M. Herrenschuhe 5 M. an. Kinderschuhe ... Damenschuhe ... Salons u. Stiefeln, Juxusartikel ... Herren-Filzstiefel ... Damen-Filzstiefel ... Damen-Ueberschuhe ... Gummi-Wäsche ... Abzuschneidende Spezialkarten.
W. Krahl, Gummiwaaren-Fabrik,
Berlin SW., Markgrafenstr. 89.
Katalog ohnerg. u. mehr. Spezialitäten gratis.

Solide Hackekäse,
Glasten-Nachtlichte,
Dampfkessel,
Garrett Smith & Co.

Garrett Smith & Co.,
Magdeburg-Buckau.
Locomobilen,
Westinghouse Dampfmaschinen,
Garrett Smith & Co.

Ein Weihnachtsgeschenk für die ganze Familie ersten
heizbare Badestühle
Berlin S.,
Kasch & Teichmann,
Fabrik heizbarer Badestühle u. Badewannen.

Eincylindrige und Compound Dampfmaschinen
Wendt & Dambrock, Ottensen bei Altona.

Van Houten's Cacao.

Bester — Im Gebrauch billigster.

Ueberall zu haben in Büchsen à Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.



Petroleum-Motoren

A. v. Parseval-Sprenger & Co., Münchberg.



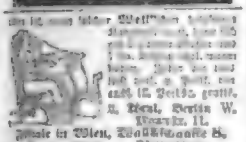
Das schönste Geschenk ist ein bleibendes selbstthätige Zimmerfontaine

Louis Helarici Zwickau i/S.

Man verlange Katalog!



G. Luther, Masch.-Fabrik, Braunschweig.



Ueber 12. neue leichte Weltlinien

Neal, Berlin W. Voss-Str. 11.

Filiale in Wien, Taborstrasse 8.

C. L. Flemming

Lichtenstein b. Schwarzenberg i. S.

Neu! Aerztlich empfohlen!

Imhof's patentirte Patronen-Cigarrenspitze.



Wilh. Imhof, Cassel.

Asthma, katarrh. Bronchitis.

Cigaretten von Kraepelien & Holm, Apotheker, Zeist

Preis per Stat M. 1.50 und 2.25

Compagnie Laferme

Dresden Berlin



Petersburg Riga, Moskau

Käuflich in allen Cigarren-Geschäften Deutschlands.

Mondamin Brown & Polson

alleinige Fabr. k. engl. Hofl.

Feinstes Maisspeisemehl. Zu Puddings, Fruchtspeisen, Suppen, Saucen, Cakes etc. vorzüglich. In Colonial- und Delic.-Handlungen.

Honni soit qui mal y pense!

Kurbedürftige

Hautfrech. Briefl. Unterricht.

Bitte.

Pain-Expeller

Winterkur.

Armour & Co.'s Fleischextract, Suppen, Tabletts, Würfel, Pulver, Bouillon-Kapseln, Liebig's Extract of Meat.

Wurst, feine Thüringer.

E. Mayer, Erfurt.

SECT

von O. & H. Grnegerin Rothkirch a. N.

Stein's Thee-Versand!

BEETHAM'S GLYCERINE AND CUCUMBER

Hautfeuchtigkeit, Glätte u. Weiche, arbeitet gegen Frost, rissige Haut, Wetter, alle Winde, harte Wasser, macht sie klar und zart wie keine andere Flüssigkeit.

M. Beetham & Son, Chelmsford, England. Deutschland: Lorenz, Tarbenz & Co., Bremen.

Paul Hennig, Berlin.

CHOCOLADE Hartwig & Vogel Dresden UND CACAO

Dessauer Chokoladen- u. Zuckerw.-Fabrik, Dessau.

Champagner von Aug. Grote & Co., Frankfurt a. M.

Gegründet 1807 — Höchst prämiirt.

Weiss Etikett pr. ½ Fl. M. 2.50

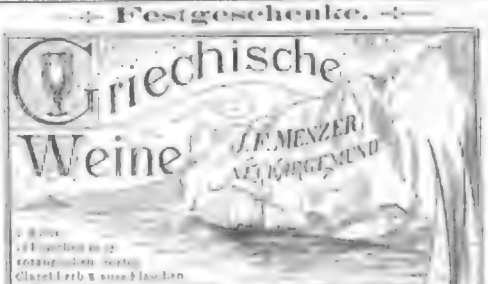
Kaiser-Sekt . . . 3.—

Rhein-Sekt . . . 3.—

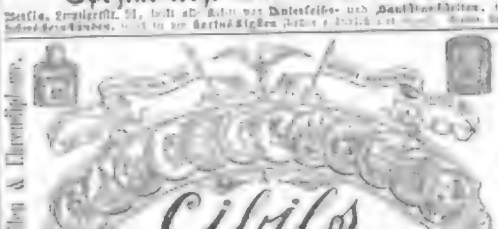
Ponpole . . . 3.—

Reticizal-Sekt . . . 4.—

Festgeschenke.



Spezial-Arzt Dr. med. Weber,



16 Medaillen & Ehrendiplome.

Liefern die wohlschmeckendsten und kräftigsten Suppen.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist erschienen

Abenteuer und Reisen des Freiherrn von Münchhausen.

Neu bearbeitet.

Mit 29 Vollbildern und 116 Illustrationen von Gustav Doré.

Ausgabe in Oktav.

In entsprechendem Original-Einband in Leinwand.

Inhalt: Reise in Russland und nach St. Petersburg. — Von den Hunden und Pferden des Baron Münchhausen. — Seine Abenteuer im Krieg gegen die Türken. — Reise in den Mond. — Reise durch die Unterwelt.

In dieser neuen Ausgabe ... der Illustrirung als die packende ... zur vortrefflichsten Geltung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.



Cäsar L. Minca

Zahna, Provinz Sachsen.

VERSAND-GESCHÄFT MEY & EDLICH

Alle Aufträge von **20 Mark** an werden portofrei ausgeführt.

Königl. Sächs. Hoflieferanten

LEIPZIG-PLAGWITZ.

Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Abtheilung: Uhren und Schmuckgegenstände.

Damen-Ketten aus solidem Gold-doublé (auf Composition plattirt).

Herren-Ketten aus solidem Gold-doublé (auf Composition plattirt).

Nr. 3161. M. 9.25. Nr. 3162. M. 12.25. Nr. 3163. M. 14.50.

Nr. 3020. M. 10.—. Nr. 3021. M. 10.50. Nr. 3022. M. 14.25.

Nr. 3070. M. 11.25. Nr. 3072. M. 12.25. Nr. 3073. M. 14.50.

Nr. 3164. M. 13.50. Nr. 3165. M. 19.50. Nr. 3166. M. 18.—

Nr. 745. **Damen-Remontoir-Cylinder.** Polirtes Weissmetall-Gehäuse (Silberimit.), Metallkunstkette, vergoldete Zeiger, 4 Steine. M. 18.—

Nr. 273 **Damen-Remontoir-Cylinder.** Grav. 585/1000 Goldgehäuse, deutscher Stempel, Metallkunstkette, vergoldete Zeig., 4 Steine. M. 65.—

Nr. 274. **Damen-Remontoir-Cylinder.** Grav. 585/1000 Goldgeh. (Mille feuilles), deutsch. Stempel, Springdeckel (Deckel über dem Zifferblatt) Metallkunstkette, vergoldete Zeig., 8 Steine. M. 78.50.

Nr. 293 **Damen-Remontoir-Cylinder.** Grav. 585/1000 Goldgehäuse, deutscher Stempel, Metallkunstkette vergoldete Zeig., 8 Steine. M. 47.50.

Schönes Weihnachtsgeschenk!

Nr. 340. Stand-Uhr in matt und polirten Nussbaumgehäuse mit Bronzeverzierungen, massiv gehend 8-Tage-Schlagwerk, feine Metallzifferblatt, ragend 48 Cm. hoch. M. 42.50.

Uhren passende Console M. 10.75.

Nr. 2179. **Massiver Damenring** in 14 Karat. M. 12.75.

Nr. 2178. **Remontoir-Cylinder.** Grav. 585/1000 Silbergehäuse, mit Goldrand, massiver Stempel, Metallkunstkette (unter Deckel) vergoldete Zeiger, 4 Steine. M. 30.—

Nr. 259. **Remontoir-Cylinder,** Polirtes Weissmetall-Gehäuse, Springdeckel (Deckel über d. Zifferblatt), Metallkunstkette (unter Deckel) vergoldete Zeiger, 4 Steine. M. 19.50.

Nr. 720. **Remontoir-Anker.** Gravirtes 585/1000 Goldgehäuse, deutscher Stempel, Metallkunstkette (unter Deckel), vergold. Zeiger, 8 Steine. M. 39.50.

Nr. 3418. Türkis-Brosche. M. 8.50

Nr. 1871. Massiver Herrenring mit Blutstein. M. 20.50.

Nr. 2166. Türkis-Ohrschrauben in 14 Karat Goldfassung. M. 6.75.

Nr. 279. Granat-Brosche-Medaillon. M. 18.50.

Nr. 509. Cravattennadel. M. 1.—

Nr. 2144. Granat-Halskette, ausgesucht 38 Cm. lang. M. 34.50.

Nr. 2144. Halbmassiver Damenring. M. C.—

Nr. 565. Cravattennadel, vergoldet, mit Perlen. M. 4.25.

Nr. 1004. Simili-Ohrringe. M. 7.50.

Nr. 1641. Halbmassiver Herrenring mit Simili-Diamant. M. 7.50.

Nr. 1520. Corallen-Gebirgs. M. 2.75.

Nr. 1714. Gold-doublé-Brosche, mit echten Perlen. M. 7.25.

Nr. 1119. Gold doublé-Herren-Medaillon. Mit fein. Steinen. M. 7.25.

Nr. 2311. Amethyst-Brosche. M. 9.75.

Nr. 2312. Amethyst-Armband. M. 10.50.

Nr. 1507. Granat-Kasten. M. 12.50.

Nr. 1508. Aufgereihtes Corallen-Armband. 1reihig M. 11.75, 2reihig M. 13.50, 3reihig M. 15.25.

Nr. 1509. Granat-Brosche. M. 6.25.

Nr. 1508. Corallen-Kasten. M. 11.25.

Nr. 1508. Corallen-Brosche. M. 11.25.

Nr. 2321. Silber-Armband. M. 4.25.

Nr. 1014. Granat-Choker-Armband. eng: M. 27.75, mittel: M. 29.75, weit: M. 32.50.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Königl. Sächs. Hoflieferanten, LEIPZIG-PLAGWITZ.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

In dieser Weihnachts-Nummer [illegible] die musikalische Sonderbeilage: „Alles ein Hauch", Gedicht von Friedrich Rückert, in [illegible] eine Singstimme mit [illegible]

Über Land und Meer.

№ 12.

61. Band.
Einundreißigster Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3.50.

Jakobs Weihnachten.

Eine Skizze
von
Max Lay.

Mit Originalzeichnungen von Theodor Weber.

(Schluß.)

„Von den Offizieren, die übrigens schon seit Wochen nur mit dem Revolver in der Faust an Deck kamen," fuhr Christian in seiner Erzählung fort, „war nun nur noch der Obersteuermann übrig. Der schickt den Nichtsnutz — den Bill — auf die Bramrahe,*) um das Segel wieder 'mal zu flicken — unser Schiff sah schon so liederlich aus wie ein Italiener — also der Bill setzt sich da oben zurecht und näht den Flicken aus Bosheit an eine Stelle, wo er gar nicht nötig war. Der Steuermann schreit ihm zu — es hilft nichts. Bill näht ruhig weiter. Da steigt der Offizier hinauf, und ich höre noch, wie sie sich herumstreiten — da schlägt Bill dem Offizier das Spleißeisen auf den Kopf, daß er rücklings auf das Deck herunterstürzt. Wir laufen hinzu und heben ihn auf. Er rührte aber kein Glied mehr. Ich sagte kein Wort; sie mußten mir aber wohl ansehen, wie ich über die Sache dachte, denn Bill, der eilig heruntergeklettert war, drehte mir mit dem Spleißeisen und schrie: ‚Du hast doch gesehen, Christian, daß er mich geschlagen hat und ausgeglitten ist?' Ich sagte gar nichts, drehte mich um und ging ins Logis. Nachher kamen sie und forderten, ich solle das Schiff an Land führen — denn von

*) Viertes Segel von unten



Die entschuppte Ankerkette.

VERSAND-GESCHÄFT MEY & EDLICH

Alle Aufträge von **20 Mark** an werden portofrei ausgeführt.

Königl. Sächs. Hoflieferanten

LEIPZIG-PLAGWITZ.

Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Abtheilung: Uhren und Schmuckgegenstände.

Damen-Ketten aus soliden Gold-doublé (auf Composition plattirt).

Herren-Ketten aus soliden Gold-doublé (auf Composition plattirt).

Nr. 3000. M. 9.25. Nr. 3001. M. 12.25. Nr. 3002. M. 13.50.

Nr. 3003. M. 10.—. Nr. 3004. M. 10.50. Nr. 3005. M. 14.25.

Nr. 3010. M. 12.25. Nr. 3012. M. 13.25. Nr. 3013. M. 14.50.

Nr. 3060. M. 13.50. Nr. 3061. M. 15.50. Nr. 3062. M. 18.—.

Nr. 245. Damen-Remontoir-Cylinder. Polirtes Weissmetall-Gehäuse (Silberimit.), Metallcuvette, vergoldete Zeiger, 4 Steine. M. 18.—.

Nr. 973. Damen-Remontoir-Cylinder. Grav. 585/1000 Goldgehäuse, deutscher Stempel, Metallcuvette, vergoldete Zeiger, 4 Steine. M. 35.—.

Schönes Weihnachtsgeschenk!

Nr. 510. **Stand-Uhr** in matt und polirten Messingvergoldgehäuse mit Bronzeverzierungen, massiv polirt 3-Tage-Schlagwerk, fein. Metallzifferblatt, ca. 45 Cm. hoch. M. 42.50.

Hierzu passende Console M. 10.75.

Nr. 978. Damen-Remontoir-Cylinder. Grav. 585/1000 Goldgeh. (Mittle feuillée), deutsch. Stempel, Springdeckel (Deckel über dem Zifferblatt), Metallcuvette, vergoldete Zeiger, 8 Steine. M. 78.50.

Nr. 320. Damen-Remontoir-Cylinder. Grav. 585/1000 Goldgehäuse, deutscher Stempel, Metallcuvette, vergoldete Zeiger, 6 Steine. M. 47.50.

Nr. 2819. Türkis-Brosche. M. 8.50.

Nr. 2176. Massiver Damenring mit 1 Perle. M. 12.75.

Nr. 2871. Massiver Herrenring mit Onyxstein. M. 20.50.

Nr. 2868. Türkis-Ohrschrauben in 14karat. massiv Gold-Einfassung. M. 8.75.

Nr. 229. Granat-Brosche-Medaillon. M. 16.50.

Nr. 2012. Amethyst-Armband. M. 10.50.

Nr. 1477. Granat-Kanne. M. 13.50.

Nr. 1568. Corallen-Kanne. M. 11.25.

Nr. 1566. Aufgereihtes Corallen-Armband, 1reihig M. 11.75, 2reihig M. 13.50, 3reihig M. 15.25.

Nr. 1569. Granat-Brosche. M. 6.25.

Nr. 1644. Corallen-Brosche. M. 11.50.

Nr. 1614. Granat-Glieder-Armband, engl. M. 27.75, mittel: M. 30.75, weit: M. 33.50.

Nr. 202. Remontoir-Cylinder. Polirtes Weissmetall-Gehäuse, Springdeckel (Deckel über d. Zifferblatt), Metallcuvette unter Deckel, vergoldete Zeiger, 4 Steine. M. 12.50.

Nr. 1590. Remontoir-Anker. Gewichtes 585/1000 Goldgehäuse, deutscher Stempel, Metallcuvette (innerer Deckel), vergold. Zeiger, 15 Steine. M. 60.50.

Nr. 1330. Simili-Brosche. M. 10.50.

Nr. 1336. Simili-Ohrringe. M. 7.50.

Nr. 1641. Halbmassiver Herrenring mit Simili-Diamant. M. 7.50.

Nr. 1399. Corallen-Ohrringe. M. 2.75.

Nr. 1324. Gold-double-Brosche, mit echten Perlen. M. 7.25.

Nr. 1339. Gold-double-Herren-Medaillon, mit vier Steinen. M. 7.50.

Nr. 1021. Amethyst-Brosche. M. 9.75.

Nr. 1042. Silber-Armband. M. 4.25.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Königl. Sächs. Hoflieferanten, LEIPZIG-PLAGWITZ.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Zu dieser Weihnachts-Nummer gehört die musikalische Sonderbeilage:
„Alles ein Hauch", Gedicht von Friedrich Rückert, in Musik gesetzt für eine Singstimme

Über Land und Meer.

Nº 12.

61. Band.
Einundsechzigster Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3.60.

Jakobs Weihnachten.

Eine Seeskizze

von

Max Lay.

Mit Originalzeichnungen von Theodor Weber.

(Schluß.)

„Von den Offizieren, die übrigens schon seit Wochen nur mit dem Revolver in der Faust an Deck kamen," fuhr Christian in seiner Erzählung fort, „war nun nur noch der Obersteuermann übrig. Der schickt den Nichtsnutz — den Bill — auf die Bramrahe,*) um das Segel wieder 'mal zu flicken — unser Schiff sah schon so liederlich aus wie ein Italiener — also der Bill setzt sich da oben zurecht und näht den Flicken aus Bosheit an eine Stelle, wo er gar nicht nötig war. Der Steuermann schreit ihm zu — es hilft nichts. Bill näht ruhig weiter. Da steigt der Offizier hinauf, und ich höre noch, wie sie sich herumstreiten — da schlägt Bill dem Offizier das Spleißeisen auf den Kopf, daß er rücklings auf das Deck herunterstürzt. Wie laufen hinzu und heben ihn auf. Er rührte aber kein Glied mehr. Ich sagte kein Wort; sie mußten mir aber wohl ansehen, wie ich über die Sache dachte, denn Bill, der eilig heruntergeklettert war, drohte mir mit dem Spleißeisen und schrie: ‚Du hast doch gesehen, Christian, daß er mich geschlagen hat und ausgeglitten ist?' Ich sagte gar nichts, drehte mich um und ging ins Logis. Nachher kamen sie und forderten, ich solle das Schiff an Land führen — denn von

*) Viertes Segel von unten



Die entscheidende Unterredung.

den Elenden verstand kein einziger ein Segel richtig zu setzen — und nun mußte ich mit in die Kajüte. In der Tischschublade fanden wir eine Schiefertafel, auf der die letzte ausgerechnete Höhe und Breite geschrieben stand. Nun wurde beratschlagt, der Wein ausgetrunken, den sie vorfanden, dann kam es zu einer Schlägerei, bei der auch der Reservekompaß und die Lampe in Stücke ging, und schließlich wurde beschlossen, daß wir direkt West steuern sollten, da wir so die afrikanische Küste nicht verfehlen konnten. Es war ein Glück für mich, daß sie niemand anders hatten, das Schiff zu führen, sonst hätten sie mich gewiß über Bord geworfen, weil ich ihnen zu still war. Gehorchen wollte aber doch keiner, aber jeder befehlen. Wir bummelten nun — glücklicherweise hatten wir gutes Wetter und schönen Passat — auf der See herum. Nach etwa vierzehn Tagen bekamen wir einen Segler in Sicht und steuerten hinter ihm her, bis wir Land in Sicht bekamen. Nun wollten die einen das Großboot aussetzen und das Schiff verlassen, die anderen aber die Bark erst näher an Land bringen. Wieder verging ein Tag, da wurden wir von einer englischen Korvette angerufen. Nun waren alle wie auf den Mund geschlagen; keiner hatte mehr den Mut, zur Flucht oder zu etwas anderem zu raten. Mit den Signalflaggen verstand natürlich auch keiner umzugehen, und weil das Kriegsschiff nun keine Antwort bekam, schickte es eine Schaluppe herüber, und zwölf Blaujacken mit Flinten stiegen an Bord. Wir wurden alle in Fesseln gelegt und das Schiff nach Port Natal geführt. Ich sagte natürlich, wie sich alles zugetragen, und das Schiffsjournal mußte meine Aussagen bestätigen. Von der sauberen Mannschaft sah ich niemand mehr. Ich wurde von unserem Konsul nach Hause geschickt."

Die auf die Erzählung folgende Stille wurde durch die Frage des jungen Matrosen, der sich durchaus nicht überzeugen lassen wollte, unterbrochen:

„Und Dein Kabautermann, Christian, was kann der dafür?"

„Hat er noch nicht recht gehabt — mit drei Toten? Wie viele von dem englischen Gesindel gehängt wurden, weiß ich ja nicht!"

Die nun über die verschiedenen Einzelheiten eröffnete Unterhaltung wurde durch den schrillen Klang der Schiffsglocke unterbrochen, die acht Glasen schlug, also die Erlaubnis zum Schlafengehen anzeigte.

Christian, dem man es ansah, daß er überzeugt war, daß er als Sieger aus dem Streit über Kabautermanns Sein oder Nichtsein hervorgegangen war, gab Jakob einen Wink. Der wickelte in stiller Ergebung einen dicken Shawl um seinen Hals und kletterte, seinem Vorgesetzten voran, seufzend die Stufen empor. Der abgelöste Matrose polterte eilfertig die Treppe hinunter und bald erlöschte das Licht im Logis. Auf dem Deck war es unheimlich einsam. Der Sturmwind heulte noch immer seine schaurigen Melodien, die von dem Rauschen der schwarzen See, auf der die leuchtenden Schaumkronen rastlos tanzten, begleitet wurden. Der Himmel hatte zwar seine Schleusen geschlossen, hing aber wie ein dunkler, dichter Sack über der flüssigen Welt. Nur in weiter Ferne bezeichneten einige blinkende Lichter den Strand und den Aufenthalt von Menschen, die außer Bereich der Wasserwüste in trockenem Bette schlafen konnten. Jakob fand nicht lange Zeit, seinen trüben Betrachtungen nachzuhängen, denn Christian, der nach allen Seiten in die Nacht hinausgeschnüffelt und einige sachgemäße Beobachtungen gemacht, schickte ihn nun in die Takelage hinauf, um die baumelnde Signallaterne wieder in Ordnung zu bringen. Dann gingen sie zusammen auf das Hinterdeck und Christian zeigte seinem kleinen Adjunkten, wie man an dem auf den Grund niedergelassenen Senklot erkennen könne, ob die Anker hielten und das Schiff auf seinem Platze verbliebe.

„So — hier hältst Du den Finger auf die Lotleine. Wenn das Schiff treibt und schleppt den Anker mit, fühlst du, wie sich die Leine spannt und mit dem Lot über den Boden zittert. Dann steht die Leine auch schräg — so lange sie senkrecht im Wasser steht, ist nichts zu fürchten!"

Jakob folgte aufmerksam den Lehren, war aber doch froh, als er die verklammten Hände wieder in die warmen Taschen seiner Jacke verbergen durfte. Nun gingen sie auf und nieder und Christian erzählte von früheren Seefahrten. War auch nicht alles buchstäblich wahr und lief so hin und wieder eine kleine Ungeheuerlichkeit mit unter, die selbst Jakob mit seiner kurzen Seererfahrung als solche erkannte — Seeleute sind in dieser Beziehung etwa ebenso wahrheitsliebend als die Jäger — so wagte er doch keine Einwendungen zu machen, denn er fühlte wohl die Ehre, die er genoß, wenn der alte Seebär, der sonst so hübsch grob werden konnte, sich herabließ, mit ihm Unterhaltung zu pflegen, die die langweilige Ankerwache abkürzte. Dann kam noch einmal der Steuermann an Deck und ermahnte Christian, nur genau auf das Wetter zu achten. Wenn aber das Schiff von Anker treiben sollte, hätte er sofort alle Mann an Deck zu rufen, um noch den zweiten Anker zu werfen.

Die beiden waren wieder allein in Wind und Wetter. Der Sturm steigerte allmälich, aber stetig seine Macht. Wie aus einem ungeheuren dunklen Höllenrachen brauste der Wind heran, trieb die See in ganzen Bergen vor sich her und schleuderte die Brigg auf und nieder, daß die Kette sich anspannte und erklang wie eine Violinsaite.

Die beiden Ankerwächter zogen die Schultern immer höher und liefen immer schneller auf und nieder, die durchdringende Kälte zu überwinden. Das immer stärker werdende Schwanken des Schiffes machte Christian schließlich unruhig. Er ging brummend zum Vorderteil und prüfte auch hier durch Handauflegen auf die Kette die Standhaftigkeit des Ankers. Die eisernen Ringe zitterten auf der dicken Holzwalze der Winde. Mit einem leisen Fluch eilte er nach hinten an das Lot; nun war kein Zweifel mehr, das Schiff trieb. Er warf noch einen Blick auf den erleuchteten Kompaß und eilte dann hinunter in die Schlafkammer der Offiziere.

„Steuermann — die Brigg treibt auf Land!"

„Dann poch schnell die Leute heraus!" gebot der Steuermann, noch ehe er seinen Schlafkasten verließ. Christian trabte ab und Jakob kletterte bald auf sein Geheiß hinunter ins Logis, zündete die Lampe an und schrie aus voller Lungenkraft:

„Reise, reise aus zum Ankerwerfen!" Dazu trommelte er mit den Fäusten auf den Tisch und mit den Füßen auf den Boden, so daß die Schläfer in ihren Kojen auffuhren. Hier kam ein verwirrter Kopf, dort ein Paar langer Beine in wollenen Strümpfen zum Vorschein. Mit der stillen, innerlichen Wut, die den Seemann erfaßt, wenn ihm des Schicksals Ungunst die ohnehin karg bemessenen Ruhestunden noch mehr verkürzt, fuhren die Leute in die Kleider.

Auf dem Vorderdeck wimmelte es von Leuten.

„Jakob — kriech 'mal unter die Back und sehe zu, ob die Kette klar läuft!" gebot der Steuermann, und der Kleine arbeitete sich auf allen vieren in den niedrigen Zwischenraum zwischen Back und Verdeck. Er befühlte die Kette von der Klüse (eiserne Hülse, die durch die Schiffswand führt) aus, mußte dann aber aus seinem Loch heraus melden, daß sie sich mehrfach verschlungen habe und nicht auseinander zu bringen sei. Auch der Zimmermann kroch in das Loch, man brachte Licht herbei, die Matrosen zogen die Kette mit ihren fünf Pfund schweren Gliedern nach hinten — es half nichts.

Der Kapitän hatte unterdessen das langsame Vorrücken des Schiffes beobachtet.

„Beilt euch," rief er nun, „wir treiben immer schneller!"

Der Steuermann erklärte ihm die Sachlage.

„Dann schäkelt die Kette ab und klart die Windungen!" ordnete der Kapitän an. „Ein Mann soll sie in der Klüse festklemmen, daß das Ende nicht ausläuft!"

Wieder krochen die Leute durcheinander, Jakob mußte aus seinem Loch heraus, und der Zimmermann fluchte, daß sein Hammer nicht zu finden sei. Wie durch eine glückliche Fügung kam dieser plötzlich zum Vorschein. Jakob war darüber gestolpert und schleppte das Gerät frohlockend herbei.

„Ja — wenn wir unsern Jakob nicht hätten!" lachte Christian mit einigem Galgenhumor und leuchtete dann dem Zimmermann mit der Laterne. Der hieb den beweglichen Bolzen aus einem Kettenglied und zog die durcheinander geratenen Glieder auseinander.

„Alles klar!" rief er und wollte sich daran machen, die Kettenteile wieder zusammenzufügen, da legte sich das Schiff vor einer heranrollenden schweren See so weit auf die Seite, daß die ganze Mannschaft samt der klirrenden Kette auf die andere Schiffsseite hinüberrutschte. Der Matrose, der mit einem Hebebaum das Kettenende in der Hülse festklemmte, glitt ebenfalls aus und die nun freie Kette schlüpfte hinaus und baumelte vor dem Bug an dem am Bramhalken hängenden Anker. Als die Leute sich fluchend und lachend aufgerafft und die Sachlage überschauten, wurde der Steuermann ernst und meldete es dem Kapitän.

„Immer besser — verdammt!" murmelte dieser. „Wir haben jetzt keine Zeit, die Kette einzufangen. Unterdessen treiben wir auf Strand!"

„Wenn wir die Takelage abwerfen, bringen wir das Schiff vielleicht zum Stehen!"

„Nein, nein — die Segel werden wir noch brauchen — wir müssen alle Kette dem andern Anker nachschicken, vielleicht hält er dann!"



Das rettende Boot.

Wieder war alles in emsigster Arbeit. Der Zimmermann war mit einem Matrosen hinunter in den Kettenraum gestiegen, aus beiden Ketten eine einzige zu machen. Dumpf klangen die schweren Hammerschläge und das Klirren der schweren Eisenteile herauf. Die beiden in Eisen gefaßten Löcher im Deck, durch welche die Ketten heraufführten, glühten von der inneren Beleuchtung wie die Augen eines Ungeheuers. Jakob mußte an Kladautermann denken. Es überlief ihn eiskalt trotz der schweren Arbeit, die ihm die Schweißtropfen aus der Stirn preßte. Er sah scheu auf den alten Christian; in der Dunkelheit war aber dessen Gesichtsausdruck nicht zu erkennen. Wie die Uebrigen glitt er wie ein Schatten hier- und dorthin. Mit nervigem Arm riß er die Kette in langen Buchten auf dem Deck entlang, mit heller Stimme zum gleichmäßig ruckweisen Anziehen aussingend.

Endlich war dem ungetreuen Anker alle Kette nachgesandt, die man zur Verfügung hatte. Aber die Wettergötter schienen es darauf abgesehen zu haben, den mit ihnen kämpfenden Menschlein zu zeigen, wer eigentlich Meister auf See sei. Heftige Böen, die Schnee und Regen auf das arbeitende Schiff entluden, fielen ein und ließen das Gebäude vom Kiel bis zu den Mastspitzen erzittern. Die Leute folgten willig den unablässig gegebenen Anordnungen des Kapitäns, der alles aufbot, die Katastrophe abzuwenden. Trotz alledem geriet das Schiff, das einige Zeit am Platze gehalten, wieder ins Treiben. Auf dem Deck wurde es zuletzt still. Die Matrosen liefen von Zeit zu Zeit zur Ankerwinde, um sich zu überzeugen, daß das Schiff seinem Verderben langsam entgegentrieb. Doch wagte keiner dem andern die Befürchtungen mitzuteilen. Sie horchten, wie Christian, der mit dem Handlot auf dem Hinterdeck stand, die wechselnde Wassertiefe, die oft beängstigend schnell abnahm, ausrief. Verstohlen wandten sich die Blicke immer wieder dem Lande zu, wo die Leuchtfeuer, die einzigen festen Punkte inmitten des aufgeregten Weltalls, immer deutlicher wurden.

„Zimmermann," sagte einer der Matrosen leise, „ich glaube, dort ist Brandung!"

„Du bist verrückt!" brummte der zur Antwort. „Nichts als Rollwogen!" Aber auch bei ihm war die eigene, nur zu wohl begründete Befürchtung der Vater der Grobheit.

Endlich kam der Steuermann nach vorn und gebot dem Koch, den Morgenkaffee zu bereiten. Seine Sicherheit und der zur Schau getragene Gleichmut wirkten auch günstig auf die Leute. Dahin zielten auch seine Anweisungen zu allerlei Aufräumungsarbeiten.

„Es muß doch noch nicht so schlimm sein," dachte Jakob bei sich, indem er das verwirrte nasse Tauwerk in Ringen zum Trocknen auf die Pfähle hing. Wozu sollte sonst noch die Arbeit dienen.

Kapitän Larsen ging eine Zeit lang mit schwerfälligen Schritten das Deck auf und ab. Dann gebot er dem Steuermann, das Sturmsegel am Bugspriet beisetzen zu lassen und kommandierte einen Mann ans Steuerruder. Aber auch dieser Versuch, Herr über die Bewegung des Schiffes zu werden, währte nur kurze Zeit. Kaum stand das dicke Tuch steif wie ein Brett voll Wind, da fing es an zu knistern und mit donnerndem Krach flog es auseinander. Die Fetzen peitschten im Winde und die Leute zogen die Reste wieder herunter. So verging mit nutzlosen Mühen die Nacht. Die Seeleute fühlten sich ermattet, und doch hatte keiner Lust, auszuruhen. Es war ja jedem klar, daß nur harte Arbeit Schiff und Leben retten konnte. — Der Kaffee war fertig. Einzeln gingen sie hinunter in das Logis und wärmten die erstarrten Hände an den blechernen Trinkgefäßen.

Ein fahler Schimmer verkündete den nahenden Weihnachtstag.

Hinter den rollenden Wogen zeigte sich eine feststehende dunkle Linie im Osten — das Land, wo vielleicht Rettung winkte. Aber dazwischen lag die brüllende Brandsee und der immer deutlicher hervortretende weiße Streifen der Brandung. Mit dem hereinbrechenden Morgen schien der Wind nachlassen zu wollen, doch die Lotung meldete wenig tröstlich fünf Faden.

„Es treibt nur noch langsam!" rief der Steuermann dem Kapitän entgegen, der eben aus der Kajüte kam, wo er emsig über seinen Karten studirt hatte.

Der frohe Ruf des Offiziers beruhigte den Führer keineswegs.

„Wir haben sogleich Stillwasser," sagte er finster; „dann kommt die Ebbe und nimmt uns das Wasser unter dem Kiel fort. Wir wollen Notsignal geben. Vielleicht bekommen wir einen Lotsen, der uns aus den verdammten Bänken herausbringt!"

„Hebet den Anker, Steuermann; wir müssen uns von der Bank wegbugsiren!"

Die Matrosen flogen an die Ankerwinde und schwangen die langen Hebel mit kräftiger Faust auf und nieder. Jakob stand tapfer auf seinem Posten und zog die aufgewundene Kette beiseite, wie es seines Amtes war. Die Winde ächzte und drehte sich mit hellem Klipplapp der eisernen Sperrbolzen, Glied für Glied von der Kette hereinziehend, aber der Wind erwachte in neuer Wut und warf die See wieder höher auf. Die Stöße auf den sandigen Grund vermehrten sich, unter dem sinkenden Schiffe hervortrieben Hölzer, die ihren Platz im Innern des Raumes verlassen. Der Boden war also eingestoßen, der Untergang gewiß, wenn nicht schleunige Hilfe kam. Der Steuermann lief nach hinten, weil er einen Ruf des Kapitäns nicht recht verstanden. Die Matrosen ließen unentschlossen einen Augenblick die Arme ruhen.

„Hier weg!" schrie der Zimmermann und schwang in wilder Energie den Hebel von neuem. Aber Christian trat einen Schritt hinweg, spie bedächtig aus und meinte:

„Das hilft jetzt alles nichts mehr. Laßt man stehen!"

Die Matrosen wurden nach hinten gerufen.

„Wir wollen das Großboot klar machen!" rief der Steuermann, der trotz der empfindlichen Kälte die warme Jacke abgeworfen, um freier arbeiten zu können. Es bedurfte keiner weiteren Anweisungen; jeder wußte, um was es sich handelte, und kannte seine Arbeit.

„Komm, Jakob," sagte Christian und kroch mit ihm hinunter ins Kabelgatt (Tau- und Gerätekammer), um große Flaschenzüge hervorzusuchen. Der kleine Bursche schien die todesdrohende Gefahr gar nicht so schwer aufzufassen. „Jetzt schnell und wieder an Deck, sonst gibt's nasse Füße, mein Junge!" mahnte der alte Seemann.

„Macht nichts, Christian!" entgegnete der Schiffsjunge, im Eifer schmausend. „Wo Ihr bleibt, bleibe ich auch!"

Christian mußte über die Entschlossenheit des Kleinen lachen.

„Laß nur, noch hat ja Kladautermann uns nicht bei dem Kragen. Wenn wir nur erst das Boot außenbords haben!"

Das Schiff hob sich noch einmal mit dem Hinterteil, stieß dann wieder, daß alles durcheinanderflog und saß fest auf dem Sande, ins Wasser getaucht bis an das Deck, das nun von den Wellen überspült wurde, die hier und da lose Hölzer mitnahmen und in die See wirbelten. Die Matrosen ließen sich das alles nicht anfechten. Durchnäßt bis auf die Haut warteten sie sich durch und entleerten das mitten auf dem Deck befestigte Großboot von allem Hinderlichen. Einige stiegen mit den Flaschenzügen auf den Rücken in die Wanten*) empor, ihr Tauwerk mit den Rollen, an denen das Boot über die Schiffsseite gehoben werden sollte, an den unteren Rahen zu befestigen.

Christian, der ebenfalls hinaufgestiegen, winkte plötzlich mit gellendem „Ohio!" nach dem Strande zu.

„Boot in Sicht!" schrie er hinunter. Helle Freude tönte aus seiner rauhen Stimme.

Vom Lande her schob sich ein breit gebautes Fahrzeug unter dem Druck von acht kräftig geschwungenen Riemen heran. Es wurde von den Wogen hochgehoben und wieder in die Tiefe geschleudert, aber bei jedem Auftauchen hatte es Weg gewonnen, und als es unter dem Winde an das



Am Strande.

Der kleine Messingkoller, der sonst nur zum Staat auf dem Hinterdeck glänzte, wurde geladen. In langsamer Folge donnerten die Schüsse über die See. Bald wurden sie vom Lande aus durch Feuerzeichen erwidert. Die Leute atmeten auf — sie schienen doch nicht von aller Welt verlassen. Larsen ließ die Hauptsegel so weit lösen, daß sie im Notfall schnell beigesetzt werden konnten, und teilte dann durch ein aus einer Anzahl farbiger Flaggen zusammengesetztes Signal denen am Lande seine Lage mit. Der immer weiter voranschreitende Morgen mit seinem trüben Licht zeigte eine gelblich mißfarbene See, die in kurzen, krausen Wellen überschlug. Die Leute standen an den Schiffspumpen und arbeiteten sich warm. Das schwere, heftige Auf- und Niederstampfen hatte den Boden des Rumpfes leck geschlagen, so daß die Brigg bereits zwei Fuß Wasser im Raum hatte. Christian wollte eben wieder die Tiefe messen, da erschütterte ein furchtbarer Stoß die Brigg, so daß selbst die Leute von den Pumpen hinweg zu Boden gerissen wurden. Gleichzeitig ergoß sich eine Woge, aus Wasser und Sand gemischt, über das Deck.

„Auf Strand!" schrie Christian, der von der Brüstung bis an den Großmast geflogen war.

Der Kapitän raffte sich auf und sandte die Leute nach vorn.

*) Strickleitern.

gestrandete Schiff heranschwenkte, warf man ihm ein Tau zu. Es bedurfte keiner langen Verständigung. Die Leute sprangen auf ein Wort des Kapitäns noch einmal ins Logis hinunter, das mit dem Vorderteil noch ziemlich über Wasser lag. Doch rauschte es unter dem Fußboden schon bedenklich. Ein jeder warf einen Haufen Kleider, was er gerade in der Eile erwischte, in seinen Zeugsack und sprang wieder an Deck. Die geretteten Habseligkeiten flogen ins Boot und wurden von den Strandleuten unter die Bänke geschoben.

„Nun denn vorwärts — über Bord!“ Das war das letzte Kommando des Kapitäns. In seinem wettergebräunten Antlitz zuckte es, seine Zähne knirschten. Er warf noch einen letzten prüfenden Blick über das Schiff, das er jahrelang geschickt und glücklich geführt. Aber es half nichts. Er mußte es hier, ein Wrack, in der tobenden Strandsee seinem bereits entschiedenen Schicksal überlassen. Mit einem dumpfen Aechzen schwang er sich als letzter über die Brüstung ins Boot.

„Allez!“ kommandirte der Mann am Steuer, das Boot setzte ab, die Riemen klatschten ins Wasser.

Ein freundlich kameradschaftliches Lächeln glitt über die dunklen Gesichter der braven Fischersleute, als sie eifrig dem Lande zu arbeiteten. War es ihnen doch gelungen, die verunglückten Brüder eines nahe verwandten Berufes zu „holen“. Aber die Unterhaltung war spärlich. Der Bootsführer allein that die gewohnten Fragen nach Woher und Wohin des Schiffes. Seeleute lieben es überhaupt nicht, sich mit Fremden in langer Rede und Gegenrede aufzuhalten. Die Hauptsachen lagen ja auch jedem klar und verständlich vor Augen. Ein wrackes Schiff spricht eine deutliche Sprache.

So schossen sie durch die Brandung auf den Strand, wo hundert bereit waren, das Boot gänzlich aus dem Bereich der Wellen zu ziehen. In langem Zuge ging es hinauf in das Fischerdorf, dessen spitzer Kirchturm über die Dünen guckte. In dem einfachen Wirtshaus war die Mannschaft wieder versammelt, sich selbst überlassen, denn es war ja Weihnachtsmorgen und die Fischer mußten sich zum Besuche des Gotteshauses rüsten. In der großen Wirtsstube mit der ungeheuren Schenke saßen die Schiffbrüchigen in trockenen, warmen Kleidern an dem langen Tische, mit matten Augen und abgespannten Mienen. Nachdem sie den ersten brennenden Durst gestillt, ließen sie den dampfenden Glühwein, den ihnen die behäbige Wirtin freigebig gespendet, fast unberührt. Einige hatten den Kopf auf den Tisch gelegt und waren in bleiernen Schlaf versunken. Die übrigen starrten schweigend vor sich hin. Es hatte wohl niemand Lust, den Streit von gestern abend um Klabautermann wieder aufzunehmen, und Christian, der mit seiner unheimlichen



Jakobs Weihnachtsmorgen.



Prinzessin Alexandra von Griechenland und Großfürst Paul von Rußland.



Herzog Friedrich von Mecklenburg in seiner Bildergalerie. Gemälde von Henry Ziwers.

Prophezeiung nun doch recht behalten hatte, saß mit steifem Nacken und unbeweglichem Antlitz in einer Ecke und schnitt sich mit größter Seelenruhe eine Pfeife voll Kautabak zurecht, den er in der hohlen Hand sorgfältig zerrieb. Mit seinen zwinkernden grauen Augen spähte er in der Stube umher, als müsse er sich jede Einzelheit genau einprägen. Daß er erst vor wenigen Stunden einem nassen Tod entronnen, schien seine in Wind und Wetter hart gewordene Natur kaum noch zu berühren.

Etwas abseits an einem runden eisernen Tisch saß Kapitän Larsen, den energisch geschnittenen Kopf mit dem kurzen Haupthaar in die breite rötlichbraune Hand gestützt, und starrte grübelnd auf den mit frischem Sand bestreuten Fußboden. Dachte er daran, daß ein großer Haufen desselben Materials, das in einzelnen Körnern unter seinen Sohlen knirschte, sein mühsam erspartes Vermögen zerschlagen und verschlungen? Eine große schwarze Katze verließ langsam ihren warmen Ruheplatz am Kaminherd, auf dem ein helles Feuer unter dem aufgehängten Kessel flackerte und geheimnisvoll knisterte. Das Tier schlich an den Kapitän heran und rieb seinen gekrümmten Rücken an dem Bein des Mannes, der nun seine Hand in das weiche Fell sinken ließ, als wollte er danken für das Zeichen von Mitgefühl, das ihm die vernunftlose Kreatur zutrug.

Die Wirtin trat, zum Kirchgang gerüstet, noch einmal in die Stube, um sich zu überzeugen, daß niemand ihrer bedürfe. Still hinausgehend, zog sie das große Wolltuch über die breitrandige normannische Haube zusammen, denn draußen heulte noch immer der Sturm und trieb Regen und Schnee vermischt gegen die angelaufenen Fensterscheiben.

Auf der Bank in der Fensternische saß Jakob in eine Jacke gehüllt, die ihm um das Doppelte zu groß war. Er hatte die Aermel weit herumgeschlagen, um die Hände herausstrecken zu können. Die Wucht der Ereignisse, die ihn und seine Genossen an den fremden Strand geschleudert, lag schwer auf seinem Gemüte, so daß er sich kaum auf die sich überstürzenden Einzelheiten besinnen konnte. In dumpfe Lethargie versenkt, beobachtete er trübsinnig die Leute, die in Gruppen die Straße aufwärts stiegen zu der kleinen Kirche, wo es soeben zum Gottesdienst läutete. Er bemerkte noch, wie der Kapitän ebenfalls vors Haus trat, einen Blick nach der Strandtee hinüberwarf, die aus dickem, mißfarbenem Nebel heranrollte, und wie er dann langsam der Kirche zuschritt. Der feierlich klagende Ton lullte den armen Jungen ein. Den Kopf an das Fensterbrett gelehnt, entschlief er und träumte, wie er, ins elterliche Haus zurückgekehrt, von Eltern und Geschwistern unter dem strahlenden Christbaum jubelnd empfangen wurde und wie die kleine Schwester mit einem großen Lebkuchen in der Hand an ihn herantrat, um ihn zu fragen, ob er endlich den längst versprochenen Affen über See mitgebracht habe.

Ein fürstliches Brautpaar.

(Hierzu die Beilage Seite 268.)

Bei der letzten Anwesenheit des Großfürsten Paul von Rußland in Athen fand dessen Verlobung mit der Tochter des Königs von Griechenland, Prinzessin Alexandra, statt. Wie man aus Athen schreibt, war dies Ereignis für das griechische Volk keine Ueberraschung. Man hatte dasselbe schon seit längerer Zeit herannahen gesehen, begrüßte aber deshalb die Nachricht vom endgiltigen Abschluß der Verlobung mit nicht minder lebhafter Freude. Die Prinzessin Alexandra genießt in Griechenland einer ungemein großen Beliebtheit. Ihre hervorragende Schönheit und Klugheit sowie ihre liebenswürdige Natur entzücken einen jeden, der Gelegenheit hat, sie zu sehen, mit ihr zu verkehren. Der Großfürst Paul wurde gleich beim ersten Zusammentreffen von ihrem anziehenden Wesen gefesselt. Oefters Begegnungen in Athen und letzten Sommer auch in Petersburg gaben dem hohen Paar Gelegenheit, sich näher kennen zu lernen, und diese Gelegenheit wurde, wie der Erfolg beweist, im erfreulichsten Sinne ausgenützt. Die Braut des Großfürsten gilt als der erklärte Liebling der ganzen königlichen Familie. Bei einem zur Feier der Verlobung veranstalteten Feste sprach sich eine Hydeame gegenüber dem griechischen Thronfolger, dem Prinzen Konstantin, begeistert über die Herzensgüte und den Liebreiz der Prinzessin aus, worauf der Prinz zur Antwort gab: „Ja, Sie haben vollkommen recht, und eben darum fällt es uns so schwer, uns an den Gedanken zu gewöhnen, daß dieser Stern bald für uns nicht mehr leuchten wird". Ebenso denkt die ganze Gesellschaft von Athen und das gesamte griechische Volk, was selbstverständlich nicht ausschließt, daß es dem neuen Paare des kaiserlich russischen und königlich griechischen Hauses die wärmsten Sympathien entgegenbringt. Wenn man übrigens dem Gerücht Glauben schenken darf, so beabsichtigt das fürstliche Paar nach der Vermählung ausdrücklich den Winter in Athen zu verbringen. Der Großfürst Paul soll lächelnd geäußert haben, daß er sich ebenso sehr als Grieche wie als Russe betrachte und in Athen ein Palais zu bauen gedenke.

Prinzessin Alexandra ist die älteste Tochter des Königs von Griechenland; sie ist am 30. August 1870 geboren und demnach zehn Jahre jünger als der Großfürst Paul, der am 21. September 1860 geboren wurde.

Wiener Dezembertage.

Von

Armin Friedmann.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Es ist sehr schön, mehrfacher Millionär zu sein. Die es nicht sind, können oft in die Lage, es zu bedauern, besonders aber jetzt in Wien. Aus Anlaß des Kaiserjubiläums konnten die vom Geschick Meistbegünstigten den hochherzigen Absichten des Monarchen Folge leisten und ihren patriotischen Gefühlen durch mildthätige oder gemeinnützige Stiftungen in einer Weise Ausdruck verleihen, die ihren Herzen und Brieftaschen gleiche Ehre machte. Den anderen ward nur die Rolle des bewundernden Chorus zu teil, wenn die Reichen einander überboten. Wer nicht zumindest hunderttausend Gulden für ideenarme Lustspieldichter oder einen ähnlichen Betrag für mittellose Tenoristen gespendet, hat kaum mehr ein Anrecht, zur guten Gesellschaft zu zählen. Den Statistikern von Beruf sei es überlassen, die Summen zu gruppiren, welche aus Anlaß des Thronjubiläums auf dem Altar der Nächstenliebe niedergelegt wurden. Wir sind nicht in der Lage, sie auch nur annähernd zu beziffern, vermuten aber, daß sie wohl hinreichend gewesen wären, die Schulden aller Staatlerleoisiziere Europas zu tilgen. Die Kapitalisten, mit den niederen Prozentsätzen des internationalen Geldmarktes unzufrieden, scheinen sich plötzlich aufs Wohltun geworfen zu haben, welches ja bekanntlich auch Zinsen trägt. Und wer nicht gestiftet hat, der hat zumindest — gedichtet. Eine wahre Hochflut von meist recht wässeriger Poesie umbrandete das altehrwürdige Haus Oesterreich.

In hunderte verstimmter Leiern griffen sie und sangen. Man hätte Warnungstafeln in der Nähe der Kaiserburg errichten sollen mit der ergänzten Inschrift: „Wanderdichter, Schutzmannsfahren und — Dichten ist hier bei strenger Ahndung untersagt."

Und wer nicht dichtete und nicht schenkte, der erzählte Anekdoten. Wer keine in der Erinnerung bewahrte, ging ohne Langes Ueberlegen unter die Erfinder. Sehr bezeichnend ist indes, daß in allen diesen Geschichten die Gestalt des Kaisers immer die gleich leutselige, schlichte und herzgewinnende bleibt!

Eine wurdige Kaiserfeier beging jeder Besucher der Ausstellung im Landhause, wo die Wiener numismatische Gesellschaft, eine rührige, wissenschaftliche Vereinigung, die von 1848 bis 1888 geprägten Münzen und Medaillen übersichtlich zur Schau stellte.

Ehe man die Treppe hinanstieg, sah man links und rechts vom Eingang je einen steinernen Arm aus der Mauer ragen und drauend dem ahnungslosen Besucher ein blechernes Schwert hinhalten, worunter die Warnung zu lesen.

„Der Röm. Kay. Maj. unsers allergnädigsten Landsfürsten Ernstliche Meinung und Befelch ist daß sich Niemand Werdem auch sein mag unterstehe in oder vor diesem betragten Landhauß die Wöhr zu blössen, oder Balgen oder zuschlagen noch zu Rumoren (rumoren?). Welche aber feuerentlich dawider handelne daß dieselben Verbrechen an Leib und Leben nach Ungnaden gestraft werden sollen. Actum in 1571 Jahr."

Wir nehmen uns natürlich sogleich vor, die Wehr nicht zu blößen, nicht zuzuschlagen und auch nicht zu balgen — sondern steigen wohlgemut die paar Stufen zu unserer Jubiläumsausstellung hinan.

Diese geprägte Geschichte gewährt ein deutliches Bild der letzten vier Jahrzehnte. Man kann die allmählichen Veränderungen der jugendlichen Züge des ältergewordenen Herrschers verfolgen, bis sie so aussehen, wie heute alle Welt sie kennt. Alle wichtigen und unwichtigen Regierungsakte, alle ernsten und frohen Familienereignisse sind durch Denkmünzen verewigt. Die Festschriften im Stempelschmuck und in der Prägung sind unterschiedlich.

Aber auch allerlei Porträtmedaillen wurden zugelassen, welche auf das Jubiläum nicht unmittelbar anspielen, sondern nur als hervorragende zeitgemäße Kunstleistungen das Interesse in Anspruch nehmen. Dadurch wurde eine sonst unvermeidliche Einförmigkeit glücklich umgangen. Die Leistungen der beiden Medailleure Scharff und Tautenhayn sind von hohem künstlerischem Wert. Gewiß werden in hundert Jahren oder vielleicht noch früher die Sichler nach diesen Kunstwerken eifrig fahnden und sich überglücklich schätzen, wenn sie etwa Meister Scharffs Prinz Luitpold von Bayern, Tauens Streitl, das große Schwerlingsmedaillon oder die prachtige Rathausmedaille in ihren Besitz gebracht haben. Doch auch diejenigen, welche Tautenhayns Alexander III. von Rußland, Dumba, Hutjing, Erzherzogin Valerie ergattern, werden beneidet sein, obwohl sie ihre Eigentumsrechte gewiß gut werden bezahlen müssen. — Als ein von aller Welt übersehenes Kuriosum sei eine Gravenreithmedaille von Neudek erwähnt, welche das Innere des Domes von Antwerpen darstellt. Die außerordentlich schwierige Aufgabe, im kleinsten Raume komplizirte Architektur perspektivisch en relief darzustellen, erscheint bewältigt.

Von diesen Werken der Kleinkunst, deren Durchmesser oft nur wenige Centimeter beträgt, wollen wir zu einem räumlich etwas ausgedehnteren übergehen, nämlich zu der neuesten Schlacht, die der polnische Maler der Polen, Jan Matejko, auf einer Riesenleinwand siegreich geschlagen. „Kościuszko bei Maciawice" heißt das Bild, das er uns von Krakau nach Wien herübergesendet. Diesesmal hat sich der Künstler aus dem mystischen Dunkel der den großen, nichtslavischen Publikum fremden Abschnitte seiner vaterländischen Geschichte herausgewagt und sich ein Kapitel zur Illustration aufgeschlagen, das uns näher steht.

Die Schlacht ist zu Ende, und die letzten feindlichen Abteilungen fliehen rechts in die Tiefe gegen Radawiec zu. Der Held des Tages, Głowacki, ist von seinen Krakauer Sensenmännern, sämmtigen Gestalten, halb Bauern, halb Krieger, umringt. Enthusiastisch begrüßen sie Kościuszko, der aus der Tiefe des Waldes hervorreitet und, für die stürmische Huldigung ergriffen dankend, sein Haupt entblößt. Neben dem Heros reitet einer seiner Mitfeldherren. Links stößt ein einziger Gegner das Schwert in die Scheide zum Zeichen der Ausöhnung. Auf derselben Seite werden die Gefangenen eskortirt, und in die Mitte vorn sind ein paar Männer hingestellt, ungemein charakteristisch in Typus und Haltung, begeistert vom erhebenden historischen Moment, mit blitzenden Augen und gerbteten Wangen. Dieselbe Begeisterung flammt auf dem Antlitz des Schwerverwundeten, der seine Todesschmerzen und den tröstenden Priester vergißt, der vor ihm kniet. Tote und Sterbende liegen in halbschatten. An den Kanonen im Mittelgrunde lehnt einer, der das Geschehene überstimmt. Mützen fliegen hoch auf in die Luft. Ein Mann dengelt seinen krummen Säbel gleich einer Sense mit einem Wetzstein. Der Föhrenwald schließt die Hälfte der Szene. Rechts hebt ein tiefdunkler Himmel ex, voll schwerer roter und gelber Wolken. Abendbeleuchtung.

Aufs neue hat Matejko die alten weltbekannten Vorzüge bewährt und die alten Fehler fallen lassen. Die Zeichnung ist von energischer, kraftvoller Korrektheit, die Charakteristik groß und kühn, ganz im Sinne der echten Historie gehalten. Das lebhafte Kolorit erscheint gleichwohl etwas schwer. Anstatt des entsetzlichen Gewieres und unkomponirten Gedränges auf früheren Matejkoschen Stücken, wo man gar oft zu suchen hatte, wenn eigentlich dieser Fuß oder jener Arm zugehörte, haben wir hier eine weise erwogene Raumverteilung vor uns. Der leider sehr kurzsichtige Meister, welcher, wie man spricht, nur mit schärfsten und mehreren Gläsern bewaffnet arbeiten soll, verlor nur zu leicht die große Uebersicht seiner Anordnung. Und der Feldherr muß doch die Massen überschauen, die er ins Treffen setzt! Diesmal hat er sie gesehen! Die Details sind virtuos gemalt: die Kanonenrohre, Stahlklingen und Eisenringe glänzen und spiegeln im Abendrot; Sammet, Leder und Seide — wer wollte sie besser wiedergeben? Selbst das im gelben Kalksand verschwindende Blutgerinsel scheint nach der Natur studirt zu sein.

Im Saale nebenan hat Viktor Tilgner, unser Angelo unter den Bildhauern, sein Projekt zur Umgestaltung des Rathausplatzes, welches er im Auftrag eines kunstsinnigen Industriellen entwarf, ausgestellt. Eine überragende Rolle ist darin der Plastik zugefallen. In die Mitte des großen Platzes will Tilgner ein von Säulen getragenes schlankes Kuppeldach in barocken Formen haben, unter dasselbe ein ideales Reiterdenkmal, der Ruhm oder die Unsterblichkeit oder die Seelengröße oder sonst was Gutes. Vier Springbrunnenbassins sollen das Denkmal flankiren, außerdem noch etliche Obelisken mit Viktorien. Dann sollen noch links und rechts riesige Monumentalbrunnen mit edelgeäder Marmorverkleidung zu stehen kommen, ferner Arkaden, Balustraden — Herr, was willst du mehr? Schade, daß wir so wenig überflüssige Millionen haben! Das Projekt zeigt dieselbe große Phantasie wie Tilgners vor zwei Jahren entworfener Umgestaltungsplan des Schwarzenbergplatzes und wird wahrscheinlich so lange Projekt bleiben wie jener, nämlich immer. In das Stilgemenge des Rathausplatzes mit dem gotischen Rathaus, dem hellenischen Parlament, der italienischen Renaissance der Universität und der modernen des Burgtheaters wurde das einzige noch fehlende Element, die Barocke, getragen werden. Es ist doch eigentlich ganz gut, daß wir gar so wenig überflüssiges Kleingeld haben!

Burgtheater! Oben steht es, das Wort, es ist heraus. Wir können nicht mehr hinweg über das jüngste Schmerzenskind des ewig unzufriedenen Wienertums. Sie wollen nicht

Digitized by Google

durch die Wüste. Sie verlangen, daß man sie schleunigst auf dem kürzesten Weg in das gelobte Land führe; sie sehnen sich sogar nach Aegypten zurück. So unglaublich als wahr! Schön und stolz ragt das Haus auf, wie kein zweites — aber — hören wir sie ein wenig an, die Klagen. Der bemerkt, daß man im vierten Rang dreizehnte Reihe nicht so gut höre und sehe wie in der ersten des Parket! Sehr richtig. Auch die Logenbesucherinnen sind unzufrieden, weil der helle Fond spezielle Toiletten gebieterisch fordert. Und geben — horribile dictu! — keine siebenzehn Personen in eine Loge. Also zu klein! Die Akustik ist auch nichts wert, weil diejenigen Künstler, welche nicht im Besitz einer feineren Sprechtechnik sind oder nasal und undeutlich sprechen, nicht recht verstehbar sind. Unnachsichtlich deckt das neue Haus die Fehler einer mangelhaften Redetechnik auf. Sehr merkwürdig und sehr unangenehm. Daß man ein Repertoire von einigen hundert großen Stücken nicht kurzweg auf einen Karren laden und von einem Bühnenboden auf den andern übertragen kann, will niemand begreifen, findet alle Welt merkwürdig. Auch das Maschinenwesen wird vielfach bekrittelt, weil es in seiner Handhabung den Arbeitern noch nicht recht geläufig ist. Obwohl bis heute noch kein einziger störender Zwischenfall zu verzeichnen ist, findet jedermann das Ganze ungenügend. Einigen zieht es sogar — die vielen Notthüren! — und sie fordern beinahe, daß man ihnen gleich ein neues Haus baue! Man lasse doch dem armen Burgtheater ein klein wenig Zeit, gewöhne sich an das Neue und behellige es nicht mit mißgünstiger, schwächlicher Nörgelei. Der fehlende Lesesaal, die ungenügenden Bibliotheksräume kümmern ja doch uns Publikum als solches noch nicht. Wer wollte sich indiskret und ungefragt mit seinem Rat in die internen Familienangelegenheiten des Bühnenorganismus drängen! Dr. Förster ist sich wohl Manns genug, aufzuräumen und Ordnung zu schaffen, wo es not thut.

Bis jetzt hat er „Romeo und Julia“ neu inscenirt. Schon die Scene verriet des Meisters sichere, führende Hand. Mit feinfühligem Takte, fern jeder aufdringlichen Regie, die den Schauspieler bevormundet, kam das Dichterwerk zur vollen Geltung. — Sonnenthal spielte als Nachfolger Meixners den Gdorer im „Pelikan“. Ein viel weicherer Gelehrter. Dieselben Worte — aber eine ganz andere Gestalt.

In der Oper gab es bis jetzt zwei Neuinscenirungen und eine kleine Novität. Flotows „Stradella“ wurde ganz so aufgenommen, wie man in der guten Gesellschaft unbedeutende Kinder liebenswürdiger Schwestern aufzunehmen pflegt. Man sagte ihm allerlei Angenehmes über seine Schwester „Martha“. Lortzings melodienreicher „Wildschütz“ wirkte wie eine Novität, bestrickend in seiner schlichten Unverwüstlichkeit. Das jüngste Mitglied der Wiener Oper, Fräulein Renard, deren Abgang von der Berliner Oper dort so lebhaft bedauert wird, feierte in der Rolle der Baronin einen wohlverdienten Triumph. Stimme, Gestalt und Spiel vereinigen sich zu der liebenswürdigsten Gesamtwirkung. Armes Berlin! Keine Renard mehr, keine Beeth . . .

Das kleine einaktige Ballettchen: „Die Puppenfee“, selbst merkwürdigerweise den größten Erfolg der Oper in diesem Jahre. Die Fürstin Pauline Metternich hat das herzige, kleine Ding ersonnen und in der aristokratischen Dilettantenvorstellung im Palais Liechtenstein zur Aufführung gebracht. Es hat somit eine ähnliche Vorgeschichte wie die vielfeiertigen „Wiener Walzer“. Für die Bedürfnisse der Großen Oper wurde die „Puppenfee“ natürlich erweitert und prächtig ausgestattet. Es ist nun ein Ballet für Kinder und solche, die es werden wollen. Man spannt es vor die ältesten Opern, und siehe! es hilft ihnen auf die Beine. Neu ist die Idee eben nicht. Die „Nürnberger Puppe“, „Coppelia“, weiland die „Prinzessin von Trapezunt“, alle behandeln sie das alte, das gleiche Motiv. Aber in diesem Ballet des Steifen, Hölzernen, Eckigen und Ungraziösen wird es zur höchsten Potenz erhoben. Tiefer Sinn liegt wohl keiner in diesem hübschen Spiel. Wer wollte auch so unvernünftig sein, hier Vernunft zu suchen? Ist es denn nicht genug, wenn man am Schlusse von all der Tollheit alle Lebenden für mechanische Kunstwerke mit Rädern und Glasaugen hält! Und die Musik? Ja freilich, es wird auch welche gemacht. Sie ist ansprechend, leichtflüssig und so wenig aufdringlich, daß man sie kaum merkt.

Und doch zieht das Publikum derartiges den modernen italienischen Tanzpoemen entschieden vor, die, mit großem Raffinement entworfen, den dekorativen Luxus auf die Spitze treiben und von der Maschinerie Unerhörtes fordern. So hat seinerzeit die Ausstattung von „Excelsior“ mit der entsetzlichen Tam-Tam-Musik Unsummen verschlungen, die auf einer andern Seite durch höhere Rollen hereingebracht werden mußten. Die lehrhafte Tendenz noch dazu! „Excelsior“ voll Moral, mit einiger Kulturgeschichte versetzt, und „Amor“, der freilich die Grenzen Italiens noch nicht überschritten, gar Philosophie lallen!

Vielleicht dient noch einmal die „Kritik der reinen Vernunft“ einem Balletdichter zum willkommenen Kanavas. Wir freuen uns aufrichtig, die Kategorien zu je zweien reizende Pas de deux ausführen, die Antinomien der Rechtsbegriffe sich auf die Fußspitzen stellen zu sehen und schließlich den großen Aufmarsch der transcendentalen Ideen zu bewundern!

Herzog Friedrich von Mecklenburg in seiner Bildergalerie.

(Siehe das Bild Seite [illegible].)

Herzog Friedrich von Mecklenburg war ein musterhafter Landesvater. Er sorgte väterlich für das Wohl seiner Unterthanen, für Handel und Gewerbe seines Landes, für gemeinnützige Anstalten und vernachlässigte auch die Kunst nicht. Um sich ihrer zu freuen, legte er eine stattliche Gemäldegalerie im herzoglichen Schlosse an und hielt einen eigenen Galeriedirektor, von welchem er sich von Zeit zu Zeit einen Vortrag halten und etwa auch ein neuerworbenes Bild auf einer Staffelei vor Augen führen ließ.

Eines Tages stellte ihm der Galeriedirektor eine neu gekaufte Landschaft auf die Staffelei. Was war das? Der Herzog wurde blaß und rot, neigte sich vor, befahl dem Pagen die Rouleaux aufzuziehen, damit grelleres Licht auf das Bild falle und schaute und schaute und schaute — —

Die Landschaft war wirklich gar nicht so außerordentlich. Der Direktor erklärte ziemlich monoton:

„Ein sehr schöner Sonnenuntergang, Serenissime. Und ein Schloß. Und Jasminbüsche. Und ein Reiter im roten Rock verschwindet auf einem Braunen in der Ferne . . .“

Ach, der Herzog kannte das Ganze so wohl, daß ihm das Herz pochte; fast zum Zerspringen. Es war, weiß Gott, es war dasselbe Abendlicht, derselbe verschwiegene Parkgang, dasselbe Schloß, es waren dieselben schwül duftenden Büsche und derselbe Reiter wie einst — wie einst!

„Wer, wer hat das gemalt?“ fragte er endlich.

„Eine Malerin, Durchlaucht; sie heißt Frau Merwick.“

„Wo lebt sie?“

„In Rostock drinnen, durchlauchtigster Herr. Sie verlangt überall, daß man ihr Bilder abkaufe; sie soll nach dem Tode ihres wüsten Mannes in großer Not sein. Ich that es aus Erbarmen, denn ihre meisten Bilder hat sie flüchtig gemalt, um rasch Geld zu verdienen. Dieser Sonnenuntergang war das einzige, das ich würdig hielt, in unsere Galerie aufgenommen zu werden.“

Wenige Tage später erschien zu vorgeschriebener Abendstunde in der ärmlichen Wohnung der alternden Malerin ein Mann in einfacher, dunkler Kleidung. Sie schaute ihn lange an und zitterte heftig. Sie hatte ihn erkannt, als er noch immer stumm in dem abgehärmten Antlitz nach den Zügen des Mädchens suchte, das er einst geliebt.

„So viele Jahre sind vergangen, seit wir uns nicht gesehen,“ sagte er bewegt.

Sie hatte sich aufgerafft und sprach es ihm leise, fast tonlos, nach: „So viele Jahre.“

„Ich habe Ihr Bild ‚Sonnenuntergang‘ gesehen, und es hat mich sehr glücklich gemacht. Denn ich sah daraus, daß Sie mich geliebt haben.“

„Ich?“ entgegnete sie, sich stolz aufrichtend. „Wer sagt das? Ich habe nur meinen Gatten geliebt und bin sehr glücklich mit ihm gewesen. Und jetzt liebe ich nur meinen Sohn.“

„Sie haben mich geliebt,“ sagte er bewegt. „Leugnen Sie nicht; Sie haben es gethan. Jahre sind darüber hingegangen, lange Jahre des Kummers und der Entsagung; und wer es vermag, durch alle diese Jahre hindurch vom kleinsten Umstand jenes letzten Abends festzuhalten, mit den ganzen Farben der Sehnsucht im Herzen zu bewahren, der hat geliebt. Auf Ihrem Bilde verglüht dasselbe Licht wie an jenem Abende des Abschieds, jenes flammende Licht wie schmerzliche Liebe — ich sehe dieselben Büsche mit dem weißen, duftenden Jasmin, dieselbe Wolke, die damals durch den Himmel schwand, die zerbrochene Statue selbst — alles! Das war der Abend, wo ich Ihnen mein ganzes Herz bot und Sie es zurückstießen — und heute weiß ich's, Sie haben mich doch geliebt.“

„Ihr ganzes Herz boten Sie mir, Durchlaucht; es war dem armen Försterskinde aber zu wenig. Ich hatte einen greisen Vater und sah an jedem Abend der frommen Mutter in die Augen, die mich beten gelehrt. Hätt' ich das an einem Abend nicht mehr thun können, es wäre ihr Tod, eine Schmach für mich, eine Reue für Sie gewesen. Ich bin heut ein altes, abgehärmtes Geschöpf, und drum kann ich's sagen: der Himmel weiß, was es mich damals doch gekostet hat, diesen Abschied zu nehmen. Ich kann kurz sein über mein Leben. Ich heiratete den Maler Hans Merwick, dessen Schülerin ich schon damals gewesen. Ueber meine Ehe will ich nicht sprechen; sie war von Kampf und Qual erfüllt, und als mein Gatte starb, blieb ich mit dem Kinde in Not und Entbehrung zurück. Aber da Sie jenes Bild gesehen haben: nun ja, die alte, lebensmüde Frau hier, sie hat Sie in der Jugend geliebt, so heiß, wie ein junges, unberührtes Mädchenherz nur zu lieben vermag, und das Andenken an dieses Glück und diesen Schmerz meines Lebens hat in mir fortgelebt, all diese düsteren Jahre hindurch.“ Sie schaute ihn dabei aus feuchten Augen traurig an.

„Das macht mich noch heute glücklich,“ sagte er bewegt. „Der Gedanke, Sie hätten mich damals wirklich nicht geliebt, hat lange als Schatten in meinem Leben gelegen.“ Und nun ergriff er ihre Hände. „Was kann ich für Sie thun, Frau Merwick?“

„Für mich? Nichts. Für meinen Sohn alles. Er ist meine einzige Lebenshoffnung, und ich habe nicht die Mittel, daß er studire.“

„Er ist mein Pflegling; ich werde treu für ihn sorgen. Aber für Sie — was kann ich für Sie thun?“

„Was könnten Sie mir geben, das mir mehr wäre als das Bewußtsein, ein solches Herz einst mein genannt zu haben?“

Damit schieden sie. Der „Sonnenuntergang“ der Malerin Katharine Merwick hängt noch heute in der alten Schloßgalerie; ein unscheinbares, ganz unbedeutendes Bild, das wohl noch nie die Aufmerksamkeit irgend eines Besuchers erregt hat.

S.

Johann Heinrich Dannecker

und das ihm errichtete Denkmal.

Der Glanzpunkt von Stuttgart ist sein Schloßplatz. Kaum hat der ankommende Fremde den geräumigen Bahnhof verlassen, so empfängt ihn dieser weite, prächtige Platz mit seinen monumentalen Bauwerken, seinen reizenden Gartenanlagen und seinem Ausblick auf die freundlichen Rebenhügel, von denen die schwäbische Residenz umschlossen ist. Stolz und doch zugleich anmutig und wohnlich grüßt jenseits der Kastanienallee das königliche Schloß mit seinen in gewaltiger Hufeisenform angeordneten, einen stattlichen Hof umschließenden drei Flügeln herüber, von Herzog Karl, dem vielgenannten Gründer der Karlsschule, erbaut und später mit der über seinem Mittelbau sich erhebenden kolossalen Königskrone geschmückt. Ihm gegenüber ragt der Königsbau mit seinen hochstrebenden Säulenhallen empor, vom letztverstorbenen König Wilhelm ins Leben gerufen und von Oberbaurat Dr. von Leins, dem erfindungsreichen Schöpfer einer ansehnlichen Reihe hervorragender Stuttgarter Bauwerke, ausgeführt. An diesem Prachtbau vorüber führt nach beiden Seiten hin die lange Flucht der großstädtisch angelegten Königsstraße. Neben dem Königsschloß erschließt sich nach der einen Seite der Ausblick auf das ehrwürdige alte Schloß, das mit seinen gedrungenen runden Ecktürmen wie ein Stück gepanzerten Mittelalters in die leichtgeschürzte Neuzeit hineinragt, während nach der andern Seite hin das mit dem neuen Schloß lose zusammenhängende Hoftheater und ein kleines, niedriges Bauwesen, das Café Bechtel, oder, wie es nach seinem vorigen Pächter im Volksmunde noch immer vorzugsweise genannt wird, Café Marquardt, den Schloßplatz abschließt. Diesem wenigst ansehnlichen unter allen hier sichtbar werdenden Gebäuden gebührt gleichwohl bei unserer heutigen Umschau ein Ehrenplatz, denn es ist das vormalige Künstlerheim Johann Heinrich Danneckers, des berühmten Bildhauers, dessen Denkmal sich nunmehr an der gegenüberliegenden Seite des Schloßplatzes erhebt.

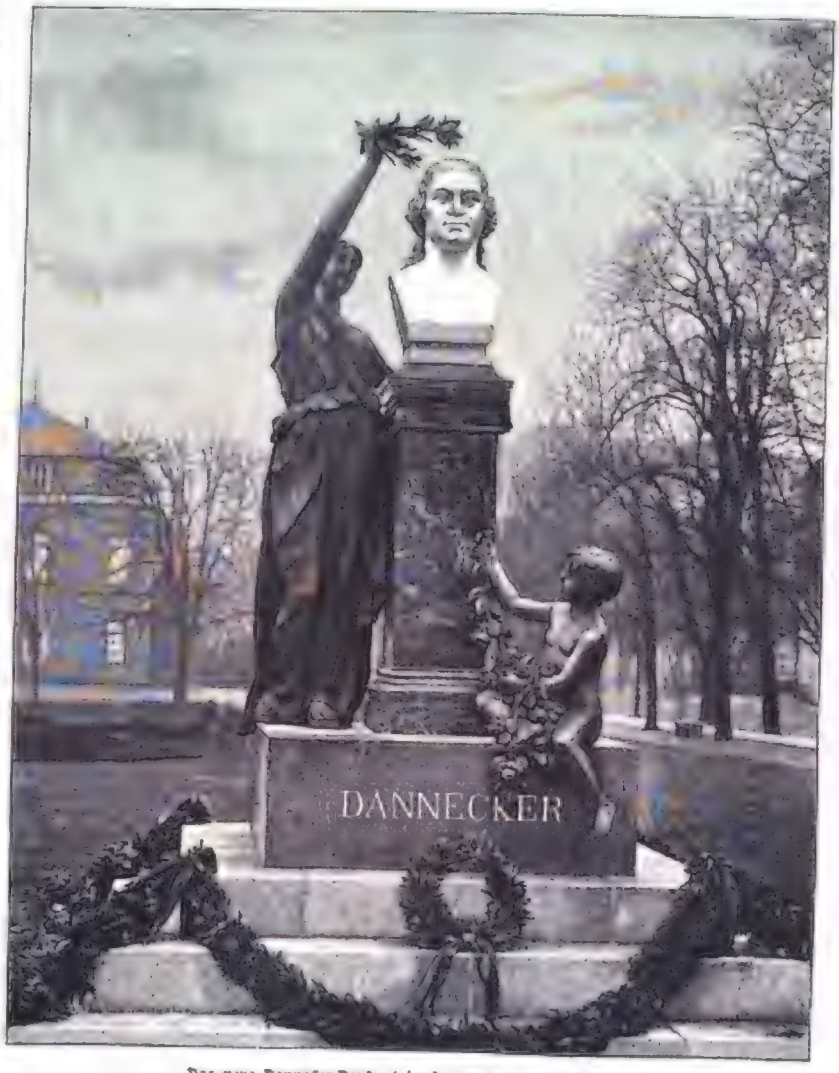
Die Entstehungsgeschichte dieses Monuments hat Prinz Hermann zu Sachsen-Weimar als Präsident des Vereins zur Förderung der Kunst bei der jüngst begangenen Enthüllungsfeier in folgende beredte Worte gefaßt:

„Unweit der Stätte, an welcher unser unvergeßlicher Dannecker lebte und wohl die Mehrzahl seiner herrlichen Werke schuf, erblicken wir, nachdem die Hülle des Denkmals gefallen sein wird, das von talentvoller Hand und mit feinem Geschmack gefertigte, ihm geweihte würdige Denkmal. Der Tribut der Anerkennung und der Verehrung, welchen wir dem großen Meister unseres Heimatlandes längst schon schuldeten, ist — ich darf es ohne Ueberhebung sagen — somit hauptsächlich durch die Bemühungen des Vereins zur Förderung der Kunst abgetragen. Unser warmer Dank und unsere aufrichtigen Lobsprüche gebühren dem trefflichen Künstler Herrn Curfeß, der dieses wohlgelungene Werk entworfen und so kunstvoll ausgeführt hat. Seine Majestät unser gnädigster König und hoher Protektor, der ja so gerne die Kunst auf allen Gebieten fördert, erleichterte in hervorragender Weise das Erreichen unseres Zieles, indem Allerhöchstderselbe uns diesen schönen, so geeigneten Platz auf das entgegenkommendste überließ. Unser Königlicher Protektor war unserem Wunsche, Dannecker ein würdiges Zeichen der Erinnerung in der Hauptstadt seiner Heimat zu errichten, von Anfang ganz sympathisch, nicht nur weil Seine Majestät ein Verehrer der künstlerischen Schöpfungen Danneckers ist, sondern weil auch die ehrwürdige Gestalt des damals im Greisenalter stehenden Meisters mit den weißen wallenden Locken zu den lieben Jugenderinnerungen Seiner Majestät gehört. Dank ferner gebührt den Verwandten und Verehrern von Dannecker, sowie auch den Mitgliedern unseres Vereins, welche uns bei dieser Veranlassung so thatkräftig unterstützten. Möchte dieses Kunstwerk für alle Zeiten eine Zierde unserer lieben Stadt Stuttgart und eine Augenweide für deren kunstsinnige Bewohner bleiben!“

Als nach diesen weihevoll tönenden Worten die Hülle des Denkmals langsam herabsank, zeigte sich zuerst die marmorne Kolossalbüste des Meisters, für welche Curfeß die von Dannecker eigenhändig modellierte Büste, die sich im Besitz seiner Familie befindet, zum Vorbild genommen. Der schlanke Sockel von rötlichem, grau und weiß geäderten Marmor ruht auf einem fein geschliffenen Quader aus dunkelgrauem Fichtelgebirgs-Syenit, welcher die beiden um den Sockel gruppierten Bronzefiguren trägt und selbst von drei Stufen aus hellgrauem Granit getragen wird. Auf dem Quader prangt in goldenen Lettern der Name DANNECKER. Die in anderthalbfacher Lebensgröße ausgeführte jugendliche Muse, die den Meister mit einem goldenen Lorbeerkranze schmückt, und der an den Stufen des Denkmals ruhende, zu ihm emporblickende Knabe, der dem Gefeierten ein reiches Blumengewinde darbeut, sind nach dem Curfeßschen Modell von der Firma Gladenbeck in Berlin in Erz gegossen und dunkel patiniert. So zeigt das Ganze eine Vielfarbigkeit, die, als an monumentalen Werken ungewohnt, manchen Bedenken begegnet. Ihnen gegenüber darf geltend gemacht werden, daß die verschiedenen, vornehm gedämpft erscheinenden

Ton des Sockelhaus und der patinirten Bronzefiguren sehr fein zu einander stimmen, und daß der weiße Marmor der Büste sowie die starke Vergoldung des Lorbeerkranzes, die jetzt noch etwas grell aus der harmonisch getönten Gesamtheit herausleuchten, durch die Einflüsse des Wetters binnen nicht allzu langer Zeit hinlänglich gedämpft erscheinen werden. Um von Anfang an eine noch vollendetere Harmonie der Farbenabstufungen zu erzielen, hätte Curtius vielleicht gut daran gethan, dem carrarischen Marmor eine leichte warme Abtönung zu geben, wie Reinhold Begas und andere sie neuerdings mit Vorliebe anwenden. Auch hätte es der Wirkung nicht schaden können, wenn die unbekleideten Teile durch einen ganz leisen Hauch im Feuer ausgeführter Vergoldung um eine zarte Nuance heller und wärmer erscheinen würden als die Gewandungen; wie dies Rudolf Siemering bei verschiedenen seiner monumentalen Erzbilder mit gutem Erfolg angeordnet. Indes auch so ist die Wirkung in günstigen Beleuchtungsmomenten eine ganz gefällige, und so stände das Monument, das nicht stundenweise unter minder günstiger Beleuchtung empfindlich litte! Namentlich im Freien kann man ja den für plastische Werke so wichtigen Lichtgang wie in der Werke regeln, daß er zu jeder Tageszeit von gleich erwünschter Wirkung wäre.

Die Bedeutung Danneckers selbst bedarf kaum mehr eines besondern Hinweises. War er es doch, der gleichzeitig mit dem Berliner Gottfried Schadow und im teilweisen Zusammenwirken mit seinem italienischen Freunde Canova als Vorläufer einer Christian Rauch und Peter Cornelius die plastische Kunst von der Herrschaft der verkünstelten französischen Verschnörkelung zu treuem Naturstudium, zur klassischen Einfachheit und Ruhe diezentrirt zurückgeführt. Am 16. Oktober 1758 in Stuttgart (laut Kirchenbuch) geboren, war er nur um ein Jahr älter als Schiller, mit dem er sich während der gemeinsamen Studienzeit auf der Karlsschule befreundete und von dem wir ohne seine mustergiltige im Jahr 1793 nach dem Leben modellirte Büste kein authentisches Bild aus der Zeit seiner dichterischen Reife besitzen würden. Besser als irgendwelche Worte predigen den unvergänglichen Ruhm unseres Meisters jene Werke aus der Höhezeit seiner schöpferischen Kraft, von denen wir zwei unseren Lesern im Bilde vor Augen stellen. Es ist die weltberühmte Ariadne auf dem Panther, das Besitztum der viel darum beneideten Familie Metzmann in Frankfurt a. M., und die prächtige Nymphengruppe aus dem Stuttgarter Schloßgarten. Ein reizender Gedanke ist es, wie die Nymphe des Wochengrundes die schwesterliche Quellnymphe zum Dank für das ihr freundlich gespendete Lebenselement mit einem Vergißmeinnichtkranze schmückt, und liebenswürdig wie diese feinsinnige Idee ist auch die formvollendete, in allen Teilen der Natur abgelauschte Ausführung. Nach Danneckers Modell von seinem technisch gewandten Schüler Distelbarth in Sandstein gehauen, ist diese reizende Gruppe, wie Professor Dr. Wintterlin in seiner meisterhaften Festrede zur Enthüllungsfeier mit Recht betonte, kaum noch der Verwandlung in Marmor wert. — Einem andern Danneckerschen Werke, seiner anmutigen Brunnennymphe, die lächelnd aus ihrem Kruge das frische Quellwasser niedersendet, ist eine solche Erneuerung durch den begabten Bildhauer Theod. Bausch in Stuttgart, dank der Freigebigkeit des Gemeinderats der Stadt, soeben zu teil geworden. Ob auch die Gruppe der beiden Nymphen sich jemals einer solch würdigen Neugestaltung erfreuen wird? Wer weiß, was die verjüngte Verehrung für den alten Meister noch erzielen mag! **Otto Bulle.**



Das neue Dannecker-Denkmal in Stuttgart von Ernst Curtius.

Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Brandseph in Stuttgart.



Ariadne von J. H. Dannecker.



Nymphengruppe von J. H. Dannecker.

Phot. von Brandseph in Stuttgart



Die Porta Westfalica. Originalzeichnung von A. Schlüter.

Jonel Fortunat.

Ein Roman aus Rumänien

von

Marco Brociner.

(Fortsetzung.)

Fortunat hatte sich am Fenster niedergelassen, den Kopf auf die Lehne des Stuhles gestützt und blickte düster sinnend vor sich. Und wie er so dasaß und sann und sann, tauchten die alten Bilder der Vergangenheit licht und klar in seiner Seele empor, so licht und klar, als wenn alles erst gestern gewesen.

Es war an einem kalten Februarabend. Dichte Schneeflocken wirbelten durch die Luft. Elegante Schlitten flogen durch die Hauptstraße von Jassy. Er saß in einem behaglich durchwärmten und von einer rosigen Ampel beleuchteten Salon auf einem Tabouret zu Füßen seiner Braut. Acht Tage nur trennten ihn von der Hochzeit. Er hielt ihre kleine, weiße Hand in der seinen und flüsterte ihr Liebesworte zu. Dann und wann strich sie ihm die Haare aus der Stirne und küßte ihn auf die Augen. Aber die Küsse ließen ihn kalt, und die schönen Worte, die er ihr zuflüsterte, kamen ihm nicht vom Herzen. Er hatte dies noch nie so sehr empfunden als an diesem Abend, da er sich allein mit seiner Braut in dem stillen Salon befand und die Frage sich ihm aufdrängte, ob er mit dem Mädchen, das sich ihm so hingebungsvoll anschmiegte, glücklich sein werde. Fräulein Notara schien seine Frage erraten zu haben. Denn als zwölf hellklingende Schläge der schwarzen Marmoruhr, die auf einem Marmortischchen neben dem Fenster stand, die Stille unterbrachen und er sich zum Abschied erhob, schaute sie ihm tief in die Augen und fragte leise:

„Hast Du mich wirklich lieb, Tica?“ Es lag ein so rührend flehentlicher Ausdruck in ihren Augen, daß er nichts darauf zu erwidern vermochte, nicht einmal ein seichtes, banales Wort!

„Sieh Tica,“ fuhr sie dringend fort, „es gibt schlechte Leute, die einem armen Mädchen keine glückliche Stunde gönnen, und die reden allerlei! Man hat uns gesagt, daß Du mich nur deshalb heiratest, weil Du Dein Vermögen im Kartenspiel durchgebracht hast, weil Du durch mich, durch den Einfluß meines Vaters, Carrière machen willst. Ich glaube dies alles nicht. Und doch, ein Tropfen Gift ist in meinem Herzen zurückgeblieben und der raubt mir die Ruhe. Sag mir, Tica, daß alles, was die Leute über Dich reden, Lug und Trug ist, sag es bloß, und ich glaube es Dir aufs Wort.“

Er sagte nichts, aber er zog sie an seine Brust und flüsterte ihr zu: „Du liebes Närrchen!“

Dann verließ er sie. Er wanderte sinnend durch die nächtlich stillen Straßen. Es war ihm so schwer ums Herz. Die schlechten Leute hatten so unrecht nicht. In wenigen Monaten hatte er den größten Teil seines Vermögens durchgebracht. Er hatte den Boden unter seinen Füßen wanken fühlen, und der Gedanke, daß er bald nicht mehr in der Lage sein werde, sein Leben in gewohnter Weise weiter zu führen, war ihm oft mit vernichtender Klarheit entgegen getreten. Und er war sechsunddreißig Jahre alt, er sehnte sich nach einem traulichen Heim. Seine Eltern waren vor Jahren gestorben, seine einzige Schwester hatte voriges Jahr eine Krankheit jäh weggerafft, er stand allein, mutterseelenallein auf der Welt. Und oft überkam ihn ein Ekel, wenn er daran dachte, wie zwecklos er die schönsten Jahre seines Lebens vergeude, wenn er sah, wie neben ihm andere rüstig strebten.

„Sie müssen heiraten,“ hatte ihm Frau Faluza gesagt, als er ihr eines Tages sein Leid klagte. Und sie fand eine Braut für ihn. So wurde er verlobt. Und nun stand die Hochzeit bevor, noch acht Tage, und er war für sein ganzes Leben an ein Weib gefesselt, das gut, klug, schön, alle möglichen Tugenden hatte, aber ihn gleichwohl kalt ließ. Er würde heiraten und ein ernster Mann werden. Ein ernster Mann! Er würde ein Politiker werden wie die anderen auch, Reden in der Kammer halten, Geschäfte machen, viel Geld verdienen und allabendlich philisterhaft bei seinem jungen Weibchen zubringen, dem er seine Stellung, sein Vermögen, alles, alles zu verdanken hätte. Dieser Gedanke schnitt ihm tief ins Herz. Konnte er nicht aus eigener Kraft sich emporringen? Keinem Weibe, nur sich selbst alles schulden? Warum nicht!? War er nicht in der Vollkraft der Jahre? Hatte er nicht ebensoviel Wissen und Talente als jene sogenannten Patrioten, deren Namen die Menge achtungsvoll nannte? Heiraten? An ein Weib sich ketten, das kein tiefes Gefühl in ihm zu erwecken vermochte? Sein freies Junggesellenleben aufgeben und dafür nichts eintauschen als die gegen alle Angriffe seinerseits wohlverwahrte Mitgift seiner Frau und einen Schwiegerpapa, der stets wie ein leibhaftiger Vorwurf vor ihm stehen würde, daß er selbst es habe zu nichts bringen können? Nie und nimmermehr! Er schüttelte unwillig das Haupt, als wollte er unsichtbare Ketten abschütteln. Allerhand abenteuerliche Gedanken stürmten durch sein Gehirn, während er ziellos durch die Straßen rannte. Plötzlich schlugen Musikklänge an sein Ohr. Er blickte um sich. Er befand sich in einer abgelegenen Straße, in welcher aber trotz der späten Nachtstunde ein buntes Treiben herrschte. Fast alle Häuser waren beleuchtet. Vermummte Gestalten eilten hin und her. Da erinnerte er sich, daß heute das jüdische Purimfest gefeiert wurde und daß er für diesen Abend zu einem Ball bei einem jüdischen Bankier geladen war. Er schritt weiter und befand sich bald darauf vor einem einstöckigen, erleuchteten Hause, vor welchem zahlreiche Gaffer standen. Er öffnete die Haustür, stieg eine teppichbelegte Treppe empor in den ersten Stock, trat in einen Vorsaal, wo ein Diener ihm seines Pelzes entkleidete, und stand bald darauf in einem glänzend erleuchteten Saale, durch welchen eine bunte, zumeist aus Masken bestehende Gesellschaft wogte und schwirrte. Man hatte sein Kommen nicht bemerkt. Er trat in eine Fensternische und schaute dem Treiben zu.

Plötzlich trat lautlose Stille ein. Die Blicke aller richteten sich gegen den Eingang des Saales, in welchem zwei seltsame Gestalten erschienen. Neben einem kleinen, schwarzlockigen, maskirten Juden, auf dessen Haupt eine rote Schalenkappe saß und der unter dem rechten Arm eine Fiedel hielt, stand ein königliches Weib mit einer ramsamnetzen Prunkrobe und einem bis zu den Knöcheln reichenden blauen Kleide. Das Gesicht war mit einer schwarzseidenen Larve verhüllt, aus der zwei flammende Augen hervorblitzten. Eine weiße Rose prangte in ihrem blauschwarzen Haar.

„Guten Abend die Herrschaften!“ sagte der kleine Jude, sich nach allen Seiten verneigend. Dann riß er mit einer schnellen Bewegung die Maske vom Gesicht. Ein schallendes Gelächter folgte.

„Zilibi Pfantir!“ rief man von allen Seiten. „Zilibi Pfantir mit seiner Schwester Rachele.“

„Wenn alle Welt heute verrückt ist, warum soll ich es nicht sein?“ lachte Zilibi Pfantir. „Rachele,“ wendete er sich sodann zu seiner Schwester, „Du brauchst Dich Deines Gesichtes nicht zu schämen. Jede dieser Damen,“ fügte er dreist hinzu, „würde tausend goldene Dukaten geben, wenn sie so ein Gesicht wie Du hätte!“

„Demaskiren!“ riefen mehrere junge Männer.

Aber Rachele stand unbewegt da, die glühenden Blicke auf Fortunat gerichtet.

Da trat der Hausherr — ein kleiner, magerer Jude — mit einem schwarzen Frack vor, verneigte sich mit einem komischen Ernst vor ihr, hob sich auf die Fußspitzen und nestelte die Larve vom Gesicht des Mädchens los.

Einen Augenblick herrschte Stille im Saale, alles stand unter dem Zauberbanne dieses klassisch schönen, marmorbleichen Gesichtes, dann wurden Rufe der Bewunderung laut, am meisten aber lärmte der kleine, magere Hausherr, er klatschte mit den Händen und seine kleinen dunklen Augen verschlangen das herrliche Mädchen.

Auf einen Wink des Hausherrn begann die auf einer Estrade in einem Winkel des Saales postirte Zigeunerkapelle einen Walzer zu spielen. Der kleine Hausherr wollte den Arm um Racheles Taille schlingen.

Sie wich einen Schritt zurück. Und plötzlich stand Fortunat vor ihr. Einen Augenblick schauten sich beide stumm und mit ernsten, seltsamen Ernste in die Augen. Dann flogen sie im Saale dahin.

Hernach folgte Tanz auf Tanz, und das ausdauerndste und unzertrennlichste Tänzerpaar waren Fortunat und das schöne Judenmädchen.

Die Damen begannen zu zischeln, die Herren steckten die Köpfe zusammen. Aber Fortunat kehrte sich nicht daran, er war wie berauscht, seine Augen blitzten und ein übersprudelnder Uebermut hatte sich seines ganzen Wesens bemächtigt. Der Morgen graute, als die letzten Klänge der Musik verhallten. Der größte Teil der Gäste hatte sich bereits entfernt, als Fortunat mit Rachele am Arm den Saal verließ. Im Vorsaal hüllte er sie in seinen eigenen Pelz und führte sie die Treppe hinab. Er hob sie in einen Schlitten, der vor dem Hause stand, weckte den auf dem Bock eingeschlafenen Kutscher und befahl ihm, geradeaus zu fahren.

„Wo ist mein Bruder?“ fragte sie, wie aus einem Traume erwachend.

„Zilibi Pfantir schaut tief versunken dem Kartenspiel zu,“ entgegnete er lustig, „ich entführte Sie.“

Er stieg in den Schlitten, gab dem Kutscher ein Zeichen und bald darauf flog das Gefährt dahin.

Die Fahrt dauerte nur wenige Minuten. Der Schlitten hielt vor einem kleinen Häuschen. Rachele legte den Pelz ab und überreichte ihn ihrem Begleiter. Sie hatten während der Fahrt kein einziges Wort gewechselt.

„Wann kann ich Sie wieder sehen?“ fragte er.

„Wann Sie wollen.“

Da trat er nahe an sie heran, nahm ihr Köpfchen zwischen beide Hände und flüsterte ihr zu: „Rachele, ich bin nicht betrunken, ich weiß, was ich sage, höre: Es ist über Nacht wie ein Wunder über mich gekommen, aber alle Wunder geschehen ja im Nu. Ich habe Dich lieb, unendlich lieb, Rachele, hörst Du?“

Dann neigte er sich zu ihr und küßte sie auf den Mund, einmal und dann wieder und immer wilder und leidenschaftlicher, als wollte er ihre Seele schlürfen. Das war eine selige Nacht und selige Küsse, die noch jetzt, nach vielen Jahren, sein Herz mit einem heißen Schauer füllten.

Fortunat erhob sich. Die Erinnerung an jene Nacht, die so bedeutungsvoll für sein Leben werden sollte, hatte ihn tief erregt. Er wanderte eine Weile im Zimmer auf und ab. Dann blieb er wieder vor dem Fenster stehen und schaute zu dem märchenhaft stillen Park hinab, um den das Mondlicht einen glitzernden Schleier gewoben. Die aufgeschreckten Bilder der Vergangenheit ließen ihn nicht mehr los. Jener Nacht waren glückliche Tage gefolgt. Die Leidenschaft zum schönen Judenmädchen hatte ihn mit einer solch unbändigen Gewalt überkommen, daß er ihr alles opferte. Er flüchtete sich mit ihr auf sein Gut an der russischen Grenze. In trunkener Selbstvergessenheit verflossen ihm daselbst Wochen, Monate. Aber aus dieser Reihe herrlicher Tage ragte leuchtend jener Tag hervor, da ihm seine Rachele einen Knaben schenkte. Das Vatergefühl war ihm wie junger Wein berauschend zu Kopfe gestiegen, er konnte stundenlang stehen und an dem Anblick seines Kindes sich weiden, das so ganz das Ebenbild der Mutter war.

Da trat eines Morgens ein kleiner, staubbedeckter Jude vor ihn, es war Racheles Bruder, der Spaßmacher Zilibi Pfantir.

„Ich habe Euch lange gesucht, Herr,“ sagte er mit bebender Stimme, und die kleine Gestalt reckte sich und die kleinen Aeuglein des Juden flammten wild, „ich habe Euch lange gesucht, denn ich habe Euch ein ernstes Wort zu sagen. Ich bin ein armer, ehrlicher Jude, und meine Schwester war ein armes, ehrliches Mädchen. Ihr habt ihr den Kopf zerrüttet. Ihr habt es dahin gebracht, daß sie eine Dirne geworden ist. Es gibt nur ein Mittel, um Euren Frevel gut zu machen: werdet Jude und heiratet meine Schwester; wollt Ihr?“

Fortunat hatte ob dieser unsinnigen Rede aufgelacht.

„Ich verstehe Euer Lachen,“ sagte tonlos Zilibi, und dann wendete er sich zu seiner Schwester: „Komm mit mir, wir wollen in ein fernes Land ziehen, wo man Deine Schande nicht kennt. Nimm Dein Kind mit Dir, ich werde für euch beide sorgen.“

„Hinaus!“ schrie Fortunat auf, und seine Reitpeitsche sauste durch die Luft auf Zilibis Schulter nieder.

Rachele fiel Fortunat weinend in den Arm. Der kleine Jude war totenbleich geworden. Er sprach anfangs unverständliche Worte, aber plötzlich begann

es aus seinem Munde zu strömen — es war ein gräßlicher Fluch gegen das arme Weib, ein Fluch, bei dem Fortunat die Haare sich sträubten. Und dann verließ er sie. Seit dieser Stunde hatte sich in sein Verhältnis zu Rachele etwas Fremdes eingeschoben, das ihm jeden Genuß verkümmerte. Sie war immer noch das liebende, hingebungsvolle Weib, aber aus ihren Augen sprach ein dumpfes Weh, das ihn mit bangen Ahnungen füllte. Er verließ das kleine Gut an der russischen Grenze, wo er so glückliche Stunden verlebt, und übersiedelte nach Banesti. Dort, in der Nähe der Stadt, hoffte er, daß der schwere Bann von ihr weichen, daß sie wieder aufblühen und die schreckliche Scene vergessen werde. Seine Hoffnung schien sich zu verwirklichen. Aber an einem Abend — es war ein schöner, mondheller Herbstabend wie heute — da stürzte Alere atemlos und bleich und mit weit aufgerissenen Augen zu ihm und stammelte: „Rachele!“ Eine schreckliche Ahnung durchschauerte ihn, er flog in ihre Stube und da lag sie am Diwan mit verzerrten Zügen, seinen Revolver in der krampfhaft geschlossenen Rechten, und aus ihrer rechten Schläfe rannen Blutstropfen auf das weiße Polster. Auf dem Boden lag ein Watt Papier, darauf standen die wenigen Worte:

„Mein Leben ist verwirkt, sorge für unser Kind.“

Wie ein Keulenschlag hatte ihn die gräßliche Selbstvernichtung des schönen, leidenschaftlich geliebten Weibes getroffen, und ihm war, als müsse er die Waffe aus der Hand der geliebten Toten reißen und sie gegen seine eigene Schläfe richten. Aber da erinnerte er sich an sein Kind. Sein Leben gehörte nicht mehr ihm, er mußte es dem armen Wesen weihen, das unschuldigerweise seine eigene Mutter in den Tod getrieben. Dieser Gedanke hielt ihn inmitten seiner Schmerzen aufrecht. Tags darauf betete er seine geliebte Rachele in den kühlen Rasen im Park. Er hatte den schönsten Ort für sie ausgesucht. Dann übergab er sein Kind der Pflege der Madame Faluza und verließ das Land. Einige Jahre trieb er sich in der Fremde herum, mit der stillen, unauslöschbaren Liebe zur Heimat und zu seinem Kinde tief im Herzen. Und dann war er heimgekehrt, ein stiller Sonderling, der vom Leben für sich nichts mehr verlangte und nur den einen Wunsch hegte, seinen Jonel zu einem tüchtigen Manne heranreifen zu sehen. Und nun sah er seinen ganzen Lebensplan zerstört und in seinem Herzen eine Leidenschaft emporwachsen, die ihn bald mit Grauen, bald wieder mit schwellendem Entzücken und einem seligen Jubelgefühl erfüllte. War es ihm wirklich gegönnt, in seinem Leben noch ein anderes Glück zu empfinden als das der Liebe für seinen Sohn? Er konnte diesen Gedanken nicht fassen, und doch drängte es ihn mit einer elementaren Gewalt, dieses Glück zu erhaschen, zu den Füßen der Madame Belota sich zu stürzen, ihr die Hände zu küssen und ihr zu gestehen, wie tief und gewaltig er sie liebe.

„Mein süßes Weib.“ Er hatte diese Worte gesprochen und erschrak vor seiner eigenen Stimme. Und doch lag in diesen drei Worten ein so beseligender Zauber, daß er sie immer wieder und wieder wiederholen mußte. Er ließ sich auf den Lehnstuhl nieder, stützte das Haupt auf die Lehne und schloß die Augen, um seinen Träumen besser nachhängen zu können.

Da fühlte er sich plötzlich umschlungen. Es war Jonel.

„Wir erwarten Dich unten seit einer Stunde zum Nachtmahl, Papa,“ sagte der Knabe.

Fortunat küßte seinen Sohn auf die Stirne. „Ich war beschäftigt,“ sagte er verwirrt. Dann erhob er sich.

„Was meinst Du, Jonel, möchtest Du nicht Frau Belen zur Mutter haben?“

Fortunat fühlte, wie des Knaben Hand in der seinen zitterte. „Du willst Madame Belota heiraten?“

„Vielleicht — sehnst Du Dich nicht nach einer Mutter?“

„Ich weiß nicht,“ sagte Jonel ausweichend, „aber das Töchterchen der Madame habe ich sehr lieb, ich könnte eine Schwester nicht lieber haben.“

„Das mußt Du der Madame Belota selbst sagen und zwar gleich morgen. Morgen vormittag werden wir Madame Belota einen Besuch abstatten.“

III.

Madame Belota hatte mit ihrem Gatten in einer zwölfjährigen Ehe gelebt, die man zwar keine glückliche, aber auch keine unglückliche nennen konnte. Als sie ihren Mann heiratete, war er fast dreimal so alt als sie, abgelebt und kränklich. Man hatte sich darüber anfangs ein wenig gewundert, dann aber gefunden, daß Fräulein Notara eine überaus praktische Natur war. Ein Mädchen von weichem und schwärmerischem Gemüt, das der Bräutigam acht Tage vor der Hochzeit verlassen hätte, wäre vor Kummer und Scham vergangen, würde gelegt und gesammert und für längere Zeit aus der Gesellschaft sich zurückgezogen haben, um dem unerquicklichen Gerede der Leute, den verletzenden Mitleidsbezeugungen der einen, den zudringlichen Tröstungen der anderen zu entfliehen. Fräulein Notara klagte nicht, jammerte nicht, sie schien den Schlag leicht und schnell verwunden zu haben und überraschte alle Welt durch ihre bald darauf erfolgte Verlobung mit Herrn Belota, der zwar, wie gesagt, alt und kränklich, aber auch sehr reich und sehr angesehen war.

„Es wird kein Jahr vergehen,“ so hieß es allgemein, „und Fräulein Notara wird eine hübsche, reiche, lebenslustige Witwe sein.“

Herr Belota aber that jenen, welche seinen Tod prognostizirten und darauf spekulirten, nicht den Gefallen, zu sterben.

Im Gegenteil! Ein Jahr nach seiner Hochzeit ward er glücklicher Vater eines reizenden Mädchens und lebte dann noch volle elf Jahre.

Es war allerdings ein tranriges Dasein, das sich fast immer in der Krankenstube abspann.

Und so fehlte es denn auch nicht an guten Seelen, welche Madame Belota herzlich bedauerten, nebenbei aber auch ein Gefühl mitleidigen Behagens darüber durchklingen ließen, daß der einzige Sprößling dieser seltsamen Ehe an beiden Füßen gelähmt war. Aber Madame Belota schien keines Mitleides, keines Trostes bedürftig.

Sie führte ein großes Haus, gab glänzende Bälle, bei denen sie in der liebenswürdigsten Weise die Honneurs machte, und verdunkelte alle ihre lieben Freundinnen durch ihre ebenso teuren als geschmackvollen Toiletten, durch die Sicherheit ihres Auftretens und durch ihre strahlende Schönheit.

Es machte einen ganz eigentümlichen Eindruck, wenn man die schöne, stets heitere Frau neben ihrem zusammengeschrumpften Gatten mit den halb erloschenen Augen sah.

Ihrem Schwarm von Verehrern schien es unfaßbar, wie ein so herrliches Weib an der Seite eines solchen Mannes leben und lachen konnte. Es fehlte daher auch nicht an Bemühungen, ihr jenes Glück zu verschaffen, das sie nach der Ansicht ihrer Verehrer in ihrer Ehe unmöglich finden konnte.

Madame Belota wies die zahlreichen schwärmerischen Liebesbetenerungen, die sie besonders während der ersten Jahre ihrer Ehe umrauschten, nicht mit schroffer Kälte zurück, sie hörte dieselben ruhig, aber mit einem solch ironischen Lächeln, mit einem solch souveränen Gleichmut an, daß man sie bald unter die Kategorie der Frauen mit Marmorherzen rubrizirte. Man huldigte ihr zwar ununterbrochen, keiner ihrer Verehrer hoffte jedoch, der Pygmalion dieses Marmorweibes zu werden.

Einige Monate nach dem Tode ihres Gatten verließ Madame Belota die Residenz und reiste mit ihrem Kinde nach Nizza. Sie pflegte alljährlich eine solche Badereise zu unternehmen und jedesmal von der Hoffnung beseelt, daß ihre arme Florica Genesung finden werde. Es gab keinen berühmten Arzt in Europa, den sie nicht diesbezüglich konsultirt, kein Bad, das sie nicht besucht hätte. Aber die Lähmung wollte trotz aller möglichen Kuren nicht weichen.

Das Mutterherz verzweifelte nicht. Wenn sie in die klaren blauen Augen ihrer Florica blickte, wenn sie das wunderfame, feine Gesichtchen betrachtete, so konnte sie es nicht fassen, daß ihr Kind für alle Zeiten verurteilt sei, sein Leben lang wie eine geknickte Blume dazuliegen.

Einige Monate nach ihrer Ankunft in Nizza empfing sie einen Brief von der Frau Faluza.

Derselbe enthielt drei Postskripta. Das erste schilderte in redseliger Weise, welch einsames, verdüstertes Leben Herr Fortunat in Banesti führe. Das zweite bestand aus zahlreichen Anspielungen, daß eine junge, schöne Witwe nicht dazu geschaffen sei, ihr Leben einsam zu vertrauern, und daß eine Frau von der starken Hand eines Mannes geleitet werden müsse. Das dritte endlich enthielt die lakonische Bemerkung, daß das in der Nähe von Banesti gelegene Gut Olesti um einen Spottpreis zu haben sei.

Madame Belota hatte diese drei Postskripta mit einem seltsamen Gefühl des Unbehagens gelesen. Einige Tage nach Empfang des Briefes las sie denselben nochmals durch und eine Woche später hatte ihr Advokat in Jassy den Auftrag erhalten, in ihrem Namen das Gut Olesti anzukaufen.

Die Nachricht, daß Madame Belota Gutsherrin von Olesti geworden, hatte besonders unter den unverheirateten Gutsbesitzern des Distrikts eine freudige Aufregung erweckt, die sich zu einem förmlichen Enthusiasmus steigerte, als gegen Anfang Juli die schöne Witwe mit ihrem Töchterchen auf dem Herrenhof ihres neu erworbenen Gutes eintraf.

Frau Faluza, die sich sonst in Hyperbeln zu ergehen liebte, hatte diesmal nicht übertrieben.

Madame Belota war in der That eine seltene Erscheinung. Ihr weißes, rosig angehauchtes Gesicht hatte allerdings keine klassisch schönen Züge. Die Nase mit den leicht bebenden Nasenflügeln war ein wenig stumpf, der Mund mit der stolz aufgeworfenen Oberlippe ein wenig breit. Aber gleichwohl frappirte dieses Gesicht mit den von langen Wimpern überschatteten dunkelblauen Augen, das von schwerem, glänzend blondem, durch einen goldenen Kamm nach oben gehaltenem Haar umrahmt war, von dem einige widerspenstige Löckchen auf dem Nacken sich kräuselten.

Und wenn Madame Belota ein wenig erregt war, wenn es in ihren dunkelblauen Augen zu wetterleuchten begann, wenn die hohe, wie von einer Künstlerhand gemeißelte Gestalt sich erhob, wenn der halb geöffnete Mund mit der stolz geschürzten Oberlippe die schimmernden Zähne sehen ließ, wenn alles an ihr Leben und Bewegung, aus ihrem ganzen Wesen unverwüstliche Jugendfrische strahlte, dann war dieses herrliche Weib in der That entzückend.

Was Wunder, daß Madame Belota gleich in der ersten Woche ihres Eintreffens in Olesti ein halbes Dutzend Heiratsanträge erhielt?

Einer ihrer glühendsten Verehrer war der Präfekt des Distrikts, Herr Remus Aldean, ein hübscher, eleganter Mann, anfangs der Dreißiger, mit kohlschwarzem Lockenhaar und feinen Manieren. Herr Remus Aldean hatte, bevor er als Freier auftrat, im stillen Erkundigungen über die materielle Lage der schönen Witwe eingezogen und erfahren, daß das einst bedeutende Vermögen ihres verstorbenen Gatten sehr zusammengeschrumpft war.

Diese unerquickliche Thatsache dämpfte zwar ein wenig die Liebesglut des Präfekten, vermochte aber seinen Entschluß, um die Hand der Frau Belota anzuhalten, nicht zu erschüttern.

Herr Remus Aldean strebte nämlich darnach, in eine Bojarenfamilie hineinzuheiraten, um hiedurch einen kleinen Makel seiner Abstammung zu verwischen. Man munkelte nämlich davon, daß Herr Remus Aldean trotz seines urwüchsig lateinischen Vornamens der Sohn eines Zigeuners sei, und böse Zungen behaupteten sogar, daß er bis zu seinem vierzehnten Jahr dem zwar ehrlichen, aber nicht besonders ehrenden Gewerbe eines Bärenführers obgelegen.

Diesen Geburtsfehler durch eine Heirat mit einer den vornehmen Kreisen angehörenden Dame wenn nicht ganz zu tilgen, so doch wenigstens zu verdunkeln und vergessen zu machen, war der sehnlichste Wunsch des Herrn Präfekten.

Darum machte auf ihn die Enthüllung, daß Madame Belota über ein nur unbedeutendes Vermögen verfüge, keinen sonderlichen Eindruck.

Was verschlug es im Grunde, daß ihm Madame Belota keine reiche Mitgift ins Haus brachte? Standen ihm nicht tausend Wege offen, um auf eine leichte und bequeme Weise Geld in Hülle und Fülle zu verdienen? Wer ein Staatsgut pachten, wer bei einer Vergebung öffentlicher Arbeiten durchdringen, bei der Hypothekenbank eine Anleihe machen, oder sonst eine Gunst vom Staate erhaschen wollte, der benützte die Mitwirkung oder mindestens die Fürsprache des Herrn Präfekten.

(Fortsetzung folgt.)

Mode.

Von Joh. v. Sydow.

(Schluß.)

Eine Bevorzugung aller grauen und braunen Töne hängt mit der Neigung zusammen, die Promenadentoiletten mit gleichfarbigen Pelzen zu garniren, oder mit ungekräuseltem Straußfederbesatz, der sehr apart ist. Die Modemagazine führen abgepaßte Kostüme mit Pelz oder Federbesatz, welche diesen Geschmack auch wohlfeiler machen. Neu sind auch weiche, langhaarige Friesstoffe und glatte, starke Serges mit bunten Friesstreifen durchwirkt, ebenso rauhe, flanellartige Gewebe, mit seidenen, glatten Streifen in abweichender Farbennuance. Auch für den Schnitt dieser Kleider ist die Einfachheit des Empire maßgebend. Der nur ganz leichte Falten eingerichtete Rock wird meist hinten etwas länger geschnitten und zur Erreichung der Rundung dort einigemal in kurzen Griffen aufgerafft; wenn an den Seiten je einmal aufgenommen, läßt er einen Fond hervortreten, welcher im Modebilde geschmackreich gestickt ist, meist allerdings fortgelassen wird, weil in dieser Form zweckentsprechende Fonds abgepaßt zu haben sind. Die Taillen werden vielfach vorn in der Mitte zusammengenommen durch ein altes Schloß, eine passende Spange oder auch ein paar schöne, antike, große Nadeln; sie können sich über einer gleichfarbigen oder heller nuancirten Stoffweste, einem seidenen Blusenteil oder einer Chemisette.



Englische Mädchentoilette aus farbigem Wollstoff. Modelle.

Auch in der Kindermode sind die sympathischen Züge charakteristisch. Nichts Einfacheres als diese glatten, plissirten Röcke mit den bequemen, durch farbige Westen oder Jabots belebten Taillen, die leichten Kragen und langen, am Handgelenk eingekrausten Aermel, und doch Kinderanzüge, deren sparten Eindruck sich der gute Geschmack nicht versagen wird.

Die Kostümmäntel wechseln zwischen langen, fast den Mantelformen, nicht minder langen Paletots und ganz kurzen Jäckchen ab; eine Vermittlung mögen ja vielleicht die kleinen Taillenmantelets bilden, die ihre Enden nach vorn über den Taillenschluß hinaus, oft bis zur Kniehöhe, verlängern, jedenfalls aber mehr für das Auge als in praktischer Beziehung. Jede dieser Formen bevorzugt den Pelzbesatz.

Neben den Arten, welche nie aus der Mode kommen, gilt gelber Biber als fein, und ganz neu ist die Idee, Konfektionen mit zweierlei Pelzwerk zu garniren. Das geschieht in dem Nebeneinander regelmäßiger Streifen verschiedener Pelze oder doch wenigstens anderer Farben derselben Art, also von grauem und schwarzem Krimmer, von hellgrauem und dunkelbraunem Biber, von Sealskin und manierirtem Biber, und wirkt sehr originell. Die mittellangen Kragen mit vorn lang auslaufenden Boas, die ganzen Sealskinjacken, die Toques, die Kostümgarnituren aus breiter Seitenbahn am Rock, die hochragigen Schulterstücke mit langen Vorderteilen, kurviren alle diese Arten und Farben vor unseren Augen. Auch hier ist alle Anmut bei der Jugend, bei den reizenden, kleinen, koketten Damen, welche auch den Pelz einmal sich dienstbar machen.

Legitimirter ist das Anrecht auf Anmut ohne Zweifel beim Hut, und da gibt's auch manches Neue, dem sie wirklich eigen ist. Reizende, kleine Theaterhüte aus kostbaren orientalischen Stickereien, Capotformen, bei denen die Kopfe ganz aus gekräuselten Straußfedern bestehen, bunte Sammethüte in allen Modefarben und allen Formen, welche die Jugend und ältere Jahre kleiden, Hüte von bezaubernder Pikanterie und von vornehmster Einfachheit. Sehr modern ist es, solche kurze Sammetkäpp'chen nur mit schwarzen oder weißen Straußenfedern zu garniren und ihnen ebensolche große Krawattchen aus Spitze zu geben. Für die Eisbahn bestimmt ist eine Damenmütze mit breitem Schirm nach dem Muster der neuen derartigen Matrosenmützen. Sie werden aus dem Stoff des getragenen Kostums gemacht, aus demselben Fries, demselben Flanell, nur mit einer bunt gestickten Borte versehen, mit welcher auch der äußere Schirm bekleidet ist. — Da nun aber diese winterliche Jahreszeit so ganz besonders den Abenden unter uns, der Matinee in warmen, molligen Boudoirs gehört, schließen wir nicht, ohne auch aus diesem Rahmen ein Bild zu geben. Das Negligé, im Sinne der eleganten Frau, bewegt in unserer Zeit außerordentlichen Luxus. Es legt Beschlag auf dieselben Reize, welche der Salon einschließt, auf die [illegible] auf die schmeichelndsten Farben, auf die reizendsten Koketterien, ja junge und geliebte Frauen bekommen [illegible], deren Preis an Narrheit grenzt. Die traditionelle Form dieser intimen Toilette ist das lange Gewand aus weichem, schmiegsamem Seidenstoff, vielleicht mittürkis, oder tief, oder rosa, überflutet von Spitzen, durchsteuert vom Lieblingsparfüm, mit lang dahinziehender Schleppe. [illegible] bieten heute in unseren kleinen Modebildern schlichtere Modelle. Beide Negligés verzichten auf die Schleppe. Das elegantere Modell aus indischem Foulard, rote Blumen auf einem weißgrauen Fond, zeigt den glatten runden Rock ohne jede Garnitur; die dazu getragene, sich den Körperformen [illegible] anschmiegende Matinée ist mit einem breiten, kaffeefarbenen Spitzenvolant besetzt, ebensolche Spitze ziert das [illegible] Jabot, den Gürtel fast bis zum Taillenschluß herabfällt. Ein halblanger, weit zurückfallender Aermel gibt die Form des Aermels hier. — Der Morgenanzug aus Kaschmir ist einfacher. Auf [illegible] grauem Fond ein feiner Rosastreifen, der Rock mit aufgeschlagenen Volants garnirt, die lang auf den Rock herabfallende, hinten kürzer geschnittene Matinée durch eine Flut rosa Atlasbandes am Kragen und im Taillenschluß zusammengezogen. Auch diese Modelle gehen wir nicht ohne Hinblick auf gewisse Weihnachtswünsche, welche um diese Zeit in der Luft liegen. Alle kleinen, eitlen Bräute, alle junger, geliebten Frauen bilder das Arrangement dieser traulichen Toiletten intimer Stunden am Kaffeetisch.



Negligé aus indischem Foulard.



Morgenanzug aus Kaschmir.

Digitized by Google



Originalzeichnung von A. Kögler.

Gelegenheit, über das Romanwesen, über die Franz
die französische Galanterie sich zu unterhalten, und
wird die Frage aufgeworfen, welche Bücher man
lesen solle. Der Sieg über alle Fakultäten und ihr
trägt schließlich der Romanliebhaber davon, und dann
Tendenz der neuen Zeitschrift genügend charakterisirt
erstes Heft einen seltsamen Abschluß hat: der Wagen, in
die vier Reisenden befinden, fällt nämlich um, und
alle in den Schnee, „daß also ihr angefangener Disc
wahl ein unangenehmes Ende nehmen mußte, oder,
nach der Invention vieler Teutschen Scribenten b
geringer gelte: ihr Discours nahm ein beschneytes E

Schon nach dieser flüchtigen Skizze kann man sich
ein Bild von der ungeheuren Wirkung entwerfen, n
Zeitschrift in Deutschland hervorbringen mußte, wenn
denkt, daß alle gelehrten Schriften bisher in lateinische
erschienen waren. Auch die einzige Zeitschrift, die „A
dicorum", erschien in Latein. Weimar, Schmid

Aus dem Musikleben der Gegenwart.

Von

Heinrich Ehrlich.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Kein Berichterstatterstreik! Doch die Gefahr ist vorüber. Anfangs November war die Anzahl (oder Unzahl) der Konzerte derart angewachsen, daß alle vorhandenen Berichterstatterkräfte nicht mehr ausreichten. Am Abend des 12. November gab es nicht weniger denn fünf Konzerte und zwar lauter beachtenswerte: Symphonieabend der königlichen Kapelle unter dem neuen Kapellmeister Sucher und mit Joachims Mitwirkung; in der Singakademie Montagskonzert des ganz ausgezeichneten Musikers und Pianisten Dr. Bischoff mit dem trefflichen, belobten großherzoglich sächsischen Sänger Fr. Schwarz; im arußen, prächtig neu hergestellten philharmonischen Saale Konzert des Berliner Lehrervereins, der seit den zwei Jahren seines Bestehens den Ruf des musikalisch beigebildeten Männergesangvereins erlangt hat; in der Garnisonkirche Händels „Messias" mit Mozarts Instrumentation, aufgeführt vom Schnöpfschen Gesangverein mit Frau Müller-Hamerbürger und Herrn Hauptstein, die beide zu den geschätztesten Oratoriensängern Berlins zählen; endlich noch ein Nachtkonzert mit sehr interessantem Programm. War's da zu verwundern, wenn die Berichterstatter „die Arbeit kündigten" und erklärten, daß sie nicht an einem Abend nach drei verschiedenen Weltgegenden laufen oder fahren könnten, um dann je über zwei gehörte Stücke eines Konzertes zu schreiben? Glücklicherweise hat sich die Hochflut ein wenig verlaufen; doch noch immer kommen durchschnittlich dreiviertel Konzerte auf den Abend — und die Hauptberichterstatter der großen Blätter fragen einander: „Wo gehen Sie morgen hin? Wer wird Sie bei X. vertreten?"

Unsere [illegible] sucht wechselnd Vertretern, Umsicht im Naderage-ertreuen reich gestickt ist, des Palletdings sonstacht, unter 2 dieser Form zweck-Dirigierende Fonds abgedie man haben sind. Die Taillen werden vielfach vorn in der mit feinzusammengenommen durch ein altes Schloß, eine passende Tiefen p oder auch ein paar schöne, antike, große Knöpfe; borgen zu sich über einer gleichfarbigen oder heller nuancirten Sympho ste, einem seidenen Blusenteil oder einer Etoffstelle. Symphoh in der Kinderstube sind die sympathischen Züge greifen, stisch. Nichts Einfacheres als diese glatten, plissirten dakt undict den bequemen, durch farbige Westen oder Jakols prächtige Taillen, die schlichten Krugen und langen, am Handdiesen Kragelraufen Aermel, und doch Kinderanzüge, deren und Gen Eindruck sich der gute Geschmack nicht versagen wird. Art das [illegible] musikalische Gesellschaft sich ihnen wieder mit Vorliebe zuwendet, nachdem sie bis vor zwei Jahren nicht mehr die frühere Anziehungskraft geübt haben. Sonderbar, auch bei der Quartettmusik spielt die Mode mit! In den siebenziger Jahren mußte alles, was zum „bon ton" gehören wollte, in den Joachim-Quartetten gesehen werden; damals standen die Leistungen noch nicht auf der jetzigen Höhe der unvergleichlichen Vollendung; als sie dieselbe erreicht hatten, begann der Besuch nachzulassen. Aber in den siebenziger Jahren war Joachim eine politisch merkwürdige Persönlichkeit, ein Mann, der dem Kultusminister von Mühler entstanden entgegentrat und die Oberhand behielt; zehn Jahre später war er nur — der große Musiker!

Unmittelbar nach diesen beiden obersten Kunstgaben kommen die Oratorien der „Singakademie" und des Sternschen Gesangvereins, die in dieser Richtung dem Hörer die höchsten Genüsse bieten; dann noch andere Abonnementskonzerte, denen auch zahlreiche Freunde und Gönner ihr Scherflein zollen.

Da nun die Vorbestellungen für alle angeführten Konzerte den verständnisvollen Musikfreunden gleich zu Anfang des Winters so bedeutende Unkosten verursachten, so läßt sich hieraus einigermaßen erklären, daß die Konzerte, welche mit Solistenleistungen bieten, immer weniger Zugkraft üben, und daß nur der immer bejubelten, nie genug gehörten Marcella Sembrich die Hörer den großen, an dreitausend Menschen fassenden Philharmoniesaal füllen. Aber unerklärlich bleibt es doch, daß ein außerordentlicher Künstler wie Gura, der im verflossenen Winter alle Hörer — Kenner wie Laien — entzückt, begeistert hat, der auch in diesem Jahre die fast nie gehörten Schubertschen Gesänge „Gretchengesang" und „Prometheus" tief ergreifend vortrug: daß Gura nicht den kleineren Singakademiesaal ganz voll vor sich sah! Uebrigens hat dieser merkwürdige Künstler nicht wenig Verwirrung in die Köpfe anderer berühmten Sänger gebracht. Weil er, der auf der Bühne reiche Lorbeeren gewann, auch im Konzertsaale das Höchste leistet, glaubten sie, es ihm gleichthun — zu müssen. Schon im verflossenen Winter kam Reichmann aus Wien, gab einen Liederabend bei Ertel, in welchem er immer die Noten vor das Gesicht hielt und den Schnurrbart zupfte; der Künstler, der in so vielen Rollen wirklich entzückend singt, erschien an jenem Abend wie ein Offizier oder Gardeoffizier (in Zivil) mit imposantem Aeußern und sehr schöner Stimme. In diesem Winter trat der königlich sächsische Kammersänger Pulls öfters als Liedersänger hervor. Seine wundervolle Stimme und sehr gut gebildete Technik sichern ihm immer den Erfolg beim großen Publikum; aber gewisse theatralische Manieren des Vortrags lassen keine künstlerisch abgerundete, einheitliche Leistung zu stande kommen; dabei singt er mitunter neben Schubert, Schumann und Löwe (die sich so nicht immer ganz gewogen zeigen) recht unbedeutende, auf momentane Wirkung berechnete Lieder, die der Kunstbeurteilung nicht den geringsten Anhalt bieten. Er gab ein Konzert im großen Saale der Philharmonie; nach meinen oben ausgesprochenen Beschreibungen und Betrachtungen wird der Leser den gänzlichen Erfolg einigermaßen selbst abschätzen können. Endlich kam auch noch der bayerische Kammersänger, der gute, liebe Franz Nachbaur aus München, der liebenswürdige Künstler, der vor Jahren in verschiedenen Rollen bei Kroll glänzte, aber niemals den Konzertsaal betrat; der wollte nun auch Lieder singen und gab Beweise, daß man nicht beiläufig dreißig Jahre — er ist 1835 geboren — „ungestraft unter Palmen wandelt", das heißt, daß er nicht so lange ausschließlich Bühnensänger sein und dann mit einemmale mit voller Sicherheit in den Eichenhain des deutschen Liedes treten kann.

Während nun manche bedeutende Sänger durchaus nicht alt werden wollen, bietet eine große Künstlerin das ganz merkwürdige Schauspiel, daß sie durchaus vor der Zeit als alt gelten will: Marianne Brandt hat hier in Berlin „das letztemal vor ihrem Rücktritt in das Privatleben" gesungen und den festen Entschluß kundgegeben, nicht mehr öffentlich aufzutreten. Und sie singt jetzt schöner, edler als je! In früheren Jahren neigte sie zum leidenschaftlichen Uebertreiben der tiefen Töne; in diesem Jahre ließ sie ihre Stimme im weichsten, schönsten Klang ertönen, und der Vortrag war von edelster hochkünstlerischer Innigkeit und Einfachheit. Selbst ihrtere Gegner oder kühle Lober mit Vorbehalt zollen ihr diesen Winter unbedingte Anerkennung. Und doch ist sie fortgezogen und wird sich in Wien als Gesangslehrerin niederlassen! Schon im sechzehnten Jahrhundert komponirte der große Orlando Lasso (Roland de Lâtre) ein vierstimmiges Lied, dessen Text mit den Worten beginnt: „Es thut sich alles verkehren in dieser letzten Zeit!"

Verkehrt war auch das Unternehmen der sonst sehr achtenswerten Besitzer des Konzerthauses, daß sie durch das „Internationale Konzertbureau" den Bilow-Konzerten neue Konkurrenz boten und in ihrem Saale Abonnementskonzerte abhielten. Und noch verkehrter erscheint es, daß ein sehr talentvoller Dirigent, der junge Kapellmeister des Leipziger Theaters, Nikisch, sich bereit finden ließ, diese Konzerte zu leiten. Er ist den Kennern noch vom Jahre 1884 her als bester Erinnerung; am Vorabend der Eröffnung des neuen Gewandhauses führte er die Oper „Tristan und Isolde" auf, und selbst ganz entschiedene Gegner des Werkes, altmodische Direktoren frommer Vereine, äußerten ihre vollste Anerkennung des jungen genialen Kapellmeisters, der aus dem Gedächtnis und mit voller Ruhe und Sicherheit dirigierte! Um so unbegreiflicher ist es, daß er nicht bedachte, daß ein zwar aus guten Musikern bestehendes, aber außer aller künstlerischen Leitung befindliches Orchester, wie das des Konzerthauses, nicht mit zwei oder drei Proben auf die Höhe des philharmonischen gebracht werden kann, das seit Jahren unter Joachim, Anderff geschult war und jetzt durch Bülow zu steten Siegen vorwärts schreitet. Bülows einstige Meininger Kapelle bestand auch nur aus guten Musikern, aber er hat sich erst Jahre hindurch ihrer Ausbildung gewidmet; sie kannte keinen andern Vortrag als den von ihm vorgeschriebenen und bis in jede Einzelheit studirten. Wie konnte Nikisch das unbeachtet lassen! „Es thut sich alles verkehren in dieser letzten Zeit."

Ueber die Oper hoffe ich in einem nächsten Briefe schreiben zu können. Bis jetzt ist nichts Bemerkenswertes zu melden.

Die Porta Westfalica.

(Siehe das Bild Seite 273.)

Auf der Fahrt durch die norddeutsche Tiefebene nach dem schönen Rheine zeigen sich zuerst bei Hannover dem Auge des Reisenden südlich in der Ferne dunkle Bergketten, die allmälich sich nahern, je weiter die Bahn nach Westen führt. Immer deutlicher treten die Umrisse des langgestreckten Gebirges hervor, bis hinter Minden ein tiefer Einschnitt die lange Flucht des Höhenzuges unterbricht: die weltbekannte und neuerdings in Verbindung mit dem schönen Gedanken eines hier zu errichtenden Denkmals für unsern dahingegangenen Heldenkaiser Wilhelm I. so oft genannte Porta Westfalica. Anzüglichmal besungen, wurde sie namentlich von Freiligrath in seinem „malerischen und romantischen Westfalen" meisterhaft geschildert. „Wer von euch," so ruft er aus, „stand bei Sonnenuntergang auf der Weserbrücke bei Minden? Unter ihm schießt der Strom hinweg in die weite Fläche des Tieflandes, wenn er aber das Gesicht stromauf wendet, so faßt er die Berge, die der Pfad der Wasser vor Jahrtausenden durchbrochen, sieht vor sich das Felsenthor, durch welches hindurch der Fluß aus dem Gebirgsland in die Ebene sich ergießt. Das ist die Porta, die alte Weserschlucht, und wer sie so gesehen hat, nach mühsamer Durchwanderung des Flachlandes, selbst und sonder, von der Hitzen, sehnsüchtigen Linien eines Sommernntergangs mystisch beleuchtet, wohl schlug dem das Herz hoch auf vor Freude, und er lauschte hinab in das murmelnde Plaudern des Flusses, der alle Märchen und Heimlichkeiten des alten verklungenen Waldgebirges ihm erzählen zu wollen schien." In solcher Stimmung war's, als ich die Porta erblickte, und demnächst den lagernumwehten Wittekindsberg, die westliche Pfortensäule hinaufstieg, um von der Plattform des Turmes ins weite Land zu schauen. Welch ein Anblick! Nördlich das Flachland bis zum Meere, mit seinem bunten Gemisch von Städten und Dörfern, Wäsen und Feldern, durchschlängelt von den Silberseen des Stromes, südlich ein noch bunteres, das Wald und Fluß mannigfach belebtes Gebiet und zwischen beiden, lachig und langgestreckt in hellem Sonnenglanze, der bunt bewaldete Rücken des Gebirges. Nicht minder malerisch ist die Aussicht von dem östlich der Pforte sich aufthürmenden Jakobsberg, welcher von der Weser nur durch den Bahndurchstich getrennt ist und zu dessen Höhe, an mächtigen Felstrümmern vorbei, die den berühmten Portalandstein liefern, ein Schlangenweg hinaufführt. Von hier aus genießt man einen lohnenden Blick auf das interessante Profil des Wittekindsberges, das tief unterhalb liegende idyllische Hausberge, weiterhin — über das Stromthal und den vielbesuchten Kurort Oeynhausen hinweg — auf die mächtigen Gebirgsmassen des Teutoburgerwaldes.

Das ist der Eingang in das Land, dessen Lob es, wie Freiligrath sagt, seit Jahren war, zu wenig beachtet und gepriesen zu werden.

Als den köstlichsten Schmuck aber seiner Heimat fehlt der Westfale eben diese Eingangspforte mit den anschließenden Gebirgszügen an, über welche die schaffende Natur, ehe sie in der Ebene ausruht, noch einmal den vollen Reichtum und die ganze Fülle landschaftlicher Schönheit ausgegossen hat. Im Bilde, namentlich im schlichten Schwarz auf Weiß, lassen sich diese landschaftlichen Reize freilich nur sehr ungenügend andeuten. Insbesondere sagen die langgestreckten Formen der Gebirgsansicht dem Stifte des Künstlers weniger zu, und unser Zeichner hat sich daher auf die eigentliche Porta beschränkt, indem er uns den Durchblick den Süden her mit dem kaum eine Stunde entfernten Minden bietet.

Als nun der Gedanke angeregt wurde, zur Erinnerung an den dahingeschiedenen Heldenkaiser Wilhelm ein Denkmal der Provinz Westfalen auf einer Bergeshöhe zu errichten, wurden gar manche Höhenpunkte hierfür in Vorschlag gebracht, aber keiner fand so lebhaften Beifall in den weitesten Kreisen, keiner ist in der That so geeignet zu einem Wahrzeichen vaterländischer Erinnerung als der weithin sichtbare, fern von dem unruhigen Getriebe einer Stadt und doch unmittelbar an einer Weltverkehrsstraße belegene und dadurch leicht erreichbare Bergesgipfel am Eingange der Provinz. Wirklich er doch schon all den geschichtlichen Vorgängen eine Fülle geschichtlicher Erinnerungen. Hier war es ja, wo einst Armin, der Befreier, dessen Standbild mit dem gezückten Schwert dem Teutoburgerwald herüberwinkt, die Macht der römischen Eroberer brach; hier hat der Sachsenherzog Wittekind den eindringenden Franken unter Karl dem Großen langen, hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt, bis er sich dem Christengotte beugte und von hier christliche Kultur verbreitete. Hier wiederum, nördlich der Porta, war es, wo in der denkwürdigen Schlacht des siebenjährigen Krieges die Franzosen vollständig unterlegen, und durch diese selbe Pforte ist ein Jahrhundert später König Wilhelm mit seinen waffenfrohen Scharen zum Kampf gegen jenen Erbfeind des deutschen Volkes hinausgezogen, um als rechtmäßiger deutscher Kaiser heimzukehren.

So möge denn auch hier ihm, dem Befreier und Einiger des deutschen Reiches, dem siegreichen Helden und starken Friedenshort, ein würdiges Denkmal erstehen als ein Wahrzeichen der Dankbarkeit des deutschen Volkes und zur bleibenden Erinnerung an eine ruhmreiche Vergangenheit.

Winterbilder vom Lande.

(Siehe das Bild Seite 277.)

Der Herr Pfarrer, der Bürger- und der Schulmeister nebst dem Wirt — das sind die bevorzugten Männer im Dorfe. Wie billig, wurde ihnen daher auch im Bilde die erste Stelle angewiesen; — wir dürfen's mit ihnen nicht verderben! An den kurzen Wintertagen aber ist das beste der Lange, gemütliche Abend, daher wir auch mit diesem eben anlangen. Daß ein herrlicher Raum mit und ohne Bemalen seine großen Reize hat, wenn auch oder weil nicht so viel geistige Anstrengung und schlaue Berechnung dazu gehört wie zu dem an Fränkeln reichen Budenital, ist außer Frage; daß sich aber der Herr Pfarrer, der Wirt und Bürgermeister in einer Person und auch der Herr Schullehrer schon morgens auf ihn freuen und heimlich die dämmernden Minuten zählen, bis der Stunde des Nachtessens und Gebens schlägt, das können wir, wenn es auch Leute gibt, die es vermuten, nicht mit ausreichenden Belegen erhärten. Sicher ist, daß die Benannten jeglichen Abend zur festgesetzten

by Google

Stunde den Kämmlein zu fehlen beginnen und keiner jemals eine Minute zu spät kam oder eine früher davonging als bis zur ehernen Stunde, es sei denn etwa ein Brand ausgebrochen oder beim Schulmeister daheim plötzlich ein Kindbett eingetreten, in welchen Fällen man dann höchstens noch maximal heimwärts gerichtet und die Frau Martin und Bürgermeisterin beim Strickstrumpf sanft in sich selber versanken, findet das musikalische Kleeblatt M. heute gleich unbemerkten Augenblicke, um den draußen im Schnee torrenden heimlichen Schatz von der Laube aus ein zuckersüß fröstiges, aber innerlich desto heißere Audienz zu geben. Die beiden Kätzlein sollen das verführerische Manöver nicht unbemerkt vorüber gehen. — Der Nachbar zur Linken kennt im Kreise der Familie ein anderes Lied. Dem Mittagstischgespräche wenig hold, widmet er die Mußestunden der Wiederkehr geistiger Stärkung und Erbauung. — Auf der andern Seite hat eben der eine der heiligen drei Könige, der große Kaspar, seinen weitverbreitenden Stern aufgepflanzt und mit seinen gekrönten Genossen Melchior und Balthasar zu zehnfachem Tremolo sein Terzett angestimmt:

„Die heiligen drei König' mit ihrem Stern,
Sie essen, sie trinken aber zahlen nicht gern."

Aus den gefrorenen Fenstern und hinter dunkeln lauscht Alt und Jung den durch die Nacht hallenden Klängen, und sie lassen sich, einfach angelegt, wie sie bezüglich ihrer Gehörs- und Gefühlsorgane sind, ihren Genuß auch durch das bekannte Geläute nicht stören, das der weiland Hieronymus Jobst, jetziger wohlbestallter Nachtwächter, gewanzt der „alte Schorl", seinem Horn entlockt, wodurch das Vokalkonzert der heiligen drei Könige zu einem solchen „mit Hornbegleitung" gestempelt wird.

Im Mittelhäuschen verlassen eben drei ohnmächtige Tanzjungel mit ihren Rocken die Spinnstube, welchen Moment eine Anzahl von Verehrern zu einem Ueberfall ersehen hat. Nach einen Augenblick, und die aufgescheuchten weißen Kugeln fliegen durch die Luft, fahren, mit Kalkstaub exzidiert, auf krummgebuckte Rücken. Röcke und Bänder fliegen, helles Kreischen ertönt, Gelächter, Gequietsch, plusterndes Handgemenge, ein und der andere kurze Schmerz, Schimpfen, Gekicher, dann das Geknarre verschiedener Hausthüren, und nun ringsum wieder Ruhe der Nacht und: — Tut — tut — tut. Das wäre die Nachseite der Sache.

Nun zum Gegenstück. Lockt der Wächter der Nacht mit seinem melancholischen Horn keine Katze hinter dem Ofen hervor, so läßt sich solche Erfolglosigkeit der Wächter der öffentlichen Ordnung und dörfliche Götterbote, der Polizeidiener, nicht nachsagen. Angetan mit den Attributen seiner Würde, der wildledernen Kappe, dem militärischen Mantel und dem grimmen Säbel an der Seiten, jeder Zoll ein ehemalig gedienter Kriegsgemaltiger, schnurrt er mit Macht die lärmende Gasse rauf und verkündet mit weithin schallender Feldwebelstimme den Inhalt des bürgermeisterlichen Erlasses, den in verhältnismäßiger Gemeinschaft mit einem reflektierenden Knüppel die Linke umklammernd hält. Wahrscheinlich handelt es sich um eine höchst federnungsvolle Sache, etwa um so freudige Scharrchaisen auf der Landstraße.

Draußen geht's weniger patriotisch zu. Die fröhliche Jugend freut sich der glatten Schlittenbahn. Sausend fliegen sie die abschüssige Straße herunter, alles im Wege Befindliche fortreißend oder daran scheiternd. Armes Mariele mit deinem Korb voll Kartoffeln oder Aepfeln auf dem Kopfe! Von den schmerzenden Beulen wollen wir gar nicht reden, hänge du nur deine weithin rollenden Knollen wieder! Und zu dem Schaden hast du auch noch den Spott der alten geschlagen Klatze.

Drüben baben die Knaben den herrlichen Schneemann. Auf dem Rücken des Pferde findet das künstlerisch konzipierte Herrenideal den schätzerischen Standpunkt, um mit genialer Hand und ein paar Kohlen dem toten Kolloß den Adel des Menschengesichts aufzudrücken, ihm sozusagen die Seele einzuhauchen, während das nicht viel minder beanlagte Fränzle demselben zur letzten Vollendung der Form den Hinterteil bedobelt. Da steht er nun herrlich und groß in erhabener Verklärung. Doch was ist irdische Größe! Ein Tag nur, und er ist noch ein Klötz, den zweiten ist nichts mehr vorhanden, kaum weiß man mehr, wo er gestanden!

So kommt man selbst im Dorfe zum Philosophieren — und — Reimen. Lassen wir beides und verfolgen unsern eingeschlagenen Weg ohne weitere Sentimentalität. Da kommen wir weiter unten zu dem dörflichen Platz, den rechts der gemeinsame Fischbrunnen flankiert. Hier mengen die Bilder sich bunt durcheinander. Trotz des Verbots der hohen Obrigkeit hat sich da eine spiegelnde Schleifbahn gebildet, auf der sich Alt und Jung fröhlich tummelt. Den Schulbuben und den kleinen Mädchen könnte der aufgeschlagene Scharrbart des Dorfpolizeimannes und die Kanonade seiner reich aufgespeicherten Munition an Flüchen zwar weniger imponieren, als sein handfester Knüttel es für Momente wenigstens vermag, aber die reifere Jugend ist dieses Schrecken leider entwachsen. Daher läßt er sich lieber gar nicht sehen, denn es ist nichts schändlicher als nicht respektierte Autorität. So liegen sie denn ungestört hin, Mädchen und Burschen. Vorne die, das ist das Kühnste. Natürlich! Immer vorne, bei der Arbeit, beim Essen und beim Vergnügen, immer fest haben, wenn auch weniger graziös als resolut. Dann kommt die Freundin, die feine, die den Burschen als was ganz Besonders in der Nase hatte. Es ist wohl nicht ganz ohne Absicht, daß sie der eine auf der Bahn eingeholt und so aus dem Gleichgewicht gebracht hat, daß sie, unwillkürlich nach einem Haltpunkt greifend, in die gebreiteten Arme des Burschen fällt, die sie, nach allem zu schließen, wohl nicht ohne bemerklichen Druck wieder entlassen werden, eine Annahme, welche in dem Nachsatzer offenbar auf die Seine geschriebene gemüthrecherische Gedanken hervorruft. Da klang' ein Komödchen traus werden, wer weiß! — Im Vordergrund kommt das höchste Erele mit einem Zuber voll Wasser auf dem Kopfe heranlos vom Brunnen geschritten. Da schreit's plötzlich laut der ihr mit rauher Stimme: „'s Geld oder 's Leben!" und ein Dorfspiegel sperrt ihr entgegen. Ach der Schrecken! Zurückfahrend bringt sie ihr Wassergefäß aus dem Gleichgewicht, und die eiskalte Flut plätschert ihr über Brust und Schürze. Alter Jurgegel du, was hilft du für 'n Flegel, so 'n liebliches Kind zu erschrecken! Aber sie nimmt es nicht so krumm, das Gegenteil eher, denn auf dem Dorfe versteht man Spaß von noch viel derberer Art. Nach der kleine Mathesle mit seinen zwei Eimern, die mit ihm zum Brunnen gehen, sowie das nebenhergehende Schwesterchen Erele empfinden sich offenbar derrüber. — Gut, und der alte Krautmichele, der vor dem Flegelattentäter geht, ist auch noch zu einem Scherz aufgelegt. Von hinten hätte man ihm das gar nicht ansehen und den derne vielleicht auch nicht. Die Mütze hat er über die Ohren herabgezogen, der Mund hat wohl kaum noch die nötigen Zähne, die Pfeife zu halten, und er ist überhaupt ein schlotteriger Alter. Drüben am Brunnen steht, schnatternd vor Trost in ihren Holzpantoffeln, eine Altersgenossin, die hat er zum Scherz sich erwählt. Mit der linken Hand nach der glatten Schleifbahn deutend, fragt er, warum sie da steht und nicht mitmacht beim Schleifen und den sich ergebenden Konsequenzen, wie sie die einander in die Arme Fallenden zeigen. Vergnüglich grinsend zahlt sie die Zoppereien heim, wie sich gezieret, mit gebührigen Zinsen. — Am Brunnen selber sieht das Lenele aus Leibestraften an der eisumgalten Kette, die den schweren Wassereimer aus der Tiefe hebt. Das macht ihr viel Not. Wenn aber ein hübsch jung Mädel in Not ist, da ist die Hilfe auch gewöhnlich nicht fern. So stellt sich auch hier ein christlich fühlender Jüngling ein, ihr helfen zu helfen. Es scheint aber darum kaum schneller zu gehen, sie schauen sich zu sehr in die Augen, und das soll eine zeitraubende Beschäftigung sein, bei der andere Hantierungen nicht gedenken wollen.

So spielt sich der kurze Wintertag in wechselnden Bildern herunter. Aber das Beste, das Allerbeste am Winter sind doch die langen, ruhigen Nächte, denn kommen an sie wir zuletzt. Wenn man im Schmucke der gespitzelten Schlafmütze, über Schultern und Hals herauf bis zur Nase die warme Federdecke gezogen, so nie im Bette unten das Bäuerlein daliegt und mit Behaglichkeit dem Schlafe sich hingibt, und es ginge im Kopfe noch irgend ein störender Gedanke herum, so wäre es sicher nur der: warum man den Tags ist, daß man den ganzen lieben langen Winter so fortschlafen könnte.

L. L.

Unser Jubiläum.

Von

Gustav Karpeles.

(Mit Recht vorbehalten.)

Alle Welt feiert heutzutage Jubiläen, gleichviel ob berechtigte oder unberechtigte, zwanzigjährige oder dreißigjährige, ja selbst fünfundzwanzigjährige und fünfundvierzigjährige. In einer solchen jubiläumslustigen Zeit ist die Feier eines zweiundvierzigjährigen Gedenktages gewiß eine sehr seltsame, und sie bedarf da auch nicht der geringsten Rechtfertigung. Ein solches Jubiläum feiern aber wir, das heißt die Zeitschrift „Ueber Land und Meer", in diesem Jahr, und wenn der Schreiber dieser Zeilen sich auch zu diesen „Wir" rechnet, so geschieht dieses in der Bedeutung des Wortes, zwanzig Jahre lang durch eine standhafte und treuer Mitarbeiter des Unternehmens zu sein, das sich in der angenehmen Lage befindet — wenn auch nur in weiterem Sinne, das heißt in seinen Vorgängen — auf ein so ehrwürdiges Alter zurückblicken zu dürfen.

Denn wie gesagt, gerade zweihundert Jahre sind es, daß in Leipzig die erste belletristische und illustrirte Zeitschrift erschienen ist, — und man sage einer noch, wir hätten kein Recht, „unser Jubiläum" zu feiern! Von dieser Zeitschrift, ihrem Herausgeber und ihrem Inhalt, wollte ich nun heute unseren Lesern einiges erzählen.

Christian Thomasius, der große Vorkämpfer deutschen Geistes und deutschen Lebens, der große Peiniger unserer Universität mit aller Pedanterie und allem Zopf, der kühne und freie Schriftsteller, war es, der diese Zeitschrift zu Anfang des Jahres 1688 begründete. Und es ist ein Glück für den Journalismus, daß man mit Steif und ohne Umschweife sagen kann: jener Begründer ist ein Gymnasiast in Leipzig, ein Student, und zwischen Zopf und Zopf ist ein schlotternder, mutiger Charakter, dessen Eigenart er auch in sein großes Werk übertrug, wodurch er eigentlich allein der geistige Vater des deutschen Journalismus geworden ist.

Man kann sich wohl kaum denken, welch ein ungeheures Aufsehen in ganz Deutschland damals das erste Heft dieser neuen Zeitschrift erregte. Dieselbe erschien in klein Oktav unter dem Titel:

„Scherz- und Ernsthaffter, Vernünfftiger und Einfältiger Gedancken, über allerhand lustige und nützliche Bücher und Fragen. Erster Monat oder Januarius in einem Gespräch vorgestellet von der Gelehrten Leuten. Franckfurt und Leipzig, Verlegts Mauritz Georg Weidmann Buchhändler. 1688."

Die neue Zeitschrift hatte einen entschieden populären Charakter. Schon die Vorrede kündigte eine förmliche Revolution in der schönen Literatur an. Sie ist an die Herren „Tarben und Barbiere" gerichtet: das soll heißen Bauern und Tartüffe, bekanntlich die beiden berühmten Charaktere von Molière und Molière. An die Pedanten und Scheinheiligen wendet sich der geistreiche Thomasius also zuerst in seiner neuen Zeitschrift, die angeblich von einer „Gesellschaft der Müßiggänger" herausgegeben wird. Diese Gesellschaft soll aus vier Personen bestanden haben. Der eine ist ein Kanzlist, der in seiner Jugend studirt hat, nachher in den Krieg gegangen und nun, da er dort verwundet worden, ganz seinen Studien lebt. Der andere ist ein Jurist und der dritte ein Handelsherr, der zu seinem Vergnügen das Studium der Philosophie treibt, der vierte ein Schulmann. Alle kommen toll zu der Ueberzeugung, daß es genug gelehrte Gesellschaften und streng wissenschaftliche Bücher gebe, daß es aber besser wäre, wenn man die hochdeutsche Sprache einmal recht pflegen und der großen Masse des Volkes angemessene Nahrung zuführen möchte.

Die erste Zeitschrift bewegt, wie schon Robert Prutz bemerkte, gewissermaßen ein dramatisches Element. Der ganze Inhalt wird durch Gespräche ausgefüllt. Die vier Freunde treffen sich in einer Landkutsche, mit welcher sie von Frankfurt am Main nach Leipzig zur Neujahrsmesse fahren. Auf dieser Reise unterhalten sie sich über die neueste Literatur, und einer von ihnen hat die Mühseligkeit, zu sagen, daß er Romane der wahren Geschichte vorziehe, „absonderlich die kleinen Französischen". Da bietet sich neue reiche Gelegenheit, über das Romanwesen, über die Franzosen und die französische Galanterie sich zu unterhalten, und schließlich wird die Frage aufgeworfen, welche Bücher man überhaupt lesen solle. Den Sieg über alle Fakultäten und über Werke trägt schließlich der Romanliebhaber davon, und damit ist die Tendenz der neuen Zeitschrift genügend charakterisirt, deren erstes Heft einen seltsamen Abschluß hat: der Wagen, in dem sich die vier Reisenden befinden, fällt nämlich um, und sie fallen alle in den Schnee, „daß also ihr angefangener Discours das mahl ein unangenehmes Ende nehmen musste, oder, damit ich nach der Invention vieler Teutschen Scribenten die Sachen zierlicher gebe: ihr Discours nahm ein beschmeytes ENDE".

Schon nach dieser flüchtigen Skizze kann man sich nun wohl ein Bild von der ungeheuren Wirkung entwerfen, welche diese Zeitschrift in Deutschland hervorbringen mußte, wenn man bedenkt, daß alle gelesenen Schriften bisher in lateinischer Sprache erschienen waren. Auch die einzige Zeitschrift, die „Acta eruditorum", erschien in Latein. Romane, Schauspiele und dergleichen wurden in solch gelehrter Gesellschaft überhaupt nicht erwähnt. Und nun kam auf einmal ein deutscher Professor und stellte die Sache vollständig auf den Kopf. Dinge, an welche man bisher nur mit Schauer und Ehrfurcht gedacht hatte, wurden von ihm mit leichtfertigem Scherz abgefertigt, andere wieder, an die man kaum heimlich zu denken wagte, wurden hier offen und ehrlich mit vollen Namen genannt. Und des alles in einer Form, die von der bisher gebräuchlichen himmelweit verschieden war. Die ganze Zeitschrift trug entschieden einen novellistischen Charakter und übte auf das Publikum, das des trockenen Tons nun einmal satt war, einen außerordentlichen Reiz aus. Schon der Anfang des zweiten Heftes enthält so etwas wie eine Novelle, und zwar eine Art parodistischer Novelle, die das Gespräch des ersten Heftes fortsetzt und mit folgender humoristisch-mythologischen Schilderung beginnt:

„Madame Thetis hieß allbereit den Tisch decken, und die Tritones trugen die Teller zu, daß dieselben bey zeiten geordnet würden; die Wasser-Nymphen aber präparirten ein mit Nectar und Hermelgen zugerichtes Fischbad, damit, wenn Monsieur Phöbus, welcher kaum nach 100. Schuh vom Gestade des Meers war, ankäme, er nicht lange auff seinen Abend Imbiß warten dürffte, als zwischen Franckfurt und Leipzig auff der Land-Straße 4. Personen im Schnee herumtrockten, dauren der eine sich bald auf die Beine machte, und den Kutscher, so sie ungeschmiret, wegen seiner Nachläßigkeit, ausschalte; der andere aber lachete und schüttelte den Schnee von seinen Kleidern; der dritte war weder zornig noch freudig, sondern stund in seiner selbst Gelassenheit da, und half dem vierdten aufstehen, der sich sehr erbärmlich gehalte, weil er nicht allein den Arm sehr verschollert, sondern auch ein grosses Loch in den Kopff gefallen hatte."

Es darf nicht unbemerkt bleiben, daß dieser vierte, den der Autor seinen Unwillen schon dadurch empfinden läßt, daß er ihm ein Loch im Kopf zuteilt, die humoristische Person, der Vertreter des Zopftums und der altdeutschen Pedanterie, ist. Nachdem die vier sich wiederum leidlich beisammen am wohlgedeckten Tisch niedergelassen, beginnen die Gespräche von neuem, und zwar über Politik und Literatur, über Humor, über Journalismus und andere Dinge.

Ein poetischer Erguß von Boileau, den Thomasius sogar in deutschen Versen „vermuntersprucht", unterbricht angenehm

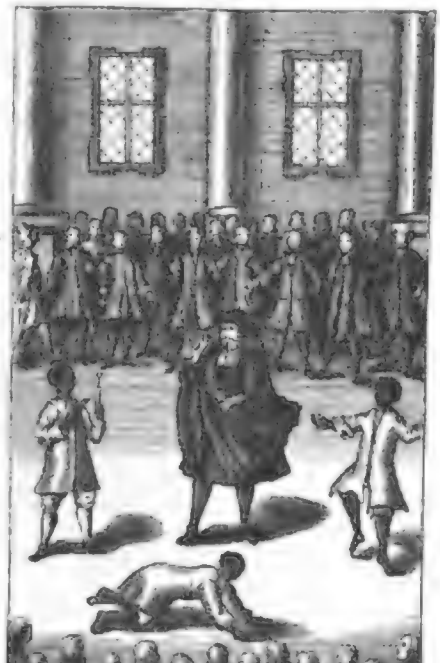
die Eintönigkeit der zynischen Gespräche. Auch diese Verse sind überaus bezeichnend für das ganze Unternehmen. Sie lauten folgendermaßen:

„Nichts macht dir Buch verdaut, als daß es nicht kan heucheln,
Und den Lasterhaften mit falschen Namen schmeicheln.
Daß ist es, daß die Kunst der Gleißner so erschreckt,
In deren Schaf-Pelz doch ein wölfisch Herze steckt.
Sie wollen nicht, daß man, aus Eifer angetrieben,
In Schriften Bilde wer, die Laster, so Sie lieben
Sie leiden's nicht, daß man der Tugendhaften Welt
Die Mängel ihres Thuns klar unter Augen stellt.
Sie können nicht ein Wort, das Sie beschämt, vertragen;
Sie wollen, so man lacht, gleich mit den Scharen dreie schlagen.
Sie führen überall ein greulich Mord-Geschrei,
Als ob gar sehr verletzt des Landes Wohlfahrt sey;
Sobald Sie hören, daß es einer frisch gewaget,
Und ihrer Schande hat die Wahrheit kaltsinn gesaget.
Nach ihrer Meinung ist solch Werk das schlimmste Gift,
Das nicht allein die Welt, ja selbst den Himmel trift.
Doch ob sie hoffen Schein, scheu ihre Schwachheit decket,
Das setzt man daß, daß nichts als Wahrheit sie abschrecket.
Es ist nur gar umsonst, daß dieses stolze Volk,
In einen Mantel sich der frommen Tugend hüllt;
Ihr hämisch Herz, das selbst mit GOtt und Tugend schertzet,
Hat sonder Zorn noch nie Tartuffens Spiel verschmertzet."

Schon aus diesen Versen, die so recht eine Rede pro domo sind, kann man erkennen, welche Kämpfe Thomasius mit seinen lieben Amtsgenossen und dem gelehrten Publikum überhaupt wegen der belletristischen und satirischen Haltung seiner Zeitschrift zu bestehen hatte. Gerade aber diese Kämpfe trieben den wackern Mann immer weiter und immer muthiger vorwärts auf seiner Bahn: den deutschen Geschmack gründlich zu läutern. In dem folgenden Heft läßt er alle Rücksichten, die er bis dahin noch gegen den alten Zopf geübt, fallen. Er bringt einen Roman von dem „Leben des Aristoteles und dessen Courtesien", der zu den treffendsten und witzigsten Satiren gehört, welche die Schulpedanterie, der akademische Zopf, die Verlogenheit und Selbstsucht jemals erfahren haben. Aristoteles wird zum Helden einer Reihe der lustigsten und übermüthigsten Abenteuer gemacht. Er, der gewissermaßen für die Universität so gut wie ein Heiliger war, wird als verliebter Don Juan und als lustiger Windbeutel geschildert, der zahllose Liebeshandel hat, der die Spielkarten und namentlich das L'Hombre-spiel erfindet und alle möglichen und unmöglichen Schwänke treibt. Der Eindruck, den diese Satire auf die gelehrten Kreise hervorbrachte, muß wahrhaft überwältigend gewesen sein. Auch das nächste Heft ist in demselben Geiste gehalten. Ja, dessen Hauptinhalt ist die Uebersetzung eines französischen Romans: „L'amour raisonnable et galante", und Thomasius erklärt selbst als sein oberstes Redaktionsprinzip, abwechselnd auf ein recht ehrsames und manchmal ein ebenso ausgelassenes und lustiges Heft folgen zu lassen.

Die ersten sechs Hefte, die reife Frucht des ersten literarischen Halbjahrs, vereinigte Thomasius später zu einem Bande, dem er den allgemeinen Titel „Lustiger und Ernsthaffter Monats-Gespräch Erster Theil" gab. Ich habe bereits im Eingang dieses Aufsatzes erwähnt, daß diese erste Zeitschrift illustrirt war, und zwar durch recht satirische Kupferstiche, denen Thomasius eine Erklärung selbst beigab. Der erste Stich stellt die bekannte Scene aus Molières „Tartuffe" dar, wie Tartuffe der Elmira seinen bekannten Antrag macht, während Oregon unter dem Tisch versteckt ist. Das zweite Kupfer stellt das uns bereits bekannte „beschmeckte Ende" des Januarheftes vor. Die anderen Kupfer sind meist Abenteuer und komische Scenen aus dem Roman des Aristoteles — besonders ergötzlich ist die Scene, wo Aristoteles im Tressenrock und Allongeperücke der Königin Olympias das Strumpfband zubindet. Wie es scheint, haben auch diese Illustrationen ebenso wie die Gespräche der Zeitschrift selbst allerlei Anzüglichkeiten und Anspielungen auf bekannte Personen jener Zeit gehabt und dadurch einen besondern Reiz auf das Publikum geübt, denn jene Menschen und Verhältnisse ja bekannt waren. Das gilt sicherlich auch von dem im ersten Heft enthaltenen Kupfer, das wir unseren Lesern in getreuer Nachbildung mitteilen, und von seiner Erklärung, die folgendermaßen lautet: „Uber des Clenardi Erfindung denen Leuten lateinisch zu lernen, die der Herr Morhoff im 16ten capitel erzehlet, habe ich von Hertzen lachen müssen. Er hatte drey Leib eigene Mohren, mit denen spielete er für denen alten und jungen, die seine Schule besuchten, und redete stets Lateinisch mit ihnen, dergestalt, daß sie das Latein alsbald in der That exprimiren mußten. Wenn er den einen dantzen hieße, so dantzte er, hieße er den andern auff allen vieren kriechen, so kroche er, den dritten hieße er das Viecht putzen, so putzte es, und wenn es ausputzte, so scholdt ihn Clenardus aus. Dadurch imprimirten sich seine Zuhörer die Bedeutung der Lateinischen Wörter, und sahen stets-währende lauter Possen-Spiele. Aber ich weiß nicht ob Clenardus auff diese Weise auch große authorität bey seinen Zuhörern wird behalten haben, und ob es nicht öffters sehr liederlich und scurrilisch (ich will nicht sagen geartet) habe in dieser Schule hergehen müssen, wenn Clenardus denen Leuten aller Lateinischen Wörter Bedeutungen mit seinen Knechten hat vorstellen wollen." — Noch ein Jahr setzt Thomasius seine Zeitschrift fort.

Die französischen Liebeshistorien wechseln auch fernerhin mit scharfer Polemik gegen den Universitätspedantismus ab, und die wechselvollen Schicksale, die diese Zeitschrift während ihres kurzen Lebens fast ununterbrochen erfuhren, halten in der That, wie schon Prutz hervorhob, ein Prognostikon und einen Inbegriff alles dessen, was dieser Journalismus auch späterhin überall erfahren sollte, wo es nur versucht wurde, den von Thomasius begonnenen Kampf fortzuführen und wie



Der Lehrsaal des Clenardus.

Illustrationsprobe aus der ersten illustrirten Zeitschrift Deutschlands.

dieser nicht sowohl der Eitelkeit der Gelehrten als vielmehr den allgemeinen Interessen und den großen Fragen der Menschheit zu dienen.

Fassen wir noch einmal alles zusammen, was diese erste belletristische und illustrirte Zeitschrift ihren Lesern gebracht: novellistische Gestaltung und dramatisches Leben, Besprechung der Zeitfragen und wichtigsten Tagesereignisse, Humor und Satire, Uebersetzungen französischer Romane, Buchkritik, Illustrationen zur Erklärung der Romane — und man entscheide der geneigte Leser selbst, ob „Ueber Land und Meer" das Recht hat, diese Zeitschrift als seinen Ahnherrn zu begrüßen und das zweihundertjährige Jubiläum des ersten illustrirten belletristischen Journals in diesem Jahr zu feiern.

Literatur.

— **„Was wir da erzählen,"** — so lautet eine Stelle in Paul Lindaus neuestem Roman „Spitzen" (Berlin und Stuttgart, W. Spemann) — „ist eine Spitzengeschichte in des Wortes doppelter Bedeutung! Sie handelt von Spitzen und spielt im Streife der Spitzen unserer Gesellschaft! Der tollsten Spitzen!" — Die „Zeitung der Debütantin": „Der Titel ist es, in welchem nach Paul Lindaus Erzählung innerhalb eines ganz im Sinne der Novellenperiode gehaltenen deutsch-französischen Schauderromans einiger Pathos erklimmt, aber derselbe erklärt zugleich den Titel des Lindauschen Romans, der ebenfalls in jenes doppelten Bedeutung zu verstehen ist. „Ein lebender Gemälde in mehreren Akten", so berichtet der erwähnte Artikel jenes Schauderstück — „schenkt immer ganz jungen Frau sehr schöne nachgemachte Spitzen. Die Spitzen werden gestohlen. Nach längerer Zeit kommen sie in eigenthümlicher Weise, aus den Falten eines alten Mantels, wieder zum Vorschein. Und siehe da! . . . Aus den nachgemachten Spitzen, die gestohlen waren, sind echte geworden!" Dieses seltsame Phänomen, das seine Erfindung der Buchpiraten ist, die diese Geschichte ihren Lesern aufdrücken, sondern von ihnen nur für ihre Zwecke ausgebeutet wird, bildet den Knotenpunkt des Lindauschen Romans. Wir werden eingeweiht in die eigenthümlichen Verhältnisse, die den zeitweiligen Aufenthalt einer geschickten Nachahmerin der berühmten, aus den verschollensten Jahrhundert stammenden „Venetianischen", des Stolzes brabantischer Klöppelkunst, gegen das eine, überaus lästige Original hervorrufen, und ebenso in die Umtriebe der Gaunerbande, der sich dieser Spitze zu bemächtigen weiß. Die Geheimnisse des Salons werden nur uns enthüllt wie die der Verbrecherkeller. Paul Lindau hat nicht umsonst eine Reihe interessantester Kriminalprozesse eingehend verfolgt und mit scharfsinniger Kritik bekandelt. Die Ergebnisse der bei dieser Gelegenheit gewonnenen Einsicht sind in seinem neuesten Roman ebenfalls fürtrefflich verwertet wie seine Vertrautheit mit den Leben der elegant Lebenskünstler. Dieses vom Anfang bis zum Schluß durchgeführte Spiel der ineinander greifenden Gegensätze, mit Lindaus gewandter Darstellungsgabe zur Geltung gebracht, verleiht dem Roman ein besonderes pikantes Gepräge. Dabei sind Schuld und Sühne in einer Weise gegen einander abgewogen, daß durch die letztere die erste mehr als aufgehoben erscheint. Es ist eine moderne Tragödie der ergreifendsten Art, die Paul Lindau in diesen zweihändigen Romanen vor unseren Augen sich abspielen läßt.

— **Nirgends ist Gregor Samarow (Cäsar Rüting) mehr** in seinem Element, als wenn er Vorgänge von weltgeschichtlicher Bedeutung, ob sie nun der Gegenwart oder der Vergangenheit angehören, zum Ausgangspunkt seiner Schöpfungen nimmt. So ist denn auch sein soeben erschienener zweibändiger Roman „Die Ritter des deutschen Hauses" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) eine Schöpfung, in der ein kulturinteressantes Stück welt- und kulturgeschichtlicher Entwicklung sich in ergreifend ausgemalten Zügen widerspiegelt. Die Fall über die Weichselniederung hinausragende Marienburg, der alte Sitz der Hochmeister des deutschen Ordens, bildet den Schauplatz dieses historischen Romans, der um die Zeit beginnt, da der edle Winrich von Kniprode dieses Hochmeisteramt bekleidete. Große geschichtliche Umwälzungen und das enge sich erneuernde Lieben, Leiden, Hoffen und Bangen der Menschenherzen verweben sich hier zu einem gestalten- und handlungreichen Gesamtbilde, dessen echt deutsche Art ihm einen ganz besonders nahe berührenden Reiz verleiht.

— **Zu welch interessanten Gestaltungen das eigenartig** leidenschaftlich bewegte Leben in den Gesellschaftskreisen Ungarns Anlaß zu geben vermag, das lernen die Leser unserer „Deutschen Romanbibliothek" zur Zeit in dem glänzend durchgeführten Romane Robert Byrs, „Der Weg zum Glück" kennen. Ein jüngeres erzählendes Talent, Stephanie Wolf, schöpfte aus gleicher Quelle die Anregung zu ihrem spannenden Roman „Rankegold", der — ursprünglich ungarisch geschrieben — soeben in einer von der Verfasserin selbst besorgten deutschen Ausgabe bei Hermann Costenoble in Jena erschienen ist. In ihrem Helden, Stefan von Szilvagi, schildert die Verfasserin einen jener glänzenden Salonlöwen, der erfolgreichen Sorten, die hinter blendender Außenseite und unerschütterlicher Gier nach Glanz und Ehren eine erschreckende innere Verlassenheit und Haltlosigkeit bergen. In seiner Gattin, der schönen, warmherzigen Maria, steht ihm eine echte Griseldis an weiblicher Hingebung und selbstvergessendem Edelmute gegenüber. Er opfert diese Perle, deren Liebe ihn zum glücklichsten Sterblichen machen könnte, wenn er sie nur zu schätzen wüßte, einer frivolen Leidenschaft. Die Ehe wird getrennt, damit Stefan die begehrte, erobernngsthätige Lisa freien kann. Aber kaum ist sie sein Weib, so wird sie auch zu seiner Geißel, und während sich an ihm die Rache unerbittlich vollzieht, findet Maria durch in des Schätzen ihres Innern, später auch an der Seite eines ihrer würdigen Mannes Ersatz für die zerstörte erste Liebe. Der der knappe Grundriß eines Romans, der mit viel Begabung und Temperament ausgeführt aufgebaut und durchgebildet ist.

— **Knapp vor Thorschluß gelangen in unsere Hände noch** allerlei weitere für den Weihnachtstisch bestimmte Bücher, aus denen wir gewöhnlich am lustigsten einige Jugendschriften hervorsuchen. Wir sorgfältig schonen und da: „Dante Blätter für Kinder" von Minna von Tautphoeus (Breslau, E. Schottlaender) entgegen! Allerhand niedliche Kinderverschen, meist liebe alle Bekannte und so recht nach dem Herzen unserer lieben Kleinen, sind hier in echt kindlich naiver Weise verbildlicht. Derselben Verfasserin und demselben Verlag danken wir auch die herzige Geschichte von „Nickes und Trudchen mit dem Gockelhahn" in farbigen Bildern und sehr ansprechenden Reimen. Auch die niedlichen Parodien „Kinder und Blumen", gedichtet und illustriert von Olga zu Eulenburg und Louise Preusser, sowie die lustigen Mädchen von Adolf Glaser mit 17 Illustrationen von Paul Wendling sind sehr schätzenswerte Gaben des gleichen Verlags. — „Was soll ich werden?" lautet die Aufschrift eines „bebilderten Bilderbuchs" von Lothar Meggendorfer mit Text von Franz Braun (München, Braun & Schneider). In naiv charakteristischen Bildern und munteren, leicht verständlichen Versen sind hier dem kindlichen Geiste die geläufigeren künstlerischen, gewerblichen, kaufmännischen und wissenschaftlichen Berufsarten nahegerückt, ihn zu rascher Auffassung über dieselben auch zu heiteren Gedanken über die eigene Berufswahl anregend. Das kann nicht leicht zu bald geschehen, denn nach wie selbstverständlich auch das Kind seine erste Wahl treffen möge, die frühe Beschäftigung mit dieser wichtigen Frage setzt immerhin den Gedanken in Thätigkeit, der zur allmählichen Klärung führt. — Ein anderes ausdrücklich für Knaben bestimmtes Buch ist „Herz" von Edmondo de Amicis, deutsch von Raimund Wülfer (Basel, Felix Schneider). Es ist die Geschichte eines Schuljahrs, im Leben eines Schülers der dritten Klasse einer italienischen Elementarschule geschildert, und hat in seiner Heimat bereits 72 Auflagen erlebt. Die Verdeutschung bei des verdienstliche Werk unserer Empfindungsweise etwas näher gerückt, ohne ihm den eigenartigen Reiz des Fremdländischen ganz zu nehmen. An die Jugend deutscher Geschlechts wenden sich „Gerta und Stunk nebst drei anderen Erzählungen für Kinder" von Amanda Ilgenstedt (Deutsche Verlag), sowie „Laßt euch erzählen!" Märchen und Geschichten für die Jugend von Dietrich Theden (Leipzig, K. Tetzlaff). Letzteres Buch ist durch farbige und schwarze Bilder von Hermann Vogel, Rich. Püttner und anderen, ersteres durch 8 Text-Illustrationen belebt. Beide enthalten anmutige Geschichten, in denen der Ton für das heranwachsende Geschlecht gut getroffen ist. — Ferner der Verlage von Karl Fr. Pfau in Leipzig entstammen die Märchen „Im Zauberlande", für die Jugend und ihre Freunde erzählt von Ernst Konstantin, mit zahlreichen Bildern und einer Karte der Nordpolarländer, in denen

Digitized by Google

einige dieser „neuesten Märchen“ spielen. — Mit dem hübschesten Leben der afrikanischen Thierwelt begegnen wir uns sind die „Märchen aus Kamerun“, erzählt von Nso Dibonde, gesammelt und aufgeschrieben von Elli Meinhof, mit 5 lebendig gezeichneten Bildern von Fritz Bergen (Straßburg, J. H. Ed. Heitz), während heimatliche Bilder und Klänge walten in den „Märchen“ von F. von Dorlingen, die mit herzlichen Textbildern von Martin Künkle bei Friede. Pfeilhüter (Berlin) erschienen sind. Ihre verklärte Poesie aber, die nicht an Raum und Zeit gebunden ist, sondern allerorten und zu allen Jahrhunderten dieselbe hehre Weise bleibt — die Liebe der Mutter zu ihrem Kinde, die Liebe des Mannes zu dem holden Mädchen, in welchem er das frische Ideal seiner jüngsten Jugendträume erblickt, durchweht mit ihrem verheißenden Zauber das Märchengedicht „Lilie“ von Frida Schanz (Richter, Emil Roth), das die innigsten Empfindungen der Menschenbrust in zarter Weise mit sinnigen Sagenduft verwebt. So haben wir in dieser formvollendeten Märchendichtung ein Werk vor uns, das ebenbürtig den verfeinertsten Geschmack zu befriedigen als im jugendlichen Herzen die Freude des Edlen und Schönen zu nähren geeignet ist. — Nicht die treulose Gemahlin des Königs Artus, sondern eine fromme, an Gemüth geadelte Dulderin ist die Heldin des von Otto Bonde (Altenburg) verfaßten ergötzlichen Gedichts „Gisenne“ von Adolf Vogler, dem jungen, talentvollen Verfasser der „Märchenlieder“ und „Wagenbrunn“, der auch hier eine schalkhafte, von Übermüthiger Laune durchsetzte Gabe bietet. Gleich ihr versetzt uns in wassenklirrende Ritterzeit Engelbert Winters epischer Gedicht: „Rudolf der Stifter in Tirol“ (Innsbruck, Wagnersche Universitäts-Buchhandlung), während „Der neue Merlin“ von Ed. Paulus (Stuttgart, Karl Krabbe) sich als ein Gedicht aus dem nächsten Jahrhundert einführt. Nicht im Sinne einer müßigen Spielerei, sondern „mit der Dichtung Sehergabe schauend in das Künftige“ geht der Verfasser daran, uns dieses Zukunftsbild unserer Bühne zu entrollen. Seine Prophetenblume sind von verhältnißmäßig wenig verheißungsvoll. Es steht in den Anfängen des nächsten Jahrhunderts in Deutschland „wieder neu die alte Zeit erwacht sein“, die alle Gefilde der glücklichen Einigung längst aufgepflügt und besäet gemacht hat; aber er sieht schließlich auch den großen Helden der Zukunft, der das zerfahrene Volk wieder einheitlich um das Banner des deutschen Reichs zu scharen weiß und so dasselbe zu dauerndem Siegesruhm führt. Diesen kühnen, einer ernsten Warnung und Mahnung gleich zu achtenden Zukunftstag zeigender Lehen die „Dichterklänge aus dem Altertum“ von Jakob Herzer (Leipziger Verlagsanstalt, Arensell & Franzke), formgewandte Uebertragungen und Nachdichtungen griechischer und römischer Poesie in deutschem Reimversen. Das gleiche Ziel, die antikisirte Poesie dem modernen Geschmack so nahe als möglich zu bringen, strebt auf gleichem Wege Johannes Korben in „Opus, Lustwalt seiner Zeit“ (Norden). Hinrichs Fürster Nachfolger, dritte Ausgabe) an, und auch er gelangt zu beachtenswerthen Ergebnissen. Unseren Damen widmet Maria Schramm-Macdonald ihr Buch: „Für Herz und Haus, Briefe an deutsche Frauen“ (Cassel, L. Ellermann). Die tröstlich und natürlich geschriebenen Briefe behandeln allerhand der Frauenwelt naheliegende Fragen in einer Weise, die überall Widerhall finden wird.

In temperamentvoller, gemeinverständlicher Art belehrt über ähnliche Fragen „Die Frau in Haus und Welt, ein praktischer und moralischer Führer für Frauen und Jungfrauen“ von Baronin Carola Elmathen (Leipzig, C. A. Koch, 2. Auflage). Mit seinem fünfzehnten Jahrgang erscheint A. Hands Damenkalender für das Jahr 1889 in gewohnter eleganter Vornehmheit mit anmuthigem Raum für tägliche Aufzeichnungen und der unterhaltenden Novelle „Ohne Falsch“ von Hildamaria, zu der das künstlerisch schöne Titelbildchen gehört. „Dem Andenken Kaiser Wilhelms des Großen“ weiht Rudolf Herzog seine „Agenda 1889“, die mit den praktischen Zweck, dem Notizen- und Rechnungswesen im Haushalt oder Geschäft zu dienen, eine Fülle schöner Erinnerungsbilder und dem Leben unseres Heldenkaisers verbindet. Eine andere praktische Gabe für Frauen und Töchter ist „Das Kleidermachen zum Selbstunterricht“ von Henriette Hötter, Direktorin der Frauenarbeitsschule zu Nürnberg (Wien, R. von Waldheim). Daß hier das erläuternde Wort durch zahlreiche Abbildungen und zusammengehörige Schnittmuster unterstützt wird, ist selbstverständlich. — Ein sehr schätzbares Nachschlagebuch: „Gestatten“, von Franz Schnyder-Weiß (München, Schreiber), möchten wir bei dieser Gelegenheit nicht übergehen. Die Geschichte des jungen Mädchens, das nach Amerika verschlagen wird und sich durch eine harte Schule zum Glück emporgearbeitet, ist mit großer Wahrheit und innigem Fühlen erzählt. Der religiöse Grundton paßt vortrefflich für diese Art von Volksbuch. — Daß die ungemein abgehalte, reich und schön illustrirte „Deutsche Kunstgeschichte“ von H. Knackfuß (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing) durch Erscheinen ihrer letzten Abtheilung nunmehr glücklich zum Abschluß gelangt ist, sei für heute noch in Kürze erwähnt. In zwei handliche Originalbände von eleganter Ausstattung gebunden, wird sie allen Freunden deutscher Kunst und ihrer bedeutsamen Entwicklungsgänge eine hochwillkommene Weihnachtsgabe sein. Aber aber aus den Schätzen, über die der deutsche Kunsthandel verfügt, das eine oder andere gediegene Blatt aufzuspüren wünscht, der findet ein trefflich zusammengestelltes illustriertes Verzeichniß besonders empfehlenswerther Kunstblätter in dem Katalog der Kunsthandlung von Amsler & Ruthardt in Berlin, zu welchem sechen die bis auf die jüngsten Erscheinungen fortgeführte zweite Auflage erschienen ist.

Astronomie.

Himmelserscheinungen im Jahre 1889.

Das Jahr zeichnet sich dadurch aus, daß zwei totale Sonnenfinsternisse stattfinden, die eine am 1. Januar, die zweite am 22. Dezember, und eine ringförmige am 27. Juni. Keine ist in Europa sichtbar, die erste im westlichen Nordamerika. Zwei totale Mondfinsternisse sind in Europa sichtbar, die erste am 16. Januar, die zweite am 12. Juli.

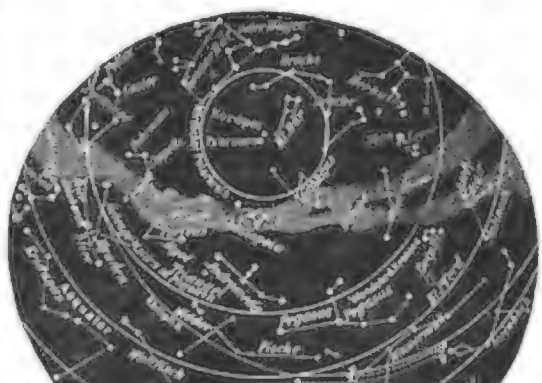
Von Sternbedeckungen ist bemerkenswerth die des Jupiter am Abend des 7. August.

Von den Planeten ist Venus Anfangs des Jahrs Abendstern, erreicht Ende März den größten Glanz, und geht dann gegen 10 Uhr unter, im April verschwindet sie in den Sonnenstrahlen, kommt im Mai als Morgenstern und erreicht als solcher den größten Glanz Anfangs Juni, bleibt dann Morgenstern bis zum Schluß des Jahrs. Mars steht Ende Mai auf abends sichtbar zu sein und erscheint von August an wieder morgens bis zum Ende des Jahrs, wo er gegen Mitternacht aufgeht. Jupiter ist Anfangs des Jahrs am Morgenhimmel aufgehend, geht einen um 5 Uhr auf, im April um Mitternacht, im Juli abends, so daß er die ganze Nacht am Himmel ist. Gegen Ende des Jahrs wird er unsichtbar. Saturn ist Anfangs des Jahrs die ganze Nacht sichtbar, geht im Mai gegen Mitternacht unter, wird im August unsichtbar und ist dann morgens am Ostsimmel aufzusuchen.

Januar 1889.

Am 1. Januar findet eine totale Sonnenfinsterniß statt, sichtbar im nördlichen großen Ozean und in Nordamerika, dem ganzen Verlauf nach nur im westlichen Nordamerika. Am 17. Januar ist bei uns sichtbar eine teilweise Verfinsterung des Monds, sie beginnt 4½ morgens, die größte Verfinsterung (⅞ des Durchmessers) findet um 6 Uhr statt, das Ende ist wegen Monduntergang unsichtbar.

Von den Planeten sind Mars und Venus abends im Westen



Sternkarte für Januar 1889.

sichtbar, sie stehen am 2. Januar einander am nächsten, Mars 1½ Monddurchmesser höher als Venus. Auf der Zeichnung, die für abends 5 Uhr gilt, ist die Bahn beider Planeten eingezeichnet, Venus geht rascher als Mars. Anfangs des Monats gehen beide gegen 7½ Uhr unter, am Ende Venus gegen 9 und Mars gegen 8 Uhr. Die Venus wird alle den ganzen Monat mehrere Stunden lang als Abendstern sichtbar sein.

Jupiter ist unsichtbar, Saturn kommt abends 7 Uhr im Anfang, 5 Uhr am Ende des Monats.

Notizblätter.

Bildende Künste.

— **Ein Zeitraum von fünf Jahren — bis Herbst 1893** — wurde dem Maler Karl Gehrts in Düsseldorf für Ausführung der Wandgemälde im Treppenhause der dortigen Kunsthalle bewilligt, nachdem ihm dieser schöne Auftrag auf Grund seiner vielversprechenden Skizzen durch einen vom Kultusminister unterzeichneten Vertrag endgiltig übertragen worden. Der Künstler hat, ehe er die Wandmalereien selbst in Angriff nimmt, noch eine Studienreise nach Italien vor, die er im Februar anzutreten gedenkt.

— **Die Berliner Akademie** hat die beiden Preise der Michael Beerschen Stiftung von je 2250 Mark folgendem jungen Künstlern zuerkannt: dem Maler Otto Marbach (geboren 1848 zu Mainz in Mecklenburg), der seine Studien auf der Münchener Akademie begonnen und in München unter Herterich und Loefftz vollendet hat, und dem Bildhauer Friedrich Hausmann (geboren 1860 zu Mainz, einem Schüler der Wiener Bildhauerschule.

Bühne.

— **Kein anderes Gebiet der Bühnenkunst kann jetzt so viel weiß erfolgreiche Novitäten aufweisen als die Operette** erobert die komische Oper und die Posse. So kommen wir auch heute wieder von mehreren Bühnen der heiteren Muse berichten, die ihre Bühnensaison günstig begonnen haben. Das Theater an der Operette „Ali-Baba“ von Charles Lecocq, der einen durchaus vornehmen Charakter und bedeutend einen prezeresken, von den Autoren des Libretto's, Danlas und Bocheau, geschickt ausgebeuteten Stoff. Es ist die Geschichte vom armen Ali-Baba, dem Holzhauer von Bagdad, der von seinem Vetter, dem reichen Cassim, aus seiner Hütte vertrieben, in den Wald geht, sich das Leben zu nehmen. Dort belauscht er das Geheimniß der vierzig Räuber in ihrer Schatzhöhle — er wird ein unermeßlich reicher Mann. Auch Cassim erfährt das Geheimniß, dringt in die Höhle ein — hat aber das Zauberwort: „Sesam, öffne dich!“ vergessen und wird in der Höhle von den Räubern überrascht. Dem Tode zu entrinnen, wird er selbst Mitglied der Bande, die nun Jagd heißet gegen Ali-Baba, den Mitwisser ihres Geheimnisses. Durch Ali Babas Morgiane werden die Anschläge der Räuber vereitelt und am Schlusse wird Morgiane Ali's Weib. Lecocq's Musik ist eine schmeichelnd und melodisch; nur selten reißt sie, weil Instrumentalien leitet, über das gewohnte Durchschnittsgeleise der Operette hinaus. — Das zweite Stück ist der dreiaktige Schwank von Alexander Bisson und Antony Mars (deutsch von Emil Neumann), „Madame Bonbard“. Das Thema mag weder einmal das tausendste Motiv der bösen Schwiegermutter hergeben, aber die Behandlung ist neu, originell und von so entschiedener Lustigkeit namentlich im zweiten und dritten Akte, daß das Publikum gar nicht aus dem Lachen herauskam. Ein näheres Eingehen auf die im Grunde genommen schauderhaft blödsinnige Handlung erlassen wir uns, denn sie ist so verwickelt wie nur möglich, denn in Verwechslungen und Verwechslungen besteht ja ihr Hauptreiz. — Neben diesen beiden Stücken französischen Ursprungs hat im Theater an der Wien auch eine deutsche Operette: „Der Liebestrank“ von Hugo Wittmann und Oskar Blumenthal, Musik von Adolf Müller, einen glänzenden Erfolg davongetragen. Die Qualität steht höher als Werke ähnlicher Art, sie ist ein gesangenes Lustspiel von fesselnder Wirkung. Die Handlung führt uns im Wagen unseres Jahrhunderts auf das Schloß eines alten Edelmannes, der sich dahin und dem Lärm der napoleonischen Aera zurückgezogen hat, um fruchtlosen Träumen nachzuhängen. Das schöne Mündelein wird auf diesen Schlosse gewaltig nachgeholfen bis auf das Spiel der Minnehöfe, die über Herzens- und Liebesfragen zu entscheiden pflegen. Politik und Liebe bringen in diese Welt ein und bringen einen legitimistischen Journalisten und eine junge Frau in Gefahr. Zum Schlusse führt die große Politik — der Sturz Napoleons — alles zu glücklichem Ende. Von seinem Liebestrank kann Graf Roger Brissac-Brac an den Hof Ludwigs XVIII. ziehen. Zu dem äußerst gruppiren, erheiternden und mit vielfach grellem Geschick aufgebauten Libretto hat Adolf Müller eine Fülle origineller Melodien erfunden. Seine Musik ist sanglich, geht ins Ohr und wird überall gern gehört werden. — Als vierte Novität heimsen Genres schließt sich an die komische Oper von B. Treibel „Der Jungbrunnen“, welche mit schlechtem Erfolg im Schauspielhause zu Frankfurt am Main ihre erste Aufführung erlebte. Der Held des Stückes ist der lustige König Jérôme von Westfalen. Die Musik ist recht gefällig und enthält annehmbare Melodien; doch ist sie nicht frei von Erinnerungen an bekannte Meister und schwingt sich im großen und ganzen nicht über den Boden der gewöhnlichen Operette mit ihren Walzerweisen und Couplets. — Endlich sei noch Erwähnung gethan des „Einzigkind“ von Johann Strauß. Text von Viktor Léon, ein Werk, das zwar keine eigentliche Novität, sondern nur vielfach umgearbeitet ist. In seiner ursprünglichen Form als Operette in einem Vorspiel und zwei Akten hatte es im vorigen Jahre im Theater an der Wien seinen Erfolg. Bei seiner diesjährigen Aufführung im deutschen Theater zu Prag war der frühere Erfolg wohl ein großer, aber die richtige animirte Stimmung konnte doch nicht aufkommen. Strauß, der unser lebhaftes Interesse als Publikum und von einem dreimaligen Auftritt des Orchesters empfangen, selbst am Dirigentenpult erschien, hat zu einem ernsten, wenig unterhaltenden Text Léons zumeist leichtere Genres komponirt, die jedoch das Publikum und die Frische seiner früheren Kompositionen nur sehr selten erreichen. Dennoch gelten auch die dargebrachten Huldigungen weder dem berühmten Walzerkönig und Komponisten der „Fledermaus“ und anderer volkstümlich gewordener Werke als dem Komponisten des „Einzigkinds“.

Gewerbe und Handel.

— **Die größte Wage der Welt** dürfte diejenige sein, welche jüngst auf dem Krupp'schen Gußstahlwerk gemacht wurde. Dieselbe hat eine Tragkraft von 100,000 Kilogramm.

— **In Rußland hat der Handel mit Vogelbälgen**, Vogelköpfen und Federn zum Schmuck der Damenhüte so großen Umfang angenommen, daß sich die Regierung genöthigt sah, dagegen einzuschreiten, um der vollständigen Ausrottung der einheimischen Vögel vorzubeugen. Bälge und Federn werden mit einem sehr hohen Ausfuhrzoll belegt und der Handel damit vom 13. März nächsten Jahres ab überhaupt verboten werden.

Sport.

— **Bei der Hofjagd in der Letzlingen-Kalbitzer Heide** fanden 7 Rothhirsche und 7 Tiere, 183 Damhirsche und 270 Tiere, sowie 160 Gamsen zur Strecke. Kaiser Wilhelm erlegte 1 Hirsch, 1 Tier, 34 Stangler, 7 Tiere und 56 Gamsen; Erzherzog Franz Ferdinand von Oesterreich-Este 2 Tiere, 41 Stangler, 43 Tiere und 41 Gamsen rc.

— **„Johnny Longtail“, der die Oelklägerischen Farben** im großen Preis von Charlottenburg auf dem dritten Platz hinter „Glückskind“ und „Freiherr“ getragen, gewann die Great Metropolitan-Steeplechase unter dem Hückstgewicht von „Sachem“, „Merry“, „Maiden“ rc.

— **Der Bau einer neuen Trabrennbahn in Berlin**, und zwar zunächst der Hindernißrennbahn von Charlottenburg, ist eine beschlossene Sache. Bekannte Mitglieder der Aristokratie und der Sportwelt stehen an der Spitze dieses Unternehmens, das stattlich die Rennbahn zu Weißensee lahmlegen soll.

— **Die Radrennmeisterschaft von Amerika** gewann der ehemalige Schüler Hendees, O'Connor, gegen John Tiemer leicht mit 10 Längen. Der jugendliche Sieger beabsichtigt nun, um die Meisterschaft der Welt zu kämpfen.

— **Ein Segelrennen wurde Ende November durch den** „Deutschen Segelverband“ nach Berlin einberufen. Es wurden allgemeine Regeln für die Wettsegeln rc. und zugleich die Termine für die nächstjährigen Regatten bestimmt.

— **Eine Serie von 1035 Carrambolé** in der gewöhnlichen französischen Partie hat A. Garnier, der bekannte Pariser Meister, in der Zeit von 50 Minuten gemacht.

Denkmäler.

— Auf Befehl der Königin von England hat der Bildhauer Böhm eine Marmorstatue Kaiser Friedrichs ausgeführt. Der verstorbene Monarch ist in Kürassieruniform dargestellt, über welche die Robe des Hosenbandordens geworfen ist. Die Hände stützt der Kaiser auf die Säbelknopf. Das Standbild wird in der St. Georgshalle in Windsor neben demjenigen des verstorbenen Königs der Belgier seinen Platz finden.

— Am Tage, da der Kaiser von Oesterreich das Jubiläum seiner vierzigjährigen Regierung feierte, wurde bei Dürnkrut, einem Städtchen an der unteren Weichsel, ein schlichtes Denkmal enthüllt zum Gedächtnis an 26 österreichische Krieger, die 1866 dort in Kriegsgefangenschaft starben. Der Obelisk, den österreichische Embleme zieren, wurde eingeweiht „als ein Zeichen des Friedens und der Versöhnung zwischen den beiden mächtigen Reichen Oesterreich und Deutschland".

Gestorben.

— Chaudens, der große Pariser Modellverleger, Chef des Hauses Chaudens Vater & Sohn, am 18. November, in Paris.

— Graf Béla Banffy, Vizepräsident des ungarischen Abgeordnetenhauses, 57 Jahre alt, am 19. November, in Budapest.

— O. F. Svenson, letzter dänischer Marineminister, als Erfinder des Aufbaues der Schiffsleiter zur Schaffung eines größern Schußfeldes für die Geschützrohre weit bekannt, am 19. November, in Kopenhagen.

— Louis Dasnoy, Professor der Rechte an der Brüsseler Universität und Advokat am obersten Kassationshofe Belgiens, einer der Mitbegründer der genannten Hochschule und einer ihrer gefeiertsten Lehrer, 76 Jahre alt, am 20. November, in Brüssel.

— Meyer, französischer Kontreadmiral, der glorreichen Anteil an den Expeditionen in der Krim, Mexiko und Tongking nahm, 63 Jahre alt, am 23. November, in Paris.

— Dr. Wilhelm Mohr, der bekannte langjährige Reiseberichterstatter der „Kölnischen Zeitung", 50 Jahre alt, am 25. November, in Oberzoyt in Schlesien.

— Jean Gumpineano, rumänischer Staatsmann, einer der hervorragendsten Persönlichkeiten der nationalliberalen Partei, zu verschiedenenmalen Minister, Gouverneur der Nationalbank in Bukarest, 46 Jahre alt, am 25. November, in Bukarest.

— Louis Billotin, berühmter deutscher Botaniker, nach Italien übergesiedelt, in allen wichtigen agrarischen Fragen als Autorität beigezogen, am 26. November, in Bellagio.

— Anne Herzogin von Sutherland, früher Oberhofmeisterin der Königin von England, 60 Jahre alt, am 26. November, in London.

— Oberst F. B. Hertenstein, der Präsident der schweizerischen Eidgenossenschaft, 53 Jahre alt, am 27. November, in Bern.

— Karl von Jagow-Rühstädt, Erbjägermeister der Kurmark Brandenburg und Rittmeister a. D., ehemals Reichstagsabgeordneter, am 28. November, auf seinem Gute Rühstädt.

— Karl von Tatarkiw, der bekannte ehemalige Direktor des Wiener Kunstvereins, Besitzer der altberühmten Herkulesbilder bei Mehadia (Ungarn), 55 Jahre alt, am 28. November, in Herkulesbad.

— Dr. Karl Lucae, ordentlicher Professor für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Marburg, 55 Jahre alt, am 30. November, in Marburg.

— von Holleben, königlich preußischer Generalmajor, Kommandant der Festung Thorn, am 30. November, in Thorn.

— Henry Koch, der erste Industrielle Lübecks, Besitzer der dortigen Schiffswerft, am 2. Dezember, in Lübeck.

— Pfarrer Dr. Franz H. Witt, der bekannte Förderer katholischer Kirchenmusik, Hauptvorsitzender des Cäcilienvereins für alle Länder deutscher Zunge, 54 Jahre alt, am 2. Dezember, in Hohenhohenhaus bei Landshut.

— Schestakow, kaiserlich russischer Vizeadmiral, Leiter des Marineministeriums, am 3. Dezember, in Genuschapel.

— Dr. Heerwagen, Königlich bayerischer Oberstudienrat, Mitglied der Reichsschulkommission und des bayrischen obersten Schulrates, 79 Jahre alt, am 5. Dezember, in Nürnberg.

— Professor Johann Hunfalvy, der bekannte ungarische Geograph, 78 Jahre alt, am 6. Dezember, in Pest.

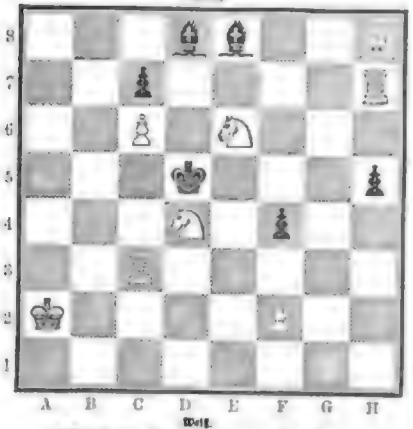
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 485.

Von R. C. Lindvall.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zug Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 483:

Weiß.	Schwarz.
1) D. B 8 — A 7.	Erdrückt steht Zugzwang ein.
2) D. A 7 n. C 5 †	1) T. E 5 n. C 5.
3) D. C 5 — C 8 Matt.	2) E 6 — E 5.
(Satz 2) . . . 1) T. E 5 — D 5, 2) D. C 5 n. D 5 † n.)	
	A)
1)	1) S. G 7 — H 8 oder — F 8.
2) S 6 — G 7	2) Beliebig.
3) L. G 8 — H 7 Matt.	
	B)
1)	1) E 4 — E 3.
2) D. A 7 — A 6	2) B. F 5 — E 4 oder beliebig anderes.
3) S. F 7 — D 6 oder D. A 6 — D 3 Matt.	
(Auf 1) . . . 1) D 4 — D 3 folgt 2) D. C 5 n. E 5 † und 3) D. A 1 — F 3 Matt.)	

Schachbriefwechsel.

Zur Aufgabe Nro. 481, Herr Hauptm. v. P. in Ludwigsburg. Ein klares Beispiel, wie raffinirt mit 1) K 7 — K 6 mittels Opferung auch fest Matt. Das Verfahren ist ein Versuch gegen die Regeln des Schachbretts; denn hierauf wäre K. A 8 in das Schach des Bauern F 8 gerückt. Nach Ihrer Lösung müßte Schwarz nach 1) D. D 1 — G 1 (in Erwartung, wie S. H 4 — G 6 folgt. — Herrn in Dresden. Die besten 2) D. G 1 — G 5 und beantworten den Zug S. H 3 n. G 5 mit 3) D. D 8 — G 5 Matt. Die Dame steht aber auf D 1. — Quäker in Crefeld. Ihr Zug 1) D. D 1 — B 3 wird durch S. H 7 — G 5 widerlegt; nämlich dann kann der nächstfolgende Zug gegen Ihre 2) D 7 — E 8 nicht gespielt. — Schachklub in Frankfurt a. O. Ihre Lösung Problem 24 Bogenmark ja recht fein, hat. Sie führt auf Umwegen auf D. D 1 — D 2 nominell Schwarz E. F 5 n. G 1 entfernt.

Herrn Dr. Bach in Heidelberg. Nro. 480—481 R. — M. in Schalowe. Nro. 475—482 R. — Schachklub in Basel. Nro. 479—482 R. gut. Ihre Aufgabe folgt, jedoch die klare und richtige Lösung: 1) S. F 4 — G 5, E 6 — E 5; 2) L. D 3 n. F 3 † L. E 4 n. F 3; 3) S. F 7 — D 6 Matt. — Ch. C. in Stuttgart. Nro. 479—482 R. — H. J. den Haag in Amsterdam. Nro. 479—481 R. — Prof. Martin Meister in Quedlinburg. Problem trefflich erfunden. Wenn Lösung ganz richtig verstanden erhalten. — Herrn J. B. in Hedwigenkoog. Nro. 479 R. — M. Steingaul in Kiliana. Nro. 482 R. — Member of Chessclub in Washington. In Nro. 482 nach 1) D 2 — C 4, D 4 — D 8; 2) D 4 — G 8, E. E 5 n. E 4 folgt 3) D. B 6 — D 6 nicht Matt, weil K. E 4 nach F 3 entweicht. — Dudley in Hamburg. Nro. 473—477 R. (Schlußaufgabe Nro. 168—Red. — M. D. in Würzburg. A. Keller in Frankfurt a. O. und Schachverein Basel. In Nro. 480 führt der Zug 1) D. B 6 — D 4 nicht zum Ziel. Ob folgendes: 1) T. E 5 — D 5 und auf 2) D. B 4 n. D 4; E 6 — E 5, wodurch Schwarz das dreizügige Matt verkürzen.

Rätsel.

Weiß bin ich viele, doch hier' ich fleiß den Wagen
Der grimmen See die Stirne kraut und frei,
Und nie fehr' ich den Rücken, kommt gezogen
Der grimme Nord zu Kampf und Streit herbei.

Doch mit dem Roß auch sag' ich um die Wette,
Steht's hin, zerfall ich am erlebten Ziel,
Mit ihrer auch trage ich die Garnitur
In schwerer Arbeit, nichts zu leichtem Spiel.

Und willst du doch in schwerem Kasten ruhen,
Laß deutsches Land und geh nach Osten fort,
An meinen Ufern fremde Weisen klingen,
Doch bin ich zwiefach noch in Süd und Nord.

Bilderrätsel.



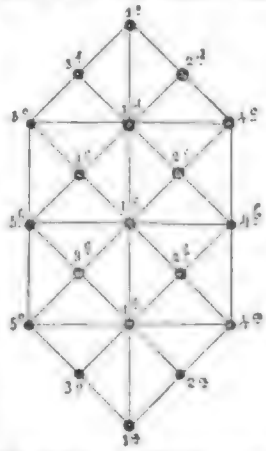
Auflösung des Bilderrätsels Seite 235:

Kartoffel in der Lücke ist ein Gesellenspiel des Herzens mit verschiedenen Sinnen.

Deutsches Kriegsspiel.

Von Aug. L. in M.

Figuren sind dem Schachspiel: 4 Angreifer, 3 Linie (weiße Bauern), 1 Erich



(schwarzer Bauer). — 1 Verteidiger (Feld) beginnt mit dem ersten Zug (beliebige Figur).

Spielregeln: 1. Die Angreifer dürfen auf schießen und senkrechten Linien nur vorwärts rücken, auf wagerechten gerade Linien mehrmals seitwärts. 2. Verlust: Figur muß geschlagen werden oder Umzingelung gilt als Zug; letztere Art darf nicht sofort wiederholt werden. 3. Die drei Figuren der Linie kommen auf 1a, 2a, 3a zu stehen; der Verteidiger auf 1). der Erich rückt später, je nach Belieben, auf 1a ein, wenn dieser Punkt frei geworden. 4. Das Eintreten des Erich auf 1a gilt als ein Zug. 5. Erich darf nur erst dann über die Linie hinaus vorrücken, wenn unbedingt nötig, um das Spiel nicht zu verlieren, aber wenn kein anderer Zug mehr möglich; in diesen beiden Fällen ist ein Zug des Angreifers = IV.

Endstellungen mit Beispielen:

I. Sieger: Linie auf 1d, 3d, 2d; Verteidiger auf 1c.
II. Patzig: Verteidiger auf 4a; Erich auf 2a; Linie auf 1b, 2b, 4b.
III. Umzingelung: Verteidiger auf 3b; Erich auf 3a; Linie auf 4a, 2b, 3b.
IV. Herrenzug I.: Verteidiger auf 3c; Erich auf 3b; Linie auf 3c, 1d, 2d.
V. Herrenzug II.: Verteidiger auf 1b; Erich auf 1a; Linie auf 2b, 3b, 4b.
VI. Zeno: Verteidiger auf 1a.





Ein zum erstenmal Fragender in Libau. Unseres Wissens wird [illegible] nicht [illegible], sondern geschäftlich [illegible]. Jedenfalls thun Sie gut, sich an den Besitzer eines derartigen größeren Betriebs zu wenden, der Sie in allen hierher gehörigen Fragen am besten beraten wird.

H. H. L. in Z. Das ist Ihnen davon vollauf! Vielleicht das dritte [illegible]

H. G. W. in Baden. Das ist unerfindlich. Dergleichen lohnt sich nur, wenn es in sehr großen Massen angefertigt wird, und Sie beziehen daher Ihren Bedarf am besten aus einer Schreibmaterialienhandlung.

Th. Theobaroff in Wien. Sehr empfehlenswert.

Paul H. in Gingen. Mit diesen Anliegen wenden Sie sich am besten an den großherzoglich badischen Landesgewerbeverein in Karlsruhe, der Sie gewiß gern und zuverlässig beraten wird.

Reisevormann in Turin. Das Buch erfüllte Ruhe und täglich mehrstündige geregelte Bewegung in freier, gesunder Luft, bei der jedoch Ueberanstrengung zu vermeiden ist.

Abonnent in Miskolcz. Wir haben Ihre Notiz vorerst unserem bewährten Korrespondenten übermittelt und kommen demnächst auf die Sache zurück.

Gemeinde M. in K—f. Aus voller Ueberzeugung. Gleichfalls, versichern wir Sie, daß „Der Bazar" französische Eleganz mit gediegener Einfachheit in seinen Modellen und Vorlagen zu verbinden weiß. Es gibt keine ausschließlich französische oder englische oder deutsche Mode — denn die Mode ist international, und die Kunst besteht eben darin, unter allen das Beste zu wählen und das Gebrauchsfähige zu verdeutschen. Diese Kunst versteht der „Bazar", und daher seine großartige Verbreitung in ca. 100 000 Exemplaren.

Th. G. in München. Wir wollen sehen, ob wir das Gedicht mit [illegible] verwenden können.

Verzweifelte Cholranle. 1) Der Gefällige, Artige. 2) Unseres Wissens des [illegible] wenigstens behauptete dasselbe lange Zeit den Ruf des [illegible]. 3) Uns unbekannt. 4) Darin wird Sie Joh. André's Musikverlag in Offenbach a. M., der die Werke dieses Komponisten herausgibt, auf solche Anfrage gewiß gern und gut beraten.

Abonnent in St. Pölten. Ihr „Zeitwahl" sagt zu wenig Neues. Daß der „Weibermut" dem Winde, dem Wellen und den Wolken gleiche, hat man schon seit Altem behauptet, ohne gerade den Beweis zu liefern, daß die Männer [illegible] um so viel beständiger sind als die Frauen. Was aber Ihren „[illegible]" betrifft, so schießt er denn doch gar zu weit neben das Ziel.

„Blondo". In Ihrer Beurteilung können wir Ihnen versichern, daß die Dame sich bis zur Stunde auf freiem Fuße befindet. Gegen Sie vielleicht die Pflicht, sie in lebenslängliche Haft zu nehmen!

Neuer Abonnent in Wolfenbüttel. Das wird die Novelle von Paul Heyse: „Das Glück von Rothenburg" sein, die im Jahrgang 1882 unserer Zeitschrift erschien, welchen Sie gebunden zum ermäßigten Preis von 5 *M.* (anstatt 12 *M.*) noch haben können. Bestellen Sie den Jahrgang unter Hinweis hierauf von der Ihrer Buchhandlung. Ein Verzeichnis sämtlicher Bücher im Preis ermäßigten Jahrgänge unserer Zeitschriften kann Ihnen diese auch besorgen, auf Wunsch liefert Ihnen ein solches auch unsere Verlagshandlung direkt, wenn Sie Ihre Adresse genau angeben.

O. von L. in Riga. Ihre „Lichtstellen" gemahnen zu sehr an schon bekannte Klänge. Das gilt namentlich von dem „Warum", während das andere Gedicht verschiedene Lücken und Mängel der Form aufweist, wie zum Beispiel den sehr unreinen Reim „offenbaren" und „erfahren".

Wegewarte. Die uns Sendung ist leider geeignet.

Richtige Lösungen sandten ein: Eroberungl in Hamburg. Adolf von Treskow in Carrard. „Anna la Villa". Marie Gaßlermeyer in Hannover. Jeleta Deppenet in Lausanne. Meryl Kornmeyer in Fort Lloyd England. Marie Landers in Görlitz. G. Bell, Schuster, Lehrer in Leckendorf, Eduard Blegen (?). M. P. in Aug. Blond. W... e G.....r in Nürnberg. Ewald Mörs in Eltern. O. L. in D. Pinneis Pfost in Prag. Paula Böttner in Neuhagen auf Pente Kura. „Vers" in Graz. Otto N. in St. Petersburg. Annerose J. B. in St. Louis. Anna Huber in Hall. Fr. Hilr. Heldberg-Altenburg in Zürich (?). J. Pal in Gerolzhofen. Karl Haubrenner in Meg. Jos. L. Scappel in Hamburg. O. Spede in Ca [illegible]. Wilden, Postassistent in Dresden. Fr. K. Deutschebier, Schornsteinfe Eckenz. Fritz Cadermer in Altona i. W. Alice Kaye in Hamburg. Dorowner von S—t in Wien. Pastor W. in D. Anna Mag in Speyer. Emma Bursch in Hannover. Georg Liebenwich, stud. comm. in Tokio.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 11);
Budapest: Moritz Hecht (V. Ucza Jarosgasse 1);
München: Fritz Schwarz, Redakteur der „Kunst für Alle" (Kaulbachstr. 22).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Jakobs Weihnachten, eine Erzählung von Max Lav. Schlich. — Ein fürstliches Brautpaar. — Wiener Tagebuchblätter, von Armin [illegible]. — Herzog Friedrich von Mecklenburg in seiner Bildergalerie, von [illegible]. — Johann Heinrich Danneckers und das ihm errichtete Denkmal, von Otto Baisch. — Israel Hoetzmal, ein Roman aus Russisch-Polen von Marco Brociner, Fortsetzung. — Rede, von Johanna von Sydow, Schluß. — Aus dem Musikleben der Gegenwart, von Heinrich Ehrlich. — Die Porta Westfalica. — Winterbilder vom Lande, von A. K. — Unser Jubiläum, von Gustav Karpeles. — Litteratur. — Chronometer: Himmelserscheinungen im Jahre 1889; Januar 1889. — Notizblätter. — Schach. — Deutsches Kriegsspiel, von Arz. A. bis U. — Auflösung des Bilderrätsels Seite 250. — Rätsel. — Bilderrätsel. — Briefmappe.

Illustrationen: Jakobs Weihnachten, mit vier Originalzeichnungen von Theodor Weber. — Prinzessin Alexandra von Griechenland und Großfürst Paul von Rußland. — Herzog Friedrich von Mecklenburg in seiner Bildergalerie, Gemälde von Heinz Grosch. — Das neue Dannecker-Denkmal in Stuttgart von Ernst Curfeß. — Ariadne von J. H. Dannecker. — Ringergruppe von J. H. Dannecker. — Die Porta Westfalica. Originalzeichnung von A. Schäfer. — Rede: drei Zeichnungen. — Winterbilder vom Lande, Originalzeichnung von A. Kögler. — Zu unser Jubiläum: Der Festsaal des Kirnacheh.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Friedrich Theod. Vischers Gedichte in neuer Auflage!

Demnächst wird erscheinen:

Lyrische Gänge.

Von

Friedrich Theod. Vischer.

Zweite, aus dem Nachlasse des Verfassers vermehrte Auflage.

Elegant geheftet Preis *M.* 6. —; fein gebunden in ganz Leinwand mit Goldschnitt und reicher Prägung *M.* 7. 50.

In den „Lyrischen Gängen" herrscht eine solche Mannigfaltigkeit der Stimmung, ein so steter Wechsel der Motive, daß sich bei der Lektüre unserem verwunderten Blicken immer ein neues, reizvolles, eigenartiges Bild enthüllt. Bald spielt Vischer auf dem ganzen Register des Sarkasmus und der Ironie, bald schlägt er Accorde an voll tiefsten, erhabensten Naturgefühls, bald singt er milde, leidenschaftsdurchglühte Melodien. Die „Lyrischen Gänge" Friedrich Theodor Vischers sind ein Dichterwerk großen Stiles, denn sie sind der Ausfluß einer großen Seele.

Deutsches Montagsblatt, Berlin.

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 *M.* 50 ₰ Reichswährung.

N. L. Chrestensen,
Erfurt,

Königlich Preuß. Hoflieferant.

[illegible] Cotillon-, Ball- und Karneval-Artikel in großartigster Auswahl [illegible]. Cotillon-Orden, [illegible]. Cotillon-Bouquets [illegible]. — Cotillon-Bouquets [illegible]. — Cotillon-Touren, [illegible] Tänze. Konfpapiere, Fächer, Attrapen, Schneebälle, Kopfbedeckungen billigst.

Illustrierte Preiskataloge gratis und franko.

Guter Rat ist Goldes wert!

Die [illegible] Krankheiten [illegible] Buch „Der Krankenfreund". In demselben wird eine Anzahl der [illegible] beschrieben und [illegible], daß nur ein einfaches Hausmittel genügen, um selbst eine veraltete Krankheit in kurzer Zeit geheilt zu haben. [illegible] Richters Verlags-Anstalt in Leipzig [illegible] „Krankenfreund" zu verlangen, deren Zusendung kostenlos erfolgt.

40,000 Auflage!
Der praktische Ratgeber im Obst- und Gartenbau
[illegible] erscheint [illegible] Sonntag. — Preis vierteljährlich eine Mark.
Probenummern [illegible] Hofbuchdruckerei Trowitzsch & Sohn, Frankfurt Oder.

101 NEUE FABELN
Herausgegeben von Heinz Schaal.
Illustriert von Fedor Flinzer.
Gebunden 6 Mark.

EIN MANN, EIN WORT.
Geschichte eines deutschen Ritters aus den Kreuzzügen. Von G. Waitz-Wilker.
Illustriert von Hermann Vogel.
Gebunden 6 Mark.

Ausführl. Katalog mit Probe-[illegible] gratis u. franko durch jede Buchhandlung sowie durch die Verlagshandlung Ambrosius Abel in Leipzig, [illegible].

ADELFELS:

„Das Lexikon der feinen Sitte", soeben erschienen, erteilt in der praktischen Form alphabetisch geordneter, selbständig in sich abgeschlossener Artikel auf viele hundert Fragen des gesellschaftlichen Umgangs, der feinen Lebensart und guten Sitte, des Anstands u. der Sittlichkeit, rasch u. präzis Antwort u. Rat. Preis brosch. *M.* 3.60, in Geschenken eleg. gebd. *M.* 4.50.
Verlag von Levy & Müller in Stuttgart.



Unter den großen politischen Zeitungen Deutschlands nimmt das „Berliner Tageblatt" einen der ersten Plätze ein. Die hervorragenden Leistungen des „Berliner Tageblatt" in Bezug auf **rasche und zuverlässige Nachrichten** über alle wichtigen Ereignisse, durch umfassende besondere Drahtberichte hiezu an allen Weltplätzen angestellten eigenen Korrespondenten werden allgemein [illegible] anerkannt. In einer besonderen **vollständigen Handels-Zeitung** wahrt das „Berliner Tageblatt" die Interessen des Publikums, wie diejenigen des Handels und der Industrie durch unparteiische und [illegible] Beurteilung. In den

Theaterfeuilletons von Dr. Paul Lindau

werden die Aufführungen der bedeutenden Berliner Theater einer eingehenden Beurteilung gewürdigt, während in der **Montags-Ausgabe** des „Berliner Tageblatt" „**Zeitgeist**" sich die ersten Schriftsteller mit [illegible]. Das illustrirte Witzblatt „**ULK**" [illegible] **zahlreichen vorzüglichen Illustrationen**, [illegible]. Die „**Deutsche Lesehalle**" bringt [illegible] Erzählungen sowie Aufsätze belehrenden [illegible]. Eine besondere Rubrik für Schach, Rätsel, Skat-Aufgaben u. [illegible] der Belehrung und Unterhaltung. Die „Mitteilungen über **Landwirtschaft, Gartenbau und Hauswirtschaft**", von fachkundiger Hand geleitet, [illegible] Haus und Hof. [illegible]

Berliner Tageblatt

[illegible] Mitarbeiterschaft gediegener Fachschriftsteller [illegible] in Litteratur, Kunst, Astronomie, Chemie, Technologie und [illegible] erscheinen im „Berliner Tageblatt" regelmäßig **wertvolle Original-Feuilletons**, welche vom gebildeten Publikum besonders geschätzt werden. Das B. T. bringt **ausführliche Parlamentsberichte**, bei wichtigen Sitzungen in einer Extra-Ausgabe, welche noch mit den Nachtzügen versandt werden. [illegible] Lotterie, sowie Offizielle [illegible] Verlosungen. [illegible] und Militärbeamten, Gerichtsverhandlungen, [illegible] und mannigfaltige Tages-Neuigkeiten aus der Reichshauptstadt und den Provinzen. [illegible] Im täglichen Roman-Feuilleton des nächsten Quartals erscheint ein neuer zeitgeschichtlicher Roman von

Friedr. Spielhagen: „Ein neuer Pharao",

ein Werk, das in einer [illegible] Dichtung die politische wie gesellschaftliche Entwicklung Deutschlands mit unerbittlicher Schärfe darstellt und wohl noch eine reizvolle Lektüre für Männer gewährt.

Man abonnirt auf das täglich 2mal in einer Abend- und Morgen-Ausgabe erscheinende „**Berliner Tageblatt und Handelszeitung**" bei allen Postanstalten des Deutschen Reiches für alle 3 Blätter zusammen für 5 Mk. 25 Pf. vierteljährlich. **Probe-Nummern gratis und franko.**

☞ **ca. 70 Tausend Abonnenten!!**

Ein reizendes Weihnachtsgeschenk!



Pasta Mack
in eleganten Cartons
prämiirt mit der Goldenen Medaille [illegible] Ausstellung zu [illegible] ist ein vortreffliches Präparat zur Herstellung eines höchst angenehmen, gesunden u. erfrischenden Toilette- und Badewassers von herrlichem Wohlgeruch.
Alleiniger Fabrikant und Erfinder
Hch. Mack in Ulm a. D.
Zu haben in allen Parfümerie-Geschäften.
General-Depot für Deutschland:
F. Wolff & Sohn, Karlsruhe.

Gegen monatliche Zahlung von nur 5 M.: Brockhaus' Conversations-Lexikon, Neueste Auflage durch Wilh. Kulicke & Co., Berlin S.W. Wilhelmstr. 135.

Täglich 2 Ausgaben — Morgenblatt und Vorabendblatt.

Täglich 2 Ausgaben
zusammen durchschnittlich 16 Seiten groß Folio-Format.

63,000 Abonnenten.

nur Mk. **2.50** pro Quartal bei allen Postanstalten.

Münchner Neueste Nachrichten

Münchner Anzeiger, Volkswirthschaftliche, Alpine & Sport-Zeitung.

Reicher politischer Inhalt.
Tendenz: liberal u. deutschnational.
Gediegenes Feuilleton.
Wissenschaftliche Rundschau.

Große Vielseitigkeit und Uebersichtlichkeit
Münchner Specialitäten.



Umfassende telegraphische Berichterstattung. Eigene, gut unterrichtete Correspondenten an allen Hauptplätzen Europas. Berichte über Kunst, Musik, Literatur und Theater. Schachzeitung. — Humoristisches, Räthsel- und Scherz-Aufgaben.

Einzig dastehende Massenverbreitung in Süd- u. Mitteldeutschland.

Durch die günstigen [illegible] Verhältnisse Münchens als Centra[illegible]punktes directer Hauptlinien nach Württemberg, den thüringischen Staaten, überhaupt nach ganz Mittel- und Norddeutschland, nach Oesterreich, der Schweiz und Italien sind die „Münchner Neuesten Nachrichten" in der erfreulichen Lage, durch ihr täglich 2maliges Erscheinen die wichtigsten Tagesereignisse **sofort** nach allen Richtungen hin zu verbreiten.

Hervorragendstes und billigstes Insertionsorgan von anerkannter Wirksamkeit.

Die 8spaltige Colonelzeile bei einer Auflage von 63,000 Exemplaren **nur 25 Pf.**

Druck und Verlag der Buch- und Kunstdruckerei von Knorr & Hirth.

Abonnement für Januar, Februar u. März 1889 (150 Nummern) nur Mk. 2.50
bei allen Postanstalten.

63,000 Abonnenten 63,000

Praktischer Wegweiser
bei Auswahl klassischer und moderner Musik, sowie musikalischer Schriften:

Breitkopf & Härtel's
Katalog gebundener Musikwerke
eigenen und fremden Verlages.
Gratis durch alle Buch- und Musikalienhandlungen.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist in neuer Auflage erschienen:

Ein halbes Jahrhundert.

Erinnerungen und Aufzeichnungen
von
Adolf Friedrich Graf von Schack.
Mit dem Portrait des Verfassers.
Zweite, durchgesehene Auflage.
3 Bände. Preis geheftet 15 Mark; fein gebunden 18 Mark.

[illegible]

Westermanns Monatshefte.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Kranken-Fahrstühle
für [illegible] Schlaf- u. Ruhesessel, Universal-Trag- u. Zimmerrollstühle [illegible] Kopfkiss., Betttische etc. [illegible]
[illegible] Mähler & Co., [illegible]





Glas-Schreibfedern
2 Stück-Proben für M. 1.40. Briefmarken
von GUSTAV PICKHARDT in BONN.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig:

Lose Blätter.
Dichtungen von Arthur Pfungst
[illegible]

Die Leuchte Asiens.
Von
Edwin Arnold.
Deutsch von Dr. Arthur Pfungst.
[illegible]

[illegible]

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Soeben erschien folgende hervorragende Neuigkeit.

Von der Wiege bis zum Grabe.

Ein Cyklus von 16 Fantasiestücken für Klavier zu 2 und 4 Händen
Von Karl Reinecke, op. 202.

Inhalt:	Preis: 2h.	4h.		2h.	4h.
1) Kindesträume	ℳ 1,—	1,30	9) Dem Hause Weihe	ℳ 1,—	1,30
2) Spiel und Tanz	1,—	1,30	10) Stilles Glück	—,80	1,—
3) In Grossmütterchens Stübchen	1,—	1,30	11) Trübe Tage	[illegible]	1
4) [illegible]	[illegible]	[illegible]	12) Trost	[illegible]	1
5) [illegible]	—,80	1,—	13) [illegible]	[illegible]	1
6) Hinaus in die Welt	—,90	1,30	14) Im Silberkranze	—,80	1,—
7) „[illegible] die Liebe wacht"	—,60	1	15) Abendroth	—,80	1,—
8) Hochzeitszug	—,60	1,—	16) Ad astra	—,80	1,—

[illegible] komplett [illegible] ℳ, eleg. geb. 6 ℳ
4händ. kompl. 2 Hefte à 4 ℳ, eleg. geb. 10 ℳ
Verbindender Text gratis.

Ich empfehle diese hinreissend [illegible] Werke unseres berühmten Meisters Prof. Dr. Karl Reinecke allen Musik[illegible] für jede Familie [illegible] lang und Alt.
Zu beziehen durch jede Buch- u. Musikhandlung oder direkt franko vom Verleger
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig, Querstrasse 26 & 28.

Nebelbilder und Apparate,
[illegible] für Händler. Illustrirte Preiscourante gratis und franko. W. Hagmann, Berlin SO., [illegible]

[illegible]

In der Edition Peters erschienen neue Klavierstücke und Lieder von

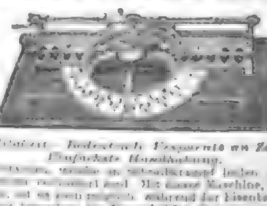
Grieg.

Solide Buckskins,
das Meter von M. 3.50 ab, versendet nur an Private. Muster frei.
Bruno Prenzel, Cottbus.

„Boston-"
Schreib-Maschine.

D. R. P. 11127.

Nützlichstes Weihnachts-Geschenk.



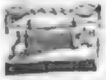
Nützlichstes Weihnachts-Geschenk.

[illegible] Ersparnis an Zeit und Geld. Einfachste Handhabung.

[illegible] Mit dieser Maschine, welche man überall [illegible] während der Eisenbahnfahrt zu arbeiten, [illegible] Geschäfts-[illegible]

Preis 60 Mark.
Man verlange Prospekt, Schriftproben u. Anerkennungsschreiben von dem General-Vertreter
Hermann Hurwitz & Co., Berlin C.,
Klosterstrasse 49.

Kürschners
Quart-Lexikon
Vollständiges Universallexikon-Lexikon
in 1 Band

Elektrisirmaschinen,

Induktions-Apparate, Telegraphen, elektr. Glocken, galvanische Elemente, isol. Kupferdraht, elektr. Motoren en gros und en detail.
Preisliste gratis.
Gebr. Mittelstrass, Magdeburg,
Hoflieferant Sr. Maj. d. Kaisers.

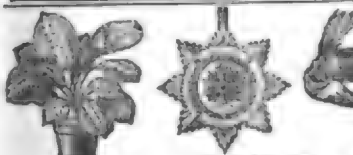
Bandoneons, ... Gebrüder Wolff, ... Wiesbaden.

Buckskins, ...

Emil Mühlenpfordt, Hamburg.

INSTRUMENTENMACHERN
REINIGER, GEBBERT & SCHALL, ERLANGEN I. B.
Universitäts-Mechaniker.

LUFTPRÜFER
REINIGER, GEBBERT & SCHALL, ERLANGEN I. B.
Universitäts-Mechaniker.
Haupt-Katalog 60 Beil. 930 Abbildung.



Die Fabrik von
Gelbke & Benedictus, Dresden,
empfiehlt in reichster Auswahl:
Cotillon- und Carneval-
Gegenstände, ... Kopfbedeckungen, ... Cotillontouren, ... Knallbonbons, ... Masken, Perücken, Saaldekorationen, ... Mirlitphones u. s. w.
spiele, Christbaumschmuck, Papierlaternen.
Künstliche Pflanzen
u. Gefässe dafür in Majolica, Holz, Messing etc.
... Preisbücher Saison 1898 gratis und franco.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Ein neuer Roman von Georg Ebers.

Soeben ist erschienen

Die Gred.

Roman aus dem alten Nürnberg

von

Georg Ebers.

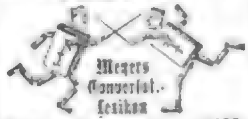
2 Bände. Preis geheftet in illustriertem Umschlag 10 Mark; in feinstem Original-Einband 12 Mark.

[illegible]

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Die reichhaltigste aller Moden-Zeitungen
ist die Illustrirte Frauen-Zeitung.
Dieselbe bringt jährlich 24 Moden- und 24 Unterhaltungs-Nummern mit 28 Beiblättern, so daß ohne Unterbrechung regelmäßig wöchentlich eine Nummer erscheint (für Oesterreich-Ungarn der Stempelsteuer wegen alle 14 Tage eine Doppel-Nummer). Die Moden-Nummern sind der „Modenwelt“ gleich, welche mit ihrem Inhalte von jährlich über 2000 Abbildungen samt Text weitaus mehr bietet als irgend ein anderes Modenblatt. Jährlich 12 Beilagen geben an Schnittmustern zur Selbstanfertigung der Garderobe für Damen und Kinder wie der Leibwäsche überhaupt genügend für den ausgedehntesten Bedarf. — Das Unterhaltungsblatt bringt außer Novellen, einem vielseitigen Feuilleton und Briefen über das ... Leben in den Großstädten und Bädern regelmäßige Mitteilungen aus der Frauenwelt, Kunstgewerbliches, Wirtschaftliches, Gärtnerei und Briefmappe, sodann viele künstlerisch ausgeführte Illustrationen und an Moden endlich noch Folgendes: jährlich über 50 Artikel mit über 250 Abbildungen, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Musterblätter für künstlerische Handarbeiten und 8 Extra-Blätter mit vielen Illustrationen, so daß die Zahl der letzteren an 3000 jährlich heranreicht. Kein anderes illustrirtes Blatt überhaupt, innerhalb oder außerhalb Deutschlands, kann nur entfernt diese Zahl aufweisen; dabei beträgt der vierteljährliche Abonnements-Preis nur 2 M. 50 Pf. — Die „Große Ausgabe mit allen Kupfern“ bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beigaben, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. (in Oesterreich-Ungarn nach Kurs).
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franko durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Straße 38, Wien I, Operngasse 3.

Aus meiner Jugendzeit.
Für groß und klein Leute erzählt von Friedrich Polack.
Preis geb. M. 1.00.
... Wittenberg.


Meyers Konversat.-Lexikon
... 10 Bände, elegant gebunden, à 10 Mark. ...
F. Holms Militärbuchhandlg., ...

Der Dilettant.
... Hey & Widmayers Verlag in München.

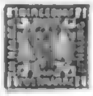
BUCHHALTER

C. L. Flemming
Globenstein b. Schwarzenberg i. S.

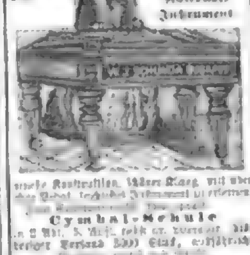
Ziegenbockwagen, Kinderschlitten, Weihnachtsgeschenke f. Kinder u. Erwachsene. ...

Corsets
RFC

À LA PRINCESSE
Garantie fischbeinstarke moderne Façons.
Jedes Corset trägt den Stempel „RFC à la Princesse.“
Engros & Export nur durch die Corsetfabrik von
Rosenthal, Fleischer & Cie.
Goeppingen Württemberg | London 31 Lolton Wall.

Neueste illustrirte Briefmarken-Albums

zu 75 Pf., 1, 1½, 5, 6, 7, 7½, 9, 9, 13 und 27 M.
Echte Briefmarken billigst. Preiscourant gratis. Katalog 1898 75 Pf.
zu beziehen durch
und alle Buchhandlungen.
Alwin Zschiesche,
Leipzig und Naumburg a. d. S.

PATENTE besorgen
J. Brandt & G. W. v. Nawrocki
BERLIN, W.
78. Friedrichstrasse 78.

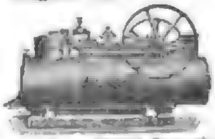
Neu Cymbal

ungarisches National-Instrument.
... Cymbal-Schule ...
W. J. Schunda,
... Budapest.

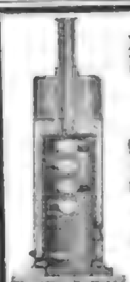
BUCHFÜHRUNG

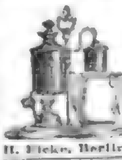
Das Vogtl. Versandt-Haus ...


Anerkannt bestes Putzmittel der Welt. Man achte genau auf Firma u. Schutzmarke!

Chem. Tinten ...

Garrett Smith & Co.,
Magdeburg-Buckau.

Locomobilen, ...
Westinghouse Dampfmaschinen, ...
Dampfkessel, ...
Garrett Smith & Co.

Vertikale Dampfkessel

mit geschweißter Feuerbüchse
halten auf Lager
Menck & Hambrock,
Ottensen bei Altona.

Fickes
selbstthätige Patent-Kaffee-Maschine.

H. Ficke, Berlin W., ...

Leinen, Tischzeuge.
Baumwollenwaaren.
Herren-, Damen- u. Kinder-Wäsche.
Ganz bedeutendes
Bettenlager.
Meissner & Sohn
Hamburg.
Verkauf gegen baar zu ungemein billigen Preisen
Proben versenden wir umgehend franco.

Van Houten's Cacao.

Bester — Im Gebrauch billigster.

Ueberall zu haben in Büchsen à
Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

PEGLI

Winterkurort bei Genua.

GRAND HOTEL & de la MÉDITERRANÉE.

Hôtel Bürgenstock bei Luzern.
Hôtel de l'Europe in Luzern.
Besitzer: Hucher-Durrer.

Französische ungegypste Natur-Weine
von
Oswald Nier
Hauptgeschäft
BERLIN

Epilepsie (Fallsucht)

Scherings
CHINA-WEINE
rein und mit Eisen.
Nervenschwäche, Bleichsucht
Rekonvaleszenten
Scherings Grüne Apotheke,
Berlin N.

Nizza.
Hôtel d'Angleterre I. Ranges, südlich am Botanischen Garten gelegen, mit Aussicht auf das Mittelländische Meer. Neu eingerichtet und vergrößert. Dependance. Personenaufzug. Deutscher u. schweiz. Offizierstisch. Deutscher Wirt und deutsche Bedienung.
Steinbrück, Besitzer.



Die Chocolade Suchard zeichnet sich durch vorzügliche Qualität bei mässigem Preise aus und ist überall zu haben.

Bautech.
Briefl. Unterricht.

Bitte.

Prin's-Caffee-Versand.

Armour & Co.'s

Kurbedürftige erhalten gratis u. frko. d. Prospekt
Kuranstalt Braunthal-München.

Spezial-Heilanstalt für
Morphiumkranke
Dr. med. Capol. Schmidt, Wiesbaden.

Zurückgeblieb. schwächl. oder z. Eltern
Pflege, sorgf. Erzieh. u. Kontrolle. Prosp.
Dr. H. Büchler, Rastatt.

Erziehungsanstalt zu Neilhan

Petroleum-Motoren

A. v. Wurstemberger & Co., München.

Universal-Knet- u. Mischmaschinen
Werner & Pfleiderer,
Cannstatt u. London.

Professor Dr. Liebers
Nerven-Elixir.
Central-Depot M. Schulz, Hannover.

Schladitz & Bernhardt,
Dresden,
Stahlpanzer-Geldschränke

Feine Harzer
Kanarienvögel!
H. Matormand,
Clausthal, Oberharz.

PATENTE
RICHARD LUDERS,
Görlitz.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

In sechster, vermehrter Auflage ist erschienen:

Gedichte
von
Adolf Friedrich Graf von Schack.

Inhalt: I. Aus allen Zonen. — II. Lieder, Gesänge und Sprüche.
III. Romanzen und Balladen. — IV. Vermischte Gedichte.

Preis elegant geheftet 4 Mark 50 Pf.; fein gebunden 6 Mark.

Bouillon-Extracte
MAGGI
Feine Suppenmehle

ROWLANDS'
MACASSAR OIL
ODONTO,

Festgeschenke.
Badische Weine
Tisch- & Tafelweine.
J. F. MENZER,
Neckargemünd.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Über Land und Meer.

№ 13.

61. Band.
Einundsechzigster Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3, 50.

Die scharfe Ecke.

Eine
schweizerische Lebensmorgengeschichte
von
H. Rosenthal-Bonin.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Jungfer Susanne Rechsteiner befand sich in einer eigentümlich schwermütig-bänglichen Stimmung, und das war um so auffallender, da Susanne ein überaus heiteres, fröhliches Geschöpf war, und um so sonderbarer, weil dies Mädchen die nicht unbegründete Ahnung hatte, daß heute mit Schluß des alten Jahres und Beginn des neuen ihr Versprechen und ihre Verlobung mit Josef Künzel, dem reichsten und angesehensten unter den jüngeren Bürgern von Tiefenmyl, gefeiert werden sollte.

Es war Vormittag, als sie eben aus dem Haus trat und auf der von Schnee eingefegten Schwelle unter dem kleinen roten Schutzdache Halt machte. Das Haus stand an einem etwas hohen Rain, und unter ihr lag das weitgestreckte Dorf mit seinen stattlichen, wohlhäbig aussehenden Häusern tief im Schnee. Der Rauch stieg aus den Schornsteinen bräunlichrötlich in dünnen Wirbeln kerzengerade zum blaßblauen Himmel auf, aus kalt silberweiß schimmerndem, flimmerndem Dunst hob sich wie eine ungeheure Mauer, welche die Welt abschloß, beinahe mit dem Fuß das Dorf berührend, in unheimlich still erhabener Majestät



Des Friedensengels Neujahrsgruß.

Nach einem lebenden Bilde aufgenommen von Professor Karl Koller, k. k. Hofphotograph in Budapest.

das mit Eis und Schnee überhäufte Felsgebiet des Säntis und Hohenkasten. Das Mädchen warf einen Blick auf die grandiose Stille und feierliche Eispracht dieses letzten Dezembertages, schaute prüfend zum Himmel und dann auf ein großes, viereckiges Steinhaus in ihrer Nachbarschaft; es gehörte Josef Künzel — dann schweifte ihr Blick für den Moment noch zu einem andern, kleinern, aber ähnlich alten Hause drüben hinüber, wo das Thal sich hebt, und kehrte mit nachdenklichem Ausdruck zu dem ersten Gebäude zurück. Dort regte sich nichts, aus dem andern jedoch trat ein hochgewachsener, stark gebauter, blondhaariger junger Mann und grüßte mit Handwinken hinüber.

Susanne erwiderte flüchtig nickend den Gruß und ging schnell in das Haus zurück.

Dort traf sie ihren Vormund, der, die Bibermütze auf dem Kopf und die lange Pfeife im Mund, auf sie zukam. Er trug seinen dicken blauen Straßenrock und wollte wohl einen kleinen Ausgang machen.

„Du hast nach dem Wetter gesehen, Susanne?“ sprach er seine Mündel an. „Es bleibt gut, es gibt keinen Schnee — ihr werdet eine schöne Schlittenfahrt haben — ich möchte eben einmal zu Josef gehen.“

„Es ist drüben alles still,“ äußerte Susanne.

„Er ist aber doch zu Hause — er erwartet mich,“ versetzte Herr Huber und warf einen eigentümlich pfiffig lächelnden Blick auf das Mädchen.

Susanne lächelte auch und ging etwas verschämt in das Zimmer, während Herr Huber sich auf die Straße hinaus begab.

Susanne, die ewig geschäftige, zog die blütenweißen Gardinen an den kleinen Fenstern — vier waren dicht in einer Reihe und gewährten so dem Tageslicht vollen Eingang in das peinlich saubere Zimmer — auseinander, rückte den runden Stickrahmen ans Licht und gebrauchte emsig die Nadel. Aber seltsam, ihre Hand zitterte; sie war heute sehr unruhig, ihr Herz pochte, es fehlte ihr, der Urgesunden, an Luft, sie zwang sich noch ein Weilchen zum Weiterarbeiten, dann schob sie den Rahmen fort, stand auf und ging im Zimmer umher.

Heute sollte es sich entscheiden; heute, dann sie, heute wollte sie ihr Jawort dem Manne geben, der ihr von Jugend auf bekannt, dem sie ihr Vormund versprochen, dem reichsten Mann im Dorf — das wußte sie jetzt ja schon lange, weshalb beunruhigte die Entscheidung sie denn so? Sie hatte ja freiwillig ihre Zustimmung dem Vormunde gegeben, es zwang sie nichts, jenen Mann zu nehmen, sie war ihm nicht ungünstig gesinnt — es war eine brillante Partie, um welche sie der ganze Kanton — denn der ganze Kanton kannte den jungen Künzel — heftig beneidete; freilich, besonders leidenschaftliche Zuneigung für ihn hatte sie nicht — aber besaß sie denn mehr für einen andern? So gingen ihre Gedanken, und wieder schweifte ihr Blick zu jenem kleinern alten Hause an der andern Straße am Fuße des ungeheuren Eis- und Schneegebirges, über welchem jetzt die Sonne wie eine große hellgoldene Kugel stand, die scharfen Grate und Spitzen des Eises weißglühend erleuchtend. Sie liebte ja keinen andern mehr, sagte sie sich nachdenklich, sie war im heiratsfähigen Alter, ihre Eltern, die jetzt seit fünf Jahren tot, ihr Vormund hatte diese Heirat gewünscht — dieser sah die Heirat für ein außerordentliches Glück an, alle anderen, die sie kannten, waren derselben Ansicht — weshalb legte sich denn ein unerklärliches Gefühl von Schwere und Bangen beinahe auf ihre Brust, machte sie aufgeregt und zittern?

Susanne erinnerte sich ihrer Freundin Bertha — als diese Braut wurde, warf sie sich vor Freude weinend und schluchzend an ihre Brust — warum würde sie das nicht können — weshalb hatte sie kein freudiges Gefühl — was hatte das zu bedeuten, daß ihr ganz anders, fast traurig zu Mute war? ... Ihr Blick fiel durch das Fenster unwillkürlich wieder zu dem kleinen alten Hause, und sie sah jetzt seltsamerweise den ihr Bestimmten dort aus der Hausthür kommen.

Wie klein und unbedeutend, wie knabenhaft der Mann aussah in seiner Pelzmütze und dem eng zugeknöpften Rock und den Riesenpelzhandschuhen! Was hatte er denn dort bei den Studerus zu thun? Die Leute standen zu ihm ja nicht besonders gut. Schon als Künzels Vater noch lebte, hatten die Familien Streitigkeiten, und seit der alte Künzel gestorben — das war jetzt ein und ein halbes Jahr — hatte Josef, der Sohn, gar keinen Verkehr mit jenen gehabt — aus welchem Grunde machte er heute einen Besuch dort?

Susanne folgte Josef mit den Augen, sah ihn den festgetretenen, schmalen Schneeweg zur Thalmühle, wo die Hauptstraße sich entlang zog und ein Bach unter Eis und Schnee dumpf murmelnd rieselte, hinabstampfen und dann zu seiner Besitzung langsam emporsteigen; von dort her kam ihm ihr Vormund entgegen. Die beiden Männer trafen sich, begrüßten einander mit Handschlag und gingen dann gemeinsam dem großen Künzelschen Stallhause zu.

Susanne blieb in der Mitte des Zimmers stehen und sah durch die kleinen Fenster in die flimmernde, sonnenerleuchtete Schneeluft hinaus. Ihr Gesicht war ernst und die feine Röte, welche es sonst überhauchte, daraus entwichen.

Susanne Rechsteiner war ein ungewöhnlich schönes Mädchen; groß, von wunderbarem Ebenmaß und herrlicher Fülle der Gestalt, war sie gewandt und biegsam, schlank und jungfräulich frisch in ihrer ganzen Erscheinung. Ihr Gesicht, ein Madonnenoval mit feinem, vollem Munde, sanft abfallender Nase und tiefblickenden, großen hellbraunen Augen; eine edelgeformte Stirn rahmten dunkelbraune, enganliegende Haare ein. Ihr ganzes Wesen atmete Gesundheit und Kraft, und dennoch hatte sie etwas Feines, Aristokratisches sowohl in ihren Zügen wie in ihrem Auftreten. Sie stammte aus einer Pfarrerfamilie, deren Vorväter Mitarbeiter Ulrich Zwinglis waren und seit Jahrhunderten zu den angesehensten Geistlichen des Kantons gehörten.

Susanne besaß auch Vermögen — jedoch, was wollten ihre hunderttausend Franken im Vergleich mit den Reichtümern Josef Künzels besagen? — Der einzige Sohn und Erbe der alten Künzels wurde auf vier Millionen geschätzt — er hatte im ganzen Kanton überall auf Häusern und Gütern Hypotheken und verstand, wie sein Vater, sein Vermögen stets zu vergrößern. — Arme Leute waren nicht gut auf ihn zu sprechen — er lieh überall Geld aus, und es war eigentümlich, daß nach kurzer Zeit der Grundbesitz seiner Schuldner ihm gehörte.

Daran dachte Susanne, als ihr Vormund wieder in das Zimmer trat — sie fuhr erschreckt zusammen, da er sie so in Gedanken in der Mitte des Gemaches stehend überraschte.

„Also um drei Uhr nachmittags wird Josef Künzel Dich abholen, um Dich zur Schwester seiner Mutter nach St. Gallen zu bringen," sprach Herr Huber mit seiner lauten Stimme seine Mündel an. „Er freut sich sehr auf die Schlittenfahrt; die Bahn ist köstlich — ihr werdet allein fahren — für mein Alter ist das nichts mehr — und könnt euch dann aussprechen. Er wünscht sehr, daß Du das Neujahr bei seiner Base mit ihm verlebst." Und wieder lächelte Herr Huber beziehungsvoll.

Susanne nickte zustimmend.

„Du scheinst nicht vergnügt — woran denkst Du?" bemerkte Herr Huber.

„Ich bin mir nicht bewußt, daß ich mißvergnügt bin," gab Susanne zur Antwort, aber der Ton ihrer Worte war nicht so frisch und sonnig wie sonst.

„Uebrigens," fuhr Herr Huber, aufgeräumt plaudernd, fort, „Josef hat Studerus die Hypothek gekündigt, wenn sie jetzt kein Geld — es sind dreißigtausend — schaffen können, wird ihnen das Haus verkauft."

„Weshalb hat er das gethan und gerade heut?" fragte sie, und ihr Ton hatte etwas Hartes und Gespanntes.

„Studerus sind keine pünktlichen Zinszahler, sie wirtschaften nicht gut mit dem Geld, und es wird sicher immer mehr mit ihnen bergab gehen. Woher weißt Du übrigens, daß er heut gekündigt?" fragte der Vormund.

„Ich sah Josef eben aus Studerus Haus kommen," bemerkte Susanne einsilbig.

„Ja — das sind keine Leute, die vorwärts kommen," setzte der Vormund das Gespräch fort.

„Sie haben Unglück gehabt," verteidigte Susanne. „Erst brannte ihnen die Stickfabrik nieder, als das Geschäft gerade am besten ging, und dann starben die Kühe, da die Versicherung just abgelaufen."

„Darin steckt es eben," fiel Herr Huber ein, „die Fabrik war ungenügend versichert und die Versicherung für das Vieh nicht sofort erneuert worden! Die Leute werden nie wieder hinaufkommen, sie haben zu leichtes Blut!"

„Wenn man ihnen den Boden unter den Füßen fortzieht, werden sie allerdings zu Grunde gehen," antwortete Susanne etwas herb; „Josef hätte die Hypothek stehen lassen können, er ist reich genug und wartet nicht auf den Zins!" fügte sie herber hinzu.

„Josef Künzel ist ein pünktlicher Geschäftsmann und muß gerade bei seinem großen Vermögen Ordnung halten!" warf Herr Huber ein. „Weshalb verteidigst Du die Leute?" fragte er, seine Mündel forschend ansehend.

„Einst waren Künzels und Studerus die intimsten Freunde, und jetzt geht der Sohn und Erbe so hart vor, das gefällt mir nicht!" ließ Susanne vernehmen. „Die Jugend soll milder und versöhnlicher sein als die Alten; außerdem war Fritz Studerus Josefs Herzensfreund bis ganz vor kurzem," fügte sie hinzu.

„Aber jetzt ist er's nicht mehr, und Josef braucht keine Rücksicht zu nehmen!" warf der Vormund ein. „Es wird Dir übel gehen, wenn Du Dich in Josefs Geschäfte mischest." schloß Herr Huber dies Gespräch ziemlich verdrießlich, dann ging er in sein Zimmer und machte sich an seinen Geschäftsbüchern zu schaffen.

Susanne hatte den Stickrahmen wieder an das Fenster geschoben und arbeitete eifrig, ihr Atem ging jedoch gepreßt.

Nach einiger Zeit erschien Herr Huber wieder im Zimmer.

„Susanne," begann er, „es ist ein großes Glück, das Du an Josef machst."

„Das weiß ich," antwortete seine Mündel.

„Nun, Du bist ja mit Fritz und Josef zusammen aufgewachsen," fuhr Herr Huber mit sanftem, diplomatischem Ton fort, „Fritz ist ein schöner Bursche, hat Verstand und ist gut von Gemüt, auch fleißig und strebsam — aber er hat nichts —"

„Das ist wahr," ließ Susanne in der Kunstpause, die ihr Oheim und Vormund machte, einfließen.

„Er kann einem Mädchen wohl den Kopf verdrehen," sprach Herr Huber weiter, „jedoch seine Verhältnisse sind augenblicklich sehr schlecht — die Leute haben kein Glück, und seine Zukunft verspricht wenig Gutes. Ihr könnt ja gute Freunde sein und bleiben wie bisher — mach mir jedoch keine dummen Geschichten, Susanne! Josef ist auf Fritz gerade jetzt letzter Zeit sehr schlecht zu sprechen, menge Dich nicht in seine Angelegenheit hinsichtlich Josefs."

„Das werde ich nicht thun," gab Susanne kurz und bestimmt zur Antwort.

„Nun ja, ich weiß, Du bist ein vernünftiges Mädchen — aber Dein Herz nimmt leicht Partei für Leute, die heruntergekommen sind, und könnte Dich fortreißen. — Josef hat Dich gern — er äußert sich ja nie sehr leidenschaftlich, Du kennst seine Art — jedoch er ist vernarrt in Dich schon seit Jahren. — Sein Vater hätte nie gelitten, daß er Dich, ein für ihn so armes Mädchen, nähme; jetzt, da er frei handeln kann, will er seinem Herzen folgen. — Das ist ja sehr schön von ihm — er konnte auch Millionärinnen haben — man trägt sie ihm von allen Seiten an — und alles beneidet Dich um dies Glück!"

„Ich habe nie gesagt, daß ich Josef nicht nehmen will," versetzte Susanne darauf, „er ist mir so lieb wie jeder andere!" Indem das Mädchen diese letzten Worte sprach, wurde sie rot, ihr Atem stockte, und die Worte kamen nicht laut und frei heraus.

Susanne sah krampfhaft auf ihre Arbeit nieder und stickte an einem weißen Schwan in einem weißen Kelther, von weißem Schilf und weißen Bäumen umgeben, überelfrig, und Herr Huber setzte seine ausgegangene Pfeife sorgsam in Brand und begab sich dann wieder in seine Schreibstube. Das Mittagsmahl im Hause Huber wurde heute ziemlich schweigsam eingenommen — Vormund und Mündel schienen in Gedanken versenkt und durchaus nicht mitteilsam. Nach Tische machte Susanne sich daran, ihre Kleider herauszulegen und sich für die Schlittenfahrt vorzubereiten; sie that dies beinahe eifrig und eilig.

Pünktlich um drei Uhr hielt der Schlitten Josef Künzels vor dem Huberschen Hause, Josef saß auf dem Bock, und hinter diesem war der eigentliche Fond, ein gepolsterter, mit roter Decke belegter Sitz für Susanne.

Das Gefährt war altmodisch, aber bequem; der Vordersitz war sehr schmal, der Hintersitz flach, aber mit bauchigen Lehnen für zwei Personen; von diesem jedoch konnte man den großen Schlitten nicht gut leiten. Eine Bedachung hatten die Sitze nicht. Josef kutschirte selbst die zwei stattlichen, wohlgenährten Braunen; er knallte mit der Peitsche, die Pferde schüttelten die Köpfe, und die Glocken klingelten.

Susanne erschien jetzt in der Hausthür, warm in Mantel und Pelz gehüllt; der Vormund begleitete sie und installirte sein schönes Mündel in den großen, prunkvollen roten Sitz, dann drückte er ihr und Josef die Hand und trat unter das kleine Vordach zurück.

Josef wandte den Kopf zu Susanne, lächelte ihr freundlich zu, er konnte jedoch nicht viel mit ihr sprechen, weil die Pferde unruhig waren.

Man tauschte noch mit Herrn Huber Grüße, der winkte fröhlich, sozusagen ermunternd, mit den Händen.

„Bewahr mir meine Susanne gut!" rief er dem kleinen, eingehüllten Mann auf dem Bocke zu, der Mühe hatte, die Pferde zu bändigen.

„Sie ist in guter Hut und wird darin bleiben!" erwiderte Josef mit seiner etwas hohen und heiseren Stimme.

Die Pferde zogen an und dahin glitt der Schlitten, knirschend über den harten Schnee, der Höhe, dem Walde zu.

„Du hast doch warm, Susanne?“ erkundigte sich Josef, nach einer Weile sich umwendend.

„Vollständig! Sorge Dich nicht um mich!“ antwortete Susanne freundlich; „gib auf die Pferde acht, für zwei so starke Rosse ist der Schlitten zu leicht.“

„Das macht nichts,“ erwiderte der junge Mann, „ich werde ihrer schon Meister,“ und weiter ging es im Trabe bergauf; die Pferde schneuften, es klingelte und der Schlitten gab auf der guten Bahn harten, hellen Ton.

Rasch war der Schlitten auf der Höhe und den Blicken des Dorfes entschwunden, als aus dem Thorweg beim Hause Studerus gleichfalls ein Einspännerschlitten hervorkam, in welchem Fritz Studerus saß — das Gefährt schlug denselben Weg zur Höhe nach St. Gallen ein.

Der junge Mann fuhr langsam, sein Gesicht hatte einen sorgenvollen Ausdruck, seine hellen blauen Augen blickten ernst.

„Es ist ein schwerer Weg, Geld holen, wenn man keinen Kredit hat,“ sprach er jetzt vor sich hin; „lieber jede Arbeit übernehmen, lieber Steine klopfen, um sich zu ernähren, als borgen — aber was machen?“ setzte er sein Selbstgespräch fort. „Man kann doch nicht die Hände in den Schoß legen und zusehen, wie einem das Dach über dem Kopf verkauft wird, man hat die Pflicht, sich zu wehren und alles zu versuchen! Vielleicht, daß meines Vaters Bruder sich noch einmal erweichen läßt, ihm fiele es nicht schwer; freilich hat er schon einmal an uns verloren,“ seufzte der junge Mann, „und der Gang zu ihm kommt mich bitter und sauer an — aber ich thue es der Eltern wegen — ich habe gesunde Arme, schäme mich keiner Arbeit und wollte schon durchkommen, doch der Vater ist siebenzig, die Mutter fast ebenso alt, und es würde ihnen das Herz brechen, wenn sie aus dem Haus müßten!“ Und Fritz Studerus trieb das Pferd an und fuhr schneller die Höhe hinauf.

Dort angekommen, sah er eben den Schlitten seines einstigen Freundes und jetzigen Bedrängers an einer Biegung des Waldes verschwinden. Um seine frischen Lippen spielte ein bitteres Lächeln.

„Wer das Geld hat, führt die Braut heim,“ sagte er sich. „Schade um das schöne Mädchen, sie ist die Adelste und Feinste weit und breit, sie hat ein Herz wie Gold und einen Verstand wie ein Pfarrer, und ich glaubte einst, daß sie mein würde — jedoch seitdem wir im Unglück sind, hat sie sich auch von uns fern gehalten, wie alle, und der alte Huber spann seine Fäden mit dem Künzel — ich habe es wohl bemerkt — und sie blickt freundlich auf seine Millionen — daß er mit ihr heute allein nach St. Gallen fahren darf, hat etwas zu bedeuten — sie ist mir verloren — hin ist hin! Sie auch hin!“ rief der junge Mann laut, fast ingrimmig. „Es wird immer finsterer um uns und auf meinen Lebenswegen!“ Das Pferd bekam einen Peitschenhieb, und der Schlitten sauste den Fahrweg zwischen den schwer mit Schnee belasteten Tannenwänden dahin.

Josef fuhr schnell, und der Wind zog auf der Höhe schneidend. Er hatte sich verschiedenemale zu seiner schönen Gefährtin umgewendet, um ein Gespräch anzuknüpfen, eine fortdauernde Unterhaltung ließ sich jedoch nicht führen. Susanne war ziemlich einsilbig, wahrscheinlich der Kälte wegen, und dann mußte der junge Mann auch des nicht so ganz guten Weges und der sehr mutigen Pferde wegen auf die Straße achten und seines Kutscheramtes sorgsam warten.

Susanne saß in dem Schlitten und hielt den Kopf gesenkt und die Nase in den Pelz des Muffs gesteckt — sie dachte nach, ihr Herz war ihr schwer und ihre Gedanken weilten merkwürdigerweise immer bei den armen Studerus und plötzlich unwiderstehbar bei Fritz.

Ohne es zu wollen, verglich sie die beiden Gespielen ihrer Jugend — welch ein Unterschied zwischen diesen jungen Männern, die in demselben Alter standen! Josef klein, schmächtig, schwächlich, mit einem gelben, faltigen, fast greisenhaften Gesicht, aus welchem nur die kleinen dunklen Augen mit dem gelblichen Weiß lebhaft hervorstachen, Josef mit den krankhaft bläulich gefärbten, starken Lippen und der kleinen, gefurchten Stirn, und Fritz groß, stark, blühend, schön, mit offenen, jünglingsartigen Zügen, sanften, hellen, blauen Augen und dem vollen, auffallend roten Munde — jener ein Millionär und dieser arm, bald heimatlos, und heftiges Mitleid, ja, ein wahres Schmerzgefühl trat bei diesen Gedanken in ihrer Brust auf und bedrückte sie so, daß sie weinen mußte.

Josef hörte einen seltsamen Ton — er wandte sich um und schaute auf Susanne, er bemerkte die Thränen in ihren Augen.

„Du weinst?“ sprach er zu ihr. „Dir laufen die Augen, Dich beißt die Kälte!“

„Ja, es ist die Kälte,“ antwortete Susanne.

„So wollen wir schneller fahren, es wird auch schon dunkel,“ meinte Josef und trieb die Pferde fast zu wildem Lauf an. Der Abend kam schnell heran, bräunliche Nebel zogen träg in der Tiefe, hier oben war es klarer, aber schneidend kalt. Die Tannen mit ihren Schneelasten warfen blaue Schatten auf den dämmerig weißen Weg, der Himmel nahm eine grünliche Färbung an, dann sank die Sonne rot in trüben Wolkenhängen und färbte nur die Riesenschneemauer des Säntis, welche, todesstarr in den Formen und seltsam blühend-rosig bestrahlt auf die bläulich dunkle Landschaft schaute.

Die Sonne war schnell verschwunden und es wurde kälter; lautlos war die ganze Natur, alles tot — nur der Schnee knirschte leis unter dem Schlitten und die Glöckeln der Pferde klingelten dumpfer, gleichfalls wie frosterstarrt.

Susanne saß in der einen Ecke des breiten Sitzes und sann und sann, daß sie heut abend Braut werden sollte ... und jenem Manne dann fürs Leben gehören mußte — ihre Thränen flossen wieder. War das Freude, wie damals bei ihrer Freundin Bertha, die mit dem Müller sich verlobte? Was mochte Fritz jetzt thun und denken — der Arme?!

Es war ganz dunkel geworden, der Himmel von einem Dunstschleier umgeben, die Sterne warfen ein ungewisses Licht auf den mattschimmernden Weg, zu beiden Seiten erhoben sich wahre Schneewände, welche der Bahnschlitten zusammengeschoben.

Josef fror es grimmig, seine Hände schmerzten ihn, so daß er kaum die Leine halten konnte, seine Augen brannten ihm und seine Füße hatten den Frostkrampf, er fühlte sie nur noch als zwei drückende Gewichte.

Es kam eine scharfe Wendung des Weges zwischen hohen dunklen Tannenhöhen, düster selbst am Tage und jetzt völlig von den Schatten der Nacht erfüllt, und dann ging es schnell hinab — dort glänzten schon die Lichter St. Gallens.

Er trieb die Pferde noch mehr an, und fort sauste der Schlitten die Straße bergab, leicht aufhüpfend, als ob er eine Feder wäre.

Doch, was war das? Susanne, die alles um sich, in ihren trüben Gedanken verloren, vergessen hatte, fühlte plötzlich einen heftigen Stoß und dann sank sie in den Schnee, so daß der weiße, eiskalte Staub über ihrem Kopf zusammenschlug, in ihren Mund und in ihre Augen kam und sie nichts mehr sah.

Sie arbeitete sich aus dem kalten Grab empor und stand jetzt auf der hier ganz dunklen Landstraße an der scharfen Biegung. Dort unten sauste der Schlitten mit Josef hinab, und sie begriff jetzt, was vorgegangen.

Bei der plötzlichen Wendung des Schlittens hier war sie aus dem Gefährt herausgeschleudert worden. Sie rief nach Josef, aber er mußte sie nicht hören, denn der Schlitten raste weiter zur Tiefe — jetzt hörte, jetzt sah sie ihn nicht mehr — und sie umgab die finstere, kalte Nacht des Winters.

Sie wollte sich eben aufmachen, um zu Fuß dem vorangefahrenen Schlitten zu folgen, er würde es wohl bald merken, daß sie hinausgefallen, und hinaufkommen, um sie zu holen — da vernahm sie Schellengeläute hinter sich, ein anderes Gefährt kam eilig näher und jetzt war ein Schlitten neben ihr und hielt.

Es war Fritzens Gefährt, er hatte scharfe Augen und in dem Dunkel eine Gestalt bemerkt — er zündete ein Streichholz an.

„Susanne!“ rief er.

Das Mädchen hatte, von dem Licht geblendet, im ersten Moment den Mann nicht erkannt, jetzt wußte sie, wer er war, denn sie vernahm Fritz Studerus' Stimme.

„Fritz!“ antwortete sie zaghaft.

Das Licht war erloschen und sie beide in tiefem Dunkel.

„Was thust Du hier allein auf der Landstraße?“ erkundigte sich erstaunt der junge Mann.

„Ich bin aus dem Schlitten gefallen!“

„Und Josef hat es nicht bemerkt und ist weiter gefahren — ihn fror zu sehr — das sieht ihm ähnlich!“ ließ Fritz vernehmen. „Ihn fror wahrscheinlich so stark, daß er sich um nichts mehr bekümmern konnte —“

„Er wird gleich kommen und mich holen,“ sprach Susanne bebend.

„Ich werde Dich in meinem Schlitten nachfahren,“ bot Fritz an.

„Du, Fritz?“ kam es von Susannens Lippen.

Was war das für ein Ton — was für ein seltsam schmerzlicher, fast verwundert ungläubiger, vorwurfsvoller Ton — was lag in diesen zwei Worten nicht alles!

Ihm kam eine Ahnung von dem, was in dem Herzen des Mädchens vorgehen mochte.

„Oder soll ich Dich zurück nach Tiefenwyl fahren?“ fragte er darauf und seine Stimme zitterte jetzt hörbar.

Susanne antwortete nicht.

Es entstand eine langdauernde, schwere Stille.

Plötzlich brach Susanne in lautes, heftiges Weinen aus.

„Du weinst?“ fragte Fritz mit erregter, bebender Stimme. „Weshalb — warum?“

„Um Dich — um mich!“ kam es schluchzend von Susannens Lippen, und plötzlich hatte Fritz Susanne in den Armen, sie hing an seinem Halse, ihn fest umschlingend, und weinte weiter. So standen sie einige Momente auf der finstern, nächtigen Straße, dann hob Fritz das Mädchen in den Schlitten, wandte das Gefährt um und fuhr in sausendem Galopp durch Nacht und Finsternis nach Hause zurück.

Der Schlitten hatte nur eine Sitzbank. Susanne saß neben dem jungen Mann und hatte sich eng an ihn geschmiegt. So fuhren sie weiter.

Eine geraume Zeit sprachen beide nicht mit einander, ihre Herzen waren zum Brechen voll von Seligkeit, aber Worte fanden sie nicht.

„Wo soll ich Dich hinfahren?“ hub Fritz endlich an.

„Ja, wohin willst Du mich fahren?“ gegenfragte leise Susanne.

„Zuerst zu meinen Eltern und dann gehen wir beide zu Deinem Vormund!“

„Ja, das ist der Weg, der uns vorgeschrieben,“ stimmte Susanne zu.

„Und Josef?“ konnte Fritz jetzt nicht umhin zu fragen.

„Ich kann ohne Schaudern nicht daran denken, was gekommen wäre, wenn ich ihn geheiratet hätte,“ nahm Susanne das Wort. „Ich liebte Dich schon lange, Fritz, ohne es zu wissen — ich ahnte, daß Du mich liebtest — heute, als die Entscheidung an mich herantrat, ward es mir plötzlich zur Gewißheit, und als Du mich auf der Straße fandest und fragtest, ob Du mich ihm nachfahren, zu ihm fahren solltest, wußte ich, wo mein Platz war, und daß ich ein Verbrechen beginge, wenn ich ihn betrog — denn getäuscht hätte ich ihn ja, wenn ich ihn zum Mann genommen hätte mit der Liebe zu einem andern im Herzen — das will ich Josef offen sagen.“

„Du weißt, daß wir arm, ganz arm sind?“ warf Fritz jetzt mit etwas zagendem Ton ein.

„Ich weiß es, ich weiß auch, daß Josef heut bei euch war und die Hypothek kündigte, und ich fühlte für euch, für Dich, als ob der Schlag mich selbst getroffen,“ antwortete Susanne. „Ich bin ja nicht reich,“ fuhr sie fort, „aber so viel habe ich doch, daß ich euch das Haus retten kann, und wir werden dann anfangen und arbeiten und erwerben, und ich hoffe, es wird Segen auf unserer Arbeit ruhen.“

„Das wird es sicher — es wird mit Dir wieder das Glück bei uns einkehren, und ich will es mit



Auf der Flucht nach Aegypten. Gemälde von Wilhelm Diez.

Nach einer Photographie im Verlag der Photographiſchen Union in München.

Digitized by Google

Eine Schützengesellschaft. Gemälde von L. Neustätter. Nach einer Photographie von Franz Hanfstängl in München.

starken Armen halten — wie ich Dich jetzt halte. Ich glaubte schon, daß es für ewig sich von mir gewendet hätte," schloß Fritz, mit seinem freien Arm — um den andern hatte er die Leine gewickelt — seine so seltsam gefundene Braut fester umschlingend. So fuhren die beiden durch die Nacht ihrer Heimat zu.

Die Verschleierung des Himmels fiel als ein Gesprüh feiner Eisnadeln, und jetzt erschienen die Sterne am tief dunkelblauen Himmelsdom groß, golden, nahe, funkelnd, sie warfen ihren Schein über die Landschaft. In dämmeriger Tiefe lag Tiefenwyl weiß und still, nur hie und da schimmerte ein Licht hell aus eisigen Dünsten.

Es war gegen zehn Uhr abends — die Berge, der Säntis, Kamor, Hohe-Kasten, standen wie ungeheuerliche weiße Wälle, sich bis zum Firmament auftürmend, und der Halbmond, welcher über den weißen Felskolossen aufstieg, zog in einer silberweiß glänzenden Linie da hoch oben die Umrisse des Gebirgsgrates.

Tiefe, winternächtige Stille überall — auf den Höhen, im schwärzlichen Himmelsblau und in den Thälern drunten.

Still schwieg auch das Brautpaar, fest eines an das andere geschmiegt, indes das Pferd am Schlitten tapfer abwärts zog und, wie lustig mit dem Kopfe nickend, die kleinen Schellen in Bewegung setzte.

*

Als Josef Künzel die ersten Häuser von St. Gallen erblickte und der Gaslaternenschein auf die Landstraße fiel, wandte er seinen fast erstarrten Hals, um nach seiner Gefährtin zu sehen.

War das Spuk — war sein Blick erfroren und er blind geworden — er sah Susanne Rechsteiner nicht mehr auf ihrem Platz sitzen und auch die rote Decke fehlte.

Ein gewaltiger Schreck durchfuhr seine Glieder und gab ihm wieder Lebenskraft, er erinnerte sich jetzt, daß der Schlitten oben an der Biegung, als er die Pferde plötzlich so stark anrieb, ihn leichter geschienen hatte, so auffallend den Berg abwärts flog — und er begriff sofort, was geschehen, daß durch den unerwarteten Ruck und Schwung des sich wendenden Schlittens das nichtsahnende Mädchen herausgeschleudert worden und wohl jetzt noch oben im Schnee lag. Die Nacht war grimmig kalt, vielleicht hatte sie sich verletzt, konnte nicht aufstehen, nicht gehen und mußte da oben elendiglich erfrieren — das letzte Bild trieb die lähmende Kälte völlig aus seinen Gliedern — er wandte den Schlitten und fuhr, die Pferde fast zu Tode jagend, die Bergstraße wieder hinauf. Es ging langsamer, als er dachte, der Weg war glatt und der Pferde Hufe waren nicht mehr scharf. Endlich war er oben.

Richtig, dort an der Biegung lag etwas — die rote, wollene Decke tief in die aufgefahrene Schneewand gedrückt — aber von Susanne war nichts zu sehen, nichts zu entdecken.

Josef hatte kluge, scharfe Späheraugen, er untersuchte in dem jetzt ziemlich hellen Sternenschein lange und aufmerksam die Spuren im Schnee. Da nahm er denn wahr den tiefen Eindruck in dem Schneewall, wo das Mädchen hineingefallen und fast versunken war, dann entdeckte er Fußstapfen und die Spur eines zweiten Schlittens, der hier seltsam ausgewichen und fast in die andere Schneewand gegenüber hineingefahren war, dort zeigten sich auch Männertritte. An dieser Stelle, das sah er weiter, hatte der Schlitten gewendet und war zurückgefahren.

Was hatte das zu bedeuten?

Da er keinem Gefährt begegnet und Susanne unterwegs nicht getroffen, mußte sie mit jenem Schlitten zurückgefahren sein.

Wem konnte der Schlitten gehören?

Ein Gedanke schoß plötzlich wie ein Meisterstich durch sein Gehirn und der hieß Fritz Studerus — er hielt den immer heimlich für seinen Nebenbuhler um den Besitz dieses Mädchens, und sein Gefühl hatte ihn nicht getäuscht — und Susanne war mit jenem zurückgefahren... War sie verletzt? Weshalb hatte Fritz Studerus' Schlitten hier Kehrt gemacht? Hatte er ihm die Braut geraubt? War sie freiwillig mit jenem gegangen?

Josef Künzel spürte keinen Frost, keine Kälte mehr, er sprang in seinen Schlitten und jagte, was die Pferde laufen konnten, nach Tiefenwyl zurück.

*

Das alte Ehepaar Studerus saß in seinem kleinen Stübchen, das von einem kleinen Lämpchen nur spärlich erleuchtet war.

Die Frau strickte, der alte Herr lag sorgenvoll in einem hochlehnigen, altväterischen Sessel und blickte starr vor sich hin.

„Das alte Jahr ist jetzt gleich zu Ende," nahm Herr Studerus das Wort, „es war ein böses, hartes, trauriges für uns, und das neue scheint noch trüber zu werden. Wenn man alt ist, hofft man nicht mehr viel Gutes."

„Wir haben den Fritz," gab die Frau zurück, „und der bringt uns sicher Glück und Segen."

„Glaubst Du daran so fest?"

„Ja, es schwebt mir vor wie ein Stern, der mich in aller Trübsal aufrecht erhält."

„Er ist ein braver Mensch, aber das Unglück hat auch ihn gebeugt, er sah in der letzten Zeit fast mutlos ins Leben," hielt Herr Studerus dagegen.

„Er ist gedrückt, ja — es lastet mancherlei auf ihm — er hat Schweres zu überwinden, Du weißt — aber warte nur, er wird sich bald herausreißen, dafür kenne ich ihn — das Haus verkaufen läßt er uns nicht, er wird das Unmögliche zu stande bringen, denn er hat einen Riesenwillen, wenn es zum Aeußersten kommt, so gutmütig und sanft er sonst ist," war die fest ausgesprochene Meinung der Mutter. „Vielleicht bringt er es beim Bruder Otto dennoch zuwege, dann —"

Da unterbrach Frau Studerus Schlittengeklingel dicht vor dem Hause, man hörte einen Schlitten halten und dann stampfte jemand vor der Hausthür. Diese wurde geöffnet, Schritte ließen sich draußen im Flur vernehmen, die Thür ging auf und herein trat Fritz und zog jemand bei der Hand nach sich. Es war Susanne.

„Susanne!" rief Frau Studerus verwundert aus. „Du schon zurück, Fritz?" sprach sie den Sohn an; „mit Susanne?" fügte sie erstaunt hinzu.

„Ja, Mutter; ja, Vater!" nahm Fritz jetzt ganz fröhlich das Wort. „Josef verlor unterwegs Susanne, ich fand sie, und wir haben — allerdings vorerst ohne eure Erlaubnis — hoch oben am Krähwald Verlobung gefeiert — Susanne bittet um euren Segen!"

„Herr des Himmels, was sagst Du da — was hast Du angestellt?!" rief Frau Studerus ängstlich.

„Mutter, es ist alles recht zugegangen und wahr, was Fritz sagt," beruhigte darauf Susanne, auf die alte Frau zugehend und sie küssend, und dann erzählte Fritz kurz und klar, was geschehen und wie alles sich ereignet...

Vier glückliche Menschen saßen nun um den kleinen Tisch bei dem dürftigen Lämpchen kurz vor Thorschluß des alten Jahres in dem kleinen Stübchen und machten herrliche Pläne für die Zukunft und sahen glückstrahlend dem, was das neue Jahr ihnen bringen würde, entgegen.

Es schlug elf!

„Jetzt müssen wir aber hinüber zum Huber," nahm nun Fritz das Wort. „Das Herz wird mir wieder etwas schwer, denn Huber ist mir nicht grün — ich wünschte, der Gang wäre schon gemacht."

„Mir wird der Gang ganz leicht," versicherte mit ihrer klaren, ruhigen Stimme Susanne und setzte ihre Pelzhaube auf; „ich sage ihm, so ist es — ich bin majorenn — ich werde ihm erklären: mein Herz, das bisher geschlafen, sei erwacht — durch einen starken Stoß aus dem Schlitten völlig erwacht," setzte sie mit leisem Lächeln hinzu, „und lügen und betrügen kann ich nicht," schloß sie ernst.

Herr Huber war im Wirtshause, er wurde nach Hause geholt, und es dauerte lange, bis er von seinen Freunden loskam. Als er in das Zimmer trat und Fritz und Susanne Hand in Hand steif aufgerichtet vor sich stehen sah, jetzt, nahe um Mitternacht, Susanne, die er bei Josefs Tante sicher in dessen Armen wähnte, machte er vor Ueberraschung Mund und Augen sehr weit auf. Bevor er noch ein Wort hervorbringen konnte, hatte Susanne mit großer Bestimmtheit gesagt, was sie sagen wollte, und Fritz ihm erklärt, wie und wo sie einander gefunden.

Herr Huber schüttelte den Kopf, setzte sich auf seinen Stuhl, sah lange finster und verdrießlich vor sich hin und sprach gar nichts. Endlich blickte er auf das Paar da vor ihm.

„Meine Schuld ist es nicht," brummte er wie vor sich hin, „warum hat der Esel sie aus dem Schlitten verloren!" Dann wandte er sich zu Susanne und sprach laut: „Jeder Mensch schmiedet sich sein Schicksal, ich will wünschen, daß Du mit dem Deinen einst zufrieden bist."

Draußen polterte es vor der Thür, die Hausthür wurde aufgerissen, über den Gang trampelte jemand und hereinstürmte fahlbleich Josef. Er warf einen Blick auf das Paar, auf den so ruhig vor jenem sitzenden Vormund.

„Susanne, hier finde ich Dich und mit dem!" brachte er heiser und dumpf über die Lippen.

„Ja, Josef, hier findest Du mich mit Fritz," antwortete ihm Susanne. „Hättest Du lieber gesehen, wenn ich Dich betrogen hätte, wenn ich mit einer Lüge Dein Weib geworden wäre? Ich kannte mich nicht — ich habe plötzlich mein Herz kennen gelernt, und es gehörte Fritz, nicht Dir — der Himmel hat Dir die Schlittenfahrt eingegeben, er hat es gefügt, daß ich heute nacht dort oben auf der Höhe, bevor wir nach St. Gallen herunterkamen, Fritz treffen sollte — es war eine Fügung des Schicksals, und auch Du, Josef, solltest ihm dafür dankbar sein."

Josef warf einen finstern Blick auf Fritz, einen langen, schmerzlichen auf Susanne und ging dann, ohne eine Silbe verlauten zu lassen, langsam aus dem Zimmer.

Mette Schläge der Thurmuhr ertönten — zwölf schwache, frostzitternde Töne — dann erschallte kräftiges Glockengeläute, muntere Stimmen riefen draußen, Pistolen- und Gewehrschüsse erschütterten die Luft — das alte Jahr war versunken, das neue lebte jetzt seine ersten Minuten.

„Ein glückliches neues Jahr, Vormund!" bot Fritz Herrn Huber.

„Ein glückliches neues Jahr und Dank für Pflege und Liebe, und Dankbarkeit für immer, für Euch, Vormund!" fügte Susanne hinzu, und beide streckten ihm die Hände entgegen.

Herr Huber zögerte einen Moment, dann stand er vom Stuhl auf, ergriff die Hände der beiden jungen Leute vor ihm. „Es ist vielleicht besser so," sprach er, und dann wünschte er ihnen mit aufrichtigem Ton gleichfalls ein glückliches neues Jahr „an", wie es in St. Gallen heißt.

Des Friedensengels Neujahrsgruß.

(Skizze des Berl. Tgbl.)

Wer kennt ihn nicht, und wer schwärmte nicht für ihn, den holden Genius, der, obwohl weder unter den Erzengeln noch unter den Cherubim und Seraphim aufgeführt, doch ein so unvergleichlich, stets hochwillkommener Himmelsbote ist: — den französischen Friedensengel? In dem beschwingten Weihnachtsgruß der himmlischen Heerscharen steht mitten inne sein unendlich treffendes: „Friede auf Erden!" Und wo wir immer einen neuen wichtigen Zeitabschnitt beginnen, da hoffen wir am troststen, daß ihr denselben seine Friedenspalme das mahnende Zeichen sein und bleiben möge. Wenn ab und zu einmal kriegerische Zeitungsstimmen die Welt in Aufregung versetzen und dann ein großer Staatsmann das Säbelgerassel auf ein Paar Pauken und Trompetenschwänze zurückführt, so glauben wir den Flügelschlag des Friedensengels zu hören... Hoch mächtige Kaiser trinken gegenseitig auf das Wohl ihrer verbündeten Heere. Klingt das nicht nach dem Donner der Kanonen?... Nein, nein, denn der Friedensengel schwebt durch die Räume der alten Kaiserburg.

In der That ist es uns ein Herzensbedürfnis, an den Friedensengel und die sich stets neu bewährende Kraft seiner himmlischen Botschaft zu glauben, und wenn er uns nun in so lieblicher Verkörperung erscheint wie auf unserm Bilde, dann schlagen ihm wohl die Herzen verdoppelt warm und vertrauensvoll zu.

Google

Das reichte denn natürlich auch, als im Palais Pálffy diese unendlich liebreizende, launige und hingebungsvolle Erscheinung zum erstenmal auftauchte. „Wie ist's!“ — „Wie bezaubernd!“ — „Wie himmlisch!“ — „Ein Engel, nie er hat engelhafter gedacht werden können!“ — ging das bewunderte Gerücht durch die Reihen der entzückten Zuschauer, als in der schönen Folge künstlerisch arrangirter lebender Bilder diese verklärte Erscheinung sich darbot. „Wer ist denn das entzückende Wesen?“ fragte man wohl leise da und dort, und „Fräulein Ilona von Zenkowich!“ lautete die mit ehrlich gedämpfter Stimme erteilte Antwort.

Der Kurz — denn auf solcher Höhe der Vollendung darf auch die photographische Aufnahme als eine Kunstleistung bezeichnet werden — der vielbeachteten Kunst des Professors Josef Koller in Budapest danken wir's, daß die halbstündige Erscheinung nicht wie eine Fata Morgana spurlos zerfließen, sondern in treuen duftigen Bilde festgehalten worden ist, und so übermitteln wir sie unseren Lesern als freundlichen Neujahrsgruß. Was könnten wir thun, uns und der Welt Besseres wünschen, als daß die Friedenspalme dieses holden Engels das milde Scepter sei, unter welchem das Jahr 1889 sich zu einem segensreichen, abwärts glückringenden entfalte? Möge die berechtigende Verheißung, die sie bereit aus ihren lieben Blicken spricht, für 1889 zur vollen Wahrheit werden!



Englische Ehen.

Von

Leon Kellner.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Als im Juli 1888 die Redefluth im englischen Parlament sich zu verlaufen begann, traten die Herausgeber des „Daily Telegraph“ in London zu einer wichtigen Berathung zusammen. Was sollte geschehen, um in der todten Jahreszeit — die Engländer lagen silly season — die gewaltigen Spalten des verwaisten Blattes zu füllen und das erlahmende Interesse des gelangweilten Lesers von neuem zu spannen? Ein fabelhafter Sünder von einem Reporter schlug die alte Seeschlange vor, welche seit einem halben Jahrhundert mit wunderbarer Regelmäßigkeit in den Hundstagen an den entsetzlichen Küsten erscheint; er erbot sich, eine vollständige Naturgeschichte dieses Ungeheuers zu liefern, mit dem Versprechen, den anziehenden Stoff in vierzig Fortsetzungen zu erledigen. Aber der Vorschlag wurde mit Verachtung zurückgewiesen; das sei vor dreißig Jahren gut genug gewesen, für den blasirten, allzitirenden Leser von 1888 sei das Mittel veraltet und verbraucht. Ein anderes Mitglied des Stabes schlug vor, eine spannende Detektivgeschichte von mit zwei Dutzend Kapiteln; das wäre beinahe angenommen worden, aber an demselben Tage wurde im Osten von London die zweite Frau im Laufe von vierzehn Tagen ermordet, und der unbekannte Geselle gab in allerlei Zuschriften das höhere Versprechen, auch ferner für blutige Sensation zu sorgen: welche Phantasie könnte es da unternehmen, mit der täglichen Wirklichkeit zu wetteifern? — Große Verlegenheit in der Versammlung! Da erhob sich ein noch junger Held der Feder, der im Privatleben den Ruhm eines unverletzlichen Pamoffelhelden genoß, und machte bescheiden verschämt seinen Vorschlag; das war ein Erfolg: Einstimmung, mit jubelndem Beifall wurde der Gedanke erfaßt.

Am Morgen nach der denkwürdigen Berathung stand im Daily Telegraph ein langer Artikel mit der Ueberschrift: „Is marriage a failure?“ (Ist die Ehe verfehlt?) Der Aufsatz knüpfte an den kühnen, revolutionären Gedankengang der gleichlautenden Arbeit an, welche Mona Caird kurz vorher in einer großen englischen Monatsschrift veröffentlicht hatte, und forderte die Leser des Daily Telegraph auf, ihre Stimmen in dieser wichtigen sozialen Frage abzugeben. Die Londoner, die Engländer überhaupt, ließen sich's nicht zweimal sagen. Alle unglücklichen Gatten und Gattinnen des britischen Reiches erhoben ihre Stimmen und klagten über die Unsinnigkeit des Ehestandes; Pastoren und Ehelente in den Honigwochen wiesen mit großer Emporung die Verleumdung der altehrwürdigen Einrichtung zurück, Anklagen und Vertheidigungen flogen hin und her, und die Hauptsache war erreicht: die Zeitung füllte täglich drei Redenspalten mit einer ziemlich geordneten Korrespondenz, und die das Jahr über geplagten Redakteure gingen wohlgemuth auf Urlaub in die herrliche Schweiz. Sieben Wochen lang druckte der Daily Telegraph unermüdlich die göttliche Stimme des Volkes ab, bis dem lesenden Publikum die Geduld zu reißen begann. Da faßte sich der Herausgeber mit schwerem Herzen dazu auf, dem grausamen Scherz ein Ende zu machen; vor einiger Zeit schloß er die Diskussion mit einem zusammenfassenden Artikel, und was er in demselben sagt, ist fast interessanter als alles, was man in der wunderlichen Korrespondenz zu lesen bekam. Nicht weniger als 27,000, sage siebenundzwanzigtausend Zuschriften sind dem Herausgeber zugegangen, und der weitaus größte Teil spricht sich pessimistisch über die Ehe aus! Viele wollen die heilige Einrichtung überhaupt beseitigt wissen, und zwar reklamiren sich die Fanatiker der freien Liebe durchaus nicht ausschließlich aus dem starken Geschlecht. Andere, weniger heftige Helden der Freiheit wollen die Ehe, aber nicht die der Kirche, nicht die Ehe als Sakrament, sondern als freien Vertrag zwischen Mann und Frau, als Ehe auf Kündigung. Wieder andere hatten nichts gegen die Ehe, wenn nur die Scheidung nicht gar so schwer wäre! Kurz — alle haben sich gegen, die wenigsten für die Ehe ausgesprochen.

Es ist vollkommen begreiflich, daß sich die freien Bürger von England einmal den Spaß erlauben, an den Rosenketten der Ehe zu rütteln; es ist das eine Laune, die man den guten Leuten nicht übel nehmen kann, denn kein Engländer denkt im Ernste daran, das liebliche Sakrament durch die freie Liebe zu verdrängen. Was aber der ganzen Korrespondenz vom Anfang bis zum Ende einen echt englischen Charakter gibt, das ist der Umstand, daß es eine Frau war, welche durch einen langen, heftigen Artikel gegen die Ehe, wie sie ist, den Zeitung eröffnete; kaum daß ein großer Teil der Zuschriften, welche sich gegen die Unsinnigkeit der Ehe erklärten, aus weiblichen Kreisen herrührte, und endlich daß selbst die braven englischen Hausfrauen seinen Anstand nehmen, in der Unterhaltung mit Freunden und Freundinnen für die revolutionären Ideen der Mona Caird offen Partei zu ergreifen. Sollte man da nicht glauben, daß die armen englischen Frauen ungefähr dieselbe Stellung einnehmen wie ihre kupferhäutigen Schwestern am Minnetonka oder Missouri, welche gehorsam und geduldig alle schwere Arbeit verrichten, während der ritterliche Gatte sich die Zeit mit Spiel und Jagen vertreibt? Nein, die gute Mona Caird hat den englischen Frauen einen schlechten Dienst erwiesen, als sie das Thema von der unglücklichen Ehe berührte und die Veranlassung wurde, daß der zarte Gegenstand sieben Wochen lang in einem vielgelesenen Tagesjournal besprochen wurde: die Ehe hat dadurch keine neuen Anhänger gewonnen, die Frauen, welche eine unglaublich große Zahl in der Beschäftigungslosigkeit einnehmen, sind dadurch in den Augen der Männer nicht sicherer geworden. Die Statistik zeigt schon jetzt einen Ueberschuß von mehr als einer halben Million Jungfrauen über die Zahl der verheirateten Matronen, offenbar ist also der Instinkt der Männer ohnehin schon stark genug gegen die Ehe; nun, da die Diskussion der Gegner und treuen Gegnerin der Frauen losgelassen hat, wird das, was bisher dunkle Furcht war, zum Grundsatz werden, und der wird lauten: Die Ehe ist eine Engländerin ist unter allen Umständen verfehlt!

Wer sind nicht in Gefahr, ein parteiisches einseitiges Bild von den Tugenden und Fehlern des Junggesellen zu erhalten, wenn wir uns der Lektüre jener Korrespondenz unserer Skizze ziehen, denn alles, was die Herren der Schöpfung gegen die Sonderlinge Weiblichkeit auf dem Herzen hatten und der Zeitung vertrauten, wird indirekt von den weiblichen Briefschreiberinnen bestätigt. Eitelkeitsberechtigung bis zur Herrschsucht! lautet die Klage des Mannes, und aus den von den Frauen aufgestellten Bedingungen für eine glückliche Ehe sehen wir, daß die Herren durchaus nicht übertreiben. Eitelkeitsberechtigung und Unabhängigkeit sind Worte, welche sich in allen Briefen weiblicher Herkunft bis zum Ueberdruß wiederholen. Und wie sieht eine englische Ehe in Wirklichkeit aus? Der Deutsche, welcher Gelegenheit hat, die englische Familie in mehreren Exemplaren kennen zu lernen, wird in einer Reihe als hervorstechendsten Zug in dem Verhältnisse zwischen Mann und Frau die Freiheit und Unabhängigkeit des Gatten bemerken. Man mag jeden Fall allen möglichen Egoismus vorwerfen, in Bezug auf die Frau ist er ein Ritter ohne Furcht und Tadel. Diese Wahrnehmung kann man in allen Klassen machen, am krassesten in es bei den „kleinen Leuten“ in den Parks und öffentlichen Unterhaltungsorten zu sehen. Jack und Jemima wollen sich am Samstag einmal ordentlich unterhalten, um die fromme Sonntagsruhe des folgenden Tages leichter zu ertragen. Jemima hat einer Freundin ihren Besuch versprochen, Jack will sich den Kristallpalast ansehen. Sehr wohl; aber das Baby! Hat das vergnügungssüchtige Paar gar nicht an den Kleinen, raubsüchtigen Dick gedacht? O gewiß! Jemima ist eine viel zu zärtliche Mutter, um ihren Liebling auch nur einen Moment zu vergessen. „Nicht wahr, teurer Jack, Dick wird sich mit Dir prächtig unterhalten? Das Feuerwerk soll ganz einzig sein!“ Jack brummt einen vor sich hin, es ist schwer zu sagen, ob es Zustimmung oder Widerspruch bedeutet, aber die Frau sucht durchaus nicht, das Geheimniß zu durchdringen; sie fährt ruhig im Anziehen fort, und Jack hat richtig schon seinen Sprößling gekleidet und auf dem Arm. Behelt es zuweilen Jemima, ihren Mann auf seinem Spaziergang im Hydepark mit ihrer Gegenwart zu beglücken, so denkt das nackte an der Sache, wenn Dick wunde ist, findet er immer auf dem starken Arm seines Vaters sichere Erholung, und Jemima ist edel genug, die Last ohne eine Spur von Eifersucht dem geliebten Gatten zu überlassen.

Die Gemütlichkeit des Engländers stirbt bekanntlich auf, wenn man die ihm durch die Magna Charta gewährleisteten Freiheiten und Rechte zu beschränken versucht; seine Frau hat die Freiheitsliebe und den unabhängigen Sinn von ihm gelernt, und wehe dem Manne, der den Versuch machen wollte, die Gattin in ihrer ererbten Herrschaft über Küche und Kleiderschrank zu hemmen!

Herrschaft ist das richtige Wort, denn von Thätigkeit im Haushalt ist bei der Mehrzahl der englischen Frauen wenig zu spüren. Die mittleren Klassen haben ganz unglaubliche Begriffe von den Pflichten einer Frau. Mit dem unglückseligen Titel einer „Dame“ (lady) haben die Bürgersfrauen alle Ansprüche — die berechtigten und eingebildeten — der Millionärinnen adoptirt. Die Frau eines Papier- und Zeitungshändlers, der im Schweiße seines Angesichts jährlich einige hundert Pfund erwirbt, ist eine Dame, und man muß wissen, was eine Londonerin unter dieser Würde versteht. Das erste Merkmal einer Frau vom Stande ist — Nichtsthun. Alle jene Narrheiten der alten Mutter in Oliver Goldsmiths „Pfarrer von Wakefield“, über welche wir so herzlich lachen, sind bei der englischen Bürgersfrau traurige Wirklichkeit. In der Küche ist sie nicht zu sehen, denn das Feuer verdirbt den Teint; Nähen macht häßliche Hände und trübe Augen, Kinderpflege ist nur noch gelegentlich Unannehmlichkeiten verbunden, und überhaupt scheint es sich nicht für eine Dame, etwas Nützliches zu thun; das ist plebejisch. Die Zeit einer feinen Dame wird durch Bummeln, Spaziergänge, Theater und — last not least — durch die englischen Mahlzeiten vollständig in Anspruch genommen. Bleibt trotzdem noch eine leere Stunde übrig, so widmet man sie, wie es einer frommen Engländerin anstehl, der Kirche oder der Sitzung irgend eines wohlthätigen Vereins. Selbstverständlich ist die Dame immer nach der neuesten Mode gekleidet, und sie ist im tiefsten Herzen überzeugt, daß sie die Würde des Hauses in standesgemäßer Weise repräsentirt.

Diese Mutter wird natürlich ein eifrig nachgeahmtes Muster für die lernbegierigen Töchter. Die moderne Erziehung Jungfrau ist ein Gegenstand ganz eigener Art. Wer sich nach den illustrirten englischen Zeitschriften sein inneres Bild von Mabel oder Beatrice gemacht hat, der wird in England, namentlich in London, die schmerzlichste Enttäuschung erleben. In den Weihnachtsnummern des „Graphic“ ist der schöne Kopf der englischen Jungfrau von einem losen Kranze goldblonden Haares und von einen Heiligenschein umflossen, die feinen Züge sind klar, durchgeistigt, die großen, klaren, unschuldigen Augen sind wie die der heiligen Cäcilie voll tiefer Andacht himmelwärts gewendet oder verschämt zu Boden geschlagen, die Gewandung zeigt die geschmackvolle Einfachheit einer griechischen Statue. So das Weihnachtsbild im Graphic; in Wirklichkeit sieht die englische Jungfrau von heute ganz anders aus. Von dem blonden Strahlenkranz ist keine Spur vorhanden, denn das Haar wird vollständig abgeschnitten; ein rother mädchenhafter Hautwuchs ist ja ein Zeichen der Anschicklichkeit, die Frau à la Fiesco deutet Freiheit und Gleichberechtigung aus; zu dem glatt geschorenen männlichen Schädel passen die kalten, herausfordernden Augen und die auffallende Toilette. Auffallend! das scheint die ausschließlich maßgebende Aesthetik in Meidung und Betragen der Londoner Damen zu sein. Mit dem schönen Kostüm stimmt die schöne Seele harmonisch zusammen. Mabel oder Beatrice ist oft schmählich verlobt, aber niemals verliebt. Die Liebe ist gut genug in Romanen, in Wirklichkeit möchte man sich nie, man stellt sich verliebt. Die Männer sind ja so eitel und eingebildet! Jack braucht weiter schon noch gemein noch fromm zu sein, wenn er nur die nötige Rente besitzt; je dummer er ist, desto besser.

Mabel und Beatrice sind die Regel, eine liebende Frau, die in der Ehe nicht eine Versorgung, sondern ihr Glück sieht, eine seltene Ausnahme. Was wunder, daß Mabel über die Ehe jammert, wenn es sich herausstellt, daß sie sich in Jacks Dummheit verrechnet hat? Sie hat geheiratet, um eine Dame zu werden, und Jack will eine Frau! Nur fort von dem schrecklichen Menschen, geschieden muß sie sein. Und sie weiß, was sie will. Er muß ihr eine ihrem Stande angemessene Rente aussetzen, er muß für die etwaigen Kinder sorgen, und Mabel hat, weshalb sie sich so sehr gesaust hat, Freiheit und Unabhängigkeit in Hülle und Fülle. Leider ist die Scheidung in England nicht so leicht, als es die jungen Damen wünschen, daher die siebenundzwanzigtausend Zuschriften an die fröhliche Redaktion!

Sehr bezeichnend für die Seelenstimmung dieser Damen war namentlich ein Punkt der Diskussion. Ein naiver Korrespondent hatte die Behauptung aufgestellt, es sei die Pflicht braver Gatten, bis zum Aeußersten in der Ehe auszuhalten, wenn diese mit einem Kinde gesegnet sei; er habe, gestand der ehrliche Mann, alle Launen seiner Frau durch volle sechs Jahre hindurch geduldig ertragen, nur, um eine Kinde seine Mutter zu erhalten, denn wenn die Frau auch noch so unausstehlich gewesen sei, so gebe es doch keinen Ersatz für die eigene Mutter. Auf diesen Erguß eines geplagten Gatten und guten Vaters antworteten die Damen einstimmig mit Spott und Hohn. Wenige Unverschämtheit, die Frau von eine Amme oder ein Kindermädchen zu betrachten! Welche Zumuthung, von einer Frau zu verlangen, daß sie ihr Glück schamlosigkeit, von einer Frau zu verlangen, daß sie ihr Glück einem Kinde opfere, damit dieses die sehr zweifelhaften Vorteile einer väterlichen Erziehung genieße! Es sei überhaupt durch gar nicht ausgemacht, daß die meisten Ehen gute brauch sind; die alten Egoistinnen haben die Kinder in ein

gemeinsames Erziehungshaus gethan, und Eltern und Kinder befanden sich wohl dabei. Mona Caird selbst, obgleich glückliche Gattin und Mutter, trat mit dem Vorschlage hervor, man solle von Staatswegen die Kinder der geschadenen Eltern erziehen, denn die Kinder dürften dem Glücke der Eltern nicht im Wege stehen.

Zum großen Leidwesen dieser Damen hat sich der Staat noch immer nicht zu einer so heilvollen Maßregel entschlossen, und es bleibt ihnen vorderhand nichts übrig, als mit ihren Tyrannen unter einem Dache zu leben und ihre Kinder nach den Grundsätzen der Freiheit und Gleichheit zu erziehen.

Seit Jahr und Tag klagen erzste Schriftsteller und Schriftstellerinnen über Englands Verfall. „England is going the to dogs!“ (England kommt auf den Hund!) ist beinahe eine Redensart geworden, und alle Welt zerbricht sich darüber den Kopf, warum die angelsächsische Rasse seit Jahrzehnten keinen hervorragenden Mann der That oder des Gedankens besitzt. Nun denn, wenn der alte Ausspruch wahr ist, daß das Schicksal eines Landes in den Händen der Frauen ruht, so haben die siebenundzwanzigtausend Zuschriften das Rätsel in überraschender Weise gelöst, und die englischen Staatsmänner können sich das Forschen nach weiteren Ursachen ersparen.

Das Vorbild zu Kaiser Friedrichs Mausoleum.

Von

Lilly Willigerod.

Mit Wehmut weilten wohl oft in den letzten Herbstmonaten die Gedanken aller Mitglieder des deutschen Kaiserhauses und mit ihnen die ihrer treuen Anhänger in den wundervoll schönen Orten Toblach und Innichen im herrlichen Tiroler Alpenlande. Im vorletzten Herbst hoffte ja einer der edelsten Hohenzollernfürsten, Kaiser Wilhelms I. einziger Sohn, auf den das deutsche Volk mit Stolz und Hoffnung blickte, dort in der stärkenden Alpenluft neue Lebenskraft zur Bekämpfung der tückischen Krankheit zu sammeln, die sein kostbares Leben bedrohte. Ach, es war eine trügerische Hoffnung, und nur mit tiefer Trauer vermag man jetzt die Stätten zu betreten, wo er so gern geweilt, wo er mit immer gleicher Geduld und Leutseligkeit noch seinem Wahlspruch: „Lerne zu leiden, ohne zu klagen!“ das qualvollste Leiden ertrug. Stets hatte er ein freundliches Lächeln für jedermann, selbst für die einfachen Arbeiter auf den Wiesen und Feldern, die er häufig anredete und sich dadurch die Herzen der biederen Tiroler im Sturm eroberte. Ich hörte oft die Leute mit wahrer Begeisterung von ihm sprechen und bittsche kleine Züge von seiner Güte und Leutseligkeit erzählen. Der Sohn des Gasthofbesitzers von Schneiderbach im großartigen Ampezzothale zeigte mir voll Stolz ein Messer, das auf den Seiten der Scheide die Bildnisse der beiden Kaiser trug, die das deutsche Reich im Jahre 1888 verlieren mußte. Der „Kronprinz“, wie man Friedrich III. noch immer in jener Gegend nennt, hatte es ihm geschenkt, weil er ihn im Thale umhergeführt, während seine Gemahlin den „Türenstein“ bestieg.

Aber mit ganz besonderer Freude und Rührung erfüllte es mich, als ich im reizenden Sextenthale bei Innichen, eine Stunde von Toblach, am Wallexrande — wo drei Ruhebänke zum Betrachten der wundervollen großartigen Natur einladen — ein ebenso einfaches als sinniges Denkmal entdeckte. Die Gemeinde des Marktfleckens Innichen hat dasselbe auf Anregung ihres Bürgermeisters dem Andenken Kaiser Friedrichs gewidmet. Das Sextenthal ist hier etwas weiter, noch rechts führt die Straße hinauf nach „Wildbad Innichen“ und links ins reizende, von phantastisch geformten Felsspitzen umgebene Bischleinthal mit „Bad Moos“. Eine kleine Wiese liegt zwischen dem brausenden Sextenbach und dem Wald, an



Vision. Gemälde von H. Herterich.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

dessen Saum man schon von weitem eine Tafel mit dem deutschen Reichsadler erblickt und darunter die Worte: „Kronprinz Friedrich Wilhelms Rast 1887.“ Rechts davon unter den schattigen Zweigen einer Riesenfichte ist eine Art Heiligenschrein befestigt, hübsch aus Baumrinde gezimmert, und darin steht eine silberbronzirte Büste, welche die edlen Züge Kaiser Friedrichs trägt, der an dieser reizenden Stätte mehrmals mit den Seinigen geruht hat. Viel treue deutsche Hände brachten im verflossenen Sommer hier ihren teuren verblichenen Kaiser frische Alpenblumen dar. Wanderten doch Tausende nach dem schönen Toblach und dem dort beginnenden, unvergleichlich großartigen Ampezzothal. Sie versäumten dann auch nicht, eine Station weiter, nach Innichen zu fahren, um das dortige vielgenannte ‚Altötinger Kirchlein‘ und der heiligen Grabeskapelle zu besuchen.

Schon die eigentümliche Gestaltung dieses fremdartigen Baues gleich zu Anfang des Marktfleckens erweckt bald die Aufmerksamkeit sowohl des Fremdlings, der vom Bahnhof aus den Ort besucht, als der Passagiere des dicht daran vorüberfahrenden Eisenbahnzuges, wenn sie ihre Blicke auf den beiden niederen, schindelbedeckten Türmen und der vergoldeten Kuppel der tieferliegenden Kapelle ruhen lassen. Der kunstsinnige Hochgebirgsfürst und seine Gemahlin, die häufig die alten Denkmäler der Vorzeit zu Innichen, sowie das dort beginnende reizende Sextenthal besuchten, wurden wohl ebenfalls durch die morgenländische Bauart des Kirchleins aufmerksam gemacht. Sie ließen den Wagen halten, um es zu besichtigen, und der arme, kranke Kronprinz, der vielleicht schon eine Ahnung von seinem nahen Ende hatte, soll überrascht von der Schönheit der eigenartigen Kapelle, ausgerufen haben: „So möchte ich unsere letzte Ruhestätte haben!“ Es ist begreiflich, daß ihr kaiserlicher Sohn und seine Gemahlin, welche selbst eine Zeichnung aufnahm, diesen Wunsch erfüllen.

Wer das Kirchlein betrachtet, wie es mehrere Fuß tiefer als die Landstraße so altertümlich daliegt, meint, seine Erbauung müsse einem sehr frühen Zeitalter angehören. Aber doch war es erst im Jahre 1653, als ein frommer, wohlhabender Bürger von Innichen mit Namen Georg Payrich eine Pilgerfahrt nach Jerusalem unternahm und dort beschloß, nach dem Muster der heiligen Grabeskirche seinem Heimatsort ein kleines Gotteshaus zu schenken. Als er aber, in sein Alpenthal zurückgekehrt, zur Ausführung schreiten wollte, waren ihm doch die Einzelheiten des Baues aus dem Gedächtnis entschwunden, und sofort begab er sich zum zweitenmal auf die für jene Zeiten so ungeheuer beschwerliche Reise ins gelobte Land, um die genauen Zeichnungen zu holen. Und als dann einige Jahre später der Bau der Kapelle zu Innichen vollendet war, unternahm er zum drittenmal die weite Pilgerfahrt, um sich in Jerusalem zu überzeugen, daß ihm sein Werk in der Heimat auch wohl gelungen und dem Original ganz gleich sei. Zweimal sollte er nicht zurückkehren. Er starb zu Loretto auf der Insel Cypern.

Ich will nun versuchen, das Kirchlein möglichst genau zu beschreiben. Man steigt von der Landstraße einige Stufen hinab in die kleine Vorkapelle, welche mit zahlreichen Darstellungen aus dem Leben des Heilandes in plastischen Figuren geschmückt ist. Da sieht man an der Hauptwand den Weltenrichter Gericht am Oelberg, nicht weit davon die schlafenden Jünger am Boden und im Hintergrund den Verräter mit den Fackeln und Waffen tragenden Kriegsknechten. An der nächsten Wand, über dem Eingange zum Altar, der in einer Art Nische steht, ist die ganze Leidensgeschichte dargestellt, der Weg nach Golgatha mit dem unter der Last des Kreuzes und den Geißelhieben seiner grausamen Peiniger zusammenbrechenden Heiland.

Ein Eisengitter führt wieder zwei Stufen tiefer in die eigentliche Grabeskapelle, in deren Mitte das Gruftgewölbe erbaut ist. Im hintersten Teile desselben ruht der Leib und darüber erhebt sich eine Art Baldachin, von acht kleinen Säulen

gemacht. Rund um die mit Fresken und Bibelsprüchen geschmückte Kuppel läuft an den oberen Wänden der oval gebauten Kapelle eine auf neun großen Säulen ruhende Galerie, in deren Nischen Heiligenbilder stehen. Eine steinerne Wendeltreppe führt hinauf und das Ganze macht, besonders von oben gesehen, einen sehr feierlichen, erhebenden Eindruck. Kaiser Wilhelm II. und seine Mutter konnten kein würdigeres Vorbild für die letzte Ruhestätte des edlen, erhabenen Dulders wählen als diese im romanischen Stil erbaute Kapelle in den Tiroler Hochalpen. So denkt gewiß jeder, der mit wehmüthiger Erinnerung an den entschlafenen Menschen diese heilige Stätte verläßt und dann, wenn seine Zeit es nur irgend erlaubt, auch noch die übrigen Denkmäler aus grauer Vorzeit, besonders die herrliche alte Stiftskirche, in Augenschein nimmt. Innichen hat eine sehr berühmte Vergangenheit und wurde auf den Trümmern des einstigen „Aguntum", Hauptstadt der römischen Provinz Noricum, erbaut, welche in einer furchtbaren Schlacht zwischen den wilden slavischen Wenden mit dem Bayernherzog Garibald im Jahre 610 gänzlich zerstört wurde. Die ersteren, zur Zeit der Völkerwanderung von den Grenzen Rußlands gekommen, hatten sich an den südlichen Ufern der Drau, im heutigen Krain häuslich niedergelassen und machten häufig Einfälle ins Pusterthal, bis sie in einer großen Schlacht auf dem Todtacker Felde von den Bayern, den damaligen Herren des Landes, besiegt und für immer in ihr Gebiet zurückgedrängt wurden. Um auf diese wilden Nachbarn womöglich



Das Innere der Grabkapelle zu Innichen,
des Vorbildes für das Kaiser Friedrich-Mausoleum in Potsdam.

einen guten Einfluß zu gewinnen und sie zur christlichen Religion zu bekehren, gründete der Bayernherzog Tassilo im Jahre 770 auf dem Schutt der Stadt Aguntum, am Fuße der sogenannten „Burg", wo einst eine römische Festung stand, ein Benediktinerstift, um das sich bald mehrere Häuser erheben, die nach und nach den jetzigen Marktflecken Innichen begründeten. Die Mauern der prächtigen alten Stiftskirche daselbst stammen aus jener Zeit, und ihre merkwürdige Bauart erinnert, wie Sachverständige erklären, an die ersten christlichen Kirchen.

Wenige Schritte davon, am Eingange des kleinen Friedhofes, steht auch ein römischer Meilenstein, der aus der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts stammt. Die ehrwürdige Kirche birgt ferner noch ein großes Kleinod, ein uraltes Kruzifix aus dem siebenten Jahrhundert, das über dem Hochaltar steht und der Gegenstand großer Verehrung der Alpenbewohner weit und breit ist.

Rechnet man zu diesen historischen Denkwürdigkeiten nun noch die erhabene Schönheit der Hochalpen, die fast viertausend Fuß hohe Lage des Ortes, die kräftige Gebirgsluft, gemischt mit dem balsamischen Duft der weiten Tannenwälder, so wird man mir beistimmen, daß Innichen und besonders das drei Viertelstunden davon entfernte, mitten im Tannenwald, am Fuße des vielzackigen Dolomiten „Haunold" gelegene Wildbad eine der herrlichsten Sommerfrischen oder Reiseziele für erholungsbedürftige Städter und Nervenleidende bietet, zumal Bad Innichen kräftige Eisen- und Schwefelquellen besitzt.



Innichen in Tirol. Nach einer photographischen Aufnahme von Ed. Schenner in Sillian.

Jonel Fortunat.

Ein Roman aus Rumänien

von

Marco Brociner.

(Fortsetzung.)

Herr Remus Aldean huldigte dem Grundsatze, daß ein Staatsbeamter in erster Linie dafür zu sorgen habe, während der fetten Jahre einige Ersparnisse für die mageren Jahre beiseite zu legen. Und die Ersparnisse des Herrn Remus Aldean hatten sich bereits zu einem hübschen Sümmchen abgerundet.

Was Wunder, daß er mit einer Großmut, die ihn innerlich selbst rührte, an einem schönen Septembervormittage der Madame Belota mit bewegter Stimme erklärte, daß er ein Weib, das er liebe, auch dann heiraten würde, wenn sie so arm wie eine Kirchenmaus wäre.

Madame Belota hatte diese Erklärung mit einem feinen Lächeln aufgenommen.

Der Präfekt, welcher heute besonders elegant gekleidet war, den langen schwarzen Schnurrbart frisch gewichst und kühn aufgewirbelt hatte und zarte perlgraue Handschuhe trug, trat nahe an Madame Belota heran, die auf einem Lehnstuhl nahe am Fenster saß und in den ungepflegten Garten vor ihrem ebenerdigen Hause blickte.

„Madame," sagte er, „Sie scheinen meinen Worten nicht recht zu glauben. Und doch, wenn das Weib, das ich liebe, noch so arm wäre, wenn es aber nur einen Teil Ihrer glänzenden Eigenschaften hätte, wenn es . . ."

Madame Belota hob die Blicke zu ihm empor. Die tiefen dunkelblauen Augen brachten den armen Präfekten ein wenig aus der Fassung und sein Unbehagen wuchs, als sie mit einem leisen, aber vernehmlichen Anklang von Ironie in der Stimme sagte: „Bitte, weiter."

„Madame," sagte er pikirt, „ich habe vernommen, daß man Sie in der Residenz die Dame mit dem Marmorherzen nannte. Sollte dem wirklich so sein? Sollte ein Weib, so schön, so gut wie Sie, so geschaffen zum Beglücken, wirklich keines wärmeren Gefühls fähig sein?"

Madame Belota antwortete nicht. Man vernahm Peitschengeknall. Auf der Fahrstraße rasselte, von einer Staubwolke umhüllt, eine Droschke heran, sie hielt vor dem Gartenthor. Herr Fortunat und Jonel stiegen aus derselben.

Madame Belota war aufgesprungen, hatte den Kopf zum offenen Fenster hinausgeneigt und die Ankommenden erkannt. Als sie sich wieder auf den Lehnstuhl setzte, war ihr Angesicht von einer jähen Blässe überzogen.

Der Präfekt sah durchs Fenster Herrn Fortunat, gefolgt von seinem Sohn, dem Hause zuschreiten.

Er drehte einigemale seinen Schnurrbart, ergriff dann seinen Hut, und sich leicht verbeugend, sagte er mit einem bedeutungsvollen Lächeln:

„Das banale Sprichwort, daß alte Liebe nicht roste, scheint doch wahr zu sein."

Madame Belota erhob sich rasch.

„Herr Präfekt," sagte sie, „ich liebe klare Verhältnisse. Ich weiß, daß Sie mir eine Liebeserklärung und sogar einen Heiratsantrag machen wollten. Ich nehme an, daß Sie mir denselben bereits gemacht haben, und antworte kurz und bündig: nein. Wir können aber nichtsdestoweniger gute Freunde bleiben."

Sie hatte all dies ein wenig aufgeregt gesprochen. Sie reichte dem Präfekten die Hand. Herr Remus Aldean war ein praktischer Mann, er fügte sich mit Grazie in sein unabänderliches Geschick und suchte aus der Situation ein wenig Kapital für sich zu schlagen.

„Sie haben mir sehr wehe getan, Madame Belota," sagte er mit tremolirender Stimme, wobei er seine behandschuhte Rechte an die Herzgegend legte, „aber mich tröstet der Gedanke, daß mir wenigstens Ihre unschätzbare Freundschaft erhalten bleibt."

Die Freundschaft der Madame Belota, welche eine nahe Verwandte des Ministers des Innern war, hatte in der That für Herrn Aldean einen unschätzbaren Wert.

Er küßte ihr die Hand und empfahl sich.

Als bald darauf Herr Fortunat und Jonel hereintraten, stand Madame Belota wieder am Fenster. Sie wandte sich rasch um.

„Wissen Sie, daß ich Grund habe, Ihnen böse zu sein, Herr Fortunat," sagte sie, ihm herzlich die Hand reichend, „ich lebe hier in einer weltverlorenen Abgeschiedenheit wie in einem Kloster, und da bilde ich mir ein, daß Sie als mein nächster Gutsnachbar mit Ihren Besuchen etwas weniger sparsam umgehen müßten."

Und ohne eine Antwort abzuwarten, wendete sie sich zu Jonel, der an der Thüre stehen geblieben war.

„Na, warte, Du schlimmer Junge," lachte sie, „Du hast mir das Herz meiner Florica geraubt. Seit acht Tagen," fuhr sie, zu Herrn Fortunat gewendet, fort, „bestürmt sie mich in einem fort mit der Frage, warum Jonel nicht komme. — Geh in den Garten, Jonel, da findest Du sie."

Jonel küßte ihr die Hand und eilte rasch hinaus.

Nachdem der Knabe das Zimmer verlassen, standen sich beide eine Weile schweigend gegenüber.

Madame Belota bemerkte, daß Fortunat ernster als sonst war. Sie ließ sich auf einem kleinen Kanapee nieder und lud ihn zum Sitzen ein.

„Wenn ich Sie recht verstanden habe," begann er, „so haben Sie mich vermißt?"

„O gewiß!" sagte sie.

„Und es fehlt Ihnen doch nicht an Gesellschaft in dieser weltverlorenen Abgeschiedenheit. Der Präfekt Aldean zum Beispiel ist ein sehr amüsanter Mann."

Eine leichte Röte flog über ihr Gesicht, sie antwortete nicht, sondern schaute ihm eine Weile tief in die Augen, dann ergriff sie ein Album, das auf dem Tische lag, und blätterte darin, bis sie Fortunats Bild fand, welches er ihr einst vor Jahren als ihr Bräutigam geschenkt hatte.

„Haben Sie mich wirklich vermißt?" hörte sie ihn nochmals fragen.

Das war keine geckenhafte Frage, sie schien aus tiefster Seele zu kommen, so warm und innig klang seine Stimme.

Madame Belota blickte vom Bilde zum Manne vor ihr empor. Es war derselbe Fortunat, der einst dem Mädchen als die Verkörperung ihres männlichen Ideals erschien, derselbe, der sie bis ins tiefste Herz verwundet, ihre Liebe mit Füßen getreten und ihr Leben vom Grunde aus verwüstet und zerstört hatte, derselbe Fortunat und doch wieder ein so ganz anderer. Sie hatte sich einst geschworen, an ihm sich zu rächen. War dieser Moment, so klang es plötzlich in ihr, nicht jetzt gekommen? Sie war ein zu kluges und welterfahrenes Weib und ihrer bestrickenden Schönheit zu wohl bewußt, als daß sie nicht empfunden hätte, daß er sie liebe, trotzdem er dies bis jetzt mit keiner Silbe verraten.

Und das war nicht die flatterhafte Liebe des Jünglings, nicht die verliebte Laune eines Roué, nicht das bloße sinnliche Wohlgefallen am schönen Weibe, das war die tiefe, glühende Liebe des gereiften Mannes.

Diese Liebe bebte aus seiner Frage hervor, sie strahlte aus seinen schönen Augen. Ach, es waren dieselben Augen, die sie einst so unglücklich gemacht, dieselben Augen und doch so ganz andere. Sie fühlte eine seltsame Beklemmung, ihre Sicherheit verließ sie, aber nur für einen Augenblick.

„Wenn Sie es denn durchaus wissen wollen," sagte sie leichthin, „ja, ich habe Sie wirklich vermißt. Es gibt hier auf dem Gute so vieles zu ordnen, was eine Frau beim besten Willen nicht zu leisten vermag. Und ich verstehe so wenig von der Agrikultur. Ich habe erwartet, daß Sie als alter Freund mir ein wenig mit Rat und That an die Hand gehen werden. — Es ist etwas schwül hier," fügte sie rasch hinzu, „wollen Sie nicht auf die Veranda hinauskommen?"

Sie erhob sich und sie traten durch den Hausflur auf die Veranda.

Der Herrenhof von Oleşti war ein schmuckes, vor wenigen Jahren von seinem früheren Besitzer erbautes ebenerdiges villaartiges Haus mit einer von Rankgewächsen überponnenen Veranda, von wo man einen Ausblick auf den weiten Garten hatte, der ein Eisengitter von der Fahrstraße abschloß.

Es war ein warmer, lichtdurchtränkter Septembertag. Die Bäume mit dem rötlich schimmernden Laub standen unbeweglich, es war traumhaft still und nur ab und zu drang vom Kirchturm des ungefähr drei Kilometer entfernten Städtchens ein Glockenton herüber.

Vor der Veranda, zu der vom Garten einige Stufen emporführten, stand ein mächtiger Nußbaum, dessen Krone über das Dach des Hauses hinüberragte.

Unter dem Schatten dieses Baumes neben einem Beete flammend roter Verbenen stand ein Rollstuhl, darauf Madame Belotas Töchterlein Florica lag.

Es war ein schmächtiges, zartes Mädchen von elf Jahren mit schneeweißen, schmalen Händchen, in denen die blauen Adern durchschimmerten und einem bleichen, von goldigen Locken umsponnenen schmalen Gesichtchen, darin zwei kluge blaue Augen leuchteten. Ihr Köpfchen lag auf der gepolsterten Lehne des Rollstuhls, sie lächelte leise und horchte andächtig den Worten Jonels, der auf dem Rasen saß und ihr aus einem Gedichtbuch vorlas.

Er trug die schöne Ballade von dem moldauischen Fürsten Stefan dem Großen vor, wie er eines Tages, von den Türken besiegt, von seinen getreuen Kriegern verlassen, zum Felsenschlosse Neamz eilte, wo sein treues, holdes Weib und seine greise Mutter sehnsüchtig seiner warteten. Er heischt Einlaß in sein Schloß. Aber seine Mutter verwehrt es ihm, sie kennt nur Stefan den Großen, den siegreichen Fürsten, der in zahllosen Schlachten den Türken die Schärfe seines Schwertes fühlen ließ. Den besiegten Stefan, der vor dem Feinde flieht, der ist nicht ihr Sohn, den kennt sie nicht. Die stolzen und bitteren Worte der greisen Fürstin entflammen den Heldenmut Stefans, er stößt mächtig ins Horn — die alten Krieger sammeln sich um ihn, eine große Schlacht wird geschlagen und der Halbmond liegt überwältigt im Staube vor ihm.

Jonel hatte anfangs mit unsicherer Stimme gelesen, aber je weiter er las, überkam es ihn wie eine Eingebung von oben, seine Wangen röteten sich, er sprang auf und seine Stimme klang glockenhell und weithin vernehmlich, so daß Madame Belota und Fortunat auf der Veranda jedes Wort verstehen konnten.

Ein finsterer Schatten lagerte sich auf dem Gesicht der schönen Frau. Und wie sie den herrlichen Knaben mit den von innerer Begeisterung flammenden Wangen neben ihrem bleichen, kranken Kinde stehen sah, fühlte sie einen Stich im Herzen.

Ein bitterer Groll anoll in ihrer Seele gegen den Mann neben ihr empor und ein Gefühl tiefen Hasses gegen den Knaben mit den strahlenden Augen, der ihr wie die Verkörperung der leidenschaftlichen Liebe Fortunats zur schönen Jildin erschien. Seine Schönheit, sein gesundheitstrotzendes Wesen, seine leuchtenden Augen dünkten ihr ein Raub an ihrem armen Kinde, das wie eine leibhaftige Mahnung an die zwölf trostlosen Jahre ihrer Ehe erschien, an die zwölf schönsten Lebensjahre, um deren Glück sie schmählich betrogen worden war.

Sie hatte den Schmerz darüber noch nie so tief und bitter empfunden wie jetzt. Und der Mann, der ihr Dasein zerrüttet, stand neben ihr als ein Liebender wie einst! Sollten all die Qualen, die er ihr bereitet, vergessen, ungerächt bleiben?

Er wagte es, ihr mit seiner Liebe zu nahen, jetzt, da dieselbe doch nur der Bodensatz seiner heißen, flammenden Leidenschaft sein konnte, die einst für die Mutter dieses Knaben in seinem Herzen gelodert?

Gab es denn keine sühnende Gerechtigkeit auf Erden?

Wie, wenn auch sie jetzt diesen Mann mit den Füßen träte, wenn sie sein Weib würde, um ihm dann durch tausend Schmerzen sein Leben zu verbittern, durch ein Wort, einen Wink ihn zu beherrschen, ihn zum willenlosen Sklaven ihrer Wünsche, ihrer Launen zu machen, seine Eifersucht anzufachen und an seinen Qualen sich zu weiden?

Aber wem galt all ihr Groll, ihre Rachsucht?

Dem Fortunat, der vor Jahren das junge Mädchen bethört und betrogen, dem glänzenden, übermütigen Kavalier!

War das denn derselbe Fortunat?

War dieser ernste Mann mit den grauen Haaren an den Schläfen, mit den schönen, traurigen Augen derselbe, der ihr einst so bitteres Herzeleid zugefügt?

Diese Fragen tobten durch ihren Kopf. Und wie sie darüber sann und grübelte, empfand sie, wie langsam ihr Groll gegen ihn schwand und daß nur ein Gefühl des Hasses gegen Jonel in ihrem Herzen zurückblieb.

Fortunat hatte schweigend neben ihr gestanden und sie mit wägenden Blicken betrachtet.

An dem seltsamen Zucken ihrer Mundwinkel, an dem Wogen ihres Busens, an ihrem lebhaften Mienenspiel erriet er, was in ihr vorging. Und wie sie schwer aufatmend mit einem vollen, warmen Blicke ihn ins Antlitz schaute, riß er sie jäh an sich und küßte ihr leidenschaftlich die Augen.

Da erscholl plötzlich der Ruf: „Marfa maruntisuri!“ (kleine Waren) in einem den jüdischen Hausierern eigentümlichen Nasalton.

Und bald darauf stand gebückt und gedrückt Zilibi Pisantir im Gartenthor mit einem in Segeltuch genähten Paket auf dem Rücken und einer hölzernen Elle in der Hand, während hinter ihm Leas schwarzer Lockenkopf sichtbar war.

Zilibi, auf dessen Haupt ein abgeschabter schwarzer Filzhut in Cylinderform stark zurückgeschoben saß, stützte sich auf die Elle und ließ nochmals den obenerwähnten Ruf erklingen.

Und der drang in die Küche, er drang in die rechts vom Hause gelegenen Stallungen und weckte den alten Alexe, den Kutscher des Herrn Fortunat, der auf der Holzbank beim Dufte eines Gänsebratens eingenickt war, aus dem Schlummer.

„Zilibi ist da!“ rief er.

Und eine Weile später stand Zilibi mitten im Garten unter dem schattigen Nußbaum, umringt von zwei Mägden, von einem langen barfüßigen Burschen und dem alten Alexe.

„Es ist sehr heiß heute,“ sagte Zilibi, wobei er, ohne seine Stellung zu verändern, mit einer geschickten Bewegung der rechten Achsel sein Paket von den Schultern auf den Rasen hinabgleiten ließ. „Es ist sehr heiß und wir sind schon im September und im Juli haben wir gefroren. Wir leben in einer verkehrten Welt, Kinder,“ fuhr er fort, indem er sich auf ein Knie niederließ und den Knoten des Segeltuches löste. „Eine verkehrte Welt, das Unterste kommt nach oben und das Oberste nach unten. Früher sind die Bauerndirnen barfüßig auf Gottes Erdboden herumgelaufen, jetzt müssen sie Schuhe mit hohen Absätzen tragen ganz wie Bojarinnen, und die Bojarinnen tragen Kleider ganz wie die Bauernweiber. — Was sagst Du zu diesem Paar Schuhe, Katinka?“ wandte er sich an die eine der Mägde. „Acht Franken, Dir laß ich sie mit sechs und wenn Du mir bar zahlst, schuld' ich mir ins Fleisch und laß sie Dir mit fünf, ich verliere fünfzig Bani (Centimes) dabei und meine Mühe. Mehr kann man von einem Menschen nicht verlangen.“

Während all dies aus seinem Munde hervorsprudelte, hatte er ein Paar Schuhe zum Vorschein gebracht und sie den Mägden gereicht, dann kamen bunte Tücher, Seife, Ohrgehänge, Glasperlen, Handschuhe, Haarnadeln, Rauschgold, Heiligenbilder und schließlich auch ein Rasirmesser zum Vorschein.

„Das ist für Dich, Alexe,“ sagte er zum alten Kutscher. „Du läßt Dir einmal in der Woche den Bart um zwanzig Centimes rasiren und der Bader von Banesti zerreißt Dir dabei jede Woche mit seinem schlechten Messer Dein Gesicht, was unter Brüdern mindestens auch dreißig Centimes wert ist. Dieses Rasirmesser kostet Dich vier Franken, in anderthalb Monaten hast Du Dein Kapital wieder in der Tasche und der Rest ist reiner Gewinn. — Wer will kaufen?“

Während Zilibi in dieser Weise seine Waren an den Mann zu bringen suchte, stand Lea hinter ihm und starrte Jonel an, welcher bei ihrem Anblick in eine hilflose Verlegenheit geraten war.

Er hatte, wie er sich vorgenommen, Florica sein Abenteuer mit der kleinen Jüdin erzählt und sie als ein häßliches, wildes Mädchen geschildert.

Er wäre jetzt gerne davongerannt, aber er konnte Florica nicht allein lassen und dann wollte er Lea auch zeigen, daß sie ihm vollständig gleichgiltig sei.

„Das ist Lea,“ hatte er Florica zugeflüstert, als Zilibi mit seinem Töchterlein in den Garten getreten war.

Florica hatte sich im Rollstuhl emporgerichtet und betrachtete aufmerksam die kleine Jüdin.

„Willst Du sie nicht herrufen, Jonel?“ flüsterte sie ihm zu, als sie bemerkte, daß Lea den Knaben starr anblickte.

„Ich mag nicht!“ rief er.

„Geh, Du bist unartig,“ sagte sie, „ich möchte die Lea kennen lernen, die sieht doch gar nicht so bös und so häßlich aus, wie Du gesagt hast. Lea!“ rief sie.

Das Judenmädchen zuckte zusammen. Galt dieser Ruf wirklich ihr? Da vernahm sie nochmals ihren Namen und sah, wie sie Florica mit der Hand zu sich winkte.

Sie eilte hinzu und blieb vor dem Rollstuhl stehen.

Florica schaute eine Weile das Mädchen forschend an.

„Jonel hat mir von Dir erzählt,“ begann sie lächelnd, „und von dem Streit, den ihr gehabt. Daß Du ihn mit einem Stein an die Stirne schlugst, war nicht recht; aber auch er ist nicht ganz unschuldig, er hätte Dich nicht reizen sollen. Wollt ihr euch nicht versöhnen?“

Lea traten bei diesen lieben, freundlichen Worten die Thränen in die Augen; so gut hatte noch nie ein Christenmädchen zu ihr gesprochen, und das war ein Bojarenkind, die Tochter der reichen, stolzen und schönen Madame Pelota. Sie traute kaum ihren Ohren.

„Wollt ihr euch nicht versöhnen?“ wiederholte Florica.

Jonel stand stumm mit gesenkten Blicken da.

Auch Lea sprach kein Wort, aber plötzlich neigte sie sich mit leidenschaftlicher Hast zu dem kranken Mädchen nieder und bedeckte ihre feinen, zarten Händchen mit Küssen und Thränen.

„Warum weinst Du, Lea?“ fragte Florica, der gleichfalls die Augen naß wurden.

„Ich weiß selbst nicht, warum,“ schluchzte sie.

„So reich doch Jonel die Hand und schließt Frieden, ich kann's nicht leiden, wenn man bös ist!“

Lea erhob sich, trat zu Jonel heran und machte eine Bewegung, um ihm die Hand zu reichen.

Er aber hatte beide Hände in die Taschen gesteckt und murmelte: „Mach, daß Du fortkommst, ich mag nun einmal nicht!“

Um die Lippen des Judenmädchens flog ein seltsames Zucken, eine jähe Blässe bedeckte ihr Gesicht, sie wandte sich rasch um und eilte an ihrem Vater vorbei, der seine bunten Sachen wieder eingepackt hatte, zum Gartenthore hinaus.

Zilibi schaute ihr kopfschüttelnd nach, dann murmelte er einige unverständliche Worte, ließ sich vom Kutscher Alexe das Paket auf den Rücken laden und verließ langsam den Garten.

Florica hatte, als Lea davongelaufen war, das Köpfchen auf die Lehne des Rollstuhls zurückfallen lassen und schaute schweigend vor sich.

Sie war bös auf Jonel. Er that ihr ja sonst alles zu Gefallen, warum heute nicht?

Er hatte freilich seine Gründe, um gegen Lea aufgebracht zu sein. Aber wenn sie ihn darum bat, sich mit ihr zu versöhnen, so hätte er es thun müssen, schon ihr zu Liebe.

„Ich hätte nicht gedacht, daß Du so schlimm bist,“ brach sie das Schweigen.

„Ich werde doch nicht mit einem Judenmädchen, mit Zilibi Pisantirs Töchterlein Freundschaft schließen!“ rief er.

„Aber wenn ich Dich darum bat?“

„Auch dann nicht!“

Florica sagte kein Wort mehr, aber zwei Thränen flossen über ihre bleichen Wangen herab.

Jonel fühlte sich sehr unbehaglich, er ergriff sein Gedichtbuch, blätterte einige Zeit darin und begann dann laut zu lesen.

Aber es wollte damit nicht recht vorwärts kommen.

Florica schien darauf nicht zu hören, und auch er las nur so vor sich, weil er nicht recht wußte, was er seiner kleinen Freundin sagen, wie er sie versöhnen sollte.

Da hörten sie Schritte auf dem Kiesweg, der vom Hause her führte, und bald darauf standen Fortunat und Madame Pelota Arm in Arm vor ihnen.

„Mein lieber Jonel,“ sagte Fortunat mit glückstrahlenden Augen, „ich habe Dir gestern abend angedeutet, daß Du eine Mutter bekommst. Hier ist sie! Wie gefällt sie Dir?“

Der Knabe schaute mit großen Augen die schöne Frau an.

„So küß doch Deine Mutter!“ lachte Fortunat.

Jonel ergriff die Hand der Madame Pelota und küßte sie leise.

„Und Dir will ich ein zärtlicher Vater sein!“ rief Fortunat aus.

Er neigte sich zu dem kranken Kinde und drückte demselben zärtliche Küsse auf die goldenen Haare und die schönen blauen Augen.

IV.

Die Nachricht von der Verlobung des Herrn Fortunat mit Madame Pelota wurde noch am selben Tage der Frau Faluza durch einen reitenden Boten mitgeteilt.

Die alte Dame war außer sich vor Freude, als sie die paar Zeilen Fortunats las, welche die frohe Botschaft enthielten, daß er um die Hand der Madame Pelota angehalten, daß sie seine Werbung angenommen und daß im nächsten Monat schon die Hochzeit stattfinden werde.

Madame Faluza ließ sofort anspannen, um nach Banesti zu fahren und um von Fortunat selbst alle Details des großen Ereignisses zu erfahren.

Es war gegen vier Uhr nachmittags, als ihre schwerfällige Kalesche durch das Städtchen Banesti rasselte.

Daselbst begegnete ihr Pope Konstantin.

Einem Popen zu begegnen, gilt als ein Unheil bedeutendes Vorzeichen, und Madame Faluza konnte sonst, wenn ihr ein derartiges Malheur passirte, ihren ganzen Humor verlieren.

Heute aber fühlte sie sich so glücklich, daß sie den Wagen halten ließ, den Popen Konstantin zu sich rief und ihm mit fliegenden Worten die große Tagesneuigkeit berichtete.

Und so geschah es, daß Pope Konstantin als einer der ersten die Nachricht von der bevorstehenden Vermählung des Herrn Fortunat mit der schönen Witwe erfuhr.

Der Pope, welcher eben im Begriff gewesen war, in die Kirche sich zu begeben, um daselbst den Nachmittagsgottesdienst abzuhalten, kehrte um und lenkte seine Schritte zur Schenke des roten Naftali, welche mitten im Städtchen in der unmittelbarsten Nähe der Primarie (Bürgermeisteramt) sich befand.

Pope Konstantin trällerte, während er eilig der Schenke zuschritt, ein weltliches Liedchen, er schien sehr fröhlich zu sein und das aus wohlerwogenen Gründen.

„Wenn der Bojar heiratet,“ murmelte er vor sich hin, als er sich auf der Holzbank vor der Schenke niederließ, „so wette ich eins gegen hundert, daß die Kirche einige neue Bilder, neue heilige Geräte erhält, und es sollte mich wundern, wenn ich nicht auch mit einem neuen Meßgewand und einer Gehaltsaufbesserung bedacht werden sollte. Und wenn ich die Trauung besorge, so werden wohl ein Dutzend und, wenn Gott will, vielleicht zwei Dutzend runde Dukaten auch für mich abfallen. Gott erhalte Herrn Fortunat und sein zukünftiges Weib.“

Nachdem er diesen Wunsch geäußert hatte, holte er aus der Tasche seines olivengrünen, fadenscheinigen Talars ein Zweifrankenstück hervor, das er heute zu opfern beschloß, legte es auf die Bank neben sich und rief in die Schenke hinein:

„Naftali, eine Oka Wein, vom allerbesten.“

Bald darauf erschien Naftali mit einer Flasche Wein in der Hand, während hinter ihm der hohe Cylinderhut des Herrn Brunner, des Hauslehrers Jonels, auftauchte.

Herr Brunner gab nämlich seit einiger Zeit dem Töchterlein Zilibi Pisantirs zwei Stunden wöchentlich Gratisunterricht im Deutschen, und er pflegte bei dieser Gelegenheit allwöchentlich zweimal in Naftalis Schenke für eine geraume Weile einzukehren.

Er ließ sich neben dem Popen nieder, der ihm ein Glas Wein anbot und sofort die Neuigkeit mitteilte.

Google

„Was Sie mir da erzählen," sagte Brunner, nachdem er aus dem Glase einen kleinen Zug gethan, „ist für mich speziell keine besonders fröhliche Botschaft. Ich weiß, daß Madame Beleta, die in Paris ihre Erziehung genossen hat, die Deutschen nicht mag. Und so wird meines Bleibens im Schlosse nicht lange sein, aber das ist schließlich Nebensache. Hauptsache ist, daß Herr Fortunat aus seinem ruhigen Leben herausgerissen wird und daß mein lieber Zögling unter die Zucht einer Stiefmutter gerät. Es würde mir sehr leid thun, wenn es dem armen Jungen schlecht gehen sollte. Ja, Vater Konstantin, ein schönes Weib vermag viel. Auf Ihr Wohl!"

Herr Brunner erhob sich, leerte sein Glas auf einen Zug, schüttelte dem Popen die Hand und entfernte sich.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Apostel der Menschlichkeit.

Der Kardinal Lavigerie hat in jüngster Zeit durch die Bekämpfung des Sklavenhandels im schwarzen Erdteil die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, und man darf mit gutem Gewissen behaupten, daß er sie auch in hohem Maße verdient. Hat er doch sein ganzes Leben dem edelsten humanen Zwecken geweiht.

Carl Marial Allemand Lavigerie, am 31. Oktober 1825 in Bayonne als Sohn eines Zollbeamten geboren, widmete sich frühzeitig der kirchlichen Laufbahn, auf der er eine so hohe Stufe erklimmen sollte. Bevor er indes im Jahre 1865 zum Bischof von Nancy ernannt wurde, wirkte er mehrere Jahre lang als Professor der Kirchengeschichte an der Sorbonne. Seine Vorlesungen sind im Druck erschienen, ebenso eine gelehrte Abhandlung gegen den Jansenismus. Mitglied des Conseil impérial, übte er unter dem dritten Napoleon auf das Unterrichtswesen einen gewissen Einfluß aus. Im Jahre 1867 wurde er als persona grata des Papstes auf den neuerrichteten Erzbischofsstuhl von Algier berufen, wo er sofort eine ungewöhnliche Energie entwickelte. Er entsendet seine Missionare nach allen Richtungen, selbst in die unbekanntesten Gegenden Mittelafrikas, er gründet Waisenhäuser für die arabischen Familien, welche durch die Hungersnot stark gelichtet sind, und seine christliche Propaganda veranlaßte zwischen ihm und der Militärregierung Mac Mahons im Jahre 1868 sogar Konflikte, die seinerzeit Aufsehen erregten.

In einer Rede, die Lavigerie vor nicht zu langer Zeit in der Pariser Kirche von Saint-Sulpice gehalten hat, spricht er von einem „neuen Kreuzzug", den zu predigen der Papst ihn ermächtigt habe. Mit Hinweisen auf die Berichte seiner Missionare sowie Livingstones, Cameruns und so weiter, schildert er mit beredten Worten tiefster Entrüstung den afrikanischen Sklavenhandel, empfiehlt er die Bildung einer Art von „religiöser Miliz", indem er auf die Vorbilder des Malteserordens, des Deutschen Ordens, des Ordens von Saint-Lazare und Alcantara hinweist, die in zeitgemäßer Weise verjüngt werden müßten.



Kardinal Lavigerie.
Nach dem Leben aufgenommen von Photograph Chalot in Paris.

Er predigt in Paris, in Brüssel, er wirkt in Rom, und sein edles, jeder nationalen Engherzigkeit abholdes Streben wird mit Erfolg gekrönt. Der Papst unterstützt es in jeder Weise, so durch seine Antwort auf die Antrede des an der Spitze der afrikanischen Bischöfe und Pilger kehrenden Primats, durch seine Encyclika, durch eine Spende von 300,000 Franken, welche für die sich bildende „Société anti-esclavagiste" bestimmt sind und unter die Komites in Paris, London, Köln, Madrid und Rom verteilt werden. Von allen Seiten fließen Beiträge zu. Das von Jules Simon, dem ehemaligen Unterrichtsminister, präsidierte Komite von Paris hat ein militärisches Komite ernannt, an dessen Spitze der bekannte General de Charette (einstiger päpstlicher Zuave) getreten ist. Es verfügt schon jetzt über mindestens 2000 Freiwillige, welche im Frühjahr ihre erste Expedition gegen die afrikanischen Räuberhorden antreten sollen.

Daß jetzt auch die Großmächte, Deutschland an ihrer Spitze, der Barbarei des Sklavenhandels energisch entgegentreten, verringert das Verdienst Lavigeries natürlich keineswegs. Gibt es in derartigen rein menschlichen Fragen doch überhaupt keine berechtigte Eifersucht, sei es zwischen Personen, sei es zwischen Völkern! **Eugen von Jagow.**

Durch Grönland auf Schlittschuhen.

Im Jahre 1888 ist eine Aufgabe gelöst worden, an der sich schon viele kühne und verwegene Männer versucht haben: die mit unendlichen Schwierigkeiten verbundene Durchquerung Grönlands ist gelungen. Schon 1729 begannen die Versuche zu einer Erforschung des grönländischen Binnenlandes, hervorgerufen durch die noch bis in die neuesten Zeiten von einer Anzahl ärztlicher Forscher verteidigte Ansicht, im Innern der Insel seien eisfreie Thäler mit Vegetation zu finden. Diese auch von dem berühmten Umiegler Silverius, Nordenskjöld, geteilte Annahme wurde zuerst durch dessen im Jahre 1883 unternommene Expedition und im Jahre 1886 durch die von Peary und den Dänen Maigaard ausgeführte erschüttert und ist durch die neueste mit Erfolg gekrönte Unternehmung des Norwegers Dr. Fridtjof Nansen für immer widerlegt worden. Das ganze Innere der Insel ist unter Eis begraben und bildet eine unabsehbare mit Schnee bedeckte Hochebene, die bis 3000 Meter ansteigt und aus der an einigen wenigen Stellen Bergspitzen wie Inseln aus einem Meere hervorragen. Diese eigentümliche horizontale Formation des Landes ist, wie schon der Däne Rink annahm und was die soeben glücklich beendete Expedition des Dr. Nansen bestätigt, eine Folge der



Otto Sverdrup. Dr. Fridtjof Nansen. Lieutenant Olaf Dietrichsen. Samuel Johnsen Balto.

Die Mitglieder der Dr. Nansenschen Schneeschuh-Expedition durch Grönland in ihrer Reisetracht.

auf dem Lande lastenden Eisdecke, die alles gebannt hat. Nansen trat diese gefahrvolle Unternehmung von der Ostküste Grönlands an. Die ersten Schwierigkeiten und Gefahren stellten sich ihm schon bei der Landung in den Weg. Denn nicht weniger als gerade sieben Tage angestrengter Arbeit waren nothwendig (vom 27. Juli ab), ehe es ihm gelang, bei Andevak, nördlich vom Cap Farewell, unter dem 61. Grad die Küste zu erreichen. Von da aus ruderte die Expedition nordwärts bis Umivik und trat endlich am 15. August die Reise in das Innere an. Der ursprüngliche Plan Nansens, nach Christianshaab zu gehen, wurde durch die heftigen Schneestürme, die den an und für sich schon [illegible] Weg ganz unüberschreitbar machten, vereitelt. Er schlug daher die Richtung nach Godthaab ein, welches er am 3. October nach Ueberwindung von unendlichen Schwierigkeiten dann auch glücklich erreichte. Sein Weg hatte ihn wochenlang bei einer Kälte von 40—50 Grad in einer Höhe von 9000 Meter geführt, bis er Ende September endlich von der Eismauer herabsteigen konnte und Mineralkörper an der Westküste erreichte, von wo aus die Expedition sich dann nach dem unweit Godthaab begab. Nansen erreichte den letztgenannten Ort gerade noch rechtzeitig, um nach Europa Kunde von dem glücklichen Gelingen der gefahrvollen Unternehmung nach Europa bringen zu können. Er selbst jedoch mußte mit seinen [illegible] Gefährten, dem Leutnant Olaf Dietrichsen, dem Steuermann Otto Sverdrup, Christian Christiansen Trana und den beiden Kohlenträgern Otto Nielsen Kamm und Samuel Johnsen Balto, an der Westküste Grönlands ausharren, bis im Mai oder Juni nächsten Jahres ein Schiff sie dorthin bringen kann.

Der kühne Polarreisende dieser gefährlichen Entdeckungsreise, Dr. Fridtjof Nansen, steht noch in jungen Jahren. Er wurde 1861 zu Christiania als Sohn eines Advokaten geboren und entstammt einer alten norwegischen Familie. Nach der Erlangung des Doktorgrades in Christiania wurde er Konservator in Bergen und verfaßte mehrere geologische Werke. Gleich nach der Promotion unternahm er die Reise, deren Erfolg seinen Namen in der ganzen wissenschaftlichen Welt bekannt gemacht hat.



Das Traumbuch. Originalzeichnung von M. Flashar.

Das Traumbuch.

Der Kaspar Laible hat eine sehr lebhafte Phantasie. So oft er beim Pflügen des Ackers auf einen besonders geformten Stein stößt, nimmt er ihn in die Hand, betrachtet ihn genau und denkt an hundert Dinge, die das bedeuten könnte. Der Stein sieht wie eine Nase aus, deshalb könnte er vielleicht diesmal in der neunten Lotterieziehung herauskommen. Der Stein hat aber auch die Gestalt einer Krücke, das bedeutet einen vergrabenen Schatz. Der Stein gleicht jedoch dann, wenn man ihn umkehrt, einer zusammengekrümmten Hand, das kann eine gute Einnahme verkünden sollen, und Kaspar Laible knüpft jetzt an diesen Fund eine ganze Reihe der feurigsten Vorstellungen. Kaspar Laible glaubt aber auch stark an prophetische Träume, und er träumt jede Nacht sehr viel und sehr lebhaft, deshalb hat er sich ein Traumbuch angeschafft. Vieles ist nach dem Wortlaut des deutschen Buches schon eingetroffen, und Träume in der Neujahrsnacht sind besonders bedeutungsvoll und richtig. Nun hat er denn in der Sylvesternacht sich freudig niedergelegt und sich vorgenommen, etwas Vernünftiges zu träumen und den Traum gut im Kopf zu behalten. Er träumte auch thatsächlich etwas gar Seltsames, nämlich: er hätte an einem Pfingstbaum gestanden und eine Haube gehäkelt; das war doch ein kurioser, ja ein höchst absonderlicher Traum. Seit der Lebzeiten seiner seligen Mutter, die jetzt schon vierzig Jahre tot war, hatte er nicht an Hauben und Pfingsten gedacht. In seinem Leben aber noch nie gehäkelt, nur seiner Mutter einst das Bäzeleisen mit dem heißen Stein gehalten. Was mochte dieser Traum, und noch dazu in der Sylvesternacht, zu bedeuten haben? Kaspar Laible nimmt, trotz der Kälte im Zimmer, sich nicht die Zeit, sich ganz fertig anzuziehen; er holt das Traumbuch und schlägt nach. „Haaben häkeln", richtig, da steht eine Deutung, die besagt: „Bald unter die Haube kommen". Kurios das! Er unter die Haube kommen! Kaspar Laible ist ein alter Junggeselle weit in den Fünfzigern. Die Mädchen im Dorfe haben trotz all seiner Phantasie und seines hübschen Vermögens nie etwas vom Kaspar Laible wissen wollen, er hinwiederum auch nichts von ihnen, denn er war und ist ein geschworener Weiberfeind — deshalb ist er auch ledig geblieben. Was mag das nun zu bedeuten haben, daß er jetzt noch unter die Haube kommen soll? Das ist bildlich gemeint, da steckt jedenfalls etwas Tiefsinniges dahinter — aber was — was nur? Das ist für Kaspar Laible ein schweres Neujahrsrätsel. Kein Wunder, daß er immer noch so unbeweglich dasitzt und darüber nachgrübelt!

Auf der Flucht nach Aegypten.

(Siehe Bild Seite 296.)

„Siehe", so schreibt Matthäus im zweiten Kapitel seines Evangeliums, nachdem er berichtet hat, wie die Weisen vom Morgenland den neugeborenen „König der Juden" angebetet, ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen geschenkt und dann den Heimweg in ihr Land angetreten, — „siehe, da erschien der Engel des Herrn dem Joseph im Traum und sprach: ‚Stehe auf, und nimm das Kindlein und seine Mutter zu dir, und fleuch in Aegyptenland, und bleib allda, bis ich dir sage; denn es ist vorhanden, daß Herodes das Kindlein suche, dasselbe umzubringen.' Und er stund auf, und nahm das Kindlein und seine Mutter zu sich bei der Nacht, und entwich in Aegyptenland."

Wer schlicht, wie knapp und schmucklos ist diese Erzählung und doch, wie eindringlich schildert sie uns den Vorgang, den bei der unzählige Künstler zum Ausgangspunkt mehr oder minder [illegible] genommen haben! Mit Vorliebe hat man sich die biblischen Worte des Evangeliums weiter ausgemalt, die Reise in ihren einzelnen Stadien verfolgt und namentlich die „Ruhe auf der Flucht" mit breiter, landschaftlicher Entfaltung und traumiger Beleuchtung unendlich oft im Bilde verherrlicht. Der Meister, mit dem wir es heute zu thun haben, hat auf alle derartigen Ausschmückungen verzichtet. Einfach und schlicht, wie es das Wort in der heiligen Schrift gefunden, hat er es in seine Sprache, die Sprache der gezeichneten Formen und harmonischen Farbentöne übersetzt, und mit welch rührender Originalität ist ihm — abgesehen von der bei

Wilhelm Tieg selbstverständlichen künstlerischen Vollendung — diese Uebersetzung gelungen! Noch ist die Nacht nicht verblichen, da hat der besorgte Mann und Kind bereits weit genug aus dem Bannkreise der ihm unbekannten Gefahr entfernt, daß er dem getreuen Tier, welches Maria und das Kindlein auf seinem Rücken von dannen trägt, einen Augenblick der Rast, der Erquickung gönnen kann. Gütig nimmt er selbst dieser kurzen Pause wahr, nach dem schlummernden Kleinen zu sehen, der sich im Mutterarm so wohlgeborgen fühlt, so friedlich die Nacht und die Flucht und die von ferne für ihn grübelnde Gefahr verschläft. Ihn und die junge Mutter unterwegs nach Möglichkeit erquicken und verpflegen zu können, darauf hat der gute Josef, so eilig auch der Aufbruch gewesen, mit sich Bedacht genommen. Die am Sattel festgeschnallte Kürbisflasche und der Korb, den er selbst sorglich am Arm trägt, enthalten labendes Getränk und feinere Wäsche, wohl auch kleinen, gut zugedeckten Speisevorrat. Das Weitere findet sich unterwegs! So stehen sie dann an der Schwelle einer neuen, unbekannten Welt, wie nun an der Schwelle eines neuen Jahres stehen. Was wird jenseits derselben unser harren?

-sch.

Vision in der Neujahrsnacht.

(Hierzu das Bild Seite 292.)

Rings hehrer Friede! Die Sylvesternacht
Ist auf die stille Welt herabgesunken;
Am Himmel glüht in wunderbarer Pracht
Auf tiefstem Blau Millionen Sternenfunken.
Fern liegt die Stadt, wo sie mit lautem Schall
Dem neuen Jahr den Willkommgruß bereiten;
Kein Gläserklingen und kein Böllerknall
Dringt hier heraus in diese Einsamkeiten.

Rings hehrer Friede! Nur die Nachtluft weht,
Als ob sie leis zu mir herüberbrüge
Ein Lebenszeichen dessen, was entsteht,
Des neuen Jahres erste Atemzüge.
Ich folge langsam meinem Pfad und schau
Hinaus in das geheimnisvolle Schweigen;
Da scheint auf diesem sternbestickten Blau
Ein lichter Nebel sachl emporzusteigen.

Gleichwie durch Zauber ist mein Blick gebannt;
Ich muß die Stelle fest im Aug' behalten,
Und da ich nach ihr schaue unverwandt,
Belebt sie sich durch duftige Gestalten.
Zwei Hehre Kinder werd' ich dort gewahr,
Auf weiße Wolken schlummernd hingegossen,
Geflügelt wie ein junges Genienpaar,
Von überirdisch schem Silberglanz umflossen.

Und einen Engel, schlank und jugendschön,
Seh' ich heran zu ihnen schwebend gleiten
Ein wundersam ergreifendes Gebön
Entlockt sein Bogen den bewegten Saiten.
Ich seh' ein Diadem die Stirn umziehn
Mit Steinen, die wie kleine Sonnen prangen.
O, diese Akkorde, diese Melodien,
Wie nehmen sie das ganze Herz gefangen!

Es ist mir, da ich lausche fort und fort,
Als ob ich einen neuen Sinn bekäme,
Durch den ich — klar verständlich ohne Wort —
Gehalt und Deutung jedes Tons vernähme.
Nie wartet spannungsvoll mein Auge nun
Der ersten Regung dieses Kinderpaares,
Da ich erkannt: Die dort so friedlich ruhn,
Es sind die Genien des neuen Jahres.

Eh' wir es ahnen, wachsen sie heran
In Wesen, kühl erblüht an Seel' und Leibe:
Der blondgelockte Knabe wird zum Mann,
Das zarte Mädchen zum gereiften Weibe.
Er wird mit starker Hand und kühnem Mut
Die Zügel fassen und die Geißel schwingen,
Sie freundlich sänftigen sein heißes Blut,
Durch milden Zuspruch jähen Zorn bezwingen.

O, möchten doch die Beiden — uns zum Heil —
Ich Tag für Tag die Hände treulich reichen,
Gemeinsam wirken, jedes seiner Teil,
Vermittelt, sich wechselseitig auszugleichen!
Denn nur wenn Kraft und Milde im Verein
Des neuen Jahres Geschicke weise lenken,
Wird es der Welt ein Jahr des Segens sein,
An das noch späte Zeiten dankbar denken.

Ob sich der Wunsch erfüllt, wir wissen's nicht;
Doch während Bild und Töne mir zerstoben,
Kommt mir's ins Herz wie fromme Zuversicht,
Und gläubig richt' ich Haupt und Sinn nach oben.
Wie auch dies neue Jahr gestaltet sei,
Ein Glied nur wird es sein im Kreis der Jahre,
Aus dem heraus sich bildet voll und frei,
Wonach uns lechzt: das Gute, Schöne, Wahre!

Otto Bahr.

Literatur

— **Ein so geistreicher Kopf wie M. G. Conrad wird stets Bemerkenswertes hervorbringen.** Das neueste Werk dieses Autors, der Roman: „Was die Uhr raucht" (Leipzig, Friedrich), gehört denn auch zu den eigenartigsten und kraftvollsten Produkten der sogenannten realistischen Richtung. Conrad ist ein Idealist großen Stils dem Geist und Herzen mich und nur im Realen hie und da sich ein Schlupfloch, daß zarte Seelen sich entsetzen. Er reformiert lediglich an Haupt- und Nebenpunkten, gestaltet seine Darstellungsart und in der Falle seiner Details, die als Mörtel und den Quadern seiner schweren Bausteine herausquellen, denn seltsam ist auch dieser Roman hinsichtlich seines Planes, die Architektonik der Geschichte beinahe drollig-realistisch. „Was die Uhr raucht" ist für die Monchner Gesellschaft keineswegs schmeichelhaft und vielen wohl gar zu pharisäisch-ungerecht behandelt, aber das Buch strotzt von Witz, Mut und glorreicher Satire; es birgt auch viele Poesie und wahrhaft genialer Empfindungen; die Leser jedoch, welche an künstlerisch durchdachte und sinngerecht durchgeführte Erzählungen gewöhnt sind, werden ob dieses Romans bedenklich die Köpfe schütteln, nichtsdestoweniger aber das geistvolle Buch bis zur letzten Seite lesen und mit uns bedauern, daß die versprochenen folgenden Bände, die wahrscheinlich auch das fehlende der Komposition rechtfertigen, nicht schon gleich da sind.

— **Zwischen den Thälern der Rinzig und des Schutterbachs** liegt auf hochragender Bergeshöhe Hohengeroldseck, eine der schönsten Ruinen des Schwarzwaldes. Mancherlei Sagen knüpfen sich an sie und gehen noch jetzt von Mund zu Mund. Eine derselben hat Friedrich Geßler aufgegriffen und zu einem Epos: „Hohengeroldseck" (Lahr, Moritz Schauenburg) umgestaltet, das in 30 Gesängen und Romanzen die Geschichte der unglücklichen Liebe zwischen der Gräfin Irmingard und dem Ritter Tilpelo besingt. Die Verse klingen hie und da etwas steifleinen gefeilt sein, aber ein feinerer, als dichtender Hauch durchweht sie. Das kleine Werk wird in erster Linie diejenigen interessieren, die Hohengeroldseck besucht haben, aber auch den alten gerne gelesen werden, welche die Natur lieben und Freunde zarter Empfindung sind.

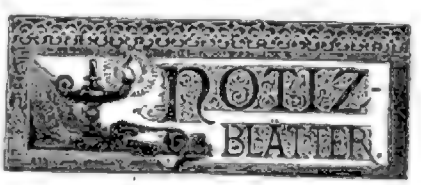
— **In ihrem kürzlich von uns besprochenen und so beifällig aufgenommenen Aufsatz über „Die Krankenpflege in Frankreich"** weist Marie von Nathusius unter anderem (Seite 151, Spalte 2) sonderlich darauf hin, wie wenig unsere erwachsenen jungen Mädchen auf ihren künftigen Beruf als Frauen und Mütter vorbereitet zu sein pflegen und welche schwerwiegenden Folgen diese „weibliche Unwissenheit" nur allzu leicht und allzu oft nach sich zieht. Um so weniger ist es, daß wenigstens die junge Frau alsbald diese empfindliche Lücke ausgefüllt wissen will. Da kommt ihr denn als ein auf den sonstigen öffentlichen Erscheinungen fahrender Ratgeber das Buch: „Die junge Mutter, Ratschläge und Winke für junge Frauen" von Dr. Josef Ruff, drei Chefredakteur der Augsburger Zeitschrift „Gesundheit" und Verfasser des „Illustrierten Gesundheitslexikon" (Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt, vormals R. Schultz & Comp.) bestens empfehlen. In der anmutigen Form von Briefen an eine junge verheiratete Dame gibt der Verfasser Anleitung über alles, was die Frau wissen muß von den Pflichten auf sich und die Zukunft an, die sie setzen während der Flitterwochen zu beobachten hat, bis zur Erziehung heranwachsender Söhne und Töchter. Es ist für eine junge Frau eine der schätzbarsten Gaben, die sich denken lassen.

— **An geistiger Nahrung, die der heranwachsenden weiblichen Jugend zugleich anzieht und heilsam ist,** besitzen wir nicht vom grob Nutzbaren. Um so lieber gedenken wir einiger Schriften vorzüglichsten Inhalts, die jenen beiden Gesichtspunkten gleichzeitig gerecht werden. Das gilt vor allem von Helene Stökls Buch: „Das Lied und andere Erzählungen für junge Mädchen" (Berlin, Nordwestdeutsches Verlags-Institut, A. Jelowicz). Lest schon ist ein so herzgewinnendes Lesen, daß es jedes Kürzerziehen entraten kann, und wenn nur hinzusetzen, daß bei den sieben anderen Erzählungen „Manches erster Ball", die unbezwingsam feinsinnige „Reiselust" eines phantasievollen weiblichen Wesens und ähnliche romantische Dinge den Gegenstand dieser liebenswürdigen Darstellungen bilden, so wird wohl jedes weitere Wort überflüssig. — Dasselbe gilt von dieser herrlichen Novellette „Schuldig? Traum" von E. von Breidenbach (Minden i. Westfalen, Ulrich Kracht, 2. Auflage) entgegennehmen. In den besseren Gesellschaftskreisen spielend, schildert diese Geschichte das Leben einer Braut, die sich durch schwere Stürme hindurchringen hat. Aber das Matinee ihres heißgeliebten Vaters: „Es wird gut!" blieb den Kampf, der sie glücklich über alle Felsriffen und Klippen hinweg in den sichern Hafen geleitet. Derselben Verfasserin „Schatten und Licht" (der gleiche Verlag) führt uns auf schauerlichen Boden und in die Riviera — Plätze, an denen sich die verschiedenartigsten Persönlichkeiten begegnen. Schatten und Licht innerhalb der Charaktere nicht minder stark mit einander kontrastieren als innerhalb der meisterlich geschilderten Landschaften. Reiche Handlung findet sich hier auf engem Raume zusammengedrängt.

— **In dritter, verbesserter Auflage erschien „Die Kunst** im Hausgarten. Taschenbuch für Besitzer kunstgewerblicher Anlagen, Anpflanzungen ꝛc." von B. Bucher (Wien, Pest, Braumüller). Der Verfasser ist neben Jakob den Falle, den er auch in der Leitung der L. L. Hofgarten-Anlagen für Kunst und Industrie als Fachgelehrter zur Seite steht, einer der gewiegtesten Schriftsteller auf diesem Gebiete. Die guten, überzeugenden Aufsätze, die er hier in knapperer Form über die wesentlichsten Punkte und über alle namhaften Fragen des Kunstgewerbes erteilt, werden keinen, der für diese Dinge Verständnis zu gewinnen wünscht — und wer sollte des angesichts der heutigen Bestrebungen des Kunstgewerbes nicht wünschen! — unbefriedigt lassen.

— **Die verschiedenen Seiten und Gebiete der Tonkunst** behandelt Dr. Hugo Riemann in einer Reihe bei Max Hesse (Leipzig) erschienener illustrierter Katechismen. „Musikinstrumente" — „Musikgeschichte" — „Orgellehre" — „Allgemeine Musiklehre" sind je in einem eigenen Katechismus abgehandelt. Klare Auffassungsweise in knapper Form zeichnet diese handlichen, in schwungvolle Texten gruppierten Katechismen aus.

— **Gesundheit ist das Erste und Größte,** was wir uns bei Beginn eines neuen Jahres gegenseitig zu wünschen pflegen; wir sollte da der „Gesundheitskalender für das Jahr 1889" nicht willkommen sein, der bei Otto Janke, Berlin, erschienen ist. Gemäß seiner Bestimmung „für Freunde der Naturheilkunde" beschäftigt er die Pflanzenkost und die Behandlung der Krankheiten ohne Medikamente nach Priessnitzschen Systemen und gibt nach vielen Richtungen hin, was dasür, die man sich gesund und kräftig erhalten schützt, feine Fingerzeige. — Künstlerische Interessen pflegt sodann der „Bayreuther Taschenkalender", herausgegeben vom Allgemeinen Richard Wagner-Verein, ins Auge. Zum fünftenmal erscheinend, bringt er für 1889 außer dem Kalendarium und Notizen auf die für die Mitglieder bedeutsamen Tage einen neuen Beitrag zur Charakteristik Richard Wagners in seinen Lebensäußerungen und auch der Feder C. Fr. Glasenapps und ersten für die Anhänger der Richard Wagner-Gemeinde besonders interessante Aufsätze. — Auch ein „Mosaver Almanach für 1889", herausgegeben von Paul Großmann (Moskau, Großmann & Knüpfer), ist uns zugegangen. Er enthält unter anderem reiche statistische Notizen, schätzbare Beiträge zu einer Uebersicht über die neuere russische Literatur und Aehnliches, was allen, die sich für Rußland irgendwie interessieren, willkommen sein wird.



Bildende Künste.

— **Düsseldorfer Künstler veranstalten gegenwärtig in verschiedenen Städten zum Besten des Berlin Pschki-Unternehmens,** der deutschen Kolonialgesellschaft und der mit ihr verbundenen, die Unterdrückung der Sklavenjagden in Afrika bezweckenden Vereine Ausstellungen einer Reihe von lebenden Bildern, die sämtlich Vorgänge aus dem afrikanischen Leben behandeln oder mit ihm in Bezug stehen. Die Mühen, denen praktische Komplikationen dabei zu Grunde gelegt werden, sind: E. Lendemann, B. Vautier, Jerome, Jelabert Fèvre, Gelzmann und Tiermann. Gestellt werden die Bilder durch die bekannten Maler Jakobi Heiser und C. W. Simroth, welche in Verbindung mit anderen Künstlern auch sonstige Dekorationen stellen. Die Bühne ist nach dem Muster des Makkaseumtheaters gebaut, ein verbindender Text von Josef Schrattenholz gedichtet werden. Seine erste Aufführung erlebte das Unternehmen im Kölner Bürgerklub.

— **Andres bei Cariot „Thränende Maria mit dem Kind** und den Heiligen", einer der schönsten Bestimmer des Berliner Museums, wie vor wenig Jahren durch ungeschickte Restauration so gut wie zu Grunde gerichtet, zum Schmerz und zur Entrüstung aller Kunstfreunde. Weder alles Protestes ist es den Konservator der Monchener Pinakothek, A. Hauser, gelungen, jenes Kunstwerk wiederherzustellen, indem er den rohen und heftig gewordenen Firnis, dessen Entfernung bisher nicht gelang, durch Anwendung des von Professor von Pettenkofer erfundenen Verfahrens gleichsam beseitigte.

— **Der geniale Zeichner der „Fliegenden Blätter",** Maler Adolf Oberländer, hat jüngst sein fünfundzwanzigjähriges Künstlerjubiläum gefeiert. Er erhielt bei dieser Gelegenheit unter anderem vom Prinz-Regenten von Bayern die Ludwigsmedaille für Kunst und Wissenschaft.

— **Professor Werner Schuch hat sein großes Historienbild** „Die Schlacht bei Leipzig" in der östlichen Halle des Berliner Zeughauses vollendet.

Kultur und Wissenschaft.

— **Der langjährige Leibarzt Kaiser Wilhelms I., Professor** Dr. Gustav von Lauer, Generalstabsarzt der Armee, beging, nachdem er am 5. Oktober 1888 seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert, am 12. Dezember sein fünfundsiebzigjähriges Dienstjubiläum und wurde bei dieser Gelegenheit mit reichen Ehren und Huldigungen bedacht.

— **Der allgemeine deutsche Sprachverein setzt einen Preis** von 1000 Mark aus für eine Schrift über „Unsere Muttersprache, ihr Verderben und ihre Veredelung". Die Arbeit soll wenigstens den Umfang von acht bis zehn mittleren Druckbogen nicht überschreiten. Verlangt wird eine auf wissenschaftlichem Boden ruhende, gemeinverständliche, überschwängliche und anregende Schilderung der räumlichen und zeitlichen Entwicklung unserer Sprache, welche das Hauptgewicht auf das letztgenannte und achtzehnte Jahrhundert legt und nicht nur die Lehren, sondern auch die inneren Wandlungen berücksichtigt. Auch dieser kurzgefaßten Geschichte der Muttersprache soll zugleich eine Darstellung der gegenwärtigen Hochdeutschen Schriftsprache unserer Zeit entwerfen. Diese Darstellung ist nicht gedacht in der Form einer lehrmäßigen Uebersicht oder eines Nachschlagebuches, sondern als lebendige und anschauliche Erörterung der hauptsächlichen Eigentümlichkeiten unserer Sprache in ihrem Lautstande, ihren Lautumgestaltungen, ihrer Wortbiegung und Wortbildung, ihrem Satzbau, ihrer Akzentverschiedenheit. Dabei schwebt sich eine Anleitung zur Begründung der Gesundheitsregeln eines reinen, unbefangenen und edlen Gebrauchs der Muttersprache in Wort und Schrift. Die Preisarbeiten sind, mit einem Motto versehen, bis zum 1. August 1890 dem Vorsitzenden des Vereins, Hermann Riegel in Braunschweig, einzusenden. Der Spruch des Preisgerichts soll auf der Hauptversammlung zu Pfingsten 1891 verkündigt werden.

— **Bei Kempten im Allgäu ist ein großer Fund gemacht** und in den Besitz des Kemptener Altertumsvereins gelangt: 365 silberne Denare aus der Zeit der Antonine (138) bis Alexander Severus (235), und eine große Menge Silberner und goldener Schmuckgegenstände.

— **Die Stadt Gothenburg in Schweden errichtet** eine Universität mit einem Kapital von 1,500,000 Kronen, welche der

Stadt aus drei Verrächmissen erlassen sind. Die Eröffnung ist auf den Juli nächsten Jahres festgesetzt. Es werden acht Lehrstühle errichtet, je einer für Philosophie, Geschichte, Staatswissenschaft, Juristik, moderner, neuhebräischer Sprachen, Kunstgeschichte und Literatur.

— **Als Erfinder des Mikroskops hat bisher der Holländer** Cornelius Drebbel gegolten und 1621 als das Jahr der Erfindung. Nun hat aber der italienische Gelehrte Venturi auf Grund aufgefundener Dokumente überzeugend nachgewiesen, daß der große Galileo das Mikroskop erfunden hat und zwar schon im Jahre 1610.

— **Eine großartige Schenkung, ein ganzes Museum** (Museo Filangieri), hat die Stadt Neapel von den Fürsten von Satriano, Gaetano Filangieri, ererben erhalten. In dem prachtvollen Gebäude, dem architektonisch und historisch merkwürdigen Palazzo Como, sind jetzt die großen Sammlungen, die der Fürst sicherte, würdig untergebracht: nämlich eine kostbare Waffensammlung, Heiligenskulpturen, wertvolle Gemälde, vorzügliche Miniaturen, eine ganz ausgezeichnete Kollektion von Porzellanvasen aller Art und endlich eine bedeutende Bibliothek. Das Museum Filangieri ist den Publikum wöchentlich zweimal unentgeltlich geöffnet.

— **Das collegio dei Cinesi**, eine 1727 gegründete Missionsanstalt, wurde von der italienischen Regierung in eine rein weltliche Anstalt für orientalische Sprachen nach dem Muster der Berliner, Pariser, Wiener Anstalt umgebildet.

— **Bei Ragusa in Dalmatien** ist eine Kultstätte des Sonnengottes Mithras entdeckt worden: eine Grotte und darin ein Relief von 1,12 Meter Länge und 0,76 Meter Höhe. Die Hauptgruppe in der Mitte bildet ein Stier, der sich aufbäumt, während er unten am Bauche von Hund, Schlange und Skorpion gebissen wird. Von einem Raum in seltsamer Tracht wird der Stier am Kopfe gehalten. Auf dem Stier reitet eine Figur, die vielleicht geflügelt sein soll, wenn es nicht ein Mantel ist, der ihr um die Schultern flattert.

— **Die Ausgrabungen auf der Akropolis haben neuerdings** wieder mehrere wertvolle alte Kunstwerke zu Tage gefördert. Ernst Fehl den Archäologen der, wie er den Morgen Treten trotz. Andere Gruppen bedecken aus natürlichen Ursachen. Die Altertumsforscher hegen die Erwartung dieser Funde bis ins siebente Jahrhundert vor Christo zurück.

— **Von Neujahr ab sollen im Staate New-York die Hin**richtungen durch Elektrizität stattfinden.

— **Der Ruhm**, die luxuriereichste Stadt Deutschlands zu sein, hat Heidelberg verloren, denn es trifft deutlich erst auf 17ter Einwohner ein Trinkbad, während es sich herausgestellt hat, daß in dem bis jetzt ganz unbedeutenden Städtchen Oldesloe, an der Nordbahn Schleswig-Holsteins gelegen, schon auf je 51 Einwohner eine Kneipe trifft. Das Städtchen hat nämlich bei 1600 Einwohnern nicht weniger als 35 Kneipen.

— **Die Kultur Amerikas hat es jetzt bis zu Särgen mit** Musik gebracht. Die Musikvorrichtung, die Choräle und Trauermärsche spielt, befindet sich unten am Boden des Sarges und wird mit Art der Spieldosen aufgezogen, so daß, während die Leiche aufgebahrt liegt, klagende Weisen vom Sarge her ertönen. Besonders erschütternd für amerikanischen Gemüt soll es sein, wenn wie Töne sich noch aus der Gruft vernehmen lassen und erst unter der Last der aufgeschütteten Erde allmählich ersterben. Indes voraussichtlich dürfte diese neue Erfindung nicht werden, da sich ein „Sarg mit Musik" 800 Mark stellt.

Verkehr.

— **Der verjährige, ungewöhnlich schneereiche Winter hat** gute Wirkungen, die Wichtigkeit verschneiter Schutzwälle gegen Schneeverwehungen auf Eisenbahnlinien zu ergeben. In Oesterreich-Ungarn berechnet sich am besten eine Rosenhecke die hiezu verwendete Rose ist die sogenannte Rosa de Provence). Eine ungefähr 2000 Meter lange Bahnstrecke, welche in früheren Jahren regelmäßig vom Schnee verschüttet wurde, blieb im vergangenen Winter auch während der stärksten Schneestürme schneefrei, denn einer solchen 2 Meter hohen und 1 Meter dicken Rosenhecke. Eine glückliche Vereinigung des Nützlichen mit dem Angenehmen läßt sich wohl schwerlich denken.

Natur.

— **Im Harz bei Rübeland ist eine mächtige Tropfstein**höhle entdeckt, die sich noch größer als die Baumannshöhle erweist. Die Höhle soll im Laufe des Jahres 1889 dem Publikum eröffnet werden, nachdem zuvor elektrische Beleuchtung eingerichtet sein wird.

— **Zu den verschiedenen Jagdvergnügungen indischer** Fürstenzeiten gehören auch die Jagden mit Jagdleoparden. Gepard (Cynailurus), jenem eigentümlichen Bindeglied zwischen Katze und Hund. Für kurze Zeit war dieser Sport auch in Europa eingebürgert. Die erste nachweisbare Notiz stammt aus dem Jahre 1413, in welchem der Herzog von Este auf Cypern einen Jagdleoparden geschenkt erhielt. An dem prunkliebenden Hofe des Hauses Este in Ferrara werden auch in der Folge während des fünfzehnten Jahrhunderts Gepards gehalten und gelangten von da an den französischen Hof, wo sie Ludwig XI. einführte und zu Jagden auf Hasen und Rehe verwandte. Auch Papst Leo X. erhielt vom König Emanuel von Portugal einen dressierten Gepard zum Geschenk. Bald aber verschwand die Mode wieder, und schon Mitte des sechzehnten Jahrhunderts war es nur noch ein Schaustück, eine Kammer im Programm eines Fürstenbesuchs, Gepards auf herumgeführte Hasen jagen zu lassen. Der letzte europäische Fürst, welcher mit Leoparden jagte, mag Leopold I., Kaiser von Deutschland, gewesen sein, der zwei dressierte Tiere vom Papst zum Geschenk erhalten hat.

— **Die französische Société d'acclimatation ist jetzt bemüht**, den Lachs im Mittelmeer einheimisch zu machen. Zu dem Zwecke wurden sie sich zunächst an die Fischereibehörde der Vereinigten Staaten um Ueberlassung von Lachseiern, und es wurde dem Gesuch entsprochen. Man hegte zwar allerdings Befürchtungen, es möchten die Eier die weite Reise von den Ufern des stillen Ozeans und denen des Mississippi nicht überstehen, doch ist das Gegenteil und der ganzen Einrichtung der Eisbehälter gelungen, und es sind die Eier wohlbehalten angelangt. Der europäische Lachs verträgt, wie mehrere vergangene Versuche dargetan, die höhere Temperatur des Mittelmeerwassers nicht.

— **Ueber den Schlaf der Fische wurden jüngst von dem** englischen Naturforscher Argyll Carter interessante Versuche angestellt, die ergaben, daß unter den Süßwasserfischen des Potomac, der Weißfisch, der Goldfisch, der Karpfen, die Schleie, die Gründe und der gemeine Hai, von den Seefischen der Lippfisch, Meerasl, Seenadelfisch, Hundshai, Seehase und alle Arten von Plattfischen verschlafen. Carter stellte fest, daß, soweit er dies beobachten konnte, der Goldfisch und der Hecht niemals schliefen, wohl aber zeitweise ruhten. Das Verlangen nach Schlaf verspürt der Fischen nach Maßgabe der meteorologischen Verhältnisse. Sie wählen nicht immer gerade die Nachtzeit zu ihrer Ruhe.

— **Den Reichtum an Pelztieren, den Sibirien noch immer** besitzt, kann man aus folgenden Angaben ermessen. Allein auf dem letzten Sommermarkt zu Jekatarinenburg, wohin indessen nur ein Teil der aus Sibirien aufgeführten Felle gelangt, wurden verkauft: an Eichhörnchen nicht weniger als 3,150,000 Felle (im Handel Fell oder Grauwerk genannt), 11,000 Zobeltiere, 110,000 Marderkatzen, 30,000 Iltisse, 10,000 Dachse, 1,200,000 Hasen, 2000 Füchse und zahlreiche Bären und Wölfe. Allerdings hat die Ausrottung der Pelztiere schon so reißende Fortschritte gemacht, daß in großen Gebieten die Jagd als erfolglos aufgegeben werden mußte.

— **Auf Neuseeland ist der seltene Fall eingetreten, daß** Kaninchen zu einer Landplage geworden sind, indem sich dieselben so stark vermehrt haben, daß sie in ungeheuren Scharen über die Produkte der Landwirtschaft herfallen und großen Schaden anrichten. Deshalb hat die dortige Regierung zur Vertilgung der Kaninchen eine Prämie ausgesetzt lassen. Diese Maßregel hat indessen nur zur Folge gehabt, daß in einer Stärke von 10,000 das Heer der preisbegierigen Jäger in einer Stärke von 10,000 das Heer der preisbegierigen Jäger in den Krieg zieht, die Kaninchen. Es ist alle Aussicht vorhanden, daß in einigen Jahren das Ungeziefer vollständig gejagt hat.

— **Eine riesige Orchidee, Grammatophyllum speciosum Bl.** blüht im botanischen Garten zu Buitenzorg auf Java. Sie trägt 28 Blütenrispen, die im Durchschnitt 8 Fuß lang sind. An einer Blütenrispe wurden 70 Blüten gezählt, von denen 50 zu gleicher Zeit geöffnet waren. Die Blüten haben einen Durchmesser von 15 Centimeter, jedes Blumenblatt ist 7 Centimeter lang und 4 Centimeter breit, die Farbe der Blüten gelb mit braunen Flecken, die verhältnismäßig kleine Lippe purpurfarbig und braun gefleckt. Die Pflanze wächst in den Wäldern Ostjavas.

Herr- und Hervorsen.

— **Den neuesten Fortschritt in der Kriegswissenschaft** bedeutet die Verwendung des Schnees zu Verteidigungszwecken. Das Sibirische Ulanenregt. hat bekreuzte Untersuchungen mit Brustwehren von Schnee angestellt, worauf erhellt, daß Gewehrkugeln in festen Schnee nicht tiefer als 1½ Meter eindringen können, locker Schneewälle von 2 bis 3 Meter an vorzügliche Deckungen bieten. In den natürlichen Ländern dürften daher Schneeschanzen in einem künftigen Verteidigungskrieg einmal eine große Rolle spielen.

— **Das braune prismatische Pulver ermöglicht es bekanntlich**, ohne Erhitzung des Gewehrlaufs in den Gefechtspausen, den Gewehren eine ganz bedeutend größere lebendige Kraft zu geben, als sie mit den bis dahin gebräuchlichen Pulversorten erreichbar war. Es blieb jedoch auf die größeren Geschützrohre, den 15 Centimeter aufwärts, beschränkt. Die Krupsche Fabrik nahm hieraus Veranlassung, bei den „Vereinigten rheinisch-westfälischen Pulverfabriken in Köln" und der Pulverfabrik „Rottweil-Hamburg" die Herstellung eines verbesserten Pulvers auch für kleine Geschützrohre anzuregen. Nach langwierigen Versuchen ist es den ersteren endlich gelungen, ein neues Pulver herzustellen, welches bei kleinem Gasdruck wirksamer wirkt, als das bisherige und das unterdem die seit langen Jahren angewandte Eigenschaft besitzt, wenig und dünnen Rauch zu geben, der schnell verfliegt; zu alledem ist auch seine Feuerentwickelung beim Schuß geringer. Sein einziger Nachteil ist der, daß es leichter Feuchtigkeit anzieht als das alte Pulver. Da indessen auch das letztere, will man es auf gleicher Wirkung erhalten, in luftdicht schließenden Gefäßen aufbewahrt werden muß, so kommt dieser Nachteil wenig mehr in Betracht.

— **Der Kieler nautische Verein machte mit den Ostseeeisen** des Schiffahrtsamts Mitteilungen, die schätzbare Aufschlüsse über das Treiben der Eisberge ergeben. Der letzte Sturm verursachte bei starkem Seegang eine Flucht Wasser von etwa 15,000 Quadratmeilen. Die Ostküste jeder Insel befand auf einem Strich gewöhnlichen Küstenrandes, die Spreizlagerung auf seinen Kornpulver. Es ist die Ueberzeugung der Kommission, daß die besten Ergebnisse nur dann erzielt werden, wenn die Abpeilung in einem möglichst kleinen Winkel, 10 bis 15 Grad, geschieht, da bei höherer Elevation zu große Mengen Ostseeis von dem Wind freigeführt werden, so daß nur wenige den eigentlichen Bestimmungsort erreichen können.

Sport.

— **Bei der Hofjagd in Springe wurden 1 Rothirsch**, 283 Sauen, 2 Schmalthe und 17 Stück Damwild auf die Decke gebracht. Prinz Friedrich Leopold, der an Stelle des bei der Jagd fehlenden Kaisers auf Jagdherr fungierte, brachte 33 Sauen und 2 Stück Damwild und der Fürst zu Schwarzburg 21 Sauen und 1 Stück Damwild zur Strecke.

— **Ein Verein zur Hebung der Zucht des deutschen** Doggen ist in Stuttgart in der Bildung begriffen. Derselbe soll den Namen „Nationale Doggenklub" führen.

— **Ueber „Ormonde", das „Pferd des Jahrhunderts"**, wie es von vielen Fachverständigen genannt wurde, verlauten verschiedene Gerüchte. Der wunderbare Hengst sollte an Lord Gerard als Preis verwiesen worden sein, und trotzdem bringen jetzt englische Blätter die Nachricht, daß der Lord Dr. Salz an 300,000 Mark vom Herzog von Westminster nach Amerika verkauft worden.

— **Ein Wettrennen zwischen einem Zebra und einem** Strauß wurde in Zanzibar abgehalten und von dem Strauß mit 100 Meter Vorsprung gewonnen. Trotzdem erkannte der Richter den Zebra den Preis zu, da der Kreis desselben mit den Bestimmungen des Preises erfüllt sind, daß der Strauß von seinen Flügeln unbedingt Gebrauch gemacht. Dem Protest wurde Folge gegeben.

— **Für den Sl. Elephantenpreis in Budapest, Wert 31,000** Gulden, blieben 41 Pferde stehen, darunter auch Deutschland „Pedetsch", „Sapsko", „Battenberg" und „Katarah".

— **Bei dem Wiener Schnurm-Rennen in der zweiten** Dezemberwoche gewann Lemberger die lange Meisterschaft über 102 Meter in 1 Minute 32⅗ Sekunden nach verzweifeltem Kampf vor Hr. von der Straß. In der langen Meisterschaft über 1598 Meter siegte Hamish in 29:20⅘, wie er wollte, und im Meisterschaftslaufen durch Wien knapper Sieger.

Statistik.

— **Die auf dem Erdball thätige Maschinenkraft berechnet** das preußische statistische Bureau auf 46 Millionen Pferdekräfte. Da nun eine Dampfpferdekraft gleich ist der Kraft von 21 Menschen, so ergibt sich, daß die Dampfmaschinen der ganzen Welt annähernd die Arbeit von 1000 Millionen oder einer Milliarde Menschen verrichten. Die Bevölkerungszahl der Erde wird auf anderthalb Milliarden, zur arbeitenden Bevölkerung zählt. Mithin verrichtet der Dampf das Dreifache der gesamten menschlichen Arbeitskraft.

Denkmäler.

— **Für das Ludwig Richter-Denkmal hat der König von** Sachsen den Betrag von 1000 Mark gespendet.

— **In Rom ist den 500 Italienern, die als Opfer der** italienischen Kolonialpolitik in Afrika gefallen sind, ein ernst und würdig gehaltenes Totenmal errichtet worden: ein schlanker granitener Obelisk, der von einem Stern gekrönt ist. Auf den Seitenflächen stehen die Namen der Gefallenen und außerdem nur die schlichte Inschrift: „Agli Eroi di Dogali"

Gestorben.

— Gräfin Selma Rositz, Gemahlin des k. k. Kämmerers Oberst Gustav Albert Rositz, k. k. Sternkreuzordensritter, 36 Jahre alt, am 4. Dezember, in Prag.

— Joseph Freiherr von Blumenthal, k. k. Generalmajor i. P., 80 Jahre alt, am 5. Dezember, in Wien.

— Marcus Calagero, Bischof der vereinigten Diözesen Thalasso und Macarasco, am 5. Dezember, in Spalato.

— Luciano Zerogio, bekannter französischer Maler und Zeichner, 64 Jahre alt, am 7. Dezember, in Paris.

— Hranenberg, k. k. Feldmarschalleutenant, Inhaber und Oberstinhaber des Hoverbataillons, am 7. Dezember, in Pest.

— Hertel Leopold Freiherr von Neumann, Chef der treuesten und verdienstvollsten Mitglieder der Verfassungspartei im Herrenhause, 72 Jahre alt, am 7. Dezember, in Gmünd bei Bozen.

— Alter von Grocholski, k. k. Geheimrat, Präsident des Rats der peinlichen Rechtsangelegenheiten, im Kabinet Falkenhayn Minister ohne Portefeuille, eine der hervorragendsten Persönlichkeiten der parlamentarischen Geschichte Oesterreichs, 74 Jahre alt, am 10. Dezember, in Abbazia.

Geheimnisvolle Steine.

Von

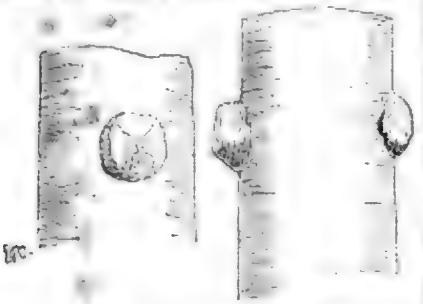
Ernst Boerlicher.

(Alle Rechte vorbehalten)

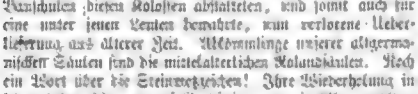
Denkmale von hohem Alter wie die Menhire (Urform der Obelisken), die Kromlech (Steinkreise), die Dolmen (tischartige Altäre) und manche Grabkammern sind aus gewaltigen Steinblöcken errichtet, rohen Findlingen oder unbearbeiteten Bruchsteinen, und stellen nach dem Urteil der Kunstgeschichte die Anfänge der Kunst dar. Dies Urteil ist aber anfechtbar, weil in solchen Bauten Meisterwerke von vollendeter Technik gefunden werden. Was könnte dann aber die rohe Barbarei veranlaßt haben? Ich möchte hier die Aufmerksamkeit des verehrten Lesers auf ein israelitisches Gebot lenken: 2. Mos. 20, 25: „Und so du mir einen steinernen Altar willst machen, sollst du ihn nicht von gehauenen Steinen bauen, denn wo du mit deinem Meisel darüber fährst, so wirst du ihn entweihen," und ähnlich 5. Mos. 27, 5. 6 (auch Jos. 8, 30. 31): „Und sollst daselbst einen steinernen Altar bauen, darüber kein Eisen fahre; von ganzen Steinen sollst du diesen Altar bauen." Da haben wir also ein religiöses Gesetz und dürfen, gestützt auf Erfahrungen der Völkerkunde, annehmen, daß dasselbe als Ausdruck eines einheitlichen Völkergedankens nicht nur ein israelitisches, sondern ein allgemein herrschendes war und den Bau vorgeschichtlicher Heiligtümer aus rohen Steinen erklärt. Der Schluß aus solchen Bauten auf rohe Kultur ist mithin ein Trugschluß.

Nicht minder merkwürdig sind gewisse roh bearbeitete Steine. Wir finden in Deutschland hier und da in tiefster Waldeinsamkeit gewaltige Saulen von roher oder unfertiger Arbeit, die meist für römische Werkstücke gehalten werden. Eine der größten ist die Riesensäule auf dem Felsberg im Odenwald, die über 1 Meter Durchmesser und 10 Meter Länge hat und aus dem Granit des Berges gefertigt ist. Sie liegt auf einer Stelle, wo noch andere Steinblöcke, an denen Steinsitze und Meisel ihre Spuren zurückgelassen haben, Beweise einer umfangreichen Thätigkeit geben. So viel steht fest, die Riesensäule war — wer auch immer sie gefertigt haben mag — ein germanisches, gebräuchtes Stammheiligtum, Mittelpunkt der alten Frühlingsfeste, gleichwie es die berühmte Irmensäule war, von welcher wir historische Kunde haben. An diesen Festen hielt das Volk bekanntlich auch in christlicher Zeit mit großer Zähigkeit fest. So zogen auch im Odenwald alljährlich im Lenz die jungen Burschen und Mädchen mit festlichem Gepränge zur Saule auf dem Felsberg und trieben dort mit Spiel und Tanz, Jecken und Schwanken allerlei Kurzweil. Vergeblich eiferte die Geistlichkeit, vergeblich die weltliche Behörde, trotz aller Verbote,

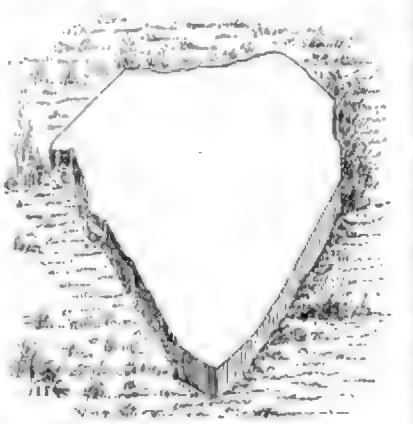
die uns die alte Sitte urkundlich überliefern, restlich es beim alten, und erst im dreißigjährigen Kriege, der so viel Schönes gekillt hat, verschwand mit dem frohmüthigen Geschlecht jener Zeit auch der frohgemute Festbrauch. Jeden Zweifel an der alten Heiligkeit der Rolandsäule hebt die Thatsache, daß die Kirche in die damals noch unberührte Säule eine Nische einmeißeln ließ und mit einem Kruzifix oder Marienbild ausstaffirte, was den dort abgehaltenen und im Grunde heidnischen Festen ein christliches Gepräge verlieh. Es war von Anbeginn der weise Grundsatz der Kirche, Bräuche, welche sie nicht abstellen konnte, in sich aufzunehmen, und Papst Gregor der Große befahl geradezu, die Kirchen und Kapellen dort zu bauen, wo das Volk seine Feste zu feiern pflege. In den heidnischen Säulenfesten spiegelt sich die Einheitlichkeit des Völkergedankens. Nilsohn beschreibt diese Feste in seinem Werk „Ureinwohner des Skandinavischen Nordens“ und erwähnt sie auch in England und Irland. Analoge Bräuche deuten auf vorzeitlichen Säulendienst in den Mittelmeerländern, und in der Sahara gibt es solchen noch heute. Derselbe hing überall mit der Verehrung der Gottheit in der Natur zusammen, die Säule ist ein Sinnbild der zeugenden und schaffenden Kraft. Die Säulen von Miltenberg am Main sind Kolosse von 7,40 Meter Länge, haben oben 0,67 Meter, unten 1,30 Meter Durchmesser und 16,800 Kilogramme Gewicht. Eine von ihnen befindet sich jetzt im königlich bayerischen Nationalmuseum in München, eine im Germanischen Museum zu Nürnberg und acht liegen noch im Stadtwald von Miltenberg. Früher sollen es vierzehn gewesen sein. Diese Säulen sind nicht geglättet, ihre Oberfläche erinnert fast an rauhe Rinde und zwei Ansätze kurz vor dem oberen Ende gleichen Aststümpfen. Da die Germanen auf ihren Stein- und Gerichtssäulen die Sinnbilder der Gottheit aufstellten und als solche auch Baumstämme verwendeten, was wohl die Ursprungsform dieser Sitte war, so dürfen wir vielleicht in den Säulen von Miltenberg solche altgermanischen Sinnbilder



und in ihren Ansätzen die Andeutung der Aeste eines Baumes erkennen, was auch eine kunstgeschichtlich interessante Seite hätte, da allgemein eine Entwicklung der Steinsäule aus einer hölzernen angenommen wird. Leider gibt es keinerlei Nachrichten über die Miltenberger Säulen, aber die zahlreich darauf eingemeißelten Steinmetzzeichen, die sämtlich auf einer Seite, nämlich auf derjenigen stehen, welche die im Walde liegenden Kolosse nach oben kehren, zeugen für den Brauch, welchen wandernde Mitglieder der mittelalterlichen Bauschulen diesen Kolossen abstatteten, und somit auch für eine unter jenen Leuten bewahrte, nun verlorene Ueberlieferung aus älterer Zeit. Altvorväterlinge unserer altgermanischen Säulen sind die mittelalterlichen Rolandsäulen. Noch ein Wort über die Steinmetzzeichen! Ihre Wiederholung in bürgerlichen Wappen auf Grabsteinen und in Glasgemälden zeigt, daß sie Namen und vielleicht auch Sinnsprüche bedeuten, vielleicht besteht sogar ein Zusammenhang zwischen ihnen und der Runenschrift, und die drei Kreuze, welche der des Schreibens Unkundige statt seines Namens unterzeichnet, sind im letzten Grunde nur Reste der alten Schreibweise. Einige Zeichen von den Miltenberger Säulen setze ich hier um:



Herzförmige Steine, in denen ich Tacitische simulacra*) erkenne, entdeckte ich im Sommer 1881 auf der bewaldeten Burgehöhe bei Kronberg im Taunus. Die Fundstätte, die ein germanischer Haingarten, das heißt ein mauerumfriedeter heiliger Hain war, heißt Anderes. Im vierzehnten Jahrhundert lautete „Andere“ noch urkundlich „Antharishain“ und es stand in diesem Hain eine der heiligen Maria und dem heiligen Antonius geweihte Kapelle, in welcher ein Eremit täglich Messe lesen mußte. Ihre Trümmer liegen mitten in einem von einer wallen Trockenmauer umzogenen und mit Eichen bewachsenen Raum, und dort fand ich einen sauber bearbeiteten herzförmigen Stein von 150 Centimeter Länge, 125 Centimeter Breite und 15 Centimeter Dicke. Es ist roter Quarzit. Die Kanten sind an einigen Stellen (offenbar absichtlich) abgeschlagen. Einen zweiten, jedoch nur roh bearbeiteten, fand ich außerhalb der Umfriedung. „Antkart“, der urkundliche Name dieses Bezirks,



ist altdeutsch und bedeutet entweder „rotes Herz“ (im Niederdeutschen, Holländischen und Englischen lautet Herz noch heute hart wie das altnordische hjarta), oder, wenn wir mit „rot“ das gleichlautende englische (angelsächsische) Wort für Brunst, brünstig („rut“) identifiziren, „Brunstherz“. Die erste Deutung würde dem äußeren Ansehen des Steines, die zweite seinem Zweck entsprechen, welchen wir im nachstehenden kennen lernen.

Es ist wieder Frühling geworden. Ein schöner Maitag lockt alle Welt ins Freie. In dichten Scharen wandert Jung und Alt in die anmutig auf den Höhen gelegenen Hainpärten, wo man nach Urvätersitte alljährlich im Mai zusammenkommt, damit die jungen Paare ihren Herzensbund im Heiligtum besiegeln.*) Am Abhang des himmelanstrebenden Altkönig ist in einem flachen Sattel, der die Burgeshöhe an diesen Berg anschließt, eine Art Lager errichtet. Wir setzen überall Laubhütten, vor denen über offenem Feuer gebraten und gekocht wird, während unter den hochstämmigen Buchen Männer und Frauen in eifrigem Gespräch begriffen sind, das namentlich Ehevertrage betrifft. Die junge Welt ist unterdessen in anderer Weise beschäftigt, da sind Gruppen lachender Mädchen, die eine glückliche Braut festlich schmücken, und in einiger Entfernung davon angelernte Ehemänner, die im Kreise ihrer Freunde ungeduldig nach den Bräuten ausschauen. Im Gegensatz zu diesem frohen und geräuschvollen Treiben steht der heilige Eichenhain ernst und schweigend da, ihn umschließt eine Trockenmauer, und betraten wir diese Einfriedigung aus der Vogelschau, so zeigt uns dieselbe die natürliche Gestalt eines mit der Spitze nach Ost gewendeten Herzens. Mitten darin steht auf steinernem Unterbau ein auf Holzsäulen ruhendes Schutzdach, unter welchem das heilige Sinnbild, das „Aut Hart“, liegt. Neben der Erdmutter, deren Sinnbild das Herz ist, waltet hier auch der Sonnengott, der mit ihr den Frühling erzeugt, und deshalb wird außer dem Herzsinnbild auch das des Lebens und der Fruchtbarkeit, der Hammer, aufbewahrt, der in Indien und Aegypten als Lebenskreuz ☥ erscheint.

Geheimnisvoll rauschen die Eichen über dieser Stätte und durch die windbewegten Blätter fällt ein goldener Sonnenstrahl auf das Aut Hart. Still ist's ringsum. Da rufen langgezogene Hörnerklänge zur Ordnung des Hochzeitszuges, und bald naht derselbe mit Sang und Klang. Vor dem heiligen Stein stellen sich die jungen Paare auf. Dann tritt das erste Paar vor und der Bräutigam ruft:

„Bringt mir den Hammer, die Braut zu weihen,
Legt den Mistelzweig auf den Stein,
Und geht und gesammen nach uralter Sitte!“ **)

Auf diesen Ruf nähert sich unter dem Vortritt zweier weißgekleideten Jungfrauen der Aelteste der Gemeinde, in deren Bezirk der Hain liegt. Von den Jungfrauen trägt die eine den eichenlaubgeschmückten Hammer von Stein, die andere ein Körbchen aus Eichenrinde, das zeitgroße Steinhämmerchen, Amulette, enthält. Der Aelteste, ein graubärtiger Adaling, ergreift das heilige Sinnbild, den Hammer, und richtet an das Paar die Frage, wer sie seien. Das nennt seine Namen, erklärt, sich ehelichen zu wollen, und reicht sich über dem Herzsinnbild die Hand zum Bunde. Der Aelteste berührt sodann unter einem Segensspruch die Brust mit dem Hammer, worauf die Hochzeitgäste den Bräutigam das Körbchen darbietet, aus welchem derselbe eines der Amulette entnimmt, um es an dem Gürtel seiner nunmehrigen Frau zu befestigen.*) Das Paar macht darauf einem andern Platz, und die Zeremonie wiederholt sich, bis alle vereinigt sind. Dann verläßt man den heiligen Hain, in welchem bald wieder feierliche Stille herrscht. Drinnen aber, in den äußeren Ringe, beginnt nun ein festliches Gelage, so viele Paare, so viele Gruppen halten ein fröhliches Hochzeitmahl, bis der Abend zur Heimkehr mahnt.

Als das Christentum die heidnischen Bräuche verdrängte, erbauten seine Verkündiger auf dieser dem Volke heiligen Stätte die schon erwähnte Kapelle, und ein Eremit weihte statt des Gemeindeältesten die Ehen, bis allmälich die Urväterssitte, hierher zu gehen, erlosch. Im Jahr 1550 war die Kapelle verfallen und der „Antharisaltar“ — so nannte ihn das Volk — in die Kirche von Kronberg übertragen. Ein Rest altgermanischer Eheschließung erhielt sich meines Erachtens in dem bekannten Gretna-Green, wo der ehehäftigende Schmied an den Gemeindeältesten mit dem Hammer erinnert.

Aus dem Taunus führe ich nun den Leser in das schöne Schlesien, wo der majestätische Zobten (713 Meter Meereshöhe) aus der Ebene zwischen der Oder und dem Riesengebirge unvermittelt emporsteigt. Dieser Berg war in alten Zeiten eine heilige Stätte, und auf ihn bezieht man die Angabe des Tacitus: De German. mor. c. 43, es gebe bei den Naharvalen einen Ort, wo eine dem Castor und Pollux ähnliche Doppelgottheit Alcis verehrt werde. Der auf langgestrecktem Bergrücken steil aufsteigende kegelförmige Gipfel trägt eine stattliche (1851 auf der Stätte einer alten Kapelle erbaute) Kirche. Eine neben ihr weit vorspringende Plattform aus übereinandergetürmten gewaltigen Felsblöcken, die „Teufelskanzel“, mag ein heidnischer Opferplatz gewesen sein. Sechshundert Fuß darunter am Berghange liegt mitten im Wald ein granitenes Bild, als sei es von oben hinuntergestürzt worden, die sogenannte „Jungfrau mit dem Fisch“. Der Kopf, die Füße und der rechte Arm fehlen. Wie scheint, das Volk hat, ohne Auge für die Körperverhältnisse der Statue, dieselbe infolge des langen Gewandes verkannt. Schulter- und Hüftbreite sind gleich, während doch letztere beim Weibe größer ist als erstere, die sehr breite Brust ist flach wie eine Mannesbrust und auch die Hüfte männlich gebildet. Man wird also die Statue für eine männliche halten müssen. Der Torso ist 2,25 Meter lang, die Statue muß mithin einschließlich des Kopfes und der Füße über 3 Meter gemessen haben, das ist fast die Höhe eines Mannes zu Pferde. Von der Hüfte zum Knie mäß ich 0,81 Meter, von Schulter zu Schulter 0,75 Meter. Im Schoße hält diese Gestalt einen 1,45 Meter langen Fisch, dessen Kopf an ihrer linken Schulter ruht, und unwillkürlich ihn mit beiden Händen, während sie sich weit zurückneigt und die auseinandergestellten Beine vor sich hinstreckt. Die Rückseite weist vom Gesäß abwärts eine Bruchstelle auf, wohl die des fehlenden Sitzes. Die Arbeit ist nicht ohne Geschick, die Verhältnisse sind richtige und der Faltenwurf des langen, über die Knie hinabreichenden Gewandes erinnert schon da, wo derselbe durch eingetiefte Linien angedeutet ist, an antikartige Bildwerke des Südens. Ein großes und tiefgetief in den Fisch gemeißeltes Kreuz scheint, nach dem geringeren Grade der Verwitterung zu urteilen, jünger als das Steinbild zu sein und ist wohl durch die kirchliche Sitte, „das heidnische Teufelswerk“ unschädlich zu machen, völlig erklärt. Ueber Bedeutung und Herkunft des rätselhaften Bildes wollen wir uns nicht in leeren Vermutungen ergehen; am wahrscheinlichsten ist wohl die Behauptung, es sei eine frühslavische Arbeit. Eine Wiederholung ihres Motivs fand ich im bayrischen Nationalmuseum zu München. Auf einem dem dreizehnten Jahrhundert angehörigen Gewölbeschlußstein (unbekannt, woher) erscheint eine phantastische Doppelgestalt in Basrelief: aus dem Rumpf eines nach rechts blickenden Schwimmvogels wächst (nach Centaurenart) ein bartiger Mann hervor und trägt in den Armen einen fetten großen Fisch. Ich darf hier vielleicht auch an den bei Petersfelde, circa 25 Meilen nördlich vom Zobten, im Acker gefundenen großen „goldenen Fisch“ erinnern. Neben dem Mann mit dem Fisch steht — als nur zufälliger Nachbar — ein ebenfalls roh aus Granit gemeißelter Bär in Lebensgröße, der gut charakterisirt, aber leider verstümmelt ist. An einer andern Stelle liegt ein dem Rumpf einer Gans ähnliches Bildwerk, und unten am Weg nach der Striegauermühle ein ebenfalls verstümmeltes, das einen Eber oder eine Sau darstellt. Das letztere war lange unter Steinen fast ganz verschüttet, denn die Vorübergehenden pflegten nach alter Sitte einen Stein dahin zu werfen mit den Worten: „Sau, da hast du ein Ferkel!“ Vielleicht ein Rest heidnischen Opfers. Steinbilder von ähnlichem Typus finden sich am Fuße des Berges, am Thore der Marktseite, ein zweiter im Städtchen Zobten, wo er schon seit dem elften Jahrhundert im Sockel des Turmes der Pfarrkirche eingemauert ist, und zwei Löwen, die früher in der Grundmauer eines 1024 erbauten Turmes der alten Propstei Gorlau eingemauert waren, vor dem Eingang des aus dieser Propstei entstandenen Schlosses. Herkunft und Bedeutung aller dieser Tierbilder sind unbekannt, aber ihre Verwandtschaft zur Zeit der Einführung des Christentums

*) Tacitus berichtet, daß die Germanen nicht Statuen, wohl aber simulacra, das sind Gleichnisse der Gottheit, aufzurichten (Nach der Bibel unzweifelhaft Bildnis und Gleichnis.)

*) Der auf den Pfingstsonntag folgende „Waldfestlag“ der Frankfurter Gegend ist ein Nachklang dieser altgermanischen Sitte. Sonst Hainfeste gab es in ganz Germanien, und manche Ortsnamen, Deut- und Braunfurt, Braunlippen und Braunschweig, erinnern daran.

**) Es ruft (Aeltere Edda X, 30) Thrym der Thurssenfürst. Selbstverständlich nach dem die Eroberung einer allgermanischen Gottheit, denn die Dichter der Edda-Lieder waren bekanntlich Germanen.

*) Noch bis vor wenigen hundert Jahren gehörte der „Brautstein“, den die Kirche an die Stelle des Hammers setzt, zum Brautschmuck. Solche Brautschlüssel besitzt die Schlüsselsammlung des Herrn A. Dillinger in Trier.

Digitized by Google

läßt vermuten, daß sie dem Heidentum angehört haben, wenn auch das ihnen eingemeißelte Kreuz deutet.

Der Zolten schaut nach Süden auf den durch ein tiefes Thal von ihm geschiedenen Geiersberg herab. Alte Nachrichten wissen von großen Fußspuren auf diesem Berge, namentlich im Anschluß an eine Teufelssage, zu erzählen, Spuren, die bekanntlich in fast allen Ländern hier und da in Felsen gezeigt werden, eine wenig aufgeklärte Hinterlassenschaft des religiösen Kultus der Urzeit. Bekannt sind auch die heiligen Fußspuren Buddhas auf dem Amaravati-Topf. Es dürfte aber manchen überraschen, geheiligte Fußspuren im Dom zu Breslau zu sehen. Dort steht im nördlichen Seitenschiff neben dem hohen Chor ein ziemlich cylindrischer Stein (vielleicht eine Verkleinerung) mit zwei sauberen menschlichen Fußspuren auf der oberen Fläche, die entsetzen, wie jene, welche jemand mit bloßen Füßen in weichem Thon setzend hinterläßt. Holzverkleidung scheint unten Skulptur zu verbergen. Die Legende schreibt diese Fußspuren dem heiligen Adalbert zu, der von diesem Stein herab das Evangelium gepredigt haben soll, aber es ist dies wohl sicher ein Stein der Heiden gewesen, welchen die Kirche, um seine Heiligung (mit Füßen) in christliche Bahn zu lenken, dem heiligen Adalbert sozusagen unter den Fuß geschoben hat. Der Stein gleicht den in schlesischen Steinkohlenbergwerken vorkommenden versteinerten Baumstämmen, von denen ich einen im botanischen Garten zu Görlitz sah.

„Wo die Menschen schweigen, da sollen die Steine reden!" Leider verstehen wir ihre Sprache zu wenig, darum bleibt vieles geheimnißvoll.

Neue Bücher und Schriften.

Alexander Freiherr Heintz, Graf, Consilium facultatis. — Das Licht (I. Auflage). Hans Lassnitz, Nachen. H. Fischer Nachf.

Eichhorn, C., Parsifal. 2. Dresden, E. Pierson.

Ernst, G., Die Hade eines Hahnrichs. Historisches Capitel des Herrn Graf Fleischberger. Cassenberg. Th. Forstkoff.

Fruhstorfer, Dr. W., Kurze Darstellung der neueren deutschen Reichsgeschichte. Hamburg. Verlagsanstalt Richter.

Fabelien of British authors, vol. 2681: Crawford, With the immortals; 2644/45: Besant, Herr Paulus. 2644/45: H. Ward, Robert Elsmere; 2665: Stevenson, The black arrow; 2549/50: Corelli, A romance of two worlds; 2553: Besant, The inner house. Leipzig, B. Tauchnitz.

Gerlach, C. H., Erfahrung des Dr. Luther. Herausgegeben von Dr. Hermann. Hamburg. Verlagsanstalt Richter.

Gerhardt, C., Parabeln nach der Natur. Hasselfelde. J. Zwissler.

Ebner-Eschenbach, M. v., Altes Recht. Erzählungen. Berlin, Gebr. Paetel.

Ehlert, C. G., Aphorismen der Poesie. 3. Aufl. Nachen. H. Fischer Nachf.

Engel, Fritz, Auf der Suche nach der Schönheit. Vortrag. Hamburg. Verlagsanstalt Richter.

Ende, C., Gedichte. Nachen. H. Fischer Nachf.

Frenssen, G., Der Narr. Roman. Hamburg. L. Gärtner.

Geyser, H. v., Moralphilosophie, gemeinverständlich dargestellt. Leipzig. H. Friedrich.

Gerst, Albert., Konzertin der hohe Hochzeitsaale. Transcription. Stuttgart, Gotha.

Hartwig, Georg, Ausgewählte Romane. 3 Bände. Berlin, O. Janke.

Hertel, H., Heinrich v. Zütphen der Frauen im Kriege. Vortrag. Hamburg. Verlagsanstalt Richter.

Jungmann, L., Nur 6 bewegten Stunden. Gedichte. Dresden, E. Pierson.

Kleiner Holzschnitzer aus der Tatra. Lief. 2. Münden, G. Hirth.

Kloeber, Bank in Mutterdelitzschtitten. 1889. Lief. 1. Berlin, Rich. Lang.

Kinkel, G., Herr Brunt zur Altenahr. Kulturhistorien. 2 Bände. 3. Aufl. Leipzig, H. Fischer Nachf.

Lüer K., Gedichte und Gedanken. Berlin, C. Fischer.

Lutzig, H. ps., Vier Novellen. Dresden, Gebr. Paetel.

Marquardt, G., Letzte Augenblicke. Nachen. H. Fischer Nachf.

Nadelburg, Jul., Unter den Linden. III. Folge der „Bilder aus dem Berliner Leben". Berlin, Gebr. Paetel.

Ebert, Alex., Moderne Kultur. Roman. Dresden, E. Pierson.

Ruß, Dr. K., Lehrbuch der Stubenvogelpflege, Abrichtung und Zucht. Bd. 1—12. Magdeburg, Creutz.

Schaan, Dr. O., The child in the service of the school. New-York, Industr. Educ. Assoc.

Schiller, Titus, Tod von Deutschland und seine Folgen (Deutsche Dichter, 41. Hrsg. Breslau, C. Schottlaender.

Vogel, E., Richard Wagner als Dichter. Leipzig, M. Hesse.

— — Franz Liszt. Ebend.

Volks-Bilderatlas, Deutscher National-Geschenk. Lief. 1. Stuttgart, Levy & Müller.

Voss, Dr. A., Aus meinem Leben. Ein Beitrag zur Reform des deutschen Gymnasiums. Zürich, Verlagsmagazin.

Zur Psychologie der Liebe. Gedanken und Betrachtungen, von Max Nord-Hellmuth. Berlin, R. Eckstein Nachf.

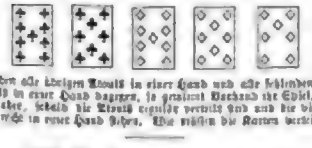


(Bildgier von Lothar Stein.)

Aufgabe Nro. 78.

Skat.

Vorhand erklärt Karo-Solo mit folgenden Karten:

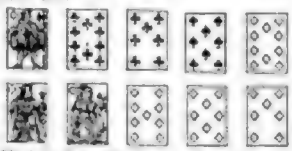


Sodann erklärt Vorhand in einer Hand und alle fehlenden Karten gleichfalls in einer Hand dagegen, so genannt Vorhand die Spiel, so verliert er aber, sobald die Absicht ergeistet werden sind und die drei Skatkarten nicht in einer Hand liegen. Wie müssen die Karten verteilt sein?

Auflösung der Aufgabe Nro. 71:

Skat.

Hinterhand hatte:



Im Skat liegen Eaur-Ass und -Zehn; Hinterhand macht den Ansatz Solo mit Schneider verloren, wenn sie Herz Vier-Ass den Trümpfen das Pik-Ass und Schneider sind in Hinterhand hier Eaur-Ass in Vorhand gewinnen, so hat er 61 Punkte (drei Grund, 12 Spitze und Schneider) (Ansatz abgabe, Hinterhand hätte vermöge auch Eaur-Ass und die Gegner haben, zwar drei Spitzen auf das zweimal Herren (Skat) aber Dame) seine Eaur-Dame abgerissen oder den Land-König mit seinen Bauern schlagen, in jedem Falle noch als 90 Punkte.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 486.

Von J. Minter-Wien.

Erster Preis im Problemturnier von „Sheffield Independent".

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zug Matt.

Berichtigung der Aufgabe Nro. 484. Der schwarze Turm C 4 muß auf A 4 gestellt und auf B 3 ein weißer Bauer hinzugesetzt werden.

Rätsel.

Kösselsprung.

ste-	ik	fluß-	ben	ein-	er	bel	ser
ren	en	ber	heb'	ver-	trei-	ber	bla-
tüm-	le	grä-	mich	fuh'	de	ch-	ben
ber	und	fäßel	lich-	gen	und	ch	er
leicht	mund	wor-	ein	ge	ver-	spor-	die
der	lo-	mot-	gän-	ten	ob-	den	en
ch	ren	mich	rec-	teck-	schen	schlang'-	ger
ver-	ä-	ck	lich-	ren	in	der	bl-

Auflösung des Rätsels Seite 285:

Die verschwundenen Wörter sind: Aktie, Glas, Gnom, Gras, Leiste, Meiser, Myrthe, Narkt, Hemdert, Haut, Pforte, Rebue, Rubin, Raum, Reigen, Schwein, Stritch. Richtig geordnet:

Nacht,	Rebue,
Aktie,	Mette r,
Myrthe,	Gnom 1,
Glas,	Schwein,
Hemdert,	Stri e ich,
Haus,	Rubin,
Gruß,	Pforte,
Reigen,	Pfeife.
Raum,	

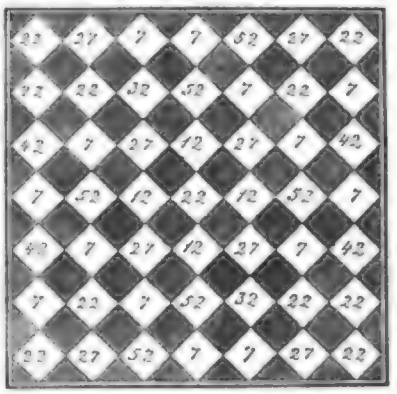
Carl Maria von Weber.

Rätselhafte Inschrift.



Vorstehend eine auf dem Goalburgfund bei Homburg vorräthende Kupferplatte, deren Figurengruppe mit der Umschrift in sehr wenig Zusammenhang zu stehen scheint, die Untersuchung des Professor Schlumberger lautet: „Wenn ich der Aeffel aufgesucht habe, mein Liebster (Carissime) statt Carissime wurde häufig angewandt), so erhalte ich durch Christ garten (teuer ist abgekürzt statt teuerem) Honig". — Den Worten „Terram laeve" kann schwerlich noch die leider vermißte Präposition in vor, also: „er wäre ihn auf die Erde". Vielleicht gelingt es einem unserer verehrten Leser, Bild und Unterschrift in besseren Einklang zu bringen.

Lösung der Rechentafel Seite 255:



Auflösung des Bilderrätsels Seite 255:

Der Müßiggang ist der Rost der Seele.



Minor Consolandus Germanus in Afrika. Tagegen gibt es kein anderes Mittel, als — sich möglichst ruhig darüber hinwegsetzen. Was das heißt, wissen wir, nicht gar so schwer sein. Im Grunde, was liegt denn so Großes daran? Ärgern Sie sich mit einem Hallunken der Gesellschaft der anderen, wegen Sie sich mit möglichster Gleichgültigkeit, und was Sie sich so sehr ereigt, schließlich es doch gar nicht wert ist, wird von selbst verschwinden. Haben Sie einen Freund, den Sie sich auserwählen können und der Sie, von deutschen Kaffee aufgeregt, die nur auszusprechen und die in deren Fall entschieden die ernste richtige ist, anerkennt, so wird es Ihnen um so leichter werden. Ich hoffe und bereue auch die Leser, Ihnen so gewaltig erschütternde Ungelegenheit zu überwinden.

P. L. am Skakober. Wenn man die Höhe einer Stadt nach Maßgabe des Unterschieds auf resp. 15 Centimeter anstimmt und den mäßigen Springer bei 15 aufeinanderfolgenden Sprüngen eine Sekunde für jede Stufe zubilligt, so ergeben sich für die 333 Meter Höhe des prächtigen Gebäudes 2220 Stufen, deren Ersteigung 37 Minuten unterbrochen a Steinen erfordern würde. Da man aber bei einer so ausstrengenden Aufgabe sehr wohl acht Minuten auf kurze Ruhepausen rechnen darf, wird man eine in den Durchschnitten vollendete Ersteigung noch als eine ganz achtbare Leistung bezeichnen müssen.

Mehrere Mütter. Mit Interesse haben wir nicht nur Ihre warme Anerkennung für die eine Hälfte des Aufsatzes „Ehre und Tücher" von W. Glorm auf unserer Seite 63, sondern auch Ihre Vermahnung gegen die andere Hälfte vernommen. Nur Schade, daß Ihre Entrüstung über die „teuflische Kreuzung" so ganz ins Blaue schießt, denn W. Glorm ist — eine Dame, und zwar eine ungeheure, schwindlig ergraute Dame. Mutter zweier erwachsener Söhne, an denen sie, wie wir uns persönlich versichern konnten, ihre Erziehungsgrundsätze glänzend bewähren haben und die ihrer Mutter die höchste Verehrung zollen. Sie sehen, die Sache ist durchaus nicht so gefährlich, wie Sie meinten. Indes, Glorm schießt sich nicht für alle. Unser Bestreben ist, unseren lieben Korrespondenten von beiderlei Seite zu übermitteln; sie weiterum ja jedes seine Ansicht, „auch eigener Meinung billig machen".

Wenzel Sch. in Pinsken. „Liebe und Gefühl" — „Siege und Tränen" — das sind keine Worte, für die man Honorar draußen kann.

Zahlung Annahme K. in B. Mit Thränen unserer Dankbarkeit haben Sie ein Exemplar auf den Vorzugspreis von M. 2.50 ℳ für das Lieferungsheft „Meer und Berge", und es ist ein Jammer, wenn Ihnen vorenthalten wird. Das Bild ist für diesen Preis nicht zu haben. Wenden Sie sich unter Hinweis auf die gegenwärtige Notiz bei Ihrer Buchhandlung.

K. K. 14 in Eschern. Wir bedauern, Ihnen über diese Schwierigkeiten keine Auskunft ertheilen zu können.

O. K. in Graue. Daß der von der Sonne nicht beleuchtete Teil des Mondes bei klarer Luft doch schwach sichtbar ist, scheint uns dem Lichte zu, das von dem beleuchteten Teil der Erde ausgeht. Um beobachten ist die Erscheinung bei roter Mondfinsternis.

[illegible]

Gesundheitspflege.

[illegible]

101 NEUE FABELN

von **Frida Schanz.**
Illustrirt von **Fedor Flinzer.**
Gebunden 4 Mark.

EIN MANN, EIN WORT.
Geschichte eines deutschen Ritters aus der Fremdenlegion.
Von **O. Wuttke-Biller.**
Illustrirt von **Hermann Vogel.**
Gebunden 4 Mark.

Ausführl. Katalog [illegible] **jede Buchhandlung** [illegible] **Andreas Abel in Leipzig.** [illegible]



Lebensgroße Porträts [illegible] **C. Hommel in** Bockenheim — Frankfurt a. M.

40,000 Auflage:
Der praktische Ratgeber im Obst- und Gartenbau
[illegible] Sonntag. — Preis vierteljährlich eine Mark.
Probenummern umsonst durch die **K. Hofbuchdruckerei Trowitzsch & Sohn, Frankfurt (Oder).**

Die reichhaltigste aller Moden-Zeitungen



ist die **Illustrirte Frauen-Zeitung.**

Dieselbe bringt jährlich 24 Moden- und 24 Unterhaltungs-Nummern mit 28 Beilagen, so daß ohne Unterbrechung regelmäßig wöchentlich eine Nummer erscheint (für Oesterreich-Ungarn der Stempelsteuer wegen alle 14 Tage eine Doppel-Nummer). Die Moden-Nummern sind der „Modenwelt“ gleich, welche mit ihrem Inhalte von jährlich über 2000 Abbildungen samt Text weitaus mehr bietet als irgend ein anderes Modenblatt. Jährlich 12 Beilagen geben an Schnittmustern zur Selbstanfertigung der Garderobe für Damen und Kinder wie der Leibwäsche überhaupt genügend für den ausgedehntesten Bedarf. — Das Unterhaltungsblatt bringt außer Novellen, einem vielseitigen Feuilleton und Briefen über das gesellschaftliche Leben in den Großstädten und Bädern regelmäßige Mitteilungen aus der Frauenwelt, Kunstgewerbliches, Wirthschaftliches, Gärtnerei und Briefmappe, sodann viele künstlerisch ausgeführte Illustrationen und an Moden endlich noch Folgendes: jährlich über [illegible] mit über [illegible] Abbildungen, 12 große farbige Musterbilder, 8 farbige Musterblätter für künstlerische Handarbeiten und 8 Extra-Blätter mit vielen [illegible], so daß die Zahl der letzteren an [illegible] jährlich heranreicht. Kein anderes [illegible] Blatt überhaupt, innerhalb oder außerhalb Deutschlands, kann nur entfernt diese Zahl aufweisen; dabei beträgt der vierteljährliche Abonnements-Preis nur 2 M. 50 Pf. — Die „Große Ausgabe mit allen Kupfern“ bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 64 besondere Beigaben, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. (in Oesterreich-Ungarn nach Kurs).

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franko durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Straße 38, Wien I, Operngasse 3.



Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und

Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

Prospekte versendet
Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

Electrotechnische Fabrik
Mix & Genest
S.W. BERLIN S.W.



Transportable Telephon-Tisch-Station.
Telephon-Anlagen.
Haustelegraphen.
Blitzableiter. Lichtapparate.
Wiederverk. Illustr. Preisc. gratis



Die **Nadelfabrik** von **Ernst Kratz** in **Frankfurt a. M.** empfiehlt
Nähnadeln mit federndem Oehr [illegible]
Schwerschenden [illegible] **Blinden** mit Leichtigkeit einzufädeln. — In den meisten Blindenanstalten eingeführt. — Zu haben in fast allen Geschäften. [illegible]

[illegible]

Das Vogtl. Versandt-Haus
Vincenz Keller, Plauen i. V., liefert Gardinen, Stickereien, Spitze, [illegible]



Anerkannt bestes [illegible] der Welt. Man achte genau auf [illegible]

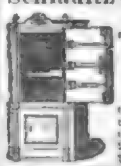
Die vorzügl. Beschäftigungen d. Dilettanten.
[illegible]
Hey & Widmayers Verlag in München.

ADRESSEN-BUREAU TRIER
[illegible]

PATENTE [illegible] RICHARD LÜDERS, [illegible] GÖRLITZ

In der **Edition Peters** erschienen [illegible] Klavierstücke und Lieder von
Grieg.

Schladitz & Bernhardt, Dresden.
[illegible]



Stahlpanzer-Geldschränke
[illegible]

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist in neuer Auflage erschienen

Ben Hur.

Eine Erzählung aus der Zeit Christi von **Lewis Wallace.**
General der amerikanischen Bundes-Armee und derzeit Ver. Staaten-Gesandter in Konstantinopel.

Autorisirte Uebersetzung von B. Hammer. Mit Porträt des General Lewis Wallace.
Fünfte Auflage. Zwei Bände. Preis geheftet 5 M.; fein gebunden in 2 Originalbänden 7 M.
Ausgabe für Bücherliebhaber: numerirt (No. 1—300) auf feinstem Papier, in Liebhaberband. Preis 12 M.

Urteile der Presse:

[illegible] Deutsche Evangelische Kirchenzeitung, Berlin.

Das Buch [illegible]

[illegible]

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Dr. Sehm.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 11);
Wien: Filiale von „Ueber Land und Meer" (Bennogasse 8);
Budapest: Moriz Hecht (V. Franz Josefsplatz 5);
München: Fritz Schwartz, Redakteur der „Kunst für Alle" (Kaulbachstr. 22).

Inhalts-Uebersicht.

Illustrationen: Das Friedenskomplott ... — Auf der Flucht nach ... — Eine Schatzungsgesellschaft, Gemälde von A. ... — Des Jägers ... — Das Trauerbuch, Originalzeichnung von M. Fischer.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist erschienen:

Die Ritter des deutschen Hauses.

Roman von

Gregor Samarow (Oskar Meding).

2 Bde. Preis geheftet *M.* 12.—; fein gebunden *M.* 14.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Der Bazar. Illustrirte Damenzeitung.

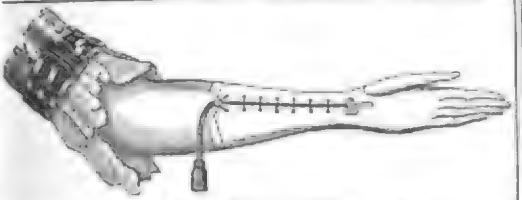
Abonnementspreis: Vierteljährlich 2 Mark 50 ₰

Anzeigen — Rudolf Mosse — Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 *M.* 80 ₰ Reichswährung.

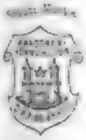
Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Gegen monatliche Zahlung von nur 5 M.: Brockhaus' Conversations-Lexikon, Neueste Auflage durch Wilh. Kulicke & Co., Berlin S.W. Wilhelmstr. 135.

Das Beste Mittel zu lohnendem Erwerb im Hause ist eine Strickmaschine „Victoria" ... aus der Dresdner Strickmaschinenfabrik Laue & Timaeus in Löbtau-Dresden.



Der Amazonenverschluss
an Glacé- und Seidenhandschuhen



Zu haben in Handschuhspezialgeschäften.

Abgabe jeden Masses

Möbelstoffe

in Crêpe, Damast, Rips, Plüsch und abgepasste Portièren
in jeder Preislage.

Spezialität: Lasting-Monopole!

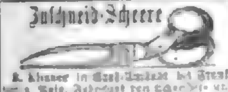
Fabriklager von Rich. Zieger, Chemnitz.

Abgabe jeden Masses zu Fabrikpreisen. Muster und Preisliste portofrei.

BUCHFÜHRUNG

Rasche Orientirung

Zuschneid-Scheere

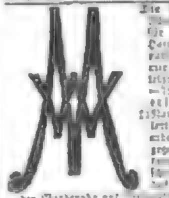




Petschke & Glöckner, Chemnitz, Sachsen. Werkzeugmaschinenfabrik.

Buckskins, ... Herm. Schulz ...

K anarienvögel

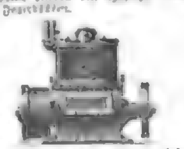


Die Modenwelt.

J. A. Hietel, Leipzig.



Garrett Smith & Co., Magdeburg-Buckau. Locomobilen.



Westinghouse Dampfmaschinen.

Dampfkessel.

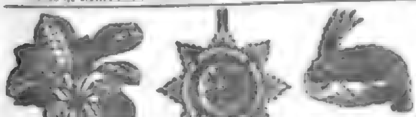
Garrett Smith & Co.

Grusonwerk



Magdeburg-Buckau.

Excelsior-Mühlen in 9 Grössen





Die Fabrik von
Gelbke & Benedictus, Dresden,
empfiehlt in reichster Auswahl
Cotillon- und **Carneval-**
Spiele, Christbaumschmuck, Papierlaternen.
Künstliche Pflanzen
u. Gefässe dafür in Majolica, Holz, Messing etc.

E. Neumann & Co. Dresden-N.



versenden ihren reichillustrirten
Haupt-Catalog über
Cotillon-
und Carnevalartikel.
Illuminationslaternen etc.

Transportable Dampfwinden und Fördermaschinen, Dampfkrähne, Personen- und Lasten-Fahrstühle



Menck & Hambrock, Ottensen bei Altona.

Van Houten's Cacao.

Bester — Im Gebrauch billigster.

Ueberall zu haben in Büchsen à
Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

Hofphotograph in Berlin W., Genthiner ... Specialität: ... Photographien ... Naturaufnahmen, ... Vervielfältigung und Bearbeitung ... Preisliste ...

BEETHAM'S GLYCERINE CUCUMBER

Macht die Haut weich, glatt u. rein, ... gesund, das kalkweiß ... Wasser, macht ... andere Präparation u. sollte bei keiner auf die Toilette ihrer Geschicklichkeit ...

Solide Buchbinderei,
das Meter von M. 2.40 an, versendet auch an Private. Muster frei.
Bruno Brennal, Cottbus.

HERMANN SCHEERER LOCKEN-ARTIKEL gemeiner Wehrf

Illust. Kataloge Gratis

Herm. Scheerer München, Neuhauserstr. 26

Glas-Schreibfedern
2 Stück-Proben für M. 1.40, Briefmarken
von GUSTAV PICKHARDT in BONN.

Kurbedürftige ...

Die Erziehungsanst. ...

Mondamin Brown & Polson
Alleinige Fabr. k. engl. Hof.
... für Kinder und Kranke ... der Milch. ... erhöht die Verdaulichkeit

---

Heilanstalt für
Nervenkranke
zu Bendorf am Rhein.
Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte ...
Dr. Lehmann.

Armour & Co.'s
... Fleischextract, Suppe, Bouillon-Würfel ...
... Gelenkrheumatismus ...

Pitman.
Briefl. Unterricht.

Prin's Thee-Versand!

Dr. med. Lahmann's Sanatorium
(Naturheilanstalt)
auf „Weißer Hirsch" bei Dresden.
... Anwendung der physik.-diätet. Heilfaktoren. Für Nerven-, Lungen-, Herz-, Magen-, Leber-, ... Frauenkrankh., Fettsucht, Gicht, Zuckerkrankh., konstit. Leiden etc. ...

Kaiser-Blume
feinster Sect
... Gebrüder Hoehl
in
Gelsenheim.
Schaumwein-Kellerei.

GRIECHISCHE WEINE

1 Kiste, 12 Flaschen in 12 vorzüglichen Sorten Claret, herb und süss, Flaschen und Kiste frei, versendet zu
19 Mark
J. F. MENZER,
Neckargemünd,
Bitter d. Kk. Griech. Erlöser-Ordens.
Erstes und ältestes Importhaus griech. Weine in Deutschland.

---

* SECT *
von O. & H. Greneger in Eschwege a. H.
Schaumweinkellerei, gegründet 1856.
Anerkannt bewährte Hausmarken.
I. Sorte (Cabinet) pr. Dtzd. M. ...
II. „ (Rosalingsect) „ „
III. „ (Hochh. Meisterspitz) „ „
... Muscat Mousseux ...
Versand v. 12 Fl. an ...

Winter-Anglikate,

Patent Roche.
Gegen Blutarmut!
Dr. Pfeuffers Patent 20.027. München, den 20. Juli 1894.
... Dr. Pfeuffer ... Hämoglobin ... Darreichung ... Hämoglobin ... Gramm Hämoglobin enthalten u. dann dieselben frei sind von für die Ernährung ungeeigneten Bestandtheilen, wie solche im gewöhnlichen Biute als Excretionsstoffe ... vorhanden sind, ohne Uebertreibung bezeugt:
Dr. Rudolf Emmerich (Kgl. Professor an der Univ. München).
... Dr. Leo (Assistenzarzt ... Kgl. Prof. an der Univ. München).
Bestes vorzügliche, von Aerzten anerkannte Naturheilmittel gegen Blutarmut und Schwäche empfiehlt für Erwachsene u. schwächliche Kinder ganz besonders
Jeweler's Ludwigs-Apotheke zu München.
Preis 3 M. Ausreichend für 3—4 Wochen.

Compagnie Laferme
Dresden Berlin
... Petersburg Riga, Moskau
... Cigarretten ...
... Cigarren-Geschäften Deutschlands.

Spezial-Arzt Dr. med. Meyer,
Berlin, Friedrichstr. 81, heilt alle Leiden von Unterleibs- und Hautkrankheiten, ...
... Schwächezustänaden, ... in den hartnäckigsten Fällen schnell und sicher. Heilt brieflich.

Camerun-Seide.



Die Camerun-Seife ist die beste und im Gebrauch die billigste Seife.
... Man bittet, auf die Schutzmarke zu achten! ...
Zu beziehen in allen besseren Colonialwaaren-, Droguen- u. Seifen-Geschäften Deutschlands.
Vertreter für Deutschland und den Export: Ueber. Arnold, Hamburg.

Es wird ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, dass jede Schachtel die Fabrikmarke

„Verschlungene Hände"

trägt, welche man beim Einkauf stets speziell verlangen wolle.

MEY'S STOFFKRAGEN

zeichnen sich besonders durch **Dauerhaftigkeit, Billigkeit, Eleganz u. bequemes Sitzen und Passen aus.**

Mey's Stoffkragen sind mit Webstoff vollständig überzogen und infolge dessen von Leinenkragen nicht zu unterscheiden.

Mey's Stoffkragen werden nach dem Gebrauch einfach weggeworfen, man trägt also immer neue, tadellos passende, elegante Kragen und Manschetten. Angabe der gewünschten Kragen- u. Manschettenweite notwendig.

Beliebte Façons.

Lincoln B
Umschlag 5 cm breit
M. 0.85 pr. Dtzd.

Herzog
Umschlag 7½ cm breit
M. 0.85 pr. Dtzd.

Franklin
4 cm hoch
M. 0.60 pr. Dtzd.

Costalia
enlmit geschlossener Kragen, ausserordentlich ... und liegen am Halse ... Umschlag 7½ cm breit
M. 0.85 pr. Dtzd.

Goethe
(Herrenform gepresst)
ca. 5 cm hoch
M. 0.80 pr. Dtzd.

Albion
ca. 5 cm hoch
M. 0.70 pr. Dtzd.

Wagner
Breite: 10 cm
M. 1.20 pr. Dtzd. Paar.

Schiller
(Herrenform gepresst)
ca. 4½ cm hoch
M. 0.80 pr. Dtzd.

✣ Wiederverkaufs-Stellen von Mey's Stoffkragen ✣
befinden sich in den meisten Städten Deutschlands, und sind durch Plakate in den Schaufenstern erkenntlich. Ausserdem können Mey's Stoffkragen auch bezogen werden durch das

Versand-Geschäft Mey & Edlich
Leipzig-Plagwitz

Der illustrirte Katalog über „Mey's Stoffkragen" wird auf briefliches Verlangen an Jedermann gratis und portofrei gesandt.

Pain-Expeller

Deutscher Sect
Matheus Müller
Eltville Rheingau.
Gegründet 1635

Hoflieferant
Seiner Majestät des Kaisers und Königs.
Seiner Majestät des Königs von Sachsen.
Seiner Majestät des Königs von Württemberg.
Seiner Kgl. Hoheit des Großherzogs von Baden.
Lieferant der Kaiserlichen Marine sowie der meisten Offizier-Casinos.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Über Land und Meer.

Nº 11.

61. Band.
Einundsechzigster Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Freitag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3.50.

Harte Herzen.

Erzählung
von
Anton Freiherrn von Perfall.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Mit Originalzeichnungen von A. E. Arpiar.

I.



Harte Felswände, hie und da von kümmerlichem Tannenwald oder grünen Alpenflächen unterbrochen, die nur einen schmalen, steilen Ausgang nach dem Süden und einen ebenso schmalen Eingang von Norden her gestatten, mitten darin ein kleines, verwittertes Gebirgsdorf und darüber ein kleines, kleines Stück blauer Himmel, der außerdem gewöhnlich grau ist — am längsten Tag drei bis vier Stunden die Sonne, die, nachdem sie gegen Mittag die gewaltigen Steinwände erklommen, um drei Uhr schon wieder dahinter verschwindet — das war selbst im bayrischen Hochlande,



Ein Zukunftsmusiker. Gemälde von O. Stieger.

wohin in den Ferienmonaten ganze Heereszüge von Sommerfrischlern sich ergießen, kein Aufenthalt.

Der ganze lärmende Menschenstrom brauste achtlos daran vorüber, die wenigsten hatten eine Ahnung von diesem verborgenen Thalkessel, dessen schmaler Eingang, von dichtem Tannenholz verdeckt, nur dem Eingeweihten sichtbar war, und mancher Fremde, der die breite Heerstraße wanderte, blieb erstaunt stehen, lauschte den fernen Glockentönen, die der Wind über den Tannenwald herwehte — und dachte wohl an die Sage von der wandelnden Glocke aus der Kinderstube! Fragte er dann einen des Weges kommenden Eingeborenen, so hieß es einfach: „In der Klaus'n läuteds z' Mittag!“ Ebenso klug wie zuvor ging er dann seines Weges — dachte wohl an einen ehrwürdigen Klausner mit schneeweißem Bart, der sich von dem Sturm des Lebens zurückgezogen und zum Ave läutet — oder wenn er etwas mehr Interesse dafür hegte, zog er sein Reisehandbuch hervor und blätterte darin — der Name war nicht zu finden, nur auf der Karte rückwärts ganz klein gedruckt. „Nicht sehenswert!“ dachte er sich und ging weiter des Weges. Auf diese Weise blieb die Klause, die keine Klause, sondern ein immerhin stattliches, wohlhabendes Gebirgsdorf war, von fremder Einwanderung ganz verschont. Nur hie und da verirrte sich ein ruheloser Maler, ein junges Ehepaar, das seine Flitterwochen in absoluter Abgeschiedenheit verbringen wollte, dahin, und dann war es auch, als habe sie der Erdboden verschlungen.

Ebenso aber wie wenige Sterbliche den Eingang zu diesem Thale fanden, ebenso ging es auch allen Neuerungen, allen Ideen und Errungenschaften unseres Jahrhunderts. Die Zeit verlor hier förmlich ihre ewig wechselnden Züge und nahm ein starres, unveränderliches Wesen an; sie schien still zu stehen wie eine Uhr ohne Zeiger, deren Gewichte unbeobachtet ablaufen. Man konnte da vergangene Jahrhunderte studiren wie vor geöffneten uralten Gräbern.

Sitte, Tracht, Baustil, Sprache, alles längstvergangenen Zeiten angehörig! Der „Nebelstecher“ mit der weißen Hahnenfeder — die Joppe mit dem steifen, hohen Kragen — die an den Knieen geschlossene Lederhose und die weißen Strümpfe wichen keinen Fuß breit der modernen, kleidsamen Volkstracht der Umgegend. An der Wand in der Wohnstube hing noch immer der schwere, messingbeschlagene Feuersteinflutzen, der wohl schon bei Sendling rühmlich mitgeknallt. Die Häuser zeigten überall den breiten, mit einem Pferdekopf geschmückten romanischen Giebel, schwere moosüberzogene Steine hielten die morschen Schindeln fest und die niederen Fenster starrten wie Schießscharten aus dem rings um dieselben aufgeschichteten Kleinholz.

Und die Menschen, die da wohnen? Starr wie die Felswände rings umher, verschlossen wie ihr Thal, ebenso hartnäckig wie die vergebens dagegen anstürmende Zeit, die ihnen nichts abtrotzen konnte. „Klausnerschädl!“ war sprichwörtlich hier zu Lande, das letzte Argument des verzweifelten Landrichters, der sich stundenlang vergebens gequält, die streitenden Parteien auszusöhnen, des wütenden Oberförsters, der in seiner Kanzlei herumwetterte, daß die Scheiben klirrten. Der kleine, gelb angestrichene Einspänner des Advokaten aus dem nächsten Marktflecken raffelte jede Woche mindestens einmal den steinigten Engpaß herab in das Dorf — Doktor Lindner und sein Schreiber mit dem Aktenbündel unter dem Arm waren Stammgäste beim Wirt Wimbacher. Und dabei waren alle Klausner verschwägert, alles Vasen und Vettern. Daß eine oder einer aus der Klause herausgeheiratet, war fast undenkbar, ebensowenig wagte es ein Menschenkind aus der Umgebung hineinzuheiraten — dem wäre es schlecht ergangen! Das hinderte aber die Vasen und Vettern nicht, sich ständig in den Haaren zu liegen, und zu prozessiren, bis oft das letzte Stück Vieh dem Advokaten in den Händen blieb.

Bald handelte es sich um mißbrauchtes Weiderecht, ein Stück Vieh war durch die Umzäunung gebrochen und hat sich auf dem Grund des Nachbars gütlich gethan; dann wurde gestritten, wer die Umzäunung im stande zu halten habe! Bald war ein morscher Grenzpfahl vom Sturmwind niedergelegt und beim Aufrichten um ein Geringes verrückt worden — immer mußte der Doktor Lindner her.

Das war der einzige Doktor, den sie brauchten, der kannte jedes einzelnen Leid, hatte für jeden ein Mittelchen, eine Tinktur, gab jedem Hoffnung, wenn er noch so verzweifelt daran war; und wenn dann auch die Mittelchen gewöhnlich ebensowenig fruchteten wie die des andern Doktors (der hätte verhungern können der Klausner halber mit ihrer unverschämten Gesundheit), wenn auch die Hoffnung tausendmal zunichte wurde — „man hat do net nachgeben“ und „die am Landgricht habn halt a net immer 's Richtige.“ Es handelte sich immer darum, wer von den beiden streitenden Parteien den so viel gwandt'n Doktor zuerst erhaschen konnte. Man lief förmlich um die Wette nach ihm, denn das galt für ausgemacht — „daß seine Partei gwinna muaß“! Es war auch gewöhnlich so. Der einzige Nummer des gwandt'n Doktors war der, daß er nicht beide Parteien zugleich vertreten konnte — das ging denn doch auch in der Klaus'n nicht.

Das war ein Hauptspaß in der Klausen, wenn sich zwei so recht in den Haaren lagen und eine Verhandlung nach der andern anberaumt wurde beim Amt. Da wurde von nichts anderem gesprochen im Wirtshaus und bei der Arbeit, als „wer verspielt“ und „wer g'winnt“. Das ganze Dorf rottete sich dann in zwei Parteien zusammen — ja das ging herab bis auf die liebe Schuljugend, die die Sache des Marl oder des Baptist mit Lineal und Schiefertafel gar ritterlich bekämpfte und vertheidigte. Der Pfarrer konnte alle Sonntage von der Kanzel herunter über die „Nächstenliebe“ donnern, wie er wollte — sie waren alle da die Klausner und hörten so andächtig zu, als spräche unser Herrgott selbst — doch wenn sie hinausgingen, meinten sie: „Er muaß ja so redn, dafür is er der Pfarrer!“ oder frischweg: „Der hat ja nix, da kann er a um nix streit'n!“

Noch ein Umstand war es, der den Zwiespalt, die Feindseligkeit in der Gemeinde seit vielen Jahren wie Unkraut emporschießen ließ. Ein Umstand, der wie unentladenes schweres Gewitter über den Klausenern hing — ein düsteres, bis jetzt unaufgeklärtes Verbrechen, ein Mord, verübt vor mehr als dreißig Jahren an einem begüterten Bauern des Dorfes, dem Hagebauern.

Mit diesem Morde hatte es eine eigene Bewandtnis. Der Hagebauer war ein alter Geizhals, der seine guten Gulden in der Truhe seiner Magd anvertraute; auch bezahlte ihm die viel zu wenig Zins, da wußte er sich bessere Geschäfte. Das Prozessiren kostete ja Geld, und wenn es nicht langte, kam man zum Hagebauern, dann schloß dieser die schwere eiserne Truhe auf und zählte gegen gehörige Sicherheit und hohen Zins die verlangte Summe auf. Das ganze Dorf war ihm schuldig. Die Wechselformulare, in dicke Bündel zusammengebunden und sorgfältig in der Truhe aufgehoben, waren ein förmliches Einwohnerverzeichnis der Klausen.

Er war ein menschenscheuer Mann und hütete Tag und Nacht seine Schätze. Persönliche Feinde hatte er nicht; da fand man ihn eines Tages erschlagen in seinem Zimmer, die Truhe erbrochen; nur die Wechselpakete fehlten, das bare Geld war da. Es war also kein gewöhnlicher Dieb, der hätte es umgekehrt gemacht. Also ein gedungener Dieb und Mörder!

Und von wem gedungen? Das war die Frage! Von Leuten, in deren Interesse es lag, daß die Wechsel verschwanden, deren Namen darunter stand.

Wer waren die? Der Hagebauer war verschwiegen wie alle Wucherer — selbst spricht keiner davon. Man wußte allgemein, daß der Hagebauer auf Wechsel Geld lieh, aber keinen Namen.

Nachdem die Unthat geschehen, betrachtete einer den andern mit Mißtrauen, sah einer in dem andern den Anstifter des Verbrechens. Kein Haus blieb rein von dem Verdacht, und dieser Verdacht erbte sich fort auf die Kinder. Wie ein Fluch lastete er über dem Dorfe.

Ueber den Thäter war man ganz im unklaren.

Wer konnte sich zu einer solchen That herbeilassen, die unerhört war seit undenkbarer Zeit in diesem Lande? Ein Knecht des Müllers am Rain, Quirin Burger, ein leichtlebiger, hübscher Geselle, der auf dem Tanzboden allen Klausnerinnen den Kopf verdrehte, stand lange Zeit im Verdachte. Er trieb es nach der Unthat noch flotter als zuvor, und der Müller am Rain zahlte doch keinen höhern Lohn als andere Leute. Müßte höchstens seine Tochter, die „Wab'n“, die es mit ihm halten soll, hie und da aushelfen! Doch wagte niemand den Verdacht auszusprechen.

Quirin kam zum Militär. Die Wab'n wurde bald darauf Mutter eines Buben, als dessen Vater Quirin angegeben wurde. Da hatte man ja das Rätsel gelöst, daher kam der Taugenichts zu Geld!

Quirin kam nicht mehr zurück, er fürchtete wohl den alten Müller.

Die Wab'n heiratete zwei Jahre darauf den Wirt und Posthalter Wimbacher und brachte den kleinen Dominik in die Ehe mit.

Damit war alles gut und vergessen. Das kam ja öfters vor in der Klausen. Deshalb war die Wab'n doch eine richtige, tüchtige Posthalterin, die überall geehrt wurde, soweit man in der Klausen jemand Ehre gab.

Das Wunderbarste an dieser Ehe war das gute Einvernehmen der Posthalterleute. Das konnten die guten Klausener schier nicht begreifen bei dem Eisenkopf, dem Wimbacher. Wenigstens der Dominik, das uneheliche Kind, dieses unangenehme Anhängsel, sollte doch den Frieden etwas stören, das konnte man doch mit Sicherheit voraussagen. Aber fehlgeschossen!

Der kleine Dominik wurde bald der Liebling seines Stiefvaters. Dem trotzigen kleinen Jungen, dem kein Zaun zu hoch, kein Pferd zu wild war, der sogar dem Pfarrer, dem einzigen Menschen, vor dem die Klausener etwas Respekt hatten, auf die herablassende Frage: „Dominik, kommst bald in d' Schul?“ kurz gefaßt entgegnete: „Geit, daß D' mi' recht beitl'n könntst!“ — dem war alles erlaubt, und wer dem Dominik etwas zu leide that, der hatte es mit dem Wimbacher zu thun.

Nun hoffte man auf ein Kind aus der Ehe, dann werde die Sache schon anders werden, dann habe der Dominik ausgespielt, und mit der Eintracht sei es dann auch zu Ende. Wieder fehlgeschossen!

Ein Bube kam, er erhielt den Namen Peter in der Taufe, aber der Dominik blieb nach wie vor der Liebling, er saß noch immer alle Abend vor dem Hause auf den Knieen seines Stiefvaters, und dieser duldete noch immer alle seine Unarten mit unbegreiflicher Geduld, während er kaum einen Blick warf auf den Peter im Arme seiner Mutter, der so zart und weiß wie ein Prinzenkind aus den grobleinenen Windeln blickte.

„Wie kommt denn der in d' Klaus'n?“ sagte der Posthalter, als ihm die Amme zum erstenmale das zarte Knäblein reichte, das er sich mit seinen derben Fingern kaum anzurühren getraute. Das kränkte die Wab'n; ihr gefiel ja gerade das Zarte, Weiche an dem Kinde, sie hatte selbst einen ordentlichen Respekt davor.

Im übrigen blieb es beim alten guten Einvernehmen im Hause, nicht das Geringste fiel vor, das auf einen Zwiespalt hätte deuten können.

Das war denn doch zu bunt, ein unerhörtes Abweichen von allen Klausener Traditionen!

„Heilli is er net, der Wimbacher! A fremds Kind ins Haus nehma, von so an Bat'r wia der Quirin, der Lump! — daß er si' net schamt!“

„Und sei' eigens Kind zrucksteb'n! Wia nur a Mensch so sei' ko?“

„Weiß Gott, was dös für an Hak'n hat! Der Müller am Rain, der Wab'n ihr Vata, is net umasunst so viel hart gstorb'n!“

So ging's kreuz und quer wie Tirailleurfeuer. Zuletzt mußte der blasse, schmächtige Peter hungern, damit nur der Dominik recht fett würde.

Das machte denen in der Post alles nichts, — bis die gute Wab'n eines Tages für immer die Augen zumachte, und der Peter und der Dominik — der eine war damals zehn, der andere dreizehn Jahre, - - beide an der Seite des gebeugten Vaters der guten Mutter bittere Thränen in das offene Grab nachweinten.

Dem derben Dominik flossen sie allerdings nicht so nachhaltig als dem verzärtelten Musterkinde, dem Peter, sein kräftiges, sinnliches Wesen ließ einen tiefgehenden Schmerz nicht aufkommen, außerdem hatte er sich ja immer mehr dem Vater angeschlossen — Stiefvater war ihm noch kein Begriff, wenn er auch das Wort hie und da hörte.

Einen viel tiefern Eindruck machte der Todesfall auf Peter, dessen körperliche und geistige Verschiedenheit von Dominik immer schärfer hervortrat.

Digitized by Google

Der Ausspruch des Vaters: „Wia kommt der in d' Klaus'n?“ drängte sich jedem auf, der den Jungen sah. Das sinnende schwarze Auge guckte so fremd, wie erstaunt aus dem feinen Gesichtchen heraus, und das dunkle Haar quoll in zierlichen, glänzenden Locken über die weiße Stirn herein, etwas Unerhörtes in der Klausen, wo die Schönen am Sonntage mit vieler Mühe und vielem Schweinefett einige „Nadeln“ zusammenbrachten. Und die schlanken, schmalen Finger, wie sollten die die Heugabel führen? Er hatte auch keine Freude an der Bauernarbeit; während Dominik dem Vater auf Schritt und Tritt in den Stall, auf das Feld, überallhin folgte, mit unbezwinglichem Stolz ein Fuder Heu nach dem andern in den Stadl lenkte, oft ganze Sommer als Geißbub auf der Alm zubrachte und ganz verwildert, sonnverbrannt, mit schwieligen Händen und derben Ausdrücken zurückkehrte, währenddem ließ sich Peter von der Mutter Märchen erzählen von den guten und den bösen Berggeistern, die er mit offenem Munde und weit aufgerissenen Augen verschlang, oder er schlich einsam zwischen den Hecken und Wiesen umher, sah stundenlang, auf dem Rücken liegend, den wandernden Wolken am Himmelszelt zu, that dann närrische Fragen an die Mutter oder den Vater über die Sterne da oben, die beide nicht beantworten konnten, oder er unterhielt sich stillvergnügt über den Zaun hinüber mit der kleinen Nachbauernties, die mit ihrem kurzen Fuß und ihrem stillen, furchtsamen Wesen — wohl eine Folge ihres Leidens — von allen Kindern verlassen und verspottet wurde, kurz, er war „a müaßigr Tropf, sel' Leblag für nix nuy“, wie der Vater zu sagen pflegte, es war nicht Fleisch von seinem Fleisch, ein fremdes Element, das er nicht verstand, nicht verstehen wollte.

Natürlich blieben sich auch die beiden Buben fremd. Ihre Wege führten weit auseinander, und Dominik lachte oft mitleidig, wenn er, ein Fuder Heu hinter sich, hoch zu Rosse, strotzend von Kraft und Gesundheit, an dem in einem Winkel zusammengekauerten Peter vorbei kam, der eben in dem abgerissenen Hauskalender herumbuchstabirte, oder wenn er mit der roten Cens, des Riedbauern ältester Tochter, dem wildesten Mädchen im Dorf, an der krummen Lies vorübertollte, die sich mit Peter unterhielt.

Die Mutter mit ihrer sanften, liebevollen Stimme, die so harmonisch klang im Gegensatz zu der rauhen, hatten der ganzen Umgebung, mit ihrem etwas weichlichen, dem Mystischen zugewandten Sinn war sein alles gewesen, er verehrte sie wie eine Heilige und betrachtete sie voll Verwunderung, wenn sie dem jähzornigen Vater, den er so fürchtete, mit Engelsgeduld entgegentrat und so, ihn entwaffnend, ihre eigene Milde auch über ihn verbreitete.

Das war nun alles verloren — begraben, als die Erde jetzt polternd auf den Sarg hinabkollerte; ihm blieb sie auch eine Heilige, von ihrer früheren Schuld, deren Frucht neben ihm stand, wußte er ja nichts.

Er fühlte sich unendlich verlassen trotz seiner Jugend, in einer fremden, harten Welt. Jedes Wort, jede Berührung seines Bruders dünkte ihn rauh, schmerzhaft.

Unter den Krokodilsthränen des Beileids, die rings umher gewohnheitsgemäß das Kirchhofgras düngten, sah man mit neugierigen, forschenden Blicken auf die drei Hinterbliebenen, taxirte ihren Schmerz und zog daraus seine Schlüsse. Besonders die fremdartige Erscheinung des kleinen Peter in dem schwarzen, herrischen Anzug — die Mutter hatte ihm ihn machen lassen in dem sorgfältig gehegten Gedanken, in ihrem Peter einst einen hochwürdigen Herrn zu sehen — fiel allgemein auf.

„Wie kommt der in d' Klaus'n?“ fragte man sich hier wieder. „Nei' Spur vom Vat'r. Sollte am Ende die gutherzige Wab'n noch einmal gestrauchelt sein — die Heuchlerin — als Frau?“

Mit solch christlichen, liebedurchtränkten Gesinnungen verließ die Gemeinde den Kirchhof.

„Zum Bauern taugt er nix, der Peter,“ sagte der alte Wimbacher vor sich hin beim Nachhausewege, den schwächlichen Buben im langen schwarzen Rock betrachtend, „und die guat Wab'n hat's ja immer so woll'n — und aushalt'n thu I's auch; also fort damit in d' Stadt zu die Student'n, es ist der erst in der Klaus'n, vielleicht bedeut't dös was Guats.“ Dann sah er mit unverhohlener Freude auf den Dominik, der im bäuerlichen Sonntagsstaate gar stattlich aussah. „Der macht's leicht alle' und — er is ja auch von der Wab'n — und d' Leit — dann grad extra!“

Und es kam so, wie er sich's auf diesem Wege ausgedacht. Der Peter ging in die Stadt zum Studiren, der Dominik blieb zu Hause und wurde zum künftigen Posthalter in der Klaus'n abgerichtet. Und beides gelang, der Peter war auf und auf der Erste, der Dominik war der schmuckste, tüchtigste Bauernsohn im ganzen Thal. — Wieder war alles anders gegangen, als die Klausnerschädl es sich ausgemalt, das war doch zum Totärgern mit dem Wimbacher, der außerdem noch alle Prozesse gewann, die er nach Klausenerart dutzendweise führte.

II.

Es war wieder einmal Ferienzeit. Die sonst so verlassene Bergstraße füllte sich wieder mit altmodischen Mietkutschen, rasselnden, ausgefahrenen Einspännern, alles besetzt mit städtischen Herrschaften; daneben schritten, von Hitze und Staub umwogt, unverdrossen ehrsame Bürger, den Rock am Elfenbeinstock über die Achsel gehängt, umringt von einer Schar Kinder aller Altersklassen, vom Lateinschüler bis zum Jüngsten, das im Strohgefährt ein schweißtriefendes Dienstmädchen bergan zog, während der Zweitgeborene von der Mutter mit allen möglichen Versprechungen bewogen wird, noch eine Viertelstunde zu marschiren. Unterm Jahre sich so quälen, wem fiele das ein? Dem behäbigen Herrn dort doch nicht, der mit dem roten Taschentuch sich über das erhitzte Gesicht fährt? Aber was thut man nicht den Ferien, dem Urlaub zu liebe, und was ist ein Urlaub ohne Gebirg?

Die sich jetzt singend, mächtige Bergstöcke schwingend, näherten, schienen mehr Genuß von der Sache zu haben, wenn sie ihren staubbedeckten Kehlen nur einen Augenblick Ruhe gönnten, aber das geht doch nicht in dem Kostüm. Alles echt — die gemsledernen, die Kniehöll, der verwetterte Hut mit dem Gemsbart, der geflickte, abgeschossene Rucksack, alles echt berglerisch; aber die Heftigkeit der Bewegungen, wie der eine mit dem Bergstock herumfuchtelt, der andere mit den Armen, diese nervös lärmende, oft gesuchte Fröhlichkeit, der Typus des Gesichtsschnittes lassen sie sofort als „Herrische“ erkennen, es braucht dazu gar nicht des ihnen eben entgegenkommenden Jägers mit dem scharfgeschnittenen, energischen Kopfe, aus dem ein Falkenauge blitzt, der in der Männlichkeit, in dem ruhigen Ernst seiner Bewegungen den echten Bergsohn als drastischen Gegensatz vorstellt.

Das vielgestaltige Völklein bewegte sich achtlos an dem verwahrlosten, steinigen Wege vorbei, der links abbog in den Wald. Er sah auch wenig einladend aus neben der saubern schneeweißen Landstraße. Nur ein junger, hochaufgeschossener Mann, dem ganzen Aeußern nach ein Studiosus, schien sich dadurch nicht abschrecken zu lassen, er schien auch den Weg gar wohl zu kennen, denn ohne aufzuschauen — er war offenbar in Gedanken verloren — wandte er sich nach links dem Walde zu. Ein schwerer Knotenstock diente weniger zur Stütze als um hie und da einen Lufthieb zu schlagen, der wohl einem Gedanken galt, der sich in gutem nicht verdrängen ließ.

Er hatte noch nicht den Wald erreicht, als ihn ein rasselnder Einspänner einholte, von einem behäbigen kleinen Mann geleitet, der sich eben den Schweiß von dem feisten Gesichte wischte, und als er das Gefährt vorüberlassen wollte, rief ihm der Lenker desselben gutmütig zu:

„Wollens net aufsitzn, junger Herr! Gehn doch auch in d' Klaus'n?“

Der junge Herr nahm die Einladung an. Der Einspänner hielt, und während er aufstieg, betrachtete der Dicke ihn mit neugierigen Blicken.

„Auf einer Bergpartie, junger Herr?“ begann er sein Ausforschen, dem alten Schimmel die Peitsche gebend.

„Das gerade nicht,“ erwiderte der Student, „mein Endziel ist die Klaus'n. Sie fahren doch dahin?“

Der Dicke nickte.

„Aber nichts für ungut,“ fügte er bei, „was wollens denn in der Klaus'n? Das ist do' kei' Platz für einen so jungn Herrn, einen flottn Student'n!“ Dabei betrachtete er den hübschen Jüngling von oben bis unten.

„Es ist meine Heimat, mein Herr, und in der Heimat ist's immer am schönstn!“ klang die kurze Erwiderung.

Dem Dicken gab es einen Riß, er sah dem Reisegefährten starr ins Gesicht.

„Ihre Heimat, die Klaus'n? Und ich kenn' Sie nicht, das ist doch stark, das —“

„Beruhigen Sie sich,“ erwiderte der Student, „ich bin schon seit vielen Jahren abwesend und nur hie und da auf einige Tage heimgekommen; während dieser kurzen Zeit hatte ich nicht das Vergnügen, Sie kennen zu lernen, — mein Name ist Wimbacher —“

„Wimbacher? Vom Posthalter Wimbacher ein Sohn? Der Peter gar?“ Das Wägelchen neigte sich bedenklich auf die Seite, der Dicke merkte es nicht vor Erstaunen. „Na, das ist ein Zusammentreffn — freut mich unendlich — der Peter!“ Er betrachtete wieder schmunzelnd den jungen Mann. „Bin ein alter Freund Ihres Vaters, ebn aufn Weg zu ihm — Doktor Lindner — werdn schon gehört habn.“

Das Gesicht Peters nahm einen unfreundlichen Ausdruck an, es war, als ob er etwas auf die Seite rücke.

„Advokat Lindner, nicht wahr?“

„Der bin ich!“

„Und haben Sie ein Geschäft mit dem Vater?“

„Natürlich, immer Geschäftn! Ja, der Vater ist ein tüchtiger Mann.“

„Und wohl Ihr bester Kunde,“ erwiderte Peter lächelnd.

„Hm — hab' schon viel Geld mit ihm verdient — er kann aber auch zufrieden sein — hab' ihm noch jedsmal durchgholfn — er hat Glück, der Mann!“

„Gehört denn Glück dazu, um sein Recht zu erhalten? Ich dächt', das hätte damit nichts zu thun!“

Der Doktor lächelte verschmitzt.

„Sie sind wohl nicht Jurist oder erst angehender?“

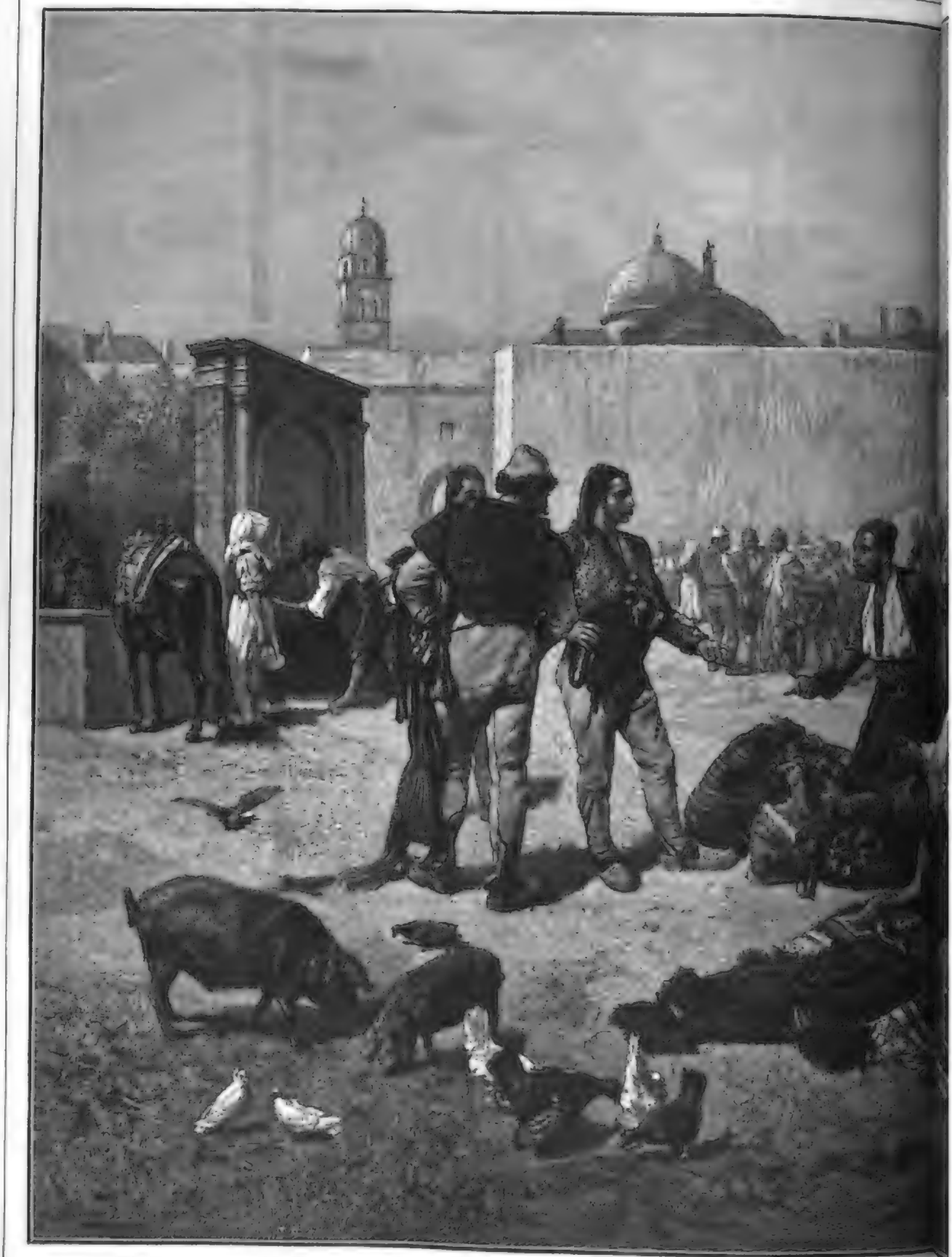
„Auch nicht angehender, ich konnte dem Studium keinen Geschmack abgewinnen — ich bin Mediziner.“

„Schade, sehr schade, ein gutes Geschäft, wenn man's versteht — aber was das Glück betrifft — freilich gehört auch Glück dazu, einen Prozeß zu gewinnen. Mein Gott — allen Respekt vor unseren Richtern, es gibt keine bessern, aber man ist auch Mensch, von Stimmungen abhängig, nicht alle Tage gleich, und das Gesetz ist vortrefflich, aber schmiegsam, Herr Wimbacher, sehr schmiegsam — und über Auffassungen läßt sich ja schwer streitn. Treffn Sie nun grad den rechtn Tag oder ist der Herr Amtsrichter gerade krank — verreist, ein Stellvertreter da, der über den Fall meines Klienten eine günstigere Ansicht hat — das ist Glück! Natürlich muß man es beim Schopfe fassn — dazu bin ich da, das ist mein Geschäft — ich befinde mich ganz wohl dabei,“ fügte er cynisch dazu.

„Und glauben Sie, daß das Volk nicht leider unter diesen ewigen Prozessen, glauben Sie, daß es nicht auch merkt, wie das Glück oft die Hand der Gerechtigkeit führt und damit die Ehrfurcht vor dem Gesetze verliert?“ erwiderte mit erhobener Stimme und gerötetem Gesichte der Kandidat.

„Das kümmert mich nichts. Ich kann den Bauern das Prozessirn nicht verbietn und nicht befehln, und die Gesetze mache ich auch nicht. Sie sind ja ein scharfer Kritikus, ein angehender Reformator; am Ende gut, daß Sie Mediziner sind, möcht' Sie nicht zum Justizminister. Behaltn Sie aber nur nun Gottes willn in der Klaus'n Ihre reformatorischen Gedanken für sich, da ist kein Boden dafür. Ein Klausnerkind und solche Reden! Unglaublich! Na, Sie werdn auch schon zahmer werdn; das ist so der akademische Feuereifer — verflackert schnell im Lebn draußn.“

„Das kommt denn doch auf die Naturen an,“ entgegnete der Kandidat, das glänzende, rotbackige Gesicht, aus dem zwei dunkle Augen spitzbübisch hervorblickten, die kleine, gedrungene Gestalt, die kurzen, plumpen, gemeinen Hände des Doktors betrachtend.



Bazar in Ragusa.



…lde von Alexander D. Goltz.

„Und was haben denn Sie für eine Natur — Herr Wimbacher?“ Der Doktor legte einen höhnischen Nachdruck auf den Namen. Peter verstand ihn wohl.

„Eine echte, einfache Bauernnatur, wenn Sie es haben wollen,“ entgegnete er heftig, „in die aber ein Strahl der Wahrheit, der Aufklärung gedrungen ist, die erfüllt ist von der Ueberzeugung, daß der wahre Menschenberuf anderswo liegt, als wo Sie ihn suchen, daß die Wissenschaft dazu bestimmt ist, die Leiden der Menschheit auf jedem Gebiete zu mildern anstatt zu erhöhen, daß erworbene Bildung dazu dienen soll, den Ungebildeten zu leiten, zu führen, nicht zu verführen, zu übervorteilen!“

Der Doktor betrachtete den erregten Sprecher mit herunterhängendem Unterkiefer, sprachlos vor Erstaunen. Aus diesen dunklen Augen blitzte ein Strahl auf, der ihm förmlich wehe that, vor dem er sich ängstigte in dunkler Ahnung.

„Wie lange bleiben Sie zu Hause?“ fragte er ihn.

„Beruhigen Sie sich, Doktor, nur wenige Tage, dann komme ich wohl lange nicht mehr.“

Der Doktor atmete erleichtert auf. Seine Praxis stand auf dem Spiele, wenn dieser Brausekopf in der klaren Einsicht gewönne.

Beide schwiegen jetzt, die Kluft fühlend, die zwischen ihnen lag. Es ging bergauf, Schritt für Schritt; der Doktor nickte ein und ließ seinen runden Körper träge von dem Wagen hin und her schaukeln — er konnte sich nicht lange über etwas ärgern. Peter träumte in die Landschaft hinaus; hin und wieder zog ein freudiges Lächeln über sein schönes Antlitz, das jetzt ein kurzer schwarzer Bart umrahmte; den Nachbar schien er ganz vergessen zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Der lebendig gefangene Wolf.

(Siehe das Bild Seite 312.)

Es ist eine „Neue“ (ein Morgen nach frischem Schneefall) und die Spur einer jeden Kreatur im Schnee sichtbar. Wie in einem aufgeschlagenen Buch liest man in Feld und Wald, welche Wege der Bär, Wolf, Fuchs, Luchs und so weiter bis auf Lampe, den Hasen, in der verflossenen Nacht durchwandert.

Oft sieht man die flüchtige Fährte des letzteren von Meister Reinecke verfolgt. Der Wolf setzt ihm auch zu, und es ist interessant, zu beobachten, wenn es deren mehrere sind, wie den Braten erhaschen wollen, wie sie ihm, den Spuren nach schlaksig, den Weg abschneiden. Gibt man sich die Mühe, die Hetzjagd zu verfolgen, so findet man oft die Stelle im Schnee, wo der Arme daran glauben mußte und der Leckerbissen verspeist wurde.

Das Herz des russischen Jägers schlägt hoch an einem solchen Morgen; das Pferd wird rasch gesattelt, die treuen, langhaarigen Windhunde (persische Rasse) werden aus dem Zwinger gelassen, und hinaus geht's auf die Suche. Bald ist die Fährte eines Wolfes gefunden und rasch Meister Isegrim aus seinem Versteck aufgetrieben. Augenblicklich sind die Hunde von der Leine, und unter aufmunterndem Schreien des Jägers: „Ulu, Ulu, Ulu!“ geht die Hetze los, über alle Hindernisse hinweg. Binnen kurzem haben ihn die Hunde erreicht, gepackt und niedergerissen; der Jäger springt vom Pferd, wirft sich auf den Wolf und faßt ihn rücklings bei den Ohren, den Kopf zur Erde drückend. Nun ist es eigentümlich, daß der sonst so unbändige Kamerad plötzlich zahm wie ein Lamm ist, so daß ein zweiter hinzugesprengter Jäger ihm den Knebel anzulegen im stande ist, und mit dem Beißen ist es vorbei. Mit zusammengebundenen Läufen wird der Wolf dem bis dahin ruhig wartenden Pferd über den Rücken geworfen und lebendig zum Einlegen für die jungen Windhunde mitgenommen.

An Ort und Stelle angelangt, werden ihm die Läufe gelöst; den Knebel aber behält er, damit die Jugend nicht durch Bisse abgeschreckt wird, und die Hetze beginnt unter Anführung eines geübten Hundes zum Studium von neuem, bis ihm das Jagdmesser den Garaus macht. Vereinzelt ist der Wolf übrigens ein feiger Geselle, in Rudeln wird er frech, — sollkühn aber nur durch den Hunger. **W. A. Beer.**

Ein Meisterwerk altspanischer Kunst.

(Siehe das Bild Seite 309.)

Die Kirche „unserer lieben Frau vom Pfeiler“ in Saragossa vereinigt in ihrem Bau und in ihrer inneren Ausschmückung den Reichtum und stolzen Prunk einer Kathedrale mit der würdigen Einfachheit einer Basilika; sie enthält als Hauptheiligtum das wunderbare Bild der Mutter Gottes und den Pfeiler, an dem das Bild erschien, „der Ruhm und der Talisman“ der alten Stadt Cesaraugusta (Zaragoza), sowie das Wappen derselben. Die Legende versichert, daß der heilige Johannes an der Stelle, wo ihm die Mutter Gottes an dem Pfeiler erschien, eine kleine Kapelle von acht Fuß Höhe und dem Doppelten dieses Maßes an Länge erbaute. Allmählich entstanden aus diesen Anfängen eine große Kirche und ein Kloster, welches im vierzehnten Jahrhundert ein berühmter Wallfahrtsort gewesen. Im siebenzehnten Jahrhundert ward die Kirche in eine Kathedrale umgebaut, die zu den schönsten Werken der christlichen Baukunst in Spanien gerechnet wird. Die Kirche ist reich an mannigfaltigen Kunstschätzen, zu den berühmtesten gehört jedoch der Hauptaltar, von dem wir unseren Lesern einen guten Holzschnitt geben. Dieses wahrhaft wundervolle Werk der Bildhauerkunst wurde in sechs Jahren, von 1509 bis 1515, von dem valencianischen Bildhauer Damian Forment aus spanischem Alabaster gefertigt. Es nimmt den ganzen hinteren Raum der Kathedrale ein und schließt das Presbyterium in seiner vollen Breite ab. Die Basis des Altarwerkes schmücken zunächst charaktervolle Figuren des heiligen Johannes und des ersten Erzbischofs des alten Cesaraugusta, San Braulio. An diese mächtigen Gestalten reihen sich sieben Reliefs, Scenen aus dem Neuen Testament darstellend. Darauf erheben sich prächtig gegliederte Pfeiler mit Thronhimmeln, unter welchen man die Verkündigung Mariä, die Geburt Jesu und die Darbringung des Kindes bei den Hirten erblickt. All dies ist außerordentlich lebendig und fein ausgeführt. Das ganze Werk macht den Eindruck, daß reiche Phantasie mit liebevollstem Fleiße sich gepaart, um solch ein Denkmal frommer Begeisterung zu schaffen; es erregt Staunen und Bewunderung durch die Fülle geistvollen Schmuckes und Rührung zugleich, der Tiefe des Gefühls wegen, mit welchem der Künstler die naiven, zum Herzen sprechenden Figuren belebt.

Aphorismen.

Von

Ernst Ziel.

Wer, eh' die Zeit verrann,
Nicht handelte, nein, tändelte,
Wer zwischen „möcht'“ und „kann“
Nicht schnell entschied, nein, pendelte,
Wer, da er zaudernd sann,
Nicht setzte, nein, lavierte —
Recht wär' es solchem Mann,
Man schont' ihn nicht, nein, bändelte
Ihn an den Pranger an.

Philisterblindheit ist schier verrucht;
Sie sieht die Welt voll Schönheit nicht,
Sieht nicht die Sonne, sieht nicht die Sterne,
Sieht nur ihr eigenes kleines Licht;
Verstand ist ihr die Stalllaterne,
Bei der der Esel sein Futter sucht.

Unsere Künstler.

Alexander D. Golz.

(Siehe auch das Bild S. 321 u. 322.)

Dalmatien war, als die üppigen Wälder seiner Berge noch die tropische Vegetation der Thäler schmückten und bewässerten, ein wahres Paradies. Die Thorheit der Menschen, Gewinnsucht, Neid und Zerstörungswut haben die Gunst des Himmels, die ehedem hier ihr Füllhorn so reich ausgeschüttet, vereitelt, und so viel auch die Neuzeit gethan, um den alten Fluch mit Hilfe der großen Kulturmittel, Industrie, Dampfkraft, Elektrizität, Handels- und Gewerbefreiheit, abzuwenden, noch heute stimmt der Anblick des einst so blühenden Landes ernst und wehmütig, ragen kahle Berge gleich vernichtenden Greis-Obelisken zum Himmel empor, gleichen die Städte ruinenhaften Resten ehemaliger Herrlichkeit.

Und da ist es Ragusa vor allem, das am Fuße des steil und wüst getürmten Sergio-Berges mit seinen mittelalterlichen Ringmauern solchen Eindruck bewirkt; dasselbe Ragusa, welches zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts als freie Republik mit dem mächtigsten Handelsstaate jener Zeit, mit Venedig zu wetteifern wagte, ja im steten Kampfe mit der übermächtigen Feindin ihre Unabhängigkeit behauptete, um schließlich nur wenige Jahre später als diese (1806) dem Schwerte des kriegsgewaltigen Korsen zu erliegen.

Bis es jedoch zu solchem Ende gekommen, hatte das Geschick dem kleinen Freistaate noch weit schlimmer mitgespielt, als seiner mächtigen Gegnerin. Nicht nur, daß der Welthandel andere Wege genommen, daß Krieg und Pestilenz dessen Einwohnerzahl auf ein Sechstel gemindert hatten — von 35,000 Seelen bis auf 6000 (jetzt etwa 11,000) — selbst die Mutter Erde wankte unter den Mauern, wandelte die unglückliche Stadt mit dem furchtbaren Beben des Jahres 1667 in einen Trümmerhaufen, bedrohte sie noch 1830 mit gleicher Gefahr.

Aber auch damit ist die Reihe der Schicksalsschläge nicht beendet. Wie in ganz Dalmatien, wie im ganzen, vielgegliederten Kaiserreiche treiben auch hier Nationalhaß und Hader, die dunkelste Seite unseres neuen Staats- und Völkerlebens, ihr verderbliches Spiel. Unter dem Walten einer slavenfreundlichen Regierung wurde das romanisch-italienische Volkselement, die bisherige Vertreterin der Intelligenz und Bildung im Lande, Schritt für Schritt von dem serbisch-kroatischen zurückgedrängt; siegreich tritt dieses die Herrschaft als Erbe an, aber noch kann niemand sagen, ob eine neue und reiche Blüte der Kultur diesem Siege entsprießen werde.

All diese Erinnerungen beschäftigen den Geist, während das Auge das lebensvolle und lebenswahre Bild eines Ragusaner Bazartages beschaut. Außerhalb der Stadtmauern, auf einem weiten, bei Lovrenac gelegenen Platze, der nicht nur Käufern und Verkäufern mit ihren Tragtieren, sondern auch noch allerlei zwei- und vierfüßigem Getier hinlänglichen Spielraum gewährt, treffen sich allsonntäglich zwischen türkische Händler und deren ländliche Kunden zu friedlichem Verkehr.

Das Warenlager, den geringen Bedürfnissen der Käufer entsprechend, bietet für verwöhnte Augen wenig Verlockendes. Waffen, Sattelzeug, Handgeräte, Hausgeräte, hie und da ein Frauenschmuck werden in malerischer Unordnung ausgebreitet, während der etwa eingeschmuggelte Tabak aber wohlweislich neugierigen Blicken entzogen bleibt. Dieser glanzlosen Einfachheit gegenüber wirkt die Erscheinung der „Handelnden“ in ihren farbenreichen, malerischen Kostümen um so bestechender.

Es sind prächtige Typen, welche des Künstlers Griffel hier darzustellen. Der Moslem in seinen weiten, faltenreichen Hosen, nur widerwillig der gewohnten trägen Beschaulichkeit entsagend, und diesem gegenüber der slavische Bewohner der Berge, den roten Fez oder Saruk kein turbanartig um das Haupt geschlungenes Tuch auf dem Kopfe, das gleichfalls meist rote Oberkleid von dem blauen knappen Beinkleide durch den reichverzierten Gürtel geschieden, das ganze Wesen ernst und kalkulierend, als handle es sich nicht um Groschen, sondern um ein wichtiges Staatsgeschäft.

Ja so stolz und gebieterisch ist jede Geberde dieses kräftigen, schönen Menschenschlages, daß man sich jedes einzelnen in entsprechender Gewandung als einen Brennus, sein Schwert in die Wagschale werfend, vorstellen könnte. Doch wie bei Brennus trägt auch hier die königliche Haltung unbändige Wildheit, und wäre der Moslem weniger klug und phlegmatisch, würde wohl mancher Handel mit Handschar (langes Messer) und Pistole beendet werden.

Aber da hat es seine Gefahr. Der schlaue Orientale weiß, mit wem er es zu thun hat, mag daher der Unterschied der Angebote auch so groß sein, man wird schließlich handelseinig, und ehe der Abend hereinbricht, ziehen beide Teile zufrieden schmunzelnd ihrer Wege.

Der höchst malerische Charakter eines solchen Marktes in der dalmatinischen Bezirkshauptstadt konnte seinen tiefen Eindruck auf ein offenes Künstlerauge nicht verfehlen. Das Streben, denselben im Bilde festzuhalten, war in dem uns hier vorliegenden Fall von so schönem Erfolg begleitet, daß schon diese eine künstlerische That genügend sein würde, das Interesse für ihren Urheber wach zu rufen. Als wir ihn dementsprechend um einige autobiographische Daten ersuchten, erhielten wir ein so charakteristisches kleines Lebensbild, daß wir nichts Besseres thun können, als ihm selbst das Wort erteilen.

„Ich wurde,“ so schreibt Alexander Golz, „von deutschen Eltern am 25. Jänner 1857 in Pápól-Lóbány in Ungarn geboren. Mein Vater, einer der ältesten Eisenbahningenieure in Deutschland und Oesterreich, hatte dort einen Teil der Theißbahnstrecke gebaut, ging aber schon im nächsten Jahre in die Direktion der Bahn nach Wien über, so daß meine ersten Erinnerungen sich an den jahrelangen Aufenthalt in einem reizenden Waldwinkel in der Nähe von Wien, wo wir ein kleines Haus besaßen, knüpfen. Schon damals hatte ich, als fünfjähriges Kind, die größte Freude am Zeichnen und Malen, die mir allerdings später, als ich an das Realgymnasium St. Pölten kam, durch die damalige Art des Zeichnenunterrichts und durch einige böse Erfahrungen, welche ich infolge gelungener Professorenkarikaturen machte, auf einige Zeit verdorben wurde.

„Im Jahre 1868 wurde die Direktion der Theißbahn wieder nach Pest verlegt, und ich kam an die dortige Oberrealschule, da mein Vater einen Ingenieur aus mir machen wollte. Dort war es nun die liebenswürdige, sympathische Person des Zeichenlehrers Strommayer, dem ich mich anschloß und welcher mich auch binnen kurzem so weit brachte, daß ich



Alexander L. Goltz

nach Gypsmodellen zu zeichnen begann. Bald fing ich auch unter seiner Leitung an, in Oel zu malen, und endlich war der Entschluß gefaßt, Maler zu werden. Damit begannen große Kämpfe, vor allem mit der Familie, die sich, wie das so zu gehen pflegt, vor der Unsicherheit der künstlerischen Laufbahn fürchtete. Es wurde jedoch vorläufig ein einjähriger Kursus an der Pester Zeichenschule unter Spitzely gestattet. Während dieser Zeit malte ich keck Porträts, Landschaften rc.; bald die Thüren in unserer Wohnung wurden mit allegorischen Darstellungen aus Lisztschen Tonwerken geschmückt. Liszt, mit dem wir viel verkehrten, hatte mich sehr lieb, und als ich einmal aus dem Gedächtnis ein großes Porträt von ihm in Kohle gezeichnet, war er sehr entzückt, trug es selbst nach Hause, brachte es, mit seiner Unterschrift versehen, wieder zurück und prophezeite mir eine schöne Zukunft. Das gab mir natürlich ein großes Ansehen in unserem Kreise und erwirkte mir die Erlaubniß, nach München an die Akademie zu gehen, obwohl — trotz der nach außen ziemlich glänzenden Stellung meines Vaters — die Geldmittel ziemlich knapp waren. In München nahm mich Professor Otto Seitz in seine Malschule (Herbst 1873). Zugleich betrieb ich geschichtliche und naturwissenschaftliche Studien mit großem Eifer. Die Schack-Galerie entwickelte in mir eine schwärmerische Verehrung Feuerbachs, und ich beschloß, ganz gegen den Rat meiner Freunde, die alle die Piloty-Schule als höchstes Ziel des Strebens vor Augen hatten, zu dem Meister, der mittlerweile die Professur in Wien angenommen, zu gehen, freilich sehr in der Furcht, nicht angenommen zu werden, da ich recht wohl fühlte, daß mein Können noch sehr gering war. Im Herbst 1874 kam ich nach Wien und wurde thatsächlich in die Feuerbachschule aufgenommen. Es ist eine wehmütige Erinnerung für mich, wenn ich an den großen Künstler, seinen Geist, sein feines Empfinden, den Zauber seiner Person denke und an die vielen kleinlichen Nergeleien und großen Gehässigkeiten, die vernichtende Kritik, den Hohn und Spott, die ihm entgegentraten. Leider konnte ich damals nicht viel von seinen Lehren profitiren, da er Wien bald verließ; doch verdanke ich ihm so ziemlich die Grundzüge meiner Kunstanschauung, da er, bei aller Romantik, die ihm noch als dem Kind seiner Zeit anhaftet, doch einer der ersten deutschen Künstler war, welche im unseren Jahrhundert gesucht, die Natur in ihren Geheimnissen zu belauschen und die Wahrheit zu suchen, entgegen der unverstandenen Nachahmung der Patina der alten Bilder. Nach Feuerbach wollte ich zu keinem andern Meister und hielt mich, kindisch genug, auf eigene Füße. Ich half mir durch, schlecht und recht. Die Zuschüsse von zu Hause wurden auch immer weniger; es war so das richtige Hungerleben, voll Glück und Ueberschwang, Entbehrung und Niedergeschlagenheit. Ich malte Porträts und andere Bilder sehr verschiedener Qualität. Einige darunter gelangen mir recht gut, andere wieder befriedigten mich selbst so wenig, daß ich oft der Verzweiflung nahe war.

„Gedrungen wurde für mich die Bekanntschaft mit dem Afrikareisenden Gustav Mann, der mir auftrug, nach seinen Skizzen sein letztes Reisewerk zu illustrieren. Das war eine sehr interessante Arbeit, und ich lebte mich so ein in den Orient und seine Wunder, daß ich meinte, alles gesehen und erlebt zu haben, was ich erzählen gehört. Von da an entstand bei mir eine große Sehnsucht, selbst einmal dahin zu kommen, die vorläufig natürlich nicht zu befriedigen war. Ein erstes großes Bild: ‚Hippolyta Sforza mit ihrem Lehrer Lastario', ist spurlos verschwunden, nachdem es auf der Ausstellung in Pest 1877 bei Eröffnung des Künstlerhauses zwar eine ganz gute Kritik, aber sonst keinen weiteren Erfolg gehabt; es wurde einmal für Hausmiete oder etwas Aehnliches von mir hergegeben. Im Jahr 1878 verkaufte ich mein, vom Künstlerhaus für die Jahresausstellung angenommenes Bild: ‚Waldeskönigin' (nach dem Gedicht von Storm), zu einem recht guten Preise. Bald darauf wurde ich nach Böhmen auf ein Schloß des Baron D. gerufen, um Porträts zu malen und Unterricht zu geben. Dort lernte ich gräfliche reizende Menschen kennen und malte ein Bild: ‚Bal champêtre', zu dem mir die Damen der Gesellschaft in echten Rokokokostümen Modell standen, welches später in den Besitz des Kaisers von Oesterreich kam (1879). Im Frühjahr 1880 wurde ich auf Grund meines ausgestellten Bildes „Rosengeheimnis" in die Wiener Künstlergenossenschaft aufgenommen, und durch weitere Porträts in den Stand gesetzt, meine erste Reise zu machen. Es ging im Sommer desselben Jahres durch Tirol nach Verona, dem Lago Maggiore, Mailand und Venedig, wo ich mehrere Monate blieb. Die Frucht dieser Reise war nicht, wie ich vorher geträumt, ein großes Historienbild, sondern ein Genrebild: „Tröstung", allerdings mit beinahe lebensgroßen Figuren, welches auf der Wiener Jahresausstellung 1881 einiges Aufsehen erregte. Es war auch in München, Berlin und Breslau ausgestellt und bald verkauft.

„Um diese Zeit begann meine Thätigkeit als Arrangeur von Kostümfesten im Wiener Künstlerhause, im Akademieverein und so weiter. Ich war in allen Gesellschaften, hielt komische Vorträge, kurz, spielte Theater, kurz, nahm das Wiener Leben und seine Gemütlichkeit, wie sie sind, das heißt von der lustigsten Seite, was mir allerdings in ungeheuchelt kurzer Zeit eine gewisse Popularität eintrug, die Preise meiner Porträts bedeutend erhöhte, jedoch schuld war, daß der Qualität derselben in künstlerischer Beziehung keine besonderen Fortschritte machte.

„In der internationalen Ausstellung des Jahres 1882 sah ich zum erstenmale die Franzosen, und da war es, was das energische Streben und die gewissenhafte Arbeit in der ‚Herzensache' des Bastien Lepage einen tiefen Eindruck auf mich machten. Ich ging sofort zu einem Freunde, der ein kleines Landgut bewirtschaftete, und malte dort fleißig Figuren im Freien, darunter ein kleines Bild: ‚Hansl und Gretl', welches im Jahre 1883 auf der Münchener Internationalen Kunstausstellung von der Lehrerjury angekauft wurde. Von da an war ich, der sonst von allem und jedem, den verschiedensten Problemen, gleich angezogen wurde und fortwährend meine Kraft an hundertfach verzettelte, fixirt. Ich begann zu studiren, wenigstens darüber einig, daß das sogenannte ‚plein air', die reizvollen, kolouristischen Wirkungen der freien Luft das von mir eigentlich



Ein Mörder. Federzeichnung von A. D. Goltz.

Anzustrebende seien, besonders wenn man im stande wäre, damit die Klarheit des Austrags und die Noblesse der Feuerbachschen Figuren zu verbinden. In das Jahr 1883 fallen auch zwei Bilder: ‚Herbst-Idyll' und ‚Am Klavier', von welchen besonders das letztere, nach dem Gedicht ‚Lenz' von Mussel, sehr gefiel. Darauf folgten mehrere im Freien gemalte Bilder: ‚Im Walde', ‚Gefangen', ‚Lieblingsplätzchen', ‚Die Erntekrone', ‚Wenden im Wald', ‚Sonntagsruhe', sowie viele Frauen- und Kinderporträts, mit welchen ich immer mehr Glück hatte als mit Männerbildnissen.

„Im Jahre 1884 trieb mich endlich der Drang, das gesellschaftlich zerstreuende Leben in Wien zu fliehen, zur Uebersiedlung nach München, wo sehr rasch das große Bild: ‚Christus und die Frauen', entstand. Dasselbe wurde in Deutschland vielfach ausgestellt und dem Kaiser von Oesterreich für die Gemäldesammlung im Belvedere angekauft. Im April 1885 verheiratete ich mich mit Elisabeth von Liebig, einer Enkelin des berühmten Chemikers, und machte eine Reise nach Süddalmatien und der Herzegowina. Die Frucht dieser Reise war das große Bild: ‚Bayer von Ragusa', dann einige kleinere Kostümfiguren: ‚Albanese', ‚Herzegowinerin', ‚Dalmatinerinnen', ‚Derwisch'. Im Frühjahre 1886 folgte eine weitere Reise nach Dalmatien, Herzegowina, Albanien, Corfu, Athen, mit längerem Aufenthalt in Konstantinopel. Seit dieser Zeit habe ich eine Reihe kleinerer und größerer Bilder gemalt. Wohl hoffe ich noch Gelegenheit zu haben, an Arbeiten monumentalen Charakters meine Kraft zu erproben, denn ich halte große ideale Aufgaben doch für das eigentliche Ziel der Kunst; der Weg dazu aber führt meiner Ansicht nach nur über das energische Studium der Natur und des Lebens, welches uns umgibt. Aus den alten Bildersammlungen und Masken wird uns keine neue große Kunst erstehen."

Natur und Leben, das sind die leitenden Musen der Goltzschen Kunst, denen er mit jener Frische der Anschauung, jener Unmittelbarkeit des Wesens und des Strebens, wie sie sich in seinen vorstehenden Zeilen aussprechen, immer näher zu kommen sucht. In welch erfreulichen Zielen er dabei bereits gelangt ist, davon geben die heute mitgeteilten Proben seiner Kunst anschaulichen Zeugnis. Zu der eben erwähnten Reihe kleinerer und größerer Bilder, die Goltz seit seiner letzten dalmatinischen Reise gemalt, zählt ein „Blumenmarkt in Stambul" und ein „Orientalischer Schmied", beide auf der letzten Internationalen Kunstausstellung in München einem großen Beschauerkreise zugänglich geworden. Augenblicklich ist er, um einige Bildnisse zu malen, in sein liebes Wien zurückgekehrt. Möge sein ferneres Werken die Erwartungen rechtfertigen, die nach seiner bereits so mannigfaltig entfalteten Begabung in ihn zu setzen sind.



Studie zu „Christus und die Frauen."



Der lebendig gefangene Wolf. Gemälde von W. A. Beer.



An der Börse. Gemälde von Ferdinand Piloty. Nach einer Photographie von Franz Hanfstängl in München.

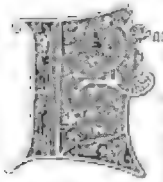
Jonel Fortunat.

Ein Roman aus Rumänien

von

Marco Brociner.

(Fortsetzung.)



Langsamen Schrittes und in tiefe Gedanken versunken ging Herr Brunner die Straße entlang, bis er vor ein kleines, mit Schilfrohr bedecktes, weißgetünchtes Häuschen gelangte, dessen winziger Hofraum von einer lebendigen Hecke umfriedet war.

Hier wohnte Zilibi Pfantir. Das Häuschen hatte zur Straßenseite drei Fenster, auf deren Gesims einige Blumentöpfe standen.

Brunner mußte sich bücken, um durch die niedrige Thür in eine ärmlich möblirte Stube zu treten, in der aber ein mit Büchern gefüllter Glasschrank auffiel und eine kleine Etagère, darauf ein Silberbecher und mehrere geschliffene, rote, grüne und blaue Gläser. Auf einem Holzstuhl vor einem runden Tannentisch, auf welchem ein Violinkasten lag, saß Zilibi Pfantir in Hemdärmeln, eine Hornbrille auf der hohen Nase, blickte in einen großen Folianten und murmelte leise vor sich.

„Immer fleißig, immer brütend über Talmudbänden!“ rief Brunner, die Hand des Juden ergreifend und dieselbe derb schüttelnd.

„Ihr seid ja ein gelehrter Mann,“ sagte Zilibi, „und da solltet Ihr doch wissen, was für eine Freude das Studiren gewährt. Wenn ich so über meinen Büchern sitze, da vergesse ich alles.“

„Ich beneide Euch darum,“ sagte Brunner, „und doch scheint mir, daß Ihr nicht zum trockenen Talmudgelehrten, sondern zum Künstler berufen wäret. In einem Menschen, der so leidenschaftlich die Fiedel liebt und so viel musikalische Phantasie hat wie Ihr, in dem steckt das Zeug zu einem Künstler. Und Ihr wäret es sicherlich geworden, wenn Ihr in anderen Verhältnissen aufgewachsen, wenn Ihr ein Christ wäret.“

„Sprecht nicht so,“ rief Zilibi unwillig, indem er aufsprang, „ich danke Gott, daß ich ein Jude bin.“

„Dank' schön, was habt Ihr von Eurem Judentum? Hat es Euch doch nur Kummer und Sorgen gebracht!“

„Ganz richtig, und doch bin ich glücklich. Aber was nützt Reden. Wenn ich Euch sage, daß es ein Stolz und ein Glück ist, Jude zu sein, daß es ein Stolz ist, zu wissen und zu fühlen, daß unser Volk unzerstörbar ist wie diese Erde, daß wir leben und gedeihen werden, selbst wenn unsere Feinde so zahlreich sein sollten wie die Tropfen im Meer, wenn ich Euch all dies sage, so werdet Ihr es doch nicht begreifen. Schaut mich an! Ich bin ein armer, geplagter Jude, ein Hausirer, ein Spaßmacher, ein Fiedelstreicher, ich habe oft nicht zehn rote Centimes, um mir und meinem Kinde Brot zu kaufen, und trotzdem beneide ich euch alle Christen nicht, den Präfekten nicht, ja den Minister nicht — keinen Menschen. Denn wer kommt dem Juden gleich, welcher die Geschichte seines Volkes kennt, welcher in seiner Seele die Schmerzen von zweitausend Jahren durchgefühlt hat? Ihr meint, ich wär' ein Künstler auf der Violin' geworden, wenn ich ein Christ wäre? Sagt es nicht wieder! Glaubt Ihr, daß ich in die Töne meiner Fiedel das hineinlegen könnte, was ich jetzt hineinlege, wenn ich nicht den ganzen großen Schmerz des Judentums und dazu noch einen eigenen in meinem Innern trüge? Glaubt Ihr das?“

Zilibi hatte sich in einen wahren Feuereifer hineingeredet. Er war während seiner Rede in der Stube auf und nieder gerannt, hatte mit den Armen herumgefuchtelt, blieb schließlich vor Brunner stehen, ergriff einen Knopf seines Rockes und blickte ihm starr in die Augen.

„Ihr seid ein Narr in Folio,“ sagte Brunner; „doch, wo ist Lea?“

„Ich weiß nicht, das Mädel ist seit einigen Tagen wie umgewandelt. Sie hat heute bereits eine ganze Meile zurückgelegt, sie war mit mir in Oleşti, und während ich im Garten der Frau Belota einige Sachen verkaufte, hat sie mit Belotas Töchterlein und mit Jonel gesprochen. Weiß Gott, was man ihr gesagt hat, denn auf einmal ist sie davongerannt. Und wie ich nach Hause komme, sitzt sie da und weint. Ich frage: ‚Was ist, Lea, was hat man Dir gethan?‘ Da schaut sie mich groß an, springt auf und eilt davon.“

„Müßt Ihr denn, wenn Ihr hausiren geht, das Kind mit Euch nehmen?“

„Was soll ich thun? Ich bin alt und krank, und das arme, teure Kind will um jeden Preis alle Wege mit mir machen, um mir behülflich zu sein. Nur Gott weiß, wie es in meinem Herzen aussieht, wenn ich an ihre Zukunft denke,“ fügte er, schwer seufzend, hinzu.

„Ihr müßt sie erziehen lassen, sie ist ein selten aufgewecktes Kind, es kann aus ihr noch etwas werden. Auch in ihr steckt Euer Künstlerblut.“

„Laßt mich damit ungeschoren, was kann aus einem armen Judenmädchen werden? Ich soll sie erziehen lassen? Dazu müßte ich sie in die Stadt schicken; aber wo soll ich das Geld dazu hernehmen? Woher?“

„Vielleicht könnte Euch Herr Fortunat dazu behülflich sein!“

„Redet mir nicht von diesem Menschen!“ rief Zilibi. „Wenn der mir heute tausend Dukaten schenkt, ich schleudere sie ihm ins Gesicht, so wahr mir Gott helfe.“

Brunner schaute den Juden verwundert an.

„Was habt Ihr gegen Fortunat?“

„Nichts, nichts,“ sagte Zilibi dumpf. Er wendete sich ab, trat ans Fenster und begann mit den Fingern auf die Scheiben zu trommeln.

Eine geraume Weile herrschte diese Stille.

„Wißt Ihr,“ begann Brunner, „daß Fortunat nächsten Monat schon Frau Belota heiratet?“

Zilibi wendete sich rasch um. „Frau Belota!“ rief er gedehnt; „was Ihr sagt!“

„Es ist so!“ bekräftigte Brunner.

„Dann muß ich aufs Schloß, ihm beglückwünschen,“ lachte Zilibi. „Aus Eurer Stunde wird heute nichts,“ fuhr er fort — „ich will, wie gesagt, aufs Schloß, Herrn Fortunat beglückwünschen, von dort muß ich noch eine gute Meile nach Valeni wandern, um bei Balsamaki ein gutes Wort für den jüdischen Schenkwirt von Valeni einzulegen, den dieser Balsamaki aus dem Dorfe treiben will. Es ist ein schwerer Gang für mich, aber es muß sein.“

„Ich wünsche Euch beste Verrichtung,“ sagte Brunner, indem er sich erhob. „Auf Wiedersehen.“

*

Eine Stunde später befand sich Zilibi Pfantir auf dem Wege zum Herrenhof von Banesti. Lea schritt neben ihm.

Er hatte vergebens versucht, das Mädchen zu bewegen, daß sie daheim bleibe.

„Was werden die Leute von Dir denken,“ hatte er ihr gesagt, „wenn Du wie eine Zigeunerin neben mir herläufst. Bleib zu Hause, Du hast deutsche Bücher, lies, schreibe, laß mich meine Wege allein machen, närrisches Kind!“

„Ich will nicht,“ hatte Lea erwidert, mit dem Fuße auf den Boden stampfend, „ich kann Dich nicht allein lassen. Erstens, weil Du schwach bist und auf dem Wege ohnmächtig werden kannst, und dann, damit Du kein Geld verschenkst. Wir benötigen unser Geld für uns. Ich brauche ein neues Kleid, neue Stiefeletten, und einen neuen Hut könntest Du mir auch kaufen; wir sind arme Leute und Dir schenkt niemand was. Warum gibst Du alles weg, was Du verdienst?“

Zilibi hatte darauf nichts erwidern können.

Er fühlte sich schuldig und nahm sich vor, von jetzt ab mit seinem Gelde haushälterischer umzugehen.

„Das Kind hat recht,“ dachte er, „wie komme ich dazu, von meinen sauer verdienten paar Franken Almosen zu geben! Das kann sich ein reicher Mann erlauben, aber nicht ein so armer Teufel wie ich. Das Kind hat recht.“

Und so machten sie sich auf den Weg.

Er wanderte schweigsam und sinnend die Straße entlang, was sonst nicht seine Gewohnheit war. Er schaute die Leute, denen er begegnete, nicht an, und grüßte nicht einmal den Popen, der die Verrichtung des Gottesdienstes vergessen hatte und immer noch vor der Schenke saß und trank.

Dem Mädchen fiel die Einsilbigkeit ihres Vaters auf.

Sie fragte ihn, ob er sich nicht wohl fühle.

Er aber machte bloß eine abwehrende Bewegung mit der Hand und schüttelte dabei energisch den Kopf wie einer, der in seinem Sinnen nicht gestört sein will.

Es war ihm so seltsam zu Mute.

Während der acht Jahre, seitdem er in Banesti lebte, war er niemals in den Herrenhof gekommen.

Wenn er Fortunat zufällig begegnete, so suchte er ihm so schnell wie möglich aus dem Wege zu kommen.

Die Frage, warum er nicht trachte, in die Gunst des Gutsherrn von Banesti zu gelangen, da dieser ein Mann sei, bei dem sich Geld verdienen lasse, beantwortete er stets mit den Worten:

„Ich kann nun einmal diesen Mann nicht leiden.“

Den Grund seiner Feindseligkeit gegen Fortunat kannte niemand, und Zilibi erzählte seinem Menschen, wann und wie der Gutsherr von Banesti in sein Leben eingegriffen.

Wer hätte übrigens auch glauben mögen, daß Zilibi einen tiefen Schmerz mit sich herumtrug, daß in dem Herzen dieses kleinen Spaßmachers ein Haß gegen Fortunat glühte, ein Haß, der jetzt noch ebenso tief und unversöhnlich war wie an jenem Tage, da er Fortunats Reitpeitsche auf seinen Schultern gefühlt, als er von ihm seine Schwester zurückgefordert hatte.

Seine arme, unglückliche Schwester!

Er hatte ihr längst vergeben, daß sie ihm das Herz gebrochen und Schande auf sein Haupt gebracht.

Hatte sie nicht durch ihren Selbstmord alles gebüßt?“

Anfangs hatte Zilibi geglaubt, er würde das Weh und die Schmach nicht überleben. Aber im Laufe der Jahre hatte sich sein Schmerz in eine stille Wehmut aufgelöst.

Er hatte in den großen Folianten, in welchen die Weisen seines Volkes ihr bestes Denken niedergelegt, gelesen, daß nur der groß sei, nur der weise genannt zu werden verdiene, welcher die Schmerzen des Lebens mit der Geduld Hiobs und mit der lächelnden Weisheit Salomos ertrüge.

Und er suchte darnach zu leben.

Kurz nach dem unglücklichen Ende seiner Schwester starb auch sein Weib. Er verwand auch diesen Schlag, verließ Jassy, reiste einige Jahre mit einer Zigeunerkapelle im Lande herum und ließ sich schließlich in Banesti nieder.

Er hatte erfahren, daß seine Schwester im Parke des Herrenhofes begraben sei.

Er wollte in der Nähe ihres Grabes, in der Nähe ihres Kindes leben. Er hatte vom alten Alexe herausbringen gewußt, an welchem Tage seine Schwester ihrem Leben ein so gräßliches Ende bereitet hatte.

An ihrem Todestage schickte er zwei Lichter in die Synagoge. Nachts schlich er in den Park zu ihrem Grabe, umklammerte die Statue, die über demselben sich erhob, und da konnte man den Spaßmacher von Banesti bitterlich weinen und die Fäuste ballen sehen gegen den Mann im Schlosse.

All seine Lebensphilosophie ließ ihn im Stich, wenn er das Grab seiner Schwester unter seinen Füßen fühlte.

Es gab keine Gerechtigkeit auf Erden, keinen rächenden Gott im Himmel, so lange der Mann, der seine Schwester zu Grunde gerichtet hatte, glücklich lebte.

War er aber wirklich glücklich?

Konnte ein Mensch, der das Verderben und den Tod einer jungen Seele auf dem Gewissen hat, glücklich sein?

Zilibi pflegte sich oft diese Frage vorzulegen, und wenn er Fortunat betrachtete und ihn mit jenem glänzenden, übermütigen Kavalier verglich, wie er ihn einst gekannt, da mußte er sich sagen, daß der Tod seiner Schwester nicht ohne Wirkung auf ihn geblieben.

Und er bildete sich ein, daß manchmal in stiller Nacht ihr blutiges Bild ihm erscheinen, ihn aus dem Schlafe aufschrecken und den Angstschweiß auf die Stirne treiben müsse. Dieser Gedanke gewährte Zilibi eine kleine Beruhigung.

Aber das genügte seinem Hasse nicht. Er lechzte darnach, diesen Menschen an Leib und Seele gebrochen, elend und zerknirscht vor sich zu sehen.

Und nun erfuhr er, daß Fortunat sich mit seiner einstigen Braut, mit Madame Belota, verheiratet.

Er wollte also wieder aufleben, wieder glücklich sein, als hätte er ein Recht dazu, er, der ein Weib, das ihn geliebt, in den Tod getrieben, der einem Bruder die Schwester geraubt und aus einem christlichen jüdischen Mädchen eine Dirne gemacht hatte.

Ein wilder Humor überkam Zilibi bei diesem Gedanken. Er lachte laut auf. Sie standen vor dem Herrenhof.

„Bleib hier, mein Kind!“ sagte er zu Lea.

Er trat in den Hof.

„Was führt Dich her, Zilibi?“ fragte ihn Alexy verwundert.

„Ich muß Herrn Fortunat sprechen,“ entgegnete Zilibi, eilte an Alexy vorbei und stand bald darauf vor dem Gutsherrn von Banesti.

Fortunat lag mit halbgeschlossenen Augen auf dem Kanapee. Beim Eintritt des Juden sprang er auf.

„Was willst Du?“ herrschte er ihn an.

Zilibi antwortete nicht gleich. Er trat einige Schritte näher und sagte:

„Ein Weiser unseres Volkes — Hillel hat er geheißen — hat uns gelehrt, daß man seine Feinde lieben solle. Ich befolge den Spruch unseres Weisen: Ihr seid mein Feind, aber ich hab' Euch doch lieb. Was sagt Ihr dazu?“

„Du bist ein seltsamer Kauz,“ sagte Fortunat. „Vergessen wir alles!“ fügte er mit jäh aufwallender Weichheit hinzu und reichte Zilibi die Hand.

Zilibi ergriff dieselbe, ein seltsames Lächeln umwebte um seine Lippen.

„Die Christen sind doch vortreffliche Leute, und Ihr, Herr Fortunat, seid der Vortrefflichen vortrefflichster. Wie gut Ihr seid, wie edel! Ihr reicht einem armen Juden diese schöne weiße Bojarenhand. Es ist dieselbe Hand, die einst die Reitpeitsche hielt, die auf meinem Rücken herumgetanzt ist. Es ist eine alte Geschichte. Ihr habt sie vielleicht vergessen, Herr, ich weiß, Ihr habt kein gutes Gedächtnis, aber mir,“ fügte er leise hinzu, „mir brennt sie noch immer auf der Seele. Doch, was ich sagen wollte: Wißt Ihr, wozu ich gekommen bin?“

„Wozu?“

„Euch Glück wünschen zu Eurer Hochzeit. Madame Belota ist eine schöne Frau, eine reiche Frau, eine gesunde Frau, Ihr werdet schöne und gesunde Kinder haben. Warum nicht?“

Fortunat fühlte sich durch diese Worte seltsam betroffen. Er schwieg.

„Und ich wollte Euch noch um etwas bitten, Herr Fortunat.“

„Ich werde Deinen Wunsch erfüllen, wenn es mir möglich ist.“

„Seht, lieber Herr, Ihr habt in Eurem Garten die Gebeine meiner armen Schwester liegen. Wozu braucht Ihr sie? Schenkt sie mir. Sie ist ja eine Jüdin gewesen, und da möchte ich Ihre Gebeine auf unserem Friedhofe begraben. Thut mir den Gefallen und schenkt sie mir.“

„Unmöglich!“ rief Fortunat.

„Ich verstehe Euch nicht. Ihr habt das schöne Judenmädchen geliebt, das Euch mit roten Lippen geküßt, das begeifle ich. Aber die Tote laßt mir, die trockenen Knochen schenkt dem Spaßmacher von Banesti, schenkt sie mir, sie könnten Euch in Eurem Glücke stören, wenn Ihr Euer Weib küßt. Von hier aus,“ fuhr er fort, indem er an das Fenster trat, „könnt Ihr das Grab sehen, es ist kein Anblick für glückliche Menschen. Schenkt mir die Gebeine meiner Schwester,“ fügte er flehend hinzu.

„Ich kann nicht.“

Zilibi lachte still vor sich hin, er sann eine Weile, dann sagte er:

„So thut mir einen andern Gefallen, der Winter rückt heran, ich brauche Geld für Holz. Ich möchte etwas verdienen. Ihr wißt, ich spiel' leidlich gut die Fiedel, laßt mich zu Eurer Hochzeit aufspielen.“

„Diesen Gefallen will ich Dir gern erweisen — und an Holz für den Winter soll es Dir auch nicht fehlen.“

„Ich danke Euch, gnädiger Herr,“ sagte Zilibi.

Er verbeugte sich tief und verließ leise lächelnd das Zimmer.

Auf den Stufen vor dem Portal fand er Lea sitzen.

„Komm, Kind,“ sagte er, sie an den Schultern berührend, „wir haben noch einen weiten Weg zu machen.“

Das Mädchen sprang auf und blickte ihn zerstreut an.

„Wo sind Deine Gedanken, Kind?“ fragte er, sie am Kinn fassend und ihr zärtlich in die Augen schauend.

„Vater,“ sagte das Mädchen, und eine heiße Röte flog über ihr Gesicht, „es ist doch so schön, wenn man reich ist. Jonel ist eben auf seinem schwarzen Pony ausgeritten. Er war so schön gekleidet und es stand ihm so gut, wie er auf dem Pferdchen saß. Und wie stolz er ist! Nicht einen Blick hat er mir zugeworfen. Er hat recht. Wer wird sich auch um ein armes Judenmädchen kümmern!“

„Schweig, Kind!“ murmelte Zilibi.

Er ergriff ihre Hand, und sie setzten schweigend ihren Weg fort.

V.

Herr Valsamaki, der Gutsherr von Valeni, ein naturalisirter Grieche, ist ein Mann nahe den Fünfzigern, lang und schmächtig, mit einem magern, fast bartlosen Gesicht, dessen eingefallene Wangen hektisch angehaucht sind. Das spitze Kinn, die blutleeren, schmalen Lippen, hinter denen weiße, scharfe Zähne schimmern, die spitze Nase, die tief in den Höhlen liegenden, wie zwei Kohlen glühenden dunklen Augen, die buschigen Augenbrauen, die niedrige, von Runzeln durchfurchte Stirn, welche zur Hälfte von kurzgeschorenen schwarzen Haaren bedeckt ist — all dies verleiht diesem Gesicht ein eigentümliches, raubtierartiges Gepräge.

Valsamaki spricht leise, vielleicht um seine kranke Brust zu schonen, wenn er aber ein wenig erregt ist und beim Abschluß von Geschäften entströmen seiner Kehle scharfe, schneidige Laute, dann zuckt alles an ihm in nervöser Erregung und besonders seine Hände mit den langen, gekrümmten Fingern.

Er ist ein sehr arbeitsamer, emsiger Landwirt.

Die hehe, staubbedeckte Gestalt des Gutsherrn von Valeni auf dem starknochigen Braunen taucht bald auf dem Felde, bald im Hofraum der Mühle, bald vor den Stallungen und dann wieder im Dorf auf, überall schreiend, polternd. Ist aber die Ernte glücklich unter Dach und Fach gebracht und für dieselbe ein annehmbarer Preis erzielt, so gönnt sich Herr Valsamaki ein klein wenig Ruhe.

Aber nicht lange.

Er kennt kein größeres Verbrechen als dares, keine Zinsen tragendes Geld in seiner Werthemer Kassa liegen zu haben.

„Geld muß hecken,“ sagt er. Und es heckt.

Die Gutsbesitzer und Gutspächter zehn Meilen in der Runde wissen, daß Herr Valsamaki stets über Barmittel verfügt.

Man wendet sich aber gleichwohl nur in der höchsten Not an ihn. Denn sein niedrigster Zinsfuß ist zwanzig Perzent.

Und diese zwanzig Perzent haben im Laufe von zehn Jahren — so lange ist es nämlich her, daß Herr Valsamaki, der früher simpler Gutspächter war, Besitzer von Valeni ist — zu einer erklecklichen Summe sich abgerundet.

Zilibi behauptet, daß Valsamaki ein Vermögen von mindestens hunderttausend Dukaten besitzt.

Und Zilibi weiß, was er sagt.

„Für wen wuchert und knickert dieser Mann?“

Diese Frage legen sich die Leute oft vor. Und mit Recht. Denn Valsamaki ist unverheiratet, er hat nur einige entfernte Verwandte in der Stadt, die aber die Schwelle seines Hauses nicht betreten dürfen.

Stets auf der Jagd nach Geld, hatte er nie ans Heiraten gedacht, er hatte keine Zeit dazu.

Seitdem er aber Madame Belota kennen gelernt, war dieser Gedanke in ihm aufgetaucht.

Er hatte ihr als Gutsnachbar einige Besuche abgestattet — aber mit dem Scharfblicke des praktischen Menschen erkannte er gar bald, daß seine Werbungen bei der schönen Witwe fruchtlos sein würden.

Er grämte sich nicht allzu sehr darüber.

Aber das Bewußtsein seiner Vereinsamung, der Gedanke, daß sein schönes Geld, welches er mit Mühe und Sorgen zusammengerafft, ihm keine tieferen Freuden verschaffen könne, verließ ihn nicht mehr. Und dann, er fühlte sich seit einiger Zeit ernstlich krank. Der deutsche Arzt, den er erst heute wegen seines Brustleidens konsultirt, hatte gar bedenklich den Kopf geschüttelt.

Er hielt zwar nicht viel auf die Medizin, aber dieses Kopfschütteln des Arztes, der eine ganze Stunde hindurch seine Brust untersucht und betastet und daran herumgehorcht und hundert Fragen an ihn gestellt hatte, wollte ihm nicht aus dem Sinn.

Der Gedanke an den Tod mit all seinen Schrecknissen hatte ihn durchbebt, und er fühlte plötzlich in seiner kranken Brust einen so mächtigen dunklen Drang nach Leben, nach Lust, nach Liebe, wie noch nie.

Er war in der letzten Zeit oft kopfhängerisch gewesen. Aber so verstimmt wie heute hatte ihn seine alte Haushälterin, die Zigeunerin Paraskiza, selten gesehen.

Er lag auf einem niedrigen, abgenützten Diwan vor der Thür seines Häuschens, eines ärmlichen, aus drei weißgetünchten Stuben bestehenden Gehöftes, das inmitten eines zwei Hektar umfassenden, von einer lebendigen Hecke umgebenen Hofes lag, an dessen westlicher Hälfte wüstes Unkraut wucherte, während derselbe gegen Osten durch primitive Holzställungen und durch mehrere aus geflochtenen Weidenruten hergestellte Getreidebehälter abgeschlossen war.

Mitten im Hofraum in einer Erdhütte befand sich eine ärmliche Schmiede, aus welcher wuchtige Amboßschläge ertönten. Die Sonne neigte sich zum Untergang. Scharen von Bauern wanderten still und gedrückt nach vollbrachter Tagesarbeit am Hofe vorbei, dem Dorfe zu, von wo die Klänge einer Zigeunerfiedel herüber tönten.

Im Hofe tummelten sich mehrere Wolfshunde herum, bellten und machten zur Abwechslung auf einen Schwarm von Gänsen Jagd, die, laut schnatternd, nach allen Richtungen mit ausgebreiteten Flügeln auseinander stoben.

Vor dem Hofthor lagen in einem von grünem Schlamm überzogenen Tümpel neben einem Ziehbrunnen mehrere Schweine und grunzten behaglich.

Da hörte man auf einmal Schellengeläute, eine Schafherde zog vorüber, und bald darauf hielt ein Rudel Kühe und schmutziger kleiner Büffel unter der Leitung eines schwarzbärtigen, barfüßigen Gesellen seinen Einzug in den Hof.

Nach einer Weile wurde es still, und man konnte deutlich das Summen einer Maultrommel von den Stallungen her vernehmen.

Da bellten die Hunde, die sich rings um Herrn Valsamaki gelagert hatten, laut auf.

Am Hofthor erschien Zilibi mit Lea.

Das Mädchen blieb daselbst stehen, während Zilibi dem Gutsherrn sich näherte.

„Guten Abend, gnädiger Herr!“ sagte Zilibi.

Valsamaki blickte auf.

„Ah, Du bist es!“ sagte er, ohne seine Stellung zu verändern; „was bringst Du Neues?“

Zilibi pflegte dann und wann kleine Geschäfte für Herrn Valsamaki zu vermitteln, und da er sich mit sehr geringen Provisionen begnügte, so war er in Valeni ein gern gesehener Gast.

„Es geht alles seinen alten Gang,“ sagte Zilibi, „alle Welt klagt über die schlechte Ernte. Nur Ihr habt keinen Grund zu klagen!“

„Ich kann mich in der That über meine Ernte nicht beklagen, aber die Preise sind schlecht. Hast Du einen annehmbaren Käufer?“

„Zehn für einen!“ sagte Zilibi. „Aber heute führt mich eine andere Angelegenheit zu Euch.“

„Eine andere Angelegenheit?“ wiederholte Valsamaki, ergriff das Glas Kuhmilch, das seine Haushälterin vor ihn gestellt, und trank daraus.

„Ja,“ meinte Zilibi, „eine ernste Angelegenheit. Ich habe erfahren, daß Ihr den Schenkwirt Baruch aus dem Dorf vertreiben wollt. Thut es nicht, gnädiger Herr, lasset einem armen Mann, der sechs lebendige Kinder zu ernähren hat, sein Stückchen Brot.“

„Es geht nicht,“ rief Valsamaki, indem er sich erhob — und seine früher leise Stimme klang jetzt scharf und schneidend, „der Mann hetzt mir die Bauern auf, es geht nicht! — Wer ist dieses Mädchen?“ fügte er befremdend hinzu, auf Lea deutend.

„Meine Tochter,“ sagte Zilibi.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Bei der Toilette.

Von J. von H.

Lady Anne Holart hat Unrecht. Denn auch die jungen Damen der Londoner Höflichkeit vor drei Jahrhunderten wußten von der Politik der Schmeichelei mit ihrem ganzen [illegible] unter [illegible] Stimmungen, von dem unwiderstehlichen Reiz jenes gewissen schmachtenden Angegriffenseins „of refinement". Als Earl John, der schönste Mann aus einer so alten Peerage, mit Lady Anne sich von dem Hochzeitsmahl weggestahl aus dem Kreise goldüberstrahlter Galaröcke und reichgezierter Damen mit den prachtvollen Fächern und sie in den Wagen hob, der sie auf sein stolzes, schönes Landschloß bringen sollte, gab's nur eine Stimme unter den lästernden Brautjungfern — „natürlich, sie werden ganz schrecklich glücklich sein!"

Der Earl hatte neben seiner schlanken, kräftigen Gestalt, neben der edlen, bronzeglänzenden Jugend und dem offenen, kühnen Blick neben seinem Namen, dessen Peerage unter Plantagenet errett war, noch die Beigabe großen Reichthums. Holart House war mit dem größten Luxus des damaligen artistokratischen Lebens ausgestattet; Earl John galt nicht umsonst als besonderer Liebhaber eleganten und fashionablen Lebens, und nun das Schloß seiner Ahnen sich ruhig sollte, der Einsamkeit und dem Liebesgeflüster seiner jungen Gattin die erste, selige Flitterwoche zu bieten, gar [illegible] etwas, was der verwöhnte Glückliche sich versagt hätte, sein junges Weib damit zu empfangen.

Lady Anne hatte alles, was zu einer verwöhnten Edelherrin gehört. Ein Gatte den besten Ruf und [illegible] Name, sie hatte Galerien mit den schönsten Gemälden, edle Pferde [illegible] mit wunderbaren [illegible] Lakaien in [illegible] Livreen, eine Flucht hoher [illegible] Räume mit den Bildern der [illegible] und [illegible] Meister, aber das Schönste war ihr Toilettenzimmer. Alle Poesie des zärtlichen Gatten weckte in diesen intimsten Raum der jungen Ehegattin. Der ganze luxuriöse Raum voller Wohlgerüche, Blumen und Seltenheiten, überragt von einem [illegible] Spiegel mit tändelnden Amoretten, neben üppigen Polstern kleine Schemel, nur groß genug für ein gebeugtes Knie, und in dem Glanz schwere reiche Vorhänge die junge Frau im Morgengewande von lichtgrüner Seide: es war wirklich schön, der Gatte Lady Annes zu sein.

So zu jeder Stunde die Vorhänge dieses verschwiegenen Raumes [illegible] Fragment, eine etwas boshafte Tante Lady Annes [illegible] hatten war, der jungen Frau in ihrer Unfertigkeit [illegible] zu [illegible] angekommen gewesen wäre [illegible] [illegible] zu warten.

„Nun ich meine wohle, mein Mädchen," sagte diese liebenswürdige Dame eines schönen Tages lachelnd, „was ich sagen wollte. Deine Toilettenzimmer ist wirklich reizend. Meine [illegible] Lady Cumberbridge, hat mir neulich [illegible] mitgetheilt, mein Earl John dessen köstlichen Geschmack, sich einzurichten, eigentlich verdankt."

Lady Anne lächelte fragend.

„Wie?" lachte die zur Erheiterung verschriebene Tante. „Du sollest wirklich nichts davon wissen?"

„Was soll ich denn wissen?"

„Die Episode Bell Mayne?"

„Was sollte ich weiter über Bell Mayne wissen als über jede andere Schauspielerin?" Aber Lady Anne spitzte nervös an ihren Spitzen und sah der Tante auf einmal angstvoll ins Gesicht.

„Dieser verschwiegene Earl!" rackte diese kekserpirt. „Er hat Dir wirklich nie von Bell Mayne erzählt, von ihrem [illegible] Boudoir [illegible] Lady Cumberbridge sagte mir doch, die Tapezierer von Holart-House hätten genau nach dem Muster dieser [illegible]"

Lady Anne erblaßte sich. „Du weißt aber, daß es nicht wahr ist!" [illegible] sie mit zitternder Stimme.

„Thörin," lachte die zur Erheiterung verschriebene Tante. „wie mag eine so [illegible] Frau sich von solchen Dingen aufregen lassen! — Die Modeschöne Bell Mayne sind eine alte vergangene Sache, und der Earl wird gewiß ein [illegible] Gatte sein, als wenn er nie diese kleinen Scherze getrieben hätte."

Am andern Morgen hatte Lady Anne, bei mit gerötheten Augenlidern und bleichen Wangen zum Frühstück erschien, den Einfall, sich ein zweites kleines Toilettenzimmer einzurichten.

Da hinein kam nichts von den roten Ampeln und schreienden Teppichen, den kleinen Tabourets der süßesten Schäferstunden — „zu ihren Füßen hat er so gesessen, wie hätte ich ihn noch einmal lieben können!

„Nein, es ist alles vorüber. Er hat zu jeder Stunde noch an sie erinnert sein wollen, da sie, wie die Tante sagt, so unendlich lächerlich ist. Weshalb hätte er sonst den Wunsch nach einem Zimmer, ganz so wie sie's besaß —"

Und Lady Anne betrachtete sich [illegible] in dem Spiegel — es war der Spiegel aus ihrem alten Märchenzimmer daheim, den sie wehmütig wieder hervorgeholt, während sie ihr schönes blondes Haar bürstete.

„Wie könnte er sie auch um meinetwillen vergessen! Um solch traurige, bleiche Gesicht mit den roten Lidern und [illegible] Wangen!"

Ach, hatten die flüsternden Brautjungfern ahnen können, wie Lady Anne in ihrem neuen kleinen Toilettenzimmer auf einmal so ganz schrecklich unglücklich war!

*

Acht Tage später war Earl John von den Fuchsjagden zurück, und die zur Erheiterung verschriebene Tante erzählte ihren Freunden, der Lady Cumberbridge, er habe Lady Anne



Bei der Toilette. Ein Bild aus einem vergangenen Jahrhundert.

Digitized by Google

als erste Begrüßung auf seinen Armen feierlich und wohlbehalten die Treppe hinaufgetragen. Mrs. Tregonell sorgte aber schon dafür, daß sie nicht so bald wieder verschrieben zu werden brauchte. Der Earl meinte, solche Tanten sollten durch Parlamentsbeschluß unschädlich gemacht werden, und Anne gab ihm auf einmal recht. Daß das kleine Töchterzimmer fernerhin neben dem bisherigen benutzt werden möchte, wurde von der Jenny Lady Anne bestritten. — Lady Anne Hobart hat eben ihre Jahre.

Ein Grazer Ehrentag.

Die Hauptstadt von Steiermark ist um einen bedeutsamen Staatsbau reicher geworden: das glänzende Heim der k. k. Technischen Hochschule, welche aus der von Erzherzog Johann im Jahre 1811 gegründeten technischen Lehranstalt „Joanneum“ hervorgegangen ist. Diese auf Kosten des Landes Steiermark erhaltene Lehranstalt wurde im Jahre 1864 zum Charakter einer Hochschule erhoben und bedeutend erweitert. Zehn Jahre später wurde sie vom Staate übernommen, räumlicher dehnt und durch mehrere neue Lehrkanzeln erweitert, wobei Vereinbarungen für einen Neubau getroffen wurden. Das Kronland verpflichtete sich, einen bedeutenden Teil der Baukumme zu zahlen, und es wurde bald ein geeigneter Baugrund in der Neubauerstraße angekauft.

Durch Kaiserliche Entschließung vom 10. August 1884 wurde der Bau des Hauptgebäudes und durch eine zweite vom 18. März 1887 der Bau des chemischen Laboratoriums genehmigt. Für beide wurden die Pläne des Architekten Professor J. Wiek zur Ausführung angenommen.

Im Herbste 1884 wurde mit den Erdarbeiten begonnen, und trotz verschiedener Schwierigkeiten konnten schon im Frühjahr 1888 einige Räume der Anstalt bezogen werden; Ende November fielen die letzten Gerüste, und der stolze Tempel der Wissenschaft zeigt seine ganze prächtige Außenseite. In Anbetracht der Bestimmung des Gebäudes hat Professor Wiek eine strengere Stilrichtung gewählt und nur die edelsten Formen der Renaissance zur Anwendung gebracht.

Auf einem kräftigen Rustica-Untergeschoß mit entsprechendem Sockel erhebt sich die durch Pilaster gegliederte Façade des ersten Stockes mit den großen, logenförmigen Fenstern. Auf dem durchlaufenden Gebälke dieses Geschosses sind die Bogenfenster des zweiten Stockes aufgesetzt, wieder durch Pilaster getrennt, welche das dreigeteilte Hauptgesimse tragen. Im Friese des Hauptgeschosses sind polirte Steintafeln, mit Festons wechselnd, an den Risaliten und an der Neubauerstraßenfaçade Schrifttafeln und Festonsträger mit Festons angebracht. Auf diesen Tafeln prangen in eingemeißelter Schrift die Namen der hervorragendsten Gelehrten von den verschiedenen technischen Gebieten.

Besondere Aufmerksamkeit wurde der Mittelpartie der Hauptfaçade in der Neubauerstraße zugewendet. Hier wurde echtes Steiermaterial zur Bekleidung dieses ganzen Mittelrisalits gewählt, und zwar der prächtige, geäderte, gleichmäßige Grobkalk von Afferz (bei Leibnitz), der schon den Römern in alten Norikum bekannt war. Dieser Stein wurde auch für alle Statuen und plastischen Arbeiten der



Die neuerbaute k. k. Technische Hochschule in Graz.



Die feierliche Eröffnung der k. k. Technischen Hochschule in Graz durch Kaiser Franz Josef. Originalzeichnung unseres Spezialartisten F. Schlegel.

Wandelhalle zur Anwendung gebracht; nur für deren Sockel und das Erdgeschoß wurde ein blaugrau und gelblich gefleckter Stein und für die Portalarchitektur (Gauk und Dorwin) Jurakalk Stein gewählt. Dieser Mittelbau, welcher das Westhaupt, die Freitreppe und den Festsaal enthält, überragt auch mit einer dominirenden Kuppel die Seitentheile, während die vier Ecken des Baues durch kleinere Kuppeln betont sind.

Vier mächtige korinthische Säulen treten über den Mittelrisalit auf dem Attika-Unterbau vor und tragen ein mächtiges, schön gegliedertes Gebälke — im Fries die Aufschrift: „K. K. Technische Hochschule" — mit einem Giebel, über welchem die 3,30 Meter hohe Mittelgruppe ruht: Austria, Künste und Wissenschaften (schöpferisch vom Bildhauer Hans Brandstetter). Die Attikastatuen links und rechts von der Mittelgruppe, von Professor C. Pekary, stellen Schinkel, Steinhofer, Ritterbach und Lichy dar. Die sechs Zwischenfiguren bei den Bogenfenstern, ferner die Standbilder Euklids und Archimedes' sind ebenfalls nach den Modellen des Bildhauers Brandstetter ausgeführt.

Das Hauptgebäude hat eine Gesammtlänge von 84,5 Meter und eine Gesammtbreite von 66,5 Meter, im Sockel gemessen; alle seine Trakte sind Doppeltrakte, und es befinden sich auf der Gartenseite (beim Hofrakt auf der Seite des großen Hofes) alle Hauptunterrichts- und Sammlungsräume und die Zimmer der Dozenten, während auf der Hofseite ringsum die 3 Meter weiten, lichten Kommunikationsgänge laufen. Das Hauptgebäude ist in seiner Vorderfront an der Rechbauerstraße zwei Stock, auf der Gartenseite drei Stock hoch, da durch das Gefälle des Terrains das Kellergeschoß gegen den Gartenkraft zu ein freistehendes Erdgeschoß wird. Die großen Höfe sind horizontal angelegt. Die verbaute Fläche nach Abrechnung der Höfe beträgt 3692,6 Meter. In einer Entfernung von 58,8 Meter liegt das für zwei Lokomobilen eingerichtete chemische Laboratorium, ebenfalls ein isolirter, im gleichen Stile gehaltener Bau.

Es ist begreiflich, daß die Stadt Graz mit Ungeduld den Tag erwartete, an welchem dieses großartige Institut, das schon durch seine Außenseite einen so imponirenden Eindruck machte, seine Thore öffnen sollte — da kam noch von Wien die Meldung, daß der oberste Schirmherr der Künste und Wissenschaften, Kaiser Franz Josef, aus eigener Entschließung die Eröffnungsfeier durch seine Anwesenheit verherrlichen wolle — und nun war alles in der freudigsten und gehobensten Stimmung. Der Aufruf des Bürgermeisters, den geliebten Landesherrn würdig zu empfangen, fand in den Herzen der treuen Steirer den lebhaftesten Anklang. Alle Straßen, durch die der Kaiser fuhr — in die der ganzen Stadt prangten in reichem Fahnenschmucke, und waren dicht mit Leuten aus allen Ständen besetzt; von den Fenstern winkten die Damen dem Kaiser mit den Tüchern zu, und brausende Hochrufe ertönten. Als der Kaiser endlich vor der technischen Hochschule anlangte, wo das gesamte Offizierkorps der Garnison versammelt und das uniformirte Bürgerkorps aufgestellt war, wollte der Jubel kein Ende nehmen. Im prächtigen, marmorschimmernden Vestibül war das Professorenkollegium versammelt. Der Rektor stellte sämtliche Mitglieder desselben dem Kaiser vor und geleitete ihn dann in den Festsaal, wo die geladenen Gäste, Generalität, Geistlichkeit, der Rektor und die Dekane der Universität, die Justizbeamten und so weiter versammelt waren.

Dort begrüßte der Rektor den Monarchen als den edlen Schirmherrn der Künste und Wissenschaften und dankte in bewegten Worten für die hohe Ehre, für die Freude, die der Kaiser durch seine Anwesenheit der technischen Hochschule bereitet. Als er seine Rede mit den Worten schloß: „Die Gefühle des Dankes und der Freude, die uns an dem heutigen Festtage beseelen, fassen wir in den aus treuem österreichischem Herzen kommenden Ruf: „Gott segne, Gott schütze, Gott erhalte Eure Majestät! Seine Majestät der Kaiser lebe hoch!" — da stimmte die ganze Versammlung brausend in den Hochruf ein, die Schläger der Couleurstudenten blitzten in der Luft, die Herren schwenkten die Hüte, und von der Straße her ertönten die feierlichen Klänge der Volkshymne. Der Kaiser erwiderte hierauf die Ansprache des Rektors; er betonte in seiner Rede, daß er gerne zur Eröffnung der Hochschule gekommen, die sein hochseliger Großvater gestiftet, die aus den Mitteln des Staates und des Landes erbaut worden sei. Der Kaiser schloß mit den Worten: „Möge an dieser Hochschule das Wollen und Können zum allgemeinen Besten immerdar gedeihen, möge der altbewährte treue Sinn der Bevölkerung für Kaiser und Reich auch in der Zukunft sich unverändert erhalten, und Meine kaiserliche Huld bleibt dieser Anstalt gesichert!"

Hierauf besichtigte der Monarch den Festsaal, das Rektorzimmer und sämtliche Lehrräume, die Bibliothek und das chemische Laboratorium, und sprach seine hohe Zufriedenheit über die Zweckmäßigkeit des Baues, wie über die schöne Ausschmückung der Festräume aus.

Es würde uns zu weit führen, auch die Innenräumlichkeiten des Gebäudes eingehend zu beschreiben; von dem glänzenden Festsaal können sich unsere Leser durch das Bild der Eröffnungsfeier eine Vorstellung machen; das Rektorzimmer, der Konferenzsaal sind ebenfalls herrlich ausgeschmückt, während die übrigen Räume geschmackvoll, aber einfach gehalten sind.

Ein Kuriosum findet sich in der Festschrift, die im Selbstverlage der Technischen Hochschule erschienen ist. Wir glauben mit Recht behaupten zu dürfen, daß die Grazer technische Hochschule die schönste und größte des ganzen Kaiserstaates ist, und daß der Kaiser bei seinem Besuche den besten Eindruck davon mitnehmen hat.

-i-

Der Mörder Swensens.

Eine etwas ungewöhnliche Geschichte

Paul von Schönthan.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Und wann denken Sie, daß die Strecke wieder fahrbar werden wird?"

Die Schaffner zuckten die Achseln zu dieser Frage. Wer konnte das bestimmen!

„Wenn es so fortschneit," meinte ein grauhaariger Eisenbahnveteran, der unsere Coupéthüre geöffnet hatte und in seinem schneebedeckten Dienstpelz aussah wie ein Eisbär, „wenn es so fortschneit, kommen wir heute nicht mehr von der Stelle. Wir wollen vorerst 'mal einen Fußweg frei machen zum nächsten Wärterhaus und um den Schneepflug telegraphiren, aber vor morgen Vormittag ist keine Aussicht . . ."

Wir sahen uns unter einander fragend an. Sogar der alte Herr in der Ecke, der unter einem röchelnden Schnarchen etwa ein Dutzend Stationen verschlafen hatte, ermunterte sich und murmelte eine verdrießliche Bemerkung; der Justizrat, der mir gegenübersaß, sah in nervöser Aufregung immer wieder nach der Uhr und dann kopfschüttelnd auf die Schneefläche hinaus, inmitten deren unser Zug hielt; nur das junge Ehepaar, das sich in unserem Coupé befand, wußte der kritischen Situation eine lächerliche Seite abzugewinnen. Sie schwärmten über das Abenteuer, das uns anderen in einem minder freundlichen Lichte erschien, und fanden das Intermezzo „sehr romantisch".

Das Zugspersonal hatte inzwischen begonnen, auf dem Bahndamm den Schnee, der bis zu den Trittbrettern der Waggons reichte, fußbreit wegzuschaufeln, um einen Pfad zu gewinnen. Aber die Arbeit ging langsam vor sich.

Im Innern des Wagens war es kalt geworden. Ich kletterte heraus und stampfte mit den frostzarten Füßen den eben entstandenen schmalen Weg. Plötzlich stand der alte Herr hinter mir, der bisher mit geschlossenen Augen in der Ecke geruht hatte. Er war nicht einmal alt, aber sein Haar und Bart waren ungleich ergraut, seine Haut war welk, und seine gebückte Haltung erklärte sich durch einen Buckel, in den der kleine Kopf förmlich hineinwuchs und tiefer sank, wenn er hüstelte. Die Erscheinung war nicht gerade sympathisch; ich sah ihn von der Seite an, und ich weiß nicht, warum er mir unheimlich vorkam. Unsere Blicke hatten sich ein paarmal begegnet. Jetzt trat er auf mich zu. Er schlug seinen Pelzrock über einander und faltete, die Arme abwechselnd streckend, die Hände.

„Wir kommen nicht weiter, höchstens morgen," sagte er, „es wäre das beste, wir gingen nach Faßlabe, das ist das nächste Dorf, und übernachteten dort."

„Wie wollen Sie dahin kommen?" sagte ich, vorläufig nicht geneigt, diesen Vorschlag zu ergreifen, denn die Wanderung im fußtiefen Schnee schien mir bedenklicher als der Aufenthalt im Coupé.

„Wenn wir nur bis zum Wärterhaus kommen, dann führt gleich hinter dem Häuschen ein schmaler Fahrweg nach dem Ort, und der Weg ist passirbar; sie fahren jetzt das Holz aus den Forsten . . ."

„Sie wissen in dieser Gegend Bescheid?" fragte ich, aufmerksamer werdend.

Er nickte und fuhr fort:

„In drei Viertelstunden können wir im Ort sein; ein warmes Abendbrot wird sich finden und sicherlich auch ein erträgliches Nachtlager."

„Vielleicht schließen sich mehrere unserer Reisegefährten an," erwiderte ich, im Begriff, den mir bisher verdeckten Justizrat zur Teilnahme an der Expedition aufzufordern. Er hinderte mich daran, indem er mich am Arm faßte.

„Das würde unsern eigenen Vorteil gefährden können, für zwei gibt's zur Not überall Nachtlager, lassen Sie die anderen . . . kommen Sie!"

Ehe ich mich noch entschlossen hatte, das Waquis zu unternehmen, setzte sich der kleine Herr bereits in Bewegung, und da der schmale Weg nur für einen Menschen berechnet war, mußte ich, um ihm Platz zu machen, vorwärtsschreiten; er ging hinter mir, ich hörte sein geräuschvolles Atmen, sein nervöses Hüsteln.

Die Schaffner und die schwarzen Männer von der Maschine hatten tüchtig gearbeitet und bereits eine ansehnliche Strecke vor sich gebracht, es war doch möglich, vorwärts zu kommen. Wir erreichten das Wärterhaus, ich voran, der Buckelige hinterdrein.

Er hatte recht behalten. Die Straße hinter der Bude des einsamen Bahnwächters war offenbar am selben Nachmittag befahren worden; wir bogen ein. Nach einer etwa halbstündigen Wanderung durch Nacht und Schnee erblickten wir ein paar Lichter; es war die Ortschaft, unser Ziel.

In einem der ersten niedrigen Häuser, die den zugefrorenen Dorfweiher umstanden, befand sich das Wirtshaus, eine elende Stätte der Gastlichkeit, die zu dieser Stunde wenigstens von den Dorfbewohnern gemieden war. Wir befanden uns allein in dem mit schlechter Luft erfüllten Schenkzimmer.

„Es ist besser wie draußen auf freiem Felde," sagte der kleine Herr im Pelz, „entschieden besser!" Und er trippelte in der Stube auf und ab und schüttelte den Schnee von den Kleidern auf die unsauberen Dielen.

Eine halbe Stunde später, als ein warmes Fleischgericht auf dem Tisch stand und eine wohlige Wärme den durchfrorenen Körper durchzog, gab ich ihm im stillen recht, aber ich konnte mich nicht überwinden, seinen Entschluß laut zu loben. Ich zwang mich vergeblich, einen unbehaglichen Gefühls Herr zu werden; seine Nähe war beinahe beängstigend, aber ich vermochte mir keine Antipathie darüber zu geben, was mir an ihm mißfiel oder was mich gegen ihn einnahm. Seine körperliche Mißgestalt, sein unschönes Gesicht und seine gebrechliche Konstitution hätten mich eher mit dem Gefühl des Mitleids erfüllen müssen, und doch spürte ich nichts von einer solchen Regung.

Er trank Glühwein, der so heiß war, daß er die Hand vom Glase nach kurzer Zeit zurückziehen mußte; dann hustete er nach jedem Schluck heftig und bellend, aber er behauptete, das Getränk thäte ihm gut, und er bestellte ein zweites Glas und nach kurzer Zeit ein drittes.

Wir saßen einander gegenüber; er kauerte, die Beine übereinander geschlagen, so daß das spitze Knie über dem Tischrand sichtbar wurde, in der Nähe des bereits erkalteten Ofens. Sein wunderlicher Kopf war tief in die Schultern gesunken, seine Hände hatte er in den Hosentaschen verborgen. Wir saßen lange bei einander; die Anforderungen, die wir in Bezug auf das Abendbrot und das Nachtlager an die Wirtsleute stellten, schienen so viel Umstände zu bereiten, daß wir uns neben guter Bezahlung auch noch durch Geduld der uns gewährten Gastfreundschaft würdig zu zeigen hatten. Halten doch Wirt und Wirtin beschlossen, uns für die Nacht ihre beiden Stuben oben im ersten Stockwerk einzuräumen, sie wollten, ich weiß nicht wo, schlafen; wir sollten es uns in ihrer ärmlichen Behausung bequem machen, „als ob wir daheim wären", wie die brave Frau mit unfreiwilliger Ironie meinte.

Um zehn Uhr kam der Wirt, ein freundlicher Greis, herbei und meldete uns unter allerlei überflüssigen Entschuldigungen, daß er und sein Weib nun zu Bette gehen müßten, wir sollten uns aber nicht stören lassen und, so lange es uns beliebe, weiter trinken. Dabei legte er den Schlüssel zum Weinkeller auf den Tisch.

„Dort in der Ecke die Falltür führt hinab, und so viel, wie die Herren heute noch brauchen werden, finden Sie auch noch drunten!" fügte er hinzu.

Dann zog er sich mit schlürfenden Schritten zurück und ließ uns unter der flackernden Hängelampe, zu deren Unterstützung ein kurzes, inzwischen weit heruntergebranntes Licht auf den Tisch gesteckt worden war, allein.

Der alte Herr lächelte, es war das erstemal, daß ein freundlicher Zug sein verfallenes, unschönes Gesicht aufhellte, und dann setzte er hinzu:

„Sein Wein ist gut . . . trinken Sie!"

Ich nickte, aber der Wein tangte nichts. Um darüber hinwegzukommen, sagte ich:

„Sie sind in dieser Gegend ohne Zweifel bekannt?"

„In G." — er nannte die nächste größere Provinzialstadt — „hier den Ort kenne ich fast ebensowenig wie Sie, aber in G. habe ich gelebt . . . allerdings vor vielen Jahren."

„So," erwiderte ich, „dann haben wir ja Berührungspunkte, ich war in G. auf dem Gymnasium, mein Onkel war dort in Amt und Stellung."

„Hm, da es immerhin nur eine kleine Stadt ist, wird er mit meiner Cousine wahrscheinlich das eine- oder das anderemal in Berührung gekommen sein," bemerkte mein Genosse, „sie war an Swensens verheiratet."

Swensen! — Jahrzehntelang hatte ich diesen Namen nicht gehört, jetzt kam das Wort wieder von menschlichen Lippen. — Swensen! Ich erinnerte mich wohl des Abends, da in G. sich das Gerücht verbreitete, Swensen sei meuchlerisch umgebracht, einfach „beseitigt" worden, und es währte lange, ehe die Stadt sich wieder beruhigt hatte.

Ich sah den kleinen Mann, mit dem mich der Zufall zusammengeführt und der zu dieser Jugenderinnerung in einer nahen persönlichen Beziehung stand, groß an.

„Der arme Swensen!" rief ich; „er starb so plötzlich; man sagte, es sei ein Verbrechen im Spiele . . ."

„Was für ein Verbrechen?" versetzte mein Gegenüber.

„Er war sehr reich, also wahrscheinlich hat man ihn beraubt," antwortete ich, „ich erinnere mich nicht mehr der Einzelheiten; aber als Sie vorhin den Namen nannten, da sah ich einen hageren, ältlichen Mann, der beim Füttern und Abwägen seiner Schätze von einem andern an der Gurgel gepackt und gewürgt wird, bis er keinen Laut mehr von sich zu geben vermag; ich sah ein paar wilde Gesellen mit geschwärzten Gesichtern, die mit schweren Goldrollen beladen und über den starren Leichnam ihres Opfers hinweg zu stechen trachten . . . ja, das ist genau das Bild aus dieser Knabenzeit, so stellte ich mir den Fall

Swensen' vor. Aber Sie werden es ja besser wissen, da Sie einen leuten Verwandten in ihm verloren haben..."

„Ja," antwortete der kleine Herr zwischen zwei langen Zügen aus dem dampfenden Weinglas, „ich kenne die Geschichte wenigstens genau. Zur Beurtheilung der Angelegenheit ist es freilich erforderlich, daß man des seligen Swensen Art und Wesen kennt. Er besaß ein großes Vermögen, er hatte die Mittel, um kavaliermäßigen Aufwand zu machen; er hätte auf großem Fuß leben und meine Cousine glücklich machen können, aber er that mit ihrer Jugend und Schönheit, was er mit seinen übrigen Schätzen that, er verbarg sie vor aller Welt; er hatte keinen andern Wunsch als den, sie ganz und allein zu besitzen — nur um dieses Bewußtseins willen. Er war Lüstenhaft geizig, mein Herr; in seinem Hause war nichts von Ueberfluß zu bemerken, und der einzige Luxus, den er sich gestattet hatte, war der: eine zweite Ehe mit einer schönen jungen Frau eingegangen zu sein; er wollte seine entflohene Jugend zurückhalten. Meine Cousine war an jener Seite nicht glücklich, aber sie war arm wie unsere ganze Familie, und sie war nicht darnach angelegt, ein Leben voll Entbehrungen zu ertragen; ich weiß bestimmt, daß sie sich dem Laster in die Arme geworfen hätte, wenn es Swensen eingefallen wäre, sie davonzujagen. Und das hätte sie im Grunde verdient, denn sie war nichts weniger als eine liebende oder zärtliche Gattin ... sie verabscheute ihn im Herzen, und sie konnte sich nicht dazu zwingen, wenigstens die Geberden der Liebe oder der Zärtlichkeit auszuführen, wenn es dem seligen Swensen einfiel, anstatt seiner Geldsäcke einmal seine schöne Frau zu umarmen. Sie betrog ihn, indem sie ihn einer Neigung versicherte, von der sie nichts verspürte, aber sie war ihm treu — das weiß ich bestimmt. Jahrelang gingen sie so neben einander her. Da kam ich nach G. Ich hatte nichts und war nichts; auf die Gnade meiner reichen Verwandtschaft angewiesen, der einzigen, die sich aus unserer armseligen Verwandtschaft heraus in gute Verhältnisse gerettet hatte, wurde ich ihr Vertrauter, ihr Berater und ein willenloses Instrument in ihrer Hand."

Der Erzähler, der keinen Tropfen warmen Blutes zu besitzen schien, betastete die kalten Kacheln des Ofens; dann fuhr er wieder in die Hosentaschen, und seine Gestalt zog sich leise fröstelnd zusammen.

„Eine verdammte Kälte!" sagte er, sich in seiner Erzählung unterbrechend, aber ich wagte es nicht, ihn an seinen Glühwein zu erinnern, der ihn erwärmen sollte, denn es entging mir nicht, daß ihm das Getränk zu Kopf gestiegen war. Seine Gesprächigkeit, die ich in dieser Wiedererzählung nicht erkennbar werden ließ, denn er wiederholte viele Sätze und verlor dann plötzlich wieder den Faden, — diese Gesprächigkeit war nicht natürlich an ihm. Er verfiel indes von selber wieder darauf, sich durch Wein zu erwärmen, und goß seines Glases Rest mit einem Ruck in die Kehle.

Nach einer Weile begann er den Faden wieder aufzunehmen; er sprach nicht in der Art, wie man sich mit einem andern unterhält, sondern es war mehr ein lautes Selbstgespräch, das er dann und wann nur dadurch unterbrach, daß er einen Schluck Wein zu sich nahm und die Cigarre, obwohl sie glühte, zeitweise neuerdings anstecken wollte. In dieser Verfassung hatte er etwas Gnomenhaftes, Abenteuerliches und Widerwärtiges; meine Abneigung wuchs, und ich war entschlossen, ihn nicht an meiner Gesellschaft Gefallen finden zu lassen. Ich verhielt mich still und verweilte mit den Blicken auf den verräucherten Farbendruckbildern an der Wand, die den Landsherrn und seine Gemahlin darstellen sollten.

„Ein Instrument, habe ich gesagt," begann mein Schicksalsgefährte am Ofen, „und ich erinnere mich noch sehr wohl des Abends vom 19. Mai 1661 — nein, 1861, im Garten hinter der Villa des seligen Swensen. ‚Nette mich aus diesen Händen, Vetter!' bat sie mich; ‚ich verabscheue diesen Menschen ... diesen gefühllosen alten Fels ...' Das waren ihre Worte; ja, er war ein unangenehmer, abstoßender alter Geck — dieser Swensen. Was sollte ich sagen? ‚Verlasse ihn, ich bringe Dich, wohin Du willst!' riet ich ihr. — ‚Das wäre mehr als thöricht!' sagte sie. Und sie erklärte mir, wie alles lag und daß sie Swensen beerben und überleben wolle. Aber der alte Bursche hatte ein zähes Leben. Mäßig war er immer gewesen, hatte wenig, aber andauernd Oel auf seine Lebenslampe gegossen — das flackerte immer so fort, als könne es nie auslöschen; es war keine Aussicht ... ‚Er verliert nichts, wenn er stirbt,' meinte seine junge Frau, und man bereit ihn nur von der Angst, daß er um einen Thaler betrogen werden könnte, daß er Einbuße erleiden könnte an den Schätzen, die sein Glück ausmachen ...' Aber er starb nicht — er wollte nicht sterben. Er war mißtrauisch wie ein Verrückter, er blieb nie allein, ging am Abend nie und bei Tage nicht ohne seinen großen Hund aus, und bei Tisch mußte seine Frau zuerst von den Speisen genießen und den Wein kosten, ehe er davon zu sich nahm. Ja, er klammerte sich an dieses armselige Leben, das er stündlich bedroht sah, denn sein Gewissen war beladen und er wußte, daß es ihm, ihm allein zukomme, vor seinem Tod zu hangen, daß niemand seinen Verlust empfinden werde. Darum war er argwöhnisch und wachsam, er traute niemand und hielt jeden für fähig, ihm bei günstiger Gelegenheit den Garaus zu machen. Durch Klugheit und Vorsicht glaubte er sein Leben versichert zu haben."

Ich begann mich für das Schicksal jenes Sonderlings zu interessiren.

„Und doch starb er eher, als man es erwartet hatte, ganz plötzlich, wie es hieß?" fragte ich.

„Eines Morgens fanden sie ihn zwischen seinem Schreibtisch und dem Lehnstuhl, in dem er zu sitzen pflegte, wenn er seine Zinsen berechnete und an seinem Testament herumkorrigirte, je nachdem er von den Menschen seiner Umgebung Gutes oder Uebles erfahren; er lag tot auf dem Boden. Er hatte kurz vorher noch geschrieben, auf dem Tische lag ein an einen Fremden von seiner Hand adressirter Brief, eine Einladung zu einer geschäftlichen Besprechung für den andern Tag. Geräuschlos ging er aus dem Leben — ganz still ..."

Jetzt erinnerte ich mich plötzlich, daß mein Onkel, in dessen Haus ich lebte, mit den Erhebungen über den plötzlichen Todesfall betraut worden war, denn er war eine Amtsperson, und ich erinnerte mich genau, daß mein Onkel uns gegenüber die bestimmte Ansicht ausgesprochen hatte, es müsse ein Verbrechen vorliegen, aber es fehlten alle Anhaltspunkte ... Täuschte mich mein Gedächtnis nicht, so war festgestellt worden, daß Swensen infolge von Gift gestorben sei.

„War es nicht Gift?" fragte ich über den Tisch hinüber.

Der Buckelige zog die Augendeckel etwas empor und zeigte zwei lauernde, häßliche Augen, die mit Blutäderchen durchzogen waren; er sah mich mit einem spitzbübischen Ausdruck an, der zu seinen grauen Haaren schlecht genug paßte.

„Ja, Gift," wiederholte er, „wenn der alte Knabe das nur so genommen hätte! Aber es mußte ihm ganz schlau beigebracht werden — verstehen Sie, ganz schlau."

Ich erwiderte nichts und wartete gespannt, was ich hören werde.

„Wenn Sie's interessirt, und da wir doch einmal so gemüthlich beieinandersitzen, sollen Sie's erfahren," sagte er, und er erhob sein Glas ein wenig und suchte es an dem wenigen anklingen zu lassen; dann rückte er wieder in die Nähe des kalten Ofens und begann in seiner eigentümlichen beredten und doch ungeschickten Weise zu erzählen: „Ja, Sie sollen erfahren, wie Swensen von seinem armseligen Leben erlöst und wie mein gutes Cousinechen befreit wurde — mein ‚gutes', sage ich, denn sie war nobel gegen mich, ich verdanke ihr alles ... meinen Wohlstand, alles. Ja, ihr Mann, der selige Swensen, starb an Gift, die Herren haben es richtig herausbekommen, aber nicht, wie das zugegangen ist, denn der aß oder trank Ihnen nichts, ehe nicht ein anderer die Probe gemacht."

(Schluß folgt.)

Literatur.

— **Ein heller, männlicher, edler Charakter ist es, der uns** in den soeben erschienenen Briefen: „Tagebücher und gesammelte Aufsätze" von Alfred Graf Adelmann (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), welches zugleich den ersten Band der „Gesammelten Werke" des Grafen bilden soll, entgegentritt, ganz entsprechend dem schönen, freimütigen Antlitze, mit dem uns das dem Buch einzelegte Bildnis des früh verstorbenen Dichters anblickt. Mit diesem Bilde stimmt jener Ton, den der liebevoll geschriebene Lebensabriß anklingt, jene Anschauung, die sich in den Aufsätzen verwirklichten Inhalts ausdrückt. Verschiedene beachtenswerte Seiten moderner Menschen- und Staatsleben sind es, die hier ins Auge gefaßt werden, aber welches Thema der Verfasser auch berühre, es wird geadelt durch die liebenswürdige Art seiner Auffassung. Er sieht alles Gute mit Entschiedenheit eintreten, alle Halbheit, alle mit ihr alles Gute mit Entschiedenheit eintreten, alle Halbheit, alle mit selbstsüchtigen Nebenabsichten sich tragende Heuchelei energisch von sich weist. Das geistig vornehme Gepräge, die uns auf jeder Seite dieses Buches entgegentritt, wird alle Leser für dasselbe einnehmen.

— **Clemens Brentanos anmutige „Chronika eines fahrenden Schulers"** mit dem humoristisch dazu kontrastirenden Abschluß, den A. von der Elbe an das von seinem Vorfasser unvollendet hinterlassene Werk anzufügen sich bemüht hat (Heidelberg, Karl Winters Universitäts-Buchhandlung), hat sich bereits eine große Schar von Freunden erworben. Eine neue Veranlassung, seinen mir das nunmehr heraus in frischer Auflage vorliegende Buch allen denen empfehlen, die für eine Erquickung voll feiner, poetischer Anregung und voll des erquickenden Duftes einer gesunden Humorvoll Herz und Sinn noch offen haben. — In ähnlicher eleganter Ausstattung liegt bereits Verlag die echte Auflage der „Bilder ohne Rahmen aus den Papieren einer Ungenannten" erschienen, kurzgeschürzte, in nahezu sprachmäßiger Knappheit ausgedrückte Gestalten über alle möglichen Dinge, im Lichte feinster Gemeinschaft betrachtet.

— **Der Kampf zwischen jener roinen und jenem Hin-** gehen, die ganz im andern aufgeht und sich selbst für das geliebte Wesen zu opfern bereit ist, und dem unzähmbaren Verlangen nach Glück, das in seinen leidenden Gluten sich nur verzehren, die es mit in diesem Feuerstrudel zu verderben droht, bildet den tiefen Grundton von „Liebe und Leidenschaft", einer phantastische Dichtung" von A. Petrichius (Münster, Heuffelsche Hofbuchhandlung). In einer Art von lyrisch-dramatischer Form entwickelt sich diese Novelle, der man keinen Mangel an einer Verbindung der fesselnden Elemente findet und in einem Triumphe der Ironie, deren prägnanter Macht sie beide huldigen. Mannigfaltige Töne bringen die Gedichte zum Erklingen, welche dieselbe Verfasserin im gleichen Verlag unter dem Titel „Hochsommer" erscheinen ließ; aber auch hier wahren die bewegten Empfindungen und Stimmungen ihr Recht unmittelbar spricht sich die Sehnsucht der Schnitterin und in dem kurzen Liedchen „An den Stern":

Leih wie die Schwingen! Trage mich fort,
Im Gestern muß ich verderben!
Entführe mich dort zum wilden Ort,
An der Freiheit nur will ich sterben!

Zerreiße mit kühner Allgewalt
Die mich niederhaltenden Ketten!
O Sturmwind, leih deine Schwingen bald,
Sonst kannst du mich nimmer erretten.

Gilt diesen Gedichten die temperamentvolle Natur ihrer Verfasserin eine besondere Zeichnung, so erhalten die „Gräfe und Gardenlilien", Gedichte von Otto Henselau (Berlin, Wilh. Issleib) eine solche schon durch die landschaftliche Umgebung, der sie entstammen und deren Widerschein sich klar in ihnen spiegelt. In treuen, herzigen Worten gewinnt der Schlag eines treuen deutschen Herzens, der Klang eines liederkundigen deutschen Mundes eine neue Bekräftigung und auch das Heimweh, das da und dort waren und dieses Gedichten hervorquillt, macht sie uns wert und vertraut.

— **Eine der umfangreichsten Anthologien deutscher Lyrik** erstehen soeben in künstlerisch ausgestatteter Albumform unter dem Titel: „Deutsche Dichter mit Bildern berühmter Meister", herausgegeben von Fr. Bülmer Pfänner zu Thal (Leipzig, Gust. Wolff). Gegen tausend Gedichte, aus den Werken unserer klassischen und modernen Dichter, mit Geschmack ausgewählt, sind durch eine Reihe sorgfältig gedruckter Bildblätter und eine große Zahl eleganter Randzeichnungen würdig geschmückt, welche in die abwechslungsreiche typographische Anordnung erhöhtes Leben bringen.

— **In den Jahren 1882 und 1883 unternahm Paul Güßfeld,** welcher als Assistierender daran einen bekannten Namen sich erworben, eine Reise nach Südamerika zur Erforschung der wenig bekannten Hochgebirgsregionen Andes. Ihre Ergebnisse wurden 1884 in einem Bericht an die königlich preußische Akademie der Wissenschaften niedergelegt, eine allgemeine Beschreibung aber ist erst in diesem Jahre erschienen. Die „Reise in den Andes von Chile und Argentinien" (Berlin, Gebr. Paetel) prunkt sich vor vielen Autoren ähnlicher Art durch den Glanz der Darstellung und die Anschaulichkeit der Schilderungen aus. Der Leser folgt dem Reisenden bei seinen Vorbereitungen, bei seinen Gebirgsdurchgängen, bei der Erjagung des Maipo und Aconcagua, des höchsten Gipfels der Cordilleren, mit vielleicht noch größerem Interesse als dem Helden eines spannenden Romans auf seinen Abenteuern. Und dies Interesse gilt nicht nur seinen Erlebnissen, sondern auch seinen Beobachtungen und wissenschaftlichen Arbeiten, die hier noch einmal anschaulich dargelegt werden. Das Werk ist daher für den Gelehrten wie für den, der zur Unterhaltung sucht, gleich wertvoll.

— **„Ein offenes Wort über das medizinische Studium der** Frauen an Herrn Professor Dr. W. Waldeyer" von Lina Morgenstern ist in Berlin im Verlag der „Deutschen Hausfrauen-Zeitung", aus der es einen Sonderabdruck bildet, erschienen. Wie die ganze, von der gesamten Schriftstellerin trefflich geleitete Zeitschrift, nimmt auch dieser Aufsatz die Interessen der Frauenwelt warm und einsichtsvoll wahr. Dem rein wissenschaftlichen Standpunkt gegenüber, den Professor Waldeyer auf der letzten Naturforscherversammlung zu Köln in seiner Rede über diesen Gegenstand vertrat, betont Lina Morgenstern in ihrer klaren und erleuchtenden Weise die praktischen Interessen, die nach vielen Richtungen hin der Ausübung der Medizin durch hervorragend veranlagte und gründlich wissenschaftlich gebildete Frauen Förderung bieten.

— **A. Hartleben's Volksatlas,** enthaltend 72 Karten in einfachem Kartenstichen (Wien, A. Hartleben) liegt nunmehr nach Erscheinen der 20. Lieferung vollständig vor. Er hat bei seinem Ende gehalten, was er von Anfang an versprach. In übersichtlichster Klarheit und Schärfe gestaltet er uns die gesamte Erdoberfläche in ihrer gegenwärtigen Gestaltung und politischen Einteilung nach dem neuesten Stande der wissenschaftlichen Erkenntnis und der politischen Entwicklung. Ein ausführliches Register erleichtert außerordentlich das Auffinden aller im Atlas verzeichneten Orte, Flüsse, Gebirge u. mittelst Angabe der Kartennummer und der geographischen Lage.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

In neuer Auflage ist erschienen:

Ein halbes Jahrhundert.

Erinnerungen und Aufzeichnungen von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Mit dem Porträt des Verfassers.

Zweite, durchgesehene Auflage. 2 Bände.

Preis geheftet ℳ 15.—; fein in Leinwand gebunden ℳ 18.—

Gedichte

von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Sechste, vermehrte Auflage.

Inhalt: I. Aus allen Zonen. — II. Liebesgedichte und Lieder. — III. Romanzen und Balladen. — IV. Vermischte Gedichte.

Preis geheftet ℳ 4.50.; fein in Leinwand gebunden ℳ 6.—

Lyrische Gänge.

Von

Friedrich Theod. Vischer.
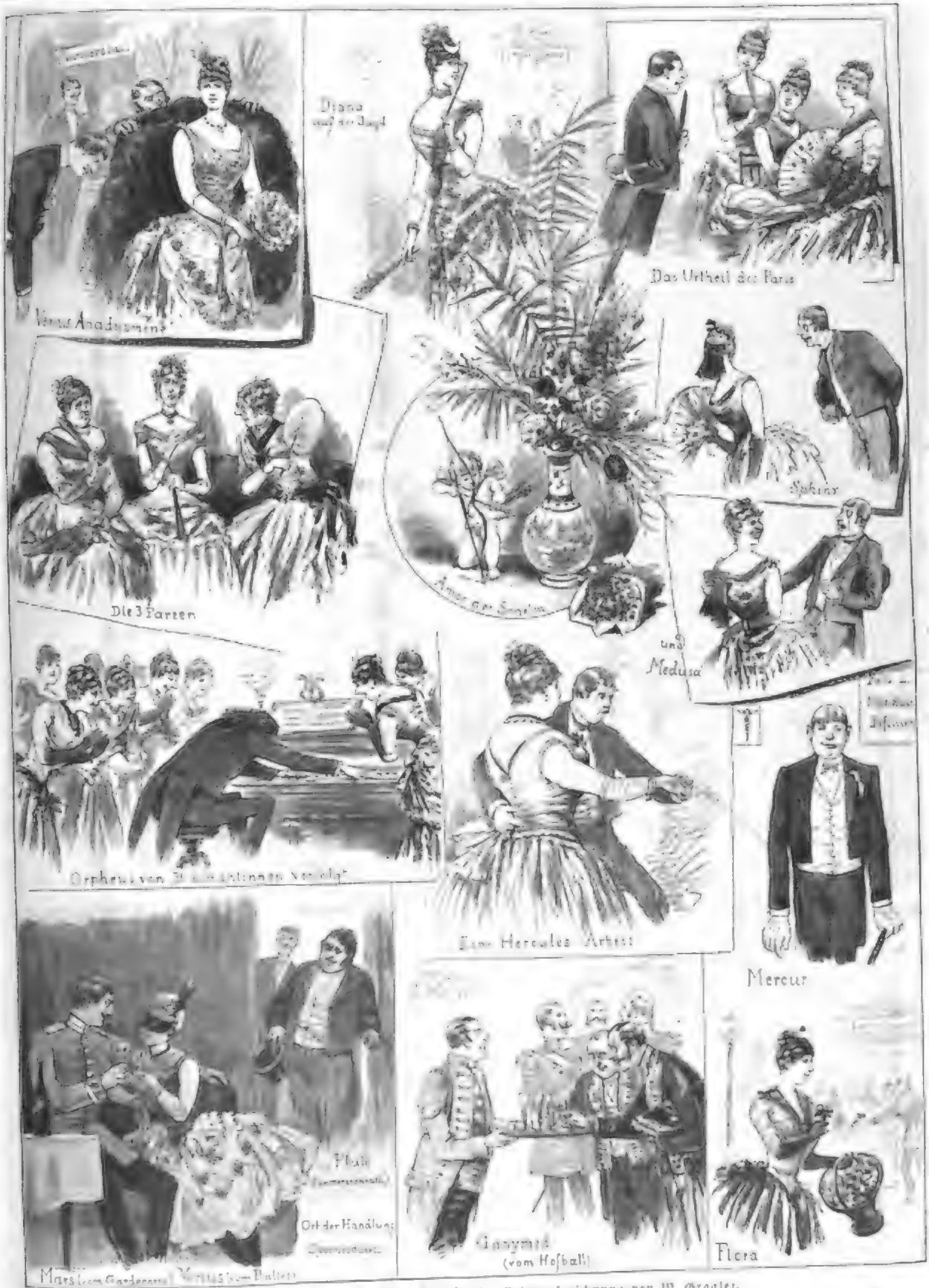
Zweite, vermehrte Auflage.

Preis geheftet ℳ 6.—; fein gebunden mit Goldschnitt ℳ 7.50.

Jede gute Buchhandlung des In- und Auslandes besorgt gern.



Hauptaltar der „Kathedrale unserer lieben Frau vom Pfeiler" in Saragossa. Zeichnung von M. Hebert.



Mythologisches aus dem Ballsaal. Originalzeichnung von W. Gregler. 42

Die letzte Reichsfehde.

Von

Karl Kiesewetter.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Als der erste Herzog von Meiningen, Bernhard I., im Jahr 1706 gestorben war, hinterließ er das Land seinen drei Söhnen Ernst Ludwig, Friedrich Wilhelm und Anton Ulrich, welche es gemeinsam unter dem Direktorium des erstgenannten ältesten Prinzen regieren sollten. Dadurch sollte eine noch größere Zersplitterung der Lande ernestinischer Linie, die bereits in die Herzogtümer Gotha, Weimar, Eisenberg, Eisenach, Meiningen, Römhild, Hildburghausen und Saalfeld zerfielen, verhütet werden; die wohlgemeinte Bestimmung wurde jedoch eine Quelle steter, einschneidender Zerwürfnisse in der herzoglichen Familie und die Ursache von Wirren, die das Meininger Ländchen in die Zeit der Grumbachischen Händel zurückzuversetzen schienen.

In den ersten Jahren nach dem Tode des vorgenannten ersten Herzogs führten seine beiden älteren Söhne die Regierung zugleich im Namen ihres 1687 geborenen, noch unmündigen Bruders Anton Ulrich, welcher unter pfalzneuburgischer Fahne in den Niederlanden gegen die Franzosen kämpfte und, nach Deutschland zurückgekehrt, im Jahr 1711 Philippine Elisabeth Cäsar, die Tochter eines bürgerlichen hessen-kasselschen Hauptmanns, heiratete. Voll Zorn über diese unerhörte Mesalliance suchten nun die älteren Brüder den Herzog Anton Ulrich von der Regierung auszuschließen. Allein dieser bestand hartnäckig auf seinem Recht und brachte es unter schier endlosen Kämpfen nach dem Tode Ernst Ludwigs im Jahre 1727 bei Kaiser Karl VI., welcher ihm sehr wohlwollte, dahin, daß Friedrich Wilhelm ohne seine Zustimmung keine Regierungshandlung vornehmen durfte, und „die Cäsarin“ — wie seine Gemahlin allgemein genannt wurde — den Rang einer Reichsfürstin erhielt. Nun siedelte Anton Ulrich, welcher der Verhältnisse halber seit seiner Verheiratung in Holland, Frankfurt a. M. und Wien gelebt hatte, 1728 nach Meiningen über, um mit seinem älteren Bruder gemeinsam die vormundschaftliche Regierung für die beiden unmündigen Söhne Ernst Ludwigs zu übernehmen.

Da jedoch diese Prinzen früh starben, dauerte die gemeinsame Regierung der beiden feindlichen Brüder neunzehn lange Jahre, bis zum Tode des älteren, und war ein Zeitraum voll Streit und Verwirrung. Namentlich war es der grämliche, eigensinnige und hochfahrende Friedrich Wilhelm, welcher Zerwürfnisse herbeizuführen suchte, während andererseits der edelsinnige, aber heißblütige und ebenso hartnäckige Anton Ulrich nichts dazu beitrug, Zwistigkeiten zu vermeiden oder zu schlichten. Infolge dessen kamen die Regierungsangelegenheiten in bedenkliche Stockung, und manche Stellen — wie zum Beispiel die fast zwanzig Jahre erledigte Stelle des Hofdiakonus — blieben ohne Besetzung, nur weil sich die beiden Herzoge nicht über die Persönlichkeiten einigen konnten. Ja, Herzog Friedrich Wilhelm, welcher übrigens infolge seiner Kränklichkeit vielfach von gewissenlosen Dienern mißbraucht wurde, ging in diesem gegenseitigen Schikaniren sogar so weit, daß er der am 14. August 1744 verstorbenen Cäsarin die Beisetzung in der unter der Kirche liegenden Fürstengruft versagte und ihren Sarg in einem abgelegenen Zimmer des Schlosses mit Sand überschütten ließ; selbst das Trauergeläute mußte auf seinen Befehl aufhören, und Herzog Anton Ulrich, den die fortwährenden Feindseligkeiten wieder nach Frankfurt getrieben hatten, mußte, nach einem zweimonatlichen Streit über die Beisetzung und Trauerfeier, auf die Durchführung seines Willens verzichten.

Endlich starb Friedrich Wilhelm am 9. März 1746, worauf Herzog Anton Ulrich die nunmehrige Alleinregierung damit antrat, daß er die Leiche seiner Gattin in die Fürstengruft schaffen und den Sarg seines Bruders in demselben Zimmer mit Sand überschütten ließ, wo „die Cäsarin“ fast zwei Jahre gestanden hatte; die Reste Herzog Friedrich Wilhelms wurden erst in der Nacht vom 7. auf den 8. Juli 1747 in der Stille zu der Asche seiner Ahnen gebettet. Trotzdem nun der erbittertste Gegner der von Anton Ulrich eingegangenen Mesalliance aus der Reihe der Lebenden geschieden war, hatten die Streitigkeiten über dieselbe noch kein Ende, denn am 24. Juli 1747 setzten die in den Herzogen von Gotha, Hildburghausen und Koburg bestehenden Agnaten ein Reichsgutachten durch, laut welchem den aus der Ehe Anton Ulrichs mit der Cäsarin entsprossenen Kindern, trotz ihrer erblichen Erhebung in den Reichsfürstenstand, das Erbfolgerecht abgesprochen wurde, und Kaiser Franz I. unterzeichnete am 4. September dieses Erkenntnis. Anton Ulrich erhob mehrfach vergebens Einsprache dagegen.

Der erbitterte Widerspruch der Agnaten gegen die Erbfolgefähigkeit der genannten Kinder hatte nicht nur seinen Grund in dem Stolz auf die Reinheit des fürstlichen Blutes, sondern auch in der Habsucht; denn da die beiden Söhne Ernst Ludwigs frühzeitig starben und Friedrich Wilhelm unvermählt geblieben war, mußte das Herzogtum Meiningen der Teilung anheimfallen, wenn die Söhne der hessischen Hauptmannstochter von der Erbfolge ausgeschlossen blieben, was ja nun durch die kaiserliche Ratifikation des Reichsgutachtens entschieden schien. Die Agnaten triumphirten; aber Herzog Anton Ulrich, der seinen lieben Vettern ihre Freude nicht gönnte, schritt — obwohl dreiundsechzig Jahre alt — im Jahr 1750 zu einer zweiten Ehe mit der Prinzessin Charlotte von Hessen-Philippsthal, aus welcher noch drei Söhne und zwei Töchter entsprossen. Da nun die Hoffnung auf eine Teilung des Meininger Landes geschwunden war, suchten in Hinsicht auf das Alter Anton Ulrichs die Herzoge von Gotha, Hildburghausen und Koburg bei dem etwaigen Tode des gehaßten Meiningers wenigstens die Vormundschaft eines Prinzen erster Ehe über die jüngeren Kinder zu verlangen und kamen 1761 überein, mit den Waffen einzuschreiten, wenn Anton Ulrich ohne Testament sterbe oder gar die Söhne der Cäsarin trotz des kaiserlichen Entscheides zur Mitregentschaft oder Vormundschaft berufe; die Vormundschaft der Herzogin Charlotte Amalie, allein oder in Gemeinschaft mit einem dem Interesse des ernestinischen Gesamthauses entsprechenden Fürsten, wollten sie dagegen zulassen.

So lagen die Sachen, als Herzog Anton Ulrich am 27. Januar 1763 in Frankfurt starb, wo auch die Herzogin Charlotte Amalie mit ihren Kindern weilte. Ein sofort abgefertigter Kurier überbrachte noch an demselben Tag in der fast unglaublich kurzen Zeit von neun Stunden die Todesnachricht dem Regierungsrat von Pfaffenrath in Meiningen, welcher als herzoglicher Minister sofort die Kinder erster Ehe Anton Ulrichs benachrichtigte und Kommissäre zur Besitzergreifung in die einzelnen Aemter des Landes entsandte. Unterdessen wurden die Stadtthore geschlossen, und der Oberst von Buttler ließ sowohl diese als die herrschaftlichen Gebäude militärisch besetzen, worauf der feierliche Akt der Besitzergreifung mit allem Zeremoniell erfolgte. Herr von Pfaffenrath begab sich mit dem kaiserlichen Notar Gerbach und zwei von diesem geladenen Zeugen, mehreren Kommissarien und Dienern nach dem Schloß, wo er der präsentirenden Wache den Tod des Herzogs bekannt machte und verkündete, daß derselbe sämtliche Prinzen aus beiden Ehen zu gemeinsamen Regenten des ungeteilt bleibenden Landes eingesetzt und die Herzogin Charlotte Amalie zur alleinigen Vormünderin über ihre minderjährigen Kinder berufen habe. Zum Zeichen der Besitzergreifung hieb er einen Span aus dem Schloßthor, löschte das Feuer in der Schloßküche und zündete ein neues an. Dann schenkte er in der Kellerstube Wein und Bier aus und ließ sich vom Hofverwalter Handschlag thun. Hierauf begab er sich nach dem Silberzimmer, wo er sich mit den Kommissarien an eine gedeckte Tafel setzte, wieder aufstand und die Stühle rückte. Damit war der Akt der Besitzergreifung des Schlosses vollendet, und die Kommission verließ dasselbe gegen Mitternacht mit dem strengen Befehl an die Wache, niemand — wer es auch sei — einzulassen. Pfaffenrath ergriff nun noch durch Aushauen von Spänen aus den Thoren von der Stadt, dem herrschaftlichen Garten und mehreren Gebäuden Besitz und ließ sich das von dem Notar über diesen Akt aufgesetzte Instrument aushändigen. Die Stadtthore blieben bis nach der am Vormittag des 29. Januar stattfindenden Huldigung geschlossen, worauf der Verkehr wieder freigegeben und ein vormundschaftliches Patent mit den letztwilligen Verordnungen Anton Ulrichs angeschlagen wurde.

Kaum war die Kunde dieses Staatsstreichs in die Thüringer Lande erdrungen, als die erwähnten Agnaten Einspruch erhoben und das Testament samt der Vormundschaft der Herzogin für ungiltig erklärten. Da sich jedoch die Meininger Regierung um diese Erklärung herzlich wenig kümmerte, so begannen die drei Mächte Gotha, Hildburghausen und Koburg ihre stehenden Truppen und Landmilizen während der ersten Tage des Februar zusammenzuziehen und in dem damals koburgischen Städtlein Themar zu vereinigen. Schwer hingen die Wolken des Kriegsgewitters über die bedrohte Harfenstadt, wie das alte Meiningen nach der Form seiner Grundfläche hieß, herab, aber die Regierung behielt den Kopf auf der rechten Stelle, zog den engeren Landesausschuß oder „die Defensioner“ des Meininger Unterlandes in die Stadt und begann die Wälle und Schanzen vor den beiden Thoren mit Kanonen zu besetzen. Meiningen, obwohl möglichst ungünstig in dem tiefen Werrathal gelegen, war nämlich von einer mit bastionirten Türmen versehenen Mauer und drei Gräben umgeben und besaß vor jedem Thor eine Sternschanze, weshalb auch die Stadt für den Schlüssel des Werrathals galt. Dieselbe wurde, da sich das aus einigen Compagnien Infanterie und dreizehn Kurassieren bestehende Reichskontingent noch im Feld bei der glorreichen Reichsarmee befand, von den eben erwähnten Defensionern verteidigt, die eine Art Landwehr bildeten, mit blauen, weißbortirten Röcken, roten Westen und Hosen und einer von ihrer Form „Salzmeste“ genannten Filzmütze bekleidet waren, in Friedenszeiten keinerlei Dienste thaten und an Kriegstüchtigkeit alles zu wünschen übrig ließen. Geschütze waren in verhältnismäßig großer Zahl und von den verschiedensten Kalibern vorhanden, weshalb denn auch die Stadt, da die verbündeten Feinde aus denselben Elementen zusammengesetzt waren, der Invasion und etwaigen Belagerung mit Ruhe entgegensehen konnte.

Am 6. Februar ergossen sich die feindlichen Heerscharen in der Stärke von neunhundert Mann mit sechs Kanonen über das Meininger Land und quartierten sich in den südlich von der Stadt gelegenen Dörfern ein. Die an ihrer Spitze stehenden Kommissarien, nämlich der Assistenzrat Gotter von Gotha, der Geheimerat von Beulwitz aus Koburg und der Hofrat Koch aus Hildburghausen, schickten ein Schreiben an die Regierung nach Meiningen und baten, einen Bevollmächtigten zur Besprechung nach dem eine Stunde südlich von Meiningen im Dorfe Untermaßfeld befindlichen Hauptquartier zu senden. Als solcher ging am nächsten Tag der Regierungsrat Hofmann ab und erhob feierliche Einsprache gegen diesen gröblichen Bruch des Landfriedens, worauf die Kommissäre erklärten, daß sie aller Proteste ungeachtet in allen auf ihrem Kriegszug berührten Ortschaften die vormundschaftlichen Patente abgerissen und mit Füßen getreten hätten; morgen mittag würden sie das Gleiche auch in Meiningen thun, und die Regierung möge zusehen, daß dieses in der Güte geschehe, denn sie hätten auf alle Fälle Truppen bei sich, welche Hofmann jeden Augenblick besichtigen könne. Hofmann unterließ die Besichtigung und bat nur, mit allen feindlichen Schritten bis nach der Beisetzung der auf morgen erwarteten herzoglichen Leiche zu verziehen, worauf er sich nach der Stadt zurückbegab. Am nächsten Tag wurde denn auch die Leiche durch das den Feinden entgegengesetzte nördliche Thor in die Stadt geschafft, und bald darauf setzten sich auch die Verbündeten in Bewegung und marschirten nach der sogenannten Pfanne, einem südöstlich von Meiningen liegenden Berg. Da zwei nach Meiningen entsandte Parlamentäre, von denen der eine mit dem Einmarsch eines Corps Preußen drohte, zurückgewiesen worden waren, forderte der gothaische Oberst von Vorberger persönlich die Stadt zur Uebergabe auf, mußte aber samt dem mitgebrachten Tambour unverrichteter Dinge wieder abziehen. Nun begannen die Gothaer auf der Pfanne eine Batterie für ihre sechs Geschütze zu errichten und alles zur Beschießung fertig zu machen.

Auch in Meiningen traf man Vorbereitungen, insofern den auf der Schanze vor dem oberen Thor aufgestellten Kanonen noch zwei Feldschlangen hinzugefügt wurden und man Mist auf die Straßen und Wasserfässer auf die Hausböden schaffte. Während des ganzen Tages und Abends rückten die Landmilizen aus dem meiningischen Unterland, sowie Forstbeamte und die von dem benachbarten Steinbach requirirte Schützencompagnie nebst vielen Freiwilligen ein, so daß in der belagerten Stadt eine stattliche Kriegsmacht versammelt war. Am Abend loderten zwölf Wachfeuer der Gothaer auf den südöstlich von Meiningen gelegenen Bergen gen Himmel, und auch in der Stadt blieben die Nacht hindurch alle Mannschaften unter dem Gewehr, bang der blutigen Entscheidung harrend, die der Morgen bringen sollte.

Und die Entscheidung kam. Ein gothaischer Lieutenant, Schulze hieß der Wackere, hatte gegen das Versprechen von einem Dukaten für den Mann vierundzwanzig Freiwillige geworben, mit denen er am 9. Februar früh nach fünf Uhr unter lautem Geschrei das nördliche Stadtthor aufzuhauen begann. Die Wache, welche die Gothaer für zuziehende Landmiliz hielt, fragte, wer draußen sei, und erhielt zur Antwort: „Der Feind!“ Sofort begannen die Defensioner die Gothaer mit Steinen zu bewerfen, worauf diese Feuer gaben, das die Meininger aus zwei Kanonen und kleinem Gewehr so kräftig erwiderten, daß sich die Stürmenden Hals über Kopf in die sie schützenden Berge zurückzogen und einen Verwundeten, den Hut des Lieutenants Schulze, zwei Gewehre und eine Zimmeraxt auf dem Platz ließen. Im Triumph wurden diese Trophäen in die Stadt geschafft. Nun aber begann die Batterie auf der Pfanne ihr Donnerwort zu sprechen und gab bis um sieben Uhr achtzehn Schüsse auf die Stadt ab; dann setzten sich die wackeren Artilleristen zum Frühstück. Um acht Uhr begann die Beschießung abermals und währte eine Stunde. Die Meininger erwiderten das Feuer aus den Wallgeschützen, deren Kugeln jedoch nicht die Batterie auf der Höhe des Berges erreichten, weshalb denn der Büchsenmeister Köhler, der Kanonier Wagner, der Zeugwart Heß und der Walkmüller Herbst die erwähnten Feldschlangen richteten und Feuer gaben. Die schweren Kugeln demontirten zwei gothaische Geschütze, und eine derselben soll nach einer gang und gäben Spottrede dem gothaischen Artillerieoffizier einen Sporn abgeschlagen haben. Mag nun auch die Thatsächlichkeit des letzten Vorgangs dahingestellt bleiben, so ist doch gewiß, daß der Feind sein Feuer einstellte, sich hinter den Berg zurückzog und gegen Mittag abmarschirte. Die Kugeln der Belagerer hatten zwei Schornsteine und einen Giebel eingeworfen sowie auch eine Scheunenleiter und eine Badewanne zerschmettert. Menschenleben waren nicht zu beklagen.

Am Nachmittag kam die Nachricht nach Meiningen, daß die Feinde auf den Dörfern Ellingshausen, Obermaßfeld und Einhausen mit Fraß und Soff übel hausten und die Bauern „spolirten“, worauf die meiningischen Defensioner, Jäger und Schützen in der Nacht ausrückten, um die Plünderer zu vertreiben. Dieselben hatten sich nach Einhausen zurückgezogen, wo es zu einem Gefecht kam, bei welchem ein gothaischer Kanonier fiel und vierzehn Mann verwundet wurden. Da die Meininger keine Kanonen mit sich führten, mußten sie sich endlich mit dem Verlust von zwei Verwundeten, deren Gewehre geplatzt waren und die Finger ihrer Träger zerrissen hatten, zurückziehen. Auch der Feind konzentrirte sich rückwärts und ließ in Themar die Lafetten der beiden demontirten Kanonen ausbessern.

In Meiningen wurde nun die gesamte Bürgerschaft militärisch organisirt, der „weite Ausschuß“ (eine Art Landsturm) mobilisirt und die gesamte Jägerei nebst dem engeren

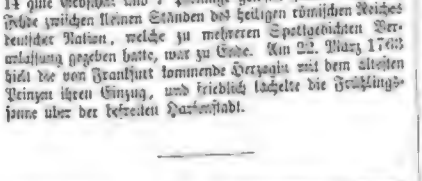
Aufschub des Oberlandes heranzogen. In der Nacht entstand Panik; es hieß, die Gothaer kämen; die Tambours schlugen Alarm, und alles eilte auf die Wälle, von denen die großen und kleinen Geschütze in die Nacht hinausdonnerten. Die kriegerische Aufregung legte sich jedoch sehr bald, als es sich herausgestellt hatte, daß der ganze Auftritt durch ein Pferd veranlaßt worden war, welches sich losgerissen hatte und durch die Straßen galoppirte.

So blieben die Verhältnisse bis zum 15. Februar, an welchem Tag die gewitterschwüle Ruhe der Lage durch den ersten Marschall der verbündeten Truppen unterbrochen wurde, die sich wieder in den südlich von Meiningen liegenden Dörfern einquartierten und so übel hausten, daß es am 20. Februar in Neubrunn zu einem blutigen Zusammenstoß mit den Bauern kam. In diesen Dorfe war ein Kommando von dreihundert Mann Infanterie und fünfzig Dragonern angekommen und hatte Fourage verlangt. Der Schultheiß aber ließ Sturm läuten, worauf die Ortsnachbarn mit Spießen, Sensen, Flinten, Mistgabeln, Dreschflegeln und so weiter zusammenliefen und — von den Bewohnern des benachbarten Dorfes Jüchsen unterstützt — die Gothaer bedrohten; diese gaben Feuer, und die Kanallerie hieb ein, wobei sechs Bauern mehr oder weniger verwundet wurden.

Trotzdem nun die Belagerer mit einer abermaligen Beschießung drohten, die Zufuhr abzuschneiden suchten und einzelne Teile des aus dem Feld zurückkehrenden Meininger Reichskontingents gefangen nahmen, war doch der Feldzug in ein diplomatisches Stadium getreten, welches den nahen Frieden in Aussicht stellte. Die Meininger Regierung hatte nämlich, während die Agnaten einen Prozeß beim Reichskammergericht in Wetzlar anhängig machten, beim Kaiser, den Reichshofrat, dem Hochstift Würzburg und dem fränkischen Kreiskonvent in Nürnberg über den Landfriedensbruch Beschwerde geführt, worauf die beiden letztgenannten Mächte sehr ernstliche Ermahnungen an die drei verbündeten Höfe gerichtet hatten, die Feindseligkeiten einzustellen, die Meininger Lande zu räumen und Schadenersatz nebst Kriegskosten zu bezahlen.

Da erschien am 26. Februar ein schon einmal abgewiesener kaiserlicher Kammergerichtsbote in Meiningen und lud ein Patent seiner Behörde am Rathause an, laut welchem die Meininger Prinzen erster Ehe mit ihren Ansprüchen an das Reichskammergericht verwiesen und angehalten wurden, sich den Maßnahmen der zur Obervormundschaft berechtigten Agnaten zu fügen. Die Meininger Beamten und Unterthanen erkannten jedoch die Zuständigkeit des Reichskammergerichts nicht an, traten die angeschlagenen Verfügungen ab oder steckten sie, wenn sie ihnen aufgedrungen worden waren, dem Boten wieder gewaltsam in die Tasche, so daß er unverrichteter Dinge abreisen mußte und nur die ihm widersetzene Behandlung zur Anzeige bringen konnte. Nun kamen die beiden Reichsgerichte über ihre Kompetenzen in Streit, bei welchem die Agnaten behaupteten, die Meininger Akte „bilden das ganze Werk mit einer tausendfältigen reichen Verschlagenheit unter einander gewirket", und sogar die Beschießung der Stadt ablegneten; das Ende war, daß der Kaiser durch ein Patent vom 17. März die Prinzen erster Ehe von der Erbfolge endgiltig ausschloß, die Herzogin-Witwe als Landesregentin und Obervormünderin ihrer minderjährigen Söhne bestätigte und die Agnaten in die Strafe des Landfriedensbruchs verurteilte.

Nun marschirten die feindlichen Truppen ab, die Meininger Aufgebote wurden entlassen, und der Stadtrat berechnete, daß ihm die Belagerung 289 fränkische Gulden, 14 gute Groschen und 7 Pfennige gekostet habe. Die letzte Fehde zwischen kleinen Ständen des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, welche zu mehreren Spottgedichten Veranlassung gegeben hatte, war zu Ende. Am 22. März 1763 hielt die von Frankfurt kommende Herzogin mit dem ältesten Prinzen ihren Einzug, und friedlich lachelte die Frühlingssonne über der befreiten Hartenstadt.



Bühne.

— **In der deutschen Reichshauptstadt haben die jüngsten** Festtage in erfreulich rascher Folge drei namhafte Neuheiten auf die Bretter gebracht. Das Berliner Theater, schon bisher in seinen Darbietungen auffrappierend vom Glück begünstigt, hat mit einem sehr unterhaltenden Lustspiel: „Die wilde Jagd" debütirt, abermals den Vogel abgeschossen. Der Verfasser, der junge Frankfurter Dr. phil. und Literaturhistoriker Fulda, hatte schon mit seinen sehr graziösen und feinsinnigen Einakter: „Unter vier Augen", auf die Bühne des Deutschen Theaters außerordentlichen Glück gehabt, doß ihm auch bei seiner ersten größern Bühnenarbeit treu geblieben ist. Man hat ihn nicht weniger als siebenmal gerufen. In der Gestalt Lieber-Stramhan-Wehmeyer gestaltig, produzirt er sich durch bedeutende Erfindungsgabe als durch den Witz einer geistreich durchdachten Form und richtige Einsicht aus, die aber stets von durchsichtigster Gewalt sind. Fulda schildert die „wilde Jagd" des modernen Gesellschaftslebens. Er zeigt uns den vielbeschäftigten Geschäftsmann, der niemals bei sich zu Hause ist, selbst während einer Gelegenheit mit allen möglichen Vergnügungsmöglichkeiten gejagt wird und keinen Augenblick zu sich selbst und seiner Familie kommen kann. Dann führt er ein Ehepaar vor — der Mann ist Privatdozent, die Frau eine bildsamende Malerin — das ebenfalls der wilden Jagd verfallen ist, aber nicht der gesellschaftlichen Zerstreuungen, sondern vor unstillbarer Begierde nach einer Ehescheidung in der Gesellschaft seiner Angehörigen ruhigen Genusses findet und sich schließlich recht sehr unglücklich fühlt, weil jedes von beiden die innere Befriedigung entbehrt, die nur aus seelischer Harmonie entspringt. Die Entzweiung wird mit der Zeit so arg — wenigstens äußerlich — daß die Frau das Haus des Mannes verläßt, in der Gattin radikal den feinern Recht als Herr der Häuslichkeit Gebrauch machen und eine andere Lebensordnung einführen will. Aber nie es so oft geschieht, gerät sie dabei nur aus dem Regen in die Traufe, denn ein Baron, ein sogenannter Freund der Familie, benutzt diesen Umstand, um der Dame seine nicht all zu zweideutigen Huldigungen zu machen. Dies bringt sie zur Besinnung und führt sie in das Haus eines wirklichen Freundes, eines alten Sanitätsrats, der allbald beide Ehegatten mit einander versöhnt und die durch diese Erfahrung gewitzigte Gattin ihrer Häuslichkeit und ihrem ehelichen Glück wiedergibt. Das alles ist mit so viel Geist, Witz und feinem Dialog dargestellt, daß man die vielen pessimistischen Lebenstrübungen und Unmöglichkeitsfiktionen der Handlung dem talentvollen Verfasser gerne nachsieht — vollends, wenn eine Komparsen-Fuchs die Rolle der Malerin spielt und darin das ganze Pariser Leben verkörpert. — Das Lessingtheater hat auch einmal einen vollen Erfolg zu verzeichnen mit Angengruber's Volksstück: „Heimgefunden", einer schlichten, herzlichen und einfach-gemütlichen Dichtung, die eine rührende Fabel mit rührender dramatischer Kontrast in sechs Bildern zur Darstellung bringt, aber die wesentliche, wirksam gesteigerte Gegenstellung ihres Aufbaus dort vermißt, wo es das Publikum und die Kritik am meisten fordert. Der hochmütige und dem Volke zu schroffen Gutsherr, Herr Dr. Wiener Theodor Hummer, ein herzensanständiger Egoist, setzt vor dem Mann, und da es gerade Weihnachtsabend ist und er vergeblich mehr ein Heim weiß, wo er mit seinem zerrissenen Gemüt Zuflucht finden könnte, beschließt er, seinem elenden Dasein durch einen Pistolenschuß das traurige Ende zu bereiten. Sein Bruder, ein armer Schlucker, den er stets mißachtend gemieden, weil er einer Tochter Eva Lenau" ist und mit niedrigen weiblichen Reizen sein Dasein fristet, erhält durch Zufall den verhängnisvollen Unglück und eilt, um dem Lebensmüden die Pistole aus der Hand zu winden. Es gelingt ihm, den frechen Plan zu vereiteln und den Verzweifelten der Natur zurückzuführen, die er so lange gemieden. So hat der Mensch sich und sein Heim wiedergefunden und es ist weiter nicht zu seiner Seele gewesen. Gewiß ein recht hübscher Vorwurf; wäre er nicht von Angengruber gedacht, so würde die Gemütsverbesserte Kulturkritik lauten. „Ein total Aufgebot." Aber Angengruber weiß auch den trivialsten Stoff mit seiner eminenten Darstellungs- und Gestaltungskraft zu heben und ihn auf menschlich nahe zu bringen. Das ist seine Kunst. Gemütvolle Stücke sprechen auch heute, in unserer angeblich so blasierten Zeit, noch ebenso an wie ehedem, als der Großmutter die Großmutter nahm, und das ist ein gutes Zeichen dafür, daß der Verfall des Gemüts noch nicht diejenigen Schichten durchdrungen hat, von denen schließlich auch die Kunst und die Literatur ihren Halt nehmen soll. Angengruber hat im Leipzigtheater einen Ehrenabend gehabt. — Noch zehnmonatlicher Pause hat nunmehr auch das Ungliche Schauspiel unter dem Titel „Heimgefunden". Die Bühne am Schiffbauerdamm ist wieder ihrer Bestimmung übergeben worden und zwar mit Dezsös romantisch-idyllischem Schauspiel „Letzte Liebe". Das Stück hat ebenfalls einen bedeutenden Erfolg erzielt — wer will da noch den Unempfindlichkeit des Publikums für das Gute fabeln! Und doch spielt es im tiefen Mittelalter, im Jahre 1560, und handelt von den romantischen Abenteuern der schönen Tochter des Grafen von Caroma im Kriege gegen die Venetianer. Da die Handlung sehr verwickelt ist, so kann hier nicht näher auf sie eingegangen werden. Es genüge die Bemerkung, daß sie bei allen Instanzen das lebhafteste Interesse erregte und eine wahrhaft poetisch gehobene Stimmung erzeugte, an der ebenso sehr die klingige, an den großen Opernsaal Dekoration gerollte Szene wie das vollendete Spiel der Hauptschauspieler ehrenvollen Anteil besaß. Auch die reiche, künstlerische Ausstattung erregte allgemeine Bewunderung.

— **Ein Richard Wagner-Theater soll in der Nähe von** Paris bereits im nächsten Sommer eröffnet werden. Lamoureux wird die künstlerische Oberleitung der eigenartigen Unternehmung führen. Die letztere wird einen privaten Charakter tragen und das Theater für ungefähr 800 Personen Raum bieten. Die Vorstellungen werden, um sämtliche Landsleute gegen die Anfeindungen Wagnerischer Werke nach Möglichkeit herauszuhalten, nur aus Kunstverständigen sich zusammensetzen, von denen eine ebenfalls große Anzahl der Vorstellungen nicht zu erwarten ist. Die Vorstellungen in dem französischen Richard Wagner-Theater sollen nur einige Monate währen und somit möglicht nur in der Zeit stattfinden, in welcher die großen französischen Opernbühnen Ferien haben. Die mitunter große Konkurrenz wird, obwohl nie in Bayreuth, das den verwöhnten Musikkennern verschiedener französischer Theater bekannt sein, in erster Reihe das Theater de la Monnaie in Brüssel, welches bereits „Walküre" und „Meistersinger" in französischer Sprache zur Aufführung gebracht hat.

Kultur und Wissenschaft.

— **In Berlin sind acht Briefe Friedrichs des Großen** aufgefunden worden, die an bekannten Literaturkritiker Nicolai gerichtet sind, weil sie Autographen auf Bestellungsgeschäft sind, die Kardinal Caccia an den großen Ketzer-König ausstellte.

— **Die umfangreichste Shakespeare-Bibliothek der Welt** besitzt das Londoner British Museum. Es ist allerdings eigentlich deutsch, daß die Nationalbibliothek des Landes die beste Schuldverständlich, daß die Nationalbibliothek des Landes die beste Sammlung von Büchern besitzt, die sich auf den größten seiner Söhne beziehen, aber nicht immer wird durchgeführt, was man für richtig erkennt, und erst als Birmingham im Jahre 1879 seine Shakespeare-Bibliothek durch Feuer verlor, begann man dieser Abteilung im Britisch Museum größere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Jetzt findet der Shakespeare-Studierende drei all die ersten Ausgaben und den größten Teil der Kommentare; nicht eine der deutschen Uebersetzungen, von Wielands ersten Versuch bis auf den heutigen Tag, fehlt, sowie auch fast jeder der über den großen deutschen Schriftsteller geschriebenen Bücher. So hat denn die Deutsche die vollkommenste Sammlung deutscher Bücher über Shakespeare sicher weit, er nach London gehen muß. Das Museum besitzt nicht der französischen und italienischen Uebersetzungen, fast die ganze russische Literatur über diesen Gegenstand, Uebersetzungen mehrere Stanzen, die von der Hand des Königs von Portugal herrühren, sowie solche in dänischer, schwedischer, holländischer, isländischer, lateinischer, böhmischer und ungarischer Sprache. Einige der Dramen sind ins Serbische, Kantonische, Walachische, Kroatische, Wendische und Polnische übersetzen. Rußland besitzt zwei vollkommene Uebersetzungen und eine chinesische ist in Vorbereitung.

— **Welche Bücher liest das Volk am liebsten?** Diese Frage läßt sich für die deutsche Reichshauptstadt annähernd beantworten an der Hand des neuesten statistischen Jahrbuchs von Berlin. Nach dem Bericht über das letzte Berichtsjahr wurde nämlich ein Band der vierundzwanzig Berliner Volksbibliotheken durchschnittlich entliehen 5,3 mal und der — ausländischen Literatur, dann absteigend 5,1 mal und der deutschen Nationalliteratur, 3,6 mal aus der Abteilt „Geographie und Vermischtes", 2,5 mal aus der Naturkunde, 2 mal auf der Philologie und Pädagogik, 1,7 mal auf Geographie und Reisen, und so weiter herab bis zur Theologie, wo ein Band durchschnittlich nur 0,7 mal, sowie zu der Staatswissenschaften, wo er 0,5 mal entliehen wird. Die vierundzwanzig Berliner Volksbibliotheken besitzen jetzt 104,040 Bände. Davon wurden im letzten Berichtsjahre 382,667 entliehen, jeder Band durchschnittlich 3½ mal. Die Zahl der Leser betrug 16,045. Es wurden entliehen 20 Prozent der Bücher an Handwerker, Gesellen und Arbeiter, 24 Prozent an Frauen, 18 Prozent an Gymnasiasten und Studenten, 14 Prozent an Gewerbetreibende und Kaufleute.

— **In Paris erscheinen 1648 Zeitschriften und Zeitungen,** und zwar 94 politische Tageblätter und Wochenschriften, 56 Schöngeistige, 66 illustrirte, 16 diplomatische oder militärwissenschaftliche, 17 für das Kaufmännische, 63 den Handel betreg, 24 für Freimaurerei, 2 den jüdischen Glaubensbekenntnis betreffend, 24 für Freimaurerei, 27 für das Militärwesen, 23 für Sport, 146 französische, 55 gesetzliche, 20 für die Bühne, 34 juristische, 34 für Eisenbahnen, 40 für Moden, 66 für den Handel und 143 verschiedenen Inhalts. Von den Kuriositäten bekanntes 83 Politik und Schöngeistiges, 134 Heilkunde, 128 Kunst und öffentliche Arbeiten, 71 Naturwissenschaften, 72 Erziehung und Unterricht, 24 Verwaltungswesen, 43 Land- und Gartenwirtschaft, 32 Bücherkunde. Von den im vorigen Jahre neu entstandenen 493 Zeitschriften und Zeitungen verschwanden 248 vor Ablauf des Jahres.

— **Es ist bekanntlich sehr schwer, die Höhe der Wellen** und die Entfernung der einzelnen Wellenkämme richtig abzuschätzen, vermutlich weil wir sie in der Regel nur eben ansehen. Neuerdings hat ein früherer Mitglied der berühmten Challenger-Expedition, Buchanan, aus Anlaß von Messungen in der Nähe von Ascension behufs Legung eines Telegraphenkabels, unternommen, diese Frage zu lösen. Hiebei bekannte er sich eines Instruments zur Ermittlung der Entfernung zwischen dem Schiffsbord und dem Grunde des Wellenthals, beziehungsweise der Höhe des Wellenberges. Die Versuche wurden auf hoher See in der Gegend der genannten Insel und bei stürmischen Wetterverhältnissen vorgenommen. Da ergab sich für die höchsten Wellen eine Höhe von 6 Meter, für die kleinsten eine solche von 3,05 Meter, für die Entfernung zwischen den Wellenkämmen 150 bis 190 Meter und für die Geschwindigkeit der Fortpflanzung der Wellen 42 bis 45 Kilometer. Eine erhebliche Höhe erreichen die Wellen nur, wenn sie auf ein Hindernis stoßen.

Gesundheitspflege.

— **Ueber die Gesundheitsschädlichkeit der Teppiche entspann** sich in einer der letzten Sitzungen der Berliner polytechnischen Gesellschaft eine interessante Erörterung. Dr. Lux, Spezialist für Kinder- und Hautkrankheiten, glaubte die Frage der Gesundheitsschädlichkeit der Teppiche im allgemeinen bejahen zu müssen. Die längere Hantierung vermutlich mit neuen Teppichen erzeuge ganz bestimmte Arten von Hautkrankheiten, die durchschnittlich stets auf dem gleichen Stand, den die Teppiche beim Verlegen von sich geben. Die Teppiche seien jedem arge Staubfänger, die nicht oft genug gelüftet werden könnten. Daher seien auch viele Hautkrankheiten darauf zurückzuführen, wenngleich auch Schlafzimmer Teppiche möglichst fern zu halten. Als Ingenieur Wery ausführte, sind namentlich die geflochtenen Teppiche minderwertigem Fabrikats bedenklich. Dahin gehörten zunächst die billigen Sorten der nachgeahmten Smyrnateppiche. Dieselben werden auf Maschinen gewebt und dann geschoren. Bei mangelhaften Beleuchtungsverhältnissen könnten in den Teppichen Klumpen, die beim Gebrauch sich in die Zimmerluft zerstreuen. Die Annehmlichkeit derartiger Teppiche sei sehr leicht erkennen, wenn man neue Teppiche prüfung anlege. Ingenieur Leitwager glaubte diese Bedenken nicht in vollem Umfange teilen zu können. Bei guten Teppichen und bei halbwegs sachlichem Betriebe würden die Wollfasern entschieden bei der Fabrikation entfernt. Der Umstand aber, daß die Teppiche den Staub abfangen, spreche gerade für deren Verwendung. Allerdings wurde auch den dieser Seite hingewiesen, daß bei starkem Staube sehr leicht Wollfasern abgerissen werden können, ein Umstand, der auch der allgemeinen Gesundheit der Luft sehr nachteilig entgegenstehen.

Sport.

— **Erbprinz Leiningen „Johann Longstaff" wurde in der Manchester Handicap-Steeplechase** von 250 Gard. als erster plaziert, da die Siegerin Graf Pil. Oberhaupt „Gnaniero" wegen eines Hemmschuhes, der sich in der Einführung auf die englische Rennbahn befanden, disqualifiziert wurde.

— **Die diesjährigen Rennterraine Deutschlands sind** bereits zum großen Teile veröffentlicht. Berlin wird diesjährig am 23. April einen Renntag bei Hamburg (25. und 29. April) abhalten, westlich das Derbyrennen auf den 21., 23. und 24. Juni

erfüllt, während die Tage der Union, Renner ꝛc. auf den 10., 11., 12., 14. und 16. Juni, das Meeting auf den 6., 12., 13. und 26. Mai zu Berlin entfallen. Der große Preis von Hannover fällt in das Meeting vom 29., 30. Juni und 2. Juli, und in Baden-Baden wird am 25., 27., 30. August und am 1. September gerannt. Am 6. und 7. Oktober sind die St. Leger-Tage zu Hannover und am 12., 13. und 15. Oktober die des Hermsfelds und anderer langen Rennen zu Berlin. Der kleinere Meetings gruppiren sich, wie immer, um diese.

— **Immer fabelhafter werden die Pferdepreise für Vollblut.** Nachdem „Ormonde“ thatsächlich um 240,000 Mark nach Amerika verkauft wurde, sind dem Besitzer „Tioneta“, der den Grand prix und das französische Derby gewann, 600,000 Franken für diesen Hengst geboten und, was noch unglaublicher klingt, von ihm erstiftet worden.

— **Trabrennen wurden in Weißensee im Jahre 1888 an** 35 Tagen abgehalten und dabei 300 bis 500 Mark an Preisen ausgesetzt.

— **Eine geräumige Reithalle (Vorführungshalle) nebst** umfangreichen Stallungen hat in Stuttgart der dortige „Reit Club“ erbaut und unlängst feierlich eröffnet. Prinz Hermann zu Sachsen-Weimar überzog die vollendeten Baulichkeiten, nachdem Kommerzienrat Tritzenbach die Bedeutung derselben in ausführlicher Rede hervorgehoben, feierlich dem Oberbürgermeister Dr. von Hack. Ohne Zweifel ist durch diese Neuschöpfung dem Pferdehandel, namentlich soweit er sich auf die edlen Rassepferde bezieht, ein wichtiger Vorschub geleistet.

— **In Wasserschuhen aus Federnholz, je 5 Fuß lang und** 14½ Kilogramm schwer, ist ein „Professor“ Ch. H. Oldrôme, von Albany nach New-York „gegangen“. Der „Marsch“ auf dem Hudson währte 6 Tage, während Dampfschiffe nicht mehr Stunden dazu benötigen. Der Mann will demnächst von Dover nach Calais marschiren.

— **Eine Birkwildkolonie wird im Taunus angelegt.** 4 Hähne und 6 Hennen sind als erste Ansiedler von Hessingfort bereits in ihre neue Heimat eingerückt.

— **In Paris wird ein internationales Fechtturnier für** das Ausstellungsjahr geplant, das die besten Degen Frankreichs gegeneinander führen dürfte.

Statistik.

— **In den ersten elf Monaten des Jahres 1888 sind 15** Theater niedergebrannt. Davon entfallen auf Nordamerika und England je 4, auf Belgien 2, Frankreich, Spanien, Portugal, Rumänien und Rußland je 1. Die 96 Theaterbrände seit dem Ringtheaterbrand verteilen sich nach Ländern wie folgt: England 23, Rußland 18, Nordamerika 17, Frankreich 12, Oesterreich-Ungarn 6, Spanien 5, Deutschland, Italien und Belgien je 3, Holland, Schweden, Portugal, Rumänien, Südamerika und Japan je 1. Deutschland hat eigentlich in diesen Zeitraume nur 2 größere Theater eingebüßt, nämlich das Hoftheater in Schwerin (16. April 1882) und das Nationaltheater in Berlin (4. April 1883). Nur bei dem ersteren kam ein Feuerwehrmann in treuer Ausübung seiner Pflicht um's Leben.

Gestorben.

— **Kemal Bey**, Gouverneur von Chios, hinterläßt der bedeutende Alterthümer Midhat Pascha, einer der begabtesten Dichter und Schriftsteller des türkischen Volks, Anfangs Dezember, in Chios.

— Dr. Josef Lenhossék, Professor der Anatomie und Vorsteher des ersten anatomischen Instituts an der Universität Budapest, ausgezeichneter Lehrer und Forscher auf dem Gebiete der Anatomie und Schädellehre, Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften, 70 Jahre alt, am 3. Dezember, in Budapest.

— Dr. Karl Frix, Hof- und Universitätsmechaniker in Jena, dessen optische Werkstätte einen Weltruf erlangt hat, 72 Jahre alt, am 3. Dezember, in Jena.

— Emerik Henszlmann, hervorragender ungarischer Kunstarchäolog, Begründer der magyarischen Alterthumsforschung, Professor der Kunstgeschichte an der Budapester Universität, Mitglied der ungarischen Akademie der Wissenschaften, 75 Jahre alt, am 6. Dezember, in Budapest.

— Dr. Konstantin Leader, Sanitätsrat und Kreisphysikus a. D. in Berlin, Mitglied der Provinzial-Medizinischen Akademie der Naturforscher, ausgezeichneter Schriftsteller auf medizinischem und naturwissenschaftlichem Gebiete, 60 Jahre alt, am 7. Dezember, in Berlin.

— Graf Franz zu Stolberg-Wernigerode, erbliches Mitglied des preußischen Herrenhauses, 73 Jahre alt, am 7. Dezember, auf seinem Schloß zu Tervueren in Belgien.

— Damann, ehemaliger Gefängnisprediger und Schriftsteller, bekannter Volksmann des Jahres 1848, 75 Jahre alt, am 7. Dezember, in Dresden.

— German Angelics, Erzbischof von Korfunt, griechisch-orientalischer Patriarch und Metropolit der serbischen Nation in den Ländern der ungarischen Krone, am 8. Dezember, in Neusatz.

— Wiesfeld, Oberbürgermeister a. D., früher Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, 56 Jahre alt, am 8. Dezember, in Thorn (Westpr.).

— Geheimer Hofrat Reil, Chef der Geheimen Kanzlei des Landgräflich Amtes, um die Ausbildung der Subalternbeamten des ausübenden Dienstes hochverdient, 60 Jahre alt, am 9. Dezember, in Berlin.

— Geheimer Regierungsrat Dr. Firnhaber, hochverdient um das nassauische Schulwesen, 78 Jahre alt, am 14. Dezember, in Wiesbaden.

— **Prinz Alexander von Hessen und bei Rhein**, k. k. General der Kavallerie, 65 Jahre alt, am 15. Dezember, in Darmstadt.

Schach.

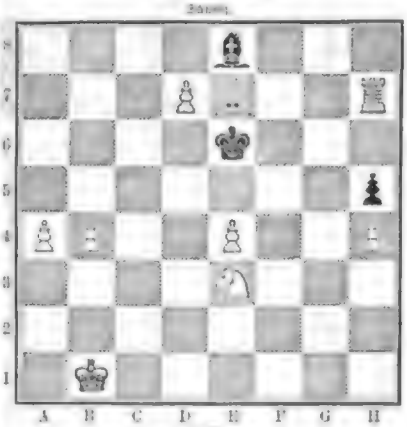
(Redigirt von Jean Dufresne.)

In den lehrreichen Aufgaben unseres jetzt in London lebenden Landsmannes, des trefflichen Problemkomponisten H. F. L. Meyer, gelten folgende Meisterzüge:

Aufgabe Nro. 487.

Von H. F. L. Meyer.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Aus der Schachwelt.

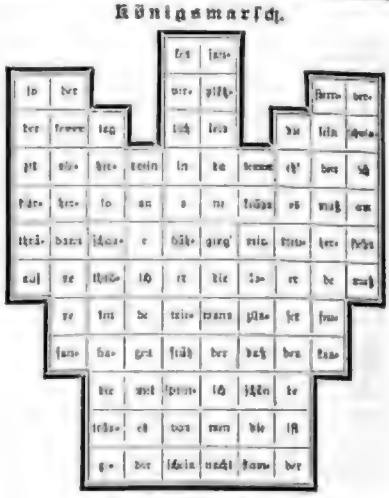
Eine der ältesten und bedeutendsten deutschen Schachgesellschaften, die Leipziger „Augusta“, feierte am Sonntag den 2. September 1888 das vierzigste Jahresfest ihres Bestehens. Am Nachmittag gegen 5 Uhr begrüßte der Obmann Hofrat Dr. Rudolph von Gottschall, der neben dem Generalbericht Herrn H. Zwanzig an der Spitze der Gesellschaft sieht, die eingetroffenen Gäste mit freundlicher Ansprache. Dann schritt der Obmann zu der für die Turnier-Sieger bestimmten Ehrung. Als Schiedsrichter wurden die Herren von Bardeleben, Dr. Metzger von Gottschall, Dr. Max Lange, W. Pauli-Berlin und H. Zwanzig gewählt. — Am Wettturnier, bei am Montag begann, beteiligten sich acht Spieler, die Herren von Bardeleben, J. Mieses, Joh. Windmüller, Gerhard Paulsen, Otto Riemann, von Scheve, Schottländer und Dr. Tarrasch. Nach mehrtägigem Kampfe erhielten von Bardeleben und Riemann mit 5½ Gewinnpartien den ersten Preis, die zwischen beiden Herren geteilt wurde, da Meister Riemann abreisen mußte. Den zweiten Preis erhielt J. Mieses mit 4½ Gewinnpartien. — Das Festmahl, bei am 4. Dezember stattfand, nahm einen überaus fröhlichen Verlauf. Dr. Rudolph von Gottschall brachte einen poetischen Toast auf das Wohl der Gäste, und es dauerte sich zahlreiche Berliner deutsche Schachgesellschaften befanden. Viele launige Trinksprüche folgten, heiteres Festleben wurde gepflogen und schließlich kam ein ergötzlicher Festscherz recht zum Gaudiumschlagenen zur Aufführung. Möge die so festliche Tagung auch ferner gedeihen und blühen!

Rosetten-Rebus.



Bei diesem Rebus muß der Löser den Anfang suchen. Man beginnt mit der äußersten Kreisreihe der Bilder und folgt nach rechts. Das letzte Bild der ersten Reihe führt auf den Anfang der zweiten Reihe, und hier folgt man ebenfalls nach rechts. Das Mittelbild ist die Schlußsilbe des ganzen Spruches. Hat man willkürlich in der ersten Reihe nach rechts oder links, so wird man sehr bald den Anfang finden.

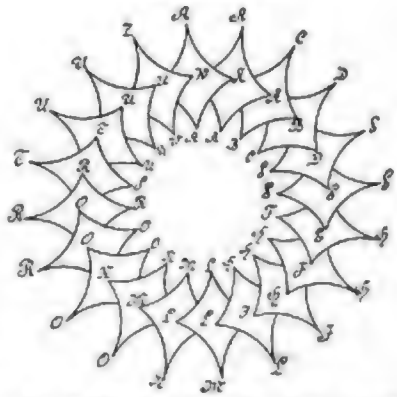
Königsmarsch.



Auflösung des Rätsels Seite 282:

Weg.

Buchstabenrätsel.



Nach dem Muster der vorstehenden Figur sind aus denen Buchstaben zwanzig Wörter (jedes aus drei Buchstaben bestehend, deren der Anfang auf die innere, der Zwischenlauf auf die mittelste, der Auslauf auf die äußere Blattspitze zu stehen kommt) so zu bilden, daß die umschlossenen Blumenden rechts herum den Namen eines der größten mitteldeutschen Dichters ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. ein deutsches Getreidemaß; 2. eine Stadt in Italien; 3. eine Stadt an der Donau; 4. ein russisches Gouvernement; 5. ein Minerale; 6. einen Fisch; 7. einen Laufvogel; 8. eine biblische Person; 9. eine Stadt an der Saale; 10. einen Zufluß der Donau; 11. eine altbabylonische Gottheit; 12. eine Himmelsgegend; 13. einen persönlichen Gegner Luthers; 14. ein Zimmerorgan; 15. einen männlichen Vornamen; 16. ein Sandwort; 17. einen bekannten Badeort; 18. einen Teil des Wagens; 19. ein persönliches Fürwort; 20. einen Vogel.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 282:

Nur die moralische Größe macht den großen Mann.

Neue Bücher und Schriften.

Adami, P., Lieder des Kaiserkrieg. Berlin, Adolf & Comp.

Christeller, E., Das Leben der feinen Welt. Stuttgart, Lutz & Walter.

Amtmeier, O. v., Die Gefangenschaft auf der Wegmoorsel. 2 Bände. Leipzig, W. Friedrich.

Kremer-Album (Gesellschaftsspiel). Zur Erinnerung an den bayerischen Regierungsjubiläum König Franz Josef I. Lieferung 1/2. Wien, L. Mittmann & Co.

Urstorf, Chr., Marina. Ein Lied vom Nordseestrand. Hamburg, Verlagsanstalt Richter.

Bernard, J., Im Jungbrun von Odenwald. Lieder in Versen. Dresden, C. Pierson.

Brix, O., Die junge Ehe. Ehestiften u. Ehestände. Berlin N. o. Fischer.

Bleyl, A., Theodor Storm u. d. moderne Novellistik. Berlin, R. Eckstein Nachf.

Bodenstedt, F., Erinnerungen aus meinem Leben. Berlin, Allgem. Verein für deutsche Literatur.

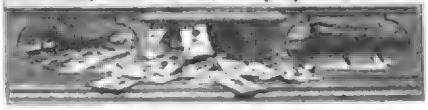
Bürger, R., Eine Predigt auf die Leipzigerstrafe bei Potsdam. Hamburg, Herold.

Bull, H., 450 deutsche Reimsprüche, als Wahrspruch für Haus- und Hofsprüche gesammelt. Leipzig, G. Fock.

Bürkner, Ehert, Kraft u. Stoff. Deutsches Universal-Kochbuch. Lief. 1 (zu 10 Lief.). Hamburg, Verlagsanstalt Richter.

[illegible]

Briefmappe.



[illegible]

„A young girl". [illegible] Verlag von Paul Neff, Stuttgart [illegible]

Abonnent in Zürich. [illegible]

[illegible]



Norddeutscher Lloyd

Post- und Schnelldampfer

zwischen **Bremen** und

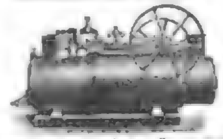
Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

Prospekte versendet

Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

Chem. Tinten in Pulverform, ... Dr. Fr... in Bonn a. Rh. ... [illegible]

Garrett Smith & Co.,
Magdeburg-Buckau.



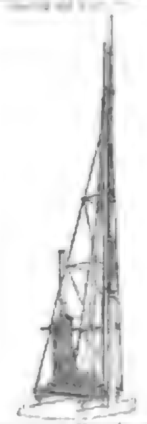
Locomobilen. [illegible]

Westinghouse Dampfmaschinen. [illegible]

Dampfkessel. [illegible]
Garrett Smith & Co.

Dampframmen

[illegible]



Menck & Hambrock, Ottensen bei Altona.

NEUE Musik-Zeitung

80 Pfg. *Illustriertes Familienblatt.* 80 Pfg.

Mit zahlreichen Musik- und anderen wertvollen Beilagen.

[illegible] *belehrenden und unterhaltenden Artikeln* [illegible] *Unterhaltung.* [illegible] *franko durch jede Buchhandlung.* **Carl Grüninger. Stuttgart.**

Garantie-Seidenstoffe

der Seidenwarenfabrik von: von Elten & Keussen, Crefeld

direkt aus der Fabrik, also aus erster Hand zu beziehen

In beliebigem Meter-Mass zu Fabrikpreisen

[illegible]



Gelbke & Benedictus, Dresden,

Cotillon- und **Carneval-** spiele, Christbaumschmuck, Papierlaternen.

Künstliche Pflanzen

Gefässe dafür in Majolica, Holz, Messing etc.

[illegible]

BUCHFÜHRUNG [illegible]

Mariage [illegible]

Kautschukstempel Maurer & Thieme [illegible]

E. F. 100 in S. 1) Adressen dieser Art finden Sie im „Adreßbuch des Deutschen Reichs“, Berlin, Rudolf Mosse Verlag, durch jede Buchhandlung zu beziehen. Einzelnbedürf vermögen wir Sie in dieser Frage nicht zu beraten. 2) Dergleichen bietet der landwirtschaftliche Verlag von Paul Parey in Berlin, dessen Verlagsverzeichnis Sie ebenfalls bei Ihrem Sortimentsbuchhändler einsehen können.

C. K. in Met. Mit Dank angenommen.

Richtige Lösungen sandten ein: Fr. Hlr. Helbling-Tschudy in Zürich (?). Nina Brettner in Zwickau. Wilh. Sigmund Kahn in Williamsport, Pennsylvanien. „Des Pfarrers Töchterlein“ in D....t. Frida Wilhelmi in Rathl. Ferdinand Huber in Ebersfeld. „Alter Abonnent“ in Brünn. Alice Knee in Kalmbach. Fr. Emmy Warighauer in Berlin. Mignon Stallford in Hannover. Lucie Schwarzenbach in Zürich. Fr. Emilie Schmitz in Bonn. Marie Weidenstein in Baden-Baden. Weizin. Postsekretär in Dresden. „Stammtisch zur Stadt Dresden“ in Kamenz i. Sa.

Gesundheitspflege.

Heinr. W. Wenn das Herzklopfen nur zu der Zeit sich einstellt, wo Sie viel rauchen, und umgekehrt wieder verschwindet, sobald Sie das Rauchen vermeiden, so kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Ursache desselben eben das zu starke Rauchen ist, und in der That wirkt ja auch der Tabak bezw. das Nikotin in dieser Hinsicht auf das Herz. Sie werden daher gut thun, sich danach zu richten und das Rauchen nicht oder so wenig zu beschränken.

E. v. K. in B. Sämtliche Entfettungsmittel wirken nur vorübergehend. Wenn übrigens nur einige mißfarbige Flecken vorhanden sind, so werden dieselben durch Aufpinseln des Cosmetiques (?) sämtlich doch am sichersten entfernt.

Fr. E. M. in Leipzig. 1) u. 2) Befragen Sie das doch den behandelnden Arzt. Mit Einreibungen ist im allgemeinen bei Frostbeulen nur wenig zu erreichen; versuchen Sie aber doch einmal solche mit einer Frostsalbe bestehend aus Ichthyolsalbe (3 gr Ichthyol auf 30 gr Vaseline). Die schmerzhafte Stelle wird zuerst mit warmem Seifenwasser abgewaschen und danach mit einem weichen Handtuch gelinde abgetrocknet, hierauf wird die Salbe eingerieben und die eingeriebenen Stellen mit Watte oder Leinwand bedeckt. Die Einreibungen müssen täglich zwei- bis dreimal wiederholt, ebenso auch vor jeder Einreibung die lauwarme Abwaschung. 3) Die Tabakspillen sind nicht schädlich.

Frau F. K. v. L. M. Wir halten dieses wie alle anderen derartigen Mittel für erfolglos.

Dr. Sehm.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer“ (SW., Charlottenstr. 11);
Wien: Filiale von „Ueber Land und Meer“ (Renngasse 5);
Budapest: Moritz Gelléi (V. Franz Josephsplatz 6);
München: Fritz Schwartz, Redakteur der „Kunst für Alle“ (Kaulbachstr. 22).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Harte Herzen. Erzählung von Baron Zeilitzen von Polsch. — Der lebendig gefangene Wolf, von W. L. Herr. — Ein Meisterwerk altdeutscher Kunst. — Abseits, von Ernst Ziel. — Unsere Künstler: Alexander D. Goltz. — Josef Hartmann, ein Roman aus Rumänien von Marco Brociner. Fortsetzung. — Bei der Toilette, von J. van E. — Ein Grazer Ehrentag, von —. — Der Wächter Cornelius, eine etwas ungewöhnliche Geschichte von Paul von Schönthan. — Literatur. — Die letzte Nachtwache, von Karl Michelsen. — Neues aller. — Schach. — Rösselsprung. — Rätselhaft. — Auflösung des Rätsels Seite 282. — Buchstabenrätsel. — Auflösung des Bilderrätsels Seite 282. — Neue Bücher und Schriften. — Briefmappe.

Illustrationen: Harte Herzen, eine Originalzeichnung von R. E. Kepler. — Ein Fahnenschmuck, Gemälde von O. Sinner. — Bazar in Ragusa. Gemälde von Alexander D. Goltz. — Unsere Künstler: Bildnis des Malers Alexander D. Goltz und zwei Blätter aus seinen Skizzenbüchern. — Der lebendig gefangene Wolf. Gemälde von W. L. Herr. — An der Börse. Gemälde von Ferdinand Brütt. — Bei der Toilette, ein Bild aus einem vergangenen Jahrhundert. — Die neuerbaute k. k. Technische Hochschule in Graz. — Die feierliche Eröffnung der k. k. Technischen Hochschule in Graz durch Kaiser Franz Josef. Originalzeichnung unseres Spezialzeichners F. Schlegel. — Handzeichnung der „Kathedrale unserer lieben Frau vom Pfeiler“ in Saragossa. Zeichnung von M. Hebert. — Mythologisches aus dem Volkssaal. Originalzeichnung von W. Gräbler.

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes, in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 40 ₰ Reichswährung.

Die soeben ausgegebene Nummer 14 der

Künstler-Ausgabe

von

„Ueber Land und Meer“

XXXI. Jahrgang 1888/89

(wöchentlich eine Nummer von mindestens 2½ Bogen Großfolio auf feinstem Velinpapier in Umschlag mit jährlich 8 Extra-Kunstbeilagen, Preis vierteljährlich für 13 Nummern 6 Mark) enthält als

dritte Extra-Kunstbeilage:

„Esmeralda“. Nach einem Gemälde von P. Linder.

In den bisher erschienenen Nummern des Jahrgangs 1888—89 sind folgende Extra-Kunstbeilagen zur Ausgabe gelangt:

„In Rosen“. Nach einem Gemälde von P. Linder.

„Schloß Herrenchiemsee“. Photogravüre nach einem Gemälde von Professor H. Breling.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements auf die **Künstler-Ausgabe** von **„Ueber Land und Meer“** jederzeit entgegen. Die bereits erschienenen Nummern nebst den Extra-Kunstbeilagen werden neu eintretenden Abonnenten auf Verlangen noch zum Subskriptionspreis nachgeliefert.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Einladung zum Abonnement auf die

Deutsche Romanbibliothek

zu „Ueber Land und Meer“.

In wöchentlichen Nummern von je 3 Bogen. Preis **2 Mark** pro Quartal. — In vierzehntägigen Heften in elegantem Umschlag. Preis **35 Pfennig** pro Heft.

Der **neue, siebenzehnte** Jahrgang, welcher in der Großquart-Ausgabe von Oktober zu Oktober läuft, bringt in erster Linie folgende hochinteressante Romane:

„Camilla“, von **Ernst Eckstein** — **„Der Weg zum Glück“**, von **Robert Byr** — **„Im Bann der Irredenta“**, von **O. Meding-Samarow** — **„Der älteste Sohn“**, von **Moritz v. Reichenbach** — **„Im Regiment“**, von **H. v. Osten** — **„Unter deutschen Palmen“**, von **Chr. Benkard**, denen noch weitere bedeutende Romanwerke von **Martin Bauer, Doris Freiin von Spättgen, F. Waidheim** u. s. w. folgen.

Außerdem enthält jede Nummer ein reichhaltiges Feuilleton; Proben aus der neuen deutschen Lyrik; Mosaik.

Der Abonnent auf die „Deutsche Romanbibliothek“ erwirbt in **jedem** Vierteljahr für **nur 2 Mark** so viel Lesestoff, daß — wenn letzterer in Romanbände üblichen Umfanges eingeteilt würde — dieselben einen Buchwert von mindestens **18 Mark** repräsentiren; er erhält also in schönster Ausstattung

die neuesten Romane der ersten deutschen Schriftsteller

als sein **Eigentum** beinahe um den Preis der **Gebühr für das Lesen in der Leihbibliothek**, und darf wohl gesagt werden, daß zu solch billigem Subskriptionspreise eine derartige Sammlung bester deutscher Originalromane noch nie geboten wurde.

Die **„Deutsche Romanbibliothek“** erscheint auf vielseitigen Wunsch nunmehr auch in einer eleganten **„Salon-Ausgabe“** — jährlich 26 Halbbände von je 10—11 Bogen in handlichem, gefälligem Buchformat in gediegenster Ausstattung zu dem überaus mäßigen Preise von 40 Pfennig pro Halbband — welche den Vorteil bietet, daß jeder Roman, sobald er vollständig erschienen, sofort für sich eingebunden werden kann, da jeder Roman apart paginirt ist.

Der Jahrgang dieser **Salon-Ausgabe** läuft von Januar zu Januar und ist somit jetzt die beste Gelegenheit zum Eintritt in das Abonnement geboten. Der **erste Halbband des zweiten Jahrgangs** (1889) ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen erhältlich.

Wir laden alle Abonnenten von **„Ueber Land und Meer“** zum Abonnement auf unsere „Deutsche Romanbibliothek“ als überaus billiges und äußerst **gediegenes** Ergänzungs-Journal freundlichst ein. Ein Bestellschein liegt dieser Nummer zu gefälliger Benützung bei.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

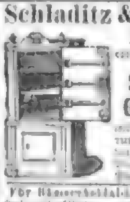
Petroleum-Retortenbrenner.

A. v. Wurstemberger & Co. in München.
Verwertung neuer Erfindungen.

Soeben erschien:
Aus meiner Jugendzeit.
Für große und kleine Leute erzählt von Friedrich Polack.
Preis geb. M. 1,60.
I. Meine Jugendzeit ...
II. ...
... Herrosé Verlag, Wittenberg.

Das Vogtl. Versandt-Haus
... Plauen i. V.
... Kataloge franko.

Schladitz & Bernhardt, Dresden.



Stahlpanzer-Geldschränke

Gegen monatliche Ratenzahlung von 3 Mark gebe ich an jeden Stand das bekannte, großartige Prachtwerk!



Zusendung der erschienenen Bände erfolgt direkt per Post.
E. Polmo Militärbuchhandlg.,
...

Stottern
heilt gründlich die seit 27 Jahren bestehende Denhardt'sche Anstalt in Burgsteinfurt, Westfalen. Prospekt gratis. Honorar nach Heilung.

D. R. Patent Nr. ...
Die stumme Violine
z. Studiren
... In Gebrauch ...
Gebrüder Wolff, ... Kreuznach.

Heirats-Gesuch.
...

Das überraschendste Geschenk
ist das Bild lieber, teurer Angehörigen.
...
Anerkennungsschreiben und Preisliste ...

Pulverfabrik Rottweil-Hamburg
liefert
Alle Sorten Pulver
Jagd-
Körnung No 4
Gewehrpulver,
Musketpulver,
Mehl- u. Böllerpulver
Sprengpulver
Sprengpatronen
Dynamit
Jagdpulver
Patronen
Postversandt
SEKURIT
vorzügliches dem Dynamit an Wirkung gleiches Sprengmittel zur Vermeidung von Schlagwetterentzündungen.
Prämirt. Stuttgart 1881, Amsterdam 1883, Madrid 1883, ... 1887.
Centralbureau Rottweil ... Hamburg ...
... Sämmtliche ... patronen zu Fabrikpreisen.

Kranken-Fahrstühle



Antwerpen: Silberne Medaille; Zürich: Diplom; Goldene Medaillen: Nizza 1884; Kreml 1884.
Spielwerke
...
Spieldosen
...
Stets das Neueste und Vorzüglichste, besonders geeignet zu Weihnachtsgeschenken, empfiehlt
J. H. Heller, Bern (Schweiz).
...

Electrotechnische Fabrik
Mix & Genest
S.W. BERLIN S.W.



Telephon-Anlagen.
Haustelegraphen.
Blitzableiter. Lichtapparate.

Die reichhaltigste aller Moden-Zeitungen

ist die **Illustrirte Frauen-Zeitung.**

Dieselbe bringt jährlich 24 Moden- und 24 Unterhaltungs-Nummern [illegible] 14 Tage eine Doppel-Nummer. [illegible] Zur Selbstanfertigung der Garderobe für Damen und Kinder [illegible] überhaupt genügend für den ausgedehnte[n] Bedarf. — Das Unterhaltungsblatt bringt außer No[vellen] [illegible] Feuilleton und Briefen über das [illegible] gewerbliches, Wirthschaftliches, Gärtnerei und Briefmappe, [illegible] Moden endlich noch Folgendes: jährlich über [illegible] (in Oesterreich-Ungarn nach Kurs).

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franko durch die Expedition, **Berlin** W., Potsdamer Straße 38; **Wien** I, Operngasse 3.

Universal-Sprache Esperanto.

Die Idee einer Universal-Sprache ist seit den ältesten Zeiten ein Lieblingswunsch der Menschheit. [illegible] **„Lingvo internacia“** [illegible] Sprache **Esperanto** [illegible]

1. [illegible]
2. [illegible] Lingvo internacia [illegible]
3. [illegible] la Unua Libro [illegible]

[illegible]



Ein neues Universal-Lexikon für alle Gebiete des Wissens

[illegible]

Verlag von **Wiegandt & Grieben**, Berlin.

Bestes und billigstes Konversations-Lexikon.

Feines Tafelgeflügel

[illegible]

Victor Haydecker, Püspök-Ladány, Ungarn.

[illegible]

Prin's-Caffee-Versand, Hamburg [illegible]

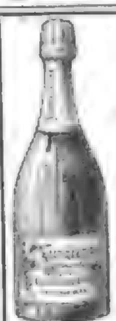
[illegible]

Tausende

[illegible] Bankier **A. Dann** in **Stuttgart** [illegible]

Glas-Schreibfedern

2 Stück-Proben für M. 1.40. Briefmarken von GUSTAV PICKHARDT in BONN.



Kaiser-Blume

feinster Sect [illegible] Gebrüder Hoehl in Geisenheim. Schaumwein-Kellerei. [illegible]



[illegible]

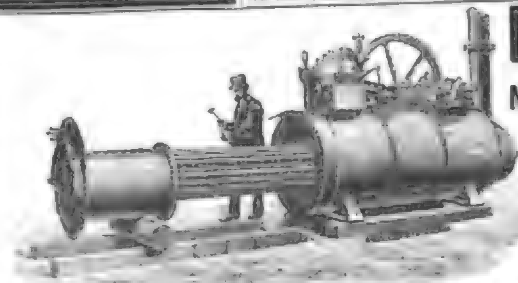


Lebensversicherungs-Gesellschaft zu Leipzig

(alte Leipziger) auf Gegenseitigkeit gegründet 1830.



[illegible]



R. WOLF

in **Magdeburg-Buckau**

baut seit 1862 als Hauptspecialität: Fahrbare und stationäre

Locomobilen

mit ausziehbaren Röhrenkesseln sowie im Dampfraum gelagerten Dampfcylindern [illegible]

Hochdruck-Locomobilen mit einfacher oder mit durch den Regulator selbstthätig [illegible] bis zu 30 Pferdekraft.

Receiver-Compound-Locomobilen mit und ohne Condensation bis zu 100 Pferdekraft. [illegible] auf allen [illegible] **geringsten Kohlenverbrauch**

stets der Sieg

[illegible] **Leistungsfähigkeit und soliden Bauart** [illegible] **gegenwärtig noch im Gebrauch. Sämmtliche** [illegible] **dauernden Brems- und Indicator-Versuchen** [illegible] **Landwirthschaft als in industriellen Betrieben jeder Art** [illegible]

Preislisten und feinste Referenzen stehen zur Verfügung.

Jeder Schwindsüchtige

lese sofort: „Die Heilung der Schwindsucht“ durch Einatmung hochgradig erhitzter trockener Luft. In populär gemeinverständlicher Darstellung und mit Beschreibung des bei der Kurmethode angewendeten Apparates von

Dr. Louis Weigert.

Portofrei zu beziehen durch **A. Meissner**, Berlin W., 71 Friedrichstraße, gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken.

Prämiirte ächte Sodener Mineral-Pastillen

(bereitet aus den Salzen der berühmten Gemeinde-Quellen), welchen durch die Jury der internationalen Ausstellung in Brüssel die **Silberne Medaille** zuerkannt wurde, sind in allen Apotheken à Schachtel 85 Pf. erhältlich. Um sicher zu sein, keine **nachgeahmten** Sodener Mineral-Pastillen zu erhalten, verlange man nachdrücklich

FAY's ächte Sodener Mineral-Pastillen

und beachte, dass die auf den Schachteln befindliche ovale blaue Schutzmarke den nebenstehenden Namenszug **PH. HERM. FAY** trägt.

Van Houten's Cacao.

Bester — Im Gebrauch billigster.

Ueberall zu haben in Büchsen à
Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

Dr. med. W. Schmidt.
Stuttgart. Marktplatz 14.
Hautkrankheiten.
Brieflicher Unterricht.

Das Militär-Pädagogium Dr. Killisch, Berlin,
Schönhauser Allee 133,

Nicht verlebte

Epilepsie - Fallsucht Krämpfe.

Erziehungsanstalt zu Neuhaus

Keine Hülfe für Brustkranke
Asthma (Athemnot). Luftröhrenkatarrh. Spinnenmacher. Bronchial- und Kehlkopf-katarrh etc.

Die Stiftung von Zimmermann'sche Naturheilanstalt

Dr. Pfeuffer's
Gicht- und Steinleidende
und zur Entkalkung verkalkter Blutgefässe
Jessler's Ludwigsapotheke zu München.

Dr. H. Schusters Privat-Institut.
Leipzig, Kleine Burggasse 6, am Königsthor.

CACAO-VERO.
enthält, leicht löslicher
Cacao.
HARTWIG & VOGEL
Dresden

IN DEN APOTHEKEN:
ENGELHARD'S
Isländisch Moos-Pasta
gegen
HUSTEN u. HEISERKEIT
75 PFENNIGE.

Schutzmarke
Professor Dr. Liebers
Nerven-Elixir.
Central-Depot M. Schulz, Hannover.

16 Medaillen & Ehrendiplome.
Cibils
FLEISCH-EXTRACTE
Liefern die wohlschmeckendsten und kräftigsten Suppen.
16 Medaillen & Ehrendiplome.
Goldene Med. u. Ehrenpreis in Düsseldorf 1887.



INTERESSANTE ENTDECKUNG!
Parfums-ORIZA in fester Form
12 KÆSTLICHE PARFUMS in FORM von STIFTEN
Ein leichtes Bestreichen genügt, um augenblicklich den gewünschten Gegenstand zu parfümiren.
L. LEGRAND, HOFLIEFERANT SEINER MAJESTÄT DES KAISERS V. RUSSLAND
207, Rue Saint-Honoré, PARIS
Der Bijou-Catalog wird gratis und franco zugesandt

Sie husten nicht mehr
Dr. Rob. Bock's Pectoral
(Hustenstiller)
Gegen: Verschleimung, Husten, Heiserkeit.
DR. BOCK'S PECTORAL (HUSTENSTILLER)
Bei: Katarrhen der Luftwege, Schnupfen etc.
Von keinem Hustenmittel übertroffen.
Bock's Pectoral ersetzt Brustthee, Salmiak-Salzpastillen, Malzbonbons ꝛc. ꝛc.
Man überzeuge sich von dem Heilwert durch Lesen der nach Hunderten zählenden ärztlichen Zeugnisse.
Für Kinder allen anderen Mitteln vorzuziehen.
Dr. Bock's Pectoral ist in den Apotheken à Schachtel 1 Mark zu haben, doch achte man genau darauf, daß die Umhüllung mit einer Etiquette von ebenstehender Abbildung versehen ist.
Angenehm und unschädlich

Zur Beachtung.

Unseren vielen mit Neujahr in das Abonnement auf „Ueber Land und Meer", Deutsche Illustrirte Zeitung,

neu eingetretenen Lesern

zur Nachricht, daß wir die nötigen Vorkehrungen getroffen haben, um denselben auch das **erste Vierteljahr** (Nro. 1—13) des laufenden XXXI. Jahrgangs, der schon mit dem 1. Oktober des vorigen Jahres seinen Anfang nahm, auf Verlangen **sofort noch vollständig nachliefern** zu können. Dasselbe kann zum Abonnementspreise auf demselben Wege bezogen werden, auf dem die verehrlichen Abonnenten jetzt das Journal erhalten. Sollte der Nachbezug auf irgendwelche Schwierigkeiten stoßen, so ist die unterzeichnete Verlagshandlung bereit, das erste Quartal der **Haupt-Ausgabe** von „Ueber Land und Meer" gegen Franko-Einsendung von 3 Mark und das erste Quartal der **Künstler-Ausgabe** gegen Franko-Einsendung von 6 Mark sofort direkt zu übermitteln.

Auch von der **„Deutschen Romanbibliothek"** kann das **erste Quartal** des laufenden Jahrgangs (Nro. 1—13) für 2 Mark noch vollständig nachbezogen werden entweder von derselben Bezugsquelle, von welcher man das **zweite** Quartal erhält, oder auch auf Verlangen direkt von der Verlagshandlung gegen Franko-Einsendung von 2 Mark.

Stuttgart, im Januar 1889.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Über Land und Meer.

Nº 15.

61. Band.
Einundsechzigster Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit postaufschlag Mark 3. 50.

Harte Herzen.

Erzählung
von
Anton Freiherrn von Perfall.

Mit Originalzeichnungen von L. E. Kepler.

(Fortsetzung.)

Peter hatte sich ganz anders herausgewachsen, als man von ihm erwartete, und der alte Wimbacher war bitter enttäuscht, als ihm sein Sohn eines Tages in einem energischen Briefe mitteilte, daß er der Theologie den Rücken kehren und Medizin studiren wolle. Er hatte überhaupt keine sonderliche Achtung vor den „Studirtn", für ihn, den Klausener, war das alles überflüssiges Zeug, und ein Beamter, mochte er noch so hoch sein, rang ihm keine rechte Achtung ab, er war in seinen Augen immer nur ein Diener, der Grundbesitzende allein der Freie; nur den geistlichen Stand ließ er gelten, vor dem hatte er eine altererbte Ehrfurcht — so spärlich auch sein Kirchenbesuch war; den Peter als Pfarrer zu sehen, war sein höchster Gedanke, das hätte ihm den Buben, der ihm sonst fremd war und blieb, lieb gemacht. Und jetzt wollte er gar Doktor werden, das war ja der verachtetste, nutzloseste Stand in der Klaus'n; so ein Hungerleider wie der Doktor Erdmann! Er schlug mit der geballten Faust auf den Tisch, als er den Brief las.



„'s is und bleibt a Nixnutz! A Doktr — ja, so einer wie der Lindner ehnder — aber wie der Erdmann?!" Dann setzte er sich mit zornergötetem Gesicht an den alten, selten benützten Schreibtisch, nahm die zerzauste Reißfeder in die derbe Faust und rüstete sich, einen möglichst groben Brief zu schreiben, um dem Bub diese Gedanken auszutreiben. Als er aber den Brief desselben noch einmal durchlas, fiel ihm erst die energische Art und Weise auf, in welcher Peter seinen Willen klarlegte.



Sprechsaal. Gemälde von [illegible]

Das war ja sonst nicht seine Art. Er hatte ihn jahrelang nicht mehr gesehen, sollte die Klausenerart doch durchgebrochen sein bei dem Jungen, das trotzige, rechthaberische Wesen?

„Geistlich kann ich, will ich nicht werden, es fehlt mir die Ueberzeugung; läßt Du mich nicht Medizin studiren, verlasse ich das Studium ganz und erlerne lieber ein ehrliches Handwerk, um mein Brot zu verdienen."

Das war ohne Umschweif gesprochen. Es gefiel ihm bei längerem Nachdenken gar nicht so schlecht, es stak etwas von seiner Art darin, was er lange Zeit vergebens in dem Jungen gesucht. Einen Handwerker draus machen, nachdem er so viel Geld gekostet! — Daß die Klausener ihre Schadenfreude daran hätten! — Lieber wird er ihm noch Arzt, am End hat doch er's zu ertragen. Schwerfällig kroch die schwere Hand über das Papier — das Schreiben war ihm eine lästige Arbeit.

„Ich bin sehr bös auf Dich, daß Du auf mein Willn so wenig acht gibst betreffs der Geistlichkeit, die doch der fürnehmst Stand ist und bleibt, aber am End mußt Du ja die Supyn ausessn, die Du Dir einbrockst, net ich, drum thu, was Du willst, das nötige Geld soll Dir nicht fehln. Zu kommen brauchst nicht in mein Haus, bis Du zeigst, daß Du überhaupt für was nutz bist, woran stark zweifelt Dein Vater Wimbacher."

Der Schweiß perlte ihm auf der Stirne nach dieser Arbeit.

„Der Bu' soll sehn, daß ich auch no' mein Kopf auf hab', net er allei'. Schau, schau, der Peter! Wer hätt' das dacht! Der Dominik wird's kaum glaubn!"

Dieser Brief bestimmte Peters Schicksal. Er kam auch der Aufforderung des Vaters pünktlich nach und betrat sein Haus nicht mehr volle vier Jahre, am Ende kam es ihn nicht so schwer an.

Jetzt hatte er glänzend sein Examen bestanden, und auf die Nachricht davon hatte ihn der Vater selbst aufgefordert, zu kommen. Doch nicht berechtigter Ehrgeiz, der Stolz, mit solchem Resultat vor seinen Vater hintreten zu können, trieb ihn her — was wußte am Ende der alte Wimbacher von den überwundenen Schwierigkeiten des Studiums — die Sehnsucht nach der Heimat, nach all den liebgewordenen Plätzen, die ihm das Bild der zu früh verstorbenen Mutter wieder auffrischen sollten, das war das Hauptmotiv seines Kommens. Im väterlichen Hause hatte er wenig Freudiges zu erwarten, die ewige Streitsucht, das rauhe, gemütlose Wesen des Vaters und des Bruders sagten ihm jetzt, wo er einer ganz andern Lebenssphäre angehörte, wohl noch viel weniger zu. Die Begegnung mit dem Doktor Lindner bestärkte ihn nur in seinen Befürchtungen.

Der spitze Kirchturm der Klausen stieg plötzlich wie aus dem Leeren vor ihnen auf, in unendlich feiner Linie sich in das Azur des Himmels hebend. Peter fuhr aus seinen Gedanken auf, der Anblick der Heimat, deren schmucke Häuser, von einem Walde von Obstbäumen umgeben, jetzt überall auftauchten, führte ihn ganz in die Gegenwart zurück. Seine hohe Gestalt hob sich vom Sitze auf, um besser sehen zu können, sein Blick glitt unruhig hin und her.

Dort an der Kirchenmauer, wo die vergoldeten Kreuze funkelten, lag die gute Mutter. Könnte sie ihn jetzt sehen, den kleinen, verachteten Peter! — und das Schulhaus, sein liebster Aufenthaltsort, gerade so friedlich guckte es herauf wie damals, mit seinen grünen Läden, seinen Rosenspalieren. Jetzt tauchte das Wimbacher-Anwesen zwischen den Bäumen auf und auch der Zaun, der es trennte vom Riedbauern-Anwesen war sichtbar — er war nageleu, mannshoch, daß man nicht darüber sehen konnte, damals war es ein niederer Bretterverschlag, und drüben stand die krumme Lies mit ihren Märchenaugen, in die er so gern blickte — es lag so viel Leid darin, und er fühlte sich damals schon so hingezogen zu allem Leid. Sonderbar, daß die Gestalt der Lies jetzt gerade so lebhaft vor ihn hintrat, er hatte lange nicht mehr an sie gedacht.

Unendlicher Friede lag über dem stillen Thale, das ein feiner bläulicher Dunst umhüllte. Auf den Schneiden der schroffen Felswände rings umher lehnten glänzend weiße Wolkenballen.

Keine Spur von dem Hasse, dem Neide, der Leidenschaft, die da unten gärte. Und der häßliche Mensch neben ihm, dem wie ihm das Licht der Wissenschaft gekeuchtet, nährte sich von diesen üblen Dünsten, die erstickend lagerten über diesem weltverschlossenen Eden. Er wäre am liebsten vom Wagen gesprungen, um nicht in dieser Gesellschaft seine Heimat zu betreten, doch schon fuhr man an den ersten Häusern vorbei; überall grüßten die Leute am Wege fast demütig den Doktor und sahen erstaunt auf die fremde Erscheinung neben ihm. Niemand erkannte den Peter Wimbacher.

Der Wagen hielt vor der Post, einem stattlichen Gebäude mit vom Alter dunkelbraun gefärbten Holzwänden. Die feingegliederte Altane schmückte keine Blume wie an den übrigen Häusern des Dorfes, das war bei der Mutter anders — doch wer sollte sie jetzt pflegen? Was waren Blumen für den alten Wimbacher und den Dominik? Sie verstanden sie nicht.

Eine Glocke erklang im Hause und unter der Thür erschien eine mächtige Gestalt. Die aufgestülpten Hemdärmel ließen muskulöse Arme sehen, an dem blutigen weißen Schurz hing das Wahrzeichen der Metzger, der Wetzstahl, herab. Der Kopf war trotz der derben Züge schön zu nennen, es lag etwas Martialisches darinnen, und eine Aehnlichkeit mit den Bildern des Andreas Hofer, welche hier in jeder Wirtsstube hingen, war unverkennbar, dazu mochte auch der lange, schon etwas ergraute Vollbart beitragen, der auf die breite Brust herabwallte. Es war der Posthalter der Klausen. Er wischte sich die blutige Hand am Schurz ab und kam schweren Schrittes eine hölzerne Treppe herab. Den Peter hatte er offenbar nicht erkannt, denn er beachtete ihn gar nicht und streckte seine breite Hand dem Doktor entgegen, der, in einem häßlichen Grinsen ganz aufgehend, dieselbe ergriff.

„Na, Posthalter, heut hab' ich 'was mitgebracht, gratulire, gratulire!" Dabei deutete er auf Peter, der ruhig die Begrüßung der beiden abwartete.

Der Posthalter wandte sich um und betrachtete einen Augenblick unschlüssig den jungen Herrn in städtischer Kleidung. Peter aber, bei dem das weiche, herzliche Gemüt, eine unbestimmte Aufwallung, alle weiteren Reflexionen plötzlich verdrängte, fiel ihm um den Hals und küßte ihn. Er mußte es thun, es zwang ihn dazu. Der Vater, an solche Gefühlsausbrüche seit lange nicht gewohnt, schien fast verwirrt. Des Sohnes Kuß glitt unerwidert ab an den kalten Lippen, doch glänzte in seinem braunen Auge etwas — nur einen Augenblick — dann verlief es wieder. Peter kräftig die Hand schüttelnd, verbarg er seine innere Bewegung, als ob es eine Schande wäre, hinter einer polternden Begrüßung:

„Hätt' ich den Peter — ah, Herr Doktor muß man ja jetzt sagn — nimmer kannt — so was! Aber a Kerl bist schon worden, daß kei' Wundr is!" Dabei hielt er ihn mit beiden Händen von sich und betrachtete ihn mit offenbarer Freude von oben bis unten. „Der Peter — na, so was! Wenn das d' Mutter erlebt hätt'! Doktor bist also worden, hast's do' durchgsetzt! Respekt, Peter, Respekt, war mir net recht anfangs, aber jetz' is auch gut, wennst nur etwas Rechts bist. Jetz' komm rein, Peter, mach Dir's bequem — es freut mi', daß Du da bist," fügte er bei, ihm nochmals herzlich die Hand schüttelnd. „Geh nur nei', komm' glei' nach — na, der Dominik werd schaun!" Dabei sah er ihm mit unverkennbarer Befriedigung nach, bis er im Hause verschwand. „Na, Doktr, was sagns zu mei'm Buben, der hat si' ausgwachs'n, was?"

„Hab' schon gratulirt, Posthalter, aller Ehren wert, ein guter Kopf, ein bißl verschroben, aber das gibt sich, das gibt sich Posthalter, jeder muß sich die Hörner im Lebn erst abstoßn."

„Was habts denn ghabt mitnandr, daß Ihr so redt?"

„Nix weiter, Posthalter, Dummheiln! Ein bißl Schwärmer sind wir halt! Auf das Prozessiren ist der Herr Sohn nicht gut zu sprechn."

„Ja, dann glaub' ich's, daß Ihr net gut gfahrn seid, und so unrecht hat er am End' net, i' hab's nachgrad' auch satt, die ewige Streiterei — und wenn der Riedbaur net gar so feindsell' wär', i' gebat nach."

„Nachgebn," erwiderte ärgerlich der Kleine, „wo wir's Recht so sonnenklar in der Hand habn, das wäre noch schöner! Ihr müßt gwinnen in der zweiten Instanz!"

„Und wenn i' gwinn'," entgegnete der Posthalter, „was is nacher? Der lumpige Baum, um den's sich handelt, der ghört mir und die ewige Feindschaft mitn Riedbauern is dann auch ferti'!"

„Und da liegt dem Wimbacher so viel dran?" wieherte der Doktor.

„Mehr als Ihr glaubt," entgegnete der Posthalter, sich am Kopfe kratzend.

Unter diesen Gesprächen traten sie ins Haus.

Peter wurde unterdes vom Hausknecht in seine Stube geführt, die rückwärts hinaus eine herrliche Aussicht über das ganze Thal bot. Das Wiedersehen des Vaters, die sichtliche Freude, die er an dem Manne bemerkte trotz seiner rauhen Außenseite, das Gedächtnis an die Mutter, das in diesen Räumen ihn wieder ganz erfüllte, stimmte ihn unendlich weich. Er war einen Moment wieder derselbe Schwärmer und Träumer wie damals. In der Erinnerung verloren stand er, am Fensterkreuz gelehnt, und blickte in die Landschaft hinaus. Plötzlich rief hinter ihm eine kräftige Mannesstimme: „Peter!"

Erschreckt wandte er sich um. Ein junger, strammer Mann in der kleidsamen Gebirgstracht, mit kurzen ledernen Hosen und grünen Wadenstrümpfen stand vor ihm und drehte lachend seinen hellblonden Schnurrbart.

„Kennst mi' nimmr?"

„Dominik!" Dabei schloß Peter ihn in die Arme wie den Vater, doch der schien eher an Umarmungen gewöhnt zu sein und benahm sich etwas gewandter.

„Hätt' Di' net erkannt in dem herrischn Gwand, Peter, aber freut thut's mi', daß D' kein Stolz net kennst — i' hab' mi' Di' anders dacht."

„Und wie denn, Dominik?" fragte lachend der junge Arzt.

„Na, a bißl gspreizt, halt wia's für so an Gelehrtn paßt, als D' jetzt worden bist, und dann weißt" — er wurde verlegen — „ehdem warn ma Buabn, da habn wir's no' net verstandn, abr jetz' wiß mr's all zwei, was um a unehlichs Kind is — und da hab' i' dacht, Du lässest mir's jetz' merkn, und des hätt' i' halt net guat vertragn!" Seine starken Brauen zogen sich bei den letzten Worten zusammen, das ganze Gesicht bekam einen finstern trotzigen Ausdruck.

Peter sah ihn kopfschüttelnd an.

„Also, das hast Du geglaubt! Und hast Du nicht an unsere gute Mutter gedacht, die ich noch im Grabe verunglimpfen würde mit einer solchen Gesinnung? Ja, das ist's eben, weil ihr selbst so denkt, so erfüllt seid von Haß und Unduldsamkeit, mutet ihr es auch anderen zu — pfui, Dominik! Sprich so was nimmer aus — Du bist der guten Mutter Sohn wie ich, und was sie einst gefehlt haben mag, das zu richten kommt nicht uns zu. Wie kommst Du denn mit dem Vater aus? Das interessirt mich mehr!"

„'s geht, Peter, zwei harte Köpf' thun enand net weh, aber 's braucht scho' auskomma damit, wenn er grad' sein Tag hat, die ewign Prozeß bringn ihn ganz auseinand!"

„Und hast Du denn gar keinen Einfluß auf den Vater, ihn versöhnlicher zu stimmen? Eben ist der Lindner wieder bei ihm!"

„Wegn dem Riedbauerhandl, wegn an elendign Bam!"

„So viel ich davon gehört habe," entgegnete Peter.

„Wegn an elendn Bam, der grad' auf der Grenz' gstandn und den der Riedbauer gfällt hat — und wegn dem elendn Bam — koane fünf Gulden is er wert — na, das is zum verrückt werdn! Da muaß i' glei' nuntr — das leid' i' net — i' werf' 'n zum Haus naus, den elendn Lindner!"

Dominik lief wütend in der Stube hin und her, die Adern auf der Stirne waren dick angeschwollen, sein Gesicht hatte einen bösen, fast rohen Ausdruck und die Fäuste ballten sich drohend.

Peter hielt ihn gewaltsam zurück, als er zur Thüre hinausstürmen wollte.

„Höre, Bruder," sagte er, „die Geschichte mit dem Baum allein kann Dich unmöglich so aufregen, solche Streitigkeiten sind doch nichts Neues im Hause. Welche Bewandtnis hat es mit dem Prozeß, sag's offen, vielleicht kann ich helfen."

Ein Blick des Mißtrauens traf ihn, der ihm Mitleid erregte, dann schien Dominik doch Vertrauen zu fassen.

„Aus Prozessürn bin i' freili' gwöhnt und misch' mi' auch net drei' — des is d'n Vatr sei' Sach', aber grad' mit 'n Riedbaur soll er net prozessirn, — um des handelt si's!"

„Und warum grad' nicht mit dem Riedbauer?" fragte Peter.

„Weil — weil — no, weil i' die Gens heiratn möcht', und wenn der Riedbaur den Prozeß mit 'm Vatr verliert, gibt er sie mir net, da kenn i'hn z' gut dafür, liabr that er's verschlagn, glaub' i'. Vorgreift jetzt mein Zorn auf den Halunkn, den Lindner, der mein Vatr dazu aufgreizt hat? Der Vatr schaf's sehr gern die Heirat mit der Gens, ob Du weißt ja, wia's is — net nachgebn, und dazu no' des Gheg von dem Dokta!"

Also bis in die innersten Herzensangelegenheiten der Familien bohrte sich dieser Wurm der Zwietracht. Auch Peter fühlte die Zornröte aufsteigen in seinen Wangen, die Röte eines gerechten Zorns.

„Ich werde mit dem Vater reden," sagte er erregt, „und gleich jetzt vor diesem Lindner; Du aber bleib weg, Dominik, Du würdest die Sache nur verschlimmern — also die Gens! Und was macht denn die Lies, die Schwester?" fragte er plötzlich, „ist sie noch hier?"

„Was werd die machn! A saubers Madl is 's worden, aber der kurz' Fratz, da beißt halt koaner an!"

Die Roheit, die in diesen Worten lag, verletzte Peter und verwischte fast den guten Eindruck, den Dominik auf ihn gemacht.

War sie noch, wie er sie sich erinnern konnte, so ihm verwandt in ihrem ganzen Wesen, wie damals, wie unglücklich mußte sie sich dann fühlen, die arme Lies, in dieser Umgebung, — oder war dieser edle Keim schon längst erstickt in der feindlichen Atmosphäre?

In diesen Gedanken stieg er die Treppe hinab und wandte sich dem „Verschlagl" zu, wo er die helle Stimme des Advokaten erregt kreischen hörte. Als er eintrat, sah er beide, den Doktor und den Wimbacher, mit erhitzten Köpfen über auf dem Tische zerstreute Akten gebeugt.

„Der Richter selbst hat mir gsagt, daß die Angelegenheit mit dem Riedbauern schlecht steht — mir kann's gleich sein — wenn Ihr wollt, nehm' ich die Klage zurück, dann bezahlt ehn Ihr anstatt der Riedbaur," sprach eben ärgerlich der Doktor, dabei spielten seine dicken Finger mit einer uniformlichen goldenen Uhrkette.

„Und um das Bezahlen handelt es sich ja bei Ihnen ausschließlich!" brach der eintretende Peter los. Die beiden Männer am Tische wandten sich erstaunt nach dem Sprecher. Der Doktor machte ein Gesicht, als fühle er eine Spinne auf sich losgehen, während der Posthalter still vor sich hin lachte und sich an dem Aerger des Doktors weidete.

„Ah, der Herr Peter!" rief der Advokat, als kenne er jetzt erst den Eintretenden, mit erzwungenem Lachen. „Studentenscherze! Sehr witzig! Aber wie Sie sehen, haben wir eben ernste Geschäfte!"

„Die ich leider stören muß, verehrter Herr, da ich mit meinem Vater in derselben Angelegenheit ein wichtiges Wort zu sprechen habe. Darf ich Dich um eine kurze Unterredung unter vier Augen bitten?" wandte er sich an den erstaunten Vater.

Der Doktor zwinkerte ihm mit den Augen zu und Peter bemerkte, daß er unter dem Tisch ihn anstieß. Darauf setzte sich derselbe wieder, obwohl er sich bereits halb erhoben, um dem Sohne zu folgen; er schien förmlich im Banne des kleinen Mannes dort zu sein. Diese Beobachtung brachte die sittliche Entrüstung Peters zum vollen Ausbruch.

„Gut, Herr Doktor," wandte er sich an ihn, „so hören Sie mit an, was ich dem Vater zu sagen habe, es ist vielleicht besser so." Er nahm einen Stuhl, setzte sich an den Tisch und stieß verächtlich die herumliegenden Akten auf die Seite. „Ich habe Deinen Willen, Vater," begann er, „dies Haus nicht mehr zu betreten, bis ich was geworden, erfüllt. Ich bin nun etwas geworden und seit langen Jahren zum erstenmale wieder im väterlichen Hause, ich hätte nun eine Bitte in der ersten Stunde meines Hierseins, erfülle sie mir — wenn Du willst, zur Belohnung meiner guten Aufführung!" Dabei drückte er die schwere Faust des Posthalters, auf welchen die herzliche, ihm so fremde Art des Sohnes einen noch größern Eindruck machte als die Fußtritte des Advokaten.

„Und was wär' das für eine Bitt', Peter?" fragte der Vater.

„Gib den Prozeß mit dem Riedbauern auf."

Der Advokat klopfte unruhig mit dem Federhalter auf den Tisch.

„Sie wissen ja nicht einmal, um was es sich handelt," bemerkte er, dem unschlüssigen Posthalter zu Hilfe eilend.

„Ich brauche es auch gar nicht zu wissen! Um eine lächerliche Lapalie! Jedenfalls um Dinge, die nicht wert sind, daß sich zwei tüchtige Männer jahrelang in den Haaren liegen, die vor allem nicht wert sind, daß zwei junge Leute, die sich gern haben, dadurch für immer getrennt werden!"

„Welche zwei Leute?" fuhr der Posthalter auf.

„Der Dominik und die Gens! Es scheint ja doch ein offenkundiges Verhältnis zu sein."

Der Advokat brach in ein erzwungenes Gelächter aus.

„Sie wittern wohl einen kleinen Liebesroman und möchten gerne den Retter, den Helden spielen? Ja, das reizt in diesen Jahren, und deshalb soll der Vater —" er schüttelte mitleidig den Kopf.

Peter beachtete seine Worte nicht und kehrte ihm den Rücken.

Der Posthalter war aufgestanden, es war ihm offenbar schwül geworden. Bedenklich strich er den mächtigen Bart und fixirte scharf den Advokaten.

„So unrecht hat der Peter net — offn gsagt, die Gens wär' eine Frau für 'n Dominik — hab's selbst net ungern, die wilde Gsellin, und ich kenn' den Riedbauern; verliert er den Prozeß, is er mei' Todfeind und gibt's Mädl ihm net."

„Auf deutsch, Posthalter," entgegnete, bleich vor innerer Wut, der Doktor, „Sie lassen sich vom Herrn Sohn beschwätzen, der ja jetzt alles besser verstehen muß, und geben den Prozeß auf — aus Angst vor'n Riedbauern. Aber das sag' ich Ihnen, wenns wieder was am Herzn habn, suchens Ihnen einen andern als den Lindner, oder nehmens gleich den Herrn Peter da!" Er warf einen giftigen Blick auf ihn.

„Aergerns Ihna net, Dokta," erwiderte lachend der Posthalter, „was i' gsagt hab', bleibt gsagt, und wer zum Wimbacher net kommn will, den holt er a gwiß net — merkns Ihna das!" fügte er mit drohender Stimme und blitzenden Augen hinzu, daß das kleine Männchen nichts mehr zu erwidern wagte und, die Achsel zuckend, mit einem höhnisch sein sollenden „Guten Abend, meine Herrn!" das Lokal verließ.

„Bravo, Vater," rief Peter und umarmte den Posthalter in der Begeisterung seines Sieges, „so mach es immer und Du ersparst Dir manches graue Haar!"

„Immer geht's grad' nicht, Bu', und offn gsagt, dem Riedbauer z' liab hab' i' net nachgebn, sondern dem Dominik z' liab und Dir, Peter! Weil i' do' oft recht scharf mit Dir war, wollt' i' Dir a amal an Gfalln erweisn."

In dem Ton dieser Worte lag etwas fremdartig Weiches, ein Strahl der Liebe schien durchbrechen zu wollen, und Peter sog ihn mit Wollust auf — doch nur einen Augenblick — dann wälzte sich wieder das alte schwarze Gewölk davor.

„Verdienen thut er's net, daß i' nachgib, und am End' lacht er mi' no' aus!"

„So laß ihn doch lachen, der Dominik und die Gens lachen auch, und dieses Lachen wird Dich reichlich dafür entschädigen. Jetzt aber laß mich sofort Dominik die frohe Botschaft bringen."

Der Alte sah dem Davoneilenden kopfschüttelnd nach.

„A verfluchter Bua, der Peter, no' is er kam a Stund' im Haus und kehrt scho' das Unterst' z' oberst — und nur mit ei'm gnatn Wort — der Dominik hat's wirkli' net um ihn verdient!"

Peter traf den Bruder vor der Thür, es schien fast, als ob er gelauscht habe.

„Gewonnen, Dominik, Du bekommst die Gens!" rief er ihm freudig entgegen. „Das heißt, wenn weiter nichts im Wege steht als der Prozeß; der ist zu End', und der Lindner tritt eben seinen Rückzug an!"

„Ja, wie hast Du denn das so schnell zwegn bracht?" fragte dieser, verblüfft von der raschen Erledigung der Angelegenheit. „I' bohr' scho' seit Wochn am Vatr wegn der leidign Gschicht', mir habn uns scho' gstritten deswegn, daß a Schand war im Haus, und Du wickelst den Alten nur so um an Finga!" Es war nicht helle Freude, die in diesen Worten lag, es war auch etwas Verdruß beigemischt über den offenbaren Einfluß des Peter, der doch früher nicht der Liebling des Vaters war. Das ist ja der Fluch solch lieblosen, harter Herzen, daß jede Freude ihren Stachel für sie hat.

„Schau, man muß es halt verstehn," erwiderte Peter, „ein gutes Wort findet überall einen guten Ort. Merk Dir das Sprichwort, das man hier unter die Wegweiser schreiben soll in goldenen Buchstaben; jetzt geh aber zum Vater hinein und bedank Dich für seine Nachgiebigkeit!"

„Vor all'm muß i' der Gens die Nachricht bringa," meinte der Dominik, „und heunt is grad' der grechte Tag, ihr Namenstag. Da geht's lustig zua auf der Wildalm; wär' sonst net naufgangn, aber jetz' darf i' net fehln, und der Weg is woltern weit. Na, Du wirst den Vatern scho' unterhaltn, daß er nach mir kei' Frag' thut — mein Dank, Peter!" Damit eilte er davon, ohne sich weiter umzusehen.

Verblüfft sah ihm Peter nach. „Harte Herzen!" Er fühlte einen Drang, hinauszueilen in die freie Natur und sich die Lungen nach Jahren der Abwesenheit einmal wieder anzusehen.

Da hatte sich nicht das Geringste verändert, bis in die kleinsten Details nicht. Ein Fenster im Nachbarhaus, das einst Dominik, wie er sich wohl noch erinnerte, mit seiner Schleuder eingeworfen, war noch immer zerbrochen, nur die Spinnen hatten ein undurchdringliches Netz darüber gesponnen. An den alten Brunnenröhren saß das grüne Moos noch dicker wie damals, das holzgeschnitzte Erlöserbild am Wege guckte kaum mehr hervor aus den Heckenrosen, die sich, von keiner Schere belästigt, immer dichter um den blutigen Körper schlangen und von neuem ihn mit Dornen krönten. Die Dorfstraße war noch immer gleich schmutzig, und als es jetzt eben in der Kirche zum Rosenkranz läutete, wankte Mütterchen in vergilbten Kleidern, weißhaarige Greise in längst verschollener Tracht am Krückstock von allen Seiten dahergehinkt, da sah er lauter bekannte Gesichter, die damals schon ebenso ausgesehen, bis auf einige Runzeln mehr. Aus dem wechselvollen Leben der Großstadt heraus hatte dieses Beharren, dieses Trotzen der alles vernichtenden Zeit gegenüber etwas Imposantes und zugleich Beruhigendes für Peter: im ersten Augenblick merkte er noch nicht den Verwesungsgeruch, welchen dieses Stocken aller Lebenssäfte ausströmte.

Die Alten blieben erstaunt stehen und sahen aus trüben Augen der ihnen so fremdartigen Erscheinung nach, dann wankten sie wieder gedankenlos der Kirche zu.

Junge Mädchen näherten sich, schwätzend, lachend, sie zupften sich gegenseitig am Rock bei Peters Anblick und machten unter Gekicher ihre Bemerkungen über den „Herrischn".

Peter grüßte freundlich. Endlich einmal wieder neue Gesichter und noch dazu gar nicht so üble! Die Mädchen beantworteten schüchtern den Gruß.

Kaum waren sie vorüber, bog ein einzelnes Mädchen um die Ecke, eine zierliche Erscheinung, in geschmackvolle Farben gekleidet, doch schade — sie hinkte, das nahm ihr allen Reiz. Das Gesicht war zu Boden gekehrt und von einem breiten Hute fast verdeckt.

Gerade das körperliche Gebrechen erregte die Aufmerksamkeit Peters, des Arztes.

„Guten Abend!" rief er ihr zu.

Das Mädchen, das ganz nahe herangekommen, sah auf. Ein großes blaues Auge ruhte auf Peter, dem die helle Röte ins Gesicht flog.

„Lies!" rief er freudig und streckte dem Mädchen beide Hände entgegen, die noch immer, als sähe sie ein Traumbild, in seine Züge starrte. „Kennst Du den Peter nicht mehr, Lies?!" Die Augen verloren jetzt ihre Starrheit und reine Freude leuchtete darin auf.

„Bist Du's wirkli'? Ja, jetzt kenn' i' Di' — Du bist's! Das heißt, Du bist's nimmr, nimmr der Peter — Du bist jetzt a Herr, und i' — i' bin no' allweil die krumme Lies." Ihr glänzendes Auge senkte sich zu Boden, ihre eine Hand spielte

Digitized by Google



Italienischer Palasthof.

Gemälde von Bernardo Bellotto, gen. Canaletto. Aus der großherzoglichen Gemäldegalerie zu Schwerin. Lichtdruck und Verlag von Joh. Löhring in Erfurt

Digitized by Google



Die Begrüßung des Zwergs. Gemälde von P. Meissani.

mit dem Schürzenband, während die andere noch immer die Peters fest umschlossen hielt.

Was in ihm jetzt aufstieg wie ein mächtiger Strom, er wußte es selbst nicht, war's Mitleid mit dem unglücklichen Kinde, war's die Gewalt süßer Jugenderinnerung, war's mehr als all das, aber er hätte die liebliche Gestalt, die vor ihm stand, eine geknickte Blüte, an sich pressen mögen und ihr die Thränen wegküssen, die an ihren Wangen hingen.

„Bist Du wirklich noch dieselbe Lies von damals?“ sagte er, ihr Köpfchen sanft in die Höhe hebend und ihr in die Augen sehend; „haben die harten Menschen rings herum Dein Herz nicht zertreten und verstümmelt? Ja, Du bist's noch, ich seh's in Deinem Blick! Dann bin ich auch noch derselbe Peter für Dich, der Jugendfreund. Gehst Du darauf ein, Lies? So schlag ein!“ Er reichte ihr die Hand zum Schlag, sie legte die ihre zögernd darein.

„I' dank Dir, Peter, das werd' i' Dir nie vergessn; i' war jetzt zehn Jahr allei', da sehnt ma' sich nach an Menschn. Bfuch mi' bald, den Vater wird's a freun!“

Sie warf ihm noch einen Blick zu voll des Dankes und hinkte dann der Kirche zu.

Wie doch jedes Leid den Menschen verklärt! Hätte Lies ihre geraden Glieder, sie wäre am Ende wie alle übrigen. Aber gerade dieses Schausgeschlossenfühlen, diese Sonderstellung richtet den Blick nach innen, läßt ein eigenartiges, tiefes Seelenleben keimen als Ersatz für das verlorene Aeußere. Was in diesen Augen ruht, wenn das alles geweckt würde — und so schlecht kleidet sie gar nicht das Hinken!

In diese Gedanken verloren, kehrte er nach Hause zurück. Der Abend senkte sich schon herab und feine, leis erglühende Nebel zogen an den Wänden hin, die schon in blauen Schatten lagen. Das ferne Tosen ins Thal stürzender Bergwasser, verbunden mit dem Geflüster rings sich dehnender Tannenwaldung gab eine feierliche Melodie dazu, und diese packende Stimmung in der Natur ließ ihn immer mehr versinken in seine jugendlichen Menschenbeglückungsideen; sonderbarerweise aber drängte sich ihm dabei immer die Gestalt der Lies auf, wohl als Repräsentantin des Menschenleides, wie er sich selbst einredete. (Fortsetzung folgt.)

Der Mörder Swensens.

Eine etwas ungewöhnliche Geschichte

von

Paul von Schönthan.

(Schluß.)

„Am ersten Oktober,“ fuhr der unheimliche Mensch in seiner Erzählung fort, „erhielt Swensen einen Brief — fassen Sie auf — einen Geschäftsbrief. Sie müssen nämlich wissen, daß er die Mühle auf seinem Waldgrundstück immer schon verkaufen wollte, aber es fand sich keiner, denn der Bach nahm von Jahr zu Jahr ab ... na, kurz, die Mühle, die lag ihm am Herzen, er wollte sie schon immer los sein. Da bekam er jenen Brief. Er rührte von einem Fremden her, der in der Stadt in einem der Gasthöfe wohnte, und enthielt folgende Mitteilung: ‚Mein Herr! Ich erfahre, daß Sie geneigt wären, die Ihnen gehörige Mühle am Lohbach zu veräußern. Da ich die Absicht habe, das angrenzende Gartengrundstück zu erwerben, um dort ein Sommerhaus zu erbauen, so frage ich bei Ihnen ganz ergebenst an, ob Sie geneigt wären, sich von der Mühle, die auf Ihrem Grundstück steht, ohne betrieben zu werden, zu trennen ... ich würde jedes in meinen Kräften stehende Opfer bringen, um das von mir in Aussicht genommene Gebiet in dieser Weise zu vergrößern und abzurunden. Haben Sie die Güte, mir mit einer einzigen Zeile mitzuteilen, wann ich Sie in dieser geschäftlichen Angelegenheit sprechen kann; ich weiß nur zu gut, daß Ihre Zeit kostbar ist, und aus diesem Grund erlaube ich mir, gleich ein frankirtes Couvert zur Rückantwort beizufügen.‘ Dahinter stand die Unterschrift. Swensen war wohl sehr glücklich, als er den Brief erhielt, er mag sich im Geist den zu erwartenden Gewinn berechnet haben — es war seine letzte Freude. Er schrieb noch einen Brief: ‚Mein Herr! Ich bin nicht abgeneigt, das in Rede stehende Objekt, wenn Sie großen Wert auf Erwerbung des Platzes legen, zu verkaufen, und bitte gleich morgen um Ihren Besuch. Ergebenst Swensen.‘ Den Zettel steckte er in das Couvert, dann befeuchtete er die breit gummirten Ränder, verschloß den Brief und — aus war's mit ihm. Verstehen Sie mich?“

„Nein, nicht im geringsten. Sie sagten, Swensen sei vergiftet worden, wann denn?“

„Nun — als er das Couvert an seine Lippen brachte,“ erwiderte der Erzähler mit aller Ruhe ... „der Gummi war vergiftet.“

Ich war sprachlos, aber ich hatte noch nicht alles, noch nicht das Unerhörteste erfahren. Als ich mich gesammelt hatte, sagte ich:

„Ein unglaublicher Streich! — Das muß ein schlauer Kopf gewesen sein — aber woher wissen Sie all die Einzelheiten?“

„Ja, ein schlauer Kopf — nicht wahr? Und woher ich all das weiß?“ sagte er, verschmitzt lächelnd, dann tippte er mit seinem knöchernen Finger auf die Stirn, „mein schlauer Kopf; ich habe den Brief geschrieben!“

Der kleine, unheimliche Mann, mit dem ich hier zechte, war Swensens Mörder!

Nach diesem Bekenntnis, das er ohne jede Erregung, aber mit schwerer Zunge von sich gab, war sein Kopf noch tiefer herabgesunken, als bückte er sich unter dem Beil des Henkers; seine Finger, die das Glas umspannt hielten, zuckten wie die Glieder einer getöteten Spinne.

Ich weiß nicht, wie lange ich ihn entsetzt und keines Wortes mächtig ansah; er murmelte noch ein paarmal: „Mein schlauer Kopf!“ Dann verrieten die eigentümlichen röchelnden Atemzüge, die mir schon im Eisenbahncoupé aufgefallen waren, daß er eingeschlafen war.

Die unheimlichsten Gedanken schossen mir durch den Kopf: die Umstände unseres Zusammenseins, der Ort, die Nacht ... keine Weigerung, mehrere Personen an unserer Wanderung teilnehmen zu lassen ... das genügte ja, um unter den besonderen Verhältnissen selbst bei einem Beherzten arge Vorstellungen aufkommen zu lassen; mit einem Mörder unter einem Dach — Wand an Wand! Die Aussicht war nicht verlockend. Ich ließ ihn allein. „Verbringt er die Nacht hier auf der Bank, um so besser!“ dachte ich — es war mir unmöglich, ihn noch länger vor mir zu sehen. In meiner Stube angekommen, verschloß ich die Thüre, welche nach der improvisirten zweiten Gaststube führte und angekleidet legte ich mich auf das Bett, in der Absicht, die Nacht im Wachsein zu verbringen, und immer wieder sah ich im Geist den kleinen Buckligen vor mir, wie er auf seine gelbe Stirn deutete und sich zu dem an Swensen vollführten Meuchelmord bekannte. So schlief ich gegen meinen Willen ein, und im Traum verließen mich jene abscheulichen Gedanken, aber die Erinnerung an die Vorgänge des gestrigen Abends stellte sich sofort wieder ein, als ich die Augen aufschlug.

Es war ein dämmeriger Wintermorgen. Ich stieg leise die Treppe hinab und fand unten die Wirtsleute beschäftigt, in ihrer Schankstube aufzuräumen; ein Holzknecht, der seine Wacholderschnapsflasche suchen ließ, erklärte sich bereit, mich auf seinem Schlitten mitzunehmen.

„Sollen wir Ihren Freund nicht wecken?“ meinte die Wirtin, schon im Begriff, die Holztreppe hinauf zu klettern. Ich wehrte ab und berichtigte mit möglichster Beschleunigung die Rechnung. Ein paar Minuten später saß ich auf dem Holzschlitten neben dem Holzknecht, dessen ehrliche Beschränktheit mir wohlthat. Wir fuhren bis zu der Barriere mit einander, ich stieg ab und ging den Bahndamm entlang bis zu unserem Zug, der noch immer im Schnee stak. Die Reisenden hatten, so gut es eben ging, die Nacht im Coupé verbracht; zum Glück fehlte es nicht an Heizung. Fast gleichzeitig mit mir kam der Wärter aus der nächsten Bude an, um zu melden, daß der Schneepflug die ganze Nacht gearbeitet hatte und daß er sich in einer Stunde etwa wohl auch bis zu uns durchgearbeitet haben werde.

Ich hörte diese Nachricht, welche im Bereich des Zuges von Mund zu Mund ging, kaum; mich beschäftigte nur mein grausiges Erlebnis, der Fall Swensen. Mein Ziel war das Coupé, in welchem ich meine Reisegefährten zurückgelassen hatte. Der Justizrat sah mich verwundert an und begann mich auszufragen, wo ich die Nacht verbracht und ob ich den Herrn, der in der Ecke gesessen, nicht gesehen habe? Nachdem ich darauf flüchtig geantwortet, bat ich ihn, einen Augenblick auszusteigen und mir Gehör zu leihen. Ich hörte, wie meine Stimme unter der Aufregung verändert war, als ich dem Justizrat mein Abenteuer mitteilte.

„Wir haben die Ehre, einen Mörder unter uns zu haben,“ sagte ich, „der kleine Bucklige ... der in der Ecke, hat mir gestern abend alle Einzelheiten eines Mordes, den er ersonnen und den er ausgeführt, verraten ... man muß den Menschen sofort verhaften lassen und den Gerichten ausliefern ...“

„Ich muß Ihnen gestehen,“ antwortete der Justizrat, „ich erinnere mich nicht an diesen Fall Swensen ...“

„Aber ich um desto genauer, ich habe ihn sogar gekannt, den Unglücklichen; nein, nein, es ist alles so, wie ich's sage.“

„Ja, ganz gut, und wann ist das passirt?“

„Wann?“ rief ich, durch den Gleichmut des Juristen aufgebracht, „das ist zunächst doch gleichgiltig; wollen wir nicht lieber beraten, wie wir uns des Mörders versichern?“

„Es ist nicht so gleichgiltig, wie Sie denken; bitte, beantworten Sie meine Frage: Wann geschah der Mord?“

„Im Jahre 1861.“

„Und das wissen Sie gewiß?“

„Ganz gewiß.“

„Ja, mein Lieber, dann würde es sinnlos sein, unserm braven Coupégenossen verhaften zu lassen; das Verbrechen ist nach fünfundzwanzig Jahren getilgt — auch Mord verjährt, und es sind mehr wie fünfundzwanzig Jahre!“ entschied der Justizrat achselzuckend.

Ein Palasthof italienischen Stils.

(Hierzu das Bild Seite 332.)

So großartig auch die Schöpfungen waren, mit denen die italienischen Baumeister des herrlichen Gartenreichs der Prachtliebe ihrer Fürsten Genüge zu thun sich bemühten, die Phantasie der Maler der folgenden Jahrhunderte suchte sie noch zu überbieten. So hat Bernardo Bellotto — der „kleine Canale“, wie ihn seine Landsleute als den Nachfolger und künstlerischen Erben seines Oheims, des gefeierten Architekturmalers Antonio da Canale, nannten — die großartigen Eindrücke des Dogenpalasthofes in Venedig und der gewaltigen kapitolinischen Treppe in Rom in sich aufgenommen und Anklänge an beide zu einem Palastprospekt imposantesten Stils verschmolzen. Daß indes auch die Wirklichkeit ihm verwandte Zusammenstellungen bot, beweist unser als Gegenstück zu dem vorerwähnten gemaltes Bild, das lebhaft an die Anlage des alten Königsschlosses in Warschau erinnert. Beide Gemälde befinden sich in Schwerin im Besitz des dortigen großherzoglichen Museums, dessen zum Teil sehr beachtenswerte Kunstschätze jetzt erst anfangen bekannter zu werden. Dazu verhilft in schätzbarer Weise namentlich auch das schöne Galeriewerk, dem wir die wohlgelungenen Lichtdruckverlage zu unserem Bilde verdanken. Erschienen unter dem Titel: „Siebenzig Gemälde älterer Meister des großherzoglichen Museums zu Schwerin in Lichtdruck von Johannes Röhring mit kurzen Erläuterungen von Friedrich Schlie“, Schwerin, Druck der Bärensprungschen Hofbuchdruckerei — bildet dieses schöne Galeriewerk eine reizende Gabe für jeden Kunstfreund.

Die Flucht Ludwigs XVI.

(Hierzu das Bild Seite 331.)

In der Nacht auf den 20. Juni 1791 bestieg die königliche Familie von Frankreich im Hofe der Tuilerien bei zwei großen Reisewagen, in denen sie die Flucht nach der Grenze unternehmen wollte. Ludwig XVI. und seine Gemahlin Marie Antoinette konnten den Aufenthalt im Pariser Schloß nicht länger ertragen; Tag um Tag waren sie da den Demütigungen, ja selbst tätlichen Roheiten ausgesetzt, durch welche die Revolution mehr und mehr ihre wachsende Feindseligkeit gegen die monarchische Regierung ausdrückte, wie sehr dieselbe auch schon ihrer Gewalt entkleidet war. Das erniedrigte Königtum wollte sich aus diesem Feuerkreis, in dem es eine qualvolle Verzehrung zu gewärtigen hatte, retten, um nach der Sicherstellung der seinen Feinden natürlich den Kampf gegen dieselben, sei es auch mit Hilfe des Auslandes, zu unternehmen.

Insofern war die Flucht Ludwigs XVI. ein verhängnisvolles Beginnen. Es machte ihr schuldig in den Augen der Revolution, vor der er kapitulirt hatte. Die Minister und Helfershelfer hatten alles vortrefflich vorbereitet, aber teils unglückliche Zwischenfälle, teils der Eigensinn und die Sorglosigkeit des Königs machten die Ausführung scheitern. Die Familie, mit der Begleitung neun Personen stark, reiste auf den Namen derjenigen der Baronin von Korff; der König war als Kammerdiener, der Dauphin als Mädchen verkleidet. Drei ergebene Gardeoffiziere bildeten in der Verkappung als Kuriere den Schutz der Flüchtlinge; aber sie mußten eine auffällige Livree anlegen und hatten nicht einmal Pistolen bei sich. Wenn die Ortsbehörden sich unterwegs, wie doch zu erwarten war, den Paß vorzeigen ließen, und die Reisenden mit dem Argwohn musterten, es mit umherwandernden Aristokraten zu thun zu haben, so mußte es auffallen, daß der Kammerdiener in demselben Wagen mit seiner Gebieterin saß, der Frau von Korff, die Marie Antoinette mit ihrem aller Welt bekannten Gesicht vorstellen sollte. Auch der König war nur ungenügend verkleidet, und seine charakteristische Physiognomie war auf Münzen und den neuen Banknoten im ganzen Lande verbreitet.

Google

Trotz alledem war die Gesellschaft in guter Laune, als sie die Barrière von Paris hinter sich hatte. Das Gefühl, frei geworden zu sein, ließ sie die Gefahr vergessen, die noch bis zur Grenze vor ihr lag. General Bouillé hatte von Nancy aus nach geheimem Abkommen mit dem König Reiterzelte an jeder Poststation aufstellen lassen; aber da die Abreise wider des Erwarten sich um einen ganzen Tag verspätet hatte, so waren diese Piketts, die seine Nachricht von der Verzögerung erhielten, meist schon wieder abgezogen. Man mochte sich in den Reisewagen keine Sorge darüber. Marie Antoinette war heiter und gesprächig mit ihrer Schwägerin; Ludwig still, aber zufrieden. Die beiden Kinder schliefen unter der Aufsicht ihrer Oberhofmeisterin Frau von Tourzel im zweiten Gefährt.

Schon in Orgeres jedoch ereignete sich ein bedenklicher Unfall. Ein Rad an dem großen Wagen brach, und es ging kostbare Zeit über dessen Ausbesserung verloren. Der König ließ sich von den zusammenkommenden Leuten hören und konnte sich überzeugen, daß sie ihn erkannten. Aber sie waren nicht kindlich gesinnt.

Bald erreichte die Gesellschaft Sainte-Menehould, und die Ankunft der auffälligen Reisewagen versammelte während des Wechselns der Postpferde wieder neugieriges Volk. Der König war so unvorsichtig, sich auch hier am aufgezogenen Wagenfenster zu zeigen. Da erkannte ihn der Sohn des Postmeisters Drouet, ein Jakobiner von Gesinnung. Kaum hatten sich die Wagen weiter nach Varennes in Bewegung gesetzt, als er seine Entdeckung dem Gemeinderat meldet, damit dieser die Bevölkerung alarmire, während er selbst mit einem Genossen Varennes Gassenne sich aufs Pferd warf, um zu ermöglichen, daß in Varennes die Flüchtlinge angehalten würden.

Vor dieser Stadt fanden sie infolge dessen bereits die Brücke daßin gesperrt. Zwei mit Flinten bewaffnete Leute traten zu ihnen und forderten den Paß. Es waren Drouet und Gassenne. Der Prokurator der Gemeinde, ein Gewürzkrämer Sauffet, war ihnen gefolgt, war ebenfalls zur Stelle und verlangte, daß die Reisenden zur Untersuchung ihrer Papiere ihm nach seiner Wohnung folgen sollten. Die drei verkleideten Gardeoffiziere konnten es gegen die in größerer Zahl vorhandenen Bewaffneten nicht hindern, auch wollte es der König gar nicht. Er hielt sich nicht für ernstlich bedroht.

Sauffet ging nun der Königlichen Familie, die ausgestiegen war, mit einer Laterne voran und führte sie in einen niedrigen, im ersten Stock seines Hauses befindlichen Saal. Nationalgarden besetzten die Thür. Drouet ließ draußen die Sturmglocken läuten, die bald Scharen von städtischen Nationalgarden herbeiriefen. Im Gemach wies Sauffet auf ein Bild an der Wand, indem er zum Könige sagte:

„Sire, das ist Ihr Porträt!"

„Ja wohl, mein Freund," entgegnete Ludwig lebhaft; „ich bin der König!"

Er war ein Gefangener, ohne noch daran glauben zu wollen. Aber als er nun vor dem Gericht, das sich um den Prokurator bildete, Rede stehen mußte, als er vernahm, daß er seine Reise nicht fortsetzen dürfe, und auch die Hoffnung fahren ließ, daß Bouillés Soldaten kämen, um ihn unter ihren Schutz zu nehmen, da begriff er sein Schicksal und ergab sich widerstandslos darein. Einer der Offiziere drang in ihn, ihm Aufträge an General Bouillé zu erteilen. Der König antwortete nur aus dem Stolz aufwallend:

„Ich bin gefangen und habe keine Befehle mehr zu geben. Sagen Sie Herrn von Bouillé, er solle thun, was möglich sei."

Die Königin saß auf einem Schemel zwischen zwei Kisten mit Talglichtern, die Hände entblößt, ihren gekrönten Sohn gegen ihre Brust haltend, als wolle sie verhindern, daß er von ihr getrennt werde. Der andere Teil der Familie war in einem Nebenzimmer. Marie Antoinette versuchte die Frau des Gewürzkrämers zu gewinnen, daß sie ihren Einfluß bei ihrem Gatten zur Rettung des Königs anwende. Vergebens! Die Revolution hatte schon ihre Opfer geschaart. Die Straße war voll lärmenden Volks, welches schrie: „Nach Paris! Nach Paris!"

Und schon sprengten die noch in der Nacht von Paris entsandten Verfolger herbei, die den Befehl hatten, die Flüchtlinge, wo sie abgefangen wären, nach Paris zurückbringen zu lassen. Als sie vor Ludwig XVI. erschienen, zeigten sie ihm das betreffende Dekret der Nationalversammlung. Er legte es auf das Bett seiner schlafenden Kinder und sagte verzweifelt:

„Es gibt in Frankreich keinen König mehr!"

Die Königin warf das Papier mit den Worten zur Erde: „Ich will nicht, daß es das Ruhelager meiner Kinder befleckt."

Um acht Uhr morgens wurden die Flüchtlinge, eskortirt von Nationalgarden, in ihren Wagen nach Paris zurückgebracht. Die gesamte Nationalversammlung war aufgeboten, um vor der Barrière de l'Etoile bis zum Schlosse der Tuilerien Spalier beim Einzug der königlichen Familie zu bilden, und lichter denselben wogte eine ungeheure Menschenmasse hin und her. Totenstille herrschte bei dieser Parade und machte sie für die königliche Familie noch schrecklicher. Lautlos fiel hier das Urteil über sie, und es war schon der Weg zum Schafott, den das unglückliche Königspaar antreten mußte, nur, daß es noch einmal Stationen in den Tuilerien hatten durfte.

Ein immergrüner Winterkurort.

(Schluß von Seite 333.)

Unter den großen oberitalienischen Seen ist einer, der Gardasee, bis heute von der alljährlich stärker anschwellenden Flut der Reisenden fast unberührt geblieben. Während die Gotthardbahn Tausende an den Lago Maggiore, den Luganer und Comer See bringt, führt die Brennerbahn ihre Insassen ein paar Meilen entfernt von dem blauen Spiegel des Garda, nach Verona, und nur wenige entschließen sich zu dem lohnenden Abstecher nach dem herrlichen See, dessen westliche Ufer Goethe vor hundert Jahren auf der Fahrt von Malcesine nach Bardolino zu dem Ausspruch veranlaßten: „Keine Worte drücken die Anmut dieser Gegend aus." Den Mittelpunkt der hiemit geschilderten Uferstrecke zwischen Garguano und Salò, die seit den Römern den Namen Riviera (riperia) führt, bildet der junge Kurort Gardone-Riviera. Schon in einem lateinischen Gedicht eines Poeten des sechzehnten Jahrhunderts fand ich die Bemerkung, daß eine Strecke dieser Riviera völligen Schutz vor Nordwinden gendße; zu allgemeinerer Bedeutung kam dieser Schutz aber erst in jüngster Zeit. Der früh verstorbene, in weiten Kreisen bekannte Arzt für Brustkranke, Ludwig Rohden, machte vor vier Jahren auf den Ort aufmerksam, und Gardone-Riviera hat die Empfehlung glänzend gerechtfertigt. Die Wetterbeobachtungen der letzten drei Winter ergaben, daß aber vier Fünftel der ganzen Zeit von Oktober bis Mai vollkommen windstill, daß stärkere, den Kranken lästig werdende Winde äußerst selten sind, und daß besonders auch die sonst überall unzuverlässigen Frühjahrsmonate an dieser Bevorzugung teilnehmen. Ein anderer für Kranke wichtiger Punkt ist die reichliche und lange Besonnung, deren sich Gardone erfreut. Der Januar 1888 hatte nach dem Sonnenscheinautographen 183,5 Stunden Sonne, also täglich etwa 6 Stunden. Die Temperatur der Riviera des Garda ist zumal im Winter die einer isolirten Wärmeinsel in ringsum viel kälterem Gebiet. Am Tage geht das Thermometer nie unter 0°, in der Nacht im Winter etwa 30—40 mal, aber nie tief; der größte in den letzten 8 Jahren beobachtete Kältegrad in der Nacht war —5,5° Celsius. Obschon die Temperatur hiernach um etwas geringer ist als an der Genueser Riviera, wird dies nach dem Urteil der Kranken selbst durch den Vorzug der Windstille reichlich aufgewogen.

Was aber Gardone und der umgebenden Landschaft ihr charakteristisches Gepräge gibt, ist die ganz immergrüne Vegetation der Oliven und Lorbeeren, welche der Gegend auch im Winter das sommerliche Aussehen bewahren. Die 15 Kilometer lange Strecke von Salò bis Garguano ist bis 300 Meter Höhe ganz mit diesen Kulturpflanzen bestanden, und es gewährt einen wundervollen Anblick von einer der umliegenden Höhen nach südwärts in das vielleicht tief mit Schnee bedeckte Hochgebirgsthal, die Val di Sur hinabzuschauen. Das ungeren ist von den zackigen weißen Häuptern der im Pizzocolo bis 1600 Meter emporragenden Voralpen, welche dem Kurort Schutz gegen Norden gewähren, während westwärts meilenweit das Silbergrün der Oliven, unterbrochen von der saftigen Farbe der Lorbeeren das Auge erfrischt, und dahinter die tiefblaue Flut des in seiner Bläue unerwünschten Sees wogt, abgeschlossen in der Ferne durch den mächtigen schneebedeckten Rücken des Monte-Baldo. Zum Gesamtbild der Riviera gehören noch die ausgedehnten Zitronengärten, die auf unsern Bildern vielfach sichtbaren weißen Pfeilerreihen. Die Zitrone, die seit vielen Jahrhunderten hier kultivirt wird, hat stets gleichzeitig Blüten und Früchte; da sie sehr empfindlich gegen Frost ist, muß sie im Winter gedeckt werden, was durch Bretterwände geschieht, die man an den erwähnten Pfeilern befestigt.

Die Riviera des Gardasees stellt somit eine zwei Meilen lange, ganz wintergrüne Vegetationsstrecke mitten in dem sonst im Winter kahlen Oberitalien dar und zwar die unserem Vaterland zunächst gelegene und zugleich die nördlichste der Welt. Ihr Wert wird aber für Gesunde wie Kranke erhöht durch den außerordentlichen Reichtum an Spaziergängen und Ausflügen mit einer beständigen Abwechslung von reizenden, oft großartigen Aussichten. Da wegen der meist herrschenden Windstille Staub selbst, derselbe überhaupt nur auf der die Riviera durchschneidenden Landstraße erzeugt werden kann, da die Wege großenteils gut gehalten und viel besser als sonst in bergigen Gegenden Italiens sind, und da die Sitte, alle Grundstücke mit Mauern zu umschließen, hier fast nur in der Ferne durchgeführt wird, ist es kein Wunder, daß gerade für Fußwanderer im Winter Gardone-Riviera dauernde Anziehung ausübt, zumal die Bergwege nach Regen sofort wieder gangbar sind und Schnee nur ein- bis zweimal fällt und fast nie liegen bleibt. Im vorigen Winter zum Beispiel, der wegen seiner Schneemenge in Italien in böser Andenken steht, blieb Gardone-Riviera von den großen Schneefällen im Dezember und Januar ganz verschont. Während in dem südlich davon gelegenen Bogliaco und Modena der Schnee fast 2 Meter hoch wochenlang lag, so daß der Eisenbahnverkehr unterbrochen wurde, während es an der Genueser Riviera, in Florenz, Rom, Neapel und Palermo schneite, hat in der Gegend von Gardone-Riviera überhaupt bis Mitte Februar kein Schneefall stattgefunden.

In der Schönheit der Landschaft treten die geschichtlichen Erinnerungen. Vor uns liegt aus dem See die Isola di Garda mit ihren Gärten und dem vom heiligen Franziskus gegründeten Kloster, von S. Nee den borromeischen Inseln an die Seite gestellt; dahinter zeichnet sich am Horizont die Halbinsel Sirmione ab, der Lieblingsaufenthalt Catulls; in noch weiterer Ferne ragt der mächtige Turm auf dem Schlachtfeld von Solferino gen Himmel. Nach Osten birgt sich hinter dem Vorgebirge S. Vigilio das Städtchen Garda, der Heimatsort nach der Geburtsort Hildebrands, des Gefolgsmanns Dietrichs von Bern. Dort saß auch auf hohem Kastell als Gefangene Adelheid, die spätere Gemahlin Ottos des Großen.

Nach Norden verengt sich der See, gewaltige, oft senkrecht abstürzende Felsmassen bilden die Ufer der Westküste, nur an wenigen Stellen Raum für Ansiedlungen fleißiger Menschen lassend, wie in Limone, dem letzten italienischen Ort mit ausgedehnter Zitronenzucht, bis die Nordspitze, das österreichische Städtchen Riva, erreicht ist. Von hier bekannten Dampfschiffe die Ufer des Sees bis nach Peschiera und Desenzano am Südende, beides Schnellzugsstationen der Bahn Mailand-Verona. Früher hielten die unbequemen Abfahrtszeiten der Dampfer viele von der Fahrt ab; seit dem letzten Sommer aber ist die Zahl derselben verdoppelt und damit auch für Vorüberreisende der Besuch des Gardasees erleichtert.

Gardone-Riviera hat sich bis jetzt als fast rein deutscher Kurort entwickelt. Hotel und Pensionen sind deutsch eingerichtet, ebenso wie das Hotel in dem nahen Städtchen Salò, deutsche Bedienung; zwei deutsche Aerzte bringen den Winter dort zu. Auch die steigende Zahl der Besucher setzt sich meist aus Deutschen zusammen. Eine Nebenbuhlerin, italienisch zu sprechen, ist somit kaum vorhanden, auch ist die liebenswürdige Bevölkerung sehr gewandt und entgegenkommend im Umgang mit Fremden.

Möge es dem Kurort vergönnt sein, begünstigt durch seine seltenen Vorzüge in landschaftlicher und klimatischer Hinsicht, sowie durch seine geringe Entfernung von Deutschland, auch fernerhin ungestört und in gleichmäßiger Entwicklung emporzublühen.

Dr. Kreniger.

Wespenstiche.

Von

Alfred Friedmann.

Thorheiten gibt's die schwere Menge!
Wenn jeder gleich ins Wasser spränge,
Um leicht der Mücke Stachel stillt —
Den Weisenstich verdient' der nicht!

Fortuna.

Frühmorgens bin ich ausgegangen,
Die Frau Fortuna einzufangen.
Wobei ich leider überlief,
Sie war bei mir — zum Greifen nah!

Wandlung.

Wollüste hat man einst empfunden,
Dann schien zum Weltschmerz man geneigt;
Nun hat die Welt so manche Stunden,
Da ihre Uhr — Weltekel zeigt.

Photographie.

Die einzige Photographie, die geschmeichelt.
Ist Erinnerung, ein Lichtbild der Zeit:
Es hat ihm manches ein Mädchen geschmeichelt,
Sich erinnernd — das Großmutter heut!

Trugschluß.

Die Frauen sind wie die Federn im Wind,
Beweglich und schwach geboren.
Drum glauben sie nicht, daß die Männer sind,
Wenn einmal verloren — verloren!

Lola Beeth.

Wie ein altes Dichterwort behauptet, hat die launische Mutter Natur bisweilen Anwandlungen von verschwenderischer Freigebigkeit, in denen sie auf einen Menschen alle ihr zu Gebote stehenden Gaben häuft. Eine solche Freigebigkeit mag es wohl gewesen sein, welche dem gefeierten Sterne der deutschen Oper, Fräulein Lola Beeth, das Leben gab. Hervorragende Schönheit, eine modulationsfähige, große Stimme, welche allen Skalen des Empfindens Ausdruck zu verleihen vermag, schauspielerisches Talent und eine ausgesprochene Musikatur, diese vier Kardinaltugenden einer Bühnenkünstlerin, welche sich so selten beisammenfinden, sind in ihr reich entwickelt und gegeneinander so harmonisch abgestimmt, daß es nur natürlich erscheint, wenn sie ihrer Besitzerin rasch zum Range einer hervorragenden Gesangskünstlerin verhalfen. Und doch hätten diese großen Eigenschaften allein es nicht vermocht, Lola Beeth zu der Höhe emporzutragen, auf welcher sie sich heute befindet, wenn ihr nicht auch gleichzeitig die großen Trübsalen alles künstlerischen Schaffens, Energie und rastloser Fleiß, verliehen waren, welche erst die Gaben in Thaten umsetzen. Sie waren es zugleich, welche das früh erwachte Talent an den auch ihm beschiedenen, gefährlichen Klippen der „Wunderkinderzeit" sicher vorbeiführten. Denn schon in früher Mädchenzeit erregte die 1864 geborene Lola Bewunderung als Pianistin in ihrer Vaterstadt Krakau, wo sie in einigen

Konzerten auftrat, und vielleicht würden wir sie heute, wie ihr damals prophezeit wurde, als weiblichen Liszt auf den „Flügeln Bechsteins“ anzustaunen gehabt haben, wenn nicht bald die bessere, innere Stimme ihren Weg durch die Kehle nach außen genommen hätte, um ihre Trägerin auf „Flügeln des Gesanges“ ihrem eigentlichen Berufe zuzuführen. Der energischen Fürsprache einer hohen Gönnerin, der Fürstin Sayn-Wittgenstein, danken wir es, daß sie noch kaum zur Jungfrau herangereifte Kunstnovize gegen den Willen ihrer Eltern in die Gesangsschule der Frau Professor Dustmann nach Wien gegeben wurde. Begabung und Eifer bewirkten hier ein so rasches Fortschreiten ihrer Ausbildung, daß sie bereits im achtzehnten Jahre, also 1882, weit genug war, um „entdeckt“ zu werden, was dem sicheren Ohr und Blick des damaligen Berliner Generalintendanten, Herrn von Hülsen, denn auch bald gelang.

Bei der Nachricht von dem bevorstehenden Debüt einer „Anfängerin“ ging durch das gesamte musikalische Berlin ein bedenkliches „Schütteln des Kopfes“. Nur aufgereiften Talenten, so hieß es, dürfte ein erstes Kunstinstitut seine geheiligten Pforten öffnen. Vielleicht war es auch die Verletzung des zur lieben Gewohnheit gewordenen Anciennitätsgesetzes, welche so aufregend wirkte. Doch Herr von Hülsen wußte wohl, was er that. Schreiber dieses war selbst Zeuge des überraschenden Triumphes, den Lola Beeth bei ihrem ersten Auftreten, und zwar als Elsa im „Lohengrin“, errang. Hatte schon die berückende und doch zugleich mädchenhaft rührende Schönheit der Debütantin gleich zu Anfang aller Augen und Herzen gefangen genommen, so streckte das fast so tadelsüchtige Tout-Berlin schon nach der Traumerzählung die Waffen, und als die Künstlerin gegen den Schluß des Aktes in der ganzen, unbeschreiblich lieblichen Jungfräulichkeit



Lola Beeth.

ihres Wesens vor dem Schwanenritter niederkniete und mit hingebendem Gefühl und innigstem Ausdruck die Bitte erflehen ließ:

„Mein Held, mein Retter, nimm mich hin.
Nur geb' ich oder, was ich bin!“ —

da brauste der Sturm der Begeisterung durch das Haus, und das Publikum selbst nahm sich zu regen die Sängerin hin, die als solche alles geben mußte, was sie ist. Und sie hat ihr Versprechen gehalten und hat viel gegeben. Im Laufe der sechs Jahre ihrer Berliner Bühnenlaufbahn ist Lola Beeth in nicht weniger denn 36 Partien aufgetreten, darunter eine große Zahl von Rollen, welche von ihr creirt wurden. Und welche Vielseitigkeit auch ihres schauspielerischen Könnens hat sie in ihren Leistungen geliefert! Elsa, Brünhilde, Frau Fluth, Donna Diana, Venus, Eboli; kaum gibt es gegensätzlichere Erscheinungen, als diese Namen uns andeuten. Und mit gleicher Kunst wurde jede Einzelne charakterisirt, und gesteigerter Beifall ward jeder neuen Leistung zu teil. Und darnach will sie bei jener Bescheidenheit, die den Künstler ziert, noch immer nicht Meisterin sein. Wie sie in früheren Jahren während der Sommerferien stets nach Paris zur Viardot-Garcia eilte, um zu lernen, wenn andere feierten, so studirte sie bis in die neueste Zeit hinein noch bei Frau Rosa de Rute in Berlin, rastlos der höchsten Vollkommenheit zustrebend. So kann es denn auch nicht Wunder nehmen, daß der moderne Sängerkrieg, der von den Direktoren als Kampf um den Sänger geführt wird, den Berlinern ihren Liebling entriß, da Lola Beeth nach einem glänzenden Gastspielerfolg an die Wiener Hofoper berufen ward. Möge auch dort die Zukunft ihr das in immer reicherem Maße bringen, was unserer Schilderung an dieser Stelle zu Grunde liegt: Ehre der Künstlerin! **Carl Wittkowsky.**



Verhör Ludwigs XVI. in Versailles. Gemälde von Henri Caten. Nach einer Photographie von J. E. Lecadre & Co. in Paris.

Digitized by Google



Bilder von Gardone-Riviera am Gardasee. Nach photographischen Originalaufnahmen.

1. Gardone-Riviera. — 2. Teil des Hotel Gardone-Riviera mit Strandanlage. — 3. Kloster von Cagliè. — 4. Von der Bucht von Gargnano. — 5. Fischerglück bei Sirmione.

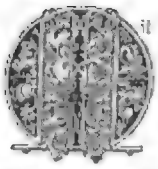
Jonel Fortunat.

Ein Roman aus Rumänien

von

Marco Brociner.

(Fortsetzung.)



it beweglichen Worten begann der Jude zu bitten; er legte Balsamaki auseinander, daß der arme Baruch seit zwanzig Jahren die Schenke inne habe, daß er kein anderes Geschäft betreiben könne, er schwur hoch und teuer, daß Baruch in Zukunft nicht die geringste Veranlassung mehr zur Unzufriedenheit geben werde, er ließ durchblicken, daß der Schenkwirt im Notfall auch eine größere Summe für die Schankgerechtigkeit zahlen werde; er sprach so warm, so eindringlich, und seine Stimme klang so flehentlich, als stünde sein eigenes Lebensglück auf dem Spiele.

Balsamaki unterbrach ihn mit keiner Silbe.

Er stand vor dem Juden mit den Händen auf dem Rücken und blickte über Zilibi's Kopf hinüber zum Mädchen, dessen Haupt von den letzten Strahlen der Sonne umleuchtet war.

Lea sah reizend aus.

Sie hatte ihr weißes Kleidchen an, das ihr so gut stand. Ihr schwarzes Lockenhaar fiel anziehend um ihren Nacken, ihre Wangen waren vom beschwerlichen Marsche gerötet und die großen, brennend schwarzen Augen hafteten auf Balsamaki, der sie, vom ihrem Anblick bezaubert, anstarrte.

„Sagen Sie Ja, gnädiger Herr," hörte er Zilibi flehen.

„Ja, ja!" stieß Balsamaki hervor.

„Ich danke Ihnen!" rief Zilibi freudig bewegt aus. Dann wendete er sich um und rief: „Lea!"

Das Mädchen eilte herbei.

„Danke dem Herrn Balsamaki, Kind, er hat uns eine große Wohlthat erwiesen."

Lea ergriff die trockene, knochige Hand des Gutsherrn und schaute ihm, unbefangen lächelnd, ins Gesicht.

Herrn Balsamaki wurde es beim Drucke dieses weichen Händchens und unter dem Blick ihrer wunderschönen Augen seltsam zu Mut. Er neigte sich zu ihr und drückte ihr einen leichten Kuß auf die Locken.

Und dabei durchblitzte ihn plötzlich der Gedanke, wie schön und herrlich dieses Kind in einigen Jahren sich entfalten und wie glücklich er sein würde, wenn er ein solches Wesen sein nennen könnte.

„Wie alt ist Dein Kind, Zilibi?"

„Zwölf Jahre, am zehnten Juli ist sie zwölf Jahre alt geworden."

„Was würdest Du für Deine Tochter thun, wenn Du ein reicher Mann wärest?"

Zilibi schaute ihn verwundert an.

„Was ich thun würde? Erstens würde ich sie in ein Institut in die Stadt schicken, wo sie bis zum achtzehnten Jahr bleiben müßte, um zu lernen. Und wenn sie ausgelernt hätte, würde ich sie verheiraten. Doch das sind alles Seifenblasen, reden wir lieber nicht davon."

„Höre, Zilibi," sagte Balsamaki, „daß ich ein reicher Mann bin, weißt Du, Du weißt auch, daß die Leute mich für einen schlechten Menschen halten. Daß ich aber letzteres nicht bin, will ich Dir beweisen. Dein Mädchen wird hier auf dem Lande verkommen, das ist so sicher, wie zweimal zwei vier ist. Wenn Du aber einwilligst, so schicke ich sie auf meine Kosten in ein Institut, sie soll alles haben und alles lernen wie das reichste Mädchen. Und wenn sie heiratsfähig wird, so werden wir ihr auch einen passenden Mann finden. Und an einer Mitgift soll es ihr dann auch nicht fehlen. Was sagst Du dazu?"

Der arme Jude stand mit offenem Munde da. Er traute seinen Ohren nicht.

Balsamaki, dieser steinreiche Gutsherr, der hunderttausend goldene Dukaten sein eigen nennt und der keine zehn Centimes ohne praktischen Zweck ausgibt, will seine Lea erziehen lassen, will einer Mitgift ausstatten! Das ist die reine Narretei! Das ist eine Unmöglichkeit!

Und doch, der Mann hatte im vollsten Ernst gesprochen. Er brauchte also nur Ja zu sagen, und die schwerste, die bitterste, die einzige Sorge seines Lebens war zerstoben. Die Zukunft seiner teuren Lea war gesichert.

Und doch konnte er das Ja nicht hervorbringen.

Einem reichen Juden gegenüber hätte er keinen Augenblick gezögert, ein derartiges Anerbieten mit Dank anzunehmen, aber ein Christ! Wie kommt ein Christ dazu, einem armen Juden Wohlthaten zu erweisen? Wofür? Warum?

Wenn der Mensch schlechte Absichten hätte, wenn er seine Lea bloß deshalb erziehen lassen wollte, um sie . . .

Zilibi konnte diesen schrecklichen Gedanken gar nicht zu Ende denken.

Er fühlte einen heftigen Stich im Herzen.

„Ich verlange eine kurze und bündige Antwort," hörte er den Gutsherrn sagen — und seine Stimme klang dabei wieder scharf und schneidend.

Aber Zilibi gab keine Antwort.

Er blickte düster und schweigend vor sich.

Da wandte sich Balsamaki an das Mädchen:

„Was sagst Du, mein Kind?"

In Leas Augen blitzte es, ihre Lippen zuckten.

Sie umschlang mit leidenschaftlicher Glut ihren Vater und sie küßte ihm die Augen und den Mund und lachte und weinte und rief dabei:

„Sag Ja, Vater, sag Ja!"

Ein wehmütiges Lächeln flog um Zilibis Mund. Ihm war, als risse eine unsichtbare Hand das Kind von seinem Herzen. Und er konnte nichts thun, um sie bei sich zu behalten.

„Gnädiger Herr," sagte er ernst, „ich glaube, daß Sie es gut meinen mit meinem Kinde. Gott segne Sie dafür. Ich willige ein. Ich thue es mit schwerem Herzen, denn meine Lea ist mir so teuer wie mein Augapfel, aber ich muß auch an ihre Zukunft denken. Wann meinen Sie, daß Lea in die Stadt fahren soll?"

„Anfangs November, wenn der Unterricht in den Schulen beginnt. Komm in einigen Tagen wieder, und wir wollen das Nähere besprechen."

Dann küßte er Lea zum Abschied auf die Stirne.

VI.

Die dunkle Ahnung des Popen Konstantin war in heitere Erfüllung gegangen.

Einige Tage vor der Trauung des Herrn Fortunat mit Madame Belota erhielt das Kirchlein von Banesti einige neue Heiligenbilder, dem Popen selbst übergab der Kutscher Alexe im Namen seines Herrn einen funkelnagelneuen Ornat mit dem Bedeuten, daß er denselben bei der Vornahme der kirchlichen Einsegnung des Brautpaares anzulegen habe.

Pope Konstantin schwamm in Wonne, seine Augen leuchteten und nicht minder seine Nase.

Während er sonst schweigsam, ernst und gedrückt, wie es einem armen Landgeistlichen ziemt, von der Kirche zu Nastalis Schenke und von dieser zum Gotteshause zurück zu wandern pflegte, machte er jetzt diesen Gang mit hoch erhobenem Haupt und stolze Blicke nach rechts und links werfend.

Er empfand auf einmal die Bedeutsamkeit seiner Stellung, die Heiligkeit seiner Mission.

Bis jetzt hatte er nur gemeines Volk kopulirt, arme Bauern, Taglöhner und, wenn es hoch ging, Freisassen.

Jetzt aber war es ihm beschieden, den Herzensbund eines hochansehnlichen, reichen Brautpaares zu segnen.

Das Gefühl des Stolzes, das ihn bei diesem Gedanken überkam, war indes kein ungemischtes.

Es spielten in dasselbe alterdend kleine, dunkle Nebengefühle herein, die mit der Heiligkeit des vorzunehmenden kirchlichen Aktes in einem etwas lockern Zusammenhang standen.

Pope Konstantin dachte nämlich auch so nebenbei an die reichbestellte Tafel im Herrenhof, an der er in seiner Eigenschaft als Seelsorger einen Ehrenplatz einzunehmen berufen war. Seine Phantasie spiegelte ihm zauberhafte Gerichte vor, die er nur vom Hörensagen kannte, und das Wasser lief ihm im Munde zusammen, wenn er sich die Flaschen Champagner in den Eiskübeln vergegenwärtigte.

Er kannte diesen Wein, wie etwas Märchenhaftes, nur dem Namen nach, aber in diesem Namen allein lag eine eigentümliche Musik, so süß und lockend.

Pope Konstantin, der sich jetzt öfters als sonst in Nastalis Schenke einfand, trank den roten Odobester Wein, den der Wirt kredenzte, mit einer stillen Verachtung, der er am Tage vor der Trauung durch allerhand abfällige Bemerkungen über dessen Qualität einen kräftigen Ausdruck verlieh.

Aber er fand leider keine gleichgestimmte Seele, die seiner Kritik das nötige Verständnis entgegengebracht hätte.

Was wußte Nastali, was wußte selbst der Bürgermeister vom Champagner? Brunner, der einzige, der ihn verstanden hätte, war leider seit einigen Tagen in Nastalis Schenke nicht erschienen.

Brunner hatte nämlich alle Hände voll zu thun mit den Vorbereitungen zum Hochzeitsfeste.

Herr Fortunat hatte ihm zwar mitgeteilt, daß die Trauung in aller Stille, ohne Pomp im Kirchlein von Banesti stattfinde und daß zur selben kaum ein Dutzend Personen geladen sein würden. Aber Brunner hatte es sich nicht nehmen lassen, sein organisatorisches Talent, wie er es nannte, leuchten zu lassen.

Er hatte aus der Stadt eine Unmasse von Fahnen und Fähnchen in Nationalfarben kommen lassen, welche dazu bestimmt waren, am Festtage den Herrenhof und das Städchen zu schmücken.

Dann setzte er sich mit dem Bürgermeister und dem Schullehrer von Banesti ins Einvernehmen, und es wurde vereinbart, daß die männliche und die weibliche Schuljugend, sowie überhaupt die gesamte Bevölkerung am Hochzeitstag in Feiertagskleidern vor der Kirche sich postire und die Ankunft des Brautpaares mit einem dreimaligen Hoch begrüße.

Ferner wurde eine Illumination des Herrenhofes im geheimen vorbereitet und die Herstellung eines Triumphbogens vor der Kirche beschlossen.

Mit Zilibi, welcher aus fünf Zigeunermusikanten ein Orchester zusammengestellt hatte, hielt Brunner täglich längere Konferenzen über die Musikpiècen, welche während des Festmahls zum Vortrag gelangen sollten.

Das meiste Kopfzerbrechen verursachte aber Herrn Brunner die Herstellung von Feuerwerkskörpern, und es wäre ihm dies überhaupt nicht gelungen, wenn ihm hiebei nicht der Dorfschmied, der etwas von der pyrotechnischen Kunst verstand, thatkräftig unterstützt hätte.

Ja, es waren schwere, mühevolle Tage für den armen Brunner, aber er arbeitete mit Lust und Freude, hatte er doch einen neuen Beweis von dem Zartsinn und der Güte des Herrn Fortunat erhalten.

Derselbe hatte ihm nämlich eines Morgens zu sich beschieden und ihm mitgeteilt, daß er nach seiner Verheiratung in die Residenz übersiedle, daß er Jonel zur Erziehung ins Ausland sende, und ihm die Frage vorgelegt, ob er nicht die Stelle eines Verwalters des Gutes Banesti annehmen wolle.

„Ich weiß," hatte Herr Fortunat lächelnd hinzugefügt, „daß Sie kein großer Agronom sind, aber mein bisheriger Verwalter Alexe wird noch wie vor alles besorgen. Und Ihre Aufgabe wird bloß darin bestehen, dem Alexe, der über Mein und Dein etwas nullare Begriffe hat, auf die Finger zu schauen. Ich werde Ihre Stellung gut dotiren. Sie werden vollauf Zeit haben, zu studiren, und so oft Sie in die Residenz kommen, werden Sie ein willkommener Gast sein."

Brunner hatte diesen Antrag mit Freuden acceptirt. Er war nun aller Sorgen wegen seiner Zukunft enthoben, das Landleben behagte ihm, er blieb im Kontakt mit der Familie Fortunat und konnte jedes Jahr ein schönes Sümmchen beiseite legen. Nach mehreren Jahren, so phantasirte er, würde er Besitzer eines Betrages sein, der es ihm ermöglichte, von seinen Zinsen zu leben.

Dann würde er nach Deutschland zurückkehren, in seinem geliebten Heidelberg sich einnisten, daselbst ein schönes, ruhiges Dasein führen — und wer weiß — vielleicht auch eine junge, hübsche Witwe finden, die weder an seiner Glatze noch an seiner exzentrenen Nasenspitze Anstoß nähme.

Wenn Pope Konstantin gewußt hätte, welch süße Zukunftsmusik im Kopfe des Herrn Brunner summte,

er würde es begriffen haben, warum Brunner bei seinen vielfachen Gängen vom Schloß ins Städtchen und zurück still in sich hinein lachte, warum er ab und zu mit seines Basses tiefster Grundgewalt ein Studentenlied erschallen ließ, warum er so lustig, so aufgeräumt war, als gehörte ganz Banesti mit allem, was darauf lebt und webt, dem armen deutschen Kandidaten der Philosophie.

*

Und hätte man ganz Banesti mit allem, was darauf lebt und webt, ihm geschenkt, er würde wohl keine größere Freude empfunden haben, als jene, die seine Pulse höher schlagen ließ, als er am Festtage sein Werk mit stolzen Blicken betrachtete.

Die einzige Straße von Banesti war rein gefegt, eine Thatsache, die seit Menschengedenken nicht vorgekommen war.

Aus den Dachluken eines jeden Häuschens, einer jeden Hütte flatterten Fähnlein lustig im Winde, die männliche und die weibliche Bevölkerung war gewaschen und festtäglich geputzt.

Vor der Kirche erhob sich ein Triumphbogen, auf dessen Leinwand Brunner mit selbsteigener Hand die roten Riesenworte: „Hoch lebe das Brautpaar!“ gemalt hatte.

Das Kirchlein selbst, das neu geweißt und dessen Vorbau mit Reisigewinden geschmückt worden, war kaum wieder zu erkennen.

Dazu der herrliche Oktobertag.

Auch der Himmel schien sein schönstes Feiertagsgewand angelegt zu haben, denn er war so blau wie an einem heitern Montag, und die Sonne vergoldete alles mit ihrem milden Lichte.

Aber die Freude des Herrn Brunner wurde doch ein wenig getrübt.

Er hatte gehofft, daß die Zeremonie bei hellem Tage stattfinden und daß die Herrschaften Gelegenheit finden würden, das ins Festschmuck prangende Städtchen zu sehen.

Aber die Sonne lag bereits tief im Westen, als der letzte Hochzeitsgast, der Herr Präfekt Aldean, im Herrenhof von Banesti eintraf. Die Schatten der Nacht hatten das Städtchen eingehüllt, am Himmel flimmerten schon die Sterne, als der Böllerschuß erscholl, das Zeichen, daß der Zug vom Schloß aufgebrochen war.

Im Kirchlein von Banesti hatten noch niemals so viele und so große Wachskerzen gebrannt wie an diesem Abend, rote, blaue und gelbe Kerzen, unter deren Schein die Heiligenbilder, welche die Wände bedeckten, seltsam flimmerten.

Pope Konstantin sah in seinem neuen Ornat sehr ernst und würdevoll aus, und der alte, bereits ziemlich angetrunkene Küster, der neben ihm stand und mechanisch das Weihrauchfaß schwang, versuchte gleichfalls, ernst und würdevoll dreinzuschauen.

Man hörte das Rasseln von Droschken. Das Kirchlein füllte sich rasch.

Die Zeremonie begann.

Pope Konstantin hatte vom Herrn Fortunat den ausdrücklichen Befehl erhalten, dieselbe so schnell wie möglich abzuthun und die weitgehendsten Kürzungen bei der Lektüre der verschiedenartigen Kapitel aus dem Alten und dem Neuen Testament vorzunehmen.

Aber der arme Pope vergaß diesen Befehl in der freudigen Erregung, die sein ganzes Wesen durchbebte, angesichts dieser „hochansehnlichen“ Versammlung.

Seine Stimme stieg dröhnend zur Kirchenwölbung empor, er sprach jedes Wort klar und deutlich aus, las und las und näselte so eifrig, so hingebungsvoll, als hinge sein ganzes Seelenheil davon ab.

Madame Belota wurde ungeduldig.

Diese ganze Zeremonie in dem ärmlichen Kirchlein kam ihr lächerlich, tölpisch, bäuerisch vor.

Sie hatte anfangs gewünscht, daß die Trauung im Schlosse stattfinde. Aber Madame Faluza hatte sich dagegen mit Händen und Füßen gesträubt.

Und so mußte sie, um der alten Dame nicht weh zu thun, nachgeben. Und nun wollte die Litanei kein Ende nehmen.

Ein nervöses Zucken flog um ihren Mund.

Sie begann die Heiligenbilder an der Wand vor ihr zu mustern.

Da wandte sie plötzlich das Haupt nach rechts, als hätte sie gespürt, daß von dort her jemand sie anstarrte, und sie blickte empor in die zwei schwarzen Augen Leas, die mit staunender Bewunderung auf ihrem Gesichte ruhten.

Lea stand auf der Kanzel, mit den Ellenbogen auf die Balustrade gestützt, das Haupt zwischen die Hände gepreßt, und schaute verzückt Madame Belota an.

Es war das erstemal in ihrem Leben, daß sich Lea in eine Kirche hineingewagt hatte.

Alles darin kam ihr so fremd, so seltsam, so wunderschön und imponirend vor. Das war ein ganz anderes Gotteshaus als die ärmliche, kahle, dumpfe Synagoge. Die Wände waren mit wunderlichen Gemälden bedeckt. Die Bilderwand, welche das Schiff der Kirche vom Allerheiligsten trennte, strahlte und flimmerte in eitel Gold und Silber. Von der Kuppel hing ein großmächtiger Kronleuchter herab, dessen Glasprismen in allen Regenbogenfarben spielten und der in eine massive Messingkugel endigte.

Hinter dem Altar, vor dem das Brautpaar stand, erhoben sich zwei goldig schimmernde Säulen, auf denen zwei dicke, rot und grün gestreifte Kerzen brannten.

Selbst Pope Konstantin in seinem glänzenden Ornat war kaum zu erkennen, so prächtig sah er aus.

Einen noch tiefern Eindruck als die in Lichterglanz strahlende Kirche, als die schimmernden Heiligenbilder, als die seltsam geformten Amzeln an der Bilderwand, die an den Schnäbeln messingener Tauben hingen, und als die angedunkelten Wandgemälde übte die Versammlung auf die Seele des Mädchens.

So viele, so bedeutende Personen hatte sie noch nie in so unmittelbarer Nähe gesehen. Aber geradezu faszinirend wirkte Madame Belota auf sie.

Sie war so schön, so weiß, so stolz, und die Diamanten in ihren Ohrgehängen funkelten und blitzten so prächtig.

Wie beneidete sie Jonel, daß er neben dieser Frau leben, sie Mutter nennen durfte.

Und nun traf sie ein Blick aus den wunderschönen dunkelblauen Augen der stolzen Dame.

Lea erschauerte unter diesem Blick und senkte die Lider.

Die Zeremonie war fast zu Ende, die Ringe waren bereits gewechselt und nun begann der aus einem Halbdutzend Knaben bestehende Chor das übliche Jubellied: „Isaia dantwesce“ (Isaia tanzt) zu singen, während Brunner sich auf einen Stuhl stellte und aus einem Körbchen Blumen auf die Hochzeitsgäste zu streuen sich anschickte.

Lea sah nichts mehr, sie hörte nichts.

Mit nach innen gekehrten Blicken stand sie da und träumte.

Und es war ein seltsamer Traum.

Sie sah sich auch als großes, schönes, stolzes Weib, mit einer kostbaren Toilette und blitzenden Ohrgehängen in einem erleuchteten Raume vor einem Traualtar und neben ihr einen schlanken, schwarzhärtigen Mann.

Und aller Blicke hingen bewundernd an ihr — und vor ihr stand ein Greis mit einem glänzenden Ornat, der schwang ein Weihrauchfäßchen, und die kleinen, würzigen Rauchwellen kräuselten sich empor zur Wölbung und helle Kinderstimmen jubelten — und dann fuhr sie in einer herrlichen Kalesche durchs Städtchen, da standen die Leute vor den Thüren und zogen die Mützen, neigten sich tief zur Erde und flüsterten: „Seht, das ist Lea, die schöne Lea, Jilibis Tochter, die so groß, so schön, so reich und die eine Christin geworden!“

Da legte sich plötzlich eine Hand auf ihre Schulter.

Der Küster stand vor ihr.

„Ich muß die Kirche schließen,“ sagte der Mann rauh, „hinaus!“

Lea erwachte.

Der größte Teil der Lichter war bereits verlöscht.

Die Kirche, die soeben noch eine dichte Menge gefüllt, war leer und still und die wenigen noch brennenden Kerzen knisterten unheimlich.

Sie schaute eine Weile den Küster mit großen, verwunderten Augen an.

Dann eilte sie hinaus.

Im Städtchen ging es hoch her.

Brunner hatte eine Menge Unschlittkerzen verteilen lassen und der Primar (Bürgermeister) hatte selbst darauf gesehen, daß dieselben ihrer Bestimmung, für die Illumination zu dienen, nicht entzogen wurden.

Die einzige Straße, aus der Banesti bestand, war daher hell erleuchtet, eine Thatsache, welche die Hunde in eine hohe Aufregung versetzte, denn sie bellten unaufhörlich.

Ab und zu erscholl brausendes Hurra aus den Kehlen der Gassenjugend, die vor der Primarie (Bürgermeisteramt) um ein brennendes Teerfaß versammelt war, dem eine dunkelrote Rauchwolke entstieg.

Am lustigsten ging es aber in Naftalis Schenke zu, wo gesungen, getanzt und gejubelt wurde.

Lea huschte die Straße entlang aus dem Städtchen hinaus dem Schlosse zu.

Vor demselben angelangt, blieb sie atemlos stehen.

Das Thor war weit geöffnet. Im Hofraum, über welchen mehrere brennende Teerkessel rote Lichter warfen, waren einige Tische aufgestellt, um welche die Honoratioren des Städtchens vor Schüsseln ernst und schweigsam saßen und mit Gabel und Messer hantirten.

Vor jedem Tisch war je ein Fäßchen aufgefahren, daraus barfüßige Burschen unablässig Wein verzapften und in kleinen Gläsern herumreichten.

Da tauchte Brunners hoher Cylinder auf.

Wie sonst, wenn Herr Brunner freudig bewegt war, stand der Cylinder schief auf seinem Haupte.

Er schritt, gefolgt vom Schmied des Städtchens, einem langen, ungeschlachten Gesellen, durch den Hofraum der Stallung zu und verlor sich daselbst im Dunkel.

Plötzlich hörte man aus jener Richtung ein Zischen, eine Rakete flog in die Luft, und dann folgten weitere Raketen, die hoch oben in einem bunten Feuerregen zerstoben.

Ein allgemeines „Ah!“ der Bewunderung wurde laut und dann erschollen von den offenen Fenstern des ersten Stockwerks, an denen Kopf an Kopf die Hochzeitsgäste standen, laute Bravorufe und lustiges Lachen.

Lea hatte sich in den Hofraum hineingewagt. Als sie sah, daß sie niemand beobachtete, schritt sie bis zur Freitreppe und blickte in den Flur hinein, in dem Diener mit Schüsseln hin und her rannten.

Eine Weile stand sie da mit klopfendem Herzen.

Dann trat sie in den Flur und flog die teppichbelegte Treppe hinauf. Sie trat in einen Vorsaal, von dem eine offene Thür in einen glänzend erleuchteten Saal führte, in welchem um eine reichgedeckte Tafel die Hochzeitsgäste saßen.

Die Gesellschaft schien sehr freudig erregt zu sein.

Man sang, lärmte, Gläser klirrten, starke Flogen qualmend zur Saaldecke empor.

Da rief plötzlich eine scharfe Stimme — es war die des Herrn Präfekten Aldean: „Musik!“

Auf diesen Ruf hin erhob sich Jilibi, der mit seinem aus fünf Zigeunern bestehenden Orchester auf einer Estrade neben der Thür postirt war, die auf den Balkon hinaus führte, schlug mit dem Bogen auf die Rückseite der Fiedel und bald darauf ertönten die lustigen Klänge einer Hora (rumänischer Nationaltanz).

Lea trat in den Saal, schob sich scheu längs der Wand bis zur Estrade und blieb daselbst hinter der Baßgeige gedrückt stehen.

Jilibi hatte noch nie mit einem solchen Feuer wie heute gegeigt. Seine dunklen Augen brannten und Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn.

Als er geendet, durchbrauste rauschender Applaus den Saal.

„Meine Herren und Damen,“ rief Herr Aldean, indem er sich erhob, „unser Kapellmeister Jilibi ist, wie Ihnen vielleicht bekannt, auch ein Spaßmacher, als solcher muß er uns einige Späße zum besten geben!“

„Und aus dem Talmud!“ rief Pope Konstantin, der bereits ziemlich angetrunken war.

„Ja, aus dem Talmud,“ wurden Stimmen laut, „aus dem Talmud!“

Jilibi verneigte sich lächelnd.

„Im Talmud,“ sagte er, „stehen nicht nur Späße, sondern auch ernste Dinge, so heißt es zum Beispiel darin: ‚Wende die Augen ab von einer Witwe, trage kein Gelüste nach ihrer Schönheit.‘“

Ein allgemeines Gelächter folgte diesen Worten.

„Die Gelehrten des Talmud,“ rief Herr Aldean, „haben unsere liebenswürdige Braut nicht gekannt,

ich beantrage daher ein neues Hoch auf das neuvermählte Paar!“

„Hoch, hoch!“ rief die Gesellschaft.

„Ich beantrage,“ rief Herr Valsamaki, „daß uns Zilibi einen weitern Weisheitsspruch aus seinem Talmud citire und einen galantern!“

„Einer unserer großen Weisen — Sirach heißt er,“ sagte Zilibi, „hat gelehrt: ‚Heil dem Mann einer schönen Frau, die Zahl seiner Tage ist doppelt!‘“

„Hoch lebe Herr Sirach!“ rief Herr Aldeen.

„Hoch, hoch!“ schrieen die Herren im Chorus.

Die Gläser wurden von neuem vollgeschenkt und die Musikanten begannen ein neues Stück zu spielen. (Fortsetzung folgt.)

Eine fürstliche Erblasserin.

Am 9. Dezember 1888 starb in Paris im Alter von dreiundsiebenzig Jahren die wegen ihres ungeheuren Reichtums und ihrer großartigen Wohlthätigkeit berühmte Herzogin Maria von Galliera. Sie war die Tochter des Marchese von Brignole-Sale, der früher unter Ludwig Philipp Sardinien am französischen Hofe vertrat. Ihr verstorbener Gemahl, M. Ferrari, dem der Papst den Titel eines Herzogs von Galliera verlieh, gehörte zu den reichsten Eisenbahnunternehmern Italiens; sein Name war mit allen größeren industriellen Unternehmungen seines Vaterlandes verknüpft. Daher stammt auch das kolossale Vermögen — beim Tode ihres Gemahls auf 220 Millionen Lire veranschlagt — welches die edle Frau während ihres Lebens in den Stand setzte, in so hochherziger Weise vor allem die Armen zu unterstützen. Ihre Wohlthätigkeit kam besonders



Maria, Herzogin von Galliera.

Paris und Genua zu gute. Der letzteren Stadt, in der ihre Wiege gestanden hat, schenkte sie 25 Millionen Lire zum Ausbau des Hafens, 7 Millionen zur Errichtung von Krankenhäusern und den von ihrem verstorbenen Gatten bewohnten Palast nebst seinen reichen Kunstsammlungen im Wert von 6 Millionen. Ebenso wurde auch Paris, wo sie in den letzten Jahren nahezu ständig weilte, in reichster Weise von ihr bedacht. Namentlich zu erwähnen sind unter den der französischen Hauptstadt zugewendeten Stiftungen das große Waisenhaus und das Asyl für greise Personen in Meudon, deren Bau 14 Millionen Franken gekostet hat und zu deren dauerndem Unterhalt die Herzogin weitere 10 Millionen stiftete. Ein Krankenhaus in Clamart kostete 11 Millionen und der Bau von drei großen Häusern, in denen bedürftige Arbeiter unentgeltlich ständige Wohnung erhalten, 2 Millionen. Man berechnet, daß die Herzogin auf diese Weise im ganzen nahezu 100 Millionen Lire für wohlthätige Zwecke ausgegeben hat. Als Gesamterben ihres hinterlassenen Vermögens sind von ihr die Kaiserin Friedrich und ihr eigener Sohn La Renotière de Ferrari, ein bekannter Sonderling, beide zu gleichen Teilen, eingesetzt worden. Wie viel ein jeder dieser Anteile beträgt, konnte bis jetzt wegen der übrigen großen Vermächtnisse und der noch nicht genau festgestellten Vermögenslage nicht sicher angegeben werden. Nach den niedrigsten Schätzungen dürfte jeder 10 Millionen betragen, wahrscheinlicherweise aber noch viel mehr.

Ein lustiger Erzähler.

Jean, ein junger Zeländer, hat Holzschnitte in Rotterdam, Delft, Haag und anderen holländischen Städten gemacht und nimmt nun die Gelegenheit wahr, seine Anverwandten, heftige Fischersleute in der Nähe von Scheveningen, zu besuchen, die er viele Jahre lang nicht gesehen hat. Der gewandte Vetter ist



Ein lustiger Erzähler. Gemälde von Julius Müller Maßdorf.

Digitized by Google



Der Lauf zur Eisbahn.



Allerlei Unfälle.



Der Eisbahnkünstler.



Im Gedränge.



Die Freuden der Eisbahn. Silhouetten von G. Heinz.

ein gern gesehener Gast. Er weiß munter zu erzählen von Haus und Hof, von den tollen Streichen, die er als Soldat angestellt, und von ähnlichen zeitvertreibenden Dingen. Die Cousinen sind seine aufmerksamen Zuhörerinnen, und auch die alten Leute bewundern schmunzelnd, was der Jean für ein gescheidter Mensch geworden ist. – Aber weiß, wie sich das noch machen kann!

J. M.-M.

Literatur

Wer weit in der Welt herumgekommen ist, viel gesehen und erlebt, mit hirten bedeutenden Persönlichkeiten verkehrt, Menschen und Dinge mit geübtem Auge betrachtet hat und alles, was ihm erzählenswerth erschien, in sauberen Linien treffend zu schildern weiß, dessen Memoiren müssen sich nothwendig zu einer ganz besonders anziehenden Lektüre gestalten. Das alles nun trifft in vollstem Maße zu bei den „Erinnerungen aus meinem Leben" von Friedrich Bodenstedt (Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur). Der Löwenantheil des Buches entfällt auf des Verfassers Aufenthalt in Rußland, und hier treten unter anderen seine Beziehungen zu Kolkow und anderen interessanten Männern, deren Charaktere er mit scharfer Licht setzt, in einer Weise hervor, die dem Buch ein ganz unvergleichliches Interesse sichert. Dabei offenbart sich in der ganzen Art der lebensvollen Auffassung der feinige Takt, der das Erlebte nicht nur unserem Geist, sondern auch dem Gemüth nahe zu bringen weiß.

– **Eine köstlich rührende Gestalt ist es, die Blanche Willis Howard** in der Titelheldin ihres Romans „Guten" und vor Augen führt. Die in ihrer Einfachheit ergreifende Geschichte des schlichten deutschen Bauernmädchens, das mit seiner liebesglühenden Seele an der kalten Berechnung eines herzlosen Egoisten scheitert und elend zu Grunde geht, ist in guter, saloppirter Uebersetzung von Hrl. Stern und Marg. Jarosli bei Robert Lutz (Stuttgart) erschienen und wird in dieser Gestalt auch die deutsche Lesewelt für sich erobern.

– **Bist du, schöne Lorelei,** neugierig, was alles von neumodischen Geistern schon über dich und deine Erdenschwestern gesagt worden, so wirf einen Blick in den „Frauenspiegel, Mysterien über Frauen, Frauennatur und Frauenleben", herausgegeben von Fernando Orion (Wien, A. Hartleben). Bist du des Lobes und Preises müde da drinnen — freilich auch viel des Tadels, aber daneben wieder jene Art von Vorwürfen, auf die man erst recht froh zu sein pflegt. Und du, lieber Leser, der du das große Rätsel der Frauenseele zu ergründen strebst — hier bietet sich dir eine reiche Zahl von Beiträgen zu der Lösung, die freilich niemals ganz abgeschlossen werden wird. — Für Leser und Leserinnen von gleichem Interesse ist auch ein zweites, in demselben Verlag erschienenes Buch: „Wanderungen, Hochlandsgeschichten und dem böhmisch-sächsischen Grenzkriege" von Johann Peter mit einem Vorwort von P. K. Rosegger. Selbst der Sohn eines Waldbauern, hat J. Peter das Leben seiner ländlichen Heimatgenossen auf das eingehendste studirt. Was Fels und Fluß, er schildert Menschen in den urwüchsigen Bauerngestalten, die zumeist von einem frischen, derbigen Humor durchweht sind, bisweilen aber auch Thränen erpressen, wie wenn einer mit barbarischem Muthe sich müht, ein aus der Brust aufquellendes Schluchzen zu verbeißen.

Eine Reihe scharf umrissener „Bilder und Typen aus dem russischen Leben" von A. Schischkin (W. H. Kühl) ist unter dem Hauptitel: „Des Lebens Kreuzigeiters" in autorisirter Uebersetzung von Johannes Eckardt (Hamburg, Gebr. Beyer, Nachf., E. Behrel) erschienen. Die Uebersetzer dieser Typen trägt seine bestere Färbung, die von der Schilderung russischen Lebens unzertrennlich zu sein scheint. Da ist der arme Schneider Gerassim, dessen Eigenthümlichkeit darin besteht, von allen gepeinigt zu werden; da ist die tief unglückliche Dorfschullehrerin, die als das Spielzeug des jungen Gutsherrn nach einem Roman von wenigen Tagen elend zu Grunde geht, und was dergleichen traurige Bilder mehr sind. Alles rein! „Ja guter Leyt kommt noch „Ein Glückskind". Es ist der wohlbekannte Komponist, der nur dafür besorgt ist, daß sein deutsches Gönnerherz durch seine leidenschaftliche Erregung irgend welcher Art erschüttert werde. Aber selbst er faßt schließlich die Ergebnisse seines Lebens in die trostlosen Worte zusammen: „Ein verfehltes Leben und ein verlorener Sohn!"

– **Ueber „Gabriel Max' Kunst und seine Werke"** sieht Nikolaus Mann bei J. J. Weber, Leipzig, eine mit 8 Abbildungen ausgestattete kulturhistorische Skizze erscheinen, die einen schätzbaren Beitrag zur Charakteristik dieses Malers liefert. Ein Verzeichniß über alles gedruckt, was Max bis jetzt geschaffen, wird die flinke Schrift allen Verehrern des eigenartigen Künstlers willkommen sein.

Die „Bilder zur Geschichte der christlichen Malerei" von Dr. Erich Frank, Professor an der Universität Breslau, erster Teil (Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung), sind der uns längst von uns bekannten Textausgabe als Prachtband gefolgt. Die treue in scharfer Umrißzeichnung, selbst in farbig markirender Autotypie wiedergegebenen Bilder veranschaulichen der Entwicklung der Gewölbe und den früheren Jahrhunderten der christlichen Kunst, mit denen sie es im vorliegenden Fall zu thun haben, in schätzenswerther Treue.

– **Die Langenscheidtsche Verlagshandlung (Professor G. Langenscheidt)** in Berlin setzt im Begriffe, das bereits vor zwanzig Jahren von Professor Dr. Mutzel nach dem Vorbilde der Gaspeyschen Methode herausgegebene und jetzt in Manuskript vollendete „Encyklopädische Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache" zu drucken. Im Interesse der Sache wäre es erwünscht, wenn geneigter Verlagshandlung oder dem Verfasser (Berlin, N., Schönhauser Allee 161) noch vor Drucklegung von Freunden und Kennern des Englischen alle jene Notizen zugänglich gemacht würden, welche gelegentlich des lebendigen Verkehrs mit der Sprache oder des Gebrauches irgend eines der selber verfaßten englisch-deutschen Wörterbücher entstanden.

Der Hofzwerg.

(Hierzu das Bild Seite 333)

In der vielgepriesenen Schenke
Von Frattello herrscht ein lautes
Allzeit aufgeregtes Treiben. —

Ernst und Scherz in buntem Chaos
Wirbeln dröhnend durch einander.
Mit dem Pfiffen schwatzt der Laie
Ueber hundert schwer verwor'ne
Räthselfragen des Jahrhunderts.
Sporenklirrend steigt der Krieger
Durch die stattlich-heit're Halle; —
Ab und zu aus stärker Lunge
Tönt's: „Frisch Lied, wir müssen scherden!"
Unbekümmert um Feins Liebchen
Spielt der Mönch hier mit dem Landsknecht
Das seit alters schon erprobte
Fingerspiel, und donnernd klingt es:
„Due, Sette, Quattro, Cinque!"

Ueber all dem Lärmen aber
Kreist die Flasche und der Becher,
Und ein süßer Hauch von Asti
Säuselt wie ein goldnes Märchen
Durch die schwüle Atmosphäre.

Plötzlich lösen sich die Gruppen;
Alles wendet, fröhlich lächelnd,
Blick und Antlitz nach der Pforte:
Denn des Herzogs wünsch'ger Hofnarr,
Bartolo, mit seinem Windspiel
Aura kommt hereingewandelt,
Unterm rechten Arm die Laute,
Unterm Kinn die duft'ge Gargel,
Links das heiße, stumme Herz

„Seid willkommen!" brüllt Giovezze;
„Seid willkommen!" schwärmt Laurina,
Meerfrin des flotten Scherzes;
„Seid willkommen!" jauchzt der Spielmann,
Fröhlich in die Saiten schlagend;
„Seid willkommen!" ruft das Mönchlein,
Und der alte, harzumrauschte
Truppenführer schaut behäbig,
Nimmt die frisch gefüllte Pfeife
Aus dem Mund und brummt: „Willkommen!"
Alles grüßt und blinkt und winkt ihm,
Und er grüßt und lächelt wieder,

Schweigend nur am wohlgezinnten
Eichentische sieht Margherita
Auf der Bank und schaut, wie sinnend,
Auf das sonderbare Wesen,
Das mit seinen winz'gen Fingern
Wie kein zweites die Guitarre
Und die Mandoline meistert,
Das mit seiner kurzen Kehle
Hochgebaute Henkelkannen
Schwerster Rotweins sach vertilget,
Wie kein andrer hier im Stammsaal,
Das verwachsen und verkrüppelt,
Dennoch in dem kleinen Herzen
Wahnsinnstolle Glut empfindet
Für die schlanke, wonnesame
Köstlich-schöne Margherita.

E. E.

Notiz-Blätter.

Bühne.

– **Der Operettenregen in dieser Saison hat immer noch** nicht aufgehört. So hoben wir auch diesmal gemacht von zwei neuen Erzeugnissen der heiteren Muse zu berichten. Im Wiener Komtheater fand die dreiaktige romantisch-komische Operette von Richard Genée und Bruno Zeppert: „Der Deutschmeister", Musik von C. M. Ziehrer, bei ihrer ersten Aufführung eine freundliche Aufnahme. Nicht mit Unrecht kann man das von einer neuen Komtheaterzeitung, von der „deutschesten Operette", sprechen, die durch diese Attribut eingeführt wird. Denn darin ist alles militärisch. Der Grundgedanke der Handlung ist freilich wieder der, nach daß er im Grunde eines Soldatenliedes ist. Der Text ist eine recht derbe Gelegenheitsarbeit, in der es sich um eine verlorene Uhr dreht, welche der dann umgehende Geist der letzten Besitzerin unsäßig macht und aus der niemand wieder lebendig herauskommt, bis sie sich wie, sich hineingewagen. Der Schauplatz ist aber nach Botzen verlegt in die Zeit der österreichischen Occupation dieses Landes, bei die nach das Deutschmeister wohnte Theater vollbracht haben. Ein Hauptmann dieses Regiments soll, und zwar verhältnißmäßig ganz allein, die erwähnte verfluchte Uhr stehlen. Er begibt sich in das alte Gemäuer, findet dort deutsche Insurgenten und wird von denselben gefangen genommen. Eine junge Baronin, der er einmal das Leben gerettet, zahlt ihm nun diesen Dank heim und gibt ihn der Freiheit zurück, aber nur, um ihn gleich nachher in die Rosenfesseln der Ehe zu schlagen. Den Humor des Hauptmanns ergebe es nicht besser, auch er wird mit der Hausmeisterstochter Bonifazia begückt. Der Komponist, der königl. Kapellmeister des genannten Regiments ist, hat zu diesem dürftigen Textbuch eine stellenweise hübsche und ansprechende Musik geschrieben. Einige Walzer und ein paar Lieder sind recht nett und sangbar, aber im übrigen enthält die Partitur nicht viel, was besonders hervorzuheben wäre. — Die zweite Operette, „Satin" von Hermann Jumpe, erlebte ihre erste Aufführung unter persönlicher Leitung des Komponisten am Karl Schultze-Theater in Hamburg und erntete lebhaften Beifall. Der anziehende Stoff behandelt in drei Akten eine Episode aus der schwedischen Geschichte, die Rettung des Königs Gustav Wasa durch ein junges schwedisches Mädchen. — Ebenfalls in das Gebiet der heiteren Muse gehört eine dritte Neuigkeit, der Schwank „Junggesellenfest" von Emil Herz, mit Musik zum erstenmale aufgeführt im Hamburger Stadttheater. Das Stück erklärt, wenn es auch keine edlere Gabe Thalias ist, doch seinen Zweck, den Zuhörern in Heiterkeit die Zeit zu vertreiben, in recht glücklicher Weise. Auch hat es das Verdienst, noch nicht verwertetes Motiv zu behandeln: ein Junggesellen-Professor der Mathematik wird durch den „Mann mit den Flocken" erst in Verzweiflung und dann in die Ehe getrieben. — Von bedeutend höherem Wert ist das neue fünfaktige Schauspiel „Vergeltung" von Otto Roquette, welches im Dezember-Abonnement bei Lina erstem Aufführung einen vollen, von Akt zu Akt sich steigernden Erfolg gehabt hat. Das hochpoetische Stück nähert sich in seiner Durchführung mehr dem Lustspiel als der Tragödie. Der Schauplatz ist das Venedig der Renaissance. Der vielseitige Künstler eines unvollendeten Bildes wird während der kriegerischen Ereignisse durch Thaten, einen Nürnberger Juden, aus den Händen der Soldaten, die denselben dem Henker, gerettet und erhält in Venedig eine christliche Erziehung. Unter den Namen Lazzini kommt später das Kind, nachdem es zum jungen Manne herangereift ist, mit seinem angeblichen Bruder, dem Kaufmann Isidor, nach Venedig zurück und verliebt sich in die Tochter eines hochgestellten Venetianers, welche schließlich seine Hand erwidert. Durch geniale Verwicklungen wird Lazzini, als Gratiolere verkleidet, von seinem vermeintlichen Vater, dem Admiral Contarini, der den Sohn nicht kennt, eingeladen und mit dem Tode bedroht. Da ihn Isidor mit einem schwarzen an Hals des Kindes gefundenen Medaillon bewaffnet, wodurch sich der Knaben ist und die Ueberdem ihr Ziel erreichen. — Drei reinsten und vollen Genuß der neuen in der letzten Zeit auf den Bretern erschienen Neuigkeiten bot den Zuhörern das fünfaktige Trauerspiel „Zirnerdes" von Gerhard Scholz, welches auf der Hofbühne zu Weimar mit großem Erfolg in Szene ging. Der geniale Verfasser hat den Prometheusstoff zu diesem Trauerspiel als echter Dichter behandelt und sehr gut verstanden, ihn jedoch nach der politischen Seite — die Handlung spielt sich auf dem Gegensatz zwischen dem nach der Herrschaft strebenden Perikles, der als Sieger über die Perser nach Sparta zurückkehrt ist, und dem er den Gesetzen des Landes ihren festhaltenden Spartiatenmut auf — wie auch der rein menschlichen Seite hin und in vielfacher Weise nahe zu bringen. Der Konflikt zwischen der Mutter des Pisistratos, Timandra, die ganz in rein hellenischen Sinne Spartas und in dem Geiste, der das Wohl des Vaterlandes als das Höchste gilt, aufgewachsen ist, und Pisistratos selbst, ist mit großer Schärfe und Lebendigkeit zur Geltung gebracht und entwickelt sich in einer erschütternden Tragik

Kultur und Wissenschaft.

– **Der „Deutsche Schriftstellerverband"**, vor wenig mehr als einem Jahr ins Leben gerufen, zählt gegenwärtig schon über 700 Mitglieder. Der jüngste „Allgemeine Deutsche Schriftstellerverband" hat sich Ende Oktober aufgelöst, die Mitglieder sind zum Teil auch dem neuen Verbande beigetreten, und damit ist die lang erstrebte Verschmelzung der beiden großen Schriftstellervereine vollendet. Nach diesen folgenreichen Schritte wird der Deutsche Schriftstellerverband voraussichtlich eine große, segensreiche Entwicklung, und zwar schon in einer nahen Zukunft, erhalten.

– **Seltene Kupfermünzen, die jüngst in Frankfurt a. M.** versteigert worden, erzielten zum Teil fabelhafte Preise. So wurde zum Beispiel ein Probestück preußischer Kupfermünzen aus der Jahren 1812 bis 1820 mit 320 Mark, eine Reihe österreichischer Kreuzer und Kreitzpfennige mit 740 Mark bezahlt. Kupfermünzen des Schwedenkönigs Gustav Adolf, in Stockholm gepräge, brachten je 76, 79 und 105 Mark. Der seltenste Artikel der berühmten Baron Görz erzielte 71 Mark, ein Penny von King Jakob Neudommeln von 1722 trug 39 Mark ein, einige Heller aus den ersten Jahren der Vereinigten Staaten wurden mit 55 Mark, 5 Pfennigmünzen des Königs Hieronymus Napoleon mit 85 Mark bezahlt.

– **In Minneapolis (Vereinigte Staaten)** wird zur Zeit der Versuch gemacht, die Kraft des Windes zu Zwecken der elektrischen Beleuchtung auszunützen. In dieser Absicht wird ein Turm erbaut und auf dem Gipfel desselben ein Apparat aufgestellt, welcher unter der Einwirkung des Windes eine Energie von 160 Pferdekräften entwickeln und eine Dynamomaschine bewegen soll, deren Strom zum Laden von Akkumulatoren verwendet wird

– **Der berühmte Rechtslehrer Dr. Binding,** Professor an der Leipziger Universität, feierte sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum und wurde bei dieser Gelegenheit mit Glückwünschen und Ehrenbezeugungen aller Art nicht nur aus Deutschland, sondern auch aus dem Ausland überhäuft.

Natur.

– **Von einem riesigen Polypen** wurde der Taucher Mr. Gatun im Hafen von Bellingham (Washington) angegriffen, als er in seiner Ausrüstung einige Blicke unter den Meeresspiegel zu befestigen suchte. Nachdem der Taucher vergeblich versucht hatte, sich von dem Untiere zu befreien, gab er das Zeichen zur Heraufholen, und er hielt mit dem Ungeheuer auf den Armen glücklich auf die Oberfläche. Die Tentakeln des Tieres waren 9 Fuß lang

— In den Weinbergen Ungarns hat die Reblaus seit 1881 so arg gehaust, daß gegenwärtig kaum 132,332 Morgen bestellt sind, welche als ein Sechstel der gesammten mit Wein angebauten Fläche, welche im Königreich vor Zeit 740,000 Morgen betrugt.

Sport.

— Bei der Hofjagd in der Rosiglauer Heide, an der Herzog von Anhalt, Fürst Schwarzburg-Sondershausen, Erbgroßherzog von Mecklenburg-Strelitz, Prinz Albert von Sachsen ꝛc. theilnahmen, kamen 273 Stück Hochwild zur Strecke, darunter 132 Damen.

— Die diesjährige Hofjagd auf Schwarzwild im Lainzer Thiergarten bei Wien ergab die glänzende Strecke von 370 Stück Schwarzwild, die in kaum 2 Stunden erlegt wurden.

— Den höchsten Preis für einen Windhund dürfte Colonel Anth Ende Dezember in London gezahlt haben. Er mußte 17,000 Mark anlegen, um „Fullerton", der im September 6 von 7 Rennen gewann, an sich zu bringen.

— Subventionen im Betrage von 27,000 Mark kann somit in der nächsten Versammlung der Verein für Hindernißrennen infolge seiner großen Ausgaben an verschiedene Veranstalter zahlen.

— Erhöhte Rennpreise werden aus Anlaß der Ausstellung für die Pariser Rennen ausgesetzt. Nicht weniger als 120,000 Franken werden für die große Steeplechase bewilligt, während das große Hürdenrennen 50,000 Franken wert sein wird.

— Die neue Trabrennbahn bei Berlin soll bereits am 16. April 1889 eröffnet werden.

— Bei der Billardpartie, welche in der Weihnachtswoche 19. Monfort gegen White spielte, brachte er eine Serie von 1579 Carambols zu Stande.

— Englische athletische Spiele ist man bemüht in Paris einzubürgern. Im Bois de Boulogne sind bereits mehrere Spielplätze hergestellt und in Gegenwart des Präsidenten der Republik von den Schülern der Ecole Monge durch eine Fußballpartie eingeweiht worden.

Denkmäler.

— Das neue Reiterstandbild des Herzogs von Wellington, in Hyde Park aufgestellt, wurde vom Prinzen von Wales in Gegenwart einer großen Volksmenge enthüllt. Der Schöpfer des kolossalen Statue, Boehmer Böhm, hat den eisernen Herzog dargestellt, wie er in der Schlacht bei Waterloo erblickt, in der Linken die Zügel, in der Rechten einen kleinen Feldstecher haltend. Er trägt einen kleinen Dreispitzhut und die Interimsuniform bis zum Halse zugeknöpft. Das Standbild ruht auf hohem Sockel von rosem Granit, dessen vier Ecken Soldatenfiguren schmücken: ein Gardist und ein Infanterist, Engländ und Schottland bedeutend, ferner ein irischer Dragoner und ein walliser Ulan, alle natürlich in der Uniform der damaligen Zeit. Die Vorderseite des Sockels trägt die Inschrift: „Wellington".

— In der Aula der Wiener Universität wurde die Marmorstatue Kaiser Franz Josefs, die Professor Zumbusch geschaffen, feierlich enthüllt.

— Kaiser Wilhelm II. spendete für das Denkmal, das bei Quatrebras dem dort 1815 gefallenen Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig, dem sogenannten schwarzen Herzog, errichtet wird, den Betrag von 2500 Mark.

— Bei dem Wettbewerb, den Mannheim für ein Reiterstandbild Kaiser Wilhelms I. ausgeschrieben, erhielten den kombinirten ersten und zweiten Preis die Bildhauer Moest in Karlsruhe und Herk in München.

— Das Preisgericht für ein Scheffel-Denkmal in Karlsruhe hat inzwischen aus 17 eingelaufenen Entwürfe die Preise folgendermaßen verteilt: den ersten Preis (1500 Mark) erhielt der Entwurf des Professors Ad. Heer, den zweiten (1000 Mark) derjenige des Professors Hermann Volz, den dritten (500 Mark) derjenige des Bildhauers Friedrich Volle, sämtlich in Karlsruhe wohnhaft.

Gestorben.

— P. J. Benner, früher Volksschullehrer, beliebter Jugendschriftsteller, 79 Jahre alt, am 6. Dezember, auf dem Gute Weckerbruch bei Wesel.

— Herzogin Maria von Galliera, 73 Jahre alt, am 9. Dezember, in Turin (siehe Seite 340).

— Fürst Nikolaus Bibescu, ehemaliger rumänischer Staatsbeamter und Oberjägermeister des Königs, am 10. Dezember, in Bukarest.

— Admiral Heinrich Ernst von Zeichau, königlich sächsischer Generallieutenant a. D., von 1850 bis 1864 Generalinspekteur der sächsischen Armee, 84 Jahre alt, am 10. Dezember, in Dresden.

— Dr. K. Stehlenfels, früher Professor der Philologie an der Universität Basel, am 12. Dezember, in Basel.

— Dr. jur. Karl Friedrich Gottfried Mohr, 45 Jahre lang Mitglied des Senates in Bremen, dreimal für je 4 Jahre Bürgermeister, 85 Jahre alt, am 13. Dezember, in Bremen.

— von Struensee, königlich preußischer Generalmajor, Kommandant der 22. Infanteriebrigade, am 13. Dezember, in Breslau.

— Monsignore Anthimos, Metropolit und erster bulgarischer Exarch, am 13. Dezember, in Widdin.

— Wirklicher Geheimerat Dr. jur. von Rohr, Vizepräsident des preußischen Oberverwaltungsgerichts bis zu dessen 1879 erfolgter Aufhebung, 83 Jahre alt, am 13. Dezember, in Berlin.

— Prinz Eugen Emanuel Josef von Savoyen-Carignan, Admiral der italienischen Flotte, 72 Jahre alt, am 15. Dezember, in Turin.

— Richard Redgrave, bekannter englischer Maler und Schriftsteller, 84 Jahre alt, Mitte Dezember, in London.

— Geheimer Medizinalrat Dr. Wilhelm Roser, Professor der Chirurgie an der Universität Marburg, 71 Jahre alt, am 16. Dezember, in Marburg.

— Buchdr. Dr. Hans Goetzen, Chefredakteur des konservativen „Braunberger Tageblattes", bekannter nationalökonomischer Schriftsteller, 54 Jahre alt, am 16. Dezember, in Braunberg.

— Baron Alexander Jomini, russisch-kaiserlicher Staatssekretär, 77 Jahre alt, am 17. Dezember, in St. Petersburg.

— Graf Leo von Thun-Hohenstein, 77 Jahre alt, am 17. Dezember, in Wien.

Die Seeschmetterlinge.

Von

Karl Vogt.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Das kleine Boot lag vollständig gerüstet an der Hafentreppe von Nizza.

Ich wußte mich zur Zeit, von der ich spreche, auf eigene Faust beholfen.

Der Gedanke, daß man an der Meeresküste permanente Stationen errichten könnte, Laboratorien, in welchen der Forscher alle Hilfsmittel vereinigt fände, deren er zur Untersuchung der Secthiere benöthigte, war noch niemand gekommen. Erst nachdem ich fast zwei Jahre in Nizza gearbeitet und alle Unannehmlichkeiten, die aus der Beschränktheit der Mittel und manchem Zeitverlust erfließen, in reichem Maße gekostet hatte, schmiedete ich Pläne zur Errichtung solcher Anstalten, die alle in das Wasser fielen, bis A. Dohrn mit beispielloser Energie die zoologische Station in Neapel gründete, ein Muster für Nachahmungen in fast allen Küstenländern.

Man richtete sich vor dreißig Jahren ein, so gut man konnte. Ich wohnte in Nizza in einem jetzt zum Hotel umgebauten Privathause an den in das Meer vorspringenden Felsen der Ponchettes, welcher im Volksmunde den Namen „Roba capello" nicht mit Unrecht führt, denn schon mancher Hut wurde dem Besitzer von dem um die Ecke stürmenden Wind geraubt und in die See geschleudert. Mein Fischplatz aber war die namentlich an schwimmenden Seetieren unendlich reiche, einige Kilometer weiter ostwärts tief in das Land eingeschnittene Bucht von Villefranche, das unter französischer Herrschaft in Villefranche sur mer umgewandelt werden ist. In dem Städtchen selbst ist heute noch keine menschenwürdige Unterkunft zu finden, obgleich dort jetzt eine mit Widerwärtigkeiten aller Art kämpfende zoologische Station existirt. Ich hatte also mit einem intelligenten Fischer ein Abkommen getroffen. Wenn das Wetter darnach aussah, daß reiche Strömung in die Bucht einfließen werde, kam Joachimo morgens früh in meine Wohnung und sagte: „Graziella" (so hieß das Boot) liegt an der Hafentreppe!" Er packte zwei Körbe mit großen, weitmündigen Glasgefäßen, ich steckte so viel kleinere Gläser in meine Taschen, als sie fassen konnten, und nahm ein aus feinster Müllergaze gefertigtes, in einen runden Kupferrahmen gefaßtes, mit langem, festem Stiel versehenes Netz zur Hand. Joachimo hatte ein zweites zu eigener Disposition im Boote. Lupe und Pousset, an Bändern um den Hals gehängt, vervollständigten die Ausrüstung, die bald in dem Boot untergebracht war. Joachimo ruderte, denn wir fuhren nur bei stiller Luft aus, und ich steuerte. In Zeit einer Stunde waren wir in der Bucht.

„Siehst Du einen Strom, Joachimo?"

„Dort, Herr, vor der Scharfe!" antwortet Joachimo, rudernd, doch aufgerichtet, etwas umherspähend hat.

Ich setze in der That den hellen Streifen mit durchaus glatter, ungekräuselter Oberfläche, der einen Strom anzudeuten pflegt.

„Ich glaube kaum," sage ich, „daß wir heute unsere Gläser füllen werden. Der Himmel hat sich bewölkt, die Sonne scheint nicht mehr!"

„Um so besser, Herr! Der Sirocco liegt schon draußen auf der hohen See und wird am Nachmittag hier aufspringen. Sehen Sie auf dem Strome die langen Wellenzüge, die ihren Weg von der Mündung her der Küste entlang nach dem Grunde der Bucht nehmen? Ich will darauf wetten, daß der Strom auf der andern Seite der Bucht, am Leuchtturm vorüber, nun seiner nach der Mündung geht. Das ist ein gutes Zeichen! Je mehr sich aber der Himmel bewölkt, desto mehr Schmetterlinge werden wir fangen!"

„Um Schmetterlinge zu fangen, müßten wir wohl ans Land gehen! Die Fetzen werden jetzt getrocknet — wir könnten vielleicht einige Schwalbenschwänze, Trauermäntel oder gar den schönen Jason daraus haschen. Aber hier?"

„Freilich hier!" sagt Joachimo etwas ärgerlich. „Meinen Sie die Seeschmetterlinge (Parfalle di mare) nicht? Die fangen Sie bei bedecktem Himmel, während die Landschmetterlinge die Sonne vorziehen, um herumzuflattern!"

Joachimo treibt, etwas verdrießen, mit einigen mächtigen Ruderschlägen das Boot an den Rand des Stromes, in dem er in der That von Tieren mannigfacher Art wimmelt. Aber während ihm sonst die Medusen, die „Carmarine", wie er sie nennt, oder die Schwimmpolypen, von ihm „Phanetes" (Leuchtkugel) genannt, besonders anzogen, hielt er nach einer Stelle, wo ein durchsichtiges Tier einen mächtigen Wirbel an der Oberfläche erzeugt. Ich erkenne den wandernden Gieseln, der sich so weit im Kreise dreht, fährt; es ist eine spannenlange, fingerdicke, vollkommen durchsichtige Riesenkrake, eine Pterotrachea, die unablässig mit ihrem langen Rüssel umherfuchtelt.

„Wo die ist," sagt Joachimo, „sind die Schmetterlinge nicht weit! Eccо! Da haben Sie einen schönen, von der größten Art."

Er reicht mir ein Glas, mit dem er eben etwas aus dem Wasser geschöpft hat.

Ich bin recht stolz auf meinen Zögling Joachimo. Er hat Augen wie ein Luchs und hat gelernt, daß man die zarteren Tiere gar nicht mit dem Netz berühren darf, sondern in ein vorgehaltenes Glas mit dem Wasser hineingleiten lassen muß. Gehen sie in die Tiefe, so bedient man sich des Netzes in der Weise, daß man neben dem Tier einen Wirbel damit erzeugt, der das Tier an die Oberfläche reißt.

„Bravo, Joachimo," sage ich, nachdem ich das Tier in dem Glase betrachtet, „jetzt weiß ich, was Du unter Seeschmetterlingen verstehst."

Die Tiere, die man auch Flossenfüßer oder Ruderfüßler (Pteropoda) genannt hat, verdienen den Namen in der That.

Es ist ein reizendes Geschöpf, das in dem weiten Glasgefäß herumfliegt, bei seinen ungestümen Bewegungen bald an die Wand anstößt, dann plötzlich die Flügel einzieht, nach unten umschlägt und so langsam zu Boden sinkt, um nach kurzer Ruhe wieder aufzuschnellen und das alte Spiel von neuem zu beginnen. Ich erkenne sofort den mir bekannten Seefalter Pneumodermon gewundenen Seeschmetterling, die Cymbulia Peronii (Fig. 1). Aus einiger Entfernung sieht man nur die Strudel im Wasser und einen bräunlichen Kern, etwa von der Größe eines Weizenkorns; erst bei genauerer Betrachtung in unmittelbarer Nähe unterscheidet das Auge zwei glashelle, große, abgerundete Flügel, die an einem etwas gelblichen, nach hinten in die Länge gezogenen Körper ansitzen, der in einem Kristallboote ruht, dessen Umrisse nicht genauer erkannt werden können, da die Substanz, aus welcher es gebildet ist, fast dasselbe Brechungsvermögen des Lichtes hat wie das Wasser. Erst wenn mir das Tier in einer flachen Glasschale, kaum mit Wasser bedeckt, auf schwarzen Grund stellen, können wir sehen, daß die Schale in der That die Gestalt eines vorn abgerundeten, nach hinten in zwei Spitzen ausgezogenen, oben ausgehöhlten Bootes hat, dessen Außenfläche mit warzenförmigen Vorsprüngen bedeckt ist, während an den oberen Rändern vor und hinter dem Körper feine Spitzen wie die Zähne einer Säge emporstehen.

Der Körper selbst ruht in der oberen Aushöhlung des Bootes und ist denselben so lose angeheftet, daß er sich bei unsanfter Behandlung leicht von der Schale trennt, die aus einer gleichförmigen und vollkommen strukturlosen Substanz gebildet ist, welche hinsichtlich ihrer Konsistenz zwischen Gallerte und Knorpel etwa die Mitte hält. Das Tier scheint in seinen Bewegungen und Verrichtungen durch diesen Verlust nicht besonders beeinflußt zu werden; es liegt nach wie vor im Wasser unten; da es aber in der Gefangenschaft nicht lange am Leben erhalten werden kann, so läßt sich auch nicht sagen, ob es sich eine neue Schale zu bilden im stande ist. Die Vermutung dürfte freilich dagegen sprechen, denn man findet im Meere neben vollständigen Tieren nur leere Schalen oder, wenn auch nur sehr selten, schalenlose Tiere, nicht aber solche, welche noch unvollkommene Schalen haben, wie das doch bei Neubildung derselben der Fall sein müßte.

Gar seltsam ist der Körper gebaut. Sieht man von den Flügeln ab, so ist er im Verhältnis zu der Schale nur sehr winzig und ganz in dieselbe eingegraben: das Vorderende entspricht dem dickeren, stumpf abgerundeten Teil der Schale; in der hinteren Aushöhlung spielt ein fadenförmiger Schwanzanhang, der aus einer herzartig ausgeschnittenen, sehr dünnen und durchsichtigen Flosse entspringt, welche mittelst eines dicken Stieles an den Körper angeheftet ist. Von einem Kopf ist keine Rede; vorn, fast unmittelbar an der Stelle, wo die beiden Flügel in der Mittellinie zusammenstoßen, liegt der in Form einer kleinen runden Warze vorspringende Mund, hinter welchem man eine dunkelbraune, halbmondförmige Zeichnung sieht. Dies ist der durch die Körperdecken durchschimmernde Schlundkopf. Wie bei allen Schnecken trägt er eine eigentümliche innere Bewaffnung, welche man sehr mit Unrecht die Zunge genannt hat, denn mit der Zunge der Wirbeltiere hat dieses Organ nicht das mindeste gemein. Je nach der Nahrung ist diese Zunge verschieden gestaltet, als Feile oder Reibplatte bei Pflanzenfressern, mit stacheligen Nägeln, Haken und Dornen besetzt bei Raubtieren. Alle Seeschmetterlinge zeigen auf ihrer Zunge einige Reihen starker, hakiger Haken; sie sind — vielleicht mit einer einzigen Ausnahme — entschiedene Fleischfresser.

Mit dem Fang einiger Cymbalien, die wir in die vorgehaltenen Gläser schnappen lassen, um sie zu Hause mit Muße betrachten und untersuchen zu können, ist aber unsere Fischerei noch nicht beendet. Die Cymbalien sind die Riesen unter den Seeschmetterlingen der Bucht von Villefranche; aber in dem Strome flattert noch eine ganze Menge von Kleinzeug, die auch das geübteste Auge in dem klaren Wasser nicht unterscheiden kann, denn sie sind ebenso kristallhell durchsichtig wie dieses selbst.

„Langsam, Joachimo! Lassen wie uns mit dem Strome treiben!"

Ich senke das feine Netz so in das Wasser ein, daß sein oberer Rand kaum unter dem Spiegel sich befindet, und stemme den langen Schaft gegen einen Ruderpflock auf dem Bord. Joachimo treibt das Boot langsam voran, ohne das Wasser zu schlagen.

„Halt! Gib mir den Schöpfer!"

Gesegnet sei Gambrinus! Ohne seine Erfindung wäre vielleicht niemand darauf verfallen, Schoppengläser mit feinen Henkeln zu fertigen. Hier leistet ein solches vortreffliche Dienste. Das Netz, das mit einer Menge schwimmender Tiere gefüllt ist, die nicht entweichen können, wird so weit über das Wasser emporgehoben, daß gerade noch Spielraum

Digitized by Google

bleibt, um es mit einem Schoppenglase auszuschöpfen. — Wir haben Glück gehabt, denn wir sind in einen Schwarm von Nadelschmetterlingen, Creseis acicula (Fig. 3), gerathen und haben eine erkleckliche Menge davon in unserem Glase gefangen nebst anderen beschalten Arten: Hyalaea tridentata (Fig. 4), Cleodora lanceolata (Fig. 5). Aber es gilt, sie zu sichten und aus der Anzahl von anderen kleinen durchsichtigen Schwimmern, besonders Krebsthierchen herauszusischen, von welchen einige wohl das Gelüste empfinden könnten, unsere Schmetterlinge anzupacken und zu verspeisen, so wie andererseits die größeren Seeschmetterlinge ihnen zu Leibe gehen. Fahren wir also nach Hause! Während der anderthalb Stunden, welche die Rückfahrt in Anspruch nimmt, können wir uns mit der Auslese beschäftigen. Wir kennen die Gegend und brauchen uns nicht in die Bewunderung der prachtvollen Landschaft zu vertiefen.

Ich lasse aus dem Netz Wasser in ein kleineres Glas laufen, um sicher zu sein, daß dasselbe keine anderen Thierchen enthält, und nehme eine enge Glasröhre zur Hand, mit der ich bequem bis auf den Boden des Schoppenglases reichen kann. In diesem fühlt noch alles mehr durcheinander, voll Schrecken über die Bewegung des Raumes. Ich führe die Glasröhre ein, indem ich ihre obere Oeffnung mit dem Zeigefinger fest zuhalte. Die darin enthaltene Luft läßt nur wenig Wasser eintreten.

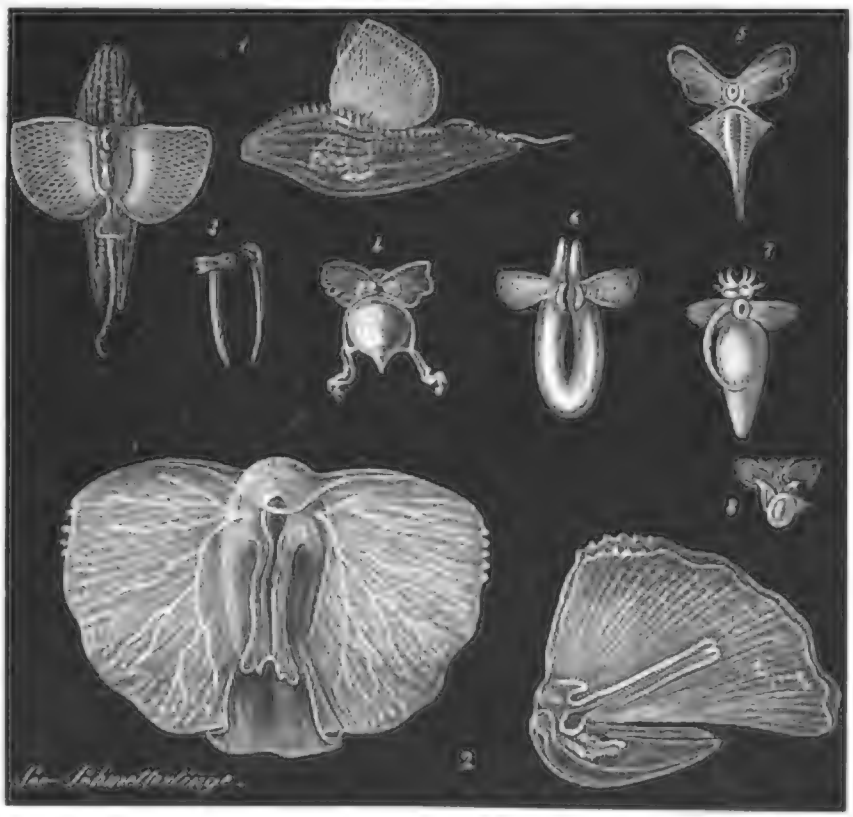
Nun gilt es, scharf zuzusehen! Sobald ich einen Schmetterling erblicke, der vielleicht in einem Schusse bis an die Oberfläche gesprungen ist und sich nun entmuthigt langsam zu Boden sinken läßt, suche ich die untere Mündung meiner Glasröhre in unmittelbare Nähe über ihm zu bringen. Der Zeigefinger wird dann plötzlich gehoben; ein Strom von Wasser, um so stärker, je tiefer die Glasröhre eintauche, dringt der entweichenden Luft nach und reißt das Thierchen mit sich. Der Zeigefinger schließt sofort die obere Oeffnung, und nun kann die Röhre herausgehoben und das darin enthaltene Thierchen in das Sammelglas übergeführt werden. Das ist eine einfache Fangmethode für solche kleine und delikate Wesen, die aber doch geübt sein will, ehe man darin einige Meisterschaft erlangt hat. Bei unruhiger See läßt sie sich nicht ausführen; in solchen Fällen muß man sich gedulden, bis man zu Hause angelangt ist. Es ließe sich ein anmuthiges und zuweilen recht komisches Kapitel über die Geduldproben schreiben, welche der selbstsuchende und -fischende Naturforscher zu bestehen hat.

Aber wenn sie bestanden sind, so ist es auch eine wahre Freude, sich mit Lupe und Mikroskop in die Betrachtung dieser kleinen Wesen zu versenken. Die Nadelschmetterlinge sind ein vorzügliches Objekt. Ihre cylindrische, glashelle Schale ist fest genug, um einen kleinen Druck aushalten zu können. Ein Thierchen wird auf die beschriebene Weise eingefangen und in eine Quetsche oder Kompressorium gebracht, ein kleines Instrument, das dazu dient, ein dünnes Glasplättchen, ein Deckgläschen, durch Schraubenbewegung der ebenfalls aus Glas bestehenden Unterlage näher zu bringen. Man läßt einen Wassertropfen auf die Unterlage fallen, bringt das zu untersuchende Thierchen in den Tropfen und schraube nun so weit zu, daß beide Glasplättchen den Tropfen berühren. Wir konnten mittelst unseres Apparates das Thierchen zerquetschen; wir regeln aber den Druck vorsichtig so, daß ihm kein Leid geschieht, obgleich es auf demselben Platz festgehalten wird. Es sucht mit den Flügeln zu schlagen, aber alle Anstrengungen sind vergebens; es kann in dem engen Raum den Druck, der auf seiner Schale lastet, nicht überwinden.

Ein wunderbarer Anblick! Wir sehen unter dem Mikroskop die feinen Muskelfasern, welche in den Flügeln einander durchkreuzen, sich zusammenziehen und ausdehnen und können den Verzweigungen der Nerven und der Gefäße folgen, in welchen das Blut zirkulirt. Wir sehen die Bewegungen des Mundes, der sich öffnet und schließt, des Schlundkopfes mit der Zunge, die vorgestoßen und zurückgezogen wird, die Zusammenziehungen des Darmes, die wellenförmig von dem Munde nach dem vorn an der Schalenöffnung gelegenen After hin sich folgen; wir sehen das Herz schlagen und können den Strömungen und Wirbeln des Wassers folgen, welche in der Athemhöhle und an gewissen Aussonderungsöffnungen durch unzählige feine Wimpern erzeugt werden, die nach bestimmter Richtung hin schlagen. Die Thiere sind Zwitter; wir sehen die Eier und andere Geschlechtsprodukte in den Organen, in welchen sie erzeugt, in den Kanälen, durch welche sie ausgeführt werden.

Oft braucht es nur weniger Stunden, um die Nadelschmetterlinge, wie überhaupt ihre Verwandten, in dem Glase, worin man sie hält, Eier legen zu sehen, die von durchsichtigen Hüllen umgeben sind, welche bald wie Rosenkränze, bald wie längliche Schoten aussehen, in deren Ausweitungen die Eier in einer wasserhellen Flüssigkeit schwimmen. Legen sie die Eier ab, weil sie sich in dem Glasgefäß wohl befinden, oder thun sie es, um sich in dem engen Gefängniß einer Last zu entledigen? Die Frage mag unentschieden bleiben, aber so viel ist gewiß, daß man solche Schnüre und Schoten auch im offenen Meere treibend findet, daß die Eier, welche in der Gefangenschaft gelegt werden, meist befruchtet sind und daß man unter dem Mikroskop die Entwicklung der Embryonen wenigstens bis zu dem Zeitpunkt verfolgen kann, wo die jungen Larven, die mannigfache Metamorphosen durchmachen, ihre Hüllen verlassen, um im offenen Meere zu schwimmen. Sie sehen dann den Eltern nur einige Arten von Nadelschmetterlingen und verwandten beschalten Gattungen gefunden; Cymbulien, die mir damals nicht hätten entgehen können, traf ich erst bei einem Besuch in den Osterferien 1867 und zwar in großer Menge an. Messina ist diejenige Station des Mittelmeeres, wo Seeschmetterlinge in größter Zahl und in den mannigfaltigsten Formen von dem Strome der Charybdis zugeführt werden. Als ich im verflossenen Frühjahr meinen Kollegen besuchte, Professor Kleinenberg, um Uebersendung einiger Exemplare einer nackten, schalenlosen Gattung, Pneumodermon, bat, schickte mir der gefällige Freund eine gute Zahl anderer Seeschmetterlinge und schrieb dabei: „Pneumodermon kann ich leider nicht senden. Während es früher so häufig war, daß man fast keinen Zug thun konnte, ohne welche im Netz zu haben, fehlen sie heuer durchaus.“ Und aus Neapel, wo ich doch vor zwei Jahren selbst Pneumodermon erhalten hatte, kam von der zoologischen Station, welche wunderbar erhaltene Seetiere zu liefern pflegt, dieselbe Hiobspost. Ich erhielt eine prächtige Sendung von anderen Seeschmetterlingen, die so trefflich konservirt waren, daß man hätte glauben können, sie lebten noch, aber Pneumodermon war nicht darunter.

In Messina allein findet man den im Vergleich zu den anderen riesigen Rundschmetterling, Tiedemannia (Fig. 2), welcher etwa dem Trauermantel unter den Landschmetterlingen an Größe und Form gleicht, sonst aber der Cymbulia ziemlich ähnlich gebaut ist. Er besitzt auch eine wetterhelle Schale, die aber weit kleiner und durchaus glatt ist; seine Flügel sind zu einer großen Scheibe zusammengewachsen und der Mund in einen langen, am Ende zweizipfeligen Rüssel ausgezogen, den das Tier beim Schwimmen wie einen Schief nach hinten gewendeten Mast zwischen den Flügeln trägt.



Alle die genannten Seeschmetterlinge sind Nachttiere; fast will es mich aber bedünken, als ob gewisse Tiefbäuche, die man den schweren Nachtfaltern vergleichen und die man Tiefschmetterlinge nennen könnte (Hyalaea), auch nebenbei Pflanzenfresser seien. Sie bummeln schwerfällig bei Messina und Neapel herum, werden zuweilen bis Villefranche verschlagen und zeichnen sich durch die aufgeschwollenen, bräunlichen, hinten in Spitzen auslaufenden Schalen mit enger Mündung, aus welcher die kurzen und massiven, am Rande dreilappigen Flügel hervortreten, durch einen dicken, kurzen Körper und den Besitz einer inneren Scheide aus. Meist tragen sie lappige oder bänderartige Anhängsel von brauner oder dunkelgrüner Farbe, die zum Aufenthalt in den Algen und Tangen der Tiefe vortrefflich passen. Im Magen mehrerer Exemplare, die ich daraufhin untersuchte, habe ich zwischen feinen Sandkörnchen und Mulm freilich nur zweifelhafte Reste von Seepflanzen, wohl aber Schalchen von schwimmenden Schneckenlarven gefunden.

Viele Seeschmetterlinge sind nackt, durchaus schalenlos, der meist spindelförmige Körper nur von einer fadförmigen Haut umgeben. Die seitlich gestellten Flügel können oft in Taschen zurückgezogen werden, und über sie ragt ein rundlicher, einigermaßen abgesetzter Kopftheil hervor, der zuweilen mit Anhängen besetzt ist, die Haken oder Stegnäpfe tragen. Dahin gehört das oben erwähnte, violettblau gefärbte Pneumodermon des Mittelmeeres, das sich bei drohender Gefahr in eine weißliche Wolke hüllt, in Schleim, der von zahlreichen Drüsen des Körpers abgesondert wird, die sich freilich bald erschöpfen.

In den nordischen Meeren kommt eine Art vor, welche nicht einem kleineren Schmetterlinge, Limacina arctica (Fig. 8), der eine ziemlich gewundene, durchsichtige Schneckenschale besitzt, in merkwürdige indirekte Beziehung zu dem Menschen tritt. Die kleinen Limacinen kommen in ungeheuren Schwärmen in den Polarmeeren vor und die nicht minder zahlreichen nackten Clionen, Clione borealis (Fig. 7), die weit größer sind, richten unter ihnen arge Verwüstungen an. In dem Mittelmeer werden die Clionen durch die verwandte Gattung Clionopsis Krohnii (Fig. 6) vertreten. Der bekannte Polarforscher Kapitän Holböll versuchte einmal, seinem Freunde, Professor Eschricht in Kopenhagen, lebende Clionen

aus Grönland mitzubringen, um dieselben anatomisch zu untersuchen. Da Holboll — erzählt Eschricht — die Clionen als gefräßige Raubtiere kannte, so fütterte er dieselben mit Fleischfleisch, über das sie auch im Anfang gierig herfielen; aber trotz häufigen Wechsels des Wassers konnte er sie doch nicht länger als acht Tage am Leben erhalten und nur die wenigen, in Weingeist konservirt, nach Kopenhagen bringen, wo Eschricht sie zu einer für die damalige Zeit klassischen Untersuchung benützte.

Die Limacinen fressen kleine Krebschen, die Clionen fressen die Limacinen, und beide werden trennenweise von dem Grönlandswal und dem Finnwal verschluckt, so daß sie von den Walfischjägern kurzweg „Walfischaas" genannt werden. Der Finnwal jagt auf Heringe, so daß er an den Küsten Norwegens geradezu als Verbote der Heringszüge betrachtet wird, der Grönlandswal aber scheint sich fast ausschließlich von den beiden genannten Seeschmetterlingen zu nähren, die er jährlich tonnenweise hinabschlucken muß, um seinen weiten Magen zu füllen. Als Zugspeise genießt er auch anderes pelagisches Kleinzeug, besonders schwimmende Krebstierchen.

Das wären aber auch die einzigen indirekten Beziehungen, in welche die alle Meere bevölkernden Seeschmetterlinge zu den Menschen treten. Freilich sind sie bedeutend genug; ohne Walfischaas keine Walfische, ohne diese kein Thran zum Schmieren der wasserdichten Stiefel und Ueberzieher der Matrosen, ohne Stiefel und Südwester keine Matrosen und Hochseefischer! Und ohne Walfische kein Fischbein, keine Sonnen- und Regenschirme und keine Korsets, die offenbar den Schönen der antiken Welt nur deshalb nicht getragen wurden, weil sie auf die Erzeugnisse des Mittelmeeres beschränkt waren, welches der Grönlandswal nicht zu besuchen pflegt. Aber Verkettungen dieser Art lassen sich überall finden wie bei dem berühmten Beispiel von Darwin, der die Notwendigkeit der alten Jungfern in England damit beweist, daß diese Katzen halten, welche die Feldmäuse fressen, die den Hummelnestern nachstellen. Die Hummeln aber sind es, welche die Blumen des Klees befruchten, und wo nähmen die Engländer ihre Rostbeefs her, wenn sie ihre Ochsen nicht mit Klee füttern könnten?

Lassen wir diese Spekulationen und werfen wir noch einen Blick auf das Gebaren der Seeschmetterlinge überhaupt.

Die älteren, namentlich französischen Naturforscher, wie d'Orbigny, Péron, Lesueur, die sich weit früher mit den Schmetterlingen der tropischen Meere als mit denen des benachbarten Mittelmeeres beschäftigten, erklären sie entschieden für nächtliche Hochseetiere. Nie sehe man sie in der Nähe der Küsten, nie vor Sonnenuntergang. Erst in der Entfernung von etwa zehn Seemeilen vom Lande könne man welche antreffen, und bei Anbruch des Tages verschwänden sie in der Tiefe. Das mag für die Tropengegenden richtig sein, wo blendendes Licht auf die stark erhitzte Oberfläche des Meeres ausgegossen ist. Aber man darf nicht vergessen, daß die Seeschmetterlinge keine Augen haben, und gerade die Fernhaltung von den Küsten, wo sich das Wasser bis auf ziemliche Tiefe stark erwärmt, dürfte darauf hindeuten, daß die Temperatur bei diesem Gebaren der Tropenschmetterlinge weit mehr der bestimmende Faktor ist als das Licht.

Im Mittelmeer verhalten sich die Seeschmetterlinge in anderer Weise. Sie fehlen nicht an sonnenhellen Tagen, sind aber bei bedecktem Himmel und wohl auch in der Nacht häufiger. Im Hochsommer aber sind sie wie viele andere pelagische Tiere äußerst selten. In den heißen Monaten halten sie sich in größeren Tiefen; Professor Chun in Königsberg, der im Sommer 1886 erfolgreiche Untersuchungen über das Verhalten der pelagischen Tiere in größeren Tiefen anstellte, fischte Larven von Cranchiiden und Tiedemannien bis zu einer Tiefe von tausend Metern. Auch hier dürfte die Temperatur das bestimmende Moment sein — warum sollten die Tiere nicht Sommerfrische dort unten halten? Die Küste fürchten die Schmetterlinge des Mittelmeeres in seiner Weise. Die Bucht von Villefranche ist kaum zwei Kilometer breit, und sie wimmeln in der Meerenge und dem Hafen von Messina. Ich habe Mengen von Nadelschmetterlingen bei Tag in unmittelbarer Nähe der Küste in dem vorüberfließenden Strome gefischt.

Nach anders muß es sich in den Polarmeeren verhalten. Man jagt den Walfisch während des Polarsommers, wo die Sonne monatelang nicht untergeht, und nicht in den Polarnächten, die ebenfalls mehrere Monate dauern und wo die Schiffe im Eise einfrieren würden. Wären Clionen und Limacinen nächtliche Tiere, so würden sie während der Jagdzeit auf Walfische durch Monate hindurch gar nicht an die Oberfläche kommen und somit auch den Schiffern und Jägern nicht bekannt sein. Wohl mögen sie dort im Winter die Tiefe suchen aus ähnlichen Gründen, wie sie dies im Mittelmeer im Sommer thun, um extremen Temperaturverhältnissen aus dem Wege zu gehen. Alles, was lebt, hängt von den äußeren Existenzbedingungen ab, und da diese nicht überall die gleichen sind, so muß auch das Verhalten der ihnen unterworfenen Organismen sich den örtlichen Verhältnissen anpassen.

Die Denkmünze zum Gedächtnis an die Hamburger Zollanschlußfeierlichkeiten.



Am 29. Oktober 1888 fand bekanntlich in Anwesenheit des deutschen Kaisers zu Hamburg die großartige Feier der Vereinigung der freien Stadt mit dem Zollgebiet des Reiches statt. Zum Gedächtnis hieran hat der Hamburger Senat eine prachtvolle Medaille prägen lassen, von der wir heute eine Abbildung bringen. Die Vorderseite zeigt die Porträtköpfe der beiden regierenden Bürgermeister im Senatorenornat mit der Umschrift: „Zum Gedächtnis der Vereinigung der freien und Hansestadt Hamburg mit dem Zollgebiet des deutschen Reiches im Jahre 1888, als Johannes Versmann Dr. und Karl Petersen Dr. Bürgermeister waren". Besonders reich ist die Rückseite modellirt. Wir erblicken einen Teil des Freihafengebietes mit Schiffen, Brücken, Kanälen und den gewaltigen Speicherbauten. Rechts im Hintergrunde blitzen über dem Mastenwald die Strahlen der glückverheißenden Sonne empor, während links oben das Hamburger Wappen zu sehen ist.

Den Entwurf zu der vortrefflich ausgeführten Münze lieferte der Hamburger Architekt Georg Thielen, das Gipsmodell der Bildhauer A. Denecke, ebenfalls in Hamburg, den Metallstempel der Berliner Graveur E. Wagner. Alle drei Künstler haben auch ihre Initialen, allerdings nur mit der Lupe erkennbar, auf der Münze angebracht. Goldene, silberne und bronzene Stücke wurden davon geprägt. Die ersteren, deren Goldwert 200 Mark beträgt, gelangten zur Verteilung an die bei dem Zollanschluß hervorragend beteiligten Persönlichkeiten, den Geheimen Oberfinanzrat Pochhammer, den Geheimen Regierungsrat Neumann, den Oberregierungsrat Schmidlorz, den Zolldirektor Golz, die beiden Bürgermeister und den Staatssekretär Hofmeister. Silberne und bronzene Stücke sind zum Preise von 15 und 5 Mark in den Handel gekommen.



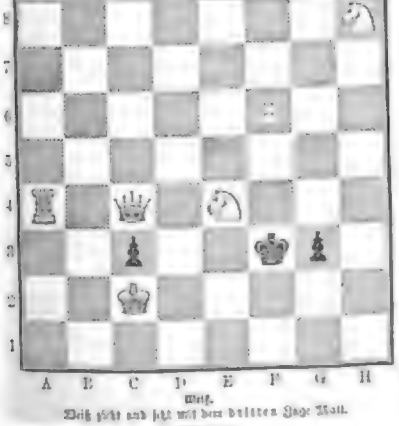
(Redigirt von Jean Taterdan.)

Der folgenden feinen und schwierigen Komposition wurde im Problemturnier von „English Mechanic" der erste Preis zuerkannt.

Aufgabe Nro. 488.

Von G. J. Slater.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 484:

Weiß.	Schwarz.
1) S. G 8 — F 6. Mit der Drohung, durch 2) S. F 6 — G 4 ††. K. E 5 u. F 6 und 3) D. D 2 — G 5 matt zu setzen.	
	1) T. E 2 u. D 2.
	2) L. E 5 u. F 6 oder — D 4.
2) S. F 6 — D 5 ††.	
1) L. H 2 — E 5 Matt.	
	A)
1)	1) K. E 5 u. F 6.
2) S. F 6 — D 5 ††.	2) K 6 u. D 5.
3) D. D 2 — H 6 Matt.	
	B)
1)	1) L. F 2 — E 3 oder S. E 1 — F 3.
2) S. F 6 — D 5 ††.	2) K. E 5 u. F 6.
3) D. D 2 — D 6 Matt. — (Andere Spielarten leicht.)	



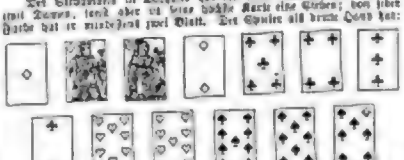
(Redigirt von Oskar Cohn.)

Aufgabe Nro. 74.

Whist.

Caroo ist Trumpf.

Der Strohmann in Vorhand hat drei kleine Trumpf, zwei As und zwei Damen, sonst aber nur hohe Karte eine Farbe; von jeder Farbe hat er mindestens zwei Blatt. Der Spieler als dritte Hand hat:

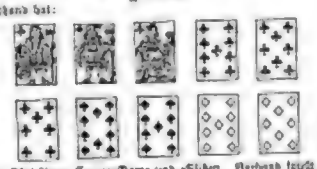


Strohmann zieht Trumpf an und der Spieler macht Point-Schneider. Wie wurden die übrigen Karten verteilt sein?

Auflösung der Aufgabe Nro. 72:

Skat.

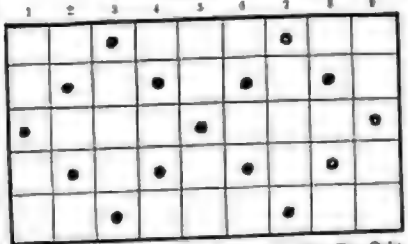
Vorhand hat:



Im Skat liegen Caroo-Dame und -Sieben. Vorhand spielt Caroo as. Mittelhand Caroo nach, bis getrumpft wird, ob der Spieler Vorhand oder nicht; Vorhand nach Farben wechselt und Trumpf zieht. Das Weitere ergiebt sich aus der Kartenverteilung; die Gegner müssen in Caroo weiterspielen bis Caroo und Kreuz 7, 2, 10 Trumpf 14 und auf den Asso plötzlich 14 Points machen = 61, erhalten oder, wenn Spieler in Caroo schneidet, auch mehr.

Rätsel.

Umbildungs-Aufgabe.



Aus den Buchstaben, welche die Wörter Acrobat, Dez, Dahn, Kim, Mozart, Mädner, Schiller und Aibet enthalten, sind neun

vere Wörter von je fünf Buchstaben zu bilden und in die senkrechten Reihen der obigen Figur einzutragen. Diese Wörter bezeichnen: 1) einen sehr fruchtbaren französischen Opernkomponisten; 2) den Namen eines bekannten Dichters der romantischen Schule; 3) eine Person aus Schillers Jungfrau von Orleans; 4) einen deutschen Opernkomponisten der Gegenwart; 5) einen Dichter der romantischen Schule; 6) einen deutschen Satiriker; 7) einen früheverstorbenen französischen Opernkomponisten; 8) einen römischen Dichter und 9) einen deutschen Dichter und Patrioten. Sind alle Wörter richtig gefunden, so nennen die beiden, oben durch Punkte bezeichneten Quadrate zwei deutsche Dichter.

Bilderrätsel.



Auflösung der räthselhaften Inschrift Seite 301:

Sieh mal einl, ob I sein Ach im Wasserfeder um den Narcel sich oder am Zelt.

Auflösung des Räthselgruppe Seite 301:

Lieder an den grünen Ufern,
Mörder sich' ich an der Bäche —
Ach, vielleicht sind sie verirret,
Und mich treffen ihre Pfeile.

Wieder in verschlungnen Gängen
Hab' ich träumend mich verloren,
Und die Vögel in den Büschen
Spotten des verirrten Thoren. (H. Heine)

Neue Bücher und Schriften.

Brandt, H., Gute Zeit im Lande. Historische Erzählung aus dem 16. Jahrh. Zürich, C. H. Meyand.

Ebers, Georg, Cicerocalliber Taschenbücher, nach der Natur und Wirklichkeit illustrirt. Mainz, F. Kirchheim.

Claus, Dr. K., Sterngruppe. Unterrichtsbuch zur Erlernung der Sternkunde mit eigenen Beobachtungen. Breslau, L. Köhler.

Zeit Kaiser von Gottes Gnaden. Berlin, C. C. Kayser.

Die Tiefurter, literarisches Jahrbuch des ersten adligen Damen-Vereins der Literatur. Münchner. XVIII. Jahrg. (Stuttg. Mayr).

Friedrich, H., Gedichte u. Dramatisches. Zweibrücken, Hornthaler. Verlagsbuchhandl. d. Autor.

Grand, H., 13 Jahre in Weimar. Erlebtes u. Erlauschtes. Leipzig, O. Spamer. — Vom Theater. Kritik, Erfahrungen, Ideen.

Herrig, H., Archiv der Literatur. Neuere in 2 Bänden. Berlin, G. Eichler.

Kinder, H., Zur Verständigung. Englische Sprache. Deutsche Handels-Zeitung.

Memoiren der Prédéricique Sophie Wilhelmine, Markgrafin de Baireuth. 3. Ed. Leipzig, H. Barsdorf.

Schmidt-Weißenfels, H., Schule und Jugend (Deutsche Bücherei, 44. Heft). Eberh.

Scholz, W. H., Jesus der Arzt und die jesuanische Weltanschauung. Berlin, Gebrüder.

Sero, J., Eine Vision. Gedankspiel. Wien, Ed. Strauß'sche.

Stierlin, C., Memoiren u. Aufsätze. Gedichte. Stuttg. H. Hoffmann'sche.

Stolz, A., 300 lustige Bilder. Mainz, Appunkung, A. Gutzenmann.

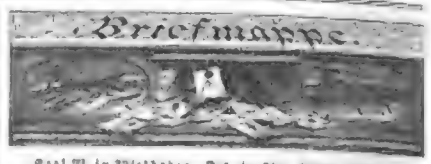
Thorbecke-Serie, VI.: Hermann, Dramen. Eine Zierde zu Gerade der Vorlagen. Stuttgart, Rob. Lutz.

Storck, H., Spaziergang eines Invalidenhundes. Fortsetzung. Lieder aus alter Zeit. Illustrirte N. Gesellschaft.

Volksbücher, Lief. 11—20 (Schluß). Wien, L. Hernichen.

Wolfgramm, H., Gedichte. Braunschweig, Wreden. Münchner, J. Heller.

Wolff, H., Weimar. Geschichtliche Skizzen. Hannover, Rümpler.



Karl M. in Wiesbaden. Das alte Ihrer Gattin erinnert in klarer entsprechender Wendung so jetzt an Heine:

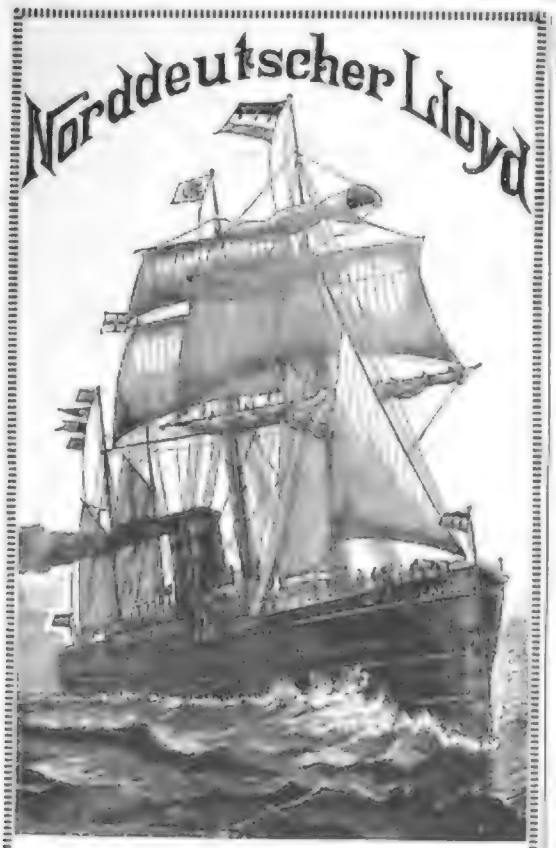
„Die Engel, die nennen es Himmelseligkeit,
Die Teufel, die nennen es Höllenpein,
Die Menschen, die nennen es — Ach!"

Das andere deckt im Ton nicht recht für uns.

Gisela in Pl. Wollen Sie Ihre Briefe, deren gewisse Zudringlichkeit uns auffallend, sehr gütigst unterlassen und damit Ihrer Gedanken erleichtern, zum Anlaß derselben zu wählen, das ich denn doch auch der pflichtschuldigen Höflichkeit zu viel zugemutet.

Johann Gottfried G. in N. Nun das Jahr 40 vor Christi Geburt (Ihres Julius Cäsar hat nach Ihm benannten Julianischen Kalender ein, nach welchem das Jahr in der Regel 365 Tage hat, jedes vierte Jahr aber eine Schaltung hinzugefügt erhält, so daß die mittlere Jahreslänge auf 365¼ Tage angenommen ist, nach den genauesten astronomischen Berechnungen aber einen kleinen Bruchteil zu viel ist. Diese Entdeckung, zunächst auch von der christlichen Zeitrechnung unberücksichtigt übernommen, blieb 1600 Jahre lang in Kraft. Erst Papst Gregor XIII. führte im Anfang des 17. Jahrhunderts diesen Fehler interessierende Zeitberechnung ein, welche darin besteht, daß von vierhundert Jahren drei um ein Jahrhundert abgekürzt, nicht als im Julianischen Kalender jedes Centenar-Jahr durch 4 dividirt 0, Dreimalhundert wenn 1500 und 1600 Schaltjahre sind, und auch 1900 wird keines sein, wohl aber werden 2000, 2400 wieder als Schaltjahre zu zählen sein. Diese Reform wurde nun aber nicht sofort von dem Tag der Einführung an gültig, sondern da auf Cäsar Geburt zurückgerechnet, indem man bei Neuerung des Gregorianischen Kalenders, wo in verschiedenen Ländern zu verschiedenen Jahren, in einigen erst im Anfang des 19. Jahrhunderts erfolgte, so viele Tage ausfallen sind, als nach dem Julianischen Kalender seit Christi Geburt zu viel gerechnet worden waren. Italien, Spanien und Portugal gingen damit voran, indem sie den neuen Kalender und Neuordnung der jetzt allen Welt im October 1582 einführten und dem Monat am 4ten Tage hatten. Man zählt somit dort im gegenwärtigen Jahre bereits den 1. November an derselben Tag, der in andern Ländern als der 22. October gilt. Gründen hat sich der Unterschied zwischen dem Julianischen und Gregorianischen Kalender um 2 Tage gehäuft, indem die Reformirte bei ordnung zu denen jetzt nur noch die Ostmarken der nicht unirten griechischen Kirche, auch die Jahre 1700 und 1800 als Schaltjahre rechnen. Das am 15. diesjährigen Kirchen Weihnachten am 25. Dezember begangen wird, fällt deshalb auch nicht auf Juli in Rußland und den übrigen Gebieten der nicht unirten griechischen Kirche gleich allen an das Datum gebundenen Festen regelmäßig um 12 Tage später als bei uns.

Treuer Abonnent in Mödling. Als Zeitvertreibsbeschäftigung recht schön, aber für unsern Ansprüchen doch nicht ganz genügend.



Post- und Schnelldampfer
zwischen **Bremen** und

Newyork	**Baltimore**
Brasilien	**La Plata**
Ostasien	**Australien**

Prospekte versendet

Bremen. **Die Direction des Norddeutschen Lloyd.**

Das Vogtl. Versandt-Haus
Vincenz Keller, Plauen i. V.,
liefert Gardinen, Stickereien, Spitzen, Tülle, Roben etc. direct an Private.

Dr. H. Schusters Privat-Institut.
Leipzig, Kleine Burggasse 6, am Reuterthore.
Vorbereitungsanstalt für die Untertertia, Einjährig-Freiw.- u. Fähnrichs-Examina, sowie für sämtliche Klassen höherer Schulen. Prospekte fr.

CHOCOLAT MENIER

1 Mark 60 Pf. das Pfund.



Größte Chokoladenfabrik der Welt.

Auf jeder Ausstellung medaillirt.

Hauptpreis 1878. — 2 Ehrendiplome.

Täglicher Verkauf von **CHOCOLAT MENIER** = 50,000 Kilos.

Vorräthig in allen besseren Colonialwaarenhandlungen und Conditoreien.

Vor Nachahmungen wird gewarnt.

Frau N. in Gr. 1) Petit 2) In das Abonnement auf die „Deutsche Romanbibliothek" können Sie jederzeit, also auch jetzt noch eintreten. Wir verweisen Sie zu diesem Zwecke auf die Ankündigung unserer Verlagshandlung auf Seite 228 dieses Jahrganges.

B. L. in Bonn. Damit ist leider sehr wenig zu erzielen. Will ein junges Mädchen eine bessere Verbindung wirklich anknüpfen machen, so muß es solche persönlich durch einwandfreie Familienverhältnisse, Studium und gediegene Erziehung seiner Töchter zu bringen suchen, wie an sich gar vorhanden ist.

Buchdruckerei Buchholz bei Hillmann & Buch in Neustadt a. Haar oder bei H. Gehlig & Co. in Berlin N., Chausseestraße 83.

B. S. in Wien. Wir wollen Ihr Lob eine andere an Plätzchen auslassung zu machen suchen.

Eine junge Mutter in O. Sollte das so schwer zu entscheiden sein? Denken Sie doch an die Zeit, wenn ein Kind das Licht der Welt erblickt; und Sie werden sich den Zusammenhang jenes bildlichen Ausdruckes leicht erklären können.

Dr. F. in O. Sie vergessen, daß in einer Zeitschrift von dem Umfang und der Auflage der unsrigen, die Verantwortung einer eingesandten Novelle nicht so rasch in die Hände der Leser gelangen kann, wie Sie voraussetzen zu dürfen scheinen, um so weniger, als nicht selten die Zeit der in einer Woche ausgegebenen Nummer eine so große ist, daß unser Raum nicht gestattet, sie alle in einer Nummer zu erledigen.

R. B. en. Alte Leute: „Das Alleinsein", wegen daß sie hier den Gegensatz des einsamstehenden Lebensgefährten, als daß sie für eine in wohlgesetzte Gesellschaft wie die bisherige bekanntlich sich nicht eignen würden.

G. Schm. in Köln. 1) Die freundliche Zuschrift ist angekommen. 2) Sie thun gewiß der verehrlichen Redaktion dieser Zeitschrift selbst, der Leser, sowie Sie Ihre Anfragen und Ihre Kritik genauer angegeben haben werden, gern specielle Auskunft ertheilen wird.

L. G. in B. Damit möchten wir Sie an eine der Redaktion vorstellen, die ausschließlich für derartige Fragen ins Leben gerufen sind, hoffentlich hat Ihnen Buchhandlung von A. Zorn, Berlin- und Buchhandlung und Antiquariat des Neuen Theaters und Vereinssaales, Stuttgart, Königstraße 25. I.

Opus. Wir lassen Ihnen bereits Belegexemplare senden zu Ihren.

Richtige Lösungen sandten ein: Marie Hollermann in Hannover (2), Fritz Gutmann in Altona i. H. (2), Jul. B. Stappel in Hamburg (2), Jacobine Kaiser in Wien (2), Bruno Krüger in Breslau, Wilhelm Pool in Prag, Nanda Glaser in Prag, Hermann Lick in Gumpendorf, Georg Seeling in Hochneppel, „Leutnant auf der Alm", Selma Reich in Breslau, „Ben Akiba" in Meiningen, Hannig und Emma Oskwin in Hallenhaus i. L., Gwen Tedmann in Stargard, Maria Dilger in Zürich, v. B. auf B. Dr. Mall in Wien, C. G. in Prag (2), Mrl. Emyn. Kahn in Mülhausen, Pharmaceutin L. R. Reis Freundlich in Eisenstein, Emil Hahn in Hamburg, Hermann Berg in Duisburg, Cons., P. K. Alex. Krug Ritter Berg in Neu-Forst, Lotte Mannstädt in Neu-Forst, Heinrich Pollich in München, „Jemineine, sind, pak" in Bremen.

Gesundheitspflege.

S. 45 Ueber Wundermeere siehe Seite 231 dieses Jahrgangs unter „Albona". Denn übrigens dort gelagt ist: deutlicher ist vielleicht zwar nicht, so ist damit am Ende doch Experiment gemacht, nach welchen dort gesagt war, auf operativem Wege sind in den letzten Jahren über zweihundert Heilungen erzielt worden, besonders durch Professor Bergmann in Berlin und Dr. Schede an allgemeinen Krankenhaus in Hamburg. Da übrigens eine solche Operation nicht ohne Gefahr ist, so wird sich wohl nicht jeder derselben unterziehen wollen, vorzüglich wenn doch die Hemmungen keine wesentlichen Beschwerden verursachen oder bleiben durch das Tragen einer entsprechenden elastischen Binde beseitigt werden können.

C. J. in Mostar. Und 1 Liter derartige Anstalt besorgt.

Moser Abonnent Nr. 8. Ueber diesen Gegenstand siehe Seite 237 dieses Jahrgangs.

G. Gilsen. Es gibt allerdings eine Radfahrervereinigung der Radfahrer, nach deren Gelingen das Tragen eines Armbandes vorgeschrieben wird. In Berlin werden Sie sich an dem Bahnhof am besten an Professor Bergmann, in Wien an Professor Billroth.

L. L. in Mostar. Hinsichtlich des Studiums der Chemie kann sehr deutsche Universität empfohlen werden, als besonders aber Berlin, Leipzig, Würzburg und München.

Redaktion: Otto Hauser und Hugo Lutschak-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Hauser.

Ausmärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 112).
Wien: Filiale von „Ueber Land und Meer" (Mariahilferstr. 3).
Budapest: Moriz Jokai (V., Alkotmány Szerencsétlen 61).
München: Fritz Schwartz, Redakteur der „Revue für Alle" (Residenzstr. 22).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Marie Herzer, Erzählung von Anton Freiherrn von Perfall. Fortsetzung. — Der Wiener Shrovetide, eine etwas ungewöhnliche Geschichte, von Paul von Schönthan. Schluß. — Ein Palastbrand vornehmsten Stils. — Die Flucht Ludwigs XVI. Eine interessante Illustrationen, von Dr. Heinrich Hirschfeld. — Weihnachtsbäume, von Alfred Friedmann. — Neue Bücher, von Carl Bleibtreu. — Jenes Fortunat, ein Roman aus Australien von Marie Bradner. Fortsetzung. — Eine Christbaumfeier. — Eine lustige Erzählung von J. M.-K. — Bilderrätsel. — Der Besserung, Gedicht von R. H. — Rangstufen. — Die Gesellschaftsreise, von Paul Heyse. — Die Verkürzung zum Geschäftsamt an die Hamburger Polizeibehörden. — Schach. — Kunstspiele. — Rätsel- und Silbenspielaufgaben, Scherzfrage, Auflösung der räthselhaften Aufgaben Seite 301, Auflösung des Räthselsprungs Seite 301. — Neue Bücher und Schriften. — Briefkasten.

Illustrationen: Marie Herzer, eine Originalzeichnung von R. C. Kuler. — Gewitterritt, Gedicht von Theodor H. Kappen. — Italienischer Volksritt, Gemälde von Bernardo Celentano jun. Facsimile. — Die Begegnung des Zwergs, Gemälde von P. Meyerheim. — Lola Greta. — Bildnis Ludwigs XVI. in Mitternacht, Gemälde von Ernst Gorsen. — Bilder von Gerhardus-Kinkers am Gardasee, nach photographischen Originalaufnahmen. — Maria Herzogin von Galliera. — Ein lustiger Ergötzlich, Gemälde von Julius Adler-Magdeburg. — Die Fremden der Saison. Silhouetten von G. Heine. — Geschwätzigkeit. — Die Dreikönige zum Einzug in die Hamburger Feuerlöschstationen.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Demnächst wird in neuer Auflage erscheinen:

Auch Einer.

Eine Reisebekanntschaft

von

Friedrich Theod. Vischer.

Vierte Auflage. 2 Bände.

Preis geheftet 9 Mark; fein in Leinwand gebunden 11 Mark.

Die eingetretene Notwendigkeit einer vierten Auflage hat bewiesen, daß die Lesewelt dem ganzen Wert dieser Dichtung erkannt hat. Wir dürfen dieselbe abermals mit der Ueberzeugung hinausgeben, daß es eine edle Nahrung ist, die wir dem deutschen Geiste bieten.

Das Werk ist voll von geistreichen Ideen und wichtigen Gedanken, welche mit sprudelnder Frische und Originalität ausgesprochen werden.
Berliner Tageblatt.

Dieser Roman ist ein außerordentlich reich ausgestattetes Geisteswerk. Er enthält nicht nur einen unterhaltenden Schatz einzelner ausgezeichneter Schilderungen und Gedanken, sondern er hat den ganze besondere Vorzug in sich: eine biographische Erzählung, eine kulturgeschichtliche Novelle und ein Tagebuch, welches seinen verschiedenen Gehalt nach philosophisch ist und über eine Menge wichtiger, die Gegenwart lebendig bewegender Fragen aus diesen Gebiete sich verbreitet.
Deutsche Revue.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Kleinste Insertions-Taxe bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition Anzeigen Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile laut Anzeigen-Tarif des In- und Auslandes. 1 M. 50 ₰ Reichswährung.
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Zur Beachtung.

Unseren vielen **mit Neujahr** in das Abonnement auf **„Ueber Land und Meer"**, Deutsche Illustrirte Zeitung,

neu eingetretenen Lesern

zur Nachricht, daß wir die nötigen Vorkehrungen getroffen haben, um denselben auch das **erste Vierteljahr** (Nro. 1—13) des laufenden XXXI. Jahrgangs, der schon mit dem 1. Oktober des vorigen Jahres seinen Anfang nahm, auf Verlangen **sofort noch vollständig nachliefern** zu können. Dasselbe kann zum Abonnementspreise auf **demselben** Wege bezogen werden, auf dem die verehrlichen Abonnenten jetzt das Journal erhalten. Sollte der Nachbezug auf irgendwelche Schwierigkeiten stoßen, so ist die unterzeichnete Verlagshandlung bereit, das erste Quartal der **Haupt-Ausgabe** von „Ueber Land und Meer" gegen Franko-Einsendung von 3 Mark und das erste Quartal der **Künstler-Ausgabe** gegen Franko-Einsendung von 6 Mark sofort direkt zu übermitteln.

Auch von der **„Deutschen Romanbibliothek"** kann das **erste Quartal** des laufenden Jahrgangs (Nro. 1—13) für 2 Mark noch vollständig nachbezogen werden, entweder von derselben Bezugsquelle, von welcher man das **zweite** Quartal erhält, oder auch auf Verlangen direkt von der Verlagshandlung gegen Franko-Einsendung von 2 Mark.

Stuttgart, im Januar 1889.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Beliebte der beliebtesten illustrirten populären naturwissenschaftlichen Zeitschriften.
38. Jahrgang.

Die „Natur".

Zeitung zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnis und Naturanschauung für Leser aller Stände.
Begründet 1852 als „Deutschen Humboldt-Vereins".
Begründet von Dr. Otto Ule und Dr. Karl Müller von Halle.
Herausgegeben von Dr. Karl Müller und Dr. Hugo Roettel.
Namhafte Autoren und Künstler.
Ihre illustrative Ausstattung (auch farbige Abbildungen).
Preis pro Quartal M. 3,60. Probenummern in allen Buchhandlungen zu haben.
O. Schwetschke'scher Verlag in Halle (Saale).



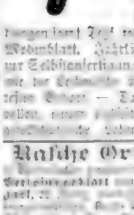
Unentbehrlich für jeden Haushalt sind
heizbare Badestühle
Kosch & Teichmann, Berlin S. 41.



Die Fabrik von
Gelbke & Benedictus, Dresden,
empfiehlt in reichster Auswahl:
Cotillon- und Carneval-Gegenstände, als komische Kopfbedeckungen, Orden, Cotillonsteuren, Attrapen, Knallbonbons, Knotlaus, Masken, Perücken, Bandekorationen, Bijouterien u. s. w.
Spiele. Christbaumschmuck, Papierlaternen.
Künstliche Pflanzen
Gefässe dafür in Majolica, Holz, Blessing etc.
Illustr. deutsche u. französ. Preisliester Saison 1889 gratis und franco.



Die reichhaltigste aller Moden-Zeitungen

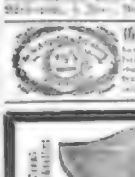


ist die **Illustrirte Frauen-Zeitung.**

Dieselbe bringt jährlich 24 Moden- und 24 Unterhaltungs-Nummern mit 24 Beilagen, so daß ohne Unterbrechung regelmäßig wöchentlich eine Nummer erscheint (für Oesterreich-Ungarn der Stempelsteuer wegen alle 14 Tage eine Doppel-Nummer). Die Moden-Nummern sind der „Modenwelt" gleich, welche mit ihrem Inhalte von jährlich über 2000 Abbildungen (und 24 colorirten Modenbildern) mehr als irgend ein anderes Modenblatt. Jährlich 12 Beilagen geben an Schnittmustern zur Selbstanfertigung der Garderobe für Damen und Kinder und ihr Gebrauch überhaupt genommen. — Das Unterhaltungsblatt bringt neben Novellen, neuen Erzählungen, Gedichten, guten Bildern über das praktische Leben in Haus und Familie, regelmäßige Mitteilungen aus der Frauenwelt, Kunstgewerblichem, Wirtschaftlichem, Gärtnerei und Briefmappe, sodann viele künstlerisch ausgeführte Illustrationen und an Moden endlich noch Folgendes: jährlich über 50 Artikel mit über 250 Abbildungen, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Musterblätter für künstlerische Handarbeiten und 8 Extra-Blätter mit vielen Illustrationen, so daß die Zahl der letzteren an 2000 jährlich kommt. Kein anderes illustriertes Blatt überhaupt, innerhalb oder außerhalb Deutschlands, kann nur entfernt diese Zahl aufweisen; dabei beträgt der vierteljährliche Abonnements-Preis nur 2 M. 50 Pf. — Die „Große Ausgabe mit allen Kupfern" bringt außerdem jährlich noch 48 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beigaben, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. (in Oesterreich-Ungarn nach Kurs).

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franko durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Straße 38, Hinterhaus I, Querstraße 3.

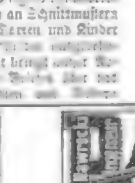
Nasche Orientirung
Neue Skizzen u. Vorlagen-Atlas von H. Dann, Stuttgart.



Gelatine-Backpflaume,
Backpulver und Vanillezucker
Dr. Oetker, Bielefeld.



Zithern
vollendeter Arbeit, grossen Ton und Güte, compl. v. M. 21—28—36—50—200 etc. Gratis u. franko Schule f. Selbstunterricht I. M. 2.50. II. M. Hochschule I. M. Violinen
Gebrüder Wolff, Markneukirchen.



PATENTE
J. Brandt & G. W. v. Nawrocki
BERLIN, W.
76 Friedrichstrasse 76
Technisches Patent-Verkaufs-Bureau gegründet 1869



Ehrenwerthe Porte-Allo
C. Hammel in Sachsenhausen — Frankfurt a. M.

Wichtig für Briefmarkensammler.
Unsere Anstalt für Gratisliste sind von allen
Der Verband der deutschen Briefmarken-Händler.



E. Neumann & Co. Dresden-N.
versenden ihren reichillustrirten
Haupt-Catalog über Cotillon- und Carnevalartikel.
Masken, Orden, Touren, Attrapen, Phantasiegegenstände, Illuminationslaternen etc. gratis und franco.
Neuheit für Damen: Tüller-Cotillon, Costüme für Damen, Herren, Kinder, Anzüge für theatrale Aufführungen, Tableaux, Pantomimen, Ballets.

Erstes Masken- und Theaterkostüm-Atelier und Verleihinstitut Deutschlands

Telegramm-Adresse: Grohkostüm. von Telephon-Anschluß Amt II. 2452.

J. J. Groho,

(Inhaber: Gebr. Nick)
Berlin W., Friedrichstr. 192/93,
gegründet 1841.



Anfertigung von Damen- und Herrenkostümen für Maskenbälle u. Theater &c. kauf- und leihweise. Versand von
a) Leihpreisliste gratis und franko.
b) Kolorirt. illustr. Maskenkostümbuch, enth. 64 Figuren à ℳ 1.50.
c) [illegible] enth. [illegible] Figuren à ℳ 6.50, [illegible]
d) Maskenalbum für Damenkostüme, enth. 300 Figuren kolorirten Kupferdruck leihweise auf 2 Tage ℳ 2.50, jeder weitere Tag ℳ 1.50 nur gegen vorherige francoß Einsendung von ℳ 11.– Kaution. Frankirte Zusendung.

Kostümbücher b und c werden ebenfalls nur gegen vorherige Einsendung des betreffenden Betrages versandt und nur bei fester Bestellung eines Kostüms zurückgenommen, gleichzeitig wird [illegible] für das Maskenalbum in Anrechnung gebracht.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Neueste belletristische Erscheinungen.

Soeben ist erschienen:

Die Ritter des deutschen Hauses.

Roman

von

Gregor Samarow (Oskar Meding).

2 Bände. Preis geheftet 12 Mark; fein gebunden 14 Mark.

Nirgends ist der berühmte Autor mehr in seinem Element, als wenn er Vorgänge von weltgeschichtlicher Bedeutung, ob sie nun der Gegenwart oder der Vergangenheit angehören, zum Ausgangspunkt seiner Schöpfungen nimmt. So ist denn auch dieser Roman eine Schöpfung, in der ein hochinteressantes Stück welt- und kulturgeschichtlicher Entwicklung sich in eingehend ausgemalten Zügen widerspiegelt. Die stolz über die Weichselniederung hinausragende Marienburg, der alte Sitz der Hochmeister des deutschen Ordens, bildet den Schauplatz dieses historischen Romans, der um die Zeit beginnt, da der edle Winrich von Kniprode dieses Hochmeisteramt bekleidete. Große geschichtliche Umwälzungen und das ewig sich erneuernde Lieben, Sehnen, Hoffen und Bangen der Menschenbrust verweben sich hier zu einem gestalten- und handlungsreichen Gesamtbilde, dessen echt deutsche Art ihm einen uns besonders nahe berührenden Reiz verleiht.

Die Schlange im Paradiese.

Novellenkranz

von

H. Rosenthal-Bonin.

Preis geheftet 5 Mark; fein gebunden 6 Mark.

Rosenthal-Bonin hat in der Lesewelt eine solche Bedeutung erlangt, daß ein neues Werk von ihm der Aufmerksamkeit eines großen Publikums sicher ist. Diese neueste Veröffentlichung des geistvollen und originellen Erzählers darf sicher zu dem Reifsten und Gelungensten gerechnet werden, was dieser Autor geschrieben. Der stattliche, elegant gebundene Band enthält sechs Novellen, von denen jede auf eine besondere Art überraschend wirkt, sowohl durch den stets neuen Lokalton wie durch eigenartigen Inhalt. Der Verfasser gebietet über die heitersten Töne wie über ergreifenden Ernst. Die Lektüre dieses Buches ist ein Genuß; sie gewährt Blicke in das Leben — vom Schnee und Eis des Nordens bis zu den Ländern, wo ein ewiger Frühling blüht — überall das Charakteristische und Eigenartige im Menschenleben hervorhebend und künstlerisch gestaltend.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Lokomobilen

mit ausziehbaren Röhrenkesseln.



Centrifugalpumpen

von 250 bis 12,000 Liter Leistung per Minute halten auf Lager



Menck & Hambrock, Ottensen bei Altona.

Abgabe jeden Masses

Möbelstoffe

in Crêpe, Damast, Rips, Plüsch und abgepasste Portièren in jeder Preislage.

= Spezialität: Lasting-Monopole! =

Fabriklager von Rich. Zieger, Chemnitz.

→ Abgabe jeden Masses zu Fabrikpreisen. Muster und Preisliste portofrei. ←

Abgabe jeden Masses



In kurzer Zeit eine gediegene *Fachbildung**) und hierdurch angenehme lohnende Stellung.

Buchführung, Correspondenz, Rechnen, Comtoirkunde, Schönschrift.

*) Prospecte, die alles Nähere enthalten, stehen gratis und franco zu Diensten. F. Simon, Abtheilung für brieflichen Unterricht, Berlin S.W. 46.

Tausende

längst gezogene Loose sind noch unerhoben und der Verjährung ausgesetzt. Gegen 50 Pf. Marken versendet Bankier **A. Dann** in **Stuttgart** franko die Serienliste (21. Jahrg.) über alle bis Ende 1888 gezogenen Serienloose nebst Verloosungskalender für 1889, auch kontrollirt er Loose etc. rückwärts à 10 Pf. per Stück, vorwärts à 15 Pf. per Stück und Jahr.

Wer sich einen solchen Weil'schen Zeitbaren Badestuhl kauft, kann sich mit 5 Litern Wasser und 1 Ko. Kohlen tägl. warm baden. Jeder der dies liest verl. p. Postk. den ausf. ill. Preisc. gratis. L. Weil, Berlin W. [illegible]str. 11.



Filiale in Wien, Wallfischgasse 8. [illegible] — Theilzahlung.

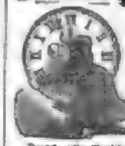
Aufruf an alle Kranke!

[illegible]

Konfiszirt gewesen!

Soeben erschien die 6. Auflage von

Corvin's Pfaffenspiegel.



[illegible] Verlag von A. Bed in Rudolstadt.

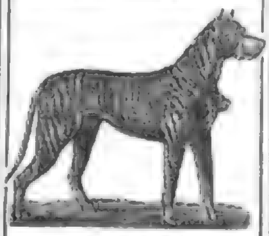
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

D. R.-Patent No. 42214.



[illegible] erhält jeder Schuhmacher. Nur allein echt aus d. Leder- u. Schuhfabrik v. A. Pilcher & Cie. in Offenburg, Baden. Erzgl. [illegible]

— Schutz vor Fälschungen. —



Erste deutsche

Rasse-Hunde-Zucht- u. Versand-Anstalt

Arthur Seyfarth, Köstritz,

Deutschl.,

prämiirt mit höchsten Auszeichnungen u. Ehrenpreisen. Lieferant vieler [illegible] Jagd- und Sports-Hunde!

[illegible] Bernhardiner, Neufundländer, Mast., Deutsche Doggen, Bulldoggen, Terriers, Collies, Jagd-, Brakier-, Dachshunde, Pudel, Spitzer, Rattenfänger, [illegible] etc. etc.

Garantirt nur Ia Qualität.

[illegible] 10,000 Dankschreiben.

Der Hund, Erziehung, Pflege, [illegible] 30 Abbildungen . . . [illegible]

Katalog franko.

Export nach allen Welttheilen.

[illegible] „Ueber Land und Meer“ [illegible] „Illustrirte Welt“ [illegible]

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

Electrotechnische Fabrik

Mix & Genest

S.W. BERLIN S.W.



Transportable Telephon-Tisch-Station.

Telephon-Anlagen.

Haustelegraphen.

Blitzableiter. Lichtapparate.

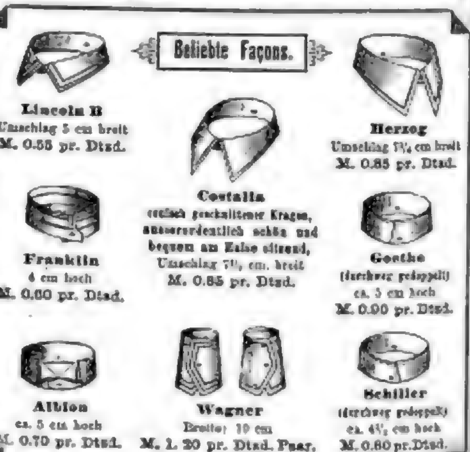
Wiederverk. Illustr. Preisc. gratis.

Es wird ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, dass jede Schachtel die Fabrikmarke „verschlungene Hände“ trägt, welche man beim Einkauf stets speziell verlangen wolle.

MEY'S STOFFKRAGEN

zeichnen sich besonders durch Dauerhaftigkeit, Billigkeit, Eleganz u. bequemes Sitzen und Passen aus. **Mey's Stoffkragen** sind mit Webstoff vollständig überzogen und infolge dessen von Leinenkragen nicht zu unterscheiden. **Mey's Stoffkragen** werden nach dem Gebrauch einfach weggeworfen, man trägt also immer neue, tadellos passende, elegante Kragen und Manschetten. Angabe der gewünschten Kragen- u. Manschettenweite notwendig.

Beliebte Façons.



Lincoln B Umschlag 5 cm breit M. 0.55 pr. Dtzd.

Herzog Umschlag 7½ cm breit M. 0.85 pr. Dtzd.

Costalla (seitlich geschnittener Kragen, ausserordentlich schön und bequem am Halse sitzend, Umschlag 7½ cm. breit) M. 0.85 pr. Dtzd.

Franklin 4 cm hoch M. 0.60 pr. Dtzd.

Goethe (durchweg gedoppelt) ca. 5 cm hoch M. 0.90 pr. Dtzd.

Albion ca. 5 cm hoch M. 0.70 pr. Dtzd.

Wagner Breite: 10 cm M. 1.20 pr. Dtzd. Paar.

Schiller (durchweg gedoppelt) ca. 4½ cm hoch M. 0.60 pr. Dtzd.

+ Wiederverkaufs-Stellen von Mey's Stoffkragen + befinden sich in den meisten Städten Deutschlands, und sind durch Plakate in den Schaufenstern erkenntlich. Ausserdem können Mey's Stoffkragen auch bezogen werden durch das

Versand-Geschäft Mey & Edlich

Leipzig-Plagwitz

Der illustrirte Katalog über „Mey's Stoffwäsche“ wird auf briefliches Verlangen an Jedermann gratis und portofrei gesandt.

Digitized by Google



№ 46.

61. Band.
Einundsechzigster Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Harte Herzen.

Erzählung von

Anton Freiherrn von Perfall.

Mit Originalzeichnungen von R. E. Hepfer.

(Fortsetzung.)

Auf dem Wege zur Wildalm, der, gemach aus dem Walde aufsteigend, immer steiler und enger wird, daß zuletzt der schäumende Schwarzbach kaum mehr Platz hat zwischen ihm und den zu beiden Seiten aufstrebenden Felswänden, lag die sogenannte ‚Kräutlhütt'n', von einem alten Paare seit undenklicher Zeit bewohnt, das hier mit Kräutersammeln und Schnapsbrennen sein Leben fristete. Zur Sommerszeit, wenn die Almen bezogen, war die Straße ziemlich belebt, und die ‚Kräutlhansin' machte mit Ausschank von Schnaps und Bier kein schlechtes Geschäft.

Ein rußgeschwärzter Raum mußte für alles dienen. In einem mächtigen Kupferkessel kochten die Kräuter über dem prasselnden Feuer, schweren Dunst verbreitend, an den Wänden standen die Holzbottiche, in welchen der Schnaps zur Gärung angesetzt war. Ein eichener Tisch und einige Bänke vervollständigten die Einrichtung. Eine Leiter, an die aus rohen Balken gezimmerte, rußgeschwärzte Wand gelehnt, führte auf den Heuboden, dem Nachtquartier des Kräutlhansel und seiner Gäste. Neben der Hütte vorbei toste über gewaltige, von saftig grünem Moos bedeckte Steinblöcke der Schwarzbach, wohl so benannt nach der dunklen Färbung seines Wassers, das, wo es tiefe Tümpel bildete, ein Lieblingsaufenthalt der Bergforellen war, eine Kost, die die Kräutlhansin um ein Geringes stets bereit hatte.

An dem Tage, wo die eben erzählten Ereignisse in der Klausen stattfanden, ging es schon den Nachmittag auffallend lebendig zu da oben. Junge Burschen von den umliegenden Almen, Sennerinnen, alles in feiertäglicher Tracht, kamen von allen Seiten auf ein Glasl Enzian oder ein Stamperl Tiroler und wandten sich dann gegen Abend aufwärts der Wildalm zu, wo heut die Cens, die Riedbauerntochter, ihren Namenstag feierte.

„Des wenn der Alt' nut wüßt', wia's heut zugeht da obn, des gab was!" meinte der Kräutlhansel, ein altes, verkrümpeltes Männchen, dem die Last der Jahre und das ewige Steigen und Bücken den Rücken tief gekrümmt hatte, daß er ordentlich Mühe hatte, seinen noch übrig gebliebenen Gästen, einigen Holzknechten aus der königlichen Försterei, ins Gesicht zu sehen.

„Na, die Cens ließ s'ös do' net verwehrn, mit der nimmt's der Vata selbr net gern auf. A saktrisch Madl!" meinte der eine, eine herkulische Gestalt mit verwildertem Bart und von der schweren Arbeit arg mitgenommener Kleidung.

„War no' schöna, gegn d'n Vata redelln! Aber gleich sogn thuat's dem koin Teifi!" brummte die alte Hansin, die eben die brodelnden Wurzeln umrührte und, vom Feuerschein getroffen, mit ihrem verrunzelten Gesicht, über das schneeweiße Haarbüschel, aus einem schwarzen Kopftuch losgelöst, hervorhingen, der Hexe aus den Kindermärchen glich. Auch der schwarze Kater fehlte nicht, der mit aufgedrehtem Schwanze sich schnurrend an ihren nackten Füßen rieb.

Dann wurde es wieder still. Der Hansel setzte sich in den dunkelsten Winkel, der Holzknecht schob frischen Tabak zwischen die gelben Zähne, die Alte stierte geistesabwesend in die lodernde Flamme, und draußen rauschte der Schwarzbach. Plötzlich wurden Schritte



Das junge fürstliche Brautpaar Erzherzogin Marie Valerie und Erzherzog Franz Salvator von Oesterreich.

Digitized by Google



Liebeswerbung.

Gemälde von R. Zick. Nach einer Photographie im Verlag von G. Schauer in Berlin.

Typen aus dem Leben der modernen Großstädte.

Von

Detlev von Geyern.

(Alle Rechte vorbehalten.)

II.

Der Professionsspieler.

Es war eine edle Regung im deutschen Volke, welche seit Jahren auf die Beseitigung der großen öffentlichen Spielbanken hinarbeitete und endlich die Aufhebung derselben durchsetzte; doch ist dadurch das nicht erreicht, was man wohl eigentlich erreichen wollte, nämlich die Beseitigung des Spiels selbst. Der Drang, das Glück zu versuchen, liegt zu tief in der menschlichen Natur begründet und wird durch unsere heutigen Verhältnisse, in denen das Geld eine immer größere Macht gilt, das Leben immer reizvere Genüsse bietet, noch verstärkt. Sagt doch Schiller schon:

„Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben ...
Muß wirken und wagen, das Glück zu ergreifen."

Was edle, kräftige Naturen in Arbeit, Unternehmung und Spekulation erstreben, das verfolgen kleinlicher geartete Menschen in dem ebenso aufregenden und zuweilen glänzend zum Ziele führenden Glücksspiel, und man hat ja auch Beispiele genug, daß selbst großartig angelegte Naturen von der Leidenschaft des Spiels beherrscht und fortgerissen werden, wie zum Beispiel Blücher, der große Vorkämpfer in dem Befreiungskampfe gegen den französischen Eroberer.

Dieses Wetten und Wagen, dieser Kampf mit dem Glück war in den großen Spielbanken allerdings in einer glänzenden und oft verhängnisvoll lockenden Weise organisirt, auf der andern Seite aber auch ebenso durch die Oeffentlichkeit und die staatliche Garantie und Aufsicht vor unrechtmäßigen Mitteln geschützt, und dem Spieler waren alle die Chancen, welche das Spiel bot, gesichert. Nachdem man nun diese Spielhöllen geschlossen hat, ohne die Neigung zum Spiel selbst beseitigen zu können, ist ein Nachteil eingetreten, der freilich nicht so sehr in die Augen fällt wie die Folgen jener großen Banken, aber dennoch sehr gefährlich wirkt. Die großen Banken lockten freilich wohl eine große Zahl von Unersahrenen in ihre Strudel, heute aber sind die Opfer, welche dem Spiel verfallen, sicherer noch, als es damals der Fall war, verloren, und je weiter das Leben der Großstädte sich kompliziert und in seinen Tiefen sich, geschützt durch die freiere Gesetzgebung unserer Zeit, der Ueberwachung der Polizei entzieht, um so mehr bietet es den Boden für ein höchst verhängnisvolles Spielertreiben. Selbst in den ersten und vornehmsten geschlossenen Gesellschaften der Großstädte wird das Spiel in der allergefährlichsten, jeder polizeilichen und gesetzlichen Kontrolle gänzlich entzogenen Weise getrieben, denn nur das gewerbsmäßige Hazardspiel ist ja strafbar, ein Spiel in einer Privatgesellschaft, dem der gewerbsmäßige Charakter nicht nachgewiesen werden kann, ist der Polizei und dem Strafrecht vollkommen unzugänglich. Wie wollte man es verhindern, wenn ein einfaches Whist mit Points von einem Louisd'or gespielt wird oder wenn in Kreisen junger Herren nach einem Diner Banken aufgelegt werden, bei denen die Einsätze denen an großen Spielbädern mindestens gleichkommen? Und doch sind bei diesen gesetzlich ganz unantastbaren, scheinbar harmlosen Spielen große Vermögen verloren gegangen und hoffnungsvolle Existenzen ruinirt worden, wie wir uns zum Beispiel erinnern, daß an einem deutschen Hofe ein General und Hofmarschall sein großes Vermögen im Whist verloren hat und dadurch zu schweren Unterschlagungen und Fälschungen gedrängt ward.

Diese vornehmen Klubs stehen in ihrer Gefährlichkeit den früheren Banken nicht nach, sie haben nur den einzigen Vorzug, daß sie nicht im stande sind, das große Publikum anzulocken und daß sie ihre gefährlichen Wirkungen auf kleinere Kreise beschränken. Es ist deshalb ein hohes Verdienst des jetzigen deutschen Kaisers, daß er schon als Prinz in einem der ersten Klubs in Berlin das Spiel statutenmäßig hat ausschließen lassen, und es wäre zu wünschen, daß diesem Beispiel alle fürstlichen Personen von hoher Stellung folgen, soweit irgend ihr Einfluß reicht. Schlimmer aber sind die in den trüberen Schichten des großstädtischen Lebens sich verbergenden Spielhöllen, welche sehr hoch oben beginnen und sehr tief herabsteigen. Dieselben sind zwar dem Strafrecht nicht so absolut unzugänglich wie die wirklich vornehmen Klubs, da in ihnen das gewerbsmäßige Spiel fast immer nachgewiesen werden kann, aber dieser Nachweis erfordert oft große Mühe und gelingt meist erst, wenn schon viel Unheil angerichtet wurde und zahlreiche Opfer gefallen sind.

Betrachten wir, da wir uns die Aufgabe gestellt haben, Typen wiederzugeben, zunächst einen solchen Klub, eine solche Spielhölle ersten Ranges, wie sie sich in allen modernen Großstädten und leider auch in unserer Reichshauptstadt vielfach finden und immer wieder erstehen, den Motten der lernäischen Hydra gleich.

Unser Klub thut sich in der Beletage irgend eines eleganten Hauses auf, er führt einen völlig harmlosen Namen, der auf eine fremde Nation oder irgend eine künstlerische Beschäftigung Bezug nimmt; er hat seine Statuten, seinen Präsidenten, seinen Sekretär und seine meist wenig zahlreichen ersten Mitglieder, welche das Verwaltungskomité bilden. Der Präsident ist gewöhnlich ein Ausländer mit vornehmem Namen und durchaus richtiger Legitimation, welcher ohne irgend einen ersichtlichen Grund in der Großstadt lebt, aber auch durchaus keinen Verdacht erregt. Er ist ein würdiger, ruhiger Herr in den besten Jahren, elegant und sicher in seinem Benehmen, tadellos in seinen ganzen Ausdrücken. Er trägt die Rosette eines fremden Ordens im feinen Knopfloch und imponirt einem jeden durch seine Haltung, in welcher er alle Orientation sorgfältig vermeidet.

Der Sekretär ist ebenfalls ein Ausländer, der zu seinem Vergnügen oder zur Verfolgung irgendwelchen Studiums in der Großstadt lebt und den Präsidenten auf den Gedanken gebracht hat, für Landsleute, für Fremde überhaupt oder für diejenigen, die in ihren Studien oder Beschäftigungen gewisse gemeinsame Interessen haben, einen gemeinsamen Mittelpunkt des geselligen Lebens zu bilden.

Aehnliche Persönlichkeiten, gänzlich unverdächtig, aber auch ebenso unbekannt, sind die Komiteemitglieder. Der Klub engagirt Laufen, einen vortrefflichen Koch, richtet ein Speisezimmer und elegante Salons ein und beginnt sein Dasein auf dem Fuße gediegener Eleganz so harmlos wie nur immer möglich. Das Gründungskonsortium hat sich inzwischen noch besonderen geheimen und nur ihm selbst bekannten Statuten konstituirt. Der Direktor und vielleicht noch einige der ersten Mitglieder — die meisten derselben sind sozusagen nur dienende Elemente — haben das erste Anlagekapital gestellt, dafür wird dem Direktor aus dem zu erhoffenden Gewinn zunächst ein großes Jahresgehalt zugesichert, ähnlich dem Sekretär, und die anderen Funktionäre werden auf Tantièmen gestellt.

Nachdem dies alles geordnet, beginnt der Klub seine Thätigkeit. Die Aufgabe der ersten Mitglieder ist es, zunächst als Gäste einzuführen, wen sie nur immer können, ganz besonders natürlich auch junge Leute von Vermögen oder in einträglichen Stellungen. Aber man beschränkt sich nicht allein auf diese, sondern zieht jeden heran, der nur irgend als Gentleman angesehen werden kann; denn vor allem gilt es, eine bedeutende Frequenz zu schaffen und hinter dem Schleier der anscheinend nur geselligen Interessen die wirklichen Ziele des Klubs zu verbergen. An jedem Tage zu der in der Großstadt üblichen Stunde wird ein vortreffliches Diner aufgetragen, das für die Mitglieder des Klubs und die von ihnen eingeführten Gäste zu einem ganz außerordentlich geringen Preise, die vorzüglichsten Weine mit eingeschlossen, geliefert wird. Der Präsident und die Mitglieder werfen gelegentlich hin, daß durch eine vortreffliche Wirtschaftseinrichtung, umsichtige Verwaltung diese Möglichkeit möglich gemacht werden sei, und nehmen dafür die Komplimente der Gäste entgegen, welche die Vorzüglichkeit des materiellen Lebens in dem Klub auch in weiteren Kreisen nicht genug zu rühmen wissen. Dies lockt natürlich ungemein an — in kurzer Zeit ist die Tafel, an welcher der Präsident mit außerordentlicher Liebenswürdigkeit die Honneurs macht und eine leichte, anregende und pikante Unterhaltung zu führen erhält, täglich zahlreich besucht; jedem, der eingeführt ist, steht die Teilnahme frei, und wenn vielleicht auch nicht eben gar viele neue Mitglieder sich aufnehmen lassen, so ist doch die Frequenz eine fortwährend steigende. Dies aber ist das einzige, worauf es den Gründern eigentlich ankommt. Nach dem Diner nimmt man den Kaffee und raucht ganz ausgezeichnete Cigarren, welche, wie der Präsident erzählt, durch einen Freund in der Havanna zu einem ganz lächerlich wohlfeilen Preis für die Wirtschaft des Klubs erworben werden. Während in den glänzend erleuchteten Salons in heiterster Stimmung die Unterhaltung weitergeführt wird, bilden sich in ganz natürlicher, zwangloser Weise einzelne Ecartépartien. Die Gäste nehmen mehr und mehr daran teil, die Einsätze werden erhöht, der Präsident macht von zu hohem Spiel ab. Da wird die Idee aufgeworfen, daß eine kleine, solide Bank doch wohl besser sei als das unscheinbare und doch der hohen Einsätze gefährliche Ecartéspiel. Man bringt in den Präsidenten, dieser gibt lächelnd nach, die Spieltische werden hereingebracht, es wird ausgemacht, daß ein Zwanzigfranken- oder Zwanzigmarkstück der höchste zulässige Einsatz sein und daß dieser Satz nur im Laufe des Spiels bei Verdoppelung überschritten werden darf. Das Spiel beginnt äußerst harmlos und bewegt sich längere Zeit in kleineren Sätzen. Endlich werden die Gründungsmitglieder leidenschaftlich, sie verdoppeln und verdreifachen die Sätze, um den Verlust wieder einzubringen oder machen mit dem gewonnenen Gelde großes Spiel. Der Präsident scheint das nicht zu bemerken oder macht auch wohl tadelnd mit dem Finger, doch wäre es ja nicht anständig, die höheren Einsätze zurückzuweisen, da auch einzelne der eingeführten Gäste sich an dem erregteren Spiel beteiligen, und bald ist die schwarze Bank im Gange, bei welcher oft ebenso große Summen über den grünen Teppich dahinrollen, wie dies bei den großen aufgehobenen Spielbanken der Fall war. Ist dies erst ein- oder zweimal geschehen, so ist das Geschäft im Gange. Die Partie steigt wie die Komitemitglieder. Die Fremden und die nicht in das eigentliche Geheimnis eingeweihten aufgenommenen Mitglieder des Klubs kommen immer wieder, mögen sie nun gewonnen oder verloren haben, und gerade in diesem Immerwiederkommen beruht die Grundlage des Geschäfts und der große Vorteil auf Seite der Bank. Wer heute einige Tausende verloren hat, strengt alle seine Kräfte an, um die Mittel zum Spiel zusammenzubringen, damit er seinen Verlust wieder decken könne; wer gewonnen hat, will in den meisten Fällen noch mehr gewinnen und das Glück festhalten und trägt so endlich seinen Gewinn wieder der Bank zu, welche, da sie ruhig ihr Geschäft fortsetzt, endlich immer in steigendem Maße gewinnen muß. Das eigentlich Gewerbsmäßige des Spiels hier festzustellen, bleibt ohne Kenntnis der geheimen Gesellschaftsstatuten der eigentlichen Gründer und ohne Unzuverlässigkeit der Beteiligten sehr schwer. Gerade die ausgebeuteten Opfer haben meist tausend Gründe, die Sache nicht anzuzeigen und zur Untersuchung bringen zu lassen; auch wollen sie nicht merken lassen, daß der Verlust für sie empfindlich ist, und hoffen bis zum letzten Augenblick, das Verlorene durch eine Wendung des Glücks wiederzugewinnen, ehe jedoch, wenn eine solche eintritt, jemals die Kraft zur Losagung von der so schnell zur Leidenschaft sich entwickelnden Gewohnheit des Spiels zu finden.

Der Klub besteht auf diese Weise lange Zeit, vielleicht jahrelang. Der Präsident und die Funktionäre beziehen ihr glänzendes Gehalt und führen auf allgemeine Kosten ein luxuriöses Leben, das ursprünglich angelegte Kapital des Präsidenten hat längst zurückgezogen werden können, das Komite hat von den Ueberschüssen ein eigenes Kapital gesammelt und zieht aus demselben Tantièmen, wie sie kaum bei der schwungvollsten industriellen Aktiengesellschaft herauskommen würden, und das alles erscheint äußerlich so elegant, so harmlos, so begreiflich einfach, daß keiner der Beteiligten daran kommt, etwas Böses dabei zu denken, und daß die Polizei weder Veranlassung noch Berechtigung findet, der Sache nähere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Jeder Verdacht einer Absicht wird um so mehr ausgeschlossen, als die eigentlichen Komiteemitglieder ebenso wie alle anderen sich an den Spielen beteiligen und oft große Summen verlieren. Auch der Präsident des Klubs, der übrigens nicht immer den Bankhalter macht, verliert zuweilen, und einzelne der Fremden tragen nicht selten auch großen Gewinn davon. Alles geht ebenso wie bei den großen Spielbanken, nur in engerem Kreise, und der Gewinn einer solchen kleinen verhältnismäßig kleinen Bank ist oft ganz außerordentlich. Was sind nun aber die Folgen davon? Die Spieler, welche wie die Mücken von dem blendenden Licht dieses Klubs angezogen werden, deren Leidenschaft fortwährend wächst und die vielleicht den Keim dieser Leidenschaft hier erst in sich aufgenommen haben, werden, je leidenschaftlicher sie sind, um so sicherer ruinirt werden, denn gewinnen kann einer solchen Bank gegenüber nur der leichtsinnige Spieler, der zur rechten Zeit aufhört. Da sind dann junge Kavaliere, die, wenn ihre Mittel erschöpft sind, zu Wechselschulden ihre Zuflucht nehmen und endlich entweder ihren Familien ungeheure Opfer auferlegen oder in ihrer ganzen Existenz zusammenbrechen, oder es sind da Finanzleute, Beamte von Banken oder anderen großen Geldinstituten, die sich in vortrefflichen Situationen befinden. Dem Spiel hält kein Vermögen und keine Einnahme stand, sie ruinieren sich, sie greifen in der wilden Leidenschaft oder in der Verzweiflung ihnen anvertraute Gelder an und verfallen schweren Strafen, wenn sie sich nicht durch die Flucht in Sicherheit bringen. Wenn früher irgend jemand sich an den Spielbanken in Baden-Baden oder Homburg ruinirt hatte und dem Zusammenbruch seiner Existenz oder dem Selbstmord verfiel, so wußte jedermann, daß das Spiel an seinem Unglück die Schuld trug; das Opfer wurde beklagt, die Anklage und der Haß regten sich gegen die Bank. Hier ist dies anders, niemand weiß, wessen der Ruin der Opfer unseres Klubs stammt, warum ein Finanzbeamter Gelder unterschlagen, warum ein junger Kavalier dem Trinken verfallen — die unmittelbare Ursache ist ja niemals der Spielverlust, von dem der Betreffende nicht spricht, die unmittelbare Ursache sind Wechselschulden, unterschlagene Gelder und ähnliche Dinge. Wirkt das Unheil, das unser Klub stiftet, auch nur in kleineren Kreisen, so ist es doch intensiver als das früher von den großen Spielbanken gestiftete, wie ein verborgenes Geschwür schlimmer die Gesundheit untergräbt als eine offene Wunde, und außerdem bilden sich in dem großstädtischen Leben, je größer dasselbe anwächst, immer mehr solche Mittelpunkte der Verderbnis. Außer dem Heranziehen, Aussaugen und Zugrunderichten seiner Opfer erzieht der Klub aber noch eine ganz besondere, eigentümliche Klasse von parasitischen Existenzen, von denen man bei scharfer Beobachtung und eingehender Kenntnis der Verhältnisse in den Leben der Großstadt mehr Beispiele findet, als man vermuten sollte. Es sind dies die sogenannten Professionsspieler.

Der Professionsspieler ist ein Mann von weit über dreißig Jahren — selten findet man ihn im jugendlichen Alter, denn er muß erst eine bewegte Vergangenheit überwunden haben, um ja der Ruhe und Sicherheit zu gelangen, welche sein Gewerbe erfordert. Der Professionsspieler ist ein Mann von gutem Namen und guter Lebensart; es ist vielleicht ein früherer Gutsbesitzer, der ohne Eclat und ohne daß jemand näher darum weiß, sein Vermögen verloren, ein Lebemann, der seine Mittel aufgezehrt hat und zur Arbeit weder den Willen noch das Verständnis besitzt, ein früherer Offizier, der aus irgend einem Grunde, der ihn aber nicht unmöglich macht, seinen Abschied genommen hat.

Der Professionsspieler hat alle seine Hilfsquellen erschöpft und lenkt nichts; dessenungeachtet führt er ein behagliches, oft luxuriöses Leben. Man sieht ihn überall, und er ist von der guten Gesellschaft mindestens geduldet, da er

Digitized by Google

sicht eine hervorragende, die Aufmerksamkeit auf ihn ziehende Stellung beansprucht. Die Aufgabe des Präsidentenpräsidiums ist es nun, einen solchen Mittelpunkt des Spiels, wie ihn unser Klub bietet, zu einer Einnahmequelle zu machen, und der er die Unkosten seines Lebens bestreitet. Er setzt sich eine bestimmte Summe fest, die er täglich für seine Ausgaben braucht, bald größer, bald geringer, nach seinen Bedürfnissen. Da er in der Welt lebt und scharf beobachtet, so ist er die Gründung unseres Klubs sofort gewahr geworden. Er läßt sich dort einführen und beteiligt sich mit einer gewissen Gleichgiltigkeit am Spiel, das er mit der äußersten Kaltblütigkeit betreibt, denn jede leidenschaftliche Erregung würde sein Gewerbe unmöglich machen. Er spielt mit kleinen Einsätzen ungemein vorsichtig, ohne viel zu wagen, und nach bekannter Erfahrung gewinnt man auf diese Weise immer und bei jeder Bank, da selbst bei einbrechendem Unglück ein Tag den andern ausgleicht. Der Professionsspieler verliert nie mehr als seinen bestimmten Satz, den er sich für jeden Abend gestellt hat; mit dem Gewinn spielt er weiter, bis er die Summe gewonnen hat, die er für den Tag und für diejenigen Tage, an denen er Verlust gehabt hat, für sein Leben braucht; er ist ganz sicher, dieselbe immer zu gewinnen, und er bringt nie der Bank weder, was er von ihr gewonnen. Ein Spieler, der, nach diesem Grundsatz vorgehend, einen Glückstag ausbeutete, würde ganz gewiß sein, die Bank zu sprengen. Doch das thut der Professionsspieler nicht, er will nichts weiter, als die Bedürfnisse seines Lebens decken und ruhig aus dem Spiel ziehen.

In unserem Klub finden sich wenigstens vier bis sechs derartige Professionsspieler, welche auf diese Weise sich ein behagliches Leben sichern. Der Präsident und die Komitemitglieder erkennen dieselben nach dem ersten Abend, sie wissen ganz genau, daß sie von jenen besteuert werden und ihnen eine nicht unbeträchtliche Jahresrente auf diese Weise zahlen müssen, aber sie thun nichts dagegen und behalten diese Professionsspieler gern in ihrer Mitte, denn dieselben tragen ja dazu bei, das Spiel zu beleben, zugleich auch ruhig und gesittet erscheinen zu lassen, und sie übernehmen auch gern die Geschäfte von Zuführern, ohne darüber weiter ein Abkommen zu treffen; denn je bessere Geschäfte das Kasino macht, um so sicherer sind sie ja ihrer regelmäßigen Einnahme. Die einzige stillschweigende Bedingung, welche an sie gestellt wird, ist, daß sie nicht über die Grenze ihrer Bedürfnisse hinaus das Spiel treiben, somit würden solche kaltblütigen Gegner eine große Gefahr für die Bank bedeuten. Jene erfüllen diese Bedingung pünktlich, denn sie müssen ja jedes Aufsehen vermeiden, das die Aufmerksamkeit auf sie und ihr Treiben richtet und vielleicht das Petzchen des Klubs gefährdet.

Bei den alten Spielbanken gab es dergleichen kaltblütige Professionsspieler auch. Wir erinnern uns eines älteren Herrn mit guten Umgangsformen, glattem, ausdrucksvollem Gesicht und scharf durchdringenden Blicken; er führte den Marquistitel, aber kaum möchte wohl jemals irgendwer sein Patent dieser Würde gesehen haben. Er hatte einen Betriebsfonds von dreihundertundsiebzig Louisd'or. An jedem Abend setzte er eines dieser Goldstücke; verlor er, so hörte er auf, gewann er, so spielte er zwar kalt und ruhig, aber doch kühn und raffinirt mit dem gewonnenen Geld, immer die Einsätze verdoppelnd, weiter und gewann oft große Summen. Am nächsten Tag begann er wieder mit seinem einen Goldstück und verfolgte mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit den gleichen Grundsatz, immer nur mit dem gewonnenen Geld desselben Abends zu spielen und sobald aufzuhören, sobald das Glück ihn verließ. Auf diese Weise brachte er niemals etwas der Bank zurück; seine Tasche war wie die Höhle des Löwen, in welche alle Spuren hinein, aber keine wieder hinaus führen. Dieser Major X., dessen sich wohl noch mancher erinnern wird, der zu jener Zeit die großen Bäder besuchte, pflegte seinen Aufenthalt zwischen Baden-Baden und Homburg zu teilen. Man kannte ihn genau. Sobald er angekommen und einen Abend im Spielsaal bemerkt war, erschien am nächsten Morgen ein Bauftragter des Spielpächters, um den Major zu fragen, wie viel er für die Dauer seines Aufenthalts verlange gegen das Versprechen, niemals zu spielen. Der Major forderte stets eine sehr anständige, durchaus nicht etwa beschiedene Summe, die ihm sofort pünktlich bezahlt wurde, und so führte er ein ungemein gemächliches und angenehmes Leben.

Was zu jener Zeit bei den öffentlichen konzessionirten Banken ein geduldetes Abkommen war, ist heute in den Klubs, die ja ihren Spielzweck nicht eingestehen dürfen, den Professionsspielern gegenüber ein stillschweigender Vertrag; man duldet sie, legt ihnen keine Schwierigkeit in den Weg dafür, daß sie eben die Grenzen nicht überschreiten, die man ihnen zugesteht. In Paris hat man einen ganz bestimmten Namen für den Betrag des täglichen Gewinns, den diese Professionsspieler sich aussetzen. Man nennt diesen Betrag „la matérielle“ und die Höhe richtet sich nach den persönlichen Bedürfnissen des Spielers. In Berlin hat man wohl einen solchen Namen noch nicht, weil die Klasse der Professionsspieler dort erst im Entstehen, wenn auch freilich schon in recht fröhlichem Gedeihen ist. Man könnte sagen: „die Tagesketten“. Diese Professionsspieler sind wirklich ein dem Gesellschaftskörper recht böse und giftige Parasiten, und es erscheinen sich in dieser Klasse die großen, kaltblütig verlogenen und gefährlichsten Verbrecher; sie werden jeder Arbeit, jedem nützlichen Streben, jedem besseren Gefühl entfremdet und haben zur Entschuldigung ihres verachtenswerten Treibens nicht einmal die großartige Gewinnsucht, welche den Präsidenten und die Komitemitglieder des Klubs vielleicht bewegen mag, über das Glück und die Existenz ihrer Opfer von der Macht des großen Reichtums zu gebieten.

Welch gewaltige Vermögen in kurzer Zeit von dem Präsidenten eines Klubs, wie wir ihn geschildert haben, gewonnen werden können, davon macht man sich keinen Begriff. Die Goldstücke, welche über den Spieltisch hin in seine Kasse hereinrollen, häufen sich in unendlich kurzer Zeit zu Millionen, und gar oft begründen solche in wenigen Jahren gewonnene Vermögen dann später eine äußerlich respektable und unanfechtbare Existenz. Zuweilen, freilich aber nur recht selten, gelingt es, einen solchen Klub politisch anzufassen und aufzulösen — bis zur Bestrafung kommt es selten, weil das gewerbsmäßige Spiel, wenn man nicht den geheimen Sozietätsvertrag der Gründer entdecken kann, niemals nachzuweisen ist, und die Staate ist im Verhältnis zu den gewonnenen Millionen so gering, daß sie in keinem Falle von der Nachahmung und Wiederholung der Sache in anderen Fällen abschreckt. Die öffentliche Meinung hat die Gesetzgebung unablässig gedrängt, die großen Spielbanken aufzuheben; sie hat recht daran gethan; aber die kleinen Spielhöhlen, welche jetzt die einmal nicht auszurottende Leidenschaft ausbeuten, erscheinen uns fast noch gefährlicher, als es die alten Banken waren. Die öffentliche Entrüstung richtet sich weniger gegen dieselben, weil sie eben unbekannt sind und ihren Opfern nicht den Stempel ihrer Thätigkeit auf die Stirn drücken, um so schärfer aber sollten die staatlichen Organe über die Ausgeburten des modernen großstädtischen Lebens wachen, und die Aufgabe der Presse scheint uns zu sein, immer und immer wieder auch auf diese Gefahren aufmerksam zu machen.

Wir haben hier nur von den größeren und vornehmeren Spielhöllen gesprochen und ein Beispiel derselben skizzirt, die Sache selbst setzt sich fort bis in die allerletzten Regionen, und dort tritt noch die Ausbeutung durch falsches Spiel hinzu. Im ganzen ist dies jedoch weniger gefährlich, weil es leichter erkennbar und auch leichter strafrechtlich zu fassen ist; der Professionsspieler des verhüllten Spieltisches aber ist ohne Zweifel eine der schlimmsten und traurigsten Ausgeburten des modernen Lebens unserer Großstadt.

Erzherzogin Marie Valerie und Erzherzog Franz Salvator.

(Siehe die Portraits Seite 349.)

Das denkwürdige Jahr 1888, welches für Oesterreich den schönen Jubeltag brachte, der Kaiser Franz Josefs Thronbesteigung zum vierzigstenmale jährte, aber auch die ernste Stunde, in welcher der Vater der Kaiserin Elisabeth, der greise Herzog Max in Bayern, die müden Augen zum langen Schlummer schloß, ging nicht vorüber, ohne dem österreichischen Herrscherhause und den an dessen Geschicken stets innig teilnehmenden Völkern noch zu guter Letzt einen hellen Freudentag zu spenden. Fast unter den grünen Zweigen des Weihnachtsbaumes verlobte sich Erzherzogin Marie Valerie, die liebliche Blüte eines ehrwürdigen Stammes, mit Erzherzog Franz Salvator — die beiden prachten sich einander gegenseitig zur schönsten Festgabe dar.

Am 22. April 1868 in der Ofener Hofburg geboren, steht des Kaisers jüngste Tochter heute in ihrem einundzwanzigsten Lebensjahre. Nicht wenig stolz sind die Ungarn auf ihre auf magyarischem Grunde geborene Prinzessin, und die Geburt der Nation haben herausgebracht, daß seit Anno Domini 1540, wo ein Erzherzog Johann Sigismund das Licht der Welt in Ungarn erblickte, dies bis in unser Säculum hinein bei keinem Mitgliede des Erzhauses der Fall war. Ein Ungar sollte auch der Erzieher des jungen Fürstenkindes werden, und der zu diesem verantwortungsreichen Amt ersehene Mann war Pächal Nemes. In einem leider nur in wenigen Exemplaren vertriebenen Buche hat er denkwürdige, interessante Einzelheiten vom Kaiserhofe berichtet. Das Bild aber, welches wir von ihm selbst aus seiner Schrift gewinnen, ist das eines milden, gütigen Priesters. „Ich wünsche den Unterricht meiner geistlichen Tochter nicht einem Lehrer anvertraut, sondern bloß einem ... sie möge religiös, aber nicht pfaffisch werden,“ sagte die Kaiserin 1872 zu ihm, als die Prinzessin im fünften Lebensjahre stand, und bis 1883 leitete er selbständig deren Erziehung. Mit rührender, dankbarer Anhänglichkeit gedenkt die erlauchte Schülerin der Wirksamkeit ihres ehemaligen Lehrers. Jedesmal, wenn sie auf irgend einer Reise Preßburg, wo der greise Priester lebt, auch nur für Augenblicke berührt, läßt sie ihn auf den Bahnhof bitten, um ihn dort zu küssen und zu sprechen.

In Erzherzogin Valerie ist ein schönzeitiges, man möchte sagen ästhetisirendes Element — das Erbteil der mütterlichen Mutter — mit der verständigen Entschlossenheit habsburgischen Wesens zu liebenswürdiger, harmonischer Einheit verschmolzen. Die wenigen ihrer Verse, welche in die Oeffentlichkeit gelangten, lassen allerdings noch keinen Schluß auf die Stärke und den Umfang ihres poetischen Talentes zu, verraten aber immerhin die Sinn für Formschönheit und Empfindung für Wohllaut. Die Sinn für Formschönheit und Empfindung für Wohllaut. Die Stropfen der Gedenktafel an der Falkenpicrwand bei St. Gilgen preisen ihren Lieblingsdichter Scheffel mit begeistertem Schwung. Innig empfundene Worte widmete sie der glücklichen Rettung ihrer Mutter bei einem kühnen Gebirgsritt. Wieder ein drittes Poem lobet den kaiserlichen Vater ein, in dem schönen Jagdschloß Offensee in behaglicher Ruhe der umgebenden Natur zu genießen und für wenige Augenblicke die drückende Last der Krone zu vergessen. Auch ein Gelegenheitslustspielchen entkommte ihrer graziösen Feder und soll ganz und gar nicht dilettantisch anmuten. Die letzte Autorin, deren unpretentiöse Jugendspielen — damals noch Prinzessin Agnes Auersperg — heute noch andere hochgeborene Mitwirkende versuchten sich in der schwierigen Kunst der Maskendarstellung, wieder Sonnenthal die Regie führte.

Von dem regen Wohlthätigkeitssinn und von der Leutseligkeit der österreichischen Kaiserkinder sei kurz berichtet. Nach der schrecklichen Ringtheaterkatastrophe hat sie, an einer der Waisen Mutterstelle vertreten zu dürfen, mit ihr auch gern gezahlt wurde. Heute noch überwacht und verfolgt die Prinzessin sorglich die Studien und Fortschritte ihres Schützlings. Vor wenig Monaten erst interessirte sie sich für einen kleinen Wunderklavierjungen, der, wie gebräuchlich, so arm als begabt war, förderte dessen künstlerische Ausbildung, ordnete die finanziellen Hindernisse, verbot ihm aber streng, eher öffentlich wieder aufzutreten — „als bis er wirklich was kann“. Jüngst, da ihr auf dem Bruder Jahrmarkt eine sie nicht erkennende Bäuerin Kalender mit den Worten zum Kaufe bot: „'s ist an der Kaiser drin, gnä Fräul'n!“, war: „Ja, wenn der Kaiser drin ist, muß ich einen nehmen!“ die heitzlige Antwort. Das Josefinische Blut regte sich; lieb doch auch der Monarch selbst den Scherz des Inkognitos mit all seinen lustigen Konsequenzen!

Der erlauchte Bräutigam, Erzherzog Franz Salvator, geboren den 21. August 1866 zu Wien, entspricht dem toskanischen Zweige der Habsburg-Lothringer. Bekanntlich fiel 1737 Toskana an den nachmaligen Kaiser Franz I., Maria Theresens Gemahl, der es seinem zweiten Sohne Leopold vererbte, welchem wiederum der zweite Sohn, Erzherzog Ferdinand III., in der Regierung des Großherzogtums folgte. Noch heute fühlen sich dessen Nachkommen in gewissem Sinne als Italiener, und die Umgangssprache in diesen Familien des österreichischen Kaiserhauses ist die italienische geblieben. Des Bräutigams Eltern, Erzherzog Karl Salvator und Erzherzogin Maria Immaculata, eine geborene neapolitanische Prinzessin, beide einst regierenden Geschlechtern angehörig, leben ein zurückgezogenes, behaglich-privatliches Privatleben.

Der künftige Schwiegersohn des Kaisers von Oesterreich ist elegant und schlank gebaut, mehr als mittelgroß und seine Gesichtsfarbe ein wenig südlich angehaucht. Sein Wesen ist ernst und sinnend, beobachtend und zurückhaltend. Das weiche Idiom beherrscht er so trefflich, wie das deutsche. Als gewandter Reiter sitzt er sicher im Sattel und macht auch darin — aber nicht nur darin! — der schmucken blauen Uniform mit den gelben Aufschlägen — Infanterieregiment Nro. 12 — alle Ehre. Noch besucht der Erzherzog die Kriegsschule, wo er mit gewissenhaftem Ernst und seltener Begabung den schwierigen und umfangreichen Studien zur Stabsoffiziersprüfung obliegt, — nach außerordentlichem kaiserlichem Befehl jedem andern Examinanten gleich gehalten.

Möge er dermaleinst als Feldherr der dem Feinde sich so glücklich und siegreich erweisen wie heute als Bräutigam an der Seite seiner liebreizenden, holden Braut.

Dr. H—n.

Oberst Bernhard Hammer,

der schweizerische Bundespräsident für 1889.

Alljährlich treten in der ersten Hälfte des Monats Dezember die beiden schweizerischen Kammern — Nationalrat und Ständerat — zu einer gemeinsamen Sitzung — Bundesversammlung — zusammen, um die in ihre Kompetenz fallenden Traktanden zu erledigen. Die wichtigsten der letzteren betreffen gewöhnlich Wahlen, und von diesen nehmen hinwieder die Neubesetzung der Präsidenten- und Vizepräsidentenstelle das allgemeine Interesse am meisten in Anspruch. Obgleich die Neuwahl eines Bundesratsmitglieds oder die Wahl des Vizepräsidenten des Bundesrats politisch an sich bedeutender sind, da sich bei denselben die Parteien zu messen pflegen, so sichert sich doch die Aufmerksamkeit des Landes aus erklärlichen Gründen mit Vorliebe auf diejenige Persönlichkeit, welche dazu berufen wurde, den Sessel des ersten schweizerischen Magistraten einzunehmen. Die Wahl selbst vollzieht sich gewöhnlich rasch und ohne eigentlichen Kampf, da es als lang gehegter Parlamentarismus gilt, den kältesten Vizepräsidenten in die Präsidentschaft vorrücken zu lassen. Ausnahmen gehören zu den allergrößten Seltenheiten, obschon es an den bekannten Parteiumtrieben auch hier nicht fehlt. Wahlen mit über drei Viertel der Stimmen kommen deshalb auch nicht jedesmal vor und werden darum als der Ausdruck eines wirklich talentvollen Vertrauens betrachtet.

Oberst Bernhard Hammer, der jetzt gewählte Präsident, wurde dieser Ehre teilhaftig; alle Parteifraktionen vereinigten sich auf seinen Namen und gaben ihm so einen neuen Beweis, wie sehr sie ihn als Mitglied des Bundesrats und insbesondere als Chef des schweizerischen Zivildepartements schätzen und ehren. Es ist dies das zweitemal, daß Hammer die Präsidentenwürde inne hat. 1875 in den Bundesrat gewählt, wurde er 1878 Vizepräsident und 1879 Bundespräsident. Die Bedeutung der Stelle hat gegen früher allerdings eine Einbuße insofern erlitten, als damit nicht mehr die Uebernahme des Departements des Aeußern — politische und diplomatische



Oberst Bernhard Hammer,
der schweizerische Bundespräsident für das Jahr 1880.

bis 1868 Oberinstruktor der schweizerischen Artillerie, verließ diese Stellung aber wieder, als ihn der Bund in der Eigenschaft eines Gesandten und bevollmächtigten Ministers nach Berlin entsendete, woselbst er verblieb bis zu seiner Wahl zum Mitglied des Bundesrats, welche 1875 erfolgte.

Persönlich ist Hammer allgemein beliebt. Von vornehmer äußerer Erscheinung, mit gefälligen Formen und feinem Takt, verbindet er damit ein sehr leutseliges Wesen gegen jedermann. In der Gesellschaft aufgeweckt und anregend, kennt man ihn auch als glücklichen Familienvater und schätzt in ihm den Freund für künstlerische und schöngeistige Bestrebungen. **Jean Rüttl.**

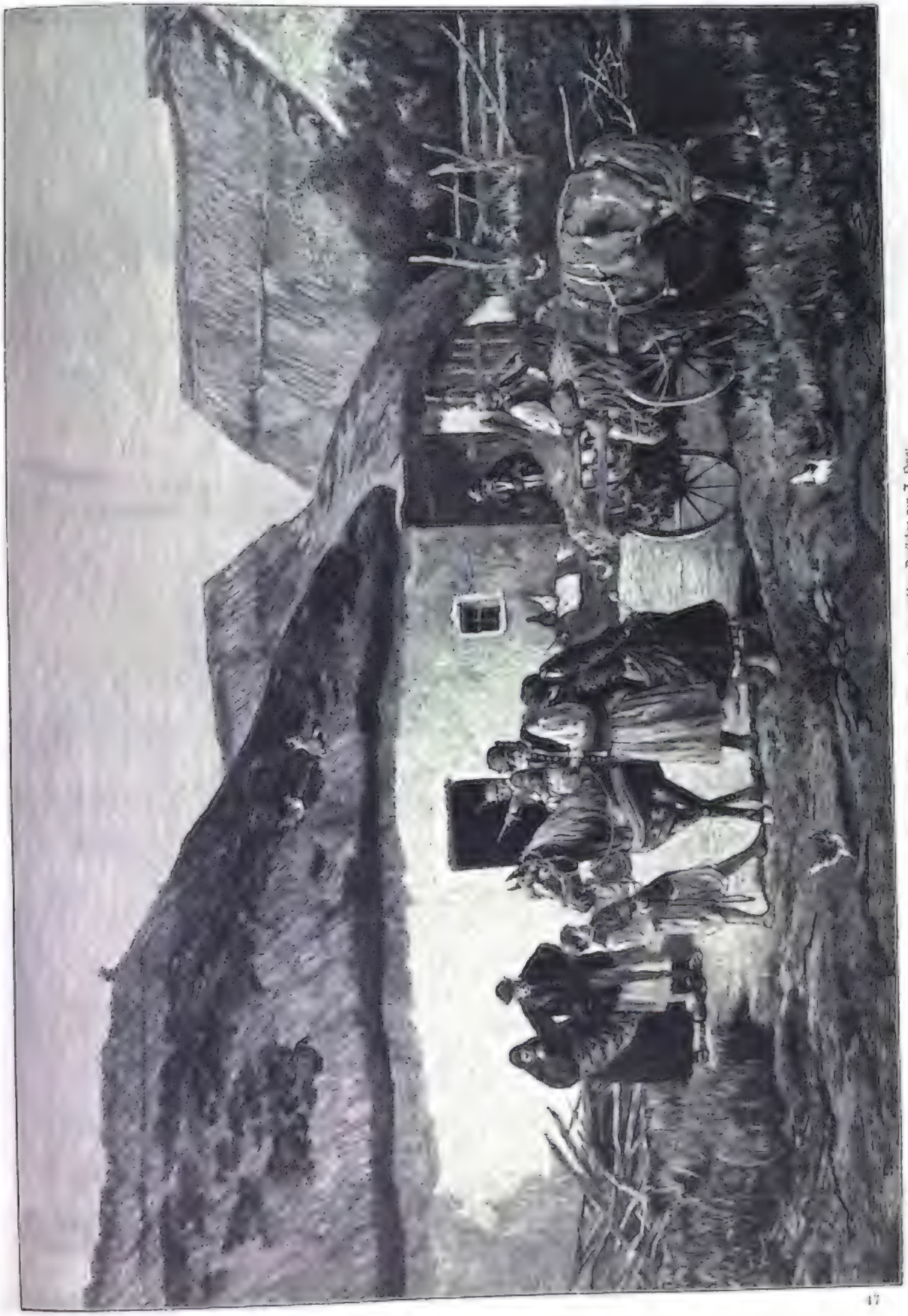
Graf von Rascon.

Zum viertenmale vertritt der Graf von Rascon sein Vaterland in den deutschen Landen. Zweimal bereits — in den Jahren 1869 und 1874 — war er in Berlin, einmal an den Höfen von Stuttgart, Dresden und Hannover gleichzeitig beglaubigt. Außerdem hat ihn sein diplomatischer Beruf noch nach Florenz, nach den Niederlanden, nach Konstantinopel und nach Rom geführt, früher als Gesandten jetzt als Botschafter. Durch seine wiederholte Thätigkeit an den deutschen Höfen ist es ihm möglich geworden, die Ereignisse, welche zur Einigung Deutschlands führten, aus nächster Nähe beobachten zu können. So war er 1863 in Frankfurt am Main anwesend, als sich die deutschen Fürsten auf Veranlassung des Kaisers von Oesterreich dort zusammenfanden. Der bald nachher ausbrechende letzte Kampf um Schleswig-Holstein richtete sein Augenmerk auf das deutsche Militärwesen. In Berlin setzte er dann die begonnenen Studien fort, deren Frucht ein Buch war, welches von der norddeutschen Armee handelt. Es ist dies das erste ausländische Werk über diesen Gegenstand und hat namentlich in Frankreich große Verbreitung gefunden. Auch in der inneren Politik Spaniens hat Graf Rascon schon eine Rolle gespielt. Unter dem ersten, von König Alfons XII. nach der Restauration gebildeten Ministerium wurde der Graf zum Berichterstatter einer Kommission ernannt, welche für eine Neugestaltung der spanischen Armee eingesetzt war. Er verteidigte damals in der Kammer einen Gesetzesentwurf, der darauf hinzielte, die Rekrutirung der spanischen Armee nach dem Vorbilde der deutschen umzugestalten. Obschon viele Generale und Staatsmänner diesen Vorschlag auf das heftigste bekämpften, drang Graf Rascon doch mit seiner Meinung durch, und das Gesetz wurde angenommen.



Norwegische Landschaft. Gemälde von Magnus von Wagge.

Digitized by Google



Der erste Ritt. Ein Bild aus dem ungarischen Tiefland von J. Paul.

Jonel Fortunat.

Ein Roman aus Rumänien

von

Marco Brociner.

(Fortsetzung.)

Lea schlich auf den Balkon hinaus. Dort lag in ihrem Rollstuhl, das bleiche, von den blonden Locken umwallte Köpfchen auf der Lehne, Florica. Neben ihr stand Jonel.

„Lea," rief freudig Florica, sich halb aufrichtend und das Mädchen an der Hand fassend, „das ist schön, daß Du auch gekommen bist! Dein Vater kann so schön spielen, ganz anders wie die gewöhnlichen Zigeuner. Und ein kluger Mann ist er auch, Du bist wohl auch ein kluges Mädchen? Und darum mußt Du dem Jonel nicht mehr böse sein. Mein liebes Brüderchen," wendete sie sich schalkhaft an Jonel, „einer Schwester darf man keine Bitte abschlagen — reiche Lea die Hand, schließet Frieden!"

Jonel reichte Lea die Hand.

Sie ergriff dieselbe und schaute ihm in die Augen. Er wendete sich ab.

„Weißt Du, Lea," begann Florica zutraulich, „daß wir in einigen Tagen schon Banesti verlassen und nach Bukarest übersiedeln?" Und ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr sie rasch fort: „Und auch Du fährst in die Residenz, in ein Institut, Herr Balsamaki hat es der Mama erzählt. Das ist schön. Und wenn Du in Bukarest bist, so mußt Du uns besuchen, willst Du?"

„So oft Sie erlauben, gnädiges Fräulein," sagte Lea herzlich.

„Ach was, gnädiges Fräulein!" rief Florica: „ich bin kein gnädiges Fräulein, sage nur einfach — Florica, wir wollen Freundinnen sein!"

Sie zog das Judenmädchen zu sich heran und küßte es mehreremale auf den Mund.

Lea setzte sich zu den Füßen ihrer neuen Freundin und drückte ihr sprachlos die Hände.

Sie fühlte sich so glücklich wie noch nie in ihrem Leben.

Was sie kaum jemals zu hoffen gewagt, war in Erfüllung gegangen.

Sie hatte in einem Bojarenkinde eine Freundin gefunden, sie befand sich in einem schönen Schlosse, Jonel hatte ihr die Hand gereicht, er blickte nicht mehr wie früher verachtungsvoll auf sie herab, sie war nicht mehr das arme, lumpige Judenmädel.

Das war alles so jäh, so unplötzlich gekommen, daß es ihr wie ein Märchen dünkte.

„Und nun, Jonel," begann Florica, „mußt Du etwas lustiger werden. Warum bist Du so traurig?"

Er antwortete nicht. Er stand mit dem Rücken an die Balustrade des Balkons gelehnt und blickte in den Saal.

Seine Augen ruhten auf seinem Vater, der an der Spitze der Tafel glückstrahlend neben dem schönen Weibe saß, das ihm nun für immer angehörte.

Auf dem Gesichte des Knaben lagerte ein seltsamer Ernst, es war ihm so weh zu Mute.

Seitdem sich sein Vater mit Madame Belota verlobt hatte, war in ihm das instinktive Gefühl aufgestiegen, daß er nicht mehr mit der gleichen ausschließenden Zärtlichkeit wie früher geliebt werde. Es vergingen oft Tage, an denen Fortunat sich fast gar nicht um ihn kümmerte, und das schmerzte den Knaben tief, der mit einer unendlichen Zärtlichkeit an seinem Vater hing.

Er sagte niemand ein Wort davon, auch Brunner nicht, aber er dachte viel darüber nach.

Manchmal war es ihm, als müßte er seinem Vater weinend um den Hals fallen und ihn bitten, Madame Belota nicht zu heiraten.

Aber wenn er ihn so glücklich, so lustig sah, da preßte es ihm die Kehle zusammen, so daß er kein Wort hervorzubringen vermochte.

Er nahm sich oft vor, Madame Belota zu lieben, wie man eine Mutter lieben müsse, wie er seine eigene Mutter geliebt hätte, von der man ihm erzählt hatte, daß sie gestorben, als er noch ein ganz kleines Kind war.

Aber er konnte diese schöne, vornehme Frau nicht lieben, die ihn kaum beachtete, kein freundliches Wort zu ihm sprach. So unglücklich wie heute hatte er sich jedoch noch nie gefühlt. Jetzt war Madame Belota seine Mutter, und ein dunkles Gefühl sagte ihm, daß nun für immer zwischen ihm und seinem Vater ein fremdes, kaltes Wesen stand.

Die lustigen Klänge der Musik stimmten ihn noch trüber, er hätte so gerne Florica sein Leid geklagt, aber wie konnte er das?

Madame Belota war ja ihre wirkliche Mutter, Madame Belota liebte Florica mit einer verzehrenden Glut.

Er hatte oft gesehen, wie sie das arme Mädchen an sich riß und ihr unzählige Küsse auf die Augen und auf den Mund drückte.

Wenn sie auch ihn nur ein einzigesmal geküßt, ein gutes Wort zu ihm gesprochen hätte!

Was hatte Madame Belota gegen ihn?

War er nicht stets artig?

Warum konnte sie ihn nicht leiden?

Diese rätselhaften Fragen waren dem Knaben durch den Kopf gewirbelt, als Lea erschien.

Er hatte ihr mechanisch die Hand gereicht, jetzt reute es ihn, daß er es gethan.

Sein Haß gegen Lea erwachte.

Und wie sie ihn so mit ihren großen schwarzen Augen anstarrte, da schien ihm, als läse sie in seiner Seele, als ahnte sie, daß ihm das ganze Fest zuwider war, daß er sich elend fühlte.

O, er konnte diese Augen nicht ansehen.

Er durfte Lea die Freude nicht gönnen, ihn traurig zu sehen.

Die könnte am Ende glauben, daß bei ihrem Anblick die Erinnerung an die Geschichte im Friedhof in ihm erwacht sei und ihn verstimmt hätte.

Er wollte lustig, fröhlich sein und ihr beweisen, daß er das Erlebnis im Gottesacker vergessen, als wenn es sich niemals begeben hätte.

Und ärgern, so recht tief ärgern wollte er sie auch, nur wußte er nicht recht, wie.

„An was denkst Du?" hörte er Florica fragen.

Er fuhr mit der Hand rasch über die Augen und wischte eine Thräne weg, die an seinen Wimpern hing.

„Ich habe," sagte er, „an eine traurige Geschichte gedacht."

Ein Gedanke war ihm plötzlich durch den Kopf geflogen.

Jetzt wußte er, wie er Lea demütigen konnte.

„An was für eine Geschichte?" fragte Florica.

„An die Geschichte von Mihai dem Tapfern," sagte er, „die ich heute wieder einmal gelesen. Weißt Du, Lea, wer Mihai der Tapfere gewesen?" fragte er.

„Nein," sagte sie.

Er lachte höhnisch auf.

„Sie weiß nicht, wer Mihai der Tapfere war — aber wie solltest Du es auch wissen, was geht die Juden Mihai der Tapfere an!"

Lea zuckte bei diesen Worten zusammen.

„Freilich, wenn Mihai der Tapfere ein Rabbi gewesen wäre, dann hättest Du ihn gekannt!" fuhr er spöttisch fort.

Lea sprang auf.

Florica hielt sie zurück.

„Sei doch nicht so schlimm, Jonel," bat sie, „und wenn sie nicht weiß, wer Mihai der Tapfere war, so erzähl es ihr. Bitte, erzähl es, Du kannst ja so schön erzählen!"

„Gut," sagte Jonel, „ich will es thun!"

Und er begann zu erzählen.

Er hatte in der letzten Woche das Büchlein, welches die Geschichte des großen rumänischen Nationalheros enthält, sehr oft gelesen, so oft, daß dasselbe ganz zergriffen war.

Das Leben dieses Fürsten, der anfangs ein unbedeutender Ban (Herzog) von Craiova war und der dann durch seine Tapferkeit und durch seinen Heldenmut der Schrecken der Türken wurde, hatte die lebhafte Phantasie des Knaben entzündet, der tragische Tod desselben sein Gemüt erschüttert.

Er träumte von Mihai dem Tapfern oft stundenlang mit offenen Augen, er sah ihn auf einem schwarzen Roß an der Spitze seiner kleinen, tapfern Schar ein gewaltiges Türkenheer vernichten, er hörte seine mächtige Stimme, welche die Muttlosen beherzt und die Beherzten zu Helden machte, er sah sein schönes, von einem schwarzen Bart umrahmtes Antlitz mit den herrlichen Augen, deren Blick den Henker, der ihm mit dem Beile den Kopf abhauen sollte, entwaffnet hatte, und oft in stiller Nacht, wenn er das Ende dieses Helden sich vergegenwärtigte, wenn jene schreckliche Scene vor seinen Augen stand, da Bauer, der deutsche Hauptmann der Wallonen, Mihai den Tapfern mit der Hellebarde niederstieß, flossen bittere Thränen seine Wangen herab.

Jonel erzählte anfangs stockend.

Als er aber sah, daß Lea gespannt lauschte, da begannen die Worte rascher von seinen Lippen zu fließen.

Und je weiter er sprach, desto lebhafter wurde seine Erzählung, desto erregter seine Gesten, alle Muskeln seines Gesichtes arbeiteten und seine Augen blitzten.

Ab und zu hielt er einen Moment inne, er haschte nach einem Bild, nach einem passenden Wort, um das gewaltige Gemälde, das vor seinem Auge stand, zu schildern, und wenn er es fand, dann sprudelte es wieder von seinen Lippen.

Lea hatte sich auf die Kniee niedergelassen, die Ellenbogen auf die Kante des Rollstuhls gestützt, und die Schläfen zwischen beiden Händen pressend, schaute sie dem Knaben ins Gesicht, atemlos, mit fieberhafter Spannung, als wollte sie jedes Wort aus seinem Mund auffangen.

Als Jonel seine Geschichte beendet hatte, war es still im Saale.

Die Gesellschaft hatte sich inzwischen, um frische Luft zu schöpfen, in den Park begeben, von wo die Klänge der Musik herübertönten.

Lea sprang auf und schaute verwirrt um sich.

Jonel wischte sich die perlenden Schweißtropfen von der Stirn, er war erschöpft und atmete schwer.

„Gute Nacht, Florica," sagte Lea, ihrer Freundin die Hand reichend, „ich will meinen Vater aufsuchen."

*

Der Antrag, im Park frische Luft zu schöpfen, und daselbst eine Hora zu tanzen, war von Herrn Aldean gestellt worden und hatte allgemeinen Anklang gefunden.

Es war eine wundervolle Oktobernacht.

Am dunkelblauen, mit funkelnden Sternen besäten Himmel stand voll und leuchtend der Mond und hüllte den Park in einen silberglitzernden Schleier.

Ein leichter Wind bewegte die ihres Laubes zum größten Teil entkleideten Bäume, die leise und geheimnisvoll rauschten.

Lea wanderte die große Allee entlang, an deren beiden Seiten mächtige Eichen standen, dem in der Mitte des Parks gelegenen Rondel zu, wo sich die Gesellschaft niedergelassen hatte.

Neben dem mit welken Blättern gefüllten Bassin stand Pope Konstantin, der seine cylinderförmige Kopfbedeckung dem pausbäckigen Triton aufgesetzt hatte, umringt von den fünf Zigeunermusikanten, und gab, von diesen begleitet, ein Lied zum besten, das oft durch Beifallsklatschen unterbrochen wurde.

An der weiblichen, vom Mondschein umflossenen Statue, neben der Kapelle, stand Zilibi, die Fiedel unter der Rechten, und starrte vor sich.

Er hatte viel getrunken, der Kopf war ihm schwer.

Den ganzen Abend hindurch war er heiter gestimmt, fast lustig gewesen, so schien es wenigstens.

Aber es war eine Lustigkeit, zu welcher der düstere Ausdruck seiner Augen in einem seltsamen Gegensatz stand.

Er hatte eine unheimliche Freude gefühlt, am Hochzeitstag jenes Mannes zu spielen, den er aus tiefster Seele haßte.

Ihm schien, als müßte Fortunat die bittere Ironie, den wilden, wüsten Humor, der darin lag, empfinden.

Und Fortunat schien es in der That gespürt zu haben.

Zilibis Augen hatten den ganzen Abend auf ihm geruht, ohne ein einzigesmal seinen Blicken zu begegnen.

Und wie nun Zilibi am Grabe seiner Nachele stand und vor sich glückstrahlend neben seinem schönen Weibe jenen Menschen sah, der seine Schwester unglücklich und elend gemacht und in den Tod getrieben

hatte, da begann es wie mit scharfen Krallen in seiner Seele zu wühlen.

Ihm war, als müßte er aus tiefster Brust aufkreischen, zu Fortunat hinspringen, ihn zum Grabe seiner Schwester zerren und ihm vor allen Leuten, vor seinem schönen, eben erst angetrauten Weibe das Wort „Mörder“ ins Gesicht schleudern.

Ein Zittern flog durch seinen Leib, er lehnte sich an die Statue, eine Thräne rann seine Wange herab.

Da hörte er plötzlich jemand auflachen.

Vor ihm stand der Präfekt Aldean.

„Du mußt verliebt sein!“ rief er. „Nur ein Verliebter kann so weltverloren und kopfhängerisch dastehen! Hört, Zilibi ist verliebt!“

Lustiges Lachen folgte seinen Worten.

Alles erhob sich, und Zilibi sah sich auf einmal von der ganzen Gesellschaft umringt.

„Woran hast Du gedacht?“ rief Herr Aldean. „Wie heißt Dein Schatz?“

Zilibi lachte bitter.

„Woran ich gedacht habe?“ sagte er. „Ich will es Ihnen erzählen! Ich habe an Kain und Abel gedacht. Ich habe mich gefragt, warum Gott den Kain nicht auf der Stelle durch einen Blitz erschlug, als er den Abel ermordet hatte?“

„Was kümmert Dich Kain?“ fragte der Pope.

„Er kümmert mich, er kümmert mich, ja, ja, denn seit jener Zeit laufen die Mörder frei in der Welt herum!“

Er hatte diese Worte mit einer eigentümlichen Betonung gesprochen und schaute dabei Fortunat in die Augen.

„Du bist ein trauriger Spaßmacher!“ rief Herr Balsamaki; „um Mitternacht soll kein Christenmensch von Mördern reden, spiel uns lieber was!“

„Ja, spiel uns was!“ rief Herr Fortunat.

„Gut, ich will spielen,“ sagte Zilibi, die Fiedel ans Kinn legend. „Wollt ihr ein christliches oder ein jüdisches Lied?“

„Ein christliches und ein jüdisches — alles zusammen — Christen und Juden sollen leben, alle zusammen sollen leben!“ schrie Pope Konstantin.

„Gut, ich will ein christlich-jüdisches Lied, eine christlich-jüdische Geschichte spielen, wenn sie traurig ist, so kann ich nichts dafür. Sie steht in keinem Buche geschrieben, diese christlich-jüdische Geschichte, und in Noten gesetzt werdet ihr sie auch nicht finden. Aber die Geschichte ist gleichwohl passirt, so wahr mir Gott helfe, fragt nur Herrn Fortunat, er wird es euch bekräftigen, daß ich nicht lüge. Hört!“

Zilibi hatte diese Worte still, ruhig gesprochen, aber es lag ein tiefes Weh in seiner Stimme.

Er begann zu spielen.

Es war ein seltsames, wehmütiges Lied, das der kleine, gebückt dastehende Jude geigte.

Aber plötzlich richtete er sich gerade empor, der Bogen begann über die Saiten zu fliegen, und wilde, rasende Klänge entströmten der Fiedel.

Das klang wie der erschütternde Aufschrei einer schmerzdurchwühlten Seele, die an sich selbst, am Leben und an Gott verzweifelt.

Die Gesellschaft stand wie gebannt da, und aller Augen ruhten auf dem geisterhaft bleichen Gesicht Zilibis. Fortunats Antlitz hatte sich verdüstert. Jeder Ton aus Zilibis Fiedel weckte neue Bilder in seiner Seele, die flogen anfangs unfaßbar und verschwommen vor seinen Augen, bis ein Bild licht und klar vor ihm stand.

Es war Rachels Bild, ihr weißes Gesicht, ihre krausschwarzen Haare, ihre tiefen schwarzen Augen. Und plötzlich schien ihm, als ob die mondscheinumflossene Statue Farbe und Leben bekäme, als neigte sie den Kopf nach dem Takte des Liedes und als ob um ihre Lippen ein Lächeln schwebte. O, er kannte dieses Lächeln, und eine Stimme raunte ihm vernehmlich zu: „Du willst glücklich sein, Fortunat, und hast doch das Recht dazu verscherzt. Dort unten liegt ein Weib, das dich einst geliebt, und du hast ihm die Mordwaffe in die Hand gedrückt, zur Schläfe geführt und ein junges, schönes, blühendes Leben vernichtet.“ Er legte die Hand an seine Augen, aus denen ihm zwei Thränen entquollen, und wischte sie rasch weg.

Da brach plötzlich Zilibi ab.

Das Spukbild verschwand vor Fortunats Augen, er hörte Beifallklatschen.

Zilibi verbeugte sich nach rechts und nach links, dann lachte er laut auf, legte das Haupt an die Statue, und ein dumpfer Ton, wie ein heftig zurückgehaltenes Schluchzen kam aus seiner Kehle. Hernach wandte er sich wieder an die Gesellschaft.

„Wenn ich so spiele wie heute,“ sagte er, „so denke ich an eine alte Geschichte. Mir ist nämlich vor Jahren eine Schwester gestorben, die war so schön wie ein Maitag, und ich habe sie sehr lieb gehabt.“ Er wandte sich nur, Lea stand vor ihm. „Komm, Kind,“ sagte er leise, „wir wollen heimgehen!“

VII.

Es war an einem schwülen Septembernachmittag, zehn Jahre nach den erzählten Begebenheiten. Der Herbst hatte bereits seinen Einzug gehalten und die Lindenbäume, welche die Landstraße umsäumten, die ins Städchen Banesti führt, goldgelb gefärbt. Längs der beiden Seiten dieser Straße zogen sich, so weit der Blick reichte, blühende Maisfelder hin. Ein leichter Wind strich darüber, und in vollen, wundersam stillen Accorden rauschte und wogte es durch die Saaten, und die Sonnenblumen am Raine derselben neigten wie zum Gruß die gelben Köpfe. Auf der Landstraße rasselte eine Droschke. Die Pferde trabten langsam, mit gesenkten Köpfen, sie waren staubbedeckt. Und staubbedeckt saß auf dem Bock der alte Alexe, der Kutscher des Herrn Fortunat. Er war schläfrig und angetrunken. Er hatte nämlich die vorige Nacht kein Auge zugethan aus Aufregung darüber, daß er Jonel, den er vor zehn Jahren zum letztenmal als Knaben gesehen, vom Bahnhof in der Distriktshauptstadt abholen und nach Banesti fahren sollte. Und als Jonel vor ihm stand, kein Knabe mehr, sondern ein schöner, schlanker, kräftiger junger Mann von zweiundzwanzig Jahren, mit blitzenden schwarzen Augen und einem schwarzen Schnurrbärtchen, und als der gnädige junge Herr in der überschäumenden Freude des Wiedersehens den alten Alexe an sich riß und ihm zwei schallende Küsse auf das umnachtete Gesicht drückte, da wurde es dem Kutscher gar eigen zu Mute. Er sprach kein Wort, sondern schaute mit einem breiten, ungläubigen Lächeln auf den jungen Mann, als wollte er sagen: „Das ist Jonel? Das kleine, liebe Bürschchen, das ich auf den Händen getragen, so schön, so groß, so prächtig!“

Und als sodann Jonel am Buffet ein kaltes Frühstück zu sich nahm, da machte Alexe seiner Freude in seiner Weise Luft. Er trank zwei, drei Gläschen Schnaps und begann von neuem und lächelte dabei verständnisinnig seinem jungen Herrn an. Dann mußte er tausend Fragen beantworten, die von den Lippen des jungen Mannes sprudelten. Wie es dem Vater gehe, den er seit sechs Jahren nicht mehr gesehen, so lange war es nämlich her, daß Fortunat seinen Sohn zum letztenmal in Berlin besucht hatte, wo Jonel seine Studien gemacht und das Diplom eines Doctor juris erworben hatte; wie die Mutter, die Stiefmutter, sich befinde, die er seit zehn Jahren nicht gesehen, und ob Florica, sein süßes Schwesterchen, noch immer munter und guter Dinge sei. Alexe gab nur einsilbige Antworten. Das Sprechen schien ihm schwer zu fallen, und bei manchen Fragen knallte er so furchtbar mit der Peitsche, daß Jonel die Antworten darauf nicht vernehmen konnte. Vier Stunden hatte nun die Fahrt gedauert. Alexe saß müde, mit dem Kopfe nickend, auf dem Bock, ab und zu erwachte er wie aus einem Traum, dann sauste die Peitsche über die Pferde und der Wagen rasselte schneller dahin. Jonel lächelte leise. Seine Blicke flogen nach rechts und nach links, als wollte er alles auffangen, was ihm in die Augen fiel. Er fühlte sich von einer wundersamen Heiterkeit durchdrungen. Zehn Jahre hatte er in der Fremde geweilt mit der stillen, unausrottbaren Liebe nach der Heimat tief im Herzen. Jedesmal bei Beginn der Ferien bat er seinen Vater, ihm die Heimreise zu gestatten. Aber er empfing stets darauf ein paar kurze Zeilen, worin ihm der Vater bedeutete, er möchte seinen Wunsch unterdrücken; wenn er seine Studien beendet haben werde, dann erst werde er die Rückreise antreten. Warum hielt man ihn fern von der Heimat? Warum hatte ihn sein Vater während der ganzen Zeit, da er in der Fremde weilte, nur ein einzigesmal besucht? Warum schrieb ihm seine Stiefmutter niemals? Diese Fragen wiederholten ihm oft durch den Sinn, und einmal hatte er Florica, mit der er ununterbrochen in einem regelmäßigen Briefverkehr gestanden, darüber befragt. Aber Florica, die doch sonst so klar und deutlich schrieb, hatte auf diese Fragen ausweichend und befangen geantwortet: während der Ferien befänden sich Papa und Mama immer auf Reisen oder in französischen Bädern, und da sei es besser, daß Jonel im Ausland bliebe. Auch jetzt waren diese Fragen in ihm aufgetaucht und eine Wolke des Unmuts hatte sich hiebei auf seine Stirn gelagert. Als aber bei einer Wendung der Landstraße das Städtchen Banesti plötzlich vor ihm lag, als er das Schloß, die Stätte seiner Kindheit, erblickte, und den Silberspiegel des schilfumrahmten Teiches und das Birkenwäldchen, und daneben den alten Friedhof mit den grauen Leichensteinen, und das Kirchlein mit dem grün angestrichenen Turm und dem glitzernden Kreuz, und das moosbedeckte Häuschen des Popen Konstantin, da blitzten seine Augen auf und er mußte an sich halten, um nicht aus voller Seele aufzujauchzen.

„Alexe,“ rief er, „halte, ich steige hier aus, ich will den Weg ins Schloß zu Fuß zurücklegen! Sag Papa, daß ich bald nachkomme!“

Er sprang aus der Droschke und eilte mit beflügelten Schritten dem Städtchen zu. Als er dasselbe betrat, blieb er eine Weile stehen und starrte vor sich. Es kam ihm vor, als hätte er es gestern erst verlassen, so unverändert war alles, so unberührt durch die Flucht der Jahre.

Die kleinen, niedrigen Häuschen mit den windschiefen, rissigen Schindeldächern waren so wettergeschwärzt, so grau, so schmutzstarrend wie vor Jahren; wie dazumal standen auch jetzt hagere, bleiche Judengestalten mit langen Kaftanen und Schläfenlocken und mit schäbigen Sammetkappen auf den Köpfen schnüffelnd vor den Haustüren und gafften ihm neugierig verwundert mit großen dunklen Augen an; wie damals waren auch jetzt vor den jüdischen Geschäftsläden allerhand Waren bunt durcheinander aufgehäuft; es war dieselbe trümmerische Stille, die nur ab und zu durch das Grunzen von Schweinen unterbrochen wurde, welche in grünschlammigen Tümpeln sich wälzten, oder durch das Schnattern der Gänse und das Kollern der Truthähne, welche auf der holperigen Straße ihres Daseins sich freuten. Vor den mit schreienden Farben betupften Häuschen der bäuerlichen Freisassen lagen wie einst ruppige Wolfshunde träge in der Sonne, und sie bellten nicht auf, als hätten sie den sinnenden Wanderer erkannt. Ja, es war alles beim alten geblieben: derselbe Schmutz, dieselbe einschläfernde, träge Ruhe, dieselben Judengesichter und dieselben scheuen, gedrückten Bauerngestalten . . .

Da unterbrachen helle Glockenklänge vom Kirchturm her die Stille. Jonel fuhr aus seinem Sinnen empor und eilte dem Gottesacker zu. Als er denselben betrat, überkam ihn eine seltsame Beklemmung. Die Glockenklänge, die jetzt leise verhallten, hatten tausend süße, goldige Erinnerungen aus seiner Kinderzeit in ihm erweckt, all die Menschen, deren Bilder im Laufe der Jahre in seiner Seele verblaßt waren, tauchten klar und farbenbestimmt in ihm empor und schwebten an ihm vorüber; er sah seinen alten, gutmütigen Hauslehrer Brunner, der vor einigen Jahren schon gestorben und dessen Gebeine unter einem Grabhügel in diesem Friedhofe moderten; er nickte der alten Faluza mit ihrem breiten, lachenden Munde zu, die ihn stets so geherzt und geküßt; er sah den jüdischen Hausirer und Spaßmacher Zilibi Pisantir, der bei der Hochzeit seines Vaters solch seltsame Weisen gegeigt, und sein Töchterlein Lea. Und wie ihm dieser Name durch den Sinn fuhr, da stand plötzlich so licht und klar, als wäre es gestern erst gewesen, vor seiner Seele jene Scene im Friedhof, als sie ihm mit einem Stein die Stirne wundgeschlagen. Er sah sich wieder auf dem Diwan in der niedrigen Stube des Popen Konstantin liegen und vor sich das kleine Judenmädchen mit den krausschwarzen Locken, den glänzenden, mandelförmigen Augen und dem roten, vollen Mund, dessen Lippen er in einem raschen Kuß gefühlt . . .

(Fortsetzung folgt.)

Puderwolken.

Die Zopfzeit war eine gar wunderliche und eine gar unheimliche Zeit. Wunderlich waren die Figuren, welche da durchs Leben tänzelten, so wunderlich, daß man ganz dreist behaupten kann, die Menschen hätten damals den höchsten Gipfel der seit den ältesten Zeiten raffirtes und krampfhaft von ihnen angestrebten Mission erreicht: sich so weit als möglich von aller menschlichen Natur zu entfernen. In der That, die Kunstgeschöpfe des achtzehnten Jahrhunderts hatten auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit mehr mit dem Normalmenschen; die Männer hatten nichts Männliches, die Frauenzimmer nichts Mögliches mehr: die Haare waren falsch, denn sie waren durch Perücken oder durch Wülste und Gestelle ersetzt; die Hautfarbe jeder hatte sich in ein schmutziges Grautüten zu verwandeln durch muffigen, wenn auch noch so parfümirten Puder; die Taille war gefälscht durch den Schnürleib, die Form der Füße durch Spitzschuhe, die Höhe der Leute durch stelzenartige Stöckel, die Hautfarbe durch fingerdicke Kreide- und Zinnoberschminke, der Gesichtsausdruck durch lächerlich geschnittene Schönpflästerchen — sogar die Lippen waren durch Fettschminke zu Lefzen, ähnlich denen blutrünstiger Raubtiere, metamorphosirt. Die Gesinnungen waren durch Komplimente und Phrasen, die Menschengleichheit durch naturhaft chinesische, elendlange Titulaturen maskirt. Das Laster wurde zur Tugend erhoben, und wenn man zu matt oder zu feig war, um es auszuüben, so dichtete man sich dasselbe wenigstens an! Die Tugend aber wurde zur Schmach der Lächerlichkeit verdammt. Sogar die Sprache durfte nicht natürlich von den Lippen fließen; die Deutschen mußten schlecht französisch plappern, während die Franzosen jämmerlich englisch radebrechten. Der Adel bemühte sich vielfach, so unedel als möglich zu handeln; die entsetzlichsten Cynismen in Flucht und Treue wurden als ein Vorrecht der vornehmen Klassen betrachtet. Man war es gewissen Kreisen nichts, man war seinen Ahnen unwürdig, wenn man sich nicht täglich einer „einmahlen Schandthat" rühmen konnte, und der Bürgerstand suchte seinen Stolz darin, gegen die verschiedenen „Erlauchten" so unterthänig als nur möglich zu sein. — Eine wunderliche Zeit haben wir jene Zeit genannt, und eine unheimliche auch. Unheimlich in der That! Denn was die Welt an Andacht, Würde, Güte, Gewissen von den Altvordern überkommen, hatte sie als beschämende oder störende Schmähe von sich gethan. An Stelle des Gemüts war ein gähnender Abgrund getreten, in dessen Tiefen die bedenklichsten Leidenschaften kauzen, mit ihrem Gotteshauch die Welt verpestend.

Wer aber die Weltläufte, die Ursachen und Wirkungen der Geschichte kennen lernen will, muß auch jene Zeit studiren, eingehender und nachdenklicher als das klarer ausgesprochene Mittelalter und die uns näher liegende und daher verständlichere Regeneration seit Robespierre. Man unterrichtet sich über vergangene Zeiten sowohl durch Bücher als durch Bilder. Die Bücher von damals — das heißt also aus der Periode vor Eintritt der großartigen klassischen Literaturepoche Deutschlands — zu durchleiden ist ein wahres Märtyrertum; denn die charakteristische Literatur par excellence bestand fast ausschließlich in den französischen Moderomanen, und etwas mehr Verlogeneres, geschraubt Geistreichelndes, Hohles, Schales, Unnatürlicheres läßt sich kaum denken. Amüsanter und leichter ist das Studium jener Zeit in Bildern. Wenn uns jemand einwerfen wollte, dieses Studium sei lückenhaft und einseitig, den verweisen wir einfach auf die Bilderserien Hogarths speziell für das englische Leben; wo läßt sich die Zeit der „vier George" besser begreifen und verfolgen als in diesen Blättern! Bis in die Gesinnungen, bis in die Herzensgefühle hinein lernen wir aus ihnen die damalige Zeit kennen — und glücklicherweise erstand damals fast für alle Nationen ein Hogarth — mutatis mutandis. Deutschland hatte seinen — noch in die bessere Zeit herüberreichenden — Chodowiecki, Frankreich seinen Moreau le jeune und Freudenberg. Von Chodowiecks Leistungen fehlt leider bis heute noch immer eine volkstümliche, im Preise erreichbare umfassende Reproduktion. Da waren die Franzosen mit ihren beiden grandiosen veranlagten Bildwerken: „Monument du costume physique et moral de la fin du XVIII^e siècle, ou tableaux de la vie pour servir à l'histoire des modes et du costume en France, année 1776, ornés de vingt-six figures dessinées et gravées par Moreau le jeune et par d'autres célèbres artistes", und „Histoire des moeurs et du costume des Français dans le dix-huitième siècle, ornés de douze estampes dessinées par Sigismond Freudenberg et gravées par les premiers artistes" glücklicher, indem der bekannte gelehrte Amateur und Kunstverleger J. Schedle in Stuttgart dem Publikum in neuester Zeit eine treffliche Neuauflage dieser Produktionen aus der Schönpflästerchenzeit bot.

Und wenn auch der Text wegfallen mußte, der für unsere moralischen Jenseitsverhältnisse so ziemlich unmöglich ist, so ist es eben ein Glück, daß damals die Zeichner in der Schule Hogarths so deutlich zu plaudern wußten, daß man das schlüpfrige Gezischel des berüchtigten Rétif de la Bretonne mit Freude entbehrt. Rétif de la Bretonne! Du verkommenes Schriftstellerlein, das nicht einmal das weiße Gewand eines Marsch Reineau oder eines Grécourt zur Gnadenzeugung anführen konnte; du ewig hungernder und ewig verschmähender alter Satyr, der zuletzt alle seine Bücher mit einer eigenen alten bissig erfundenen Setzerpresse drucken mußte, weil dies die Verleger nicht mehr zu thun wagten; deine Worte gleichen übrigen Spinngeweben, die sich über die zierlichste und parfümirteste Boudoirs legen und es verdunkeln. Um wie viel distreter ist der Stift des Zeichners, der gleichsam über alle Plätzen des damaligen Lebens hinübergleitet, das rohe Wort durch ein reizendes, vielsagendes Lächeln ersetzend und — überhüllend.



Nach Schluß der Oper. Zeichnung von Jean-Michel Moreau dem jüngeren.

Aus: «Monument du costume physique et moral de la fin du XVIII^e siècle». Verlag von J. Schedle in Stuttgart.

O, das reizende Gedränge auf dem Bildchen „Nach Schluß der Oper"! Die Seidenfalten rascheln, die zierlichen Schuhe knistern, die flüsterbenetzten Bücher rauschen; die Galanteriedegen (die nie ernsthaft Ursache gegeben wurden!) klirren leise, die Federn nicken und wehen, als schauderten sich federleichte Amoretten auf denselben, die Treibhausrosen duften mit dem faden Parfüm jener Damen, die nie von frischer Luft geküßt wurden; die originalen Manzen lächeln, die grellgeschminkten Lippen flüstern eindringliche aber unklingende Worte, die zwischen: „Oui! — peut-être! — bâtard! — comment donc! — cesser! jamais!" abwechseln; die übernächtig trüben Augen nehmen Augengläser zu Hülfe, um gefälschte Schönheiten abzuschätzen; der maßlose Geruch des Puders kämpft siegreich mit süßlich fadem Parfüm. — Vergebens würde man an einer der Physiognomien auf dem Bilde zu erraten suchen, was für ein Schauspiel, was für eine Oper soeben beendigt ist; denn niemand hat einen Eindruck davon mit sich genommen, niemand scheint auf Text oder Musik geachtet zu haben, alle Welt ist nur mit seinen Heimlichkeiten, seinen Intriguen oder seinem lieben Ich beschäftigt. Die Künstler und Künstlerinnen der Bühne von damals hatten in der That leichtes Spiel — sie brauchten nur den „Direktor der Spektakel", der Direktorin, einigen einflußreichen Kanalien oder einigen das Regiment im Hause führenden Marquisen im Privatleben angenehm zu werden, und — die Sache war in der Ordnung. Hat sich wirklich jemand aus diesem Publikum die Mühe genommen, eine künstlerische Leistung mit Aufmerksamkeit zu verfolgen? Undenkbar! Wie leicht mochte es einer Sophie Arnould, einer Duparc, einem Baron und einem Favart geworden sein, zum Lieblinge des Publikums zu werden, sobald sie nur erst die Lieblinge des Salons waren!

„Nach Schluß der Oper"! Das Bildchen sollte eigentlich heißen: „Die Morgenstunde der Pariser"; denn kaum damals mit dem Schlusse der Oper so recht erst das Leben der Franzosen — das Leben, das Lieben, das Medisiren, das Tabakrauchen und das Gelümmel, denn wo alle Natur zur Unnatur verkehrt wurde, mußte auch die Nacht an die Stelle des Tages treten, und für schminkeüberkleisterte Wangen gibt es nur einen Feind: die Sonne, die man verschlafen muß, und nur eine Sorge: den Lüstre.

E. M. P.



Originalzeichnung von Mathilde Cocper.

Zur Naturgeſchichte des Humors.

von

Richard Wulckow.

I.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Die ſyſtematiſche Aeſthetik hat in der letzten Zeit auf dem Gebiet der Poeſie keine Lorbeeren gepflückt. Ihre theoretiſchen Abhandlungen haben ſich weder für das dichteriſche Schaffen noch für die Literaturgeſchichte befruchtend erwieſen.

Welch' eine Fülle gelehrter Phraſeologieen und Definitionen hat die zünftige Aeſthetik an den Begriff und das Weſen des Humors verſchwendet! Alle jene gelehrten Erklärungen jedoch, mit denen man in das Geheimniß jenes „göttlichen Geiſtes“ einzudringen verſuchte, laſſen uns bei nüchterer Betrachtung im Stich, und ſo geiſtreich und blendend auch die Worte mancher von jenen Definitionen klingen mögen — ſie haben meiſtens den Fehler, für den gewöhnlichen Sterblichen unverſtändlich zu ſein. „Humor iſt das auf das Unendliche angewandte Endliche.“ Wem fällt nicht das Wort des biedern Pedro dabei ein:

„Herrlich! Eines dunkel wie.
Aber 's liegt recht wunderbar!“

„Humor iſt diejenige Modifikation des Schönen, welche einerſeits die Idee der ſubjektiven, andererſeits die Idee der objektiven Vollkommenheit zur Präſenz bringt.“ Der geiſtreiche Autor dieſer Erklärung hat zweifellos geglaubt, es werde ſich bei dieſen Worten etwas denken laſſen, und es ſoll nicht meine Sache ſein, ihm dieſen Glauben zu nehmen. „Humor iſt die Dialektik der Phantaſie“. Auch dieſe Erklärung klingt ſchön und ſogar ganz anſchaulich; nur perſönlich iſt das Verſtändniß derſelben verlagt.

Daß in den letzten Jahrzehnten manches Treffende und Klärende über Weſen und Eigenart des Humors geſchrieben worden iſt, daß ganz beſonders Fr. Th. Viſcher ihm ſeine volle äſthetiſche Berechtigung erkämpft hat, darf trotzdem nicht beſtritten werden.

Wenn wir nun mehr durch Gleichniß und Beiſpiel als durch wiſſenſchaftliche Zurüſtung dem Begriff des Humors etwas näher zu kommen verſuchen wollen, ſo iſt dabei feſtzuhalten, daß alle Erklärungen von Erſcheinungen des geiſtigen Lebens den eigentlichen Kern derſelben in kaum durchdringlichem Geheimniß laſſen, daß wir immer nur die Bedingungen erkennen und darſtellen können, unter denen jene Erſcheinungen eintreten. Das iſt erſt recht der Fall beim „Humor“. Eine allgemeine Erklärung ſeiner Erſcheinung iſt um ſo erſprießlicher, als er auf ſeiner Wirkung beruht, dieſe Wirkung aber faſt ausſchließlich von der Eigenart der produktiven Perſönlichkeit abhängt. Von den klaſſiſchen Begründern und Vertretern des Humors, Laurence Sterne, Fielding, Jean Paul, bis zu den neueren Humoriſten, Gottfried Kolb, Fritz Reuter, Ernſt Eckſtein, Julius Stettenheim, welch' eine weite, wechſelvolle Wanderung, und wie verſchieden die charakteriſtiſchen Züge dieſer Männer, wie verſchieden die Art ihres Empfindens und Beobachtens, ihre Phantaſie, ihre Diktion!

Wie nun trotz der Verſchiedenheit ihrer perſönlichen Veranlagung und ihrer Ausdrucksmittel bei Allen eine und dieſelbe Dispoſition des Gemüths und des Intellekts, eine und dieſelbe Grundart von kombinatoriſcher Geiſtesthätigkeit in die Erſcheinung tritt, wie jene Dispoſition und dieſe Thätigkeit geartet iſt und wie ſie in Fluß kommt, das wird den Inhalt der nachfolgenden Darſtellung ausmachen und, wie wir hoffen, das Charakterbild deſſen, was wir im äſthetiſchen Sinne „Humor“ nennen, in den weſentlichſten Zügen feſtſtellen. Vielleicht liegt für eine ſolche Unterſuchung heutzutage ein beſonderer Grund darin, daß das Wort und der Begriff ein wenig diskreditirt ſind und von ihrer eigentlichen Valuta durch Mißbrauch Einbuße erlitten haben. Was nennt ſich heute nicht Humor und humoriſtiſch! Platte Wortſpielerei, feineres oder gröberes Kalauertum, derbe oder gar zotige Geſchichten und Einfälle machen ſich unter der eleganten Schutzmarke des Humors breit und verderben den Geſchmack; von feineren Unterſcheidungen in den Bezeichnungen „komiſch“ und „humoriſtiſch“ iſt kaum mehr etwas zu ſpüren. Unter ſolchen Umſtänden mag eine Erinnerung an den höheren und teueren Begriff des Wortes nicht unzeitgemäß erſcheinen.

Das Wort humor ſtammt bekanntlich aus der mediziniſchen Wiſſenſchaft. Hippokrates nimmt vier Hauptſäfte (humores, d. i. Flüſſigkeiten) im Menſchen an, auf deren Miſchung und Veränderung Luſt und Unluſt, Behagen und Unbehagen, Krankheit und Geſundheit zurückzuführen iſt. (Schleim = Phlegma, Blut, gewöhnliche Galle, ſchwarze Galle.) Daraus entwickelte ſich die Lehre von den Temperamenten. Je nachdem unter jenen Säften dieſer oder jener vorwiegt, tritt das Temperament, die Grundſtimmung ſeines Weſens, hervor. Später begann man, was im Leben der Sprache oft wahrzunehmen iſt, allmälich an Stelle der Bezeichnung der Wirkung die Bezeichnung der Urſache zu ſetzen, und ſo gewann der Begriff humor die Bedeutung von Gemüthsſtimmung, und zwar entweder der gewöhnlichen, dauernden oder der vorübergehenden, wechſelnden, alſo deſſen, was wir Launen nennen. In dieſem Sinne begegnet uns das Wort humor oder (ſpäter) humour bei Ben Jonſon, dem Freund und Bewunderer Shakeſpeares. In ſeinem Luſtſpiel: «Every man in his humour», ſoll gezeigt werden, was dabei herauskommt, wenn jedermann ſeiner guten oder böſen Laune folgt. Shakeſpeare ſelbſt hat das Wort ſehr häufig auch im Plural und in wechſelnder Bedeutung, meiſtens jedoch als Bezeichnung einer gewiſſen Sonderbarkeit im Verhalten.

Während nun der Begriff humour im Engliſchen, humeur im Franzöſiſchen und Humor im Deutſchen als Bezeichnung für Stimmung im Leben und der Geſellſchaftsſprache ſich feſthalten hat, gewann er im äſthetiſchen Sinne um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Bedeutung einer beſonderen Stimmung oder Diſpoſition, einer beſonderen geiſtigen Eigentümlichkeit. Und zwar iſt ihm dies beſtimmte Gepräge zuerſt aufgedrückt worden in England durch den literariſchen Charakter einer Gruppe von Schriftſtellern, die in der Literaturgeſchichte den Namen der engliſchen Humoriſten führen und unter denen Laurence Sterne weitaus der am meiſten bedeutende und charakteriſtiſchſte iſt. Das Wort, in dem der Humor in jener beſonderen Bedeutung am ausgeprägteſten zur Erſcheinung gebracht wurde, iſt der allgemein bekannte „Triſtram Shandy“. Wenn wir uns ein wenig mit ſeinem Verfaſſer beſchäftigen, der es verſtand, uns ſo wunderliche, verſchrobene, ſchrullenhafte und dabei ſo tief und unendlich liebenswürdige Perſönlichkeiten zu ſchaffen, ſo werden wir keinen Umweg machen; Sternes Perſönlichkeit nähert uns vielmehr dem Begriffe „Humor“. Er war Pfarrer; keiner in unſerem deutſchen, gegenwärtigen Sinne, ſondern ein Mann von menſchenfreundlicher Heiterkeit und Gemüthstiefe, den Paſſerenten einfach ablehnend oder ignorirend. Mit einem ſchärfſten Wahrnehmungsvermögen für alles Sonderbare und Lächerliche an Dingen und Menſchen lebte in ihm vereint eine unergründliche Herzensgüte und Gemüthswärme. Dieſe beiden Eigenſchaften bedingten und ergaben notwendig den ſmiling grief, den lächelnden Schmerz, das Neben- und Ineinanderſein von Scherz und Ernſt, von Komiſchem und Rührendem, von Spottluſt, die bis zum Cynismus ausartet, und zarteſter Empfindungsfähigkeit, von ſtaunenswerter Findigkeit der Schalken und Getreiben der Menſchheit und dem innigſten Herzensbedürfniß, ſie mit dem Mantel der Liebe zu bedecken. Dieſe wunderbare Miſchung nannte man Sternes Humor. Der Reiz desſelben liegt in der Vereinigung eines genialiſchen Herzensreichthums mit unerbittlichem Witz. Von dieſer Eigenart Sternes entnimmt die neuere Aeſthetik den Maßſtab für „Humor“ und „humoriſtiſch“. So erklärt Ulrici: „Der Humor ruht auf einer beſtimmten Baſis, auf einem Idealismus des Urteils, des Geiſtes, der alle menſchlichen Dinge an das oberſte Ideal hält, mit ihm ſie mißt und vergleicht, und ſie demgemäß nur in ihrer Kleinheit, Unangemeſſenheit, Verkehrtheit erblickt; und zugleich aus einem Realismus (!) des Herzens, eines warmen, gefühlvollen Herzens, dem die Liebe und Hingebung Bedürfniß iſt, und das daher umgekehrt alle menſchlichen Dinge und am meiſten die kleinen, ſchwachen, hülfsbedürftigen hegt und wert hält.“ Man ſieht, daß dieſe Erklärung auf Sternes Eigentümlichkeit gemünzt, alſo gewiſſermaßen eine constructio ex post iſt. Daß der Humoriſt übrigens ſein Herzensbedürfniß am liebſten dem Kleinen, Verachteten, Dürftigen zuwendet, liegt darin, daß ſein ſchärfſtes Auge ſo oft hinter dem Mißachteten das Schöne und Würdige herausfindet, während es hinter dem Glanz und Schimmer ſo oft den leeren Schein entdeckt und deshalb demſelben mit ſchärfſter Beobachtung entgegentritt. Es paßt auf jeden echten Humoriſten, was Börne in ſeiner ſchönen Gedenkrede auf Jean Paul ſagt: „Er iſt der Dichter der Niedergedrückten, der Sänger der Armen, und wo Verächte weinten, da vernahmen man die ſüßen Töne ſeiner Harfe.“ Denn jeder wahre Humoriſt ergreift und umfaßt das Kleinſte mit ſeiner ganzen Seele. Er iſt am weiteſten entfernt von jener modernen Blaſirtheit, die kein Ding für wert genug hält, die Erregtheit der eigenen Seele mit einer Sehnſucht nach ihm zu erfüllen.

Da, wie wir geſehen, der Humor eine Mißſtimmung iſt und die Faktoren, deren Produkt er bildet, komiſcher und ernſter Natur ſind, ſo werden wir, dieſe Faktoren zu betrachten, vor allem an das Weſen des Komiſchen, wenn auch nur in gedrängteſter Kürze, zu erinnern haben. Bekanntes dabei zu wiederholen, läßt ſich ſchwer umgehen. Wir empfinden uns komiſch angeregt, wenn in unſerer Seele durch plötzliche objektive Wahrnehmung eines verkehrten, falſchen, vermeintwidrigen Verhältniſſes das behagliche Gefühl der Ueberlegenheit hervorgerufen wird. Der menſchliche Ausdruck dafür iſt das Lachen im äſthetiſchen Sinne. Dieſe Verkehrtheit, Vernunftwidrigkeit darf dabei keineswegs eine abſolute ſein; es genügt vielmehr, daß das betreffende Verhältnis eben nur zur Zeit ſeiner Wahrnehmung als ein verkehrtes, ein den für richtig gehaltenen Verhältniſſen, das heißt der Regel, widerſprechendes erſcheine. Eine vornehme Subjectivitätsnuancirung en grande kennt, nur mit ihrer dunklen Haut und etwas Gelbblech in den krankhaften Naſenflügeln bekleidet, erſcheint in der beſten Geſellſchaft daheim gewiß höchſt reſpektabel; verpönlich in unſern modernen Ballſaal verſetzt, wird ſie die Lachmuskeln reizen. Die Urſache der komiſchen Reizung liegt eben nur in den auffaſſenden Subjekten, nicht in den aufgefaßten Objekten an ſich. — Die zweite Bedingung komiſcher Wirkung iſt der plötzliche Eintritt der Wahrnehmung des Falſchen, Verkehrten; kurz, das Komiſche wirkt nur durch Ueberraſchung. Den überraſchenden geiſtreichen Ausdruck dieſes Verkehrten in Worten, ſeine Textung und Darſtellung nennen wir Witz. Je mehr Sinn im Unſinn er enthält, je witziger iſt der Witz. Sehen wir uns das witzige Epigramm an, welches J. Stettenheim auf die beiden ſozialdemokratiſchen Agitatoren Laſſalle und Tölcke verfaßte, als letzterer nach ſeiner Gewohnheit in einer Berliner Verſammlung wieder mit dem Knüttel argumentirt hatte, und zwar diesmal gegen ſeinen eigenen Geſinnungsgenoſſen:

„Vergleicht ihr beide richtig miteinander,
So übertrifft der Lebende den Todten:
Die Jener töten wollt', die wirren Knoten,
Haut Dieſer durch — ein zweiter Alexander.“

Hier wirkt die Ueberraſchung durch die an ſich falſche, aber dennoch ſinnreiche Beziehung der Begriffe „wirre Knoten“, (mit dem Doppelſinn von „Knoten“, mundartlich = viel als „grobe Geſellen“) „töten wollen“, durchhauen ſind durchhauen komiſch.

Den in Alexandersbad zur Erholung weilenden Muſiktheoretiker und Skatponiſten M. Hauptmann befragt ein Kollege ſchriftlich, ob er nicht zum „diesjährigen“ Muſikfeſt nach Nürnberg gehen werde. Er antwortet: „Nein, aber wenn es nächſtes Jahr in Alexandersbad wäre, dann würde ich vielleicht nach Nürnberg gehen.“ Auch hier die plötzliche Wirkung durch ein Verkehrtes und doch Sinnvolles: der Sinn liegt in der frappanten Kritik derartiger Muſikanſtrengungen, die für einen erholungsbedürftigen Muſiker damit als unerträglich charakteriſirt wird, das Verkehrte liegt in dem Mißverhältniß zwiſchen der Antwort und der Frage. Ueberraſchende Verbindungen, Gegenüberſtellungen, Vergleiche erzeugen ebenfalls den Witz. So zum Beiſpiel die bekannte Definition Schleiermachers: „Ordentliche Profeſſoren ſind ſolche, welche nichts Außerordentliches, und außerordentliche ſolche, welche nichts Ordentliches wiſſen.“ So Vornes bekannte Bemerkung: „Als Pythagoras ſeinen berühmten [illegible] opferte er den Göttern



[illegible]chie, ſo oft eine [illegible] folgendes Wort. [illegible] januar: wegen [illegible] die ärgerlich [illegible]ber, Augen nehm[illegible] gegen [illegible]ſolder zu [illegible]; geſtalten [illegible] der abgeſchaffen, [illegible]ge, ſige Geruch [illegible]ſtampft ſeinen [illegible]ſpitz ſich jeden Pa[illegible]ture, Verdient [illegible] an einer der [illegible] werden auf den [illegible]ſeine einen Schuſter [illegible]den eine Oper [illegible] endigt iſt; [illegible]n, [illegible]mand hat ein [illegible] daran mit [illegible]ivität: [illegible]n, nicht [illegible]: auf Text [illegible] das [illegible]rechtet zu [illegible]; Welt iſt zu [illegible]Heimlichkeit [illegible]terieure [illegible] bei jedem Lachen wird jemand oder etwas oder beides verletzt. Wenn zum Beiſpiel der genannte M. Hauptmann über ein Porträt von Spohr bemerkte, es ſei ein gutes Bild und auch ähnlich, nur einem andern als Spohr, verlachen wir das Bild und den Maler zugleich. Bei jeder komiſchen Anwandlung hält gleichſam unſer verehrtes Ich blitzſchnell den pharisäiſchen Monolog: „Gott ſei Dank, daß ich nicht bin, wie dieſer oder dieſes da.“

Norwegiſche Landſchaft.

(Dazu das Bild Seite 356.)

Kaum viel mehr als ein Jahrzehnt iſt es her, daß Norwegen dem Zuzug der Touriſten ſo recht eigentlich erſchloſſen iſt. Der Mangel an Gaſthäuſern machte früher für den Vergnügtheitsſuchenden das Innere des ungaſtlichen Landes keineswegs ſonderlich anziehend, und der regelmäßige Dampfſchiffverkehr lenkte den Strom der Fremden mehr der Küſte entlang, kaum daß der eine oder der andere auf ſeinem Zuge nach dem ſportmäßig aufgezählten Nordkap ſich verlocken ließ, in einen der zahlreichen Fjorde abzubiegen. Und doch iſt der Weſten der ſkandinaviſchen Halbinſel ſo reich an landſchaftlichen Schönheiten als irgend eine ihrer Naturreize wegen berühmte Gegend des Kontinents.

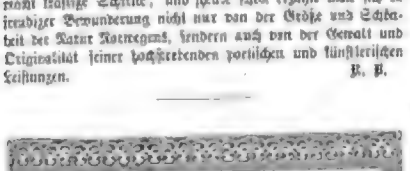
Was die Eindrücke ganz unvergeßlich macht, iſt das Eigentümliche der Szenerie, welche durch die nördliche Lage bedingt als durch die geologiſche Formation dieſes Erdſtrichs

chen besonderen Charakter erhält. Diese letztere vor allem ist es, welche nicht wohl einen Vergleich mit den Pyrenäen, Alpen oder Karpathen zuläßt. Der Schiefer, aus welchem das ganze nordische Hochlandmassiv besteht, schließt durch seine Lagerung und Verwitterungsverhältnisse all die malerischen Spitzen, Zinken und Zacken aus, wie man sie in den südlichen Bergländern findet. Er bildet jene breiten kuppelförmigen Flächen, in welche dereinst wohl eine mächtige Nordflut und jahrtausendelanges Wellenspiel des überall im Ueberfluß vorhandenen Wassers die tiefen Rinnsale und Schluchten eingefressen und die mit überraschender geometrischer Genauigkeit von scheinbar klaren Naturprozessen sorgsam ausgeführten Kegelschnitte, von denen ebenen oder geneigten Plateau der sauere Schnee während des kurzen Sommers in zahllosen Wasserfällen niederstürzt.

Die Nähe des Golfstromes mildert zwar das Klima dieses Nordlandes bedeutend, die Vegetation aber selbst in den tiefen Thälern bleibt auf wenige ausdauernde Gattungen beschränkt, und auch die hellgrün sprießenden Birken und Weiden vermögen den dunklen Ton nicht zu heben, den das Nadelholz und der riesigrane Schiefer dem Landschaftsbilde verleihen und der so sehr dem stillen, ernsten, tiefinnerlichen Wesen der Menschen entspricht, die auf diesem alten freien Boden wandeln. Man fühlt sich von einer ganz wunderbaren Stille und Abgeschiedenheit umgeben, wie wenn die Welt halb ausgestorben wäre. Das eben ist der nordische Charakter.

Ein kräftig germanischen Stammes ist dieses Land, von dessen ausgewaschenen Felsen das zur neudeutschen Dichtung hinabgeschrammte fruchtbare Gedenk stammen mag. Aus demselben erwuchs eine hohe Kultur, die jetzt ihren Weg nach dem Ausgangspunkte wieder zurücknimmt. Verhältnißmäßig jung noch ist Norwegens Literatur und Kunst, fast so jung als die Zeit der Ueberflutung durch Gesellschaftsreisen, aber die Jugend macht kräftige Schritte, und heute schon erzählt man sich in freudiger Bewunderung nicht nur von der Größe und Schönheit der Natur Norwegens, sondern auch von der Gewalt und Originalität seiner hochstrebenden poetischen und künstlerischen Leistungen.

E. B.



Kultur und Wissenschaft.

— **Das Zinn, dessen die Phönizier mit den Kupfererzen von Sardinien und Cypern zur Herstellung ihrer Bronzefabrikate bedurften,** haben dieselben noch einer Angabe von Herodot ferneren, großen Inseln des Ozeans, den Kassiteriden, entgegengeholt. Fruchtlos wurden diese „Zinninseln" in der Nähe von Devonshire gesucht, von welcher im nachstehenden Alinea das weiße Zinn eingeführt wurde und wo heutzutage noch in Cornwallis eine nicht unbedeutende Menge des weißglänzenden Metalls gewonnen wird, und gewöhnlich werden sie in den neueren Darstellungen der antiken Geographie mit der der äußersten Südwestspitze Britanniens vorliegenden Gruppe der Scillyinseln identifizirt. Dr. H. Brandhofer weist nun im „Jahrbuch der mittelkreuzerischen geographisch-kommerziellen Gesellschaft in Aarau" darauf hin, daß der Name des im Homer vielbesungenen Metalls Kassiteros indischen Ursprungs sei und genau dem sanskritischen Kompositum kastira, das heißt glänzender, entsprechе, und daß wir dadurch in Verbindung mit einer Notiz des an wertvollen Nachrichten so reichen Periplus gemeinschaftlicher Kenner des Sanskrits von Bryant, nach welcher das Zinn von einer im indischen Ozean gelegenen Insel — preiselos durch die Phönizier — den Westen eingeführt wurde, auf die richtige Fährte zur Bestimmung der wahren Lage der Kassiteriden gelangen. Nach Maßgabe der uns aus der Geographie der Zinn produzirenden Länder des Ostens bekannten Gegenden können die im indischen Ozean liegenden Kassiteriden nur die Sundinsel-Bangka und Billiton im Osten von Sumatra gewesen sein. Die Zinnbergwerke von Bangka lieferten im Jahre 1872 schon 134,172 Pfund, eine Masse, gegen welche die Zinnproduktionen der gesamten übrigen Welt gar nicht in Betracht kommt. Mit dem Niedergang der Phönizier ging auch die Kenntnis der Kassiteriden verloren, und es mußte der Zinnreichtum von Bangka und Billiton erst in unserem Jahrhundert, nach bald dreitausend Jahren, für den Welthandel wieder zurückerobert werden. Uebrigens beweist die sanskritische Bezeichnung des von den Orientalen gebotenen Zinns, daß die Phönizier es nicht direkt von den Sundainseln bezogen, sondern an der Indusmündung, das heißt eben aus Ophir einhandelten.

— **Der regierende Schah von Persien hat sich als Anerkennung** seines philanthropischen Wahnes von seinem dankbaren Volk ein ehernes Reiterstandbild errichten lassen. Dasselbe ist in Teheran unter großer Feierlichkeit in Anwesenheit des Schah enthüllt worden.

— **Am Fuße des Helikon wurde ein Theater ausgegraben,** welches ungewöhnlich tief in Akrotium berühmte Maskentheater ist. Es liegt etwa 5 Minuten von dem schon früher aufgedeckten Musentempel entfernt und wird wegen seiner schönen Lage, die einen Ausblick fast über ganz Böotien gestattet, auf alle Freunde der Archäologie wie der Natur, wenn sie in Zukunft Griechenland besuchen, große Anziehungskraft ausüben.

— **Am Strande bei Falsterbo,** an der Südspitze von Schweden, wo im Mittelalter die hanseatischen Fischereifaktoreien lagen, sind wiederholt Ausgrabungen mit günstigen Ergebnissen vorgenommen worden. Unlängst wurden 237 mittelalterliche Silbermünzen gefunden, von denen 187 sogenannte Brakteaten sind. Die meisterhaften Gepräge, größtenteils der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts angehörig, stammen, mit Ausnahme einiger schwedischen und englischen, aus den Prägestätten Straßburgs, Lübecks und anderer Hansestädte.

— **Auf einem Friedhof Konstantinopels** ist das Mausoleum Mahmud Paschas, jenes berühmten Großvezirs, der noch der Eroberung Konstantinopels sich von 1453 bis 1474 außerordentliche Verdienste um die Konsolidirung in der Türkei erworben, von Professor Texier entdeckt worden. Das Gebäude ist von großer kunstgeschichtlicher Wichtigkeit, weil sich an ihm die Verschmelzungsart aus der besten Zeit der islamitischen Kunst in den reinsten Formen und feinsten Farbenzusammenstellungen zeigt.

— **Vor einiger Zeit wurde der berühmte, schon Anfangs** des Jahrhunderts bekannt gewordene Bahia- oder Bendego-Meteorit in Rio de Janeiro gelandet und in die Sammlungen des Nationalmuseums aufgenommen. Der Transport des 5361 Kilogramm schweren Eisens wurde durch die türkische Eisenbahn einer Eisenbahn ermöglicht, welche 115 Meilen von dem Bendegokob, der bisherigen Lagerstätte des Meteoriten, vorbeiführt. Es mußte eine eigene Fahrbrücke, welche 100 Pfund überspannte, behufs der Weiterschaffung hergestellt werden.

Verkehr.

— **Das verunglückte Unternehmen des Panamakanals, das** vorderhand Millionen Franken dieser verschlungen, hat deutlich zu der Frage geführt, wie viel denn eigentlich von dem Kanal fertiggestellt sei. Darauf bringt die „Revue scientifique" auf Schweinsleder Feder einen Aufsatz, dem wir folgendes entnehmen: Der 74 Kilometer lange Strecke des Kanals ist an fünf Stellen in Angriff genommen; von den 156,000,000 Kubikmetern, die ausgehoben werden müssen, sind aber erst 43,000,000, also etwa ein Drittel, wirklich ausgehoben. Auch von den Hafen- und Schleusenvorrichtungen ist erst ein kleiner Teil hergestellt. Wiederholte neue Millionen dürfte noch nötig sein zur Vollendung des angefangenen Werkes.

— **Der Sultan hat eine neue Eisenbahnlinie von Jaffa** nach Jerusalem genehmigt.

Natur.

— **Der unstäte Flug im Zickzack, der vielen über Gewässern** schwebenden Insekten eigentümlich ist, zum Beispiel den fortwährend tanzenden und der schwärmenden Libellen, den immer auf und ab tanzenden Eintagsfliegen und manchen andern, hat, wie Professor Gruber in Freiburg i. Br. beobachtet, für diese Tierchen den höchsten Nutzen, denn diese Flugweise vermindert für die Insekten bedeutend die Gefahr, wenn sie sich der Wasseroberfläche nähern, von den braunen lauernden Fischen gefangen zu werden. Der unstäte Flug in Zickzackform beweist, daß der Fische meistens schnurstracks; andernfalls würden ganze Schwärme in kurzester Frist dem Tode verfallen. Man sieht, wie wenig wir berechtigt sind, Eigenschaften und Gewohnheiten der Tiere, deren Bedeutung uns nicht sofort einleuchtet, als Zufälligkeiten zu betrachten.

Gesundheitspflege.

— **Trinken eines guten Trankes kommt aus England** eine starke Bestätigung. Die deutsche Gesellschaft der Aerzte hat Untersuchungen angestellt über das Verhältnis, in welchen die durchschnittliche Lebensdauer steht zu der täglichen Gewohnheit, geistige Getränke und dem mäßigen oder unmäßigen Genuß derselben. Das Ergebnis ist keineswegs tröstlich für die Apostel der völligen Enthaltsamkeit entgegenstehen. Es besteht in der merkwürdigen Thatsache, daß die längste Lebensdauer die der Gewohnheitstrinker — und die Mehrzahl die der mäßigen Wein- oder Biertrinker ist, welche letztere die der Wasserfreunde um ganze elf Jahre überdauert. Aber selbst die ärgsten Branntweinbrüder leben im Durchschnitt ein Jahr länger als die gänzlich Enthaltsamen.

Sport.

— **Die Sportausstellung in Kassel, welche unter dem** Protektorate des Prinzen Heinrich von Preußen steht, wird am 6. Juni dieses Jahres eröffnet und am 1. September geschlossen werden. Die Anmeldungen sind bis 15. Februar bei dem Generalsekretariat in Kassel zu machen und die Ausstellungsgüter vom 1. bis 22. Mai einzuliefern.

— **Das Rennprogramm für das internationale Meeting** zu Baden-Baden ist mit Schluß des Jahres ausgegeben worden. Nach demselben kommen in vier Rennwagen vom 29. August bis 1. September 146,000 Mark zu Preisen zur Verteilung.

— **Für die große Steeplechase von Paris ist mit Rücksicht** auf die Weltausstellung der Preis in diesem Jahr auf 120,000 Franken erhöht worden. Das große Hindernisrennen wurde mit 50,000 Franken dotiert.

— **Eine großartige Leistung brachten 10 Schützen, Mr.** Lloyd Price und 9 Gäste auf Alnwick-Park zu Lande, indem sie an einem Tage 3085 Tauben schossen, was ungefähr einem achtstündigen Schießen mit je einem Treffer in der Minute entspricht.

— **„Alf Gredyne", die berühmte Siegerin des Hunde-**derbys in England, welche ihr Besitzer nicht mehr ins Feld zu schicken beabsichtigt, wird nun dem in diesem Jahre noch einmal den Kampf im Waterloo-Cup aufnehmen, der dadurch erheblich an Interesse gewinnt.

— **An dem Billardturnier um die Meisterschaft der Welt,** das von Mitte bis Ende Januar in London gespielt wird, werden sich Peall, Taylor, Dion, Mitchell, Mills, Vollum, Dowland und Bourit beteiligen. Die mittleren Meister Bignell, Schäfer, Dixon fehlen also bei dem Kampfe.

Denkmäler.

— **Kaiser Wilhelm II. hat das Modell für das Grabmal** Kaiser Friedrichs, welches Reinhold Begas vollendet hat, genehmigt und zur Ausführung bestimmt. In der Mitte der runden Grabkapelle erhebt sich der Sarkophag, auf welchem die Gestalt des entschlafenen Herrschers ruht und zwar im Waffenrock und Purpurmantel, auf der Brust den Leidenskreuzorden von Malta. Die Hände sind gekreuzt, im linken Arm liegt der Helmbusch. Die Füße bedeckt ein Hermelinmantel. Die Seitenwände des Sarkophags schmücken Scenen aus dem Leben des Verblichenen. Der Bau der Grabkapelle, die nach dem Entwurf des Professors Julius Raschdorff ausgeführt wird, ist bereits begonnen.

— **Unter dem Portal des Bischofs von Hildesheim hat** sich ein Komite gebildet zur Errichtung eines Standbildes für den großen Bischof Bernward von Hildesheim († 1022), und das preußische Kultusministerium hat daraufhin zu einem Konkurrenz-Einladungen an die bedeutendsten Künstler Deutschlands erlassen. Die Hauptfigur soll ordensbischöfliche Lebenstracht haben und auf einem Fabelwesen stehen, und im Sockel der Zeit Bernwards entsprechen ist. Der Bischof ist mit den Abzeichen seiner Würde darzustellen und am Fußgestell sind außer der Inschrift vier ehrene Reliefplatten anzubringen, welche Hauptereignisse aus der mannigfaltigen Thätigkeit Bernwards als Oberhirt, Kirchenfürst und ausübender Künstler vorzuführen haben. Zur Ausführung des Standbildes (Hauptfigur in Erz, Postament aus Granit) stehen 60,000 Mark zur Verfügung. Die am Wettbewerb sich beteiligenden Künstler haben die Modelle in ¼ der Ausführungsgröße mit deutlich erkennbarer Komposition für die Reliefs und einem perspektivischen Kostenanschlage bis zum 1. Mai dieses Jahres an das Kollegium der Akademie der Künste nach Berlin einzusenden. Das Preisgericht, bestehend aus der Landes-Kunstkommission und Mitgliedern des Denkmalkomitee, wird drei Preise verteilen, 2000 Mark als ersten, 1500 Mark als zweiten, 1000 Mark als dritten.

— **Die Ausführung eines großen Reiterstandbildes für** Kaiser Wilhelm I. in Görlitz ist dem Bildhauer Johannes Pfuhl in Charlottenburg übertragen worden.

Gestorben.

— George Routledge, Chef der bekannten Londoner Verlagsfirma gleichen Namens, am 13. Dezember, in London.

— Friedrich von Dewitz, Rittergutsbesitzer bei Groß-Jarchlitz im Mecklenburg-Strelitz'schen, früher konservativer Reichstagsabgeordneter, 75 Jahre alt, am 14. Dezember, auf seinem Gute Kalpin in Mecklenburg-Strelitz.

— Nicolas Berthon, französischer Landschafts- und Genremaler, 57 Jahre alt, am 15. Dezember, in Paris.

— Genk Hang, ein ehemaliger General Garibaldi's und dann des italienischen Heeres, der sich an allen Unternehmungen Garibaldi's zu Gunsten der italienischen Freiheit beteiligte, ein geborener Schlesier, Mitte Dezember, in Lyon.

— Sir Charles Harriet Hillyar, pensionierter englischer Admiral, 71 Jahre alt, Mitte Dezember, in Hampshire in Cornwallis.

— Anton Mayerantic, kroatischer Schriftsteller, Gymnasialprofessor in Radkersburg, 56 Jahre alt, am 18. Dezember, in Agram.

— Renner, österreichischer Hofkammerbeamter, der letzte der unterschlagenen Werke leitete, ein ausgezeichneter Pferdemann, am 18. Dezember, in Wien.

— J. C. P. Schulz, früherer braunschweigischer Staatsminister und Ministerpräsident, 82 Jahre alt, am 18. Dezember, in Braunschweig.

— Professor Dr. C. Heiden, Direktor der agrikulturchemischen Versuchsstation in Pommritz bei Greifswald, am 20. Dezember, in Pommritz.

— Reichsrat August Koppe, Ministerialrat a. D., Mitglied des konstituierenden und des ordentlichen norddeutschen Reichstages, der nationalliberalen Partei angehörig, 70 Jahre alt, am 20. Dezember, in Tetzau.

— Generalarzt Dr. Schubert, Stabsarzt des medizinisch-chirurgischen Friedrich Wilhelm-Instituts in Berlin, der Exekutionsarzt für die Mehrzahl der deutschen Monarchen, 62 Jahre alt, am 21. Dezember, in Berlin.

— Generalarzt Dr. Ebmeier, der Leibarzt der deutschen Kaiserin, am 22. Dezember, in Potsdam.

— Wirklicher Geheimer Admiralitätsrat a. D. Wilhelm Hennann, früher Justitiar und vortragender Rat der Admiralität, 83 Jahre alt, am 22. Dezember, in Berlin.

— Laurence Oliphant, bekannter englischer Reisender und Reiseschriftsteller, 59 Jahre alt, am 23. Dezember, in Twickenham.

— Franz August Mommsen, Kaufmann, 1848 Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung, 1849 und 1863 bis 1868 des holsteinischen Landtages und 1867 bis 1869 des norddeutschen Reichstages, auch durch seine große Wohltätigkeit bekannt, am 23. Dezember, in Itzehoe.

— Graf Michael Tarielowitsch Loris-Melikow, Generaladjutant des russischen Zaren, bekannter Staatsmann, der unter Alexander II. eine hervorragende Rolle spielte, 63 Jahre alt, am 24. Dezember, in Nizza.

— August von Eybel, königlich preußischer General der Infanterie z. D., früher nationalliberaler Abgeord. des Reichstages, längere Zeit Vorsitzender der Kaiser Wilhelm-Stiftung und Schriftführer des vaterländischen Frauenverein, 82 Jahre alt, am 24. Dezember, in Berlin.

— Gräfin Ida Bandissin, unter ihrem Mädchennamen Ida Hahn-Hahn als Schriftstellerin bekannt, 74 Jahre alt, am 26. Dezember, in Frohnleiten bei Bruck.

— Geheimer Sanitätsrat Dr. Orth, bekannter Brunnen- und Badearzt in Ems, 75 Jahre alt, am 25. Dezember, in Ems.

— Oberst von Büren, 24 Jahre lang Stadtpräsident von Bern, am 25. Dezember, in Bern.

— Pasquale Stanislao Mancini, hervorragender italienischer Staatsmann, zu verschiedenenmalen Minister, 71 Jahre alt, am 26. Dezember, in Capodimonte bei Neapel.

— Professor Dr. Karl Johann Schiffer, der Senior der schwedischen Juristen, hervorragender Gelehrter, 94 Jahre alt, am 26. Dezember, in Lund.

— Geheimer Kirchenrat Domherr Dr. Gotthard Viktor Lechler, ordentlicher Professor der Theologie an der Universität Leipzig, 78 Jahre alt, am 26. Dezember, in Leipzig.

— Hermann Freiherr von Fürth, Landgerichtsrat a. D., Mitglied des preußischen Herrenhauses und des deutschen Reichstags, dem Zentrum angehörig, 73 Jahre alt, am 27. Dezember, in Aachen.

— James A. Garfield, ermordeter englischer Premierminister, Ende Dezember, in London.

Digitized by Google

Leopold Leo Graf von Thun-Hohenstein.

In Oesterreich nützen sich die Staatsmänner rascher ab als in irgend einem andern Land. Nur selten erhält sich da ein Politiker seine Bedeutung durch mehr als ein Jahrzehnt ungeschmälert, und kurzer Verruf des Glanzes folgt gewöhnlich ein schneller Niedergang und ein gänzliches Versinken in Vergessenheit. Eine bemerkenswerthe Ausnahme von dieser Regel bildete Graf Leo Thun, der am 17. Dezember 1888 in Wien verschieden ist, nachdem er durch mehr als vierzig Jahre hindurch im Vordergrunde der politischen Bewegung seines Vaterlandes gestanden und in der mannigfachsten, freilich nicht immer gleich ersprießlichen Weise in die Ereignisse eingegriffen hat.

Leopold Leo Graf von Thun-Hohenstein, geboren am 7. April 1811 zu Tetschen in Böhmen, entstammte einem uralten Adelsgeschlechte, welches einst die vormalige Herrschaft Thun, die jetzige Berner Landvogtei, mit dem Schlosse und der Stadt Thun am Thunersee in der Schweiz inne hatte. Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts begannen die Mitglieder der Familie eine bedeutende Rolle in Oesterreich zu spielen. Im Jahre 1539 in den Freiherrenstand erhoben, nahm das Geschlecht bei der Aufnahme unter die böhmischen Landstände im Jahre 1628, nach dem Namen der angesehensten Herrschaft, den Beinamen von Hohenstein an, und ein Jahr später verlieh Kaiser Franz II. dem kaiserlichen Oberstlehenmeister Christoph Simon von Thun für sich und seine Nachkommen die Reichsgrafenwürde. Das Geschlecht teilte sich in mehrere Linien, die heute noch in Tirol und Böhmen blühen. Graf Leo Thun war ein Sprößling der böhmischen Linie, welche in die Aebte von Klösterle, Tetschen und Gratzlitz gemündet ist und im Königreich Böhmen immer von hervorragender Bedeutung war. Durch seine Geburt, durch eine ungewöhnliche geistige Begabung und einen regen Eifer für öffentliche Interessen zog der junge Graf bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Er war nach Vollendung der Rechtsstudien in Prag und Studienreisen in Deutschland, England, Frankreich und Italien im Jahre 1835 in den Staatsdienst getreten und hatte schnell auf der bureaukratischen Stufenleiter zu den höchsten Stellungen emporgestrebt. Seine zugleich imponirende und gewinnende Erscheinung und eine natürliche, durch Kunst gesteigerte Beredsamkeit zeichneten ihn unter seinen Standesgenossen aus; seine literarischen Arbeiten gaben den weitesten Kreisen Zeugnis von dem Ernst seiner Bestrebungen. Eine Reihe von bemerkenswerthen Schriften war von ihm schon vor dem Jahre 1848, welches dem Schicksal Oesterreichs eine ganz neue Wendung gab, veröffentlicht worden: „Ueber die Nothwendigkeit der moralischen Reform der Gefängnisse", „Ueber den gegenwärtigen Stand der böhmischen Literatur" und „Die Stellung der Slovaken". Im April 1848 als Gubernialpräsident zum Landeschef von Böhmen ernannt, befand er sich auf einem der wichtigsten, aber auch auf einem der gefahrlichsten Posten der Monarchie. Er hatte bis dahin im ständisch-liberalen Sinne im Verein mit seinen Standesgenossen gewirkt, und der Sturz des Metternichschen Absolutismus durch die Wiener Märzrevolution schien der Verwirklichung seiner politischen Ideale die Wege geebnet zu haben. Durch seine Geburt, durch seine hohe Stellung im Staatsdienst, durch seine eheliche Verbindung mit der Gräfin Karoline Clam-Martinitz und durch seine persönlichen liebenswürdigen Mien ihm ein ganz ungewöhnliches Ansehen in Böhmen beschieden und die erste Stellung in diesem Lande



dauernd gesichert zu sein. Eine aus dem Grafen Albert Nadasdy und dem Dr. Rieger bestehende Deputation hatte sich an das kaiserliche Hoflager nach Innsbruck begeben, um die Ernennung einer verantwortlichen Landesregierung in Böhmen und die Einberufung des böhmischen Landtags zu erwirken, und war mit erfreulichen Zusicherungen nach Prag zurückgekehrt, als am Pfingstmontag in der böhmischen Hauptstadt jener Aufstand erfolgte, welcher den ersten Anlaß zum siegreichen Einschreiten der bewaffneten Macht gegen die revolutionären Gewalten gab. Graf Thun glaubte durch sein persönliches Ansehen eine Katastrophe abwenden zu können und begab sich gleich im Beginn des Kampfes auf den Schauplatz der Ereignisse, um beruhigend einzuwirken. Aber bewaffnete Studenten bemächtigten sich seiner, und er wurde samt seiner Gemahlin im Kollegium Clementinum gefangen gehalten, jedoch schon am nächsten Tage wieder freigelassen. Der gewaltsame Gang der Ereignisse ließ, für die Entfaltung der Civilgewalt in Böhmen zunächst wenig Raum. Graf Thun trat von seinem Posten zurück und lebte als Privatmann, während die Macht der Revolution mit Waffengewalt niedergerungen und der Absolutismus wieder hergestellt wurde. Am 28. Juli 1849 wurde ihm das Amt eines Ministers für Kultus und Unterricht übertragen, und die zehn Jahre, während welcher er denselben verstand, werden von dem österreichischen Volke nicht so bald vergessen werden, ebensowenig seine hervorragende Mitwirkung bei dem Abschluß des Konkordats, durch die er sich in besonders scharfen Gegensatz zu anderen Parteirichtungen stellte.

Der Sturz des absoluten Systems und die Wiederherstellung konstitutioneller Zustände machten der Ministerschaft des Grafen Thun ein Ende und leiteten seine Thätigkeit in neue Bahnen. Mit seinem Schwager, dem Grafen Heinrich Clam-Martinitz, trat er an die Spitze der konservativen Partei, welche auf den Basis des „Hitzinger Programms" eine Organisation des [illegible] bekämpfte. Im Herrenhaus, [illegible] er als lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses angehörte, als Mitglied des böhmischen Landtags, in dem er oft eine leitende Stellung hatte, trat er für seine Ideen mit Nachdruck ein. Ebenso suchte er durch die Presse für seine Anschauungen zu wirken. Er hatte in Wien ein täglich erscheinendes Parteiorgan, „Das Vaterland", gegründet, erhielt es großenteils aus eigenen Mitteln und griff oft persönlich ein, wenn die Wichtigkeit des Gegenstandes es erforderte. Unser Bildnis zeigt ihn in den Jahren männlicher Vollkraft; aber wenn in seiner letzten Lebenszeit, aus der ein Porträt nicht erhältlich war, sich auch Bart und Haupthaar weiß gefärbt hatten, strahlten doch die großen blauen Augen noch immer in jugendlichem Feuer, sobald er in der Rede warm wurde. Seine Sprache, im Beginn zögernd und stockend, kam erst allmählich in raschen Fluß. Dann schienen ihm die Gedanken und die Erinnerungen einer langen Erfahrung immer reichlicher zuzuströmen, und er mußte sich eine gewisse Gewalt anthun, um abzuschließen. In einer glaubensarmen Zeit suchte er die kirchliche Idee als die Grundlage der Macht Oesterreichs geltend zu machen und geriet dadurch in einen Gegensatz zu den modernen Gestaltungen des Staatslebens. Kränkungen, die er tief fühlte, blieben ihm nicht erspart. Sein Gesundheitszustand war seit zwei Jahren erschüttert, und eine Lungenentzündung, zu welcher eine Herzlähmung trat, machte seinem Leben ein Ende. Mit dem Grafen Leo Thun wurde einer der hervorragendsten Vertreter des altösterreichischen Hochadels in die Ahnengruft gesenkt. W.

Literatur.

— **Paul Heyses jüngste Bühnendichtungen, das Lustspiel „Gern hätte mich vor meinen Freunden"** und das Schauspiel „Franzosin Salda", sind nun auch in Buchform, jedes für sich ein Bändchen bildend, bei Wilh. Hertz (Besser'sche Buchhandlung) in Berlin erschienen. Es sind zwei liebenswürdige Schöpfungen des gefeierten Dichters, deren anziehender Reiz auch beim Lesen zu voller Geltung gelangt. Der lebendige, von jener Gewandtheit freie Humor des Lustspiels, die klare, sicher entwickelte, durch fein gegliederte Einzelzüge belebte Handlung des Schauspiels, der literarische, pikante Charakterzug gewisser moderner Typen, die sich in beiden findet, und der frische, natürliche Dialog, den sie mit Heyses besten Leistungen auf diesem Gebiete gemein haben, verleihen diesen dramatischen Dichtungen eine volle poetische Anziehungskraft, vermöge deren sie des szenischen Apparats ohne wesentliche Einbuße entraten können.

— **Ein schätzbares literarisches Vermächtnis ist es, das** uns Theodor Storm in seiner letzten Novelle: „Der Schimmelreiter" (Berlin, Gebr. Paetel) hinterlassen hat. Die volle Kraft seiner fesselnden Darstellung faßt er noch einmal zusammen zu einem nordfriesischen Sittenbild echtester Art. Die Knappheit des Worts, die Lebhaftigkeit des Lebens, die Eigenheit der Gesinnung in den guten Elementen des Volks, die den zähen Bewohnern jenes rauhen, dem Meere abgerungenen Marschlandes eigen ist, andererseits jedoch auch die Rohheit, finstern oder untergeordnet widerstrebende Veranlagungsteile, die sich der schonenden Ueberredung entgegenstemmt, sind mit unübertrefflicher Meisterschaft gezeichnet. Aus diesen Elementen heraus entwickelt sich die innerlich bewegte, äußerlich und unbewegter, fatalistischer Macht ihrem Verhängnis entgegenschreitende Handlung. Es ist der ganze Theodor Storm, wie alleu, was die Welt im Laufe der Jahrzehnte an diesem gediegenen Schriftsteller schätzen gelernt hat, der uns hier zum letztenmal unverkürzt und ungeschwächt entgegentritt.

— **Ein stenographisches Lesebuch (für Stolzianer)** ist jüngst erschienen unter dem Titel: „Novellen von Rosenthal-Bonin, nach Stolzes Syßem in Stenographie übertragen von Sigmund Nördlinger in Stuttgart und C. Frosch in Cannstatt". Das tadellose Verfahren, das sehr schön geschrieben und überaus leserlich gestaltet ist, dürfte für alle Anhänger Stolzes großes Interesse haben.

— **Oskar Teubners „Geschichte des Prager Theaters"** ist nunmehr zum würdigen Abschluß gelangt. Der dritte und letzte Band, umfangreicher als die beiden ersten zusammengenommen, erfüllt in vollem Maße die Erwartungen, die wir (Band 54, S. 843) auf ihn gesetzt. Eine Glanzperiode dieser kostbedeutenden Bühne, 1817 bis 1837, umfassend, beschäftigt er sich eingehend mit einer langen Reihe von Bühnengrößen ersten Ranges und verleiht in trefflicher Weise ein Werk, das bei den anerkannten Beziehungen des Prager Theaters zu den hervorragenden Vertretern des deutschen Schauspiels und der Oper einen sehr bemerkenswerthen Beitrag zur Geschichte dieser bieten dürfte.

— **Der neueste Zuwachs der empfehlenswerthen Serie „Meyers Reisehandbücher"** ist ein treffliches Buch über „Ungarn, Land und Leute, zur Reise und zum Studium" von Rudolf Bergner (Würzburg und Wien, Leo Woerl). Wie es schon im Titel ausgesprochen liegt, haben wir hier ein Werk vor uns, das mit den Eigenschaften eines Reisebuches auch die einer ethnographischen Arbeit vereinigt. Um so mehr ist es dazu geeignet, alsbald zu einem treuherzigen Gefährten der Wintertage und namentlich der ländlichen Weihnachtsbescherung zu werden, die man so gern der Lektüre widmet, sei es, daß man sich über das interessante Land nur in unterhaltender Weise unterrichten oder zu einem in mehrerer Hinsicht vorgenommenen Ausflug in das Meere Gebiet ironisch der Leidha anregen lassen will. In dem einen wie dem andern Fall wird das Buch mit Freuden ergriffen werden, da knappe, entsprechende Form gepaart Inhalt, ferner übersichtliche Anordnung, sowie 17 Illustrationen, seiner genau ausgearbeiteten Karte von Ungarn, Galizien, Siebenbürgen ꝛc. und seinen Plänen der bemerkenswerthesten Städte dieser Länderein kurzer Anhalt in befriedigendster Weise gereicht werden.

— **Otto Sarrazins „Verdeutschungs-Wörterbuch"** ist in zweiter Auflage (Berlin, Ernst & Korn) so wesentlich verändert worden, daß es jetzt den Anforderungen, die an ein solches Hilfsbuch zu stellen sind, in ziemlich vollkommener Weise entgegenkommt. Ein vorgedruckter Aufsatz über „Das Verdeutschungs-Wörterbuch" im allgemeinen gibt eine Reihe von Fingerzeigen, die für die Verfolgung des schönen Grundsatzes: „Rede und schreibe deutsch", ebenso lehrreich sind. Zu seiner Veranschaulichung liefert das sorgfältig ausgearbeitete Buch selbst zahlreiche Beispielsätze.

— **Ueber „Poesie und Prosa, ihre Arten und Formen"** hat Dr. J. Meißner (Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses) ein Buch erscheinen lassen, das seinen Gegenstand mit Liebe und Sachkenntnis behandelt. Alle, die sich der Literatur mit klarem Formenverständnis erfreuen wollen, finden hier gewissenhafte Belehrung in anregendem Vortrag. Namentlich aber empfehlen wir das Buch denen, die sich selbst schriftstellerisch ergehen oder gar den Beruf dazu in sich zu haben glauben, ohne sich bisher mit den Grundzügen unserer Poesie vertraut gemacht zu haben; ihnen bietet sich hier angenehme Gelegenheit zur Aufstellung einer Skala, die ihnen selbst und noch mehr denjenigen, vor denen die Erzeugnisse ihrer ungeklärten Muse paradiren sollen, mit der Zeit immer empfindlicher werden wird.

Unseren geehrten Abonnenten

empfehlen wir zinkographische Extra-Kunstabdrücke:

„Kaiser Wilhelm I. und die Seinen"

nach einem Originalgemälde von Th. Volz

auf feinst Japanpapier gedruckt und auf Kupferdruckpapier aufgezogen (ganze Papiergröße 79×59 Cmtr.)

zum Vorzugspreis von nur 1 Mark.

Auch liefern wir das Bild

in vortrefflichem Lichtdruck

(in gleicher Größe wie der zinkographische Extra-Abdruck)

zum Vorzugspreis von nur 3 Mark.

Dieses Kunstblatt bietet in seiner schönen Ausführung einen wirksamen, eleganten und herzerfreuenden Zimmerschmuck; es ist ein Prachtbild, welches sich ebenso durch künstlerischen Wert wie durch die Porträtreue auszeichnet, und bei dessen außerordentlich billigem Preis ist auch die Anschaffung jedermann ermöglicht.

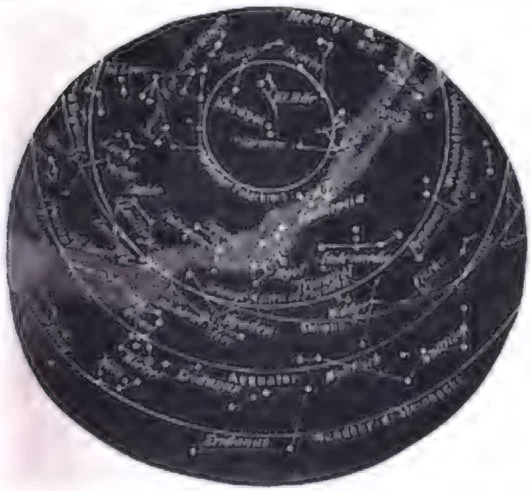
Die Bestellungen wollen bei der gleichen Bezugsstelle gemacht werden, welche „Ueber Land und Meer" liefert. Für Post-Abonnenten, oder falls bezüglich der Effektuirung Schwierigkeiten sich ergeben sollten, ist die unterzeichnete Verlagshandlung bereit, gegen Einsendung des entsprechenden Betrages und Beifügung von 30 Pf. Porto die Frankolieferung zu vermitteln

Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt.**



Februar 1889.

Die Zeichnung gibt den Anblick des Himmels gegen 7 Uhr abends. Am südlichen Himmel strahlen die glänzenden Sterne des Orion, weiter links von den Sternbildern des großen und kleinen Hunds (Sirius und Procyon), oben der Zwillinge mit Castor und Pollux und dann rechts des Fuhrmanns (Capella) und des Stiers (Aldebaran). Im Osten



ist Saturn aufgegangen, dem bald der große Löwe mit Regulus folgt. Im Südwesten steht ziemlich hoch das glänzendste Gestirn des Himmels, die Venus. Sie behält den ganzen Monat ihren Glanz und erreicht Mitte des Monats ihren weitesten Abstand von der Sonne, so daß sie bis 9 Uhr abends sichtbar ist. Mars steht rechts von ihr und geht etwa eine Stunde früher unter. Jupiter kommt erst morgens. Am 11. steht Saturn zwei Vollmondbreiten, am 24. Jupiter ebensoviel tiefer als der Mond.

Schach.

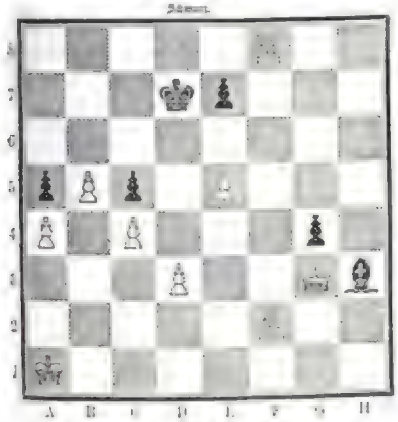
(Redigirt von Jean Dufresne.)

Zum Andenken an den im vorigen Jahre verstorbenen englischen Problemkomponisten Andrews hatte die englische Schachzeitung „British Chess-Magazine" ein Problemturnier veranstaltet, in dem kürzlich folgender Aufgabe der erste Preis erteilt wurde.

Aufgabe Nro. 409.

Von Jos. Koler in Prag.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Weihnachtsnuß Seite 255:

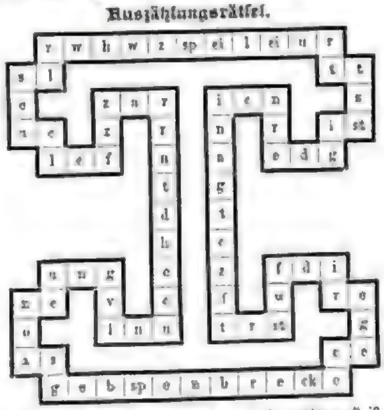
Weiß.	Schwarz.
1) S. D 8 – E 6. Kann droht 2) T. H 2 – H 3 † und 3) S. E 8 u. D 6 Matt	1) T. F 1 – F 2.
2) S. E 6 n. D 4. Zugzwang.	2) Beliebig.
3) Dame, Turm oder Springer Matt.	
A)	
1)	1) S. E 1 – C 2.
2) S. E 8 – F 6	2) Beliebig.
3) Dame, Turm oder Springer Matt.	
B)	
1)	1) T. F 1 – D 1.
2) T. H 2 r. F 2	2) Beliebig.
3) Dame, Turm oder Springer Matt. — (Andere Spielarten leicht.)	

Neue Bücher und Schriften.

Alsberg, Dr. M., Anthropologie mit Berücks. der Urgeschichte des Menschen. Lief. 4–11 (Schluß). Stuttgart, O. Weisert.
Arin, Courtney, Die den Baronin von [illegible]. Roman aus dem Englisch. Minden, Bruns.
Chronik der Deutsch-Nationalen Kunstgewerbe-Ausstellung in München 1888. Heft 6–8. München, Verlag d. Akad. Monatshefte.
Felix Dassen, Schmetterlinge. Hamburg, Verlagsanstalt A.-G.
[illegible]
Eckstein, E., Aus Silber Tagen. Gedichte. Münster i. W., H. Schöningh.
Gerstäcker, Was Kritiker wie aus Sonntags „Rhein" lernen? Verlag [illegible].
Hirt, Hedwig, Das Lob der Küche. 2. Aufl. Berlin, C. Habel.
Hollaender, G., Op. 32: Impromptu f. P. u. Viol. Leipzig, Rob. Forberg.
Hopfen, Hans, Theater. Berlin, A. Hofmann & Co.
Ibsen, H., Die Frau vom Meere. Schauspiel. Berlin, S. Fischer.
Klein, Dr. H. J., Allgemeine Himmelskunde. 2. Aufl. Stuttgart, O. Weisert.
Kretschmer, E., Op. 33: Dem Kaiser. Festmarsch. Leipzig, Rob. Forberg.
Kunstwerk, das, als Darstellung einer künstlerischen Person. Eine Untersuchung. Stuttgart, Ebner & Seubert.
Lautermüller, Dr. C., Kaiser Wilhelm II. In seinem Werden und bisherigen Wirken. Frankfurt a. O., [illegible].
Lindau, Rud., Der lange Holländer. Berlin, G. & P. Lehmann.
Mauthner, Fr., Schmock oder Die literarische Karriere der Gegenwart. Satire. Berlin, G. & P. Lehmann.
Meltzer, Dr. J., Poesie und Prosa, ihre Arten und Formen. Halle, Buchh. des Waisenhauses.
Pfizer, Recht und Willkür im deutschen Strafprozeß. Hamburg, Verlagsanstalt A.-G.
Rahmer, Dr. E., Psychologie oder Die Lehre von den Erscheinungen des menschl. und tierischen Körpers [illegible]. Lief. 1–10. Stuttgart, O. Weisert.
Reeder, E., Märzveilchen. Neue Gedichte. Dresden, [illegible].
Rosegger, P. K., Ausgewählte Werke. Illustrirte Ausgabe. Lief. 22–27. Wien, A. Hartleben.
Rosmäßler, E. A., Die Geschichte der Erde. 4. Aufl. [illegible]. Stuttgart, O. Weisert.
[illegible], Dr. [illegible], Aus der [illegible]. Leipzig, A. [illegible].
Schulz, Dr. Ed., Erinnerungen an das alte Joachimsthalsche Gymnasium in Berlin. Freienwalde, J. Draeseke.
[illegible]. München, Callwey.
Stackelberg, Natalie v., Aus Carmen Sylvas Leben. 3. Auflage. Heidelberg, C. Winter.
Tschernow, A., Aus russischen Dichtern. Halle a. S., O. Hendel.
Verne, Jul., Zwei Jahre Ferien. 2 Bände. Wien, A. Hartleben.
Weber, G., Allgemeine Weltgeschichte. 2. Auflage. XIV. Band. Leipzig, W. Engelmann.



Auszählungsrätsel.



Von einem in der vorstehenden Figur vorkommenden „r" ist der so und sovielte Buchstabe (r zählt mit), von diesem immer so weiter der ebensovielte von links nach rechts abzuzählen, bis die Figur ausgezählt ist. Die ausgezählten Buchstaben ergeben in der Reihenfolge wie gezählt ist, die auszuscheiden, einen bekannten Spruch aus Schillers „Wilhelm Tell". 1) Von welchem „r" geht man aus? 2) Der wievielte Buchstabe wird gezählt? 3) Wie heißt der Spruch?

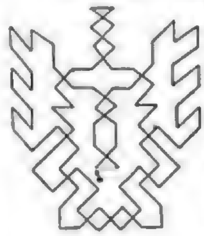
Auflösung des Rösselsprung-Rebus Seite 324:

Gib' Eltern, was du kannst, und gern und bis ins Grab,
Du schenkst nicht, du trägst nur alte Schulden ab.

Rätsel.

Der Bauer hat's dreifach, zu zwei oft der König.
Der hält sie in Ehren, der Bauer schätzt's wenig;
Doch kommt's nicht gehörig, ist Bauersmann
Wie König gar deutlich übel daran.

Auflösung des Rösselsprungs Seite 324:



Früh, wann die Hähne krähn,
Eh' die Sternlein verschwinden,
Muß ich am Herde stehn,
Muß Feuer zünden.

Schön ist der Flammen Schein,
Es springen die Funken.
Ich schaue so darein,
In Leid versunken.

Plötzlich, da kommt es mir,
Treuloser Knabe,
Daß ich die Nacht von dir
Geträumet habe.

Thräne auf Thräne dann
Stürzet hernieder;
So kommt der Tag heran. —
O ging' er wieder!

Das verlassene Mägdlein, v. E. Mörike.

Bilderrätsel.





An unsere Leser. Von hochgeschätzter Seite wird der Redaktion geschrieben: „Der Zufall will, daß uns erst heut ein Blatt der Zeitung ‚Ueber Land und Meer' vom Monat Juni in die Hände kommt, in welchem unter der Rubrik ‚[illegible]' folgender Satz vorkommt, den wir zu berichtigen für Pflicht halten. Es heißt darin: ‚Zwar wurde er (der damalige Erbgroßherzog, jetzige Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar) nach dem Herkommen gemäß der militärischen Laufbahn zugeteilt und diente ein Jahr bei den Kürassieren in Berlin. Aber er fand so wenig Gefallen an diesem Beruf, daß er das ihm genügende Jahr als ein verlorenes seines Lebens betrachtete.' Aus sicherer Quelle können wir versichern, daß diese aber auch nur ähnliche Aeußerungen nie aus seinem Munde gekommen sind, wir sogar öfters die Versicherung vernommen haben, daß dieses Jahr mit zu den angenehmsten Erinnerungen seines Lebens gehöre, da ihm der Dienst Freude gemacht und das kameradschaftliche Leben im Regiment ihm wahrhaft wohlgethan habe. Ohne irgend eine Aufforderung oder Veranlassung machte der Erbgroßherzog [illegible] den Krieg von 1849 in Schleswig im Hauptquartier des Generals von Prittwitz mit und eilte, ein Großherzog, als der Krieg von 1870 begann, in das Hauptquartier Seiner Majestät des Königs, in welchem er bis an den Tag, an welchem der Friede nach Deutschland zurückkehrte, [illegible] Seiner Majestät in den verschiedenen Schlachten [illegible] zur Seite stand und an den damaligen politischen Verhandlungen in Versailles sich persönlich beteiligte." — Der Verfasser des Artikels „[illegible]" (Jahrgang 1888, S. [illegible]) und die Redaktion haben mit [illegible], daß das [illegible] auf einer [illegible] hatte, an der zu [illegible] kein Grund vorgelegen hätte, ferner daß darauf hingewiesen werden sollte, wie der Erbgroßherzog [illegible] für die [illegible] eingetreten [illegible], und daß sie lebhaft bedauern, wenn die [illegible] irgendwie einen widersprechenden Eindruck gemacht, was [illegible] ganz ferne lag.

Vielen freundlichen Gratulanten. Wir sagen Dank für die zahlreichen Glückwünsche, die uns bei Eintritt des neuen Jahres von den verschiedensten Seiten zugegangen, erwidern wir dieselben herzlich.

Kurt L. in L. Nicht geeignet. Rücksendung solcher Kleinigkeiten ausgeschlossen.

Langjähriger Abonnent in Riga. Jeder hat seine besonderen Vorzüge; M. ist [illegible], namentlich in Bezug auf reale Wissenschaften, B. [illegible] in Hinsicht auf Biographie, Geschichte, Philosophie, ausländische Litteratur u. Am besten wäre es beide zu besitzen, andernfalls muß man seine Wahl darnach treffen, nach welcher der beiden Richtungen hin man für seine besonderen Zwecke den Schwerpunkt verlegt zu sehen wünscht.

Rudolf K. Der Rat Ihrer Verse paßt wenig für eine Familienzeitschrift; nur eines der kleinen Gedichtchen kann vielleicht gelegentlich Platz finden.

Heidenröslein. Die Briefmarke links oben bedeutet, sofern sie in aufrechter Stellung aufgeklebt ist: „Ich liebe Dich". In umgekehrter Stellung würde sie: „Ich hasse Dich", — quer nach innen: „Grüß Gott, Liebchen", — nach außen: „Mein Herz hat sich anders gewählt" bedeuten.

Leopold K. in Graz. Nicht ohne Talent, leider war auch von den eingesandten Gedichten keine Kleinigkeit verwendbar.

E. L. in Frankfurt a. O. Reinigen als durch Abspülen reinigen Sie die stark verrosteten Eisengegenstände, indem Sie dieselben in eine gesättigte Lösung von Zinnchlorid einlegen, die aber keinen großen Ueberschuß an Säure haben darf, weil diese das Eisen selbst angreift. Die Zeitdauer der Eintauchung richtet sich nach der größeren oder geringeren Dicke der Rostschicht; in den meisten Fällen genügen 12 bis 24 Stunden. Nachdem die Gegenstände aus dem Bade genommen sind, müssen sie zuerst mit Wasser und dann mit Ammoniak abgespült und hierauf schnell abgetrocknet werden. Auf diesem Wege können Sie den vom Rost angefressenen Gegenständen ein völlig neues Aussehen und eine Farbe, die der eines matten Silbers ähnlich ist, verleihen.

A. E. in B. bei E. In Empfindung und Ausdruck noch zu wenig gereift.

T. W. in Giessen. Sie finden das Gewünschte in den Schriften von W. Zorn-Berlepsch(?), der diesen Gegenstand eingehend und eingehend behandelt hat, namentlich in den Büchern: „Der Kanarienvogel" und „Unsere befiederten einheimischen Stubenvögel, ihre Wartung und Pflege nebst Angabe ihrer Krankheiten und deren Heilung", beide im Verlag von Creutz'sche Verlag, Magdeburg und Leipzig, erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen.

M. Parey. Die Gem. Hund aus Hilfe einzelnen Gemeinde; und die Bestimmung ist gar nicht zu ermitteln, da sie guter „Meier" und Bauern von mehr als 50 Gemeinden in einer Minute erschießt, ein Pferd in „Die Hundeschule" wie Gemeinde über fünf 50 „Mittlinger" bei 1000 Stück halten dürfte.

Christ. Krabbe in St. bei B. 1) Der Hund ist schon einzelnen Fall zu sagen und den besonderen Umständen an, als doch sich eine allgemeingültige Regel darüber aufstellen läßt. Einer Hundin über ist es in vielen Fällen schwer, mehr zu überlegen als zu stark zu sein. 2) Nach dieser sind Rottweiler, Bluter ohne Umständen heimgut zu sein, wenn zu viel verlangt und eingeschränkt immer das Lästige; aber ein gutmüthiger Grad von Kaltblut, namentlich so lange es sich auf die nächste heimatlose Hündin und Schwimmen. 3) Jeder der beiden erfahrenen Hundeführer kann im nächsten Abonnent angemeldet den gewünschten Weg geben. Gut ist nämlich aufgeschrieben aber muß der vergebene Rede bleiben, durch die man sich aller Unterschrift und aller Aussicht auf Weiteres verscherzen würde. Der gute Hundeführer ist sich auch seiner Stellung. Die gute Hundeführer ist sich auch seiner Stellung, die ein tüchtiges Verhältnis. Sie haben ganz recht, daß das beste Mittel in solchen Fällen ist, Verhältnisse zu machen; denn die schönste Beschreibung nützt der Thierwelt nichts, und Sie werden sich auch in Uebereinstimmung befinden. — Ich schicke Ihnen Dank für Ihre freundlichen Mittheilungen.

M. 200 in Kl. Die Münchner.

Auch werden Gebäude nur noch finden
Tägliches System unserer Zeit."

Wenn die Herren Ihrer Aufl. darauf bin haben, muß Ihr Projekt sich noch in einem besseren Platz befinden.

H. S. in Dresden. Eben auf S. 280 in Ihrer Zeitung unter „Verkehrsfragen" wohin sie gehört, brauchen werden, soweit sie sich interessirt der Spalten dieses Blattes beantworten läßt. Wir hätten heute noch erwähnen, daß ein Hauptfehler sich einmal gemacht werden könne, daß es eine Verkehrsweise Gesellschaft mit sich einzelnen Bewohnern möglich.

J. L. in Dresden. Sind leider nur für unsere Leute zu verkaufen.

Richtige Lösungen sandten ein: Marcelle Schreiber in Hohenstein a. E. Theodor Josef in Prag. Hermann Hörner in Leipzig. Max Meisner in Rudolstadt. Gustav von Stengel in Ulm. „Der fortwährende Schreier" in Leipzig. Hermann Jacobi in Eppenbrunn Ob.-Oesterreich. „Rebe" in Braunschweig. Theodor Wagner in Troppau. Joh. Voß in Gumpoldskirchen. Willy von G. L. in Berlin. Johannes stud. phil. in Dresden. „Jünger des Plectrum" in Klingenthal. Theodor Wagner in Troppau. Hans Jo. in Gumpoldskirchen. J. P. Siegert in Hamburg.

Redaktion: Otto Heisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Heisch.

Annoncirige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" SW., Charlottenstr. 10; Wien: Filiale von „Ueber Land und Meer" Operngasse 21;
Budapest: Moriz Bedl IV. Theaterstr. 5;
München: Fritz Schwerz, Redakteur der „Münch. Ill. Ztg." Adalbertstr. 39.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Unsere Herren Erzählung von Walter Scherer in vier Fortsetzungen. — Bilder aus dem Leben der modernen Gesellschaft von Thomas von Gumpert. II. Der Familienabend. — Bilderbuch aus Deutschland. Von Ernst und Hans Hopfen. — Ueber Land und Meer. — Neue Bücher und Schriften. — Briefkasten. — Rätsel-Ecke. — Auflösungen der Rätsel. — Richtige Lösungen.

Illustrationen: Harte Herren, eine Originalzeichnung von L. v. Kichler. — Das junge türkische Parlament. Originalbild von Mario Gabelli und Photographien. — Der Kaiserin von Oesterreich. — Illustrirung. Gemälde von A. Hirt. — Kaiserin Elisabeth in Gödöllö. — Der Hofzug, der die Kaiserin von Oesterreich nach Budapest brachte. — Der Kaiserin Elisabeth in Gödöllö. — Der Hofzug, der die Kaiserin von Oesterreich nach Budapest brachte. — Der rote Kreis. Nach einer Photographie von Theodor Lux in Prag. — Nach Schluß der Oper. Zeichnung von J. — Ein Mann. Nach einer Photographie. — Unsere Illustrationen. Originalzeichnungen von Maximilian Gaisser. — Illustrirte Rätsel-Ecke. Zeichnungen von Hans Hoffmann.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist Lfrn in siebenter Auflage erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Die Gred.

Roman aus dem alten Nürnberg von

Georg Ebers.

2 Bde. 8° Broschirt geheftet M. 10 —, in feinem Original-Leinen M. 12 —

Dieser neue Roman von Georg Ebers hat einen besonders großen Erfolg zu verzeichnen. Denn schon jetzt, wenige Wochen nach seinem Erscheinen, sind mir in der Lage, den Gesammtbedarf der Gebrüder Verlagsanstalten zu decken, und ebenso sind über Uebersetzungen in viele Sprachen und nach Skandinavien, Holländische, Dänische, Schwedische, Ungarische und Polnische, in Unterhandlungen. Der Name Ebers wirkt aber, wie manche seiner Vorgänger, in das alte Nürnberg führt, in dessen Mauern sich Familienromane in der deutlich und guter Bedeutung ist diese „Gred" und die Gred (Margarethe) Stoppertin eine Gestalt, die jedes Deutschen, zu nebenlich der Frauen und Mädchen Freundin und Bewunderin zu werden verdient. Der Inhalt: Buchstäbe bietet Herr ein Werk, welches Geist und Herz belehrend und erschütternden Humor gewährt.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die 10spaltige Petitzeile Bogen 30 Pfg.

Illustrirte Zeitschriften-Annoncen-Expedition Rudolf Mosse Haasenstein & Vogler A. G. Daube & Co. G. L. Daube & Co. Invalidendank. Annoncen-Bureau. Internationales Zeitungs-Bureau. Bureau Schlotterbeck & Co. Bureau Schlotterbeck & Co. in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, Mainz, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Bonner Fahnen-Fabrik in Bonn a. Rhein.
Hoflief. Sr. Majestät des Kaisers,
Königl., Großherzogl., Herzogl. und Fürstl. Hoflief.
Zum 27. Januar, Geburtstag Sr. Majestät des Kaisers.
Wasserdichte, Fahnen u. Flaggen von Karton-Flaggenstoff, [illegible] billige National-Flaggen, deutsch oder preußisch, deutsche oder preußische Adlerfahnen, Nations-Flaggen und Wappenfahnen aller Bundesstaaten.
Kaiser-Transparente, Lampions, Papiere und Fackelschalen.
Pünktliche Lieferung ausdrücklich garantirt.
Reichhaltige Preiscourante versenden wie gratis u. franco.

Norddeutscher Lloyd



Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und
Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien
Prospekte versendet
Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

Die reichhaltigste aller Moden-Zeitungen



ist die Illustrirte Frauen-Zeitung.
Dieselbe bringt jährlich 24 Moden- und 24 Unterhaltungs-Nummern mit 24 Beiblättern, so daß ohne Unterbrechung regelmäßig wöchentlich eine Nummer erscheint (für Oesterreich-Ungarn der Stempelsteuer wegen alle 14 Tage eine Doppel-Nummer). Die Moden-Nummern sind der „Modenwelt" gleich, welche mit ihrem Inhalte von jährlich über 2000 Abbildungen samt Text weitaus mehr bietet als irgend ein anderes Modenblatt. Jährlich 12 Beilagen geben an Schnittmustern zur Selbstanfertigung der Garderobe für Damen und Kinder wie der Leibwäsche überhaupt genügend für den ausgedehntesten Bedarf. — Das Unterhaltungsblatt bringt unter Novellen, einem vielseitigen Feuilleton und Briefen über das gesellschaftliche Leben in den Großstädten und Bädern regelmäßige Mittheilungen aus der Frauenwelt, Kunstgewerbliches, Wirthschaftliches, Gärtnerei und Briefmappe, dann viele künstlerisch ausgeführte Illustrationen und zu Moden endlich noch Folgendes: jährlich über 50 Zeichnungen mit über 250 Abbildungen, 12 große farbige Modebilder, 8 farbige Musterblätter für künstlerische Handarbeiten und 8 Extra-Blätter mit vielen Abbildungen, so daß die Zahl der letzteren an 2000 jährlich beträgt. Kein anderes illustrirtes Blatt überhaupt, soviel doch aber außerhalb Deutschlands, kann nur annähernd diese Zahl aufweisen; dabei beträgt der vierteljährliche Abonnements-Preis nur 2 M. 50 Pf. — Die „Große Ausgabe mit allen Kupfern" bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beigaben, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. (in Oesterreich-Ungarn nach Kurs).

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franko durch die Expedition, Berlin W. Potsdamer Straße 38. Wien I. Operngasse 3.

Gegen mancherlei Ratenzahlung vor 3 Mark [illegible]



Meyers Conversat.-Lexikon

E. Polus Militärbuchhandlg.
Düsseldorf, Herzogstr. 86.

Tausende

A. Mann
Stuttgart

Chem. Tinten

Elektrotechnische Fabrik
Mix & Genest
S.W. BERLIN S.W.



Telephon-Anlagen.
Haustelegraphen.
Blitzableiter. Lichtapparate.
Illustr. Preisc. gratis

PEGLI

Winterkurort bei Genua.
Winter-, Frühling- u. Herbstaufenthalt.
Meerbäder.
GRAND HOTEL & de la MÉDITERRANÉE.
Elektrisch beleuchtet. Zentralheizung.
Renommirtes Etablissement mit Fischerei und freier Aussicht auf das Meer.
Prospekte gratis u. franko.

PEGLI

Hôtel Bürgenstock bei Luzern.
Hôtel de l'Europe in Luzern.
Besitzer: Bucher-Durrer.

Alten neu hinzutretenden Abonnenten des „Berliner Tageblatt" wird der bis 1. Februar bereits abgedruckte Teil des neuesten Friedrich Spielhagen'schen Romans: „Ein neuer Pharao" gratis und franko nachgeliefert. Alle Reichs-Postanstalten nehmen Abonnements auf das „Berliner Tageblatt" nebst seinen wertvollen 4 Separat-Beiblättern: „ULK", „Deutsche Lesehalle", „Zeitgeist", „Mitteilungen über Landwirtschaft, Gartenbau und Hauswirtschaft" für Februar und März zum Preise von 3 Mark 50 Pfg. entgegen.

Van Houten's Cacao.

Bester — Im Gebrauch billigster.

Ueberall zu haben in Büchsen à Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

Dr. H. Schusters Privat-Institut.

Leipzig, Kleine Burggasse 6.

Professor Dr. Liebers

Nerven-Elixir.

Central-Depot M. Schulz, Hannover.

Glas-Schreibfedern

3 Stück-Proben für M. 1.40. Briefmarken von GUSTAV PICKHARDT in BONN.

BUCHFÜHRUNG

Buchführung etc.

Ohne Vorherzahlung

F. Simon, Berlin SW.

Uhren-Fabrik



Juwelen-Auktion

Rudolf Lepke, Berlin

Patent zu verkaufen



PRAG, Böhmen, Zeltnergasse Nr. 15

Echter böhmischer Granatenschmuck.

Feine Harzer Kanarienvögel!

H. Natermann, Clausthal, Oberharz.

Eickes selbstthätige Patent-Kaffee-Maschine



H. Eicke, Berlin W., Friedrichstraße 47.

Krankenfahrstühle



Rich. Maune, Dresden

Kranken-Fahrstühle

Baufach. Brieflicher Unterricht.



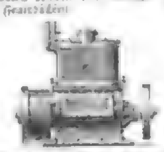
Silos

G. Luther, Braunschweig.

CHOCOLADE Hartwig & Vogel Dresden UND CACAO

Garrett Smith & Co., Magdeburg-Buckau.

Locomobilen,



Westinghouse Dampfmaschinen,

Dampfkessel.

Garrett Smith & Co.

IN DEN APOTHEKEN:

ENGELHARD'S Isländisch Moos-Pasta gegen HUSTEN u. HEISERKEIT

75 PFENNIGE.

Petroleum-Retortenbrenner.

A. v. Wurstemberger & Co. in München.

Menck & Hambrock, Ottensen bei Altona,



Dampfmaschinen

ΟΙΝΟΣ ΕΛΛΗΝΙΚΟΣ

Griechische WEINE

1 Kiste ... 19 Mark

J. F. MENZER, Neckargemünd

J. F. MENZER NECKARGEMÜND

Dr. Pfeuffer's

Gicht- und Steinleidende

und zur Entkalkung verkalkter Blutgefässe

Jessler's Ludwigsapotheke in München.

Erziehungsanstalt zu Reilhau

Kurbedürftige:

16 Medaillen & Ehrendiplome.



Cibils FLEISCH-EXTRACTE

liefern die wohlschmeckendsten und kräftigsten Suppen.

Bouillon-Extracte

MAGGI

Feine Suppenmehle

Goldene Med. u. Ehrenpreis in Düsseldorf 1887.



Fabrik von Ph. Suchard in Neuchâtel

Entrepôt Général à Paris 41 rue des Francs Bourgeois. à Londres EC. 2 Mincing Lane.

TAMAR INDIEN GRILLON

VERSTOPFUNG

Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.

Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau.

Violet PARIS

ROYAL THRIDACE SEIFE

VELOUTINE SEIFE

Prämiirte Echte

Sodener Mineral-Pastillen

in allen Apotheken à Schachtel 85 Pf. erhältlich.

FAY's ächte Sodener Mineral-Pastillen

und beachte, dass die auf den Schachteln befindliche ovale blaue Schutzmarke den nebenstehenden Namenszug PH. HERM. FAY trägt.

Feines

Tafelgeflügel

[illegible]

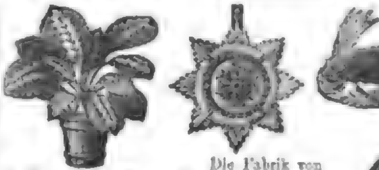
Victor Haydecker,

Püspök-Ladány, Ungarn.

[illegible]

Hervorragende medicinische Novität.

Die Zuckerharnruhr, Diabetes, ihre Ursache und dauernde Heilung von Med. Dr. K. Schnee, Brunnenarzt in Carlsbad, k. k. Oesterr.-Ung. Consularzt an der Riviera Monaco. Stuttgart, Süddeutsches Verlags-Institut.





Die Fabrik von

Gelbke & Benedictus, Dresden,

empfiehlt in reichster Auswahl:

Cotillon- und Carneval- Gegenstände, als [illegible] Kopfbedeckungen, Orden, [illegible], Knallbonbons, Kostüme, Masken, Perücken, Saaldecorationen, Bigotphones u. s. w. **spiele, Christbaumschmuck, Papierlaternen.**

Künstliche Pflanzen

u. Gefässe dafür in Majolica, Holz, Messing etc.

Illustr. deutsche u. fremde Preisbücher Saison 1889 gratis und franco.

Wichtig für Briefmarkensammler.

Unsere Vorräte für Philatelisten sind von Freunden aus allen Weltteilen [illegible] Postämtern [illegible] Besten unserer armen Kranken billig verkaufen. [illegible] auf Verlangen gratis.

Der Versand der Kolonie Bethel bei Bielefeld.

Erstes Masken- und Theaterkostüm-Atelier und Verleihinstitut Deutschlands

Telegramm-Adresse: Grohekostüm.

von

J. J. Grohe,

Inhaber Gebr. Nick.

Berlin W., [illegible] 172 a, gegründet 184[illegible].

Telephon-Anschluß Amt II. [illegible]



Maskenbücher [illegible] Vorrats versandt und nur bei fester Bestellung [illegible] zurückgenommen, [illegible] für das Maskenalbum in Abrechnung gebracht.

G. E. HÖFGEN, DRESDEN-N.

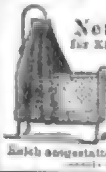
PATENT KINDER- UND KRANKEN-WAGEN-FABRIK.



Patent-Kinderwagen mit und ohne [illegible], das Vorzüglichste für gesunde und kranke Kinder. Preise von 12–120 Mk.



Kranken-Fahrstühle [illegible] Constructionen in allen Grössen, gepolstert wie ungepolstert mit und ohne Gummiradbereifung. Preise v. 30–350 M.



Eiserne Netzbettstellen für Kinder bis zu 12 Jahren. Ausserordentl. praktisch und elegant in verschiedenen Grössen. Sauberste Lagerstätte, besonders für kleinere Kinder. Preise v. 12–60 Mk.

Reich ausgestattete illustrirte Kataloge gratis und franco.

PATENT KINDER- UND KRANKEN-WAGEN-FABRIK.

G. E. HÖFGEN, DRESDEN-N.

SCHERING's PEPSIN-ESSENZ

nach Vorschrift von Dr. Oscar Liebreich, Professor der Arzneimittellehre an der Universität zu Berlin.

Verdauungsbeschwerden, Trägheit der Verdauung, Sodbrennen, Magenverschleimung, die Folgen von Unmäßigkeit im Essen und Trinken werden durch diese angenehm schmeckende Essenz in kurzer Zeit beseitigt.

Preis à ⅟₁ Fl. 3 M., ½ Fl. 1.50.

Schering's Grüne Apotheke

Berlin N., Chaussee-Straße 19.

Niederl. in fast sämmtl. Apoth. und den renommirt. Drogenhandlg. Briefliche Bestellungen werden prompt ausgeführt.

Lebensversicherungs-Gesellschaft

zu Leipzig

(alte Leipziger) auf Gegenseitigkeit gegründet 1830.

Versicherungsbestand: Ende 1886: [illegible] Ende 1887: [illegible] Ende 1888: [illegible]

Vermögen: Ende 1886: [illegible] Ende 1887: [illegible] Ende 1888: 70 Millionen ℳ



Ausgezahlte Versicherungssummen [illegible]

Die Dividenden [illegible]

Die Lebensversicherungs-Gesellschaft zu Leipzig gehört zu den ältesten und größten, sowie vermöge der hohen Dividenden, welche sie fortgesetzt an ihre Versicherten zahlt, zu den billigsten Deutschlands und steht, was günstige Versicherungsbedingungen anbetrifft, seit Einführung der Unanfechtbarkeit ihrer fünfjährigen Policen unübertroffen da. Die neuen, überaus günstigen Kriegsversicherungsbedingungen ermöglichen es jedem militärpflichtigen Versicherten, seine Versicherung auch während des Krieges aufrecht zu erhalten. Die Kaiserlich Deutsche Postverwaltung und zahlreiche andere Behörden haben mit der Lebensversicherungs-Gesellschaft zu Leipzig besondere Verträge abgeschlossen, welche den Zweck haben, den Beamten den Eintritt in genannte Gesellschaft zu erleichtern.

Die jährlichen Beiträge stellen sich bei der Lebensversicherungs-Gesellschaft zu Leipzig durch die hohe Dividende (1889: 42% der ordentlichen Jahresbeiträge) auf die Dauer außerordentlich niedrig; sie betragen beispielsweise bei einer lebenslänglichen Versicherung von 10,000 Mark nach Eintritt in den Dividendengenuß, d. h. vom 6. Versicherungs-Jahre an, für den Eintrittsalter von 30 Jahren nur noch ca. 152 Mark.

Die Gesellschaft übernimmt auch sogenannte Kinder- (Aussteuer-, Militärdienst-) Versicherungen.

Weitere Auskunft wird auf Anfrage von der Gesellschaft und deren Agenten gern erteilt. Tüchtige Agenten gesucht.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH

Alle Aufträge im Betrage von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt.

Königl. Sächs. Hoflieferanten

LEIPZIG-PLAGWITZ.

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Abteilung für Cigarren.

Name	Verwendete Tabake Garantirt bestes Fabrikat	Charakter	[illegible] ℳ	Kiste [illegible] ℳ	[illegible] ℳ
Punch	Cameroon-Decke mit gem. Java-Einlage	mittelkräftig	1.—	3.75	36.50
El Floron	Java-Decke mit Java- und Brasil-Einlage	do.	1.15	4.—	39.—
El Salida	Ambalema-Decke mit Domingo- und Brasil-Einlage	kräftig	1.20	4.20	42.—
Loreley	Java-Decke mit Seedleaf- und Brasil-Einlage	mittelkräftig	1.25	4.50	44.—
El Dantesto	Sumatra-Decke mit Domingo-, Java- u. Brasil-Einlage	mittelleicht	1.30	4.60	45.—
La Dadiva	Java-Decke mit Ambalema- und Brasil-Einlage	mittelkräftig	1.30	4.60	45.—
Mi Pasion	Sumatra-Decke mit Seedleaf- und Brasil-Einlage	[illegible]	[illegible]	5.—	49.—
Felicitas	[illegible]	do.	[illegible]	5.—	[illegible]
La Claridad	[illegible]	mild	[illegible]	5.—	49.—
La Fortura	Java-Decke mit [illegible] und Brasil-Einlage	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
Titania	Sumatra-Decke mit Domingo- und Brasil-Einlage	leicht, mild	1.50	5.50	54.—
La Corona	[illegible]	do.	[illegible]	[illegible]	[illegible]
El Brillante	Sumatra-Java-Decke mit Domingo- u. Felix-Einlage	mittelkräftig	1.75	6.—	59.—
Regalia	Sumatra-Decke mit Yara- und Felix-Einlage	pikant	1.75	6.—	59.—

Name	Verwendete Tabake Garantirt bestes Fabrikat	Charakter	[illegible] ℳ	[illegible] ℳ
Las Ellas	Sumatra-Decke mit rein Felix-Einlage	leicht, pikant	6.—	[illegible]
La Patria	Sumatra-Decke mit Felix-Einlage	leicht	6.—	[illegible]
Campanilla	Arana-Java-Decke m. Brasil- und Havanna-Einlage	kräftig	6.—	59.—
Laura	Sumatra-Decke mit Felix- und Cuba-Einlage	mild, würzig	6.25	61.—
Cracialidad	Sumatra-Decke mit Yara- und Felix-Einlage	fein, mild	7.—	69.—
La Resada	[illegible]	[illegible]	7.—	[illegible]
Romeo	[illegible] Havanna-Einlage	[illegible]	[illegible]	73.—
Casa de Campo	[illegible]	[illegible]	[illegible]	78.—
El Rico	Java-Java-Decke m. Yara- und Felix-Einlage	fein, mittelkr.	8.—	79.—
La Serada	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
Irma	Havanna-Decke, Felix-Umblatt, Havanna-Einl.	mittelkräftig	9.25	[illegible]
Passada	Havanna-Decke mit Havanna-Einlage	do.	9.75	94

Name	Verwendete Tabake Garantirt bestes Fabrikat	Form	Charakter	Kiste von 50 St. ℳ	[illegible] ℳ
Esperanza	Sumatra-Decke mit Felix- und Havanna-Einlage	Regalform	mittelkräftig	4.50	[illegible]
La Historia	[illegible] Felix-, Yara- u. Hav.-Einl.	kurz dick	do.	4.75	[illegible]
El Bestio	Sumatra-Decke m. Felix-Umbl. u. Havanna-Einlage	grosse Form	do.	5.—	[illegible]
El Verano	Sumatra-Decke mit Felix und Havanna-Einlage	mittelgross	pikant	[illegible]	[illegible]
Intimo	Sumatra-Decke mit Felix- und Havanna-Einlage	[illegible]	[illegible]	5.75	112.—
Humboldt	Sumatra-Decke [illegible]	Reina Victoria	leicht, aber voll u. pikant	6.—	114.—
Prince Dona	Havanna-Decke u. -Einlage	[illegible]	[illegible]	6.—	115.—
Armeda	Reine Vuelta-Havanna	[illegible]	mild	7.—	[illegible]
La Vablera	-	[illegible] Form	[illegible]	[illegible]	[illegible]
La Corona d'Espania	-	Regalia	[illegible]	10.—	[illegible]

[illegible] Packung (25 Stück) kann absolut keine Preisermässigung eintreten.

Zwei sehr beliebte Marken:

Samarang. Java-Samarang-Decke und Felix-Einlage. Unsortirt. [illegible]

Concurrenzia. Feine Sumatra-Decke und mit Havanna gemischte Einlage. [illegible] die Kiste von 100 Stück M. [illegible]

Virginia-Cigarren. Aus importirten Tabaken [illegible]

Sortiments-Musterkisten von Cigarren aus importirten Tabaken.

Sortiments-Musterkiste No. 11. Preis M. 4.75. Enthält je 10 Cigarren der Marken: Punch, El Floron, El Salida, Loreley, El Dantesto, La Dadiva, Mi Pasion, Felicitas, Claridad, Fortura.

Sortiments-Musterkiste No. 12. Preis M. 6.— Enthält 4 Sorten à 15 Stück und 4 Sorten à 10 Stück: Titania, La Corona, El Brillante, Regalia, Las Ellas, La Patria, Campanilla, Laura.

Sortiments-Musterkiste No. 13. Preis M. 8.50. Enthält 4 Sorten à 15 Stück und 4 Sorten à 10 Stück: Romeo, Casa de Campo, El Rico, La [illegible], Experimento, La Passada, Cracialidad, La Resada.

Sortiments-Musterkiste No. 14. Preis M. 12.— Enthält je 10 Cigarren der Marken: Esperanza, La Historia, El Bestio, El Verano, Intimo, Humboldt, Prince Dona, Armeda, Vablera, La Corona d'Espania.

Kleine Cigarren in Cigarretten-Form. [illegible]

Rauchtabake.

Braun Maryland das Pfund M. 1.—, Varinas No. 4 das Pfund M. [illegible] [illegible]

Unsern Spezial-Katalog über Cigarren, Tabak und Rauch-Requisiten versenden wir auf Verlangen unberechnet und portofrei.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Königl. Sächs. Hoflieferanten, LEIPZIG-PLAGWITZ.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Über Land und Meer.

№ 17.

61. Band.
Hundertsiebzigster Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Samstag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3.50.

Harte Herzen.

Erzählung
von
Anton Freiherrn von Perfall.

(Fortsetzung.)

Der Großvater saß noch immer auf der Ofenbank. Niemand nahm Notiz von ihm, und auch er schien nichts mehr zu hören, zu sehen, so gläsern und teilnahmslos blickte er vor sich hin. Nur den Dominik streifte oft sein Blick, und dann flammte es drin auf wie Haß.

Peter und Lies schienen ihre ganze Umgebung vergessen zu haben. Sie saßen auf der Bank vor dem Hause. Peter erzählte ihr von seinem künftigen Beruf, seinen Hoffnungen, wie glücklich er sei, aus diesen engen Verhältnissen herausgekommen zu sein, welche Seligkeit im Wissen und Forschen liege. Sie hörte ihm andächtig zu und wagte es kaum, hie und da eine Frage zu stellen. Aber je begeisterter Peter wurde, je mehr innere Befriedigung aus seinen Augen leuchtete, desto in sich gekehrter und stiller wurde Lies, und in ihrem Auge, das anfangs so heiter drein schaute, erschien wieder dieser melancholische, schmerzliche Schimmer, der ihn bei der ersten Begegnung so ergriffen. Endlich war ihm klar, daß die lebhafte Schilderung seines Glückes, seiner kühnen Hoffnungen die Leere ihres Lebens erst recht trübe beleuchten müsse, und er brach plötzlich ab. Sie deutete das falsch.

„Glaubst wohl, i' hätt' kei' Verständnis dafür, für Dei' Glück, weil Du net weiter erzählst? Peter, wenn ma' so viel leid'n muaß wie i', förmli' ausg'stoß'n is von die ander'n Mensch'n, glaub mir, nacher fühlt man, was für a Glück sei' muß, zu helf'n, zu heil'n, was da für a Fried'n drin ruh'n muß! Ja, wenn i' das könnt', dann! Die Mensch'n so zwinga zur Liab' durch Wohlthat'n! Denn — selbst erzwung'ne Liab' is doch' wie gar keine, ganz ohne Liab kann do' kei' Mensch net leb'n.“ Sie senkte das Haupt tief auf die Brust, und ihre Stimme klang wie von Thränen durchbrochen.

Peter hatte wieder dasselbe Gefühl wie gestern bei der ersten Begegnung. Wieder rauschte dieser unbekannte, mächtige Strom durch seine Adern, wieder wollte er sie umfassen, die arme Gequälte, und an sein liebevolles Herz drücken. Gewaltsam



Der neue Kreisel.
Nach einem Gemälde von August Heyn.

hielt er sich zurück. Es war ja mehr die jedes Leid umfassende Menschenliebe, die ihn so mächtig durchwallte, er hätte dasselbe Gefühl wohl auch gehabt, wenn an Stelle der Lies ein junger Mann dasäße mit dieser Qual in der Brust; das Leid allein war es wohl, was ihn so mächtig zog.

„Auch Du kannst helf'n, heil'n, Lies!" erwiderte er. „Jeder Mensch hat reichliche Gelegenheit; überall klaffen Wunden, überall fließen Thränen, dafür hat die weise Weltordnung schon gesorgt. Halte nur Umschau um Dich und fühl's, wo Hilfe nothut, und Du hast alle Hände voll zu thun; und wenn auch hier ein harter Boden für die Liebessaat, sie drängt sich doch in alle Ritzen und Spalten und sprengt zuletzt in urwüchsigen Sprossen das spröde Gestein. Der Vater steht allein, wenn Gens heiratet, ihr habt Arme in der Gegend, Kinder, die dankbar sind für jedes Wort, für jeden Händedruck. Glaub mir, Lies, nicht in großen, prunkenden Thaten — ganz falsch — im kleinen, unbemerkt, in kleinen Kreisen wirkt sie am mächtigsten, die Menschenliebe. Wie ein feiner Blütenstaub, den ein sanfter West entführt, soll sie herabrieseln über die ganze Menschheit, ihre feinsten Poren durchdringend, erfüllend, ihr ganzes Wesen befruchtend. Sie ist der Erlöser, der Messias, auf den die Menschheit harrt seit ihrem Bestehen und den sie immer wieder kreuzigt in blödem Unverstand, so oft er erscheint."

Peters Antlitz glühte in edler Begeisterung, in heiligem Zorn, und Lies sah zu ihm auf wie eine Märtyrerin zum Kreuze. Sie lehnte ihr schönes Antlitz auf seine Schulter, den Mann in ihm ganz vergessend, und ihr seelenvolles Auge schwelgte entzückt in der überirdischen Glut, die seine Wangen färbte.

Die lärmenden Stimmen der Väter weckten sie aus diesem weltvergessenen Sinnen.

Sie schienen sich geeinigt zu haben und beide mit dem Ergebnis zufrieden zu sein, den heiteren Mienen, dem unaufhörlichen Händeschütteln nach. Der Anblick des Paares auf der Bank draußen schien beide zu überraschen und verschiedene Empfindungen bei beiden wachzurufen. Die des Riedbauern schien eine freudige zu sein, sein ganzes Gesicht ging in die Breite, während der Posthalter ärgerlich rief:

„Peter, warum bist Du net hereinkommen? Hätt' Dich ja am End' auch angaang'n, die G'schicht'!"

„Der Herr Dokta wird halt die Lies g'rad' mach'n woll'n und drüb'r vergess'n hab'n!" bemerkte Dominik, über den plumpen Scherz hellauf lachend.

„Ich glaube, ihr seid auch ohne mich fertig word'n, und vom geschäftlichen Teil versteh' ich ja doch nichts," entgegnete Peter. „Und was Deine Bemerkung betrifft, Dominik, so ist sie einfach roh, merk Dir das!" sprach er über die Achsel.

Der lachte höhnisch:

„Kann net jeda so fei' sei' wie Du, dafür bist a in der Stadt g'wes'n Dei' ganz Leb'n."

Peter versprach, wieder zu kommen, und ging mit dem Vater voraus dem Hofe zu, während Dominik noch mit dem Riedbauern zu verhandeln hatte.

Der Vater schien etwas auf dem Herzen zu haben, was nicht heraus wollte.

„Ist die Sache in Ordnung?" fragte Peter.

„In Ordnung — so weit in Ordnung," erwiderte der Vater, den Blick zu Boden gewandt; „nämlich — Du weißt ja, wir haben früher schon davon gesprochen — der Riedbauer ist ein hartnäckig'r Mensch — er thut's net anders — die Post — es is keiner z' neid'n damit — aber doch — die Post muß der Dominik bekommen." Er wischte sich den Schweiß von der Stirne.

„Wer denn sonst?" entgegnete Peter unbefangen. „Das ist ja eine alte Geschichte!"

„Das schon, aber Du bist doch auch noch da, Peter — Du — Du bist ja sozusagen noch mehr da — Du bist mein Sohn, Peter — no' kann ab'r das Postanwes'n viel 'rauszahl'n net vertrag'n, es sind scho' hübsch Schuld'n drauf vom Vat'r her, und so bist Du im Nachteil, Peter, und des — des soll net sei', des dürft' i' — des soll net sei'!"

Peter schlug den Arm um seinen Hals, und der Wimbacher beugte seinen mächtigen Stiernacken willig unter ihm.

„Darüber mach Dir keine Sorgen, Vater," sagte er, „rechnest Du denn das viele Geld nicht, das Du für meine Studien ausgegeben? Ist das nicht auch ein Kapital, das bald reichliche Zinsen tragen soll, ja, schon jetzt trägt? Glaubst Du, es ist mir nicht viel mehr wert als das ganze Anwesen und alles Geld dazu? Kann ich Dir denn überhaupt jemals meinen Dank dafür abtragen? Alles, alles gehört dem Dominik, Du kannst ihm ja nicht den millionsten Teil von dem geben, was Du mir gegeben hast. Du kennst ihn nicht, den Schatz, den Du mir geschenkt, Du kennst ihn nicht, Väterchen, sonst würdest Du mich am Ende selbst drum beneiden!"

Der Vater verstand natürlich kein Wort davon. Was hatte er ihm denn gegeben? Rauhe Worte, die knappsten Mittel, seine Studien zu vollenden. Dominik hatte mehr in den Wirtsstuben und Kegelbahnen verbraucht während der Zeit. Doch er war überglücklich über diese zufriedene Stimmung seines Sohnes, den er so schmählich benachteiligt glaubte. Ein Stein schien ihm vom Herzen gefallen zu sein. Außerdem blieb diese großherzige Gesinnung nicht ohne Wirkung auf den Mann, der selbst zu seinen besten Eigenschaften eine gewisse Noblesse in Geldangelegenheiten zählte, die manchen Höherstehenden oft gänzlich fehlt.

„Peter," sagte er, stehen bleibend und ihm fast gerührt ins Auge sehend, „die Mutt'r hat do' g'wußt, warum's Di' so gern hat, hab's damals net recht begriff'n — i' sag's, wie's is — sie hat do' recht g'habt!" Er zermalmte fast die Hand Peters in der seinen. Er wußte keinen andern Ausweg für seinen Gefühlsausbruch, dem freien Lauf zu lassen er sich nach Art ungebildeter Menschen schämte.

Damit war diese Angelegenheit abgemacht, Peter und der Vater berührten sie mit keinem Wort mehr.

Der Aufenthalt des Doktors war kurz bemessen, er hatte bereits eine Stellung als Assistenzarzt am städtischen Krankenhaus angenommen, da gab es keinen Verzug mehr, außerdem drängte es ihn selbst zu neuer Thätigkeit.

In der Klausen war die Aussöhnung des Wimbacher und des Riedbauern und die daraus sich ergebende Heirat das Tagesgespräch.

„Der Wimbacher hat nachgeb'n, wo er scho' fast g'wunna hat!" Das war etwas Unerhörtes, und die Kraft, die das bewirkte, die mußte man anstaunen, die ging noch weit über die des Pfarrers, und daß Peter diese Kraft war, wußte ja schon die ganze Klausen.

Sein freundliches Wesen, zuerst mit Mißtrauen betrachtet, hatte ihm ja so schon alle Herzen gewonnen, jetzt versöhnte er auch noch die zwei angesehensten Familien des Ortes.

„Wenn's nur mit rechte Ding zugeht!" meinten die Alten; „in der Kirch' hat er s' net viel seh'n lass'n!"

Im ganzen hatten sie doch ein Gefühl wie Ehrfurcht vor dem jungen Mann; es drückte etwas mit eherner Faust auf ihren Nacken, wenn sein ernster, wohlwollender Blick sie traf, und es war do' fei' g'weihter Herr — sonderbar!

Mit den jungen Mädchen war es ganz aus, die träumten nur noch von dem schönen jungen Doktor; hätte er sich hier als Arzt niedergelassen, wie viele im stillen hofften, sie wären alle todkrank geworden, eine Epidemie hätte sie ergriffen. Und die Lies, die früher verlachte Lies war jetzt durch seinen Verkehr wie gefeit, sie konnte sich der unzähligen Fragen nicht erwehren, die an sie gethan wurden. Vor dem Neide schützte sie ihr Gebrechen, was sollte der Peter von ihr wollen — seine Jugenderinnerungen, das war der ganze Anknüpfungspunkt.

Als der Doktor im Einspänner des Vaters von der Post wegfuhr, war, wie zufällig, die ganze Einwohnerschaft des Dorfes zusammengekommen, und jeder reichte ihm noch einmal die Hand hinauf, für jeden hatte er hingegen ein freundliches Wort. Der Vater machte sich am Wagen zu schaffen, als er den Kopf erhob und Peter zum letztenmale die Hand reichte, bemerkten alle einen Tropfen, der in dem wallenden Bart hing und glänzte wie ein Diamant — nur Dominik stand verdrossen unter der Hausthür und kam nicht herab.

„Was habens denn nur alle mit dem Peter?" murmelte er zwischen den Zähnen.

Das Bräunl zog an, und das Wägelchen flog die holperige Straße hinab.

„B'hüt' Gott, Peter!" klang eine helle Stimme von rückwärts, das „Peter" klang zerrissen, gepreßt. Er wandte sich um und sah die Lies, die jetzt aus dem Kreise getreten und ihm nachwinkte. Er hatte sich schon lange nach ihr umgesehen, aber sie wollte sich nicht vor alle Leute hervordrängen, sie hatte ja gestern schon Abschied genommen. Aber als der Wagen um die Ecke bog, gab es ihr einen Stich, sie mußte noch einmal rufen.

„Auf Wiedersehen, Lies!" tönte es zurück, und der Wagen mit Peter war verschwunden.

Der alte Wimbacher blickte lange nach, dann ging er in Gedanken verloren dem Hause zu.

„Was hat denn nur der Bursch', daß er alle mit'nand' den Kopf verruckt, daß man ihn gern hab'n muaß?!" dachte er sich.

Er konnte mit sich 'zufrieden sein, der junge Reformator, wie ihn Lindner nannte, er hatte mit voller Hand Liebe gesät. Ob die Saat überall Erbreich fand? An einem Ort gewiß — im Riedbauernhof, wo sie in einer Mädchenbrust nur zu rasch emporschoß.

III.

Es war ein strenger Winter eingefallen. Die Klausen war um Neujahr zugeschneit. Die Post konnte nicht mehr ein und aus, alle Verbindung mit der Außenwelt war abgeschlossen, nur mit äußerster Anstrengung und gegen guten Lohn bahnten sich hie und da kräftige Holzknechte mit den Schneereif einen Weg, um des Nötigste herbeizuschaffen. Wälder und Felder, Gräben, Wege, alles schien zu einer gleichmäßigen weißen Masse zusammengeschmolzen und immer noch fielen in melancholischem, schwerfälligem Rhythmus große Flocken aus tief herabhängenden schmutziggrauen Nebeln.

Mitten in diese verschlafene, erstarrte Natur lärmte an einem Januartage die Hochzeit des jungen Wimbacher-Dominik hinein, daß von dem Getöse der Blechmusik, von dem Gestampfe auf dem Tanzboden, von unzähligen abgefeuerten Freudenschüssen die weichen, überhängenden Schneepolster auf den Dachrinnen und Zäunen erschreckt herabfielen.

Die ganze Post war angestopft mit Gästen. Der Posthalter hatte es sich viel kosten lassen, die Wege und die Klausen wenigstens einigermaßen passirbar zu machen für diesen Tag. Oben im Festsaal waren die Tische gedrängt voll, eine schwere Atmosphäre von Speisedünsten, Cigarrenqualm, verdunstetem Schneewasser, welches von den Kleidern Ab- und Zugehender troff, lag über den Gästen, deren erhitzte, fettglänzenden Gesichter unbestimmt durch diesen allgemeinen Nebel hindurchschimmerten, und immer neue Platten mit dustenden Braten aller Art wurden herbeigetragen. Schon vier Stunden währte die Schlacht, und noch kein Ende. Die rot und blauen „Tüchln" füllten sich immer mehr mit dem sogenannten „B'schoad", Fleischstücke, Nudeln, die den Daheimgebliebenen als Ersatz für die entgangenen Festesfreuden mitgebracht wurden, hingen seimtriefend überall umher. Zwischen den einzelnen Gängen spielte draußen auf dem Vorplatz die Blechmusik zum Tanz, daß der Kalk an manchen Stellen sich von der Decke gelöst. Die Jugend verließ die verkrümelten Tische, die mit ihren verschütteten Speiseresten, in der Gile des Aufbruchs umgestürzten Krügen und unordentlich umherliegenden Eßgeräten keinen einladenden Anblick boten, um sich in einem stürmischen Schuhplattler neue Kräfte zu holen. An dem Ehrentisch saß das Brautpaar, die beiden Väter und Lies.

Der alte Wimbacher, der in seinem schwarzen Anzug einen stattlichen, fast etwas aristokratischen Eindruck machte, unterhielt sich lebhaft mit der neuen Schwiegertochter. Sein Auge ruhte mit sichtbarem Wohlgefallen auf ihrer Gestalt, und so jugendlich kräftig sah er aus, daß man ihn selbst für den Bräutigam hätte halten können. Und es war auch eine Freude, die Lens anzusehen! In ihrer vollen Würde, in ihrem ganzen Ornat erschien sie heute. Der ganze Stolz, das ganze Selbstbewußtsein des Bauerntums lag in der kräftigen, schön gebauten Gestalt, die in der knisternden violetten Seide sich so vornehm zu bewegen wußte. Die dunkelroten, schweren Zöpfe wurden von einem mit Silberflitter besetzten Krönchen auf dem Hinterkopf festgehalten, während vorne seine, goldig glänzende Löckchen in die energische blühweiße Stirne hereinzitterten. Der Ausdruck des braunen Auges wechselte unaufhörlich, jeder Regung ihres Gemütes folgend, während eine kleine Scharte in der Oberlippe, welche dieselbe etwas hinaufzog, daß man die blendend weißen Zähne erblickte, ihr bald einen schalkhaften, bald bösartigen Ausdruck verlieh.

Neben ihr Lies, die Kranzjungfer, mit von Festesfreude erglühenden Wangen; in ihrer bescheidenen, etwas zusammengedrückten Haltung, ihrem schüchternen Blick, der nur einige Festigkeit gewann, wenn er auf Peter haftete, bildete sie den schärfsten Gegensatz zur Schwester. Es war ihr zu Mute, als gälte ihr das Fest, so glücklich war sie, so froh. Peter saß ihr gegenüber. Vier Monate hatte sie ihn nicht mehr gesehen, vier Monate diesem Tag entgegengelebt, und jetzt saß sie am selben Tisch mit ihm und wußte nicht, was reden.

„Da bin i' neugierig, wenn i' morg'n aufwach'n werd' als ‚Austragler', wie mir da z' Mut sei' wird!" sagte lachend der Posthalter. „Laß mi' nur net hungern, Gens, gelt!?" Er lachte allein über seinen Witz.

„Hast scho' no' a bißl wart'n dürf'n," meinte der Riedbauer, „'s Herr sei' g'wöhnt ma' net so leicht ab und no' dazu a Mann wie Ihr, in die best'n Jahr!"

„Bist ma neidi' um mei' Ruah, Riedbauer, und um mei' Gens? Glaubst Du denn, i' hätt' a jed'n meine alt'n Tag' anvertraut? Da konnst den Wimbacher schlecht — gelt, Gens, bei uns zwei hat's kei' G'fahr, wir versteh'n uns scho'?" Er legte seinen Arm um ihren Hals.

Gens entfernte ihn langsam, als belästige sie sein Druck.

„Warum soll'n wir uns denn net versteh', Vat'r? Du weißt ja selb'r wie's im Austrag is, und nur eina kann Herr sei' im Haus, Ihr oder der Dominik. Net wahr, des is ganz einfach?"

Der Riedbauer blinzelte forschend auf den Wimbacher hinüber, dem in seiner Weinlaune — er sprach dem roten Tiroler kräftig zu — der kühle Ton der Gens nicht aufgefallen war.

Peter war auch der Meinung, daß der Vater mit der Uebergabe des Anwesens einen großen Fehler begangen. Bei dem schroffen Charakter des Vaters und des Dominik ahnte ihm nichts Gutes daraus. Er warnte den Vater, er bat ihn, zurückzutreten, aber diesem schien es die Gens förmlich angethan zu haben. Ihr resolutes, schneidiges, frisches Wesen erinnerte ihn an seine eigene Jugend. Gerade so war er auch gewesen. Daß Gens seine Verzichtleistung einst ausnutzen könne, daran dachte der im Grunde rechtliche Mann gar nicht. Und dann war ja am Ende doch Dominik der Herr, und der würde es doch nie wagen, gegen ihn, den Vater, sich etwas herauszunehmen, das war dem strengen Manne, der unbedingten Gehorsam gewohnt war, ein Unding.

„Du wirst aber gewiß dem Vater dankbar sein, wenn er Dir mit Rat und That in der Wirtschaft beisteht?" bemerkte, durch die Antwort der Gens verletzt, Peter; „und wirst bedenken, daß der Vater immer noch der Herr ist, auch im Austrag, wie Du es nennst!"

Gens' Augenbrauen zogen sich zusammen, ihr Blick streifte Dominik und blieb auf Peter haften, während die Schärfe in der Oberlippe sich häßlich zusammenzog.

„Der Herr? Was heißt der Herr? Deswegn'n geht einer ja in Austrag, daß 'r nimma Herr z' sei' braucht. Der Großvater dahaim is a im Austrag, aber der Herr — is er net; des müßat a was sei'!"

„Du wirst doch nicht den alten, gebrechlichen Greis mit dem Vater vergleichen woll'n?" erwiderte erregt Peter. „Uebrigens nimmt das Gespräch eine Wendung, daß wir es besser abbrechen."

„Da bist nur Du dran schuld," mischte sich Dominik drein; „es wird all's recht wer'n, misch Di' nur Du net drei'!"

„War ja eh' nur a Spaß," sagte Lies, die aufleigende Röte im Antlitz des Schwiegervaters bemerkend; „wer werd denn all's glei' ernst nehma, und gar heut, an so an Tag!"

Der Wimbacher nahm es auch nicht so ernst, doch seine Laune war verdorben. Hätte er am Ende doch einen übereilten Streich begangen? Aber wie sollte der Dominik es wagen — er würde ihn ja zermalmen in seinem väterlichen Zorn; bei dem Gedanken daran schon warf er einen wütenden Blick auf Dominik.

Der Brauttanz begann, Gens kam nicht mehr zu Atem, sie mußte mit dem ganzen Dorfe tanzen. Alles drängte hinaus. Am Ehrentisch blieben nur Peter und Lies zurück. Sie war sicher, daß sie keiner zum Tanze holte.

„Gens ist wohl recht bös?" fragte Peter.

„Sie hat kei' G'müt und kei' Liab, drum is' so herrisch; wer was lieb hat, der is damit z'fried'n!" erwiderte Lies, mit den Tortenkrumen spielend.

„Ich fürchte für den Vater; wenn die zwei hintereinander kommen, gibt's ein Unglück. Willst Du mir versprechen, die Wahrheit zu schreiben, wenn es zum ernstlichen Streit kommt?"

„Wenn i' no' da bin, von Herz'n gern, Peter!"

„Und willst Du fort, und wohin? Der Vater bedarf ja Deiner jetzt erst recht!"

„Der Vater braucht eine Dien', die d' Arbeit versteh'n kann, net so ein preßhaft's Ding, wie i' bin; was i' ihm geb'n kann, a kindliche Liab, die verlangt er net, und sonst bin i' für nix." Sie sagte das in einem sarkastischen Tone, den Kopf auf den Tisch gebeugt, und vermied, Peter dabei anzusehen. „Drum will i' — muß i' fort von hier; in der Stadt gibt's am End' auch no' für so eine 'was z' thun, und i' eß' dann wenigstens mei' eigen's Brot."

„Und wie denkst Du Dir denn das in der Stadt? Willst Du denn dienen, Du, die Riedbauerntochter?! Das läßt ja Dein Vater gar nicht zu!"

„Du hast 'mal g'sagt: Ueberall klaff'n Wund'n, überall fließ'n Thränen, auch Du kannst helfen und heilen!" — I' vergiß kei' Wort, was Du sprichst, Peter — hier fließ'n ab'r keine Thränen, als die d' Bosheit auspreßt, und klaff'n keine Wund'n, als die der Haß g'schlag'n hat, und i' meinat, in der Stadt findet man das alles beff'r, und das wär' das einz'ge, wozu i' no' taugat."

In Peter stürmten tausend Gedanken, während diese Worte die Lies, erbittert über ihr Schicksal, gesprochen. Er fühlte sich mächtig zu dem Mädchen hingezogen. Unter der schmerzlichen Resignation und dem Mangel alles Selbstvertrauens — alles Erzeugnisse des körperlichen Leidens und liebloser Erziehung — sah er ein unverdorbenes, zum höchsten Aufschwung fähiges Herz, einen Schatz von Liebe, der, gehoben und von allen ihn bedeckenden Schlacken gereinigt, ihn beglücken mußte. Bei dem Gedanken, sie ganz zu verlieren, begann die Metamorphose der Menschenliebe in die Liebe zum Weib in seinem Innern. Ihr Gebrechen hatte nie etwas Abstoßendes für ihn, aber er war ja noch nicht im stande, eine Familie zu ernähren, er hatte außerdem große Pläne für die Zukunft, große Reisen im Kopf, um sich in seiner Wissenschaft immer mehr zu vervollkommnen. Durfte er jetzt schon Hoffnungen erwecken in dem Mädchen, die er später vielleicht unter der Mißgunst der Verhältnisse nicht erfüllen konnte? Er war außerdem Seelenarzt genug, um auch in ihr die entstehende Liebe zu ahnen, und wußte, welche Verheerung vergebens genährte Hoffnung in einer so sensiblen Natur anrichten könnten.

Weichheit des Gemütes ohne einen festen Willen ist eine gefährliche Tugend, die nur zu leicht auf Abwege führt. Peter besaß diesen Willen und war sich in wenigen Augenblicken klar, daß er sich mit keinem Worte verraten dürfe.

„Ich werde mein möglichstes thun," erwiderte er ruhig, „Dir einen Deinen Wünschen angemessenen Wirkungskreis zu verschaffen, versprich mir nur, daß Du Dich an niemand als an mich wendest, wenn es so weit ist."

Er wollte eben aufstehen und unter dem Vorwande, mit der Braut tanzen zu müssen, das peinliche Gespräch abbrechen, da erschien eine fremdartige Gestalt im Saale, sie mußte unbemerkt durch die Hinterthür eingetreten sein. Ein kleiner, abgemagerter Mensch stand vor Peter, auf einen derben Stutenstock gestützt; seine zerlumpte Kleidung war nicht für diese Jahreszeit berechnet. Seinen struppigen Graukopf bedeckte eine abgetragene Franzosenmütze, wie sie dort die Artilleristen zu tragen pflegen, und auch der Anzug schien einst einem französischen Soldaten angehört zu haben. Das alte, abgezehrte, von grauen Haarstoppeln bedeckte Gesicht war durch ein rotes, über das linke Auge gebundenes Tuch zur Hälfte verhüllt, so daß nur das rechte, stark entzündete stechend auf Peter ruhte. Der ganze Mensch sah aus, als sei er einem Massengrab entstiegen, das vor Jahrzehnten dort bei Wagram oder Austerlitz eine gegraben wurde. Er nahm die Mütze ab und entblößte einen grauen, spärlich behaarten Scheitel.

„Ist vielleicht der Herr Bürgermeister z' sprechen?" fragte er in unterwürfigem Tone Peter. „Komm' wohl net zur recht'n Zeit und pass' schlecht in die lustige G'sellschaft, aber die hohe Obrigkeit hat's befohl'n, hätt' sonst die weite Reis' vom Elsaß her für'n Somm'r g'spart, wär' allweil früh g'nua kommen. Sind Sie vielleicht selbst —" er machte einen tiefen Knir.

„Der Herr des Hauses ist der Bürgermeister, das heißt seit heute; doch was kümmert Euch das! Sprecht mit dem Posthalter, er wird gleich kommen, wenn der Tanz zu Ende."

Der Sprache nach war er im Lande zu Hause, doch dazu paßte schlecht seine Kleidung. Peter wollte an ihm vorbei und den Posthalter holen, der bis jetzt noch die Würde eines Bürgermeisters bekleidete. Doch der Bettler, oder was er war, hielt ihn zurück.

„Hochzeit, nicht wahr?" fragte er. „Und wer, mit Verlaub, heirat' denn? Drum'n hat mir niemand Antwort geb'n!"

„Der Sohn des Hauses, Dominik Wimbacher, und die Riedbauerntochter," erwiderte Peter, der trotz seines Widerwillens den Mann nicht ohne Antwort lassen wollte.

Die Wirkung dieser Worte aber war eine auffallende. Das entzündete Auge wurde noch gerötet, wie ein Blutfleck leuchtete es aus dem bleichen Gesichte, das einen Augenblick das höchste Staunen ausdrückte.

„Der Dominik Wimbacher, der Sohn von der Wab'n, und" — er schüttelte den Kopf — „mit der Riedbauerntochter? Dem Enkelkind, natürli' — net wahr, dem Enkelkind?" Er lachte in sich hinein, einen Augenblick das Auge schließend, dann riß er es plötzlich weit auf und ließ es mit einem wilden, feindseligen Blick auf Peter ruhen. „Lebt er no', der Alt'? Der Großvat'r, mein' i'. Wird wohl scho' vor sei'?"

„Er lebt noch," erwiderte ärgerlich Peter, der nicht begreifen konnte, wie dieser Lump zum Namen seiner Mutter gekommen. „Uebrigens, da kommt der Bürgermeister, sprecht mit ihm, obwohl Ihr eine passendere Zeit hättet abwarten können."

„Macht nix, Herr! Willkommen bin ich zu keiner Zeit und nirgends, das g'wöhnt man mit die Jahr," erwiderte der Greis.

Dem alten Wimbacher schwoll die Zornader, als er den Landstreicher sah, Gens kam ihm nur zuvor, als sie ihn heftig anfuhrte:

„Mach, daß D' 'nunta kommst und laß Dir 'was z' eff'n geb'n, ab'r daherob'n laß d' Leut' in Ruah mit der Bettelei!"

Der Landstreicher sah ihr unverwandt ins Gesicht, als habe er ihr Schelten gar nicht gehört.

„Also Du bist die Gens, sei' Enkelkind! Nur net so hitzi', Gens, i' war ja sei' best'r Freund, frag'n do', Dein'n Großvat'r, wenn er da wär', er jagat mi' net 'naus!"

Jetzt trat Dominik, erbost über die Frechheit, mit welcher der Mensch seine Frau ansprach, aus der Menge, die neugierig sich herbeidrängte.

„Laß Dei' G'schwätz, Alter, und mach, daß D' 'naus kommst, mit'n Bürgermeiste'r kannst an anderesmal red'n, heunt hat er kei' Zeit dazu, und werd a net so wichti' sei', a Bettelei halt!"

Der Alte betrachtete ihn von allen Seiten.

„A Bettelei, meinst? Net ganz," sagte er, höhnisch lachend; „aber a saub'rer Bu' bist word'n! Ja, die Wab'n!"

Das war denn doch die Unverschämtheit zu weit getrieben.

Dominik packte den Alten beim Kragen und wollte ihn gegen die Thür drängen, da wandte er sich plötzlich um, machte sich mit einem gewandten Ruck los und sah ihm drohend ins Gesicht.

„Dominik, vergreif Di' net an mir, ehst weißt, wer i' bin, es könnt' Di' bitt'r reu'n, und Du müßtest Di' selber schama."

„Wer Du bist? A Lump bist, a elendiger Landstreicher!" schrie jetzt Dominik, durch die drohende Haltung des Mannes noch mehr gereizt. „Holt's an Schandarm, er soll s' answeis'n, wer er is!"

(Fortsetzung folgt.)

Zur Naturgeſchichte des Humors.

von

Richard Wulckow.

II. (Schluß.)

Ueber das Komiſche in ſeiner höchſten und edelſten Potenz, im Drama, ſprechen wir ſpäter; hier nur das für den Zuſammenhang Notwendigſte.

Das Komiſche ſchlägt der einſeitigen Idee durch unerwartet plötzliches Hervorkehren des Gegenſatzes ein Schnippchen und erinnert an die menſchliche Schwäche, wenn ſie ſich breit machen will; das Erhabene wird durch den plötzlich auftauchenden Gegenzug zu Falle gebracht, und der Witz iſt es, der die äußerliche Darſtellung in Worten übernimmt; es iſt nicht ſeines Amtes, die Idee zu retten und zu Ehren zu bringen durch den Nachweis, daß dieſes Verkehrte und Falſche ein Menſchliches, Irdiſches ſei, an dem wir alle unſern Anteil haben, denn er iſt in ſeiner Fähigkeit, die Gebrechen und Verkehrtheiten zu entdecken und aufzudecken, zunächſt einſeitig, er offenbart nicht die Liebe, die Herzensgüte, mit dem man neben dem Mangelhaften auch das Treffliche und Schöne an demſelben Gegenſtande in freundlich mildes Licht zu ſetzen ſtrebt und weiß. Das alles iſt Sache des Humors; er iſt gewiſſermaßen der Sproß aus der Ehe, bei welcher „der Witz den Vater, die Liebe aber die Mutter repräſentiert“. Findet ſich nämlich neben der intellektuellen Fähigkeit, das Falſche und Thörichte überall zu erſpähen und zu kennzeichnen, in demſelben menſchlichen Individuum eine gleich große Begabung mit Herzenseigenſchaften, eine entſprechende Stärke und Innigkeit des Gemütslebens, dann wird die Grundbedingung einer humoriſtiſchen Weltanſchauung und humoriſtiſcher Lebensäußerungen im einzelnen gegeben ſein. Das Komiſche überrſcht uns mehr oder weniger angenehm, das Humoriſtiſche bewegt und rührt die Seele in liebender Verehrung, weil ſich in ihm die Herzensgüte zu erkennen gibt. Der Korporal Trim bei Sterne wird vom Paſtor nach dem zweiten Gebot gefragt. Er kann es nach Art der Kinder nur mühſam [illegible] ſagen, daß er mit dem erſten anfängt. „Das erſte Gebot,“ ſagt Trim mit einer Verbeugung, „meines Herrn Pfarrers Frau jede Woche vierzehn Groſchen Lohn erhält, ſo ſoll er ſeinem alten Vater ſieben davon geben.“ Die Naivität geiſtiger Beſchränktheit wirkt hier komiſch, aber [illegible] Berechnungsmäßigkeit der Gedankenarmut, wie man ſolche [illegible] ſpotten könnte, wurde hier [illegible] nicht verſtanden haben. „Das Komiſche mögen Gelehrte erklären,“ ſagt Sterne bei dieſer Gelegenheit, „die Weisheit wird es nicht.“

Ich ſelbſt wurde als ganz junger Gymnaſiallehrer von dem Strahl des Humoriſtiſchen getroffen, als mir ein kleiner Sextaner auf die Frage, was denn ein Almoſen ſei (das Wort kam im Leſebuch vor), die ſchöne Antwort gab: „Wenn ich 'nem armen Kind zwei Pfennig geb'!“ Ich mußte lachen, aber es war eigentlich nur die Maske für eine unwillkürliche Rührung. Freilich war dieſer Kinderhumor ein unbewußter; der Humor, mit dem wir es hier eigentlich zu thun haben, ſprießt nicht, wie wir ſehen werden, [illegible] Maße und in höchſter Stärke nebeneinander vertreten ſind. — Wenn ich von der Einſeitigkeit des Witzes an ſich ſprach und äußerte, es ſei nicht ſeines Amtes, durch Herzensgüte die Idealität zu Ehren zu bringen, ſo iſt damit natürlich nichts gemeint, daß Mangel an Liebe und Menſchengüte Verirrungen des Witzes ſeien. Freilich wird witzigen Menſchen weniger Gemüt nachgerühmt; nach meinen Erfahrungen mit Unrecht. Man kann ſehr witzig, ja ironiſch und bitter und doch ein tiefer Menſchenfreund, ein zärtlicher, liebebedürftiger Charakter ſein. In vielen Fällen iſt der Witz die Deckung gegen Rührung und Sentimentalität; mit einem Witzwort hilft man ſich über eine momentane Aufwallung von Empfindſamkeit hinweg. Aber immerhin bleibt der Witz ein Symptom, daß „etwas faul im Staate Dänemark“, das heißt im Innern iſt. Er iſt ein Erbteil der problematiſchen Naturen, die Gerſtenmächten und ein Kleines nicht herangehen wollen, ein Patrimonium der Halben, der Dilettanten. Humor dagegen iſt ein Zeichen innerer Kräftigung und Geneſung, ein Zeichen, daß ein ſchwerer, krankhafter Zuſtand beendet iſt. Welches iſt nun dieſer krankhafte Zuſtand?



In der Kirche. Gemälde von A. Graf Poſadowsky-Sandratt.

Für Freunde erſter Weltanſchauung war ſtets ein ſchneidender Widerſpruch zwiſchen Idee und Wirklichkeit vorhanden. Gerade die beſten Geiſter haben ſich den dunklen Rätſeln des Menſchendaſeins zugewandt und ihre Löſung verſucht, die Dichter haben das Menſchenweh poetiſch verklärt. Die Deutſchen haben für jenen laſtenden Gedanken an das allgemeine Elend, für den brütenden Mißmut, der uns erfaßt, wenn wir des ungeheuren Wehgedenken, das von Menſchenherzen ertragen werden muß, das unerklärbare Wort „Weltſchmerz“ gefunden, und dieſe tiefe Unzufriedenheit mit den Verhältniſſen, die zur „Verachtung des Geſchaffenen“ führt, iſt andererſeits die Quelle des modernen Peſſimismus geworden. Demnach beſteht ein tiefgehender Unterſchied zwiſchen Weltſchmerz und Peſſimismus. Der erſtere beſchäftigt ſich vorzugsweiſe mit dem Schickſal des Menſchen; er weint über das menſchliche Weh, tritt demſelben nahe und ſucht es zu lindern; der letztere betrachtet die Welt als etwas gänzlich Mißratenes, „als die denkbar ſchlechteſte von allen, durch einen Mißgriff entſtanden“, im Stapfling ſieht er „den meinenden Propheten ſeines [illegible]“, [illegible] was beſteht, iſt wert, daß es zu Grunde geht. Und was den Menſchen betrifft, ſo wäre [illegible] beſſer, er wäre nie geboren, damit er nicht gezwungen wäre, alle Thorheiten und Ungerechtigkeiten, allen Jammer und alle Not mit eigenen Augen zu ſehen. So läßt Lenau ſeinen „Faust“ ſprechen:

„Der Seligſte von allen iſt,
Der ſchon als Kind die Augen ſchließt,
Den Fuß nie auf die Erde trat,
Der von der warmen Mutterbruſt
Unmittelbar und unbewußt
Den Tode in die Arme glitt.“

Digitized by Google



Römische Post. Gemälde von A. Torquet.

Der Pessimist fühlt nicht den Trieb und den Beruf in sich, eine Verbesserung der Kontraste, eine Milderung der Menschennot anzustreben; er will mit der Welt nichts zu schaffen haben und flieht sie. Er hat nicht einmal die Energie der Verzweiflung, er ist ein trostloser Zweifler, ohne jede sittliche Potenz, die Welt zu überwinden. In Alfred de Mussets Roman: «Les confessions d'un enfant du siècle» hat dieser Standpunkt seinen poetischen Ausdruck gefunden. Es ist der Standpunkt der Negation, des Weltzorns und der Weltflucht.

Anders der Weltschmerz. Er trauert, daß das Gute nicht zum Siege kommt, daß gerade aus dem Streben, es nach Kräften zu verwirklichen, also aus dem, was uns ehrt und adelt, unser schwerstes Weh und unsere tiefste Not hervorgeht. Shakespeare gibt diesem Schmerz über die Bosheit und Verkehrtheit der Welt in seinem sechsundsechzigsten Sonett einen ergreifenden Ausdruck:

„Satt, dies zu sehn, ruft' ich um sitten Tod —
Tät': Tod! Verdienst als Bettlerkind gröbern,
Und dürft'ge Hoffart wohlgemut und kat,
Und reinste Treue kläglich mißgesinnern,
Und gold'ne Ehr' aufs Schmählichste verschmerdet,
Und rechte Trefflichkeit sittlich bröchent,
Und jungfräulichste Tugend wüst geschändet,
Und Kraft durch hinkend Regiment gelähmt,
Und Wissenschaft gefesselt von der Macht,
Und Narrheit dirigiert die Kunst kurierad,
Und Einfalt als Einfältigkeit verlacht,
Und Hauptmann Arg den Staaten Gut regierad:
Satt, dies zu sehn, möcht' ich von hinnen scheiden,
Müßt' ich nur sterbend nicht mein Liebstes meiden."

Wie aber den Dichter hier die Zärtlichkeit der Liebe im Dasein festhält, so hält andere die Pflicht, ihr Gewissen, die Betrachtung, daß es des Menschen unwürdig sei, da feig zu entfliehen, wo er als Kämpfer zu ringen hat bis zum letzten Augenblick. Das ist der Inhalt jenes bekannten Hamletmonologs, in dem er klagt, daß „Gewissen (conscience) Feige aus uns allen macht" und daß „der angeborenen Farbe der Entschließung des Gedankens Blässe angekränkelt wird". Conscience ist aber nicht nur das „Gewissen", das ist der Inbegriff von Bewußtsein, Denken, Erwägen; das ist die Betrachtung überhaupt, die grübelnde, theoretische Natur des Germanen, die ihn ans Leben hält und ihn hindert, kurzen Prozeß zu machen und den Druck der Uebel durch einen raschen Entschluß abzuwerfen. Es ist die Natur des Weltschmerzes oder wenigstens die demselben am meisten zugängliche. Um nun eine Versöhnung oder wenigstens einen modus vivendi mit der Welt zu gewinnen, gibt es mehrere Wege, die der am Weltschmerz Leidende betritt. Die schönste praktische Lebensäußerung desselben und, zum Glück für den leidenden Teil der Menschen, die am meisten verbreitete, ist der Drang, wohltuhun und nach dem Maß der eigenen Kraft das vorhandene Weh zu lindern, nicht nur, indem man dem Bedürftigen leibliches Gut gewährt, ihn speist und tränkt und kleidet, sondern indem man gegen die geistige und sittliche Not ankämpft, Licht trägt in das Dunkel der Unwissenheit, die Fundamente des Wissens da legt, wo es durch die harte Not versäumt wurde, und endlich auch noch da hilft, wo schlechte Erziehung, Not und Verbrechen den bedrängten Menschen zum sittlichen Fall brachten.

Aber das Weh, welches durch materielles, geistiges, sittliches Elend verursacht wird und in das wir mächtig helfend eingreifen, ist nur eine einzige Spezies in der Pandorabüchse menschlicher Uebel, die Shakespeare in obigem Sonett mit heller Fackel beleuchtet. Kaum weniger groß (wenn es dafür einen Maßstab gäbe) als der Schmerz um die wirkliche Menschennot, ist für viele derjenige um die uns im Leben umgebende markt- und charakterlose Lüge, und zwar die siegreiche Lüge, um Trug, Schein, Konvenienz. Glücklich derjenige, der davon nichts sieht oder sehen will, der jede Reflexion darüber starr von sich scheuht und schlicht und recht sein Tagewerk tut; beklagenswert derjenige, dessen Auge „in der Wesen Tiefe trachtet", der die Lüge und Heuchelei sieht oder nicht umhin kann, sie zu sehen, und sich ohnmächtig fühlt, dagegen etwas Erfolgreiches zu tun. Er würde dem lähmenden, thatlosen Schmerz über die Trümmer seiner schönen Träume, über Wahrheit und Menschenglück verfallen, wenn es ihn nicht zwänge, das beleidigte Ideal zu sühnen und zu rächen. „Wer da lügt, muß Prügel haben." Nach dieser meisen Vorschrift Mirza Schaffys richtet sich der Komiker, der Satiriker. Er nimmt den Kampf gegen die böse Trias Thorheit, Heuchelei, Lüge in der Waffenrüstung der Komik auf und spottet in scheinbar lustigster Souveränität der Gebrechen seiner Mitwelt. Aber seine Rüstung bedeckt nur das Weh in seinem Herzen, sein Spott ist die Frucht seines Schmerzes. Der komische Dichter — Plautus und Molière bezeugen das — muß erst einen tiefen Zug aus dem bittern Kelch des Lebens getan haben, ehe er durch seine Dichtungen auf sein Volk wirken kann. Erst dann ist der souveräne Scherz über das erbärmliche Treiben der Menschenwelt möglich, wenn man durch reiche Lebenserfahrungen zu dem Entschluß gekommen ist, die Welt von „Bestien und Narren" nicht mehr ernsthaft nehmen zu wollen. Der komische Dichter lacht über die Verkehrtheiten, Bosheiten, Schlechtigkeiten der Menschen, aber indem er lacht, meint seine Seele und fühlt das Wehe der Welt. Nicht nur Timon, Lenau, Heine sind die großen Dichter des Weltschmerzes, auch Molière ist es in eminentem Sinne, und nicht zum mindesten aus diesem Grunde bleiben seine Gestalten trotz Perrücke und altfranzösischer Tracht immer neu und jung. Noch heute, hundert Jahre nach Lessing, sterben die Tartüffes in unserer Gesellschaft nicht aus, noch heute gibt es aufgeblasene Pedanten, noch heute reichgewordene Epiciers, die den Gentilhomme zu spielen versuchen, so gut es eben gehen will, noch heute — Misanthropen, die sich im Kampfe mit der sie umgebenden fingierten Narrheit und Bosheit aufreiben.

Das wäre der zweite Weg, sich mit der Menschheit abzufinden, ein Weg des Kampfes weniger Auserwählter mit der Hoffnung auf schließlichen Sieg des Guten.

Und es gibt endlich einen dritten Weg, den schwersten: das wahrgenommene Böse und Verkehrte in Liebe und Erbarmen aufzulösen, eine Versöhnung, einen Friedensschluß zu feiern zwischen der realen und der idealen Welt. Der Weg ist schwer und liegt hoch; nur diejenigen beschreiten ihn und kommen ans Ziel, welche die Tragik des Lebens überwunden haben, überwunden haben nach schweren inneren Mühen und Kämpfen. Der Wegweiser zu ihm ist der Humor. Was die tragische Kunst bezweckt, die Erhebung des menschlichen Geistes über Leid und Untergang, das ist im Humor erreicht und erscheint in ihm gewissermaßen personifizirt; er ist die Friedensbrücke zwischen Realität und Ideal. Der bescheiden Zufriedene, der still Tugendhafte, der in engem Kreise Glückliche betritt diesen Weg nicht, er fühlt nicht den Bruch zwischen Natur und Geist und hat nicht das Bedürfnis, die Wirklichkeit am Maßstabe des Ideals zu messen. Nur wem die schreiende Disharmonie zwischen der Welt des reinen Lichts und den sie entstellenden Erscheinungen tief ins Bewußtsein gedrungen ist, wer den Willen und das Rüstzeug hat, die Gegensätze abzuklimpfen und abzurunden, und endlich, wessen Lippe die Muse mit weihendem Kusse berührte, der wird auf jenen hohen und herrlichen Weg gelangen, aber nicht im Frühling seines Lebens, sondern erst viel, viel später . . .

„Erst spät im Herbste,
Wenn schmal des Lebens
Gewittergarben
Den Blütenzauber
Hinweggetrieben,
Gedrückt am Zweige
Verblichner Hoffnung,
Humor, die Schwere,
Die schmerzgenährte
Vollsaftige Goldfrucht."

Jean Paul sagt, es gebe für uns drei Wege, um glücklich zu werden und sich zu erheben über den Jammer der Erde.

„Der erste ist, wie ein Adler in solcher Höhe zu schweben, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Volksgraben, Heinhäusern und Gewitterableitern unter seinen Füßen wie ein zusammengeschrumpftes Kindergärtchen daliegen sieht.

„Der zweite, wie eine Lerche gerade herabzufallen in das Kindergärtchen und dort sich so heimisch wie möglich in einer Furche einzunisten, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchennest herausseht, man ebenfalls keine Wolfsgruben und Heinhäuser, sondern nur Aehren erblickt, deren jede für den Restvogel ein Sonnen- und Regenschirm ist.

„Der dritte, welcher der schwerste und klügste ist, mit den beiden ersteren zu wechseln, bald Adler, bald Lerche zu sein und so, zwischen Himmel und Erde fliegend, nicht nur für sich selbst jener höheren Weltharmonie sich zu freuen, sondern auch andere daran teilnehmen zu lassen und sie in dieselbe einzuführen."

Wenn eine Deutung dieser Sätze erlaubt ist, so wandeln auf dem erstgenannten Wege jene antik gearteten, harmonischen Naturen, zu ernst und doch angelegt, um die kleinen Leiden und Wunderlichkeiten des homo sapiens, auch seine Verkehrtheiten und Tücken zu sehen. Ihr hoher Schönheits- und Formensinn läßt sie die Brüche und Unvollkommnisse der kleinen Erdenwelt ignorieren und scheuen, andererseits ist ihre Seele zu ruhig und zu gesammelt, als daß sie beständig schwanken könnte zwischen gemütvoller Hingabe an die Dinge und witziger Kritik derselben. In solchen Glücklichen dürfte bei uns ein Klopstock, Lessing, Schiller, Goethe zu zählen sein.

Auf dem zweiten Wege wimmeln zahllose gute Menschenkinder, wie ich sie oben geschildert. Sie blicken nicht nach links oder rechts, thun schlicht und recht ihr Tagewerk und lassen sich von Spekulation und Reflexion ihre Atmosphäre nicht trüben. Aus ihrem warmen Nest heraus sehen sie nur einen kleinen Kreis, und kommt in diesen Kreis der Mensch hin mit seiner Qual, so helfen sie, soweit sie können. Sie mögen glücklich sein, aber sie beglücken selten.

Daß Jean Paul mit dem dritten Wege den Humor hat allegorisiren wollen, ist mir nicht zweifelhaft. Nicht ohne Grund bezeichnet er ihn als den schwersten. Es dürfte ihm dabei die schwere künstlerische Bewertung der herrlichen Gottesgabe, der eigene beständige Kampf seiner Empfindsamkeit und überflutenden Phantasie mit der künstlerischen Formengebung, seiner Exzentrizitäten mit seinem Idealismus vorgeschwebt haben. Jedenfalls ist es das höchste Glück, nicht nur im Ausblick zu den heiteren Höhen des Lichts, sondern auch im unerschrockenen Anblick der tiefsten Erdentiefen seinen Weltfrieden zu finden und vor allem — andere desselben teilhaftig zu machen oder wenigstens einen Strahl desselben in ihre Seele fallen zu lassen. Denn gerade hierin liegt die unschätzbare, menschenerziehende Bedeutung des Humors. Er erheitert uns nicht nur in Stunden harmloser Freude, sondern er erhält auch unser inneres Leben gesund und harmonisch, indem er uns ebensosehr vor einseitigem Idealismus bewahrt, der die Macht der Wirklichkeit unterschätzt, als vor jenem niedrig kriechenden, einseitigen Realismus, welchem vor jedem idealen Gedankenfluge graut, und der die engen Zirkel seiner Weltklugheit nach keinen Hauch aus idealer Region gestört sehen will. Und so ist der Humor eine edle geistige Errungenschaft und nicht nur in tiefen Naturen, die sich, wie wir gesehen, zu einem dauernden Frieden der Seele, zu innerer Gesundheit und Harmonie durchgerungen haben.

Aus diesem Grunde finden wir ihn nicht oder nur spärlich in der alten Welt. Weder der ernste Römer, noch der seelenfrohe und geistreiche Grieche kennt den schmerzlichen Zwiespalt zwischen der realen und der idealen Welt, er hat auch kein ausgeprägtes Bewußtsein der ewigen Mächte, welche allein im stande sind, diesen tiefen Kontrast zu überwinden. Der Humor gehört wesentlich der christlichen Menschheit an. Das Mittelalter zeigt allerdings deutliche Spuren von Humor in den Dichtungen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, denn es fühlt wohl die schmerzliche Disharmonie jener beiden verschiedenen Welten tief und innig, aber bei der naiven Glaubensseligkeit, die sich aus den Fesseln hierarchischer Bevormundung weder herauszuringen will noch kann, kommt es nicht zu der souveränen Geistesfreiheit, die allein den echten, über den Dingen schwebenden Humor gebären kann. Erst das Reformationszeitalter hat mit seiner geistigen Freiheit den echten Humor erzeugt (auch Ariost ist ein Kind dieser Zeit), und da sprudelt dieser Jungbrunnen vor allem köstlich in den lange nicht genug gelannten Tischreden Luthers in herzgewinnender Weise. Dieser kernhafte Humor zieht sich sogar bis in sein Gebet hinein, indem er in echt kindlicher Zuversicht seinem lieben himmlischen Vater seinen „Sorgerock vor die Thüre wirft" oder ihm „mit seinen großen Versprechungen die Ohren reibt".

Es ist naturgemäß, daß diejenigen Kulturvölker der Neuzeit, bei denen sich tiefe Innerlichkeit des Gemütslebens mit der Schärfe des Gedankens eint, die wahren Träger des Humors werden mußten. Wir haben gesehen, daß es die Engländer sind, die in hervorragender Weise als solche bezeichnet werden können. In keinem Lande haben nach dem eigenen Urteil bedeutender Engländer die Humoristen so veredelnd auf das Volksleben gewirkt, als in England. „Unsere humoristischen Schriftsteller," sagt Thackeray, „Männer wie Addison, Goldsmith, Dickens haben nicht nur zu unseren reinsten und harmlosesten Vergnügen beigetragen, sie haben uns auch mit gerechtem Haß gegen alle Heuchelei und Heuchelei, Falschheit und Anmaßung erfüllt, haben unsere Liebe zu allem Guten, Großen und Heiligen vermehrt, sie haben uns glücklicher und besser, nachsichtiger und mitleidiger, kurz, liebevoller gemacht gegen Gott und Menschen."

Der unübertroffene dramatische Meister des Humors bleibt Shakespeare, sei es, daß er uns im Falstaff die beiläufige Differenz zwischen der moralischen Verkommenheit des feigen Bramarbas und dem Kavalier vorführt, oder ob er durch seine allezeit klugen und weisesten Narren der bedrängten Geradheit und Offenheit zum moralischen Siege verhilft über Verblendung und Leidenschaft, oder endlich ob er uns erfreut mit dem feinen Gemütsmesch der Portia, in dem sich der ganze Zauber geistiger Bildung der Renaissance zu offenbaren scheint. An Shakespeare und nur an ihn wird der große Zukunftsdramatiker des Humors, auf den wir Deutsche hoffen wollen, anzuknüpfen haben.

Aber auch wir besitzen eine große Zahl von humoristischen Schriftstellern von Fischart bis Jean Paul, und nicht nur das, sondern unser Volk ist durch und durch humoristisch, wenn auch bisweilen in derber Form, besonders in Niederdeutschland. Als einen Humoristen vom reinsten Schlage möchte ich Johann Peter Hebel bezeichnen, der in den „Erzählungen des rheinischen Hausfreundes" einen unvergleichlichen Schatz von Gemütstiefe und Komik in inniger Vereinigung niedergelegt hat. Immer kehrt man mit erneuter Lust zu diesen Geschichten zurück, weil sie aus einer Menschenseele stammen, die selbst unergründlich war in Ernst und Scherz, die mit unendlicher Liebe alles Leben umfaßte und doch zugleich die Narreteien und Verkehrtheiten desselben mit feinster Witterung auszuspüren und witzig zu beleuchten verstand. (Herr Charles, Kannitverstan und so weiter.) Auch verschiedene Aufsätze und Dichtungen des Wandsbecker Boten, ich nenne darunter den unendlich liebenswürdigen Aufsatz „Eine neue Erfindung", gehören zu den besten Gaben deutscher Humoristik.

Einer groben Unterlassung aber würde ich mich schuldig machen, wenn ich nicht etwas näher auf den deutschen Schriftsteller eingehen wollte, der unter den neueren unstreitig die höchste humoristische Begabung besaß und sich das unschätzbare Verdienst erworben hat, den Ernst unserer Zeit mit mehr gesunder und erquicklicher Heiterkeit durchbrochen zu haben als alle Witzblätter und sogenannten Humoristen unserer Tage zusammengenommen.

Ich meine Fritz Reuter. In seinem unnachahmlichen Meisterwerk „Ut mine Stromtid" findet der echt deutsche köstliche Humor in der Person des „Entlopter Pratig" einen Vertreter, der den Vergleich mit den „Pickwickiern" oder

by Google

„David Copperfield" nicht zu scheuen braucht. Erwacht nicht sogar in jedem, der nur an den „Onkel Bräsig" denkt, alsbald diejenige Stimmung, die wir als die humoristische kennzeichneten? Wem tritt nicht das Lachen nahe, und wem geht nicht zugleich das Herz in warmer Zuneigung auf, wenn er ihn sich vorstellt, „den lütten Mann mit den rödlich Gesicht un de staatsche rede Nas, de bei wat in de Welt stell, up sine korten Beinings, de hellschen utwarts stunnen un so leten, als wären sei in dat lange Bawenliw verfürt inkrawen worden". Aber es ist sicherlich nicht seine wunderliche Gestalt, die uns so anzieht, oder sein hochkomischer Jargon, in dem er spricht, „der gebildete Stil", in dem er seinem Freunde Karl Hawermann schon in der Schule „über wur", wie auch im Hochdeutschen und in der „Litographie", nicht seine drolligen Verrenkungen der Fremdwörter, es ist auch nicht seine oft sehr witzige Beurteilung der Dinge und Persönlichkeiten, sondern es begründet sich der Zauber dieses Menschen vorzüglich darauf, daß wir zwischen all' seinen Wunderlichkeiten und Lächerlichkeiten in ihm das zuverlässigste, gediegste Gemüt, den helfenden Freund und Berater aller erkennen.

Hier sehen wir ihn den vom Sarge seiner jungen Frau kommenden, noch weinenden Hawermann als seinen „Kollbroder ein bischen aufmuntern", dort hören wir ihn an seines Patenkindes Konfirmationstag seine endlich rührende Predigt äußern, sein Mining werde in der Prüfung „hacken" bleiben, wobei er „Judasmarteen" ausspeie. „Nu kommt's, passen Sie Achtung, nu kommt's," flüstert er seinem alten Freund Hawermann in der Kirche zu, „Korl, Du sullst sehen, he kriegt sie, Mining kriegt die große Wasserfrag'. Ich hab' sie gewußt, Krischan Gabl kannt' sie nich, und ich mußte sie sagen; nu obersten hab' sie auch vergessen und red blok den Anfang: ‚Wasser thut's freilich nicht, sondern der Geist Gottes . . .'"

Und als Mining ihre Lektion ohne Stocken endbächtig hergesagt, wirft der Alte, von seiner teilnehmenden Angst befreit, einen harten Thaler in den Klingelbeutel und küßt dann sein Patchen unter Thränen, die er hinter Husten und Räuspern schlecht zu bergen weiß. „Denn em würd' so swarrig, als wihr bei sülwst noch en Kind, un bei see sei rundting dat un flettert ehr in de Uhren: ‚Laß man gut sein, Mining, laß man gut sein, ich schenk' Dich auch was.' Un wil bei nu nich wüßt wat, un bei grad sixen Snuwdauk tau Hand nehmen muß, sad bei: ‚Ich schenk Dich auch en Dutzend Snuwdäuk' — recht bunte,' denn bei wull sein Sak jüst gaud maken."

Der Humor, so recht aus der Empfindungsweise des deutschen Volkes herausgewachsen, wird in seiner poetischen Gestalt stets ein Liebling desselben sein; der heitere Tröster in schweren Stunden, der sinnige Freund der Armen, der ernste Mahner der Reichen. Mag der flüchtige Blick in dem Humoristen nur den Schalk erkennen; das tiefer dringende Auge sieht in ihm den Priester, der, auf der Brücke zwischen der ästhetischen und sittlichen Welt stehend, das Reich der Wirklichkeit mit dem der Ideen zu versöhnen strebt, sieht in ihm den heitern Propheten künftiger Weltharmonie.

Zahlenfügungen.

Von

Detlev von Gegern.

(Alle Rechte vorbehalten)

Schon die Pythagoräer schrieben im Altertum den Zahlen und deren Zusammenfügungen und Verbindungen eine über die gewöhnlichen arithmetischen Ergebnisse, so überraschend diese zuweilen auch sein mögen, hinausgehende symbolische, das Gebiet der Mystik streifende Kraft und Bedeutung zu, und durch das ganze Mittelalter zieht sich die Zahlensymbolik, welche auch heute noch im Volksglauben so weit wirksam ist, daß — meist ohne bestimmt bewußte Gründe — gewisse Zahlen für böse und unheilvoll, andere für glückbringend und segenreich gelten. So wird überall von einer bösen „Sieben" gesprochen, weil man sieben Todsünden gefunden hat, obgleich im Altertum die Sieben durchaus keine unglückliche, sondern eine heilige und segenbringende Zahl war, bei den alten Aegyptern wie bei den Juden und auch in der christlichen Kirche, denn sieben Planeten beherrschten den afterologischen Himmel, sieben Tage bildeten die Schöpfungswoche und der siebente ist der Feiertag; bei den Griechen war die Sieben dem Apollo heilig, und die katholische Kirche hat sieben Sakramente und teilt den Tag in sieben kanonische Stunden. Die Zahl dreizehn gilt als todbringend in geselligem Kreise, weil der Dreizehnte dem Kuß des Judas verfällt, und die Drei gilt umgekehrt als eine Glückszahl, weil sie die pythagoräische Weltschöpfung darstellt und die christliche Dreieinigkeit Gottes in sich schließt.

Außer dieser Symbolik hat man aber in den Zahlen der Jahre noch weitere Beziehungen zu den Ereignissen in der Geschichte der Völker und in dem Leben der einzelnen gesucht und auch oftmals ganz wunderbare Zusammenfügungen gefunden. Es kann in diesen Zahlenfügungen freilich selbst jemand, der noch so sehr zum Glauben an mystische Einflüsse geneigt sein möchte, keinen ursächlichen Zusammenhang finden wollen, da ja die Jahreszahlen nach verschiedenen Zeitrechnungen verschieden sind und auch heute noch Ereignisse, die Anfangs Januar zum Beispiel stattfanden, in Rußland und Deutschland unter andere Jahreszahlen fallen. Immerhin aber sind solche Zahlenfügungen oft sehr merkwürdig und überraschend wie die zum Beispiel während des Mittelalters vielfach gemachten Zusammenstellungen römischer Ziffern aus den im Namen historischer Persönlichkeiten enthaltenen Buchstaben.

In neuerer Zeit hat man auf diesem Gebiet mehrfach versucht, aus der Verbindung historischer Jahreszahlen wiederum historische Ereignisse hervorgehen zu lassen, und ein Freund unseres Blattes hat uns in dieser Richtung eine Reihe von sehr merkwürdigen Resultaten zur Verfügung gestellt, welche sich zumeist auf die Ereignisse der neueren Geschichte beziehen. Wir glauben, daß unsere Leser die Ergebnisse dieser Kombinationen mit Interesse kennen lernen werden, und lassen daher die überraschendsten und bedeutungsvollsten derselben hier folgen.

Zunächst ein Beispiel aus der neuern französischen Geschichte, das aus denselben Kombinationen direkten Resultate für den König Louis Philipp und den Kaiser Napoleon III. ergibt.

Louis Philipp bestieg den französischen Thron im Jahr	1830
addirt man dazu die Quersumme seines Geburtsjahres 1773	1 7 7 3
so ergibt die Summe das Ende seiner Regierung	1848.
Addirt man wieder zu der Jahreszahl seiner Thronbesteigung	1830
die Quersumme des Geburtsjahres seiner Gemahlin 1782	1 7 8 2
so findet man wieder das Ende seiner Regierung	1848.
Endlich wieder zu der Jahreszahl seiner Thronbesteigung	1830
addirt die Quersumme der Jahreszahl seiner Vermählung 1809	1 8 0 9
ergibt ebenfalls die ominöse Zahl	1848.

Ganz dasselbe Resultat findet sich bei Napoleon III., nur daß hier nicht das Jahr seines Sturzes, sondern das letzte Jahr seiner Regierung herauskommt.

Napoleon III bestieg den französischen Kaiserthron	1852
dazu das Jahr seiner Geburt 1808 addirt	1 8 0 8
gibt	1869,

das letzte Jahr seiner Regierung.

Ebenso zu dem Jahr seiner Thronbesteigung 1826, das Geburtsjahr seiner Gemahlin, der Kaiserin Eugenie, addirt (in der Quersumme) gibt 1869, und dieselbe Zahl des letzten Jahres seiner Regierung kommt heraus, wenn man zu dem Jahr seiner Thronbesteigung die Quersumme des Jahres seiner Vermählung 1853 hinzuzählt. Dieses bei den beiden letzten Monarchen Frankreichs gleichartige Zahlenergebnis ist in der That außerordentlich überraschend und merkwürdig.

Wenn wir nun zur deutschen und preußischen Geschichte übergehen, so finden sich ebenfalls viele merkwürdige Resultate historischer Zahlenfügungen. Nehmen wir zunächst das Todesjahr des Königs Friedrich II., 1786, und rechnen dazu die Quersumme des Geburtsjahres desselben, 1712 = 11, so finden wir 1797, die Zahl des Geburtsjahres Kaiser Wilhelms I. Aus den beiden Zahlen, welche das Leben des großen Königs begrenzen, der Preußen zuerst zur Großmachtstellung erhob, erwächst also die Zahl, welche die Geburt des ersten deutschen Kaisers aus dem Hohenzollernhause bezeichnet.

Kaiser Wilhelm I. bestieg als König den preußischen Thron im Jahre 1861. Seine erhabene Mutter, die Königin Luise, welcher der Gram über die Erniedrigung Deutschlands durch Napoleon I. das Herz brach, starb im Jahre 1810. Die Quersumme dieser Todesjahreszahl der edlen Königin ist = 10. Die Zahl 10 nun zu 1861 addirt, ergibt 1871, das Jahr, in welchem der königliche Sohn die Mutter an dem dritten Napoleon rächte und die prophetisch klingenden Worte der edlen Dulderin zur Wahrheit machte.

Die Quersumme von 1871, dem Jahre der Gründung des neuen deutschen Reiches, ist 17. Und 17 Jahre regierte Kaiser Wilhelm I., der Begründer des Reiches, bis zum Jahre 1888.

Beiläufig bei hier bemerkt, daß die Zahl 17 in der deutschen Geschichte schon früher eine bedeutungsvolle Rolle spielt. Kaiser Heinrich I., der Lothringen wieder zum Reiche brachte, regierte 17 Jahre, ebenso Kaiser Heinrich III., der das alte deutsche Reich zu hoher Macht aufrichtete, und Otto der Große empfing die deutsche Kaiserkrone im Jahre 962, dessen Quersumme ebenfalls 17 ergibt. Was den so früh dahingeschiedenen Kaiser Friedrich III. betrifft, so dürften folgende Zusammenstellungen bemerkenswert sein:

Wenn man zu dem Todesjahr der Königin Luise — 1810 — die Quersumme des Geburtsjahres dieser Königin 1776 = 21 hinzuzählt, so findet man 1831, die Zahl des Geburtsjahres Kaiser Friedrichs III.

Das Geburtsjahr der Kaiserin Augusta ist 1811. Addirt man dazu die Quersumme des Vermählungsjahres der Kaiserin 1829 — 20, so ergibt sich wieder das Geburtsjahr des Kaisers Friedrich III., 1831. Die Zahl des Geburtsjahres dieses so schmerzvoll dahingeschiedenen Kaisers erwächst also aus je zwei bedeutungsvollen Lebenszahlen seiner Mutter und Großmutter.

Ganz besonders überraschend sind die Zahlenfügungen, welche unsern jetzt regierenden Kaiser Wilhelm II. betreffen.

Das Geburtsjahr des Kaisers	1859
ergibt unter Hinzurechnung des Geburtsjahres der Kaiserin 1858	1 8 5 8
das Jahr der Vermählung der allerhöchsten Herrschaften	1881.

Ebenso auch umgekehrt, das Geburtsjahr der Kaiserin 1858 ergibt unter Hinzurechnung der Quersumme des Geburtsjahres des Kaisers Wilhelm II. wiederum 1881, die Zahl des Vermählungsjahres.

Ebenso findet sich diese Zahl des Vermählungsjahres, wenn man zu dem Geburtsjahr des Kaisers das Jahr addirt, in welchem Kaiser Wilhelm I. die Regentschaft antrat, wie auch das Vermählungsjahr der Eltern Kaiser Wilhelms II., beides 1858.

Wundersame Beziehung hat das Geburtsjahr unseres jungen Kaisers zu der deutschen Geschichte.

Kaiser Wilhelm II. ist geboren	1859
König Friedrich der Große ist geboren 1712	1 7 1 2
Die Addition ergibt das Jahr der großen Kämpfe und Siege	1870.
Ferner: Kaiser Wilhelms II. Geburtsjahr	1859
dazu die Quersumme des Regierungsantrittsjahres Friedrichs des Großen 1740	1 7 4 0

ergibt das Jahr der Errichtung des neuen Reiches 1871.

Die Thronbesteigung Kaiser Wilhelms II. — 1888 — ergibt sich, wenn zu der Zahl der Gründung des deutschen Reiches — 1871 — deren eigene Quersumme — 17 — hinzugezählt wird.

Ganz besonders wunderbar gestalten sich auch die Zahlenfügungen, welche sich auf unsern kindlichen, zarten Kronprinzen, die Freude unseres Kaisers und die Hoffnung des Reiches, beziehen, indem dessen Geburtsjahr aus den Geburtsjahren seiner Eltern in Verbindung mit bedeutungsvollen Jahreszahlen aus der Geschichte seines Hauses erwächst.

Kaiser Wilhelm II. ist geboren	1859
addirt man dazu die Quersumme von 1688, dem Todesjahr des Großen Kurfürsten,	1 6 8 8
so ergibt sich unseres Kronprinzen Geburtsjahr	1882.
Ebenso wenn man zu dem Geburtsjahr der Kaiserin	1858
hinzuzählt das Geburtsjahr des Kaisers Wilhelm I., 1797, in seiner Quersumme,	1 7 9 7
so findet man wieder das Geburtsjahr des Kronprinzen	1882.

Wir sind überzeugt, daß unsere Leser diesen überraschenden Zahlenfügungen mit Interesse gefolgt sein werden. Vielleicht finden sich bei sorgsamem Experimentiren noch andere merkwürdige Zusammenstellungen und Ergebnisse. So wunderbar freilich dieselben auch sein mögen, so glauben wir doch nicht, daß man irgend einen innerern Zusammenhang zwischen den Zahlen und den Ereignissen wird behaupten wollen oder nachzuweisen versuchen. Man wird eben darin nichts anderes finden können als ein seltsames Spiel des Zufalls.

Römische Post vor der Porta di San Lorenzo.

(Hierzu das Bild Seite 373.)

Das interessante Bild führt uns eine jener malerischen Scenen vor Augen, wie sie sich zu der Zeit, da die Eisenbahn in Italien noch eine unbekannte Sache war, häufig abspielten. Die schwerfällige Reisekutsche mit den zwei unansehnlichen, aber ausdauernden Kleppern war stets ein willkommener Gast in den Herbergen, die an der Landstraße lagen. Mit dem Leben, das die vornehmen Reisenden in den stille Gebäude brachten, kehrte auch der Gewinn ein, und die wenigen Soldi, welche die Wirtsleute erhielten, erfreuten sie doch mehr, als heutzutage Goldstücke und Geldscheine den verwöhnten Hotelier. Für die Reisenden jener Zeit hatte freilich die Sache auch ihre Kehrseite, und unser Bild

bietet ein Prächen davon. Nach langer, beschwerlicher Fahrt in der alten, schlecht gefederten Postkutsche, die mit entsetzlichem Gerüttel über die vernachlässigten Landstraßen dahinzuholpern pflegte, sind sie endlich an ihrem heutigen Reiseziel angelangt. Erleichtert aufatmend entsteigen sie dem engen, schwülen Raum, aus dem sie sich schon lange hinausgesehnt. Da harrt der harmlosen Wanderer eine neue Geduldsprobe in Gestalt der Zollvisitation. Bevor sie noch Zeit haben, sich die kleinste Labung zu gönnen, müssen sie Koffer und Reisebündel aufschließen und entschnüren, damit der unerbittliche Mautbeamte sie bis auf den Grund durchwühlen kann, um festzustellen, ob nichts Zollpflichtiges darin aufzustöbern sei. Und wehe ihnen, wenn er entdecken sollte, daß sie seiner Findigkeit ein Schnippchen zu schlagen versucht! Ist endlich auch diese Prüfungszeit glücklich überstanden, dann läßt man sich sein Quartier anweisen, um den Reisestaub abzuschütteln und nach Möglichkeit einen neuen Menschen anzuziehen. Wie mag es im Hause drin aussehen? Forschen wir nicht allzu tief! Reinlichkeit ist bekanntermaßen eine Tugend, die erst in dem geeinten Italien allgemach ihren Einzug zu halten beginnt. Freilich ist sie auch eine Feindin jener ehrwürdigen Patina, die diesen verwitterten Mauern einen so absonderlichen Reiz verleiht, und mit der alles ausgleichenden Geistung und Verfeinerung unserer Tage verwischen sich leider auch mehr und mehr jene malerischen Vollstrapen, die dem Bild unseres Meisters so wohl anstehen.

Ludwig Barnay und sein „Berliner Theater".

Es gibt auf dem weiten Gebiete der deutschen Schauspielkunst wenig Namen, die einen so ausgezeichneten Klang haben, wenige, deren Träger sich sowohl in der Bühnenwelt selbst wie im Publikum so außerordentlicher Sympathie erfreuen wie Ludwig Barnay. Mit weitausblickendem Geiste begabt, der, ohne das Naheliegende und fürs Alltagsleben Notwendige zu übersehen, die höchsten Ziele im Auge hat, mit einem Charakter von der Natur beschenkt, der nicht in der Befriedigung persönlichen Ehrgeizes, sondern nur darin sein Genügen findet, der großen Sache Dienste geleistet und seine ganze Kraft der Allgemeinheit gewidmet zu haben, mit vollstem Verständnis begabt für die Notwendigkeit, die Forderungen des realen Lebens in Einklang zu bringen mit den Gepflogenheiten des frischen, fröhlichen Künstlertums — so hat Ludwig Barnay schon vor Jahren zu den Lorbeeren, die er als vorzüglichster Künstler errungen, sich eine unvergängliche Ehrenkrone erworben als der Begründer der „Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger". Er schuf jene Berufsgemeinschaft, die alle an deutschen Bühnen wirkenden Künstler umfaßt, um aus den Zinsen des jetzt schon nach Millionen zählenden Vermögens den Veteranen und Invaliden der Kunst einen sorgenfreien Lebensabend zu bereiten.



Ludwig Barnay.

Und noch einmal stellte Barnay sich selbst, seine faszinierende Persönlichkeit, die bezwingende Macht seines Geistes und — diesmal auch seine eminente Künstlerschaft in den Dienst einer Idee. In der Reichshauptstadt wollte er ein Theater begründen, das ein Volkstheater sein sollte im allerbesten Sinne des Wortes. Nicht für die kleinen Kreise Jener wollte er thätig sein, die nur am raffinirtesten litterarischen und künstlerischen Genußkitzel ein Behagen finden — dem Volke wollte er seine geistige und künstlerische Kraft weihen. Nicht herabsteigen sollte die Kunst zum Volke — nur zu leicht sitzt das wie eine Entwürdigung aus; emporheben wollte er die Masse des Volkes zur lichten Höhe, in welcher die Kunst thront, die nichts Kleinliches, nichts Gemeines um sich duldet. So wurde der Name Barnay zu einem Programm — zum Programm des neuen Theaters, und als er die Werbetrommel rührte, da strömten sie von allen Seiten herbei, die künstlerischen Größen, die unter seinen Fahnen künstlerische Triumphe zu feiern hofften. Das alte Walhalla-Theater in Berlin wurde fast von Grund aus umgebaut, so daß es in seinem Aeußern wie in seiner inneren Einrichtung, besonders im Hinblick auf die Errungenschaften der modernen Theatertechnik zu den bestausgestatteten Schauspielhäusern der Metropole an der Spree gehört. Unsäglich war die Mühe, fast übergroß die Last der Arbeit, mit welcher die Organisation des gewaltigen Unternehmens verbunden war, und es gehörte die ganze kolossale Willensstärke und Arbeitskraft Barnays dazu, um hier nicht zu ermatten, sondern das Begonnene rüstig fortzuführen. Schon während dieser vorbereitenden Arbeiten aber wurde ihm die Anerkennung für seine Bestrebungen dadurch zu teil, daß die ersten Künstler sich ihm anschlossen, daß Größen wie Hedwig Niemann, Clara Ziegler, Friedrich Haase, Josef Kainz und andere in den Verband seines Theaters traten, und daß das Publikum das regste Interesse an dem Fortschreiten des so großartig und so schön geplanten Werkes nahm. Als nun ins Leben trat, was so lange und mit so unermüdlicher Arbeit vorbereitet war — als man am 16. September 1888 Ludwig Barnay sein „Berliner Theater" mit Schiller-Laubes „Demetrius" eröffnete und durch Einzelleistungen, durch Ensemble und Inszenirung bewies, wie Großes zu bieten er willens und auch im Stande war, da brachte der Jubel und Beifall, der das weite Haus erbeben machte, zum Ausdruck, wie mächtig jedes Einzelne ergriffen war von dem Bewußtsein, Zeuge zu sein einer groß gedachten, vornehm ausgeführten, wahrhaft künstlerischen That.

Dem ersten Triumphe schloß sich eine Reihe weiterer und, was besonders hervorzuheben ist, in jeder Hinsicht wohlverdienter Erfolge an; „Die Braut von Messina", „Medea", „Julius Cäsar" und eine bedeutende Anzahl moderner Schöpfungen auf dem Gebiet des Schauspiels und Lustspiels (wie „Ewa" von Richard Voß, „Die wilde Jagd" von Ludwig Fulda) kennzeichnen die edle Richtung, in welcher sich das Repertoire des „Berliner Theaters" fortentwickelt, und sind als Etappen zu bezeichnen auf dem Wege zur höchsten Gunst des Publikums, welche dem jungen Institut aus allen Kreisen, den vornehmsten wie den geringsten, zu teil wird und die ihm hoffentlich auch unwandelbar treu bleiben.



Barnays Theater in Berlin. Entworfen und erbaut von Hofbaumeister G. Schmitzer, Oldenburg-Berlin.

Digitized by Google



Lautenspielerin.

Gemälde von H. Vogler.

Jonel Fortunat.

Ein Roman aus Rumänien
von
Marco Brociner.

(Fortsetzung.)

In Jonels Briefwechsel mit Florica kam Leas Name oft vor. Er wußte, daß sie mehrere Jahre auf Kosten des Herrn Valsamaki in einem Institut in Bukarest geweilt, er wußte, daß sie seit einiger Zeit bei Madame Falnitza lebe, die bei ihr fast Mutterstelle vertrete, daß Valsamaki als ihr Bräutigam galt und daß sie Christin werden wollte, um ihn zu heiraten. Und sie mußte ein schönes, ein herrliches Mädchen sein, denn Florica schwärmte geradezu für sie. Arme Florica! Sie war immer noch krank und gelähmt. Und sie hatte sich in ihr Schicksal mit einer heitern Resignation gefunden.

Aber manchmal glaubte er doch aus ihren Briefen ein tiefes, bitteres Weh herauszulesen. Wie wehmütig hatten die Worte in ihrem letzten Schreiben geklungen, in denen sie ihre Freude über seine bevorstehende Ankunft bekundete. Jonel zog diesen Brief aus seiner Busentasche hervor und entfaltete ihn.

„Ich erwarte Dich," so schrieb sie, „mit glühender Sehnsucht, mein süßes Brüderchen. Ich weiß, Du bist groß und schön geworden und lebst fröhlich in den Tag hinein. Deine arme, kranke Schwester, die Tag für Tag, jahraus, jahrein im Rollstuhl hockt, wird Dir daher eine magere Unterhaltung gewähren. Aber Du wirst Dich doch bei uns amüsiren, wir haben zwei herrliche Mädchen hier: Lea, Deine alte Feindin, die jetzt mit einem einzigen Blick aus ihren schwarzen Augen alle Männer bezaubert, und dann Fräulein Pia Dobrescu, ein Mädchen mit goldblondem Haar und Veilchenaugen. Du wirst diesen Damen den Hof machen, und wenn sie sich in Dich verlieben, dann wollen wir beide darüber lachen. Aber Du darfst Dich nicht verlieben, mein liebes Brüderchen, Du willst ja ein großer Mann, ein Heros unseres Landes werden, und da darfst Du die Zeit nicht mit Liebeleien vertändeln. Aber ich langweile Dich mit meinem albernen Geschwätz, nicht wahr? Nimm es mir nicht übel, es ist so traurig und unbehaglich bei uns zu Hause. Mama grollt immer, Papa ist unter der Last seiner Geschäfte gebückt und es müssen recht schlechte Geschäfte sein. Ach, wenn Du nur bald, recht bald kämest . . ."

Jonel faltete den Brief zusammen, küßte ihn und legte ihn ins Portefeuille. Es ward ihm so wundersam weich ums Herz und ein unendliches Mitleid überkam ihn mit seiner armen Schwester. Da erblickte er die Gestalt des Popen Konstantin, der in der Thüre seines Häuschens stand. Aber es war nicht der gesunde, frische und wohlgenährte Gottesmann, als welcher der Pope in Jonels Erinnerung lebte, sondern eine hagere Gestalt mit bleichen, eingefallenen Wangen, einem völlig ergrauten Bart und tiefliegenden Augen. Nur die Nasenspitze leuchtete glänzend rot wie vor Jahren. Jonel schritt rasch dem Häuschen zu. Vor dem Popen angelangt, blieb er stehen und schaute ihm lächelnd ins Gesicht. Pope Konstantin betrachtete ihn eine Weile aufmerksam, auf einmal heiterte sich sein Gesicht auf und mit dem Rufe: „Jonel!" schloß er den jungen Mann in die Arme. Dann ließ er ihn wieder los, musterte mit bewundernden Blicken die schlanke Gestalt des jungen Mannes und zog ihn in die Stube.

„Du bist es, Du bist es wirklich!" rief er freudig erregt. „Der arme, gottselige Brunner, was hätte der für eine Freude gehabt, und wie wird sich der gnädige Herr freuen! Aber vorerst wollen wir ein Gläschen Wein trinken!" Er rannte einige Zeit in freudiger Verwirrung in der Stube umher, stürzte einen Stuhl um, rannte sich den Kopf an den Schrank an und fuhr dann mit dem Aermel seines Talars über den staubbedeckten Tisch, auf dem bald eine Flasche Wein und zwei Gläser standen. Der Pope schenkte sie voll. „Sollst leben, mein Sohn!" rief er, mit Jonel anstoßend. Er leerte sein Glas auf einen Zug. „Wann bist Du in Banesti eingetroffen?"

„Soeben; ich habe Alexe mit dem Wagen ins Schloß vorausgeschickt, ich wollte vorerst ein halbes Stündchen in alten Erinnerungen schwelgen. Wie geht es Euch?"

„Schlecht, sehr schlecht, mein Sohn," seufzte der Pope; „während der vielen Jahre, da Du draußen in der Fremde studirt hast, hat sich hier vieles verändert. Auch ich bin nicht mehr derjenige, der ich einst war."

„Man wird älter und ernster!" lächelte Jonel.

„Ah pah, das Alter allein thut es nicht, aber der Gram, die Sorgen und der Hunger! Ja, der Hunger!"

„Der Hunger?" fragte Jonel ernst.

„Ja wohl," seufzte der Pope, indem er sich auf dem Diwan niederließ. „Als der gnädige Herr unverheiratet war," fuhr er gedrückt fort, „bezog ich von ihm einen regelmäßigen Monatsgehalt von drei Dukaten. Wenn man noch dazu rechnet, was ich sonst noch nebenbei verdiente und die Erträgnisse meiner fünf Pogon Ackerboden, so ergibt dies ein recht nettes Sümmchen. Aber Deine Stiefmutter ist — wie soll ich nur sagen — sie ist eine aufgeklärte Frau, sie kümmert sich weder um Gott noch um den Teufel und am allerwenigsten um einen armen Popen. Mit einem Worte: seit zehn Jahren habe ich vom gnädigen Herrn keinen roten Ban (Centime) mehr bekommen, und in der letzten Zeit wage ich mich nicht einmal an Sonn- und Feiertagen ins Schloß."

„Warum?" fragte Jonel, dessen Gesicht sich verdüstert hatte.

„Weil ich Deine Stiefmutter fürchte, sie hat ein jähzorniges Gemüt und eine sehr rasche Hand. Sie ohrfeigt, sie behandelt die Bauern von Banesti wie Hunde und mich nicht besser; so, wie Du mich siehst, habe ich vor einigen Monaten, am Charfreitag, hörst Du, am Charfreitag, zwei Ohrfeigen von ihr erhalten. Ich hätte mich schließlich darüber hinweggesetzt, wenn die Sache nicht einen Haken hätte. Man hat mir meine früheren Bezüge eingestellt, gut, es thut weh, aber ich schweige, denn zur Großmut kann man niemand zwingen. Aber man will mir meine fünf Pogon Grund und Boden entreißen, Deine Stiefmutter will den Freisassen von Banesti das Gut Oance rauben. Hörst Du?"

„Aber um Gottes willen, wie ist denn das möglich?" rief Jonel erregt aus.

„O, es ist vieles möglich, wenn man die Macht in Händen hat! Setz Dich, Jonel, paß auf, ich will Dir erzählen, wie alles gekommen." Er ergriff das Glas, trank daraus und begann: „Als Dein Vater heiratete, war Banesti schuldenfrei und auch sie — Deine Stiefmutter nämlich — brachte ihm ein Gut als Mitgift. Damit läßt sich gut leben, wenn man nicht nach dem Blauen vom Himmel greift. Aber Deine Stiefmutter wollte hoch hinaus, sie hat in Bukarest einige Jahre in Saus und Braus gelebt und das Geld zu den Fenstern hinausgeschleudert. Vier Jahre nach der Hochzeit war ihr Gut unter dem Hammer. Ein Jahr später war Banesti mit Hypotheken belastet. Und nun kam ein Jud — Grünspecht heißt er — zu Deinem Vater und träufelte ihm ins Gehör den Plan, eine Fabrik zu erbauen. Dein Vater sträubte sich dagegen, Deine Stiefmutter, die wie alle Weiber langes Haar und kurzen Verstand hat, bestand darauf, und da der gnädige Herr alles thut, was sie will, so wurde die Fabrik errichtet. Wenn Du ans Fenster trittst, so wirst Du hinter dem Schloßpark einen roten Schlot in die Luft ragen sehen. Durch diesen Schlot sind durch einige Jahre Rauchwolken zum Himmel gewirbelt, und dieser Rauch hat den Rest des Vermögens Deines Vaters und viel geborgtes Geld obendrein aufgezehrt. Aber Deine Stiefmutter brauchte Geld, heidenmäßig viel Geld, und sie fand ein Mittel, um es sich zu beschaffen. Du kennst wohl noch das Gut Oance, es liegt eine Viertelstunde weit von Banesti, dieses Gut gehört seit unvordenklichen Zeiten uns Freisassen von Banesti. Wir haben Brief und Siegel, daß dem so ist. Schau!"

Der Pope erhob sich, trat zum Schrank, der neben der Thür stand, und holte daraus einen zerknitterten Bogen Papier hervor. Er legte ihn auf den Tisch.

„Das ist," begann er mit einer fast feierlich klingenden Stimme, „die notariell beglaubigte Abschrift einer bei Gericht deponirten Urkunde, aus der hervorgeht, daß der glorreiche Fürst Stefan der Große — gesegnet sei sein Andenken — den Freisassen von Banesti das Gut Oance zum ewigen Eigentum verliehen. Dieses Gut haben wir, die Freisassen von Banesti, Jahrhunderte hindurch besessen und mit unserem Blut verteidigt. Deine Stiefmutter nun hat in eurem Familienarchiv irgend ein Schriftstück aufgestöbert, wonach das Gut Oance der Familie Fortunat gehören soll. Sie hat uns einen Prozeß an den Hals gehängt, und dieser Prozeß zieht sich schon an die drei Jahre hin; wir haben bereits unser Letztes für Advokaten, Stempelgebühr, für Tod und Teufel ausgegeben, wir sind nahezu an den Bettelstab gebracht. Und Deine Stiefmutter hat den Prozeß in der ersten Instanz gewonnen, sie hat bessere Advokaten als wir, die Richter halten zu ihr, der Präfekt Albeau arbeitet für sie, kurz, ich fürchte, wir verlieren den Prozeß auch in der zweiten Instanz. Aber wenn es thatsächlich geschehen sollte, dann gibt es keine Gerechtigkeit mehr auf Erden, dann sind wir am hellichten Tag von den Gerichten, von Deiner Stiefmutter ausgeraubt und ausgeplündert worden."

Pope Konstantin hatte mit einem wahren Feuereifer gesprochen, seine Stirnadern waren mächtig angeschwollen, und bei den letzten Worten schlug er mit der geballten Faust so wuchtig auf den Tisch, daß die Flasche und die Gläser klirrten.

„Und nun höre, Jonel," fuhr er beruhigter fort, „Du hast die Gesetze studirt, Du weißt, was recht und was unrecht ist. Du bist ja auch ein Advokat, wie ich gehört habe. Studire unsern Prozeß, und wenn Du findest, daß wir eine gerechte Sache verfechten, dann tritt hin vor Deinen Vater und vor Deine Stiefmutter und sage ihnen: ‚Die Freisassen von Banesti sind in ihrem verbrieften Recht, ich dulde nicht, daß man sie plündert!' Dein Vater ist ein seelengutter Mensch, ich bin überzeugt, er wird einlenken, wenn er sein eigen Blut so reden hört. Versprich mir, Jonel, daß Du thun wirst, um was ich Dich im Namen aller Freisassen bitte."

Jonel hatte still dagesessen, die Ellenbogen auf den Tisch gelehnt und den Kopf zwischen den Händen pressend. Aber in seinem Gesichte, das bald bleich, bald von einer flammenden Röte übergossen war, spiegelte sich der Aufruhr ab, den die Worte des Popen in seinem Innern verursacht hatten. O, jetzt verstand er, warum Floricas Briefe so traurig waren; es war nicht nur das Weh über ihr eigenes, unabänderliches Mißgeschick, das aus ihren Briefen zitterte, sondern auch ein großer, tiefer Schmerz über häuslichen Kummer, über Not und gramvolle Sorgen, die sich in seinem väterlichen Heim eingenistet! Und die Not und die Sorgen hatten seinen Vater verlockt, nach fremdem Gute die gierigen Hände auszustrecken! Fünfzig armen, von dem Erträgnis ihres Bodens kümmerlich lebenden Familien sollte ihr Erbgut entrissen werden, damit seine Stiefmutter in Glanz und Fülle leben konnte wie früher. Es war unerhört! Er sprang empor.

„Was Ihr mir mitgeteilt habt," rief er, die Hände des Popen ergreifend, „hat mich tief bewegt! Ich schwöre Euch, daß ich nicht dulden werde, daß den Freisassen unrecht geschieht. Glaubt mir, es wird sich noch alles zum Guten wenden. Lebt wohl!"

Er eilte hinaus. Seine Stimmung hatte jäh umgeschlagen. Die wundersame Heiterkeit, welche seine Seele beim Anblick der alten, durch tausend klingende Erinnerungen aus seiner Kindheit verklärten Landschaft geschwellt hatte, war von ihm gewichen. Eine bange Schwere lastete auf ihm. Er hatte gehofft, wenn auch nicht glückliche, so doch behagliche Verhältnisse zu finden. Und nun stand er vor einem tief zerrütteten Hauswesen, das man durch künstliche, durch trügerische und betrügerische Mittel vor dem Ruin zu retten suchte. Und der Dämon, der an das Unheil verschuldet, war jenes stolze Weib, dessen Anblick schon das Herz des Knaben mit einem ahnungsvollen Schauer durchbebt hatte. Er ballte die Faust, er hatte noch nie in seinem Leben einen Menschen gehaßt, jetzt aber fühlte er, wie in seinem Herzen ein tiefer, brennender, bitterer Groll aufstieg gegen dieses unselige Weib. Er verdoppelte die Schritte und eilte, starr vor sich blickend, dem Schlosse zu.

(Fortsetzung folgt.)

VIII.

Der Schloßpark von Banesti hatte im Laufe der letzten zehn Jahre eine gründliche Umwandlung erfahren, er war jetzt wohl gepflegt, die Wege waren mit Kies bestreut und in den von bunten Teppichpflanzen umsäumten Beeten flammten rote Pelargonien, leuchteten die blauen Sternchen der Lobelien, dufteten Theerosen, während hie und da in weißen Marmorvasen prächtige tropische Pflanzen — zumeist Fächerpalmen und Dracänen — das Auge durch ihr saftiges Grün erquickten. Die Kapelle beim Rundell, einst grau und verwittert, war frisch aufgeputzt und mit blühenden Rankengewächsen übersponnen, die weibliche Statue vor derselben war blank und weiß, in dem mit klarem Wasser gefüllten Bassin schwammen schneeweiße Schwäne und plusterten mit den Flügeln, so oft sie in den Bereich des Wasserstrahles kamen, den der pausbäckige Triton aus der schwarzen Muschel in die Höhe schoß und der in tausend glitzernden Wassertropfen niederrauschte. Das war eine angenehme Musik und es ließ sich dabei schön träumen, besonders gegen Abend, wenn die Spitzen der Riesenelchen, die rings um diesen lauschigen Platz Wache standen, von den Strahlen der untergehenden Sonne vergoldet waren und wenn in ihren Kronen die Amsel süß flötete.

Florica pflegte hier oft in den Nachmittagsstunden, auf ihrem Rollstuhle lagernd, das von den goldblonden Locken umwallte Köpfchen auf die Lehne gestützt, in die blaue Himmelsglocke zu starren und dem Gezwitscher der Vögel zu lauschen. Heute aber träumte sie nicht. Sie saß aufrecht, ihre sonst so bleichen Wangen waren leicht gerötet und ihre dunkelblauen Augen ruhten bewundernd auf der schlanken Gestalt Jonels, der vor ihr stand und ihr bald lachend, bald ernst erzählte, was sich alles während der zehn Jahre, seitdem er sie nicht gesehen, in seinem Leben abgesponnen. Aber das war rasch geschehen, denn er hatte zu dem, was sie bereits aus seinen Briefen wußte, nur wenig hinzuzufügen; er hatte fleißig studirt, sehr zurückgezogen gelebt und den Moment kaum erwarten können, da er sein Doktorexamen gemacht haben werde, um hernach in die Heimat zurückzukehren zu seinem lieben, süßen, armen Schwesterlein.

Aber dieses arme Schwesterlein war inzwischen ein großes, schönes, prächtiges Mädchen geworden. Und als ihr Jonel dies lachend ins Gesicht sagte, da wurde sie über und über rot. Er aber faßte mutwillig ihr Köpfchen mit beiden Händen, neigte sich zu ihr, küßte ihr den feinen Mund mit den zarten Lippen und rief: „Ja, das bist Du, Florica, Du bist wahrhaftig ein prächtiges Mädchen!“ Dann erinnerte er sie an die wenigen Wochen, die sie im elterlichen Hause in der Residenz zusammen verlebt hatten, und wie sie sich beide in liebevoller Freundschaft aneinander geschlossen, er erinnerte sie an jenen kummervollen Abend, als ihm sein Vater die Kunde überbrachte, daß er Bukarest verlassen müsse, um nach Deutschland zu reisen. Da hatten sie beide so bitterlich geweint. Bei diesen Erinnerungen kamen ihm jetzt noch die Thränen in die Augen, aber er überwand rasch die Rührung, lachte auf und brachte ein Häuflein Briefe zum Vorschein.

„Das sind Deine Briefe, Florica,“ rief er lustig. „Deine Briefe vom letzten Jahre, chronologisch geordnet. Sag, bin ich nicht ein treuer Bruder?“

Sie drückte ihm lächelnd die Hand.

„Sieh, Jonel,“ sagte sie, „wie eigentümlich. Du bist erst seit kaum zwei Stunden hier, und doch dünkt es mich, als wärest Du nie fort gewesen, als hätten wir die ganze Zeit über zusammen gelebt. Aber wie hast Du Papa und Mama gefunden? Viel verändert, was?“

Jonel wurde ernst. „Der Vater muß in den letzten Jahren viel gelitten haben,“ entgegnete er, „er sieht so alt und gebrochen aus. Wenn ich mich nicht vor Deiner Mutter geschämt hätte, ich würde aufgeschluchzt haben wie ein Kind, als ich in seine traurigen, gramvollen Augen blickte. Aber Deine Mutter ist noch so schön und blühend wie vor zehn Jahren und auch so kalt gegen mich wie dazumal.“

„Meine Mutter ist gut, seelengut,“ fuhr sie auf, „glaub's mir, Jonel, aber sie ist zuweilen launisch und eigensinnig — und dann die traurige Lage unseres Vermögens, das drückt ihr das Herz ab!“

„Ich habe vom Popen Konstantin erfahren,“ sagte er, „wie zerrüttet unsere Verhältnisse sind. Warum hast Du mir nie davon geschrieben?“

„Was hätte es genützt? Du konntest ja doch nicht helfen, und ich hätte Dir umsonst Kummer bereitet! Aber ich hab's kommen sehen, Jonel, ja, ich hab's kommen sehen. Vor vier oder fünf Jahren war es, da kam eines Tages ein Jude zu uns — Grünspecht heißt er — und der legte dem Vater den Plan vor, eine Fabrik zu errichten, und erzählte ihm Wunderdinge, wie viel man dabei verdienen könne. Und damals schon stand es schlecht um uns. Papa begann die Fabrik zu bauen, das kostete ein Heidengeld, dann, als sie fertig war, fehlte es wieder an Geld, und als sie in Betrieb gesetzt wurde, war erst recht kein Geld da und Papa mußte Anleihen aufnehmen und Banesti mit Hypotheken belasten. Eines schönen Morgens ist der Betrieb eingestellt worden, und dann begann eine schwere Zeit. Nur Gott weiß, wie das noch alles enden mag. Und ich hab's kommen sehen; dieser Grünspecht hat schreckliche Augen, stechende schwarze Augen. Und er lächelt so freundlich, so süß; so kann nur ein herzloser Mensch lächeln. Jetzt begreifst Du vielleicht, warum Mama so launisch ist, warum sie Dich so kühl empfangen hat. Sie ist gewohnt, aus dem Vollen zu schöpfen, und nun muß man sich sehr einschränken. Doch reden wir nicht weiter davon. Komm, setze Dich her zu mir,“ fügte sie lächelnd hinzu, „und erzähle mir, ob in Deinem Kopf immer noch die schönen Träume spuken von Deiner zukünftigen Herrlichkeit, wovon Du mir in Deinen Briefen so viel geschrieben.“

Jonel ließ sich am Rande des Rollstuhles nieder, strich dem Mädchen eine Locke aus der Stirn und sagte:

„Du hast wohl oft über den phantastischen Träumer Dich lustig gemacht?“

„Gott behüte!“ rief sie herzlich. „O, wenn Du wüßtest, wie kalt, nüchtern und prosaisch die Leute sind, die zu uns kommen! Wenn Du das wüßtest, so würdest begreifen, mit welcher Freude ich Deine Briefe las, aus denen mir Dein idealer Sinn entgegenleuchtete! Ich habe die Ueberzeugung, daß Du ein großer Mann werden wirst, daß die Leute von Dir sprechen werden. Ach, wenn ich nicht krank, wenn ich ein Mann wäre . . .“

„Nun, was dann?“ unterbrach er sie.

„Ich wäre nicht wie die anderen!“

„Auch ich will nicht wie die anderen sein!“ rief Jonel. „Sieh, Florica, als ich vorgestern den heimatlichen Boden betrat, da war es mir, als müßte ich niederknieen und die Erde küssen. Ich, der ich zehn Jahre in der Fremde lebte mit der steten, brennenden Sehnsucht nach der Heimat im Herzen, die alles umschließt, was mir heilig und teuer ist, ich weiß, was Vaterlandsliebe ist. Und wir haben ein herrliches Land, ein prächtiges Volk, Florica! Ein Volk, das eine so ruhmvolle Vergangenheit hat wie das unserige, das solch schöne, innige Lieder dichtet, das wird nun und nimmer zu Grunde gehen, dem ist noch eine große Zukunft beschieden.“ Er sprang auf, eine heiße Röte flammte auf seinen Wangen. „Und für dieses Volk wirken, streben, sterben, wenn es sein muß,“ rief er mit leuchtenden Augen, „das ist ein herrliches Los! Oft, wenn ich an meine Zukunft denke, Florica, da bilde ich mir ein, ich stünde vor einer großen Menge und spräche zu ihr, und begeisternde Worte sprudeln mir von den Lippen, und die Menge lauscht und staunt, und dann wogt es mir durch die Seele wie tosendes Beifallklatschen und wie brausendes Waffengeklirr, und ich fühle mich so glücklich, so unsagbar glücklich . . . Ach, es ist ein schöner, ein süßer Traum!“

Jonel schwieg, die brennenden Blicke ins Leere gerichtet, und wie er so dastand im Vollgefühl der kraftstrotzenden Jugend, das dunkellockige Haupt von einem Abendsonnenstrahl wie von einer Aureole umleuchtet, um die Lippen ein leises, verzücktes Lächeln, da erschien er Florica als die Verkörperung jenes leuchtenden männlichen Ideals, das in ihren Träumen lebte. Aber in das wonnige Gefühl, das bei diesem Gedanken ihre Seele schwellte, schoß plötzlich ein heftiger, stechender Schmerz, sie wollte auflachen vor lauter Glück und Seligkeit, aber das Lachen erstarb auf ihren Lippen, sie ließ das Haupt auf die Lehne zurücksinken, barg das Gesicht in den Händen und begann leise zu weinen. Jonel erschrak.

„Was fehlt Dir, Florica?“ rief er.

„Nichts, nichts,“ murmelte sie, „mir ist so wohl, aber es kommt mir manchmal zum Weinen, ich weiß selbst nicht, warum, und es vergeht bald. Sieh, Jonel, jetzt lach' ich wieder!“

Sie entfernte die Hände vom Gesicht und schaute ihn lächelnd an.

„Da sind' ich ja Bruder und Schwester in einem zärtlichen und allerliebsten tête-à-tête!“ ertönte plötzlich eine silberhelle Stimme hinter Jonel. Er wandte sich rasch um. Vor ihm stand eine elegante, schlanke Dame in einem grauen Reisekleid, auf dem Haupt ein schwarzes Hütchen mit einer wallenden blauen Feder. Sie blickte ihn eine Weile mit ihren großen, mandelförmigen schwarzen Augen prüfend an, neigte sich dann zu Florica, küßte sie auf die Stirn und legte ihr das kleine, mit einem perlgrauen Handschuh bekleidete Händchen auf den Mund. „Nicht reden, Florica,“ rief sie lachend; „wir wollen sehen, ob mich Herr Jonel erkennt! Raten Sie einmal,“ fuhr sie, zu Jonel gewendet, fort, „wer, glauben Sie, hat die Ehre, vor Ihnen zu stehen?“

Jonel war unwillkürlich einen Schritt zurückgewichen und starrte die junge Dame an. Sie war eine prächtige Erscheinung, schlank, fast so groß wie Jonel, mit wunderbar ebenmäßigen Formen. Auf der niedrigen, an den Seitenwinkeln etwas erhöhten Stirn kräuselten sich einige blauschwarze Locken, aus den großen, mandelförmigen, von langen seidenen Wimpern überschatteten Augen leuchtete eine dunkle Glut, die Nase war fein geformt mit leicht gewölbten, zarten und leise bebenden Nüstern, hinter dem halb geöffneten, lächelnden Mund schlummerten scharfe weiße Zähnchen; blühende Jugendfrische und kraftstrotzende Gesundheit strahlten aus der ganzen Gestalt und aus dem rosig angehauchten Antlitz, das so seltsam schön und berückend war, wie es sich in seinen Weihestunden ein Künstler nicht schöner und berückender zu denken vermag. Jonel stand da, wie von einem Zauberbann befangen, er senkte die Blicke. Da lachte das Mädchen laut auf, trat auf ihn zu, und mit dem Zeigefinger der rechten Hand über seine Stirn fahrend, rief sie:

„Die Narbe ist längst verschwunden und damit wohl auch, wie mir scheint, die Erinnerung an Ihre einstige Feindin!“

„Lea!“ rief Jonel aus, und eine Purpurröte übergoß hiebei sein Gesicht.

„Ja, Lea, Zilibi Pjantirs Tochter,“ sagte sie. Sie reichte ihm die Hand. „Und nun seien Sie mir herzlich willkommen! Wir haben Sie alle mit großer Sehnsucht erwartet. Aber warum schauen Sie mich noch immer so befremdet an?“

„Wie schön Sie geworden sind!“ sagte er mit naiver Bewunderung.

Sie schien diese Worte zu überhören, ließ sich auf dem Rollstuhl neben Florica nieder, umschlang sie und sagte: „Ich bin soeben mit meinem Bräutigam gekommen. Ich habe nämlich einen Bräutigam, müssen Sie wissen,“ fügte sie rasch und errötend, zu Jonel gewendet, hinzu, „es ist dies der Gutsbesitzer von Valeni, Herr Valsamaki, mein Wohlthäter, der mich erzogen und dem ich alles verdanke, was ich bin. Ich weiß, die Leute rümpfen darüber die Nase. Herr Valsamaki ist nämlich nicht mehr jung, und hübsch auch nicht, und viele können es nicht begreifen, warum ich ihn heirate. Aber ich bin dankbar, ja, das bin ich, und dann geht's niemand an, was ich treibe, und ich brauche niemand Rechenschaft zu geben. Ich thue, was ich will, ja!“

„Aber, Lea, Du redest Dich ja in einen wahren Zorn hinein, wer hat Dir denn je einen Vorwurf gemacht?“ rief Florica.

„Du nicht, Du gewiß nicht,“ flog es von Leas Lippen, „denn Du bist gut und lieb und sanft wie ein Engel! Aber es gibt Leute, die anders denken, die es nicht begreifen wollen, daß ein junges Mädchen — und ich bin übrigens ja gar nicht mehr so jung, ich zähle einundzwanzig Jahre — einen Mann von sechzig Jahren heiratet. Und ich wette, Herr Jonel,“ fügte sie hinzu, „ich wette, daß dies auch Ihnen seltsam erscheint! Nicht?“

„Ich bin erst seit zwei Tagen in meiner Heimat und kaum drei Stunden in meinem Vaterhause,“ sagte Jonel ausweichend, „und da muß ich denn gestehen, daß ich vieles nicht recht begreife und daß mir in der That manches seltsam erscheint, aber ich denke, ich werde mich daran gewöhnen.“

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Biebrich am Rhein. Von Emile Erhard.

Mit Originalzeichnungen von H. Lüders.



Einst die Sommerresidenz des Herzogs von Nassau und ein Erholungsort jener eleganten Welt, welche in Homburg und Wiesbaden das blonde Fortunas im Schweiße ihres Angesichts erbeitete, ruht das freundliche Biebrich seit mehr als zwei Jahrzehnten friedlich unter seinen Weingeländen, vergessen von dem Glanz und Geräusch des Weltgetriebes, nur von den Badegästen Wiesbadens oder den Rheinfahrtlern besucht, welche das stille alte Schloß und den einsamen dunklen Park einer vorübergehenden wehmütigen Betrachtung widmen. Schloß und Park sind bis zur Stunde Privateigentum des Herzogs von Nassau geblieben, welcher die Millionen zurückwies, mit denen Preußen sich bereit zeigte, den Besitz einzutauschen. Statt dessen wohnte der Herzog die einstige Residenz mit allen den darin enthaltenen Reliquien dem Geschick des Dornröschen. — Der Verfall macht sich selbst dem oberflächlichen Beobachter bemerklich. Die verrosteten großen Gitter, die grasbewachsenen, breiten Wege, die verwilderten Alleen mit ihren nachtdunklen Schatten, die beschädigten Steinbilder und die wasserleeren Fontänen erzählen davon!

Freilich an poetischem und malerischem Reiz hat der Herrensitz gewonnen, seit das Leben daraus schwand. In dem Städtchen herrscht allerdings noch immer Leben genug, nur hat es durch Aufnahme fremder Elemente ein neues Gepräge erhalten.

Der Glanz der Hofgesellschaft und der ephemere, unheimliche des Glücksrittertums hat dem soliden Kommißglanz preußischen Soldatenlebens Platz gemacht.

Biebrich ist seit 1866 zum Sitz einer Unteroffizierschule gemacht worden und eignet sich seiner Lage, der großen



Schwimm- und Turnplätze und einer aus den herzoglichen Zeiten stammenden vorzüglichen Kaserne halber ganz besonders zu dem erlesenen Zweck. Die Kaserne, in rotem Backstein, mit einem weiten Exerzierplatz davor, das Kasino der Offiziere und ein dazu gehörender hübscher Garten am Rhein sind die Sammelplätze militärischen Lebens, welches von hier aus das ganze Städtchen durchzieht.

Diese Unteroffizierschulen haben den Zweck, tüchtiges Material für die Ausbildung der Rekruten zu liefern. Es werden in den Unteroffizierschulen nur junge Leute von sechzehn bis achtzehn Jahren angenommen, also vor der Dienstpflichtreife. Die Berechtigung zur Aufnahme in die Unteroffizierschule hat jeder gesunde, kräftige Bursche mit gutem Schul- und Sittenzeugnis; für die Aufnahme selbst ist dann noch ein Examen abzulegen.

Nach dreijähriger Dienstzeit auf der Unteroffizierschule kommen die jungen Leute in einem Alter von circa zwanzig Jahren, wo der Mann sonst zur Dienstpflicht einberufen wird, als ausgebildete Unteroffiziere in die Armee. Der immense Vorteil besteht erstens in der sorgfältigen Ausbildung zum Zweck, dann aber auch in der frühen Erreichung der Charge.

Zu Lehrern dieser jungen, hartlosen Soldatenschar werden die tüchtigsten und bestempfohlenen Offiziere der Infanterie gewählt. Die Biebricher Unteroffizierschule besteht aus vier Compagnien von je ungefähr hundert Mann Stärke. An Offizieren zählt sie außer dem Kommandeur vier Hauptleute, vierzehn Lieutenants und einen Stabsarzt.

Unter den verschiedenen Fächern des Unterrichts werden vaterländische Geschichte, Kriegsgeschichte und Geographie besonders sorgfältig behandelt. Die Unteroffizierschüler schlagen in diesen Fächern die Schüler der Gymnasien; jedes Ereignis, jede Jahreszahl in der Geschichte Preußens ist ihnen gegenwärtig, sie wissen die Herrscher mit den betreffenden Zahlen rück- und vorwärts zu nennen, haben die Daten der Kriegsgeschichte am Schnürchen und die Karte von Europa, speziell Deutschlands Karte, fest im Kopfe.

Außer den Wissenschaften wird ebenso militärisch genau die körperliche Ausbildung betrieben. Die Offiziere sind nicht nur Lehrer in der Schulstube und auf dem Exerzierplatz, sondern auch auf der Schwimm- und Turnanstalt. Gerade in diesen Uebungen wird Erstaunliches geleistet, daneben auch der Kasernendienst absolvirt wie bei anderen Truppenkörpern, doch herrscht bei alledem eine rationelle Berücksichtigung der Jugend dieser Mannschaft vor. So müssen die Unteroffizierschüler zum Beispiel nach dem Mittagessen eine Stunde ausgekleidet in ihren Betten schlafen, respektive ruhen. Das Verhältnis zwischen Mannschaft und Offizieren ist ein innigeres als sonst in der Armee, weil hier der Vorgesetzte zugleich Erzieher und der Untergebene Pflegling ist.

Einige kleine Beispiele mögen dies klar machen.

Jedem Offizier ist eine Abteilung übergeben, nicht nur zu wissenschaftlicher Ausbildung, sondern auch für körperliche Obhut. Er übernimmt die Verantwortung für Reinlichkeit und Körperpflege seiner Zöglinge, und er erfüllt seine Pflicht auf das pünktlichste, außer den gegebenen Instruktionen auch nach eigenem Ermessen.

Trotzdem die jungen Bauernsöhne jede, auch die schmutzigste Kasernenarbeit verrichten müssen, werden ihnen doch schon höhere Begriffe von Reinlichkeit und Körperpflege beigebracht, entsprechend der bevorzugten Stellung in der Armee, für die sie erzogen werden. So legen die Lehrer unter anderem nicht nur auf saubere Hände, sondern auch auf saubere Nägel Wert. Wehe dem Unteroffizierschüler, der mit Trauerrändern vor seinem Vorgesetzten erscheint!

Jeder Teil der Toilette wird kontrollirt, die dafür gegebenen Befehle müssen streng innegehalten werden, was einem der eifrigen Lehrer einmal teuer zu stehen kam. Dieser bemerkte in seiner Abteilung unsaubere Gebisse und befahl Zähneputzen. Am andern Morgen waren die Gebisse nicht reiner. Der Offizier schalt, fragte, ob geputzt worden sei, und als ein „Zu Befehl!“ ihm antwortete, erkundigte er sich, womit geputzt worden sei.

„Mit dem Finger, Herr Lieutenant!“ war die Antwort.

„Das ist nichts — habt ihr keine Zahnbürsten?“

„Nein, Herr Lieutenant!“

„So besorge sich noch heute jeder eine — verstanden?“

„Ganz wohl, Herr Lieutenant!“

Im Laufe des Tages teilte der eifrige Offizier seinem Kommandeur die selbstgetroffene Ordre mit. Der Kommandeur aber machte den Offizier aufmerksam, daß die Leute von ihrem bescheidenen Sold die Ausgabe einer Zahnbürste nicht leisten könnten. Um seinen Befehl nicht zurücknehmen zu müssen, entschloß sich Lieutenant v. H. zum Ankauf von zwei Dutzend Zahnbürsten aus eigener Tasche. Die Gebisse strahlten — Lieutenant v. H. konnte sich diesen Luxus gestatten.

Solche kleine „Pulereien“ machen natürlich nicht den Soldaten, sind aber nicht unwichtige Erziehungsmittel. Der Mann lernt auf sich achten und die eigene Person von dem Schmutz trennen, mit dem er zu thun hat.

In dieser jungen Elitemannschaft kommt noch ein gutes Teil Knabenenthusiasmus zur Mitwirkung; der Offizier kennt das genau und weiß es wohl zu verwenden. Sind doch die meisten der Offiziere Kadetten gewesen und in ähnlicher Weise erzogen worden. Auch sie haben in kindlichem Enthusiasmus ihren Beruf erfaßt und in frohlichem Jugendmut Freundschaft mit dem Ernst des Lebens geschlossen.

Ein Hauptmoment für diesen Jugendenthusiasmus bieten immer die Manöver, bei welchen die Unteroffizierschule sich den Truppen aus Wiesbaden und Mainz anschließt und an Eifer und Präzision die ältere Kameradschaft zu übertreffen sucht. Beim Manövriren mit markirtem Feind kann man diese jungen Bürschchen in eine Begeisterung geraten und mit einem Feuer attakiren sehen, als gälte es, das Vaterland zu retten.

Während des Herbstmanövers im verletzten Jahre wurde die Unteroffizierschule verschiedentlich in kleine Ortschaften verlegt, in denen sich für die Offiziere keine Herrensitze, sondern nur Bauernhütten fanden. Während die Mannschaften ihre Portionen Erbswurst und Cornedbeef mit einem Zusatz von Kartoffeln ablachten und eine vorzügliche Mahlzeit erhielten, waren die Offiziere nicht so gut daran und schätzten sich glücklich, wenn sie das von der Bauersfrau geschmacklos zubereitete harte „Hinkel“ gegen einen Teller kapitaler Mannschaftssuppe vertauschen konnten. Lieutenant v. K. war es gelungen, einen großen Kalbsbraten aufzutreiben. Natürlich wurde diese That zu einem Ereignis für die Compagnie. Den Kameraden wässerte der Mund, und v. K. überwachte die Leitung des Bratgeschäfts. Er wich der Bauersfrau bei der Zubereitung nicht von der Seite und geriet bei jeder Manipulation mit ihr in Streit. Die Frau wollte die Kalbskeule partout wie Schwein und Gans behandeln, das heißt mit Wasser „keistellen“ und griff sich in das Kopftuch vor Entsetzen, als der verschwenderische Lieutenant den ganzen „Klumpen“ Butter — nämlich das beim Buttern in kleinen Portionen gewonnene Stück — und ein paar Fetzen Speck in die Pfanne warf und keinen einzigen Wassertropfen als Zo-



that leiden wollte. Trotz des Vorschützens der Alten gewann der Braten aber nach und nach ein reizendes Ansehen, wurde so schön braun und knusperig, daß v. K. schon in der Pfanne mit ihm liebäugelte. Nur die Sauce wollte nach Ansicht des Lieutenants nicht „richtig“ werden. Die Frau behauptete, das käme von dem unmenschlich vielen Fett, und kam immer wieder auf ihre Wasservorschläge zurück, die Sauce schien



dem jungen Küchenchef indes schon allzu dünn, und dem zweiten Vorschlag der Bäuerin wegen einer „Einbrenne“ von Zwiebeln und Mehl mißtraute v. K. vollends. Er hatte am Tage zuvor bei dem von der Bäuerin servirten Spinat traurige Erfahrungen mit Zwiebeln und Mehl gemacht. Freilich — bündig hätte er die Sauce geene werden lassen, wie er ihr aber dazu verhelfen sollte, das wußte er durchaus nicht. Vielleicht hätte er schließlich doch der Versicherung Gehör gegeben, daß ohne eine tüchtige Einbrenne von Zwiebeln und Mehl kein Gericht auf der ganzen Welt genießbar werden könne, da kam ihm ein rettender Einfall.

Lieutenant v. K. besaß drei Cousinen am Rhein. Einst hatte ihm die älteste der Cousinen mit einer wunderbaren Hasenbratensauce imponirt, und die jüngste hatte auf seine bewundernde Anerkennung geäußert: „Kein Wunder, daß die Sauce gut ist, Trudchen hat ja den ganzen Rahm von unserer sauren Milch abgenommen und dann gethan.“

„Haben Sie saure Milch?“ fragte der Lieutenant die Bäuerin.

„Ei gewiß tun ich welche.“

„Und Rahm darauf?“

„Ei, ganzen dicken, wer wollen ja morgen stoßen“ (buttern).

„Nehmen Sie den ganzen Rahm von der sauren Milch,“ befahl der Lieutenant, „ich bezahle ihn.“

Für Geld ist dem Bauern alles feil, die Frau erschien also mit einem Topf sauren Rahms.

Nun wußte Lieutenant v. K. nicht, wie das „Dazuthun“ bewerkstelligt werden sollte. Der Braten lag noch in der Pfanne, und die Kameraden warteten bereits in der Stube. Pläniren durfte er sich nicht — hatte er doch mit seiner Küchenweisheit renommirt und ihnen einen extrafeinen Kalbsbraten versprochen.

Am Ende mußte die Frau das Dazuthun doch besser verstehen als er, und so befahl er ihr denn kalonisch, die Sauce mit dem Rahm „fertig“ zu machen.

Die Frau erklärte, das sei unmöglich, die zwei Sachen gehörten nie und nimmer zusammen, kein Mensch täte so was an ein Fleisch, nicht einmal zu den Pfannekuchen nähme man Rahm.

„Wozu ist denn sonst Rahm gut?“ erkundigte sich K.

„Ei, bloß zum Stoßen,“ war die Antwort.

Die Dummheit war schlagend, zur Ueberlegung blieb keine Zeit, v. K. packte kurz resolvirt den Topf und goß ihn mit Todesverachtung auf den Braten.

Die Frau schrie laut auf, und ihm selbst setzte das Herz vor Schrecken aus, als er den dicken weißen Klecks auf dem braunen Braten liegen sah. Das Kreziren einer Granate hatte er in keiner größern Spannung erwarten können als die Wirkung dieser kühnen That.

Von der dicken weißen Masse liefen Strahlen nach allen Seiten aus.

„Da sehen Sie, was Sie angestellt han!“ wimmerte die Bäuerin.

Er starrte in den Topf — sprachlos, und deckte ihn dann mit Fassung zu, innerlich in fürchterlicher Aufregung, was die nächsten Minuten bringen würden, ob es einen Knall geben, die Geschichte sich in Schaum auflösen oder sonst etwas Ungeheures passiren würde. Es geschah aber nichts derart — der Braten fing nach einiger Zeit an zu brodeln wie zuvor. Den Deckel wieder zu lüften, das gewann Lieutenant v. K. nicht über sich, er fürchtete den Anblick der guten Keule mit dem unnatürlichen weißen Klecks.

Der Bäuerin verbarg er seine Unruhe und den nagenden Zweifel und befahl kurz:

„Lassen Sie den Braten in Ruhe, bis mir die Suppe gegessen haben, dann schicken Sie ihn herein und — die Sauce apart.“

In der Bauernstube saßen die Kameraden bei der Suppe.

„Nun, K., was macht die Keule?“

„Wie steht's mit dem Braten?“ So tönte es ihm entgegen.

„Ihr habt Eure Sache hoffentlich gut gemacht, lieber K.?“ erkundigte sich sein Nachbar und Intimus, Lieutenant v. D.

„Alles in Ordnung!“ behauptete er kühn und machte sich mit einer Miene an die Zubereitung des Salats, als nähme er eine Hinrichtung vor. Unter Ei, Salz und Pfeffer versuchte er die bangen Ahnungen zu verrühren und mit Essig und Oel die Zweifel zu ertränken; endlich reichte er mit einer bedeutenden Menge junger Petersilie seine schwachen Hoffnungen darunter — während dieser Arbeit war ihm zu Mute wie einem, der lange in die Sonne gesehen; vor seinen Augen tanzte in dem [illegible] unaufhörlich der entsetzliche weiße Klecks.

Endlich öffnete sich die Thür, und die Ordonnanz trug mit feierlichem Ernst den Braten in einer großen runden [illegible] herein.

Einen schnellen Blick hatte v. K. auf das Gesicht der Ordonnanz geworfen und dann die Augen in seinen Suppenteller versenkt.

„Warum hat der Mensch denn eine solche Leichenbittermiene?“ dachte er ahnungsbelastet.

Ein wundervoller Duft stieg indes tröstend in K.s Nase, während er mit ungewöhnlichem Geräusch krampfhaft löffelte.

Vor den Hauptmann wurde die Schüssel niedergesetzt.

„Aussehen thut die Keule famos!“ erklang es von des Vorgesetzten Lippen.

K. hob die Augen — der fürchterliche Klecks war weg — freundlich und glänzend lächelte die gute Keule ihn an.

„Wo ist die Sauce?“

„Habt Ihr auch eine ordentliche Sauce dazu geliefert, Kerlchen?“ fragte v. D. sehr interessirt.

„Hier!“ antwortete die zweite Ordonnanz und präsentirte einen braunen Topf mit großem Bauch und engem Halse.

Der Hauptmann steckte die Nase hinein.

„Küchen thut sie famos!“ erscholl wiederum sein Urteil.

Der Stabsarzt tranchirte — die Stücke flogen nur so von der Keule.

„Bitte, gleich drei — mit zweien lohnt es nicht, anzufangen,“ bat der Hauptmann, empfing drei Riesenschnitten



und reichte den Teller hinüber zu K., der sich vergeblich bemühte, durch den engen Hals des Topfes bis in dessen geräumiges Innere zu blicken.

„Ordentlich Sauce darüber, lieber K., Saucen geben dem Braten erst den Zauber.“

K. reizte den Topf — eine gelblichbraune Flüssigkeit, lieblich duftend, von einem breiten, hellen Schaumband umzogen, garnirte im nächsten Augenblick die drei Kameradenteller.

„Donnerwetter, K., Sie sind ein Künstler, da läuft einem ja das Wasser im Munde zusammen.“

„Allen Respekt vor Ihrer Kochkunst!“ riefen die Zuschauer, die Hälse exportgestreckt.

„Ihr könnt heiraten, lieber K.,“ versicherte leise v. D.

Die Zukünftige wird von Euch angelernt werden!“

„Meine Frau könnte sich gratuliren, wenn sie eine Köchin von Ihren Kenntnissen besäße,“ erscholl des Hauptmanns Stimme mit gedämpftem Klange.

K. richtete sich empor und atmete hoch auf, um eine Zentnerlast erleichtert.

„Solche Saucen kann auch nicht leicht eine Köchin zubereiten,“ sagte er mit gestrüubtem Bärtchen; „hier im Bivouac, wo einem die nöthigsten Ingredienzien fehlen, ist es natürlich doppelt schwierig; freut mich nur, daß die Sauce Beifall findet.“

Der dankbare Seufzer, welcher diese Rede begleitete, galt der Cousine am Rhein.

K. war immer schon eine recht angenehme Persönlichkeit unter den Kameraden gewesen, heute erhielt er einen besondern Lustre. Einstimmig wurde an diesem Mittag in der Bauernstube zu Idstein beschlossen, dem Lieutenant v. K. die Leitung der Offiziersspeiseanstalt zu übergeben. Seine bescheiden schüchterne Abwehr wurde nicht beachtet.

„Ihr müßt Euer Talent dem Dienste des Vaterlandes weihen, Kerlchen,“ forderte K.s Intimus, v. D.

„Bis die Zukünftige Beschlag darauf legt, laßt uns davon profitiren!“ ein anderer.

„Solch ein Licht darf nicht unter dem Scheffel stehen, lieber K., wenn es gilt, einen ganzen Offiziertisch damit zu erleuchten!“ entschied wohlwollend der Hauptmann.

Nachdem der Magen befriedigt und zu Ehren der Kalbskeule einigen Flaschen deutschen Schaumweins die Hälse gebrochen, erwachte die Musikliebe in der gemüthvollen deutschen Brust. Lieutenant v. D. wurde aufgefordert, seine italienische Pfeife, die geliebte Ocarina, zu holen. Er war Meister auf dem Instrument und ließ sich nie nötigen, darauf zu improvisiren.

Animirt durch die gute Kalbskeule, war die Begeisterung unter dem Schaumwein rasch gestiegen und löste sich unter den Klängen der Ocarina in Lied und Tanz, bis sie in einem langen formato (Mitagsschlummer) ein würdiges Ende fand.

In den beiden Künstlern aber klang der Begeisterung nach nach; sie verließen das niedere Lokal, D. pfeifend, K. singend, in gemeinsamer Improvisation.



Sofort sammelte sich eine Schar Kinder um die Musikanten. „Das ist der Rattenfänger von Hameln — hörtet ihr nie davon?“ fragte K. die umwohnende Schar.

Stummes Staunen — W. zieht weiter. Erwachsene treten vor die Thüren.

„Er lockt die Kinder in den Berg,
Ihr seht sie niemals wieder!“

sang K. zu der gepfiffenen Melodie.

Lächelnd hörte man ihm an, die Blicke aber hingen wie bezaubert an dem schlanken, schwarzhaarigen Musikanten. Im Takte marschirten die Kinder, paarweise; von Haus zu Haus mehrte sich die Zahl, die großen packten schnell ein paar kleine auf und reihten sich dem Zug an. K. sang mit lauter Stimme die Erzählung vom Rattenfänger zu der Melodie: „Mutter, der Mann mit dem Coals ist da!“

So ging's durch das Dorf, die Straße weiter bis zu einem Hügel, den W. pfeifend hinaufmarschirte. Die Kinderschar folgte im Takte.

Oben angelangt, werden Knaben und Mädchen gesondert. W. übernahm die Knaben zu einem Unterricht im Turnen, K. die Mädchen, welche er in Reihen niedersitzen ließ, zu einer Schulprüfung. Radschlagend wirbelte W. den Hügel hinab, nach kurzem Staunen tollten alle Jungens nach — so ging das aber nicht, die Sache sollte planmäßig betrieben werden. W. rangirte die Jungens zum Distanzlaufen, Zielwerfen, Kopfstehen, Aufhändengehen, Radschlagen, Springen und dergleichen Kunststücke, welche W. als brillanter Turner vormachte, die von den Knaben nachgeahmt wurden. Für gute Leistungen wurden Preise bis zu zwanzig Pfennig ausgesetzt; infolge dessen artete der Eifer zu Fanatismus aus, man schlug sich um die Preise, und das „Kobolzen“ um W. wurde lebensgefährlich.

Weniger Not und Mühe hatte K. mit den Mädchen. Bei der Examination kam wenig heraus, er machte bald andere Experimente, warf eine Handvoll Steine in die Luft und ließ die Zahl derselben taxiren, ebenso die Anzahl der versammelten Kinder oder einer Reihe derselben, gab Rätsel auf, erzählte Anekdoten bis zur Pointe, für die er eine schlagfertige Antwort forderte, meistens auch erhielt, und dergleichen mehr. Für die besten Antworten zahlte auch er Preise, aber nur bis zu zehn Pfennig; er behauptete kühn, Intelligenz sei billiger als Geschicklichkeit. Bald war die Mädchenschar Lust und Leben, wenn auch gesitteter als am Fuß des Hügels die Knabenschar.

Schwer wurde es aber den beiden Herren, das Ende zu finden; die Kinder wollten nicht wieder aufhören, bis endlich W. seine Ocarina ergriff und einen Marsch intonirte, nach welchem dann die ganze Gesellschaft in das Dorf zurückmarschirte. K. imitirte die Trommel durch „Radadom, Radadom, Radadom — dom — dom! mit entsprechender Handmimik.

Am andern Morgen beim Verlassen des Dorfes war der Abschied der Dorfjugend von dem Herrn „Rattenfänger“ und dem Herrn „Hameln“ ein tief ergreifender; fünfzig und mehr kleine Schmutzpfoten streckten sich ihnen entgegen, und das letzte kleine Geld ließen sie darin zurück.

Die Nacht wurde bivouakirt. Für die Offiziere war ein trockener Graben zwischen einem Laubwäldchen und einer abgemähten Wiese als passender Lagerplatz ersehen. Mit großer Sachkenntnis wurde der Graben zu Lagerzwecken ausgebeutet. Bald lagen die Herren auf benagelpolsterter Stätte bequem wie auf dem Sofa der Lieutenantsstube — zwischen ihnen am Feuerplatz hing ein großer Kessel mit heißem Punsch und wartete des Siedepunktes. Die Nacht war mondhell, aber frisch, man freute sich auf den Punsch, dessen kräftiges Aroma den kesselartig vertieften Graben durchzog.

Die Unteroffizierschüler bivouakirten jenseits des Wäldchens. Plötzlich blitzt es zwischen den Baumstämmen, flimmert wie Nebelschleier — einer der Offiziere macht den andern aufmerksam. Da ertönt gedämpfte Musik, und aus dem Schatten des Waldes lösen sich Gestalten — die Nymphen des Waldes im Ballettkostüm: rosa schimmernde Tricots, weiße, kurze Röckchen. Der helle Mondschein läßt deutlich erkennen, daß Epheuranken die Häupter und Gewänder betrunzen, und daß die holden Gestalten mit Zweigen und Ranken wenken.

Blitzschnell ist der Graben leer geworden, einsam bedeckt der Kessel. Die Nymphen schweben näher, hüpfen im Ballettpas über den Graben bis auf die Wiese — aus dem Walde tönt eine unsichtbare Musik, und nun beginnt im Mondschein ein phantastischer Tanz.

Nach und nach wird allen die Erscheinung klar: ihre Zöglinge sind's, die Unteroffizierschüler — man durchschaut auch allmälich das Toilettengeheimnis.

Bis auf das Tricot waren alle Requisiten vorhanden. Lang geschnittenes Stroh über einen Bindfaden geschlagen und so um die Taille gebunden, nach Manier der indianischen Federbekleidung, ersetzte die Unterkleider und darüber sich trotz des vielfältigsten Tartalonrockens. Darüber hing ein weißes Ueberkleid, welches bei genauerer Betrachtung sich auf das leinene Dienstkleid zurückführen ließ. Es war von dem Halse bis zum Gürtel „herzförmig“ geöffnet, die Aermel waren bis zur Achsel emporgestreift, dort mit Blättern gebauscht; die zu Gürteln umgestalteten Tragbänder hielten das epheugarnirte Gewand in der Taille zusammen.

Die Nymphen sahen höchst wahrscheinlich aus und benahmen sich ganz verhältnismäßig. So ungeübt, wie man glauben sollte, waren sie in dem Ballettfach übrigens nicht. Die königliche Hofbühne in Wiesbaden requirirt bei Aufzügen in Opern und größeren Ballets öfter ihre Statisten aus den gewandten Unteroffizierschülern, was jedem einzelnen ein Spielhonorar von drei Mark und ein unbezahlbares Vergnügen einträgt. Die Jünglinge arbeiteten also nach echten Mustern und mit Sachkenntnis, es klappte alles vorzüglich. Der Dirigent kommandirte in Uniform: „Vor!“, „Zurück!“, „Solo!“, „Gruppe!“, und im Takte der Musik improvisirte jeder seine Pas. Die Stellungen und Sprünge gingen wohl öfter über das königliche Hofballetmuster hinaus und wurden mehr Groteskkanz; die Geschicklichkeit, selbst Anmut der Jungens kannte aber nicht genug bewundert werden. Eine unnachahmliche Gruppe machte das Schlußtableau.

Vier der größten Nymphen stellten sich neben einander, drei andere schwangen sich auf die Schultern der ersten, dann zwei auf die Schultern der zweiten Etage, und endlich erschien die kleinste Nymphe, ein reizender blonder Bengel von sechs Jahren, auf der Spitze der Pyramide wie ein Zuckerengel der Baumtorte, auf einem Beine schwebend — rechts und links flammte in diesem Moment bengalisches Feuer auf — die Ueberraschung war eine vollständige.

Nachdem ein Tusch aus dem Wald und lautes Bravo der Zuschauer den Darstellern gelohnt, sprang die kleine Nymphe mit einem gewaltigen Satz bis vor den Kommandeur, verneigte sich sittsam und warf den Offizieren nach dem saktesten Vorbilde Kußhände und beschämte Blicke zu.

Dann aber machte sich als Nächstes die gerechtfertigte Besorgnis bei den Vorgesetzten geltend, daß in der kalten Nacht eine Erkältung unausbleiblich sein müsse.

K. hatte aber sogleich an den Punsch gedacht und diesen entsprechend verlängert. Im Ursehen war der Kessel leer, eine neue Auflage wurde nötig, auch diese verschwand wie durch Zauberei, und dann wurde zum Rückzug geblasen. Auf dem Wege zur Uniform steigerte sich der Uebermut der losen Nymphen bis zum Erklettern einiger Bäume.

Der Schaden an den Tricots soll nicht unerheblich gewesen sein. Bis an den Morgen erdeten von jenseits des Waldes nach laute Jochrufe auf den Kommandeur, den Kaiser, das Vaterland und die Unteroffizierschule.

Von der Tauzfertigkeit der Offiziere dieses Instituts weiß die Wiesbadener Gesellschaft zu erzählen. Es geht dort lebhaft zu vom Oktober bis in den April, die Gesellschaft bildet eine Menge kleiner Zirkel, die sich in einzelnen größeren Häusern zu einem Kreise vereinen. Die Biebricher dürften nirgends fehlen und genießen manchen Vorzug.

Eine liebenswürdige Gastgeberin Wiesbadens vergißt die Unteroffizierschule selbst auf Reisen nicht, Sendungen aus Italien, von der Riviera und wo sie sich eben aufhält, erinnern die dankbaren Biebricher Offiziere an die mütterlich sorgende Freundin. Ein anderes reiches Haus, welches seiner Gastlichkeit und großartigen Feste wie der Liebenswürdigkeit seiner Herrscherin wegen bekannt ist, stellt den Offizieren aus Biebrich für seine Feste einen eigenen Omnibus zur Verfügung, weil der letzte Zug von Wiesbaden nach Biebrich den Damen die beliebten Tänzer viel zu früh entführen würde.

Dies — Biebrichs Unteroffizierschule!

Die Weingarten sorgen in anderer Weise für die Interessen des Ortes. Im vorletzten Jahre war das Leben in den Weingelanden ein schmerzlich reges.

Die bedeutendsten Weinberge sind in den Händen des Herzogs von Nassau und eines Herrn Wilhelmi. In beiden Besitzungen hat die Weinbauuntersuchungskommission die Reblaus konstatirt, das Gespenst der Weinberge. Die Gelände standen im herrlichsten Flor, ein reicher Herbst war in Aussicht, die Reben wurden sämtlich gesund und kräftig gefunden — aber der Boden war inficirt, an den schönsten Stämmen wurde das kleine Ungeheuer eingebürgert gefunden. Die Weingärten wurden ausgerodet, die Stöcke selbst verbrannt — auf zehn Jahre hinaus ist von dem kostbaren Boden keine Ernte zu erwarten.

Herr Wilhelmi fügte sich resignirt in das Unabänderliche — kurz vor der Reife wurden ihm die fadellos entwickelten, üppigen Reben vernichtet. Der Ersatz, welchen die Regierung zahlt, ist 1 Mark 35 Pfennig pro Weinstock, 6 Pfennig für den Pfahl — was will die kleine Summe aber so großem Verlust gegenüber besagen!

Der Herzog protestirte gegen das Vorgehen der preußischen Regierung — natürlich erfolglos, er mußte sich schließlich dem harten, aber aus Rücksicht für die Allgemeingesundheit gerechten Urteil fügen, welches ihm eine reiche Ernte sahnte.

Wie sehr diese Kommissarien gefürchtet sind, kann sich jeder leicht vorstellen. Kein Weinbergbesitzer fühlt sich sicher, seit an den üppigsten Stellen das Gespenst erschien.

Ob die Reblaus den Stammen wirklich den ihr zugeschriebenen Schaden bringt, das wird seit den letzten Vorgängen von den Besitzern bezweifelt — vielleicht stellt sich eine andere Plage heraus, zu spät für die der Vorsicht zum Opfer Gefallenen.

Der Rhein bei Biebrich ist nicht besonders breit, weil zwei langgestreckte Inseln den Strom teilen. Die eine derselben, Biebrich gegenüber, heißt die Biebricher Au, ist bewaldet und hat eine Meierei. Die andere, zwischen Mainz und Biebrich gelegen, führt den Namen Petersau und hat historische Reminiszenzen. Ludwig der Fromme ist dort gestorben und von da nach Metz zur Beisetzung überführt worden.

Für die Dampfschiffahrt ist Biebrich eine der Hauptstationen. Diesem Umstand verdanken sicher die beiden hübschen Gartenwirtschaften neben dem Anlegeplatz ihr Entstehen.

An Sommernachmittagen findet man die Tische am Rhein nicht leer von Besuchern. Wenn auch die Ufer bei Biebrich nicht gerade romantisch sind, so hat man von dort aus doch interessante Fernsichten. Mainz mit seiner Domkuppel, den großen Hafenbauten und seiner mächtigen Rheinbrücke, der Taunus rechts, der Odenwald links, in anmutigen Linien und wechselnder Beleuchtung fesseln angenehm den Blick.

Und der Strom selbst liefert immer Neues; Dampfschiffe, Frachtkähne, Lustboote oder die schlanken, pfeilschnellen Boote des Ruderklubs beleben ihn stets und machen ein Verweilen in den Gärten am Rhein vertrauntes Stündchen zu keinem verlorenen.

In der Kirche.

(Hierzu das Bild Seite 373.)

Unser Bild versetzt uns in die Zeit des letzten Viertels des vorigen Jahrhunderts. Wir blicken in eine Kirche im Thüringischen und sehen dort eine Patrizierin in ihrem Sonntagskirchenstaat. Es ist ein ungewöhnlich schönes Mädchen von seiner markigen Eigenart, wie der Thüringer Menschenschlag sie noch heute hervorbringt, kräftig modellirte Gesichter mit großen, treuherzigen blauen Augen und einer blühenden Gesichtsfarbe. Ein Fremder, der in das Städtchen gekommen, ist überrascht von der Schönheit dieser Bürgermädchens; er folgt ihm auf dem Wege zur Kirche den weitern nach und betritt das Gotteshaus. Dort zeigt er sich weniger in Andacht versunken der Predigt wegen — das Mädchen hat es ihm angethan; er muß es immer und immer wieder bewundern. Die Schöne jedoch bemerkt das nicht; sie lauscht den Worten des Pfarrers, ihre Seele ist erfüllt vom Geiste Gottes; und sie hat für nichts weiter Augen und Sinn als für den Gottesdienst. Dem vielgereisten, sehr aufgeklärten Großstädter ist solche Frömmigkeit noch etwas besonders Anziehendes und Herzbewegendes, sie erhöht eben die Schönheit des Mädchens. Ob sich nicht ein ganzer Roman an diese Begegnung knüpft? Gerade das vorige Jahrhundert war reich an derartigen Seelenbündnissen zwischen ganz verschieden Denkenden und Fühlenden.

Literatur.

— **Gerald von Kerstenbruch ist ein Skeptiker. Er hat** sich in jüngeren Tagen einmal nach Liebe gesehnt, aber nur Strohfeuer gefunden und glaubt nun überhaupt an keine ehrliche, echte Liebe mehr. Allein von weiterwendbaren Dienstboten abgesehen, wird ihm auf die Dauer doch zu beschwerlich; so entschließt er sich kurz und gut zu einer von seiner Seite nur vernunftmäßigen Heirat, und infolge dessen kommt Moritz von Reichenbachs jüngster Roman den Titel „Seine Frau“ (Freiburg, Karl Reiner) führen. Aber Martha von Plotnitz, jetzt Martha von Kerstenbruch, ist mehr, als ihr Gatte kaltet ihr gelaßt. Während er sich in seine Arbeiten vergräbt, zurückzieht, in die enge treue Heimat seines Hausmeiers gefunden zu haben, verlangt ihr Herz nach höherer Würdigung und hat vermöge der eigenen Gemütstiefe vollen Anspruch darauf. Als sie nach einer Reihe literarer Enttäuschungen in ernster entscheidender Augenblick unaufhaltsam erkennt, wie wenig sie seinem Herzen ist, wallfahrt sich der Bruch. Heftige Erschütterungen folgen, aber unter dem Andrang feindlicher Gewalten, die nur verderben zu wollen scheinen, bereitet sich stark dessen unverwerkt die Läuterung vor. Ein innerer Ruf hat die beiden Gatten einander entfremdet, ein äußerer Anprall, gegen den sie mit vereinten Kräften kämpfen, führt sie wieder zusammen. Gerade wenn eine, daß es noch mehr Gesichtspunkte gibt, und „daß die Welt nichts Höheres lehrt und das Leben nichts Besseres bietet als eine Liebe, die zu uns hält — bis in den Tod“. Das ist in kürzester Skizzirung des Gerüst eines Romans, den Moritz von Reichenbach mit liebevollem Eingehen auf die feineren Züge der Empfindung und der Erscheinungswelt durchgebildet und so zu einer schätzbaren Gabe der erzählenden Kunst gestaltet hat.

— **Karl Hecker ist unseren Lesern schon längst ein lieber** Bekannter, mit um so mehr Interesse werden sie seine jüngste Schöpfung: „Das Kakerndlärchen“, illustrirt von H. Stahlberg und anderen, entgegennehmen dürfen. Der feine Humor, der alle Schöpfungen dieses Erzählers auszeichnet, findet sich auch hier. Mit scharfer Beobachtung und treuer Schilderung des ländlichen Lebens verbindet Hecker Witz und warme Empfindung, und wenn er auch auf Spannung verzichtet, so fesselt er um so mehr durch Frische und Harmonie der Stimmung. Die Namen Schlitzen, Speyer und Bergen bürgen für die Treffsicherheit der Illustrationen. Ein anderer langjähriger Mitarbeiter von „Ueber Land und Meer“, Johannes von Dewall führt den Leser in seinen „Kriegs- und Manöverbildern“ ins Feld hinaus und erzählt darin lustige Geschichten aus Kriegs- und Friedenszeiten, während Richard Friese in einer eng zusammenhängenden Reihe von Bildern „In Not und Glück“ das Leben des Soldaten in der Kaserne und auf dem Exerzierplatz frisch und fröhlich schildert. Jeder, der einmal Soldat gewesen, wird diese humorvollen, aber immer originellen und unterhaltenden Skizzen mit ganz besonderem Vergnügen lesen, ebenso H. Albrecht mit einer großen Reihe hübsch gezeichneter Illustrationen

den Erzähler wirkungsvoll unterstützt. Alle drei Werke, die Novelle in deutschen Verlage (Stuttgart, Krabbe) erschienen sind, zeichnen sich durch elegante und geschmackvolle Ausstattung aus.

— Im Jahre 1884 sandte die Afrikanische Gesellschaft eine Expedition aus, welche das südliche Kongobecken erforschen sollte. Ihr soll jetzt bringt das Reisewerk von Dr. Willy Wolff „Von Banana zum Kassai" (Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung) einige nähere Einzelheiten. Premierlieutenant Schulze, der eigentliche Führer der Expedition, erlag schon kurz nach seiner Ankunft in Afrika dem tückischen Klima von San Salvador. Wolff drang dann, nur von fünf Kongojungen begleitet, bis zum Quangofluß vor. Seinen Pionen zahlte Dr. Büttner, während das Lieutenants Kund und Tappenbeck von Staatswegen aus einen Vorschuß nach Osten machten. Wolff beschränkt sich in seinem Werk auf die Erzählung seiner eigenen Erlebnisse. Er schreibt frisch, heiter und unterhaltend, aber doch die wissenschaftlichen Resultate seiner Reise zu versäumen. Vor allem interessant schildert er die Schwierigkeiten, mit welchen man bei Organisation einer derartigen Expedition zu kämpfen hat, und seinen Verkehr mit den Negern. Wer sich die letzteren als Wilde und Kannibalen denkt, wird sehr enttäuscht sein. Vielleicht trägt die Art des Vortrags da und dort den Verdacht, es nicht einige Uebertreibungen mit unterlaufen.



Bühne.

— **Das neue Jahr hat für die Berliner Theater nicht** gerade sehr verheißungsvoll begonnen, insofern man dabei an neue dramatische Erzeugnisse denkt. Am letzten Abend des alten Jahres mußte ein Liebesdrama Wiederholungen und vielfach sehr gern auf der Bühne gesehener Autor, Ernst Wichert, der jetzt als Kammergerichtsrath Berliner Bürger ist, die Unbarmherzigkeit und Nichtsachtsfähigkeit des großen Moloch Publikum an seinem Lustspiele: „Die talentvolle Tochter" erfahren, dessen Aufführung im Berliner Theater zu einem kleinen Spektakelskandal autorisirte. Das Stück schildert die Ehrgeizmaßlichkeit der modernen Bildungssucht, die überall Talent spüren möchte, das der Ausbildung wert ist, während in Wahrheit das Gegenteil davon nicht ist. Einige dem heutigen Geistesad mit gesetzte Samen — unter anderem macht ein Heiratskandidat am jenseits des Wassers der Reihe nach mehreren Damen die sattsam Heirathsanträge — und Morgen an Handlung hatten zur Folge, daß das Publikum sich auf Kosten des Autors einer andauernden Lustigkeit überließ. — Im Deutschen Theater hatte eine andere Komödie, der das ehrwürdige Alter von 150 Jahren zur Seite stand, „Die glücklichen Bettler" von Gozzi, in Heyseschen Bearbeitung, nicht Erfolg; man lachte über die derbkomische Späße der theatralischen Figuren und ließ sich die kindlichen Scherze des italienischen Zeitalters gefallen, wenn auch — trotz Hetze und des trefflichen Zeitlebens der ausgezeichneten Künstler — der Erfolg kein derartiger war, daß er zu einer längeren Reihe von Wiederholungen geführt hätte. Dafür haben nun beide Bühnen mit Shakespeare um so mehr Glück gehabt; denn ging „Julius Cäsar" in meiningischer Inszenierung und mit Barnay als Marc Anton über die Bretter, der das „Die bezähmte Widerspenstige" mit der kleinen, reizenden Somma als Käthchen Entzücken hervorgerufen. Shakespeare läßt seine Gestalten nie im Stich, wenn man ihm nur die rechten Darsteller mitbringt. Im Berliner Theater spielte ihm aber ein Zufall einen Schabernack. Ein brandiger Geruch verbreitete die Hörer in Unruhe, und bald rannte alles in wilder Hast den Ausgängen zu. Nur den inständigen Bitten Barnays, der die Versicherung gab, daß absolut nichts geschehen sei — eine Klappe von der Luftheizung soll nicht geschlossen haben — gelang es, die Flüchtigen zu bannen. — Im Residenztheater hat bald darauf eine übermütige Posse: „Aerzte Frauen" von Blum und Jakobi, deutsch von Franz Wallner, ungeheure Heiterkeit erzielt. Eine Dame der feinen Welt entlockt ihre Aerzte, klagt alle Leute ihrer Umgebung, vom Gatten bis herab zum Kammerdiener, aufs schrecklichste mit ihrer Neigheiz und kommt schließlich zu der Ueberzeugung, daß sie mit dem Gemahl nicht länger leben könne, sondern sich von ihm scheiden lassen müsse. Da sie keinen triftigen Grund hat, sucht sie einen, das heißt, sie verbindet, ihren Anlaß zur Eifersucht zu geben, und liest sich aus dem Adreßbuch den ersten besten aus, indem sie mit einer Nadel einen Namen sticht. Sie trifft auf einen Cavalier, der auf dem Dache sitzt, eine reiche Witwe zu heiraten, schreibt an ihn verfängliche Briefe und richtet dadurch eine heillose Verwirrung an, zumal derselbe glaubt, die Dame wolle bei ihm Worte bestellen. Das weitere ist nicht möglich, im einzelnen zu schildern; es entsteht ein tolles Durcheinanderlaufen, bis schließlich der weise Frau ihre Thorheit begreift und sich mit dem Gatten versöhnt. Das Stück zieht unbestreitbar und wird ebenso wie die tolle Posse: „Der dritte Kopf" im Wallnertheater, ebenfalls aus dem Französischen von Fr. Wallner ins Deutsche übertragen, recht an die hundert Wiederholungen erleben. — Mit der Operette steht es schlecht. Seit Jahr und Tag gibt es hier keinen nachhaltig zündenden Treffer mehr, und die Gassenjungen pfeifen vergebens nach einer neuen eindringlich um sich greifenden Melodien, wie die der Gräfin Alexene oder anderer Operettenheldinnen es waren. „Ali-Baba", eine phantastisch-burleske Posse, hat im Viktoriatheater keinen Erfolg erzielt, wird aber trotzdem gegeben, denn „die Dummen werden nicht alle". — In der Friedrich Wilhelmstadt gibt man den „Alkade" in deutscher Sprache, einen Abstich zweiter Ordnung, der aber doch noch leidlich genug wirkt. — Das Königliche Theater zehrt von den „Quitzows", die alle Welt mit lebhafter Befriedigung erfüllen und ihrem Verfasser das Ritterkreuz des hohenzollernschen Hausordens eingetragen haben. — Im Lessingtheater ist kürzlich mit einer neuen „Mutter", Fräulein Petri, die der erklärte Liebling der Berliner zu werden versprecht, in der Hauptrolle der Lysiane das Lustspiel „Divorçons" (Wir lassen uns scheiden!) von Sardou in Scene gegangen und hat dort vortrefflich gefallen. Man macht aber Blumenthal, der Lessing zu seinem Patron erlor, darüber begründete Vorhaltungen, daß er die Achtung so sehr verletze, die sein Schutzherr Lessing besonders verdiene, die Französische. Leider kann er nicht anders, denn die „Lebenden", die in deutscher Sprache schreiben, haben nicht und lassen auch nichts Neues; wenn er sich über Wasser halten will, muß er die Ausländer zu Hilfe rufen. Wer da sieht, der soll gelten, daß er nicht solle. Darum mag man Blumenthal es nicht verargen, wenn er den Kampf um das Dasein so gut führt, als es eben die Verhältnisse ihm gestatten.

Kultur und Wissenschaft.

— **Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha** ist dem deutschen Schriftstellerverbande als Mitglied beigetreten.

— **Ueber die totale Sonnenfinsterniß, welche am 1. Januar** Island und für einen großen Teil Nordamerikas und des stillen Ozeans sichtbar war, sind von verschiedenen wissenschaftlichen Stationen in San Francisco Berichte eingetroffen. Wir entnehmen denselben, daß man zum Beispiel im Lick-Hotel während des Fortgangs der gänzlichen Verfinsterung die Sterne und großen Planeten mit bloßem Auge erkennen konnte; ein großartiges Schauspiel boten die Corona und die Protuberanzen. Das Thermometer fiel während der Zeit vom Beginn bis zur völligen Verfinsterung um 7 Grad. In Virginia City sank es sogar um 10 Grad. Der Zeitraum der totalen Verfinsterung für den günstigst gelegenen Ort betrug 110 Sekunden. Dem Professor Lick gelang es, eine Reihe schöner Photographien der Corona aufzunehmen. Auf der Station in Nevada wurde ein neuer Komet in der Nähe der Sonne entdeckt. Auch war hier der Anblick der Corona ganz besonders prächtig. Sobald die völlige Verfinsterung eintrat, brachen riesige Flammen auf der Westseite der Sonne hervor, welche 90 Grad bedeckten. Die Vögel flogen in ihre Nester, um zu braten, und die Hähne fingen an zu krähen. Das große Naturereignis war auf den meisten Stationen sehr von der Witterung begünstigt, daher die astronomische Wissenschaft reiche Beute davon getragen hat.

— **Den ersten Preis in der Mathematik erhielt die französische Akademie der Wissenschaften** — einer Dame, Russin von Geburt, Frau Sophie v. Kowalewsky. Dieselbe kam 1870 nach Berlin, um an der Universität Mathematik zu studieren, indes wurde ihr der Zutritt zu den Auditorien nicht gestattet. Doch half Professor Weierstraß ihrem mathematischen Genie zur Entfaltung, indem er die 1874 ihre Studien persönlich leitete. 1874 promovirte die Dame in Göttingen summa cum laude. Gegenwärtig ist Frau Kowalewsky Professor der Mathematik an der Stockholmer Universität.

— **Das große Feuerrohr der Lick-Sternwarte auf Mount** Hamilton wird seine erste Stelle als größtes Feuerrohr der Welt voraussichtlich in einigen Jahren abtreten müssen. Der Präsident der Universität von Südkalifornien zu Los Angeles hat sich mit dem bekannten Optiker Clark in Verbindung gesetzt, um ein Fernrohr mit 40 Zoll Oeffnung zu bestellen, dessen Länge also voraussichtlich 60 Fuß betragen wurde. Bisher war man in der Herstellung großer Glaslinsen beschränkt gewesen, da es nicht möglich war, die dazu erforderlichen großen Glasscheiben vollständig rein und gleichförmig zu gießen. Diese Schwierigkeit scheint nach neueren Erfahrungen, die der berühmte optischen Anstalt Feil in Paris zu verdanken sind, fast vollständig aus dem Wege geräumt zu sein.

— **Der zu Madrid lebende deutsche Schriftsteller Graf** Bark teilt in dem letzten Heft seiner von ihm herausgegebenen Monatsschrift „Iberien" die folgende interessante Statistik über die Zahl der im Jahre 1887 in den Kulturländern Europas erschienenen Bücher und den auf den Kopf der Bevölkerung entfallenden mit. Es erschienen 1887 in Deutschland 7556 Bücher und Broschüren mit 21,300,000 Franken, in Frankreich 5880 Bücher mit 7,560,000 Franken, in England 3124 Bücher mit 6,000,000 Franken, in Italien 2549 Bücher mit 3,240,000 Franken, in Spanien 1912 Bücher mit 1,740,000 Franken.

— **Die vier Minuten und seit Beginn unserer Zeitrechnung** verflossen sind mit dem letzten Glockenschlage des Jahres 18881 Diese Frage, die in einer Gesellschaft zu München aufgeworfen wurde, ist durch einen höchst witzigen Artikel der „Münchner Neuesten Nachrichten" zu allgemeiner Verwunderung darin beantwortet worden, daß seit Beginn unserer Zeitrechnung noch keine Milliarde Minuten verflossen ist. Das Ergebnis ist folgendes: 1888 × 365 Tage, berechnet um 460 Schalttage, das ist 669,120 + 460 = 669,580 Tage. Diese Tage enthalten 16,519,920 Stunden oder 992,995,200 Minuten. Zu einer Milliarde Minuten fehlen also noch 7,004,800 Minuten. Die Milliarde wird voraussichtlich am 28. April 1902 vormittags um 10 Uhr und 40 Minuten. Wenn demnach die 5 Milliarden Kriegsentschädigung, die Deutschland von Frankreich erhalten hat, in der Weise abgezählt worden wären, daß man von Anbeginn unserer Zeitrechnung in jeder Minute 5 Franken gezählt hätte, so wären sie heute noch lange nicht vollständig in unseren Händen.

— **In Frankreich sollen die öffentlichen Hypnotisirungs-**vorstellungen untersagt werden. Der Verein für gerichtliche Heilkunde hat einen dringenden Wunsch in diesen Sinn ausgesprochen und auf die zahlreichen Fälle von Ansteckung hingewiesen, die durch den Nervenreiz derartiger Vorstellungen herbeigeführt worden sind, Fälle, in welchen Hysterie, Krämpfe, Wahnvorstellungen oder längere Erwerbsunfähigkeit nicht nur bei den „Sujets", die sich zum Magnetisiren oder Einschläfern hergeben, sondern auch bei den Zuschauern entstanden und sich durch diese auf weitere Kreise übertrugen. Ueberaus berichtete über solche Fälle Hamilton Epidemie, namentlich das Schauen, und erwähnte insbesondere ein Lyzeum der Champagne, aus welchem ein von hysterischen Krämpfen befallener Zögling drei Monate lang in der Gebärzwelle behandelt werden mußte, bevor er wieder genas.

Gewerbe und Verkehr.

— **Eine internationale Ausstellung für Nahrungsmittel** und Handelsart findet von Mai bis Oktober 1889 in Köln statt. Gruppe 1, gleichbedeutend mit der ersten Hauptabteilung, wird das ganze Gebiet fester und flüssiger Nahrungs- und Genußmittel in sich schließen, während die zweite Abteilung den Handelsart im weitesten Sinne des Wortes umfaßt. Sie gliedert sich in: Gruppe 2 Kunstwerke, Gruppe 3 Erziehung, Unterricht und Kunstgewerbe, Gruppe 4 Mobiliar und Zubehör, Gruppe 5 Bekleidung einschließlich des Schmucks, Gruppe 6 Bergwerkswesen und Landwirtschaft, Gruppe 7 Maschinen, Gruppe 8 Baukunst, Hygiene und Rettungswesen, Gruppe 9 Gartenbau. Im Ausstellungsplatz soll ein prächtiger Konzertplatz mit großartigem elektrisch zu beleuchtenden Springbrunnen und prächtiger Musikhallen angelegt werden.

— **Ein mit Dampf getriebener Schlitten, das ist der** neueste Triumph der Technik. Der schwedische Ingenieur Sterkow hat dieses neue, allerdings an die Saison gebundene, Gefährt erfunden und hält es vollständig für den Transport von Menschen und Waren geeignet. Er hat bereits einige Probefahrten unternommen, die befriedigend ausgefallen sind. Er gedenkt mit dem Dampfschlitten, welcher nur 2000 Kronen kostet, regelmäßige Touren zu machen.

— **Ein Londoner Arzt wollte den schnellsten Weg für** Briefe um die Welt ausfindig machen. Er sandte zu dem Zwecke zwei Postkarten an einen Freund in Hongkong, die eine über Brindisi und Singapore, die andere über New-York, San Francisco und Yokohama, mit der Bitte, der Freund möge die Karten alsbald nach ihrer Ankunft auf den eingeschlagenen Wegen nach London zurückbefördern. Seitdem verstrich der Arzt die beiden Karten am gleichen Tag, am 26. Dezember 1888, zurück. Beide hatten 73 Tage zu der Fahrt um die Erde gebraucht, und das Porto hatte für die über 20,000 englische Meilen betragende Strecke 1½ respektive 2 Pence gekostet.

— **Ein Freund der Berge hat dem österreichischen Riesen-**gebirgsverein die Mittel für den Ausbau des an Naturschönheiten reichen Weges von Spindelmühl über die Keffelbaude und die Hofbauden nach Krakau zur Verfügung gestellt. Dieser Weg soll nach Vollendung des ungemessen Gönners den Namen „Franz-Josefs-Weg" erhalten.

Sport.

— **Nach dem Berliner Rennprogramm für das Jahr 1889** werden auf der Bahn von Hoppegarten 379,000 Mark an Preisen gegeben, zu denen noch 28,000 Mark im großen Preis und 25,000 Mark im Renard-Rennen zu zählen sind, für welche der Union-Klub garantirt. Die Rennage sind von 17 auf 19 vermehrt, in denen 111 Pferde gelaufen werden.

— **Die Nennungen für die großen Rennen ergaben beim** Jahresanfang für den silbernen Schild 58, das Renard-Rennen 98, das Hamburger Derby 68 und den Jubiläumspreis von Baden-Baden 82 Unterschriften. Für das letztere Rennen wurden genannt 41 deutsche, 27 österreichisch-ungarische, 9 französische, 2 italienische, 2 belgische und 1 dänisches Pferd.

— **Ein Aurochs kam auch in diesem Jahr aus der** Kolonie, welche Fürst Pleß auf seiner Wilhelmsthaler Besitzung hegt, zum Abschuß. Graf Saurma war der glückliche Schütze, dem der gewaltige Bulle schußgerecht vor das Rohr kam.

— **Zwei Steinadler, die vorsichtigsten und gewaltigsten** Räuber der Alpen, wurden innerhalb drei Stunden auf dem Auerachenberg bei Prutz mit Treibjagd in einem Eisen gefangen.

— **Die große Frankfurter Regatta wird in diesem Jahr** am 15. und 16. Juni abgehalten werden.

— **Eine Reise durch Europa auf Jahrrädern beabsichtigt** eine Gesellschaft von Amerikanern zu unternehmen. Dieselben wollen England, Frankreich, die Schweiz und Deutschland — namentlich die Städte Straßburg, Baden-Baden, Heidelberg, Mainz, Koblenz, Köln — auf ihren Maschinen besuchen, und zwar unter Führung eines Mr. Otwell.

Gestorben.

— Wilhelm Zsigmondi, langjähriger ungarischer Reichstagsabgeordneter und Präsident der Finanzkommission des Abgeordnetenhauses, hervorragender Ingenieur, am 21. Dezember, in Budapest.

— Prinz Georg Karageorgiewitsch, der zweite Sohn des Fürsten Alexander Karageorgiewitsch, am 22. Dezember, in Angulo.

— Jules Lefèvre, französischer Konteradmiral, 75 Jahre alt, am 25. Dezember, in Paris.

— Andrej Mikajotowitsch, Vizepräsident des serbischen Staatsrates, früher Minister des Innern, am 26. Dezember, in Belgrad.

— Edward Tyrrel Leith, britisch-indischer Jurist, früherer Admiral und ehemaliger Professor der Rechte in Bombay, bekannter Forscher auf soziologischem und anthropologischem Gebiete, Ende Dezember, in Heidelberg.

— J. J. Coleman, der Erfinder der Trockenkaffeemaschine, auch hervorragend an der Porzellanindustrie, 50 Jahre alt, Ende Dezember, in Beeston bei Dumbarton.

— Lord Overstone, früher als Charles Thew-Lefevre Sprecher des Unterhauses, 95 Jahre alt, Ende Dezember, in London.

— Ernst L. Gregory, hervorragender Historiker des Innern Australiens, früher Generalgouverneur von Westaustralien, Ende Dezember, auf seiner Besitzung in Queensland.

— James Orchard Halliwell Phillipps, bekannter Shakespeareforscher, 69 Jahre alt, Anfangs Januar, in Birmingham.

— Bernhard Szitnyai von Szitnay, ungarischer Reichstagsabgeordneter, 73 Jahre alt, Anfangs Januar, in Wien.

— Samson Raphael Hirsch, Rabbiner der israelitischen Religionsgesellschaft in Frankfurt a. M., hervorragender Gelehrter und Lehrer, bis ordinirter Jüdischer, 81 Jahre alt, am 1. Januar, in Frankfurt a. M.

— Geheimer Oberbaurat Hoffmann, Erbauer der griechischen Kapelle, sowie verschiedener anderen architektonischen Meisterwerke in Wiesbaden, 82 Jahre alt, am 4. Januar, in San Remo.

— Dr. Karl Aschbauer, ehemaliger Reichsratsabgeordneter, 1873 bis 1878 Präsident des österreichischen Abgeordnetenhauses, hervorragender Politiker und eifriger Verfechter der deutschen und liberalen Anschauungen, 74 Jahre alt, am 4. Januar, in Graz.

— Dr. Heinrich Alexander Pagenstecher, Direktor des Hamburger naturwissenschaftlichen Museums, früher Professor der Zoologie an der Universität Heidelberg, 63 Jahre alt, am 5. Januar, in Hamburg.

— Professor Dr. Leibniz, Lehrer an der Zeichenschule der Universität Tübingen, 75 Jahre alt, am 5. Januar, in Tübingen.

— Dr. Leopold Mitterhöfer, Gründer und Leiter der „Wiener medizinischen Wochenschrift", einer der bedeutendsten Aerzte Wiens, 71 Jahre alt, am 8. Januar, in Wien.



Blätter für die Frauen.

Die Mode in unserer Zimmereinrichtung.

Von F. W. (Alle Rechte vorbehalten.)

Der moderne Hausstand, der in seinen Zimmereinrichtungen mit den Anforderungen der Zeit gleichen Schritt halten will, hat es jetzt nicht leicht. Jene Tage, in denen die Begriffe Stil und Zeitgeschmack noch unbekannte Dinge waren, sind längst vorüber. Damals sah man selbst in den Schlössern der Vornehmsten, in den Palästen der Fürsten regellos zusammengewürfelten Urväterhausrat an erster Stelle in den Prunkgemächern; damals wurden die jetzt gesuchten Stücke der Hochzeitsausstattungen zur Silberhochzeit höchstens aufpolirt und neu bezogen; ob sie schön oder gar stilvoll waren, darum kümmerte man sich wenig. Wer wollen durchaus jenen Standpunkt nicht als einen idealen rühmen, nicht wünschen, daß die Erstarrung des Geschmacks, die Gleichgiltigkeit gegen behagliche und formenschöne Wohnungseinrichtung ewig andaure; wer alle haben gewiß die Bewegung mit Freuden begrüßt, welche die Renaissance, den altdeutschen Möbelbau in unsere Wohnungen einführte, die steifen, unbequemen, langweiligen Möbel, die harten Sofas mit den entsetzlich steifen Lehnen, die steifen gestickten Teppiche, die unbrauchbaren Polsterstühle zum Hause hinauswarf, die Erstarrung brach, die weit länger als ein halbes Jahrhundert gedauert hatte.

Der gar zu großen Erstarrung ist dann aber eine fast noch größere Ruhelosigkeit gefolgt. Seit etwa einem Jahrzehnt jagen die Formen einander, man kann seines Besitzes kaum froh werden; und wenn auch nicht jeder die Mittel besitzt, um die kaum angeschaffte, „stilvolle" Zimmereinrichtung durch eine neue, „noch stilvollere" zu ersetzen, so wird doch die Freude an dem kaum liebgewonnenen Besitz arg verkümmert, wenn man sieht, wie der Nachbar noch neuer, noch moderner, noch überraschender ausgestattet ist. Die Zimmerausstattung ist neuerdings leider zu einer „Mode" geworden, die mit dem Tage wechselt; man jagt ordentlich von einer Stilform zur andern. Diese Hast, diese krankhafte Sucht nach immer Neuem und Verblüffendem ist Unnatur und von Grund aus ungesund. Wir leben aber nun einmal in unserer Zeit und müssen uns mit derselben einrichten. Dieser möchten wir kurz unsern Rat anbieten.

Zurückgedrängt aus seiner Alleinherrschaft ist der strenge und formengerechte Stil der deutschen Renaissance durch die phantasievolle, willkürlich spielerische, lebhafte und prachtige Barock- und Rokokoform. Die Schönheit und der Reiz des Altdeutschen wurde wesentlich bestimmt durch Hervorhebung der konstruktiven Glieder und dabei mit durch die stilgerechte Anwendung des Materials. Das Holz durfte nicht gebogen, nicht in willkürliche, seinem Charakter widersprechende Formen gebracht werden, kräftige, gerade Beine, gerade, kräftige Lehnen, Verzierungen, die sich den Bedingungen und Anforderungen des Stoffes unterordneten, dazu schwere Vorhangstoffe, üppige, das ganze Zimmer deckende Teppiche, Kirchenkronleuchter, kräftiges, altdeutsch gestricktes Tafelleinen, Hausrat von Schmiedeeisen, kräftige Majolika, Abwesenheit alles phantastischen Tandes, aller Nippes, Porzellanpüppchen und dergleichen schwächender Ueberflüssigkeiten, das galt bei der Ausstattung einer derartigen Wohnung als Hauptregel. Sie sollte nicht glänzen und prunken, sondern Behagen erwecken, zum Verweilen einladen, uns wohlig anmuten, traulich berühren.

Diesen Zweck hat der Stil vollständig erfüllt, am besten dann, wenn beim Besitzer oder Bewohner sich mit Herrengefühl und Sinn für das künstlerisch Zweckmäßige noch etwas eigener, origineller Geschmack, die Fähigkeit verband, der Wohnung einen individuellen Reiz zu verleihen, ihr den Stempel der Originalität aufzudrücken.

Solche Zimmereinrichtungen sind immer schön gewesen, und werden es — trotz allen Wechsels der Mode und des Geschmacks — immer bleiben, gerade wie die Prachträume vornehmer deutscher Patrizierhäuser heute noch so schön sind wie vor dreihundert Jahren.

Zuerst hat man es aber darin versehen, daß die Sucht nach altdeutschen Einrichtungen krankhaft übertrieben wurde. Die Bezeichnung „stilvoll" wurde so viel angewandt, so arg mißbraucht, daß sie fast zu einem Spottwort wurde und vielen für lächerlich galt. Dadurch vielleicht wurde eine Reaktion erweckt; die Sucht nach Neuem, Ueberraschendem kam hinzu, der wachsende Reichtum unserer Besitzenden erzeugte die Neigung zu breiterer Prachtentfaltung, und damit begann die Vorliebe für Barock und Rokoko, die beide gleichzeitig auftraten, und zwar ohne einander zu bekämpfen, friedlich vereint. Sie haben ja vieles mit einander gemein und sind doch grundverschieden.

Der Laie mag, um sich den Unterschied immer gegenwärtig zu erhalten, daran denken, daß das schwere, breite, [illegible] Barock den üppigen Lockenmähnen der Allongeperücken, das zierliche, leichte Rokoko dem Puder entspricht.

Auch diese neueste und modernste Stilform besitzt sehr große Reize. Der Phantasie läßt sie freieres Spiel, denn alle Gesetze der Konstruktion sind aufgehoben, nur was schmückt, was anmutig ländelnd den Sinn erfreut, hat Geltung. Aus weit gebogenem Zweige bildet sie die Füße der Tische und Stühle, sie scheut vor jeder geraden Linie, vor allen bestimmten festen Formen zurück, loses Gerank [illegible] Zweigen, Zimmerdecken und Wandflächen ein, zappelnde Engel gaukeln an den Wänden, am Plafond, tragen Leuchter, Kronleuchter, kleine Möbel, Blumengewinde aus goldener Plastik schlingen sich um Gesimse, Zimmerdecken, Thürbrüstungen, in den feinsten Farben sind Deckengemälde, Wandfüllungen, Thüren und Fenster ausgeführt. Alles scheint nur vorhanden, um zu erfreuen, heiteren Genuß zu bieten, die Sinne spielerisch zu beschäftigen. Das vornehme Genußleben, Ueppigkeit und Kunstgeschmack können kaum in einer andern Formenwelt so schweigen als in der, welche durch die französischen Ludwige geschaffen ist. Galt nach der dürftigen Zeit sein Anfang dieses Jahrhunderts schon die deutsche Renaissance für anspruchsvoll und kostbar, so erheben Barock und Rokoko noch sehr bedeutend gesteigerte Ansprüche. Einfach, bescheiden, zurückhaltend läßt sich dieser Stil kaum denken; ein einziger Plafond mit Deckengemälden und Stukkornamenten, ein einziges Etablissement eleganter Möbel mit Zubussonbezügen oder solchen von Seidenstoffen à la Pompadour dürfte erheblich mehr kosten als eine ganze Renaissanceausstattung. Prachtwirkungen, malerische Effekte gehören zu dieser Stilform, die ohne Umrahmungen von goldenem Gezweige, ohne Watteaumalereien, echte Gobelin- oder Aubussontapeten kaum zu denken ist. Doch hat man neuerdings auch prunklosere Zimmereinrichtungen in diesen Stilformen geschaffen, und auf der letztjährigen deutschen Kunstgewerbeausstellung in München saß man neben einzelnen mit verschwenderischer Pracht ausgestatteten Barockzimmern, zu denen in erster Linie die bis zur Uebertreibung reichen, üppigen, ganz von Goldstickerei strahlenden Möbel, die König Ludwig für den Palast in Herrenchiemsee hat anfertigen lassen, gehören, auch einfachere Barockzimmer, darunter der Salon des bayrischen Prinzregenten. Immerhin aber werden die Wandfüllungen von Gobelins, die Stukdekorationen des Plafonds, die Teppiche erheblich kostbar gewesen sein, und trotzdem erschien dieser Salon einfach, fast schmucklos.

Wir wollen aber doch aus dem bisher Gesagten eine Nutzanwendung für die Gestaltung und Einrichtung unserer bürgerlichen Wohnräume ziehen. Wie soll es derjenige wohlhabende und geschmackvolle Bürger machen, der nicht gern zu weit hinter dem herrschenden Geschmack zurückbleiben, aber doch alle Extravaganzen vermeiden, das Haus nicht mit Prunk überladen, nicht es vielleicht damit sogar ungemütlich und unbehaglich machen will?

Zunächst muß er alle rigorose Stilstrenge vollständig verbannen. Heute denkt man weit freier und duldsamer über die Begriffe stilvoll und altdeutsch als vor einigen Jahren. Wer Renaissancemöbel besitzt, darf sich ungenirt ferner an ihnen erfreuen; wessen persönlicher Geschmack ihn andere Formen vorziehen läßt, der mag frei englische, japanische, französische Geschmacksrichtung vorziehen, wenn dabei nur nicht zu harte, zu scharfe, unharmonische Gegensätze sich ergeben. Kommt man aber in die Lage, sich eine Wohnung völlig neu auszustatten, so würde sich ganz von selbst ein praktischer Mittelweg ergeben, der sich leicht einschlagen läßt. Für Schlafzimmer, Speisezimmer und Herrenzimmer wird es auch heute kaum eine angenehmere, harmonischer wirkende, einladendere Form geben als die deutsche Renaissance. Diese Räume verlangen die kräftigeren, breiteren, festeren Formen des altdeutschen Stils, aus ihnen wird eine neue Mode ihn kaum leicht zu vertreiben im stande sein. Wir können uns Schlaf-, Speise- und Arbeitszimmer kaum in den phantastischen, tändelnden Formen des Barock oder Rokoko denken; hier würden schwebende Genien, Blumenranken, Lubussontapeten, gewundenes Linienspiel, Schnörkel, leichte Gueridons, nackte Phantasiemöbel entschieden deplacirt erscheinen.

Andere Ansprüche erheben wir im Salon, im Boudoir. Da empfinden wir die strenge Stilregel eher als eine Schranke, da vertrauen wir gern unserer Phantasie die Führung an, da kann kaum zu viel geschehen in schmeichelnder Zutat, da darf gelegentlich selbst die Laune sich kleine Griffe erlauben. Fast mehr noch im Boudoir als im Salon erfreut der spielerische Tand Auge und Herz; Barock und Rokoko mit ihrem goldenen Geräume, ihren Prachtstoffen und zartfarbigen Stickereien, ihren üppigen Plafondmalereien und Stukkaturen, ihren geschweiften Muschelformen werden im Salon und Boudoir eine passende Stelle finden und sehr gut kontrastiren mit den ernsteren Formen der anderen Räume. Ja, wir glauben sogar, daß die harmonische Gesamtstimmung der ganzen Wohnung eine Steigerung erfahren würde durch die verschiedenen Formengesetze, die im einen oder im anderen Teile derselben zum Ausdruck gelangen. Nur wird das Ganze auch hier unter der Herrschaft eines geläuterten Geschmacks stehen, es werden schreiende Gegensätze vermieden, eine feste Gesamtstimmung möglichst erzielt werden müssen. Wird es nicht wohlthuend berühren, wenn man aus dem strahlend erleuchteten, in den feinsten Farben, in den zierlichsten Formen ausgestatteten und geschmückten Salon das traulich, behaglich in deutscher Renaissance angelegte Speisezimmer betritt, wenn man aus dem wohlig anheimelnden altdeutschen Herrenzimmer einen Blick in das üppig und phantastisch ausgestattete Boudoir wirft! Es dürfte kaum dem rigorosesten Verteidiger strikter altdeutscher Zimmereinrichtungen gelingen, sich der Wirkung des hohen Reizes zu verschließen, den eine derartige Zusammenstellung zweier verschiedener Stilarten hervorbringt.



(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 490.

Von Felix af Geijerstam.

Löwen.



Weiß.

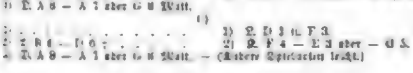
Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 485:

Weiß.	Schwarz.
1) S. H 7 — F 6. Weiß beabsichtigt, 2) S. E 8 m. F 4 † und nach K. D 5 — D 6 3) S. D 4 — F 5 Matt folgen zu lassen.	1) L. D 8 m. K 7.
2) S. E 8 m. F 4 †	2) K. D 5 — D 6 oder — E 4.
3) S. D 4 — B 5 oder F 6 — F 8 Matt.	
A)	
1)	1) K. D 6 — D 6.
2) S. D 4 — F 5 †	2) K. D 6 — D 5.
3) S. E 8 m. F 4 Matt.	
B)	
1)	1) K. F 8 — F 7.
2) T. E 1 — D 1 †	2) K. D 6 — E 4.
3) F 2 — F 3 Matt. — (Andere Spielarten leicht.)	

Auflösung der Aufgabe Nro. 486:

Weiß.	Schwarz.
1) S. E 4 — G 3	1) K. F 4 m. G 3.
2) S. H 1 — G 1 †	2) K. G 3 — H 3, — I 2 od. — F 4.
3) S. B 5 — F 1 oder L. B 4 — C 5, m. D 2 Matt.	
A)	
1)	1) K. F 4 — E 3.
2) S. G 3 — F 1 †	2) K. E 3 — F 2 oder — F 4.
3) S. H 1 — H 2 oder L. B 4 m. D 2 (b) Matt.	
B)	
1)	1) O 4 m. F 3.
2) S. G 3 — D 5 †	2) K. F 4 — E 3 oder — G 4 (a).
3) L. A 8 — A 1 oder G 8 Matt.	
C)	
1)	1) S. D 3 m. F 3.
2) S. E 4 — D 6 †	2) K. F 4 — E 3 oder — G 5.
3) L. A 8 — A 1 oder G 8 Matt. — (Andere Spielarten leicht.)	



(Redigirt von Oskar Klein.)

Aufgabe Nro. 75.

Skat.

Bernard hat in seinen 10 Points in der Hand und erklärt, als Alleinspieler Gewinn zu haben; entgegen seinen Angaben hat er aber bei Aufdeckung nur folgenden Karten:

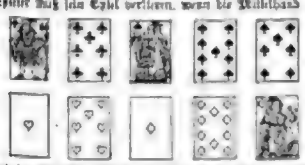


In Skat liegen der Eichel- und Pikober-Bub.
Wie müssen die übrigen Karten verteilt sein?

Auflösung der Aufgabe Nro. 73:

Skat.

Der Spieler muß sein Spiel verlieren, wenn die Mittelhand



bei Gewinn im Skat Pique-König und Coeur-Zehn liegen, er würde aber gewinnen, wenn bei gleichem Skat die Mittelhand anstatt der drei Blatt Pique und zwei Asse und den Coeur-König hätte. Das Spiel ergibt sich aus der Kartenverteilung.



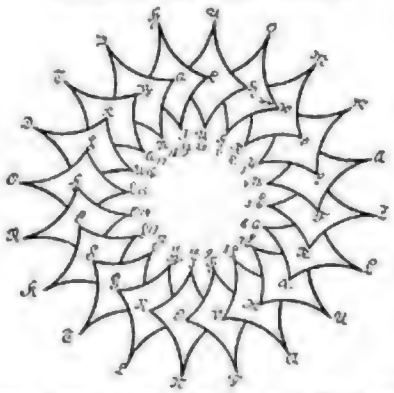
Anagramm.

Aus zwei Wörtern soll durch Umstellung der Buchstaben immer ein neues Wort gebildet werden (zum Beispiel Schuh — Dame — Deutschland). So wird aus:

1) Brand — Meile ein Spiel.
2) Mark — Sieb eine Rolle aus Schillers „Maria Stuart".
3) Horn — Gabe eine deutsche Oper.
4) Fürst — Erb ein französischer Komponist.
5) Arme — Kind ein Frauenname.
6) Art — Akte eine Abteilung der Musik.
7) Nähe — Saturn eine deutsche Oper.
8) Rhein — Speer eine Pflanze und zugleich eine Aufzeichnung.
9) Buche — Alter ein bekannter Violinvirtuose.
10) Aeß — Buch ein deutscher Komponist.
11) Tod — Uhrt ein Drama von Schiller.
12) Ur — Kel ein Frauenname.
13) Lima — Taste ein europäisches Küstenland.
14) Gau — Fieber eine sehr verbreitete schlimme Eigenschaft.
15) Galan — Licht eine Sängerin ohne Gage.
16) Schreie — Tand ein Verbrecher.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so nennen die Anfangsbuchstaben derselben eine bekannte Operette.

Auflösung des Buchstabenrätsels Seite 324:



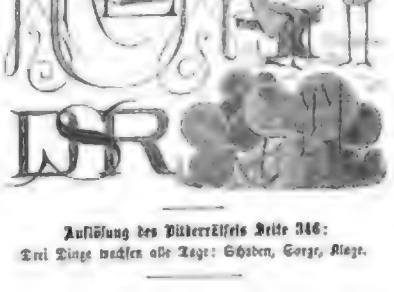
1. Hase; 2. Nase; 3. Ulm; 4. Ufa; 5. Ei; 6. Kal; 7. Ems; 8. Ute; 9. Hof; 10. Jan; 11. Bel; 12. Ch; 13. Ef; 14. Ohr; 15. Eo; 16. Und; 17. Ast; 18. Red; 19. Ja; 20. Ilm.

Auflösung der Ausbildungs-Aufgabe Seite 345/346:

1	2	3	4	5	6	7	8	9
m	a	s	b	t	b	b	h	a
c	e	o	r	i	r	i	o	r
h	h	r	n	e	a	x	r	n
z	l	e	l	c	n	e	a	d
l	m	l	l	k	t	t	x	t

Schiller — Premiere.

Bilderrätsel.



Auflösung des Bilderrätsels Seite 346:

Drei Dinge wachsen alle Tage: Schulden, Sorge, Klage.

Für nur 2 Mark vierteljährlich oder 35 Pfennig für das Heft

liefert die

„Deutsche Romanbibliothek"

zu „Ueber Land und Meer"

Illustrirte Ausgabe

in wöchentlichen Nummern von je 2 Bogen

oder

in vierzehntägigen Heften in elegantem Umschlag

reichste Unterhaltung in den besten neuen Romanen unserer ersten deutschen Schriftsteller, neben einem reichhaltigen Feuilleton.

Der neue, **siebenzehnte** Jahrgang, welcher mit Oktober v. J. begonnen hat, enthält in den bis jetzt erschienenen Nummern:

„Camilla" . . . . . von Ernst Eckstein.
„Der Weg zum Glück" . von Robert Byr.
„Im Bann der Irredenta" von O. Meding-Somarow.

☞ In der gleichzeitig mit dieser Nummer ausgegebenen Nummer 17 beginnt:

Der älteste Sohn.

Roman von

Moritz von Reichenbach.

Die **„Deutsche Romanbibliothek"** erscheint auf vielfachen Wunsch nunmehr auch in einer eleganten **„Salon-Ausgabe"** — pflicht 26 Halbbände von je 10—11 Bogen in handlichem, gefälligem Buchformat in gediegener Ausstattung zu dem überaus mäßigen Preise von 40 Pfg. pro Halbband — welche den Vorteil bietet, daß jeder Roman, sobald er vollständig erschienen, sofort für sich gebunden werden kann, da jeder Roman apart paginirt ist.

Der Jahrgang dieser **Salon-Ausgabe** läuft von Januar zu Januar und ist somit jetzt die beste Gelegenheit zum Eintritt in das Abonnement geboten. Der **erste Halbband** des **zweiten** Jahrgangs (1889) ist in allen Buchhandlungen zur Einsicht erhältlich.

Wir laden alle Abonnenten von **„Ueber Land und Meer"** zum Abonnement auf unsere **„Deutsche Romanbibliothek"** als überaus billiges und **äußerst gelegenes** Ergänzungs-Journal freundlichst ein.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.



Ed. in Köln und Sch. in Meiel. Selbst bei recht leisem Mondschein gelingen nach Lichtmessen, in der Ernteperiode zu brechen, zum Mond. Die genügen zur Betrachtung, da der Kontrast der hellen Mondstrahlen wegfällt.

L. B. 30. Gewiß haben viele Gegenstände Wert. Wenden Sie sich wegen des Näheren an einen tüchtigen Fachmann, etwa den verstorbenen Lithographen und städtischen Auktions-Kommissar für Kunstsachen und Bücher, Rudolf Lepke, Berlin SW., Kochstraße 29.

„Schubert-Liederbuch". Schubert's sämtliche Lieder illustrirt gibt es meines Wissens nicht. Die „Mustertheater" allein sind in einer Prachtausgabe illustrirt von L. Bamberger und R. Schiffer, in reicher Verlagshandlung erschienen. Als Abonnenten haben Sie ein Anrecht auf den Vorzugspreis von 6 ℳ (anstatt 12 ℳ) für das prachtvoll gebundene Werk und wollen Sie zur unser Heimath auf diese Notiz bei Ihrer Buchhandlung beziehen.

Ein Hoffenberger in C. Sehr bedauernd. Sie können wohl durch Uebung lernen, bessere Verse zu machen, aber bedeuten werden kaum Reimgeklingel bleiben, in knapp die Form sowie poetische Empfindung befehlt.

E. G. Ab. Hinsichtlich meinen Sie die Verlagshandlung von Otto Janke in Berlin W., Potsdamerstraße Nr. 122b.

Ungarin aus der Provinz. Sie haben das Ihnen Staatsprüfung auf ganz recht, nur Ihnen wie und wohl vorstellen, daß jemand glaubt, der Diplom werde in höherem Grad erlernen, wenn er mit der geringeren Prüfung zufrieden wäre, und daß somit das Diplomexamen ganz gut gemißt sein kann. (S. auch „Gelehrtenspiegel".)

M. O. Ona. Gut Heil!

„Mama Müller". Wenden Sie sich an die Redaktion des „Praktischen Herrenfreundes" in Hannover.

M. B. Manches ganz hübsch, aber für unsere Zwecke doch nicht bedeutend genug. Immerhin rechnen wir Ihr Talent auf richtigen, daß Verbesserungen in der Lage, am richtigen Platze angewandt, eine sehr gut Wirkung erzielen können, daß so aber ja nicht nur Manier werden dürfen.

Fußballfreund P. in Wien. Sie werden Ihrer Buchhandlung wahrscheinlich den Titel: „Deutsche Romanbibliothek" nicht nachsagen begründet und dadurch die Verwechslung mit einer andern Zeitschrift bedeutend hätte haben. Wollen Sie dieselbe nachmals den Jahrgang 1882, was vorhanden ist, nicht. Der Preis beträgt jetzt sich auf 3 ℳ.

Pflümmerle Hausfreund in G. Wenn Sie einer Mischung von vier Teilen Alkohol und chemisch Salmiakgeist 1 Teil Kochsalz zusetzen und das Ganz tüchtig durcheinander schütteln, so erhalten Sie ein Hirschhornsalz, vermöge dessen Sie mittelst eines Schwämmchens oder eines weichen Läppchens die Teilchen entfernen können.

Ein Leser in Mosta a. W. Ich will Ihnen allen gefallen, Ihnen stimmen zeigen, bei dem anderen Sexen besonders Beifall gefunden; Ihnen aber ist ja bereits so viel dessen geboten, was laut Ihrer eigenen Anerkennung Ihre vollen Sympathien hat, daß Sie sich darum leicht schadlos halten können.

Alter und Herbst in G. In Unser Gesellschaftsspiel. D. Jr. Otto Stoddart „Dramaturg" ist im Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart, auch als Buch erschienen; jede Buchhandlung besorgt es Ihnen. Mit Ihrem Urteil stimmen Sie nicht weniger als vorzüglich da; wir haben oben Ihnen gehört, der diesen Roman voll feiner Beobachtung und schlagender Schilderung in ähnlicher Weise hervorgehoben. Ihre Vermutung betreffs der Hymne Otto Stoddart trifft zutreffenden zu. Da die etwas ungewöhnliche Form Ihres Schreibens, wie Sie andeuten, einer besonderen Absicht entsprang, bei Ihnen gerne nachgeholfen sein.

Maurerlümchen in Lille. Sie haben nicht eingelne Bilder unserer letzten Weihnachtsbeilage „Für die lieben Kleinen" und zwar die auf Seite 30, 31, 46 und 47 sind von A. Hendschel. Die Figuren bei Nachtlicht ist ja eine so ausgezeichnete, daß für mich hat nicht zu widerstehen ist. Da Sie nur einzelne Bilder besitzen, sei Ihnen die Erwerbung der Hendschel'schen Skizzenbuch (Frankfurt a. M. M. Heckhell), deren auch unsere Bilder entnommen sind, auf welcher Unterzeichnung angelegentlich empfohlen. In Ihrer wohlbegründeten Einsamkeit werden Sie eine Reihe von Anregung und eine Reihe heiterer, genußreicher Stunden doch zu finden. Einen Prospekt kann Ihnen jede Buchhandlung besorgen.

L. S. in Weinsberg. Gelbe Gelbkörnle nach Helmichem Recept, nur in verdünnter Lösung, bei fett und wenig Verdauten.

Wilhelm L. in Wien. Nr. 1. Mixtur (150 g) mit 6. und 11. pernicioser und das 2. dauernde Arsenverg. mit einigen Schwefelbäder und 16 Gelbkörnle, nachdem der Kranke auf dem Kopfe noch Vorrate für abgeschnitten, in Ruhe ist. Sie rächte durch den Trauerbergen die einzelnen Bäder kennt die gut Kuhr in La Guanabe. Am Tag darauf erwählte die Nationalversammlung den bisher entwachsenen Friedensbedingungen ihre Zustimmung, und am 3. März rückten die deutschen Truppen wieder aus Paris ab.

K. H. in W. in B. Meines Ansprüchen nicht ganz genügend. Aufforderung solcher Kenntnisse anzuschließen.

Henriette. Wir verstehen das nicht zu ermitteln.

Bulgarischer Roman, Sofia. 1) Als noch Zeit und Ort gleich anlegen, für uns nicht gangen. 2) Als weichen Schmerz und Kalken aber sicherlich laurenmen Kalker, natürlich sehr verschön.

A. B. in Neu-Ostweg. B. Hentschens Kalkstaub (vergl. Seite 313) empfiehlt sich schon darum, weil er als eine Erscheinung jüngsten Datums den meisten Stand der Dinge, namentlich auch hinsichtlich der in letzter Zeit aufgetretenen bewährten Erfahrung Kleiset K. zur Grundlage nehmen konnte.

Th. K. in Schwalbach. In solchem Fall thun Sie am besten, Ihre Beschwerde, sofern Ihnen Ihre Angriffe harmlos vorzulegen scheinen, bei Gericht anhängig zu machen. Anderweitig sind wir leider nicht in der Lage, in einer Sache einzugreifen, bei der man uns selbst entgegnen würde, daß wir hier unmöglich nach eigenen Kenntnissen urteilen können.

Richtige Lösungen sandten ein: Selma Kluß in Oslau, Auguste Eisbrecher in Salzenburg a. d. Elbe, Hilda in St. Petersburg, Jenny Becker in Hannover, Jos. O. Sippel in Hamburg, Louis Tasch in Stark i. E. Gustav Winter in Steinschönau bei Tetschen (B. C. Jensen und H. Würzgens Photogr. Atelier, Kiel, Josef Schatz in Marienbad, Paul Benedikt, Louis Siegel in Meiningen, A. Ke. — Stat. Tabl. in Monaco. Holland ist. Frau Emmerer in Lahna i. W. P. in Pyz. Frau Gemeinderätin Schmidt in Cleve, A. Kraft in Dresden, Deutsches Mädchen aus der Nähe, Marie Tödtner in Sirkau, Josef Gibert in Stockholm.

Gesundheitspflege.

Langjähriger Abonnent in Swidau. Das Aufstoßen des Magens ist bei manchen schweren Magenverkrankungen, zum Beispiel Erweiterung, fast unvermeidlich; auch in leichteren Fällen, zum Beispiel bei länger andauernder Dyspepsie kann lästige recht eingetreten werden; nur selbst der Rat kann nicht auf eigene Faust vorgehen, sondern vom Arzte bestimmen lassen, wann und wie oft es zu geschehen hat, und nur nach genauer Unterweisung die Ausführung selbst übernehmen. (Für „Gesundheit und Heim" ist das Aufstoßen dann unschädlich und kann auch, je nachdem es der einzelne Fall erfordert, längere Zeit fortgesetzt werden.

Neugierhaftbrige Klara in Luzern. Bei aufgesprungenen Lippen ist das Zusammenspucken (im Verhältnis von 1:4) sehr zu empfehlen. Die Lippen werden damit morgens und abends bestrichen.

Unfortunatus. Das Einkaufen wird sich für Sie zu längerem Aufenthalt eignen müssen, wären zu nennen: Wiesbaden, Heidelberg, Baden-Baden, Stuttgart, Dresden und München. Ein trockenes Klima würde für Sie nicht passen.

Treue Abonnentin in Wien. Gold-Cream besteht aus 4 T. weißer Wachs, 2 T. Walrath, 32 T. Mandelöl und 16 T. Rosenwasser. Man gebraucht es, die Haut geschmeidig zu erhalten und vor dem Aufspringen zu schützen.

Abonnent in der Ostschweiz. Gegen Ihr Ohrenleiden wird sich wohl kaum eine andere Behandlung als die schon empfohlene mit Erfolg angewenden lassen. Sie können sich aber unmittelbar an den betreffenden Professor in München wenden. In Bonn ist und ein Ohrenarzt leider nicht bekannt. In Zürich Prof. Ker Dunant.

Abonnent in B. Gegen die Nachwehen der Hühneraugen schützt man sich nach unserer Ansicht am besten durch Ausschneiden. Hühneraugenattropfen sind übrigens in jeder Apotheke zu haben.

F. B. in Hamburg. Können Sie auch durch einen tüchtigen Arzt erhalten. 6—1 — in St. Petersburg. Ohne persönlich Untersuchung läßt sich hier kein Rat erhalten.

Ungarin aus der Provinz. Das „Durchreiben" ist gesundheitlich die Hölle eines Kaffeelöffels, weiter, wenn er gehörig befestigt werden soll, deftig behandelt werden muß. Durch Gegenstände und einer kaum, gewöhnlichen Kochzubereitung kann dadurch etwas gelindert werden. Schwarz Speisen und Getränke, namentlich zu heiß, sind möglichst zu meiden; eine besondere Diät ist doch im übrigen nicht nötig.

Martha M. in Schwanebeck. Auch wir können Ihnen keinen sicheren Rat geben als den hiesigen Aerzte, nur wenden wir empfehlen, die warmen Bäder auch weiterhin der obigen Behandlung fortzusetzen. Durch Arzneimittel läßt sich in diesem Falle in gar nie nichts ausrichten.

Frau v. K. in B. in Steiner. Emma v. W. Abonnentin in Wien. Ihren Wunsch bitte: das Buch: „Die Haut und das Haar" von Dr. med. Clauss ein heben empfehlen. Erscheinen ist dasselbe in der Verlagshandlung von Gundert in Stuttgart und kann durch jede Buchhandlung bezogen werden.

Alice und Hertha. Kartoffelstärkemehl kann man durch entsprechende Quantitäten aufgeschlossen werden; durch andere Mittel nicht.

Stuttgart. Dem freundlichen Unterrichtung sagen wir auch hier die Adresse dieses neuen Buchs oder über eine Bestellung bestehen nicht aufsprechen.

Schramm in Wien. Ist nicht möglich. Derartige Expertisen haben überhaupt nicht in Laienkreisen. Dr. Sehm.

Redaktion: Otto Paisch und Hugo Lesenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Paisch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 13);
Wien: Filiale von „Ueber Land und Meer" (Operngasse 3);
Budapest: Moritz Jokai (V. Unterer Donaustraße 5);
München: Fritz Schwartz, Redakteur der „Kunst für Alle" (Maximilianstr. 22).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Harte Herzen. Erzählung von Anton Freiherrn von Perfall. Fortsetzung. — Zur Anklage gegen die 5 Hauptmänner von Robert Waldow. II. (Schluß.) — Zeitschriftenschau, von Otto von Corvin. — Römische Post vor der Porta di San Lorenzo. — Ludwig Barnay und sein „Berliner Theater". — Jucht Festmahl, ein Roman aus Rumänien von Moritz Bermüller, Fortsetzung. — Bilder aus Indrich an Rhein, von Emile Erkard. — Für der Küche. — Literatur. — Notizblätter. — Bilder für die Frauen: Die Mode in unsere Zimmereinrichtung, von E. M. — Schach. — Briefkasten. — Rätsel; Anagramme; Auflösung des Buchstabenrätsels Seite 324; Auflösung der Verbindungsaufgabe Seite 343/345; Bilderrätsel; Auflösung des Bilderrätsels Seite 346. — Bibliographie.

Illustrationen: Der neue Kreisel, nach einem Gemälde von Eugen Hoffmann. — In der Kirche, Gemälde von A. Graf Pelzerstern-Gundorf. — Nach Pult, Gemälde von L. Zorcarz. — Ludwig Barnay. — Neues Theater in Berlin. — Lustspielhaus, Gemälde von O. Engler. — Barnays Theater am Nhein, sieben Originalzeichnungen von H. Lüdert.

Der Bazar.
Illustrirte Damenzeitung.

Alle 8 Tage eine reichillustrirte Nummer: Modm. Handarbeiten, Meisterholzschnitte, Romane und Novellen, Bilderbeute.

Preis 2 M. 50 vierteljährlich (in Oesterreich nach Kurs)

Inhalts-Uebersicht der Nrn. 3 u. 4:

Mode: Gesellschaftskleider. — Besätze mit Schleifen. — Mützenspitze, Fächer, Handschuhe, Korsetts de bal. — Gestickte, Haargarnituren. — Hals- und Unterjackchen. — Kleider für Mädchen von 6—9 Jahren. — Kleider für Knaben von 3—5 Jahren. — Kragen und Unterteile für Mädchen von 1—2 Jahren u. s. w.

Handarbeiten: Decke in Kreuzstich (2 Abbild.). — Einsatz in Tüll- und Filetarbeit. — Schlafhaube (2 Abbild.). — Schlafhaube (2 Abbild.). — Tisch mit gest. Platte (4 Abbildg.). — Stickereien zu Schreibtischen. — Stickerei für Schlafrock (2 Abbild.). — Monogramme. — Stickerei [illegible]

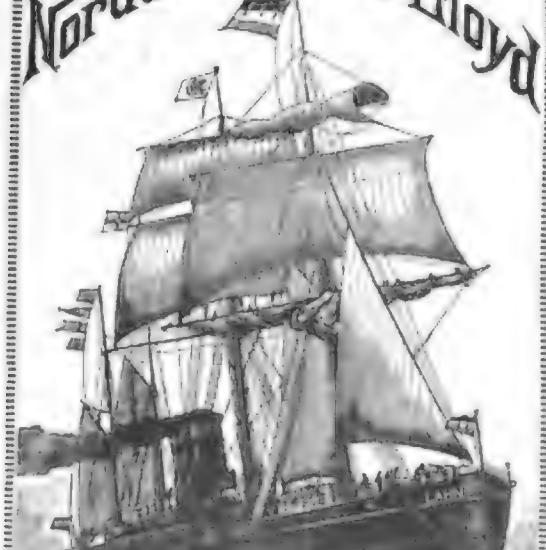
Neue doppelseitige Schnittmusterbogen.

Meisterholzschnitte: Friedrich Wilhelmplatz. — Spaziergang am Meer. Ein Gruß Nobili. — Kinderspielsachen. Von Bautzell.

Unterhaltung u. Belehrung: Neue Antworten. Novelle von M. Arnbach (Schluß). — Heinrich Wolfensberger von Francois Stahl. — Für die Damen von C. Hintz. — Der Gemeinderat. Novelle von A. D. v. Estorff. — Der neue Wohnung. Von H. Arnbolst. — Schach-Correspondenz. Von Schmidt-Meiningen. — Der Zeitung zur Bitternisnacht. Von H. S. — Auf der Erlebnissen eines Schriftsetzers. Von F. Werner. — Gedichte als Briefkarte (mit 10 Fig.). Von —s. — Die Lustspiele der Insel. — Schach. — Aufgaben. — Korrespondenz u. s. w.

Kleinste Insertions-Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expeditionen für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes. Anzeigen Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 50 ₰ Reichswährung.

Norddeutscher Lloyd



Post- und Schnelldampfer
zwischen **Bremen** und

Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien

Prospekte versendet

Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

Tausende
Ängstlich gesparte Lose sind sorgsam verschlossen und der Verzinsung abgewartet, gegen 50 Pf. Marken versendet [illegible] **A. Dann** in **Stuttgart** [illegible] Jahre [illegible] genau berechnet nebst Verlosungskalender für 1889, auch kontrollirter Lose als rückwärts à 10 Pf. per Stück, vorwärts à 15 Pf. per Stück und Jahr.

Rasche Orientirung
[illegible] Büchleins gewährt das Neue Zivang- u. Vertosungsbuch von **B. Dann, Stuttgart**, 32 Jahre [illegible]

Glas-Schreibfedern
3 Stück-Proben für M. 1.40. Briefmarken von **GUSTAV PICKHARDT** in **BONN.**

Nr. 000 [illegible]

Die Motorwelt.
[illegible]

Electrotechnische Fabrik
Mix & Genest
S.W. BERLIN S.W.

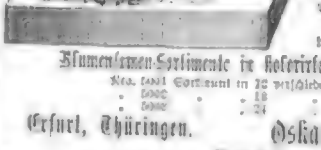


Telephon-Anlagen,
Haustelegraphen,
Blitzableiter, Lichtapparate.
Illustrirt. Kosts. Preisc. gratis.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten des **„Berliner Tageblatt"** wird der bis 1. Februar bereits abgedruckte Teil des neuesten **Friedrich Spielhagen**'schen Romans:
„Ein neuer Pharao"
gratis und franko
nachgeliefert. Alle Reichs-Postanstalten nehmen Abonnements auf das „Berliner Tageblatt" nebst seinen wertvollen 4 Separat-Beiblättern: **„ULK"**, „Deutsche Lesehalle", „Zeitgeist", „Mitteilungen über Landwirtschaft, Gartenbau und Hauswirtschaft" für Februar und März zum Preise von 3 Mark 50 Pfg. entgegen.

Allgemeine Hausfrauenzeitung
Verlag: C. M. Grenell, Leipzig. Preis v. Frauenztg.: 1 Mk. p. Quartal.

Alle Liebhaber des Gartenbaus
sollten Knopff's illustrirtes und beschreibendes Haupt-Verzeichnis über Samen und Pflanzen pro 1889



verlangen. Dasselbe wird gegen Einsendung von 50 Pfg. versandt, welche bei Ordrirung einer Kaufsumme von ℳ 15,— an eingesendet werden. Für Samenhandlungen und Handelsgärtnereien sind unsere Preise zu Engros-Bezug bedeutend billiger.

Preis incl. Porto brochirt ℳ 1,75, gebunden ℳ 1,75.

Blumen-Samen-Sortimente in hocheleganten Portefeuilles und Kassetten.
No. I enthält Sortiment in 12 verschiedenen Sorten ℳ 1,50.
" II " " 18 " " " 2,25
" III " " 24 " " " 3,00

Erfurt, Thüringen. **Oskar Knopff & Co.**
Samenhandlung, Kunst- und Handelsgärtnerei.

TAMAR INDIEN GRILLON
Erfrischende, schützende Fruchtpastillen gegen
VERSTOPFUNG
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.
Angenehm zu nehmen. — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise.
Jede Schachtel trägt die Unterschrift: E. Grillon.
IN ALLEN APOTHEKEN — Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau.

Van Houten's Cacao.

Bester — Im Gebrauch billigster.

Ueberall zu haben in Büchsen à Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

Es wird ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, dass jede Schachtel die Fabrikmarke

„verschlungene Hände"

trägt, welche man beim Einkauf stets speziell verlangen wolle.

MEY'S STOFFKRAGEN

zeichnen sich besonders durch **Dauerhaftigkeit, Billigkeit, Eleganz u. bequemes Sitzen** und **Passen** aus.

Mey's Stoffkragen sind mit Webstoff vollständig überzogen und infolge dessen von Leinenkragen nicht zu unterscheiden.

Mey's Stoffkragen werden nach dem Gebrauch einfach weggeworfen, man trägt also immer neue, tadellos passende, elegante Kragen und Manschetten. Angabe der gewünschten Kragen- u. Manschettenweite notwendig.

Beliebte Façons.

Lincoln II Umschlag 5 cm breit M. 0.55 pr. Dtzd.

Herzog Umschlag 5½ cm breit M. 0.85 pr. Dtzd.

Franklin 4 cm hoch M. 0.80 pr. Dtzd.

Costalia (einfach geschnittener Kragen, ausserordentlich schön und bequem am Halse sitzend, Umschlag 5 cm. breit. M. 0.85 pr. Dtzd.

Goethe (doppelt gelegt) ca. 5 cm hoch M. 0.90 pr. Dtzd.

Albion ca. 5 cm hoch M. 0.70 pr. Dtzd.

Wagner Breite: 10 cm M. 1. 20 pr. Dtzd. Paar.

Schiller (doppelt gelegt) ca. 6½ cm hoch M. 0.80 pr. Dtzd.

Wiederverkaufs-Stellen von Mey's Stoffkragen befinden sich in den meisten Städten Deutschlands, und sind durch Plakate in den Schaufenstern erkenntlich. Ausserdem können Mey's Stoffkragen auch bezogen werden durch das

Versand-Geschäft Mey & Edlich
Leipzig-Plagwitz

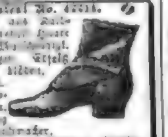
Der illustrirte Katalog über „Mey's Stoffkragen" wird auf brieflichen Verlangen an Jedermann gratis und portofrei gesandt.

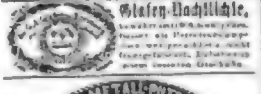
Hervorragendes medicinisches Präparat.
Die Zuckerharnruhr, Diabetes, ihre Ursache und dauernde Heilung von Med. Dr. K. Schmöe, Brunnenarzt in Carlsbad, k. k. Oesterr.-Ung. Consulararzt an der Riviera Monaco, Stuttgart, Südterrasse Vertreter Reuther.

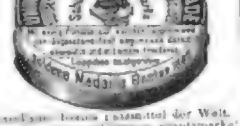
Petschke & Glöckner,
Chemnitz, Sachsen,
Werkzeugmaschinenfabrik,
liefern als Spezialität:
Präzisions- und Universaldrehbänke, Coupir- und Shapingmaschinen jeder Dimension.

Mondamin Brown & Polson
alleinige Fabr. k. engl. Hoflf.
Feinstes Malzpräparat. Für **Kinder und Kranke** mit Milch gekocht speziell geeignet — **erhöht die Verdaulichkeit der Milch.** — In Kolonial- u. Delikatessenhandlungen à ½ u. ¼ Pfd. engl. à 60 u. 30 Pf. Central-Geschäft Berlin C.




Deutschlands Schuhe
Patent No. 42218.
Schuhe
Gummi-Einlagen
Stiefel
Stiefeln
Schuhmacher.
Stadt vor Pfefferzeugen.


Glasen-Nachtlichte.


Ausstellung Berlin 1879 Medaille
Bestes Medicamentöses Nahrungsmittel der Welt.

Die Stiftung von Zimmermann'sche Naturheilanstalt
bei Chemnitz, in reizender Lage. Anwendung der physikalisch-diätetischen Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge bei Magen-, Lungen-, Herz-, Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettsucht, Gicht, Zuckerkrankh. u. s. w. Sommer- u. Winterkurort. Prospekte mit Beschreibung der Heilmittel gratis durch die Direktion, sowie durch die Filialen der Firma Rudolf Mosse.

Dr. med. Lahmanns Sanatorium
(Naturheilanstalt)
auf „Weisser Hirsch" bei Dresden.
In reizender Lage.
Anwendung der physik.-diätet. Heilfaktoren. Für Nerven-, Lungen-, Herz-, Magen-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettsucht, Gicht, Zuckerkrankh., Rosacea, Leiden etc. Sommer- u. Winterkurort. — Prospekte mit Beschreibung der Heilmittel etc. gratis.

Gegen Blutarmut!
Dr. Pfeuffers Patent 30,927. München, den 10. Juli 1884.
Die k. Untersuchungsanstalt bestätigt, dass die von Herrn Dr. Pfeuffer (in München) bereiteten und daher zur chemischen Untersuchung übersandten Hämoglobin-Pastillen im Durchschnitt 2,3 Gramm Hämoglobin enthielten u. dass dieselben sich sind von für die Ernährung ungeeigneten Bestandteilen, wie solche im gewöhnlichen Blute als Extraktivstoffe (Auswurfstoffe) vorhanden sind. Obige Untersuchung bestätigt:
Dr. Rudolf Emmerich (kgl. Professor an der Univ. München).
Dr. Max von Pettenkofer (Geheimrat, kgl. Prof. an der Univ. München).
Dieses vorzügliche, von Aerzten anerkannte Nahrungsmittel gegen Blutarmut und Schwäche empfiehlt für Blutleidende u. schwächliche Kinder ganz besonders
Jessler's Ludwigs-Apotheke in München.
Preis 3 M., ausreichend für 3—4 Wochen.


Specialität. — Vorzügliche
Tisch- & Tafelweine.
Guter Ersatz für gleichpreisige Mosel.
1 Probekiste mit 20 grossen Flaschen in 4 Sorten 20 Mk.
Preisliste frei.
J. F. MENZER,
Neckargemünd.
BADISCHE WEINE

Spezial-Arzt Dr. med. Meyer,
Berlin, Leipzigerstr. 31, heilt alle Leiden von Analfisteln- und Analkrankheiten, sowie Schwächezuständen, selbst in den hartnäckigsten Fällen erheblich und dauernd. Rückm. bereit.



ADRESSEN-BUREAU TRIER

Ersparnisse

Das Vogtl. Versandt-Haus
Clara Keller, Plauen i. V.
liefert Gardinen, Stickereien, Spitzen, Stoffe, Corsetts etc. Muster, Kataloge franko.

Kurbedürftige erhalten gratis u. franko d. Prospekt d. altbewährten neuerdings verbesserten Kurmittels Brunnthaler-Tinctur.

Compagnie Lafermo
Dresden Berlin
Petersburg Riga, Moskau
Kostlich in allen Cigarren-Geschäften Deutschlands.

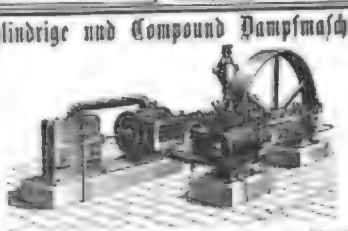
Reiche Heirats-
Vorschläge als den Ehegatten und Ehestand zum Inhalt habend, Offerirten sie Ihnen reell (discret). Ein Interessent sendet Ihnen seine Adresse entgegen Beate Zu Pl., Generalstadt-Expedition Berlin SW. 61 (Königgrätzerstrasse 31).

Über 1 Million feinere Lederwaaren-Bezugsstoffe liefert direkt an Private. Muster-Kouvert gratis. F. Wenzl, Berlin W., Mauerstr. 11 und Wien, Stadtstrasse 8. Fruchtzusendung. Retourwaare.

Prämiirte Aechte
Sodener Mineral-Pastillen
(bereitet aus den Salzen der berühmten Gemeinde-Quellen), welchen durch die Jury der Internationalen Ausstellung in Brüssel die Silberne Medaille zuerkannt wurde, sind in allen Apotheken à Schachtel 85 Pf. erhältlich. Um sicher zu sein, keine nachgeahmten Sodener Mineral-Pastillen zu erhalten, verlange man ausdrücklichst
FAY's ächte Sodener Mineral-Pastillen
und beachte, dass die auf den Schachteln befindliche ovale blaue Schutzmarke den nebenstehenden Namenszug PH. HERM. FAY trägt.

Einmal prämiirt mit ersten Preisen.
Violinen.
Das Beste und Feinste der Neuzeit.
Preisliste gratis.
Gebrüder Wolf,
Saiten-Instrumenten-Fabrik,
Kreuznach.

Eincylindrige und Compound Dampfmaschinen



von geringen Dimensionen und gleichmässigem Gange bis zu 100 Pferdekräften, liefert
Blunck & Hambrock, Ottensen bei Altona.

Feinste

Tafelgeflügel

(natürl. mastgemästet aber geräuchert) liefert in meinen Specialitäten vorzüglichen Ersatz für frisches Wirtschaftsgeflügel und empfiehlt sich für gefl. Abnahme von Weihnachtsbraten

Victor Haydecker,

Füspök-Ladány, Ungarn.

Preise per Stück nach jeder Station Deutschlands — portofrei und portofrei (offerirt freibleibend) — pr. Stück

Poularden (gut gemästet)	ℳ 1.90
Capaunen (Cuco-barbue Rass.)	„ 2.20
Gänse (auf das Fleisch gemast.)	„ 4.—
Gänse (prä. m. gr. Fettleber)	„ 5.—
Enten (gefettet)	„ 2.—
Indians (mit Nüssen gemästet)	„ 6.—

Ein Paar Fettbäckchen, enthält 1 Poularde gemästet, 1 Gans (gemästet), 1 Poularde (Cuco-barbue-Mastung oder 1 Rebhuhn (gemästet) und 2 Poularde (natürl. gemästet) mit sehr jungem, zartem Fleische, wird per Mark 5.50 nach jeder Poststation unter Nachnahme portofrei versendet.

Aug. Trangenberg, Berlin SO., Schmidstraße 21. Stenographisches Schnell- und Kurzschrift-Institut. Unterrichtskurse für Damen u. ℳ 50 an. Verl.-Kl. Ausführl. Prospekte gegen Einsendung von 50 Pfg. in Briefmarken.



Die Fabrik von

Gelbke & Benedictus, Dresden,

empfiehlt als komische Requisiten:

Cotillon- und **Carneval-**

Gegenstände, als komische Kopfbedeckungen, Orden, Cotillonbouquets, Attrapen, Knallbonbons, Kostüme, Masken, Perücken, Bartdekorationen, Bigotplatten u. s. w.

Spiele, Christbaumschmuck, Papierlaternen.

Künstliche Pflanzen

u. **Gefässe dafür in Majolica, Holz, Messing** etc.

Illustr. deutsche u. französ. Preisbücher Exemplare 1903 gratis und franco.

Deutsche Hausfrauen-Zeitung.

16. Jahrgang. Zu beziehen durch jede Deutsche Hausfrauen-Zeitung. 16. Jahrgang.

Wöchentlich für die gebildete Hausfrau der Gegenwart mit einer

Unterhaltungsblatt für die Familie

und einer Monatsbeilage:

„Für junge Mädchen".

Herausgegeben und geleitet von Frau Lina Morgenstern.

Der Schwerpunkt ruht auf der gut durchgeführten Haushaltungs- und Küche-Controlliste, ferner gute Bilder als Preise für Rätselaufgaben, Anleitung zur Handarbeit für junge Mädchen. Vierteljährlich 1 ℳ 50 ₰ (Ausland 1 ℳ 75 ₰). Probenummern gratis und franko.

Verlag der Deutschen Hausfrauen-Zeitung

Berlin W., Lützowufer 11.

In kurzer Zeit eine gediegene **Fachbildung***) und hierdurch angenehme lohnende Stellung.

Buchführung, Correspondenz, Rechnen, Comptoirkunde, Schönschrift.

*) Prospecte, die alles Nähere enthalten, senden gratis und franco zu Diensten. **F. Simon,** Abtheilung für kaufmännischen Unterricht, Berlin S W., 48.

BUCHFÜHRUNG

300 Briefmarken f. M. 3.

alle echt u. verschieden, rein weiß, ohne Wasserz., **Braunschweig, Hamburg, Helgoland, Afrika, Amerika, Asien,** Kolonien und **5 Samoa,** Porto extra 5 ₰.

Feiner Preislisten gratis.

500 verschied. ℳ 10.—, 300 verschied. ℳ 3.—
1000 „ „ 60.—, 1000 „ „ 100.—

Ankauf jeder Briefm. und Sorte, bezahlt am höchsten.

A. Salvador, Hamburg.

Preise extra, bitte gefälligst zu verlangen.

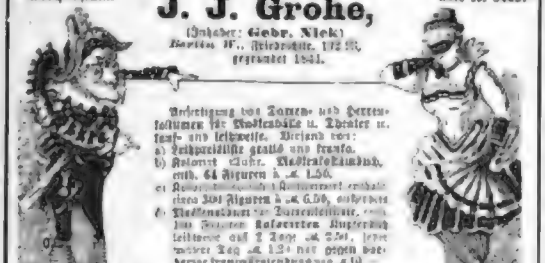
Erstes Masken- und Theaterkostüm-Atelier und Verleihinstitut Deutschlands

Telegramm-Adresse: Grohekostüm. von Telephon-Anschluß Amt II. 2462.

J. J. Grohe,

(Inhaber: Gebr. Nick)

Berlin W., Friedrichstr. 172 II, gegründet 1841.



Anfertigung von Damen- und Herrenkostümen für Maskenbälle u. Theater u. sonstige Festlichkeiten. Versand von:

a) Leihgarderobe gratis und franko.

b) Kolorirte Mode-Kostüm-Bilder, enth. 64 Figuren à ℳ 1.50.

c) Kostümbilder für Damen enthaltend circa 301 Figuren à ℳ 6.50, enthaltend circa 301 Figuren à ℳ 6.50, enthaltend

d) Maskenbilder für Herrenkostüme, enthaltend 200 Figuren à ℳ 4.50, enthaltend

Kolorirten Modebilder enthaltend auf 2 Tage ℳ 2.50, jeder weitere Tag ℳ 1.20 nur gegen vorherige frankirte Einsendung von ℳ 10.— Garantie. Genaueste Zeitangabe.

Maskenbücher à ℳ 4.— oder überallhin mit gegen vorherige Einsendung des Betrages portofrei und gut bei jeder Bestellung sowie Kostüm-Zeichnungen, welche nicht passen, gleichfalls Umtausch. Bestellungen für das Weihnachtsfest bitte baldigst.

Pharmaceutische Centralhalle

Dresden

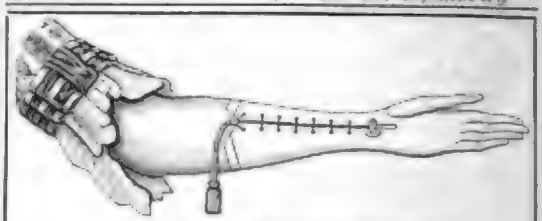
Umfasst das Gesammtgebiet der Pharmacie. 26. Jahrgang. Insertionspreis 1 ₰ 50 ₰. Vorzügl. Anzeigenblatt f. Apoth. u. Drogisten pr. Zeile 25 ₰. Probenummern kostenfrei.

BEETHAM'S GLYCERINE CUCUMBER

Macht die Haut weich, glatt u. weiss, schützt gegen Frost, das kälteste Wetter, kalte Winde oder hartes Wasser, macht sofort und jede andere Präparation u. sollte bei Keiner auf die Schönheit ihrer Gesichtsfarbe bedachten Dame fehlen. Verschiedene Imitationen, um die Haut weich zu halten zu erhalten. Vielkommen unschädl. Man hüte sich vor schädlichen Nachahmungen. Beetham's Mittel ist allein echt. Bei allen Apothekern und Parfümeuren zu haben. — Muster à Flasche gratis.

M. Beetham & Son, Pharmaceutes. Cheltenham, England. General-Depot für Deutschland: Richter, Ingenieur & Cie., Hamburg, Neue Gröningerstr. 2. Agent der Firma: Paul Heinrich, Dresden, Pragerstr. 12.

Depot für Oesterreich-Ungarn bei T. Grolich, Parfümeur in Brünn.



Schutz-Marke.

Der Amazonenverschluss an Glacé- und Seidenhandschuhen

macht **als praktische Neuheit berechtigtes Aufsehen.** Durch raffinirte Anordnung von 6 seidenen Schnüren wird der Handschuh schnell u. sicher mit einem Zuge geschlossen; für jede Aermelweite gleich gut passend, ist er ebenso dauerhaft wie elegant. — Diese wahre Neuheit nicht mit früheren Schnürverschlüssen verwechseln, die ungenügend funktionirten oder Spitzen u. Aermelfutter beschädigten.

Der Amazonenverschluss, D. R. P. 31.[illegible], mit nebenstehender Schutzmarke ist unbedingt haltbar und solide.

Zu haben in Handschuhspezialgeschäften.

VERSAND-GESCHÄFT MEY & EDLICH

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt.

Nicht gefallende Waaren werden bereitw. umgetauscht oder zurückgenommen.

Kgl. Sächs. Hoflieferanten

LEIPZIG-PLAGWITZ.

Gold-double-Herrenketten

(auf Composition plattirt)

Kurze Form.

Ganze Länge 21—24 Cm.



No. 5330. M. 12.25. No. 5672. M. 13.25. No. 5674. M. 12.50. No. 2800. M. 14.50.



Nr. 119. Vernickelte Sport-Uhr mit Wecker, ungefähr 21 Cm. hoch M. 16.—.

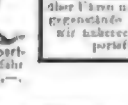
Unser Preisverzeichniss über Uhren u. sonstige Gegenstände versenden wir kostenfrei und portofrei.

Sämmtliche Uhren sind auf das Sorgfältigste regulirt und reparirt (abgezogen.)





Nr. 164. Vernickelte Uhr m. Wecker, ungefähr 11 Cm. Durchmesser. M. 9.75.



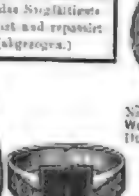
Nr. 2250. Massiver Damenring, mit 3 Türkisen. M. 10.75.



Nr. 251. Damen-Remontoir-Cylinder. Graviert, mit 1935 Silbergehäuse, deutscher Stempel, Schutzdeckel, 4 Steine. M. 30.—.



Nr. 252. Remontoir-Cylinder. Graviertes Nickelgehäuse, Werk mit Schutzdeckel, deutscher Stempel, Metallcuvette, vergoldeter Zeiger, 4 Steine. M. 16.50.



Nr. 1471 Massiver Herrenring m. Türkisen. M. 20.50.



Nr. 253. Damen-Remontoir-Cylinder. Graviertes Nickelgehäuse, Werk mit Goldrand, deutscher Stempel, Metallcuvette (innerer Deckel), vergoldeter Zeiger, 5 Steine. M. 30.—.

Nr. 210. Remontoir-Cylinder. Graviertes 935/1000 Silbergehäuse, mit Goldrand, deutscher Stempel, Metallcuvette (innerer Deckel), vergoldeter Zeiger, 5 Steine. M. 30.—.



Nr. 214. Remontoir-Cylinder. Graviertes Nickelgehäuse, Goldrand, deutscher Stempel, Metallcuvette (innerer Deckel), vergoldeter Zeiger, 5 Steine. M. 30.50.



Nr. 274. Damen-Remontoir-Cylinder. Graviertes 585/1000 Goldgehäuse, deutscher Stempel, Spitzendeckel (Deckel über dem Zifferblatt) Metallcuvette, vergold. Zeiger, 5 Steine. M. 75.—.

Gold-doublé-Damenketten

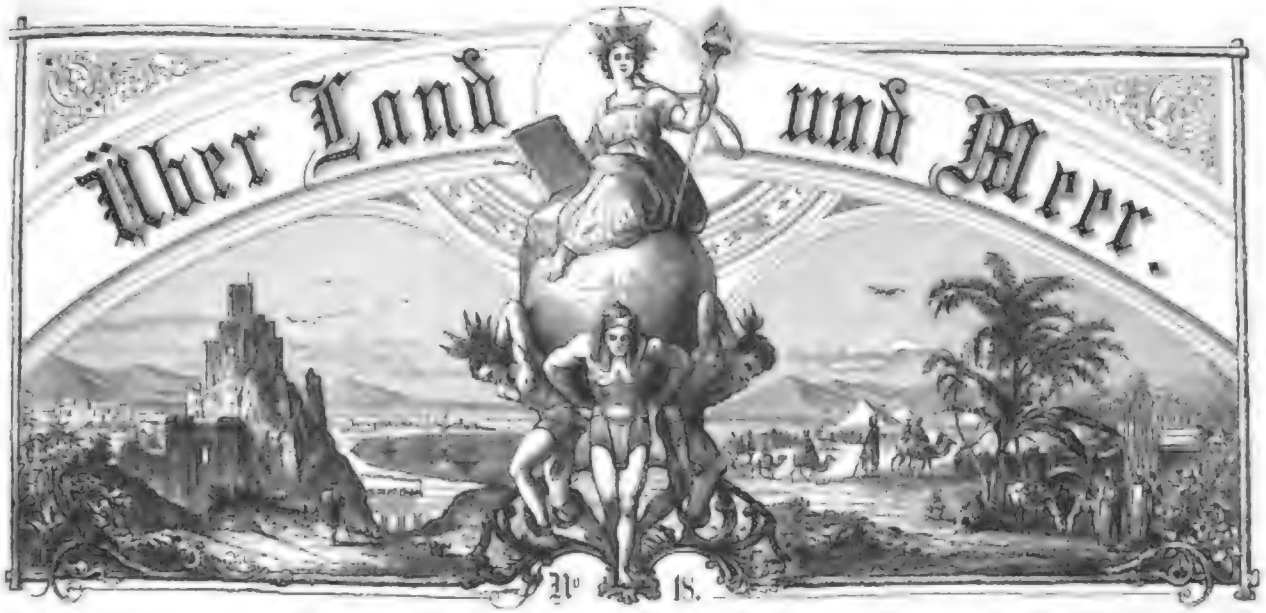
(auf Composition plattirt)

Kurze Form. Ganze Länge ungef. 21 Cm. Reitstyle ungef. 40 Cm.



Nr. 2850. M. 10.—. Nr. 2852. M. 12.50. Mit echtem Quarz. Nr. 2854. M. 14.—. Nr. 2856. M. [illegible].

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.



61. Band.
Einundsechzigster Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Zuschlag Mark 3.50.

Harte Herzen.

Erzählung
von
Anton Freiherrn von Perfall.

Mit Originalzeichnungen von L. E. Kepler.

(Fortsetzung.)

„Soll i' mi' ausweis'n?“ erwiderte lauernd der Alte. „Hier mi' ausweis'n — soll i'? Gnat!“ Er nahm ein beschmutztes, zerfetztes Büchlein aus der Tasche und schlug es auf. „Kannst les'n, Dominik?“ Damit hielt er es ihm vor die Augen. Der wechselte sichtlich die Farbe, als er nur mühsam die schlecht leserliche Schrift entzifferte. „Les laut, daß 's alle hören, san g'wiß alte Bekannte von mir da; helf ihma drauf, Dominik!“ sagte er spöttisch.

Dominik brachte kein Wort heraus, er starrte sprachlos den Alten an. Der nahm das Buch aus der willenlosen Hand.

„Quirin Burger!“ las er laut und deutlich. — Die Wirkung dieses Namens war eine unbeschreibliche. Die meisten der Anwesenden hatten heute schon an diesen Namen gedacht, er stand ja in inniger Verbindung mit dem eben gefeierten Fest, jetzt klang er wie ein Mahnruf, und mit dieser [illegible] Erscheinung tauchte wieder die Erinnerung auf an das noch ungesühnte Verbrechen. Auf Quirin lag ja einmal ein Verdacht, und wenn man ihn so ansah in seiner Verkommenheit, schien der Verdacht nicht so ganz ungerechtfertigt.

Der Alte ergötzte sich an all den starr auf ihn gerichteten Blicken, an dem Zorn und der ohnmächtigen Wut, die jetzt aus Dominiks Augen leuchteten; plötzlich lachte er hellauf, daß ihm die Thränen aus dem kranken Auge rannen.

„Seid's do' lusti', der Vat'r g'hört ja zur Hochzeit, und er hat einen weit'n Weg g'habt aus 'n Elsaß, und auf Staatskosten is er kemma!“ Er lachte unbändig, daß die rote Binde sich verschob und eine leere Augenhöhle entsetzlich allen entgegengähnte.

Cens war die erste, die sich fassen konnte, sie kannte den Namen genau und wußte, in welch intimer Beziehung er zu Dominik stand, sie wußte aber auch, daß dieser Mann nicht das geringste Recht beanspruchen konnte und daß es nur die Schande sei, die ihm eine Macht über ihr Haus verlieh. Der Skandal durfte nicht weiter ausarten.

„Quirin Burger,“ sagte sie mit gemessener Ruhe, „geht 'nunter in die Küch', laßt Euch geb'n, was Ihr wollt, aber stört nimmer mein'n Hochzeitstag mit Eurer Geg'nwart. Das weit're könna wir morg'n mit'nand' ausmach'n!“

„Der Mensch soll in mein Haus bleib'n?“ donnerte jetzt der Posthalter dazwischen, der sich nur mühsam zurückgehalten. „Was hat denn der mit mir z' schaff'n? Keine Nacht duld' i' ihn im Haus!“

Cens erfaßte seine drohendgeballte Faust.

„Das is jetz' uns'r Sach', Vata, wer im Haus bleibt oder net! Meinst, mir is a Freud', zwoa Schwiegerväter im Haus z' haben? G'wiß net! Aber man muaß net d' Schand no' größ'r mach'n als s' so scho' is. Der Quirin bleibt! Und Du machst, daß D' 'nunter kommst!“ sagte sie, zum Alten gewendet. Ihre Züge waren geradezu häßlich verzerrt, männliche Entschlossenheit lag darin. „Und jetzt gaffts net lang,“ rief sie den Leuten zu, „tanzts und eßts, was geht euch die G'schicht an!“

Den Leuten machte diese aufregende Scene



Prinzessin Luise zu Schleswig-Holstein und ihr Verlobter Prinz Leopold von Preußen.

offenbar Spaß, mit schadenfreudiger Neugier hatten sie zugesehen.

„Das geschah ihnen gerade recht, der stolzen Cens und dem Dominik.“ Jetzt war's aus mit dem Stolz. Der Dominik war jetzt der Sohn eines



Landstreichers, der auf dem Schub in seine Heimat befördert wurde, vielleicht sogar etwas Schlimmeres. „Und wie sie den alten Wimbacher abgefertigt hat, der bekommt jetzt gute Tage!“ Das war alles aus dem wirren Gemurmel herauszuhören, unter dem die Menge zum Tanz und Mahle zurückkehrte.

Quirin verschwand, wie er hereingekommen. Die energische Rede der Cens imponirte ihm mehr als der Zornausbruch des Posthalters, der jetzt, auf die rohe Abfertigung der Cens hin, förmlich zusammenknickte. Er hätte sie jetzt erwürgen können, die er vor wenigen Minuten noch mit solcher Freude betrachtete. Unwillkürlich ergriff er den Arm Peters, in dem er jetzt seinen einzigen Halt fühlte.

„Führ mich 'naus,“ bat er ihn, „mir wird schwarz vor die Aug'n, ab'r so, daß ich die Elende net begeg'n.“

Peter führte ihn hinaus, er kam ihm jetzt trotz seiner gewaltigen Erscheinung wie ein hilfloses Kind vor und der Anblick that ihm weh, seine Befürchtungen waren schneller eingetroffen, als er geahnt.

„Kann ich mir das biet'n lass'n, Pet'r?“ Thränen standen ihm in den Augen und der ganze Körper bebte wie im Fieber, „in mei'm Haus!“

„Beruhigt Euch, Vater, und faßt die Sache so auf, wie sie ist,“ begütigte Peter. „Euer Haus ist es leider nicht mehr, Ihr habt es unerklärlicherweise abgetreten mit Vorbehalt einiger unbedeutenden Rechte, die Euch in diesem Falle nichts nützen. Der Fall ist an und für sich ein äußerst schwieriger und sein plötzliches Eintreten macht ihn noch schwieriger. Quirin ist nun einmal der Vater des Dominik, jedermann weiß es, und wenn er auch keine Rechte beanspruchen kann dem Gesetze nach, so räumt ihm doch schon die Natur selbst ein Recht ein über Dominik, abgesehen davon, daß er im stande ist, den Namen der Mutter noch im Grabe zu schänden durch schlimme Nachreden. Aus diesem Grunde schon, Vater, mäßige Dich! Es läßt sich vielleicht im guten eher ein Abkommen treffen, mit Gewalt ist da nichts auszurichten. Und was die Cens betrifft, ist sie eben ein hitziges, leidenschaftliches Ding, die das alles nicht so schlimm gemeint hat. Es wird am besten sein, Ihr enthaltet Euch von nun an jeder Einrede in das Hauswesen, Ihr habt es ja selbst nicht anders gewollt trotz meiner Warnung.“

Der Posthalter hatte sich auf eine Steinbank gesetzt und blickte in den Boden, die Fäuste auf die Kniee gestemmt, er schien den Auseinandersetzungen Peters nur halb zuzuhören.

„Der Dominik steht danebn'n und sagt kein Wort, der Bub' der elende!“ Die Ader auf der Stirne schwoll wieder bedenklich an.

„Konnte er seinen leiblichen Vater hinausjagen vor allen Leuten? Thut ihm nicht unrecht, der Dominik hat in diesem Augenblick Entsetzliches ausgestanden!“ bemerkte Peter.

„Du hast ja recht, ganz recht,“ entgegnete verwirrt der Vater, „der Dominik is ja mein Sohn nimm'r, is nie g'wes'n; es is, als wenn er heunt g'storb'n wär' für mi'. Ja, so rächt sichs Unrecht; die Natur laßt net mit sich spass'n! An ihn hab' i' mei' Herz g'hängt, Di' hab' i' g'ring g'schätzt, mei' eigen's Kind! Ich hab' Di' net mög'n, i' sag's off'n. Die Mutt'r selig hat si' kränkt g'nug drüb'r; ab'r schau, seit Du 's letztemal da warst, da hab' i' Di' erst kenna g'lernt. Pet'r“ — er faßte mit der Hand nach ihm, als suche er eine Stütze — „Pet'r, verlaß mi' net, laß mir's jetzt net entgeli'n, was i' an Dir versäumt hab' — der Mutt'r z' liab net!“

Eine tiefe Erschütterung hatte ihn ergriffen, der starke, selbstbewußte Mann war zusammengebrochen unter dem Gefühle seiner Ohnmacht, unter der ihm vor allen Leuten angethanen Schmach, und in dieser entsetzlichen Nacht, die sich herabsenkte auf seine im Leiden ungeübte Seele, leuchtete nur ein Stern, nach dem er verzweifelt die Hände erhob, die Sohneslliebe seines Peter!

Der war wieder ganz Glut. Ein zerrissenes, blutendes Herz, noch dazu des eigenen Vaters, zu heilen, die Qual da drinnen zu lindern, das war wieder eine Feierstunde für Peter, und dieser Gottesdienst vollzog sich hier außen, während drinnen noch die Schadenfreude, die Lust am Skandal auf jedem Antlitz lag und von Mund zu Mund bittere Worte gingen über das Haus, dessen dampfende Schüsseln sie von neuem mit gierigen Blicken verschlangen.

Cens hatte Selbstbeherrschung genug, sich nichts anmerken zu lassen, wußte sie ja zu gut, daß Verdruß auf ihrer Stirne nur allen Freude bereite. Sie lachte, tanzte, ging von Tisch zu Tisch, als hätte sich nichts ereignet. In ihrem Innern kochte und gärte es um so mehr, und der Blick, den sie Dominik zuwarf, sagte nicht für diesen Tag.

Der war weniger im stande, sich zu verstellen; die bleiche Farbe seines Gesichtes blieb, man sah an seinem verstörten Wesen, dem verloren blickenden Auge, daß er vergeblich einen Ausweg suchte aus seiner verzweifelten Lage. Ein verkommener Landstreicher, für den sich nicht die leiseste Stimme erhob in seinem Innern, der ihm ein Ekel war — sein Vater!

Was kümmerte ihn der Mensch! Als er geboren wurde, war er schon verschwunden, und die Vergehen seiner Mutter sind nicht seine Vergehen — der andere war sein Vater, der hörte sein erstes Lallen, der überhäufte ihn mit Wohlthaten, der übergab ihm erst heute seinen ganzen Besitz, ihm, dem Sohne des — Landstreichers! Doch des Landstreichers! Da hilft alles nichts, das eherne Naturgesetz duldet keinen Widerspruch. Der andere, der Posthalter, ist sein Vater! Hat er nicht den Augenblick so gedacht? Und behandelt man so einen Vater — einen Vater, der alles geopfert dem Sohne? Das that die Cens — nicht er! Und war er nicht der Herr im Hause? Heute schon nicht mehr? Hätte die Cens das ihrem leiblichen Vater gegenüber gewagt? Hätte er es seinem leiblichen Vater gegenüber gewagt? Gewiß nicht! Dasselbe Naturgesetz hätte ihn davon abgehalten, das ihn jetzt davon abhält, den — Landstreicher hinauszujagen aus dem Hause — also doch der leibliche Sohn des Landstreichers! Seine wüsten Gedanken glichen einem Bündel Schlangen, die sich alle selbst in den Schwanz bissen. Ihr Gift färbte seine Wangen gelb, machte seine Lippen trocken, seinen Gaumen heiß.

Als Peter ihn so in einem leeren Zimmer derselben Flur sitzen sah, wollte er auch hier den Seelenarzt spielen, aber da hatte er weniger Glück wie beim Vater, den er sichtlich beruhigt hatte.

Dominik forschte auch in seinem Gesichte nach einem Zug der Schadenfreude. Peter, der offenbar Benachteiligte, der stets Zurückgesetzte, der echte Sohn, er mußte sich doch freuen über sein Unglück. Aber er fand diesen Zug nicht.

„Wie so ein Studirter sich doch verstell'n kann!“ dachte er dann.

„Sei ein Mann, Dominik,“ sprach Peter ihn an, „jetzt kannst Du's zeigen. Vor allem bedenke, was der Vater für Dich gethan — er ist doch Dein Vater, unzählige Dir erwiesene Wohlthaten, die getreulich an Dir vollzogene Vaterpflicht machen ihn dazu. Das Benehmen der Cens war empörend, zeige ihr doch, daß Du der Herr bist im Hause!“

Dominik schien die Philosophie Peters mit Behagen einzusaugen.

„Also Du glaubst,“ sagte er, „daß ich gegen diesen Quirin keine weiteren Verpflichtungen habe, daß ich ihn einfach —“ er machte ein verständliches Zeichen gegen die Thüre.

„Halt,“ fuhr Peter auf, „das nicht! — unserer Mutter zu lieb schon nicht! Du wirst ihm Unterhalt und Obdach bieten, vielleicht läßt er sich bewegen, gegen diese Zusage anderswo seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Zuneigung, Sohnespflichten kann er von Dir nicht beanspruchen, weil er auch keine Vaterpflichten an Dir erfüllt, diese bist Du allein unserem gemeinsamen Vater schuldig; verletzest Du diese, bist Du nicht mehr wert wie dieser Quirin, den Du so sehr verachtest.“

Andere Leute kamen herein und lästerten, Dominik, dem Festgeber zu liebe, auf diesen Lump, der Quirin, der drüben im Elsaß, wo er sich aufgehalten, wohl irgend etwas angestellt habe und deshalb ausgewiesen, auf dem Schub hieher gebracht worden sei, um nun der Gemeinde zur Last zu fallen. In ihrer Roheit und Gefühllosigkeit merkten sie nicht, daß alle diese Redensarten wie spitze Nadeln in die Brust des Dominik eindrangen, der ja doch der Sohn dieses Auswürflings war.

„Zur Last fall'n soll er euch net, dafür sorg' ich!“ sagte er trocken, „und weit'r kümmert euch ja die ganze G'schicht net, kehrt vor eurer eig'nen Thür!“

Dies hatte sich während des ganzen Vorganges nicht vom Tische gerührt. Das Schicksal dieses von Gott und der Welt, von seinem eigenen Sohne verlassenen Menschen, der wie ein räudiger Hund behandelt wurde, entsetzte sie; was er auch gethan haben mochte, er büßte in ihren Augen jetzt alles — daß eine so verkommene Natur eben nicht so litt, daran dachte sie nicht. Ihre Schwester flößte ihr Furcht und Abscheu ein, und als sie jetzt daherschoß wie ein Falk mit brennenden Augen, jede Muskel in Bewegung, und sie argwöhnisch anklickte, als wolle sie ihre geheimsten Gedanken lesen, schaute sie, wie Hilfe suchend, sich nach Peter um.

Der Riedbauer, der die Sache sehr kühl aufzunehmen schien und seine Cigarre nicht kalt werden ließ, sagte listig zu Cens:

„Sei froh, daß er heut erst komm'n ist, wär's gestern g'scheh'n, wärst ka'm Posthalt'rin word'n!“

Die festliche Stimmung war vernichtet, wenigstens bei den Nächstbeteiligten, die übrigen ließen sich das wenig kümmern, und wer das Gejohl und Gestampf, die lärmende Tanzmusik durch die späte Winternacht dröhnen hörte, hatte keine Ahnung von den bitteren Seelenkämpfen, die hier tobten.

Dem Wohnhaus gegenüber, dessen erleuchtete Fenster grellrote Lichter auf die Schneedecke draußen warfen, lagen die Stallgebäude in finsterer Ruhe. Nur ein kleines, erblindetes Fenster warf einen matten Schein. Er rührte von einem zinnernen Oellämpchen her, dessen Qualm ein kalter Luftzug, der durch das zerbrochene, mit alten Lumpen verstopfte Fenster hereindrang, zu Boden drückte. Vor einem mit Stallgeräten und schmierigem Unrat aller Art bedeckten Tische saß Quirin und stierte mit dem bösen Auge in das Flämmchen. Der schneidende Luftzug spielte mit den spärlichen grauen Haaren. Es feststellte ihn in dem dünnen Gewand, seine Kniee zitterten und die Zähne schlugen aneinander, er schien es aber gar nicht zu fühlen, weitab schweiften wohl seine Gedanken. Oft zog hämisches Lächeln über sein Antlitz, dann malte sich wieder unaussprechliche Seelenangst auf seinen Zügen und das Auge irrte unruhig in dem kleinen Raum umher.

„Er lebt no', der Alt' — hat's also do' erttag'n — wie i' — dreißig Jahr! A lange Zeit für so a Last!“ Er zog die Schulter empor, als fühle er wirklich ihren Druck; „und er war do' damals nimm'r jung! Wenn der erfahrt, daß i' hier bin!“ Er lachte hellauf bei dem Gedanken. „Wie's ihm wohl ganga hat die Zeit üb'r? Besser allweil wie mir“ — er sah auf seine ärmliche Gestalt herab — „und do' hat er's ausdacht! Ja, ausdacht und ausg'führt, das ist do' an Unterschied! So a Schlag auf 'n Kopf — so a Schrei — 's Blut!“ — er atmete schwer auf — „was is da dageg'n 'n

Ausdenk'n?" Er schauerte zusammen und hielt die Hände vor die Augen, wohl, um heraufsteigende häßliche Bilder zu verdrängen. „Horch! Schritte an der Thür — Mannsschritte! Hab'n sie's am End' do' 'rauskriegt? Hat am End' der Alt' —"

Aschfahl war sein Gesicht, die ganze Gestalt bebte, die Augen suchten offenbar einen Ausweg. Die Thüre öffnete sich und Dominik stand vor ihm, bleich, mit wirrem Haar und finsterem Ausdruck im Gesicht. Es hatte ihn nicht länger gehalten da oben, er mußte im klaren sein mit dem Quirin.

„Quirin Burger," redete er ihn an, „laß mit Dir red'n!" Er setzte sich erschöpft auf einen Hadersack in der Ecke und rang nach Atem. Quirin betrachtete ihn mit einem eigentümlichen Ausdruck, der die häßliche Gestalt einen Augenblick weniger abstoßend machte.

„Red nur, Dominik!" sagte er erwartungsvoll.

Dieser begann, sich gewaltsam mäßigend:

„Quirin, Du siehst do' selbst ein, daß Dei' Platz net in dem Haus sei' kann — Du bist mei' Vat'r, das Kirch'nbuch sagt's und d' Leut'. Da drinn" — er schlug mit der Faust sich auf die Brust — „red' mir für Di' — i' kenn' Di' net, will Di' net kenna! Aba 's Leb'n hab' i' vo' Dir, wenn i' a glei' mei' Mutt'r anklag'n möcht' desweg'n, und drum muß i' Dei' Leb'n erhalt'n; ab'r daß des hier net sei' ko, begreifst! Sag also, was D' verlangst für Dei' Vaterschaft, ein für allmal, Du sollst's haben, wenn i's leisten kann — dann geh und trag Dei' Elend anderswohin!" Er riß das Halstuch herab, das Hemd auf, daß die eisige Luft die nackte Brust bestrich.

Quirin stierte die ganze Rede über in die kleine Flamme, hie und da legte er die zitternde Hand an die Stirn, als schmerze sie ihn.

„Also wieder fort?" sprach er vor sich hin; „überall wieder fort wie a g'hetzt's Wild? Weißt denn aa, wie des thut, Dominik, allei', verlass'n, halb blind, mit morsche Knoch'n 'nausg'jagt werd'n wie a Hund! Vo' jedermann veracht', g'schieh'n — glaubst net, daß ma' da z'letzt aa biss' werd'n könnt' wie a Hund? That Di' des wundern?"

Dominik zuckte die Achseln.

„Vom Elsaß bis daher in dem G'wand, zu der Zeit! I' hab' dacht: ‚Dort lebt dei' Sohn — du hast's net verdient um ihn, aber 's is do' dei' Sohn, do' ein Mensch, an den 's di' anhalt'n kannst in der Verzweiflung!' — I' hätt's sonst net dermacht bis daher — und jetzt wieder 'nausg'jagt werd'n von dem ein'n Mensch'n!" Seine Stimme brach, das entzündete Auge schwamm in Thränen; „Dominik, des is aa für mi' z'viel, thu's net! Stoß mi' net 'naus, Dominik, irgend ein'n Win'kl gib mir in Dei'm Haus — i' mach's ja nimm'r lang — nur net 'nausstoß'n — i' bin ja so müad von dem Umanandzieh'n, so grausam müad!"

Quirin erhob flehend die Hände, er war nahe daran, vor Dominik zu knieen, der stand auf, als wolle er der Berührung mit ihm ausweichen.

„I' zahl' für Dein' Unterhalt, wenn Du die Klaus'n morg'n verlaßt, sonst aa des net, und das ist mei' letzt's Wort! In mei'm Haus is kei' Platz für Di', der Posthalt'r is mei' Vat'r, Du bist mei' Fluch, und vor dem will i' mein Haus rein halt'n. Gehst drauf ei', und was verlangst? Mach's kurz! Kei' Mensch braucht z' wiss'n, daß i' bei Dir war."

„So also meinst Du's mit mir? Abfind'n mit a paar Grosch'n und zur Thür 'naus mit dem alt'n Lump — dem alt'n Lump, den Dei' Mutt'r do' so gern g'habt hat, liab'r als den Posthalt'r da drinn, liab'r wia alle Mensch'n!" Der schmerzliche Ausdruck in seinem Gesichte war ganz verschwunden und hatte einem drohenden Platz gemacht. Das blutunterlaufene Auge blitzte dämonisch auf. „I' sag' Dir ab'r, i' will nimma so verlass'n umanand lieg'n, liab'r soll's auf einmal aus sei' — i' sag' Dir, daß D' mi' in einer Minut'n bitt'st, daß i' in Dei'm Haus bleib', Du und Dei' bös Weib da drüb'n — ja, lach nur — bitt'st, sag' i' — auf die Knie bitt'st!"

Dominik ging gegen die Thüre zu.

„Laß das dumme G'schwätz! Gehst auf mein'n Vorschlag ei' oder net? I' frag' Di' 's letztmal, do' morg'n an kenn' i' Di' nimma, mög'n d' Leut' sag'n, was woll'n!"

Quirin hielt ihn beim Arme zurück, er sah ihm mit einem so wilden, grauenhaften Ausdruck ins Gesicht, daß Dominik zurückschreckte.

„Wenn i' Dir ab'r sag', daß mit mir a G'heimnis 'nausgeht, was Dei' und Deiner Frau ihr Haus z'sammenreißt — sagst mi' dann no' fort?"

Dominik riß sich los, sah aber doch betroffen Quirin an, dessen Gesichtsausdruck keine Lüge verriet.

„Droh'n a no'," sagte er, „des könnt' gnat werd'n mit Dir im Haus! Jetzt mach erst recht, daß D' weiter kommst mit samt Dei'm G'heimnis!"

„Is das Dei' letzt's Wort?" keuchte Quirin, sichtbar zum Aeußersten entschlossen.

„Mei letzt's Wort!" lautete die Antwort.

„So hör, Dominik, Du willst es ja nei anders." Er zog ihn von der Thüre weg und näherte den Kopf seinem Ohre. „Hast vom Hagebauern scho' erzählt'n hör'n?" fragte Quirin, mit dem glotzenden Blick bis ins Innerste des jungen Mannes dringend.

„Der umbracht word'n is?" fragte Dominik, das Herz schlug ihm hörbar.

„Der umbracht word'n is," fuhr Quirin lauernd fort, „umbracht, vo' wem?"

„Das weiß kei' Mensch!" entgegnete bebend Dominik.

„Außer i'!" lispelte grinsend Quirin.

Sie rückten unwillkürlich näher zusammen, die Stimmen wurden noch leiser. Dominik dachte nicht mehr ans Fortgehen.

„Und wer hat's gethan?" preßte Dominik heraus, seine Faust umklammerte krampfhaft den Arm Quirins.

„I'!" klang's heiser, dumpf, und Quirin schien sich einen Moment zu weiden an dem Entsetzen des Sohnes, der ihn eben verstoßen, der sich jetzt mit beiden Händen den Kopf hielt, als wollte er zerbersten und mit hervorquellenden, geisterhaften Augen ihn anglotzte wie eine höllische Erscheinung.

„Du, Du, der Mörder?" stieß er mühsam hervor, „Du?" Er biß die Zähne fest aufeinander, die Brust wogte wie im Krampfe. Plötzlich fuhr er ihm mit beiden Händen an die Kehle. „Elender Mörder! I' erwürg' Di', wenn's wahr is!"

Quirin ächzte unter den furchtbaren Griffen und nickte mit dem Kopfe.

„Wart nur a bißl," brachte er mühsam hervor, ‚bin no' net fertig', nacher bring mi' um, mir liegt nix mehr am Leben!"

Der Druck der Hand Dominiks ließ nach, er wollte das Geheimnis ganz hören, mit einer gewissen, entsetzlichen Wollust horchte er darauf.

„I' bin der Mörd'r — mit einer Hack hab' i' ihn erschlag'n — im Bett — ab'r nur der bezahlte Mörd'r! Und vo' wem bezahlt?" Wieder bohrte sich das glühende Auge in das fahle Antlitz Dominiks. „Vom alten Riedbauern, dem Großvat'r der Gens!" lispelte Quirin dem Entsetzten ins Ohr. Dominik brach zusammen, das war zuviel auch für seine stählernen Nerven. Zwiefach verstrickt in diese blutige That, von der er schon in seiner Jugend mit geheimem Grauen erzählen hörte. Es war ihm, als ob ein roter, warmer Strom über seine Augen herablaufe, und die knochigen Hände dessen, den er Vater nennen mußte, flößten ihm Entsetzen ein. Er atmete schwer auf und hielt sich an dem Thürpfosten fest, die Hand vor den Augen, um den Verruchten nicht zu sehen.

Der schien selbst erschöpft.

„Jetzt weißt alles, jetzt bring mi' um, schlepp mi' aufs G'richt, alles eins — i' hab' das Dundaleb'n satt!"

Einen Augenblick war es ganz still. Daneben rasselten die Pferde mit den Ketten, vom Hause herüber erklang die Tanzmusik und der Lärm der Hochzeitsgäste.

„Dominik!" sagte plötzlich Quirin, den unglücklichen Sohn mit ganz verändertem Ausdruck anredend, „gib mir net d' Schuld, i' hätt's Dir nie g'stand'n, ab'r Dei' Hätt'n hat's mir 'raus'preßt; nur ei' gut's Wort, nur eins! Dominik — so schlecht i' bin, i' hab' mi' darnach g'sehnt Jahr und Tag — und Du hätt'st nie 'was davo' erfahr'n, ab'r so — ohne Liab kann i's allei' net trag'n, die grausame Schuld — liab'r glei' sterb'n!"

Dominik hatte sich wieder etwas gesammelt. Niemand durfte etwas erfahren, auch Gens nicht, das war ihm klar, lieber wollte er noch den Quirin im Hause behalten.

„Schwör mir, daß das G'heimnis nie über Deine Lipp'n komma soll, geg'n niemand, auch net geg'n die Gens, unter keine Umständ', was auch komm'n mag — dann d'halt i' Di' im Haus — nur zwunga — denn daß i' in Dir jetzt no' wenig'r mein Vat'r seh', wirst einsehn!"

„Das schwör' i', Dominik, und i' schwör' kein Meineid mehr, i' hab' scho' so g'nug am G'wiss'n! Und i' wollt' ja net Dei' Unglück, grad' an Win'kl zum Ausruh'n — wenn's für mi' no' a Ruh' gibt."

Dominik machte die Thüre auf, dem Alten einen feindseligen Blick zuwerfend.

„Gute Nacht, Dominik!" sagte Quirin in flehendem Tone, der gab keine Antwort und schlug die Thüre hinter sich zu.

Quirin blickte verloren nach, plötzlich brach er in ein schmerzliches Schluchzen aus und verbarg sein Haupt hinter beiden Händen.

Drüben schwieg jetzt die Musik, die letzten Gäste entfernten sich johlend über den knisternden Schnee und ein Fenster nach dem andern verdunkelte sich, nur eines im ersten Stock blieb erleuchtet, die Brautkammer — und gegenüber das Fenster neben dem Stall, ihr blutroter Schein floß ineinander auf der Schneedecke draußen, die Schläfer dahinter schienen die Nacht zu scheuen mit ihren häßlichen Träumen.

IV.

Das Verhältnis mit dem Quirin ließ sich besser an, als Dominik gefürchtet; er schien glücklich zu sein mit seinem Winkel zum Ausruhen, nach dem er sich so gesehnt. Er nahm mit allem vorlieb, er drängte sich nicht auf, pochte nie auf seine Eigenschaft als Vater, sondern nahm alles mit sklavischer Unterwürfigkeit als Almosen an. Kein Blick, kein Wort verriet, daß er ein Geheimnis mit Dominik habe oder irgend einen Druck ausüben wolle. Die stolze Posthalterin, die anfangs über die Nachgiebigkeit und Milde ihres Mannes Quirin gegenüber sehr erstaunt war, wußte er durch Schmeicheleien, durch unterwürfiges Wesen ganz für sich zu gewinnen, ihr war er viel weniger lästig als der alte Wimbacher, dessen herrisches Wesen immer wieder durchdrang, so sehr er sich bemühte, es zu unterdrücken. Anfangs folgte Szene auf Szene. Es war ein förmlicher Kampf dieses zähen, eigenmächtigen Mannes mit diesem ebenso zähen, herzlosen Weibe, jeden Fuß breit Boden mußte sie ihm abringen, aber zuletzt blieb doch sie Siegerin. Nur eins konnte den Wimbacher in wahre Tollwut versetzen, wenn Gens oft ihn und den Quirin zusammen nannte, als ob eine gewisse Gleichheit zwischen ihnen herrsche, beide eigentlich dieselbe Stellung im Haus einnähmen, das schien ihn in seinem Innersten zu verletzen, dagegen bäumte er sich auf mit einer Leidenschaft, die selbst Gens Scheu einflößte. Er haßte und verachtete diesen Quirin, er haßte ihn um so mehr, als er sich selbst sagen mußte, daß er nicht ganz ohne Berechtigung im Hause war. Außerdem hatte er einen persönlichen Abscheu vor diesem Menschen, und einmal spielte er Dominik gegenüber sogar auf den frühern Verdacht wegen der Mordgeschichte des Hagebauern an, der auf Quirin lastete. Da leuchtete es aber so unheimlich auf in Dominiks Augen, seine Stimme klang so drohend, als er sich ein für allemal solche Redensarten verbat, daß er nie mehr davon anfing, obwohl auch im übrigen Dorfe diese alte Geschichte seit Quirins Anwesenheit wieder aufgerührt wurde.

Diese ewigen häuslichen Streitigkeiten, die dunkle, verdächtige Person des Quirin verscheuchten alle Gäste aus der Post. Das Geschäft ging so schlecht wie noch nie, und je schlechter es ging, desto mehr waren Gens und Dominik bestrebt, durch äußeren Aufwand und möglichst hochfahrendem Wesen diesen Verfall des Anwesens zu verdecken. Die alte Prozeßwirtschaft begann, der „Dokta" Lindner hielt wieder seinen Einzug in der Klausen. Leider schien aber Dominik nicht das „Glück" zu haben wie der Vater, er verlor und verlor, und der Doktor hetzte ihn immer weiter hinein. Der junge „Reformator" war ja jetzt weit weg über dem Meer auf einer Forschungsreise, da blühte wieder sein Weizen.

Der alte Riedbauer hatte sich ganz zurückgezogen und wollte von Anleihen oder dergleichen nichts wissen, er verschanzte sich förmlich gegen solche Angriffe in seinem Hause, in welchem der alte Großvater immer noch sein Traumleben führte. Von



Hero. Gemälde von Edmund Kanoldt.



Die Marionetten. Gemälde von Louis Alvarez.

der Ankunft Quirins hatte man diesem nichts gesagt, man wußte ja, wie verhaßt ihm der Name war, und daß er förmliche Anfälle bekam, wenn er ihn nur hörte.

So waren erst zwei Jahre vergangen, und schon wankte das ganze Haus. Der alte Wimbacher, dessen Rat nie eingeholt wurde, blickte dem Einsturz mit gewisser Genugthuung entgegen; das war die Gottesstrafe für den Undank. Er hatte nur noch einen Gedanken, einen Wunsch, das war die Rückkunft Peters, der in ehrenvollem Auftrag der Regierung eine wissenschaftliche Reise nach Amerika unternommen hatte, um nach seiner Rückkehr sich als Privatdozent an der hauptstädtischen Universität niederzulassen. Er war jetzt seine einzige Stütze. Er hatte jetzt einen förmlichen Drang, an seinem Lebensabend noch den versäumten Genuß der Kindesliebe nachzuholen.

Und noch ein Wesen verging in Sehnsucht nach ihm, Lies, die wie eine unter Toten einzig lebend zu wandeln Verdammte im Riedbauernhof umher ging. Sie hatte es nie gewagt, an eine Erwiderung ihrer Liebe zu denken, dazu mangelte ihr alles Selbstbewußtsein, sie war ja an Dulden und Leiden gewöhnt, und seine Freundschaft allein beglückte sie ja schon; allein das Bewußtsein seiner weiten Entfernung, der immer breiter werdenden Kluft zwischen ihm und ihr, lag doch schwer auf ihr. Ihr Entschluß, die Heimat zu verlassen, sich irgendwo nützlich zu machen in der Welt, stand fest, nur wußte sie nicht, welchen Weg einschlagen. Peter war fort, und wenn er auch dagewesen, an ihn hätte sie sich gewiß nicht gewandt.

Da wurde der alte Pfarrherr schwer krank, eine barmherzige Schwester kam zu seiner Pflege aus der Stadt, sie erschien ihr wie eine Himmelserscheinung, als sie die milde, schöne Gestalt in der ernsten Ordenstracht zum erstenmale sah. Es zog sie zu ihr eine unbegrenzte Ehrfurcht. Sie hatte jetzt immer im Pfarrhof etwas zu thun. Die Schwester kam ihr herzlich entgegen, machte sie auf ihre Bitten mit den Pflichten und Beschwerden ihres Ordens bekannt, sprach von der innern Befriedigung, die sie darin empfinde. Lies hing an ihrem Munde, sie erwachte zu neuem Leben, eine wahre Gier erfaßte ihre exzentrische Natur nach diesem Mühen, Nachtwachen und Trösten, es gab für sie nur noch ein Ziel — barmherzige Schwester!

Der Vater hatte nichts dagegen, zu Hause war sie ja doch nicht gut zu brauchen, und das Anwesen bekam ja die Gens. So fuhr sie denn mit der Schwester Agathe, das Herz voll Opferfreudigkeit, in die Stadt. Den andern Tag war sie schon als Novize aufgenommen. Der Klausneranzug wurde mit einem einfachen dunkelblauen Kleide vertauscht und die üppigen blonden Zöpfe unter dem weißen Novizenhäubchen verborgen, aus dem sie anfangs, des Zwanges ungewohnt, widerspenstig genug herausdrangen.

Dann ging's an der Seite der Schwester Agathe, der sie als Gehilfin beigegeben wurde, in die Krankensäle. Anfangs wollte ihr das Herz brechen beim Anblick all dieses menschlichen Leides, das alle Räume ächzend, stöhnend füllte, dann aber erblickte sie darin rasch das langgeträumte Feld ihrer Thätigkeit. Da gab's ja wirklich zu helfen und zu helfen genug, wie Peter meinte, und auch eine reiche Ernte von Liebe und Dank winkte hier, das las sie in den Blicken der armen Kranken, welche die Schwester Agathe überall trafen.

Sie machte rasche Fortschritte in der Krankenpflege, keine Arbeit war ihr zu hart, zu ekelhaft, alles ging ihr von der Hand, alles that sie mit Liebe und Lust; ihre kräftige bäuerische Natur ließ sie allen Anstrengungen trotzen, sie gebot dem Schlaf und der Müdigkeit, eine fieberhafte Glut schien sie innerlich anzuspornen, die oft krankhaft erschien und auf eine überreizte, unharmonische Seelenstimmung schließen ließ. Es war, als wollte sie einen aufdringlichen Gedanken, der immer wieder sie beunruhigte, durch körperliche Anstrengungen verdrängen.

Unter Tags ging es auch, da kam sie kaum zu Atem. Stiege auf, Stiege ab, am Krankenbett, an dem Waschzuber, in der Küche, überall wurde die Novize verwendet. Aber des Nachts, wenn der matte Schein der Nachtlampe so kalt, so nüchtern herabglitt an den nackten weißen Wänden, über die weißen Bettlaken und bleichen, abgezehrten Gesichter und sie allein in dem endlosen Saale wachte, über dem eine schwüle, karbolgeschwängerte Atmosphäre und düsteres Schweigen lag, nur hie und da unterbrochen von dem Aufstöhnen oder Irresprechen eines Fieberkranken oder dem gepreßten Seufzer eines vergebens den Schlaf Suchenden, da war es aus mit der erträumten Seelenruhe der innern Befriedigung. Da trat meist eine hohe männliche Gestalt vor ihre erhitzte Phantasie, das schwarze Auge blickte so ernst und doch so mild, sie fühlte seinen bestrickenden Schimmer, er drang ihr mitten durch die Seele; sie sah die Erscheinung so deutlich im matten Scheine der Lampe, sie wollte sie verscheuchen, stand auf und machte die Runde von Bett zu Bett, dann hatte sie wieder heiße Sehnsucht darnach, setzte sich wieder, schloß die Augen und wieder stand sie da und blickte sie so freundlich an. Was wollte sie denn noch von ihm, hatte sie nicht jetzt den ersehnten Wirkungskreis? Jetzt konnte sie ja Liebe erwerben, hundertfache Liebe und Dankesstammeln von sterbenden Lippen — und noch kein Friede da drinnen! Was verlangt es denn noch, das ruhelose Herz — noch mehr Liebe?

„Noch mehr!“ flüsterte die liebe Gestalt, „noch mehr!“ sprach's verheißungsvoll aus dem aufflammenden Auge; sie fühlte einen Arm um ihren Hals sich schlingen, sie fühlte sich emporgezogen, an heißen Lippen ruhend, körperlos schwebend in unsagbarer Wonne! „Noch mehr, noch mehr!“ tönt's rings im strahlenden Aether wie von Engelschören.

Sie hatte geträumt — ein wilder Schrei erweckte sie. Sie war zweifelhaft, ob nicht sie selbst ihn ausgestoßen bei dem schmerzlichen Fall aus den lichten Höhen, doch er wiederholte sich, ein Fieberkranker war's.

„Ob er wohl kränker ist als ich?“ dachte sie, als sie an sein Bett trat und in das offenstehende irre Auge sah, das sie in feuchter Glut anstarrte.

Auf ihrem Antlitz lag noch der Abglanz des seligen Traumes in dieser Umgebung irdischer Qual, eine Botschaft des Himmels.

Schwester Agathe löste sie ab. In diesen sanften, entschlossenen, heiteren Zügen lag ein Ebenmaß, ein Friede der Seele, der lebhaft abstach gegen die unruhige Glut, gegen die Hast und den überströmenden Eifer der Novize.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Plaudereien.

Von

Bruno Walden.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Englische Literatur.

Sehr eigenartig bedeutenden Büchern ergeht es wie ebensolchen Menschen: sie erregen entweder Enthusiasmus oder stoßen ab; ein mittlerer Grad von Wertschätzung wird ihnen niemals zu teil, selbst wenn ihr Wert unzweifelhaft und daneben ihre jeweiligen Mängel unleugbar sind. Die Besonderheit ihrer formellen Ausprägung trägt die Schuld an diesem unversöhnbaren Antagonismus. Was auf den einen als faszinierender Reiz wirkt, flößt dem andern unbesiegbaren Widerwillen ein. F. Marion Crawfords „With the Immortals“ reiht sich dieser Erscheinungsklassegorie an. Das Buch enthält geradezu einen Schatz wertvoller Gedanken und — was durchaus nicht immer zugleich der Fall ist — entzückend reichliche Anregung zum Denken, allein es erfordert zu seinem Vollgenusse, und einen andern läßt es eben nicht zu, gewisse Voraussetzungen. Auf ernsterer Bildung beruhender Freude an der Abstraktion muß sich jener Schwung der Einbildungskraft gesellen, der sich elastisch in die verschiedenartigsten Anschauungsweisen zu versenken und am Phantastischen Gefallen zu finden versteht. Der Aufbau des Buches ist nämlich durchaus romantastisch. Eine ebenso geistig hochstehende wie ungeheuer reiche englische Familie hat in der behaglich neu hergerichteten Ruine eines maurischen Schlosses auf einer felsigen, menschenverlassenen Sireneninsel in der Nähe von Sorrent Aufenthalt genommen. Weltabgeschieden sahlt sich die kleine Gruppe doch gedanklich in Beziehung zu den Besten und Größten aller Zeiten, und da entsteht in den vier Familiengliedern der brennende Wunsch, mit den Geistern ihrer abgeschiedenen Lieblings- und Idealgestalten in Verkehr zu treten. In ihrer eigenen höchsten Ueberraschung erfüllt sich dieser Wunsch infolge eines halbenen Experimentes mit Elektrizität, durch das Mr. Chaid die Elemente in ungeahnter Macht entfesselt. Heinz, der Vorzugsspeer des jungen Mädchens, eröffnet den Geisterreigen, und ihm folgt Chopin, der Lieblingskomponist der jungen Frau, dem sich, ihrer noch sehr mißverhaltenen Mutter Entsetzen, Franz I. von Frankreich, gutmütig Anzudringlichkeit, anschließt. Am reichlichsten aber trägt die außerordentliche Welt den Wünschen Mr. Chards selbst Rechnung; unwillkürlich ihr zu Ehren stellen sich Julius Cäsar, Bayard, Leonardo da Vinci, Dr. Samuel Johnson und Pascal ein. In liebenswürdig ungezwungener Weise finden sich diese „Unsterblichen“, bald einzeln, bald in Gruppen, zum täglichen Tasten der englischen Geistesepikuräer mit diesen zusammen, die ewigen Fragen, welche die Menschheit bewegen, sei es entweder während anmutender Mondscheinspaziergänge am Strande des Meeres, sei es in benommen Lehnstühlen hingestreckt, eingehend zu besprechen. Da werden die mächtigen Triebfedern des menschlichen Thuns durchberaten, Liebe und Haß, Eifersucht und Geiz, Stolz und Ehrgeiz, und wie diese großen Leidenschaften, so auch die höchsten Errungnisse der Zivilisation: die staatenbildenden und erhaltenden Grundsätze in Krieg und Frieden, die Existenzbedingungen des sozialen Organismus, die großen Moralfragen aller Zeiten, die Endziele der Wissenschaft, die wechselnden Formen des Schaffens auf allen Kunstgebieten, die praktische und philosophische Lebensauffassung und der alles durchdringende und bestimmende Einfluß der Religion. Diese unerschöpflichen Themen werden in vielstimmiger Wechselrede mannigfach beleuchtet. Eben die Ungleichartig- und Ungleichwertigkeit der so seltsam bunt aus dem Ernst und Tiefsinn zusammengewürfelten Gesellschaft bringt die Verschiedenheit der Anschauungen in prickelnder Schärfe zur Geltung. In liebevoll feinstem Eingehen auf die Individualität und Eigenart der aus ihren Gräbern heraufbeschworenen Gestalten hält Crawford deren Grundcharakter in ihrer Naivetät mit vollem Schick und Glück fest. Julius Cäsar repräsentiert die praktische Staatsweisheit, welche die Notwendigkeit einer idealen Fundamentierung der Gesellschaftsordnung erkennt und sich somit die Entwicklung der höchsten Fähigkeiten in der Menschennatur zum Ausgangspunkt und Endziel setzt. Ihr gleich verkörpert er jenen idealen Ehrgeiz, der ihn, obwohl er seinen Mördern die Todesqualen seiner ungeschickten Hinschlachtung durch dreiundzwanzig Wunden verzeiht, doch nimmer verzeihen läßt, daß sie auch seine noch unvollzogenen Thaten hinzumordet. Als Bayard in Tapferkeit und Königstreue, in Idealität der Liebe und demütiger Inbrunst religiöser Gläubigkeit die Personifizierung des idealen Rittertums, so vertritt sein königlicher Zeitgenosse nur dessen eine Seite: unerschütterlichen Mut und jene Mannesstreue, die Mannen gegenüber jeden Winkelzug und Hinterhalt verschmäht, selbst wo es die Macht und Krone gilt, während es ihm in der brutalen Naivetät des Genußmenschen selbst am Verständnis nur der höheren Instinkte im Frauen- und Gottesglaube gebricht. Vom „großen Lexikographen“ Dr. Johnson und seinem alles im Leben bis ins kleinste bürein unduldsam in die Zwangsjacke seiner scharfsinnigen Systematik pressenden Dogmatismus, hebt sich das bewegliche tout comprendre Heines ab, dem nichts Menschliches fremd, von der naiv elementaren Regung bis zum begeisterten Schwung der Poesiseele, der so leicht weint und, sobald er weint, das Bedürfnis empfindet, darüber zu lachen. Wie in Pascal der transzendentale Idealismus des Forschers, prägt sich in Leonardo da Vinci jener universellen Strebens in künstlerischem Gestaltungsdrang aus. Von aktuellstem Interesse sind der beiden stark würzige Ausfälle auf die modernen Forscher und ihre Methodik, wie Heines Beurteilung der neuen Literaturrichtung und jene des poetisch-emotionellen Musikromantikers Chopin der Tonkunst in unseren Tagen. Die lebendigen Teilhaber der Wechselreden sind vernehmlich dazu da, den Standpunkt mehr oder minder ernstgemeinter und hochgebildeter intellektueller Weltlinge aus die großen Themen anzuregen. Wie bunt sich auch die Erörterungen durch diese Vielartigkeit ihrer Teilnehmer gestalten, mit fester Hand und doch zumeist beinahe unmerkbar sein führt der Verfasser den roten Faden seiner Tendenz hindurch: die Beweisführung, daß im Christentum allein die volle Lösung aller ewigen Fragen der Menschheit, die einzige Heilung für ihre Leiden, Irrtümer und Sünden zu suchen und zu finden sei. Die Fülle tiefgehender Gedanken, reichlichen Wissens, glänzender Definitionen, sprühender Geistesfunken, anmutigen und derben Witzes, poetischen Schwunges und gesunden Verstandes, die das Buch enthält, stempelt es zu einem wahren Schatzkästchen geistiger Anregung, dessen wertvollen Reiz eine so flüchtige Skizze nicht nicht einmal anzudeuten vermag. Abgesagte Feinde des Phantastischen und Pedanten, die der Plaudereien ernster Themen unwürdig finden, wird es allerdings kaum versöhnen.

Ungern nur verläßt man die erlesene Gesellschaft dieser Unsterblichen, um sich in die der zum Teil recht gewöhnlichen, zum Teil recht häßlichen Sterblichen zu begeben, welche die Verfasserin der „Vera“ uns in ihrer „Ninette“ vorführt. Und doch liegt beiden so grundverschiedenen Büchern dieselbe Weltanschauung zu Grunde, die These von der unaufhaltsamen Entartung der Gesellschaft, sobald sie nicht — sozusagen — unter dem Segensdonne der Religion steht. Was dort auf dem Wege gedanklicher Darlegung entwickelt ist, wird hier durch die Schilderung der Verrohung in den unteren Volksschichten Frankreichs, seit dieses in strenger Logik republikanischer Regierungsform Staat und Schule von dem Einfluß der Kirche losgelöst hat, dargethan. Das Geschick der armen, ganz kleinen

Ninette, die bemahe dem feurigen Vater, der bisweilen lichten Stiefmutter und dem Erzschurken Pierre Sube zum Opfer gefallen wäre, hatte nicht Noël Croop das Herz auf dem rechten Flecke, dient eigentlich nur zum Vorwande dieser etwas allzu breit gehaltenen Demoralisationsdarstellung. Der „gute Ton des Hauses“ lehrt die Verfasserin mitunter zu ironen, wie zum Beispiel, wenn sie den wirthschaftlichen Niedergang des Bauernstandes in Frankreich einzig auf diese Ursachen zurückführt, da sich diese traurige Erscheinung doch aber ganz Europa erstreckt. Auch gesellt sich ihrer nationalen Charakterisirung offenbar einiger Stammesantagonismus, die erbliche Antipathie John Bulls gegen das bewegliche Nachbarvolk jenseits des Kanals, das in all seinem Sein, Thun und Lassen von der privilegirt englischen Auffassung höchst menschlicher Vollkommenheit so bedeutend abweicht. Indem sich die Verfasserin auch offenbar stark judicktin gewordter Grillen zur Betrachtung des schönen Fleckens Sunmanreuths, das die Bezeichnung „Departement der Seealpen“ trägt, so kennt sie doch Land und Leute gründlich, und wo die Schriftstellerin über den Parteimann in der Dame siegt und sie keine Nebenabsichten in der Schilderung verfolgt, kommt dies zu voller Geltung. Wahre Kabinetsstücke in der Charakterzeichnung sind der brave junge Croop und seine rechtschaffenen Eltern, die erst von der armen Schwiegertochter, die das „Ansehen der Familie“ herabsetzen würde, nichts hören wollen und dann, im gemeinsamen Leid um Noël, das schwergeprüfte Kind so warm an ihr Herz nehmen. Der Patriarchensitz der wohlhabenden Bauern gegen jene, die ihren Grundbesitz verloren haben, prägt sich in dem Ehepaar ganz vorzüglich aus. Eine Prachtgestalt auch ist die Großmutter Ninettes, die fromme Petronella Firmin, die ihr hartes Geschick mit so rührendem Glaubenszart trägt und so unbewusst die Enkelin lenkt. Ninette selbst und ihre Liebesnoth hebt sich lieblich anmuthend von der geradezu verletzenden Verworfenheit der Stiefmutter und ihres einstigen Geliebten ab. Nachdem wir die „bataille des fleurs“ am Faschingdienstag in Nizza in lebhafter Veranschaulichung mitgemacht, führt das große Erdbeben an der Riviera die Katastrophe herbei, indem es die Uebelthäter auf diesem Wege der humanen Gerechtigkeit anheimfallen läßt.

Wie „Ninette“ stellt sich auch der Honourable Emily Lawless „Hurrish“ die Aufgabe, der Handlung den Hintergrund des Zustandes zu geben. In einem westlichen Thale Irlands spielen sich die Geschehnisse ab, die teils unmittelbar, teils mittelbar aus der nationalen Bewegung hervorgehen. Alle Schattirungen des so vielgestaltigen irischen Patriotismus werden uns vorgeführt. Da ist der gebildete Grundbesitzer, der, von ganzem Herzen sein Vaterland und Volk liebend, mit Gefahr seines Lebens in unermüdlicher Ausdauer, doch vergeblich, einen Ausgleich zwischen blindem Haß einer- und dem Mangel an Verständniß des Volksstammes andererseits anzubahnen sucht. Dort wieder tritt uns jener durch Verderbung genährte Fanatismus entgegen, der alles Rechts- und Menschlichkeitsgefühl erstickt und in seiner Verwüstungswut den schwersten Gegendruck herausbeschwört. Und dazwischen treten noch die Schattirungen eines gemäßigteren Fenierthums, das nur in äußersten Fällen zur brutalen Gewalt schreiten will, und das egoistische Streberthum zu Tage, das allüberall sich vordrängt, um eine allgemeine Bewegung mit mindestens ursprünglich idealen Zielen zu Zwecken des persönlichen Ehrgeizes und Nutzens auszubeuten. Dieser letztere Typus ist in Hurrish Brady ganz vorzüglich ausgeprägt, wie denn auch das Hervortreten der gemäßigteren Elemente durch die extremen durch den prächtigen, zu „Hurrish“ korrumpirten Horace O'Brien lebensvoll dargethan ist. Der magyarenhaften alten Bridget steht ganz lieblich die kleine Allen gegenüber. So sehr überwuchtet die Schilderung des politisch nationalen Momentes die Erzählung, daß die Verfasserin ihr auch die Bezeichnung „A Study“ beigegeben hat. Und all jenen, welche die Mühe nicht scheuen, sich durch den irischen Dialekt der Gesprache hindurchzuarbeiten, bietet das Buch in Wahrheit auch eine interessante Studie über Eigenart und Verhältnisse der Landbevölkerung im Westen Irlands.

Minder ehrgeizige Ziele hat sich Blanche Willis Howard in ihrem jüngsten Bande gesetzt, der zwei ergötzliche Erzählungen enthält. Die erste derselben: „Tony, the Maid“, ließe sich eigentlich als eine Art Verherrlichung des deutschen Mädchens betrachten, wenn dieses auch nur in der bescheidenen Gestalt eines Aschenbrödels vertreten ist. Wie viel gesunden Verstand, Charakter, Pflichtgefühl, freudige Arbeitsausdauer und Selbstentsagung, Schlauheit, Takt und — schelmische Schlauheit besitzt dieses kleine Stubenmädchen, indem es seine allzu sehr von Romantik angehauchte amerikanische Herrin dauernd bewahrt, durch einen hübschen, jungen, die Sentimentalität älterer Damen ausbeutenden Schwindler auf dem Vordersee allzu arg genasführt zu werden. Diese allerliebste Tony verdient es, ihrem elsässischen Bräutigam ein glückliches Ziel gesetzt zu sehen. „Beryl's happy Thought“, die zweite Erzählung, ist von drastischer Komik. Jack und Beryl haben von ihrem schönen Bräutigam wenig nur genossen, da die Zärtlichkeit der beiderseitig sehr zahlreichen Familienglieder sie stets getrennt und ihr Beisammensein stets gestört hat. Dies bringt Beryl auf den „glücklichen Gedanken“, die Hochzeitsreise von der durch die Liebe und die Verwandten vorgeschriebenen Route ab und heimlich an ein einsames Hauschen an Meeresstrande zu lenken. Das Verschwinden der Neuvermählten aber erregt die tiefe Bestürzung beider Familien, welche die vermeintlich Verunglückten verzweiflungsvoll betrauern. Inzwischen hat das etwas weltliche und stark verwöhnte junge Ehepaar die Freuden einer aller Bequemlichkeiten entbehrenden Einsamkeit auch nicht so ausschließlich entzückend gefunden, als es geglaubt, und es kehrt freudigen in die zahllosen, liebevoll nach ihm ausgestreckten Arme zurück, die es so undankbar gelassen.

Eine Verlobung am deutschen Kaiserhofe.

(Hierzu das Bildnis Seite 401.)

Eine freudige Ueberraschung wurde allen denen, die mit treuem Herzen unserm kaiserlichen Hause anhangen, durch die Nachricht bereitet, daß Prinz Friedrich Leopold von Preußen sich mit der zweitjüngsten Schwester unserer Kaiserin, der holden Prinzeß Luise zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, verlobt habe.

Prinz Friedrich Leopold, geboren am 14. November 1865, ist zur Zeit Rittmeister und Kommandeur der Leibeskadron des Regiments der Gardes du Corps. Der eigentümlich exotische Zug seines Vaters scheint sich auf ihn vererbt zu haben. Durch längere Reisen hat der Prinz seine Bildung vervollständigt und reiche Welt- und Lebensanschauungen sich erworben. Die Erinnerung an seinen unvergeßlichen Vater, den Feldmarschall Prinzen Friedrich Karl, dessen militairischer Ruhm bis in die entferntesten Grenzen der Welt gedrungen ist, hat ihm auf diesen Reisen, besonders im Orient, den Weg geebnet. Die körperliche Anmut seiner erhabenen Mutter, Maria Anna, geborenen Prinzessin von Anhalt, ihre Vorliebe für Musik und Malerei, überhaupt für das Reich des Schönen, sind auch auf den Prinzen übergegangen, der im weitesten Sinne des Wortes der „Erbe“ seiner Eltern genannt werden darf. Zeitgenossen des Vaters wollen die Verve und Schneidigkeit, welche den Prinzen Friedrich Karl in so hohem Maße auszeichneten, auch an dem Sohne entdeckt haben, dem bei seiner unzweifelhaften militairischen Begabung noch eine glänzende Laufbahn bevorstehen dürfte.

Die von hohem Liebreiz umflossene Prinzeß Luise ist zu Kiel am 8. April 1866 geboren. Seit dem leider frühen Tode ihres Vaters, des Herzogs Friedrich, wuchs die Prinzessin unter der weisen und milden Leitung ihrer edlen Mutter, Herzogin Adelheid, in Schloß Primkenau auf, in innigster Seelenharmonie mit ihrer holden Schwester Auguste Victoria, jetzo des trefflichen Bruders Ernst Günther, an den eine tiefe Zuneigung sie fesselt. Alle Künste, die dem Leben Reiz verleihen, haben auch an ihrer Wiege gestanden und huldreich ihre Gaben gespendet. Ihre Verlobung mit dem Prinzen Leopold hat die besonders freudige Zustimmung des deutschen Kaiserpaares gefunden.

-s.

Aus den Jagdgebieten des Kronprinzen von Oesterreich-Ungarn.

(Hierzu das Bild Seite 400.)

Dem Jagdfreunde bieten die Länder der österreichisch-ungarischen Monarchie vermöge deren ausgezeichneter geographischer Lage zwischen Süd- und Nordeuropa ein Revier von einer Mannigfaltigkeit des Terrains und einer Reichhaltigkeit der auf diesem verbundenen Tierwelt wie kaum ein zweites auf unserem Erdteile. Vom Gemsenbestand in den Hochalpen bis zum ziehenden Federwild, das zu Zeiten in ungeheuren Massen in die Uferländer der Adria einfällt; von den Bären der Karpathen bis zu den erstaunlichen Mengen gefiederten Raubwildes, das die verschiedenen Donauniederungen beherbergt; von der aufregenden Birsch auf Auerhahn und Birkwild bis zur Wetzjagd in den galizischen Niederungen; innerhalb dieses weitgezogenen waidmännischen Gesichtskreises ist fast alles jagdbare Wild der gemäßigten Zone vertreten. In Oesterreich-Ungarn ist daher der Jagdsport entwickelter als in irgend einem andern Lande. An der Spitze der vornehmsten Vertreter des Waidwerkes steht der Kaiser, wohl der erste Jagdschütze des Reiches; als dem obersten Jagdherrn in Glück, Ausdauer und Jagdglück ebenbürtig ist dessen erstgeborener Sohn, Kronprinz Rudolf, zu nennen. Alsdann folgt die lange Reihe ausgezeichneter Kavalier des edlen Jagdsportes aus den Kreisen des Hochadels, welcher namentlich in Böhmen und Ungarn prachtvolle Gütekomplexe und ausgedehnte Jagdreviere besitzt, darmit aber nicht immer sein Bewenden findet. Viele von diesen vornehmen Jägern ziehen Jahr für Jahr in ferne Länder: nach Algier und Abessinien, nach Kleinasien und Indien und selbst nach Amerika, um durch exotische Jagdbeute einige Abwechslung in die Schußlisten zu bringen.

Wie keiner von allen Jagdfreunden in Oesterreich hat Kronprinz Rudolf das ungezwungene Vergnügen, welches jeder Sport bietet, durch wissenschaftliche Studien, scharfe Beobachtungen und eingehende Untersuchungen zu veredeln verstanden. Der Prinz ist dermalen wohl der gewiegteste Ornithologe der Monarchie, dank der vorzüglichen Anleitung, welche er von dem verstorbenen Zoologen Brehm und dem Präsidenten der ornithologischen Gesellschaft in Berlin, Eugen von Homeyer, gelegentlich wiederholter waidmännischer Expeditionen erhalten hat. Seitdem sind fast zehn Jahre verstrichen, und was Kronprinz Rudolf von den genannten Gelehrten an Anregung erhalten, konnte er teils auf einer ausgedehnten Orientreise, teils auf fast ununterbrochenem Ausflügen in die „Vogelländer“ par excellence — Südungarn und die adriatischen Küstenländer — zu fachmännischem Wissen erweitern.

Kein Wunder also, daß unter der Jagdbeute des Erzherzogs die Vogelwelt, zumal die mannigfaltigsten Arten von Raubvögeln, die erste Rolle spielen. In der praktischen Kenntnis von den Adlerarten reicht an den erlauchten Jäger niemand heran. Um diese Kenntnis zu erwerben, hat es mancher strapaziösen Campagne bedurft, in deren Durchführung die Verbachtungsgabe sich schulte, die Energie sich stählte und zu dem Genusse der Jagd ein nicht minder gleichwertiger: der der Naturanschauung, sich gesellte. Wer je in dem reizenden Tagebuche geblättert, welches den bescheidenen Titel „Fünfzehn Jahre auf der Donau“ führt und den Kronprinzen zum Verfasser hat, wird mit reichlichem naturwissenschaftlichen Gewinne jene trefflichen Schilderungen in sich aufgenommen haben, die uns ein merkwürdiges Stück Naturleben in den ungarischen Sumpfniederungen und unübersehbaren Wasserwildnissen berichten. Dort hat der österreichische Thomerde, wie er selber in schlichter Weise erzählt, unter unblutigen inneren Aufregungen die ersten mächtigen Seeadler aus den einsamen Revieren sich geholt. Auf tagelanger Pirsch brachte er mehrere dieser mächtigen Raubvögel zur Strecke. Das Tierleben in den ungeheuren Auen der Donau — ein wahres waidmännisches Eldorado — hat niemand mit so lebenswahren Farben und tiefer Beobachtungsgabe geschildert wie er.

Aus dem Bedürfnisse nach Erweiterung der gemachten Erfahrungen ist alsdann jener Ausflug nach Spanien zu stande gekommen, welcher vorwiegend dem Weidwerke gewidmet war. Damals beobachtete der Prinz zum erstenmale den größten Raubvogel in Europa, den weißköpfigen Geier (Vultur fulvus), von dessen Eigentümlichkeiten und Jagdverfahren so viel wie nichts bekannt war. Eine Stelle des kronprinzlichen Tagebuches sagt darüber: „Der weißköpfige Geier ist unter den europäischen Mitgliedern seiner Gruppe der am meisten und weitesten verbreitete. In unserer österreichischen) Heimat findet man ihn in den südlichen Provinzen als Brutvogel; am Horst kommt er aber nach allen Teilen der Monarchie, häufiger sogar, als man es vielleicht vermutet . . . In Slavonien, Siebenbürgen, Dalmatien, in Bosnien und besonders in der Herzegowina zählt er unter die gewöhnlichsten Tiere; ein Haupterfordernis für sein Vorkommen sind kahle Felsengebirge; Wälder sucht er nicht auf, doch meidet er sie nicht so ängstlich, als es bis jetzt die meisten Forscher behaupten.“

Unter der Jagdbeute des Kronprinzen findet man außer zwei Exemplaren des Weißkopfgeiers aus Nordspanien, einen aus der Sierra Guadarrama und einen aus der Gegend vom Escurial (bei Madrid), auch ein riesiges Exemplar vom felsigen Plavnik, einer öden Klippe im Quarnero, dem nordöstlichsten Gebiete der Adria. Dort holte sich der hohe Jagdherr den prächtig gefiederten Burschen vom schmalen Kahne aus von den felsigen Höhen herab. Anlaß zu dieser waidmännischen Expedition gaben die wiederholten Besuche in dem Seebade Abbazia bei Fiume, von wo aus die Felseninsel in wenigen Stunden zu erreichen ist. Der Horst befindet sich auf der Spitze der Klippe, wo die Weibchen je zwei grünlich- oder bläulichweiße Eier legen. Das Gefieder der Vögel ist rötlich-gelb oder rötlich-braun, die Schwung- und die Schwanzfedern sind schwarz; Kopf und Hals sind mit weißen Flaumen bedeckt. Das Exemplar in der kronprinzlichen Sammlung hat eine Flügelspannung von fast drei Meter: eine wahre Augenweide für den weidmännischen Fachmann, namentlich in der vollendeten Präparirung, wie sie Meister Hodek, der Präparator des Kronprinzen, zu besorgen pflegt . . . Unser Bild zeigt einen solchen Geierhorst auf dem Klippeneilande Plavnik, über dessen weißer Felsspitze die Riesenvögel als Alleinherrscher der menschenleeren Gegend kreisen, unter sich die weite blaue Fläche des Meeres: Könige der Luft über unergründlichen nassen Abgründen.

Hubertus.

Das Lessing-Theater zu Berlin.

Bevor der Grundstein dieses Theaters gelegt war, als es über Zeitungsandeutungen noch nicht hinausgekommen, bildete bereits die „Existenzberechtigung“ desselben das Gesprächsthema der „Berliner Gesellschaft“. Und das ging so zu. Dr. Oskar Blumenthal, der Berliner Kritiker und Bühnenschriftsteller, welcher bei Beginn der siebenziger Jahre in der literarischen Welt debütirt und gehäuft, in der Lustspielwelt des „Goldnen Schwan“ von Monsieur und Weiblein glänzt geherrscht, sein literarisches Scepter schwang, wollte ein Theater bauen, um in demselben die Werke „Lebender“ aufzuführen. D., da ging ein Rauschen und Flüstern durch die Gruppen der Beteiligten und Verkannten, da wurde prophezeit und mediisirt, da wurde gemutelt an der Person des thatenlustigen Dichters, an seinem Plan und dessen Ausführung. Aber trotz alledem begannen am 17. September 1887 die Arbeiten für den Bau, welcher an Stelle des Fickus Kremser am Friedrich-Karl-Ufer binnen Jahresfrist vollendet werden sollte. Die Ankündigung, das Theater wurde am 1. Oktober 1888 eröffnet werden, begegnete nur Kopfschütteln, und jetzt — den Wochen vor Ablauf des Jahres öffnet das „Neues Theater“ seine Pforten, um das östlich sich verlängernde Berlin zu empfangen. Die Residenz hat um einen eigentlich schönen Bau bereichert, der weithin sichtbar,

Digitized by Google

den Nordwesten schmückt, und um eine neue vornehme Pflegstätte der Kunst. Die Kunst der Architektur hatte ihrer Schwester, der Schauspielkunst, einen Tempel gebaut, der das Auge mit Schönheit sättigt, das Gemüt frei und festlich stimmt. Alle Forderungen der Sicherheit und Zweckmäßigkeit, der Schönheit und Raumausnützung, sie scheinen erfüllt in dem Theaterneubau, den das frischfrohe Berlin seit Menschengedenken zum erstenmal entstehen sah.

Auf freiem Platz, von allen Seiten sichtbar, in günstiger Lage für den Besuch der dicht gestellten Bevölkerungsklassen, nahe am Tiergarten und durch Pferdebahnlinien, welche dicht am Theater vorbeiführen, mit allen Stadtvierteln in guter Verbindung, liegt das Gebäude, dessen äußerer Aufbau über die Bestimmung desselben keinen Zweifel läßt und die einzelnen Teile der Anlage in charakteristischer Ausbildung zur Erscheinung bringt. Das Ganze gewährt in seinem reichgegliederten, durch stark vorspringende Risalite und Säulenhallen belebten Aufbau, welcher in maßvollen Renaissanceformen durchgebildet ist, einen ansprechenden Eindruck.

Der Bau entstand unter Berücksichtigung aller aus der Erfahrung erwachsenen Forderungen und Wünsche für die Sicherheit des Publikums — aus Eisen und Stein. Treppen und Korridore sind massiv zwischen eisernen Trägern überwölbt, das Dach des Zuschauerhauses wie die Bühne ist vollständig in Eisen konstruirt; die Fußböden im gesamten Theater mit Ausnahme des Foyers, welches Parkettboden hat, sind in Zementguß ausgeführt; im Zuschauerraum sind Brüstungen der Logen und der Ränge aus unverbrennlichem Stoffe hergestellt. Jeder Rang erhielt ein besonderes Treppenhaus, und durch sechs verschiedene Ausgänge findet das Publikum den Weg ins Freie. Der Zuschauerraum wird abgeschlossen gegen die Bühne hin durch einen eisernen Vorhang, welcher sich jedoch nicht aus der Höhe herniedersenkt, sondern aus zwei horizontal verschiebbaren Teilen besteht, deren Zusammenziehung vermittelst Maschinerie durch einen einzigen Griff ermöglicht ist. — Für die Beleuchtung des Hauses ist das elektrische Licht zur Anwendung gekommen, und ein Techniker, welcher neben dem Soufleurkasten auf einem verdeckten Platze sitzt, regulirt und verändert mit Hilfe von Druckknöpfen und Hebeln die Lichtstärke im Hause und auf der Bühne nach Bedarf; für Heizung und Ventilation des Zuschauerraums ist bestens vorgesorgt.

Die dekorative Ausstattung des Zuschauerraumes ist in Rokoko gehalten. Die zierlichsten Stuckarbeiten sind zur Belebung von Brüstungen, Wänden und Decken angewandt worden und in zarten, hellen Tönen bemalt. Auch die Umrahmung der Bühne, welche sich über das Podium hin fortsetzt und auf diese Weise den Soufleurkasten den Blicken der Zuschauer gänzlich entzieht, ist eine dekorative Eigentümlichkeit des Lessing-Theaters. Der Zuschauerraum bietet im ganzen 1160 Personen Raum, Korridore, Foyers, Garderoben-, Toiletten- und Restaurationsräume sind reichlich bemessen und gut angeordnet. — Und in diesem lauschigen Heim der dramatischen Muse ist nun Dr. Blumenthal bemüht, sein Programm, die



Dr. Oskar Blumenthal.

Bühne nur den Werken „Lebender" zu öffnen, genau zu erfüllen. Es ist — abgesehen von der Vorführung des „Nathan", welche als Huldigung für den „Schutzpatron" des Lessing-Theaters unter einen andern Gesichtspunkt fällt — vom ersten Tage bis heute ein „Theater der Lebenden" gewesen. Es hat mit wechselndem Glück — unsere Leser wissen das aus den Berichten, die wir ihnen regelmäßig bieten — Stücke von deutschen, französischen und skandinavischen Dichtern, welche sämtlich noch „atmen in rosigem Licht", gebracht, und das mindestens die Hälfte entschiedene Treffer gewesen sind, das ist eine Leistung, welche dem jungen Institut zur Ehre gereicht. Mag der Neid über diese Erfolge Glossen machen — immerhin, Berlin hat jetzt — und dessen kann sich keine andere Hauptstadt rühmen — in der That ein Gutes besitzendes, bestens geleitetes und zukunftsreiches „Theater der Lebenden", das allerdings steht und fällt mit der modernen dramatischen Produktion, auf deren Leistungsfähigkeit es angewiesen ist.

Hans von Kempelhof.

Ein holländisches Heim.

Was die Natur dem Menschen draußen versagt, schafft er sich künstlich bei sich zu Hause. Je einförmiger, je rauher ein Land, um so hübscher, um so behaglicher sind die Einrichtungen seiner Bewohner. In den glücklichen Strichen des Südens, wo eine freigebige Natur paradiesische Verhältnisse geschaffen, sind die Hütten des ärmeren Volks elend und zerfallen. Der Wind bläst durch Dach und Wände, und das Innere ist ungastlich und schmutzig. Wozu auch die Mühe? Das gütige Klima lockt heraus. Die warme Sonne ersetzt den Herd, der Reichtum schmackhafter, leicht zu gewinnender Früchte die mühsam zubereiteten Speisen nordischer Länder; und unter dem Sternenzimmel einer lauen Nacht bedarf es nur eines geringen Schutzes. Selbst die Prachtbauten einer klassischen Zeit in den Mittelmeerländern stehen nur scheinbar im Widerspruch mit dieser Thatsache. Nur jene Gebäude, die öffentlichen Zwecken dienten, in denen der Ruhm der Gottheiten oder die nationale Größe zum Ausdruck gelangten, standen groß und glänzend da; das Haus des gemeinen Mannes in Italien, Griechenland und dem Orient war eng, schlicht, einfach, wenig bequem ausgestattet, ebenso wie noch heute. Wie ganz anders im Norden! Holland kann hier als deutlichster Gegensatz dienen. Dies Land, obwohl fruchtbar, bietet dem Auge nicht allzu viele Abwechslung; das Meer vollends ist ungastlich und voller Gefahren an den seichten, von starker Brandung umtosten Küsten. Nebel liegen tagelang im Frühling, Herbst und Winter über See und Land, wilde Stürme und verheerende Sturmfluten drohen den Bewohnern mit tausenderlei Gefahren. In solcher Umgebung fühlt der Mensch das Bedürfnis, sich ein freundliches Heim zu schaffen, wo er mit Ruhe genießen kann, was er draußen vermißt. Da entbehrt selbst die Wohnung des Aermsten, wenn auch Flur und Stube nur ein einziger Raum, nicht des äußeren Schmuckes; jegliches Ding hat seinen bestimmten



Das „Lessing-Theater" in Berlin. Nach den Entwürfen der Architekten J. Hennicke und v. d. Hude.

Digitized by Google

Netz, selbst Netze und andere Geräte des Fischfangs sind wie zur Siesage an den Wänden angebracht, und reinliche Blumentöpfe mit blühenden Geranien und Fuchsien zieren freundlich die Fenster. In dieser bequemen Einrichtung gesellt sich dann noch in den Häusern Hollands eine geradezu sprichwörtlich gewordene peinliche Reinlichkeit. Auch sie hat ihren Grund in der sinnigen Lebensweise, in der herrschenden Berufsarbeit des Volkes; sie ist eine Uebertragung aus den Gewohnheiten auf See. Dort, auf den Schiffen, ist ja Sauberkeit die erste Bedingung, ihre stete Pflege ein lang eingeschliffenes Mittel, alles in Beschäftigung zu halten und vor allem Nichtsthun und aller Langeweile zu behüten. Da wird früh morgens, ob Regen, ob Sonnenschein, das Deck mit einer wahren Sintflut übergossen, geschrubbt und blank gescheuert; da werden sorglich alle Ritzen mit Pech verstrichen und verstrichen; da jetzt und putzt man bis ins kleinste jedes metallene Gerät, daß es glänzt und blinkt; man ölt und firnißt jeglichen hölzernen Gegenstand und schützt ihn so vor den nagenden Einflüssen des Wetters. Dieser sorgliche Sinn, der jedem Scharen beizeiten vorbeugt, jedem kleinsten Riß Licht und frühzeitig mit leichter Mühe ausbessert und in stand setzt, was später viel Zeit und Geld erfordern würde, diese Sauberkeit und Genauigkeit hat sich ganz in die holländische Wohnung übertragen; denn wer an solche Tugenden von Jugend auf ge-



Wieder einmal daheim! Ein Bild aus dem holländischen Fischerleben von Ferdinand Hagelin.

wöhnt ist, würde sich unbehaglich fühlen in einer unsauberen Behausung. So bietet denn dem Seefahrer und Fischer sein liebes Heim alles das, was er wünscht und liebt. Kommt er ermüdet, durchnäßt zurück, dann sind emsige Hände bereit, ihm beim Ausziehen der hohen Stiefel, der schweren, gefetteten Jacke zu helfen. Gemütlich setzt er sich hin an den Herd und wärmt die kalten Glieder, während die sorgliche Mutter über dem flackernden Feuer den Kaffee bereitet. Jetzt wird erzählt von den Erlebnissen draußen und den Gefahren, die nun glücklich überstanden sind. Mit glückseligem Lächeln schaut der Sohn in das besorgte, liebeerfüllte Antlitz der aufhorchenden, eben den wärmenden Labetrunk eingießenden Mutter. Der treue Hund aber legt den zottigen Kopf mit den klugen Augen vertraut auf die Knie des Heimgekehrten und freut sich mit in seiner Weise über die Gegenwart des ihn liebkosenden Herrn. Und wenn nun für einen Augenblick die Unterhaltung stockt, die Mutter draußen beschäftigt ist, dann thut die Stille umher so wohl nach den durchkämpften wilden Scenen da draußen auf der heulenden, windgepeitschten See. Nur die Wanduhr tickt, das brodelnde Wasser im Kessel singt leise Weisen, und zuweilen knistert auf dem Herde ein Holzscheit mit lauterem Ton und hell aufflackernder, züngelnder Flamme.

Karl Kelbach.

Jonel Fortunat.

Ein Roman aus Rumänien

von

Marco Brociner.

(Fortsetzung.)

Lea dachte einen Augenblick nach. Die leise Ironie in Jonels Worten war ihr nicht entgangen. Es zuckte nervös um ihre Lippen.

„Ja, Sie werden sich daran gewöhnen," meinte sie leichthin. „Und was ich sagen wollte, denk Dir, Florica, mein Bräutigam besteht darauf, daß morgen schon meine Taufe, und zwar in der Kirche von Banesti, stattfinde und daß wir nach acht Tagen die Hochzeit feiern. Dein Papa wird mein Taufpate. Ach Gott, wenn es schon vorüber wäre! Und wir machen eine Hochzeitsreise nach Wien, Berlin, Paris, in die Welt, in die schöne, lachende Welt hinein! O, so eine Reise, das muß herrlich sein und entzückend! Unsere alte französische Lehrerin im Pensionat schwärmte für Paris. Und ich werde Paris früher sehen als Fräulein Dobresen. Machen Sie sich auf eine Ueberraschung gefaßt, Herr Jonel," plauderte sie weiter, „Sie werden in Fräulein Pia Dobresen, einer Gutsnachbarin von uns, eine seltene Schönheit kennen lernen: blond und blauäugig wie eine germanische Jungfrau, und stolz und herrisch und hochmütig, als entstammte sie in direkter Linie einem glorreichen Fürstengeschlechte. Die erste Einladung zu meiner Hochzeit soll Fräulein Pia Dobresen erhalten. Ich sehe schon, wie sie das Näschen rümpft, die Lippe schürzt und zu ihrer Mama sagt: ‚Denke Dir, Lea heiratet wirklich den Balsamaki!' Doch, da kommt mein Bräutigam!" fuhr sie empor.

Auf der Hauptallee, die vom Schloß zum Rundell führte, schritt, langsam und hüftelnd, die hohe Gestalt des Gutsherrn von Baleni heran. Er trug einen tadellosen schwarzen Salonanzug und einen schwarzen Cylinderhut. Er begrüßte die Damen, küßte galant zuerst seiner Braut und dann Florica die Hand und bewillkommnete hernach Jonel in herzlicher Weise.

„Wir werden zum Diner erwartet," sagte er, seiner Braut den Arm reichend.

„Gestatte mir, Florica, den Ritterdienst," lächelte Jonel, „Dich ins Schloß zu befördern."

Er trat hinter den Rollstuhl, ergriff dessen Lehne und setzte ihn in Bewegung. Das Brautpaar schritt voran. Jonel betrachtete aufmerksam die knochige Gestalt des Herrn Balsamaki, auf dessen langem Hals der kleine Kopf mit den eingefallenen, kränklich blassen Wangen und den tiefliegenden Augen saß, und er sah, wie diese Augen mit verzehrender Glut seitwärts zu seiner jungen, blühenden Begleiterin blickten, die graziös, leicht und elastisch dahinschritt. Als sie aus dem Park in den Hofraum traten, wendete Lea das Haupt, ein Strahl der tief im Westen versinkenden Sonne vergoldete ihr Gesicht und eine Weile blickten sich beide starr und mit einer seltsamen Befremdung in die Augen.

IX.

Der Mond hat eine Schichte finsterer Wolken, die sich vor ihm gelagert, siegreich durchbrochen und spinnt seine silbernen Fäden über die weite, stille Ebene, läßt gleitende Lichter über den Spiegel des schilfumkränzten Teiches huschen, glüht und blitzt in den Fenstern des Herrenhofes von Banesti und sendet durch die Krone einer Akazie einen breiten Streifen weißen Lichtes in Jonels Stube, deren Fenster auf den Park hinausführen. Es ist dieselbe Stube im Erdgeschoß, die er als Knabe innegehabt, und es ist alles darin, wie er es vor Jahren verlassen. Dieselben dunkelgoldigen Tapeten, derselbe massive Tisch mit den geschweiften Füßen, dasselbe hohe Bett, dieselben angedunkelten Heiligenbilder, und an der Wand gegenüber der Thür das alte, zierlich geschnitzte Gestell, darauf einige vergriffene Schulbücher und eine Anzahl Schulhefte. Jonel hatte die Bücher mit tiefer Rührung betrachtet, an jedes derselben knüpften sich süße Erinnerungen aus seiner Kindheit, Erinnerungen an seinen armen Hauslehrer Brunner. Ihm schien, als sähe er ihn leibhaftig vor sich mit seinem bis an die Knöchel reichenden schwarzen Rock, mit dem hohen Cylinderhut auf dem ehrwürdigen Haupte, mit der bläulichroten Nasenspitze und den blaßblauen Augen, aus denen eine tiefe Herzensgüte leuchtete. Ihm war, als hörte er seine Baßstimme: „Ja, mein lieber Junge, man muß lernen, lernen, fleißig lernen!" Und wie hatte dieser Mann geschluchzt und geweint, als er Jonel zum letztenmal ans Herz gedrückt! Und jetzt liegt er dort im Friedhof unter einem grünen Rasenhügel! Jonel hatte die Schulbücher wie liebe Jugendgespielen, die man nach Jahren wiedersieht, an seine Brust gepreßt, und dabei fiel ihm ein, wie herzensgut Florica sei, die, wie ihm Alexe erzählt hatte, stets darauf sah, daß in der Stube alles unberührt an Ort und Stelle blieb. Arme Florica! Sie war heute abend bei Tisch so traurig, trotzdem alle anderen so lustig und guter Dinge waren, trotzdem Lea so übermütig gelacht und gescherzt. Man hatte viel Wein getrunken; zu Ehren Jonels und des Brautpaares war der beste Wein aus dem Keller kredenzt worden. Herr Fortunat hatte auf das Wohl seines Sohnes getrunken, dann wurde auf das Glück und das Wohlergehen des Brautpaares toastirt. Hernach küßte man sich. Hiebei hatte Jonel auch Lea geküßt und seine Lippen mußten etwas länger, als bei derlei Gelegenheiten üblich, auf ihrem Mund verweilt haben, denn Herr Balsamaki hatte Lea etwas unsanft an sich gezogen, um ihr einen schallenden Kuß auf die Lippen zu drücken, und er war dabei so bleich gewesen und seine kleinen Augen hatten so unheimlich in den tiefliegenden Höhlen gefunkelt. Jonel fühlte, wie ihm bei der Erinnerung an diesen Kuß das Blut in die Wangen schoß, er schüttelte das Haupt, dann erhob er sich vom Bett, auf dem er angekleidet saß, trat zum Fenster, öffnete es und sog die kühle, würzige Luft mit vollen Zügen ein.

Es war märchenhaft still. Nur die Bäume rauschten und flüsterten. Jonel ward es wunderlich zu Mute. Das selige Gefühl, auf heimatlichem Boden, im väterlichen Schlosse zu sein, in unmittelbarer Nähe der zwei Wesen, die ihm ans Herz gewachsen waren, vor sich den Park zu sehen, darin er als Knabe herumgetollt, wo ihn jeder Baum, jeder Strauch wie einen alten, lieben Bekannten begrüßte, schwellte seine Brust. Und noch etwas, das er sich nicht recht zu erklären vermochte: ein süßer Schauer, der ihn ab und zu durchrückte. Waren es die Geister des Weines, die in seinem Gehirn spukten und ihn so wonniglich durchglühten? Er hatte diesen seltsamen Schauer heute schon einmal empfunden, in dem Augenblick, als Leas Lippen auf seinem Munde geruht und ihr Atem ihn umweht hatte. Und er sagte laut und fast mechanisch vor sich: „Lea!" Dabei flog ihm die Scene im Friedhof wieder durch den Sinn. Er sah alles in mittagheller Klarheit von dem Augenblicke, da sie mit dem Stein in dem geballten Fäustchen auf ihn losgestürzt war, bis zu dem Momente, da sie in der Stube des Popen einen flüchtigen Kuß auf seine Lippen gehaucht, und er erinnerte sich, daß er dazumal diesen Kuß als eine Schmach, als eine unauslöschliche Schande empfunden, und wie er daran dachte, lachte er laut in die stille Nacht hinaus. Es litt ihn nicht länger in dem Zimmer, er eilte hinab in den Park zum Rundell, wo er sich in den weichen Rasen im Schatten einer Eiche hinstreckte und träumend emporblickte. Durch die tiefe Stille klang ein eintöniges Rauschen, das kam vom Tritonen her, der, vom Mondlicht umflossen, den Wasserstrahl in die Höhe schoß, dessen Tropfen gleich glitzernden Diamanten auf den Spiegel des Bassins niederstäubten, darauf welke Blätter schwammen. Der Tritone schien dabei mit den Aeuglein zu zwinkern und zu lächeln, und auch um die Lippen des schönen Marmorweibes an der Kapelle schwebte ein Lächeln. Plötzlich fuhr Jonel empor, er hatte Schritte vernommen. Neben der Kapelle erschien ein kleiner Mann, ein Jude. Jonel erkannte ihn, es war Jitibi Pfantir; der Jude blickte eine Weile auf die große Allee, welche vom Schloß zum Rundell führte und auf der bald eine weibliche, in einen dunklen Mantel gehüllte Gestalt heraneilte. Jitibi Pfantir schritt ihr entgegen. Bei dem Bassin trafen sie sich.

„Du thust nicht recht, Vater, klang Leas Stimme, „daß Du mich in später Nachtstunde zu einem Rendezvous im Park bestellst. Ich habe Dir ja geschrieben, daß ich zwei Tage im Schloß verweile, und wenn Du mir wirklich wichtige Dinge mitzuteilen hast, warum kommst Du nicht in den Herrenhof? Glaubst Du, daß ich mich Deiner schäme?"

„Ich glaube es," sagte Jitibi ruhig.

„Du irrst, Vater," fuhr sie auf, „ich schwöre Dir bei allem, was mir heilig und teuer ist . . ."

„Was ist Dir heilig und teuer?" unterbrach er sie heftig. „Darum eben bin ich gekommen, damit ich erfahre, ob Dir noch etwas heilig ist und teuer. Sag, Lea, was ist Dir heilig und teuer?"

Sie schwieg betroffen eine Weile, dann sagte sie: „Ich weiß, worauf Du anspielst, auf meine Verlobung mit Balsamaki und darauf, daß ich zum Christentum übertrete. Sprechen wir nicht davon, mein Entschluß steht fest!"

Jitibi trat nahe an seine Tochter heran, er faßte ihre Hand.

„Thu es nicht, mein Kind," rief er, „thu es nicht, wenn Du Deinen Vater nur ein klein wenig lieb hast, wenn Du mir nicht das Herz brechen willst!"

Sie antwortete nicht.

„Ich weiß," fuhr er fort, und es lag eine tiefe Wehmut in seiner Stimme, „ich weiß, daß es so weit gekommen, ist meine Schuld. Ich hätte Balsamakis Antrag, die Kosten Deiner Erziehung zu bestreiten, zurückweisen sollen. Ich hab' es nicht gethan, und das rächt sich jetzt bitter an mir. Du bist mir entfremdet worden, man hat Dich mit allen Annehmlichkeiten des Reichtums umgeben, Dir schauert jetzt vor der Armut. Was ist Dir Dein armer, alter Vater? Ein Hausirer, ein Fiedler, ein Spaßmacher, der froh ist, wenn er sein Leben kümmerlich fristet! Was kann Dir Jitibi Pfantir bieten? Ein ärmliches Bett und Elend und Kummer . . . Aber Dein Balsamaki, das ist ein Bojar, und Du wirst Gutsherrin von Baleni werden, das lockt Dich! Was wiegt dagegen Dein Vater und das Judentum? Du schleuderst es fort wie ein altes, fadenscheiniges Kleid! Und daß Du mir den Todesstoß versetzest, das kümmert Dich nicht. O, Lea, thu es nicht, thu es nicht!"

Lea schrie auf, sie umschlang ihren Vater, er aber riß sich los.

„Drücke mich nicht an Dich," rief er, „küsse mich nicht, bevor Du mir nicht versprichst, meinem Rat zu folgen!"

Lea schien mit einem Entschlusse zu ringen. Eine Weile stand sie sinnend da, dann sagte sie fest und bestimmt:

„Es ist zu spät, morgen schon findet meine Taufe statt!"

Er fuhr entsetzt zurück und schaute sie mit weitgeöffneten Augen an, als könnte er den Sinn der Worte, die er soeben vernommen, nicht fassen. Der Jammer ihres Vaters schnitt Lea tief ins Herz, und doch grollte sie ihm. Warum hing er so sehr am Judentum? Was verdankte er demselben? Elend und Not und Verachtung! Was hatte sie selbst nicht darunter gelitten? Wie viel bittere Thränen hatte sie nicht im Institut vergossen, so oft ihr die anderen Mädchen bald höhnisch, bald verachtungsvoll das Wort Jüdin ins Gesicht schleuderten! Mußte sie nicht stets wie eine ertappte Diebin zusammenfahren, so oft in ihrer Gegenwart von Juden gesprochen wurde. Wer durfte einen Stein auf sie werfen, wenn sie all der Pein und Qual, die ihr das Judentum gebracht, durch die Taufe zu entgehen suchte? Mußte sie dies nicht um so mehr thun, da ihr Uebertritt zum Christentum die Bedingung war für ihre Verheiratung mit Herrn Balsamaki? Und diese Heirat konnte ihrem Vater doch unmöglich ein Aergernis sein. Sollte sie — ein armes Mädchen — zu ihm zurückkehren, um das trockene Brot, das er sich schwer genug erwarb, mit ihm zu teilen, sie, die an ein behagliches Leben, an den Verkehr mit reichen, gebildeten Menschen gewöhnt war? Warum sie Balsamaki heiratet? Warum nicht? Es haben sich viele junge Leute um sie bemüht und ihr Liebesworte zugeflüstert, aber keiner war es in den Sinn gekommen, ihr einen Heiratsantrag zu machen. Und man kann es ihnen auch nicht übel nehmen. Wer wird ein armes jüdisches

Mädchen heiraten? Ist es nicht ein edler Zug von Valsamaki, daß er sich dazu entschließt? War es nicht edel von ihm, daß er bis jetzt für ihre Erziehung gesorgt wie ein Vater?

All dies war mit hastigen, fliegenden Worten von Leas Lippen gesprudelt, aber Zilibi hörte kaum darauf; während sie in ihn hinein sprach, schüttelte er den Kopf, und als sie schwieg, war seine ganze Antwort ein tiefer, stockender Atemzug. Es wurde Lea angst und bange.

„So red doch, Vater!“ rief sie.

Er fuhr bei diesem Ruf auf.

„Ich begreife, Lea, warum Du mich nicht verstehst, ich begreife, warum Du Dir nicht erklären kannst, was es heißt, an seinem Volke zu hängen mit allen Fasern der Seele. Man muß ein gutes Herz haben, und das hast Du nicht, denn wenn Du gut wärest, so würdest Du verstehen, warum ich Jude bin und bleibe, trotzdem ich oft getreten werde wie ein Hund. Du kennst nicht unsere Geschichte, mein Kind. Du weißt nicht, wie wir seit Jahrtausenden gepeinigt worden sind und wie der Schmerz über unser schweres Geschick uns aneinander gekettet. Man hat uns mit Schwert und mit Feuer ausrotten wollen, tausend und abertausend Henkersstände haben an dem Baum des Judentums gerüttelt, um ihn zu entwurzeln, aber er steht immer noch da, groß und schön und herrlich, und treibt immer neue Blüten. Ist das nicht ein Wunder? Und einem solchen Volke willst Du treulos werden?“ Er atmete schwer auf, dann sprach er leise, wie mit sich selbst redend, weiter: „Der ewige Jude, so wird erzählt, trägt auf der Stirn ein feuriges Kreuz, und das ist unauslöschbar. Damit es aber die Leute nicht sehen, ist seine Stirne mit einer schwarzen Binde umhüllt. Reißt man sie weg, so flammt das Kreuz auf. So wird es Dir ergehen, Du willst dem Judentum entrinnen und verhüllst es mit der Taufe, aber es leuchtet auf Deiner Stirne, es flammt in Deinen Augen, es ist in Deinem ganzen Wesen eingewurzelt, und die Leute werden es auf Deiner Stirne und in Deinen Augen lesen, und es wird immer heißen: ‚Lea, Zilibi Pfantirs Tochter, die Jüdin, die sich hat taufen lassen!‘ Und man wird das zischeln überall, und im Herzen wirst Du keine Jüdin sein und keine Christin. Also was? Komm zu mir, ich hab' etwas Geld verdient, wir wollen in die Stadt ziehen, dort wird es uns gut gehen. Ich werde Geschäfte machen und Geld verdienen und Du wirst leben wie eine Prinzessin. Was meinst Du dazu, Lea?“

Sie antwortete nicht, sondern starrte düster vor sich.

„Sag Ja oder Nein!“ rief er.

„Nun denn, nein!“ glitt es von ihren Lippen, sie wollte gehen.

Da packte er Lea krampfhaft am Arm und hielt sie zurück.

„Noch ein Wort, ein einziges Wort, Lea! Heirate Valsamaki, ich habe nichts dagegen, lasse Dich taufen, wenn es sein muß, aber um Gottes willen warte noch ein wenig! Warum gleich morgen? Warte noch eine kurze Zeit, einen, zwei Monate. Ich bin ein Greis, ich werde bald sterben, wenn ich tot bin, dann kannst Du es thun. Du hast mich ja einmal lieb gehabt, weißt Du, wie Du noch ein Kind warst, Lea, hast Du mich aus tiefer Seele geliebt, und es gab keinen glücklichern Vater als den armen Hausirer Zilibi Pfantir, wenn er von Städtchen zu Städtchen, von Dorf zu Dorf wanderte und sein Töchterlein neben ihm herlief in Wind und Regen, in Hitze und Staub. Das war ein gutes, liebes Kind. Ach Gott, das hast Du alles vielleicht vergessen, es sind viele Jahre seither — eine ganze Ewigkeit! Aber wenn Du auch nicht mehr dasselbe Herz hast wie dazumal, ein klein wenig Mitleid wirst Du vielleicht doch haben mit Deinem alten Vater.“

Er schwieg und schaute zu ihr empor. Sie sprach keine Silbe, aber in ihrem Gesicht, das starr und weiß wie das einer Statue war, las er die Antwort und er empfand, daß er sein Kind für immer verloren. Er ließ ihre Hand los, wandte sich um und ging. Lea machte eine Bewegung, als wollte sie ihn zurückrufen, aber sie wich nicht von der Stelle, und als seine Schritte verhallten, da hüllte sie sich fester in den Mantel und schritt langsam dem Herrenhofe zu.

Jonel hatte jedes Wort dieser seltsamen Unterredung vernommen, deren unfreiwilliger und unbemerkter Zeuge er gewesen.

Leas bevorstehender Uebertritt zum Christentum hatte bis nun keine Gedanken in ihm erregt, er hatte keinen besondern Anlaß, darüber nachzudenken und sich die Motive klar zu machen, die sie zu diesem Schritte bewogen. Jetzt aber, da Zilibis flehentliche Rede ihm in den Ohren klang, da er ihre kühlen, klug berechneten Auseinandersetzungen erwog, brütete er darüber mit finster gerunzelter Stirne.

„Berechnung, krasse Berechnung!“ murmelte er, als er, in seinem Zimmer angelangt, auf das Bett sich hinwarf. Er schloß die Augen, aber aus der Finsternis tauchte plötzlich Leas Antlitz empor in geisterhafter Schöne, vom Mondlicht umflossen, so, wie er es soeben im Park gesehen, und dieses Bild wich nicht, es lächelte ihn an so süß und leckend, und die Augen, die wunderbaren, mandelförmigen Augen, aus denen eine sehnsuchtswilde Glut flammte, schwebten über ihm wie zwei Sterne und verfolgten ihn bis in seine tiefsten Träume.

X.

Naftali, der rothaarige Besitzer der einzigen Schenke von Banesti, war niemals recht lustig, sein Haupt hing stets müde zur Seite geneigt, seine grauen Aeuglein blickten melancholisch in die Welt hinein, und selbst sein Lächeln verlieh seinem bartlosen, vogelartigen Gesicht kein heiteres Aussehen, so trübe und weltentsagend war es. Und er hatte eigentlich gar keinen Grund zur Traurigkeit, denn das Geschäft ging gottlob recht gut, ja sogar glänzend, seitdem die Freisassen von Banesti mit dem Gutsherrn prozessirten. Brachte nämlich der Primar (Bürgermeister) des Städtchens, Herr Dumitru Velic, gute Nachrichten über den Stand des Prozesses heim, so durfte man sich ja daraufhin einige Gläschen über den Durst gestatten, lauteten jedoch seine Mitteilungen bedenklich, so war es verzeihlich, daß die armen Leute, deren Habe und Gut auf dem Spiele stand, ihren Kummer durch reichlichen Genuß von spirituösen Getränken wegzuschwemmen suchten. Man trank also in Banesti, seitdem der Prozeß seinen Anfang genommen, nachdrucksvoll, gründlich und rastlos. Naftali hätte demgemäß aufgeräumt und guter Dinge sein müssen, aber er war ein kluger, berechnender Kopf und sagte sich: „Wozu die Fröhlichkeit zur Schau tragen und den Neid der Leute herausfordern? Und dann, bin ich denn der Schenke sicher? Wenn's morgen der Bojarin einfällt, läßt sie mich aus Banesti hinausjagen. Hernach kann ich mit meinen neun lebendigen Kindern betteln gehen.“ Heute hatte jedoch Naftalis Vogelgesicht einen trübern Ausdruck als sonst. Heute war nämlich in der Kirche von Banesti Leas Taufe vollzogen worden, und das war ein schwerer Schlag und eine Schmach und Schande für die gesamte Judenschaft des Städtchens.

Dieser feierliche Akt, dem nur die intimsten Freunde des Herrn Valsamaki beigewohnt, hatte Pope Konstantin vorgenommen und war hiefür vom Gutsherrn von Valeni mit einem Napoleon bedacht worden. Der letztere Umstand hatte den Popen bewogen, früher als sonst in die Schenke sich zu begeben, denn es war erst zwei Uhr nachmittags, als er dieselbe betrat, während der Seelsorger von Banesti in der Regel erst gegen Abend in das Wirtshaus für ein Stündchen einzukehren pflegte. Aber die Freude über das Goldstück, welches der Pope in der Tasche zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger eingeklemmt hielt, als fürchtete er, daß ihm der goldene Vogel entwischen könnte, seine innige Freude darüber war ihm durch eine Hiobspost vergällt worden, die der Primar, Herr Dumitru Velic, aus der Stadt gebracht hatte: die Freisassen von Banesti hatten tags zuvor den Prozeß gegen Herrn Fortunat in der zweiten Instanz verloren und es blieb ihnen sonach nur noch die Berufung beim Kassationshof übrig, ein Rechtsmittel, das ebenso langwierig als kostspielig und das überdies sehr zweifelhafte Aussichten auf Erfolg bot. Pope Konstantin besaß bekanntlich auf dem Gute Dance sechs Pogon, welche er nun als fast völlig verloren betrachtete. Dieser Gedanke verursachte ihm einen brennenden Schmerz, der sich auch äußerlich in der feurigen Röte seiner Nase bekundete. Und so saß er denn düster schweigend da und trank mit einem wahren Ingrimm. Aber auch die anderen zwei Gäste, die am selben Tische neben ihm saßen, tranken schweigend. Daß Dragoich, ein ungefähr dreißigjähriger, herkulisch gebauter Mann mit einem ausdrucksvollen, von langwallendem schwarzem Haar umrahmten bleichen Gesicht, darin zwei dunkle, von dichten Brauen beschattete Augen blitzten, daß Jancu Dragoich den Mund nur dann öffnete, wenn er ein volles Gläschen Wein zu den Lippen führte, wunderte Naftali nicht. Dragoich redete überhaupt nicht viel, dafür aber hatte das wenige, was er sagte, Hand und Fuß. Daß aber auch der Primar von Banesti, Herr Velic, ein kleines, mageres, vierzigjähriges Männchen mit einer knolligen Nase, auf deren äußerster Spitze eine Warze thronte, beharrlich schwieg, erschien dem Schenkwirt etwas auffallend; denn Velic, der mit allen Einzelheiten des Prozesses genau vertraut war und welchen die Freisassen mit einer Vollmacht zur Führung desselben ausgestattet hatten, war sonst ein sehr redseliger Mensch. Heute aber hatte er zwingende Gründe, nicht allzu vorlaut zu sein und sein Licht nicht leuchten zu lassen. Er hatte nämlich erst vor zwei Wochen mit unerschütterlicher Ueberzeugung erklärt, daß der Prozeß so gut wie gewonnen sei, und die Freisassen in eine trügerische Sicherheit eingewiegt. Heute nun hatte ihn selbst seine Primarwürde nicht vor einer gediegenen Ohrfeige geschützt, die er von einem alten Freisassen erhielt, als er demselben in aller Frühe bei seiner Heimkehr aus der Stadt die verhängnisvolle Nachricht brühwarm mitgeteilt. Jetzt hegte er die wohlbegründete Furcht, daß ihm ein ähnliches Schicksal seitens Dragoichs widerfahren möchte, wenn er die unglückselige Affaire aufs Tapet bringen würde, denn Dragoich war ein gewaltthätiger Mensch, und da ihm fünfzehn Pogon auf dem Gemeindegute gehörten, so war es leicht zu erraten, wie sehr das Urteil des Appellgerichts in seiner Seele wühlte. Als aber bei der vierten Flasche die Geister des roten Odobester Weines in seinem Kopfe zu rumoren begannen, konnte er die unheimliche Stille nicht länger ertragen, er sprang auf, lief einigemale in der Schenke auf und ab, blieb dann vor dem Popen stehen und fragte: „Nun, was sagt Deine Heiligkeit dazu?“

Seine Heiligkeit sagte aber nichts dazu, sondern versetzte bloß dem Tisch einen so wuchtigen Schlag mit der geballten Faust, daß die Gläser klirrten. Dragoich, welcher vor sich hingestarrt hatte, fuhr wie aus einem Traum empor.

„Velic,“ sagte er, „mir scheint, Du hast uns was vorgeflunkert, mir scheint, Du hast gelogen. Wir können den Prozeß unmöglich verloren haben!“

Velic trat einige Schritte zurück, um gegebenenfalls außerhalb jenes Luftbereichs zu sein, den Dragoich mit seinem Arm beherrschte, und rief erregt: „Warum glaubst Du, daß ich lüge, Dragoich? Was habe ich für Interesse, zu lügen? Gib mir Deine Gründe an, warum Du mich für einen Lügner hältst!“

„Weil ich es nicht fassen kann, daß die Richter Räuber sind, welche arme Christenmenschen ausplündern!“

Der Primar lachte laut auf.

„Wir werden es schon fassen müssen, wenn uns das Urteil zugestellt wird, dann werdet ihr es schwarz auf weiß sehen. Ich lese es euch vor, und ihr werdet Wunderdinge hören, wie man uns haarscharf beweist, daß das Gut Dance uns nicht gehört, uns niemals gehört hat. Und wenn Du ein paar Sparpfennige hast, Dragoich, so halte sie fein beisammen, denn wir werden auch noch Gerichtskosten zahlen müssen. Ja wohl! Und thun wir es nicht, so wird man uns die Asche vom Herd verkaufen. Wie viel Pogon hast Du, Dragoich? Fünfzehn, glaub' ich. Mach ein Kreuz darüber. Wie viel hast Du, Vater Konstantin? Sechs, nicht wahr? Ein Kreuz darüber.“

„Wir müssen rekurriren,“ rief der Pope, „der Kassationshof muß uns zu unserem Recht verhelfen!“

„Und wenn er es nicht thut,“ fragte Velic, „was dann?“

Dragoich sprang auf, über sein bleiches Gesicht flog eine jähe Röte, seine Augen sprühten.

„Ich will euch was sagen,“ rief er, „wenn mir jemand dieses Hemd, das ich trage, vom Leibe



Weißkopfgeier auf der Felseninsel Planik im adriatischen Meer. Originalzeichnung von A. Heilmann.



Jung Rußland. Originalzeichnung von Arthur Wanjura.

dieser Bewegung stand das von den Londoner Kaufherren zu diesem Zweck gegründete und mit reichen Geldmitteln versehene „Mercantile Committee“; zuletzt wurde auch das Parlament von der Strömung mitgerissen und wählte zwei Komites zur Untersuchung der brennenden Frage. Diese setzten eine Reihe von Berichten ab, in welchen die Umrisse unseres jetzigen Postwesens ziemlich klar vorgezeichnet sind. In diesem entscheidenden Augenblicke nun, da die ganze Bevölkerung, durch Zeitungsberichte, Meetings und Flugschriften aufgeregt, unaufhaltsam nach einer Reform rief, trat ein Mann auf, der in geschickter Weise die Vortheile anderer klarzulegen und zu verwerten verstand und sich dadurch Ruhm und Reichtum verschaffte. Dieser Mann war Rowland Hill. Im Jahr 1837 veröffentlichte er eine Flugschrift, in der er nachwies, daß sich bei einem einheitlichen Porto von 1 Penny per Brief selbst für die größten Entfernungen ein hoher Gewinn für die Postverwaltung ergeben werde, da diese selbst — wie er ausführlich darlegte — durchschnittlich nur $^1/_{48}$ Penny für den Brief ausgeben würde. Die vorgeschlagene Gebühr solle für ein Gewicht von $^1/_2$ Unze gelten, überhaupt nur nach dem Gewicht berechnet und immer vorausbezahlt werden. Das Schriftchen Hills fand im ganzen Land den lebhaftesten Widerhall. Ein Brief von zwei leichten Bogen sollte also von London nach Edinburg für 1 Penny statt für 3 Schilling expedirt werden können! Diese fabelhafte Neuerung mußte durchgesetzt werden! Keine englische Regierung konnte es wagen, einer so allgemeinen Volksbewegung gegenüber unthätig zu bleiben; es wurde dem Parlament eine Bill, die Einführung eines einheitlichen und niedrigen Posttarifs betreffend, vorgelegt. Das geschah am 25. Juli 1839. Doch nun erhob sich die Opposition: „Wie darf man dem tollen Hause eine Reform zur Annahme empfehlen, von der noch kein Mensch weiß, wie man sie praktisch ausführen könne? In welcher Weise wird es möglich sein, bei dem gewiß sich ungeheuer steigernden Briefverkehr das Porto einzuheben?“ Der Vorschlag Hills ging dahin, daß die Postverwaltung gestempelte Briefbogen und Couverts anfertigen und sie, natürlich ohne an dem Papier zu gewinnen, durch die einzelnen Postämter und Papierhändler verkaufen lasse; doch dem widersetzten sich die Papierfabrikanten, welche sich nicht durch die Konkurrenz des Staates ruiniren lassen wollten, und ihnen schlossen sich andere Kreise aus verschiedenen Gründen an. In dieser Verlegenheit des Ministeriums wies der Referent Mr. Wallace auf die Briefmarke hin; da sie jedoch in den Vorschlägen Hills, der als die Seele und der alleinige Vertreter der Reform galt, nicht enthalten war, legte man auf diesen Hinweis kein weiteres Gewicht. Schließlich gab die Opposition, welche gerade damals dem Ministerium keine Niederlage bereiten wollte, nach, die Bill drang am 17. August 1839 durch. Hill erhielt eine Staatsanstellung, und es wurde eine Aufforderung an das Publikum erlassen, Vorschläge für eine praktische Verbesserung des Briefportos zu machen. Da nichts Besseres einlief, nahm schließlich Hill, der alle Pläne zu prüfen hatte, die Briefmarke an, führte jedoch zugleich auch die von ihm selbst beantragten gestempelten Couverts ein. Am 10. Mai 1840 wurden diese Postwertzeichen zuerst der Benützung übergeben; die Briefmarke behauptete sich und hat in kurzer Zeit die ganze Erde erobert, während das Lieblingskind Hills — das nach dem Zeichner der darauf dargestellten Allegorie benannte Mulreadscouvert — einen vollständigen Mißerfolg hatte. Rowland Hill, der die Idee der einheitlichen Postportos als seine eigene erklärte, obschon er nur die Vorschläge anderer Männer, die ihm den Weg geebnet hatten, benutzte und durchführte, galt auch als der Erfinder der Briefmarke. Das englische Volk belohnte ihn königlich; er erhielt im Jahr 1845 von den Mannleuten der City 13,000 Pfund Sterling, und als er sich im Jahr 1864 vom öffentlichen Leben zurückzog, gewährte ihm das Parlament seinen vollen Gehalt von jährlich 2000 Pfund als Pension und ein Geschenk von 20,000 Pfund. Er verdiente diese Anerkennung durch die Thatkraft, mit der er die segensreichen Neuerungen durchführte, verdunkelte aber seine guten Eigenschaften durch die Selbstsucht, mit der er seine Mit- und Mitarbeiter totschwieg und ihnen jedes Verdienst entriß. Wir wissen heute, daß die Idee des modernen Postwesens nicht sein geistiges Eigentum war; noch unbegründeter aber war seine Behauptung, daß er die Briefmarke erfunden habe.

Wir haben schon angedeutet, daß im Parlament (im Jahr 1839) auf die Briefmarke hingewiesen wurde, und wollen jetzt kurz die Entstehungsgeschichte dieses unscheinbaren Kulturträgers erzählen.

Als Sir Rowland Hill im August 1879 starb, erschienen in allen Zeitungen Englands ausführliche Nekrologe, welche dem Volk die Bedeutung dieses Mannes ins Gedächtnis riefen. In der schottischen Stadt Dundee jedoch brachte der „Dundee Advertiser“ eine Reihe von Briefen, welche die Verdienste eines Bürgers dieser Stadt, des im August 1853 verstorbenen Buchdruckers James Chalmers, um das englische Postwesen nachdrücklich hervorhoben; dieser Mann hatte schon im Jahr 1835 durch jahrelange Berechnungen und Korrespondenzen eine bedeutende Verringerung der Fahrzeit der damaligen Post durchgesetzt, wofür ihn seine Vaterstadt öffentlich ausgezeichnet hatte; sein Hauptverdienst aber war die Erfindung der Briefmarke. Die genannte Zeitung veröffentlichte nämlich Briefe ehrenwerter und angesehener Bürger, welche teils Freunde Chalmers' gewesen waren, teils in seinen Diensten gestanden und ihm selbst bei der Drucklegung und Gummirung der Proben der Briefmarken geholfen hatten. Die Briefe, deren Schreiber verschiedene gesellschaftliche Stellungen erreicht und einander schon längst aus den Augen verloren hatten, ergänzen und bestätigen sich in übereinstimmender Weise und setzen das Datum der Erfindung auf den August 1834 fest. Chalmers erklärte mehreren Freunden seine Idee, suchte auch ihre Annahme zu erwirken, wurde aber damals gar nicht berücksichtigt. Als jedoch einige Jahre später das ganze Land durch die beabsichtigte und so heiß ersehnte Postreform in Aufregung versetzt war und es sich um die praktische Durchführung derselben handelte, trat Chalmers wieder mit seinem Projekt hervor. Er richtete an die Parlamentskomites, in denen unter anderen Mr. Wallace thätig war, an Rowland Hill und an das „Mercantile Committee“, welches wir schon als den Herd der Agitation kennen gelernt haben, ein offenes Schreiben, das von dem Sekretär des letzterwähnten Ausschusses, Mr. Henry Cole, dem British Museum vermacht wurde und ein klassisches Dokument für die Geschichte des modernen Post- und Briefmarkenwesens bildet. Um nämlich die Vorausbezahlung des Portos zu ermöglichen, ohne daß der Aufgeber es persönlich beim Postamt erlegen müsse, schlägt Chalmers in dem erwähnten Sendschreiben vor, man solle Papierstreifchen (slips of paper) mit einer dem Zweck entsprechenden Inschrift bedrucken oder vielmehr gleich ganze Bogen davon herstellen, diese auf der Rückseite mit einer starken Gummilösung bestreichen und sie dann, gut getrocknet, an die Postämter, Papierhandlungen und ähnliche Geschäfte verteilen, welche dem Publikum die einzelnen Exemplare zu verkaufen hätten. Wer einen ausgedehnten Briefwechsel habe, könne ganze Bogen auf einmal kaufen und selbst die einzelnen Marken abschneiden. Ferner macht Chalmers aufmerksam, daß man die Marken, um ihre nochmalige Benützung zu verhindern, vor Absendung der Briefe auf den Postämtern überstempeln solle, er weist auch darauf hin, daß man sie auch zum Verschluß der Briefe gebrauchen könne (Couverts wurden damals selten benützt, da sie sehr teuer waren) und polemisirt dann mit richtigen Gründen gegen die von Hill vorgeschlagenen Couverts, welche auch in der That sehr unbeliebt waren und bald wieder abgeschafft werden mußten. Unter dem gedruckten Text gab Chalmers noch erläuternde Proben, nämlich mehrere Muster der vorgeschlagenen Briefmarke mit der Inschrift: „General Postage — not exceeding half-an-ounce — One penny“ (Normalporto — nicht über $^1/_2$ Unze — 1 Penny) und „. . . one ounce — Twopence“ (. . . 1 Unze — 2 Pence). Eine der Marken bietet ein Beispiel der Ueberstempelung; sie trägt nämlich den Aufdruck: „Dundee, 16th February 1838“; die Rückseite ist gummirt und die einzelnen Exemplare sind durch einen nicht bedruckten Zwischenraum getrennt; denn die Durchlöcherung dieses Zwischenraums wurde erst im Jahr 1854 eingeführt, nachdem die englische Regierung dem Mr. Archer, der auf diesen praktischen Einfall gekommen war, 4000 Pfund für seine Erfindung gezahlt hatte.



Jas Chalmers

Wie man sieht, enthält dieser wohldurchdachte Plan alles, was noch heute zu einer guten Briefmarke gehört; die Erfindung muß, wie wir gesehen haben, in das Jahr 1834 zurückverlegt werden, gerade in dasselbe Jahr, in welchem, wie Hill selbst in seiner Selbstbiographie (Band I., Seite 218) schreibt, „noch kein Mensch auch nur im Traum an eine anklebbare Marke (adhesive stamp) dachte“. Selbst das Datum des ausführlichen Planes, der 10. Februar 1838, wurde berechnet, um dem einfachen Buchdrucker die Priorität der Erfindung zu sichern. Uebertrieb ist erwiesen, daß Mr. Wallace den Vorschlag schon am 9. Dezember 1837 erhalten hat. Hill, der mächtige und populäre Mann, konnte sich sehr leicht zu seinen wirklichen Verdiensten noch angemaßte zuschreiben; es gelang ihm dies um so leichter, als doch jedermann die Geschichte der Postreform aus seiner „History of Penny Postage“ und seiner zweibändigen „Biography“ kannte, aber gar auf Parlamentsakten und andere zuverlässige Urkunden zurückgehen. Und in diesen bösen auszuräuchern, ja weitschweifigen Werken berührt Hill mit keinem Worte die Verlegenheit, in welcher sich im Jahr 1839 die Referenten und die Regierung befanden, als im Parlament die Frage aufgeworfen wurde, wie man die beschlagene Reform durchführen werde. Jetzt, da wir die Thatsachen aus den ersten Quellen kennen, wissen wir den Grund dieses seltsamen Schweigens: wenn Hill von diesen Schwierigkeiten berichtet hätte, so hätte er zugleich gestehen müssen, daß die Briefmarke nicht zu seinem ursprünglichen Plan gehörte, daß er auch nicht daran gedacht hatte, den Vorschlag Chalmers' anzunehmen, da er sein Couvert für die beste Lösung der Frage hielt. Denn bekannt war ihm die Idee des Buchdruckers schon damals, da er das Zirkular erhalten und am 3. März 1838 den Empfang desselben bestätigt hatte. Als dann, nachdem die Briefmarke als die beste Lösung angenommen war, Chalmers seine Ansprüche geltend machte, fertigte ihn der allmächtige Hill am 18. Januar 1840) mit der Antwort ab, daß er selbst die Erfindung schon früher gemacht habe; das bekannte er jetzt, nachdem die offizielle Einführung schon durch ihn selbst beschlossen war. In seinem Briefe vom März 1838 erwähnt er mit keiner Silbe, daß ihm der Gedanke Chalmers nicht neu sei; und noch im Juli 1839 sagt der Schatzkanzler in einer Parlamentsrede: „Der Plan des Mr. Hill war, daß in allen Fällen ein gestempeltes Couvert gebraucht werden müsse“; jetzt begreifen wir, warum Hill die Vorgänge im Parlament gänzlich verschweigt.

Der Sohn des Erfinders, Patrick Chalmers, war schon in früher Jugend in die Fremde gegangen; er wurde erst durch den „Dundee Advertiser“ auf die Angelegenheit aufmerksam gemacht, aber bald gelang es seinen eifrigen Nachforschungen, die Wahrheit ans Licht zu bringen. In gut und lebendig geschriebenen Broschüren machte er die Ergebnisse seiner Untersuchungen bekannt; angesehene Zeitungen und Vereine für Briefmarkenkunde haben sich ihm angeschlossen. In einem von den höheren Postbeamten in Glasgow (also seinen Fachmännern) geschriebenen Buche tritt ein Artikel lebhaft für ihn ein, und das will in einem Lande, das seine großen Männer fanatisch verehrt, viel sagen. Allen Schriften und Erfolgen Patrick Chalmers' setzt der Sohn Hills, Pearson, und mit ihm seine Freunde, ein tiefes Schweigen entgegen; auch die Aufforderung Chalmers', seine Gegner mögen doch die Korrespondenz Hills über diese Angelegenheit dem öffentlichen Urteil vorlegen, wird beharrlich ignorirt. Nur den beiden großartigen encyclopädischen Werken, welche in allen ihren Angaben auf Quellenstudien beruhen und daher eine unbestrittene Autorität besitzen, hat Pearson Hill das ganze Material zur Verfügung gestellt, und beide, sowohl die „Encyclopaedia Britannica“ (im 19. Band ihrer 9. Auflage) als auch das „Dictionary of National Biography“, haben zu Gunsten Chalmers' entschieden. Trotz des stillen Widerstandes und der oft sehr niedrigen Machinationen einer mächtigen Partei bricht sich die Wahrheit doch Bahn; Beweis dessen: die zahlreichen Anerkennungen von maßgebender Seite, welche Patrick Chalmers in seinen viel polemischen Broschüren gelegentlich mitteilt und die noch anderen ein ganzes Heftchen füllen.

Notizblätter.

Bildende Künste.

— **In Kaiserhause zu Goslar** sind zwei weitere Gemälde vollendet worden. Das eine stellt die Erhebung der Stadt Goslar durch Heinrich II., den letzten der sächsischen Kaiser, dar; auf dem andern legt ein Mönch den Kaiser Heinrich III. die Dornkrone des Kaiserkranzes vor. Die Gemälde sind nicht, wie ursprünglich beabsichtigt, als große Wandbilder ausgeführt worden, sondern in sehr verkleinertem Maßstabe auf einer Predella. Auf einer zweiten Predella ist der fromme Heinrich IV., umgeben von seinen eigenen Söhnen, im Kreise der Burg zu Bückeldein dargestellt.

— **Anzelt Spieß**, dessen Gemälde den Sängersaal in der neuen Burg Hohenschwangau schmücken, wurde vom Prinzregenten von Bayern beauftragt, die Freskobilder aus der bayerischen Geschichte, die seinerzeit König Ludwig I. in den Hofgartenarkaden herstellen ließ, vollständig neu auszuführen, nachdem sie durch die Zeit und die Unbilden der Witterung längst in Grunde gegangen sind.

— **In der Berliner Nationalgalerie haben seit kurzem** die in der Kunstgeschichte hochberühmten Wandgemälde der Villa Barthaldy in Rom, welche die Schicksale Josefs nach dem ersten Buch Mosis darstellen und von Peter von Cornelius, Friedrich Overbeck, Philipp Veit und Wilhelm von Schadow herrühren, Aufstellung gefunden. Die Gemälde wurden von der preußischen Regierung um den Preis von 48,500 Lire erworben, von dem Florentiner Kunsthändler Stefano Bardini aus den Händen der Gebr. Barthelds auf geniale Weise glücklich losgelöst und nach Berlin übergeführt. Als würdige erste Zeugen der neuern deutschen

Freskomalerei, deren Technik mit ihnen zum erstenmale zu glänzender Geltung gelangte, werden sie von nun an allen Kunstverständigen Besuchern der Nationalgalerie auch doppelt willkommen sein.

— **Professor Raab, der berühmte Münchener Kupferstecher,** hat soeben ein Werk vollendet, an welchem er acht Jahre seines Lebens gearbeitet hat, „Die Radirungen nach Bildern der alten Pinakothek". Diese bewunderungswürdige Sammlung, die nicht der Staat, sondern ein strebsamer Kunstverleger, Herr Kaiser, herausgegeben, verewigt alle unschätzbaren Werke der alten Pinakothek.

— **Die deutsche Kunstgewerbeausstellung, die vergangenen** Sommer in München stattfand, hat ein Defizit von rund 170,000 Mark ergeben, während die internationale Kunstausstellung einen bedeutenden Reingewinn abgeworfen hat.

Kultur und Wissenschaft.

— **Interessante Mitteilungen bietet eine Broschüre, die** unter dem Titel: „Elektrische Erscheinungen in den Rocky Mountains" von **Georg H. Bochmer** in Washington, in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien (in Kommission bei F. Tempsky, Buchhändler der k. k. Akademie der Wissenschaften, daselbst) erschienen ist. Der Verfasser erzählt darin, wie er, vor Jahren mit Errichtung einer meteorologischen Beobachtungsstation auf dem Gipfel des Pikes Peak in Colorado beauftragt, denselben bestieg und auf einem großen, hohen Feldstein, der auf den amtlichen Karten noch heut als „Boehmers Bed" verzeichnet ist, übernachtete. „Ein ziemlich heftiger Sturmwind," so berichtet er weiter, „stellte sich im Laufe der Nacht ein, von leichtem Schnee begleitet, in dem sich ein leises Knistern und Knastern bemerkbar machte. Ich selbst verspürte im ganzen Körper ein Gefühl, als ob tausende von Nadeln durch meine Haut drängen; mein Haar und Bart wurden elektrisch, während mir selbst unbeschreibbar seltsam zu Mute wurde. Auf den von mir mitgebrachten metallischen Gegenständen zeigten sich violette Funken von etwa ein Viertelzoll Durchmesser und etwa zwei Zoll Länge, die bei Berührung der betreffenden Gegenstände von denselben verschwanden, sich jedoch nach Zurückziehung der Finger sowohl an denselben sowie am Metall sofort, wie Irrlichter hin und her tanzend, wieder zeigten. Mein Kochgeschirr, Instrumente, selbst die Knöpfe am Sternband meiner Mütze wurden elektrisch und boten alle ein wunderschönes, obgleich eigentümliches Schauspiel. Das Knistern im Schnee verwandelte sich in ein eigentümlich singendes Geräusch, welches mit dem vermehrten oder verringerten Schneefall in direkter Beziehung zu stehen schien. Mit dem Aufhören des Schnees hörten auch die elektrischen Erscheinungen auf. Ich muß hier noch bemerken, daß von den elektrischen Funken durchaus keine Wärme ausging. Eine Wiederholung der elektrischen Erscheinungen auf dem Gipfel fand nach Vollendung des Weges, gelegentlich der Anwesenheit einer Anzahl Besuchender während eines etwa 3000 Fuß unterhalb vorkommenden Gewitters, statt. Dasselbe singende Geräusch machte sich bemerkbar, alle Anwesenden wurden elektrisch, und bei gegenseitiger Annäherung sprangen Funken von bedeutender Länge und geldvioletter Färbung über. Die Schwanzhaare der nicht fern von uns stehenden Pferde nahmen eine divergierende Stellung ein, und Papierschnitzel, die ich in einer Entfernung von etwa 12 Fuß gegen die Tiere warf, wurden von denselben angezogen und blieben an deren Schwanzhaaren hängen. Nach Entladung unterhalb hörten die Erscheinungen auf, wiederholten sich jedoch mit größerer oder geringerer Intensität mehrfach während der nächsten 10 oder 15 Minuten, der Dauer des Gewitters. Ich muß hier bemerken, daß während des vierzehnjährigen Bestehens der Station alle derartigen Erscheinungen, mit wenigen Ausnahmen, nur im Sommer und während Schneefalls oder leichten Regens beobachtet worden sind."

— **Unter der Stadt Kiew sind ausgedehnte Katakomben** entdeckt worden. Beim Bau neuer Pulverkeller fiel die Schaufel eines Arbeiters plötzlich in einen leeren Raum; die Erde gab nach, und eine nicht große Oeffnung, die sich bildete, ließ deutlich den Eingang in einen unterirdischen Raum erkennen. Bald war die kleine Oeffnung derartig erweitert, daß man durch dieselbe in das Innere der Höhle zu gelangen versuchte. Als die Arbeiter in Begleitung des örtlichen Revieraufsehers in die offengelegte Höhlung sich begeben, trat vor ihre Augen ein langer Korridor, der sich an den Seiten abzweigte und kleine Nischen aufwies, deren einstweilen 9 gezählt wurden. An einer Stelle findet sich eine größere Vertiefung, die das Aussehen eines kleinen Zimmers hat. Die Wände der Höhlen sind mit Ziegeln alter Formationen belegt. In den Höhlen wurden zahlreiche menschliche Gebeine, viele Ledergürtel und ebensolche Gürtel mit Heiligenbildern, sowie einige Thongefäße aufgefunden. Einstweilen sind die Höhlen noch nicht in ihrer gesamten Ausdehnung besichtigt worden, doch scheinen sie sich auf eine bedeutende Entfernung zu erstrecken.

— **Eine vorgeschichtliche Entdeckung in Arizona schildert** Frank Cushing, welcher sich bei dem Stamme der Zuni-Indianer in Mexiko so einlebte, daß er in den Priesterstand derselben aufgenommen wurde. Es gelang ihm, die Trümmer einer altindianischen Stadt von 9 englischen Quadratmeilen Raum, welche er Los Muertos (Totenstadt) nennt, bloßzulegen. Ein Wall umgibt dieselbe, und in der Mitte befinden sich die Trümmer eines ungeheuren Tempels mit zahlreichen Gebäuden. Die Stadt ist wahrscheinlich durch ein furchtbares Erdbeben zerstört worden, und dann hat Flugsand die Trümmer zugedeckt. Einige Meilen von Los Muertos entdeckte Cushing eine zweite Stadt, die er nach den Trümmern einer Wasserleitung Los Acequias nennt. Die Städte sind jedenfalls dem mächtigen, kriegerischen und auch in Künsten und Wissenschaften erfahrenen Volke zuzuweisen, dessen Spuren sich in den Trümmern von Städten, Palästen, Tempeln, Pyramiden und anderen Denkmalen von den Nordgrenzen Chiles durch Peru, Zentralamerika, Mexiko und Arizona hindurch bis zum Salzsee in Utah nachweisen lassen, dessen Blüte aber zur Zeit des spanischen Einfalls längst überschritten war.

— **Der Unterausschuß des elektrotechnischen Vereins in** Berlin für Untersuchungen über die Blitzgefahr ist der Ansicht, daß der Anschluß der Blitzableiter an die Gas- und Wasserleitungen für letztere nicht nur keine Gefahr bringt, sondern daß vielmehr im Falle der Unterlassung eines solchen Anschlusses eben jene Leitungen gerade so wie bei Abwesenheit eines Blitzableiters bedroht sind. Demnach ist unbedingt zu fordern, daß Blitzableiter mit den in demselben Hause vorhandenen Gas- und Wasserleitungen metallisch verbunden werden. Dieser Anschluß hat an einer geeigneten Stelle vor dem Eintritt der Gas- und Wasserröhren in die Hausmesser zu erfolgen.

— **Die wohlthätigen Stiftungen, die aus Anlaß des** vierzigjährigen Regierungsjubiläums Kaiser Franz Josefs im ganzen Umfange der österreichisch-ungarischen Monarchie errichtet sind, erreichen die außerordentliche Höhe von über 16 Millionen österreichische Gulden.

— **Eine Besteigung des Kilimandscharo, des höchsten** Gipfels (6000 Meter) im östlichen Afrika, bisher mehreremale vergeblich versucht, ist jetzt dem Lieutenant Otto E. Ehlers gelungen. Ueber 5000 Meter traf Ehlers im Schnee die Spur eines Elefanten, sowie Spuren und Losung von Büffeln und Antilopen. Drei Tage lang während des Aufstieges herrschte ein Schneesturm, wo er im höchsten Norden nicht genommen wäden kann.

— **In Sibirien ist ein vollständig erhaltener Mammut** entdeckt worden. Der glückliche Finder hat den für solchen Fall bestimmten hohen Finderlohn von der Regierung erhalten.

— **Heinrich Richter, eine der Zierden der bayrischen Hofbühne,** feierte am 18. Januar sein fünfzigjähriges Jubiläum als Schauspieler. Der Jubilar, der als Professor an der königlichen Theaterschule, als Regisseur und als darstellender Künstler seit vielen Jahren in München wirkt, wurde am Festabende (er spielte den alten Miller in „Kabale und Liebe") vom Publikum und dem königlichen Hofe mit wahrhaft herzlicher Begeisterung gefeiert.

Gesundheitspflege.

— **Von der Fischereigesellschaft des kaspischen Meeres sind** als Preis 12,500 Franken ausgesetzt und bei der kaiserlich russischen Bank niedergelegt für eine wissenschaftliche Bearbeitung der Frage: „Wie ist die Vergiftung der Fische vorzubeugen, und wie können Personen, die infolge des Genusses vergifteter Fische erkrankt sind, geheilt werden?" Der Wettbewerb ist ein internationaler, so daß auch jeder Ausländer sich beteiligen kann. Die Preisschriften können in russischer, deutscher, französischer, englischer und lateinischer Sprache abgefaßt und müssen bis zum 1. Januar 1893 bei dem Minister der kaiserlichen Domänen eingereicht sein. Folgende Punkte müssen in den Arbeiten gründlich behandelt sein: 1) Bestimmung der Natur des Giftes durch eine genaue physiologische und chemische Analyse. 2) Versuche an Tieren über den Einfluß dieses Giftes auf das Herz, den Blutumlauf, die Verdauungsorgane und das Nervensystem. 3) Bestimmung der Schnelligkeit der Aufsaugung durch die Verdauungskanäle. 4) Die Angabe eines Gegengiftes für derartige Vergiftungen.

Heer- und Seewesen.

— **Die älteste Fahne der preußischen Armee besitzt das** zweite Bataillon des Kaiser Alexander-Regiments. Dieselbe war ursprünglich die Fahne der unter dem Kurfürsten Georg Wilhelm im Jahre 1619 errichteten kurfürstlichen Garde zu Fuß, aus welcher die 5. und 6. Compagnie hervorgingen, während die andere Hälfte des Bataillons das unter dem großen Kurfürsten im Jahre 1685 gegründete zweite ostpreußische Grenadierregiment Nr. 3 zur Stammtruppe hat. Zum Andenken an die frühe Gründung verlieh König Friedrich Wilhelm III. 1833 dem Bataillon das Fahnenband, welches die Inschrift trägt: „Errichtet 1619 und 1685" und mit den Anfangsbuchstaben der Kurfürsten Georg Wilhelm und Friedrich Wilhelm geziert ist. An dem eisernen Kreuz von 1814 kam zur Erinnerung an den Sieg von Schleswig bei der großen Fahnenweihe in Berlin 1861 das Band des Militärehrenzeichens mit goldenen Schwertern. Außer den Kriegsdekorationen hat die Fahne noch das russische Fahnenband des St. Georgsordens.

— **Versuche mit einem neuen unterseeischen Dampfer, dessen** Erfinder ein spanischer Marineoffizier Namens Isaak Peral ist, werden gegenwärtig auf der Rhede von Cadiz begonnen. Alle spanischen Zeitungen sind voll von dem „Submarino Peral", und ganz Spanien verspricht sich wahre Wunder davon. Wie sich die Erfindung bewähren wird, vermögen erst die nächsten Wochen oder Monate zu erweisen.

Sport.

— **Nachdem der deutsche Kaiser soeben das Protektorat** über den Verband der Herrenreitervereine übernommen, verlautete, daß derselbe den erst vor zwei Jahren auf besondere Veranlassung seines hochseligen Großvaters von neuem in Deutschland eingeführten Totalisator bei den Offiziersrennen verboten habe. Diese Nachricht stellte sich jedoch als eine Erfindung heraus.

— **Eine neue Rennbahn wird noch in diesem Jahre in** Deutschland eröffnet werden und zwar in Dresden, wo man sich schon seit länger denn einem Jahrzehnt mit dieser Absicht trägt. Jetzt sind endlich die zur Anlage der Rennbahn nötigen Summen gezeichnet, so daß der Bau unmittelbar in Angriff genommen werden kann. Der im Entstehen begriffene Verein beabsichtigt übrigens nach der Erklärung seiner Gründer nicht nur Flach-, Hindernis- und Trabrennen abzuhalten, sondern jede Art Sport zu fördern.

— **Der letzte Lämmergeier in den deutschen Alpen dürfte** verendet sein. In der Nähe der Jungfrau war noch 1862 ein besetzter Horst, doch wurde damals das Männchen erlegt. Seit dieser Zeit blieb das verlassene Weibchen allein, und kein Beschützer fand sich mehr zu dem „alt Wyb", wie der Vogel im Volksmund hieß. Mit dem Tode desselben — man fand ihn verendet neben einem vergifteten Fuchse — scheinen die gewaltigsten Beherrscher unserer Alpen ausgestorben.

— **Ein deutscher Rudertag wird am 7. und 8. April** in Hamburg abgehalten werden.

— **Auf der offenen Donau bei Wien soll am 29. Juni** dieses Jahres endlich wieder eine große Schwimmkonkurrenz zum Austrag gelangen. Den Meisterschwimmern in Oesterreich wird sich der Champion Amerikas entgegenstellen, der bereits in Wien weilt.

— **Die Meisterschaft von Oesterreich im Eislaufen holte** sich über 1600 Meter auch in diesem Jahre A. von Panschin, St. Petersburg, der Donoghue, Amerika, in 2:57 um 1 Sekunde schlug.

Denkmäler.

— **Die Ausführung des Reiterstandbildes, welches die** Stadt Metz Kaiser Wilhelm I. errichten läßt, ist dem namhaften Münchener Erzgießer und Bildhauer Ferdinand von Miller übertragen worden.

— **Die Stadt Crefeld errichtet zum Andenken an die** Kaiser Wilhelm und Friedrich keine Standbilder, sondern ein Kaiser Wilhelm-Friedrich-Museum (Kaiser Wilhelm-Friedrich-Museum) führen wird. Die in Crefeld veranstaltete Sammlung hat bereits die Höhe von 344,300 Mark erreicht.

— **Zum Gedächtnis an Ferd. Freiligrath hat die Stadt** Soest in Westfalen, in der der Dichter mehrere Jahre seines Lebens zugebracht hat, an seinem früheren Wohnhause eine eiserne Gedenktafel anbringen lassen, auf der in Goldbuchstaben die Worte stehen: „In diesem Hause wohnte Ferdinand Freiligrath von Juni 1825 bis Januar 1833."

Gestorben.

— **Frau Farny von Boyen,** Witwe des 1886 verstorbenen königlich preußischen Generals der Infanterie und kaiserlichen Generaladjutanten von Boyen, geborene Prinzessin Biron von Kurland, 73 Jahre alt, am 28. Dezember, in Berlin.

— Dr. phil. **F. A. Finger,** Oberlehrer in Frankfurt a. M., einer der gründlichsten Kenner und treuesten Pfleger des Volksschulwesens, welchem er ein neues Unterrichtsgebiet, die Heimatskunde, erschloß, 80 Jahre alt, am 31. Dezember, in Frankfurt a. M.

— Frau Mathilde **Bourdon,** hervorragende französische Schriftstellerin, die auch unter dem Namen Mathilde Froment schrieb, 71 Jahre alt, Ende Dezember, in Bailleul, Nordfrankreich.

— Aleardo **Fusinato,** volkstümlicher italienischer Dichter, Senatsbibliothekar in Verona, 71 Jahre alt, Ende Dezember, in Verona.

— Elliot **Macnaghten,** einer der bekanntesten Direktoren der einst so mächtigen ostindischen Compagnie, 1852 und 1853 Vorsitzender der Gesellschaft, später Mitglied des indischen Staatsrats und 1866 Vizepräsident desselben, 81 Jahre alt, Ende Dezember, in Ovingdean bei Brighton.

— Gioachino **Maglioni,** berühmter italienischer Kirchenmusiker, Gründer der bekannten florentinischen Concerti di Musica Religiosa, 75 Jahre alt, Anfangs Januar, in Florenz.

— Otto **Enslin,** Leiter der bekannten Buchhandlung für Medizin und Naturwissenschaft, Vorsitzender des Vereins der Berliner Buchhändler, Anfangs Januar, in Berlin.

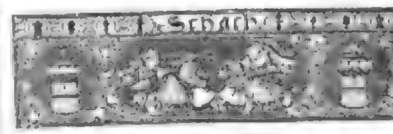
— Dr. Johann **Wagner,** Universitätsprofessor a. D., gewesener Leiter der ersten internen Klinik an der Hochschule in Budapest, 77 Jahre alt, am 2. Januar, in Budapest.

— Jean **Lulvès,** früherer elsässischer Genremaler, 54 Jahre alt, am 8. Januar, in Berlin.

— Eugen **Cadielle,** talentvoller französischer Maler, 68 Jahre alt, am 10. Januar, in Paris.

— Wilhelm von **Wiedenmann,** Präsident a. D., königlich württembergischer Feldoberauditor im Feldzug 1870/71, Generalauditor und langjähriger Chef der Justizabteilung des Kriegsministeriums, 63 Jahre alt, am 12. Januar, in Stuttgart.

— von **Kleinsorgen,** Amtsgerichtsrat in Meschede, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, dem Zentrum angehörig, 60 Jahre alt, am 13. Januar, in Berlin.

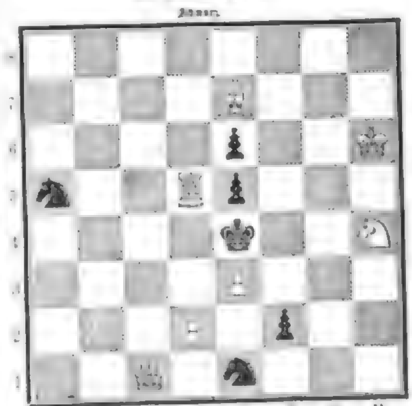


(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 491.

Von Georg Chocholous.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 487:

Weiß.	Schwarz.
1) L. E 7 — D 6	1) K. E 6 n. D 6.
2) D 7 n. E 8 wird Dame . . .	2) K. D 6 — C 6.
3) D. E 8 — E 6 Matt.	
A)	
1)	1) K. E 6 — F 6.
2) D 7 n. E 8 wird Läufer . . .	2) K. F 6 — E 6.
3) T. H 7 — H 6 Matt.	
B)	
1)	1) K. E 6 n. D 7.
2) E 4 — E 5	2) Beliebig.
3) T. H 7 — E 7 Matt.	
C)	
1)	1) K. E 6 — D 6.
2) D 7 — D 8 wird Springer † .	2) K. E 6 n. D 6 oder — F 6.
3) S. E 3 — C 4 oder D 5 Matt. — (Auf 2) . . . 3) L. E 6 — F 7 folgt 3) D 7 — D 8 wird Dame x.)	

Schachbriefwechsel.

Herrn P. in Paris. In der von Ihnen angeführten Ph. Klettschen Aufgabe wird Ihr Zug 1) T. G 6 — H 6 durch D. H 2 — G 2 widerlegt. In den Aufgaben des großen deutschen Problemkomponisten Ph. Klett werden Sie schwerlich Nebenlösungen finden. — Josef Mirandi in Teltsch. Nro. 484 bis 487, ebenso Weihnachtskreuz R. Ihre Bemerkungen sind sehr wohl begründet. In Bezug auf die von Ihnen eingesandte russische Aufgabe in der Sammlung leichterer Schachaufgaben haben Sie vollkommen Recht. Dieselbe Idee ist in den verschiedensten Formen schon vielfach mehr oder minder glücklich bearbeitet worden.

Ch. C. in Stuttgart und J. B. in Hedwigenkoog. Nro. 483, 484 und Weihnachtskreuz R. — A. Zimmermann in Altona und Schachklub in Wesel. Nro. 484, 485 und Weihnachtskreuz R. — Schachzirkel des Vereins Druschba in Radmannsdorf. Wir bestätigen gern die Richtigkeit Ihrer Bemerkungen. Nro. 485 und Weihnachtskreuz R. — Birling in Hamburg. Nro. 475–483 R. (Osteraufgabe Nro. 191–180).

Zur Aufgabe Nro. 483 von J. Slater. Der Zug 1) T. B 8 — B 4 führt nicht zum Ziel, weil Schwarz T. E 5 — D 5 spielt und den Zug D. B 4 r. D 4 oder — D 2 mit E 6 — E 5 beantwortet. Ebenso hat 1) K. E 1 — E 2 oder — F 2 keinen Erfolg, weil Schwarz den Läufer G 7 nach H 8 zurückzieht.

M. Martin in Leipzig. In Nro. 477 nach 1) S. G 5 — F 3 †, K. E 5 — E 4; 2) D. D 8 — D 5 findet L. F 1 u. E 2 das dreizügige Matt. — Ulrich Sinzburg in Jlotobul. Nro. 481 R. Ueber Nro. 483 lesen Sie weiter. — Josef Mirandi in Teltsch, Nro. 480–482 R. Bitte, unsere Bemerkung über Nro. 483 zu vergleichen. — Mr. Emile Frau à Lyon. Vos solutions de Nro. 481 et 483 sont justes. — C. Düring in Lodz. In Nro. 481 nach 1) T. E 5 — E 4 † K. F 6 — F 5 setzt 2) D. D 1 — F 1 † nicht Matt, weil S. H 4 — F 3 das Schach deckt.

J. G. Herzenstein in Tomaszow. In derselben Aufgabe wird 1) D. D 1 — F 1 † durch S. H 4 — F 3 widerlegt. — Dr. G. Wach in Heidelberg. Nro. 485, 486 und Weihnachtskreuz R. — A. Kröber in Frankfurt a. d. O. In Ihrer Schachaufgabe kann Ihnen Niemand diesen Rat erteilen, als der Generalsekretär des deutschen Schachbundes, Herr Zwanzig in Leipzig. Ueber den Zug 1) D. B 8 — B 4 in Nro. 483 lesen weiter.



Königsmarsch.

klagt	je-	herz-	das	Band	ich	wie	hielt	die	ge-	liebt
ge-	doch	mein	nach	ge-	nie	die	schön-	ich	selbst	die
ich	oft	mei-	lie-	treu	ich	ben	wei-	stein	glü-	lie-
wohl	hab'	dens	sie	ward	ich	fand	den	der	die	um-
ich	nie	such'	auf	der-	so-	nie	weit	strebte	mand	ich
ver-	band	doch	ich	der	den	auf	er-	der	als	da
tausen-	herz	treu	hie-	hie-	mich	gleich	in	ihr	wohl	fal-
de	dies	nun	ein-	sie	ben	je-	wie	ich	gern	ich
lieb	im	stand	sie	ich	fand'	von	hand	als	ver-	der
ben	fest	mein	ich	ben	bin	d	ich	ver-	doch	nimmt
vie-	blut	herz-	da-	herr	so-	bald	treu-	meint	nur	ihr

Bilderrätsel



Auflösung des Bilderrätsels Seite 365:

Ein Bettler hat es gut auf Erden,
Er kann nicht bankrott werden.

Rätsel.

Im Altertum ein Fluß im fernen Osten;
Wirfst du des Kriegsgotts Namen ihm entgegen —
Doch — wohlgemerkt, ihr Lieben! — in zwei Stücken —
So ist's ein Fluß im Württembergerland.
Zu finden ihn wird nicht viel Mühe kosten.

Auflösung des Rätsels Seite 365:

Kammer.



(Redigirt von Oskar Stein.)

Spielbriefwechsel.

C. S. in P. Das sehr ansprechend ausgestattete „Skatbuch in Versen" von Paul Krug, Altenau 1888, hat sich die noch [illegible] an die Aufgabe gestellt, das Skatspiel „in Versen schildert Verse" [illegible] in einem [illegible] bringt drei Eigenschaften mit, welche ihm zur Lösung seiner Aufgaben befähigen: eine gediegene und von der Mühe der Dichtkunst „Kleinbuch" und der umliegenden Dörfer nicht angekränkelte Kenntnis des edlen Spiels, ein feines stets glückliches Reimtalent und vor allem einen frischen, das zugleich dem Humor, dem die Würze einer Musik durchaus [illegible] Kopfzerbrechen verursachte, der aber sehr durchweg drollig und wirksam ist. Besonders sind in dieser Beziehung die beigegebenen „Notizen" hervorzuheben, unter denen [illegible] lustigen Gedichten und ein von den Lesern unserer Zeitschrift [illegible] bekannten Aufgaben eine „Carlsstudie" über den Skat bei [illegible] erlaubt sie ist, welche den längst bekannten Nachweisungen eine Reihe neuer Punkte von [illegible] Betrachtungen Philologie hinzufügt. Ob [illegible] der Name von Vers und Reim [illegible] und [illegible] des Buch für den Anfänger empfehlenswert erscheinen läßt, bezweifeln wir, für den geübten Skatspieler aber dürfte es eine erheiternde anregende Lektüre sein. Eine uns von dem Verfasser zur Verfügung gestellte Aufgabe in Versen folgt in einer der [illegible] Nummern.

Dieterich in S. Bei näherer Prüfung hat sich ergeben, daß die freundlichst eingesandte Skataufgabe, für welche wir Ihnen verbindlichst danken, mit der von uns unter Nro. 23 im Jahrgang 1886/87 (Nro. 3, Band LVII) gebrachten vollständig identisch ist.

M. G. Pfalz. Sie waren so außerordentlich liebenswürdig, indem Sie sich die große Mühe machten, die drei [illegible] Patiencen für uns zu Papier zu bringen, daß es uns aufrichtig leid thut, eine „die kleine Amerikanerin" benutzen zu können; unter Nro. 21 ist in der Neuen Folge des Illustrirten Buches der Patiencen eine Abart derselben beschrieben, welche sich von Ihrer „großen" lediglich dadurch unterscheidet, daß dort nur zwei Reihen Karten gelegt werden zu je sechs Blatt, bei Ihnen vier Reihen zu je zehn Blatt aufgelegt werden. Wenn wir daher auch letztere nicht bringen können, sind wir Ihnen doch nicht weniger dankbar. Die [illegible] Dezember-Nummer hat [illegible] Ihres Beifall gefunden, als es bei der nächsten „Arbeits-Patience" der Fall sein wird.

Kand. H. A. in M. bei S. Wer im Ramsch zweiten und dritten [illegible], lange Farbe ohne Coeur, zwei einfach besitzt [illegible] und eine Neunte hat, holt sich [illegible] [illegible] und auf diese Weise sicher 20 Points [illegible] Verhand, der ja doch nicht wissen kann, daß die Cour in einer langen Farbe im Skat liegt, müßte vielmehr das Aß anspielen, darauf sicher Zehn oder Coeur-König und damit Jungen, so [illegible] Kontranten. Nach Ihrer eigenen Lösung unserer Aufgabe, die Sie in wiederholter Zuschrift für allein korrekt halten, lassen Sie Vorhand gar nicht die Stecken bedienen, [illegible] zu spielen, sondern, ganz unmotiviert, das Ihnen gerade beliebende Pique spielen; um aber unsere Auflösung als unrichtig hinzustellen zu können, müssen die beiden Gegner [illegible] [illegible] werden, da Sie sich ferner, den terminus technicus „einen Ramsch fangen" nicht zu kennen und nicht zu verstehen, aber jener Advokat, der da erklärte: „Ich kann zwar die [illegible] nicht [illegible]", hat [illegible] die Logik einer Opposition um jeden Preis für sich.

B. aus Hagenau. Sie brauchen durchaus nicht zu glauben, daß sich der Ekelspiel [illegible] [illegible] wenn wir die Aufgabe [illegible] gewinnt, bei drei Points im Skat, Grand mit Vieren [illegible]. Das ist nicht [illegible] möglich und ganz richtig. Freilich kommt auch hier [illegible] in Wirklichkeit vor; für die Berechnung ist es ein Spiel mit Vieren, das heißt mit einem Matador, weil [illegible] mit dem Alten, nicht aber auch den [illegible] hat, [illegible] kann er sehr wohl den Wenzel, den Alten und den beiden Kleinen, in der Hand gehabt und doch aber nur ein Spiel mit Einem gewonnen haben.

v. T. in W. Verbindlichsten Dank! Wir schreiben Ihnen nach direkt, da [illegible] der Nachtrag [illegible] nicht ganz klar scheint.

Freund des Whistspiels im Haag. Sie werden aus der inzwischen erschienenen Auflösung wohl ersehen haben, daß wir in unseren Aufgaben stets der in Deutschland üblichen Spielweise Rechnung tragen, nach welcher der Strohmann erst aufgedeckt wird, nachdem der erste Stich [illegible]

A. B. in Dortmund. Wenn Sie nicht ausdrücklich [illegible], daß Ihr gewagtes Spiel verloren wäre, als Mittelhand einen Grand mit zwei Assen, Treff-Aß, Zehn, König dergl. Coeur-Aß, Zehn und eine Farbe in [illegible] der beiden anderen Farben, mit Schneider [illegible], würden wir nur an Anfänger gedacht haben. Es ist doch einer der [illegible] Grands in Wirklichkeit, der lediglich im Vertrauen darauf gespielt wird, daß die Wenzel verteilt sind, und der Fall [illegible] wird, [illegible] mit Schneider bei [illegible] ungünstiger Kartenverteilung wie lange Farbe in Vorhand, der gewinnt [illegible] werden muß: die Schneider ist sogar dann noch leicht möglich, wenn Mittelhand anstatt des [illegible] Pique die Coeur-Neun, und anstatt der Farben in zwei Farben, einem Aß und Zehn in [illegible]

[illegible]

G. [illegible] [illegible] in der Hand aber [illegible] Aß wird im Ernst niemand tragen, um zu gewinnen muß man das [illegible], beide Aß abwerfen zu können. Eine Aufgabe [illegible] sich daraus nicht machen; übrigens glauben wir uns zu erinnern, daß etwas Derartiges vor einigen Jahren in einer Operette vorkam, die vielleicht jetzt erst auf der Bühne Ihres Wohnorts erscheint.

Jacob Coben. Verbindlichsten Dank.

Richtige Lösungen sandten ein: Jacob Coben (M.) Skatfreund im Haag; Julius Wolff; C. Müller; [illegible] bei M. in St.; L. K. in S.; v. D. in Riga; C. Schm. in Tr.; Dr. C. in L.; Dr. C. W. in St.; L. P. in Fr.; [illegible] Monsieur in [illegible]; A. Gattmann; [illegible]



„Viele Leser und Abonnenten" in Prag. [illegible] nicht einmal mehr erhältlich. Im großen und ganzen liegen wir dem doch ebenfalls Rechnung, soweit es der Rahmen unseres Blattes [illegible]

Pigeol. Seite erwähnte ist das nicht der [illegible] nicht [illegible] Bestimmungen [illegible] haben, an Ort und Stelle durch Anmeldung Ihres Gesuchs bei den Ortsbehörden des betreffenden Gebiets zu [illegible]

Gelöny Márkus in Budapest. [illegible]

Gänseblümchen aus Oesterreich. 1) Damit wären wir Sie auf Lenards in Zürich erschienenes Werk über die „Geschichte des [illegible] und seine Bedeutung für die Gegenwart" verweisen. 2) [illegible] [illegible] bei seiner großen Anhang. Verbindungen [illegible] so gut wie unbekannt. Wahrscheinlich [illegible] [illegible], auch Flußsäure genannt, die durch die Verbindung des [illegible] mit der Wasserkraft entsteht. [illegible] [illegible] läßt sich kraft dieser Eigenschaft trefflich zum Ätzen des Glases verwenden. Da sie sich den künstlichen und natürlichen Silikaten gewöhnlich in derselben [illegible] [illegible] [illegible] Silikaten die Kieselsäure zu entziehen. [illegible] die sie einzeln [illegible] in die analytischen Chemie vorteilhaft verwendet. Gewinnt sie durch Erwärmung von [illegible] Flußspat oder von Kryolith mit konzentrierter Schwefelsäure in einem Apparat von Blei oder von Platin. 3) Nur in ganz seltenen Fällen gelingt es, ausgesprochene [illegible] als durch Erfrierung zu heilen. Freiwillige [illegible] ist immer [illegible] 4) [illegible] [illegible] Ihre Frage, in dieser lakonischen Kürze gestellt, keine deutliche Antwort [illegible] [illegible] wäre. Um der Beantwortung näher zu treten, [illegible] eine Reihe von Standpunkten aufstellen, die hier in [illegible] kommen und würde dann finden, daß sich so ziemlich von jedem Standpunkt aus eine andere Antwort ergibt.

T. M. in N. Das Silbenrätsel verwahren wir zu gelegentlicher Verwendung. An Arithmogryphen haben wir großen Ueberfluß. Besten Dank!

Pl. R. in Malmö. Dr. [illegible] [illegible] kann [illegible] [illegible] seiner Berliner Klinik zur Anwendung gebracht. Damit ist [illegible] [illegible] Erfolg derselben erst nach [illegible] ärztlicher Untersuchung [illegible] werden. Adresse: Berlin W., [illegible]straße 31.

Otto C. in Tübingen. Heines „Auf Flügeln des Gesanges" ist [illegible] [illegible] nach einem [illegible] [illegible]

Junge Frau in Mosten. Das Buch von Dr. Ruff: Die junge Mutter. Verlag von Schultz & Co. in Straßburg, erhalten Sie in jeder Buchhandlung.



Post- und Schnelldampfer
zwischen **Bremen** und

Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

Prospekte versendet **Bremen.** Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

„Lyde" in Gummersbach. [illegible]

„Semper fidelis". Der ganze Aufsatz handelt ja lediglich von den [illegible]

M. in Berlin. [illegible]

Valeska M. [illegible]

[illegible]

Emil T. in G. [illegible]

B. L. in Budapest. [illegible]

Richtige Lösungen sandten ein: [illegible]

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. [illegible]);
Wien: Filiale von „Ueber Land und Meer" [illegible];
Budapest: Moritz Hecht [illegible];
München: Fritz Schwarz, [illegible]

Inhalts-Uebersicht.

Text: [illegible]

Illustrationen: [illegible]

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Ein Vermächtnis
Kaiser Wilhelms I.

Ergänzung
zu dem Geschichtswerk
„Einundneunzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg"
von Oskar Meding.

[illegible]
herausgegeben von Carl Hallberger.
Hoch Quart. Elegant geheftet. Preis 50 Pfennig.

[illegible]

Anzeigen
Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse
Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 80 ₰ Reichswährung.
[illegible]

Stottern
heilt schnell u. gründlich [illegible]

[illegible]

Meyers Conversations-Lexikon
[illegible]
E. Holms Militärbuchhandlg.

Violinen,
[illegible]
Gebrüder Wolff,
Instrumenten-Fabrik, Kreuznach.

Freunds Präparationen [illegible]

Freunds Prima, Vorbereitung [illegible]

Reichs- u. Staatsdienst, Prak- [illegible]

Briefmarken.
[illegible]

Serien-Loos-Gesellschaft.
[illegible]
Julius Weil,
Bankgeschäft,
München.

Dr. med. W. Schmidt,
[illegible]
Stuttgart. Marktplatz 14.

Die Zuckerharnruhr, Diabetes,
[illegible]

Jede Schrift wird schön. Probe gratis.
Brieflichen Unterricht
Ohne Vorkenntnisse
Buchführung etc.
[illegible]



PRAG, Böhmen, Zeltnergasse Nr. 15
Echter
böhmischer Granatenschmuck.
Reich illustrirte Preiscourante gratis und franco.
Zollfreier Versandt ab Filiale in Berlin.

Neueste Erscheinung in der Corsetbranche

[illegible]

Feines
Tafelgeflügel
[illegible]
Victor Haydecker,
[illegible]

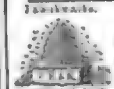
ff. Preiselbeeren
[illegible]


[illegible]

Cäsar & Minca
Zahna, Provinz Sachsen.
[illegible]
Grösste Garantie!
Export nach allen Welttheilen.

Solide Buckskins.
[illegible]
Bruno Prenzel, Cottbus.

Kautschukstempel
Maurer & Thieme
[illegible]

Garantie-Seidenstoffe
der Seidenwarenfabrik von: von Elten & Keussen, Crefeld

In beliebigem Meter-Mass zu Fabrikpreisen:
[illegible]
Man schreibe wegen Zusendung der reichh. Mustercollektion

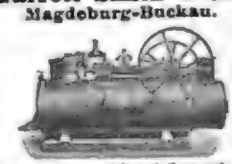
Buchführung
[illegible]



[illegible]

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.
[illegible]
Karl Spindlers
ausgewählte Romane.
Neue Klassiker-Ausgabe.
[illegible]

Tausende
[illegible]

Garrett Smith & Co.,
Magdeburg-Buckau.

Locomobilen, [illegible]
Westinghouse Dampfmaschinen,
[illegible]
Dampfkessel, [illegible]
Garrett Smith & Co.

Universal-Knet- u.
Mischmaschinen
Werner & Pfleiderer,
Cannstatt u. London.
[illegible]

Van Houten's Cacao.

Bester — Im Gebrauch billigster.

Ueberall zu haben in Büchsen à
Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

Für Magen-, Herz-, Unterleibs-, Nerven-Leiden, Stuhlverstopfung, Frauenkrank-heiten etc. Illustr. Werke Preis-Cur frei.

Dr. Kles' Diätetische Heilanstalt
Dresden, Wachstraße 8.

Dr. Kles-Diätetische Kuren, nebst Erörterungen über Ehrethische Cur etc. 5. Aufl. Preis 2 Mk., durch jede Buchhandlung, sonst direkt.

Dr. Pfeuffer's
physiologisches Lösungsmittel für
Gicht- und Steinleidende
und zur Entkalkung verkalkter Blutgefässe
empfiehlt Jessler's Ludwigsapotheke zu München.

Une demoiselle
désirant étudier à Genève pourrait être reçue en pension dans la famille d'une veuve d'officier. Occasion pour apprendre à fond plusieurs langues et pour se perfectionner dans la musique. Prix modéré. Sér. sous chiffre Ho 246 X à MM. Haasenstein & Vogler à Genève.

Correspondance française.
Monsieur le pasteur Elie Saint Paul n'offre à entretenir une correspondance épistolaire avec un petit nombre de personnes désireuses de se perfectionner dans la langue française. Auteur du livre „Un Pasteur de Lettres". Nr. le pasteur Elie Saint Paul, Sommières, Gard, France.

Reiche Heirats-
Vorschläge aus den Ständen und Adelsstand ganz Deutschland, Oesterreich etc. ertheilen Ihnen **sofort** discretest. Sie brauchen uns nur Ihre werthe Adresse anzugeben. Porto 20 Pfg.
General-Anzeiger Berlin SW. 61
Grösste Institution der Welt.

Eine junge, elegante Dame, der ein Stadium viel Freude bereitet hat und gut auf einem Handelsconsulat bekannt ist, wünscht in einer modernen Buchhandlung mit einer jungen Dame in Verkehr oder englischer Sprache

zu korrespondiren.

Gefl. Anfrage unter „Arthur" befördert **Rudolf Mosse** in Stuttgart.

Mariage die kön. Kreis. pension. Frau **Thiem**, Berlin, Dorotheenstr. 69.

Erziehungsanstalt zu Neilhau
bei Rudolstadt in Thüringen, gegründet 1812. Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst. Beginn des Schuljahres 1892 den 12. Mai. Direktor Dr. Joh. Berop.

Vorbildungsanstalt für Militär & Marine
verbunden mit Pensionat.
Stuttgart, Hasenbergsteige Nro. 3.
Dirigent: Osc. Hanke.
Kgl. Preuss. Ingenieur-Hauptm. a. D.

Gemütskranke
finden jederzeit Aufnahme in der Dr. Erlenmeyer'schen Anstalt zu Bendorf bei Coblenz.

Kurbedürftige erhalten gratis u. frko. d. Prospekt d. altbewährten Heilmittel-Verbindung **Iuvenatalin** Bernuthal-München.

Zwei Drittelle der Menschen leiden am
Bandwurm.
Diesen und sonstige Eingeweidewürmer beseit. durch bewährt gutart- u. schmerzlos **Richard Rohrmann, Berlin**, Landsberg. Tausende von Attesten, Prospekt gratis. Engros-Niederlage für Frankreich.

Dessauer Cacao
leichtlöslich à Pfd. 2 ℳ.
Kaiser-Chocolade
à Pfd. 1.60 ℳ.
Dessauer Block-
Chocolade mit Vanille à Pfd. 1 ℳ.
Garantirt reine Qualitäten.
Preis-Postkarte à 2 Pfd. frc.
Dessauer Chocoladenfabrik.

Epilepsie ist heilbar.
Broschüre über gesetzl. Behandlung von Dr. ph. Canale, Specialarzt, Wannsee bei Berlin W.

CHOCOLAT MENIER

Die grösste Fabrik der Welt

Ehren-Diplome

auf allen Ausstellungen.

Der tägliche Verkauf von CHOCOLAT MENIER übersteigt

30.000 Kilos.

Vorräthig in allen besseren Colonialwaarenhandlungen und Conditoreien.

Vor Nachahmungen wird gewarnt.

1 M. 60 Pf. per Pfund.



Die Chocolade Suchard zeichnet sich durch vorzügliche Qualität bei mässigem Preise aus und ist überall zu haben.

Schloßgut Hünegg
Schweiz, Berner Oberland
ist Herrschaftlich ersten Ranges, behaglich und luxuriös eingerichtet (Station) ist ca. ein Kilometer grosser Park- und Gartenanlagen, mit prachtvollen Aussichtspunkten, Tannenwaldspaziergängen, in schönster, ruhiger Lage am Thunersee, zu erreichen. Kürzeste Route durch die Schleppschiffahrt bis Hünegg. (Post Oberhofen am Thunersee.)

In den Apotheken:
Engelhard's Isländisch Moos-Pasta gegen Husten u. Heiserkeit
75 Pfennige.

Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für deutsche Zeitungen. Beilagen an allen grösseren Plätzen. Günstigste Bedingungen.

Griechische Weine



1 Kiste, 12 Flaschen in 12 vorzüglichen Sorten Claret, herb und süss, Flaschen und Kiste frei, versendet zu
19 Mark
J. F. MENZER,
Neckargemünd,
Erster deutscher Grieche. Erster Import griech. Weine in Deutschland.
Grösste und ältester Importhaus griech. Weine in Deutschland.

Baron Liebig's Malto-Leguminosen
mit Chocolade
mit Cacaopulver
mit Leg.-Mehl für Kinder
mit Leg.-Mehl für Suppen etc.
seit 10 Jahren bewährt und begutachtet von der ärztlichen Welt. A. Pobuda, Cannstatt-Stuttgart, vorm. Starker & Pobuda, und zwar zum Aufpäppeln skrofulöser, hydropischer Kinder das geeignetste Frühstück und concentrirteste Nahrungsmittel für Kinder, stillende Frauen, Magenleidende und Blutarme.

TAMAR INDIEN GRILLON
Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen
VERSTOPFUNG
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.
Angenehm zu nehmen. — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise.
Jede Schachtel trägt die Unterschrift: E. GRILLON
IN ALLEN APOTHEKEN. — Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau.

---

16 Medaillen & Ehrendiplome.



16 Medaillen & Ehrendiplome.

FLEISCH-EXTRACTE
liefern die wohlschmeckendsten und kräftigsten Suppen.

Violet
PARIS
Pflege der Haut- u. Schönheit im Teint:
ROYAL THRIDACE SEIFE
VELOUTINE SEIFE
zu haben in allen Parfumerie- u. Coiffeurgeschäften

Cacao-Vero.
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung eine Aufgusse kräftigen Wassers ausgezeichneten, dasselbe übertreffenden Cacao.
Preis per ½ ¼ ⅛ ⅟₁₆ ⅟₃₂ Pfd.-Dose
500 250 125 75 Pfennige.
Hartwig & Vogel
Dresden

Prämiirte ächte
Sodener Mineral-Pastillen
(bereitet aus den Salzen der berühmten Gemeinde-Quellen), welchen durch die Jury der internationalen Ausstellung in Brüssel die **Silberne Medaille** zuerkannt wurde, sind in allen Apotheken à Schachtel 85 Pf. erhältlich. Um sicher zu sein, keine **nachgenahmten** Sodener Mineral-Pastillen zu erhalten, verlange man nachdrücklichst
FAY's ächte Sodener Mineral-Pastillen
und beachte, dass die auf den Schachteln befindliche ovale blaue Schutzmarke den nebenstehenden Namenszug PH. HERM. FAY trägt.

INTERESSANTE ENTDECKUNG!
Parfums-ORIZA in fester Form
12 KŒSTLICHE PARFUMS in FORM von STIFTEN
Ein leichtes Bestreichen genügt, um augenblicklich den gewünschten Gegenstand zu parfümiren.
L. LEGRAND, HOFLIEFERANT S.M. DES KAISERS V. RUSSLAND
207, Rue Saint-Honoré, PARIS
Der Bijou-Catalog wird gratis und franco zugesandt
GENERALDEPOT FÜR DEUTSCHLAND: WOLFF & SCHWINDT in KARLSRUHE
DETAIL: PARFUMERIEN UND COIFFEURS.



61. Band.
Einundsechzigster Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Harte Herzen.

Erzählung
von
Anton Freiherrn von Perfall.

(Fortsetzung.)

Einige Monate, nachdem Lies unter die Krankenpflegerinnen gegangen, brach in der Stadt eine verheerende Typhusepidemie aus, die Säle waren kaum mehr im stande, alle Kranken zu fassen, da gab es vollauf zu thun und selbst die Nächte boten keine Zeit mehr zu solchen Träumen. Jetzt konnte sie zeigen, ob die Stimme echt war, die sie gerufen zu diesem Beruf, und sie zeigte es auch. Die Novize ‚Lisabetha', wie man sie nunmehr nannte, wurde immer dahin beordert, wo der Kampf mit dem Tod am erbittertsten tobte. Schwester Agathe war eine gute Lehrmeisterin, ihre heldenhafte Ruhe und Seelenstärke ergoß sich auch über die gelehrige Schülerin, und so mancher ersterbende Blick flehte um ihre beruhigende Nähe, mancher erlosch mit ihrem Bild auf der erblindenden Iris. Eine glühende Begeisterung ergriff sie oft, wie damals vor dem väterlichen Hause, als Peter von der Menschenliebe schwärmte, die wie ein feiner Blütenstaub herabrieseln soll über die ganze Menschheit, und die weißen, spitzen Hauben der Schwestern, die überall auftauchten, sich über die Kranken beugend, sich wieder erhebend, erschienen ihr wie weiße Blütenkelche, die ihren segenbringenden Staub ausstreuten über all die Leidenden. Wenn er sie so sehen könnte, welche Freude müßte er haben über die getreuliche Befolgung seiner Lehren. Er mußte ja bald kommen, und wenn er kam, zeigte er als Arzt sich wohl auch im Krankenhaus. Sie errötete bei dem Gedanken, als habe sie sich bei einer Falschheit ertappt. War er ihr nicht schon einmal gekommen, als sie neben Schwester Agathe in die Stadt fuhr?

Ein Umstand verletzte sie tief und hätte ihr den neuen Beruf fast verleidet: die Art und Weise, wie die jungen Aerzte und Professoren mit den Kranken umzuspringen pflegten. Ihnen war der Kranke natürlich nur Beobachtungsobjekt, ein kranker Organismus; das konnte sie nicht begreifen, das widerte sie an.

„Ob wohl Peter auch so wäre?" dachte sie dann. Sie hätte ihn dann nicht mehr lieben können, das fühlte sie. Besonders die klinischen Versuche erfüllten sie mit Schauder: wenn der Herr Professor mit einer Schar Studenten das Krankenbett umstand, dem sie sich noch vor wenigen Augenblicken auf den Zehenspitzen genähert, um den Schlummernden nicht zu wecken, mit lauter Stimme seinen Vortrag begann und mit rücksichtsloser Hand die Krankheitssymptome an dem schmerzenden Leib des Leidenden erklärte.

Natürlich mußten nur die Mittellosen sich diesem Prozeß unterwerfen, das trieb ihr die Zornröte auf die Wangen. Sie begriff die Notwendigkeit dieses Verfahrens im Interesse der Menschheit vollkommen, aber daß es oft mit solcher Herzlosigkeit geschah, daß gerade wieder die verlassenen Armen, auf denen die Last der Krankheit doppelt schwer lag, die Opfer sein mußten, das empörte ihr sittliches Gefühl.

Es war ein häßlicher Novembertag, die feuchte Kälte der letzten Tage hatte die Epidemie von neuem angefacht, und jeden Augenblick ertönte unten beim Hausmeister die Glocke, einen neuen Gast anzumelden.

Auch in den Saal, in welchem Lisabetha beschäftigt war, wurden neue Ankömmlinge hineingepfropft, obwohl bereits Bett an Bett stand. Lisabetha war schon etwas abgehärtet von diesem ständigen trüben Anblick, aber das junge Mädchen, welches eben zwei Wärter hereinschleppten, erregte doch ihre innigste Teilnahme. Sie war kaum dem Kindesalter entwachsen und drückte mit den fieberhaften Augen, die aus einem abgemagerten, kummervollen Gesicht herauszuleuchteten, ängstlich in dem Saale herum. Offenbar fürchtete sie sich vor dem Krankenhause, das im Volksglauben nur eine Station auf dem Wege zum Friedhof ist. Lisabetha ging ihr entgegen und reichte ihr mit freundlicher Ansprache die Hand, das Mädchen hielt sie krampfhaft



Oskar II., König von Schweden und Norwegen, und seine Gemahlin, Königin Sophie.

fest, als suche sie Hilfe bei ihr, ihr Auge schweifte noch immer ängstlich im Saal umher, als suche sie etwas. Lisabetha wies den Wärtern ein bereitstehendes Bett, half dem ermatteten, vom Fieber geschüttelten Mädchen sich entkleiden und hüllte es in warme Decken ein. Die Zähne der Kranken schlugen im Frost aneinander, während dunkle Röte die Wangen färbte. Sie konnte nicht sprechen, aber der Ausdruck der Angst lag noch immer in ihren Zügen.

„Was fürchten Sie denn, Kind?“ fragte gutmütig Lisabetha. „Sie sind ja gut aufgehoben hier, und ich werd' Sie schon wieder gesund krieg'n!“ dabei lächelte sie ermutigend.

Ein inniger Blick der Kranken traf sie.

„Die Aerzte — kommen — sie bald?“ brachte sie mühsam unter den aufeinander schlagenden Zähnen hervor. „Ich — ich — fürchte mich so davor.“

Das Mädchen hatte offenbar erzählen hören von oben erwähnten ärztlichen Versuchen, wahrscheinlich in übertriebener Weise oder von besonders schlimm dabei Weggekommenen. Lisabetha tröstete sie. Mädchen würden dazu überhaupt nicht genommen, außerdem werde sie mit dem diensthabenden Arzt, einem wohlwollenden Manne, schon sprechen.

Da ging die Thür auf, ein kleiner alter Herr in schwarzem Anzug kam schnellen, kurzen Schrittes herein, gefolgt von einem Schwarm junger Leute, die sich gerade keine besondere Mühe gaben, den Nervenzustand der umherliegenden Patienten zu berücksichtigen, so lärmend war ihr Auftreten.

Die Kranke zitterte am ganzen Leibe, selbst Lisabetha erschrak. Der kleine Herr war nicht der diensthabende Arzt, sondern wohl ein ihr unbekannter Professor der Klinik. Doch er wandte sich mit seinem Gefolge auf die andere Seite, hie und da an einem Bette stehen bleibend und eine kurze Bemerkung machend.

„Bedaure, Ihnen heute keinen neuen interessanten Fall zeigen zu können, meine Herren,“ sagte er plötzlich laut, „wir woll'n uns hier nicht länger aufhalten!“ Er wandte sich um, da bemerkte er Lisabetha. „Nichts Neues angekommen, Schwester?“ rief er, ihr freundlich zulächelnd, hinüber. Lisabetha wollte schon zu einer Notlüge ihre Zuflucht nehmen, da stieß das junge Mädchen in ihrer Angst einen leisen Schrei aus, laut genug, daß ihn der kleine Herr hörte. „Ah, was haben Sie denn da — ein Mädchen?“ rief er, über seine goldene Brille hinwegsehend; „auch typhös, was? Kommen Sie, meine Herren!“

Alles folgte ihm.

„Herr Professor, ich bitte Sie dringend, die Kranke keiner Untersuchung zu unterwerfen, sie liegt im Fieber und ist von einer krankhaften Angst gepackt!“ sagte energisch Lisabetha.

Des Professors Lächeln, mit dem er ans Bett getreten, verlor sich.

„Das überlass'n Sie mir!“ sagte er trocken, ging auf die Kranke zu und streifte die wollene Decke zurück. Das kranke Mädchen bedeckte das schamrote Gesicht mit beiden Händen und weinte heftig. Das war zu viel für Lies, ihr ganzes weibliches Gefühl empörte sich dagegen, sie riß mit einer energischen Bewegung dem Professor die Decke weg, bedeckte damit die Blöße der Kranken und pflanzte sich dann zornglühend vor ihr auf. Sie sah jetzt ihrer Schwester etwas ähnlich, der Cens. Klausener Trotz lag jetzt in ihren Zügen.

„Ich leid's nicht, Herr Doktor, daß Sie das Mädl anrühren, es wär' ihr Tod! Es sind Männer genug da, aber so ein junges Mädl, das ist eine Schande!“

Der Professor biß sich auf die schmalen Lippen vor Aerger. Die Studenten freuten sich sichtlich über die mutige Haltung Lisabethas, nur einige machten Miene, gewaltsam vorzudringen.

„Entfernen Sie sich augenblicklich, unverschämte Person, bin Medizinalrat von Bernstein!“ herrschte der Kleine.

„Keinen Schritt, Herr Medizinalrat!“ erwiderte mutig die Novize, beide Arme zum Schutze ausstreckend.

Der Herr Medizinalrat schien sich aber gerade diese Kranke in den Kopf gesetzt zu haben und der Widerstand reizte ihn wohl; eben wollte er die Wärterin gewaltsam beiseite drängen, als eine Stimme laut wurde, die Lisabetha in allen Fasern ihres Herzens erbeben machte, und ein großer Mann sich durch die jungen Leute hindurchdrängte, bis er dem Medizinalrat gegenüber stand.

„Herr Medizinalrat, ich denke, unter diesen Umständen wäre es doch am Platze, die Kranke nicht weiter zu belästigen; es ist, wie Sie ja erkennen müssen, kein besonders bemerkenswerter Fall, und da thut's am Ende ja auch ein weniger empfindlicher männlicher Kranker.“

Der Medizinalrat zog die Schultern in die Höhe und sah erstaunt auf den Sprecher.

„Was kümmert Sie denn das? Wer sind Sie denn überhaupt?“

„Doktor Wimbacher, Privatdozent an der hiesigen Universität, und es kümmert mich nicht mehr noch minder, als es jeden anständigen Menschen kümmert, wenn er ein wehrloses, noch dazu krankes Mädchen der Willkür eines Mannes ausgesetzt sieht!“

„Und Doktor sind Sie, Doktor der Medizin und Privatdozent, und schwatzen solches Zeug zu mir, dem Medizinalrat von Bernstein?“

Der Professor musterte ihn spöttisch vom Kopf bis zu Füßen, während er sich mit einer Sonde auf die Nägel klopfte.

„Ueber dieses Zeug, wie Sie es nennen, können wir ja anderswo sprechen, Herr Medizinalrat, ich bin aber außerdem zufällig seit heute Vorstand dieser Abteilung des Krankenhauses an Stelle eines erkrankten Kollegen und ersuche Sie in dieser Eigenschaft, für jetzt meiner Weisung zu folgen; als Privatdozent stehe ich ihnen jederzeit zur Verfügung!“

Peter, der nach zweijähriger Abwesenheit vor einigen Tagen zurückgekehrt, bei dem Mangel an Aerzten sich sofort zur Aushilfe bereit erklärt hatte und eben sein neues Amt antrat, merkte in seiner Erregung gar nicht auf die Wärterin, die in stummer Verzückung auf ihn blickte, der jetzt wieder in seiner ganzen Glorie vor ihr stand. Jetzt fiel sein Blick auf sie.

„Lies!“ klang's frohlockend von seinen Lippen, und alles um sich her vergessend, schloß er die willenlos zu ihm Aufblickende in die Arme. Es geschah ihr wie damals im Traume, der Boden schwand wieder unter ihren Füßen, sie hing an seinem Munde, körperlos, in unsäglicher Wonne.

Der Medizinalrat lachte hell auf.

„Also das war's, Herr Kollege! Hätt'n Sie's doch gleich gesagt!“ sagte er und entfernte sich lächelnd mit den den pikanten Vorfall belachenden Studenten.

Lies erwachte rasch aus ihrer Verzückung und empfand tiefe Scham über ihre willenlose Hingabe.

„Peter, was habe ich gethan?“ sagte sie vorwurfsvoll, auf ihr klösterliches Kleid blickend, und trat beschämt zurück, doch Peter ließ ihre Hand nicht los.

„Lies,“ sagte er, „es hätte nicht geschehen sollen hier an diesem Ort, aber ich konnte nicht anders, und jetzt ist es nicht mehr zu ändern. Mit der barmherzigen Schwester ist es nun allerdings aus, aber ich weiß noch ein anderes Amt für Dich, Lies, wo Du Gutes in Fülle stiften kannst — davon später, jetzt ruft mich meine Pflicht.“ Er eilte fort, Lies in einem Zustande zurücklassend, der dem des jungen Mädchens nebenan fast auf ein Haar glich.

Sie zweifelte keinen Augenblick mehr, welches neue Amt er meinte, nur bei dem Gedanken daran hatte sie sich sonst wie im Himmel gefühlt, aber das kam ja wie ein Orkan, der ihr unvorbereitetes Herz in all seinen Tiefen aufwühlte. Diese gewaltsame Erregung war mehr ein Schmerz als eine Freude.

Die ganze Scene spielte sich ja in einigen Minuten ab, sie mußte sich an dem Bettvorhang anhalten, um nicht auf die Kranke zu stürzen, die den ganzen Vorgang wohl begriffen zu haben schien, sie suchte mit ihrer schmalen, durchsichtigen Hand die der Lies und lispelte mit schwacher Stimme:

„Sie haben es verdient, dies große Glück — ich hab's — auch einmal gefühlt — aber es war gefälscht — er hat mich verlassen — mich und das Kind — darum lieg' ich hier. Dieser Mann täuscht nicht — sein Auge —“

Sie konnte nicht mehr weiter sprechen, ein Schüttelfrost befiel sie auf's neue. Lies kam wieder zum Bewußtsein ihrer Pflicht, der in den nächsten Tagen entsagen zu müssen sie momentan schmerzlich dünkte. Es kam ihr vor, als bräche sie ein Gelübde, dann zogen wieder Bilder der Zukunft herauf, die sie schauern machten vor Seligkeit.

Der Vorgang mit Peter war zwar durch die weißen Leinwandschirme, die vor jedem Bette standen, der nächsten Umgebung verborgen geblieben, die außerdem kaum in der Verfassung war, darauf zu achten, aber der Medizinalrat und die Studenten würden jedenfalls dafür Sorge tragen, daß derselbe in die Oeffentlichkeit käme. — Peter wußte das und kam insofern zuvor, daß er noch denselben Abend zur Oberin sich begab, derselben den ganzen Vorfall wahrheitsgetreu erzählte und seine Absicht, Lies zu heiraten, offen bekannte.

Dieser, einer ehrwürdigen Matrone, ergraut im Dienste der leidenden Menschheit und bekannt mit den geheimsten Regungen des Menschenherzens, mit seinen Höhen und Tiefen, war es in ihrer langjährigen Praxis nur zu oft vorgekommen, daß zurückgedrängte, unerwiderte Liebe junge Mädchen in ihre heidenhaften Reihen führte, indem dieselbe, wie ein reißender Bergstrom sich Bahn brechend, in den klaren, ruhigen See der Menschenliebe sich ergoß und sich darin langsam verlor, wenn auch hie und da vom reißenden Fall mit fortgerissene Trümmer wieder emportauchten.

Sie hörte der erregten Erzählung des jungen Arztes, der in lebhaften Farben seine lang gehegte Neigung zu Lies schilderte, die während seiner Abwesenheit sich immer mehr entfaltete und nun bei dem unerwarteten, noch dazu von so aufregenden Umständen begleiteten Wiedersehen zum hellen Ausbruch kam, mit einer aus gereifter Lebenserfahrung entspringenden Ruhe zu, tadelte offen sein Benehmen im Krankensaale, sprach sich aber ebenso offen gegen das Vergehen des Herrn Medizinalrats aus, das ihr schon lange ein Dorn im Auge war und dessen energische Abweisung sie ihm hoch anrechnete. Das Ausscheiden der Lies aus dem Orden hatte weiter keinen Anstand und die schnell veröffentlichte Verlobung des Doktor Wimbacher mit der jungen Novize brach allen üblen Gerüchten, die sich bereits breit zu machen begannen, die Spitze, im Gegenteil, Peter wurde dadurch wider seinen Willen, der sich gegen eine solche Art der Reklame energisch auflehnte, eine interessante Persönlichkeit — ein pikanter Roman wurde um ihn gesponnen, sein Name war in aller Mund, und wer ihn zuerst nur holen ließ, um den kühnen Klosterräuber kennen zu lernen, behielt ihn gerne wegen seiner hervorragenden Eigenschaften als Arzt und Mensch für immer. Dem Medizinalrat von Bernstein, der natürlich sofort Schritte einleitete gegen Peter, wurde von oben herunter bedeutet, die Sache nicht aufzurühren, die nur böses Blut im Publikum machen würde.

Mochte sich Peter noch so sehr dagegen sträuben, der Gedanke ihm geradezu verächtlich sein, es war doch so! Das Abenteuer mit Lies im Krankensaale verhalf ihm schneller zu einer ausgedehnten Praxis als alle seine erworbenen Kenntnisse.

Selbst die edelsten Menschen erreichen ihre Ziele nur zu oft wider ihren Willen auf Wegen, die absichtlich einzuschlagen sie verschmähen würden. Die Hochzeit ging ganz im stillen vor sich, um alles Aufsehen zu vermeiden. Niemand, selbst die in der Klausen nicht, wußte den Tag.

Lies verlebte die kurze Zeit bis zur Hochzeit wie in einem Traum, aus dem sie zu ihrem entschiedenen Vorteil verwandelt erwachte. Ihre angeborene Schüchternheit hatte einem freien, offenen Wesen Platz gemacht, ihr gedrücktes, jeden Selbstbewußtseins bares Gemüt hatte sich sichtbarlich gekräftigt, an sich selbst emporgerafft; das Bewußtsein, einem Mann wie Peter teuer zu sein, gab ihr einen persönlichen Stolz, der ihr gut anließ, während den schwärmerischen, leidensmüden Blick ein heiterer, fast schelmischer Strahl belebte. Das liebende Weib war in ihr erwacht, das sich seiner Vorzüge, der Fülle des Glückes bewußt ist, das es dem geliebten Manne zu spenden im stande war. Die städtische Kleidung, welche jetzt ihr Novizengewand ersetzte, stand ihr vortrefflich, und auch das Hinken war darin weniger bemerkbar als in dem kurzen Bauernrock, den sie früher trug. Uebrigens machte ihr dieses Gebrechen wenig Sorge mehr; Peter sah darüber hinweg, was kümmerte sie das Naserümpfen der übrigen Leute.

by Google

die sich allerdings wunderten, daß der hoffnungsvolle, schöne junge Doktor ein hinkendes Mädchen vom Lande sich zur Frau auswählte.

Als sie nach der stillen Trauung in ihre einfach, aber wohnlich eingerichtete Behausung kamen, sank Lies, überwältigt, ermattet von all der innern Wonne, an die Brust des Geliebten, sein von den Reisestrapazen männlich gebräuntes Antlitz neigte sich zu ihr herab.

„Sei immer eingedenk dieser Stunde, Lies; was auch kommen mag, es liegt eine Titanenkraft darinnen, die uns emporhält über all den Wust des Erdenlebens und stählt für jeden Kampf!"

„Und ein Himmel!" fügte Lies bei, einen heißen Kuß auf seine Lippen pressend — ein echtes Weib, das in seiner Liebesseligkeit an einen Kampf nicht dachte.

V.

Vom Wimbacher Anwesen bröckelte sich Stein um Stein, man konnte den vollständigen Zusammenbruch fast mathematisch genau berechnen.

Ein Jahr nach der Hochzeit der Lies, welche in den Klausen großes Aufsehen machte — Gens lachte weidlich über den Geschmack des Doktors, beneidete aber im Innern doch Lies um ihr Los, die jetzt eine Dame geworden war — starb der Riedbauer. Die Erbschaft blieb weit hinter der Erwartung zurück, es lagen viel Schulden auf dem Anwesen, welches der Nachbar — es hieß dort „beim Meßner" — billig kaufte, unter anderen Lasten auch die Erhaltung des unverwüstlichen Großvaters übernehmend. Der vierundneunzigjährige Greis saß noch immer auf demselben Platz hinter dem Ofen, seine Sinne waren sämtlich vertrocknet, sein Gedächtnis erloschen, er hielt alles für gestorben außer ihm, wozu auch der Umstand beitrug, daß keines seiner Anverwandten sich seit Jahren um ihn gekümmert. Seit Lies fort war oder, wie er glaubte, auch gestorben war, war er ganz verlassen, aber der zähe Körper schien unsterblich. Oft sprach er wirres Zeug von Zeiten und Namen, deren sich niemand mehr erinnern konnte.

Der geringe Erlös für den verschuldeten Riedbauernhof diente dazu, den Verfall der Post etwas hinauszuschieben. Das Verhältnis zwischen Gens und dem alten Wimbacher, dessen Bart bereits schneeweiß herabfloß, war jetzt ein unleidliches. Das viele Mißgeschick hatte sie boshaft gemacht, ihr Gesicht hatte einen herben Zug, die Scharte am Munde wurde immer ausgeprägter; sie ging in ihrem Haß gegen den Posthalter so weit, daß sie ihm oft sogar den Quirin vorzog, dessen Unterwürfigkeit ihr wohlthat. Dominiks kräftige Natur war aus Allen unbekannten Gründen gebrochen, er war nicht mehr der Herr in seinem Hause. Die sinnliche Leidenschaft, die ihn und Gens zusammengeführt, hielt nicht stand in den Sorgen und Kämpfen des Lebens.

Peter, der von der ganzen Sachlage unterrichtet war, forderte den Vater zu wiederholtenmalen auf, zu ihm zu ziehen, aber der Alte weigerte sich beharrlich; es schien fast, als sähe er mit teuflischer Freude dem Tage des Zusammensturzes entgegen, als dem Tage seiner Rache.

Quirin hatte sich warm eingerichtet, er war glücklich, ein ruhiges Unterkommen zu haben. Zu Dominik zeigte er eine kindliche Zuneigung, jeden Blick, jedes an ihn gerichtete Wort fing er dankbar auf, seine Stimme klang eigentümlich weich, wenn er mit ihm sprach, und keine Blicke des Widerwillens, keine gehässigen Worte von seiten des Sohnes konnten ihn davon abbringen. Diese Neigung zum Sohne schien der einzige Punkt zu sein, in welchem diese entartete Natur das Menschentum berührte.

So schlichen die Wintermonate träge, freudlos dahin unter ständigem Zank und Streit, Angst vor der Zukunft, und jedes trug seine Last allein und dadurch zehnfach.

Es war ein rauher Februarabend, der Sturm stöhnte in allen Ecken und warf klatschend schwere Schneeflocken gegen die Fenster. Am Ofen in der Wirtsstube saßen einige Leute, ihren Schoppen trinkend, hinten im Winkel, in der sogenannten „Hölle", Quirin, den Kopf in die Hände gestützt, gedankenverloren. Drinnen im „Herrenverschlag" Dominik, der Doktor Lindner und der alte Wimbacher. Erstere waren in ein eifriges Gespräch verwickelt.

„Ich weiß bestimmt, daß man in ärztlichen Kreisen davon spricht, einen Luftkurort im Gebirge zu gründen, und daß Ihr Herr Bruder die Klausen dazu vorgeschlagen hat. Ich bin gerade kein besonderer Freund des Herrn Doktors, aber das wäre keine schlechte Idee, und Sie könnten bei einem solchen Verkauf noch mit einem heilen Auge davonkommen. Den Herren wird es auf ein paar Tausend mehr oder weniger nicht ankommen, und wenn Sie dem Herrn Peter ein gutes Wort geben, der kann betreffs des Preises viel mach'n — und einem bedrängt'n Bruder zu lieb — ein solch menschenfreundlicher Mann!" Er kniff listig die Augen zusammen und sah Dominik von der Seite an.

„Da irrst Di', Dokta," warf der alte Wimbacher ein, „da kennst den Pet'r schlecht, daß er si' zu so was hergibt und seine Kolleg'n den Dominik z' lieb für 'n Narr'n hat!"

Der Advokat kehrte dem Alten geringschätzend den Rücken und gab ihm keine Antwort, der Alte war ja jetzt kein Objekt mehr für ihn.

Dominik fiel es schwer, einen Entschluß zu fassen.

„Es ist hart, so an Anwes'n verlier'n, wo man aufg'wachs'n is; und g'rad' den Pet'r möcht' i' am wenigst'n d'rauf sehn, und er wird do' die ganze G'schicht' in d' Händ bekomm'n nach dem, was Ihr sagt — g'rad' den Peter net!"

Der alte Posthalter lachte vergnügt in sich hinein und trank einen kräftigen Schluck, als gälte es das Wohl Peters.

Gens war unterdes eingetreten.

„Was gibt's da scho' wied'r mit 'n Pet'r?" fragte sie märtisch.

„Aus 'n Dreck soll er'n 'raus zieh'n, unsern Narr'n, unser Anwes'n soll er kauf'n!" erwiderte Dominik.

„Und uns 'nausjag'n, der guä' Herr!" fügte erregt Gens bei. „Des hat euch g'wiß der da hint'" — sie wies geringschätzig auf den Schwiegervater — „ei'geb'n; freili', d'r Herr Pet'r mit sei'm frommta G'sicht und seine Pfarrerspräch', der wär' bess'r als die Gens!" Ihre Augen funkelten häßlich, sie sprach sich förmlich in die Wut hinein, noch mehr gereizt durch das ständige Schmunzeln des alten Wimbacher. „Na, da wird nix d'raus, eher z' Grund gehn; d'r Pet'r und die krumm' Lies — die Frau Doktorin — der möcht' i' scho' 'was z' dank'n hab'n! Da muaß Ihna scho' 'was anders el'fall'n, Lindner!"

„Aber, Frau," entgegnete der Advokat, „der Peter wird ja nicht Besitzer, höchstens leitender Arzt bei dem Unternehmen, er wird nur den Verkauf einleiten und jedenfalls einen hohen Preis erzielen."

„Mag'ns Ihna net, da müaßt fi' 'was b'sonders begeb'n, wenn i' den da 'rein lass'n sollt' mit sei'm saklch'n Wes'n — des brächt' mi' um, liab'r z' Grund gehn!"

Ihr falscher Stolz, der jede Wohlthat, jeden Liebesdienst verachtete, verbunden mit ständigem Mißtrauen, ließ sie an keine gute, selbstlose That glauben; außerdem war ihr der immer freundliche, herzliche Peter, der mit einem Blick, einem Wort alle gewann, wirklich verhaßt; sie sträubte sich förmlich dagegen, wenn der Bann, der von seinem Wesen ausging, auch sie ergreifen wollte. Das war bei ihm alles Hinterlist, Falschheit, und erst die Lies mit ihrer Duldermiene, die war ihr immer zuwider gewesen, und jetzt sollte sie, die vielumworbene, stolze Gens, ihre Existenz dieser presthaften, in den Winkel gestellten Lies zu danken haben? Der Gedanke fraß an ihr wie ein Geier, das Aergste zog sie solchem Ausweg vor.

„Du wirst no' froh sei', Gens, wenn Du amal a warm's Plotzl beim Pet'r bekommst!" konnte der Wimbacher nicht unterlassen, zu bemerken. Das war Oel ins Feuer gegossen.

Gens setzte beide Arme in die Hüften — das war gefährlich, wenn sie diese Stellung einnahm.

„Meinst, es is a jed's so wie Du, dem 's Gnad'nbrot g'rad' so gut schmeckt als 's selber verdiente?!" schrie sie atemlos. „Glaubst wohl, der Pet'r machat fi' a Vergnüg'n d'raus, Di' auszfüt'r'n — der kann gnat red'n; wenn er Di' z'widerwurz'n amal hätt', thät' er scho' anders denk'n!"

Der alte Wimbacher zog die Oberlippe, sein Gesicht war bleich, das Auge blickte unheimlich. Dominik und Lindner wußten, was das zu bedeuten habe. Als aber Gens gar nicht nachließ mit Schelmworten, verließ ihn plötzlich seine Ruhe, mit einer Schnellkraft, die man ihm nicht mehr zugetraut hätte, schoß er empor. Die mächtige Gestalt, der silberne herabwallende Bart, das drohende Auge hatten etwas Imponirendes. Dem Doktor wurde unheimlich, selbst Gens wich etwas zurück.

„Gnad'nbrot eß i', der Wimbacher, und von Dir, der Riedbauerntocht'r, die nix g'habt hat als an verschuld't'n Hof, die jetzt dienа müßt, wenn's net mei' Sohn g'heirat't hätt' —"

„Dei' Sohn?" warf Gens lachend ein. „Da hat der da draußt'" — sie wies auf Quirin, der, vergnügt grinsend, der Entwicklung zusah — „do' a no' mitz'red'n!"

Das war ein Hohn auf sein totes Weib, das machte ihn rasend.

„Schanddirn'!" brüllte er, daß die Fenster erbebten, und stürzte auf sie los. Sie erwartete mit Ruhe den Anprall des Mannes. Dominik wollte sie schützen, sie wehrte ihm.

„Laß 'n, den alt'n Narr'n!" sagte sie, die Fäuste ballend.

In diesem Augenblick stürmte ein Junge atemlos in die Stube.

„Der Großvat'r is am Sterb'n, sie hab'n ihn scho' versehn! Der Meßnerbauer schickt mi', es sollt's glei' kemma — und jemand vom G'richt verlangt er a allweil," sagte er zu Gens.

Diese Nachricht, wenn sie auch durchaus keinen großen Eindruck machte — man erwartete ja schon lange seinen Tod — endete doch den Streit.

„Zu was braucht er denn jemand vom G'richt? Da könnt ja glei' Ihr mitgeh', Lindner," sagte Gens; „wird wohl sei' bißl Sach' jemand verschreib'n woll'n — aber was hast denn, Dominik? Hat Di' das so erschreckt? Mei' Gott, vierundneunzig Jahr', 's is ja a Glück für ihn, wenn's a End' nimmt!"

Dominik war bleich, verwirrt, der Gens entging es nicht, er warf eigentümliche Blicke hinaus zu Quirin. Mit dem war eine große Veränderung vorgegangen seit dem Eintritt des Buben, er zitterte an allen Gliedern, daß die Absätze seiner Stiefel auf dem Boden aufschlugen, sein Gesicht war fahl, und die Augen rollten unruhig hin und her.

„Der alte Riedbauer is am Sterb'n und verlangt a G'richtsperson, hast's g'hört?" redete ihn Dominik an.

„Wird wohl weg'n einer Erbschaft sei'," erwiderte stotternd, ängstlich auf die Antwort harrend, Quirin.

„Wer weiß, er hat nix zu vererb'n — vielleicht — druckt 'n 'was!" bemerkte Dominik mit einem vielsagenden Blick, der Quirin von neuem schaudern machte.

Gens warf ein Tuch um und rüstete sich zum Gehen, begleitet vom Advokaten. Dominik machte Miene, zurückzubleiben, aber Gens zog ihn mit sich hinaus in den Schneesturm.

Quirin hatte sich hinter den Ofen zurückgezogen. Die Leute am Tisch unterhielten sich über den Vorfall:

„Endli' muaß der a geh', der Alt', werd ihm net so leicht wer'n, meinet i'!"

„Warum? In dem Alt'r!" meinte der andere.

„Und dem guat'n G'wiss'n!" fügte der erste lachend bei.

„Glaubst wirkli', daß 'was d'ran is?" fragte der andere, ein Holzknecht, der blanken Axt nach, die neben ihm lag.

„Mit dem Hagebauern? Dabei war er, d'rauf stirb i'!" versetzte der erste; „mei' Vat'r hat mir's oft derzählt — vielleicht druckt's ihm d' Angst 'raus! Was hast denn, Quirin, daß D' so fierst hinterm Ofa? Setz Di' zu uns her — Du weißt ja von der G'schicht — warst selber da zu der Zeit!"

Quirins Zähne schlugen hörbar aufeinander, und doch glühte der Ofen. Wie ein Verdammter hatte er dem Gespräch zugehört.

„Vielleicht druckt's d' Todesangst ihm 'raus," der Gedanke war ihm ja auch schon gekommen, den der Mensch da ahnungslos aussprach — oder nicht ahnungslos — war das am Ende auf ihn gemünzt? Er glaubte in ihren Blicken einen geheimen Verdacht zu lesen.

„I' dank' schön — i' möcht' mi' niederleg'n — bi' schlecht beinand',“ entschuldigte er sich. — Es drängte ihn gewaltsam hinaus, die Stube drohte über ihm einzustürzen. Jetzt sind sie schon bei dem Sterbenden — mit dem Advokaten!

Ein eisiger Wind warf ihm den Schnee ins Gesicht, er achtete nicht darauf — es zog ihn immer weiter fort die Straße hinunter zum Riedbau..r — eine geheimnißvolle und unwiderstehliche Macht.

Der Schnee war tief, jeden Augenblick glitt der alte Mann aus und fiel zu Boden.

Wenn er spricht, wenn er seinen Namen nennt — es war am Ende an ihm nichts gelegen — aber der Dominik, sein Kind — es ist ja doch sein Kind, das Kind des Mörders! Schauer erfaßte ihn, und von dem wilden Dämon der Schuld gegeißelt, eilte er immer schneller dem Hofe zu — magnetisch zog es ihn. Jetzt lag er vor ihm. Ein Fenster war beleuchtet, wie ein blutiges Auge blickte es in die Nacht hinaus. Dahinter mußte es sein — er schlich herbei mit verhaltenem Atem — gerade wie damals beim Hagebauer — die blutige That stand lebendig vor dem Gequälten.

Er erhob sich vorsichtig und spähte durch das Fenster — er biß sich auf die Zunge, daß man seinen Atem nicht hörte, das Klappern seiner Zähne.

Drinnen in der Kammer, in einem zerwühlten, lampenbedeckten Bette lag oder saß vielmehr der Großvater; er war eben aus einer Ohnmacht erwacht, mühsam rang sich der Atem heraus, die sonst so schlaffen, abgelebten Züge waren jetzt belebt, wohl von dem letzten Aufflackern des Lebens. Erstaunt sah er im Zimmer herum, das angefüllt war mit Menschen. Gens mit Dominik stand am Bett, unter der Thüre die Hausleute, Lindner saß an einem Tisch, alles bereit haltend für etwaige Aufschreibungen. Der Blick des Sterbenden ruhte auf dem Enkelkind und Dominik. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, wie um seine Gedanken noch einmal zu sammeln, und sah sie dann wieder starr an. Plötzlich glitt's wie Hohn um seinen Mund. „Die Gens,“ lispelte er, auf sie deutend, „und — und — wer ist denn der?“ er deutete auf Dominik.

„Das ist der Dominik!“ erwiderte die Gens mit ruhigem Tone.



Lisette. Gemälde von M. Schneider.

„Die Gens und der Dominik!“ flüsterte er, eigentümlich lächelnd wie ein Kind. „Also net g'storb'n — nur vergess'n — und der Schreiber dort?“

„Der Advokat Lindner!“ erklärte Gens, „Ihr habt ja do' verlangt nach jemand vom G'richt!“

„Vom G'richt — ja, ja — hab' i' verlangt — zu was denn?“ Er trommelte mit den dürren Fingern auf den nackten Schädel.

Dominik schwindelte, er hielt sich an der Bettstatt fest.

Plötzlich seufzte der Alte tief auf und sank in die Kissen zurück, unendliche Angst lag auf seinem Gesicht, dann erhob er sich wieder mühsam.

„'s muß sei', ruf her den Mann dort!“ sagte er zu Gens.

Lindner trat ans Bett. „I' hab' no' a G'ständnis z' mach'n,“ brachte er mühsam hervor, nach Atem ringend, „'s muß sei', Gens — i' kann net helf'n — so kann i' net sterb'n — könnt' a Unschuldig'r —“ Er rang wieder nach Luft, die Hände wie zum Gebet gefaltet gegen den Himmel gestreckt.

Dominik atmete auf — wenn jetzt der Tod dazwischen träte! Er zog den Advokaten vom Bett.

„Er is ja scho' halb weg,“ flüsterte er ihm zu, „und red't laut'r ung'reimt's Sach.“

Der Doktor wollte ihm schon folgen, da erhob sich der Alte mit letzter Energie, sich mit beiden Händen stützend.

„Quirin Burger ist der Mörder des —“

Er sprach den Satz nicht mehr aus, seinen ganzen Körper ergriff ein Zittern, der Mund blieb offen stehen, seine Arme streckten sich abwehrend gegen die Thüre aus. Unter der Thür stand Quirin, die Binde an seiner Stirne war verschoben, und seine leere Augenhöhle grinste allen entgegen, während das andere brannte in höllischem Feuer.

„Und Du — Du!“ kreischte er auf, dabei drängte er sich vor bis an das Bett. „Hast g'meint, Du willst Di' davonstehl'n und auf mi' allei' alle Schuld wälz'n, die i' scho' dreißig Jahr in Not und Elend umanand' schlepp'? Na, Riedbauer — die Hälft' Du — die Hälft' i', 's is nacher no' g'nug! Bald wär' i' z' spät kommа, und Du wärst ehrli' g'storb'n, und Du hast's ja do' ersonna, die Schandthat, um die i' die verfluch' — hörst mi', Riedbauer?“

Der Alte war in die Kissen zurückgesunken und glotzte noch immer regungslos



Der erste Tanzunterricht. Gemälde von Richard Groß.

auf Quirin; er hörte nichts mehr, das Entsetzen hatte ihn getödtet.

„Hörst mi'?“ schrie Quirin noch einmal, dichter vor ihn hintretend. Quirin prallte zurück — der Tod lag auf diesen Zügen.

„Jetzt führt mi' aufs G'richt!“ wandte er sich zu der schreckgelähmten Umgebung.

Keine Hand erhob sich, keine Stimme wurde laut, selbst der Lindner war erschüttert, unaufgehalten verließ Quirin die Kammer.

„So geh' i' selb'r hin!“ sagte er, davoneilend.

Dominik war auf einen Stuhl gesunken, zerschmettert. Gens hielt sich noch hoch, ihre Brust hob und senkte sich krampfhaft, plötzlich stieß sie einen Schrei aus, sank vor Dominik zu Boden und barg schluchzend ihr Haupt an seiner Brust. Die Uebergewalt innerer Qual schien dies harte Herz gebrochen zu haben. Der Advokat fühlte sich hier unheimlich und schlich leise davon. Die Hausleute bekreuzigten sich und wandten sich ab von dieser Stätte des Fluches.

Gens ruhte lange an der Brust ihres Mannes, ihr Körper zuckte konvulsivisch, und jammervolles Stöhnen höchster Seelenqual wurde laut.

Plötzlich erhob sie sich mit einem Ruck, strich die nassen Haare aus dem verweinten Gesicht, das jetzt wieder seinen früheren festen Ausdruck hatte.

„Dominik,“ sagte sie, die Hand auf seine Schulter legend, „wir tragen's zusamm'n, wie die zwei z'samm'n die Unthat vollbracht — das muß so sei' — und ohne Thräna, wie's a da drinn' ausschaun'n mag,“ sie preßte die Hand auf die wogende Brust.

„Das woll'n wir, Gens,“ erwiderte entschlossen Dominik, sich an dem Mute seines Weibes wieder aufrichtend. „Das boshafte Schicksal soll uns nix abtroz'n — komm jetzt, des is kel' Platz mehr für uns!“

Festen Schrittes verließen beide die Kammer, ohne einen Blick auf den Toten zu werfen, der mit seinem letzten Kreuzzug sein Leben zerstört.

(Schluß folgt.)

Zum sechzigsten Geburtstag des Königs Oskar von Schweden.

Von

Oskar Meding.

(Siehe die Beilage S. 409.)

Am 21. Januar beging der König Oskar II. von Schweden und Norwegen sein sechzigstes Geburtsfest, und das ganze Volk in seinen beiden Kronreichen hat diesen Tag mit liebevollem Jubel gefeiert. Einstimmig in allen Kreisen ist das Gefühl der Verehrung und Dankbarkeit für den Fürsten, der mit sicherer Hand die Stellung Schwedens unter den europäischen Mächten aufrecht hält und in die Zeitverhältnisse einzufügen weiß, der im Innern seiner Reiche kräftig und zugleich in unverbrüchlichster Achtung der Verfassungsrechte die Ordnung schützt und der auch mit dem ganzen geistigen Leben seines Volkes enge Fühlung hält.

Der König Oskar II. Friedrich, Sohn des Königs Oskar I. und der Prinzessin Joiephine von Leuchtenberg, der Tochter von Eugen Beauharnais, dem Stief- und Adoptivsohn Napoleons I., schien ursprünglich nicht zur Regierung bestimmt und gelangte nur dadurch auf den Thron, daß sein älterer Bruder Karl XV. ohne männliche Nachkommenschaft blieb. Sein Großvater ernannte ihn zum Herzog von Ostergothland, und er widmete sich von Jugend auf mit Vorliebe dem Seewesen. Schon mit elf Jahren trat er als Kadet in die schwedische Marine. Nach Beendigung seiner ersten Ausbildung machte er auf einer Kriegsbrigg, deren Kommando ihm sein königlicher Vater, der inzwischen den Thron bestiegen hatte, übertrug, eine Seereise, bei welcher er die Probe seiner ersten maritimen Ausbildung ablegte, und studirte dann mit außerordentlichem Fleiß auf der Universität Upsala, wo er sich in allen Wissenschaften reiche Kenntnisse erwarb.

Im Jahre 1846 machte der Prinz, der inzwischen zum Lieutenant in der Marine ernannt worden, seine erste größere Seereise auf der Fregatte „Eugenie“ unter dem Kommando des Kommandeurkapitäns Salomon von Krusenstern. Es war damals eine Zeit tiefen Friedens — der Prinz besuchte zunächst England, wo er eifrig das dortige Seewesen studirte, und dann die Mittelmeerländer. Er durchforschte in Griechenland die Stätten der klassischen Vorzeit, deren Geist er in seiner frühen Jugend schon in sich aufgenommen, und folgte in Italien den Spuren der Schönheit und Poesie, deren Kultus er bei all seinen ernsten Studien mit warmem Herzen sich hingegeben hatte. Auf diesen Reisen traf er mit einem andern jungen fürstlichen Seemann zusammen, dem Prinzen Dom Luis von Portugal. Beide schlossen innige Freundschaft mit einander, die auch noch bestehen blieb, als jeder von ihnen in seinem Vaterlande den Thron bestiegen hatte.

Zehn Jahre später machte der inzwischen zum Manne herangereifte Prinz seine zweite große Reise, welche politisch und persönlich eine wichtige und erinnerungsreiche war. Es war die Zeit der höchsten Blüte und Macht des zweiten napoleonischen Kaiserreiches; der König Karl XV., der kein Freund Preußens und Deutschlands war, hatte die alten innigen Beziehungen zwischen Frankreich und Schweden immer noch wieder zu beleben, und der Onkel Bernadottes wurde in Paris mit außerordentlicher Wärme empfangen. Er wohnte der Taufe des kaiserlichen Prinzen bei und sah den ganzen Pomp, den damals der Hof des siegreichen Kaisers entfaltete. Der Prinz freilich neigte dem seiner Jugend an deutschen Sympathien zu und erkannte mit seinem klaren Blick unter dem blendenden Glanz, der den französischen Kaiserthron umstrahlte, die Schwäche der Grundlagen desselben. Von Paris ging er nach England, wo er mit großem Interesse die aus der Krim heimkehrenden Truppen sah. Auf der Heimreise besuchte er die fürstliche Familie von Wied auf dem Schlosse Monrepos bei Neuwied, und hier war es, wo er den innigen Herzensbund mit der Prinzessin Sophie von Nassau schloß, den nicht politische Berechnungen, sondern die Gemeinsamkeit der Interessen und des Geschmacks des jungen fürstlichen Paares herbeiführte und der für das ganze Leben beiden Glück und Segen gebracht hat. Die Verlobung fand am 8. Oktober 1856, die Vermählung am 6. Juni 1857 zu Biebrich statt, und die deutsche Gemahlin bereicherte und entwickelte in dem Prinzen noch mehr das Verständnis und die sympathische Neigung für deutschen Geist und deutsche Bildung.

Prinz Oskar hatte früh schon tief empfundene und durch edle Formenbildung ausgezeichnete Gedichte verfaßt und öffentlich erscheinen lassen. Ein deutscher Geistlicher, der Pastor Wömers in Schaumburg-Lippe, der dem Prinzen auf seinen Reisen in Schweden näher getreten war, hatte zuerst im Jahre 1869 diese Poesien übersetzt, welche nicht nur hohe dichterische Begabung, sondern auch begeisterte Vaterlandsliebe und tiefe christliche Religiosität zeigen. Es mag hier ein kurzes Dankschreiben des Prinzen an den Pastor Wömers Platz finden, das nicht nur die Sicherheit zeigt, mit der jener die deutsche Sprache beherrscht, sondern auch den Wert, den er auf literarische Beziehungen mit dem deutschen Volke legt. Der Prinz schreibt im Mai 1869 ohne Datum:

„Mein lieber Herr Pastor!

„Empfangen Sie meiner Gemahlin und meinen Dank für die beiden Exemplare der Uebersetzung meiner Gedichte. Sowohl Ihrem unermüdlichen Streben, dieselben in deutscher Sprache zu verbreiten, als auch der Form Ihrer Uebersetzungsweise zolle ich meine wärmste Anerkennung. Nur wer, wie Sie, längere Zeit in Schweden gelebt und sich dadurch genaue Kenntnis unserer schönen Landessprache erworben hat, vermag eine so gelungene Uebersetzung unserer Poesie zu erzielen, und kann ich deshalb nicht umhin, zu wünschen, es möchten noch andere Produkte der schwedischen Litteratur durch Ihre werthvollen Uebersetzungen dem deutschen Publikum bekannt werden.

Ihr wohlgewogener Oskar.“

Der Prinz selbst kannte die deutsche Literatur genau und übersetzte Herders „Cid“ und Goethes „Tasso“ meisterhaft ins Schwedische. Mit seiner Dichtung: „Erinnerungen der schwedischen Flotte“ gewann er von der schwedischen Akademie den Konkurrenzpreis, und die Universität Lund ernannte ihn zum Doktor der Philosophie. Auch schrieb er noch verschiedene militärische und historische Werke über vaterländische Gegenstände, die allgemeinen Beifall und Anerkennung fanden.

Als der Prinz im Jahr 1872 als Oskar II. den schwedischen Thron bestieg, bekundete er sehr bald öffentlich und durch die That seine Sympathien für Deutschland und die von dem besten und größten Teile seines Volkes geteilte Ueberzeugung, daß Schwedens Stellung in Europa sich am sichersten und würdigsten an die deutsche Politik anzulehnen habe, da die Geschichte lehrt, daß weder von Frankreich noch von England Schweden jemals Gutes gekommen ist.

Der König Oskar besuchte im Mai 1875 den Kaiser Wilhelm in Berlin, schloß sich aufrichtig und rückhaltslos dem Dreikaiserbunde an und setzte durch seinen Besuch in Petersburg bei dem Kaiser Alexander II., daß er auch mit dem östlichen Nachbar seines Reiches im Sinne der deutschen Friedenspolitik bundesfreundliche Beziehungen anknüpfen und unterhalten wollte.

Sein ältester Sohn, der Kronprinz Gustav Adolf, Herzog von Wermland, vermählte sich am 20. September 1881 mit der Prinzessin Viktoria von Baden, der Enkelin unseres Kaisers Wilhelm I., und so werde denn der künftige Thronfolger, der kleine Herzog Gustav Adolf von Schonen, der Urenkel des großen deutschen Kaisers, — eine Bürgschaft für die dauernde Freundschaft der beiden germanischen Nationen und ihrer nahe verwandten Fürsten.

König Oskar blieb seinem wohlüberlegten und in seinen ganzen Regierungsakten begründeten festen Anschluß an die deutsche Friedenspolitik getreu, obwohl es an diplomatischen Anregungen und Lockungen nicht gefehlt haben wird, ihn von dieser in Paris und auch in London sehr angesehenen Haltung abzuziehen.

Das verwandtschaftliche und freundschaftliche Verhältnis zwischen dem deutschen und schwedischen Hofe, das in den Beziehungen und Gesinnungen beider stammverwandten Völker begründet ist, fand denn auch bei dem Regierungsantritt des Kaisers Wilhelm II. weithin sichtbaren Ausdruck und neue Befestigung.

Als unser junger kaiserlicher Herr in schwer verwirrter Zeit den Thron bestieg und die Zweifel und Mißverständnisse, welche den Frieden Europas zu bedrohen schienen, durch [illegible] zu beseitigen unternahm, da galt sein zweiter Besuch dem König Oskar. Unter den freudigen Jubelgrüßen des schwedischen Volkes wurde auch mit dem neuen Kaiser der alte Freundschaftsbund erneuert und befestigt. Auf schwedischem Boden erreichte den Kaiser die frohe Nachricht von der Geburt seines jüngsten Sohnes, und der König erschien dann später in Berlin als Taufzeuge des neugeborenen Prinzen, der nach ihm den Namen Oskar führt. Auch für die freundliche Ausgleichung der Spannung, welche noch zwischen Dänemark und Deutschland bestand, war König Oskar bemüht, und nicht ohne Erfolg, als [illegible] vermittelnde und versöhnende Stimme auf die [illegible] Verständigung des Kaisers Wilhelm mit dem dem [illegible] Hause verwandten Herzog Adolf von Nassau geblieben.

Was der König in der inneren Regierung seines Landes gethan, liegt uns ferner; doch dankt ihm sein Volk für viele Wohlthaten, für die Förderung von Wissenschaft und Kunst und für ein besonnenes, starkes, gerechtes und treues Regiment. Wohl konnte er nicht alle seine Pläne für die Herrichtung der Verfassungsformen gegen den Widerspruch des Reichstages durchsetzen — auch in Norwegen fand er Widerstand gegen seine Ansichten, — aber er versöhnte sich mit dem ausgesprochenen Volkswillen, erwarte nach längeren parlamentarischen Kämpfen den Fall der Opposition, Sverdrup, zum Minister und wirkt in seinem norwegischen Königreich ebenso geliebt und verehrt wie in Schweden, denn wo er sein königliches Recht mannhaft und fest vertrat, da achtete er ebenso unverbrüchlich die verfassungsmäßigen Rechte des Volkes.

So steht Oskar II. am Beginn seines einundsechzigsten Jahres da an der Spitze eines treuen, markigen und wehrhaften Volkes, das in ihm seinen Führer auch auf allen Gebieten des geistigen Lebens und Schaffens verehrt, als den besten Freund und Bundesgenossen des deutschen Kaisers und des deutschen Volkes, und als freudigen Gruß wollen wir ihm in deutscher Sprache die Strophen seines schönen Ostseeliedes mit einem herzlich gemeinten „Skål“ zurufen:

„Du freist, du stolzes Meer,
Mögst Krankheit und Schwäche mich lehren!
O, sag' deine derben Lieder mir her
Und lehr' deinen Gang mich erklären!
Ich brecht mit Manne der Sage so reich,
Wenn Wogen sich brechen am Felsen.

Doch fasst du Gewalt uns kommen ins Land,
Den Feind seine Flotten entsenden,
Dann schalle wie Gjallerhorn-Ruf an den Strand:
Zur Wehr, ihr Jungen und Alten!
Und unserer vergessen soll Hallen der Ruf,
Wenn Wogen sich brechen am Felsen.

Denn noch ist es gleich sich das treue Gottfolk,
Auf den Felsen hält es die Wache,
Auf Wort und auf Eifer da baut es hin Recht
Und rödet die Barbarenbäreche
Der Feind, der uns trotzt, er findet hin Grab
In Wogen, sich brechend am Felsen.“

Lisette.

(Siehe das Bild Seite 413.)

Lisettens schwarze [illegible] sind gefangen, ihr glänzender schwarzer Krauskopf ist dies in nach Lisettens Gunst; Lisettens Mädchen gestört jedes ernste Sinnen. Lisettens Mund jedoch ist geradezu mörderisch für jeden ästhetischen Gedanken. Das ist ein Persönchen, welches jede Philosophie über den Haufen wirft, keine Wissenschaft kennt, und jede Ideale hinwegfegt wie Sommersonne Schnee. Der Fächer in ihrer Hand ist eine [illegible] Angriffswaffe als ein Dutzend Mitrailleusen, und ihre kleinen Briefe — Lisette schreibt überaus schnell ganz kurze, zierliche Briefchen — [illegible] werden Lisette nicht gezogen sein, letztere bejahendes nicht, wenn sie Bräute sind oder es bald werden. Die Männer werden nur verstohlene Blicke auf Lisette zu werfen wagen, aus Angst, daß sie zu ihr hinübergehen könnten wie die Späne zum Magnetberge. Nun, Gott sei Dank, Lisette ist nur im Bilde hier, und der Maler wird sich hüten, das Modell zu verraten.

Der erste Tanzunterricht.

(Siehe das Bild Seite 413.)

Musik ist die wirksamste aller Künste. Die Sage von altersgrauer Vorzeit schreibt ihr sogar die Macht zu, wilde Tiere zu bändigen; sie übt auch ihre Gewalt auf jedes Alter; Kinder, die eben laufen können, tauschen der rhythmischen Bezauberung, welche die Musik ausübt, und bewegen die Füßchen im Takte; vor allem die kleinen Mädchen; sie tanzen sofort und auch lange Zeit ganz richtig. So sehen wir auf unserem Bilde zwei kleine Mädchen nach den Klängen der Geige umherspringen.

Digitized by Google

Der Vater, er scheint ein Komponist [illegible] auf und seine Kleinen drehen sich mit [illegible] den Tönen. Das ganz Kleine erhält [illegible] älteren Schwesterchen, das sicher schon [illegible] ist, denn es führt recht fest und [illegible] ist die erste Tanzstunde vielleicht, zu welcher [illegible] die erste, welche das ältere Schwesterchen [illegible] nimmt. Auch zeigt sich die [illegible] als Tanzstundenmutter sehr lebhaft interessirt [illegible] sie in zehn, zwölf Jahren [illegible] Theilnahme walten.

Auf Leben und T[od.]

(Hierzu das Bild Seite 41[illegible])

Wenn von der Kriegsmarine [illegible] Kriegführung zur See die [illegible] neue [illegible] der Torpedo [illegible] Interesses. Uebt auch [illegible] man kann nicht mit Unrecht sagen das [illegible] den Charakter dieser Waffengattung anhaftet [illegible] „Gruseligen" auf das Publikum aus [illegible] ist es, daß trotzdem die irrigsten [illegible] Wesen, Gestalt und Thätigkeit der Torpedoboote [illegible] zu finden sind; ganz besonders aber [illegible] weit verbreitete, daß das Torpedoboot unter [illegible] gehe, was offenbar auf einer Verwechselung [illegible] dem Geschoß beruht. Das Geschoß nimmt [illegible] dem Wasser hin — das Boot aber liegt [illegible] wie jedes andere. Dagegen ist freilich zu [illegible] den Charakter aller [illegible] Es handelt sich bei [illegible] leistungen des Torpedobootes [illegible] schaft, sondern um eine [illegible] selber, seine Seetüchtigkeit [illegible] Jahren noch selbst in Fachkreisen [illegible] hatte, bis einige Fahrten, die man mit vollem [Recht] „auf Leben und Tod" nennen kann, den [Beweis lieferten,] daß diese Boote, namentlich die [illegible] ganz ausgezeichnet die See halten. [illegible] Torpedoboot wesentlich als eine Waffe des [illegible] Küsten- und Hafenschutzes an; daß man [illegible] unternehmen könne, [illegible] unserer Torpedoboote [illegible] einen norwegischen Hafen [illegible] baren Sturm gerieten und bald [illegible] zeichnet wurden, zeigte die [illegible] ersten gefahrvollen [illegible] Reihe anderer gefolgt, bis man [illegible] Weg von unseren nordischen Küsten durch die Meerenge von Gibraltar nach dem Orient [illegible]

Von den Strapazen [illegible] eine solche Fahrt an Führer und Mannschaft eines Torpedobootes stellt, hat [illegible] Die folgenden Zeilen sollen [illegible]

Zum Verständniß [illegible] in Frage kommenden [illegible] ausgehen. Das Boot hat [illegible] das Deck liegt völlig frei [illegible] für die an Deck [illegible] das Boot laufende [illegible] Die [illegible] befindet sich unter [illegible] sich ohne Unterbrechung [illegible] durch ein Sprachrohr [illegible] Der [illegible] Teil des Bootes enthält am [illegible] er zugleich alles andere [illegible] Lazareth, Kombüse [illegible] bei den älteren Torpedobooten [illegible] bahnsupé, wobei die Mitte [illegible] Deck befindlichen [illegible] Schichaubaute sind etwas bequemer eingerichtet [illegible] Kommerspannung bei möglichst hoher Krafterzeugung [illegible] entsprechender Schnelligkeit [illegible] Gesichtspunkt beim Bau [illegible] natürlich, daß auf [illegible] nur so weit Rücksicht [illegible] den eigentlichen Zweck des Bootes [illegible] Bindung des Deckes [illegible] rungen hergestellt [illegible] vermag.

Da nun das [illegible] liegt, reicht die See [illegible] in regelmäßigen [illegible] wißen, so bietet das Boot [illegible] Kampfes mit den Elementen [illegible] Fahrzeug, und [illegible] befahrensten Seeleute von der Seekrankheit befallen werden.

Als jene schon [illegible] Nordsee begann, [illegible] vorhanden; bald aber [illegible] ihr [illegible] vergißt es nicht [illegible] ein „Zurück" gab es nicht mehr, also vorwärts! Aber wie! Halb auf der Seite [illegible] lernen, jetzt das Boot [illegible]



Originalzeichnung von Ferdinand Lindner.

endlich [illegible] vermögen, und nur Boot und [illegible] [illegible] die [illegible] Sonne wieder aufgehen zu sehen [illegible]

[illegible] Torpedoboote [illegible] F. Lindner.

Literatur.

Das neueste Werk Theodor Fontanes: „Fünf Schlösser" [illegible] in die Mark Brandenburg [illegible] „Wanderungen" [illegible] Berührungspunkte treten doch auch manche [illegible] In den „Wanderungen" [illegible] aber beschränkt er sich, wie schon der Titel andeutet, auf fünf [illegible] Punkte [illegible]

[illegible] — Die Elektrotechnik ist nun so tief in unser Tagesleben eingedrungen [illegible] in Stuttgart, hat jetzt ein [illegible] „Elektrische Apparate, Maschinen und Einrichtungen" [illegible] Julius Hoffmann, veröffentlicht [illegible] Apparaten und Einrichtungen [illegible] Sie will einen [illegible] Einblick in diese zauberische Welt [illegible]

Aus der Kinderstube des Kaisers.

Wie [illegible] im Hause der [illegible] [illegible] Stolz [illegible] niedliche wie charakteristische Geschichten über die kaiserlichen [illegible] recht geeignet [illegible] deten nicht weniger stolz als dieser selbst, der [illegible] für ihren späteren Beruf namentlich durch Soldaten[illegible]

Digitized by Google

auf Quirin; er hörte nichts mehr, das Entsetzen hatte ihn getötet.

„Hörst mi'?“ schrie Quirin noch einmal, dichter vor ihm hintretend. Quirin prallte zurück — der Tod lag auf diesen Zügen.

„Jetzt führt mi' aufs G'richt!“ wandte er sich zu der schreckgelähmten Umgebung.

Keine Hand erhob sich, keine Stimme wurde laut, selbst der Lindner war erschüttert, unaufgehalten verließ Quirin die Kammer.

„So geh' i' selb'r hin!“ sagte er, davoneilend.

Dominik war auf einen Stuhl gesunken, zerschmettert. Genz hielt sich noch hoch, ihre Brust hob und senkte sich krampfhaft, plötzlich stieß sie einen Schrei aus, sank vor Dominik zu Boden und barg schluchzend ihr Haupt an seiner Brust. Die Uebergewalt innerer Qual schien dies harte Herz gebrochen zu haben. Der Advokat fühlte sich hier unheimlich und schlich leise davon. Die Hausleute bekreuzigten sich und wandten sich ab von dieser Stätte des Fluches.

Genz ruhte lange an der Brust ihres Mannes, ihr Körper zuckte konvulsivisch, und jammervolles Stöhnen höchster Seelenqual wurde laut.

Plötzlich erhob sie sich mit einem Ruck, strich die nassen Haare aus dem verweinten Gesicht, das jetzt wieder seinen früheren festen Ausdruck hatte.

„Dominik,“ sagte sie, die Hand auf seine Schulter legend, „wir tragen's zusamm'n, wie die zwei z'samm'n die Unthat vollbracht — das muß so sei' — und ohne Thräna, wie's a da drinn' ausschau'n mag,“ sie preßte die Hand auf die wogende Brust.

„Das woll'n wir, Genz,“ erwiderte entschlossen Dominik, sich an dem Mute seines Weibes wieder aufrichtend. „Das boshafte Schicksal soll uns nix abtrog'n — komm jetzt, des is kei' Platz mehr für uns!“

Festen Schrittes verließen beide die Kammer, ohne einen Blick auf den Toten zu werfen, der mit seinem letzten Atemzug sein Leben zerstört.

Zehn Jahre später machte der inzwischen zum Manne herangereifte Prinz seine [illegible] und persönlich eine nützliche und erinnerungsreiche war. Es war [illegible] der höchsten Blüte und Macht des [illegible] Kaiserreiches: der König Karl XV., der kein Freund Preußens und Deutschlands war, suchte die alten innigen Beziehungen zwischen Frankreich und Schweden immer mehr wieder zu beleben, und der Enkel Bernadottes wurde in Paris mit außerordentlicher Wärme empfangen. Er wohnte der Taufe des kaiserlichen Prinzen bei und sah den ganzen Pomp, den damals der Hof des siegreichen Kaisers entfaltete. Der Prinz freilich neigte von seiner Jugend an deutschen Sympathien zu und erkannte mit seinem klaren Blick unter dem blendenden Glanz, der den französischen Kaiserthron umstrahlte die Schwäche der Grundlagen desselben. Von Paris ging er nach England, wo er mit großem Interesse die aus der Krim heimkehrenden Truppen sah. Auf der Heimreise besuchte er die fürstliche Familie von Wied auf dem Schlosse Monrepos bei Neuwied, und hier war es, wo er den innigen Herzensbund mit der Prinzessin Sophie von Nassau schloß, den nicht politische Berechnungen, sondern die Gemeinsamkeit der Interessen und des Geschmacks des jungen fürstlichen Paares herbeiführte und der für das ganze Leben beiden Glück und Segen gebracht hat. Die Verlobung fand am 8. Oktober 1856, die Vermählung am 6. Juni 1857 zu Biebrich statt, und die deutsche Gemahlin befestigte und entwickelte in dem Prinzen noch mehr das Verständnis und die sympathische Neigung für deutschen Geist und deutsche Bildung.

Prinz Oskar hatte früh schon tief empfundene und durch edle Formvollendung ausgezeichnete Gedichte verfaßt und öffentlich erscheinen lassen. Ein deutscher Geistlicher, der Pastor Bömers in Schaumburg-Lippe, der den Prinzen auf seinen Reisen in Schweden näher getreten war, hatte zuerst im Jahre 1869 diese Poesien übersetzt, welche nicht nur hohe dichterische Begabung, sondern auch begeisterte Vaterlandsliebe und tiefe christliche Religiosität zeigen. Es mag hier ein kurzes Dankschreiben des Prinzen an den Pastor Bömers Platz finden, das nicht nur die Sicherheit zeigt, mit der jener die deutsche Sprache beherrscht, sondern auch den Wert, den er auf literarische Beziehungen mit dem deutschen Volke legt. Der Prinz schreibt im Mai 1869 ohne Datum:

Als unser [illegible] Zeit den Thron be[illegible] welche den Frieden [illegible] Bündnisses [illegible] beseitigen und [illegible] Oskar. Unser [illegible] wurde auch mit [illegible] bund erneuert und [illegible] den Kaiser die froh[illegible] Sohnes, und bei [illegible] Taufzeuge des neug[illegible] Oskar führte. Auch [illegible] tung, welche noch [illegible] war König Oskar [illegible] vermittelnde und [illegible] Verständigung des [illegible] Hause vermandten [illegible]

Was der Kön[illegible] gethan, liegt und [illegible] Wohlthaten, für [illegible] und für ein besse[illegible] Wehl kannte er m[illegible] gegen den Widerl[illegible] Norwegen fand [illegible] er versöhnte sich [illegible] nach längeren [illegible] Opposition. Sein [illegible] wegnehmen Königrei[illegible] denn nie er sein [illegible] so achtete er ebenso [illegible] des Volkes.

So steht Oska[illegible] da an der Spitze [illegible] das in ihm seiner [illegible] Lebens und Schaff[illegible] genosse des deutsch[illegible] freudigen Genu[illegible] Strophen seines [illegible] meinten „Glück“

„Du freies [illegible] Magst Au[illegible]

„Jungens“ oder „Stifte“, denen er übrigens für solche Gelegenheiten gern eine Kleinigkeit in der Nachtische, wo die „Jungens“ dann selbst suchen müssen, mitbringt, — natürlicherweise bei seiner Rückkehr aus Hamburg eine große Tüte voll Süßigkeiten, ein Geschenk der Hamburger für die Prinzen, das den Kaiser nach seiner eigenen Versicherung ganz besonders erfreut hat.

So beschäftigte sich der Kaiser denn nach eines Tages mit seinen „Jungens“ im Berliner Schlosse, als der Garnisonpfarrer und Hofprediger Frommel zur befohlenen Audienz erscheint. Der Kaiser hatte die Knaben sich ganz ruhig verhalten und setzt den Hofprediger, der seinen neuen Cylinderhut auf einen Stuhl legt, in das anstoßende Audienzzimmer. Nun war den kleinen Prinzen kurz vorher von einem Kammerdiener der Mechanismus der Claquetäte gezeigt und erklärt worden. Kaum erblicken sie daher den schwarzen Cylinderhut, so stürzen sie auf denselben los, um die Theorie des Kammerdieners [illegible] praktisch zu erproben. Vergeblich. Der vermeintliche Claquetäter niederstreckten alten ihren Bezähungen, ihn niederzudrücken. Da befiehlt der Kronprinz kurz und entschlossen, seinem Bruder Edelfrid, den Hut an die Erde zu legen und sich — draufzusetzen. Gesagt, gethan. Und richtig, mit einem hörbaren Knall sinkt der Hut plötzlich ein. Darob natürlich ungeheurer Jubel sämtlicher prinzlichen Peiniger. Infolge dessen erscheint der Kaiser in der Thür, um nachzusehen, woher der Lärm, was wieder los sei. Mit selbstbewußter Freude tritt der Kronprinz in militärischer Haltung, mit der Nachricht nach dem Fußboden auf das gelungene Werk weisend, hervor und meldet: „Zuerst wollte er nicht, Papa, jetzt aber ist's doch gegangen“. Der Umwille des kaiserlichen Vaters wird den dem Hofprediger beschwichtigt, dieser erhält selbstverständlich einen schnell herbeigeschafften neuen Hut und auf seine bescheidene Bitte „zur Erinnerung“ auch den zerdrückten Cylinderhut, der natürlich gar kein Claquehut war. -n.

liche Mutter einem armen Verwandten der Kinderfrau, einem Berliner Fleischneider, lohnende Arbeit für die Prinzen überwiesen.

Eine hübsche Scene aus der Kinderstube des Kaisers hat unser Künstler wiedergegeben. Der Kaiser sucht und findet die einzige Erholung von den anstrengenden Arbeiten seines hohen, verantwortungsschweren Berufes im Kreise seiner



Billardspieler. Gemälde von W. Löwith.



Auf Leben und Tod. Originalzeichnung von Ferdinand Lindner.

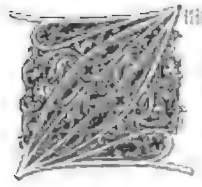
Jonel Fortunat.

Ein Roman aus Rumänien

von

Marco Brociner.

(Fortsetzung.)



Zilibi, welcher langsam und die Blicke gesenkt der Schenke zuschritt, erfreute sich einer gewissen Autorität bei den Freisassen von Banesti, die bei schwierigen Angelegenheiten nie versäumten, an ihn sich zu wenden. Heute aber sah er nicht darnach aus, als ob er über eine verwickelte Frage ein ruhiges Urteil abgeben könnte. Er schlich gedrückt und gebückt in die Schenke herein, bat Naftali um ein Gläschen Schnaps, das er auf einen Zug leerte, und ließ sich dann schweigend auf der Bank nieder. Belle erzählte ihm mit fliegenden Worten, wie traurig der Prozeß geendet.

„Nun, was meinst Du, Zilibi, was ist da zu thun?“

Zilibi antwortete nicht gleich, er ließ sich ein zweites Gläschen Schnaps einschenken, stellte es mit zitternder Hand auf den Tisch, wischte sich mit den Hemdärmeln die perlenden Schweißtropfen von der Stirn und sagte:

„Ihr seid doch glückliche Menschen, ihr könnt trinken und trunken werden und alles vergessen, was euch die Seele bedrückt, ich kann es nicht, leider Gottes. Weißt Du noch, Vater Konstantin, wie betrunken Du warst am Beerdigungstag Deines Weibes und wie Du damals gejubelt und getanzt hast? Ich will es nachmachen, ich will versuchen, trinken zu lernen!“

Er faßte mit einem raschen Griff das Gläschen Schnaps und trank es aus. Die drei anderen schauten sich mit vielsagenden Blicken an.

„Höre, Zilibi,“ sagte der Pope, den rechten Arm vertraulich um des Juden Schultern schlagend, „ich weiß, was Dich bekümmert: die Taufe Deiner Tochter! Aber sei kein Narr, wer wird sich darüber grämen, Du bist doch sonst ein feiner und kluger Kopf!“

Zilibi lachte auf.

„Warum soll ich mich grämen? Meine Tochter ist in der nächsten Woche das Weib des reichsten Gutsherrn zehn Meilen in der Runde, das willst Du sagen, nicht wahr? Du hast recht, ich will lustig sein. Naftali, ein paar Flaschen Wein, ich zahle! Und nun, Belle, will ich Dir auch auf Deine Frage antworten. Einen Rekurs müßt ihr machen, das versteht sich von selbst, aber wer weiß, ob es nützt; aber eines könnte euch nützen, wenn ihr euch mit Jonel in Verbindung setzet. Wie mir Pope Konstantin mitgeteilt, hat Jonel ein Herz für arme Leute, er kann euch vielleicht vor Schaden bewahren.“

„Ein glücklicher Einfall!“ rief der Pope. „Ich habe übrigens auch schon daran gedacht, Jonel kennt unsere Sache, er wird uns helfen. Sollst leben, Zilibi!“

Die Gläser wurden gefüllt, und sie stießen alle mit Zilibi an. Der Pope begann ein schmachtendes, erotisches Lied zu singen, und als bald darauf der Zigeunermusikant Grigore mit seinem drei Mann starken Orchester in die Schenke trat, wurde der Jubel ein allgemeiner. Dragosch ließ eine Hora (rumänischer Nationaltanz) aufspielen.

Nach einigen Minuten hatte sich die Schenke mit so vielen Gästen gefüllt, daß Naftalis Füße wie die des Mohren Hassan alle Hände voll zu thun hatten, um den Anforderungen nach Wein und Schnaps gerecht zu werden. Man trank, sang, jubilirte, jauchzte, und am tollsten trieb es Pope Konstantin, der plötzlich auf einen Stuhl sich stellte, so daß seine cylinderförmige Kopfbedeckung den Balken an der Decke berührte, und auf den edlen jungen Erben von Banesti ein Hoch ausbrachte, in das die Freisassen jubelnd einstimmten und das Grigore mit einem Tusch begleitete. Pope Konstantin wollte noch einen kleinen Speech vom Stapel lassen, empfand aber plötzlich eine gewaltige Schwäche in den Beinen, er sackte zusammen und schloß Dragosch in die Arme. Zilibi stand inzwischen eingekeilt in einer Ecke der dumpfen Schenke, ein Glas Wein in der Hand, und murmelte vor sich:

„Nehmen wir an, daß Lea gestorben ist. Sie ist heute gestorben. Ich werde in der Synagoge das Totengebet verrichten, heute und morgen, ein ganzes Jahr hindurch. Sie war ein gutes Kind, meine teure Lea. Jetzt ist sie tot!“

Und wie er dies sagte, rieselten zwei dicke Thränen seine eingefallenen Wangen herab und flossen in das Glas Wein, das er, ohne zu trinken, mit zitternder Hand vor den Mund hielt.

XI.

Eine fast zwerghafte, mit einem Höcker belastete Gestalt mit dünnen, krummen Beinchen, einem kurzen Halse, auf dem ein runder, großer Kopf sitzt, mit einem vollen, glattrasirten Gesicht, einer kurzen, platten Nase, einem breiten Mund und vorspringendem Kinn, so sieht der Advokat Pantasi Tschuku aus, den Madame Fortunat mit der Führung ihres Prozesses betraut hat.

Die Natur schien mit einer dämonischen Freude daran gearbeitet zu haben, ein vollendetes Meisterwerk von abstoßender Häßlichkeit zu schaffen, und es war ihr dies bis auf die mächtige, wie aus Granit gehauene weiße Stirn und bis auf die Augen gelungen. Es waren herrliche tiefschwarze Augen, die von Geist und Leben sprühten. Pantasi Tschuku wird unter die besten Advokaten der Residenz gezählt, er ist ein vorzüglicher Redner und wegen seines Sarkasmus sehr gefürchtet. Und er imponirt den Damen, er behandelt dieselben mit einer vollendeten, weltmännischen Sicherheit und wäre bei der Damenwelt sogar sehr beliebt, wenn nicht aus seinen Reden, aus dem Tonfall seiner Stimme, aus seinem Lächeln und aus dem Blinzeln seiner schwarzen Augen eine leise Verachtung des weiblichen Geschlechtes durchschlummerte. Pantasi Tschuku ist sehr gern in Damengesellschaft, geht aber hiebei durchaus nicht wohlerisch zu Werke. Jedes Weib, das jung, schön und blühend, lockt ihn, mag dasselbe auf den sonnigen Höhen der Gesellschaft thronen oder mitten im Tabaksqualm dumpfiger Tingeltangel Zoten reißen. Herr Tschuku hatte sogar in der letzten Zeit einen kleinen Liebesroman, der mehrere Monate hindurch den Gesprächsstoff in der Gesellschaft bildete. Eines Tages nämlich überraschte er seine Freunde durch die Mitteilung, daß er heiraten werde. Diese Botschaft wurde überall mit einem ungläubigen Lächeln aufgenommen, um so größer war jedoch das Aufsehen, als Tschuku nach einer kurzen Abwesenheit von der Residenz mit einer jungen, schlanken, blühend schönen Brünette zurückkehrte, die er seinen intimen Freunden als seine Frau vorstellte.

Niemand kannte die Herkunft dieser Dame, aber böse Zungen behaupteten, daß sie Tschuku aus einer Kunstreitertruppe entführt hätte. So lange sein Eheglück anhielt, war er in der Gesellschaft unsichtbar. Aber es dauerte nur wenige Wochen. Eines schönen Tages brachte nämlich ein Blatt die Nachricht, daß die Frau des Herrn Tschuku das Weite gesucht und bei dieser Gelegenheit verschiedentliche Wertpapiere ihres angeblichen Gatten mit sich hätte gehen lassen. Am Tage, da diese Notiz erschienen war, verreiste Tschuku, um, wie es hieß, dem flüchtigen Täubchen auf die Spur zu kommen. Als er nach einigen Wochen wiederkehrte, sah er zwar etwas bleich aus, aber sonst war an seinem Wesen keine merkliche Veränderung wahrnehmbar. Er gab jetzt sogar selbst mit einem gewissen Galgenhumor sein Liebesabenteuer zum besten: es wäre nur eine flüchtige Liaison gewesen, die sein Herz nicht ernstlich engagirt hätte, er wollte bloß den Beweis erbringen, daß er trotz seines Buckels das Herz eines Weibes erobern könne. Daß ihm sein Liebchen durchgegangen, sei leider Gottes eine Thatsache, gleichzeitig aber ein nicht seltenes Malheur, das er mit vielen anderen ehrenwerten und gerade gebauten Ehemännern teile, er lasse sich darüber kein graues Haar wachsen und ertrage sein Mißgeschick — wenn es überhaupt eines sei, ein Weib los zu werden — mit stiller Resignation. La donna e mobile.

Das Gerücht über Tschukus tragikomisches Liebesabenteuer war auch zu Madame Faluza gedrungen, die in den letzten Jahren etwas gebrechlich und schwerhörig geworden war und sehr selten ihr Gut verließ, da sie die Mühe einer dreistündigen Fahrt nach der Stadt auf der holperigen Landstraße scheute. O, diese Landstraße! Die alte Dame verwünschte dieselbe dorthin, wo der Pfeffer wächst, wohin nach ihrer Ansicht übrigens auch der Präfekt Aldeanu und der gesamte Distriktsrat gehörten, die für alles mögliche, nur nicht für die Herstellung einer ordentlichen Landstraße von ihrem Gute nach der Distriktshauptstadt Geld zur Verfügung hatten. Madame Faluzas Bedürfnis nach Tagesneuigkeiten wurde daher fast ausschließlich durch die Nachrichten befriedigt, welche Lea, die, seitdem sie das Institut verlassen, bei Madame Faluza, einer intimen Freundin des Herrn Balsamaki, als Gesellschafterin lebte, von den Ausflügen heimbrachte, die sie nach der Distriktshauptstadt oder nach Banesti unternahm. Das Gerücht über Tschukus Liebesdramen war ihr auch nur auf diese Weise in einer etwas fragmentarischen Darstellung zugekommen.

Madame Faluza brannte vor Neugier, darüber Authentisches zu erfahren, und sie war daher überglücklich, als sie eines Tages der buckelige Advokat mit einem Besuche überraschte. Herr Tschuku war nämlich auf der Reise nach Banesti begriffen, um mit Herrn und Frau Fortunat wegen der weiteren Führung des Prozesses Rücksprache zu nehmen, und hatte sich vorgenommen, bei dieser Gelegenheit bei Madame Faluza, deren Gut er passiren mußte, vorzusprechen. Er wollte nämlich Lea sehen, die er vor einiger Zeit in der Familie Fortunat kennen gelernt und deren außerordentliche Schönheit auf sein leicht entzündliches Herz einen tiefen Eindruck gemacht hatte. Er hatte von ihrem Uebertritt zum Christentum und gestern erst von ihrer bevorstehenden Vermählung mit Herrn Balsamaki vernommen, und da ihm letzteres etwas seltsam und nicht recht glaubhaft erschien, so wollte er sich an Ort und Stelle Gewißheit darüber verschaffen. Die Sache ging ihn eigentlich nichts an, war ihm aber durch den Umstand persönlich nahe gerückt, daß er darin einen glänzenden Beleg für seine Ansicht zu finden glaubte, daß ein noch so häßlicher Mann die Liebe des schönsten Weibes erringen könne, wenn er es nur recht zu packen verstehe. Herr Tschuku wurde sehr freundlich und liebenswürdig empfangen, er küßte galant zuerst der alten Dame, dann Lea die Hand und sprach sein lebhaftes Bedauern darüber aus, daß man Madame Faluza und Fräulein Lea fast nie in der Distriktshauptstadt, wohin ihn fast jeden Monat Berufsgeschäfte führten, zu Gesicht bekäme.

„Ich bin alt und schwach,“ seufzte Madame Faluza, „und kann das Fahren auf dieser gräßlichen Landstraße nicht ertragen. Ja, ich fühle, wie das Greisenalter immer schwerer auf mir zu lasten beginnt. Und ich werde es bald noch nachdrücklicher zu spüren bekommen, wenn meine liebe Lea mich verläßt. Sie wissen doch, daß Fräulein Lea nächste Woche schon Herrn Balsamaki heiratet? Apropos, wenn ich recht berichtet bin, haben Sie auch geheiratet, und Sie böser, böser Mensch haben es nicht einmal der Mühe wert gefunden, einer alten Freundin eine Vermählungsanzeige zu senden!“

Madame Faluza war auf diese Weise ihrem Ziele zugesteuert und es geschah nicht ohne einer gewisse malitiöse Berechnung, daß sie die Sache so darstellte, als ob ihr der Abschluß nicht bekannt wäre, den Tschukus galantes Abenteuer gefunden. Tschuku empfand diese Bosheit, aber sie brachte ihn nicht in die geringste Verlegenheit, er erzählte ruhig und in der oben geschilderten Weise seine Liebesaffaire, schlürfte inzwischen in kleinen Zügen den türkischen Kaffee, den ihm Lea gereicht, und als er seine Erzählung beendet hatte, richtete er seine schwarzen, glänzenden Augen auf das Mädchen, das auf dem Kanapee neben der alten Dame saß, und sagte leichthin:

„Und in Ihnen, mein schönes Fräulein, darf ich heute eine Glaubensgenossin begrüßen, und Sie heiraten also wirklich schon in der nächsten Woche? Und Herr Balsamaki ist der Glückliche? Schien mir anfangs nicht recht glaubhaft! Im übrigen, ein Mann in den besten Jahren, ein sehr reicher Mann; und daß er Sie liebt, daran zweifle ich ebensowenig wie an der Existenz des Sonnenstrahls, de-

gegenwärtig das Sammetrund Ihrer Wangen vergoldet. Meine innigste Gratulation!"

Diese Worte waren so rasch von den Lippen des Advokaten geglitten und er hatte dieselben mit einem solchen Tone scheinbarer Bonhommie gesprochen, daß die alte Dame die leise durchschimmernde Ironie nicht merkte. Lea aber empfand das Scharfe, Krallige darin, eine feurige Röte übergoß ihr Gesicht und eine herbe Entgegnung schwebte ihr auf der Zunge. Der buckelige Advokat ließ sie aber nicht zu Worte kommen.

„Ich habe leider nicht das Vergnügen und die Ehre," fuhr er in derselben plauderhaften Manier fort, „Ihren Bräutigam näher zu kennen, aber wenn ein so schönes Mädchen wie Sie ihm Herz und Hand schenkt und als Zugabe noch die Religion ererbt, so muß er ein sehr verdienstvoller, ein unwiderstehlicher Mann sein, und da sagt man, wir leben in einer prosaischen Zeit. Bei Gott, die Romantik ist nicht ausgestorben, und wer das Gegenteil behauptet, dem will ich Sie, mein schönes Fräulein, und Ihren ehrenwerten Bräutigam als lebende Illustration für die Realität romantischen Sinnes in unserer hausbackenen Gegenwart anführen und er wird verstummen. Also nochmals meine herzlichste Gratulation! Und nun, meine Damen, will ich mich Ihnen empfehlen, ich werde in Banesti sehnsüchtig erwartet. Leben Sie recht wohl, meine Damen! Und Sie, mein liebenswertes Fräulein, werden hoffentlich nicht vergessen, mich zu Ihrer Trauung einzuladen, ich bitte sehr darum, ich habe schon lange nicht das Vergnügen gehabt, ein glückliches Brautpaar zu sehen, verschaffen Sie mir diese Freude. Adieu!"

Herr Tschuku küßte Madame Falutza die Hand, faßte sodann Leas weißes Händchen, berührte leicht ihre Fingerspitzen, schaute ihr mit seinen schwarzen Augen, aus denen eine brennende Gier aufflammte, eine Weile ins Gesicht und verließ rasch den Salon. Bald darauf hörte man das Knallen einer Peitsche und das Rasseln der Droschke, in welcher der buckelige Advokat hingestreckt lag, eine Cigarrette in einer Bernsteinspitze im breiten Munde, die er ab und zu in die Hand nahm, um blaue Rauchwolken in die Luft zu blasen. — — —

Zwei Stunden später befand sich Herr Tschuku im Herrenhof von Banesti, wo er stets ein gern gesehener Gast war. Heute war dies um so mehr der Fall, da ihm Herr und Madame Fortunat wegen des glücklichen Ausgangs ihres Prozesses mit den Freisassen von Banesti zu besonderem Dank sich verpflichtet fühlten. Als daher seine Droschke in den Schloßhof einfuhr, eilte Herr Fortunat selbst die Treppe herab, war ihm beim Aussteigen behilflich und führte ihn in das Fremdenzimmer, wo er rasch die Toilette wechselte. Bald darauf betrat er den Salon, wo ihn Madame Fortunat herzlichst begrüßte. Hernach wurde ihm Jonel vorgestellt. Der buckelige Advokat musterte eine Weile den jungen Mann mit prüfenden Blicken, dann reichte er ihm die Hand und sagte mit einem verbindlichen Lächeln:

„Es freut mich, mein lieber junger Freund und Kollege, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, es freut mich sehr und ich bitte Sie, zu glauben, daß dies keine gewöhnliche Redefloskel ist; ich kenne Sie nämlich aus Ihren Briefen, die mir Fräulein Florica dann und wann zu lesen gestattete. Und ich hartgesottener Sünder und grobkörniger Materialist freue mich stets, wenn ich auf eine junge, von Idealen bewegte Natur stoße, es ist dies hier zu Land eine seltene Ware. Doch ich sehe, Madame," wandte er sich zu Madame Fortunat, „daß Sie nähere Details über den Prozeß zu erfahren wünschen; aber Sie kennen ja meinen epikuräischen Grundsatz: ich spreche von Geschäften erst dann gern, wenn ich meine verkümmerte Leiblichkeit durch Speise und Trank erquickt habe, es ist bald sechs, und wenn ich nicht irre, ist das Ihre Dinerstunde."

Während des Diners, an welchem Florica, da sie sich unwohl fühlte, nicht teilnahm, wurde nicht viel debattirt. Der buckelige Advokat entwickelte, wie gewöhnlich, einen gewaltigen Appetit, während Herr Fortunat über den schlechten Ausfall der Ernte und über seine traurige materielle Lage mit bewegtlichen Worten klagte.

Nach dem Diner begab man sich in den Salon zurück, wo der Kaffee servirt wurde. Herr Tschuku ließ sich in einem Fauteuil behaglich nieder, brannte eine Cigarette an und erklärte, daß er nunmehr bereit sei, auf alle Fragen Rede und Antwort zu stehen.

„Sie haben uns bis jetzt," begann Herr Fortunat, „nur die kurze Nachricht zugesendet, daß wir den Prozeß gewonnen haben. Ich bin überzeugt, daß Sie glänzend plaidirt und einen harten Strauß mit Ihrem Gegner bestanden haben. Um so größer ist Ihr Verdienst, mein lieber Tschuku. Es würde mich sehr freuen, wenn Jonel seine erste Lehrzeit unter Ihrer Leitung durchmachen könnte."

„Es wird mir ein besonderes Vergnügen sein," sagte Tschuku, „Ihren Sohn unter meine Fittiche zu nehmen; was aber den glücklichen Ausgang Ihres Prozesses betrifft, so gebührt der Löwenanteil des Erfolges Ihrer schönen und liebenswürdigen Gemahlin!"

„Nun ja," meinte Madame Fortunat lächelnd, „ich habe das Meinige gethan."

„Ich weiß nicht recht, wie ich das zu verstehen habe," bemerkte Jonel.

„Die Sache ist sehr einfach," lachte Herr Tschuku, „Ihre Frau Mama hat den Präfekten Albeanu um seine thatkräftige Unterstützung ersucht, Herr Albeanu hat daraufhin dem Gerichtspräsidenten und seinen Beisitzern einen Wink mit dem Zaunpfahl gegeben, und als der Prozeß zur Verhandlung gelangte und ich das steife Gesicht unseres Gerichtspräsidenten in strenge Amtsfalten gelegt sah, da wußte ich, was die Glocke geschlagen, und strengte mich demgemäß beim Plaidiren nicht allzusehr an. Also Ehre, wem Ehre gebührt, Madame. Wenn ich den Prozeß auch beim Kassationshof gewinne, was ich übrigens bestimmt hoffe, dann erst will ich den Dank Ihrerseits als einen wohlverdienten in Empfang nehmen und quittiren."

Nachdem Herr Tschuku diese Worte gesprochen, schlürfte er seine Schale Kaffee leer und schaute Madame Fortunat, verständnisinnig lächelnd, in die Augen. Da erhob sich Jonel und trat nahe zum Buckeligen. Das Gesicht des jungen Mannes war lebhaft gerötet und in seinen Augen funkelte es seltsam. Er stand einige Augenblicke wie sinnend da, als suche er nach passenden Worten, doch plötzlich warf er das Haupt empor, und es glitt rasch von seinen Lippen:

„Glauben Sie, Herr Tschuku, daß Sie ohne die Mitwirkung meiner Mutter den Prozeß gewonnen hätten?"

„Das läßt sich nicht so ganz bestimmt behaupten, vielleicht ja, vielleicht nicht; aber, offen gestanden, unsere Chancen waren nicht besonders günstig."

„Glauben Sie, Herr Tschuku, daß das Recht auf unserer Seite ist?"

„Das ist eine etwas umständliche Frage, um die sich ein Advokat nicht zu kümmern braucht. Im übrigen sind ja Recht und Unrecht relative Begriffe."

„Relative Begriffe?!" lachte Jonel bitter auf; „aber der Schmerz der fünfzig armen Bauernfamilien, denen man dank der thatkräftigen Unterstützung des würdigen Präfekten ihr Erbgut entreißt, ist, bei Gott, kein relativer Begriff! Oder vielleicht doch?"

Der buckelige Advokat antwortete nicht, er faßte bloß mit der rechten Hand sein Kinn und schaute mit seinen schwarzen Augen, aus denen eine überlegene Ironie leuchtete, zu dem jungen Mann empor. Herr und Madame Fortunat hatten dem Zwiegespräch der beiden lautlos gehorcht, jetzt aber sprang letztere auf und trat zu Jonel heran. Und wie sie so vor ihm stand mit hoch erhobenem Haupt, das bleiche Gesicht vom Schein der Lampe hell beleuchtet, mit den dunkelblauen, blitzenden Augen, so war sie immer noch ein schönes, imponirendes Weib trotz ihrer vierzig Jahre, trotz der zwei scharfen Falten an ihren beiden Mundwinkeln.

„Jonel," sagte sie, und ihre Stimme klang herb und streng, „ich habe bemerkt, daß Du für die traurige Lage, in der wir uns befinden, kein Gefühl, kein Verständnis besitzest. Du weißt sehr wohl, daß von dem Erfolge dieses Prozesses unsere Zukunft abhängt, und anstatt Dich darüber zu freuen, daß wir ihn gewonnen haben . . ."

„Aber, liebe Adele," unterbrach sie Herr Fortunat, „wozu Dich aufregen? Jonel meint es gewiß nicht so schlimm!"

Sie wandte sich zu ihrem Gatten, der auf dem Kanapee saß, lachte kurz auf und sagte:

„Er meint es nicht so schlimm, der Arme! Und was bedeuteten die Hochrufe, die vor einigen Tagen betrunkene Freisassen in Nastalis Schenke auf ihn ausbrachten? Mir scheint, Jonel, Du fühlst Dich berufen, als Verfechter der armen Freisassen von Banesti gegen Deinen Vater aufzutreten, das wäre ja köstlich!"

Jonel war totenbleich geworden, er fuhr mit der Hand über die Stirne, dann sagte er mit vor innerer Aufregung zitternder Stimme:

„Es ist ein ungerechter Vorwurf, den Sie mir da machen, Mutter, ich empfinde die traurige Lage des Vaters tief, vielleicht ebenso tief wie Sie, nur glaube ich nicht, daß der rechte Weg eingeschlagen wurde, um uns aus derselben zu befreien."

„Und welcher Weg wäre wohl der rechte nach Deiner Ansicht?" brauste Madame Fortunat auf. „Sollen wir etwa warten, bis man Banesti unter den Hammer bringt? Und wenn dieses Unglück über uns hereingebrochen, dann werden wir resignirt weiter warten, bis Du ein gesuchter Advokat und in der Lage bist, Deiner Familie die Mittel zu einem standesgemäßen Unterhalte generös zur Verfügung zu stellen. Wäre das etwa der rechte Weg?"

„Vielleicht ja," entgegnete Jonel bestimmt.

„Du bist ein Kind, lieber Jonel," rief Madame Fortunat, und ein höhnisches Lächeln umspielte ihre Lippen, „Du bist ein Kind, um kein härteres Wort zu gebrauchen, und ich werde Deinen Vater bitten, Dir begreiflich zu machen, daß Kinder in ernste Angelegenheiten sich nicht hineinzumischen haben!"

Jonel fuhr zusammen, eine harte Antwort schwebte ihm auf der Zunge, da traf ihn ein bittender Blick seines Vaters, er bezwang seinen Unmut, empfahl sich und verließ rasch den Salon. Eine Weile herrschte darin eine peinliche Stille.

„Ich bedaure, Herr Tschuku," unterbrach dieselbe Herr Fortunat, „daß Sie Zeuge dieser traurigen Familienscene waren, aber Sie sind ja unser Hausfreund und ich kann daher mit Ihnen frei sprechen. Ich muß Ihnen gestehen, daß mir Jonels Ansichten nicht gefallen, ich hatte bereits wegen dieses unglückseligen Prozesses einige erregte Debatten mit ihm, ich vermute, daß er in Deutschland sozialistische Ansichten eingesogen hat. Ich habe ihm alle Aktenstücke des Prozesses zur Verfügung gestellt, aber er ging an das Studium derselben mit der vorgefaßten Meinung, daß bei einem Rechtsstreit zwischen einem Gutsherrn und seinen Bauern das Recht stets auf Seite der letzteren sein müsse. Lesen Sie ihm, lieber Herr Tschuku, ein wenig den Text, und Dich, meine liebe Adele, bitte ich, seiner jugendlichen Unbesonnenheit zu gute zu halten, wenn er Dich durch ein hartes Wort verletzt haben sollte."

Madame Fortunat sprach nichts, aber das nervöse Zucken um ihre Mundwinkel verriet, wie sehr sie die peinliche Scene aufgeregt hatte.

„Gestatten Sie mir, Herr Fortunat," sagte Tschuku, indem er sich erhob, „daß ich Jonel aufsuche, ich will ihn ein klein wenig ins Gebet nehmen, und ich hoffe, daß es meinen Auseinandersetzungen gelingen werde, ihm eine andere Ansicht über diesen Prozeß beizubringen. Und Sie, meine schöne Dame," fügte er lachend hinzu, indem er zu Madame Fortunat trat, ihre weiße Hand ergriff und an den Mund führte, „Sie, meine schöne Dame, bitte ich sehr, unserem jungen Hitzkopf nicht böse zu sein. In Jonel steckt ein deutscher Träumer und diese Menschensorte hat allerhand eigentümliche Anschauungen; Jonel wird sich aber — dessen seien Sie überzeugt — bei uns gar bald die Hörner abstoßen."

„Ich will es hoffen," sagte Madame Fortunat.

„Sie sind für heute nacht unser Gast," sagte Herr Fortunat, „ich dulde nicht, daß Sie heute noch in die Stadt zurückkehren. Und nun will ich Sie in Jonels Stube geleiten, ich wünsche innigst, daß Ihre Bemühungen bei meinem Sohne von Erfolg gekrönt sein mögen."

Tschuku küßte Madame Fortunat die Hand, ersuchte sie, Fräulein Florica sein herzliches Bedauern auszudrücken, daß er sie nicht habe sehen können, und verließ darauf in Begleitung des Herrn Fortunat den Salon.

(Fortsetzung folgt.)

An Wilhelm Jordan,

den Freund, Dichter und Rhapſoden.

zum ſiebenzigſten Geburtstag*).

Sonett.

Ihn ſahen wir und ſtaubten Kamm im Ehre,
Wenn, ſieger Greis, Du aus den Nibelungen —
Ich weiß nicht, war's geſprochen, war's geſungen —
Das reichſte Gaſtmahl botſt unſerm Ohre,

Und öfter noch iſt durch der Augen Thore
Dein Lied ſo groß und doch ſo fein verſchlungen
Aus ſtummem Buch entgegen uns gedrungen
Und zwang zu ſchnellem Lauf die Lichtge Lore.

Doch war auch von verſchied'ner Art die Pforte,
Durch deren Bogen uns in Ernſt und Scherz
Beflügelt nahten Deine Dichterworte,

Ob Aug', ob Ohr bot Einlaß der Coſerte,
Du fand das Herz doch ſtets und allerwärts:
Des deutſchen Volkes dankerfülltes Herz.

Wiesbaden, 24. Januar 1899.

Georg Ebers.

*) Ein Ueberſicht Wilhelm Jordans ſowie eine eingehende Würdigung ſeiner dichteriſchen Perſönlichkeit wurde von kundiger Hand in Jahrg. 1885 dieſes Blattes, Heft 891 gegeben.



Dr. Wilhelm Jordan, geboren am 8. Februar 1819.
Nach der Marmorbüſte von Friedrich Schierholz in Frankfurt am Main.

Meine erſte Rhapſodie.

Von Wilhelm Jordan.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Freund Georg Ebers verrät mir, daß „Ueber Land und Meer" meines ſiebenzigſten Geburtstages gedenken wolle. Zugleich empfiehlt er, auch meinerſeits einen Beitrag zu liefern, eine Lebenserinnerung oder ein Jugendgedicht. So beginne ich denn zu kramen in den wohl ein Menſchenalter lang nicht geöffneten Mappen mit meinen früheſten poetiſchen Verſuchen.

Ach, alles, alles finde ich gar zu jugendlich! Auch heute widerſteht es mir, aus dem ſehr gerechtfertigten ſtrengen Bann zu entlaſſen, was ich, trotz mancher Verſuchung, nicht in Druck zu geben vor vierzig und ſelbſt fünfzig Jahren verſtändig genug war. Doch da liegt nun vor mir ein vergilbtes, an den Rändern ſogar ſchon braunes Heft. Es enthält ein ziemlich umfangreiches erzählendes Gedicht, betitelt „Ragaina" und geſchrieben in eben der Nibelungenſtrophe, welche ich längſt nicht nur zum epiſchen Vortrag ungeeignet erachte, ſondern überhaupt geringſchätze als die an wohllautender Sprachmuſik allerunergiebigſte.

Blätternd überleſe ich hier und dort eine Seite — und lächle! Die gewählte, an ſich kümmerliche Form iſt zuweilen leidlich erfüllt, wie zum Beiſpiel in einigen Strophen des Eingangs, die ich, natürlich durchaus unverbeſſert, hierher ſetze:

„Seht ihr die alten Mauern dort auf zum Himmel dräu'n?
Sie meinen's zu bekennen, daß durch ihr weich Geſtein
Die Stürme mitbeid jagen, als wären Geiſter im Streit,
Wo ſich in alten Tagen einſt Saal an Saal gereiht.

Doch worden dieſe Steine ſo dauerhaft gefügt,
Daß aus dem Sargeſchreine der Erde, drin ſie liegt,
In dieſen Bau die Vorwelt, das ſtarrſtarrende Weib,
Ins blühende Jetzt emporhält des Hauſes und der Leute Leib.

Mich reißt das Weh, das bleiche! Mir iſt, als ob ich müßte
Umarmen ihre Leiche, als könnten meine Küſſe
Ihr Auge wieder lichten, als könnte meine Hand
Den Todesmann vernichten, der ſie in Schlaf gebannt."

Den Inhalt aber muß ich teils ſchmoch, teils überſchwenglich nennen. An das zur Ruine ausgebrannte und damals noch nicht wieder hergeſtellte Deutſch-Ordens-Schloß zu Ragnit (litauiſch Ragaina) in Oſtpreußen wird eine Erzählung angeknüpft aus den Kriegen zur Unterjochung und Bekehrung der Litauer. Der junge Poet nimmt mit Uebereifer Partei für die Beſiegten und ihr Heidentum.

Die nun aus der Zeit der Entſtehung und einmaligen Verwendung dieſer knabenhaften Arbeit auftauchenden Erinnerungen bringen zugleich die Einſicht mit, daß die unbedeutende Dichtung gleichwohl von erheblicher Bedeutung für mein Leben geworden iſt.

Einem Enthuſiaſten von herrlichem Gemüt bei ſo harmloſen als oft grillenhaften Liebhabereien, einem Manne, der eines Porträts in beſonderer Novelle ſehr würdig wäre, verdanke ich den ſagenhaften Stoff, zugleich die Anſteckung mit jenem, für den geborenen Deutſchen recht wunderlichen litauiſchen Patriotismus. Er hieß Gaſewius und war Lehrer



Aus den deutſchen Kolonien in Südbraſilien: **Die Kolonie Santa Cruz, von Oſten geſehen.**

am Gymnasium zu Tilsit, unterrichtete aber nur in den unteren Klassen. Seine Amtsstellung hinderte ihn nicht, seine Freundschaft für mich, den Schüler der Prima derselben Anstalt, bis zu einer beinahe demüthigen Unterwerfung des gebotenen Verhältnisses zu steigern, seit ich einige der von ihm aus dem Munde singender Mädchen gesammelten lithauischen Volkslieder (Dainos) in deutsche Reime gesetzt hatte. Nach der Vorlesung der obigen „Ragaina" brach er in maßlose Bewunderung aus. So gänzlich ohne Urteil war ich doch nicht mehr, um sein Lob als voll verdient hinzunehmen; doch muß ich bekennen, daß seine damalige begeisterte Prophezeiung eines mir bevorstehenden großen Erfolges in der Poetenlaufbahn nicht wenig beigetragen hat zu meinem frühzeitigen Entschluß, allem Brotstudium zu entsagen und mich nur zum Dichter auszubilden.

Ich wohnte bei einem Verwandten unserer Familie, Oberlehrer Heidenreich, der auch den deutschen Unterricht in Prima gab und trotz einer Schwäche seines Organs, welche ihm die Aussprache mancher Konsonanten erschwerte, Gedichte überaus feinsinnig und wirksam vorzutragen verstand.

Die Reinschrift von „Ragaina", dieselbe, welche mir jetzt gebräunt vorliegt, war mir einige Tage nach der Vorlesung bei Gisevius vom Pult in meinem Zimmer spurlos verschwunden. Nach langem, vergeblichem Suchen hatte ich mir schon das Papier zurecht gelegt, um eine neue anzufertigen.

Um eben diese Zeit wurde im Gymnasium die festliche Feier des Geburtstages König Friedrich Wilhelms III. vorbereitet. Ich war einer der Primaner, die mit einer Deklamation auftreten sollten. Als Heidenreich uns auftrieb, die Stücke

Vor den Coulissen



„O Jesu, nächtigster der Götter, gib mir meine Tochter wieder, sende sie in meine Arme! Mein bestes Königreich und Lob und Güte dem, der sie mir wieder hierher bringt!"



„Hier, trotz mir den Löwenhain, Knappe, die Sonne von Allen bratet mir den Leib und der Stahlharnisch ist wie glühend Erz!"



„Wenn ihr euch in Wahrheit ewige Treue halten wollt, dann geb' ich euch zusammen fürs ganze Leben; nimm sie hin!"



„Geh weiter, Else, böses Kind! Hier kann ich Dich nicht brauchen. — Hören Sie, Lenz, ich lege Sie aufs Ohr, wenn Sie mein Töchterchen wieder lieber bringen!"



„Gut, daß wir Pelz, Faßstab und Decken mitgenommen haben, das ist ja ein elender Zug da hinter den Coulissen und eine Kälte in dem Barytarisch!"



„Ja, Spaß extra, Kollege, da hier außen muß aber doch nun die Treue aufhören, das ist ja meine Frau!"

und hinter den Coulissen.

Nach Originalskizzen von A. v. Fischern.

selbst vorzuschlagen, welche wir zu sprechen wünschten, nannte ich Schillers Lied von der Glocke.

„Nein," rief er, „Du wirst nicht deklamiren von Schiller, sondern von Jordan, Ragaina. Habe Dein Gedicht gefunden, durchgelesen und dem Herrn Direktor vorgelegt. Das Lehrerkollegium hat beschlossen, Dich Dein eigenes Werkchen vortragen zu lassen."

Am 3. August 1838 also trat ich auf mit Ragaina. Frei aus dem Gedächtnis, wie das geboten war, sprach ich fast anderthalb Stunden vor mindestens vierhundert Zuhörern, unter denen sich auch meine Eltern befanden. Ich erntete so lebhaften Beifall, daß mir der Herausgeber des Tilsiter Wochenblattes, Buchhändler H. Post, für mein unreifes Obst zwei Friedrichsdor zu bieten so leichtsinnig war, eine Summe, die mir damals ein Kapital bedeutete. Heute noch bin ich stolz darauf, daß ich auf den Rat meines Vaters dieser Versuchung widerstand und mein Opus nicht drucken ließ.

Neunundzwanzig Jahre später, im April 1867, stand ich wieder in demselben Gymnasialgebäude, an derselben Stelle, von der aus ich einst Ragaina vorgetragen, als Rhapsode meiner „Nibelunge". Es ward mir leicht, die große Versammlung von Heimatgenossen und vielen Verwandten mit einem Vermerk bis zu Thränen zu rühren, als ich meiner Deklamation am 3. August 1838 gedachte und, mit dem Finger hindeutend auf den Onkel Heidenreich und meinen alten Freund Gisevius, ausrief: „Dort stehen, jetzt schneeweiß, zwei Männer, die mich schon damals gehört."

Nach der Rhapsodie kam der greise Gisevius, mir die Hand zu drücken, und flüsterte: „Na, wer hatte recht?"

So hab' ich denn eigentlich schon als neunzehnjähriger Jüngling, freilich ohne selbst das mindeste davon zu ahnen, den ersten Schritt gethan auf die Schwelle des Paradies, der mich als Rhapsoden meines Nibelungenepos zu fast neunhundert Vorträgen in zweihundertunddreißig Städten um das halbe Erdenrund führen sollte.

Doch ich darf bei diesem Bericht vom unbewußten Antritt meines epischen Amtes das Beste nicht vergessen.

Unter meinen Zuhörerinnen am Königsgeburtstage 1848 befand sich auch ein junges Mädchen Namens Emma Steinberg. Damals schon, als Primaner, ward ich mit der Sechzehnjährigen einig fürs Leben. Aus Gründen, die man erraten möge, bekommt sie recht oft und gern den Rufnamen Frau Ute zu hören. So Gott will, werde ich mit ihr nach weiteren fünf Jahren die goldene Hochzeit feiern.

Frauentypen aus der amerikanischen Gesellschaft.

Von

Bret Harte.

(Alle Rechte vorbehalten.)

1. Die Schöne.

Wie gesagt, eine ausgesprochene Schönheit! Sie wohnt Broadway 126, in einem palastartigen, mit allem erdenklichen Luxus und Comfort ausgestatteten Haus, ist das einzige Kind eines reichen Bankiers zu New-York und heißt Miß Rosalind Wreford. Ihre Gestalt ist so vollendet ebenmäßig, daß sie größer erscheint, als sie in Wirklichkeit ist; sie trägt sich wahrhaft hoheitsvoll, mit dem edlen Anstand einer Königin. Hellbraunes, samt welliges Haar beschattet ihre griechische, leuchtend weiße Stirn und ist mit Schildpattnadeln nach der neuesten Mode aufgesteckt. Ihre langgeschlitzten Augen unter feingezeichneten dunklen Brauen haben viel Licht aber wenig Wärme und schillern wechselhaft zwischen Meergrün und Veilchenblau. Ihre roten Lippen wölben sich etwas hochmütig über den beiden perlengleichen Zahnreihen, die beim Sprechen selbstbewußt hervorschimmern.

Der schöne Mund ist beständig zu einem leisen, vagen Lächeln geöffnet, das im gewöhnlichen Umgang mit Miß Rosalind niemanden stört und reizbar auf die Nerven wirkt, aber jeden Fremden entzückt und im Ballsaal wie im Empfangssalon eine Macht bedeutet. Ihre breiten, zartgetönten Wangen haben die Fülle der ersten Jugend; ihre Ohren sind zwei kleine rosige Muscheln und die anmutigen Träger eines bescheidenen Vermögens: zweier echten schwarzen Perlen von der Größe einer Haselnuß.

Ihre Stimme ist lebendige Musik, aber aus angeborener Wortkargheit spricht Miß Wreford nicht gern, sondern bedient sich lieber der Sprache ihrer Zauberaugen und ihres kostbaren Straußenfiederwedels. Sie besitzt eine eigene Loge und eine Loge in den beiden ersten Theatern New-Yorks. Ihrer königlichen Haltung entsprechend, sind ihre Toiletten fürstliche Repräsentanten der Pariser Eleganz und ihres eigenen guten Geschmacks. Ihr Boudoir gleicht einem mit himmelblauem Atlas ausgeschlagenen, goldgepreßten Prachtalbum für Photographien und Visitenkarten; dann und wann liegt ein Modejournal auf dem türkischen Teppich unter ihren vornehm trägen Füßchen, und ein Roman von G. Conway oder Montepin auf einem der in Regenbogenfarben schimmernden Fauteuils. Sie empfängt meist Herrenbesuch, darunter viele Staatsmänner, und liebt es, daß man bei ihr von Politik spräche. In den Zwischenpausen faßt sie sich von einigen alten Damen, deren Söhne sich in Paris ruiniert haben, den Hof machen ... Nach Eröffnung der Sommersaisons begibt sich die New-Yorker Belle nach Saratoga, dem großartigsten, luftsomalerischen, kostspieligsten Rendezvous der Vereinigten Staaten, wo die elegante Welt sich alljährlich ein Stelldichein gibt, blasirte Lebemänner Zerstreuungen suchen und heiratsschmachtende Damen Eroberungen machen, — wo man alles findet, nur nicht Ruhe und Erholung. Auch hier ist Miß Rosalind der strahlende Mittelpunkt des geselligen Treibens: alles dreht sich um ihre Person und ihre Toiletten.

Wie der Komet mit leuchtendem Schweif seine Bahnen am Himmel zieht, so bezeichnet die Belle auf der Promenade, in dem Kursaal und der prunkhaften Konzerthalle die jeweilige durch ein langes Gefolge von Anbetern und Bewerbern ...

Zwei Winter hat sie als unumschränkte Herrscherin im „high life“ der New-Yorker Gesellschaft das Scepter geführt. Ihr Ruf und ihre Schönheit stehen im Zenith. Aber Miß Wreford ist weit entfernt, sich gedankenlos ihren Triumphen hinzugeben, sondern vielmehr ernstlich beschäftigt, sich eine solide, ihren Ansprüchen angemessene Lebensstellung zu gründen. Sie allein weiß, daß ihr Vater für reicher gilt, als er ist, daß ihre Gewohnheiten und Neigungen eine unerschöpfliche Geldquelle erfordern und ihre Schneider- und Juwelierrechnungen sich ins Unendliche belaufen.

In Saratoga hat sie die Bekanntschaft eines reichen Mexikaners gemacht, dessen Gesundheit durch maßlose Lebensgenüsse arg zerrüttet worden ist. Es ist ein Mann in mittleren Jahren, der seine schwindenden Kräfte durch geistige Getränke aufrecht zu halten sucht, — von Ansehen ein vollkommener Gentleman!

Miß Rosalinds Herz ist unmündig; ihr Verstand allein schätzt das Wort. Trotzdem hätte sie im vergangenen Herbst beinahe das Unglück gehabt, sich in einen jungen deutsch-amerikanischen Gesandtschaftssekretär zu verlieben. Es gingen ihr jedoch noch zur rechten Zeit die Augen auf. Was nützte ihr ein unschuldig schwärmerisches Herz, wenn man es ihr nicht im Rahmen einer Million zu Füßen legte? Welch ein Unverstand, ein Ehestück auf dem unsichern Fundament der Liebe aufzubauen!

Mr. Lewis O'Brigham aus Mexiko hatte freilich kein unschuldiges, schwärmerisches Herz mehr zu vergeben, aber eine goldene Hand und eine Stellung, die selbst das verwöhnte Auge einer Belle zu blenden vermochten; außerdem waren seine gesundheitlichen Verhältnisse derart, daß sie seiner zukünftigen Gemahlin die Aussicht auf einen frühen, beneidenswerten Witwenstand eröffneten ...

Kurz vor Weihnachten traf Mr. O'Brigham in New-York ein und machte Miß Wreford seine Aufwartung. Sie war selbstverständlich „sehr erfreut“, ihn wiederzusehen, und lud ihn auf den nächsten Tag zum „Dinner“ ein, damit er die Bekanntschaft ihres Vaters erneuere, der nur einmal flüchtig — während der Anwesenheit seiner Tochter — in Saratoga aufgetaucht war. Mr. O'Brigham behauptet, sich seiner in Freundschaft zu erinnern, hat aber in Wahrheit keine Idee, dem Bankier jemals begegnet zu sein ...

Als Mr. Wreford am Abend desselben Tages bei einer Havanna den „New-York Herald“ liest, beginnt Rosalind — sie hat noch gerade eine halbe Stunde Zeit, ehe sie sich zum Ball ankleiden läßt — nachlässig:

„Du dear! Ich habe Mr. O'Brigham morgen zum Dinner eingeladen.“

„All right, mein Kind! Wer ist er?“

„Erinnerst Du Dich seiner nicht mehr? Wir trafen ihn in Saratoga. Er erschöpfte sich in Aufmerksamkeiten gegen mich.“

„Wie hoch schätzest Du sein Einkommen?“

„Auf eine Million Dollars — ungefähr.“

„Sehr gut.“

„Hattest Du etwas dagegen, wenn ich ihn heiratete?“

„Durchaus nicht; vorausgesetzt, daß er Dir zusagt!“

„Ich werde im Frühjahr sechsundzwanzig. — Er ist brünstleidend.

„Well!“

„Allem Anschein nach — Du verstehst! — ist es eine gute Partie ...“

Ende der Woche bringt ein Diener in Livree Miß Rosalind einen prachtvollen Nord-Treibhausblumen nebst folgendem Begleitschreiben:

„Liebe Miß Wreford!

„In der Voraussetzung, daß Ihnen der eigentliche Zweck meines Hierseins kein Geheimnis mehr ist, gestatten Sie die Versicherung, daß der Eindruck, den Ihre Schönheit und liebenswürdigkeit in Saratoga auf mich machten, sich bei unserer näheren Bekanntschaft noch verstärkt hat und ich mich Ihnen in Zukunft nur mit der Hoffnung auf Ihre Hand nahern kannte. Ich bin in der Lage, meiner Gemahlin ein Jahrgeld von 500,000 Dollars zur Verfügung zu stellen und meiner Braut ein Palais in Mexiko, eine Villa in Cuernavaca, eine Equipage und zwei Reitpferde zum Hochzeitsgeschenk zu machen. Würden Sie sich unter diesen Umständen entschließen können, die Repräsentantin meines Hauses zu werden, den Platz an meiner Seite — den nur eine Frau aus der großen Welt und mit Ihren Vorzügen versehen meiner Stellung entsprechend auszufüllen im stande sein dürfte — einzunehmen und meiner bescheidenen Person ein feines, dauerndes Wohlwollen zuzuwenden, so machen Sie zum glücklichsten Menschen

Ihren unterthänigen Diener

Lewis O'Brigham.“

Miß Rosalinds Antwort fällt, wie der Mexikaner erwartet hatte, zu seiner Zufriedenheit aus:

„Geehrter Herr!

„Auf Ihren freundlichen Antrag erlaube ich mir Ihnen zu antworten, daß Sie mir im Laufe unserer Bekanntschaft nicht gleichgiltig geblieben sind, und ich mit Vergnügen Ihrem Besuch heute abend entgegensehe. Sie werden mich und meinen Vater allein finden. Mit der Versicherung meiner Hochachtung freundschaftlichst Ihre

Rosalind Wreford.“

Zwei Jahre später besuchte Mr. O'Brigham mit seiner Gemahlin die Heilquellen von Saratoga. Er hatte merklich gealtert, sah leidender, hinfälliger als sonst aus und verwendete ungemein viel Zeit und Sorgfalt auf seine Toilette. Seine Gemahlin ist die vollendete Modedame — immer schön, immer Aufsehen erregend, aber im geheimen grollt sie zuweilen mit dem Schicksal, so früh das Ziel ihrer Wünsche erreicht zu haben. Eine verzweifelte Frau — und wäre sie die jüngste und schönste — kann nie mehr als Belle in der amerikanischen Gesellschaft figurieren. Mrs. O'Brigham macht sich ein besonderes Vergnügen daraus, ihren Gatten zu überzeugen, daß sie ihm ein enormes Opfer brachte, als sie seine freigebige Nabobshand mit dem verkümmerten Rest seines unbedeutenden Selbst annahm.

„Ich glaube meinen Shawl im Pavillon liegen gelassen zu haben. Möchtest Du ihn mir holen, Lewis?“

„Mrs. Rosalind hält es nicht der Mühe wert, sich nach ihrem Gatten umzusehen, der trotz der äußersten Anstrengung nicht mit ihr Schritt zu halten vermag. Sie kehrt sich auf der Morgenpromenade in der Mitte zweier ihrer Bewunderer, die mit einander wetteifern, sie angenehm zu unterhalten.

„Gern, meine Liebe!“ erwidert der erschöpfte Nabob und beginnt sich keuchend, eine hektische Röte auf den eingefallenen Wangen — so schnell es seine kranke Brust erlaubt — auf den Rückweg.

Zwei seiner ehemaligen Kameraden, flotte Söhne des Südens und vielbegehrte Heiratskandidaten, winken ihm grüßend zu:

„Wohin so eilig, alter Knabe?“

„Meine Frau hat ihren Shawl vergessen.“

Mitleidig schauen sie ihm nach.

„Que voulez-vous!“ gibt einer von ihnen sein mühsam in Paris aufgesammeltes Französisch zum besten: „Der wie er mit dem Leben fertig ist, sollte sich eines braven, freundlichen Frauenhandchens versichern, das zu pflegen und zu liebkosen verstehl und Hartgesüht genug besitzt, die Last seiner Millionen nicht so öffentlich zur Schau zu tragen wie diese New-Yorker Belle.“



Bildende Künste.

— Kaiser Wilhelm II. hat vier eherne Kolossalstatuen bei den Bildhauern Encke und Heinz Hoffmeister bestellt, nämlich vier Soldaten aus der Zeit des großen Kurfürsten und des großen Friedrich, und zwar einen Hellebardier, einen Dragoner, einen Kürassier und einen Grenadier. Diese Statuen sollen in den für die kaiserliche Familie neu hergerichteten Portal des königlichen Schlosses zu Berlin Aufstellung finden.

Bühne.

— Das neue Jahr hat auch neue Stücke auf einzelne Berliner Bühnen geführt, aber die launische Glücksgöttin, die sich die Maske der vox populi hübt, ist nur einer dieser Bühnen wirklich gnädig gewesen, dem Berliner Theater, das am letzten Abend des Jahres mit einem sünfaktigen Machwerk abschloß, indem es Wichert's talentvolle Tochter absperrte. Franz von Schönthan ist der freundliche Bankier gewesen, der mit seinem „Paradies Weg“ dem Berliner Theater zu neuem Kredit verhalf. Der heilige Bieratter hat viel Heiterkeit erregt und durch seine ungemein vielfache Situationskomik stundenlang auf's beste unterhalten. Wer haben über den Inhalt des Stückes schon früher gelegentlich seiner ersten Aufführung am Hamburger Thaliatheater (Seite 1351 Jahrgang) berichtet, und so begnügen wir uns, zu bekräftigen, daß Schönthan in den Schanzisten des Berliner Theaters die denkbar besten Interpreten gefunden hat, welche den liebenswürdigen Seiten seines unterhaltenden Schwanks zu größtmöglicher Wirksamkeit verhalfen. Barnay, Hasse, der den verkappten Kabinettrat mit schlagender Kleinmalerei spielte, Fräulein Chlon, die muntere, und Fräulein Lutz die vorzügliche Salondame, dazu Krauscheck als Herzog und Gr. Stahl als Prinz — alles Kräfte, mit denen jedes Theater „Staat machen“ könnte. — Das Wiener Theater hat mit einem Gegenartigem einen — nicht ganz geglückten Versuch gemacht. Einem Engländer ist es gelungen, Gelbsucht „Landprediger von Wakefield“ dramatisch zu bearbeiten. Mr. Lee — so heißt der Landsmann kurz — ist wahrscheinlich durch den bekannten und hochangesehenen Künstler und Direktor Herrn Irving veranlaßt worden, dies Experiment zu wagen, wie er auch schon selber einmal ihm den Goldschen Faust „zurechtgemacht“ hatte. Als Irving das Stück in London auf die Bühne brachte, erntete er ungeheuren Beifall, zumal die Ausstattung alles Erdenkliche bieten. Die Engländer lieben ihren Vicar so sehr, daß sie es auf den dramatischen Inhalt nicht eben ansehen und sich schon allein an der sinnlichen Wiedergabe der ihnen bekannten Szenerie und Figuren erfreuen. In Deutschland ist diese ergänzende Kunst der Phantasie beim Zuschauer nicht vorauszusetzen; wenn auch das gedruckte Publikum den Inhalt genügend kennt, so verlangt es doch Handlung und dramatische Verknüpfung der Vorgänge, Aktion bei den Charakteren, kurz, lebendiges Fluß und Bewegung. Alles dieses fehlt der handwerksmäßigen Dichtung, die, entsprechend und bekannt, ein sinniges Einleben schildert. Es zeigt, wie sehr selbst so erfahrene Theaterleute wie Pollart dem Irrtum über des Wesen dramatischer Erzeugnisse unterworfen sind, wenn man erwägt, daß Pollart das Stück bei einem Gastspiel Irvings in New-York sah und es sofort für Berlin geeignet hielt — vermutlich verleitet durch die ihm wirksame Rolle des Vicar. Das Stück hat „nichts gemacht“, wie es in der Theatersprache heißt, obschon es Pollart mit dem ganzen Feuerfluß seiner lebendig aufflackernden und erfinderischen Theaterader entgegenkam und mittels trefflicher Szenerien gefällige Lotte. Da man annehmen darf, daß die Theaterleute Leser des Journals kennen, so wird ihnen auch begreiflich sein, worauf die Wirkung endlich — ja, wie es sogar kommen konnte,

ed by Google

daß das Publikum stürmisch in fröhliche Heiterkeit ausbrach — trotzdem Poesie auf der Szene herrschte. Publikum ist ein vorzügliches Kritikum, aber keine ein wenig einklang klingende Sprechweise heißt „Chopin" — so heißt das Stück nach des Pianisten Tode — nicht zum Hasse gereichen, und so sind sie denn dem unverdientesten Loose, Skandal zum Opfer

— Der Prinzregent von Bayern hat mittelst eigenhändigen Handschreibens an Frau Cosima Wagner das Protektorat über die Bayreuther Festspiele zu Bayreuth übernommen

Kultur und Wissenschaft.

— Eine für die Schiffahrt wichtige Erfindung hat dem Lootsenamt H. B. Gor zum Schröder, der dieselbe kürzlich einer Anzahl von Regierungsbeamten zu Washington vorführte. Der Apparat, welcher von Gor „Nefonophon" getauft worden ist, soll in erster Linie zum Fernsprechen auf See bei Nebel dienen und dabei die Möglichkeit, ohne jegliche andere Verbindung als die atmosphärische Luft ein Gespräch bis auf 7 Kilometer Entfernung zu führen. Ganz schwache Schallschwingungen, wie zum Beispiel das Ticken einer Uhr, waren bis auf 120 Meter verstehbar. Der Erfinder hat zur Vollendung und praktischen Probe seiner Erfindung vier Monate — auf einer ihm zu diesem Zweck zur Verfügung gestellten Dampfjacht — zur See zugebracht und hat bei der Herstellung des Nefonophon das physikalische Gesetz der sogenannten harmonikalischen Vibrationen, wie diese in verwandten Tönen beim Mitklingen gleichgestimmter Instrumente oder den gleichartigen Stimmgabeln in Erscheinung treten, als Grundlage benützt. Zur kommerziellen Ausbeutung der Gorschen Erfindung ist in New York bereits eine Gesellschaft mit einem Kapital von zwei Millionen Dollars gegründet worden, deren Arbeitsfeld indessen ist nur auf Nordamerika beschränkt.

— Die angesehensten jüdischen Blätter in Amerika haben eine Bewegung angeregt, welche die Verlegung des Sabbath auf den christlichen Sonntag bezweckt. Dieselben sagen, daß die heilige Schrift einen Anhalt in der Woche anbefehle, ohne diesen Tag ausdrücklich zu bezeichnen. Es sei nun nicht abzusehen, warum der Ruhetag der Juden nicht mit dem der Christen zusammenfallen und warum nicht sowohl der Sonntag als jüdischer Ruhetag gelten solle, wenn die Vorsicht gebraucht würde, einmal den Samstagabend und Sonntag hinter einander als Ruhetag zu feiern, so daß der nächste Tag der Wochenarbeit wieder auf den Montag fallen würde. Bei dem praktischen Sinne der Amerikaner ist ein Erfolg der erwähnten Bewegung recht wahrscheinlich.

— Die große Münzensammlung des verstorbenen Prinzen Alexander von Hessen ist durch testamentarische Verfügung hessischen Landesbesitzen gewonnen und wird im Darmstädter Museum Aufstellung finden. Der Prinz hatte sein ganzes reiches Lebensjahr mit Liebe und mit großem Eifer Münzen gesammelt und mit den Jahren auch ein reiches Wissen im Fache der Münzkunde erworben, das er in einem umfangreichen Katalog zu seiner Sammlung niedergelegt hat.

— Kardinal Haynald in Budapest hat sein Herbarium zu Pavia von mehr als 100,000 Gulden dem ungarischen Landesmuseum zum Geschenk gemacht.

— Einen kostbaren Schatz der altfranzösischen Literatur hat der Bibliothekar in Paris entdeckt, nämlich eine Liste des Lehensadels, des berühmten Rittergeschlechts und Freundes des Dichters. Rouillout, der treue Kanzelredner des Museums, hat die Akte im Obergeschoß auf einem Dachboden entdeckt und denselben für sein Institut angekauft. Rouillout hat über den interessanten Fund in der Académie des inscriptions eine Abhandlung verfaßt und vorgelesen, daß die aufgefundene Akte des Lehensadels den besten des Tennesbaums nicht nachsteht. Die Veröffentlichung des Textes wird in nächster Zeit erfolgen.

— Die Oxforder Bibliothek, die „Bodleiana", zählt gegenwärtig eine halbe Million Bände, und noch sind die jährlichen Neuanschaffungen von Büchern ganz ungeheuer. Nach größere Bibliotheken der Welt sind einzig das Britische Museum, die Nationalbibliothek in Paris, die Königliche Bibliothek in Berlin, die kaiserliche Bibliothek in St. Petersburg und die Hof- und Staatsbibliothek in München.

— In der Hauptstadt Japans, Tokio, wurde eine neue, große Sternwarte errichtet und Professor Terao zum Direktor ernannt.

— Eine Gletscherbakterie entdeckte L. Schmelck zu Christiania in dem Gletscherwasser des in dem westlichen Teile von Norwegen gelegenen Gletschers Justedalsbræ. Bei den mit diesem Wasser angestellten Kulturversuchen kamen zahlreich und allein die Kolonien einer Bakterienart zur Entwicklung, welche einen grünen fluorescierenden Farbstoff bilden. Die Bakterien haben die Gestalt kleiner, beweglicher Stäbchen und sind bezüglich ihrer Wachstumsverhältnisse dem Bacillus fluorescens liquefaciens ähnlich. Schmelck knüpft an seine Entdeckung den Gedanken an, daß das Vorkommen dieser Bakterienart in den Gletschereisen mit der eigentümlich grünen Farbe des Gletscherwassers in Zusammenhang zu bringen sei.

— In der Thaldorfer von Antiochien die Moresch (Nordsyrien), welche einst den Hethitern gehörte, wurde ein künstlicher Hügel aufgedeckt. Man fand einen großartigen Prunksaal mit 10 basaltenen Reliefs, sämtlich in ihrer ursprünglichen Lage. Im Thorwege hatte die jetzt zusammengesetzte Kolossalfigur überstehende Thürhüter des Königs Mursilis (1600—1671 vor Christus), Enkels des Tudchaljas, gestanden. Die darauf eingemeißelten Reliefs erzählen Mursilis Krieg gegen Aegypten. Gegen die Mitte des Hügels zu wurden die ersten Spuren der Palasthauptes blosgelegt. In der Nähe befinden sich noch etwa 50 ähnliche Hügel. Antiquarische altsyrische Inschriften und hethitische Reliefs werden auf einfache dort gelegene Prachtbauten hin.

Natur.

— Ein Riesenfaultierskelet (Megatherium) ist, wie Professor Burmeister der Berliner Akademie der Wissenschaften mitgeteilt hat, in Buenos-Ayres wohlerhalten aufgefunden worden. Der Fund ist für die geologische Wissenschaft besonders wertvoll, weil ihr nun zum erstenmal ein vollständiges Skelett zugänglich wird und dadurch die Möglichkeit gegeben ist, das Megatherium im System der Tiere besser einzureihen. Das erste, aber unvollständig erhaltene Skelet eines Megatheriums wurde gerade vor einem Jahrhundert in Brasilien ausgegraben und befindet sich gegenwärtig im Madrider Museum.

— Nicht weniger als 21,010 Stück Hamster sind im Jahre 1888 auf den Feldmarken der Stadt Quedlinburg gefangen und getötet worden.

— Während die Gewinnung von Bernstein bisher nur an der ostpreußischen Küste (Samland) von alters her in größerem Maßstabe betrieben wurde, ist nun auch in Westpreußen, im Forst Heubude, in der Nähe von Danzig, eine Bernsteingrube eröffnet worden, nachdem zahlreiche Funde vermuten ließen, daß im dortigen Boden große Schätze dieses edlen Harzes verborgen liegen.

— Ungefähr 2000 Werst von Jakutsk, hinter den Tundren, 200 Werst vom Eismeer entfernt, entdeckte ein Eingeborener im verflossenen Sommer ein Mammut. Das Tier lag in einer Thallehne bei einem kleinen Fluß; nur die Füßen und ein Ohr waren sichtbar, beide vollkommen erhalten und mit Haut bedeckt. Gleichzeitig soll noch ein anderes Mammut am Meer des Jenisei, 600 Werst von Jenisseisk, aufgefunden worden sein.

— Eine großartige Tropfsteinhöhle ist im Kanton Bern nahe der französischen Grenze entdeckt worden, etwa 80 Fuß tief unter der Erde. Dieselbe macht bei entsprechender Beleuchtung einen wundervollen Eindruck, indem eine Unzahl verschiedener Kristalle in den weiten Raume blitzt. Die Länge der Grotte wird auf 1600 Meter, die durchweg Breite auf 600 Meter geschätzt; die Höhe wechselt zwischen 20, 15, 10 und 4 Meter. In der Mitte enthält die Grotte einen etwa 25 Quadratmeter großen Teich.

— Der verhältnismäßig größte Teil der Grönländische Europas ist noch von Forsten und Holzungen bedeckt: in Schweden, dem europäischen Rußland und Oesterreich sind 39,7 beziehungsweise 36,9 und 32,5 Prozent, denen sich Bayern, Deutschland und Norwegen mit 28,4 beziehungsweise 25,7 und 24,5 Prozent zugesellen. Alle andern nur unerheblich von einander abweichenden Prozentsätze von 19,9 beziehungsweise 19,6, 18,9, 17,7 und 17,0 folgen alsdann Serbien, Belgien, die Schweiz, Frankreich und Spanien, sowie mit 15,2, 13,1 und 12,3 Prozent Rumänien, Niederland und Italien, während Holland, Portugal, Dänemark und England mit nur 7,0 beziehungsweise 5,3, 4,8 und 4,0 Prozent als die waldärmsten Länder zu bezeichnen sind.

— Die Mengen Gold, welche die verschiedenen Länder der Erde erzeugen, kann man nach folgenden statistischen Angaben abschätzen. Im Jahre 1885 betrug allein das in Kalifornien gewonnene Gold 14,570 Kilogramm (= 51,000,000 Mark), Kanada lieferte 1435 Kilogramm, Kolumbien 5902 Kilogramm, Brasilien 2000 Kilogramm, Mexiko 1458 Kilogramm, Neugranada 118 Kilogramm, Chile 245 Kilogramm. Die Goldsicherung Kaliforniens wird noch bei weitem übertroffen durch diejenige Australiens, und zwar hat 1885 die Kolonie Victoria allein Gold im Werte von 68,000,000 Mark geliefert = 19,428 Kilogramm. Sehr groß ist auch der Goldreichtum des russischen Bodens, besonders im asiatischen Rußland (sibirisches Gebiet); er betrug im Jahre 1884 32,829 Kilogramm Gold. Von den Ländern Europas bringt Ungarn am meisten Gold hervor, doch rund so viel als Freigeld, fordern noch aus Kirken gewonnen; im Jahre 1883 4,500,000 Mark. Die Goldgewinnung auf der gesamten Erde betrug im Jahre 1862 etwa 200,000 Kilogramm (= 700,000,000 Mark), im Jahre 1882 war sie auf 177,000 Kilogramm (= 473 Millionen Mark). Mit dieser großen Vermehrung der Goldproduktion und der Einführung der Goldwährung im deutschen Reiche begründet sich die Thatsache, daß Gold gegenwärtig weniger das wertvolle Metall der Erde ist und leider im Preise fehlt als zum Beispiel das viel schwerere Eisenmetall Platin.

Sport.

— Kaiser Wilhelm erlegte auf der Jagd in Rominten 35 Hirsche und 3 Tiere. Darunter befanden sich 5 Vierzehn- und 8 Zwölfender.

— Die preußische Gestütverwaltung wird in diesem Jahre 300,000 Mark für den Ankauf von Pferden und 139,000 Mark zur Errichtung eines neuen Landgestüts bei Braunsberg in Regierungsbezirk Königsberg verwenden.

— In der großen Steeplechase zu Riga, Preis 20,000 Franken, Segte über 4100 Meter Oberoffizier a. D. St. „La Perdrix" im Canter mit 10 Längen vor „Lunz" und 4 anderen, darunter der Favorit „Trident", welcher als Vierter folgte.

— Zwei Pferde eines deutschen Sportsmen — Simons — „Hollerbod" und „Calpurnia", starteten im Pompton Handicap, Hindernis, jedoch ohne Erfolg.

— Bei dem großen Tauberschießen zu Monte Carlo gewann den Grand prix de Casino von 20,000 Franken ein ganz junger Engländer, B. Dicks, der zum erstenmal an den großen Kämpfen teilnahm, mit 18 Treffern, während der Prinz Orlowsky mit 17 Treffern unter 18 Schüssen als Zweiter, der Italiener Carrera als Dritter und der Franzose Jeurens als Vierter folgten.

— Das Wettrudern der Universitätsmannschaften von Oxford und Cambridge ist für dieses Jahr auf den 30. März festgesetzt.

— Die Meisterschaft im Kunstlauf auf dem Eise haben die deutschen Eisläufer auch in diesem Jahre wieder nach Oesterreich gewonnen, indem sie den vorjährigen Sieger Kaiser abermals auf Hamburg entführte. Kaiser siegte auch in der Kunstlaufkonkurrenz in Berlin.

Denkmäler.

— Das großartige Denkmal, das dem verstorbenen König Johann von Sachsen in Dresden auf dem Theaterplatz errichtet wird, schreitet rüstig seiner Vollendung entgegen. Der mächtige Unterbau hält bereits fertig, und schon werden einzelne Teile des lebensgroßen Pferdes hinaufgeschafft. Meister Johannes Schilling, der Schöpfer des Denkmals, hofft, daß dasselbe zu nächsten Mai enthüllt werden kann gelegentlich der großen Feste, zu denen das Königreich sich rüstet, um die achthundertjährige Herrschaft des Hauses Wettin in seinem Stammland, der Mark Meißen, zu feiern.

— Das großartige Gruppenmonument, das im Wiener Volksgarten seinen Platz finden wird, ist nun vollendet und der öffentlichen Besichtigung zugänglich geworden. Den Hauptteil des Denkmals bildet die in einer stimmungsvollen Nische sitzende Marmorstatue des großen Tragikerdes, zu beiden Seiten stehen sich im Halbkreis Marmorsitze, die auf ihren rückseitigen Feldern Darstellungen aus einer Anzahl Schillerscher Dramen schmücken. Das Gesamt des Dichters, in vornehmer Haltung ins Lebensgroße ragend, ist ein Werk Professor Kundmanns; der linke in 2 Meter großen Reliefs links Professor Rudolf Weyr; der rechtsstehende Teil der umfangreichen Gruppierung rührt von Victor Hahnsmann her.

— Das Preisgericht für das Grimmdenkmal in Hanau hat den ersten Preis zuerkannt dem Entwurf des Akademiedirektors Eberle in Hanau, den zweiten jenem des Professors Eberlein in Berlin und den dritten jenem des Professors Goetze in München.

Gestorben.

— Oekonomierat J. F. Ramm, bedeutender Landwirt, erst Pächter der Staatsdomäne Klein-Hehenheim, dann Fruchterich von Barabälerscher Verwalter, 1850 bis 1888 Abgeordneter für Leonberg, 1868 bis 1870 Mitglied des Zollparlaments, am 25. Dezember, in Stuttgart.

— H. Lohnis, Leiter des deutschen Handelsvereins in Berlin, dem es zum Teil zu verdanken ist, daß deutsches Kapital und deutsche Industrie begonnen haben, sich von neuem der wirtschaftlichen Aufschließung der Türkei und Kleinasiens zuzuwenden, 62 Jahre alt, am 27. Dezember, in Berlin.

— Karl Lempertz, Antiquar und Leiter der bekannten Antiquariatsfirma J. M. Heberle (H. Lempertz Söhne) in Köln, ein erfahrener Kenner auf den verschiedensten Gebieten der Kunst, 45 Jahre alt, Anfangs Januar, in Köln.

— Karl Gd. Jahnlich, tüchtig sächsischer Hoforgelbauer, Inhaber der ehemaligen berühmten Orgelbauwerkstätte in Dresden, 64 Jahre alt, am 7. Januar, in Dresden.

— Graf Adolph Lynar von Stirdegg, einer der hervorragendsten Historiker Siebenbürgens, 58 Jahre alt, am 7. Januar, in Klausenburg.

— Professor Karl Offterdinger, Maler, als Illustrator von Jugendbüchern rühmlichst bekannt, am 10. Januar, in Stuttgart.

— Karl Fedeke, Direktor der ungarischen Landesmilitärakademie zu Wolzen, hervorragender Schulmann, der sich um die Umgestaltung des ungarischen Landsturmwesens sehr verdient gemacht hat, 67 Jahre alt, am 11. Januar, in Wolzen.

— Franz von Tillis, Königlich bayrischer Staatsrat im erbenklichen Dienst, bis in die letzte Zeit im Ministerium des Innern thätig, 82 Jahre alt, am 13. Januar, in München.

— Ivr. Jochmann, Bruder des Dichters Gustav im Kreise Tarnobrzeg, früher Inhaber und Chefredakteur des „Neuen Elbinger Anzeigers" (jetzt „Altpreußische Zeitung") und liberales Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, 79 Jahre alt, am 13. Januar, in Königsberg.

— Geheimer Medizinalrat Dr. Werner Nasse, ordentlicher Professor der Psychiatrie an der Universität Bonn und Direktor der rheinischen Provinzialirrenanstalten, hervorragender Irrenarzt, 66 Jahre alt, Mitte Januar, in Bonn.

— Alfred Graf Rindsmaul, Fideikommißherr des fürstlichen Hoch- und Deutschen zu Olmütz, geheimer Rat und Kanzleidirektorbeamter des Brünner Konsistoriums, 77 Jahre alt, Mitte Januar, in Olmütz.

— Karoline Gräfin von Waldboll-Bassenheim, geborene Prinzessin von Oettingen-Wallerstein, Gemahlin des Standesherrn und ersten Reichsrats im Königreich Bayern, Grafen Hugo Philipp von Waldboll-Bassenheim, 64 Jahre alt, Mitte Januar, in München.

— Joseph Andreae-Goll, bis vor kurzem Chef des alten Bankhauses Joh. Goll & Söhne, hervorragender Vertreter der Frankfurter Finanzwelt, 72 Jahre alt, Mitte Januar, in Frankfurt am Main.

— Oliver Dickson, bekannter amerikanischer Musikverleger, 77 Jahre alt, Mitte Januar, in Boston.

— Professor Ludwig Herrig, bedeutender Neuphilologe, Lehrer der neueren Sprachen an der Kriegsakademie und bei dem Kadettenkorps in Berlin, Begründer des Archivs für neuere Sprachen und der „Gesellschaft für neuere Philologie", 72 Jahre alt, am 17. Januar, in Berlin.

— Daniel Straub, bedeutender Industrieller Württembergs, Gründer der Pfauen- und Obern-Württembergischen Metallwarenfabrik, sowie der Messingwalzwerke in Ditzingen, 73 Jahre alt, am 17. Januar, in Ditzingen.

— Ahmed Essad Effendi, Scheich-ul-Islam, der höchste geistliche Würdenträger der Türkei, am 18. Januar, in Konstantinopel.

— Alexander Karl Louis Graf von Monts, kaiserlich deutscher Admiral, 66 Jahre alt, am 19. Januar, in Berlin (vergl. S. 421).

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Wilhelm Jordan „Die Sebalds" in neuer Auflage!

In neuer Auflage ist in unserem Verlage erschienen:

Die Sebalds.

Roman aus der Gegenwart von

Wilhelm Jordan.

Zweite, durchgesehene Auflage.

(Nürnberg und Fürther Trilogie.)

2 Bände Preis geh. ℳ 10.—; fein in Leinwand geb. ℳ 12.—

Jordan ist seinen Anhängern im Innersten, wahrlich von den drei Bänden Lieblinge im „Nathan" der ehe ist. Er hats ganz auf den Boden des Geschehenen u. s. der Religion der Heimat und ehrlicher Ueberzeugung. Nat. Berlin.

Wohl die vom reichsten Leben getragene und in klarem Deutsch vorgetragene Dichtung der Jetzt des Oberamtmanns und moderner Zeit. Schweizerischer Protestantenblatt.

Das Buch bietet ein farbiges Bild. Es spricht durchgehend und eine sehr weise Kenntnis der letzten Jahre. Ein Hauch der schönen Heimat strömt über die einfachen Handlung. Die Lust, das man einmal liest und nicht mit Unlust noch zweimal lieb. Kölnische Zeitung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Aus den deutschen Kolonien in Südbrasilien.

Von

Herman Soyaux.

(Hierzu das Bild Seite 421.)

I.

Der Blick des deutschen Volkes ist ein schärferer geworden, seit Blut und Eisen die einzelnen Stämme in mächtigen Ringen gegen feindliche Gewalt zusammenschweißte; nicht mehr träumerisch schweift er in die Ferne, nicht mehr grübelnd und forschend allein durchmustert er die Erdräume, wie er nur des Wissens Schätze bereichern könne, sondern nationalwirthschaftliche Bewegsgründe veranlassen ihn, über die Grenzen des alten Vaterlandes und weite Ozeane zu schauen und nachzusuchen, wo sich Raum und Gelegenheit für Bethätigung arbeit- und lohnsuchenden Strebens biete. Oft schon erzählten uns Reisende von den Heimstätten halbverschollener Landsleute in fremden Reichen, aber diese Erzählungen schlugen in uns nur wehmüthig klingende Saiten an, als wie uns noch ausschließlich Preußen und Bayern, Schwaben und Sachsen nennen liebten. Heute aber begegnen sich die zielbewußten Blicke des Deutschen daheim und des Deutschen überm Meer; wir suchen unsere Brüder im fremden Lande und sinnen, wie wir sie an uns ketten in gemeinsamen Interessen, und jene freuen sich an der kraftvollen Schöne ihrer Heimat, die ihnen in der fremde eingeborenen Stämmen gegenüber Halt und Stolz verleiht. Tausende und Millionen zogen über das Weltmeer, um sich zu Nutz und Frommen fremder Staatengebilde ein neues Heim zu gründen; in allen Erdteilen diesseits und jenseits der heißen Zonen bildeten sich deutsche Gemeinden in ausdauernder Kolonisationsthätigkeit, und niemals mehr als in der Gegenwart, da Deutschland in die Reihe der kolonialen Mächte eintrat, drängt sich uns die unabweisbare Pflicht auf, unsere Söhne und Brüder da draußen genauer kennen zu lernen, ihre Entwicklung und die Bedingungen zu erforschen, unter denen sie dort hausen.

Nicht das unwichtigste Stück Deutschlands ist es, welches unserem Auge bei einem Umblick über den Erdball in Südamerika entgegentritt; auch dort tragen deutsche Treue, deutscher Fleiß und Ausdauer reiche Früchte und aus zahlreichsten und mächtigsten unbestritten in den südlichen Teilen des großen südamerikanischen Kaiserreichs. Einige Hunderttausende deutschen Stammes leben dort, säen im Schweiße ihres Angesichts, aber ernten auch reichlich der Arbeit Lohn und gedeihen; mehr noch als das, sie leben dort nach deutscher Art und sprechen ihren heimischen Dialekt so unverfälscht, als ob sie nie über die Grenzpfähle ihres engeren Vaterlandes hinausgekommen wären. Wer wie ich das Glück hatte, tagelang durch die deutschen Bauernkolonien der südbrasilianischen Provinz Rio Grande do Sul zu reiten und überall nur deutschem Brauch und deutschem Wort bei deren fleißigen Bewohnern zu begegnen, der muß stolz sein auf dieses Deutschland über dem Meere.

Einsichtsvoll erkannte der erste Kaiser von Brasilien, Dom Pedro I., dessen Gemahlin eine deutsche Kaisertochter, Maria Leopoldina von Oesterreich, war, daß die Zukunft seines ungeheuren, bevölkerungsarmen Reiches nur in europäischer Einwanderung zu suchen war; und nicht zum geringsten Ruhme gereicht es diesem Herrscher, daß er sich bemühte, besonders deutsche Familien in sein Land zu ziehen. Waren schon in der portugiesisch-kolonialen und verfassungsmäßigen Zeit Deutsche in einigen nördlicheren Provinzen, Espirito Santo, Bahia, Rio de Janeiro, angesiedelt, so hat doch Dom Pedro I. durch die Gründung der ersten deutschen Kolonie in der südlichsten Provinz Rio Grande das bedeutsamste kolonisatorische und volkswirthschaftliche Resultat erzielt, weil dieselbe in der Folge den Kernpunkt für zahlreiche andere Bauernkolonien bildete. Die Kunde von dem Gedeihen der Ansiedler von São Leopoldo zog tausende von Deutschen hinüber.

Im Jahre 1824 trafen die ersten, durch einen Major Schäffer geworbenen deutschen Familien, 126 Seelen stark, in Porto-Allegre, der Provinzialhauptstadt, ein und wurden auf der kaiserlichen Domäne Feitoria velha, wenige Meilen von der genannten Stadt entfernt, angesiedelt. Noch heute leben dort Kolonisten, welche damals als Kinder einwanderten; sie erzählten mir, mit welchen Mühen und Schwierigkeiten sie anfangs zu kämpfen hatten, wie auch nachlässige Baumeisterwirtschaft und grobe Fehler in der Verwaltung sie geschädigt hätten, wie aber deutscher Fleiß und Ausdauer doch alle Hindernisse überwunden und sie anfangs langsam, dann aber auf dem Erreichten weiterbauend, schneller zu behäbigem Wohlstand gelangt seien. Weitere Nachschübe von Einwanderern aus allen Teilen Deutschlands, besonders den Rheinlanden, Westfalen, Mecklenburg, Oldenburg, Hessen und der Pfalz folgten, so daß im Jahre 1853 sich bereits eine auch durch Geburten schon ansehnlich vermehrte Bevölkerung von fast 12,000 Köpfen in São Leopoldo zählen ließ. Von der zuerst besiedelten Feitoria velha aus, welcher sich dann ein zweites Kronsgut, die Estanzia velha, anschloß, wurden die benachbarten Staatsländereien in Angriff genommen; in den Urwald des nahen Serrahanges schoben sich die mit Bauerngütchen beiderseits besetzten Schneisen (Picadas); in São Leopoldo selbst, auf dem Gebiet der Domänen, vereinigte sich eine geschlossenere Ansammlung von Wohnstätten, die zur Stadt erhoben wurde und den Mittelpunkt des gesamten, 1854 zum Munizip gemachten Kolonienterrains bildet. Kaum zwei Meilen von São Leopoldo entfernt, entsteht jetzt ein neues Städtchen, Novo Hamburgo, oder als „Hamburger Berg" im ganzen Lande bekannt. Seither hat sich die Bevölkerungszahl mehr als verdreifacht, und in dem freundlichen Städtchen São Leopoldo hausen etwa 4000 Einwohner, bekannt und geschätzt wegen ihrer regen Gewerbethätigkeit, die sich besonders auf Lederindustrien erstreckt. Aber nicht allein zu materiellem Wohlergehen brachten es die Ansiedler, sondern den Bemühungen deutscher Prediger und Lehrer ist es auch gelungen, für Pflege des Geistes und Gemütes in deutschen Kirchen, Schulen und Pensionaten Sorge zu tragen.

Bald begannen auch andere Kreise sich für Kolonisationsangelegenheiten zu interessiren, und zunächst admte die Provinzialverwaltung das Beispiel der Zentralregierung von Rio de Janeiro nach. Im Jahre 1849 begründete sie die schnell aufstrebende Kolonie Santa Cruz am Rio Pardo, 1857 die Kolonien Neuzetzepolis in einiger Entfernung von São Leopoldo und Santo Angelo im Quellgebiet des Jacuhy, 1859 diejenige von Mont' Alverne und manch andere mehr. Bei den sichtbaren Erfolgen dieser segensreichen Thätigkeit war es kein Wunder, daß sich bald auch die kaufmännische Spekulation auf diesem Felde bemerkbar machte, und so entstanden im Jahre 1850 die Privatkolonie Mundo Novo am Rio dos Sinos, 1858 Teutonia im Gebiet des Taquary und São Lourenço im Süden der Provinz, in den Bergen der Serra dos Taipes. — Die Thätigkeit der Regierungen und Privaten war und ist mit diesen Gründungen noch nicht erschöpft; in zahlreichen anderen Kolonien leben jetzt etwa 100,000 Menschen deutschen Stammes in jener Provinz. Nur die hervorragenderen Ansiedlungsgruppen erwähnten wir, in denen viele Tausende jetzt wohlthabender Deutscher wohnen, welche als arme Schelme ihr Vaterland verließen, von ihren Verwandten mit Reisegeld unterstützt wurden und in den meisten Fällen den Kaufpreis für ihre Landstelle erst im Lauf der Jahre langsam abbezahlten. Wer heute solche Familien in den waldreichen Flußthälern der Serra geral aufsucht, wird in ihnen die Leute nicht wiedererkennen, die vor Jahren mit winzigem Gepäck in Hamburg, Bremen oder Antwerpen an Bord der Auswandererschiffe gingen. Er wird selbstbewußte Männer, frohgelaunte, arbeitsame Frauen und auffällig reichen Kindersegen finden. Die Hausfrau wird ihn durch ihr meist einfaches, aber in seiner Solidität, Behaglichkeit und Sauberkeit schmuckes Heimwesen geleiten, der Mann aber ihm stolz seine Kartoffel-, Bohnen-, Mais-, Reis-, Tabaksfelder, seinen stattlichen Viehstand, seine wohlgemästete Schweineherde zeigen und ihm die Länderein aufzählen, die er sorglam bereits für seine Kinder erworben hat. Nach meinen Daffürhalten spiegelt sich die natürliche Gesundheit der materiellen Verhältnisse in diesen deutschen Bauernkolonien am besten in dem Umstande wieder, daß man dort reichen Kindersegen mit Wohlthabenheit für gleichbedeutend hält.

Schauen wir uns nun einmal eine deutsche Kolonie etwas näher an. In den Thälern des Rio Pardo-Flußsystems, nördlich vom Mittellauf des lagunenspeisenden Jacuhy dehnt sich in zahlreichen Picaden, die bereits auch zum Munizip erhobene Kolonie Santa Cruz mit dem Hauptstädtchen gleichen Namens hin. Aus den waldigen Bergen führen die Schneisen, beiderseits von Bauernansiedlungen eingerahmt, auf den „Stadtplatz" zu. Ursprünglich als Grenzlinien für ganze Reihen von Kolonielosen in den Wald hineingeschlagen, wurden diese Picaden allmählich zu zeitweise schon vollkommeneren, teilweise aber noch im Argen liegenden Straßen erweitert, und die ihnen zur Orientirung beigelegten Namen bezeichnen nun auch die Kolonieetappen, welche durch sie mit dem Hauptort verbunden sind.



Graf von Monts, Viceadmiral und kommandirender Admiral.

Nach einer Photographie von W. Höffert, Hofphotograph in Berlin.

Admiral Graf Monts.

Im besten Mannesalter auf der Höhe seiner Schaffenskraft ist am 19. Januar abends 8¼ Uhr der Chef der Admiralität, der kommandirende-Admiral Graf Monts, in Berlin verschieden. Nur sehr kurze Zeit ist es ihm vergönnt gewesen, an der Spitze unserer so kräftig emporblühenden jungen Seemacht zu stehen; aber schon die wenigen Monate haben genügt, um zu zeigen, daß eine hervorragende Kraft, die ihrer schwierigen Aufgabe vollkommen gewachsen war, die Leitung des einstigen Schmerzenskindes der deutschen Nation übernommen hatte. — Alexander Karl Louis Graf von Monts de Mazin wurde geboren zu Berlin am 9. August 1832 als Sohn des 1870 in Liegnitz verstorbenen königlich preußischen Generallieutenants z. D. Alexander Grafen von Monts und der 1860 verewigten Antoinette, geborenen von Byern. Mit 17 Jahren trat der junge Graf am 29. November 1849 als Kadett zweiter Klasse in den Dienst der damaligen königlich preußischen Marine. Nachdem er die Marineschule zu Stettin besucht hatte, machte er bereits im Jahr 1851 seine erste größere Reise, die ihn nach Brasilien und den Küsten La Platas führte. In die Heimat zurückgekehrt, vollendete er seine seemännische Erziehung an Bord des „Barbarossa" und später auf dem jetzt nicht mehr bestehenden Marineinstitut in Berlin. 1854 trat er seine zweite größere Fahrt an, deren Ziel wiederum Brasilien war, und nahm dann noch in demselben Jahre unter Prinz Adalbert an den kriegerischen Operationen im Mittelmeer teil. 1854 erfolgte die Ernennung des Grafen zum Fähnrich, worauf derselbe allerdings nur kurze Zeit in der englischen Marine Dienste that. 1855 und 1856 finden wir ihn wieder in Brasilien. Im November des letztgenannten Jahres wurde er Lieutenant zur See zweiter Klasse und als solcher zur Matrosendivision nach Danzig kommandirt. 1857 ernannte ihn die Marineverwaltung zum Mitglied der Schießkommission. In den nächsten Jahren machte er die preußische asiatische Expedition mit und nahm, im März 1864 zum Kapitänlieutenant befördert, auf der „Arcona" an dem Seegefechte bei Jasmund im dänischen Kriege teil. In den Jahren 1865 und 1866 führte ihn der Dienst nach Westindien. Während dieser Zeit war er auch zum Korvettenkapitän emporgerückt und stieg nun rasch im Avancement weiter. 1872 wurde er mit der Leitung der Versuchstorpedoabteilung betraut und kommandirte 1873—1875, seit 1874 als Kapitän zur See, das Artillerieschulschiff. Von 1875 bis 1877 unternahm er als Kommandant auf der „Vineta" eine Reise um die Welt. Das Jahr 1878 brachte ihm beinahe den Tod, als das ihm unterstellte Panzerschiff „Großer Kurfürst" an der Küste von England scheiterte. Bei dieser entsetzlichen Katastrophe hat sich Graf Monts als unerschrockener Seemann und Führer glänzend bewährt. Mit eigener Lebensgefahr rettete er mehrere seiner Matrosen aus den Wellen und verließ als letzter das dem Untergange geweihte Schiff. Vom Kriegsgerichte wurde er auch von jeder Schuld an diesem Unglück freigesprochen. 1883 wurde er Chef der Matrikulation der Marine unter gleichzeitiger Verleihung des Titels eines Contreadmirals, und am 16. August desselben Jahres erhielt er den Rang eines Contreadmirals. Am 5. Juli 1888 erfolgte dann unter Belassung in seiner Stellung als Chef der Nordseestation seine Ernennung zum kommandirenden Admiral und stellvertretenden Admiralitätschef.

Mit dem Verstorbenen ist einer der intelligentesten und thätigsten Offiziere der deutschen Marine zu Grabe getragen, und gerade in dem Augenblicke, wo an unsere junge Seemacht zum erstenmal durch die Kolonisationsbestrebungen ernstere und größere Aufgaben herantreten. Ein reiches Feld für die Bethätigung seiner seemännischen Talente wäre dem Grafen Monts gewiß in der nächsten Zukunft geboten worden. Aber wenn auch das Schicksal ihm nur ganz kurze Zeit vergönnt hat, einen maßgebenden Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Kriegsflotte auszuüben, so wird doch der Name dieses deutschen Admirals, der aus der Marine selbst hervorgegangen ist — seine beiden Vorgänger, Stosch und Caprivi, gehörten bekanntlich der Infanterie an — immer an erster Stelle mit genannt werden in der Geschichte der deutschen Seemacht. Noch auf dem Sterbebette ist ihm die Allerhöchste Anerkennung seiner Verdienste durch die Verleihung des Roten Adlerordens erster Klasse mit Eichenlaub zu teil geworden.

Digitized by Google

Lotterieziehungen im Monat Januar.

Am 2. Stadt Bordeaux 100-Franken-Lose à 3 % vom Jahre 1863, 2135 Stück, jedes Los à 100 Fr., zahlbar am 1. Mai 1889 (51. Ziehung). — Deutsche Hypothekenbank (Meiningen) Prämienpfandbriefe à 4 % vom Jahre 1871, höchster Preis 35,000, niedrigster 100 Thaler, zahlbar am 1. Februar 1889 (19. Ziehung). — Donauregulierung 100-Gulden-Lose à 5 % vom Jahre 1870, höchster Preis 90,000, niedrigster 100 fl., zahlbar am 10. Januar 1889 (19. Ziehung). — Hamburger 50-Thaler-Lose à 3 % vom Jahre 1866, 1750 Stück, jedes Los à 60 Thaler, zahlbar am 1. März 1889 (23. Ziehung). — Sachsen-Meiningen 7-Gulden-Lose vom Jahre 1870, Prämienziehung am 1. Februar. — Madrider 100-Franken-Lose à 3 % vom Jahre 1868, höchster Preis 100,000, niedrigster 200 Fr., zahlbar am 1. Juli 1889 (51. Ziehung). — Stadt Mailand 45-Franken-Lose vom Jahre 1861, höchster Preis 50,000, niedrigster 48 Fr., zahlbar am 1. Juli 1889 (85. Ziehung). — Oesterr.-türk. 250-Gulden-Lose à 4 % vom Jahre 1854, Prämienziehung am 1. April. — Oesterreichische Rente 100-Gulden-Lose vom Jahre 1858, höchster Preis 250,000, niedrigster 200 fl., zahlbar am 1. Juli 1889 (115. Ziehung). — Rud.-Crozet 100-Thaler-Lose à 4 % vom Jahre 1871, Prämienziehung am 1. April. — Am 2. Stadt Triest 50-Gulden-Lose à 4 % vom Jahre 1860, höchster Preis 10,000, niedrigster 50 fl., zahlbar am 10. Januar 1889 (29. Ziehung). — Am 10. Stadt Bern 100-Franken-Lose vom Jahre 1849, höchster Preis 50,000, niedrigster 50 Fr., zahlbar am 1. Juli 1889 (79. Ziehung). — Am 14. Stadt Bern 100-Franken-Lose vom Jahre 1869, 25 Stück, jedes Los à 150 Fr., zahlbar am 1. Juli 1889 (79. Ziehung). — Russische 100-Rubel-Lose à 5 % vom Jahre 1864, höchster Preis 200,000, niedrigster 500 Rubel, zahlbar am 14 April 1889 (48. Ziehung). — Russische 100-Rubel-Lose à 5 % vom Jahre 1864, 4400 Stück, jedes Los à 125 Rubel, zahlbar am 14. April 1889 (48. Ziehung). — Am 15. Stadt Bern 100-Franken-Lose à 3 % vom Jahre 1868, höchster Preis 10,000, niedrigster 110 Fr., zahlbar am 15. Februar 1889 (50. Ziehung). — Niederländische Kom.-Anleihe 100-Gulden-Lose à 3 % vom Jahre 1871, höchster Preis 20,000, niedrigster 100 Gulden, zahlbar am 15. August 1889 (52. Ziehung). — Waldstein-Barrierberg 20-Gulden-Lose vom Jahre 1847, höchster Preis 10,000, niedrigster 30 fl., zahlbar am 15. Juli 1889 (78. Ziehung). — Salm-Reifferscheid 40-Gulden-Lose vom Jahre 1835, höchster Preis 40,000, niedrigster 60 fl., zahlbar am 15. Juli 1889 (73. Ziehung). — Stadt Augsburg 7-Gulden-Lose vom Jahre 1864, Prämienziehung am 1. März

Lotterieziehungen im Monat Februar.

Am 1. Belgische Kommunal 100-Franken-Lose à 3 % vom Jahre 1868, höchster Preis 10,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. October 1889 (84. Ziehung). — Stadt Lukarest 20-Franken-Lose vom Jahre 1869, höchster Preis 25,000, niedrigster 20 Fr., zahlbar am 5. März 1889 (48. Ziehung). — Hamburger 10-Thaler-Lose vom Jahre 1868, Prämienziehung am 1. Mai. — St. Genois 40-Gulden-Lose vom Jahre 1855, höchster Preis 50,000, niedrigster 65 Gulden, zahlbar am 1. August 1889 (41. Ziehung). — Köln-Mindener 100-Thaler-Lose à 3½ % vom Jahre 1870, höchster Preis 55,000, niedrigster 110 Thaler, zahlbar am 1. April 1889 (37. Ziehung). — Sachsen-Meiningen 7-Gulden-Lose vom Jahre 1870, höchster Preis 4000, niedrigster 8 Gulden, zahlbar am 1. Mai 1889 (51. Ziehung). — Oesterreichische 500-Gulden-Lose à 5 % von Jahre 1860, Prämienziehung am 1. Mai. — Stadt Paris 500-Franken-Lose à 3 % vom Jahre 1855/60, höchster Preis 100,000, niedrigster 500 Fr., zahlbar am 1. März 1889 (63./56. Ziehung). — Raab-Graz-Lose 50-Florin-Lose vom Jahre 1860, höchster Preis 10,000, niedrigster 50 Florin, zahlbar am 1. Mai 1889 (57. Ziehung). — Türkische 500-Francs-Lose à 3 % vom Jahre 1870, höchster Preis 300,000, niedrigster 400 Fr., zahlbar am 1. März 1889, 58 % (114. Ziehung). — Am 15. Strassburg 20-Gulden-Lose vom Jahre 1869, höchster Preis 10,000, niedrigster 25 fl., zahlbar am 15. August 1889 (38. Ziehung). — Am 20. Stadt Barletta 100-Franken-Lose vom Jahre 1870, höchster Preis 100,000, niedrigster 50 Fr., zahlbar am 20. August 1889 (62. Ziehung). — Stadt Loriens 100-Franken-Lose vom Jahre 1870, 50 Stück, jedes Los à 100 Franken, zahlbar am 20. August 1889 (52. Ziehung).

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 492.

Von Max Feigl in Wien.

Zweiter Preis im Problemturnier von „Yorkshire News".

Schwarz.



Weiß setzt mit dem dritten Zug Matt.

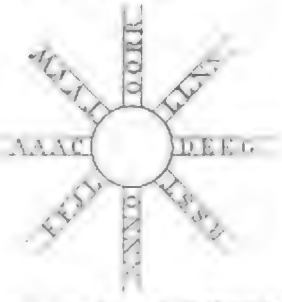
1889 (Bd. 61).

Rätselhafte Inschrift.



Wir sind in der angenehmen Lage, den Lesern unserer Zeitschrift die Kopie eines jetzt noch erhaltenen Steinreliefs vorzulegen, welches in der Nähe von Rom kürzlich ausgegraben und von einem unserer Mitarbeiter an Ort und Stelle angekauft wurde. Die Tafel ist 30 cm hoch und 20 cm breit und jedenfalls um deswillen so wohl erhalten, weil sie in einen anderen festen Stein eingelassen und oben durch eine dicke Steinplatte gedeckt war. Sie stellt, was man aus der Inschrift ersehen kann, den römischen Dichter Naso vor (wer A heißt jedenfalls another und Ort, abgekürzt Ortibus fürs Vornamen). Er ist im Begriff, im Circus maximus jemand, Mädchen von einem Knaben zu nehmen, das, seiner Toilette nach zu urteilen, wohl eine Königin gewesen sein mag. Daß Naso in Unkosten erscheint, ist leicht erklärlich, da er bekanntlich Reverenzen vor und der Abschied von der Jungfrau fällt ohne Zweifel eine Strafe von seiner Verbannung nach Pontus vor. Bekanntlich machte Ovid das reiche Gebiet der Liebe zum Gegenstand seiner (erotischen) Dichtungen (wir erinnern nur an die Heroiden sowie an seine drei Bücher Amoretti). Im höchsten Grade erscheint uns die Inschrift der Tafel rätselhaft, namentlich die Abkürzung des Namens des heiligen Antonius sowie die Worte mill. (mille) pro anno, also jährlich 1000, sowie endlich das also verso und die Erwähnung der griechischen Buchstaben Omega. Wir wären sehr dankbar sein, wenn uns ein Gelehrter den Sinn und die Bedeutung der Inschrift mitteilen wollte, da wir nicht einmal vermögen, dieselbe mit der bildlichen Darstellung in Einklang zu bringen.

Geographischen Sternrätsel.



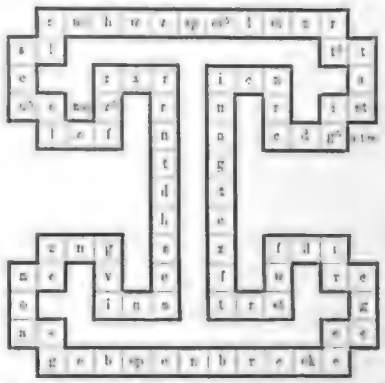
Auflösung des Anagramms Seite 384:

Tannenbaum	Nonnenkloster
Gemälde	Adelheid
Mannheim	Tannenbaum
Hannover	Hafen
Gemälde	Gemälde
Theater	Gegenstand
Tannenbaum	Nachtigall
Schauspiel	Tafelgeschirr

Der Schlußbuchstabe.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 384:

Auflösung des Ausfüllungsrätsels Seite 365:



1) Wenn dem „a", auf das f, o, l, e, n folgt, geht man aus. 2) Der fünfte Buchstabe wird gestillt. 3) Der Spruch lautet: „In Streit getrieben, verscheucht die Strenge ihres rauhen Zornes, und allzu knapp gespannt preßt sie das Bogen."

Briefmappe.

L. F. in K. a. P., Posen. 1) Der Direktor der Deutschen Gegenwartsschule, Otto Schumann in Gömeritz i. W., wird Ihnen gerne sachverständigen und gewissenhaften Rat erteilen. 2) Da wissen Sie schon die Münze selbst einem Münzkundigen vorlegen.

Paul T. in Wien. Wir wissen danken, da kleine Mißstimmung jedenfalls zu großem Neuen beseitigt, um so mehr, als bei einem so bekannten Fall die ganze Klage gestanden ist, sobald man einen Satz erfahren hat, auf dem der entscheidende Accent zum Interesse verlegt.

R. B. in W. (Baden). Wenn Bezeichnung, aber ungewöhnliche Form. Rückfrage von derartigen maßgebenden einlaufenden Anzeigenteilen ausgeschlossen.



Post- und Schnelldampfer
zwischen **Bremen** und
Newyork | **Baltimore**
Brasilien | **La Plata**
Ostasien | **Australien**
Prospekte versendet
Bremen.
Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.

Neuer Abonnent in Linz a. D. Was Sie bei Ihrem Freunde gesehen haben, ist die sogenannte „Künstler-Ausgabe“ unserer Zeitschrift, denn nur bei dieser werden die Wochennummern in [illegible] Umschlag versandt. Wegen des Näheren verweisen wir Sie auf die Ankündigung unserer Verlagshandlung in Nro. 14 auf Seite 291.

W. M. in T. „[illegible]“ — nicht üblich; zu gelegentlicher Verwendung vorgemerkt; „Armstlied“ — [illegible] und frisch, aber — man soll den Teufel nicht an die Wand malen; „Erdenlust“ — es will uns bedünken, als ob „bedauern“ als Infinitiv denn doch eine viel zu gewagte Umbildung sei; auch im Uebrigen steht hier die Form nicht auf gewohnter Höhe; „Süße Margareta“ nicht sehr bedeutend im Inhalt; auch ergibt die „blauen Augen des jungen Eheweibs“ ein Wirrsal von Bildern; „Weihnachtslieder“ — vielleicht; — das übrige Versendete senden wir Ihnen und werden ein Gleiches [illegible].

Cl. Br. in Dresden. Nicht für uns geeignet.

Abonnent — „Olga“. Eine [illegible] ging vor Jahr und Tag einmal durch die Tagesblätter. Wir sind indeß der Meinung, daß auch diese eigentlich [illegible] von einer Regel gelegt werden, nämlich von der Zeitungsente.

[illegible] R. in Wilhelmshaven. 1) Ja, in den Verlagshandlungen von [illegible] in Dresden und [illegible] in Weimar, [illegible]. 2) In allen größeren Trikotwarenlagern und Spezialwarenhandlungen.

[illegible] Der Verfasser, dem wir Ihre Frage vorlegten, schreibt uns: „So viel mir bekannt, ist das Gemälde, welches mich zu der Erzählung anregte, vor kurzem nach Amerika verkauft worden.“

M. B. in Lippehne. Ueber diese Fragen belehrt Sie das durch jede Buchhandlung zu beziehende Buch: „Die Rechte und Einnahmequellen“ von H. Brünnecke, Verlag von Wilh. Violet in Leipzig.

A. B. in L. Graf Leonhard von Blumenthal ist Generalfeldmarschall und Generalinspekteur der 4. Armeeinspektion. Beide Würden verlieh ihm Kaiser Friedrich im März und April 1888. Graf Moltke ist ebenfalls Generalfeldmarschall und Präses der Landesvertheidigungskommission.

O. H.-T. in B. Besten Dank und herzliche Erwiderung.

Alte Dame in Salzburg. Sie werden am besten thun, eine Anfrage an den [illegible] in Wien zu richten, der Sie in dieser Sache sicherlich gut berathen kann.

Alfred D. in Osterode. A. L. in Ctr. Langjährige Abonnentin in [illegible]. M. B. in Graz. Nicht geeignet.

Frau Förster A. in B. Ein Verzeichniß der von unserem Abonnenten zu einem Vorzugspreis erhältlichen Kunstblätter sendet Ihnen unsere Verlagshandlung [illegible]. Ein schönes, großes Orientbild ist „Die junge Mutter“, das Sie für nur ℳ 2.50 [illegible] beziehen können.

Mehrere alte treue Abonnentinnen in Amerika. Es sind mit Bildern geschmückte Planinos.

Treuer Abonnent in Wetter (Ruhr). 1) Im Verlag von Wilhelm Knapp in Halle a. S. sind auch noch andere [illegible] Bücher erschienen, welche die „Deutsche Anleitung zur Photographie“ von Dr. Nikolaus von Konkoly in Ihrem Sinne ergänzen. [illegible] „Anleitung zur Herstellung von Mikrophotographien“ von Dr. [illegible] (2. Auflage 1887) mit 150 Abbildungen in Holzschnitt und Lichtdruck, sowie „Die Momentphotographie in ihrer Anwendung auf Kunst und Wissenschaft“ von demselben, und 2 Serien der Sache [illegible]. Apparate für Amateurphotographen und Belehrung über ihre Handhabung erhalten Sie unter anderem auch in Leipzig [illegible] Kunsthandlung, Stuttgart.

Dr. F. O. in F. 1) Die [illegible] und [illegible] der [illegible] werden [illegible] nur in den eigens gebundenen und an die Mitglieder der [illegible] versandten Berichten „Gaskorn“ veröffentlicht. 2) [illegible] Herr Pfarrer Becht in [illegible]. 3) [illegible]

R. L. in Walnreda. C. M. Sauer's „Italienische Konversationsgrammatik“ und desselben „Neuer italienischer Sprachführer“, sowie seine „Dialoghi italiani, eine [illegible] Anleitung zum [illegible]“ sind [illegible]. [illegible] Julius Groos in Heidelberg [illegible]. [illegible] bei Philipp Reclam in Leipzig erschienene kleine Unterrichtsbriefe [illegible].

[illegible]

K. L. in Meilen. Der Vorsitzende des deutschen Schriftstellerverbandes, Herr Rat [illegible] Schmidt, Berlin W., [illegible], wird Ihnen gern jede gewünschte nähere Auskunft ertheilen.

Mar. S. in Budapest. Vorbehältlich einiger redaktioneller Bedingungen angenommen.

Langjähriger Abonnent im deutschen Süden. Ja. Das Institut genießt nach jeder Richtung hin des besten Rufes. Die Aufnahmebedingungen beziehen Sie am besten aus unmittelbarer Quelle.

K. H. in Heiligenstadt. Dasjenige was Ihnen haben in Ihren ersten Jugendjahren das [illegible] gebracht, — die meisten wohl nicht viel besser und nicht viel schlechter als Sie. Wir sind zum [illegible] bereit!

Eine Ratlose. [illegible] werden Sie auf ein Buch verwiesen [illegible] in der Deutschen Verlags-Anstalt [illegible] Aufgabe stellt, für Sie [illegible] Koketts [illegible]

[illegible]

C. St. in Scheibe. Da eine mustergiltige deutsche Tagesgeschichte [illegible] Kleiner. Das unter diesen [illegible] in Einband [illegible] kommenden Nachsendungen machen wäre!

Richtige Lösungen sandten ein: Leopold Hintzelsen in Emmerich (3). Emil Cohn in Hamburg-St. Pauli (3). Karl Schmidt in Unter. [illegible] in Zürich (3). [illegible] in Heidelberg. [illegible] in Carrara. [illegible] Arnold Wagner in Gotha. [illegible] in Prag. [illegible] in Teschen. [illegible] in Grimma (2). [illegible] in Meiningen. [illegible] in Sonnenberg. [illegible] in Hamburg. [illegible] in Göttingen. [illegible] in Altona. [illegible], Anna Weiß in Speier. Friedrich Bollinger in Montreal, Canada.

Gesundheitspflege.

M. M. in Chemnitz. Während Chorea minor (kleiner Veitstanz) gewöhnlich leicht heilbar ist, ist dies bei [illegible] nicht so der Fall; ein Hauptmittel bei Chorea minor ist Arsenik, während bei letzterem [illegible] angewendet wird. [illegible]

F. Bl. in Kottbusen. Mit der Heilung des Stotterns oder ähnlicher Sprachfehler befassen sich in Deutschland Sprachärzt R. E. Gerdts in Bingen am Rhein und Rudolf Denhardt in Eisenach (Villa Hermsdorff).

M. C. 111. Gegen das Gießen geht es fort Wahl.

Langjähriger Abonnent. Zur Reinigung der Ohren bedient man sich [illegible] Wattebäuschchen [illegible]

[illegible]

Ein Ratloser in Z. Versuchen Sie gegen das Ausfallen der Haare [illegible]

Erina in Genua. Ohne persönliche Untersuchung läßt sich hier kein Rat ertheilen. Wenden Sie sich daher an einen tüchtigen Arzt. Dr. Sehm.

Redakteure: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen.
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer“ SW., Lindenstr. [illegible].
Wien: Filiale von „Ueber Land und Meer“ [illegible].
Budapest: Moritz Hecht (V. [illegible]).
München: Fritz Schwarz, Redakteur der „Kunst für Alle“ [illegible].

Inhalts-Uebersicht.

Text: Harte Herzen. Erzählung von Anton Freiherrn von Perfall. Fortsetzung. — Zum sechzigsten Geburtstag des Königs Oskar von Schweden, von Oskar Meding. — Lisette. — Der erste Tanzunterricht. — Auf Leben und Tod, von F. Lindner. — Literatur. — Aus der Kinderstube des Kaisers, von [illegible]. — Jekiel Fortunat, ein Roman aus Rumänien von Marie Bernhard. Fortsetzung. — An Wilhelm Jordan, den Freund, Lehrer und Meister, zu seinem siebzigsten Geburtstag: Sonett von Georg Ebers. — Worte eines Meisters, von Wilhelm Jordan. — Erinnerungen aus der amerikanischen Geschichte [illegible]. 1. Die Schiwa. — Notizblätter. — Aus den deutschen Kolonien in Ostafrika [illegible], von Hermann Soyaux. — Kronika: Graf Moltke. — [illegible] zungen im Monat Januar und Februar. — Schach. — Rätselhafte [illegible] — Geographisches Kreuzrätsel. — Auflösung des Logogriphs Seite [illegible]. — Auflösung des Rösselsprungs Seite [illegible]. — Auflösung des [illegible] Seite 365. — Briefmappe.

Illustrationen: Oskar II., König von Schweden und Norwegen, und [illegible]. — Lisette. Gemälde von M. Schnitzler. — Der erste Tanzunterricht. Gemälde von Richard Groß. — Aus der Kinderstube des Kaisers. Originalzeichnung von C. Rechel. — Billardspieler. Gemälde von [illegible]. — Auf Leben und Tod. Originalzeichnung von Ferdinand Lindner. — Dr. Wilhelm Jordan, geboren am 8. Februar 1819, nach der [illegible] in Frankfurt a. M. — Aus den deutschen Kolonien in Ostafrika: Die Kolonie Carthausen von Osten gesehen. — Von den Geschäften aus den Karolinen, nach Originalskizzen von R. v. Hilchers. — Graf von Moltke [illegible].

Der Bazar.
Illustrirte Damenzeitung.
Alle 8 Tage eine reichillustrirte Nummer.
Abonnementspreis: M. 2.50 vierteljährlich.
Inhalt der Nrn. 5 u. 6:
Mode: Haarfrisuren und Fächer (5 Abbild.). — [illegible] — Schürzen und Kleider für Kinder von 2–4 Jahren. — Kleider für Mädchen von 12–14 Jahren. — Anzug für Knaben von 11–13 Jahren u. s. f.
Handarbeiten: [illegible]
Hierzu doppelseitiger Schnittmusterbogen.
Unterhaltung: [illegible]
Meisterholzschnitte: [illegible]
Hierzu kolorirtes Stahlstich-Modenbild „Februar“.

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse, Annoncen-Expedition für sämmtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.
Anzeigen
Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 50 Reichswährung.

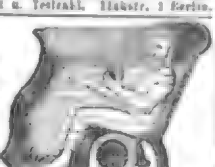
Stottern heilt schnell u. gründlich die langjährige Anstalt von Dr. Föhlhorn-Gräfe in Dresden, Gr. Packhofstr. 12. Honorar nach d. Heilung. Prospekt gratis u. fr.

Ersparnisse machen diejen. Damen, welche vor Beginn grösserer Arbeiten Muster meiner Spezialitäten: Strickwollen, Zephyr-, Rock- u. Decken-Wollen aus engl. Kammgarn, Zephyr u. Kameelhaar, [illegible] Paul Hoffmann, Ruhrort a. Rh.

Rasche Orientirung [illegible] Neue Börsen- u. Verlosungsblatt von M. Dann, Stuttgart, [illegible]

Anerk. mustergiltig [illegible] Pianos. [illegible]

Unentbehrlich für jeden Haushalt sind
heizbare Badestühle
[illegible]
Kosch & Teichmann, Berlin S.
[illegible]



Erstes Masken- und Theaterkostüm-Atelier und Verleihinstitut Deutschlands
von
J. J. Grohe,
(Inhaber: Gebr. Siek)
Berlin W., Kronenstr. [illegible]
Telegramm-Adresse: Grohekostüm.
[illegible]



Möbelstoffe
in Crêpe, Damast, Rips, Plüsch und abgepasste Portièren in jeder Preislage.
Spezialität: Lasting-Monopole!
Fabriklager von Rich. Zieger, Chemnitz.
Abgabe jeden Masses zu Fabrikpreisen. Muster und Preisliste portofrei.
Abgabe jeden Masses

Glas-Schreibfedern
3 Stück-Proben für M. 1.40. Briefmarken
von GUSTAV FICKHARDT in BONN.



Herm. Scherrer München Neuhauserstr. 3

In kurzer Zeit eine gediegene **Fachbildung**
und hierdurch angenehme lohnende Stellung.
Buchführung, Correspondenz, Rechnen, Comptoirkunde, Schönschrift.
Prospecte, die alles Nähere enthalten, gratis und franco zu [illegible] F. Simon, Abtheilung für brieflichen Unterricht, Berlin S W. 48.

BUCHFÜHRUNG [illegible]

[illegible] Porträts [illegible] Hommel in [illegible]



Das Vogtl. Versandt-Haus
[illegible] Plauen i. V. [illegible]



[illegible] Fabrik [illegible] in [illegible] Warnung vor Fälschungen.

Die Zuckerharnruhr, Diabetes,
[illegible]

Carneval.
Prächtige fürstlich elegante **Masken-Kostüme** [illegible]
Cotillon-Touren und Ball-Orden.
[illegible]
Bonner Fahnenfabrik (Hof-Fahnenfabrik) in Bonn am Rhein.

Digitized by Google

Van Houten's Cacao.

Bester — Im Gebrauch billigster.

Ueberall zu haben in Büchsen à Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.



Die Fabrik von
Gelbke & Benedictus, Dresden,
empfiehlt in reichster Auswahl
Cotillon- und **Carneval-**
Spiele, Christbaumschmuck, Papierlaternen.
Künstliche Pflanzen
Gefässe dafür in Majolika, Holz, Messing etc.
Illustr. deutsche u. französ. Preisbücher hierüber franco gratis.

Mondamin
alleinige Fabr. **Brown & Polson** k. engl. Hoflf.

Feinstes Maizena-Fabrikat. Zu Puddings, Fruchtspeisen, Mandeltorten etc. u. zur Verdickung v. Suppen, Saucen, Cacao etc. vorzüglich. In Colonial- und Droq.-Hdlg. à ½ u. ¼ Pfd. engl. à 60 u. 30 Pf.

Feinste
Tafelgeflügel
Victor Haydecker,
Pápa (Ungarn).

Die Stiftung
von Zimmermann'sche Naturheilanstalt
bei Chemnitz, in romantischer Lage. Anwendung der physikalisch-diätetischen Heilmethode. Prospecte gratis durch die Direktion, sowie durch die Depots der Firma Rudolf Mosse.

Dr. med. Lahmann's
SANATORIUM
(Naturheilanstalt) auf
Weisser Hirsch bei Dresden

Kurbedürftige erhalten gratis u. franko d. Prospekt d. altbewährten unterstützungsvereinigten Kurmittel-Handlung Braunschweig-München.

Dr. med. Haupt,
Kurhaus für Nervenkranke u. Erholungsbedürftige
Tharandt bei Dresden.

Bestes Laxmittel gegen Hämorrhoiden.
1 Dose 250 Tabletten M. 1.50
Eisenmagnesiapillen
haben in allen Apotheken
W. Kirchmann, Apotheker.
Ottensen-Hamburg.

Tausende
bezeugen, dass ihre Leiden durch
A. Dann
in Stuttgart
(23. Jahre) über alle bis Ende 1888 gezogenen Serienlose enthält die illustrirte Loos-Zeitung
Der Glücksbote
für 1889, nach kostenfreier Loos etc. Nachricht à 10 Pf. per Stück, vorwärts à 15 Pf. per Stück und Jahr.

Solide Buchskins,
das Meter von M. 3.80 ab, versendet nach an Private. Muster gratis.
Bruno Frensel, Cottbus.

BEETHAM'S GLYCERINE CUCUMBER

Specialität. — Vorzügliche
Tisch- und Tafelweine
unter Garantie für gleichbleibende Güte
1 Probekiste mit 20 grossen Flaschen in 4 Sorten 20 Mk.
J. F. MENZER,
Neckargemund.
BADISCHE WEINE

TAMAR INDIEN GRILLON
Abführende, stärkende Fruchtpastille gegen
VERSTOPFUNG
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.
Angenehm zu nehmen. — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise.
Jede Schachtel trägt die Unterschrift: E. GRILLON
IN ALLEN APOTHEKEN. — Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau.

Spezial-Arzt Dr. med. Meyer,
Berlin, Friedrichstr. 81, heilt alle Leiden von Unterleibs- und Hautkrankheiten, Impotenz, Schwächezuständen, auch in den hartnäckigsten Fällen gründlich und schnell. Briefl. Consultation 5 M.

Es wird ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht,
dass jede Schachtel die Fabrikmarke
„verschlungene Hände"
trägt, welche man beim Einkauf stets speziell verlangen wolle.

MEY'S STOFFKRAGEN

zeichnen sich besonders durch **Dauerhaftigkeit, Billigkeit, Eleganz u. bequemes Sitzen und Passen** aus.

Mey's Stoffkragen sind mit Webstoff vollständig überzogen und infolge dessen von Leinenkragen nicht zu unterscheiden.

Mey's Stoffkragen werden nach dem Gebrauch einfach weggeworfen, man trägt also immer neue, tadellos passende, elegante Kragen und Manschetten. Angabe der gewünschten Kragen- u. Manschettenweite nothwendig.

Gefällige Façons.

Lincoln B
Umschlag 5 cm breit
M. 0.85 pr. Dtzd.

Herzog
Umschlag 3½ cm breit
M. 0.85 pr. Dtzd.

Costalin
reinst couleurtester Leinen. Ausserordentlich schön und bequem am Halse sitzend, Umschlag 7½ cm. breit
M. 0.80 pr. Dtzd.

Franklin
4 cm hoch
M. 0.60 pr. Dtzd.

Goethe
(Cuirbow gedoppelt)
ca. 5 cm hoch
M. 0.90 pr. Dtzd.

Albion
ca. 5 cm hoch
M. 0.70 pr. Dtzd.

Wagner
Breite 10 cm
M. 1.20 pr. Dtzd. Paar.

Schiller
(Cuirbow gedoppelt)
ca. 4½ cm hoch
M. 0.80 pr. Dtzd.

Wiederverkaufs-Stellen von Mey's Stoffkragen befinden sich in den meisten Städten Deutschlands, und sind durch Plakate in den Schaufenstern erkenntlich. Ausserdem können Mey's Stoffkragen auch bezogen werden durch das

Versand-Geschäft Mey & Edlich
Leipzig-Plagwitz

Der illustrirte Katalog über „Mey's Stoffwäsche" wird auf briefliches Verlangen an Jedermann gratis und portofrei gesandt.

Serien-Loos-Gesellschaft.
Julius Weil,
Bankgeschäft.
München.

Compound- und schnellaufende Dampfmaschinen
von 12—200 Pferdekräfte
mit gleichmässigstem Gange für elektrisches Licht und Fabrikbetrieb.
Meuck & Hambrock,
Ottensen
bei Hamburg.

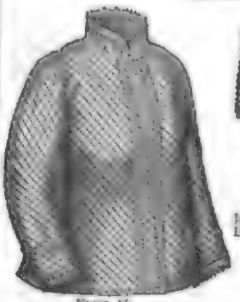
VERSAND-GESCHÄFT MEY & EDLICH

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland u. Dänemark.

Königl. Sächs. Hoflieferanten
LEIPZIG-PLAGWITZ.

Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Abtheilung für Damen-Wäsche.



Façon 15.
Négligé-Jacke von Piqué-Barchent.
Piqué-Besatz
Preis per Stück
Grösse I. M. 2.40.
„ II. „ 2.60.
„ III. „ 2.80.



Façon 11.
Hemd mit geradem Bündchen.

	Grösse	I.	II.	III.
Rumpflänge		98	105	112 Cm.
Aermelchen-Weite		78	83	90 „

Dowlas. Qual. 60.
Ohne Besatz.

Grösse	I.	II.	III.
Per Stück M.	1.70	1.80	1.90.

Mit gewebtem Besatz.

Grösse	I.	II.	III.
Per Stück M.	1.80	1.90	2.—.



Façon 29.
Hemd mit Schneppenkoller.

	Grösse	I.	II.	III.
Rumpflänge		95	105	112 Cm.
Aermelchen-Weite		80	88	98 „

Starkfädiges Elsasser Haustuch. Qual. 66.
Besatz: Handlangerste in vorzüglichster Ausführung.

Grösse	I.	II.	III.
Per Stück M.	3.50	3.75	4.—



Façon 28.
Hemd mit geradem Bündchen.

	Grösse	I.	II.	III.
Rumpflänge		98	105	112 Cm.
Aermelchen-Weite		78	83	90 „

Elsasser Haustuch. Qual. 78.
Kurze Aermel.
Besatz. Handlangerste in vorzüglichster Ausstattung.

Grösse	I.	II.	III.
Per Stück M.	4.—	4.25	4.50.



Façon 3.
Négligé-Jacke von Piqué prima.
Besatz: Handlangerste.
Preis per Stück.

Grösse	
I.	M. 4.25.
II.	„ 4.50.
III.	„ 4.75.



Nr. 8.
Frisir-Jacke von Shirting.
Hamburger Spitzen und Einsatz. Weite Aermel.
Preis per Stück:

Grösse	
I.	M. 4.10.
II.	„ 4.30.
III.	„ 4.50.



Façon 21.
Hemd mit Koller.

	Grösse	I.	II.	III.
Rumpflänge		98	105	112 Cm.
Aermelchen-Weite		83	87	95 „

Elsasser Haustuch. Qual. 71.
Besatz: Stickerei.

Grösse	I.	II.	III.
Per Stück M.	3.10	3.30	3.50.



Façon 10.
Fältchenhemd.

	Grösse	I.	II.	III.
Rumpflänge		98	105	112 Cm.
Aermelchen-Weite		80	87	95 „

Elsasser Haustuch. Qual. 71.
Besatz: Leinene Spitzen.

Grösse	I.	II.	III.
Per Stück M.	3.25	3.50	3.75.



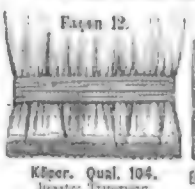
Façon 20.
Hemd mit Koller.

	Grösse	I.	II.	III.
Rumpflänge		98	105	112 Cm.
Aermelchen-Weite		79	83	90 „

Elsasser Haustuch. Qual. 67.
Zwischeneinsatz. Besatz: Trimming.

Grösse	I.	II.	III.
Per Stück M.	3.—	3.25	3.50.

Damen-Beinkleider.



Façon 12.
Köper. Qual. 104.
Besatz: Trimming.
Preis per Stück:

Grösse	
I.	M. 2.40.
II.	„ 2.75.
III.	„ 2.90.



Façon 20.
Elsasser Haustuch. Qual. 66.
Besatz: Handlangerste.
Preis per Stück:

Grösse	
I.	M. 2.40.
II.	„ 2.60.
III.	„ 2.80.



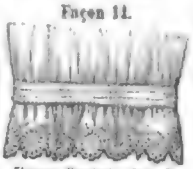
Façon 15.
Shirting. Qual. 52.
Besatz: Stickerei.
Preis per Stück.

Grösse	
I.	M. 3.—.
II.	„ 3.20.
III.	„ 3.40.



Façon 29a.
Cord-Barchent.
Besatz: Handlangerspitzen in vorzüglichster Ausführung.
Preis per Stück:

Grösse	
I.	M. 3.25.
II.	„ 3.50.
III.	„ 3.75.



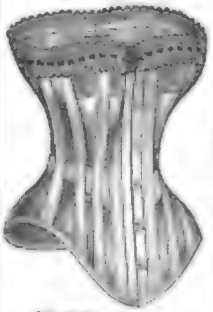
Façon 14.
Elsasser Haustuch. Qual. 71.
Besatz: Stickerei.
Preis per Stück:

Grösse	
I.	M. 3.—.
II.	„ 3.20.
III.	„ 3.40.

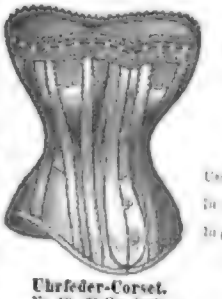


Nr. 6.
Frisir-Jacke v. Piqué 121.
Besatz: Gute Zwirnspitze
Preis per Stück:

Grösse	
I.	M. 5.25.
II.	„ 5.50.
III.	„ 5.75.



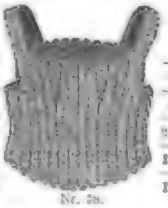
Uhrfeder-Corset.
Nr. 52. 39 Cm. hoch.
Feiner écrufarbiger Satinérell.
Brustform — Schulter.
Moderne Façon, kurze Hüfte, lange Taille, hochelegant rend.
Taillenweite: 48—72 Cm.
Per Stück M. 7.50.



Uhrfeder-Corset.
Nr. 59. 39 Cm. hoch.
Dunkelbronce melirt Drell.
Brustform — Schulter.
Hohe Façon, halblange Hüfte.
Taillenweite: 50—76 Cm.
Per Stück M. 6.—

Nr. 30.
Estremadura-Corset

Grösse:	1
Höhe ca.:	15
Weite ca.:	20
Ungefähr f. d. Alter von	1—2
In weiss per Stück M.	—.50
In porcelan d. Stück M.	—.60



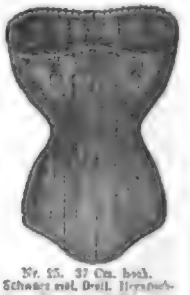
Nr. 30.

Aus bestem Material gefertigt. In folgenden Grössen vorrätig:

2	3	4	5	
16	18	21	24	Cm.
45	47	51	56	Cm.
2—3	3—4	4—5	5—6	Jahren.
1.20	1.50	1.80	2.25.	
1.30	1.60	2.—	2.40.	



Nr. 32. 37 Cm. hoch.
Schwarz Lasting. Hornfischbein. Glatte Brustform. Mittelfaçon.
Taillenweite: 50, 52, 54—62 Cm.
Per Stück M. 6.—



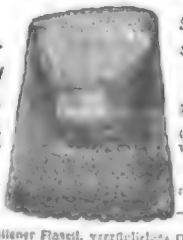
Nr. 35. 37 Cm. hoch.
Schwarz mol. Drell. Hornfischbein, Brust und Schulter mit Stäbchen.
Per Stück M. 3.50.



Nr. 25. 37 Cm. hoch.
Grau oder weiss Drell.
Taillenweite: 48, 50—62 Cm.
Per Stück M. 1.25.

Flanell-Anstands-Röcke.

Die Flanell-Anstands-Röcke sind solid



gearbeitet und mit schönen Languetten versehen.

Vorrätig in

Wir verwenden nur solide Stoffe u. liefern sämmtliche
Wäsche-Gegenstände
in saubersster und tadelloser Arbeit.
Lieferung wohltätig. Brust-Anstalten.

Qual. F. Baumwollener Flanell, vorrätig in ponceau (hochroth), grauweiert, braunmeart.

mittel		gross	
ca. 77 Cm. lang	ca. 85 Cm. lang		
„ 160 „ weit	„ 185 „ weit		
M. 5.50.	M. 6.50.		

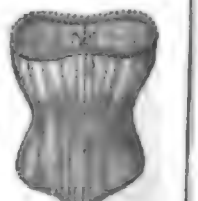
Qual. G. baumwollener Flanell vorrätig in weiss, vollständig krumpfrei.

mittel		gross	
ca. 77 Cm. lang	ca. 85 Cm. lang		
„ 160 „ weit	„ 185 „ weit		
M. 6.50	M. 6.75.		

Qual. H. Baumwollener Flanell, vorzüglichste Qualität, vorrätig in weiss.

mittel		gross	
ca. 77 Cm. lang	ca. 85 Cm. lang		
„ 160 „ weit	„ 185 „ weit		
M. 7.50.	M. 8.75.		

Unser **Special-Catalog** über **Frauen- und Kinderwäsche,** welcher portofrei und unberechnet versandt wird, enthält hierüber Ausführliches.



Nr. 26. 25 Cm. hoch.
Grau Drell.
Taillenweite: 48—60 Cm.
Per Stück M. 1.35.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Königl. Sächs. Hoflieferanten, LEIPZIG-PLAGWITZ.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Über Land und Meer.

Nº 20.

61. Band.
Einundsechzigster Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Samstag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Zuschlag Mark 3.50.

Harte Herzen.

Erzählung
von
Anton Freiherrn von Perfall.

Mit Originalzeichnungen von H. E. Kepler.

(Schluß.)

Des andern Tages wurde Quirin verhaftet. Die ganze Einwohnerschaft war vor der Post versammelt, als sie den unglücklichen, gebrochenen Mann gefesselt herausführten. Die blutige That, welche die meisten nur vom Hörensagen kannten, stand wieder in ihrer ganzen Grauenhaftigkeit vor aller Augen.

Heftige Drohworte wurden laut gegen Dominik und Cens, die Nachkommen der Mörder; auch auf ihnen lag die Schmach, der Fluch, sie durften nicht mehr geduldet werden in der Klausen. Und als Cens furchtlos sich unter der Hausthüre zeigte, wurde sie mit Schmähungen überhäuft. Der lang gehegte Haß gegen die Stolze brach jetzt bei allen durch. Cens schien sie gar nicht zu hören, dasselbe hochmüthige Lächeln lag auf ihren Zügen, als habe sich nichts ereignet.

Sogar der alte Wimbacher schauderte vor dieser Rache des Himmels, die er so oft erfleht; sie riß ihn selbst in ihren Strudel. Die Schande seines Hauses lag schwer auf ihm.

Wie der Doktor Lindner gefürchtet, kam es jetzt. Von allen Seiten wurden Forderungen erhoben, Gelder gekündigt.

Der Einsturz vollzog sich. Zwei Wochen darauf war das Wimbacher Anwesen zur gerichtlichen Versteigerung ausgeschrieben. Cens und Dominik sahen dem allem gleichmüthig entgegen, ihr Bleiben war ja doch nicht mehr hier. Der alte Wimbacher hatte alles Peter geschrieben, seiner einzigen Hoffnung.

Auch dort schlug die furchtbare Nachricht wie ein Blitz zwischen beide Ehegatten. Lies erblickte in dem ersten Schrecken in dieser blutigen Schuld, die auch sie streifte, eine tiefe Kluft sich öffnen zwischen ihr und Peter, sorgenvoll betrachtete sie den tief erschütterten Mann. Jetzt war die Stunde gekommen, in deren Rückerinnerung eine Titanenkraft ruht, wie er damals gesagt, und sie wirkte, diese Kraft. Peter schien die Besorgnis seiner Frau zu ahnen, und als sie, ängstlich zu ihm aufschauend, fragte: „Wirst Du die Enkelin des Verbrechers ebenso lieben?“ entgegnete er fast erzürnt:



Erzherzog Rudolf, Kronprinz von Oesterreich-Ungarn.
Das Brustbild nach einer photographischen Aufnahme von Dietz Angerer in Wien vom 8. Dezember 1888.

„Lies, das sind wieder Klausener Gedanken von Erbsünde, Haß und Fluch. Es gibt nur eine Schuld, die in uns selber liegt — nur einen Fluch, die eigene böse That — alles andere sind Ausgeburten des Wahnsinns, Schandflecke der menschlichen Vernunft! Laß uns keinen Augenblick darüber verlieren, es gilt jetzt, denen thatkräftig zu helfen, die dadurch alles verloren und in ihren leeren Herzen keinen wohlweislich aufgesparten Kriegsschatz finden für diesen schweren Kampf wie wir."

Schon lange ging Peter, wie Doktor Lindner ganz richtig bemerkt hatte, damit um, die Idee eines Luftkurortes, die jetzt in den medizinischen Köpfen spukte, in der Klausen zu verwirklichen, die alle Bedingungen dazu im vollsten Maße vereinigte. Er hatte bereits verschiedene Autoritäten für diese Idee gewonnen, und auch ein Unternehmer mit den nötigen Mitteln hatte sich bereits angeboten. Da konnte jetzt nach Rettung sein für den Dominik. Er wußte schon lange von der mißlichen Vermögenslage des Bruders, jetzt, nach diesem Ereignis, war natürlich das Anwesen unhaltbar, das sah er sofort ein. Er betrieb mit aller Energie die Ausführung seines Projektes und kam gerade noch zur rechten Zeit damit zu stande.

Der Tag der Exekution war schon angebrochen. Die Post war gefüllt mit Steigerungslustigen und noch mehr mit Neugierigen, denen diese Prozedur eine Augenweide war. Die Kommission hatte schon im Verschlag Platz genommen, auch Advokat Lindner war dabei, der jetzt, wie eine Ratte das leck Schiff verläßt, seine Dienste der Partei der Gläubiger angeboten hatte.

Der alte Wimbacher schien von einer innern Unruhe gepeinigt, immer wieder stand er auf und blickte die Straße hinunter, ob kein Fuhrwerk nahe, er schien mit Bestimmtheit jemand zu erwarten.

Gens und Dominik faßten die Sache am kältesten auf, sie saßen gefaßt neben der Kommission und schienen die höhnischen Worte, die spöttischen Blicke rings umher nicht zu hören und zu sehen.

Es liegt auch eine gewisse Wollust in dem Wühlen in einer Wunde, in dem ruhigen Zusehen, wie man sich verblutet, Tropfen um Tropfen.

Jetzt rasselte es die Straße herauf, der alte Wimbacher lief ans Fenster und konnte einen Ausruf der Freude nicht unterdrücken. Drei Herrische stiegen aus und traten in die Post. Die ganze Versammlung fühlte, daß jetzt eine Wendung der Dinge eintrete.

„Der Peter!" erklang's erstaunt von allen Seiten, als wirklich der junge Arzt eintrat. Er drückte nur flüchtig dem Vater die Hand.

„Schon zu spät?" fragte er hastig.

„G'rad' recht'!" entgegnete ihm dieser und ging leuchtenden Angesichts mit ihm in den Verschlag, seine sonst schon gebeugte Gestalt schien jetzt wieder sich aufzurichten.

„Meine Herren," erklärte Peter, „Ihr Geschäft ist, glaube ich, hier erledigt, diese beiden Herren sind bereit, das Wimbacher Anwesen nun einen Preis zu kaufen, der wohl alle Ausstände deckt und sogar noch einen kleinen Ueberschuß ermöglicht!"

„Das ist denn doch abzuwarten, geehrter Herr Doktor, ob unser Geschäft schon erledigt ist; die Versteigerung ist einmal anberaumt, die Kauflustigen sind alle da, dem Gesetze nach ist so eine Abänderung des Programms nicht statthaft, es müßte denn sein, Sie bieten eine Summe und Garantie für die Sicherheit der Gläubiger, die nicht überboten werden können," entgegnete lauernd Lindner, dem die Galle heraufstieg beim Anblick Peters und der über den Haß, den er gegen diesen Reformator hegte, bald die Interessen seiner Partei vergaß.

Peter hatte ihn, während er sprach, mit einem verächtlichen Ausdruck angesehen.

„Sie hier, Doktor? Ja, das wandelbare Glück hat das Haus Wimbacher verlassen und ohne Glück scheinen Sie nicht arbeiten zu können. Mein akademischer Feuereifer ist noch immer nicht verstackert — denken Sie sich — und diesem Eifer habe ich es zu danken, daß ich Ihre ganz gerechte Forderung betreffs Garantie vollständig befriedigen kann. Die Namen dieser beiden Herren, Grundlach und Steinberg aus M., dürften Ihnen allein schon genügen, aber um Sie vollständig zu beruhigen, erlegen die Herren gleich hier zu Händen des Gerichtes die Summe von vierzigtausend Gulden in Banknoten, welche, so viel ich weiß, sämtliche Ausstände decken."

Ein allgemeines „Ah!" des Erstaunens ging durch die sich herandrängende Menge. Mit andächtiger Ehrfurcht, welche die Bauern hier zu Lande unwillkürlich ergreift bei dem seltenen Anblick einer großen Summe baren Geldes, richteten sich die Blicke bald auf die Kassenscheine, welche auf den Tisch gezählt wurden, bald auf die glücklichen Zahler, die den einfachen Leuten, welche gewohnt waren, bei derartigen Verkäufen selten bares Geld oder nur sehr wenig zu sehen, Krösuse dünkten. Sie hatten vor Staunen noch nicht Zeit gefunden, über diese entscheidende Veränderung in ihrem Heim und über die neuen Besitzer des Anwesens ihr Urteil zu fällen.

„Ja, der Pet'r — i' hab's scho' lang g'sagt, da kann ma's seg'n!" und unzählige derartige Bemerkungen wurden laut.

Doktor Lindner war blamirt, er bemerkte in allen Blicken, die ihn trafen, hämische Freude über seine Niederlage, und sein Geschäft in der Klausen war aus, wenn dieser verrückte Mensch ans Ruder kam. Er konnte nichts erwidern, die Gläubiger, welche alle zugegen waren und für ihr Geld bange hatten, drängten alle herbei und verlangten stürmisch den Zuschlag, und er war ja ihr Vertreter, er mußte selbst zustimmen.

Der alte Wimbacher konnte sich nicht mehr halten, die ganze Zeit hatte er den Peter mit heller Freude angesehen, als er aber auch noch den verhaßten Lindner so in Grund und Boden hinein schmetterte, da drängte er sich durch alle hindurch und umarmte stürmisch den Sohn.

Gens und Dominik allein schienen an diesem für sie so unerwartet günstigen Ausgang keine rechte Freude zu haben, verdrossen schauten sie der ganzen Scene zu. Dieser neue Sieg Peters auf dem Feld ihrer Niederlage weckte wieder den Neidwurm in ihren Herzen, den selbst diese furchtbaren Schicksalsschläge nicht töten konnten.

Warum glückte denen alles und ihnen nichts? Was war denn an diesem Peter, den einst jedermann geringschätzte, selbst sein eigener Vater? Und erst an der Lies, an der krummen, dummen Lies? Ist die nicht auch ein Enkelkind des Mörders? Warum trifft die nicht die Schmach, der Haß? Und jetzt sollten sie diesem Peter ihre Rettung zu danken haben! Gens wäre lieber als Bettlerin fortgegangen.

Dominik wurde an den Gerichtstisch gerufen, er mußte ja seine Einwilligung geben, von der ganzen Sache Einsicht nehmen.

Peter reichte ihm die Hand.

„Nicht verzweifelt, Dominik, was auch jetzt Hartes über Dich kommt, wer sich selbst nicht verliert, ist nicht verloren!"

Dominik nahm mit Widerstreben die dargebotene Hand.

„Spar Dein Trost, Pet'r, und i' mein Dank, weg'n meiner hast des net gethan, wirst scho' selb'r Dein Nutz'n dabei hab'n!"

Peter wandte sich kopfschüttelnd ab. Noch immer nicht gesprengt diese starre Rinde? Jetzt wird's bald zu spät sein, armer Dominik!

Nachdem das Gericht sich entfernt, berief Peter einen Familienrat.

„Hier könnt ihr nicht bleiben, Dominik, wenigstens bis sich die Aufregung gelegt," sagte er. „Ich weiß euch einen Rat. Ihr bleiben noch einige tausend Gulden bares Geld, Du bist ein tüchtiger Landwirt, Gens eine tüchtige Frau, an Entschlossenheit und Mut fehlt es euch auch nicht, geht nach Amerika und gründet euch dort eine neue Heimat, ich kann euch wichtige Empfehlungen mitgeben, eure Zähigkeit ist dort gerade am rechten Platz."

Gens und Dominik hatten selbst schon diesen Entschluß gefaßt, hinter dem Rate Peters argwöhnten sie aber eine Kriegslist, sie auf gute Weise anzubringen.

„Natürli', damit der Herr Dokta mit seine abg'hauft'n Verwandt'n nix mehr zu thun hat," bemerkte höhnisch Gens, „u'üb'r damit zu den Wild'n! Hat wohl die Lies den Rat geb'n — die Frau Dokta? Die hat's nötig, mit der wirst a Ehr' aufheb'n in der Stadt! Oder is die net 's Enk'lkind von an Verbrech'r wie i'? Is die g'weiht geg'n d' Schand'? Die —"

Ein scharfer Blick Peters verhinderte sie an weiteren Auslassungen.

„Mit Deiner Frau ist nicht zu reden," sagte Peter; „was sagst Du zu dem Vorschlage?"

„Des is scho' lang bei uns eine beschloss'ne Sach'. Wir fall'n euch zur Last mit unserem Unglück, unserer Schand', ihr uns mit euren Wohlthat'n, die ihr do' net ehrli' meints — ich kann's emol net glaub'n — und Du hast am End' auch kein Grund dazu. D'rum sorg Di' net weit'r, marg'n bin i' und d' Gens weg auf alle Zeit'n. Für Deine Empfehlungen mein Dank, mit vier g'sund'n Aem' muß man, mein' i', drüb'n scho' durchkomm'n!"

Peter sah die Unmöglichkeit ein, eine Bresche zu schießen in diesen ehernen Wall von Mißtrauen und Vorurteil, das kann nur das Schicksal mit seinen alles bezwingenden Feuerschlünden.

Selbst der Abschied von der Heimat, dieses so schmerzliche Losreißen von allen Wurzeln des Daseins, preßte keine Thräne aus diesen versengten, dürren Herzen, und keine wurde ihnen nachgeweint — eine furchtbare Vergeltung — außer der, welche Peter im Auge glänzte, und die galt mehr dem unendlichen Menschenleid, das ihm in diesem Augenblick wieder zum vollen Bewußtsein kam, in seiner ganzen Schwere ihn tief zu Boden drückte wie einst den großen Dulder auf Golgatha. Es stehen eben immer wieder Menschensöhne auf, die den Erlösungsgedanken wie eine Offenbarung in sich tragen, und das sind allein die wahren Jünger ihres großen Meisters.

VI.

Wer zehn Jahre nach diesen Ereignissen die alte Bergstraße wanderte, ging nicht mehr achtlos an den Wege zur Klausen vorüber. Schattige Kastanien, Bänke zum Sitzen einladend, dazu die blau und weiß angestrichene Tafel mit der Aufschrift „Kurort Klause" erregte unwillkürlich seine Neugierde, wenn ihm der jetzt berühmte Name wirklich nicht bekannt war. Elegante Equipagen rollten lautlos hin und her, Reiter und Fußgänger drängten sich dazwischen. Nur hie und da wurde man durch eine ländliche Gestalt in der Gebirgstracht, durch die heimatlichen Sprachlaute daran erinnert, daß man sich keiner Großstadt nähere. Und erst die Klausen selbst! Als hätte ein Alladin hier seine Wunderlampe gerieben! An Stelle der alten Post stand ein stattliches Kurhaus, umgeben von Gärten und schattigen Alleen, die Bauernhäuser, fast alle um einen Stock aufgebaut, erschienen in ihrem sauberen weißen Anstrich, in ihren frisch grünen Läden, ihren sauber gepflegten Gärtchen wie neu gebaut. Die alten, bemoosten Brunnenröhre waren neuen, großenteils eisernen gewichen, die Straße war glatt, sauber wie eine Tenne. Und wie die Häuser jetzt viel freundlicher drein blickten, so auch ihre Inwohner, und sie hatten auch allen Grund dazu. Mit den unzähligen Gästen, die jährlich im Sommer, der Stadt entfliehend, hier Heilung suchten für ihre zerrütteten Nerven, kam auch viel Geld herein in die Klausen, und noch etwas, was mindestens ebensoviel wert war — ein bißchen Licht — und das Licht ist ja die Quelle alles Guten, aller Freuden.

Und wem sie das alles zu verdanken hatten? Dem Peter Wimbacher ganz allein, der jetzt, eine Koryphäe seiner Wissenschaft, seinen Patienten von weit und breit mit gutem Gewissen die Klausen empfahl mit ihrer würzigen Bergluft, ihren duftigen Tannenwäldern und ihrer Weltabgeschlossenheit.

Vor seinem wohlwollenden Wesen, seinem beredten Munde, der für jeden das rechte Wort fand, hielten auch die Klausenerschädel nicht stand, sie zerschellten an ihm. Wie starre Felsen nach tausendjährigem Trotzen von der sanften, aber beharrlichen Welle unterspült, sich plötzlich, wie von Sehnen gerafft, hineinstürzen in die kühlende Flut, so erging's ihnen.

Zuerst ärgerten sie sich über sich selbst, daß sie immer den Doktor um Rat fragten in allen Angelegenheiten, er war ihnen doch ein Fremder, ein Herrischer und damit eigentlich ihr Feind, nach ihrer Ansicht, und doch zog sie's immer wieder hin. Den gelben Wagen des Doktors Lindner sah man nie mehr den Berg herabkommen.

Zuletzt sahen sie auch den Erfolg der guten Ratschläge, die Uneigennützigkeit derselben, die ihnen ganz rätselhaft schien — dazu die klingende Münze, die ihnen reichlich in die Taschen sprang, kein Zweifel, daß Peter Wimbacher, der seit einem Jahr das

Kurhaus selbst käuflich erworben hatte, der allgemein anerkannte König der Klausen war.

Peter hatte wirklich Glück gehabt in seinem Beruf, in dem er es trotz dem Mangel jeglicher Protektion aus eigener Kraft zu einer hervorragenden Stellung brachte, in seinen geschäftlichen Unternehmungen und vor allem in seiner Familie. Zwei reizende Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, gediehen herrlich an der Seite seiner treuen Gefährtin Lies, die neben den Schätzen des Herzens, die ihr im Anfang schon zu eigen waren, ihren Mangel an Geistesbildung wohl fühlend, auch Schätze in dieser Beziehung sich anzueignen wußte. Die innige Liebe zu Peter war ihre beste Lehrmeisterin. Was aber sein Glück erst zum wahren Glück machte, das war seine herzliche Freude, auch andere daran teilnehmen zu lassen, das Menschenleid, das ihm einst die heilige Thräne erpreßt, wenigstens in seinem Lebenskreis mildern zu helfen. Sie hatte die Lehrzeit der Nonne Lisabetha nicht vergessen, und in dem Spital, welches Peter, unterstützt von Menschenfreunden, für mittellose Leidende, welche der Gebirgsluft bedurften, neben dem Kurhaus errichtete, hatte sie vollauf zu thun.

Der Sommer des Jahres 1872 war ein besonders belebter in der Klausen. Ganz Deutschland war in freudiger Erregung und Bewegung, die Industrie blühte wieder auf und bot reichlichen Verdienst. Der Zug nach dem Süden, der jedem Nordländer innewohnt, bekam durch die blutgetaufte Waffenbrüderschaft neue Anregung und es fand eine förmliche norddeutsche Invasion in das bayrische Hochland statt.

Das Spital war angefüllt mit Rekonvaleszenten aus dem Feldzuge. Da war Lies in ihrem Elemente. Abends saßen sie dann gewöhnlich in einer von den Fremden abgesonderten Laube, Peter und sein Assistenzarzt, wie er sie scherzend nannte, die Lies — und der Großvater!

Auch heute, an einem schwülen Augustabend, war die ganze Familie hier vereinigt. Die Sonne war schon hinter den Wänden verschwunden, die nur verschwommen, in einen dichten Dunst gehüllt, sichtbar waren, durch welchen ein mattes Abendrot mühsam sich Bahn brach.

Am Tische saß Peter, in eine Zeitung vertieft, neben ihm Lies, mit Charpiezupfen, Verbandzeugnähen beschäftigt. Ein blondlockiges Mädchen blätterte am Boden in einem Buche, während rückwärts, in einem altväterischen Lehnstuhl, ein ehrwürdiger Greis saß; auf seinen Knieen ritt ein kleiner Junge und hielt sich bei jeder Schwenkung an dem Silberbart des Greises fest, der das ruhig geschehen ließ. Es war der Großvater, der Wimbacher. Seine Gestalt war tief gebeugt, zusammengefallen, um so frischer blickte das Auge. Den derben Zügen des Gesichtes hatten Alter und Sorgen einen weichen, milden Ton gegeben, der den alten Wimbacher fast unkenntlich machte.

„Vater, nicht les'n, Märchen erzähl'n!“ rief die kleine Blondhaarige mit dem Buch in der Hand, und zerrte an der Zeitung. Der Vater war jedoch ganz vertieft und schien nicht hören zu wollen. „Nicht lesen,“ schrie das Kind in einem ärgerlichen Ton, „Gens will Märchen hör'n!“ Dabei riß wirklich das Blatt entzwei.

„Gens, Gens,“ drohte der Vater mit dem Finger, „nicht so ungestüm!“

Das Mädchen errötete, und Thränen standen in den großen blauen Augen, in dem kleinen Händchen hielt sie noch immer die Fetzen der Zeitung.

„Ich wollt' Dich nur bitten, Vater, um die Geschichte von der Schneekönigin, die Du gestern angefangen; ich kann nicht schlafen, bis ich weiß, wie 's dem kleinen Karl gegangen mit dem Glassplitter im Herzen.“

„Gib nur acht, daß Dir nicht auch einmal einer hineinsteigt, Gens — der armen Tante ist's passirt, wie sie so ein kleines Mädchen war wie Du!“

„Und ist sie dann auch zu Eis geworden?“ fragte neugierig das Kind.

„Auch zu Eis,“ erwiderte, plötzlich ernst werdend, Peter. „Aber jetzt komm, ich will Dir die Geschichte von der Schneekönigin vorlesen, und die Mama soll auch ein bißchen von ihrer Arbeit aufsehen!“

Er hob das Kind auf seinen Schoß, dessen Blicke jetzt schon an seinem Munde hingen. Der kleine Max hielt sich mäuschenstill auf den Knieen des Großvaters und auch Lies legte die Arbeit weg und blickte lachend in das atemlos lauschende Kindesantlitz, das ja selbst das schönste Märchen ist.

Plötzlich hörte man das Rasseln eines Wagens die Straße herauf. Der Vater hielt in seiner Vorlesung inne zum großen Verdruß der kleinen Gens; Vater war gerade bei dem kleinen Stubenmädchen angelangt, da konnte man doch nicht geduldig warten.

Der Wagen war von dem Platz aus nur einen Augenblick zwischen den Bäumen sichtbar, eine Frau saß darin, dann verschwand er wieder und hielt am Eingang. Das war ja nichts Auffallendes, und die kleine Gens zupfte schon wieder am Barte.

„Da sagten die Waldtauben: ‚Kurre, kurre, wir haben den kleinen Karl gesehen.‘“

Schritte wurden laut auf dem Kiesweg, der zur Laube führte. Peter legte das Buch weg und trat heraus. Ein Gartenjunge sprach in einiger Entfernung mit einer Frau und wies auf die Laube, dann näherte sich letztere derselben mit auffallend unsicherem Schritt. Jeden Augenblick blieb sie stehen, sah auf das Gebäude zurück, auf den Garten rings umher. Sie hob den Schleier, der ihr Gesicht verdeckte, empor und wischte mit dem Taschentuch über die Augen. Ihre Kleidung erschien ärmlich. Wohl eine Hülfesuchende, die in das Spital wollte. Jetzt schien sie ihn bemerkt zu haben, sie blieb stehen, als ob sie mit einem Entschluß kämpfte, kam aber dann festen Schrittes auf ihn zu.

„Doktor Wimbacher, nicht wahr?“ fragte sie mit zitternder Stimme, vor ihm stehen bleibend.

„Der bin ich; und mit was kann ich Ihnen behülflich sein?“

„Ist die Frau Doktorin auch da?“ fragte sie weiter.

„Meine Frau ist in der Laube — Lies!“ rief er hinein.

Lies und die kleine Gens kamen heraus. Die kleine betrachtete neugierig, fast etwas mürrisch die Fremde, welche die schöne Geschichte gestört.

„Gens, geh hinein!“ sagte Peter, in dem Glauben, die Fremde wolle ihr Anliegen nicht in Anwesenheit des Kindes vorbringen.



„Gens heißt die Kleine?“ fragte die Fremde in seltsamer Erregung. „Komm, Gens, fürcht' Dich nicht, ich bin nur mehr —“ es war, als ob den Rest Thränen erstickten. Sie kniete am Boden und streckte ihre Hände nach der Kleinen aus.

Unterdes war Lies näher getreten, der bei dem Klange der Stimme der Atem stockte.

„Gens!“ schrie sie plötzlich auf. Die Kleine wandte sich erschrocken der Mutter zu, doch die winkte dem Kind ab und deutete schweigend auf die weibliche Gestalt, die nun in nervöses Schluchzen ausbrach und zu sinken drohte, doch Peter war schon an ihrer Seite und knüpfte den Schleier los. Ein bleiches Frauenantlitz mit kummervollen Zügen wurde sichtbar, die schmale Lippe war durch eine häßliche Scharte entstellt — Gens, die Frau des Dominik!

Lies war erschüttert von diesem Anblick und schloß sie innig in ihre Arme. Die Schwester sträubte sich dagegen.

„Nicht so, Lies,“ sprach sie unter Thränen, „das ist zu viel für mich, das verlang' ich nicht von euch, nur ein bißl ausruh'n möcht' ich und bekannte Gesichter sehen — sonst ertrag' ich's nicht — dann will ich ja fort — die Gens will niemand zur Last fallen.“

Peter schüttelte den Kopf.

„Noch immer nicht geheilt?“

Als er aber dieses gramvolle Antlitz, ihre gebeugte Gestalt betrachtete, da war von Trotz nichts mehr zu sehen. Fürchterliche Stürme mußten da getobt haben, um diesen knorrigen Baum zu beugen wie eine Weide.

Lies führte die Schwester in die Laube; als ihr Blick auf den alten Wimbacher fiel, zuckte sie erschreckt zusammen, und wie hoffnungslos sank ihr Haupt auf die Brust.

„Gens ist wieder da,“ sagte Peter zu ihm.

Der Alte erhob sich, es schien, als suche er etwas in dem Antlitz der Schwiegertochter, sie senkte den Blick vor ihm im Bewußtsein ihrer Schuld. Dann breitete er plötzlich die Arme aus und zog sie an seine Brust.

„Vergeben, Gens, alles vergeben,“ stammelte er tiefbewegt.

„Das ist ja nicht möglich,“ schrie sie auf, „alles vergeb'n, was ich — und wenn der Vater alles vergibt, dann — könnt ja auch ihr —“ mit flehendem Ausdruck wandte sie sich gegen Peter und Lies.

„Vergeben, meinst Du,“ warf Peter ein, „daß Du unsere Liebe so beharrlich zurückgewiesen — das wird hart gehen, Gens!“

Gens nickte traurig mit dem Kopf.

„Das glaub' ich auch!“

„Aber unter einer Bedingung geht's,“ sagte Peter lächelnd, „wenn Du sie jetzt doppelt annimmst und erwiderst; Du hast lange damit gegeizt, um so reicher muß Dein Vorrat sein, und hier ist Platz für diesen Vorrat,“ er wies auf die Kinder, die sich ängstlich an die Mutter schmiegten, und auf den alten Großvater; „gebst Du darauf ein?“

Gens lächelte unter Thränen.

„Ist's also doch wahr, was ich nie hab' glaub'n woll'n, 's gibt doch eine uneigennützige Lieb' und ein Mitleid, was keine Schadenfreud' kennt, ich hab's lang' nicht begriff'n, aber jetzt ist mir's klar, und vielleicht kann das zermalmte, harte Herz doch noch d' Lieb' erlernen.“

„Und der Dominik?“ fragte plötzlich düster der Alte.

Gens erhob das verweinte Antlitz, das sie an der Brust der Schwester geborgen.

„Tot! — erschoss'n im Streit; o, das Land! Wir waren noch Engel gegen das Volk da drüben — ich hab' bei ihm ausg'halt'n bis zum Tod, dann hab' ich mich durchgebracht kümmerlich — bis daher!“

Der alte Wimbacher war in den Sessel zurückgesunken — längst vergangene Bilder tauchten in ihm wieder auf, wo der Dominik sein alles war, wo er ihn auf seinen Knieen geschaukelt — und jetzt tot im fernen Land — war er nicht auch etwas mit schuld an diesem Ende?

Alles schwieg, durch diese lakonische Nachricht tief betroffen — alles dachte des Toten!

„Vater,“ rief plötzlich die kleine Gens, „jetzt lies weiter von der Schneekönigin, dann hört die Frau auch mit Weinen auf!“

Diese drückte das Kind an ihre Brust.

„Und das alles versäumt ein Leben lang, das größte Glück! Und der arme Dominik — jetzt hätt' er's auch begriffen!“

Peter ergriff Andersens Märchenbuch und las:

„Karl, lieber, kleiner Karl, da hab' ich Dich endlich wieder gefunden!“ Aber er saß ganz still, steif und kalt, da weinte das kleine Gretchen heiße Thränen, die fielen auf seine Brust, sie drangen in sein Herz, sie tauten den Eisklumpen auf und verzehrten das kleine Spiegelstück darin. Da brach Karl in Thränen aus, er weinte, daß das Spiegelstück aus dem Auge schwamm, er erkannte sie und jubelte: ‚Gretchen, liebes, kleines Gretchen, wo bist Du doch so lang gewesen? Und wo bin ich?‘ Und er blickte rings um sich her. ‚Wie kalt es hier ist und wie leer!‘ Und er klammerte sich an Gretchen an, und sie lachten und weinten vor Freude.“

Gens horchte auf, sie las in den Blicken Peters, der alles zu ihr sprach, die Anspielung. Auch sie



Bei der Wahrsagerin.

Gemälde von Gabriel Max

Digitized by Google



Im Schnee. Gemälde von Andersen-Lundby.

Kaisers Geburtstag.

Mit Originalzeichnungen unseres Spezialartisten P. Thumm.

Trübe und grau senkte sich der Vorabend des kaiserlichen Geburtsfestes auf die deutsche Reichshauptstadt nieder; sorgenvollen Blickes richteten die treuen Bürger das Auge zum Himmel, welcher in ein feuchtkaltes Dunstmeer eingehüllt war. — „Das wird kein Hohenzollernwetter", murmelte man mißvergnügt und zog sich zurück in die warme Stube, zum warmen Ofen. Doch als das Trompetercorps am frühen Morgen von der hohen Kuppel des grauen Königsschlosses



Aufmarsch der Schwadron.

schmetternd zu Kaisers Geburtstag rief, da lag über ihnen ein klarer, dunkelblauer Himmel, und die Sterne glitzerten und blinzelten freudig auf die Erde herab. „Hohenzollernwetter" sollte Deutschlands jugendfrischer Kaiserspross haben an seinem ersten Geburtstag auf dem Thron seiner Väter. Feierlich zogen die Trompetenklänge über Berlin dahin, und ihre Mahnung fand in den Herzen Widerhall; heiße Segenswünsche stiegen mit ihnen zum Himmel empor. Allmälich färbte sich das Firmament heller und heller, die Straßen belebten sich. Da fuhr ein schmucker Postillon über den weiten Schloßplatz. Sein altes Soldatenherz schlug höher beim Anblick zu den Gemächern seines Kaisers und Herrn; schnell hielt er an, nahm sein Posthorn zur Hand und — „Schier dreißig Jahre bist du alt" klang es so hell, so klar durch die Luft, daß die Leute herbeieilten, staunend den schönen Klängen lauschten und ein begeistertes Hoch dem geliebten Herrscher hinaufschickten; es war die erste Gratulation, vom Volke dargebracht.

Während draußen das Getriebe der Großstadt seinen Anfang nahm, bereitete sich in der kaiserlichen Wohnung alles zur Beglückwünschung vor. In dem großen Pfeilersaal hatte mit liebender Hand die hohe Gemahlin die Geburtstagsgeschenke aufgestellt. Grüne Epheuranken zogen sich an den Damastlinnen der beiden Tische entlang, schlangen sich vertraulich um die mannigfachen Geschenke, welche von nah und fern gesendet worden; Bronzegruppen, Silbersachen, Alburns, Gewehre und viele Nippessachen standen und lagen schön geordnet zwischen köstlich duftenden Blumen; auch der Geburtstagskuchen mit den dreißig Lichtern fehlte nicht. Das Hauptstück aber stand am Kopfende der Tische und schaute das Geburtstagskind glücklich und strahlend an: es war das lebensgroße Oelbild der Kaiserin, von Konrad Kiesel gemalt. Es zeigt die hohe Frau in einer Robe von schwarzem Seidenstoff gekleidet, Hals und Arme mit leichtem schwarzem Flor bedeckt, zwischen dem sehr diskret Diamanten blitzen. Der schwarze Stoff hebt vortrefflich die Schlankheit der Gestalt, die Zartheit und Frische der Töne des Halses, der Arme und vor allem des Antlitzes, aus dem Anmut und Hoheit sprechen. Ein goldener



Kürassierhelm.

Thronsessel krönt das Haupt. Die Kaiserin erscheint an einen vergoldeten, mit rotem Damast bekleideten Rokokostuhl gelehnt; in der Ecke erblickt man das kaiserliche Allianzwappen. Das Bild war noch nicht ganz vollendet, darum umgab es auch noch kein Goldrahmen. Statt dessen war es provisorisch von Blattpflanzen umrahmt, aus denen es ebenso reizend als wirkungsvoll herausleuchtete.

Die Kaiserin hatte ihren hohen Gemahl in den Pfeilersaal zu den Geschenken geleitet; da klirrt sich die Feldwache ans, und herein marschierten in strammpreußischem Schritt drei kleine Garderegimenter, „feldmarschmäßig" ausgerüstet von Kopf bis zu Fuß. Der Kronprinz, welcher als „Gefreiter" an dem Geburtstage seines erlauchten Vaters das „erste Avancement" zu verzeichnen hat, führte die beiden ältesten seiner vier Brüder zur militärischen Beglückwünschung vor. Diese freudige Ueberraschung hatte die Kaiserin für ihren Gemahl vorbereitet. Als die militärische Meldung abgethan war, eilten die Kleinen auf ihren Papa zu, überreichten ihm Blumensträußchen und ließen sich herzen und küssen. Schnell verstrichen die schönen Stunden des trauten Familienglückes, um weiteren, hohen Verpflichtungen zu weichen. Nach der trauten Familienstunde erschien der engere Hof zur Beglückwünschung in den kaiserlichen Gemächern, ferner das militärische Gefolge, der Hof der Kaiserin. Um 10 Uhr hatte sich die königliche Familie in dem Pfeilersaal versammelt, um ihre Glückwünsche darzubringen. Ihre Majestät die Kaiserin Augusta hatte auch nicht fehlen wollen und brachte persönlich ihre heißen Segenswünsche dem teuren Enkel dar.



Die jüngsten Soldaten der Armee.

Eine halbe Stunde verweilte die königliche Familie im trauten Gespräch zusammen, dann begab man sich durch die Gemächer nach der Schloßkapelle zum Gottesdienst. Es war ein glänzender Zug dahin. Drei Hoffouriere in goldstrotzenden Galalivreen zeigten den Weg; ihnen folgte in kurzer Entfernung der Hausmarschall Freiherr von Lyncker und der Hofmarschall Graf Pückler, welche den königlichen Zug eröffneten. Wenige Schritte hinter diesen ging der Oberhof- und Hausmarschall von Liebenau; die hohen Herren trugen in der Rechten den langen Marschallstab. Dann folgten die Majestäten, die Kaiserin in hohem, taubengrauem Seidenkleid mit langer Schleppe und Federnauspuz am Halse; ein Capothütchen von derselben Farbe zierte das Haupt. Zur Linken ging der Kaiser in großer Generalsuniform und weißen Gala-Beinkleidern; in der Rechten trug der Monarch den Helm mit Federbusch. Reicher Ordensschmuck erglänzte auf der Brust, um den Hals schlangen sich die Ketten der hohen preußischen Orden. Zur Rechten geleitete die Kaiserin Seine Majestät der König von Sachsen in Trezuenuniform. Den Majestäten schlossen sich in den verschiedensten Uniformen die sämtlichen Fürstlichkeiten mit ihrem Hofstaat an und zwar der Großherzog von Baden und die Prinzessin Albrecht, der Großherzog von Hessen mit der Großherzogin von Baden, der Großherzog von Sachsen mit der Fürstin von Lippe-Detmold, der Großherzog von Oldenburg und die Herzogin Johanna Albrecht von Mecklenburg-Schwerin, Prinz Heinrich und die Erbprinzeß von Sachsen-Meiningen, Prinz Albrecht mit Prinzeß Luise von Schleswig-Holstein und Prinzeß Friedrich von Hohenzollern. Dann kamen Prinz Friedrich Leopold und die übrigen deutschen Fürsten; die Fürstinnen trugen sämtlich hohe Kronen mit Schleppen, Capotthütchen und Brillantschmuck. Die graue Farbe war in allen hellen Schattirungen vertreten, ebenso weiß und crème; auch dunkle Roben bemerkte man.



Der Herr Geheimerat vor der Salonthür.

Der imposante Fürstenzug bewegte sich langsam von den königlichen Gemächern die Treppe hinauf zu den Elisabethkammern, dann ging es durch den Schweizersaal, den Thronsaal, die Bildergalerie zum weißen Saal, in welchem der geldstrotzende Kaiserthron mit den eingestickten schwarzen Reichsadlern und dem goldenen, mit Purpur ausgeschlagenen Thronsessel aufgeschlagen war. Die dem Thron gegenüber aufgestellte alte Schloßgarde präsentirte das Gewehr, und vorüber rauschte der Zug die Treppe hinauf zur Kapelle, wo der große Empfang des Hofes, des diplomatischen Corps, der Bundesrat, die Ritter des schwarzen Adlerordens, sowie die geladenen hohen Militärs und Beamten der Fürstlichkeiten harrten. Andächtig bezogen hier die Fürsten und hochgestellten Herren das Gebet vor der göttlichen Majestät und lauschten den Worten des Oberhofpredigers Dr. Kögel über den von dem Kaiser selbst gewählten Text: „Du mir fand den Weg, den ich gehen soll." Feierlich schloß der herrliche Gesang des Domchors die erhebende Feierhandlung, wie er sie eingeleitet. In derselben Weise, wie man zur Kapelle geschritten, schritt der Fürstenzug zum weißen Saal zurück. Seine Majestät der Kaiser nahm nach kurzer Unterhaltung mit einigen hohen Herrschaften links vom Throne Aufstellung. Neben Monarch die Kaiserin rechts vom Throne. Auf dieser Seite standen auch Deutschlands Fürsten, etwas rückwärts vom der Kaiserin, während zur Seite des Kaisers die fürstlichen Damen in der vorgenannten Reihenfolge Aufstellung genommen hatten. Dem Throne gegenüber bildeten zwischen den Hofdamen die hohen Hofchargen Spalier. Es begann nunmehr die Gratulationscour, wohl das interessanteste Schauspiel des Tages. Oberzeremonienmeister Graf zu Eulenburg stand, in der Rechten den Marschallstab tragend, links vom Kaiser und leitete die Cour. Rechts hinter dem Kaiser bemerkte man den Staatsminister Grafen Herbert Bismarck, welcher dem Kaiser bei der Vorstellung des diplomatischen Corps die Erläuterungen gab. Die Cour eröffnete der Doyen des Corps, Graf de Launay. Der Kaiser reichte ihm huldvoll die Hand zum Gruß. Es folgten in gemessenem Schritt der Reihe nach die Botschafter und Gesandten fremdlicher Staaten; mit tiefer Verbeugung stellten dieselben die Herren ihres Amtes vor. Ein wechselvolles, buntes Bild, — jedes Land in anderem Uniformen, anderen Farben. Jeder der Herren verbeugte sich tief vor dem Kaiser, wiederholte die Verbeugung vor der Kaiserin und trat dann zurück. Den Bundesrat führte Staatsminister und Vizepräsident von Bötticher vor; auch diesem drückte der Kaiser herzlich die Hand. Dem hierauf folgenden Kapitel vom schwarzen



Der Herr Geheimerat nach dem Cour.

Allerorten ging voran, hochaufgerichtet, festen und sicheren Schrittes der greise Feldmarschall Graf Moltke. Tief verbeugte sich Deutschlands Schlachtendenker vor seinem ehrfurchtgebietenden Kriegsherrn; dieser schritt bewegt auf ihn zu, und lange schauten sich beide unter Händedruck in die Augen; es folgte Preußens zweiter Feldmarschall, Graf Blumenthal und weitere Ritter des Ordens. Dann kam an der Spitze des Staatsministeriums in gestickter Generalsuniform der große Kanzler, Fürst Bismarck. Leuchtenden Auges trat er vor seinen jugendlichen Herrn, beugte sich tief zu der dargereichten kaiserlichen Rechten nieder und drückte dieselbe an den Mund. Der Kaiser dankte gerührt für die herzliche Gratulation und weilte längere Zeit mit dem Kanzler in traulem Gespräch. Dies ist der Moment, welchen unser Zeichner so trefflich festzuhalten verstand. Vom Kaiser wandte sich der Kanzler zur Kaiserin, die Hand küssend, die ihm dargereicht wurde. Es folgten neun Deutschlands verdienstvolle Generale, die ersten, hohen Staatsbeamten und alle diejenigen, welche zur Cour befohlen waren; nach Beendigung der Cour begaben sich die Majestäten und Fürstlichkeiten unter großem Vortritt in ihre Gemächer zurück.



Fürst Bismarck bei der großen Cour.

Mittlerweile stauten sich die Menschenmassen in Lustgarten und Unter den Linden zu Hunderttausenden an; jeder wollte dem geliebten Monarchen bei der Fahrt nach dem Opernhaus einen begeisterten Glückwunsch zujubeln. Es war 12½ Uhr, als die Fürstlichkeiten in glänzendem Wagenzug zur Messe fuhren, voran der schimmernde Galawagen der Majestäten. Brausende Hoch- und Hurrarufe begleiten den Kaiserwagen wie die Fürstenwagen. Beim Eintritt der Majestäten in die große Mittellage erhebt sich die Menge ehrfurchtsvoll, und nach dem Prolog bringt das Publikum dem Kaiser ein donnerndes Hoch dar, gerade als draußen auf dem Königsplatz der eherne Mund der Geschütze der Millionenstadt in hundert Schüssen das hohe Geburtstagsfest verkündete und vom Rathausturm die Weisen feierlicher Chorale erklangen. Unterdessen versammelte sich am Kasinenmädchen eine glänzende Suite von Offizieren aller Grade zur großen Paroleausgabe; auch hier brachte man dem kaiserlichen Kriegsherrn einen Glückwunsch dar. Das Wogen der Menge zog sich nun nach dem kaiserlichen Palais. Hier vollzog sich um 2 Uhr ein großer historischer Moment; die ruhmreichen Feldzeichen der preußischen Garden wechselten ihren Standort. Die Augen des Heldenkaisers haben sich in dem alten Heim' geschlossen; es ziemt sich, daß die Wahrzeichen preußischer Tapferkeit unter den Augen des Kriegsherrn bewahrt werden. Deswegen reiten die blitzenden Panzerreiter in breiter Front nach dem Schloß; darum folgen ihnen gleich darauf die Fußtruppen unter klingendem Preußenmarsch dorthin. Von neuem war die alte Wunde aufgerissen; hinter seidenen Purpurvorhängen verhüllte eine hohe Dulderin das gramdurchfurchte Antlitz und schickte dem Teuersten des dahingeschiedenen kaiserlichen Gemahls eine Thräne nach als Abschiedsgruß. Ein Lorbeerkranz von dem Enkel, auf welchen das deutsche Volk gerade an diesem Tag in besonders gehobener Stimmung blickte, bezeichnet für alle Zeiten den Ort, wo die glorreichen Feldzeichen achtundzwanzig lange Jahre hindurch treu behütet worden. — Und hinein geht es im Parademarsch nach dem Schloß, an dessen Fenster Kaiser Wilhelm mit scharfem Soldatenauge den Anmarsch beobachtet hat. Im alten Schloßhof vollzieht sich der Akt der Abbringung, welchen so naturgetreu unser Bild wiedergibt. Oben im Sternensaal sind die Fürstlichkeiten und die hohen Vorgesetzten der Garde versammelt, und in Gegenwart der Majestäten finden in goldenem Ständer die Feldzeichen ihr neues Heim. (Schluß folgt.)



Die Ueberführung der Fahnen der Garden in den Sternsaal des königlichen Schlosses zu Berlin.

Jonel Fortunat.

Ein Roman aus Rumänien

von

Marco Brociner.

XII.

Jonel saß vor seinem Schreibtisch, auf welchem in silbernen Leuchtern zwei Kerzen brannten, er hatte die Ellenbogen auf den Tisch gestemmt und, die beiden Schläfen zwischen den Händen pressend, starrte er auf ein Buch, das aufgeschlagen vor ihm lag. Der buckelige Advokat hatte sich leise in das Gemach durch die halbgeöffnete Thür geschoben und blieb an derselben stehen. Seine glänzenden Augen ruhten mit gespannter Aufmerksamkeit auf dem bleichen, fast weiblich schönen Gesicht des jungen Mannes, auf seiner hochgewölbten, edlen Stirn, unter deren zartem Weiß, das sich vom schwarzen Gelock der Haare scharf abhob, das blaue Geäder durchschimmerte.

„Hinter dieser Stirne haben noch keine unreinen Gedanken gewühlt, keine wüsten Leidenschaften getobt," dachte der Buckelige, ein Gefühl seltsamer Sympathie überkam ihn mit diesem blühenden jungen Mann, den er heute zum erstenmal kennen gelernt. Er trat einen Schritt vor, da schlug Jonel die Augen auf — es waren mandelförmige schwarze Augen mit einem eigentümlich weichen Ausdruck, den er jetzt zum erstenmal an ihnen bemerkte. Und plötzlich blitzte dem buckeligen Advokaten durch den Kopf, daß er diese Augen kenne, daß er sie bereits gesehen, nur wußte er nicht recht, wann und wo. Jonel hatte sich erhoben.

„Bleiben Sie sitzen, lieber Jonel, und gestatten Sie mir, daß ich mich zu Ihnen setze, um ein wenig zu plaudern. In was für ein Buch haben Sie so weltverloren geblickt?" Er nahm das Buch zur Hand. „Ei, ei, Gedichte, Alexandris Volkslieder!" fuhr er lächelnd fort. „Sie haben also neben der trockenen Juristerei eine Vorliebe für Poesie?"

„Ich flüchte mich gern in die Traumwelt der Dichter," sagte Jonel; „und gibt es einen herrlichern Dichter als das Volk, dessen Lieder so einfach und doch so tief empfunden sind?"

„Sie flüchten sich in die Traumwelt der Dichter? Das scheint mir etwas sonderbar, mein junger Freund. Ihnen, der Sie so jung und schön sind, sollte das Leben selbst ein täglich sich erneuerndes Gedicht sein. Haben Sie denn schon solch traurige Erfahrungen gemacht, daß Sie nötig hätten, aus der Wirklichkeit in die poetische Traumwelt sich zu flüchten?"

„Offen gestanden: nein!" entgegnete Jonel. „Ich habe, so lange ich im Ausland lebte, ein stilles, ich möchte fast sagen, vegetatives Dasein geführt, und deshalb vielleicht empfinde ich, seitdem ich hier bin, die rauhe, häßliche Wirklichkeit um so tiefer und schmerzlicher."

„Und zur Staffage dieser häßlichen Wirklichkeit rechnen Sie wohl auch mich, den Rechtsverdreher, den Rabulisten, der eine nach Ihrer Ansicht ungerechte Sache verficht, nicht wahr?"

„Ich nehme an, daß Sie ebenso wie mein Vater in gutem Glauben handeln."

„Und wenn Ihre Annahme falsch wäre?"

Jonel schwieg betroffen über den Cynismus dieser Frage.

„Wir wollen uns recht verstehen," begann der Advokat lebhaft. „Das Gut Oance hat unstreitig einmal Ihrer Familie gehört. In welcher Weise die Freizassen Eigentümer desselben geworden sind, ist mir nicht recht klar. Diese Ersitzung ist indessen vor nahezu dreißig Jahren durch eine Klage Ihres Großvaters unterbrochen worden, der aber den Prozeß nicht weiter führte. Nun haben wir die Sache wieder in Fluß gebracht, und da wir der Erleuchtung unserer Richter nicht recht trauen, haben wir einige Gewichte auf die Themiswage zu unseren Gunsten gelegt, das ist der Stand der Affaire, und ich sehe nicht ein, warum dieselbe Ihr Gerechtigkeitsgefühl so sehr aufregt."

„Ich habe," sagte Jonel ernst, „die Prozeßakten genau studirt und daraus die tiefe Ueberzeugung geschöpft, daß wir im Unrecht sind, und als ich heute vernahm, daß, wie Sie sagen, auf die Themiswage einige Gewichte zu unseren Gunsten gelegt wurden, so empörte es mich. Haben Sie denn gar kein Rechtsgefühl, Herr Tschuku?"

„Ah pah," lachte der buckelige Advokat, „das sind deutsche Phantastereien! Wenn Sie erst einige Zeit bei uns leben und sich in uns hineinleben, so werden Ihre Gewissensskrupel gar bald schwinden. Und dann merken Sie sich noch etwas: ein Advokat hat nie darnach zu fragen, ob sein Klient recht hat oder nicht, sondern ob der Prozeß — durch welche Mittel auch immer — gewonnen werden kann, das ist der erste Grundsatz im Katechismus eines Advokaten, und diesen Katechismus muß ich Ihnen beibringen!"

„Nie und nimmermehr!" brauste Jonel auf.

„Ruhig, ruhig, mein junger Freund! Und nun nur noch ein Wort: wissen Sie, daß Ihr Papa, wenn er Oance sein eigen nennt, alle seine Schulden zu bezahlen in der Lage sein wird, und daß ihm dann noch so viel zurückbleibt, um ruhig und sorgenlos leben zu können? Wissen Sie das?"

„Ich weiß es," sagte Jonel.

„Wissen Sie ferner, daß, im Falle dem Rekurs unserer Gegner seitens des Kassationshofes Folge gegeben wird und im Falle wir den Prozeß bei der neuerlichen Verhandlung verlieren sollten, daß Ihre Familie in eine trost- und hoffnungslose Misère gerät? Wissen Sie das?"

„Ich weiß es, Herr Tschuku."

„Dann, ja dann habe ich Ihnen allerdings nicht viel zu sagen," lächelte der buckelige Advokat, indem er sein Haupt auf die Stuhllehne zurückwarf und dem vor ihm stehenden jungen Mann blaue Rauchringe entgegen wirbelte. Und wie er so Jonel ins Gesicht blickte, da fiel ihm plötzlich ein, wo er diese schönen, mandelförmigen Augen gesehen.

„Es freut mich, einen so edelmütigen jungen Menschen kennen gelernt zu haben," begann Tschuku, und ein ironisches Lächeln lag dabei um seinen breiten Mund, „es freut mich um so mehr, da ich heute auch das Vergnügen hatte, ein Mädchen kennen zu lernen, dem ich einen Teil Ihres Edelmutes wünsche. Kennen Sie Lea, Zilibi Pfantirs Tochter?"

Eine flammende Röte übergoß bei dieser unerwarteten Frage Jonels Gesicht.

„Ich weiß nicht," sagte er verlegen, „wie Sie auf Lea zu sprechen kommen; im übrigen kenne ich sie sehr genau, sie ist ja eine intime Freundin Floricas."

„Diese Lea," fuhr der Advokat fort, „hat seltsamerweise ganz dieselben Augen wie Sie, und wenn die Augen, wie man sagt, der Spiegel der Seele sind, dann müßte Lea auch dieselbe Seele wie Sie haben, aber das scheint nicht der Fall zu sein, und es ist gut, daß dem so ist. Diese Lea ist, wie Sie wissen, zum Christentum übergetreten und im Begriff, einen alten, kranken, häßlichen Mann zu heiraten, der seine Flitterwochen kaum überleben wird. Das müßte Sie empören. Sie sind wahrscheinlich der Ansicht, daß die Ehe die Harmonie zweier gleichgestimmten, in Liebe sich verzehrenden Seelen sei. Sie glauben wahrscheinlich, daß man nur aus Liebe heiraten solle, Sie denken wahrscheinlich, daß die Religion etwas Unantastbares, Heiliges sei, mit dem nicht gewuchert werden dürfe. Sie haben vielleicht recht, ebenso wie Sie vielleicht recht haben, wenn Sie behaupten, daß wir die Freisassen von Banesti plünderm. Aber Lea denkt trotz ihrer schönen Augen, aus denen uns eine schöne Seele entgegen leuchtet, praktisch, und sie hat vielleicht recht, vielleicht mehr recht als Sie, mein lieber Phantast. Lea wird in kurzem eine reiche, junge, schöne, begehrenswerte Witwe sein, und sie wird dann ganz bestimmt einen schönen jungen Mann finden, den sie heiraten, den sie mit einem halben Dutzend Kinder beschenken und mit dem sie ein glückliches Leben führen wird. Glauben Sie, daß Lea all dies erreichen könnte, wenn sie solche Gewissensskrupel plagten wie Herrn Jonel Fortunat? Noch ein Wort, Jonel! Das Leben ist zum Genießen da, das sag' ich Ihnen, der Buckelige, und wer sich den Genuß durch metaphysische Spitzfindigkeiten, wie sie deutsche Professoren ausgeheckt haben, verkümmert, der ist ein Haus-Träumer und ein Narr. Zum Exempel: wenn Sie als armer Anfänger nach der Residenz kommen, da werden Sie, wenn es hoch geht, eine Richterstelle mit dreihundert Franken monatlich erringen, und wenn Sie Ihren philosophischen Grundsätzen treu bleiben, da verkommen Sie, und wenn Sie noch so viel Talent haben. Wenn Sie aber als der Sohn des reichen Gutsbesitzers von Oance auftreten und die Connexionen Ihrer Familie in Thätigkeit setzen, dann fliegen Ihnen alle Herzen entgegen, Ihre Laufbahn ist geebnet — und in kurzer Zeit sind Sie ein gemachter Mann. Freilich müssen Sie bei alledem die Weiber zu behandeln verstehen, und da Sie ein wohlgebauter, herrlicher Mensch sind, so werden Ihnen die Weiberherzen und damit noch viele andere Dinge wie Aepfel in den Schoß fliegen. Was — hält Ihre asketische Philosophie auch den Weibern stand — den schönen, lachenden, liebedurstigen Weibern, den Weibern — den Weibern ..." Der buckelige Advokat wiederholte dieses Wort mit einem dämonischen Ingrimm, dann brach er in ein lautes, schallendes Gelächter aus, welches die ganze fimmerliche Gestalt an allen Gliedern schüttelte und rüttelte. Er sprang auf, umspannte Jonels Hand mit festem Druck und sagte: „Ich habe Ihnen heute eine kleine Vorlesung gehalten, ich werde dieselbe gelegentlich fortsetzen und hoffe, daß wir uns mit der Zeit verstehen werden. Gute Nacht!"

*

Jonel wanderte, nachdem ihn der Buckelige verlassen, gedankenversunken im Gemach auf und ab; die Worte, die soeben an sein Ohr geklungen, wirbelten ihm durch den Sinn und versetzten ihn in eine fieberhafte Aufregung.

„Was sind das für Menschen," so fragte er sich, „die so leicht über Recht und Unrecht hinwegsehen, denen alles feil und nichts heilig?"

Ein Gefühl des Widerwillens überkam ihn gegen diese Menschen, aber gleichzeitig begann auch ein bitterer Schmerz in seiner Seele zu wühlen, als er daran dachte, daß auch sein Vater jene feine Empfindung für Recht und Billigkeit, die ihn selbst beseelte, nicht besaß, vielleicht nicht einmal verstand. Sein kindliches Gefühl sträubte sich jedoch dagegen, seinen Vater anzuklagen, und er suchte sein Bild von dem Flecken zu reinigen, der es verunstaltete. Sein Vater — so sagte er sich — war zu diesem Prozeß durch die wüste, zerrüttete Lage seines Vermögens und durch jenes unselige Weib getrieben worden, das ihn völlig beherrschte. Er war nicht schlecht, gewiß nicht, und wenn man ihm die Sache klar darstellte, so würde er vielleicht doch nicht die Hand dazu bieten, armen Leuten ihr Eigentum zu entreißen. Jonel fühlte einen süßen Trost bei diesem Gedanken und er atmete so erleichtert auf, als hätte eine unsichtbare, gütige Hand eine schwere Schuld von seiner eigenen Seele gewälzt.

„Armer Mann!" murmelte er.

Er trat zum offenen Fenster, durch welches das Rauschen der Bäume des Parks in das Gemach quoll. Da standen sie, vom silbernen Lichte des Mondes umglitzert und umrieselt, zitternd und geheimnisvoll raunend, die breitkronigen, mächtigen Eichen und, dieselben stolz überragend, die schlanken, glänzenden Stämme der Pappeln, lauter gute, alte Bekannte, sie waren dieselben wie vor zehn Jahren, und sie flüsterten Jonel geheimnisvolle Dinge, süße Märchen aus seiner goldigen Kindheit ins Ohr: Weißt du noch, Jonel, wie glücklich du warst damal, als du in überspendelnder Knabenlaune im Parke herumtolltest, als dein Vater dich noch liebte, wie seinen Augapfel dich hütete, als er selbst zum Kinde mit dir ward, im Park herumrannte und um die Wette mit dir nach Schmetterlingen haschte, als er allabendlich vor dein Bett trat, die Augen dir küßte und Märchen und Geschichten dir erzählte, bevor der Schlaf auf deine Lider sich senkte? Und denkst du noch jener herrlichen Mondscheinnacht, als du am Balkon standest und neben dir auf dem Rollstuhl Florica lag und ihr zu Füßen Lea, während im glänzend erleuchteten, von den seltsam lustigen Klängen einer Hora durchwogten Saal an der Spitze einer reich gedeckten Hochzeitstafel dein Vater saß, ernst und bleich, und neben ihm das fremde, schöne,

strahlende Weib mit den dunkelblauen Augen, deren Blicke dir die innerste Seele durchschauerten? Damals schon raunten wir dir zu, was kommen werde, und du hast in deinem kindlichen Gemüte dunkel geahnt, was jetzt vor dir steht mit vernichtender Klarheit: das fremde Weib hat von deinem Vater Besitz genommen, leiblich und geistig, sie hat ihn zum bettelarmen und bettelstolzen Mann gemacht, sie hat — was noch furchtbarer ist — mit Bedacht aus seiner Seele die Wurzeln der Liebe zu seinem eigenen Kinde gerissen. Und nun stehst du da im väterlichen Schloß, einsam und unverstanden, und jene Augen, aus denen dir einst tiefe Liebe entgegenstrahlte, verhüllt dumpfer, schwerer Kummer, durch welchen nur selten etwas blitzt, was an die alten, schönen Zeiten gemahnt . . .

Jonel stöhnte leise auf, er wandte sich hastig um, und wie er so vor sich starrte, in den von einem Goldrahmen umsäumten Spiegel hinein, der ihm gegenüber an der Wand hing, fuhr er erschreckt zusammen. Aus dem Spiegel blickte ihn sein bleiches Ebenbild an, und die schwarzen Augen darin schienen ihm plötzlich wie jene Leas. War dem wirklich so, oder war es nur ein Spiel seiner durch des Buckeligen Rede aufgeregten Phantasie? Und wie er daran dachte, begannen ihm die letzten Worte des Buckeligen in den Ohren zu klingen: „Weiber, schöne, lachende, liebedurstige Weiber . . . schöne, lachende, liebedurstige Weiber!“

Er sagte diese Worte leise vor sich, und eine glühende Röte übergoß seine Wangen. Der Buckelige hatte dabei sicherlich auch an Lea gedacht. Das war so ein Weib ganz nach seinem Sinn, die verstand das Leben ganz wie Pantasi Tschuku, die schacherte mit ihrer Liebe, mit ihrem Leibe, mit ihrer Religion in derselben Weise wie ihr Vater mit alten Sachen, und sie hatte sich an den Mann gebracht, an den meistbietenden Mann, und sie war doch ein so schönes, so herrliches, so liebenswertes Weib, so geschaffen, um glücklich zu sein und zu beglücken! Und sie hatte einen solch süßen Mund, und diesen Mund wird ein kranker, häßlicher Greis küssen, und sie duldet es, sie erwidert seine Liebkosungen . . . Er machte eine heftige, leidenschaftliche Geberde mit der Hand und schüttelte hierbei unwillig den Kopf, als wollte er die Gedanken verscheuchen, die ihn umflatterten. Aber es gelang ihm nicht, er setzte sich hin und ergriff ein Buch; während jedoch seine Blicke über die Zeilen flogen, vernahm er immer wieder die Worte des buckeligen Advokaten: „Weiber, schöne, lachende, liebedurstige Weiber . . .“

Er klappte das Buch zu, da fiel sein Blick auf ein vor ihm stehendes Glas, darin drei weiße Rosen. Das war eine zarte Aufmerksamkeit Floricas, die jeden Morgen im kleinen Treibhause des Parks mit eigener Hand einige Rosen pflückte und ihm dieselben als duftigen Morgengruß durch den alten Diener überschickte. Er nahm eine Blume und roch daran, und aus ihrem Duft wehte ihn etwas an vom reinen, keuschen Wesen des armen Mädchens; er sprang auf, es war bald neun Uhr und er hatte schier vergessen, Florica aufzusuchen, mit der er allabendlich einige Stunden verplauderte.

*

Als Jonel bald darauf in Floricas blaßblau tapeziertes Gemach trat, fand er sie auf einem Sammetdiwan liegen, zu ihren Füßen saß auf einem Tabouret ihr Kammermädchen Jinette, eine hübsche, muntere Französin mit klugen rehbraunen Augen, die ihrer Herrin aus einem französischen Zeitungsblatt vorlas. Bei Jonels Eintritt sprang die Französin auf, warf ihm einen schalkhaften Blick zu und verließ das Gemach, da sie wußte, daß die Geschwister bei ihren traulichen Plauderstunden gern allein waren.

Jonel küßte Florica das weiße, schmale Händchen mit den kindlich dünnen Fingern, dann ließ er sich auf dem Tabouret nieder und schaute bekümmert in Floricas bleiches Antlitz, über welches bei seinem Kuß eine fieberhafte Röte gehuscht war. Sie hustete leise. Jonel hatte diesen Husten oft vernommen, und der war ihm immer etwas verdächtig vorgekommen, als er aber jetzt die zarte Gestalt von einem weißen Kleid umhüllt erblickte, das ihn an ein Totenhemd gemahnte, als er in ihren blauen Augen einen seltsamen Glanz und ihre zarten, nervös spielenden Nasenflügel sah, überkam ihn plötzlich eine bange, unerklärliche Furcht, er drückte ihr mit überquellender Zärtlichkeit die Hand.

„Warum schaust Du mich so eigentümlich an, Jonel?“ fragte sie.

„Ich denke gerade daran, daß Du Dich hier recht langweilen mußt; wir empfangen so wenig Besuch. Du hast keine Zerstreuung und ich bin auch just kein sehr kurzweiliger Gesell. Wie wäre es, wenn wir auf einige Wochen in die Stadt reisten?“

„O nein, Jonel,“ rief sie, „ich mag nicht, ich fühle mich hier ganz wohl, die Ruhe thut mir gut. Mama, die soeben hier war, hat mir auch dasselbe gesagt, sie möchte mit mir nach Nizza reisen. Das fleißige Klima, sagte sie, behage mir nicht; aber es nützt doch alles nichts, Jonel, es nützt nichts!“

Jonel empfand eine bange Scheu davor, sie um eine Erklärung der letzten Worte zu fragen. Sie aber fuhr mit ihrer weichen, lieblichen Stimme fort:

„Du mußt Dich schon darauf gefaßt machen, mein liebes Brüderchen, daß ich eines schönen Morgens tot sein werde, und es ist vielleicht nicht mehr so lange bis dahin. Ja, ja!“

„Du Närrchen,“ rief er, „wer wird so unvernünftiges Zeug reden!“

„Laß es gut sein, Jonel, ich weiß, was ich sage.“ Dann richtete sie sich halb empor, und ihr blondes Lockenköpfchen auf die Hand stützend, sprach sie mit leise zitternder Stimme: „Das Leben ist schön, Jonel, o ja; aber nur für gesunde, für glückliche Menschen. Ich — Du weißt es ja — war niemals so recht gesund; so weit ich zurücksinnen mag, erinnere ich mich, daß ich stets ans Bett gefesselt, stets krank und von Schmerzen gepeinigt war. Ich bin nicht schlecht, aber wenn ich andere sehe, wie zum Beispiel Lea, an der alles vor Gesundheit strotzt, von Leben sprüht, dann fühle ich einen bittern Groll gegen das Schicksal und manchmal auch Neid, und das thut mir weh. Was kann mir das Leben bringen? Ich werde hier im Krankenbett liegen und aus dem Fenster zum Park hinabblicken und werde sehen, wie die Bäume grün und blühen und werde sehen, wie die Blumen gelb und fahl werden, so wird ein Jahr vergehen und dann wieder eines — und ich werde alt werden und mürrisch und verdrießlich und den Frohsinn verlieren, der mir jetzt noch so manches in rosigem Lichte erscheinen läßt. Ach, das ist eine traurige Aussicht, nicht wahr? Und wenn ich weiß, daß mir das Leben nichts zu gewähren vermag von dem, davon ich manchmal träume, darnach ich mich manchmal sehne, wenn ich weiß, daß das Glück, das andere mit vollen Händen greifen, als etwas Unfaßbares vor mir steht und mich angrinst wie ein Gespenst mit einem dämonischen Lächeln, wenn ich dies alles weiß, so frage ich mich: Was soll mir das Leben? Warum mich darüber grämen, daß mich der Tod gezeichnet hat? Ob ich etwas früher sterbe oder später, es ist mir alles gleich!“

Sie hatte all dies ohne Herbheit, ohne Bitterkeit, mit einem Anflug wehmütiger Resignation gesprochen, und als sie geendet, schaute sie Jonel lächelnd an, der, bis in die tiefste Seele getroffen, dasaß; er, der niemals bis jetzt an den Tod gedacht, konnte es nicht fassen, daß dieses Wesen, das ihm so lieb und teuer, das so gut und edel, rettungslos dem Tode preisgegeben war; und sie sprach davon mit einer heitern Ruhe, aber aus dieser Ruhe hatte ein unendliches Weh hervorgeschimmert. Jonel empfand dieses Weh, er empfand es um so bitterer, weil es in Floricas ganzem traurigem Leben tief begründet war, er suchte nach einem tröstenden Wort, aber er fand keines, das in diesen schönen Augen einen Schimmer von Hoffnung und Daseinsfreude erweckt hätte, in diesen Augen, deren müder, wehmütig sinniger Ausdruck überzeugungsvoll dasselbe sagte, was sie soeben in so erschütternd einfachen Worten gesprochen. Und wie sie ihn so lächelnd anblickte, fühlte er, daß ihm die Augen naß wurden, aber er fuhr rasch mit der Hand über die Stirne, neigte sich zu ihr und schloß sie stürmisch in seine Arme. Eine glühende Röte übergoß ihr Gesicht, sie preßte ihre Lippen an seinen Mund, dann stieß sie ihn von sich; sie lag eine Weile in tiefer Erschöpfung da, ihr Atem flog, dann richtete sie sich wieder empor und sagte:

„Ich habe Dir was mitzuteilen; Mama hat mir heute von dem unglücklichen Prozeß erzählt und geklagt, daß Du ihr viel Kummer bereitest, weil Du behauptest, wir hätten nicht recht; und als ich ihr sagte, daß auch ich Deiner Meinung bin, da wurde sie so aufgeregt, wie ich sie selten gesehen; sie sagte, ich wäre undankbar, weil sie nur deshalb prozessire, damit ich ein glückliches und sorgenloses Leben führen kann, und auch Du wärest undankbar, weil Dir das Glück Deiner Eltern so wenig am Herzen läge, und ich habe Deine Partei ergriffen. Ich weiß nicht mehr, was ich alles sprach, es muß aber doch auf meine Mutter gewirkt haben, denn sie sagte schließlich gar nichts, und als sie mich verließ, sah ich Thränen in ihren Augen. Es hat mich tief geschmerzt, aber ich kann mir nicht helfen; es ist vielleicht nicht recht, aber ich glaube Dir doch mehr als meiner Mutter. Und nun bitte ich Dich, vermeide jeden Streit mit ihr, sie ist unglücklich genug, versprich es mir, Jonel!“

Er schwieg und blickte düster vor sich. Florica merkte, daß ihm die Worte wehe thaten, sie wechselte daher rasch den Gesprächsstoff und begann, ihm in hastigen Worten von den Vorbereitungen zu Leas Hochzeit zu erzählen.

„Und wenn Du Dich selbst davon überzeugen willst, wie glücklich meine Freundin ist,“ fügte sie hinzu, „hier, lies den Brief, den sie mir heute geschickt hat.“

Er griff nach einem kleinen, rosigen Briefbogen, den sie ihm reichte, entfaltete denselben und betrachtete eine Weile prüfend die eckigen, unregelmäßigen, hastig hingeworfenen Schriftzüge.

„So lies doch, Jonel!“ drängte sie.

Er las mit halblauter Stimme:

„Soeben, meine teure Florica, hat mich der buckelige Advokat Pantasi Tschuku verlassen, er führt zu euch. Ein abscheulicher Mensch, er hat mir meine gute Laune verdorben, und ich war doch so lustig heute. Mein Hochzeitskleid ist fertig, ich habe es heute probirt. Madame Faluțza war außer sich vor Freude, sie sagt, ich sehe prächtig aus. Man soll sich zwar nicht selbst loben, aber mir scheint, die gute, alte Dame hat recht. Wie mir das Herz pochte, als ich mich mit dem Brautkleid im Spiegel sah, kann ich Dir nicht beschreiben. Ich bin überhaupt jetzt sehr aufgeregt und nervös, ich denke immer daran: in acht Tagen bist du Frau Vaișamati, die Gemahlin des reichsten Gutsbesitzers des Distrikts, und hast alles, wonach dir stets der Sinn stand. Und ich weiß nicht, ob ich lachen oder weinen soll. Ich will es Dir nämlich im Vertrauen sagen, jetzt, wo ich vor dem Ziele stehe, das mir immerdar vorschwebte, empfinde ich seltsamerweise nichts von jenem berauschenden Gefühl, das mich früher durchschauerte, wenn ich mir vorstellte, daß ich reich, unabhängig und die Gattin eines Gutsherrn sein werde. Die Zukunft erscheint mir oft dunkel, geheimnisvoll, rätselhaft, und dann, mein armer Vater — es schmerzt mich tief, daß er sich über mein Glück nicht freuen mag, und das verbittert mir manche Stunde . . . Meine Trauung findet in der Dorfkirche von Valeni statt. Mein Bräutigam hat seinen alten Edelhof in ein Zauberschloß umgewandelt, so sagt er nämlich, den ganzen Sommer hindurch ist daran gebaut worden, ich durfte aber nicht hinkommen, mein Bräutigam will mir eine Ueberraschung bereiten. Mein Boudoir besonders soll herrlich, entzückend sein. Die Einladungen zu meiner Trauung werden heute abgesendet, euch lade ich persönlich ein. Ich habe meinen Bräutigam bewogen, daß er die Familie Dobrescu morgen besucht und sich versichert, daß sie zu unserer Hochzeit kommt. Am meisten freue ich mich, daß Fräulein Pia Dobrescu Gelegenheit haben wird, mich als Braut, als die Gattin des Herrn Vaișamati zu sehen. Du weißt ja, wie viel ich im Institut unter dem Hochmut dieses Dämchens zu leiden hatte, und nun wird sie die Jüdin, die Tochter des jüdischen Hausirers, als glückstrahlende, von den Männern bewunderte Braut sehen! Warte nur, ich werde ihr all den Hohn, die Mißachtung, mit der sie mich stets behandelte, heimzahlen. Du hast mir stets den Text gelesen, meine süße Florica, weil ich dem edlen Fräulein Pia Dobrescu nachtrage, was sie an mir verbrochen hat; aber Du, Du bist ein Engel, Florica, ich aber liebe diejenigen, die mich lieben, und wer mir wehe thut, den hasse ich aus ganzer, voller Seele. So bin ich. Und nun, wie geht's Dir? Bist Du munter und wohl auf? Wenn ich dieser Tage auf einige Stunden abkommen kann, so fliege ich nach Baneșți, um Dich zu

umarmen. Grüße bestens Deine Eltern und Herrn Jonel; sage Deinem Bruder, es sei gar nicht hübsch von ihm, daß er Madame Faluza, die ihn als Kind auf den Händen getragen, bis jetzt nur ein einzigesmal besucht hat. Madame Faluza ist sehr bös, und wenn er will, daß sie wieder gut wird, so muß er sie bald, recht bald besuchen. Leb wohl."

Jonel faltete den Brief zusammen und reichte ihn schweigend Florica.

„Wirst Du Madame Faluza besuchen?" fragte sie.

„Nein!" entgegnete er kurz.

„Warum?"

„Weil es Lea einfallen könnte, mich ihr Hochzeitskleid bewundern zu lassen," sagte er bitter.

„Wie es scheint," lächelte sie, „hast Du noch immer die alte Antipathie, die Du schon als Knabe gegen Lea hattest, nicht verwunden, und sie ist doch nicht mehr das Judenmädchen, das sie einstmals war. Was?"

„Vielleicht doch," sagte er rasch. Er erhob sich, küßte Florica auf die Stirn und verließ das Gemach. In seinem Zimmer angelangt, fand er daselbst seinen Vater.

„Morgen vormittag," sagte Herr Fortunat, „wird ein gewisser Grünspecht, ein Jude, mit dem ich in Geschäftsverbindung stehe, mich besuchen. Ich habe mit diesem Mann über ernste Angelegenheiten zu verhandeln und wünsche, daß Du unserer Unterredung beiwohnst; ich wünsche es deshalb, weil Du vielleicht meine Haltung in dem Prozeß anders beurteilen wirst, wenn Du einen genauen Einblick in meine Verhältnisse gewinnst. Es werden schwere Zeiten über mich hereinbrechen," fügte er seufzend hinzu. „Gute Nacht, Jonel!" Er reichte ihm die Hand, Jonel ergriff sie, er sah eine Thräne in den Augen seines Vaters schimmern, und wie sie sich gegenseitig anblickten, da schmolz die Entfremdung, die bis jetzt zwischen Vater und Sohn geherrscht. Von einer tiefen Rührung überwältigt, umschlang Jonel seinen Vater. Herr Fortunat entwand sich sanft der Umarmung und sagte leise: „Du mußt ein wenig Mitleid mit mir haben, hörst Du? Und wenn Du mich lieb hast, so begegne Deiner Stiefmutter etwas freundlicher, sie ist an unserem Ruin nicht schuld, bei Gott, sie ist es nicht, der Schuldige bin ich, ich allein. Gute Nacht!"

(Fortsetzung folgt.)



Die deutschen Kolonien in Südbrasilien: Straße in Santa Cruz.



Eine Rauferei im Café de la Rotonde. Gemälde von Georges Cain. Nach einer Photographie von E. Lecadre & Co. in Paris.

Digitized by Google

Blätter für die Frauen.

Mode von Johanna von Sydow.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Der Geschmack dieser Saison bringt das Empire zu besonderer Auszeichnung. Man mag keine Puffen mehr, keine Wolken von Spitzen, keine Bauschungen und kunstvollen Draperien — glatte, weit geschnittene Unter- und Oberkleider, kurze, tief ausgeschnittene Taillen ohne eigentliche Aermel und mit bis zum Büstenansatz linienreichendem Stoff- oder Bandgürtel, das ist die Type der Gesellschaftsrobe vom Frühjahr 1889, die unter dem Geschmack der Modisten zahllose Spielarten nach Schnitt und Ausschmückung ergeben hat. Für große Toiletten werden diese Roben fast durchweg mit Schleppe gearbeitet, ja selbst junge Mädchen tragen für große Gesellschaft nur noch dann runde Kleider, wenn getanzt werden soll. Da ist die Watteaufalte recht am Platz, diese reizende, kokette, jugendliche Schleppenbahn, welche eben aus dem tiefen Ausschnitt herauszuquellen scheint, um weich und schmachtend über den glatten Rock zu fallen und von schlanker Gestalt über den Teppich dahingezogen zu werden. Diese anmutigen Watteauschleppkleider sind gemacht für die Jugend und gemacht auch für jene köstlichen matten Modetöne, die wir alten, zierlichen Kaminnippes entlehnt zu haben scheinen. Das Futter der Falte kann den Reiz der Toilette sehr erhöhen, etwa, wenn man die sogenannte Schleppe mit ganz mattem Rosenblatt füttert und die Taille mit ebensolchen Bändern und Federn garnirt; auch Weiß mit Altgold oder irgend eine andere zarte Verbindung unserer neuen Schäferfarben ist hier am Platze.



Ballroben.

Neu ist's auch, die große Abendtoilette wieder mit Pelzwerk zu besetzen. Englische Blätter erinnern daran, welches Aufsehen die Toilette machte, in welcher die Herzogin von Edinburg ihr drawing room als Braut abhielt: eine helle Seidenrobe mit Otter und Zobel garnirt. Das ist wieder vornehmer Geschmack, besonders in der englischen Mode. Die Prinzessin von Wales bezog von Worth & Wolffer in Paris eine Crêpe de Chine-Toilette, deren weite Stofffülle über einem halben Otterrock ausgerafft ist. Ja, man geht noch weiter und besetzt Tüll, die luftigsten und zartesten Ballstoffe, mit schmalen Streifen dunklen Pelzwerkes, eine Laune, die allerdings sehr viel auffallender als schön ist und nur ganz vereinzelt Eingang gefunden hat. Unter den Ballstoffen steht der Tüll obenan; jedenfalls dürfen junge Mädchen zum Tanz nur durchsichtige Stoffe tragen. Je einfacher die Toilette ist, desto mehr ist sie comme il faut. Wir geben zwei solcher Modelle im Bilde: das eine über maisfarbenem glattem Seidenrock prächtig gestickter Tüll mit gelben Bändern und Maréchal-Niel-Rosen, das zweite kaiserblaue Seidenmusseline mit breiter Stickerei auf dem Fond von mattrosa Krepp. Eine andere hübsche Garnirung für solche Toiletten ist, das ganze Devant in gekreuzten Tüllpuffen anzuordnen und da, wo's paßt, in jeder Kreuzung eine aufgeblühte Rose anzubringen. Andere aus gemaltem und gesticktem Tüll bestehende Garnituren für jugendliche Ballroben sind in den reizendsten Phantasien als Einzelblüten oder Bordüren in Kartons als Vorrat zu kaufen, und dieses kokette Dekorationsgeländel wird dann mit Klebstoff kurzweg auf dem Kleidertüll befestigt. So gibt's nichts Einfacheres, als sich zum Ball anzuziehen, wenn man noch jung ist. Nichts von Raffinement oder gesuchter Eleganz. Ein Unterkleid von fester Seide, damit der Anzug eine flotte Campagne verträgt, einige lustige Ueberkleider, einen Karton mit Bändern, Blumen, gestickten Vogelklexern oder Schmetterlingen, und man besteht die ganze Saison. Die



Abendtoilette im Watteau-Geschmack.



Weiße Wollmusselinrobe mit Seidenbesatz.



Kostüm für die Eisbahn.

Digitized by Google

Taillen werden mit Vorliebe auf dem Rücken geknöpft. — Das Interessanteste der gegenwärtigen Gesellschaftseinrichtung mag die Anmut ihrer einfachen Formen sein; interessant aber ist auch die Neigung, dieser Einfachheit an passender Stelle Pracht und Zeter zu geben. Wann hat man so wunderbar schöne Stickereien gesehen, wie sie unsere großen Empiretoiletten zeigen, solche Kunstwerke auf den edelsten Stoffen, für welche die tonangebenden Schneider wie in vergangenen Jahrhunderten nur Handarbeit verwenden. Die prächtigen Gold- und Silberornamente der Hofschleppen, die breiten Säume und Borduren, deren Gewicht den schweren Fall der saftigen Stoffe bewirkt, müssen das Auge entzücken. Sie thun's auch; man mag von dem Effekte schöner Stickerei oder eleganter Passementerie kaum noch absehen, selbst auf einfachen Wollgeweben nicht. Sehr vornehm sind weiße Wollstoffe mit weißen Guipüres. Eine Toilette dieser Art ist unseren Abbildungen eingefügt; das Modenhaus Lipmann von der rue de la paix hat sie jüngst für die Königin von Portugal geliefert. Aber auch Schwarz ist für Stickerei und Besatz sehr beliebt, besonders wo es gute Kontraste gibt. So verbindet man Schwarz gern mit Grün. Ein smaragdgrüner Sammetrock zeigt zwei breite Reihen gestickter schwarzer Weizenähren, die sich am Halsausschnitt der faltig angeordneten Taille und an den weiten Aermeln wiederholen. Das glatte Oberkleid, an den Seiten à la Recamier geöffnet, ist aus schwarzem, weichem Wollstoff. Man sieht auch, im Gegensatz zu schwarzem Sammet, moosgrüne Wolle getragen, die reich mit schwarzer Stickerei garnirt ist. Daß man zu grünen Hüten schwarze Federn und schwarze, breite Schlußbänder trägt, versteht sich; grüne Foulards mit breiten schwarzen Randlanten, schwarze Strümpfe mit blaßgrünen Streifen oder Streumustern passen sich dieser Vorliebe an. Auch der lange schwarze Glacéhandschuh wird zur Gesellschafts- und Balltoilette wieder getragen, und schwarze Federn zu Fliederblüten oder Maréchal-Niel-Rosen auf weiße Toiletten garnirt.

Die Promenade zeigt nicht minder wirksame Zusammenstellungen, und an köstlichen Wintertagen den ganzen Glanz der modernen Pelzkostüme. Eisbärenjacken, welche das Gewicht ertragen können, sieht man auch in einfachen glatten Röcken ganz aus Pelzwerk mit kurzen, knapp anliegenden Jacken, und Kostüme dieser Art sind auch für die Reise und längere Wagenfahrten gezeichnet. Ein sehr anmutendes Sammetkostüm mit Otterbesatz und kleiner Otterboa haben wir, etwa als die Type modernen Eleganz, dargestellt. Die Otter, die zu dem Smaragdgrün des Anzuges prächtig stimmt, wird in der angegebenen Form breit um den Hals gelegt und setzt sich in einer einzigen Linie bis zum Taillenschluß fort. Der breite Besatz am Rocksaum schließt sich demjenigen an, welcher am linken Seitenteil den Rock in einer Langlinie garnirt. Außer Otter wird Rauchfuchs für die elegante Toilette sehr gern verschnitten, und auf gewissen Farben, wie etwa auf Heliotrop, auf Flieder, überhaupt allen zarten Tönen, macht er prächtigen Effekt. Sehr distinguirt war eine Toilette im polnischen Stil, smaragdgrüner Sammet mit Goldstickerei und Blaufuchs besetzt, auch eine andere aus hellblauem Sammet mit Zobel.

Außerordentlich schöne Verbindungen geben die satten Plüsche mit den zarten Krepps und Gazen, die so prächtig gemischt sind, daß man sie oft eher für ein Werk des Pinsels als eins der Nadel halten möchte. Da sieht man zu zartem Lachsrosa den wundervollsten Kupferton, zu blassem Grün, zu gedämpftem Rosa und dem zärtlichsten Weiß blau Töne von einer Pracht und geschickter Fülle, daß das Auge sein Entzücken hat. Solche Fülle hat ja nur der Plüsch, und die Mode weiß, warum sie ihn nicht aufgeben mag.

Die moderne Frisur ist mannigfaltig. Das verstutzte Stirnhaar wird noch allgemein getragen, alles übrige Haar wird großwellig gekreppt, auf dem Scheitel zusammengenommen und in Puffen arrangirt. Die Mode gibt augenscheinlich das lockige Haar im Gesicht allmählich auf und damit das Zeichen, niedriger zu frisiren, aber das Haar über der Stirn höher anzuordnen. In der englischen Mode wird, besonders von jungen Mädchen, die Haarfranse aufgegeben; man stürmt dagegen das Stirnhaar nun über einem Kissen auf. Große Schleifen am Hinterkopf, entweder als selbständiges Arrangement oder als Zubehör des kleinen, zierlichen Catagangopfes, kleiden bei ausgeschnittener Toilette da, wo ein besonders schlanker Hals zu berücksichtigen ist, mehr als die kurzen Frisuren. Für diesen Fall zu empfehlen ist auch eine andere Tracht, wo über der obligaten Haarfranse das ganze, aber glatte Haar auf der Scheitelhöhe zusammengefaßt ist, um von hier aus, in festen Locken frisirt, bis auf den Nacken herabzufallen. Auch den Reiz gepuderten Haares brauchen wir nicht zu entbehren; da, wo es, verbunden mit stilvoller Toilette, an das Bild schöner Ahnfrauen mahnt, genießt das Auge die interessantesten Eindrücke. Blonde und rothaarige Köpfe werden häufig mit Goldstaub gepudert.

Wenn nun aber die Saison in der That glänzender ist als je, so weiß davon auch die Pracht der Seidenrobe, die unter ihrem Mieder sieht. In der Seidenindustrie herrscht ein Leben, wie es so animirt seit Jahren nicht mehr war. Was die gegenwärtige Saison nicht mehr bringen kann, bewegt schon heute der Sommer, der vor uns liegt. Paris überschwemmt uns schon heut mit seinen foulards imprimés, die die Mode des neuen Jahres sein werden. Ihre Farben, ihre Muster sind ja von großem Reiz und die sommerliche Gesellschaftstoilette wird derjenigen ebenbürtig werden, die heute noch unser Auge erfreut. Aber heut ist noch nicht der Tag der foulards. Noch schlüpfen wir in den Pelz, um die Promenade zu genießen, wo der ganze Februar zu unseren Füßen lacht, noch lodern die Kamine, an denen sich die Gesellschaft im Kreise sammelt, noch dürft man unter Blumen und Kerzenlicht und tanzt zu den neuesten Melodien — und es sind andere Toiletten, denen wir da begegnen.



Soiréetoiletten aus der englischen Mode.

Aus den deutschen Kolonien in Südbrasilien.

Von

Herman Lovaux.

II.

Betrachte der freundliche Leser die Bilder auf Seite 420 und 440 recht aufmerksam; sie sind nach niemmer ermüdenden Photographien ausgeführt und erzählen von den Verhältnissen des dort lebenden deutschen Völkchens besser und treuer, als die Feder des Reisenden dies zu thun vermag. Und dann, wenn er erfährt, daß diese Häuser und Kirchen von deutschen Bauern seit 1849 gebaut wurden, welche als mittellose Einwandrer ankamen — es sind nicht mehr als 10,000 Mark baren Geldes in diese Kolonie eingebracht worden — dann wird er sich die Frage nach dem Gedeihen deutscher Ansiedler in Südbrasilien selber beantworten können. Freilich, nach den Summen mitgebrachten Geldes richtet sich dieses Gedeihen auch nicht, — man sagt sogar im Gegenteil, daß dieses Geld nur wenig nütze, weil es vielfach die Energie des Ansiedlers schädigend stört — sondern die Tüchtigkeit, der treue Fleiß, die zähe Ausdauer und die Sparsamkeit sind es gewesen, die den deutschen Einwanderer in dem, was er im Lauf der Jahre erreichte, als Kolonisten anerkannt unvergleichlich dastehen lassen. Geht nur in sein Häuschen — zu Anfang war es eine strohgedeckte Lehmhütte, später wurde ein schindelgedecktes Holzhaus und zuletzt ein wohlausgestatteter massiver Bau daraus — labt euch an der wahrhaften Speise, an dem Trank selbstgewonnener köstlicher Milch, in der Kolonie erzeugter Biere oder Weines, erquickt euch an dem freien, freundlichen Wesen, mit dem euch Gastfreundschaft geboten wird, denn aber bewundert auch nicht, die arbeitsharten Hände dieser Menschen vom Aeltesten bis fast zum Baby hinab zu bewundern, lauscht den Erzählungen der Alten, wie sie, mit geringem Hab und Gut auf dem Rücken, hier einzogen, wie sie den Wald fällten und die ersten Maiskörner mit der Hacke setzten, und wie sie nach manches Jahr hart und sauer schafften, um die auf ihren 200 Morgen lastende Kaufschuld zu bezahlen, dann aber schon behaglicher lebten, zurücklegten und allgemach guten Land für ihre Kinder erwarben und deren Zukunft sicherten; denn werdet ihr euch abends in das gute deutsche Bett mit dem Bewußtsein legen, daß ihr unter dem gastlichen Dache tüchtiger und gastlicher Menschen schlummert. Solches Empfinden bewegte wenigstens mich selbst, der ich noch mit gelinden Zweifeln jenes Land betrat; aber ich wurde ein Gläubiger, als ich Sao Leopoldo besuchte, den Hamburger Berg und die „Schneeschmelz" bis zum Wirtshaus des alten Prasius am Gaxazy des „Thomaldes" durchstreifte und später mich in dem freundlichen, wohlhabenden Santa Cruz umschaute.

Schwere, harte Arbeit, besonders in den ersten entbehrungsreicheren Jahren, Anspruchslosigkeit, Ausdauer, Sparsamkeit und darauf sich auftauender Wohlstand — das ist in kurzen Worten die Geschichte der einzelnen deutschen Familie in Santa Cruz sowohl wie in allen anderen Bauernkolonien Südbrasiliens, deren Ortswahl und Verwaltung durch Regierungs- oder private Beamte einsichtsvoll getroffen und gehandhabt wurden. Sei es mir nun gestattet, die Entwicklungsgeschichte einer ganzen Kolonie in kurzen Umrissen und mit Hilfe einiger, manchem meiner Leser vielleicht leidiger, aber überzeugender Zahlen zu schildern und wiederum Santa Cruz dafür zu wählen, da mir für diese Ansiedlung das nötige Material offizieller Anzeigungen und durch zuverlässige private Mitteilungen ergänzt oder berichtigt, zur Verfügung steht.

Veranlassung zur Gründung dieser Provinzialkolonie gab das Projekt einer Straße zwischen Rio Pardo, einer Stadt am Ufer des Jacuhyflusses, und Cruz Alta, hoch oben im Norden der Provinz. Nachdem im Jahre 1849 ein Teil dieses Weges eröffnet war, ließ die Provinz zu beiden Seiten desselben, der hier Picade „Santa Cruz" und später „Alte Picade" genannt wurde, Kolonieplätze vermessen, und damit war die Kolonie eröffnet. Am 19. Dezember jenes Jahres kamen die ersten Kolonisten, alles Deutsche, zusammen 13 Personen an; zu Beginn 1850 zogen 59, im folgenden Winter weitere 17 Leute zu. Im Frühling 1851 ließen sich weitere 145 Personen nieder, darunter schon 30 Leute aus Sao Leopoldo, die der Wander- und Ausdehnungstrieb nach Westen getrieben hatte. Im Jahre 1852 schuf die Regierung auf zwei Jahre zur Einführung von 2000 Deutschen einen Vertrag mit einem Deutschen, durch welchen 250 Familien in die Kolonie kamen, so daß 1854 die Bevölkerung 891 Seelen stark, auf 300 Bauernplätze verteilt war. Die nach 1855 anlangende Einwanderung ist als spontane zu betrachten, und in den letzten zehn Jahren kamen nur noch Leute, die Verwandte oder Freunde in Santa Cruz bereits wohnen hatten. Die Bevölkerungszahl von 891 im Jahre 1854 stieg auf 2221 im Jahre 1858, auf 3367 im Jahre 1862, auf 1794 im Jahre 1866, auf 5427 im Jahre 1869, auf 5899 im Jahre 1870, und heute zählt das Municip von etwa 1500 Quadratkilometer eine Bevölkerung von beinahe 18,500 Seelen, fast ausschließlich deutschen Stammes. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner ist der Ackerbau, dem sich etwa 16,000 Menschen, vielfach sich anstatt der früheren Hacke des Pfluges bedienend, widmen, während die übrigen verschiedene Gewerbe und kaufmännischen Handel als vorzugsweise Erwerbsquelle betrachten. In erster Linie steht in der Landwirtschaft, den günstigen Boden- und Klimaverhältnissen entsprechend, die Kultur des Tabaks, dessen Erträgnisse zu einem kleinen Teil im Lande selbst verbraucht, zum größten Teil ausgeführt werden, wie man mir sagte, vorzugsweise nach Frankreich. Neben diesem hervorragendsten Landeserzeugnis, welches den Grund zu dem in der Kolonie verbreiteten Wohlstand legte, werden noch Mais, Bohnen, Reis, Erbsen, Linsen, Weizen, Roggen, Gerste, Zuckerrohr, Kartoffeln, Wein, Maniok und so weiter gebaut. Ferner wächst, der sogenannte Paraguaythee, in den Wäldern gesammelt, Butter, Schmalz, Honig, Wachs in Mengen produzirt, welche den eigenen Bedarf bedeutend übersteigen und deshalb ebenfalls

exportiert werden. Die Höhe der Werte dieser Ausfuhr betrug im Jahr 1857, also 8 Jahre nach Eröffnung der Kolonie, als sie erst etwa 2000 Einwohner zählte, ungefähr 74,000 Mark (ich rechne hier den im Kurs schwankenden brasilianischen Milreis zu 2 Mark), im Jahr 1866 bei inzwischen etwas mehr als verdoppelter Volkszahl ungefähr 360,000 Mark, im Jahr 1870 bei 5600 Einwohnern etwa 600,000 Mark und erreichte im Jahre 1886 den Betrag von 1,800,000 Mark bei einer Gesamtproduktion, welche auf fast 2½ Millionen Mark angegeben wird.

Ich darf nun wohl annehmen, daß diese Zahlen den besten Beweis für meine Anschauung geben, jene mittellos eingewanderten Kolonisten seien vorwärts gekommen; mehr noch als das: sie beweisen überdies, daß jene Bauern in ihrer neuen Heimat mehr erreicht haben, als es ihnen hier im alten Deutschland hätte gelingen können. Nichts liegt mir übrigens ferner, als durch diese Angaben etwa zur Auswanderung aufzureizen; ich habe hier nur die Aufgabe, Wahrheit und Thatsachen zu geben.

Noch einige weitere Zahlen muß ich meinen Lesern vorführen, denen ganz besonders daran liegen wird, zu erfahren, wie die alte Heimat, Deutschland, von diesem Gedeihen ihrer Söhne in fremdem Lande berührt wird. Das klar zu stellen, erwähne ich die Einfuhr von Waren, welche in derselben Kolonie verbraucht werden. Für das Jahr 1859 finde ich den Import an Industrieerzeugnissen auf 108,000 Mark angegeben, für 1866 auf 330,000 Mark, für 1870 auf 540,000 Mark, für 1886 auf 1,000,000 Mark! Die Bezugsländer der in der Provinz Rio Grande do Sul eingeführten Industrieerzeugnisse sind hauptsächlich Deutschland, England, Frankreich, Belgien und die Vereinigten Staaten, und zwar nimmt, nach Angabe der deutschen Konsulatsberichte, gerade unser Vaterland den ersten Platz mit zwei Dritteilen des gesamten Importes ein. So würden von der als Einfuhr für Santa Cruz genannten einen Million etwa 650,000 Mark auf Fabrikate deutscher Herkunft entfallen, und ich werde keinen Widerspruch finden, wenn ich meine, daß jene Kolonisten, in ihren heimatlichen Verhältnissen geblieben, nie in die Lage gekommen wären, die deutsche Gewerbethätigkeit in gleicher Weise zu unterstützen. Und das ist die Seite der Anhänglichkeit an das deutsche Vaterland, die uns sicher am wertvollsten ist, denn sie trägt zur Stärkung unseres Nationalwohlstandes bei und drückt sich, der steigenden Wohlhabenheit jener Bauern entsprechend, in alljährlich wachsenden Zahlen aus.

Stolz aber können wir sein, daß die Söhne Deutschlands in den Bauernansiedlungen Brasiliens auch in anderer Weise zum alten, lieben Vaterland stehen und in Sprache, Sitte und Gebrauch Deutsche geblieben sind. Findet man auch in den größeren Städten, in welchen der deutsche Kaufmann, Fabrikant oder Handwerker in seiner Thätigkeit auf den Verkehr mit Brasilianern angewiesen und von diesen abhängig ist, selbstverständlich Landsleute, die sich ihres Deutschtums mehr oder weniger entäußerten, so kann davon in den Kolonien, wo die deutschen Bauern fast ausschließlich unter sich verkehren, nichts beobachtet werden. Santa Cruz ist deutsch von einem Ende bis zum andern, von den Fuhrleuten, die dem Reisenden auf dem Koloniewege nach der Bahnstation Couto begegnen und die stattlichen Pferde vor ihren mit Tabak beladenen Wagen in heimischem „Hott!“ und „Hü!“ antreiben, bis in die Klubs des Städtchens, die Loge, die 33 Schulen, die 11 Kirchen, und selbst in die Munizipalkammer hinein, deren Räte bis auf einen einzigen sämtlich Deutsche sind. Ich habe während eines achttägigen Aufenthaltes in Santa Cruz abgesehen von einem Besuch bei jenem einzigen brasilianischen Kammerrat, nur meine Muttersprache gehört, ob ich eine Fahrt durch die Pikaden machte oder im Städtchen in den verschiedensten Kreisen verkehrte.

Eine Episode aus meiner vorjährigen Brasilfahrt wird mir für alle Zeiten als eine der köstlichsten Erinnerungen aus meinem Reiseleben im Süden der alten und neuen Welt verbleiben. Am Palmsonntag ritt ich in Begleitung eines früheren deutschen Kaufmanns aus Porto-Alegre durch die Schwabenschweiz. In dem Kirchspiel Sao Miguel stehen zwei Kirchen, die protestantische und die katholische, dicht neben einander. Vor diesen beiden Gotteshäusern sah ich in schier endloser Reihe die gesattelten Pferde und Maultiere der Kirchgänger stehen, diesmal in besonders großer Zahl, weil Konfirmation gefeiert wurde. Als die Leute zu Hunderten aus den Kirchen strömten, da sah ich ein festtäglich gestimmtes, zufriedenes und frohes deutsches Volk in stattlichem deutschen Feiertagskleide. Männer und Frauen, Jünglinge, Mädchen, Kinder, alles sprach fröhlich durcheinander, hier sich begrüßend, dort sich verabschiedend, und mich umschwirrten die lieben Dialekte aus Schwaben, vom Rhein, aus Pommern und Mecklenburg. Am Abend kamen wir auf unserem Ritt in ein deutsches Wirtshaus am Eingang der „Thereikade“ und fanden den großen Saal desselben mit Bauern, jung und alt, angefüllt. Auch in Brasilien hält der deutsche Bauer an seiner heimischen Sitte fest, am Sonntag — hier oft in stundenweitem Ritte — das Wirtshaus zu besuchen. Als mein Begleiter verraten hatte, daß ich aus Deutschland und gar aus der Reichshauptstadt jüngst angekommen sei, war ich bald von der ganzen Gesellschaft umringt und des Fragens gab es kein Ende. Und welche Frage hatte ich unzähligemal zu beantworten? Diejenige, in welcher vaterländische Anhänglichkeit sich am schönsten kund gab — nach unserem damals noch unter den Lebenden weilenden Kaiser Wilhelm I. „Wie sieht er denn aus? — Wie geht es ihm? — Ist er noch immer gesund? — Haben Sie ihn selbst gesehen?“ Und als ich gar erzählte, daß ich den greisen Herrscher noch zuletzt am Sedantage durch die Straßen Berlins fahren gesehen, sein Aeußeres schilderte und wie er, sich halb im Wagen erhebend, das bemalte Sedlmayersche Haus in der Friedrichstraße betrachtet habe, da war der innere Jubel groß, und auf die wetterharten Gesichter lagerte sich der Ausdruck feierlichster Rührung. Das waren Leute teilweise schon im Schmucke weißen Haupthaares, teilweise im besten Mannesalter, von denen mancher aus der großen Kriegszeit erzählte, teilweise jüngere Burschen und — deutsche Reichsangehörige waren kaum noch unter ihnen.

Die große Mehrzahl der deutschen Bauern in Südbrasilien gibt ihre früheren Heimatsrechte auf, aus dem einfachen Grunde, weil sie eben mit der Absicht, drüben zu bleiben, ausgewandert, und wohl auch, weil die Formalitäten zu lästige sind, durch welche der Deutsche nach zehnjähriger Abwesenheit von seiner Heimat sein offizielles Deutschtum zu erhalten hat. Es geschieht das durch Eintragung in die Matrikel auf dem Konsulat und durch jährlich zu wiederholende Erneuerung derselben gegen jedesmalige Zahlung von 6 Mark. Sie würde vielleicht häufiger erfolgen, wenn das deutsche Konsulat in dem weit entfernten Porto-Alegre durch Konsularagenten in den einzelnen Kolonien vertreten wäre. Doch hat das, wie aus meinen Schilderungen wohl zur Genüge hervorgehen mag, auf den inneren Wert dieses Deutschtums in Südbrasilien wenig Einfluß, und obschon der Bauer brasilianischer Bürger werden mag, entzieht er doch der Heimat nicht den Schatz seiner ja oft genug bethätigten Liebe.

Daß die Provinz Rio Grande do Sul einen der hervorragendsten Plätze unter den übrigen Teilen des Reiches einnimmt, hat sie nur und ausschließlich ihrer deutschen Bevölkerung zu verdanken. Der Brasilianer erkennt das, wenn vielfach auch widerwillig genug, an, und man darf wohl sagen, daß die deutschen Kolonieeinwohner überall geachtet und geschätzt werden. Die Leistungen unserer Landsleute imponieren dem Brasilianer doch gewaltig, und wenn er eine Reise von San Domingo das Torres und Tres Forquilhas, vom Ufer des Atlantik an nach Westen macht, viele Tage und Wochen lang bis in das Gebiet des Uruguay-La Plata hinein, immer nur durch deutsche Kolonien kommend und überall Wohlstand beobachtend, so wird er sich sagen, daß die Deutschen ihrerseits wohl eine liebenswerte neue Heimat in seinem Vaterland gefunden, daß sie aber auch in ihrem Fleiß, ihrer Gesittung und ihrer anerkannten Loyalität gegen das brasilianische Kaiserhaus die für Brasilien hervorragendste und wertvollste Bevölkerungsklasse bilden.

Die Wahrsagerin.

(Hiezu das Bild Seite 442.)

Innerhalb der Münchener Künstlerschaft, in der immer verschiedenartige Richtungen nebeneinander herlaufen, sind es zur Zeit zwei ganz besonders entschiedene Gegensätze, die um die Palme ringen. Einerseits schwört man auf einen Naturalismus, der an nüchterner Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt, — andererseits schlüpft durch ein Hinterpförtchen der Mystizismus und Spiritismus mit all seinem phantastischen Anhang mitten in das Gebäude des modernen Materialismus hinein. Lange aber, bevor die Nachwirkungen der in der That verblüffenden hypnotischen Versuche du Prels sich in den Werken ihm befreundeter Künstler, vor allem Albert Kellers, bemerkbar machten, war der mystische Zug in nicht zu übersehender Weise durch Gabriel Max vertreten, der stets in sich verschlossen seine eigenen Wege ging, dessen eigentümlich schwärmerisch und elegisch angehauchte Phantastik von Anfang an gegen die vorherrschenden Strömungen der Jetztzeit merkwürdig abstach. In dem Bilde, das wir heut vor Augen haben, behandelt er einen Gegenstand, über den man in unseren Tagen gern schon die kleinen Kinder in der Schule mit der vornehmen Geringschätzung einer aufgeklärten, nur mit dem Greifbaren rechnenden Zeit spotten lehrt. Wie gut hat es da der Maler, der nicht zu sagen braucht, ob er noch so kindlichen Geistes ist, auf die uralte, geheimnisvolle Kunst der Chiromantie, die Weissagung aus den Linien der Hand, etwas zu halten, oder ob er im Stillen über die erwartungsvolle Spannung lächelt, mit der das junge Weib den Aussagen der zigeunerhaften Alten entgegenharrt. Forschend und sinnend heftet die runzelige Schicksalsdeuterin ihre Blicke auf die Innenfläche dieses weichen weißen Händchens, um aus den Verschlingungen seiner Linien, der Stellung, welche ihre Kreuzungspunkte zu einander einnehmen, und ähnlichen Anzeichen zu erkennen, für welche Lebensgeschicke die sie Befragende vorausbestimmt sei. Sie hat nicht versäumt, dafür noch einen umfangreicheren Apparat in Bewegung zu setzen, sei es, daß er sie in der That bei ihrer Zukunftsdeutung unterstützen oder den Schein des Geheimnisvollen erhöhen soll, mit dem solche Prophetinnen sich zu umgeben lieben. Da brodelt in der rauchgeschwärzten Küche über dem spärlichen Feuer der Kessel, in dem alle möglichen und unmöglichen Dinge zu einem kleinfarbig zusammengestellten Hexenbrei verschmolzen und verrührt sein mögen; da liegt auf dem Knie der Alten das Blatt aufgerollt, das sie bei ihrer Weissagung unterstützen soll. Ob für sie wirklich ein tieferer Sinn verborgen ist in den seltsamen rätselhaften Zeichen, die dieses Blatt bedecken, oder ob sie mit kühler Ueberlegung irgend etwas daraus zusammenschwindelt, was recht orakelhaft klingt, um sich hinterdrein ins Fäustchen zu lachen und der Leichtgläubigen zu spotten, denen sie mit ihren klug in Szene gesetzten Hexenkünsten die sonst so sorglich gehüteten Gröschen aus der Tasche lockt? Wer weiß! Ihre schwarze Katze, die sich behaglich an die junge Besucherin schmiegt, versteht ja auch zu schnurren und zu schmeicheln und Sammetpfötchen zu machen, und doch — wenn sie im Dunkeln die Augen weit aufreißt, die jetzt mit so höchlichem Wohlgefühl geschlossen sind, dann funkelt daraus ein scharfer, gespannt lauernder Blick, und unter den Sammetpfötchen zucken die Krallen hervor, mit denen sie sich auf ihre Beute stürzt, wenn sie Hunger hat.

O. B.

Literatur

— **Karl Emil Franzos hat durch seine Kulturbilder aus** Halbasien längst das Interesse der deutschen Lesewelt angeregt und wach zu erhalten gewußt. Prägt sich doch in diesen kleinen novellistischen Schilderungen ein so eigenartiger und doch durch die Lebhaftigkeit und psychologische Feinheit uns so verständlich gemachter Volkscharakter aus, daß wir uns in ganz absonderlicher Weise angezogen fühlen. Dieser seltsame Reiz des Fremdartigen, das die Kunst des Darstellers uns wie durch Zaubergewalt plötzlich vertraut zu machen weiß, durchzieht auch die jüngste zweibändige Novellensammlung des Verfassers, die unter dem Titel: „Aus der großen Ebene, neue Kulturbilder aus Halbasien“ bei Adolf Bonz und Comp., Stuttgart, erschienen ist. Als Ganzes bildet diese Sammlung einen bedeutsamen Beitrag zur Charakteristik des eigenartigen Menschenschlags, der an jenen Grenzen europäischer Gesittung wohnt, im einzelnen ist jede der darin enthaltenen Erzählungen ein kleines Kabinettstück. Ob der Verfasser uns nun die seltsame — aber keineswegs eine bedenkliche Gläubigkeit voraussetzende — Geschichte vom Bruder Cyrill, dem „Weißenstein“, oder die ergreifende vom „Tod des Abraham Wertkäfer“ oder welche immer erzählt, stets weiß er uns durch den sorgsam gewählten Stoff, die Klarheit und Durchsichtigkeit des Vortrags, den warmen Ton, in dem er uns jede Einzelheit nahebringt, zu fesseln vom ersten bis zum letzten Wort.

— **Ein interessantes Werk, das jetzt auch gerade zur besten** Zeit kommt, ist „Afrikanische Jurisprudenz, ethnologisch-juristische Beiträge zur Kenntnis der einheimischen Rechte Afrikas“ von A. H. Post (Oldenburg, Schulze). Das Buch ist überreich an Material und nicht nur für Juristen wertvoll, sondern auch zur genaueren Kenntnis der Bevölkerung Afrikas ein in hohem Grade schätzbares und wertvolles Sammelwerk. Es ist unmöglich, den Inhalt dieser bedeutenden Veröffentlichung nur andeutungsweise hier zu skizzieren; es möge der Hinweis genügen, daß dies Buch ebenso reich als Nachschlagewerk ist wie fesselnd als Schilderung der sozialen Verhältnisse des dunklen Weltteils, des Familienlebens, der Rechtsverhältnisse, der Politik, der Sitten und Gebräuche der Eingeborenen. Ein sorgfältig gearbeitetes Völker-, Länder- und Sachregister erhöht noch den Wert dieser litterarischen Erscheinung.

— **Bei der großen Nachfrage nach Deklamationsstücken** wird es unsere Leser gewiß interessieren, wenn wir auf einige neue Erscheinungen auf diesem Gebiete hinweisen, die sich durch hübsche Auswahl und Mannigfaltigkeit sehr empfehlen. Besonders viel Abwechslung bietet der dritte Band von Elise Henles Buch: „Was soll ich deklamieren?“, eine Sammlung von Dialektgedichten, hauptsächlich in alemannischer, bayerischer, Frankfurter, Nürnberger, österreichischer und sächsischer Mundart; dann sind aber auch noch Schwäbisch, Schlesisch, Schweizerisch, Berliner Deutsch und Plattdeutsch vertreten; sogar zwei Gedichte in Kölner Mundart fanden wir in diesem Bändchen, das gewiß allen Anforderungen nach dieser Richtung hin entsprechen wird. Derselbe Verlag (Levy & Müller in Stuttgart) sendet auch zu dem gleichen Zweck eine Sammlung heiterer Vortragsstücke unter dem Titel: „Bravo da capo!“, herausgegeben von R. Fröhlich. Es ist dies eine Reihe von guten Deklamationsstücken in Versen und Prosa, die ihre Wirkung vielfach schon erprobt haben. Auch diese Sammlung ist mit bemerkenswerter Geschicklichkeit zusammengestellt und wird sicher vielen willkommen sein.

Das Jagdschloß Meyerling.

Am 12. August 1886 kaufte der Kronprinz Rudolf von Oesterreich durch seinen Obersthofmeister, den Grafen Bombelles, das Gut Meyerling samt dem dazu gehörigen Einkehrgasthof um den Kaufschilling von 95,000 Gulden. Ein Graf Leiningen war der frühere Besitzer.

Zum Jagdschlößchen wurde das Gutsgebäude umgestaltet, und innerhalb seiner schmucklosen Mauern hat der Hausherr manche frohe Stunde verlebt im trauten Freundeskreis. Wenn er in Gesellschaft lieber Weidgenossen — die Grafen Hoyos und Wilczek zählten fast stets dazu — von der Jagd heimkehrte, mag die Zeit rasch dahingeflogen sein im ungezwungenen Gespräche. Alles steife, zeremonielle Wesen wurde beiseite geschoben; man war vergnügt und lachte so ungebunden, als ob das spanische Zeremoniell noch gar nicht erfunden wäre. Wenn die Strecke des Jagdtages zur Sprache kam, flocht wohl der Prinz naturwissenschaftliche Beobachtungen mit ein, oder er lenkte das Gespräch auf sein Lieblingsthema, das große Lieferungswerk, und erzählte von einem neuen Aufsatz, den er für das nächste Heft unter der Feder habe, berichtete scherzend, wie

ihn der Hofrat Weilen dränge ... Vorüber! Alle Fröhlichkeit, aller heitere Sinn vorüber! Die leichtbeschwingten Worte haben auf immer Abschied genommen von dieser nun auf ewig dem Gram, der Trauer, der stillen Verzweiflung und — dem Entsetzen geweihten Stätte. Zu trauriger Weltberühmtheit ist das kleine Meyerling gelangt seit dem düstern 30. Januar 1889, da die Schreckenskunde in die Lande scholl, der Kronprinz sei daselbst einem Herzschlage erlegen. Noch gesteigert sollte diese traurige Berühmtheit des Ortchens werden durch die überraschende Enthüllung des Wiener amtlichen Blattes, das am 1. Februar 1889 von „Selbstmord in augenblicklicher Geistesverwirrung" berichten durfte. Gleich einem schwarzen Schleier lagern die düstern Schatten der tragischen Geschehnisse ob dem Schloß und den Gehöften, die sonst schon einen düsterromantischen Eindruck machten, wenn sie, von hohen Mauern umspannt, in der kahlen, nebeligen Winterlandschaft gleichsam verschlafen und verträumt auftauchten.

Einstmals war Meyerling geistlicher Besitz und dem unweit gelegenen Cistercienserstifte Heiligenkreuz — 1135 gegründet — zu eigen. Das größere Hauptgebäude, auf einer Anhöhe gelegen, ist weithin sichtbar. Es ist nur einstöckig aufgeführt, und manchetlei weist auf seine ursprüngliche Inwohnerschaft zurück, so die klosterlichen Deckengewölbungen im Erdgeschoß.

Der ganze Komplex besteht aus fünf Gebäuden; das erwähnte größere, ein recht schmuckloser, einfacher Mittelbau mit etwelchen Nebentrakten, ist von vier niedrigeren einzelnen Gehöften umgeben. Die Parkanlagen rings herum sind nach des Kronprinzen Angaben hergestellt worden. Er wird es sicher auch selbst gewesen sein, der die Thujabäume in den ausgedehnten Hof kommandirt hat, wo sie mit ihren immergrünen Blätterpyramiden gleichsam militärisch Front machen.

Ruhig und abseits vom großen Lärm der Welt sind die schlichten Wohnräumen in beschaulicher Naturabgeschiedenheit gelegen, wie geschaffen, damit man hier in alter, klösterlicher Weise mit seinem inneren Menschen Abrechnung pflege, — oder auch in modernerer Art ungestört philosophire und medizire. — Ja, Kronprinz Rudolf war ein Stück Philosoph; er dachte viel und immer selbständig. Mit Josef II. hat man ihn oft verglichen, aber auch mit Max, dem letzten Ritter. Mit jedem von ihnen weist er verwandtschaftliche Züge auf, und vielleicht war er wie beide.

Nie wird man ohne Wehmut die inneren Gemächer des Hauses betreten, in denen er so gerne geweilt und die er mit anheimelnder, weiblicher Eleganz sich auszuschmücken verstanden. Das Erdgeschoß links vom Eingang bewohnte er selbst, rechts davon waren sein Oberstjägermeister, anschließend die Leibjäger untergebracht. Im ersten Stock befanden sich die Fremdenzimmer für die Jagdgäste.

Durch einen Vorraum betritt man das helle, freundliche Empfangszimmer, dessen zwei Fenster auf die Straße gehen. Auf dem großen, mit einem Tuch bedeckten Tische in der Mitte des Wohnraumes gibt es Bücher, Mappen und allerlei Schreibgerät. Jagdstücke prangen unter Glas und Rahmen an den Wänden, Jagdschränke und Gewehrständer vervollständigen den weidmännischen Eindruck des Gemachs. Köpfe von Zwölf- und Vierzehnendern dienen als Wandzierden oder Supraporten; auch Steinböcke und andere seltene Hörner- oder Geweihträger sind vertreten. Da sind ferner Jagdtrophäen, die der Prinz auf seinen zahlreichen Bischzügen durch die ganze Monarchie erbeutet oder von seiner Orientfahrt heimgebracht; auch Keramiken und ethnographische Kuriositäten verschiedener und besonderer Art.

Die Diele dieses Zimmers bedeckt ein einfacher Lauferteppich, der sich bis in das anstoßende Gemach erstreckt, somit des Prinzen Schlafgemach — daselbst, wo er hinfanft zum ewigen Schlummer, sein Sterbegemach. Dort war es, wo der vom Geschick zum künftigen Herrscher eines riesigen, vielsprachigen Reiches Ersehene sinnverwirrt die Mündung des Revolvers an seine Schläfe setzte. Auf dem einfachen Holzbette zwischen den beiden Fenstern ward das unselige Beginnen vollführt. Auf dem Nachtkästchen zur Linken fand man morgens nach gewaltsamer Thüröffnung die Lichter im Armleuchter herabgebrannt und auf dem Schreibtisch rechter Hand an der Mauer die letzten Briefe ...

Während der Schreckenstage fanden sich im einzigen Gasthof zu Meyerling die bäuerlichen Vorsteher der Umgegend zusammen, um mit gedämpfter Stimme die unerhörten Ereignisse zu besprechen. Jeder einzelne von ihnen hat ja den schlanken Jäger gekannt, den Sohn des Kaisers, der für jedermann ein gütiges Wort, einen freundlichen Gruß oder doch zumindest ein freundliches Lächeln hatte. Und weit aus dem Umkreis kamen sie auch zu den Seelenmessen herangepilgert, die der Cisterzienserabt in dem kleinen Dorfkirchlein las; mit lautlosem Ernst kehrten sie an ihr Tagewerk zurück, desjenigen gedenkend, den sie verehrt und geliebt und dessen dunkle That sie sich nicht deuten konnten.

-an.



Jagdschloß Meyerling unweit Baden bei Wien. Originalzeichnung unseres Spezialartisten M. Ledeli.

Notizblätter.

Bildende Künste.

— Professor Wilhelm Tieg, der jüngst seinen fünfzigsten Geburtstag gefeiert hat, entstammt einer der bedeutendsten und originellsten Münchener Künstler, hat augenblicklich zwei Gemälde historischen Genres fast vollendet auf der Staffelei. Auf dem einen steht eine Bande räuberischer Soldaten aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges ein verlassenes Dorf in Brand, über dem ein wunderbar gemalter, wolkig-dunkler Herbsthimmel sich erhebt, auf dem andern verfolgen die Bauern jene Bande Soldaten und treiben sie dem Tod in den Fluten eines Flusses entgegen.

Bühne.

— Wenn Paul Heyse auf der Bühne das Wort ergreift, so kann man von vornherein gewiß sein, daß er dem Hörer etwas zu sagen wissen wird, was ihn interessirt, auch wenn dieser Redekünstler, da sie seine Sprachenstudien stören, so wird der unbekannte junge Mann mit einem Schlag ein berühmter Bräutigam, und seine Not nimmt ein Ende. Inzwischen soll die Trauung vor sich gehen. Allein die Verlobung wird hier derselben hilfreich des Bräutigams rückgängig gemacht, weil die Mutter Sascha's, die dem Fürsten vor Jahren heimlich in einem obskuren italienischen Nest angetraut worden ist, weder den betreffenden Schein finden noch auch sich des Namens jenes Orts entsinnen kann, was sofort zu dem Verdacht einer unerlaubten Verbindung Anlaß gibt und der Familie des Bräutigams zu einem unüberwindlichen Aergernis gereicht. Sascha, die sich über die Schranken der Konvenienz mit ergister Raivität hinwegsetzt, geht zu dem armen Gelehrten und klagt ihm ihre Not — auch hat sie der Polizei seiner nicht erkannt — er spricht ihr Mut ein und tröstet sie und steigert dadurch sowie durch seine ganze geistige und menschliche Bedeutung das Interesse zur Liebe, in der Sascha sich ihm rückhaltlos offenbart. Für einen Mann von seinem Charakter erscheint Sascha, die reiche und vielumworbene junge Dame, unerreichbar, und er sagt daher dem Liebeswerben des Mädchens einen gefesselten Widerstand entgegen. Später jedoch, als er ein gemachter Mann geworden, gibt er nach, und — Sascha und er werden ein Brautpaar. Man wird aus dieser raschen Inhaltswiedergabe begreifen, warum das Stück keinen durchschlagenden Erfolg erzielte, obzhan es Scenen enthält, welche die ganze Kraft der dramatischen Erfindung und den echt poetischen Hauch der sonst dichterischen Individualität Heyses bekunden. Einmal ist das Maß der Unwahrscheinlichkeiten in der Handlung derart, daß man schwer darüber hinwegkommt, und dann fehlt auch einem Teile der mitwirkenden Figuren die packende Charakteristik. Anstatten tritt ein Mädchen, das sich einem Manne förmlich aufdrängt, leicht verstimmend, und mag es noch so wahrheitsvoll angelegt sein. Eine seltsame Figur, die eines niedrigen Romanschreibers, welcher Familienklatsch zu ergaunern getrachtet ist, um ihn dann in seinen Romanen, für das solche Sensationsbedürfnis kennzeichnenden Machwerken zu verwerten — natürlich bekommt er, der er als erbärmlicher „Tröster" nach der Natur gezeichnet wird — ist sehr interessant und scharf gezeichnet, und die immer, so zeigt sich Heyse auch diesmal als einen Meister in der Kunst der gerechten und gedankenvollen Epeche — allein diese ist es doch nicht, welche das Werk des Dramas ausmacht, und da die Rolle der Sascha eine Schauspielerin ersten Ranges erfordert, wie sie das Residenztheater in diesen Tagen nicht besitzt, so sich auch die Darstellung den Dichter ein wenig im Stich, obschon die andern Rollen vortrefflich gegeben wurden.

— Daß von unberufener Begeisterung getragene Theaterstück: „Die letzten Elf" von Johanna Baly, ist in Bochum zu außerordentlich erfolgreicher Aufführung gelangt. Die schalen Verse und die tendenzgrollen lebenden Bilder weiterfeierten um die Palme.

Kultur und Wissenschaft.

— Aus Anlaß des ersten Geburtstages, den Kaiser Wilhelm II. auf dem Throne erlebte, hat ein Magdeburger Münzen, Kunstmäzenat Neuburger in Berlin antike Kunstschätze im Werte von mehr als 100,000 Mark zum Geschenk gemacht.

— Das Manuskript Beethovens von der berühmten Sonate opus 57, das sich im Besitz eines Herrn René Bolfart befand, wurde von der Bibliothek des Pariser Konservatoriums zu einem verhältnismäßig billigen Preis angekauft.

— Ein bisher unbekanntes Manuskript Richard Wagners veröffentlichen soeben „Die Bayreuther Blätter". Es ist der Entwurf einer skizzenhaften historischen Oper, welche den Titel „Die Sarazenin" führt und zur Zeit der zusammenbrechenden Hohenstaufenherrschaft unter König Manfred spielt. Die Handschrift, aus dem Jahre 1841 stammend, befand sich in den Nachlaß des im vorigen Jahre in München verstorbenen Domkapellmeisters Gerold und ist von dorten in den Besitz des Musikdirektors Porges übergegangen, der sie dem Wagnerarchiv in Bayreuth geschenkt hat.

— In Turin ist der Briefwechsel Cavours mit seinem lebenslänglichen Freund und Vertrauten Delarue aufgefunden worden, er enthält gegen 500 zum Teil sehr intime Mitteilungen von politischer diplomatischer und privater Entschließungen.

— Eine Entdeckung von großer wissenschaftlicher Bedeutung hat der Chemiker Dr. G. Krüß in München gemacht. Es ist ihm nämlich gelungen, die Metalle Kobalt und Nickel, welche bisher als Elemente (Körper, die sich nicht weiter zerlegen lassen) galten, als Legierungen zu erkennen und nachzuweisen; und zwar besteht jedes dieser Metalle aus drei Elementen. Dr. Krüß wird demnächst weitere Aufschlüsse über seine Entdeckung veröffentlichen.

— Das künstlerisch wertvolle Reliquienkästchen von Saint-Maur (im Hennegau), welches, seit 1780 im Besitz der begüterten Familie von Beaufort, auf der Brüsseler Ausstellung die Bewunderung der Kenner erregte, ist um den Preis von 200,000 Franken nach Wien verkauft worden.

— Die erste elektrische Hinrichtung wurde am 9. Januar in New-York vollzogen. Fünfzehn Sekunden nachdem der Verbrecher seinen Platz eingenommen, war er wie vom Blitz erschlagen.

Erfindungen.

— Vor kurzem ist durch Zufall eine Entdeckung gemacht worden, welche von nicht geringer Bedeutung zu werden verspricht. Zum Anschlagen von hängender Messingplatten erklangen helle und weit durchdringende Glockentöne von wunderbarer Klangfarbe. Obgleich diese Erfindung in Deutschland gemacht worden ist, so haben sich doch spekulative Amerikaner ihrer bemächtigt, und in Providence ist bereits, wie das Patente- und technische Bureau von Richard Lüders in Görlitz schreibt, eine Glockengießerei in großem Maßstab entstanden. Die Klangstärke der Glockenplatten ist bedeutend, wie man aus der Thatsache schließen kann, daß ein solcher Satz von 80 Millimeter äußerem Durchmesser, 13 Millimeter Wandstärke und 3½ Meter Länge unter günstigen Umständen noch über drei Meilen weit gehört werden kann. Gegenüber den Glocken aus Gußstahl, welche bis jetzt für Eisenbahnsignalzwecke benützt werden, dürften die Glocken aus Messingguß nicht nur den Vorzug größerer Sicherheit gegen Zerspringen, sondern auch denjenigen größerer Billigkeit haben.

Natur.

— Auf Java hat eine so starke Vermehrung der Tiger stattgefunden, daß die Bevölkerung weiter Gebiete nur durch Anwendung ihr Leben schern kann. In der Gegend von Bantam wurden allein im Jahre 1887 einige 60 Menschen von Tigern aufgefressen. Obwohl die holländische Regierung für jeden erlegten Königstiger 200 Gulden zahlt, findet anstatt Verminderung die gesetzlichste Vermehrung dieses furchtbarsten Raubthieres statt.

Denkmäler.

— Die „Deutsche Kriegerzeitung" hat den Briefwechsel zwischen Kaiser Wilhelm II. und dem Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt veröffentlicht, aus welchem ersteht, daß das Projekt eines Kaiser Wilhelm-Denkmals auf der sogenannten Stätte des Rudolstädter beschlossene Sache ist. Der Hofrath von Rudolstadt als Vorsitzender der Stadt, auf der das Denkmal errichtet wird, hat mit Genehmigung des Kaisers das Protektorat übernommen.

— Von den vier Entwürfen zum Denkmal für Moses Mendelssohn, das zu Dessau auf dem Bahnhofsplatz seinen Stand finden wird, gelangt der Entwurf des jungen Bildhauers Jaenisch, eines begabten Schülers des Professors Fritz Schaper in Berlin, zur Ausführung.

— Die Stadt Magdeburg hat die Ausführung eines Kaiser Wilhelm-Denkmals, für welches 300,000 Mark verfügbar sind, dem Bildhauer Siemering übertragen. Von einer Konkurrenz wurde abgesehen.

Gestorben.

— Geheimer Justizrat Julius Schneegans, 1871 bis 1880 kaiserlicher Generalprokurator beim königlichen Appellationsgericht in Kolmar, 1869 vortragender Rat im Justizministerium in Berlin, 1870/71 zivilrichter Beirat des Generalgouvernements und Zivilkommissar in Straßburg, 69 Jahre alt, am 12. Jan., in Kreuznach.

— Franz von Mayern, k. k. Schloßhof L. D., hervorragender Ingenieur, 91 Jahre alt, am 15. Januar, in Berchtesgaden.

— J. M. Knüsel, 1855 bis 1875 Mitglied des schweizerischen Bundesrath, 1861 und 1866 dessen Präsident, 75 Jahre alt, Mitte Januar, in Luzern.

— Anna von Martin, eine einst hochgefeierte Kriegsmalerin, 54 Jahre alt, am 16. Januar, in München.

— Edmond Hédouin, bekannter französischer Maler des landschaftlichen Genres, auch Meister der Radirkunst, 70 Jahre alt, am 19. Januar, in Paris.

— Dr. Francis Hueffer, bekannter Musikschriftsteller, Musikkritiker der „Times", 43 Jahre alt, am 19. Januar, in London.

— Emanuel Heinrich Freiherr Konrad von Lindenbach, k. k. Geheimrat, 1865 bis 1867 Justizminister im Ministerium Belcredi, dann Oberlandesgerichtspräsident in Lemberg, 79 Jahre alt, am 19. Januar, auf Schloß Jzd bei Cyaslau in Böhmen.

— Adalbert Graf zu Dohna, königlich preußischer Generallieutenant, 72 Jahre alt, am 20. Januar, in Berlin.

— D. Cascha y Maitens, Marquis von Mirasvalles, Generalkapitän der spanischen Armee, 1875 und 1876 Oberbefehlshaber der königl. Truppen gegen die Carlisten, im letzten Kabinet Canovas' Kriegsminister, 70 Jahre alt, am 20. Januar, in Madrid.

— Dr. Wilhelm Scholl, außerordentlicher Professor der orientalischen Philologie, Senior der ordentlichen Mitglieder der Berliner Akademie der Wissenschaften, hervorr. Forscher auf dem Gebiete der ägyptischen Sprachen, 81 Jahre alt, am 21. Januar, in Berlin.

— Alexandre Cabanel, berühmter französischer Historien- und Porträtmaler, 65 Jahre alt, am 23. Januar, in Paris.

— Josef Strahmann, pensionirter bayerischer Hofschauspieler, ausgezeichneter Heldendarsteller, 60 Jahre alt, am 26. Januar, in Währing bei Wien.

— Dr. Knoodt, Professor der Philosophie an der Universität Bonn, Generalvikar des altkatholischen Bischofs Dr. Reinkens, 1848 Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung, 78 Jahre alt, am 27. Januar, in Bonn.

— Gottlieb Friedrich Bräggemann, ausgezeichneter Landwirt, früheres Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, am 28. Januar, auf seinem Gehöft Windeckerwald in Westfalen.

Neue Bücher und Schriften.

Lutz, Joh., Jung-Deutschlands Huldigung! Vaterländ. Dichtungen zum Schulgebrauch bei verschied. Festlichkeiten. Düsseldorf, J. Buxil.

Bermann, M., Oesterreich-Ungarn im 19. Jahrhundert. Lief. 15/16. Wien. H. Engel.

Blos, W., Die französ. Revolution in volksthümlicher Darstellung. Heft 11/12. Stuttgart, Dietz.

Bulthaupt, H. G., Das Lied vom Tannhäuser. Ein romantisches Gedicht. Leipzig, J. Kaufmann.

Der Stein der Weisen. Monatsschr. für Haus und Familie. 1. Jahrg., 12. Heft. Wien, E. Hartleben.

Die Erde in Karten u. Bildern. Handatlas. Lief. 42/50 (Schluß). Wien, E. Hartleben.

Textlassung, Dr. H., Zur Begründung einer allgemeinen Pensionsversorgungsanstalt. Heidelberg, C. Winter.

Geiger, Dr., Elisabetha Baronin von Rehe, die Patronin und Wunderthäterin Schwabens. Eine Heiligengeschichte. Bonndorf, Hugo Klein.

Internationale Revue über die gesammten Armeen u. Flotten. VII. Jahrgang 1. Heft. Rathenow, M. Babenzien.

Jelowitz, J., Gesangbuch z. Privatgebrauch. Partitur. Posen, Selbstverlag.

Kestner, C., Deutsche Textilkünstler- und Opfer-Lexikon. I. Bandchen. Berlin, Textilgewerbe & Kunst.

Kirsten, P., Dez' Humoristik. Gedichte. Dresden, C. Pierson.

Kübel, J. C., Evangeliums-Predigten. Lief. 1. Stuttgart, W. Kohlhammer.

La Mara, Musikalische Studienköpfe. IV. Band: Classiker. 3. Aufl. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Lichl, H., Architektur der Gegenwart. Lief. 4. Berlin, C. Habenicht.

Lux, K. G., Das Buch der Schwimmkunst. Lief. 7—10 (Schluß). Stuttgart, Schmidt'sche Verlagsanstalt.

Marbach, Mathilde, Auf weitem Meer. Düsseldorf, J. Boxil.

Mendelssohn's Gesammelte Schriften. XII. Band. 1. Lief. Leipzig, J. J. Weber.

Michelis, H., Aufsätze für die Redakteur-Kommissionen der Berufsgenossenschaften der Alters-Versicherungsgesetze. Berlin, H. Sperling.

Verein, Dr. L., Arzneimittel-Gebrauchsanweisung. Ein Wahrspruch für deutsche Land- und Hausfrauen. Bremen, v. Halem.

Victor Hugo's Gedichte. Deutsch von Ludwig Fulda. Lief. 1. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Wolff, Dr. E., Johann Gilbert Stiegel. Berlin, R. Oppenheim.

Wrangel, Graf C. G., Der Zeitraum des Pferdes zu wissenschaftlicher Betrachtung. Stuttgart, Schickhardt & Ebner.



(Redigirt von Jean Zuschneid.)

Aufgabe Nro. 493.

Von Moritz Ehrenstein in Breslau.

Schwarz



Weiß

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zug Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 488:

Weiß.	Schwarz.
1) D. C 4 — B 5	1) K. F 3 — G 4.
2) D. E 4 — G 2	2) K. G 4 — H 3.
3) D. G 2 — F 1 Matt.	
A)	
1)	1) K. F 4 — F 4.
2) S. K 4 u. C 5 †	2) K. F 4 — F 3 (F 5).
3) D. B 5 — E 2 Matt.	
B)	
1)	1) K. F 3 — G 2.
2) T. E 5 — E 2	2) K. E 2 — H 3 oder — G 1 (H 1).
3) S. F 4 — G 5 oder L. A 4 — A 1 Matt.	

(Auf 1) . . 2) G 3 — G 2. 2) D. B 5 — F 5 †. 3) S. F 4 — E 2. 3) D. B 5 — F 1 M.)



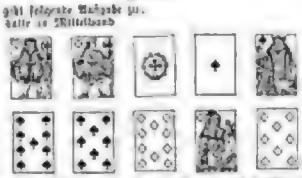
(Redigirt von Lothar Klein.)

Aufgabe Nro. 76.

Skat.

Und gibt folgende Aufgabe zu.

„Du hatte so Mittelhand



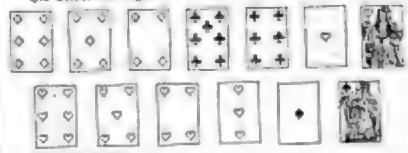
und gewann einen Null-Solo mit Schneider, obgleich im Skat kein Trumpf lag und Vorhand mit zwei Asses und Zehnen dagegen bot, so spielte man allerdings Gewagt tee."

Wir bitten die Frage: Ist der berührten Spiel der Schneider möglich?

Auflösung der Aufgabe Nro. 74:

Skat.

Im Stockraum liegen:



Linke Hand hat:



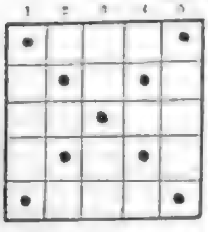
Stockraum geht, wir angesagt, Aktout, die Hand Coeur, würde Aktout, Coeur, Aktout dann Pique, vor sein Coeur aus dem Stockraum nimmt Pique, dann Trefl. Der letzt Stich wird Kreuz-Schneider, da unsre Hand zuletzt Trefl-As und das letzte Pique behalten haben muß und auf einen von beiden einen Stich macht.

Ein räthselhaftes Clavicymbal.



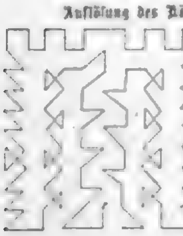
Durch die Veröffentlichung des allgemeinsten Papiers auf Seite 146 des vorigen Jahrgangs von „Ueber Land und Meer" wird die Aufmerksamkeit wieder auf ein altes, dem Bartolomeo Cristofali zugeschriebenes Clavicymbal, in der Sammlung eines rheinischen Kunstaltertumsfreundes befindlich, gelenkt. Die sicher für völlig natürlich gehaltene Bemalung innen und außen mit allerlei Musik, teils Klangwerkzeugen, unter denen sogar die Zither, der Dudelsack, die Hackbrettchen und das Nachtschalmeichen nicht fehlen, genannt durch obligatenartigen Beigabe die Verwendung einer vielleicht auch demselben Prinzip lebenden Bilderschrift, behufs deren Entzifferung das Clavicymbel hier in effigie vorgeführt wird.

Quadrat-Aufgabe.



Aus den Buchstaben, welche die Wörter [illegible] und Molch enthalten, sind fünf neue Wörter zu je fünf Buchstaben zu bilden und in die senkrechten Reihen der nebenstehenden Figur einzutragen. Diese Wörter nennen: 1) einen Schmuck[illegible]; 2) ein Getränk, 3) [illegible], 4) ein deutsches Land und 5) eine altgriechische Insel. Sind alle Wörter richtig gefunden, so nennt man den oben durch Punkte bezeichneten sich schneidenden Linien, die eine eine französische Stadt, die andere eine Speise. Wird der in der Mitte der Figur stehende Buchstabe hinweggenommen, so entstehen in den zwei sich kreuzenden und in der [illegible] senkrechten Reihe drei neue Wörter.

Auflösung des Königsmarsches Seite 406:



Im [illegible] Orden [illegible] ich nie;
Noch selber überwand ich nie;
Des Lebens [illegible] ich [illegible];
Doch einen Weg [illegible] ich nie:
Mein Herzblut [illegible] im Lied.
Dies wunde Herz verband ich nie. —
Wohl hab' ich oft gepflegt, jedoch
Mein Herzleid [illegible] fand ich nie.
Die Schönheit, die ich [illegible],
Die göttliche, umwand ich nie;
Ihr wollt' ich folgen der [illegible].
Doch ihren [illegible] verstand ich nie; —
[illegible] ich in der Welt [illegible]
Den Stein der Weisen fand ich nie.

(Aus den Ghaselen von H. Leuthold.)

Auflösung des Bilderrätsels Seite 406:

Frühling' und 'Brot', du bekommst für Brot,
Arbeit' und schweige, dir bleibt die Neige.

Briefmappe.



L. in T. Wenn Sie [illegible] „[illegible]“ [illegible] haben, so haben Sie bereits gefunden, daß es doppelt L im Titel gibt. [illegible]

J. P. in M. Der am Mittwoch den 22. Januar in Lahr von [illegible] alter Herr von 60 Jahren, [illegible] langjähriger Abgeordneter der zweiten badischen Kammer sowie Herausgeber und Redakteur des in [illegible] Kreis [illegible] Anzeigers für Stadt und Land. Der Mörder, ein [illegible] und durch sozialistische Ideen um seinen Verstand gebrachter Mensch von 26 Jahren, ist selbst Katholik, hegte aber einen unversöhnlichen Haß [illegible] gegen die [illegible] Kapitalisten. Er war erst kürzlich aus dem Amtsgefängnis entlassen worden, in das ihn die Geschworenen wegen Herumtreibens und Diebstahls eingeliefert hatte. Bei [illegible] und namentlich im Wirtshaus „[illegible]“ hatte er [illegible] Reden geführt; er wolle sich töten oder etwas thun, was man in Lahr noch nicht erlebt habe, und hatte dabei noch viel von dem Dekan Förderer gesprochen, den er umbringen würde, ohne daß jemand Notiz davon nahm. Am 22. Januar gegen 4 Uhr nachmittags begab er sich in das katholische Pfarrhaus und verlangte dort den Dekan zu sprechen. Die im Hause befindliche barmherzige Schwester wies ihn nach dem im oberen Stock [illegible]. Nach wenigen Minuten kam [illegible] herunter und sagte, der Dekan liege oben in seinem Blut, er habe ihn erstochen. Als man hinaufeilte, fand man Förderer mit elf Messerstichen in Kopf, Hals und Leib entseelt am Boden liegen. Der erste, der auf das Hilfe[illegible]



[illegible] Thäter [illegible]. Die Aufregung und die Trauer um den beliebten und hochgeachteten Geistlichen, der ein großer Wohlthäter der Armen war, [illegible].

Maßenjahn in Czernowitz. In der Form mit Ihrem Aufsatze nicht [illegible] geeignet, inhaltlich aber zu unbedeutend.

E. F. G. in Leipzig. Wir kennen nur ein Bad ähnlichen Namens Saxon oder Saxon les Bains in der Schweiz, Bezirk Martinach (Martigny) [illegible].

J. W. in Amsterdam. „[illegible]“ [illegible] Verlag von Paul Neff in Leipzig [illegible] durch jede Buchhandlung zu beziehen.

E. E. in Pillau. [illegible]

M. v. F. in [illegible]. [illegible]

Max [illegible] in Berlin. [illegible]

H. H. in Schweden. Nach unseren Erkundigungen [illegible]

C. L. in Hannover. Es ist fraglich, ob [illegible] erübrigen können.

Abonnent in Arnsberg. 1) Die Baukosten des Suezkanals beliefen sich auf ungefähr 19 Millionen Pfd. Sterling. 2) Darüber hat unseres Wissens bis jetzt nur die in den Zeitungen verbreiteten Berichte vorhanden, es ist über diesen Gegenstand vermögen wir nicht zu ermitteln.

„Mein Tagebuch“. [illegible] die [illegible] Welt [illegible] Epigramm zu Grunde liegen muß, wenn es Wert haben soll.

Hrn. Franz Walter in Duisburg. Wenden Sie sich an Herrn Eugen Nördlinger, Stuttgart, [illegible]straße.

E. F. M. in Prag. [illegible] österreichischen Museums für Kunst und Industrie in Wien.

M. M. 12. Das erste [illegible] Baden oder das heraldische Institut von [illegible] in München, [illegible] die Centralanstalt von Karl Hobert in Stuttgart. Das Weitere [illegible] Sie am besten von den Betreffenden selbst.

A. F. in Breslau. [illegible]

H. M. in Riga. Zu [illegible] und [illegible], im übrigen [illegible].

C. L. in Gera. Hier scheint allerdings ein Irrtum vorzuliegen, [illegible] nicht ganz auf den Grund zu kommen vermochten.

„Alte Dame“ in Salzburg. Das werden Sie wohl durch den Niederösterreichischen Gewerbeverein in Wien erfahren können.

Eugène A. in Wien. Seit den neuesten Entdeckungen wissen Sie jetzt, daß dieser Tag nicht der zutreffende ist.

P. K. in Chemnitz. Ueberhaupt nicht nach der Chance, sondern [illegible] nach dem persönlichen Verdienst.

A. D. in G. Wirklich Originelles immer willkommen. [illegible] der Spaltenbreite [illegible], doch kann der Skizze, wo es für [illegible] erscheint, auch in vergrößertem Maßstab gehalten sein, um dann [illegible] auf das richtige Maß zurückgeführt zu werden.



Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und

Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien

Prospekte versendet
Bremen.
Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

Gegen monatliche Ratenzahlung von 3 Mark
giebt sich [illegible] das bekannte,
großartige Prachtwerk



mit über 3000 Abbildungen im Text, [illegible] Illustrationstafeln, Karten und Plänen. 16 Bände, elegant gebunden, à 10 Mark. [illegible] Die Zusendung der erschienenen Bände erfolgt [illegible].
E. Polmo Militärbuchhandlg., Düsseldorf, [illegible].

Kupferstiche und Oelgemälde [illegible] Hugo Helbing, [illegible] München.



[illegible] Laterna magica [illegible] Fabrik. [illegible] Projektions- u. Objektivlinsen etc. [illegible]

Claes & Flentje.
[illegible]
Strickmaschinen-Fabrik,
Mühlhausen i/Th.
[illegible] Arbeiter.



[illegible] für Berlin bei C. E. Jühr, [illegible]
[illegible] Ueber 25,000 im Betrieb. Ermöglicht guten Verdienst bei leichter Arbeit.



Berechtigtes Aufsehen

macht der im **„Berliner Tageblatt“** gegenwärtig erscheinende neueste Roman von **Friedrich Spielhagen**, unter dem Titel: **„Ein neuer Pharao“.** Allen zum **März** neu hinzutretenden Abonnenten wird der bis Ende Februar veröffentlichte Teil des hochinteressanten Werkes **gratis** nachgeliefert. Ferner erhalten dieselben eine bis auf die Neuzeit vervollständigte, buntfarbige

Karte von Deutsch-Ostafrika.

Für Monat März nehmen alle Postanstalten Abonnements entgegen für **1 Mk. 75 Pf.**



[illegible] Länder [illegible] prompt u. korrekt [illegible] durch C. Kesseler, Patent- u. Techn. Bureau, Berlin SW. 11, Anhaltstrasse 6. Ausführliche Prospecte gratis.

I. B. S. in C. „Eine Reise-Idylle" — [illegible]

„Gartenfreund" in St. Louis. [illegible]

[illegible] in Berlin. [illegible]

A. Z. in Königsberg. Wie die Dinge liegen, halten wir eine derartige [illegible] nicht für sachgemäß.

Marie L. in R., Böhmen. Zu breit angelegt.

C. W. in M. [illegible]

Abonnentin in A. [illegible]

Richtige Lösungen sandten ein: [illegible] Olga Jenny Breisig in Hannover. Frederika v. M. in Amsterdam. Alice Bearoine in Lüttich.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" SW., Charlottenstr. 10;
Wien: Filiale von „Ueber Land und Meer" (Annagasse 8);
Budapest: Moritz Kecht (V. Armin Zinnergasse 6);
München: Fritz Schwartz, Redakteur der „Kunst für Alle" (Karlsstr. 22).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Harte Herzen, Erzählung von [illegible] — Kronprinz Rudolf von Oesterreich-Ungarn, von M. Fr—r. — [illegible] — Paris nach Mitternacht, von [illegible] — Kaiser's Geburtstag. — Josef Zetterwal, ein Roman aus [illegible] — Blätter für die Frauen. — Aus den deutschen Kolonien in Südbrasilien, von [illegible] II. — Die Wahrsagerin, von O. B. — Literatur. — Das Jagdschloß Meyerling, von -ss. — Notizblätter. — Neue Bücher und Schriften. — Schach. — Kartenspiele. — Ein rätselhaftes Glocktenspiel. — Charade-Aufgabe. — Auflösung des Rösselsprungs Seite 416. — Auflösung des Bilderrätsels Seite 416. — Briefmappe.

Illustrationen: Harte Herzen, mit einer Originalzeichnung von A. G. Adler. — Erzherzog Rudolf, Kronprinz von Oesterreich-Ungarn, das Porträt nach einer photographischen Aufnahme [illegible] — Bei der Wahrsagerin, Gemälde von Gabriel Max. — Im Schnee, Gemälde von [illegible] — Kaisers Geburtstag, mit Originalzeichnungen [illegible] — Aus den deutschen Kolonien in Südbrasilien: [illegible] in Santa Cruz. — Eine Nacht im Café de la Rotonde, nach einer Photographie von G. Lecadre & Co. in Paris. — Blätter für die Frauen, [illegible] — [illegible]

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse, Annoncen-Expedition für sämmtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes, in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 50 ₰ Reichswährung.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Einzige authentische Kaiser Wilhelm-Biographie!

Soeben ist erschienen eine neue Auflage unserer „Kaiser Wilhelm-Biographie" unter dem Titel:

Ein Vermächtnis Kaiser Wilhelms I.

Einundneunzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg.

Ein Menschen- und Heldenbild unseres unvergeßlichen Kaisers Wilhelm I. von Oskar Meding.

Mit dem Supplement: Willensmeinungen, Aenderungen und Einschaltungen S. M. des Kaisers und Königs Wilhelm I. zu Allerhöchstdessen Lebensbild.

Erinnerungsgabe für das deutsche Volk mit Illustrationen nach den von des hochsel. Kaisers und Königs Majestät [illegible]

Unter Allerhöchster Genehmigung Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm II. herausgegeben von Carl Hallberger.

Nebst Illustrationen aus den letzten Lebenstagen des hochsel. Kaisers. 25 Bogen hoch Quart. Preis geheftet 5 ℳ; in hübschem Original-Einband 6 ℳ.

Das Werk trägt jetzt auch äußerlich das Siegel der kaiserlichen Wahrheit [illegible] Majestät des deutschen Kaisers und Königs Wilhelm I. und bildet die

einzige authentische Kaiser Wilhelm-Biographie.

[illegible]

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Stottern heilt schnell u. gründlich [illegible] Dr. Lüschkow-Gräfe in Dresden, Kl. Zschellerstr. 12 [illegible]



Neuheit Aermelhalter [illegible]

Ohne Vorberzahlung [illegible] Buchführung etc. [illegible] F. Simon, [illegible]

Die Schwierigkeiten, [illegible] Verlag von Julius Bagel in Mülheim (Ruhr).



Die Fabrik von Gelbke & Benedictus, Dresden, [illegible] Cotillon- [illegible] und Carneval- [illegible] Spiele, Christbaumschmuck, Papierlaternen. Künstliche Pflanzen [illegible]

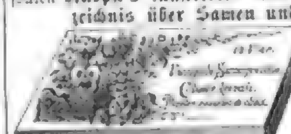
Erstes Masken- und Theaterkostüm-Atelier und Verleihinstitut Deutschlands

J. J. Grohe,
(Gebr. Nick)



[illegible]

Alle Liebhaber des Gartenbaus sollten Knopff's illustrirtes und beschreibendes Haupt-Verzeichnis über Samen und Pflanzen pro 1889 verlangen. [illegible]



Blumenzwiebeln-Sortimente in kolorirten Beuteln und Taschen. [illegible]

Erfurt, Thüringen. Oskar Knopff & Co., Samenhandlung, Kunst- und Handelsgärtnerei.

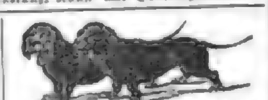
M. G. Saphir's humoristische Schriften



4 Bände (1000 Seiten) in zwei Prachtbänden für M. 4,50 franco [illegible] Alfred H. Fried & Cie. Berlin, [illegible] billiger Lektüre [illegible]

Grusonwerk Magdeburg-Buckau. [illegible]





Arthur Seyfarth Köstritz Race-Hunde [illegible]

Glas-Schreibfedern
3 Stück-Proben für M.1.40. Briefmarken von GUSTAV PICKHARDT in BONN.

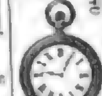
[illegible] Jäger-Normal-Tricot [illegible] Aug. Juncker, Leipzig [illegible]

Serien-Loos-Gesellschaft. [illegible] Julius Weil, München.

Neueste u. beste Schulen. [illegible] Verlag v. Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig [illegible]

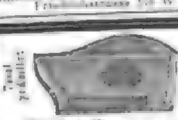
Die Zuckerharnruhr, Diabetes, [illegible]

Uhren-Fabrik [illegible] Leipzig, Königsplatz 6. [illegible]





PRAG, Böhmen, Zeltnergasse Nr. 15. Echter böhmischer Granatenschmuck. [illegible]



Zithern [illegible] Gebrüder Wolff. [illegible]

Van Houten's Cacao.

Bester — Im Gebrauch billigster.

Ueberall zu haben in Büchsen à Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

Sie husten nicht mehr

Dr. Rob. Bock's Pectoral

(Hustenstiller)

Gegen: Verschleimung, Husten, Heiserkeit.

Bei: Katarrhen der Luftwege, Schnupfen etc.

Rasch — Sicher

Von keinem Hustenmittel übertroffen.

Bock's Pectoral ersetzt Brustthee, Salmiak-Salzpastillen, Malzbonbons 2c. 2c.

Man überzeuge sich von dem Heilwert durch Lesen der nach Hunderten zählenden ärztlichen Zeugnisse.

Für Kinder allen anderen Mitteln vorzuziehen.

Dr. Bock's Pectoral ist in den Apotheken à Schachtel 1 Mark zu haben, doch achte man genau darauf, daß die Umhüllung mit einer Etiquette wie obenstehende Abbildung versehen ist. Die Bestandteile sind außen auf jeder Schachtel angegeben.

Dr. R. Bock's Pectoral (Husten-stiller) ist vorrätig: in Aachen Löwen-Apotheke, Altona Löwen-Apotheke, Augsburg Hof-Apotheke St. Ulrich, Berlin Bären-Apotheke, Braunschweig Apotheke Hagenmarkt 19, Bremen Apotheke Hagenmarkt, Chemnitz Schwan-Apotheke, Coblenz Apotheke Forst, Danzig Apotheke Langenmarkt, Dresden Löwen-Apotheke, Düsseldorf Schwanen-Apotheke, Frankfurt a. Main Löwen-Apotheke, Frankfurt a. Oder Adler-Apotheke, Gerlitz Schwanen-Apotheke, Halle a. Saale Hirsch-Apotheke, Hamburg Hafen-Apotheke, Arnst. Wasserweg, Homburg Apotheke C. Müller, Kaiserslautern Löwen-Apotheke, Kiel Alte Bären-Apotheke, Köln Einhorn-Apotheke, Königsberg i. Pr. Apotheke C. Bruno, Leipzig Löwen-Apotheke, Lübeck Schwanen-Apotheke, Magdeburg Löwen-Apotheke, Metz Apotheke Mohren, München Zentral-Apotheke, Nürnberg Adler-Apotheke, Oppeln Löwen-Apotheke, Posen Hof-Apotheke, Regensburg Löwen-Apotheke, Stettin Apotheke Hagenmarkt, Straßburg Apotheke Kammerl, Straßburg i. E. Hasen-Apotheke, Stuttgart Apotheke Rothen & Schöl, Trier Löwen-Apotheke, Wiesbaden Adler-Apotheke, Würzburg Bären-Apotheke. — Oesterreich-Ungarn in Wien Apotheke z. Mohr, Tuchlauben 9, Budapest Apotheke des Adler, Prag Maj Jarlat Einhorn-Apotheke. — Schweiz in Genf Pharmacie Satter.

Angenehm und unschädlich

Dr. Kadner's Sanatorium, Niederlössnitz bei Dresden.

Für Magen-, Herz-, Unterleibs-, Nervenleiden, Gelbsucht, Frauenkrankheiten 2c. Mäßige Preise. Prospekte frei.

Dr. Kles' Diätetische Heilanstalt Dresden, Bachstraße 8.

Violet Pâtes de Paris — Pflege der Haut, Schönheit des Teints: ROYAL THRIDACE SEIFE VELOUTINE SEIFE

Deutscher Sect Matheus Müller Eltville Rheingau Gegründet 1828

Hoflieferant

Seiner Majestät des Kaisers und Königs. Seiner Majestät des Königs von Sachsen. Seiner Majestät des Königs von Württemberg. Seiner Kgl. Hoheit des Großherzogs von Baden. Lieferant der Kaiserlichen Marine sowie der meisten Offizier-Casinos.

Amthorsche höhere Handelsschule und Handelsakademie zu Gera, Reuss. 40. Schuljahr.

1. Höhere Handelsschule mit Berechtigung zum einjährigen Militärdienst. Dauer des vollständigen Kursus 1 bis 4 Jahre je nach Vorbildung.
2. Handelsakademie für rein fachwissenschaftl. Ausbildung junger Kaufleute. Dauer 2 Jahre. Unterricht etc. Statuten durch die Direktion. Der Direktor.

Kurbedürftige erhalten gratis u. franko d. Prospekt d. altbewährten preiswürdigen verschiedener Kuranstalt Braunenthal-Münchenb.

Technikum Hildburghausen

Nizza.

Hôtel d'Angleterre I. Ranges, südlich am Volanischen Garten gelegen, mit Aussicht auf das Mittelländische Meer. Neu eingerichtet und vorzüglich geführt. Persönliches Empfehlen. Deutscher u. franz. Dienerschaft. Deutscher Wirt und deutsche Bedienung. Steinbrück, Besitzer.

Dessauer Cacao

Kaiser-Chocolade

Dessauer Block-Chocolade mit Vanille à Pfd. 1 ℳ. Garantirt reine Qualitäten. Probe-Postcolli v. 3 Pfd. an.

Dessauer Chocoladenfabrik.

Erziehungsanstalt zu Neilhau

Heilanstalt für Nervenkranke zu Hendorf am Rhein. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte. Dr. Erlenmeyer.

Nebelbilder-Apparate und Skioptiscons für Vereine, Schulen, Familien, Gesellschaften, zur gefl. Ansicht in Hamburg. Edisons Phonograph. A. Krüss in Hamburg.

Das Vogtl. Versandt-Haus Thurow Keller. Plauen i. V. liefert Herren-, Knaben-, Damen-, Kinder-Garderobe, Schirme etc.

Moselwein-Vertriebs-Gesellschaft Duhr & Cie.

gegründet zur Vertretung reiner Moselweine. Eigene Gewächse. Preisverzeichnis durch das Central-Bureau in Trier a. d. Mosel.

16 Medaillen & Ehrendiplome. — Cibils — 16 Medaillen & Ehrendiplome.

FLEISCH-EXTRACTE

liefern die wohlschmeckendsten und kräftigsten Suppen.

Weltberühmte Medaille — Prämiirte ächte SODENER MINERAL-PASTILLEN — Silberne Medaille Brüssel 1880

bereitet aus den Salzen der berühmten Gemeinde-Quellen 3 und 18), welchen durch die Jury der Internationalen Ausstellung in Brüssel die Silberne Medaille zuerkannt wurde, sind in allen Apotheken (Schachtel à 85 Pf.) erhältlich. Um sicher zu sein, keine nachgeahmten Sodener Mineral-Pastillen zu erhalten, verlange man nachdrücklichst

FAY's ächte Sodener Mineral-Pastillen

und beachte, dass die verabreichte Schachtel nebenstehende Controlmarke mit der facsimilirten Unterschrift: PH. HERM. FAY trägt.

Aechte Sodener Mineral-Pastillen

TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende Fruchtpastillen gegen VERSTOPFUNG

Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.

Angenehm zu nehmen. — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Damen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise. Jede Schachtel trägt die Unterschrift: E. GRILLON

IN ALLEN APOTHEKEN. — Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau.

Über Land und Meer.

Nº 21.

61. Band.
Einundsechzigster Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Zwei Menschen.

Novelle
von
Klaus Jehren.

(Alle Rechte vorbehalten.)

I.

„Still, junger Herr, keine Bewegung! — dort steht der Hirsch. Sehen Sie das Geweih über dem Nebel?“

Der Förster legt seine braune Rechte, zur Ruhe ermahnend, auf die Schulter eines jungen Mannes, der die Büchse zum Anschlag bereit in den Händen hält, während seine scharfen grauen Augen angestrengt nach der Richtung blicken, welche der Förster angibt. Am Horizont verraten in rötlichem Schimmer erglühende Wölkchen die Stelle, wo das Tagesgestirn verschwunden ist. Den Tannenwald durchzieht heimliches Dunkel, und in den Wipfeln der mächtigen Bäume zittert dann und wann noch glühendes Licht. Auf der Waldwiese brauen lustige, unstäte Nebelmassen.

„Wir müssen unter den Wind kommen. Er ist ein schlauer Bursche. Jetzt hebt er wieder den Kopf und sichert herüber. Ich dachte nicht, daß er so nahe am Forsthause stehen würde,“ flüstert der erfahrene Förster Wilding.

Leise, unhörbar schleichen die beiden weiter durch die dämmernden Waldesschatten, um von der entgegengesetzten Seite sich dem Wilde zu nähern.

Wohl eine Viertelstunde vergeht. Da knallt der Schuß. Mit lautem Gekreisch flattert eine Drossel aus Dornengesträpp hinauf in das sichere Geäst der Baumkronen. Der junge Schütze blickt gespannt in den Nebel vor ihm. Das Herz pocht vor Jägerlust gegen die Rippen.

„Der Schuß sitzt,“ ruft Wilding und schwenkt den grünen Hut. „Es war Kugelschlag.“



Die beiden Schwestern. Gemälde von James Bertrand.
Photographie von W. Braun & Co. in Dornach und Paris (Vertreter: Hugo Grosser in Leipzig).

Hurtig eilen sie zu der Stelle, wo der Hirsch gestanden.

Da liegt er, der mächtige Zwölfender, verendet; die edlen Glieder bereits gestreckt im Tode.

Lustig schallt das Hurra des Försters durch die Abendstille.

„Ein Meisterschuß, dicht hinter dem Blatt, — hätte ich nicht geglaubt, Herr Graf, bei dem Nebel. Aber Sie haben dasselbe Auge wie Ihr seliger Vater, der noch im sechzigsten Jahre durch ein Brett sehen konnte. — Ein Prachtkerl von einem Hirsch!“

Der Angeredete beugt sich leuchtenden Auges hinab zu seiner Jagdbeute. Seine frischen roten Wangen brennen vor Stolz und Freude über den guten Schuß.

„Dacht' selbst nicht, daß ich Korn und Visir zusammenbringen würde in dem schlechten Licht. Aber es ging, es war ja nicht weit — warm bin ich zwar dabei geworden,“ lacht er vergnügt und wischt sich, den Hut von den blonden Locken nehmend, die perlenden Tropfen von der Stirn.

Plötzlich fahren beide Männer zusammen. Ein kalter Schauer rieselt ihnen durch Mark und Bein.

„War das nicht der Seufzer eines Menschen, oder plagt uns der Waldspuk? Alle guten Geister loben den Herrn!“ unterbricht der Förster die Stille.

Da noch einmal der Laut! Mit wahnsinniger Kraft faßt der Graf das mächtige Geweih des Hirsches und wuchtet den Vorderteil desselben in die Höhe.

„Die Kugel ist durchgeschlagen.“ Dumpf kommen die Worte von seinen Lippen.

Dann stürzt er, wie von Furien gehetzt, hinein in den Wald nach der Richtung, woher der schwache Laut ertönte. Der Förster ihm nach.

Etwa fünfzig Schritte weiter, dort, wo der Weg zum Forsthause führt, schimmert ein weißer Punkt durch das Dunkel.

„Heiliger Gott, mein Kind! Es hatte heute ein weißes Kleid an!“

Mit dumpfem Jammerlaut stürzt Wilding nieder an der Leiche seiner zehnjährigen Tochter. Seine Finger fahren zitternd an dem regungslosen Körper umher.

„Da, das ist warmes Blut, das Herz schlägt nicht mehr!“

Die Käfer summen über der Wiese, vom Teich herüber schallt eintönig das Gequak der Frösche, und über ihnen ruft kreischend der Waldkauz: „Komm mit! Komm mit!“ Stöhnend keucht der Vater wohl zum hundertstenmale den Namen seines Kindes. Dann falten sich seine Hände:

„Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. Der Name des Herrn sei —“ Hier stockt er. Hinter ihm knackt der Hahn einer Flinte. Er fährt herum.

Da steht sein Begleiter, dessen fahles Gesicht aus dem Dunkel heraus unheimlich leuchtet. Langsam aus der Tasche eine Patrone ziehend, schiebt er dieselbe mechanisch in den Lauf. Dann dreht er die Büchse um. Mit beiden Händen umspannt er die Mündung und drückt sie fest gegen seine breite Brust.

„So, nun drückt los, Wilding, Blut für Blut! Auge um Auge! — und dann laßt den lieben Gott aus dem Spiele; der pfuscht dem Teufel ins Handwerk!“

„Seid nicht ruchlos, Herr Graf — Ihr habt keine Schuld. Ich selbst hieß Sie ja auf den Hirsch schießen; wußt' ich denn, daß das Kind noch in der Dämmerung so weit hinein in den Wald laufen würde?“

Mit energischer Bewegung reißt er die Büchse an sich, hängt sie um die Schulter und richtet sich auf. Behutsam nimmt er die Leiche des Kindes auf seine Arme.

„Ich bitte Sie, Herr Graf, um einen Dienst; gehen Sie voraus zum Hause und versuchen Sie, meine Frau vorzubereiten. Es ist schwer für Sie, aber ich kann nicht das Kind ihr so ins Haus tragen.“

Der Angeredete wendet sich zum Gehen, ohne ein Wort zu erwidern. Er denkt nichts, er weiß kaum, was er thut. Er, als Mörder, soll die Mutter seines Opfers langsam auf das Gräßliche vorbereiten!

Es muß sein! — Ist die Qual zu fassen, die er leidet, als man die kleine Leiche in der schlichten Stube auf das Sofa bettet und Vater und Mutter weinend nebend ihrem verlorenen Herzblatt knieen?

Selbst der Jagdhund beschnuppert winselnd die kleine kalte Hand, welche ihn so oft gehätschelt.

Klingt ihm dort, der mit glanzlosen Augen auf die Gruppe starrt, ihr Weinen nicht wie endlose Flüche auf den, durch dessen Hand ihr Liebstes starb?

Langsam schleicht er hinaus, hinein in den Wald — ziellos — wortlos.

Erst bei beginnendem Tageslicht kehrt er zurück zu dem Hause seiner Väter. Doch betritt er nicht die breite Treppe, welche zum Erdgeschoß hinaufführt.

Eine Viertelstunde später sitzt er bereits im Wagen und fährt in die nahegelegene Kreisstadt.

„Nach dem Gericht!“ hat er dem Kutscher gesagt.

Langweilig rieselt der Regen vom bleigrauen Himmel herunter.

Ueber die Chaussee streicht schwerfällig ein Rabe und krächzt.

Dem bleichen Mann in dem dahinrasselnden Wagen klingt der Vogelruf wie: Mörder! Mörder!

II.

„Zweite Klasse, Damencoupé, nach Nordenfeld!“ ruft sie mit ihrer hellen Stimme und steigt elastisch in ein leeres Coupé.

„Laß Dir die Reise nicht zu lang werden, mein Kind, und grüße alle, besonders die Tante Emilie. Und vergiß nicht, daß wir sehr arm sind und Du Dir Dein Brot später selbst verdienen mußt. Dein Vetter ist ein sehr reicher Mann. Ich komme in vier Wochen Dir nach. Glück auf den Weg!“

Die Pfeife schrillt, ächzend setzt sich der Zug in Bewegung.

Käthe Roland streckt noch einmal ihr blühendes Antlitz zum Waggonfenster hinaus und nickt ihrer Mutter einen freundlichen Abschiedsgruß zu, dann versperrt ein großer Güterschuppen die Aussicht. Sie setzt sich bequem in eine Ecke, nimmt aus der Handtasche einen englischen Roman und beginnt zu lesen. Da sie allein ist, weiß sie auch von ihrer Freiheit Gebrauch zu machen und legt beide Füße auf den gegenüberliegenden Sitz. — Der Roman scheint sie nicht zu interessiren.

Natürlich, alle englischen Romane sind langweilig. Unmutig senkt sie das Buch in den Schoß.

Dabei bleiben ihre Augen auf den kleinen Füßen haften. Die Stiefel hat der Schuster doch endlich gut gemacht. — Ob Vetter Bodo meine Füße auch wohl so hübsch findet wie Lieutenant Brauns im vorigen Winter auf dem Eise?

Er war eigentlich ein netter Mensch und tanzte superb. — Daß er mich heiraten wollte, hätte ich nie gedacht. Mama wollte es ja auch nicht, da er zu wenig Vermögen hatte, sagte sie, es würde nur Hunger, Kummer und Elend geworden sein.

Habe ich ihn geliebt? Ich weiß es nicht. Warum hätte ich ihn nicht gern haben sollen? Er hat immer so freundlich um den Tischwalzer und machte dabei melancholische Augen. Im Kränzchen lasen wir im letzten Winter den „Don Carlos“ zusammen. Da hab' ich ihm einmal angesehen, wie er, Philipps ungeratener Sohn, mir, seiner Mutter, die Liebe gestand, und da mußte ich doch lachen; es war, als ob ein Lahmer einen Windhund einholen wollte. Er dachte die Worte immer erst, wenn er sie lange gelesen hatte. Trotzdem war er der einzige, der Gefühl hatte für Schiller.

Zu komisch — an demselben Abend sah er mich ganz besonders träumerisch an und meinte:

„Mir scheint, als wenn einst die zarten Vergißmeinnicht, welche Sie im Haare tragen, sich in Lorbeeren verwandeln könnten.“

Ich lachte ihn aus; er wollte nicht sagen, was er damit meinte, und machte mir ein Kompliment über mein Organ und meinen guten Vortrag. Armer Mensch! — Ob Vetter Bodo auch wohl Lorbeeren auf meinem Haupte sieht?

Sie muß lachen.

Die Tante soll gut sein und sehr liebevoll; — etwas unpraktisch und idealistisch, sagt Mama. Aber die beiden Vettern? Mama kennt sie auch nicht. Fritz steht in Berlin und wird wohl erst nach dem Manöver mir vorgeführt werden. Der andere bewirtschaftet das Gut selbst. — Wie die gute Mama sich stets quält, daß ich eine glänzende Partie mache! Junge, arme Mädchen, die hübsch wären, dürften nur praktisch sein, meint sie, und ihr Herz nicht mitreden lassen.

Na, bis jetzt habe ich noch für niemand geschwärmt, wenigstens nicht so ordentlich, so recht unglücklich, wie es in den Romanen immer vorkommt.

Vielleicht kann ich gar nicht schwärmen. Um so besser für Mama.

Es ist eigentlich sehr langweilig, so allein zu reisen; ich habe mir das viel amüsanter gedacht.

Schläfrig sieht Käthe in die Gegend hinaus. Immer wieder Wiesen, dann Felder, dann Wald. Das dreht sich alles in einander. — Der Himmel ist grau, und es kommt ihr vor, als wenn die ganze Aussicht eine Riesenschüssel mit Kohlsuppe sei, welche Speise ihr von Kindheit an verhaßt ist.

Langsam schließen sich ihre dunklen Augen. Der leichte Sommerhut rutscht mehr und mehr über die Stirnlocken herunter und balancirt schließlich mit dem Rand auf einem hübsch modellirten Näschen, dessen Inhaberin bereits fest schläft und träumt, sie sei mit einem Herrn in Uniform immerfort Schlittschuh gelaufen, ohne Ende, immer rascher, und plötzlich bricht das Eis, und sie sitzen beide im Wasser.

„Aussteigen, Station Nordenfeld!“

Erschreckt fährt sie auf, zieht die Füße hastig vom Sitz und schiebt den impertinenten Hut mit einem Ruck in die Höhe.

„Ah, da bist Du ja, Käthe! Komm nur schnell heraus, der Zug hält nicht lange!“

Die Angerufene springt hinaus, vergißt natürlich den englischen Roman und umarmt ihre Tante. — Sie nimmt wenigstens an, daß es dieselbe ist, obgleich sie dieses Mitglied ihrer Verwandtschaft nie zuvor gesehen.

„Guten Tag! Ich war so fest eingeschlafen; wie geht es Dir?“

„Gut, gut, alles wohl und munter! Komm nur mit zum Wagen, wir haben noch eine Stunde zu fahren!“

Am Wagen steht Bodo Graf Welcken und bändigt nur mit Mühe die beiden durch den Lärm des davonfahrenden Zuges unruhig gewordenen Pferde.

„Hier ist Dein Vetter Bodo! — Cousine Käthe!“

Käthe sieht in ein Männerantlitz mit blondem Vollbart — ohne Lächeln, ohne den geringsten Ausdruck von Freude. Wortlos neigt er den Kopf und lüftet nicht einmal den grauen Filzhut, weil er in jeder Hand einen Zügel hält.

Käthe muß während der Fahrt von allem berichten. Ihre Mutter ist eine Stiefschwester von Tante Emiliens verstorbenem Mann. Käthes Auge haftet zuweilen auf dem ihr halb zugewandten Profil des Vetters.

„Er sieht nicht übel aus,“ denkt sie, „aber so hart, keine Bewegung in dem Antlitz, jede Linie ohne Wechsel, als seien die Züge erstarrt.“

Er wendet sich auf dem ganzen Wege nicht ein einzigesmal zu den Damen hinter ihm im Wagen.

„Fahre nicht so rasend, Bodo!“ ruft seine Mutter einmal.

Er nickt und setzt die Pferde in langsameres Tempo.

*

„Was macht nur Bodo dort auf dem Rasenplatz?“ fragt Käthe, während sie der Tante eine Tasse Kaffee einschenkt.

„Er dressirt seinen Jagdhund,“ antwortet die Gräfin Welcken und wendet ihr ehrwürdiges Matronenantlitz nach der Richtung, wohin Käthe mit ihrem rosigen Zeigefinger deutet.

„Sage, liebe Tante, weshalb ist Dein Sohn immer so schweigsam; hat er einmal eine unglückliche Liebe gehabt?“ inquirirt die Siebenzehnjährige altklug.

Ein unendlich wehmütiger Ausdruck gleitet über die edlen Züge der alten Dame.

„Es ist seine Art so!“ antwortet sie ausweichend.

„War er als Kind schon so still und verschlossen?“

„Nein, er ist es nachher geworden, kleine Neugier.“

Käthe will das nicht in den Sinn.

Weshalb ist der Mann traurig? Er ist jung, reich, unabhängig. Der müßte eigentlich den ganzen Tag lachen, und dabei hat er sie noch kaum angesehen, und das thaten doch bis jetzt alle Herren, die ihr vorgestellt wurden.

Jetzt kommt Graf Welcken die Treppe zur Veranda herauf, gefolgt von Nero, der, vergnügt über die beendete Lektion, nun seinem Herrn voraneilt und an Käthe in die Höhe springt. Sein Herr folgt langsam. Ehrfurchtsvoll küßt er seine Mutter auf die Stirn und reicht Käthe die Hand, welche heimlich Nero ein großes Stück Zucker zuschiebt.

Es ist, als ob sein Herr etwas freundlicher blickte, als er dies sieht. — Das Gespräch wird ausschließlich von den Damen geführt. Käthe, die gestern erst angekommen, erzählt in ihrer munteren, humoristischen Art von ihrem jungen Bruder, einem zehnjährigen Knaben. Derselbe würde von der Mutter unglaublich verzogen und wäre kaum zu bändigen.

„Er hat immer so drollige Ideen und schwatzt solch komisches Zeug. Kürzlich saßen Mama und ich in der Wohnstube. Viktor ist schon zu Bette nebenan, und wir hören ihn also beten: ‚Bitte, lieber Gott, behüte Mama und Käthe, und behüte uns vor Krankheit, Not, Gefahr, Unglück und — und — und — vor — gar nichts —‘ Die letzten Worte brachte er so komisch heraus, daß wir beide in lautes Lachen ausbrachen. Als ich in die Kammer sehe, schläft er bereits ganz fest.“

Tante Emilie lacht herzlich, auch über Bodos Antlitz fliegt ein kaum merkliches Lächeln, als gedenke er mit Wehmut seiner Kindheit. Dann sagt er:

„Warum hast Du Deinen Bruder nicht mitgebracht?“

„Er kommt mit Mama in vier Wochen, wenn seine Ferien beginnen.“

„Ah so!“ erwidert Bodo, dann wendet er sich zu seiner Mutter. „Die Frau von unserem Kutscher ist sehr krank, und der Mann weiß nicht, wer für seine kleinen Kinder sorgen soll. Willst Du die Sache einmal in die Hand nehmen?“

„Ich werde hingehen und selbst nachsehen — die arme Frau liegt darnieder an einem unheilbaren Leiden.“

„Guten Morgen, Frau Gräfin!“ tönt da eine helle Männerstimme von unten herauf.

„Ah, Wilding, kommen Sie herauf!“ antwortet die Matrone freundlich.

Dem Förster streckt Graf Welcken die Hand entgegen, welche herzhaft geschüttelt wird.

„Setzt Euch zu uns, Wilding. — Ah, ich vergaß — meine Cousine, Fräulein Roland! — Förster Wilding!“

Der letztere hält ihr bieder die Rechte entgegen und sagt treuherzig:

„Weidmanns Heil, Fräulein!“

Käthe ist erst ein wenig betreten über die gesellschaftliche Stellung, die in der gräflichen Familie augenscheinlich dem schlichten Mann eingeräumt wird. Doch rasch entschlossen legt sie ihr feines Händchen in die braune Rechte des Mannes und lacht ihn aus den braunen Rehaugen lustig an.

Welcken sieht es.

„Herr Graf, im Wesklamp steht ein starker Hirsch, ich habe ihn heute früh zu Holze gespürt. Wie wäre es heut abend?“

„Wir wollen gehen,“ sagt Bodo, „das ist wahrscheinlich der kapitale Kerl, der immer ins Lehndorfer Revier hinüber wechselt. Erwarten Sie mich nur sechs Uhr im Forsthause.“

„Zu dienen, Herr Graf!“

„Kann ich nicht mitgehen? Ich habe noch nie einen Hirsch gesehen,“ platzt Käthe heraus.

Bodo sieht sie groß an und schüttelt den Kopf.

„Das geht nicht, Cousine, es ist nichts für Damen.“

„O, ich bin nicht zimperlich, und laufen kann ich den ganzen Tag.“

Förster Wilding lacht laut.

„Ha, ha, Damen auf der Hirschbirsche, durch dick und dünn, bergauf bergab, auf den knieen liegend, dann kriechend im nassen Grase!“

Käthe schmollt.

„Na, nichts für ungut, mein Fräulein; kommen Sie morgen ins Forsthaus, aber früh, dann will ich Ihnen Hirsche zeigen, so viel Sie zu sehen wünschen,“ sagt Wilding gutmütig.

Seine verwitterten Züge glänzen, weil die fremde Dame so viel Interesse an seinen Lieblingen nimmt.

„Uebrigens, Frau Gräfin, die gnädige Frau von Lehndorf ist auch wieder in Lehndorf eingetroffen. Der Mann ist ja tot. Sie haben ihn in Italien begraben. Der Förster von drüben erzählte es mir. Die gnädige Frau soll wettermäßig hübsch aussehen. Nun sitzt sie da wie der Hase mit Podagra. Wer soll Lehndorf bewirtschaften? Die muß sich einen andern Mann suchen. Wird ihr nicht schwer fallen. Wenn nur ihr Schwager noch lebte, aber der ist ja in Asien an der Cholera verendet.“

Käthe lacht hell heraus, die alte Gräfin schüttelt mißbilligend das Haupt.

„Laßt doch Eure Jägersprache im Walde, guter Wilding, wenn Ihr von Menschen sprecht.“

„Nun ja, ich meine nur.“

Graf Bodo pfeift seinem Hund und geht mit großen Schritten hinaus in den Park.

„Das wäre eine Frau für den Herrn Sohn, Frau Gräfin; die beiden schönen Güter zusammen, und der Wald — die stärksten Hirsche stehen immer drüben. Das müßte eine Freude sein. Bei Pulver und Schrot!“

„Macht kein Geschwätz, Wilding!“

„Na, ich meine nur. Empfehl' mich den Herrschaften. — Also morgen früh, gnädiges Fräulein!“

Eilig trollt der kleine, starke Mann von dannen.

„Wundere Dich nicht über den komischen Gesellen, liebe Nichte. Sein Vater hat meinen seligen Mann schon heranwachsen sehen, und er selbst ist eine brave Seele, lauter wie Gold, nur etwas robust. Er hat Bodo einstmals einen großen Dienst geleistet und nimmt deshalb eine bevorzugte Stellung ein. Heutzutage sind solche treue Menschen selten, man muß sie an sich fesseln. Seine Sprache ist oft eigentümlich, er überträgt eben seine Jägerausdrücke auf alle anderen Dinge und auch auf die Menschen.“

*

Käthe ist allein in ihrem traulichen Zimmer, im Schloß und auf dem Gutshofe herrscht lautlose Stille, nur Greif, der Wachthund, rasselt zuweilen klirrend mit seiner Kette. Unter ihr liegen die Räume, welche Graf Bodo bewohnt. Gedämpft schallen zu ihr gleichmäßige Schritte herauf, als ob ihr Vetter auf und ab wandere. Heut ist er spät von der Jagd heimgekehrt. „Ein seltsamer Mensch,“ denkt Käthe, „eigentlich ein schöner Mann! Ich glaube aber, er hat einen kleinen Spleen, oder eine Schraube ist locker. Ein gutes Herz hat er und sorgt für seine Leute. Tante wollte nicht gern mit der Sprache heraus, da muß ein Geheimnis über seiner Vergangenheit schweben. Aber ich werde schon dahinter kommen.“ Behaglich streckt sie sich auf das weiche Lager. „Hu! ich sollte den heiraten und sogar noch etwas dazu thun, um sein Herz zu erweichen. Verrückt würde ich in acht Tagen. Fällt mir nicht ein. Ich werde Mama das gleich morgen schreiben, damit sie sich keine Illusionen macht. — Ich glaube, Tante Emilie würde das niemals ihrer Tochter gesagt haben, wenn sie eine hätte.“

Die Schritte unter ihr hallen noch immer dumpf herauf.

„Warum er wohl nicht zu Bett geht? Ob er etwas Schlechtes gethan hat? Das glaube ich wieder nicht! Aber dies ewige Aufundabgehen, es ist nicht zum Aushalten! Wie der Eisbär im zoologischen Garten! Wenn es jeden Abend so geht, bekomme ich das Nervenfieber. — Dabei scheint der Mond noch ins Zimmer, und Mama behauptet, ich hätte als Kind zuweilen genachtwandelt.“

Eiligst schlüpft sie zum Fenster und läßt die schweren Vorhänge herunter.

*

Ihrem Versprechen getreu, steht Käthe am andern Morgen früh auf, um zum Forsthause zu gehen. Als sie das Gartenthor öffnet, wartet vor demselben ein halbwüchsiger Jägerbursche und zieht die Mütze vor der Dame.

„Der Herr Graf haben befohlen, daß ich dem gnädigen Fräulein den Weg zeigen soll!“ sagt er, verlegen lachend.

„So, schön, dann komm mit!“ — Hätte ich gar nicht von ihm erwartet, denkt Käthe.

Durch den Augustmorgen schreiten die beiden munter dahin unter mächtigem Buchengeäst. Käthe fragt nach jedem Vogel, den sie bemerkt, und der Junge gibt bereitwilligst Auskunft. Endlich sagt derselbe:

„Da ist das Forsthaus!“ und trollt davon.

„Weidmanns Heil!“ ruft Wilding und nimmt die aus Hirschhorn gedrechselte kurze Pfeife aus dem Munde. „Hätte nicht gedacht, daß das Fräulein Wort halten würden. Die Stadtleute verschlafen immer den schönen Morgen und wissen nicht, wie herrlich es draußen ist. — He, Alte, das Fräulein ist da, komm 'mal heraus aus dem Bau und bringe ein Glas Milch und Brot mit!“

Auf seinen Ruf erscheint die Frau Försterin, eine dralle, runde Frau mit roten Backen, an der Thür, wischt sich die Hand an der Küchenschürze ab und reicht sie Käthe. Der letzteren wird es ordentlich wohl. Wie frisch, wie natürlich die Leute sind, und wie lustig der kleine Knabe hinter seiner Mutter Schürze hervorlugt auf die fremde Dame! Das kräftige Schwarzbrot mundet ihr vorzüglich zusammen mit der frischen Milch. Dann schreitet sie mit dem Förster wohlgemut in den Wald, gefolgt von dem kleinen Benno, wie der Vater ihn nennt.

„Ist es nicht schön hier, wird einem das Herz nicht weit?“ sagt Wilding, leuchtenden Auges ins Blätterwerk schauend.

„Ja,“ sagt sie, „jetzt verstehe ich erst das schöne Lied: ‚Wer hat dich, du schöner Wald‘ und so weiter. — Ich habe nie zuvor einen ordentlichen Wald gesehen.“

„Sehen Sie dort auf der Lichtung die alte Ricke mit dem Kalbe? Das glaube ich, denen schmeckt die frische Aesung nach dem starken Tau. Wie die Ricke fortwährend sichert und windet! Da, nun hat sie uns eräugt und — fort sind sie!“

Käthe hat gespannt das zierliche Wild betrachtet. Jetzt muß sie aber lachen.

„Ich versteh' kein Wort von dem, was Sie gesagt haben, Herr Förster.“

Er sieht sie verblüfft an.

„Nun, was ist denn äsen, winden, sichern?“

„O, du lieber Gott, das verstehen Sie nicht?“ fragt in aufrichtigem Mitleid der Förster. „Na, dann will ich es Ihnen erklären.“

Breit und weitschweifig verdeutscht er ihr die Jägerausdrücke. Sie hört gespannt zu. Da knacken die Büsche. Flüchtig saust über die Schneise ein Rudel Hirsche und verschwindet wieder im Dickicht.

„Hei, ho!“ ruft Wilding, „nicht so eilig!“ und schmunzelt vergnügt. „Das waren Hirsche, so, nun haben Sie auch solche gesehen, mein Fräulein. Wir können nun umkehren, das Wild steht jetzt doch schon wieder im Wald, und wir werden nicht viel mehr sehen. Ja, es ist schade, der Graf macht sich nichts mehr aus dem Jagen. Drei Jahre hat er überhaupt keine Flinte angerührt. Nur mit Mühe bringe ich ihn zuweilen zu einem Birschgang. Früher war das anders. Da lag er den ganzen Tag im Wald und schießen that er wie Sankt Hubertus selbst. Wenn's krachte, dann lag's auch. Jetzt ist er zu vorsichtig — er überlegt und überlegt, und wenn er schließlich drückt, so geht's auch oft fehl. Gestern abend hat er den Hirsch auch gepudelt. — Na, wenn der Graf Fritz auf Urlaub hier ist, dann wird's wieder munter. Da knallt's im Walde, daß einem das Herz lacht.“

„Weshalb schießt denn mein Vetter jetzt nicht mehr so gut wie früher, und weshalb ist er so mürrisch und wortkarg?“

„Das ist eine traurige Geschichte,“ antwortet Wilding, während ein tiefer Ernst auf seinem offenen Antlitz lagert. „Sehen Sie, gnädiges Fräulein, ich habe den Grafen aufwachsen sehen; bin etwa zehn Jahre älter als er. Selten ist ein Junge vergnügter gewesen wie er. Wild war er manchmal und unbändig, aber gutmütig, daß man ihn lieb haben mußte. Er hat fast mehr bei mir im Forsthause gelebt als zu Hause. Sein Vater starb schon, als er erst fünf Jahre alt war. Später wurde er Lieutenant bei der Kavallerie. War ein schmucker junger Offizier. Immer fidel, immer voll Witze, und nicht hochmütig, sondern freundlich und gut zu den armen Leuten. Da ist ihm auf der Jagd — er war auf Urlaub hier — einmal ein Unglück passirt. Wozu soll ich es verschweigen? Sie werden es doch bald erfahren. Er schoß einen Hirsch, die Kugel ging durch und traf — mein Kind, das in den Wald gelaufen war und von ihm nicht gesehen werden konnte.“

„Herr Gott, welch ein Unglück!“ Käthe laufen die hellen Thränen über die weichen Wangen.

„Ja, ja, Fräulein, ein Unglück war es. Mich traf es schwer, aber noch mehr meinen armen Herrn. Mir schenkte meine Frau nachher noch den Benno, und wir konnten uns trösten über unser Kind. Ich wollte damals gleich fort von hier, aber der Graf wehrte sich dagegen wie unsinnig. Ich sollte bleiben. Er hat mir oft ein Vermögen geboten, ich solle ins Schloß ziehen und nicht mehr für ihn arbeiten. Da habe ich aber gesagt: ‚Entweder ich bleibe hier als Förster, oder Ihr seht mich nicht wieder, Herr Graf!‘ Na, da hat er sich beruhigt. Es ist uns oft nicht recht, meiner Alten und mir, dies viele Gethue mit uns einfachen Leuten — aber sie meinen es gut. Wenn nur der Herr wieder vergnügt würde, dann wäre alles gut! Mir nagt's am Herzen, wenn ich ihn so sehe. Lachen kann er nicht mehr. Er ist nur etwas freundlicher, wenn im Herbst die Hetzjagden sind und er über Stock und Stein dahinjagt; es ist ordentlich, als ob die Aufregung ihm etwas die schweren Gedanken verscheuchte. Doch das sind traurige Geschichten, gnädiges Fräulein, zu traurig für ein solch junges Blut wie Sie!“

Nun sind sie wieder am Hause angelangt; fröhlich springt Benno voraus in die Arme seiner Mutter, die ihren Buben herzt und küßt, als sei sie Wochen, nicht Stunden von ihm getrennt gewesen.

Es ist so traulich in dem einfachen Hause. Käthe geht in die Küche, in alle Räume der kleinen Wirtschaft; sie freut sich über alles und horcht aufmerksam den Erläuterungen der gesprächigen Hausfrau. Später spielt sie mit Benno und den vier kleinen Dachshunden, die lustig auf ihren krummen Beinen vor der Thür in der Sonne umherkrabbeln.

Selbst fast noch ein Kind, läßt sie sich von dem Knaben Vogelnester zeigen, die er in der nächsten Umgebung alle kennt. Behutsam lugen die beiden zwischen grauen Blättern und Ranken hindurch in die winzigen Heimstätten der Waldsänger hinein. Als Käthe dann Hut und Schirm aus dem Hause holen will, hält vor demselben ihr Vetter zu Pferde und unterhält sich mit Wilding.

Digitized by Google



Verbrennung der Leiche eines heidnischen Häup
Nach einem



lings in Süd-Rußland im zehnten Jahrhundert.

Henry von Siemiradzki.

„Guten Morgen, Herr Vetter, auch schon auf?“ lacht sie ihm freundlich entgegen.

Er wendet ihr sein ernstes Antlitz zu und verbeugt sich vom Pferde herunter. Sie klopft dem schnaubenden Rappen den glänzenden Hals und reicht ihm unbefangen die Hand hinauf.

Kühl berührt er dieselbe mit den Fingern.

„Ich wollte gerade ins Schloß zurück. Schade, daß Du zu Pferde bist, wir hätten zusammen gehen können.“

„Bitte, es wird mir ein Vergnügen sein.“

Er steigt vom Pferde und schreitet, dasselbe am Zügel führend, neben ihr her. Käthe ist es beklommen zu Mut. Im stillen bittet sie dem Manne das Unrecht ab, welches sie gestern abend, zwar nur in Gedanken, gegen ihn begangen hat.

Seine Lippen sind fest aufeinander gepreßt, und gedankenvoll blickt er zur Erde. So schreiten sie eine Weile schweigend neben einander.

Plötzlich fühlt sie sich am Arm zurückgehalten. Bodo deutet mit dem Finger auf eine Raupe, welche langsam dicht vor Käthes gehemmtem Fuß über den Weg kriecht. Vorsichtig tritt sie darüber hinweg.

„Ist Tante Emilie auch nicht böse, daß ich den ganzen Morgen fortgeblieben bin?“

„Nein! Meine Mutter wird überhaupt nicht böse. Sie freut sich, wenn jeder ungenirt seinen Neigungen nachgeht,“ sagt er kurz.

„Ich habe Deine Mutter in der kurzen Zeit schon liebgewonnen.“

„So?“ Er wirft einen kurzen, fast mißtrauischen Blick auf ihr offenes Gesicht, aus dem die großen braunen Augen ihn freundlich ansehen.

Wie ihre kleinen Zähnchen blendend weiß unter der kurzen Oberlippe hervorleuchten.

„Wann kommt denn Fritz auf Urlaub?“

„Am fünften September.“

„Ah; bald kommt meine Mama mit Viktor, ich freue mich sehr darauf. Du kennst sie noch nicht, Vetter; sie ist ganz anders wie Tante Emilie, viel lebenslustiger, und furchtbar praktisch. ‚Praktisch‘ ist ihr drittes Wort. — ‚Man muß das Leben nur mit Vernunft betrachten, dann kommt man am besten durch,‘ sagt sie, ‚und hat gar keine Enttäuschungen.‘“

„Aber auch keine Freuden!“ sagt Bodo ernst.

Sie sieht ihn einen Augenblick verblüfft an.

„Das weiß ich nicht, ich freue mich über recht vieles! Den ganzen Morgen habe ich mich gefreut über den Wald, das Wild, den Förster, über Benno und über die Hunde. Ueber Wilding am meisten; er ist so treuherzig, so ungekünstelt und sprach im Walde solch närrisches Deutsch.“

Ihr Begleiter sieht sie erstaunt an.

„Das glaubst Du wohl nicht, gestrenger Herr Vetter?“

„O ja, aber dann hast Du Dich auch ohne Ueberlegung gefreut. Du hast eben alles auf Dich wirken lassen, wie es war, und nicht gefragt, weshalb war es so und wozu nützt es mir.“

„Ich habe auch nicht behauptet, daß ich vernünftig sei — leider, zu Mamas größtem Schrecken. Sie war ernstlich böse, daß ich letzten Winter immer mit demselben Herrn Schlittschuh lief. Er wäre nur eine arme Kirchenmaus, meinte sie, und wir könnten uns doch nicht heiraten. Ich sagte: ‚Das ist mir einerlei, ob er arm ist; ich finde ihn nett, angenehm, unterhaltend.‘ Man braucht doch auch nicht gleich ans Heiraten zu denken. Mama behauptet immer, ein junges Mädchen, welches mittellos wäre, müßte suchen, eine gute Partie zu machen. Sie mag wohl recht haben!“

„So!“ murmelt Graf Welcken. — „Komisches Mädchen,“ denkt er, „so offen zu mir zu reden! Oder sollte sie gar ihre höchst vernünftige Erziehung, wie es scheint, mit einer guten Portion Naivität zu verdecken suchen?“

Nachdenklich schreitet er an ihrer Seite weiter. Wie elastisch sie mit ihm gleichen Schritt hält, obgleich er ihre nicht gerade kleine Figur um mehr als Haupteslänge überragt!

Vom Gutshof herunter kommt ihnen die Kuhherde entgegen; melodisch schallen die abgestimmten Glocken durcheinander. Vor dem Gartenthor steht ein Stier und nascht gemächlich an den Zweigen, welche sich durch den Zaun gedrängt haben.

„Na, Hans, geh weg!“ ruft Bodo und gibt dem kräftigen Tier einen leichten Schlag mit der Reitgerte.

Der Stier ist augenscheinlich schlechter Laune, senkt brummend den breiten Kopf und stampft mit den Füßen die Erde.

„He, Junge, halt das Pferd!“ ruft der Graf dem Kuhhirten zu. Dann tritt er entschlossen vor den Stier, faßt dessen Hörner mit beiden Händen und schiebt den mächtigen Kopf zur Seite.

„Bitte, Käthe, tritt ohne Furcht ein!“ wendet er sich zu dieser. „Das Tier ist nicht bösartig, hat nur manchmal seine Mucken, und dann muß man es gleich energisch anfassen.“

Als sie durch den Garten auf das Haus zuschreiten, sieht Käthe, daß das Leder der Handschuhe ihres Vetters über beiden Händen gesprungen ist.

„Schlechte Ware,“ sagt ihr Begleiter, welcher ihren Blick bemerkt, „wenn man die Faust einmal fest zusammendrückt, springt das Zeug an allen Ecken und Enden.“

Ungeduldig streift er die Handschuhe von seinen kräftigen Händen.

(Fortsetzung folgt.)

Kronprinz Rudolf als Schriftsteller.

Von

Gustav Karpeles.

(Mit Rudolf's Porträt.)

Unter dem Wald von Kränzen, mit denen der Sarg des österreichischen Kaisersohnes geschmückt ward, nimmt einer namentlich unser lebendiges Interesse in Anspruch. Es ist der der Redaktion des großen Prachtwerks: „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“ mit der Inschrift: „Ihrem geliebten geistigen Führer!“ In der That, man muß sagen, daß dieses Lob aus dem Munde der ersten lebenden Schriftsteller Oesterreichs einen Wald von Lorbeerkronen aufwiegt, — um so mehr, wenn man weiß, daß dieses Lob kein übertriebenes, sondern die Sprache der Wahrheit ist, die den Eleer zu dieser entsetzlichen Mausefallentragödie bildet.

Schon in dem kurzen Nekrolog auf Seite 434 dieser Zeitschrift ist es erwähnt worden, daß Kronprinz Rudolf ein Schriftsteller von Beruf, kein Dilettant war, daß seine Schriften Zeugnis geben von dem bedeutenden geistigen Können ihres Urhebers. Lassen Sie mich heute diese Thatsache durch weitere Mitteilungen beleuchten, die vielleicht nicht allgemein bekannt sind, hoffentlich aber allgemeines Interesse finden dürften.

Die geistige Thätigkeit ist in der habsburgischen Kaiserfamilie stets zu Hause gewesen. Erzherzog Maximilian, der unglückliche Kaiser von Mexiko, war ein Dichter und Reiseschilderer von hoher Begabung. Erzherzog Johann Salvator ist gleichfalls ein vortrefflicher Schilderer von Land und Leuten, ja selbst die junge Erzherzogin Valerie, die jüngste Tochter des österreichischen Kaisers, ist eine Dichterin von zartem Empfinden und poetischer Kraft. Unstreitig war aber Kronprinz Rudolf der begabteste in seiner Familie nach dieser Richtung hin. Schon seine Erziehung legte den Keim zur Ausbildung dieses Talents. Während er für fremde Sprachen, selbst für die seiner verschiedenen Völker, in seinen früheren Schuljahren keinen leicht auffassenden Sinn zeigte, war er im Deutschen, in der Geschichte und Geographie ein ausgezeichneter Schüler und ließ schon im zehnten Lebensjahr, wie er selbst einmal sagte, deutlich erkennen, daß „er einmal als Ethnograph immerhin einiges leisten werde“. Später fesselten ihn besonders nationalökonomische Studien. So trat Kronprinz Rudolf recht vorbereitet in die literarische Arena. Die Neigung zum Schreiben machte sich schon in jungen Jahren geltend; es sind Aufsätze aus seinem siebenzehnten Lebensjahre vorhanden, die schon eine ungewöhnliche Auffassungsgabe verraten sollen.

Aber erst das Leben machte den Fürstensohn zum wirklichen Schriftsteller. Große Reisen, die Stimmung von Land und Leuten, gefahrvolle Jagdabenteuer schärften seinen Blick, reiften sein Urteil. Dann kam 1878 die Bekanntschaft mit dem berühmten Naturforscher Alfred Brehm, die, wie bereits mehrfach erwähnt wurde, von großem Einfluß auf den jungen Kronprinzen war. In Brehms Begleitung machte er in jenem Jahre schon eine Reise ins mittlere Donaugebiet und im Jahr darauf nach Spanien, später nach dem Orient. Durch ihn wurde Kronprinz Rudolf in das weite Gebiet naturwissenschaftlicher Studien und Untersuchungen eingeführt, für das er schon das lebhafteste Interesse und einen klaren, ruhig abwägenden Verstand mitbrachte. Ja, sogar die Spezialität Brehms als Naturforscher, das Leben der Vogelwelt, wurde auch zunächst die Domäne des Kronprinzen. Und es ist nicht zu leugnen, daß in seinen ersten selbständigen Darstellungen das Vorbild des Freundes und Lehrers deutlich hervortritt: dieselbe klare, lebhafte und allgemeinfaßliche Darstellung, derselbe anziehende, gemütswarme Ton, dieselbe poetische Auffassung der Naturdinge, die „das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern“ und sodann auch „den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht“ erforscht. Das Streben, das Nützliche mit dem Angenehmen, Wissenschaft und Belletristik zu vereinigen, tritt erkennbar hervor. Die Wissenschaft soll unterhalten, die Unterhaltung zugleich belehren. Der Haushalt der Natur erscheint uns in der trauter, poetisch anmutender Beleuchtung, und eine stets stimmungsvolle Schilderungen, seiner Beobachtungen überblickt die Gebiete der Wissenschaft und der Poesie.

Auf diesen Ton ist nun auch das Erstlingswerk des Kronprinzen: „Fünfzehn Tage auf der Donau“ (Wien 1881, 2. Auflage 1885), gestimmt. Es ist das Ergebnis seiner Wanderungen durch das Donaugebiet mit den Naturforschern Brehm und Homeyer, und aus jeder Zeile des Werkes spricht der tüchtige junge Naturforscher. Die Plastik der Naturschilderungen läßt schon damals ein gewisses poetisches Talent erkennen. Die Vogeljagd auf der schönen blauen Donau war nie vorher interessanter und anmutiger geschildert worden.

Der Erfolg, den seine Erstlingsarbeit gefunden, ermutigte den jungen Schriftsteller zu ferneren Schaffen. Seine nächste große Reise galt dem Orient, den er ja als zukünftiger Herrscher Oesterreichs genau kennen mußte. Eine kleine, aber unternehmungslustige Reisegesellschaft begleitete den Kronprinzen dahin; sie alle waren nach der Rückkehr darin einig, daß es keinen liebenswürdigeren Reisenden gebe, keinen aber auch, der ernster und schärfer beobachtete als Kronprinz Rudolf. Ein beredtes Zeugnis für diese Thatsache legt das Werk ab, das unter dem Titel: „Eine Orientreise“ zwei Jahre später (1883) zunächst in einer Ausgabe für Freunde, dann aber 1885 mit schönen Originalzeichnungen von F. von Paussinger auch im Buchhandel erschien. Ich halte dieses Buch für das Hauptwerk des Kronprinzen, aber noch mehr: für eines der bedeutendsten Werke in unserer überreichen Orientliteratur.

Es ist schwer, einem Fürsten gerecht zu werden. Das Zeitalter der Nerone, in denen ein Kritiker, der die Stimme oder das Beil des Fürsten tadelte, einfach getötet wurde, ist ja Gott sei Dank vorüber. Auch ins Byzantinertum würde man uns nicht mehr einsperren, wenn wir den Mut hatten, zu sagen: „Herr König und Frau Königin! Ihr seid ausgezeichnete Majestäten, aber herzlich schlechte Dichter und Komponisten!“ Entgeht also der moderne Kritiker der einen Eventualität, so verfällt er gar leicht in eine andere, allerdings weniger gefährliche, darum aber keineswegs mehr menschenwerte, in die nämlich, das Werk eines Fürsten leicht über Gebühr zu loben. Dem Tadel für dieses Lob wird er sicher niemals entgehen, und darum gelangt er sehr leicht in eine dritte, nicht minder tadelnswerte Eventualität, in die, das Werk des Fürsten überstreng, also ungerecht zu beurteilen. Von all diesen Bedenken weiß ich mich frei, und gern gestehe ich es, daß ich das Buch des nun leider in der Blüte seiner Jahre dahingegangenen Kronprinzen für ein vortreffliches Werk in Inhalt und Darstellung halte. Mit Spannung folgen wir dem hohen Reisenden aus dem schönen, winterlich eingeschneiten Wien nach dem warmen Süden, nach Korfu, Alexandrien, Kairo, zu den Nilkataraften, an das rote Meer, nach Jaffa, dann nach der heiligen Stadt, zum toten Meer, durch die Wüste und das Land Palästina, endlich auf die Heimreise. In all seinen Schilderungen ist Farbe und Leben, Plastik und Wahrheit. Er ist gleich frei von belletristischer Ueberschwenglichkeit wie von wissenschaftlicher Trockenheit; seine Schilderungen sind nicht fadlos verschwimmend, nicht sentimental aufgeputzt, sondern klar, scharf und wahr. Man fühlt es aus jedem Satze heraus, daß hier ein echter und ganzer Mensch mit warmem Empfinden, hellem Kopf und klarem Verstand zu uns spricht, ein Geist, auf den die Kenntnis der Natur erfrischend und belebend gewirkt hat, den die Herrschaft des Gesetzes im organischen Kosmos über alle Vorurteile und einseitigen Ansichten zur Höhe einer wahrhaft großen Weltanschauung erhoben hat. So erscheint uns Rudolf von Oesterreich in diesem seinem Meisterwerk. Und wenn die geneigten Leser nun doch glauben sollten, daß ich am Ende selbst in die eine oder andere der oben geschilderten Eventualitäten des Fürstenkritikers verfallen, möchte ich ihnen jetzt Gelegenheit geben, selbst zu prüfen und nach dieser Prüfung zweier aus Gerstenvolk herausgegriffenen Schilderungen dieser Orientreise ein strenges, aber gerechtes Urteil zu fällen.

Zunächst schon das Vorwort, das für die Darstellung und Auffassung des Reiseschilderers in seiner knappen Fassung überaus charakteristisch ist. Es lautet folgendermaßen:

„Jahrtausende hindurch legen die Sage und der fromme Glaube die Wiege des Menschengeschlechts in den fernen Osten; und in der That fanden in Asien die großen Völkerbewegungen ihren Ursprung, und die mächtigen Religionen entstammen, im Wesen ihres Entstehens sich ähnlich, dem Lande des Sonnenaufgangs, wo die herrlichste Natur zu überirdischen Gedanken drängt. Die älteste Geschichte des Menschengeschlechts, Ruinen einer uralten Kultur, die Heimat der Weisen, der Sagen und Märchen, unserer Sprachen und unseres Glaubens, treten uns entgegen im farbenprächtigen, sonnenverklärten Oriente!“

Nicht weniger interessant und für den Erlebnisgraphen bezeichnend ist seine Art, Land und Leute mit wenigen, aber sicheren Strichen so zu zeichnen, daß sie leibhaftig vor unser geistiges Auge treten. Ich greife, wie gesagt, auf gut Glück die Schilderung der Reise zu den Nilkataraften heraus:

„Je mehr man sich Assuan nähert, desto eigenartiger, von den früheren Nilandschaften verschiedenartiger gestaltet sich die Gegend, und desto seltener erscheinen Städte und Dörfer vor den Blicken des Wanderers. Einige Negeransiedlungen eines weit nach Norden vorgeschobenen Stammes

by Google

werden beobachtet. Unter hohen Dattel- und Dumpalmen finden elende Strohhütten von zerbrechlichster Konstruktion; zwischen üppiger Vegetation hatten sich die Schwarzen niedergelassen, und es bot ein echt innerafrikanisches Bild dar, als wir mit dem Fernglas die Neger in grundlichem Nationalmangel, neben ihren eigenthümlichen Wohnungen, inmitten des saftigen Pflanzenwuchses umhergehen sahen.

„Sieben Uhr war es, als die Landschaft einen immer wilderen Charakter annahm; der Nil schien vor uns wie durch Gebirgsmassen abgeschlossen. Steinblöcke, Felsspalten und Schutt grenzen bis an den Strom, der sich stetig mehr verengt, die Gebirge des rechten Ufers verflachen sich und weichen einer öden, mit Steinblöcken übersäeten Ebene, aus der nur hie und da zackige Kegel emporragen. Am linken Ufer erhebt sich ein ziemlich hoher Berg, dessen Fuß bis an die Fluten des Nil reicht; seine Spitze ist gekrönt durch ein altes Gebäude, doch schon aus muselmänischer Zeit. Bald tauchen Palmen, einige grüne Gärten und in ihrer Mitte die Zinnen der zwischen den Strom und die Wüste eng eingeklemmten Reinen, aber malerischen Stadt Assuan auf. Der Strom teilt sich in zwei Arme: die durch ihre tropische Vegetation bekannte Insel Elephantine lacht uns entgegen, ein üppiger Kranz schwarzer Granitriffe umgibt das reizende Eiland; allenthalben tauchen scharfe Felsenkanten, die ersten Vorposten der nahen Nakeralte, aus den Fluten hervor. Wild zerklüftete Gestein, Wüste und Einöde, großartig und voll glühender Farbenreflexe; dazwischen der rauschende Strom, herrliche Felsensormationen, die echt muselmänische Stadt; Islam und innerafrikanisches Völkergemisch neben einander, altägyptische Baudenkmäler und die herrliche Insel mit tropischem Pflanzenwuchs, das alles erscheint in einem Moment vor unseren Augen; wie geblendet bewundern wir das schöne Bild, die südlichste Station dieser Reise, die Nähe des Wendekreises, die Grenzen der Tropen!“

Es ist natürlich, daß jeder Kulturmensch, der die Schilderung einer Orientreise liest, wohl zuerst das Kapitel Jerusalem aufschlägt, und ebenso natürlich ist es, daß jeder Kulturmensch, der eine Orientreise unternimmt, in der Schilderung dieser Stadt seine tiefsten und bedeutendsten Empfindungen ausströmen läßt. Gar zu gern möchte ich meine Leser vor das Jerusalem des Kronprinzen von Oesterreich führen; es ist in hohem Grade charakteristisch für seinen freien und doch religiösen Geist, in dem etwas von dem Geiste seines Ahnherrn, Kaiser Josefs II., lebt, für seine poetische Naturanschauung und für die lebhafte Anschaulichkeit seiner Darstellungskunst. Leider verbietet es mir aber die Dekonomie dieser Skizze und der mir eng bemessene Raum dieser geschätzten Zeitschrift. Und es ist gut so! Denn ich könnte doch nur aus dem Zusammenhang gerissene Auszüge geben, während der Leser, der die Lektüre des Buches und des in Rede stehenden Kapitels vornimmt, den Vollgenuß einer wahrhaft künstlerischen Arbeit empfunden wird. „Sei gegrüßt, du goldener, farbenprächtiger, sonnendurchglühter Orient!“ So schließt, wie er angefangen, Erzherzog Rudolf sein Reisewerk, das eine wertvolle und belebende Bereicherung unserer ethnographischen Litteratur mit Fug und Recht genannt werden darf. Drei Dinge sind es, die dieses Werk auszeichnen: die freie Weltanschauung, die dasselbe durchzieht, die scharfe Beobachtungsgabe, die sich darin kundgibt, und die vortreffliche Darstellungsweise, die es aus vielen Werken heraushebt.

Kronprinz Rudolf war ein lebhafter, leicht beweglicher, enthusiastischer und rastloser Geist. Mit einem Eifer, der zuweilen auch über das Ziel hinausschoß, verfolgte er jeden einmal gefaßten Plan und jede ihm sympathische Richtung. Kein Gebiet der Litteratur war ihm ganz fremd und kein hervorragender moderner Schriftsteller unbekannt. Seine Vorliebe für Ethnographie und Naturwissenschaften hinderte ihr Interesse für Kunst und Poesie nicht, wenn sie es natürlich auch in den Hintergrund drängte. Kronprinz Rudolf war ein feiner Kenner Goethes, er liebte Grillparzer, er zitierte mit Vorliebe Heine und kannte die deutsche Litteratur in ihren bedeutendsten Schöpfungen sehr genau. Besonders eifrig beschäftigte er sich natürlich mit österreichischen Schriftstellern; jene Werke studierte und las er gewissenhaft, und in ihren Kreisen bewegte er sich oft und gern. Er sah sie wie Kollegen an, mit denen er sich geistreich und witzig unterhielt, verkehrte, mit denen er sich geistreich und witzig unterhielt, und die er nie — oder doch nur höchst selten — das Uebergewicht seiner Stellung fühlen ließ.

Seinem Umgang mit Schriftstellerkreisen entstammt wohl auch die Idee zu dem großen Werk, dessen Vollendung der edle Fürst nicht mehr erleben sollte, zu dem in deutscher und ungarischer Ausgabe erscheinenden Sammelwerke: „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“ (Wien 1886 ff.), das ein Gesamtbild aller Völker Oesterreichs in Religion, Literatur, Kunst und Sprache, in Kultur und Sitte, in ethnographischen und naturwissenschaftlichen Beziehungen darbieten sollte. Die Redaktion der deutschen Ausgabe übernahm Josef von Weilen, die der ungarischen Maurus Jokai, beide Dichter mit dem Kronprinzen eng befreundet und seine feinsinnigen Intentionen freudig erfassend. Ein Stab von Mitarbeitern, die hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten Oesterreichs, umgab die Redaktion und fügte sich den Anregungen des hohen Herausgebers, der dies Unternehmen als sein Lieblingswerk ansah und ihm die besten Stunden seiner letzten Lebensjahre widmete. Eine reiche Anzahl von ethnographischen Aufsätzen stammt aus seiner Feder; sie sind ausgezeichnet durch die frische, lebhafte und geistvolle Darstellungsweise.

Ueberaus liebenswürdig war die Art und Weise des Verkehrs zwischen dem Kronprinzen und seinen Mitarbeitern in den Redaktionsräumen, die sich in der alten Hofburg zu Wien befanden. Er konnte sehr scharf und rasch werden, wenn ihm einer von diesen, auf dessen nahezu fehlendes Urteil er etwas gab, volles Lob spendete. Und es klang sehr sympathisch, als er einem Kollegen nach einer Redaktionskonferenz sagte: „Sehen Sie, gar Not könnte ich doch schon von der Schriftstellerei leben — dreitausend Gulden könnte ich doch in einem Jahre mit der Feder verdienen!“ Und wie groß war seine Freude, als die Redaktionen — eine sinnige Idee weiterausführend — das erste Honorar des Kronprinzen diesem — als Sparkassenbuch für sein dreijähriges Töchterchen, Prinzessin Elisabeth, überreichten. Nicht minder stolz war Kaiser Franz Josef auf die geistige Bedeutung seines Sohnes. Maurus Jokai erzählt, daß der Kaiser ihn bei Ueberreichung des ersten Heftes der ungarischen Ausgabe fragte, ob der darin enthaltene Artikel des Kronprinzen gut geschrieben sei, worauf er ohne Zögern erwidert habe, daß der Kronprinz „der beste Schriftsteller dieses Werkes sei“. Jokai behauptet allerdings, daß darin nicht die geringste Schmeichelei gelegen habe, aber ich meine doch, daß der liebenswürdige magyarische Schriftsteller — mein verehrter Freund — sich selbst etwas in den Schatten gestellt hat — und wahrlich seiner eisleithanischen Kollegen gleichfalls. Aber einer der vorzüglichsten Schriftsteller und Mitarbeiter dieses Werkes war Kronprinz Rudolf jedenfalls und ohne Zweifel. Es ist rührend zu hören, daß er noch in seinen letzten Lebenstagen an einem Aufsatz über das ungarische Lieblingsgeschütz seiner kaiserlichen Mutter, Gisela, für eines der nächsten Hefte arbeitete. Der Aufsatz ist unvollendet geblieben wie das Werk, wie das Leben des Fürstensohnes . . .

Neben der Arbeit für das große österreichische Gesamtwerk beschäftigten den unermüdlich thätigen Kaisersohn aber noch mannigfache, seine schriftstellerischen Arbeiten. Seine 1887 erschienenen „Jagden und Beobachtungen“ umfassen seine eingehenden Studien auf dem Gebiete der Ornithologie, sowie eine Reihe fesselnder Jagdschilderungen aus Ungarn, Siebenbürgen und den Donauländern. Hier tritt Erzherzog Rudolf als wissenschaftlicher Forscher auf, und ich habe von Autoritäten dieser Wissenschaft die Ehrlichkeit seiner Untersuchungen, die Genauigkeit und Klarheit seiner Darstellungen gerühmt würdigen hören. Ein groß gedachtes neues Unternehmen: „Unsere Jäger“, beschäftigte seinen rastlosen Geist noch in den letzten Lebenstagen. Auch außerdem trug sich der österreichische Kronprinz noch mit mannigfachen literarischen Plänen und Arbeiten. In seinem Nachlasse werden sich ohne Zweifel interessante Aufsätze und Schriften befinden, die zu veröffentlichen er bei Lebzeiten gerechte Bedenken hatte. Auch mancher Aufsatz in Wiener Blättern stammt aus seiner Feder, ohne daß die sich dafür interessierenden Leser davon eine Ahnung hatten. Eine kleine Schrift gegen das Unwesen des Spiritismus erregte vor vier Jahren in Wien allgemeineres Aufsehen durch den frischen und freien Ton, den sie gegen die modernen Geisterseher, die den Spiritismus zu einem Problem der Physik machen wollten, anschlug; nur wenige wußten, daß der Verfasser — Erzherzog Rudolf war.

Der Kronprinz war ein rascher und fleißiger Arbeiter. Er faßte jeden Gegenstand, der sein Interesse erregte, mit festen Händen an und führte ihn energisch zu Ende. Jeder Gedanke ging fertig aus seiner Kopie hervor und wanderte fertig aufs Papier. Seine Manuskripte zu lesen ist eine wahre Lust (im Gegensatz zu denen Ihres ergebenen Berichterstatters). Sie sind mit breiter, schöner, leser Handschrift glatt hingeschrieben, ohne Korrekturen, ohne viele Striche, ohne große Aenderungen. Er hatte eben seinen Stoff innerlich vollständig verarbeitet, ehe er ihn bearbeitete, und das gab seinen Schriften vor allem die Prägnanz des Ausdrucks, die Anschaulichkeit der Beschreibung, den Glanz der Farbe.

Keine Zweifel, wer streng genau auch das geistige Schaffen eines Fürstensohnes beurteilen möchte, weil man nur zu gern dahinter Dilettantismus wittert: Kronprinz Rudolf war ein Schriftsteller von Beruf und Bedeutung! Und die Wissenschaft, der er sein geistiges Lebenswerk geweiht, die Erkenntnis des Volksgeistes und Völkerlebens, hat ihm manche dankenswerte Bereicherung nachzurühmen. Mit Liebe und Eifer hat er dieser Wissenschaft gedient, er war einer ihrer eifrigsten Jünger — er wäre bei längerer Lebenszeit zweifellos ohne auch einer ihrer Meister geworden. Denn er besaß vor allem das, was das Höchste in dem Gesamtorganismus des Volkslebens ist: Geist und Liebe zur Sache! Ohne den klarem, erleuchtenden Geist, ohne die warme, hingebende Liebe kann man das Volk nicht erkennen, nicht erklären. Und gewiß, er wäre mit hoch hohen Eigenschaften ein großer Mensch geworden . . .

Nun denn, es hat nicht sollen sein, wie schön es auch gewesen wäre! Und mit den Worten, die der Dichter seinem Königssohn nachrief, dessen reicher Geist früh umnachtet und zerstört wurde, rufen auch wir dem edelsten Sproß des ersten Kaiserstammes mit bewegtem Herzen das Grablied nach: „Gut' Nacht, mein Fürst! Und jüngen Engelscharen Dich zur Ruh!“

Verbrennung der Leiche eines slawischen Häuptlings.

(Hierzu das Bild Seite 452 und 453.)

Eine wild bewegte, leidenschaftlich erregte Scene stellt das figurenreiche Kolossalbild des bekannten polnischen Malers Henryk Siemiradzki dar: die Totenfeier für einen Heidenhäuptling des zehnten Jahrhunderts im südlichen Rußland. Der Künstler, der den Stoff zu diesem Bilde dem Bericht eines arabischen Schriftstellers jener Zeit entnommen hat, führt uns in ein Dorf des weiten Uralgebiets. Dort ist der hochverehrte Häuptling gestorben, der die Grenzen im Frieden wie gelenk und in den zahlreichen Kämpfen siegreich geführt hat. Das ganze Volk rüstet sich, dem großen Toten in landesüblicher Form die letzte Ehre zu erweisen. Auf einem freien, nur von einigen Bäumen bestandenen Platze ist der gewaltige Scheiterhaufen errichtet, auf welchem eine Barke mit hoch in die Luft ragendem, phantastisch gebildetem Schnabel steht. Darin ruht auf erhöhtem Polster, unter einem luftigen Zeltdach, der mit kostbaren Gewändern angethane Leichnam des Fürsten. Neben ihm hängt sein glänzendes Gewehr, das er so oft in breiter, kühner Schlacht kühn und furchtlos geschwungen, und mit durchdringendem Helle sein treues Leibroß. Goldene und silberne Prachtgefäße stehen rings um das Paradebett. Zu Füßen desselben sitzt ausgestreckt in verzweifelndem Schmerz die noch in voller Jugendblüte blühende Lieblingsgattin des verstorbenen Herrschers, die bestimmt ist, ihm in den Tod nachzufolgen. Eine abschreckend häßliche Alte hat ihr den Giftbecher gereicht und hält in der rechten Hand trohend einen breiten Dolch. Hinter ihr stehen mürrisch zwei rohe Henkersknechte. Zwei Frauen der unglücklichen Fürstin schmiegen sich verzweifelnd an sie. Unten am Fuße des Scheiterhaufens erblicken wir drei meisterlich komponierte Gruppen, die in äußerst charakteristischer Weise die verschiedenen Arten der Trauer der Unterthanen zum Ausdruck bringen. Rechts hinten und fegen in Schmerz entsetzlich, mit wüstellen Haarwogen drei Weiber, die mit leidenschaftlichen Gebärden in wilden, gellenden Klagelauten das lebenswerte Opfer eines früheren Wahnes beklagen. In der Mitte des Bildes sitzt ein uralter Barde mit schneeweißem Haar und Bart, der unter Begleitung eines von ihm selbst gespielten Saiteninstrumentes die Thaten des geschiedenen Helden preist. Ihn umgeben rasche, gewaltige Kriegergestalten, die Kampfgenossen des Toten, die an ihre ehernen Schilde schlagen und mit wüstem Kriegsgeschrei ihren Führer ehren, zugleich drohend, die herbeirasenden Klagen der Weiber zu beschwichtigen. Im Vordergrunde der dritten Gruppe endlich steht eine fast ganz unbekleidete Gestalt mit verstörtem Gesicht neben einem Feuer, eine angebrannte Fackel in der Rechten haltend. Es ist der nächste Verwandte des Verblichenen, der die Aufgabe hat, den Scheiterhaufen zu entzünden, wenn alles in Ordnung ist. Hinter ihm und seinen Begleitern drängt das gemeine Volk heran, welches meist in dumpfer Ehrfurcht zu der Gruppe auf dem Scheiterhaufen hinaufblickt. Ueber vielen am wenigsten von der furchtbaren Feierlichkeit berührten Haufen aber grinsen die scheußlichen Götzenbilder hervor, denen blutigem, grauenvollem Dienste das blühende Weib zum Opfer fällt.

Gnomen.

Von Alfred Friedmann.

Geist.

Der Geist ist die Uhr des menschlichen Lebens,
Die wir zu regeln bestrebt sind vergebens.
In der ersten Hälfte scheint vor sie zu gehn,
Retardirt in der zweiten, steht endlich stehn.

Combola.

Gerne hätt' ich euch was Gut's gesagt,
Als ihr ins Glücksrad greift hinein!
Erfreut, was ihr nicht anders könnt.
Tadx ist — was nicht hat sollen sein!

Ein Wort an Deutschlands Frauen.

Die deutsche Leserin der Tagesblätter ist gewiß mit hoher Genugtuung den schönen Worten gefolgt, welche Deutschlands großer Kanzler am 26. Januar dieses Jahres an die Vertreter des deutschen Reichstags richtete, als er die Zustimmung von ihnen forderte, die notwendig ist, um erfolgreicher den Schandfleck des neunzehnten Jahrhunderts — den Menschenschacher, die schmählichen Sklavenjagden zu verhindern und den Aufstand der grausamen Sklavenhändler in Deutsch-Afrika zu unterdrücken. Wie richtig sagte er: „Hier heißt es nicht mehr, Zeit ist Geld', sondern Zeit ist Blut'!“ Ja, auch viel deutsches Blut ist jetzt schon dort vergossen, mehrere unserer Beamten, Missionare und Seeleute sind ermordet, und deshalb wird die Regierung nun bald unsere deutschen Schiffe durch eine Polizeitruppe an der Küste unterstützen lassen. Zahlreiche deutsche Offiziere werden dieselbe anführen und bald dort schwer kämpfen müssen, nicht allein mit den tückischen Arabern, sondern gewiß auch anfangs mit dem mißgewohnten

Tropenklima und dem unvermeidlichen Fieber. Aber wie wenig ist bis jetzt für Krankenpflege in Deutsch-Afrika geschehen! Während die Franzosen in Sansibar ein großes, prachtiges Krankenhaus besitzen, hat die „Deutsche Missionsgesellschaft“ und der damit vereinte „Frauenverein für deutsche Kolonien“ nur nach unsäglicher Mühe erreicht, daß ein deutscher, vom Reich angestellter Arzt und zwei Schwestern die vielen deutschen Fieberkranken und Verwundeten in einem gemieteten Hause mit wenigen Krankenzimmern verpflegen. Ihre Hoffnung, auf dem glatten Dache bald noch Baracken errichten zu können, ging bis jetzt aus Mangel an Mitteln nicht in Erfüllung, und sie mußten laut eingelaufener Nachrichten oft die angemeldeten deutschen Kranken dem französischen Spital überweisen.

Deutsche Frauen — die Krankenpflege ist unser schönes Amt, laßt uns bei der großen nationalen und christlichen Aufgabe in Deutsch-Afrika nicht zurückstehen vor unseren Brüdern! Die verheirateten Frauen, die nicht selbst Hand anlegen können, sollten wenigstens mit ihren Gaben dafür sorgen, daß nicht der Sohn einer deutschen Mutter im fernen Lande ohne Pflege und Obdach dem tückischen Fieber oder den von Araberhand erhaltenen Wunden unter der sengenden Tropensonne erliegt. Bedenken Sie, daß auch Ihre eigenen Söhne vielleicht einst im Dienste des Vaterlandes dorthin ziehen müssen. Denken Sie auch an die unglücklichen Opfer der Sklavenjäger, an den Bericht unseres Reichskanzlers am 26. Januar über ihr Elend, ihre grausame, schändliche Behandlung. Wie Warenballen lagen sie im engen Raum der kleinen arabischen Dhau oder Schaluppe, welche kürzlich von unserer Flotte genommen wurde — siebenundachtzig gefesselte Sklaven, Männer, Frauen und Kinder, in drei Reihen übereinander geschichtet, und auf den darüber gebreiteten Matten liegen oder standen ihre zwölf arabischen Peiniger! Alle diese Unglücklichen müssen in unserer Missionsstation erst aufgenommen, verpflegt, unterrichtet werden, ehe sie als freie Arbeiter ihr Brot verdienen können. Helfen Sie dazu mit Ihren Gaben! Auch die kleinste wird dankbar im Bureau des Deutschen Kolonialvereins, Markgrafenstraße 25, Berlin SW., entgegengenommen. Auch das Scherflein der Witwe bringt ja Segen!

Deutsche Jungfrauen, die ihr vergeblich wegen Ueberfülle auf eine Stelle als Gesellschafterin, Lehrerin oder Stütze der Hausfrau wartet, denkt doch an das große Arbeitsfeld, das euch offen steht! Es fehlt ja im ganzen deutschen Reich an Schwestern, meldet euch beim großen Deutschen Frauenverein, lernt die Krankenpflege und dann laßt euch nach Deutsch-Afrika senden, wenigstens für einige Jahre. Pflegt dort die kranken Kämpfer und Beamten, bereitet ihnen das heimatlichen Speisen und lehrt die christliche Religion der Liebe die armen mißhandelten Sklaven, denen eure deutschen Brüder die Fesseln abgenommen. Ihr habt dann nicht umsonst gelebt, habt teil an dem großen herrlichen Kreuzzug — am Werke des Lichtes im bisher so dunklen Weltteil!

Lilly Wittigerod.



Die Kaiserin begrüßt bei der großen Cour den Feldmarschall Grafen Moltke

Kaisers Geburtstag.

Mit Originalzeichnungen unseres Spezialartisten P. Lüders.

Gegen 3 Uhr unternahmen Ihre Majestäten eine Ausfahrt in offenem Wagen, und unendlicher Jubel geleitete das Herrscherpaar auf dem ganzen Wege. Während sich um 6 Uhr in dem Rittersaal und in der Bildergalerie allerhöchste, höchste und hohe Herrschaften, dort zur Marschallstafel, hier zur kaiserlichen Familientafel, einfanden, um an diesen lichtüberfluteten, mit kostbarem Gold- und Silberzug und köstlichen Blumen ausgestatteten Längstafeln das kaiserliche Geburtstagsfest fröhlich zu begehen, pochten im netzgeflochtenen Opernhaus tausende von Kinderherzen in freudiger Aufregung und gerissen entzückt und beglückt das Geschenk, welches Kaisers Huld und Gnade ihnen bereitet.

Wie freuten sich da unsere Kleinen! In der Prinzenloge befanden sich auch die beiden ältesten Söhne des Prinzregenten Albrecht in der Leutnantsuniform des 1. Garderegiments zu Fuß. Bei der kaiserlichen Tafel ging es festlich und freudig zu; die Postillonsgeschichte wurde eifrigst besprochen, während das Trompetercorps des Leibgarde-Husarenregiments die Tafelmusik ausführte. Da winkte Prinz Heinrich einen Herrn heran; nur einige leise Worte wurden gesprochen, dann führte Stabstrompeter Hamm den erhaltenen Befehl aus; schmetternd drang die Weise: „Schier dreißig Jahre bist du alt“ durch den Saal. — Und draußen wälzt sich ununterbrochen der Menschenstrom durch die Straßen; da windet und dreht es sich durch die Wilhelmstraße, die Leipzigerstraße entlang, die Friedrichstraße hinauf und wieder zum Schloß und von da nach der Breitestraße, staunenden Blicks die in hellem Lichterglanz erstrahlenden Fensterreihen betrachtend. Am Tage hatte die Reichshauptstadt ein festliches Kleid angelegt, und reicher Flaggenschmuck wehte von allen Dächern; am Abend und bis in die Nacht hinein, bis zum Ende des Geburtstages sollten Lichterglanz und Flammenschein deutsche Freude verkünden. Der Glanzpunkt der festlichen Beleuchtung war an dem Geschäftshaus von Rudolf Hertzog angebracht. Die ganze Fassade erglühte in bunten elektrischem Licht; ein großes W mit der Kaiserkrone darüber, von zwei Adlern getragen, warf mit seinen dreitausend Glühlampen den Widerschein bis zum Schloß; ein elektrischer Strom von hunderttausend Volt-Ampère war dazu erforderlich, von drei gewaltigen Dynamomaschinen und drei Gasmotoren mit hundertundvierzig Pferdekräften hervorgebracht. Tausende und aberlausende von Menschen drängten sich den ganzen Abend über in diese Straße, das herrliche Schauspiel zu genießen. Auch der Kaiser fuhr am andern Abend, als die Illumination wiederholt wurde, vorbei, das Kunstwerk gnädig besichtigend.

Doch auch in Berlins ungezählten Prachtsälen feierte man begeisterten Herzens des Kaisers Geburtstag bei Becherklang und Liedersang; sehr spät erst wurde es still in allen Winkeln.

Am andern Tage aber konnten die Zeitungen die frohe Botschaft verkünden, daß an Kaisers Geburtstag keinerlei Unglücksfälle vorgekommen sind.

Heinrich Hart.



Oesterreichisch-ungarische Diplomaten bei der großen Cour



Russische Diplomaten bei der großen Cour.

Digitized by Google



Die Abfahrt des kronprinzlichen Leichenwagens vom Meyerling. Originalzeichnung unseres Spezialartisten Karl Till.



Die Ankunft der Leiche des Kronprinzen auf dem Südbahnhof in Wien. Originalzeichnung unseres Spezialartisten R. Voll.

Jonel Fortunat.

Ein Roman aus Rumänien

von

Marco Brociner.

XIII.

Vor fünfundzwanzig Jahren hieß Herr Moses Grünspecht, der gegenwärtig unter die reichsten Jassyer Bankiers zählt, kurzweg Moischele und war ein kleiner Geldwechsler, der gegenüber einem palastartigen Bojarenschloß in der Herrengasse von Jassy sein Tischlein stehen hatte, darauf in kleinen, wohlgeordneten Häuflein allerhand Kupfer- und Silbermünzen und in einem Glaskästchen mehrere Goldstücke lagen. Moischele war dazumal zwanzig Jahre alt und ein hagerer Gesell mit langen roten Schläfenlocken, um dessen dünnen Leib ein fadenscheiniger, bis an die Knöchel reichender Kaftan schlotterte; man konnte ihn täglich zwölf bis fünfzehn Stunden hindurch vor seinem Tischlein stehen sehen, er ließ dabei unermüdlich die großen türkischen Silbermünzen — die Irmilik — die dazumal noch in Rumänien kursirten, mit einer wahren Kunstfertigkeit durch die Finger gleiten und ergötzte sich an ihrem Klang. Oft, wenn er gute Geschäfte gemacht, schien ihm in diesem Klang ein eigentümlicher Zauber zu liegen, und während die Münzen zwischen seinen Fingern klapperten, ruhten seine kleinen grauen Augen mit einer verzehrenden Glut auf dem Bojarenschlosse, das ihm gegenüber so weiß, so stolz, so herrlich dalag, und Moischele, der sonst so praktische, so nüchterne Moischele, pflegte bei dieser Gelegenheit seiner Phantasie die Zügel schießen zu lassen, dann sah er, wie die Kupfer- und Silbermünzen auf seinem Tischlein gleich wie im Märchen in gleißendes Gold sich umwandelten, und das hedte und wuchs und schwoll zu immer größeren Summen, zu förmlichen Goldhaufen an und aus dem armen Moischele ward ein steinreicher Mann, vor dem alle Geldwechsler in Demut erstarben, den selbst die Bojaren höflich, freundlich begrüßten, selbst der Bojar da drüben im weißen, stolzen, herrlichen Schloß. Und wenn Moischele dies vor sich sah in leibhaftiger Deutlichkeit, dann tanzten und flogen die Silbermünzen in seiner Hand in wilder Hast gegen einander und es brauste in seinen Ohren wie von einem Trompetenstoß, der wurde immer heller und kräftiger, bis er wie eine schmetternde Siegesfanfare tönte, denn dort auf dem Balkon des weißen Schlosses steht nicht der alte Bojar, sondern mit stolz geschwellter Brust der neue Besitzer desselben und der blickt mit leuchtenden Augen hinab auf das Gewimmel der Straße und auf die armen Geldwechsler, die in der Sonnenglut auf dem heißen Trottoir brütend dastehen und mit den Münzen klappern und empor blinzeln zu dem Mann auf dem Balkon, der einst auch ein kleiner, armer Geldwechsler gewesen. Wenn jemand dazumal dem Moischele gesagt hätte, daß sein Traum in Erfüllung gehen würde, er hätte ihm ins Gesicht gelacht; und doch ist alles bare, glänzende Wirklichkeit geworden, was dazumal als nebelhafter Traum vor seinen Augen schwebte, denn jetzt ist Moischele einer der reichsten Geldmänner in Jassy, er thront in dem stolzen Schloß, ist stark und wohlgenährt, trägt einen runden, wohlgepflegten Vollbart, und er könnte ein halb Dutzend Güter sein eigen nennen, wenn in der Verfassung nicht ein Artikel stünde, welcher nicht naturalisirten Juden den Erwerb von ländlichem Grundbesitz unmöglich machte.

Moischele hat sein Vermögen nicht im Handumdrehen erworben, es hieß nicht umsonst in Jassy, daß er einen „Ministerkopf“ habe, dieser Ministerkopf hat Tag und Nacht gebrütet und seine lange, spitze Nase hat unablässig gewittert, wo ein Geschäft zu erhaschen sei, und seine langen, dünnen Beine sind dabei unablässig gerannt. Er begann sein Augenmerk zuerst auf kleine, notleidende Beamte, dann auf junge, in Saus und Braus lebende Herrensöhnchen zu richten. Nachdem er bei diesen zwei Kategorien eine erkleckliche Summe an Zinsen und Zinseszinsen gewonnen hatte, fing er an, verfallene Wechsel anzukaufen und mit der Regelung von Fallimenten sich zu befassen. Die hiefür nötige Jurisprudenz, die nötigen Advokatenkniffe und Schliche eignete er sich dadurch an, daß er an jedem Sabbath seine Muße dazu benützte, in den Gerichtshöfen Prozessen beizuwohnen und den Plaidoyers der Rechtsanwälte andächtig zu lauschen. Das war für ihn eine praktische hohe Schule, wo er alle für seine Geschäfte und Spekulationen nötigen Gesetzesparagraphen kennen lernte und in deren Interpretation sich rasch einweihte. Und sein Vermögen wuchs von Tag zu Tag und man sprach nicht mehr von Moischele, sondern von Herrn Moses Grünspecht. Und Herr Moses Grünspecht trug keinen langen Kaftan mehr wie dazumal, als er mit den Silbermünzen klapperte, sondern einen „deutschen“ Rock und einen schwarzen Cylinder, und seine roten Schläfenlocken wurden immer kürzer, und als sie ganz verschwanden, da war aus Moischele ein zivilisirter Europäer geworden, der sogar etwas französisch parlirte, und ein steinreicher Bankier, mit dem die Bojaren höflich, ja freundschaftlich verkehrten. Die Geldwechsler, aus deren ermselliger Gilde er sich zu Macht und Reichtum emporgeschwungen, behaupteten, daß Moses Grünspecht unter Brüdern seine fünfmalhunderttausend Dukaten wert sei. Das ist eine riesige Summe Geldes, nicht wahr? Wer über ein solches Vermögen verfügt, der darf sich wohl ein wenig Ruhe gönnen. Aber Herr Moses Grünspecht ist jetzt ebenso thätig, so rastlos, so geschäftssüchtig und so erpicht auf Gewinn wie dazumal, als er noch kurzweg Moischele hieß.

„Geld hat man nie genug,“ pflegte er zu sagen, „und besonders, wenn man vier Mädchen zu verheiraten hat wie ich, das ist kein Spaß.“

Seine lange Nase wittert daher nach wie vor nach Geschäften und er verrechnet sich selten. Herr Moses Grünspecht hatte auf dem Gute Banesti eine erste Hypothek im Betrage von dreimalhunderttausend Franken und überdies lagen in seinem Portefeuille Wechsel des Herrn Fortunat im Nominalwert von hunderttausend Franken. Diese Wechsel rührten aus der verunglückten Fabrikspekulation des Herrn Fortunat her. Herr Grünspecht hatte dem Gutsherrn von Banesti die Idee zum Fabrikbau beigebracht und hiebei folgendermaßen kalkulirt: „Prosperirt die Fabrik, so komme ich zu den Zinsen meiner Hypothek, geht dieselbe jedoch in die Brüche, so wird die Katastrophe beschleunigt, Gut und Fabrik kommen unter den Hammer, und da ich alle Wechsel der Fabrik unter der Hand aufgekauft habe, so bleibt sie in meiner Hand, und wir wollen sehen, ob ich aus ihr nicht 'was machen kann. Was meine Hypothek betrifft, so werde ich sehen, daß sie weiter auf dem Gute liegen bleibt, wenn es einen neuen Eigentümer erhält, denn eine so sichere Anlage mit fünfzehn Prozent findet man nicht alle Tage. Und wenn Gott will, werde ich vielleicht naturalisirt, und dann bleibt das Gut mir, und man wird auf meiner Visitenkarte lesen: ‚Moses Grünspecht, Bankier, Fabrikant und Gutsherr von Banesti.‘“

Diese süße Zukunftsmusik hatte auch heute Herrn Moses Grünspecht durch den Kopf gesummt in dem Augenblicke, da er die teppichbelegte Treppe im Herrenhof von Banesti hinaufstieg, und ein Abglanz dieser Zukunftsfreude lag auf seinem vollen Gesicht, als er sich, nachdem er Herrn Fortunat und Jonel begrüßt hatte, im weichen Lehnstuhl behaglich niederließ.

Herr Moses Grünspecht hatte die Gewohnheit, niemals gleich mit der Thür ins Haus zu fallen, er erkundigte sich zunächst um das Befinden der gnädigen Frau und des Fräuleins Florica, ließ sich einige Aufschlüsse über den Ausfall der Ernte geben, sprach sodann die Hoffnung aus, daß Jonel, den kennen gelernt zu haben er ein besonderes Vergnügen empfinde, in Bälde seine Advokatencarrière antreten werde, und beglückwünschte schließlich Herrn Fortunat zu dem glücklichen Ausgang seines Prozesses mit den Freisassen von Banesti. Nachdem er all dies sanft, freundlich und süß lächelnd gesprochen, machte er eine kleine Pause, zog aus seiner Rocktasche eine silberne Tabakdose hervor, drehte sich eine Cigarrette, und während er ein Streichhölzchen anzündete, sagte er leichthin:

„Und nun will ich zu unserer Sache übergehen, wissen Sie.“ Er lehnte sich im Lehnstuhl zurück und begann: „Als ich Ihnen, Herr Fortunat, vor vier Jahren gegen eine erste Hypothek auf Banesti dreimalhunderttausend Franken in Gold lieh, habe ich Ihnen, wissen Sie, einen großen Gefallen erwiesen, nicht wahr?“

„Ich gebe es zu,“ sagte Herr Fortunat.

„Seit zwei Jahren,“ fuhr Herr Moses Grünspecht fort, „seit zwei Jahren und drei Monaten haben Sie mir keine Zinsen gezahlt; ein anderer an meiner Stelle, wissen Sie, hätte Sie längst eingeklagt und die gerichtliche Versteigerung des Gutes verlangt, ich habe es nicht gethan, ich habe Ihnen damit bewiesen, daß ich Gefühl habe und Ihre Lage berücksichtige, nicht wahr?“

Herr Fortunat antwortete nicht, sondern starrte düster vor sich. Der Bankier ließ sich hiedurch nicht beirren, er fuhr ruhig fort:

„Wie Ihnen bekannt, habe ich alle Ihre Wechsel aufgekauft, das war wieder eine besondere Gefälligkeit, wissen Sie, denn hätte ich es nicht gethan, ein anderer hätte es gethan und, wissen Sie, Sie wären jetzt längst bankerott erklärt worden; aber ich muß endlich auch an meine Interessen denken, ich bin Familienvater und als solcher meinen Kindern verantwortlich, wissen Sie.“

„Sie haben vollständig recht,“ sagte Herr Fortunat.

„Es freut mich, daß Sie dies zugeben, und in Anbetracht dieser Umstände werden Sie es natürlich finden, wenn ich, nachdem ich so lange gewartet, mich gezwungen sehe, an Sie die kategorische Frage zu stellen, ob Sie diese Wechsel honoriren können?“

„Nein,“ preßte Herr Fortunat hervor.

„So muß ich Ihnen zu meinem Leidwesen mitteilen, daß ich, wissen Sie, nicht mehr lange warten kann; ich habe einige neue Geschäfte, die viel Kapital beanspruchen, ich kann nicht mehr lange warten, wissen Sie, ich lege aber niemand das Messer an den Hals, ich will Ihnen noch einen Monat, vor zwei, sagen wir noch drei Monate Frist gewähren, aber das ist alles, wissen Sie.“

„Und wenn ich Ihnen bis dahin nicht zahle?“ fragte Herr Fortunat, dessen Gesicht von einer Totenblässe überzogen war.

„Ich will diese Möglichkeit gar nicht in Berechnung ziehen.“

„Sie müssen, Herr Grünspecht, Sie müssen auf diese Eventualität sich gefaßt machen.“

Herr Grünspecht lächelte.

„Da werde ich eben gezwungen sein, die Angelegenheit meinem Advokaten zu übergeben, wissen Sie; es würde mir sehr leid thun, wenn es dazu kommen sollte, aber ich bin Familienvater, wissen Sie.“

Herr Moses Grünspecht erhob sich und verabschiedete sich lächelnd. Als sich die Thür hinter ihm geschlossen, herrschte eine Weile eine peinliche Stille. Herr Fortunat ging einigemale, schwer atmend, im Salon auf und ab, blieb dann vor Jonel stehen und sagte mit zitternder Stimme:

„Wenn ich diesem Juden binnen drei Monaten die hunderttausend Franken nicht zahle, so werde ich bankerott erklärt, ich kenne diesen glatten Schleicher, der hält Wort! Und weißt Du, Jonel, was es heißt, seinen ehrlichen Namen verlieren, von dem Gut, von dem Schlosse verjagt zu werden, die seit unvordenklichen Zeiten unserer Familie gehören?“ Er schlug sich in wilder Aufregung mit der Hand vor die Stirn. „Und nun wirst Du hoffentlich begreifen, Jonel, warum ich den Prozeß mit den Freisassen von Banesti gewinnen, um jeden Preis gewinnen muß!“

XIV.

Es ist eine schwüle Septembernacht, über den Himmel jagen zerrissene, regenschwere Wolken, durch welche hie und da ein Stern schimmert. Ab und zu fährt ein Windstoß durch die Kastanienbäume vor dem Landhause von Valeni, reißt einen Haufen fahlgelber Blätter mit sich und wirbelt sie den Bauern ins Gesicht, die vor dem Hause stehen, in die hell erleuchteten Fenster starren und von dem großen Ereignis, von der Trauung des Herrn Belisamali mit der getauften Jüdin, sprechen, die heute um fünf Uhr nachmittags in der Dorfkirche von Valeni stattgefunden hat. Die Fenster des Salons, dessen Glasthüre auf den Balkon hinausführt, sind

geöffnet. In der Glasthüre, hinter der schweren Damastportière halb versteckt, steht die Zigeunerin Paraskiva, die alte Haushälterin Balsamakis, und guckt staunend in den Saal, der von einem mit zahlreichen glitzernden Glasprismen behängten Lustre blendend erleuchtet ist. Die befrackten Herren, die lachend und plaudernd auf dem glatten Parket des Salons auf und ab wandeln, die auf den sammetgepolsterten Stühlen längs den blautapezirten, mit Goldleisten belegten Wänden sitzenden Damen in ihren reichen Toiletten, mit den wunderbaren Frisuren, mit den diamantbesetzten Broschen, den goldenen Armbändern, den blitzenden Ohrringen und den prächtigen Fächern — all dies schwirrt und flimmert vor den Augen der alten Zigeunerin; aber geradezu wie ein märchenhaftes Gebilde erscheint ihr Lea in ihrem weißen Atlaskleid, mit dem Myrtenkranz auf dem Haupt und mit der Flut von Goldfäden, die einer alten Tradition gemäß über ihre Schultern niederwallen. Paraskiva kann es nicht fassen, daß aus dem bleichen, hagern, kleinen Judenmädchen, das sie vor zehn Jahren in Begleitung ihres Vaters, des Hausierers Zilibi, zum erstenmal erblickt hatte, dieses schöne, stolze, prächtige Weib geworden. Sie starrt Lea und dann wieder Balsamaki an, der neben ihr steht und in dem Fracke noch dürrer erscheint als sonst, und es fliegen ihr dabei allerhand Gedanken durch den Kopf. Die alte Wahrsagerin, die Baba Gloantza, hatte es ihr erst heute gesagt: „So ein junges, blühendes Weib und so eine Vogelscheuche wie Balsamaki — das gibt kein glückliches Paar, paß auf, das nimmt ein schlechtes Ende!“ Und die Baba Gloantza hat recht, das Heiraten ist Sache junger, gesunder Menschen. Wer heiraten will, muß sich beizeiten versehen, er darf nicht warten, bis ihm der Schädel kahl und nackt wird, bis ihm die Wangen einschrumpfen, und wenn er es vor dreißig Jahren vergessen hatte, auf Freiersfüßen zu gehen, so hätte er es auch jetzt bleiben lassen sollen. Konnte er denn die paar Jahre, die ihm vielleicht noch gegönnt sind, nicht ruhig leben? Hatte sie ihm nicht gepflegt und gehegt wie eine Mutter ihr Kind — hatte er im alten kleinen Häuschen nicht glücklich gelebt? Wozu diese Pracht, diese Geldverschwendung, dieses prächtige Haus, dieser Salon mit den blinden Pfeilerspiegeln, wozu an eine getaufte Jüdin sich binden? Wenn er auf ihren Rat hätte hören wollen, so wäre all dies nicht gekommen, aber jetzt hat er die Bescherung, er hat sich von der Jüdin verhexen lassen, und ich soll nicht Paraskiva heißen, wenn er seine Narretei nicht bitter bereuen wird.

Während Paraskiva all dies halb dachte, halb murmelnd vor sich sprach, begannen aus einem Nebenzimmer, wo der Zigeunermusikant Grigore mit seinem aus sechs Mann bestehenden Orchester postirt war, die wehmütig-fröhlichen Weisen einer Hora zu erklingen; aber niemand denkt vorderhand an das Tanzen, die Gesellschaft ist nämlich soeben erst von der Tafel aufgestanden, und der französische Koch, der von Herrn Balsamaki aus der Stadt berufen und mit der Zubereitung des Festmahls betraut worden war, hat sich selbst übertroffen. Das Menü war vortrefflich, der Dragafaner Landwein köstlich und der beim Dessert kredenzte Champagner süperb. Und dieses vortreffliche Menü, der köstliche Landwein und der süperbe Champagner hatten die Gesellschaft in eine überaus animirte Stimmung versetzt, in der ihr vieles in einem ganz andern Licht als früher erschien. Man fand jetzt, daß Balsamaki ein wahrer Gentleman geworden, man lobte die geschmackvolle Einrichtung des Landhauses, man bewunderte Leas Schönheit, die Sicherheit und Ungezwungenheit ihres Auftretens — und die früher vielen unfaßbare Thatsache, daß Balsamaki sich zu dem gewagten Schritte habe hinreißen lassen, eine getaufte, arme Jüdin zu heiraten, erschien jetzt aller Welt begreiflich.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tod des Kronprinzen von Oesterreich-Ungarn.

Mit Originalzeichnungen unserer Wiener Spezialartisten.

Seitdem amtlich festgestellt worden, auf welch erschreckende Weise das Leben des Kronprinzen Rudolf geendet, erübrigt nur, der Umstände zu gedenken, die der erschütternden Katastrophe unmittelbar folgten. Als man am Morgen jenes unglückseligen 30. Januar, der in weiten Kreisen Oesterreichs für immer schwarz angezeichnet ist, den Kronprinzen tot in seinem Schlafzimmer zu Meyerling gefunden, traf man, um trotz des hoffnungslosen Augenscheins nichts unversucht zu lassen, sofort Anstalt, mit der denkbar größten Schnelligkeit einen Arzt zur Stelle zu schaffen. Sedaux übernahm es Graf Hoyos, die entsetzliche Nachricht in die Wiener Hofburg zu bringen. Er fuhr in seinen Jagdkleidern, wie er stand und ging, von Meyerling nach Baden, erreichte noch den gerade dort haltenden Schnellzug und fuhr schleunigst in einem Fiaker in die Burg. Er ließ im Schweizerhofe halten und stürmte hinauf zur Kaiserin, um der erhabenen Frau, nun der unglücklichsten Mutter, die entsetzliche Kunde zu überbringen. Was die hohe Frau gelitten, als sie die Trostnachricht empfing, wie sie, von ungeheurem Schmerze überwältigt, niederbrach, als sie alle näheren Einzelheiten erfuhr, das vermag keine Feder zu schildern.

Die Kaiserin selbst war es, die das Entsetzliche ihrem kaiserlichen Gemahl mitteilte. Beide Majestäten übernahmen dann gemeinsam das schwere Amt, der Kronprinzessin Stephanie die Nachricht zu übermitteln, die ihr Lebensglück grausam zertrümmerte.

•

Es war 6 Uhr abends, Mittwoch den 30. Januar, als der Badener Bahnhofperron abgesperrt wurde. Die Leiche des Kronprinzen war unterwegs von Meyerling nach Baden, von wo aus sie in einem Sonderzuge nach Wien befördert werden sollte. Auf dem Bahnhofe hatten Graf Orsini-Rosenberg, Flügeladjutant des Kaisers, zuletzt beim Kronprinzen gegeilt, und Hauptmann v. Giesl, Ordonnanzoffizier und Adjutant des Kronprinzen, sich eingefunden; ihnen gesellten sich später zu: Prinz Philipp von Koburg, der Schwager des Verblichenen, noch immer in Jagdkleidern, Graf Bombelles, der Oberststallmeister des Kronprinzen, und Hofburgpfarrer Maier.

In tiefster Ergriffenheit harrte die Gesellschaft, bis die Leiche endlich nach Mitternacht von Baden abgehen konnte. Nach 1 Uhr nachts traf sie auf dem Wiener Südbahnhofe ein, wo sie von dem Trauergefolge vom Oberststallmeister des Kaisers, dem Prinzen zu Hohenlohe, erwartet wurde. Der Sarg ward auf den bereitstehenden Trauerwagen gehoben. Gardereiter ritten zu beiden Seiten desselben, sodann ging die nächtliche Fahrt durch die Belvederelinie über die Heugasse, Schwarzenbergbrücke, Ringstraße in die Hofburg. Trotz der späten Nachtstunde waren die Straßen, durch welche der Zug sich bewegte, von der teilnehmenden Bevölkerung dicht besetzt. Lautlose Stille überall, nur das Gerassel des Totenwagens und der Wagen des Gefolges, sowie die Hufschläge der Pferde waren hörbar.

In einem Cerclezimmer neben dem großen Speisezimmer des Kronprinzen wurde die Leiche aufgebahrt. Sie ward auf ein Bett gelegt und mit einer Decke verhüllt, auf welcher Maiglöckchen, Veilchen und Rosen, die Lieblingsblumen des Verstorbenen, hingestreut lagen. Der rührende Blumengruß war von der Hand der Kronprinzessin dahin gebettet worden.

Der Verblichene schien im tiefen Schlaf zu ruhen. Die Züge waren mild, ruhig und heiter. Sie verrieten nichts von einem schrecklichen Todeskampf.

Ein um den Kopf geschlungenes Tuch verhüllte die Wunde.

Ueber den Sektionsbefund veröffentlichte das Amtsblatt folgendes:

„Bei der mit Beobachtung der gesetzlichen Normen und von den hiezu gesetzlich berufenen medizinischen Fachmännern am 31. Januar 1889 in der k. k. Hofburg zu Wien vorgenommenen Sektion der Leiche Sr. k. k. Hoheit des durchlauchtigsten Kronprinzen Rudolf ist auf Grund des protokollarisch aufgenommenen Sektionsbefundes ein mit der Unterschrift der funktionirenden Aerzte beglaubigtes Gutachten abgegeben worden, welches wörtlich lautet wie folgt:

1. Se. k. und k. Hoheit der durchlauchtigste Kronprinz ist zunächst an Zertrümmerung des Schädels und der vorderen Hirnpartien gestorben.

2. Diese Zertrümmerung ist durch einen aus unmittelbarer Nähe gegen die rechte vordere Schläfengegend abgefeuerten Schuß veranlaßt worden.

3. Ein Schuß aus einem Revolver mittleren Kalibers war geeignet, die beschriebene Verletzung zu erzeugen.

4. Das Projektil wurde nicht vorgefunden, da es durch die über dem linken Ohr konstatirte Ausschußöffnung ausgetreten war.

5. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Se. k. und k. Hoheit sich den Schuß selbst beigebracht hat und daß der Tod augenblicklich eingetreten ist.

6. Die vorzeitige Verwachsung der Pfeil- und Kranznaht, die auffällige Tiefe der Schädelgrube und der sogenannten ‚fingerförmigen Eindrücke‘ an der inneren Fläche der Schädelknochen, die deutliche Abflachung der Hirnwindungen und die Erweiterung der Hirnkammer sind pathologische Befunde, welche erfahrungsgemäß mit abnormen Geisteszuständen einherzugehen pflegen und daher zur Annahme berechtigen, daß die That in einem Zustande von Geistesverwirrung geschehen ist.

Hofrat Dr. E. Hofmann m. p., Professor der gerichtlichen Medizin.

Professor Dr. Hans Kundrat m. p., Vorstand des Pathologisch-anatomischen Instituts, als Obduzent.

Professor Dr. Hermann Widerhofer m. p., k. k. Leibarzt.

Vom Oberststallmeisteramte Sr. k. und k. apostolischen Majestät.“

•



Graf Hoyos überbringt die Todesnachricht in die Burg (Ankunft im Schweizerhof).

Nach einer Skizze unserer Spezialartisten Theodor Breidwieser.

Nach der Obduktion wurde die Leiche in dem ehemaligen Schlafzimmer des Kaisers Franz I. aufgebahrt. Dort wurde das die Wunde bedeckende Tuch entfernt, und so war es unseren Spezialartisten möglich, das getreue Totenbildnis mit der Wundstelle aufzunehmen.

Am Sonntag abend um ½10 Uhr wurde die Leiche, nachdem der Hofpfarrer, Prälat Dr. Laurenz Mayer, sie eingesegnet, in das ganz schwarz ausgeschlagene Hofkirche übertragen. In der Mitte derselben erhob sich das hohe, schwarze Trauergerüst, nur die Stelle, auf welcher der Sarg stand, bedeckte ein Goldstoff. Oberhalb des Trauergerüstes war ein freischwebender schwarzer Baldachin angebracht. Auf schwarzen Sammetpolstern lagen die kaiserliche Prinzenkrone, der Erzherzogshut, der Generalshut mit dem Säbel sowie die zahlreichen Orden des verblichenen Kronprinzen. Rings um das Trauergerüst brannten auf hohen Kandelabern drei Reihen Kerzen. Kränze bedeckten den Sarg und seine Umgebung.

Am nächsten Morgen strömte durch alle Straßenzugänge eine ungeheure Menschenmenge heran. Viele Tausende standen da im dichtesten, geradezu lebensgefährlichen Gedränge. Stunde um Stunde verrann, und das Gedränge wurde immer beängstigender. Nur ein geringer Teil der unabsehbaren Menschenmenge konnte Zutritt finden.

Die freiwillige Rettungsgesellschaft war mit ihrem ganzen Park ausgerückt und hatte erschreckend viel zu thun. Es gab in dem furchtbaren Gedränge viele, zum Teil schwere Verletzungen und ungählige Ohnmachtsfälle.

Dasselbe wiederholte sich am Tage der Beisetzung, Dienstag, den 5. Februar. Auch diesmal war es nur wenigen von den zahllos Herbeigeströmten beschieden, etwas von der Trauerfeier zu erblicken. Sämtliche Straßen, welche zu dem Wege führten, den der Trauerzug zu durchschreiten hatte, waren an allen Zugängen durch einen dichten Kordon von Militär- oder Polizeimannschaft abgeschlossen. Infolge dieser wohlorganisierten Vorkehrungen war denn auch jede Störung der ernsten Trauerfeier vermieden.

Im inneren Burghofe selbst hatten höchstens zweihundert Personen Aufstellung genommen. Alle Zugänge zur Burg waren durch ein Militärspalier abgeschlossen.

Wenige Minuten vor 4 Uhr fuhr der Kaiser mit der Erzherzogin Gisela in geschlossenem Wagen zur Kirche. Als man den Kaiser erblickte, den Alter Augen suchten und der die sich tief verbeugende Menge grüßte, blieb kein Auge trocken. Schlag 4 Uhr ertönte Glockengeläute von allen Kirchtürmen, anzeigend, daß die Leiche des Kronprinzen von dem Schauplatze herausgehoben wurde. Hof- und Burgpfarrer Mayer begann unter großer Assistenz die irdischen Ueberreste des Thronfolgers nochmals ein, worauf der Sarg in den Schwarzekostümbetreten und auf den mit sechs Schimmeln bespannten Leichenwagen gehoben wurde. Dann setzte sich der Leichenzug in Bewegung. Zwei Züge Windischgrätzhusaren, verschiedene Hofwagen und Hofequipagen zu Pferde eröffneten ihn. In einem mit sechs Rappen bespannten Hofwagen saßen Oberstleutenant Graf Orsini-Rosenberg und Hauptmann Baron Giesl, hinter welchen, gleichfalls in einem sechsspännigen Hofwagen, Oberststallmeister Vizeadmiral Graf Bombelles folgte. Dann kam der Leichenwagen, zu dessen beiden Seiten vier Leibkakiers und vier Edelknaben, letztere mit brennenden Wachsfackeln, schritten. Leibgarden zu Fuß und zu Pferd bildeten die äußere Begleitung. Ein kombiniertes Bataillon beschloß den Zug, der sich in ziemlich raschem Schritt über den Burg-, Michaeler- und Josefsplatz und durch die Augustiner- und Tegetthoffstraße zu den Kapuzinern auf den Neuen Markt bewegte. Die Hof- und Staatswagen, der Stadtkommandant, die Geistlichkeit und die Präsidenten aus den Parlamentsgebäuden, die sich schon früher in der Augustiner-Hofkirche versammelt hatten, stellten sich an die Spitze des Leichenzuges, als derselbe den Michaelerplatz betrat, und schritten ihm bis zur Kapuzinerkirche vor.

Während der Zug in Bewegung war, präsentierte das Militär unter dem Geläute der Glocken das Gewehr, und alles entblößte die Häupter.

In der Nähe seiner Großeltern, des Erzherzogs Franz Karl und der Erzherzogin Sophie, unweit des unglücklichen Kaisers Maximilian von Mexiko, wurde in der Kapuzinergruft der Sarkophag aufgestellt, der die irdische Hülle des Kronprinzen Rudolf birgt.

Die Kapuzinerkirche war ganz mit schwarzem Tuch bekleidet. In der Mitte des Schiffes befand sich der niedrige, mit Goldbrokat überzogene Katafalk für den Sarg, den zehn silberne Kandelaber mit hohen Wachskerzen umstanden.

Vor Ankunft des Hofes gab Oberzeremonienmeister Graf Hunyady, auf den Stufen des Presbyteriums stehend, durch dreimaliges Aufstoßen mit seinem Stabe das Zeichen, daß die Mitglieder des kaiserlichen Hauses und die fremden fürstlichen Persönlichkeiten im Begriffe seien, einzutreffen. Feierliche Stille herrschte in der Kirche. In der kleinen Pforte neben dem Altar erschien zuerst der Kaiser, die Königin Maria Henriette am Arme führend, die unter dem dicht herabwallenden schwarzen Schleier eine weiße, goldgestickte Haube als Abzeichen der tiefsten Trauer trug. Ihr folgte König Leopold in der Oberstenuniform seines österreichischen Regiments; er schien so tief erschüttert zu sein, daß er beim Herabschreiten über die Stufen des Presbyteriums sich an der Balustrade desselben anhalten mußte. Dann kamen die bayerischen Herzoge, die Erzherzoge und Erzherzoginnen, letztere von schwarzen Schleiern dicht verhüllt. Mit Ausnahme der durch Krankheit verhinderten Erzherzoge Leopold und Josef waren alle Mitglieder des kaiserlichen Hauses anwesend.

Der Kaiser hat sich unter dem schweren Schicksalsschlage, der ihn getroffen, die ungeheure Haltung und den festen Gang bewahrt. Aber sein bleiches Antlitz ist gramerfüllt, deutlich sind in demselben das Leid und der Kummer der letzten Tage zu lesen, und der Blick der Augen scheint, obwohl wie früher alles beobachtend, doch für die Dinge der Außenwelt unempfindlich zu sein.

Der greise Kirchenfürst der Wiener Diözese, Kardinal Dr. Ganglbauer, besprengte die Bahre mit Weihwasser und segnete die Leiche des Kronprinzen ein. Nun ward die Bahre wieder gehoben, der Verewigte trat seine letzte kurze Fahrt an. Zum erstenmale, seit Habsburgs fürstliche Sprossen in der Gruft der Kapuziner bestattet werden, wurde von dem Ceremoniell, nach welchem die erlauchten Leidtragenden, wenn der Sarg durch die Pforte der Gruft getragen wird, wieder die heiligen Räume verlassen, Umgang genommen. Der Kaiser folgte dem Sarge des Toten. Festen Schrittes trat der Monarch in den Gruftgang; nach ihm die Erzherzoge und die obersten Würdenträger. Der Sarg wurde im Grabgewölbe des Ordenshauses auf einem Trauergerüst niedergestellt. Kardinal Ganglbauer segnete den Leichnam nochmals ein.

Und nun ereignete sich eine Scene, wie sie ergreifender nicht gedacht werden kann. Der Kaiser, der auf dem Wege durch die Gruftgänge, mit sich selbst mächtig ringend, nach Fassung bewahrt hatte, eilte, von dem namenlosen Schmerze sichtlich überwältigt, an den Sarg, kniete an den Stufen des Trauergerüstes nieder, bedeckte das Antlitz mit der Hand und begann bitterlich zu weinen. Schneller als die im tiefsten Innern erschütterten Zeugen des Vatersschmerzes gewann der Kaiser die Ruhe wieder, drückte einen Kuß auf das Bahrtuch, faltete die Hände und sprach, während die heißen Thränen aus den Augen flossen, ein inbrünstiges Gebet.

Nach dem durch Jahrhunderte geheiligten Herkommen wurde die sterbliche Hülle dem Oberhofmeister dem Guardian der Kapuziner übergeben. Vor dem zum letztenmale gebrauchten Sarge antwortete der Mönch auf die Frage des Fürsten Hohenlohe: „Erkennst Du hier in diesem Verblichenen den durchlauchtigsten Kronprinzen Rudolf?“ mit den Worten: „Ja, der hohe Leichnam weist bei uns weil verwahrt sein.“

Der Kapuzinermönche, der letzte Hofstaat des Kronprinzen, trugen ihn dahin, wo er für immer ruhen wird. Schweigend und wieder ganz gefaßt und aufgerichtet verließ der Kaiser den Ort der Trauer, aber bei der Pforte wendete er sich noch ein letztesmal um, einen Abschiedsblick werfend auf die düsteren Mauern, in denen nun für immerdar seine schönste Hoffnung eingekerkert ist.

Die Kaiserin, die Kronprinzessin-Witwe Stefanie und die Erzherzoginnen Gisela und Marie Valerie waren, von namenlosem Schmerz gebeugt, unverwandt, der ergreifenden Trauerzeremonie in der Kapuzinerkirche anzuwohnen. Sie begaben sich in dem Augenblicke, da der Sarg auf den Leichenwagen gehoben wurde, in die Josefskapelle und knieten dort lange im inbrünstigen Gebet.

Literatur

— **Ein beziehungsvolles Traumbild** ist es, das dem Wilhelm Jensenschen Roman: „Anneliese“ zur Einleitung dient. Der Träumende sieht an weißen Meeresstrand drei nackte Wesen auf den Abendwolken eines gewaltigen Hünengrabs sitzen. Nach ihrem Thun befragt, erwidert die eine von ihnen, eine hohe, tiefernste Gestalt mit schwarzem Haar und schwarzer Tracht: „Ich scheere die Einigkeit des Lebens.“ Die zweite, deren erschütternder Ruf lose im Winde flattert, sagt mit einer Stimme, die an den Ton einer zerspringenden Glocke gemahnt: „Ich störe die Richtigkeit des Lebens,“ während die dritte, von jeder Norne und tiefem Leid zugleich durchbebt, die Zwiespältigkeit des Lebens schaut. Diese drei Lebensanschauungen sind es denn auch, die der Roman in seinen Hauptgestalten zum Austrag bringt. Ein tiefer, sittlicher Ernst und eine eigenartige Lebenspoesie durchziehen das ganze reichgegliederte Romangewebe und verleihen ihm neben dem Reiz der stetig sich entwickelnden Handlung einen bedeutsamen Gehalt. Auf einer friesischen Insel spielend und in die Zeit der Befreiungskriege durch das erste französische Kaiserreich hineinreichend, zeigt er ein buntes, wechselvolles Gepräge in Kampf mit Menschen und Elementen, aus dem eine schöne, in zwei seltsam gearteten Herzen lange Zeit verschlossen gehegte Liebe sich siegreich ans Licht herumringt. So mannigfaltige Triebfedern zusammen, um ein Werk von packender Bewegung und dabei von einer Einheitlichkeit der dichterischen Anlage zu bilden.

— **Johanna Ralz** ist Meisterin in der Verschmelzung der sinnlichen Töne mit dem der begeisterten Liebe zum teuren Vaterland. Diese Liebe in den jugendlichen Herzen zu entzünden und zu nähren, ist auch ihr jüngstes Werk dieser Art: „Jung-Deutschlands Huldigung, neue vaterländische Dichtungen zum Schulgebrauche patriotischen Festgedächtnis“ (Düsseldorf, Fest Vogel, in hohen Ehren gezeigt. Wie in der Schule, so werden auch in der Heimat, wo man mit geringem Aufwand und ohne übergroße Mühe den Kleinen eine echt deutsch gesinnte Festfeier bereitet, ihre jungen Gemüter mit mächtig heimatlichen Klängen zum Schwingen und Klingen bringen, diese zur Aufführung trefflich geeigneten Kinderfestspiele hochwillkommen sein.

— **Eine umfangreiche und geistvoll geschriebene Studie** stammt aus Sigmar Mehring in dem Werkchen „Der Reim“ (Berlin, Mehring). Der Autor geht auf den phonetischen Standpunkt und behandelt den Reim aus seinem Stoff. Nach der einleitenden Geschichte des Reims erläutert er die Stellung des Reims bei unseren Dichtern, dann das Verhältnis zwischen Reim und Sprache, letzteres in zwei Abteilungen: beim Anlaute der lateinische, italienische und spanische, der französische und englische Reim — und bei uns in den Ablautreihen Reim und Abklang, der deutsche Reimsucht, und die Reimfreiheit. Das Werkchen ist in lebhaft und anziehend geschrieben, daß es eine höchst belehrende, anregende Lektüre an und für sich gewährt und sicher ein größeres Publikum finden wird, als derartige Veröffentlichungen sonst sich zu erringen pflegen.

— **Die Wissenschaft hat sich jetzt dauernd in die Haushaltung eingedrängt** und notwendig in der Küche ihren Sitz gefunden; niemand haben in neuester Zeit auch die Kochbücher so anderen Ansehen genommen, und die Zahl der neuen Erscheinungen ist darnach; die Kochbücher treten ernsthafter, gediegener auf und sind hygienische Lehrbücher der Kochkunst geworden. In den besseren neuen Erscheinungen dieser Art gehört unstreitig das „Buch der Küche“ von Hedwig Heyl (Berlin, Heyl), das ein ausgezeichnetes Lehrbuch für junge Mädchen, junge Frauen und fortgeschrittene Köchinnen bildet und gewiß als praktisches Geschenkwerk sehr gern in Empfang genommen wird. Besonders wird bei diesem Buche der Preisberechnung jedes Gerichtes willkommen sein, die bis ins kleinste sorgfältig angeführt ist.



Bühne.

— **Nach dem Lessingtheater hat Paul Heyse nunmehr auch** auf der königlichen Bühne in Berlin wieder einmal die Gunst des Publikums auf die Probe gestellt, und auch diesmal ist sie, die ihm hier schon so oft den Lorbeer reichte, ihm hold gewesen. Sein Stück: „Der Weltverbesserer“, ein Zeitstückspiel im Stile der „Quitzows“ von Wildenbruch, wenn auch nicht so markig in der Wirkung, hat einen guten Erfolg erzielt. Die Zuschauer hatten ihre Rechnung gefunden und riefen wiederholt nach dem nicht anwesenden Dichter. Heyse sei einen sehr denkwürdigen Vorwurf erwähnt: die Einwohnerschaft der durch einen Krieg erregten Furcht der Bewohner einer kleinen rheinisch-westfälischen Stadt, auf deren Thun und Verhältnisse im Jahre 1849. Einfluß gewinnt Hader — es ist ein Jahr seit dem verhängnisvollen Frieden verflossen — hat die Gemeinde in drei getrennte, einander feindlich gegenüberstehende Heerhaufen geteilt, die einander schelten, wo sie können. Als es wieder einmal einen Krawall gibt, da verhaftet er der alte biedere Kenner der Natur und ihrer Geheimnisse angesehene Doktor Cornelius mit dem Ziegler des Aberglaubens. Er damit den Einwohnern an, daß die Welt untergehen werde — der Komet bezeugt es — und daß es Zeit sei, sich zu versöhnen, um mit einem gemeinsamen Gebeten vor den Weltenrichter zu treten. Die Wirkung dieser Prophezeiung ist anfangs eine verblüffende, aber bald macht sie sich in verschiedener Weise geltend: in der Verzweiflung und aus Gleichgiltigkeit gegen das Leben werden überall Torheiten verübt. Eine Bande stürzt sich ins Wasser, eine Meute will keine Medizin mehr nehmen und stirbt, und so geht es fort. Dazu kommen noch allerlei kleine Bübereien, da es doch sein könnte, was geschieht. Nur einem Liebespaar ist das Verhängnis dennoch nicht gleichgiltig. Die Tochter einer Schwester des verhafteten und früher sozialen Pfarrers Ohnder, dessen Vater ein Kaufherr war, und die daher von ihrem Onkel samt der ganzen Familie seit fünfzehn Jahren mit unverdientem Haß behandelt wird, hat für den Sohn Ostendorfs Liebe gefaßt und teilt die Ansichten so weit, sich mit diesem heimlich treffen zu lassen. Ohnder glaubt an den Weltuntergang, weil er auf der Offenbarung Johannis die Bestätigung entnimmt. Und als er und die anderen dem Tode Geweihten an verhängnisvollen Tage morgens auf der Straße ihr Ende erwarten, da zieht ein mächtiges Gewitter auf und scheint die Prophezeiung wahr werden zu wollen; aber nachdem es ausgetobt hat, erglänzt die Sonne und der heitere Tag zeigt sich in seiner ganzen Schöne. Während dessen haben der pflichtvergessene und der leichtsinnige Pfarrer in Voraussicht des nahenden Unheils sich beim Zusammentreffen auf dem freien Platz an der Kirche verspätet und ihrem Beispiel sind die Ihrigen nicht gefolgt. Als man sich dem Aufregen der Scene erkennt, daß die Welt durchaus noch nicht Miene macht, unterzugehen, fällt alles auf die Kniee und kennt sich des neu geschenkten Lebens und des Friedens. Die jungen Leute entdecken ihr Geheimnis und erlangen Verzeihung. Auch die feindseligen Brüder sind sich wieder gut geworden. Als man sich dem Aufregen der Scene erkennt, daß die Welt durchaus noch nicht Miene macht, unterzugehen, fällt alles auf die Kniee und kennt sich des neu geschenkten Lebens und des Friedens. Die jungen Leute entdecken ihr Geheimnis und erlangen Verzeihung. Auch die feindseligen Brüder sind sich wieder gut geworden. Das Stück ist in den Volksszenen sehr lebendig und gefällt gestellt; auch manche humoristische Einflechtung gefällt, mancher dramatische Effekt gelungen inszeniert. Aber freilich fehlt der dramatische Faden, die Geschlossenheit und Einheitlichkeit der Handlung. Was man früh von Ungeheuern, die trotz der vielen tödlichen Schüsse des Interesse so keiner recht Kaltblütigkeit kommen lassen. — Das Trauerspiel „Alexandra“ von Richard Voß, das in der nämlichen Woche im Nationaltheater zur Aufführung gelangte, hat deshalb schon nie früher an anderen Bühnen einen vollen Erfolg davongetragen. Voß ist eine jener tief in die Geheimnisse des Menschenherzens eindringenden Naturanlagen, die sich nicht scheuen, ein schweres Problem dramatisch in Angriff zu nehmen und mit Hebbelscher Ursprünglichkeit, aber mit Hebbelschem Ideenreichtum zum Austrag zu bringen. Sein Stoff ist daher freilich in der Regel nicht für unreife Gemüter. In „Alexandra“ behandelt er insbesondere die Frage, ob die Liebe eine Kindesunfreiheit, die im Frühjahr getötet hat, wieder zu Leben bringen kann, und er antwortet mit einem vollkommenen, tragischen: „Nein!“ Das Stück wimmelt von packenden Streiflichtern. Voß liebt es, gerade das Abseitigste, Grausigste zu suchen; freilich gelingt ihm dies nicht immer, so muß kann wohl sagen, daß er eigentlich stets den Nagel auf

einer Menge Fragezeichen erklärt. Aber er ist interessant und charfsinnig, wenn er auch nicht durchweg überzeugt. Und so wird denn wohl dies Stück, das von echter Dichterleidenschaft durchglüht ist und eine geradezu empfindende Frauenseele feinfühlig schildert, überall eine reizvollste Aufnahme finden, wo man sich seinen außerordentlichen Schönheiten nicht mit Gewalt verschließt. Es ist nach dem Roman „Vergelt" des nämlichen Verfassers gearbeitet, und man muß gestehen, daß hier einmal dieser Umarbeitungsprozeß besser gelungen ist als in den meisten ähnlichen Fällen. Jedenfalls wird das Drama noch lange die hauptsächlichsten Theatergespräche bilden. Jedenfalls Heute aus München hat die Titelrolle mit dämonisch-glutvoller Leidenschaft verkörpert und sich als eine Tragödin von bedeutender Begabung erwiesen.

— **Unter den Kavalieren, die andermärts im Laufe der letzten** Wochen das Licht der Bühnen erblickten, trat von besonderem Interesse die romantische Opfingsarbeit des gefeierten Königlichen Dichterin Carmen Sylva, der Einakter „Dämmerung", dessen erste Aufführung die Hofbühne in Weimar brachte. Die Berfasserin hat einen Stoff gewählt, der wohl geeignet ist, das Interesse zu erregen. Graf Harald ist in den Kreuzzug gezogen: sein junges, schönes Weib, Gräfin Oda, harrt seiner sehnsuchtsvoll daheim. Er sehnt nicht wieder: statt seiner kommt Mabjed in die Burg — ein arabisches Mädchen, das ihr Vaterhaus in Palästina geraubt, seine lange Liebe gewonnen hat und nun zu Oda kommt, um den Sterbenden gelendet, die Kunde seines Todes zu bringen und ihm die Verzeihung der Gattin zu erflehen. Gewaltige Seelenkämpfe erschüttern Oda. Trauer um den Tod des Gemahls, Hoss über seine Untreue, Eifersucht auf Mabjed erfüllen ihr Herz, bis zuletzt die stille Sanftmut, die Reinheit der Empfindungen dieses einfachen Naturkindes, das trotzdem mit der edlich entwickelten Intuitivkraft Oda's kontrastirt, den Sieg davonträgt und Oda sie an ihr Herz zieht, ihr und dem Gemahl verzeihend. Die dichterischen Eigenschaften Carmen Sylvas kommen auch in dieser Arbeit zur schönen Geltung: Phantasie, Kraft der Charakteristik, warme Leidenschaft, Schwung der Sprache. Aber die dramatischen Eigenschaften sind in der Dichtung leider nicht in genügendem Maße vorhanden, es fehlt an Handlung, und der Stoff bietet zu viele Anknüpfungen, um dem Stück einen durchschlagenden Erfolg auf die Bühne zu sichern. — Noch viel weniger konnte sich ein neuestes Erstlingswerk eines bisher noch ganz unbekannten Dichters den Beifall des Publikums erringen, das vieraktige Trauerspiel „Thassilo" von Horst von Gumppenberg, welches zum erstenmal im Münchner Residenztheater aufgeführt wurde. Die Handlung spielt an der schwedischen Südküste im Herbste des Jahres 1160. König Erich IX. irrt, von seinem Throne verstoßen, durch das Land. Nur wenige sind ihm treu geblieben, unter ihnen der alte Stromkönig Thassilo, der dem Verbannten seine Hütte als Asyl anbietet und ihn unter den gewaltigen Schutz seines mächtigen Schwertes stellt. Sigurd hat eine Schwester, Gina, ein zärtliches, feuriges Weib, welcher der Vater volle Freiheit in ihren wogenden Gefühlen zukommen läßt. Ein interessanter junger Abenteurer, Hagne Halvand, hat sich trotz der Abmahnungen der Ältesten ganz in die Besitzungen eingeschlichen und bemächtigt sich mit dämonischer Gewalt Gina's, die verlobt ist mit dem Thronerben des Königs, auf dessen Kopf ein Preis von 100 Mark Silber gesetzt ist, und flieht mit ihrem Verführer, nachdem ihr Bruder, der als treuer Schützer seines Herrn fällt, sie verflucht hat. Ihr alter Vater durchirrt, sie suchend, die Wälder und findet endlich seine verlorene Tochter. Sie erzählt ihm ihre Schande und ihren Verrat, worauf er sie auf ihre Bitten und Flehen stößt, während er selbst, wahnsinnig, an Alter zusammenbricht. Dieses kühn angelegte, stimmungsvolle Stück leidet an den größten Unwahrscheinlichkeiten; namentlich tritt die krasse Unnatur des letzten Aktes alle Tatsachen, die eines den handelnden Personen nach geblieben sein konnte. — Etwas freundlicher wurde das neue historische Lustspiel in Versen, „Die Hofnerschwestern" von O. Girardi bei seiner ersten Aufführung im Dresdener Hoftheater aufgenommen, obgleich viele verfehlte, verwirrende Hofintrigen auch starke Zumutungen an die Verdauungskraft des Publikums stellt. Der Inhalt ist kurz folgender: Die verwitwete Schwägerin des Kurfürsten von Brandenburg, Prinzessin Ursula, geborene Prinzessin Radziwill, eine schöne, junge und reiche Frau, aber von schwankendem Charakter, verläßt sich mit drei Kavalieren von Polen. Ihr viele Verbindung jedoch wieder auf, als der Pfalzgraf Karl von Heidelberg nach Berlin kommt, den sie ernstlich liebt. Viele ränkevolle Intrigen drohen aber für die Prinzessin von tödlich unangenehmen Folgen zu werden, denn sie hat im Ehekontrakt mit dem Polen auf alle ihre polnischen Besitzungen verzichtet, im Falle die Ehe nicht geschlossen werden sollte. Da tritt die Hofdame Hetin in die Handlung ein, bittet sich das fatale Schriftstück zur Durchsicht aus, der polnische Unterhändler gibt es ihr auch unbegreiflicherweise, und sie zerreißt es. Das unglaublichste aber ist, daß der Kurfürst, den doch die Sache am nächsten angeht, von all diesen Intriguen nichts erfährt, sondern sich schließlich mit Gina fast zwangsweise zusammen gehen muß. Und das soll hier in Berlin geschehen sein! — Das Hamburger Thaliatheater hatte auch seinen vollen Erfolg zu verzeichnen mit seiner Novität „Familie Gunther", Poesie und Prosa in vier Akten von L. Treptow und G. Hermann. Das Stück hat zwar entschieden recht gute Eigenschaften. Der Anlage und Farbe nach ist es ein gutes Volksstück, die Umgestaltung zur Posse ist den Verfassern aber nicht recht gelungen, deshalb war auch die Aufnahme nur eine getheilte. Die Handlung schildert die Verkommnisse in der Familie eines ehemaligen Instrumentenmachers, dessen Töchter, auf Kosten rascher Verwandlung in einem vornehmen Pensionat erzogen, sich bei ihrer Heimkehr ihren Eltern zu schämen beginnen. Den dem reichen Onkel in unsere Familie aufgenommen, kennt diese jedoch die Herzlichkeit und den Edelmuth des deutlich verletzenden „vornehmen" Schwiegersohnes bald genug kennen und die ehelichen Bestrebungen eines um sie werbenden, bisher verschmähten Jugendfreundes schätzen, so daß sie nach kurzer Zeit beschämt und gebessert ins Elternhaus zurückkehrt und alles sich in Wohlgefallen auflöst. — Schließlich — ohne daß jetzt es zu leugnen nicht — ist auch noch eine neue dreiaktige Operette zu erwähnen: „Der Schleifsteiger", nach einer Idee des Stücks von Ludwig Held und Benjamin Schier, Musik von Eduard Kremser, dem bekannten Dirigenten der Wiener Männergesangvereine. Die Novität fand ihre erste Aufführung im Theater an der Wien eine sehr freundliche Aufnahme. Die Handlung spielt in Portugal zur Zeit, wo das Land unter spanischer Knechtschaft schmachtete; die portugiesischen Patrioten betreiben den Herzog von Alba zur Hinrichtung, aber es gilt, einen Vorreiger zu finden, der, um die Feinde irre zu führen, so lange den König spielt, bis der wahre König mit Sicherheit erscheinen kann, und diesen Schmalzing abgegeben, wird, weil er dem echten sprechend ähnlich, der Schleifsteigerliebe Charles in Cyprus gewinnt, der Hässlich, nachdem er seine Mehrerschaltungen getan, in die Schleifsteigerstadt zurückkehrt. Die Musik bewegt sich in anmutigen, zuweilen heiteren Weisen; namentlich ausgezeichnet sind die Chöre, die den meisten Operetten in dieser Beziehung fehlen.

— **Das königliche Hoftheater in Stuttgart hat L. Tiecks** verjüngtes, ganz an die Art der alten Spanier erinnerndes Schauspiel „Octe Liebe" zu erfolgreicher Aufführung gebracht. Das zierliche Gefüge der Handlung, die rasch sprudelnd durch spannende Verwicklungen all dahinrollt durch die Anmut der einzelnen Situationen nicht, die reizvollen Verse und die gelungene Darstellung, um die Fräulein Dumont als Katharina sich ein Hauptverdienst erwarb, vereinigten sich, um den Erfolg zu einem lebendigen und nachhaltigen zu gestalten.

Kultur und Wissenschaft.

— **Der deutsche Sprachverein hat vom preußischen Kultusministerium**, an das er sich mit einer Eingabe gewendet hatte, ein Antwortschreiben erhalten voll der größten Teilnahme für die sprachlichen Bestrebungen des Vereins und der Zusicherung, daß die preußischen Schulbehörden es als teilige Pflicht ansehen werden, den Kampf für die Reinheit unserer Muttersprache mit aller Kraft zu unterstützen. Der Vorstand des deutschen Sprachvereins Professor Kluge in Braunschweig gesandt, sich mit ähnlichen Eingaben auch an die übrigen deutschen Kultusministerien zu wenden.

— **Der Prinzregent von Bayern hat dem Germanischen** Museum in Nürnberg 15,000 Mark zugebilligt in fünfjährigen Ratenzahlungen von 3000 Mark und daran die Bedingung geknüpft, daß diese Gelder zu Anschaffungen verwendet werden, die sich auf die Geschichte des Hauses Wittelsbach beziehen. — Einen weiteren Beweis fürstlicher Huld hat das Germanische Museum zu verzeichnen in der Anlage Kaiser Wilhelms II., daß die jährliche Unterstützung, welche der Verein aus der preußischen Kulturstiftung bisher gewährt wurde, unter seiner Regierung fortdauern werde.

Sport.

— **Die Trabrennbahn, welche in Baden-Baden auf dem** sogenannten Klemmplatze zu Affalterin angelegt werden sollte, gelangt nun doch nicht zur Ausführung. Der internationale Klub hat sich in seiner Generalversammlung gegen diesen Plan aufgelehnt.

— **Der Rennsport Deutschlands zeigt in den letzten zehn** Jahren Veränderungen ganz bedeutender Natur. Es wurden 1885 gegen 1878 genommen 54 Rennlage mit 329 Rennen mehr abgehalten, wobei der Starter 1479 laufende Pferde mehr entließ, während die Summe der Rennpreise um 965,865 Mark stieg. Es gelangten 1885 an gegen 1,958,823 Mark und 261 Ehrenpreise zur Verteilung und Rennten in 781 Rennen 3446 Pferde mehr zur Verteilung und Rennten in 781 Rennen 3446 Pferde mehr.

— **Von freundländischen Wildarten haben sich die wilden** Kaninchen, namentlich der Bergkaninchen, sehr gut akklimatisirt, sowie die Bergwachtel in Oesterreich vollkommen heimisch gemacht. Auf den Besitzungen des Grafen Brenner konnte man im abgelaufenen Jagdjahre 6 starke Bergwachtelketten und 5 Stück Rebhuhn sowie 140 wilde Tauben zur Strecke bringen, ohne den Bestand zu schädigen.

— **Plotin, der Amateur-Meisterreiter Amerikas, beab-** sichtigt, in diesem Jahre die europäischen Rennplätze aufzusuchen, um mit den hiesigen Meistern die Waffen zu kreuzen. Hauptsächlich hat er es auf die Diamond Sculls abgesehen, um die bereits drei Jahre Vandelaar vergebens über das große Wasser kamen.

— **Ein Radfahrer als Afrikaerleuchter ist die neueste Er-** scheinung. „New-York Herald" hat Thomas Stevens, der 1884 bis 1887 eine Weltreise um die Welt machte, nach Sansibar gesendet, um von dort aus Stanley und Emin Paschas zu suchen. Aufsehenerregende Berichte Stevens zu hier kommen.

Denkmäler.

— **Das Preisausschreiben, betreffend das Nationaldenkmal** für Kaiser Wilhelm in Berlin, ist durch den „Reichsanzeiger" unter Bekanntgabe sämtlicher Bedingungen veröffentlicht worden. Die Entwürfe müssen bis zum 4. September dieses Jahres eingeliefert sein. Die beiden besten Lösungen erhalten zwei Preise von je 10,000 Mark, die vier nächstbesten je Preise von 5000 Mark.

— **Jean Jacques Rousseau wurde auf dem Pantheonplatz** in Paris ein Denkmal errichtet. Die von Dorthet entworfene Erzstatue zeigt den Denker in nachdenklicher Haltung, einen Stock unter dem Arm, ein Buch in der linken Hand, als wäre er auf einem Spaziergange begriffen. Der marmorne Sockel trägt auf der Vorderseite Namen, Geburts- und Todestag Rousseaus, auf den Seiten die Verdikte der Nationalversammlung von 1791 und des Konvents, welche dem Verfasser des „Emile" und „Contrat social" ein Denkmal bekerminn. Der Abgeordnete Steeg, protestantischer Pfarrer, hielt die Einweihungsrede. Gent, die Botschafter Frankreichs, hat den Staatsrat Gerard als Vertreter zur Feier gesendet.

Gestorben.

— Frau Elise Pethge-Truhn, königlich preußische Hofschauspielerin, eine sehr gefeierte Heroine, am 12. Januar, in Charlottenburg.

— Charles B. Woerd, berühmter Uhrmacher, Gründer der Waltham-Uhren und einer Menge Maschinen, die zur Uhrenfabrikation gebraucht werden, 70 Jahre alt, in Kalifornien.

— Graf Heinrich Coudenhove, k. k. Generalmajor und Tierkämmerer des Erzherzogs Albrecht von Oesterreich, 71 Jahre alt, am 19. Januar, in Wien.

— Adolphe Choler, fruchtbarer französischer Theaterdichter, 67 Jahre alt, am 19. Januar, in Paris.

— J. B. Geoghegan, bekannter volkstümlicher englischer Liederdichter, 75 Jahre alt, am 21. Januar, in Dallas.

— Dr. Franz Dibdisch, Landesabgeordneter von Tirol, seit 1867 Abgeordneter im Reichsrat, 1873 bis 1879 erster Vizepräsident des Abgeordnetenhauses, Führer der italienischen Partei, im Kaufmannsalter, am 21. Januar, in Pozzuolo.

— Johann Till, bekannter österreichischer Historienmaler, 59 Jahre alt, am 23. Januar, in Wien.

— Gräfin Marie Stolberg-Stolberg, geborene Gräfin Gallenberg, Stiftsdame-Ordensdame, Witwe des Grafen Andreas zu Stolberg-Stolberg, 90 Jahre alt, am 28. Januar, in Salzburg.

— Antoine Carteret, Genfer Staatsrat und schweizerischer Nationalrat, das langjährige Haupt der radikalen Genfer Regierung und einer der freisinnigsten Kulturkämpfer, 75 Jahre alt, am 28. Januar, in Genf.

— Friedrich Freiherr Pocci von Kirchstetten, kaiserl. königl. Wirklicher Geheimrat und Feldzeugmeister z. D., 72 Jahre alt, am 30. Januar, in Wien.

Die Schwestern.

Eine Geschichte aus dem Leben.

Fortsetzung des Bild Seite 449.

Vor vier Jahren hörte ich in einem Konzert zwei junge Mädchen wunderbar schön geigen. Die beiden Schwestern trugen einen Namen, der in der Künstlerwelt den besten Klang hat. Diejenigen, welche diesen Namen berühmt gemacht haben, waren ebenfalls Schwestern, freilich um mindestens dreißig Jahre älter als die fast noch kindlichen Konzertantinnen; sie hatten sich längst aus dem Künstlerleben zurückgezogen, und keine von ihnen konnte meines Wissens die Mutter der jungen Künstlerinnen sein, deren vortreffliches, ebensoviel Technik als Gefühl verratendes Spiel jeden Zuhörer lebhaft ergreifen und interessieren mußte. Ein alter Franzose von sehr korrekter Haltung und überaus gefälligen Manieren begleitete die Mädchen, welche italienischen Ursprungs waren. Zwischen dem Franzosen und ihnen herrschte offenbar das zärtlichste Verhältnis, sie liebten ihn wie einen Großvater, er sie wie seine Kinder. Er war stolz auf ihre Erfolge, er besorgte alle geschäftlichen Dinge, und er war der entzückteste, aber auch der sonst empfindende ihrer Zuhörer. Der Franzose mit dem ausdrucksvollen Kopfe zog mich an, ich knüpfte bei der ersten Gelegenheit ein Gespräch mit ihm an und fragte, ob er mit den begabten Geigerinnen verwandt sei.

„Durchaus nicht," erwiderte der Alte, „aber ich habe sie fast erzogen, sie sind jetzt, wie seit Jahren, der Inhalt meines Lebens. Ich bin Musiker von Beruf und Neigung, hatte in meiner Jugend viel gearbeitet und hatte mir endlich ein kleines Vermögen erspart, welches mir erlaubte, nach dem Lande meiner Sehnsucht, nach Italien zu gehen. Ich lebte erst in Florenz, dann in Rom und begab mich endlich nach Neapel. Am meine Ersparnisse nicht anzugreifen, suchte ich überall Erwerb, und es gelang mir auch wirklich, durch Musikunterricht das Nötige zu verdienen. So auch in Neapel."

Der Franzose machte eine kleine Pause.

„Bitte, erzählen Sie weiter; die Geschichte der schlanken, jugendlichen Mädchen interessiert mich."

„Glaub's wohl," nahm der Alte wieder das Wort; „solche Geschichten klingen zwar harmlos, ganz unbedeutend, fast alltäglich, aber das Leben, dem sie zu Grunde liegen, ist meist ernst und traurig. Viele Menschen lieben den romantischen Anstrich dieser Begebenheiten, wenn sie jedoch selbst handelnd oder gar leidend eingreifen sollen, dann wenden sie sich erschreckt oder überrascht ab. Mein ganzes Lebensglück, denn das sind die beiden Kinder, danke ich dem Umstande, die glückliche Eingebung, Schicksal zu spielen, befolgt zu haben. Wenn Sie die Geschichte nicht ermüdet, ich will sie gern erzählen. Ich fand auch in Neapel rasch Beschäftigung und wußte, von dieser abgesehen, eine Stunde dolce far niente auf dem kleinen Balkon meiner Wohnung sehr zu schätzen. Ich sah von diesem auf eine ziemlich große, sehr belebte Straße, durch welche besonders viel Fremde zu kommen pflegten, da am Ende der Straße sich mehrere große Gasthöfe befanden. Fast täglich hat sich mir ein merkwürdiger Anblick. Zwei kleine Mädchen, eine etwa zwölf, das andere zehn Jahre alt, spielten auf herzlich schlechten Geigen Volkslieder oder populäre Opernmelodien. Unter der Hausthüre, in deren Nähe die beiden dürftig aussehenden Kinder, deren gelbliche Wangen und brennende dunkle Augen die Südländerinnen sofort erkennen ließen, ihre Geigen bearbeiteten, sah ein alter Mann, der ängstlich auf die Kinder acht zu geben schien. Meist blieben, gelockt durch die Geigentöne, einige der Vorübergehenden stehen; nach beendetem Musikstück näherten sich die Kinder schüchtern und bittend, einzelne kleine Münzen fielen in ihre Hand; rasch wanderte sie in ein kleines Schürzentäschchen, und das Spiel begann aufs neue. Nach einer bis zwei Stunden erhob sich der alte Mann, er rief die Mädchen zu sich; sie kamen scheu und übergaben ihm alle Gelds; er lobte ihnen zufrieden auf die Wangen, und schwatzend verließen alle drei die elegante Straße. So dürftig die Leute aussahen, so armselig ihr Treiben, so lag doch etwas eigenartig Vornehmes in der Stille und Genügsamkeit ihres Wesens, was so mehr, als Leute niederen Herkommens gerade im Süden dieß Fremden fast niemals besitzen. In dem Spiel der Mädchen erkannte ich die große Begabung und den Mangel jeden Unterrichtes. Ich war so gewohnt an die Kleinen, daß ich, nachdem ich sie einige Monate lang Tag für Tag beobachtet hatte, förmlich vermißte, wenn sie mir eines Tages verunfehlten. Ich wartete drei Tage, acht Tage, die Mädchen kamen nicht wieder. Was brauchten sie mich zu kümmern! Aber, sonderbar, ich konnte ihr Bild nicht los werden, nicht aufhören, an ihr Schicksal zu denken.

Digitized by Google



Die Beisetzung der Leiche des Kronprinzen Rudolf bei den Kapuzinern. Originalzeichnung unseres Spezialartisten G. Sieben.

Digitized by Google

„Ein armer deutscher Musiker war in Neapel gestorben. Man bestattete ihn auf dem Armenfriedhof, denn in Neapel gleicht der Tod die Menschen noch weniger aus als anderswo. Die Armen haben sogar einen eigenen Friedhof erhalten. Die Meisten werden durch die Fratelli della misericordia bestattet, die auch den Sarg zu ihrer Ueberführung bringen. In die Erde wird dem Verblichenen in der Regel lediglich ein Sack mitgegeben, welcher den Leichnam umschließt. Nur durch Zufall hatte ich von zwei anderen Musikern erfahren, daß der Deutsche heute begraben werden sollte, und wir waren alle auf den Friedhof geeilt, dem Kunstgenossen die letzte Ehre zu erweisen. Nachdem ich eine Handvoll Erde auf seinen Sarg — wir trugen Sorge dafür, daß dieser ihm erhalten blieb — geworfen hatte, wollte ich mich entfernen. Plötzlich war mir's, als trüge die Luft zitternde Geigentöne zu mir; in dieser Umgebung klang die schlichte Weise um so trauriger. Ich ging den Tönen nach und fand auf einem frisch aufgeworfenen Grabhügel die beiden Kinder, welche ich seit einer Woche nicht aus dem Sinn gebracht hatte. Zuerst erschraken die Mädchen, doch wurden sie zutraulich, als ich sie im neapolitanischen Dialekt ansprach. Sie entwickelten mir in gutem Italienisch, was mich nicht wenig überraschte. Bald wußte ich von den Kleinen, daß der Großvater nun auch tot sei, daß Vater und Mutter längst begraben waren, daß sie niemand hätten als eine alte Magd, die mit Liebe an ihnen hänge, daß sie aber alle gar so bitter arm seien; auf der Straße spielen mochten sie zwar nicht mehr, aber die alte Nina hätte gesagt, sie müßten wieder beginnen, sonst könne sie ihnen kein Brot geben; heute hätten sie noch der Trauer um den guten Großvater nachhängen dürfen. ‚Wir spielten ihm seine liebsten Lieder', sagte Ebna, die Aeltere, mit bebender Stimme, während über Bianca's blasse Wangen schwere Tropfen rollten. Ich begleitete die Kinder nach ihrer Wohnung, einem ärmlichen, traurigen Stübchen, aber so reinlich gehalten, wie ich in Neapel bei armen Leuten noch keins gefunden hatte, ja, wie sie selbst in Palästen nicht immer zu finden waren. Die alte Nina küßte mir die Hände. ‚Ihr seid doch ein ehrlicher Mann, Signor? Schwört mir auf die Reliquie der heiligen Barbara, daß Ihr nichts Böses mit den Kindern vorhabt? Diese Reliquie, seht doch die Glaskapsel mit echtem Goldrande, gab mir der Herr Erzbischof selbst. Ach, das waren auch gute Zeiten. Ich habe die Mutter der Mädchen gewiegt, o ihr Heiligen, wer geahnt hätte, daß die Kinder meiner armen Herrin einmal so viel Unglück und Elend kosten würden! Kinder von Künstlern und Signori — kein Glück, arm, aber so brav, so gut. Wie schön der Vater die Geige spielte und verdiente so viel Geld, und meine junge Herrin lichte ihn so sehr und sparte immer fort für die alten Tage und die jungen Kinder, da brachten sie ihn tot nach Hause. Während eines Konzerts geschah das Entsetzliche. Ein Blutgefäß sei gesprungen, meinten die Aerzte, und meine Herrin, meine Augusta, sie konnte auch nicht weiter leben — impossibile. Nur der Nono blieb übrig, der konnte nichts mehr verdienen; ich Aermste brachte durch Spinnen wohl etwas ein, aber noch und noch ging das bißchen Ersparte zur Neige. Und doch hat der Nono einen Sarg bekommen, einen schönen braunen Sarg,' fuhr die geschwätzige Frau fort, ‚aber was nun? Arme Kinder — auf der Straße spielen, Soldi erbetteln? Schrecklich! Und wenn sie erst groß und häßlich werden! In die Straße, nach der sie mit dem Nono gingen, wollen sie gar nicht mehr. Freilich, wenn die Tante helfen wollte, denen — aber die?' Mit halbem Ohre hörte ich die Erzählungen der Alten, in mir tobte ein Sturm von Gefühlen, ich stand allein, ich besaß genug, um die Mädchen zu erhalten, ich konnte sie noch eine gute Weile selbst unterrichten. Ich war allezeit ein bedächtiger Mensch, mein Gefühl aber war stärker als jede Ueberlegung. ‚Nina', sagte ich, ‚der Nono hat mich auf den Friedhof gerufen und mir die Waisen anvertraut. Mit Gottes Hilfe sollen sie tüchtige Menschen werden. Ihr, Nina, kommt mit den Kindern zu mir, und so lange ich Brot habe, soll es euch nicht fehlen. Wenn ich nicht mehr bin, werden Ebna und Bianca hoffentlich tüchtige Künstlerinnen geworden sein und mir auch einen braunen Sarg kaufen.' Herr, so wie die Drei in dem kahlen Stübchen, sehen nur Menschen aus, denen der Himmel erschlossen wird. ‚Ist es wahr, wirklich wahr?' riefen sie, und dann schauten sie mich an in stummer und doch so beredter Seligkeit. Nicht um alle Schätze der Erde wäre die Erinnerung an jene Stunde mir feil. ‚Wir haben wieder einen Nono, ein so guten Nono,' schluchzten die Kinder, und Nina rief alle Segnungen der Heiligen auf mich herab. Wenige Stunden später saßen wir in meiner traulichen kleinen Wohnung. Eine Flasche leichten Weines, Wurst und Käse standen auf dem Tisch, und uns allen mundete das spärliche Abendbrot vortrefflich. Freilich, dann jetzt ab mußte ich sehr sparen. Ich weihte Nina in alles ein, sollte sie doch das kleine Hauswesen führen und wissen, daß ich kein reicher Mann sei. Plötzlich fiel mir ein, daß ich nicht einmal den Familiennamen meiner beiden Töchterchen wußte. ‚Wie heißen die Kinder eigentlich, Nina?' Als sie mir den Namen nannte, war ich nicht wenig überrascht. ‚Wie, sind sie verwandt mit der großen Künstlerin, welche jetzt Marchesa X. ist?' ‚Leibliche Nichten sind es von der Marchesa, und die Dame thut nichts für ihre Verwandten, nichts.' Nun gut, ich wollte sie gewiß nicht behelligen. Zwei Jahre verflossen uns allen in Arbeit und Zufriedenheit, meine Pflegetöchter lernten tüchtig, immer schöner entfaltete sich ihr Talent. Die alte Nina lebte in den geordneten Verhältnissen neu auf. Ich beschloß endlich, mit den Mädchen nach Paris zu gehen; nur hier konnten sie nach meiner Ansicht für die Oeffentlichkeit ausgebildet werden. Durch die Uebersiedlung würde ich aber meinen Erwerb verlieren, mein kleines Kapital durfte ich nicht zu sehr schmälern, denn was sollten die jungen Wesen beginnen, wenn ich stürbe und sie ganz ohne Mittel wären? Da faßte ich mir ein Herz und schrieb an die Marchesa, ich sagte ihr, daß Erbinnen ihres Künstlernamens, ihres Talentes, so nahe Blutsverwandte heilige Ansprüche an sie hätten, ich sagte ihr — nun, Herr, Sie können sich ungefähr denken, was alles in dem Briefe stand. Sie antwortete mir trocken und kurz, aber sie sandte ein nicht unbeträchtliches Jahrgeld und hat es pünktlich weiter bezahlt. Vor einem Jahre wiesen wir es dankend zurück. Wir brauchen keine Unterstützung mehr. So, Herr, ward es mir möglich, aus Bianca und Ebna tüchtige, bedeutende Künstlerinnen heranzubilden. Gott segne meine Mädchen, es sind Herzen wie Gold! Oft denke ich, welches Glück es ist, daß man den armen deutschen Musiker im Armenfriedhof begrub, wer weiß, ob ich sonst die lieben Kinder wieder gefunden hätte!'

‚Lebt Nina noch?'

‚Ja wohl, mein Herr. Aus der Reliquie der heiligen Barbara hat sie zwei Stück machen lassen; die Kinder müssen die Kapseln immer tragen; sie behauptet, sie brächten ihnen den Beifall der Menge und behüten sie vor Anfeindungen. Nach ihrer Ansicht war es die Heilige, welche mir den Gedanken eingab, mich der Waisen anzunehmen.'



Ludwig Hermann von Schelling.

Wir hatten im Garten des Hotels eines deutschen Kurorts geplaudert. In dem Hause war auch der Franzose abgestiegen. Aus den geöffneten Fenstern drangen schmelzend, weich und schön die Klänge eines wundersamen Tonstückes in die laue Sommernacht. Die beiden Geigerinnen waren an das präzyseste Zusammenspiel gewöhnt.

„Das ist die neapolitanische Nacht," sagte der Franzose, „ich habe das Stück für meine Mädchen komponirt."

Tief ergriffen von der schlichten und doch durch das Schicksal so kunstvoll gewebten Lebensgeschichte der jungen Geigerinnen drückte ich dem wackern Meister die Hand.

Ich habe die Spur der Künstlerinnen nicht aus dem Auge verloren, ein guter Stern leuchtet ihnen, höher und höher führt ihr Weg, sie werden stolze Ziele erreichen.

In ihrem Zimmer hängt das Bild eines berühmten Malers, welches zwei in ärmliche Trauer gekleidete blasse Mädchen darstellt.

„Das Bild gefiel Bianca und mir so sehr, weil es auf unsere Kindheit paßt; wir wollen es oft vor Augen haben, um unsere Vergangenheit im Glück nicht zu vergessen," erzählte mir Ebna.

„Wissen Sie," sprach die lieblichste Bianca mit seinem Erröten, „wir möchten gerne berühmt werden, glücklich sein und . . ." — „Gut bleiben," ergänzte der alte Meister; „habe ich es erraten?"

El. Zahrtleder.

Preußens neuer Justizminister.

Das Erbe eines berühmten Namens ist oftmals weit mehr ein Uebel als eine Wohlthat. Man denke nur an die Familie Goethe, um dies zu verstehen. Auch von diesem Besitz gilt das Dichterwort: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen", und vielleicht sogar mit noch mehr Fug als von dem materiellen Gut. In der Regel haben berühmte Väter unbedeutende Söhne und Töchter. Aber es gibt natürlich auch zahlreiche Ausnahmen, wenngleich es sich äußerst selten findet, daß die Söhne in dem Berufe des Vaters denselben gleichkommen. Von unseren hervorragendsten Denkern, Dichtern und Staatsmännern hat kaum einer sein gesamtes Erbe auf den Sohn übertragen. Es ist das auch eine sehr weise Einrichtung der Natur, denn sonst würden sich ganze Dynastien in bestimmten Berufszweigen ausbilden und wir kämen zu chinesischem Kastenwesen.

Von den Söhnen derer, die zur Blütezeit der romantischen Epoche den Stolz der deutschen Nation ausmachten, sind nur sehr wenige zu Rang und Namen gelangt. Einer derselben ist der gegenwärtig als preußischer Justizminister wirkende jüngste Sohn des berühmten Philosophen Schelling, den Friedrich Wilhelm IV. von München nach Berlin berief.

Hermann von Schelling wurde am 19. April 1824 geboren. Sein Vater hielt damals, von München beurlaubt, an der Universität Erlangen Vorlesungen. Im Jahre 1827 wieder nach München zurückberufen, ließ er den Sohn das Neue Gymnasium daselbst besuchen, das dieser so rasch durchmachte, daß er bereits als Fünfzehnjähriger die Reife für die Universität erlangt hatte. Anfangs widmete er sich dem Studium der klassischen Philologie und zwar mit so außerordentlichem Erfolge, daß er schon nach sechs Semestern, also nach eben vollendetem achtzehntem Lebensjahre, eine von der Münchener philosophischen Fakultät gestellte Preisaufgabe in glänzender Weise löste und darauf hin den Doktorgrad erlangte. Das Thema hieß: „Es sollen die Texte der Attischen Redner, in denen Teile oder Bruchstücke der Solonischen Gesetzgebung erwähnt werden, in geheriger Ordnung zusammengestellt, sprachlich und sachlich erläutert und nach Umständen zu Schlüssen auf das Ganze, den Geist und die zweifelhaften Punkte der Solonischen Gesetzgebung benützt werden". Der junge Schelling bearbeitete diese Aufgabe in einer in lateinischer Sprache abgefaßten Schrift, die im Druck 140 Seiten umfaßt und im Jahre 1842 im Buchhandel erschien. Man muß daran nicht nur den außerordentlichen Fleiß bewundern, mit dem er alles zusammengetragen hat, was sich auf den Gegenstand in der altklassischen Literatur Bezügliches vorfindet, sondern auch die Umfänglichkeit des Studiums der einschlägigen zahlreichen Handschriften und die Fertigkeit des lateinischen Stils, der eine außergewöhnliche Reife und Gewandtheit in der Handhabung des Idioms verrät. Gewiß wäre Schelling ein bedeutender Philologe geworden, wenn er, auf den in dieser Schrift bekundeten umfänglichen Kenntnissen der alten Literatur fortbauend, wie er es gelernt hatte, sich der akademischen Laufbahn, die er sich durch die Lösung dieser Aufgabe in verheißungsvoller Weise erschloß, gewidmet haben würde. Die Beschäftigung mit der rechtswissenschaftlichen Materie mag wohl die dem jungen Manne innewohnende juristische Ader zu lebhafterem Pulsschlag angeregt haben, und so ist es denn wohl zu erklären, daß er, obschon auf der Schwelle einer glänzenden Gelehrtenlaufbahn stehend, sich plötzlich entschloß, die Fakultät zu wechseln und zur Jurisprudenz überzugehen. Das juristische Studium erledigte er ebenfalls in knappen sechs Semestern und beschleunigte es so sehr, daß er bereits im Jahre 1844, also als zwanzigjähriger Jüngling, in den preußischen Staatsdienst eintreten konnte: ein Beweis für seine außerordentlich leichte Auffassungsgabe und seine seltene Befähigung, sich in den Geist einer andern Wissenschaft hineinzufinden. Von jetzt an machte er die Stufenleiter der Beamtenhierarchie in der vorgeschriebenen Weise durch, aber auch hier fällt die Schnelligkeit auf, in der er eine Staffel nach der andern erklomm. Zunächst freilich mußte er die gesetzliche Zeit von fünf Jahren in der Auskultator- und Referendariatspraxis ausharren. Dann wurde er 1849, also im Alter von 25 Jahren, zum Assessor ernannt, nach weiteren drei Jahren zum Staatsanwalt in Hechingen und dann nach fünf Jahren in gleicher Eigenschaft an das Stadtgericht zu Berlin befördert: eine Bevorzugung, die am besten für die Schätzung zeugt, deren sich seine Gaben seitens seiner Vorgesetzten erfreuten. Hier wirkte er in der Zeit der politischen Kämpfe in vielen Fällen als Ankläger in politischen Prozessen und wurde dann im Jahre 1863 als Appellgerichtsrat nach Glogau versetzt, von wo er jedoch schon nach weiteren drei Jahren als Hilfsarbeiter in das Justizministerium berufen wurde, um dann bald darauf seine Ernennung zum vortragenden Rat mit dem Titel Geheimer Justizrat zu erhalten; 1869 wurde er Geheimer Oberjustizrat und 1874 als Appellgerichtspräsident nach Hallerstadt geschickt, jedoch unter Beibehaltung seiner Mitgliedschaft beim Ministerium. Dort verblieb er aber nicht lange; schon im nächstfolgenden Jahre erhielt er seine Ernennung zum Vizepräsidenten des

Obertribunals, und wieder ein Jahr später wurde er Unterstaatssekretär im Justizministerium, worauf er dann im Jahre 1879 als Leiter des Reichsjustizamts in den Reichsdienst übernommen wurde. In den beiden letzten Stellungen wurde er Nachfolger des Herrn von Friedberg, den er auch jetzt wieder als Minister beerbt hat. Aus seiner Feder sind unter anderem die Ausführungsgesetze zu den Reichsjustizgesetzen geflossen, auch ist er der Urheber des Entwurfs zu der Reichsstrafprozeßordnung, deren Musterhaftigkeit so allgemein anerkannt worden ist, daß sie ohne erhebliche Aenderungen zum Gesetze erhoben wurde. Als Redner ist Herr von Schelling (der seinem Vater nur persönlich verliehene Adel wurde ihm im Jahre 1857 von Preußen erblich zuerkannt) nur selten aufgetreten. Wenn er dazu Gelegenheit fand, zeichnete er sich durch Scharfsinn und Klarheit der Darlegung aus. Bedeutende Rednergaben scheinen ihm indessen nicht eigen zu sein. Er gehört politisch und kirchlich zu der streng konservativen Richtung, hat aber politisch sich niemals geltend gemacht. Man darf zu ihm das Vertrauen haben, daß er als Minister die Themiswage nicht durch seine politischen Parteiauffassungen beschweren wird.

Eugen Zierke.

Die soeben ausgegebene Nummer 20 der

Künstler-Ausgabe

zum

„Ueber Land und Meer"

XXXI. Jahrgang 1888/89

(wöchentlich eine Nummer von mindestens 2½ Bogen Großfolio auf feinstem Velinpapier in Umschlag mit jährlich 8 Extra-Kunstbeilagen, Preis vierteljährlich für 13 Nummern 6 Mark) enthält als

vierte Extra-Kunstbeilage:

„Kinderbeichte". Nach einem Gemälde von **Hermann Kaulbach.**

In den bisher erschienenen Nummern des Jahrgangs 1888/89 sind folgende Extra-Kunstbeilagen zur Ausgabe gelangt:

„In Rosen". Nach einem Gemälde von **P. Linder.**

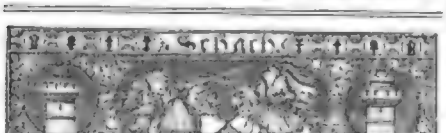
„Schloß Herrenchiemsee". Photogravüre nach einem Gemälde von Professor **H. Breling.**

„Esmeralda". Nach einem Gemälde von **P. Linder.**

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements auf die **Künstler-Ausgabe** von **„Ueber Land und Meer"** jederzeit entgegen. Die bereits erschienenen Nummern nebst den Extra-Kunstbeilagen werden von eintretenden Abonnenten auf Verlangen nach zum Subskriptionspreis nachgeliefert.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.



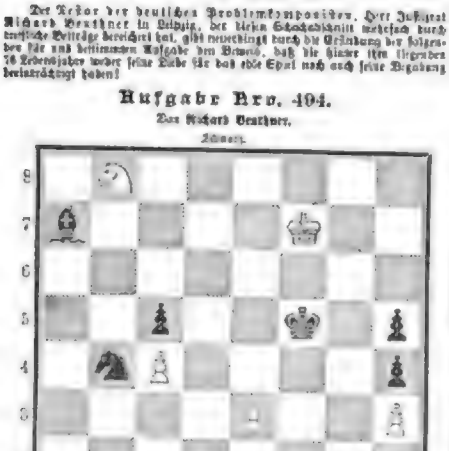
(Antigot von Jean Dufresne.)

Der Rektor der deutschen Problemkomponisten, Herr Justizrat Richard Brunner in Leipzig, der diesen Schachsinnig wiederholt durch originelle Beiträge bereichert hat, gibt neuerdings durch die Erfindung der folgenden für ihn selbstbestimmten Aufgabe den Beweis, daß für diesen ihm Ergrauten 76 Lebensjahre weder seine Liebe für das edle Spiel noch auch seine Begabung beeinträchtigt haben!

Aufgabe Nro. 494.

Von Richard Brunner.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

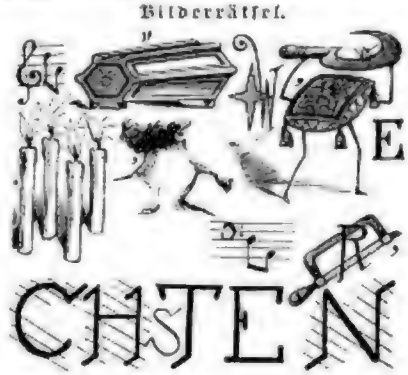
Auflösung der Aufgabe Nro. 489:

Weiß.	Schwarz.
1) T. F 3 — G 3	1) E 2 — K 4.
2) D. G 3 — F 3	2) G 4 u. F 3 oder beliebig anders.
3) L. G 2 — G 7 oder Dame Matt.	

A)

1)	1) K. D 7 — E 4.
2) L. G 2 — E 2	2) K. E 4 — D 7 oder K. H 3 zieht.
3) E 5 — F 4 oder D. G 7 u. G 4 Matt. — (Auf 1) . . . 1) K. D 7 — C 7. 2) E 5 — L. G 2 etc. auf 1) . . . 1) K. H 3 u. G 2, 2) L. G 3 u. G 2 etc.)	

Bilderrätsel.



Auflösung der rätselhaften Inschrift Seite 425:

Ne (nein), fa a Cifferstuh, Mag, i mag fan (sagen), do nimm i lieber ann (einen) Fuhr, wie zehn verfluchte volm) Civiliste.

Citatenrätsel.

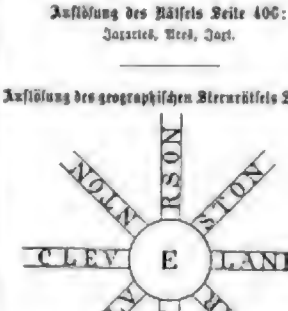
Jedem der nachstehenden fünfzehn Citate ist ein Wort zu entnehmen. In derselben Aufeinanderfolge ergeben die entnommenen fünfzehn Wörter einen Kernspruch von Schiller.

1) Es steht ein groß Gerüst von Holz auf unsichtbaren Säulen.
2) Der Meister kann die Form zerbrechen.
3) Zu Lindau auf der Feste, da wohnt ein edler Graf.
4) Auch der Heilmittel kennt' nichts mehr.
5) Und was er thut, weiß er fast nicht zu schätzen.
6) Er hat viel Tierseltsamkeit im Sold.
7) In seinem Blick ist Frieden und milde, sanfte Huld.
8) Zwei Wächter bleiben hier zurück.
9) Hoch auf, ihr Kranche fort eben, wenn keine andre Stimme spricht, sei meines Mundes Klag' erhoben.
10) Mich zieht es nach der Heimat fort.
11) Doch auf dem Lager lacht, bei ihr der Feind besiegt.
12) Der Gute räumt den Platz dem Bösen.
13) Dem Nachbar, den er flink gewinkt, bis er das Geld ihm zugezählt, dem steht er kalt, aus Lust zur Ruh', den vollen Beutel wieder zu.
14) Ich tauche nicht mit euren Perlen.
15) Denn himmelblau, wenn der Mai gefällt, und freue sich der schönen Welt.

Auflösung des Rätsels Seite 406:

Jagertee, Aree, Jagt.

Auflösung des geographischen Kreuzrätsels S. 425:



Cleveland; Calhoun; Jefferson; Garretson.

Briefmappe.

L. A. in Tr. Wenden Sie sich an Herrn Bollfuß, den Vorsitzenden des Geflügelzuchtvereins in Hamburg.

Emmy St. in Berlin. Ja bei Anklänge an längst Gesagtes, so wenig einer Gedanken.

Der kleinen Wilde. 1) Ihr Einspruch ist ganz recht. Die Mädchen, nach denen die Kinder so begierig zu sein scheinen, erblicken wohl ihre Phantasie in einer Weise, die nur allzu leicht gültig und bezeichnend sämtlichen Eindruck auf sie erhielt. Dagegen hat die Art der Einführung in die entsprechenden Werke unserer deutschen Dichter meine vollste Anerkennung. 2) Damit und mit allen Fragen, die diesen Gegenstand betreffen, müssen wir Sie auf das vortrefflich Buch: „Der Knabenkampf", von W. Bode-Wegfar verweisen, das in Kgl. Schröbel Verlag, Hannover und Leipzig, erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen ist. 3) Was anbelangt. Sie leben, auch wir sind nicht Klassiker. — Das Lob erwidern wir von ganzem Herzen und mit vollst Ueberzeugung.

A. B. in Kiel. Der Scherz mit dem handschriftlich heimgesandten Kuß ist uralt. Auch Ihre andere Einsendung selbst alter dichterischer Schwung, der Sie von der geordneten Prosa zur Poesie erheben könnte. Beherzigen sie das durch Ihre eigenen Worte.

„Dies zu sagen, darf ich wagen,
Und es mag nicht zu viel,
Weil es solche Zeichen sagen,
Welche sind von Fassbinder."

Einer alter Abonnenten in Arnsdorf. Durch jede derartige Buch- und Kunsthandlung.

Dr. K. St. in München. Oskar S. in Wahrburg und E. von O. in Prag. Wir verweisen in diesen Fall eine postalische Verwechslung gnadigst.

Ein Abonnent in Lübeck. In deutscher Sprache ist das Klavierspiel vorherrschend; wenn es in englischer Ausgabe für die große Oeffentlichkeit zu sehen ist, wird eine deutliche Nachricht darüber gegeben werden.

Dr. W. in B. Die Erzählung: „Unser Bäcker" von Franz Hoffmann im Jahrgang 1882 unserer Zeitschrift. Dieselben kosten Sie jetzt broschirt zum Preis von 5 ℳ (anstatt 12 ℳ) durch Ihre Buchhandlung beziehen.

L. D. in Liverpool. Ihre gütigen Briefe, daß wir den Inhalt Ihrer Mitteilungen in einigen Punkten entgegenstehe, in der Veranschaulichung berichtigen, es wurde da und dort auf Widerspruch kommen und daß wir den etwa bestimmten Bestrebungen mit Interesse folgten. Nichts verlangt in der That so sehr wie ein tüchtiger Sportsmann auch die Tugend, Nachsicht gegen und Anerkennung des Gegners, auch Fairness, Ritterlichkeit, bei dem jeder Teil seiner Meinung unverbrüchlich und mit Ausdruck leiht. Deshalb begrüßen wir auch Ihre Absicht mit Freuden. Leider aber ist darüber nicht viel genügender Material vorhanden, um in sachlicher Weise zurückgreifend weiten zu können. Man kennt die Geschichte des Sports, weiß in der Sache und wissen nicht recht den eigentlichen Standpunkt, von dem aus sich allein ein übersichtliches Bild der Gesamtheit ergeben würde. Deshalb ist Ihre Zuschrift leider als Beweis nicht geeignet, den in Rede stehenden Anstand gegenüber gestellt zu werden und ergeben Sache, bei sie enthält, jetzt sich nicht frei genug auf dem Zeitungsboden herausschälen, um selbständig verwendet werden zu können. Darin allerdings der Grund weshalb wir zu unserem eigenen Bedauern Ihren Wunsch nicht Rechnung zu tragen vermögen. Immerhin scheinen wir auch nur, wollte auf Einzelheiten Ihrer Ausführungen zurückkommen, Ihnen und Ihren durch anderweitige Inkenntnisse besser ermöglicht werden.

Franz H. In einem deutschen Gegenstand behandelnden Schüler übermütigen Dichter Studio, dessen wie auch aus früheren Jahren entnommen fand sich unter anderem die Strophe:

„Nimmer kann ich dich vergessen,
Denn, ach! denkst du denn, —
Aufgenommen bei den Chen,
Denn du mich gegessen hast."

Solch ein Stoßseufzer auf den Ueberfluß hat in seiner Art immerhin mehr Berechtigung, als wenn Sie ganz ernsthaft sagen:

„Und mag ich singen, was ich will
Beim Gehen, Stehen, Essen,
Alle wird die alte Klamme still!
Ich kann das nicht vergessen!"

Der Erzählungsdrang läßt sich eben in der Poesie höchstens dann rechtfertigen, wenn der Gegenstand, so wie man ihn ernsthaft zum mehrmaligen Hinmeißen.

Dr. Karl O. in London. Die Bälle sind zu spät.

Gustav C. in H. bei B. Die Gedichte sind redlich empfunden und auch in der metrischen Form ganz anerkennenswert, nur schlägt das rein zu leichtfertigen Ton an und regnet sich das weite um seinen Inhalt und seine künstlerische Empfindung wollen wir für ein Kinderbuch als für andere Zeitschriften.

H. J. B. in Ehrendhausen. Sie rechnen zu viel Schwierigkeit. Aber der Jahren, die ein Jahrzehnt beschäftigen, als den Jahren 100, 200, 300, 400 u. ist nach dem Gregorianischen Kalender immer nur das vierte (also 400, 800, 1200 ꝛc.) ein Schaltjahr.

Verehrer des Dichters der Nibelungen in Ch. Der Name Wilhelm Jordans, durch den sich der berühmte Rheinsohn mit so großem Erfolg in die Reihen unserer ersten Romanschriftsteller eingeführt, nämlich sein: „Die Sebalds", und ist im Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, in zwei Bänden erschienen. Sie können ihn gebettet zum Preis von 10 ℳ, von gebunden zu 12 ℳ durch jede Buchhandlung beziehen.



Post- und Schnelldampfer

zwischen **Bremen** und

Newyork | **Baltimore**
Brasilien | **La Plata**
Ostasien | **Australien**

Prospekte versendet

Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Inhalts-Uebersicht.

Gesundheitspflege.

Der Bazar
Illustrirte Damenzeitung

ist die ... Damen- und Modenzeitung Europas, kostet vierteljährlich 2 M. 50 ₰ (in Oesterreich nach Kurs) und erscheint ... in reichster Ausstattung.

Inhalt der Nrn. 7 u. 8:

Mode. ...

Handarbeit: ...

Stets großer doppelseitiger Schnittmusterbogen.

Unterhaltung: ...

Illustrationen: ...

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Abonnements entgegen.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition ...

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 60 ₰ Reichswährung.

Einzige authentische Kaiser Wilhelm-Biographie!

Soeben ist erschienen eine **neue Auflage** unserer Kaiser Wilhelm-Biographie unter dem Titel:

Ein Vermächtnis Kaiser Wilhelms I.

Einundneunzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg.

Ein Menschen- und Heldenbild unseres

unvergeßlichen Kaisers Wilhelm I.

von

Oskar Meding.

Mit dem Supplement:
Willensmeinungen, Aenderungen und Einschaltungen
S. M. des Kaisers und Königs Wilhelm I. zu Allerhöchstdessen Lebensbild.
Erinnerungsgabe für das deutsche Volk

Unter Allerhöchster Genehmigung Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm II.
herausgegeben von **Carl Hallberger.**

Nebst Illustrationen aus den letzten Lebenstagen des hochsel. Kaisers.

Das Werk trägt jetzt auch äußerlich das Siegel der kaiserlichen ... und bildet die **einzige authentische Kaiser Wilhelm-Biographie!**

... „Das Beste in unserem Buche war sein eigen" ... und erfüllt dieses Buch seines Lebens".

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Deutsche Verlags-Anstalt.
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Berechtigtes Aufsehen

macht der im **„Berliner Tageblatt"** gegenwärtig erscheinende neueste Roman von **Friedrich Spielhagen**, unter dem Titel: **„Ein neuer Pharao"**. Allen zum **März** hinzutretenden Abonnenten wird der bis Ende Februar veröffentlichte Teil des hochinteressanten Werkes **gratis** nachgeliefert. Ferner erhalten dieselben eine bis auf die Neuzeit vervollständigte ...

Karte von Deutsch-Ostafrika.

Für Monat März ... **1 Mk. 75 Pf.**

Die Modenwelt. ...

ENGLISCHER
ECLIPSE-
APPARAT

ist unzweifelhaft das vollkommenste und beste Mittel zur Anfertigung einer unbegrenzten Anzahl tiefschwarzer, vollkommen lithographischer Copien von jedem gewöhnlich geschriebenen Schriftstück, Plan, Zeichnung, Noten. Keine Masse, keine Presse, kein Stein, kein Pergament. ... durch die Allein-Verkäufer **A. BEYERLEN & COMP., Stuttgart.**
Denkbar einfachste Handhabung. Sofort für Jedermann verwendbar.

Briefmarken. ...

Anerk. mustergiltig ... Pianos ... 600 Mk. ...

Solide Buckskins. ... Bruno Frenzel ...

Das Vogtl. Versandt-Haus ...

CHOCOLADE HARTWIG & VOGEL DRESDEN — Sorgfältigste Auswahl der Roh-Producte

!!Deutsche Industrie!!
Für den grösseren Konsum empfohlen besonderer Beachtung. ...

CHOCOLADE HARTWIG & VOGEL DRESDEN — vollendetes Fabrikationsverfahren

Van Houten's Cacao.

Bester — Im Gebrauch billigster.

Ueberall zu haben in Büchsen à Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

Lebensgroße Porträts nach jeder Photographie in Kreide, Tusch, Aquarell und Öl. Illustr. Schreib. Anerkennungen. Preisliste frei. Artist. Institut C. Hommel in Bockenheim — Frankfurt a. M.

Glas-Schreibfedern
3 Stück-Proben für M. 1.40. Briefmarken
von GUSTAV PICKHARDT in BONN.

Trikot-Taille für Damen, Herren, Jaquets, Hosen u. Mütz-Hosen u. Röcke, Herren-Trikot-Jaquets, vorrätig in dunkelblau u. marineblau, St. M. 10, M. d. Bestell. beizubem. d. Halsweite anzugeb. **Radfahrer-Anzüge**, — **Radfahrer-Strümpfe**, **Normal- u. Reform-Hose u. -Unterkleider**, **Schweiz-Socken** best. Mittel geg. Schweißfüße, à Paar v. 75 Pf. (Postanw. M. 1.50) an. **Gesundheits-Strümpfe** für Damen u. Kinder sowie auch alle and. Strumpfwaren i. Prinzip. gute Qualität u. Muster u. Anfrage v. M. 20 an franco. Aug. Juncker, Leipzig, Weststr. 26.

J. A. Hietel, Leipzig,
Königl. Hoflieferant,
Kunst-Stickerei und Fahnen-Manufaktur.



Kinderwagenbazar Max Grinner,
Berlin SW.,
Jerusalemerstraße 39,
nahe Leipzigerstraße (Nähe Potsdamerplatz).
Illustrirter Katalog gratis und franko.

In kurzer Zeit eine gediegene **Fachbildung** *und hierdurch angemessene lohnende Stellung.*

Buchführung, Correspondenz, Rechnen, Stenographie, Schönschrift.
Prospecte, die alles Nähere enthalten, stehen gratis und franco zu Diensten. F. Steiner, Abtheilung für kaufmännische Unterrichtsbriefe, Berlin S. W. 48.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Gedichte
von Adolf Friedrich Graf von Schack.
Zweite, vermehrte Auflage.
Band I geheftet ℳ 4.50; fein geb. ℳ 6.—
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Waschs Orientirung
in Büchsenfragen gewährt bei Neue Kauf- u. Verlustungsobjekt von R. Dann, Stuttgart, 21. Jahrg. [illegible] Bücherschrift bis alles Wissenswerte über Jagd und Waffen. Prospekt gr.



Hervorragende medizinische Novität.
Die Zuckerharnruhr, Diabetes,
ihre Ursache und **dauernde Heilung** von Med. Dr. E. Schnée, Brunnenarzt in Carlsbad, k. k. Oesterr.-Ung. Consularzt a. d. Riviera Monaco. Stuttgart, Bühl'sches Verlags-Institut.

D. R. Patent Nr. 604.
Die stumme Violine
z. Studiren
gestattet das Spiel bei Tag u. Nacht, ohne die Nachbaren zu belästigen. — Interessant bei Prof. Wilhelm, Harzreise, Sivori, Singer Sextett, Leonard u. v. a. Künstlern. Unentbehrl. w. Komponisten empfehlen ferner vorzügl. Hilfsinstrumente — nur erste Qualitäten u. frisch, sowie alle anderen Musikinstrumente. **Gebrüder Wolff,** Musikinstrumentenfabrik, **Kreuznach.**
Katalogue auf Verlangen gratis u. franko. Bitte Firma u. Adresse genau zu beachten.

Renommirte Saiten-Instrumenten-Fabrikation Gebrüder Kuhfuss.
Kreuznach, Rheinpreussen.
Spezialitäten: **Violinen** Violas, Cellis, Bässe, **Zithern.** Garantie für tadellose Arbeit u. genaue Ton. Illustr. Preiskataloge gratis und franko.



Krankenfahrstühle
Rich. Mauve
Dresden-A.

Aller Länder werden gesucht u. erhalten sofort durch C. Kesseler, Patent- u. Techn. Bureau, Berlin SW. 11, Anhaltstraße 5. Auf Wunsch Prospekte gratis. Patent-Anwälte.



Erste Deutsche Möbeltransport-Gesellschaft.
In nahezu 300 Städten durch die leistungsfähigsten Firmen vertreten. Zweck: billigster gegenseitiger Wagenaustausch. Vortheilhafteste Hin- oder Rückladungen. Bewährte Arbeitskräfte. Vorzügl. Transportmittel.

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Abälard und Heloise oder der Schriftsteller und der Mensch. Von Ludwig Feuerbach. Dritte Auflage. Preis 3 ℳ 50 ₰.

Gebrechen und Leistungen des kirchlichen Protestantismus. [illegible] Moritz Schwalb. [illegible]

Menschenverehrung und Menschenvergötterung. [illegible] Moritz Schwalb. [illegible]

Handbuch der chemischen Technologie. [illegible] Rudolf von Wagner. Dritte stark vermehrte Auflage. Neu bearbeitet von **Dr. Ferdinand Fischer.** Mit 628 Abbildungen. Preis 16 Mark.

Das Schulwesen und seine Verwaltung. Reform der Volks-, Mittel- und Gelehrten-Schule. Von Dr. Ferdinand Jrodtschowski. [illegible] Preis 7 ℳ.

Die Krankenhäuser. — Die Fürsorge für Arme [illegible] Von Ferdinand Jrodtschowski. Preis 1 ℳ 50 ₰.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Mondamin Brown & Polson

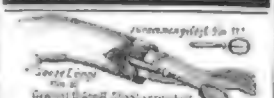
alleinige Fabr. K. engl. Hofl.

Entöltes Malzpräparat. Für **Kinder** und **Kranke** mit Milch gekocht speziell geeignet — **erhöht die Verdaulichkeit der Milch.** — In Kolonial- u. Drog.-Handl. à ½ u. 1 Pfd. engl. à 60 u. 30 Pf. Central-Depot Berlin C.

Ersparnisse
machen Damen, welche vor Beginn gütigster Arbeiten Muster meiner Specialitäten: **Strickwollen, Rock- u. Herren-Wollen aus engl. Kammgarn, Zephyr u. Kamelhaar,** meine absolut echtfarbigen Baumwollgarne, Häkelgarne und [illegible] **Hermanns „Goldstickerei"** [illegible] verlangen. Tausende intelligenter Hausfrauen rühmen die preiswerte Anwendung, die Solidität und Billigkeit meiner Erzeugnisse.
Paul Hoffmann, Ruhrort a. Rh.

M. G. Saphir's humoristische Schriften
4 Bände (1600 Seiten) in zwei **Prachtbänden** für M. 4.50 franco versendet
Alfred O. Grieb & Cie.
Berlin, Zimmerstr. 36.
Illustrirter Interessanter u. billiger Bücher 50 Pfg.

Serien-Loos-Gesellschaft.
Diese Gesellschaft, der Jedermann beitreten kann, bezweckt, einem jeden Mitgliede einen möglichst hohen Betrag zuzuführen und sofort auszubezahlen. Der Jahres-Beitrag beträgt nur **60 Mark,** womit jedes Mitglied bei nächster Ziehung jedenfalls **die 9000 Mark** gewinnen kann. Im Übrigen sind jeden Halb-Jahr 10 ℳ Gewinn erhalten muß. Zur Theilnahme bittet, bei der allerersten Ziehung betheiligt zu sein, ersuchen wir, Anmeldungen gefl. recht bald einzusenden, worauf wir Ihnen auf gefälliges Verlangen umgehend und kostenfrei.
Julius Weil,
Bankgeschäft,
München.



Neuheit Aermelhalter
Dem stetigen Umwickeln der Taillen-Aermel beim Anziehen der Mäntel hilft der Aermelhalter in bequemster Weise ab, der Aermel kann um keinen Centimeter auseinanderrutschen und sitzt stets glatt.
Höchstes Neuheit für Damen.
Sehr lohnend für Wiederverkäufer.
Wo keine Verkaufsstellen, belieben sich direkt frko. gegen M. [illegible] in Briefen. D. Peters, Solingen. [illegible] Fabrikant.
Vertreter für
Oesterreich **Josef Stieber,** Wien I.
Holland **B. Heldemann,** Amsterdam.
Frankreich **Paul Preller,** rue Hervieux.



Universal-Knet- u. Mischmaschinen
Werner & Pfleiderer,
Cannstatt u. London.



Für Chemische Fabriken, Farbenwerke, Pharmaceut. u. chemisch-techn. Institute.
Für Conditoreien, Konditoreien, Fleischereien, Hotels etc. etc.

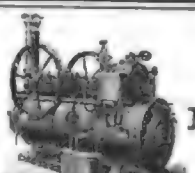
PATENTE besorgen
J. Brandt & G. W. v. Nawrocki
BERLIN, W.
78. Friedrichstrasse 78.
Aeltestes Agent. Patent-Bureau. Gegründet 1873.



Die Fabrik von
Gelbke & Benedictus, Dresden,
empfiehlt in reichster Auswahl,
Cotillon- und **Carneval-**
Gegenstände, als Lorbeer-Kopfbedeckungen, Orden, Cotillonteuren, Attrapen, Knallbonbons, Kostüme, Masken, Perücken, Saaldekorationen, Bigotphones u. s. w.
Spiele, Christbaumschmuck, Papierlaternen.
Künstliche Pflanzen
u. Gerüste dafür in Majolica, Holz, Messing etc.
Illustr. deutsche u. französ. Preisbücher Saison 1899 gratis und franko.



versenden ihren reichillustrirten
Haupt-Catalog über Cotillon- und Carnevalartikel,
Hüten, Orden, Touren, Attrapen, Christbaumverzierungen, Illuminationslaternen etc. gratis und franko.
Neuheit für Herren: Tiger-Costüme.
Neuheit für Damen: Blumen-Costüme.
Auch der kleinste Auftrag findet prompte Erledigung.



R. WOLF

in
Magdeburg-Buckau
baut als Hauptspecialität:
Fahrbare und stationäre
Hochdruck- und Compound-Locomobilen
mit
ausziehbaren Röhrenkesseln sowie im Dampfraum gelagerten Dampfcylindern bis zu 120 Pferdekraft.
Die Wolf'schen Locomobilen, welchen auf allen deutschen Locomobil-Concurrenzen in Bezug auf den **sparsamsten Kohlenverbrauch stets der Sieg** zuerkannt wurde, weisen auch gegenüber den bestconstruirten **stationären Dampfmaschinen bedeutende Vorzüge** auf.
Unter von R. Wolf erbaute 70pferdige Compound-Locomobile belastete mit zweistündiger Ermittelung pro Stunde und effektive Pferdekraft **nur 0,954 Kg. Steinkohle.**
Die aus der Fabrik seit 7 Jahren hervorgegangenen Locomobilen [illegible] Verwendung sind **gegenwärtig noch sämmtlich in Benutzung.**

Soeben erschien folgende hervorragende Neuigkeit schon in 3. Aufl.
Von der Wiege bis zum Grabe.
Ein Cyklus von 16 Kompositionen für Klavier zu 2 und 4 Händen.
Von **Carl Reinecke,** op. 202.

Inhalt:	2 h.	4 h.			2 h.	4 h.
1) Kinderscenen	ℳ [illegible]	[illegible]	9)	Des Harfners Weise	ℳ 1.—	1.—
2) Spiel und Tanz	„ [illegible]	[illegible]	10)	Stilles Glück	„ —	1.—
3) In Gesellschaftsgesellschaft	„ [illegible]	[illegible]	11)	Trübe Tage	„ —	1.—
4) Sinnigen Gedanken	„ 1.—	1.—	12)	Trost	„ —	1.—
5) In der Kinder	„ —	1.—	13)	Gebet [illegible]	„ —	1.—
6) Hymnus in der Welt	„ —	1.—	14)	Im Zauberkreise	„ —	1.—
7) [illegible] Wiegenlied, wo	„ —	1.—	15)	Abendstunde	„ —	1.—
[illegible]	„ —	1.—	16)	Ad astra	„ —	1.—
8) Hochzeitzug	„ —	1.—		Cyklus, kompl. 2 Hefte à 3 ℳ, eleg. geb. 8 ℳ		
				Cyklus, kompl. 2 Hefte à 4 ℳ, eleg. geb. 10 ℳ		

Verbindender Text gratis.
Ich empfehle diese [illegible] schönen Stücke unseres berühmten Meisters Prof. Dr. Karl Reinecke allen Musikfreunden angelegentlichst, dieselben sind ein Schatz [illegible] jede Familie, erfreuen und erbauen Jung und Alt.
Zu beziehen durch jede Buch- u. Musikhandlung oder direkt franko vom Verleger.
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig — St. Petersburg — Moskau.
Dresdner Nachr.: So reizend u. charakteristisch, dass sie nicht verfehlen werden, die allgemeine Aufmerksamkeit der musikalischen Welt auf sich zu lenken. Prof. Breslaur in Klavierlehrer: In feinster Meisterschaft gemalen. Wir machen die klavierspielende Welt auf das reizende Werk aufmerksam.

Digitized by Google

Über Land und Meer.

Nº 22.

61. Band.
Einundsechzigster Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Samstag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3.50.

Zwei Menschen.

Novelle von

Klaus Zehren.

III.

Auf Schloß Rheinfelden ist es lebhafter geworden. Frau Oberst Roland ist schon vor Wochen eingetroffen, Fritz gestern gekommen. Käthe fühlt sich wie Kind im Hause. An Tante Emilie hat sie sich mit ihrem kindlichen Gemüt schnell angeschlossen. Die ruhige Freundlichkeit und Herzensgüte der alten Dame haben das Herz des fast noch kindlichen Mädchens mächtig angezogen. Sie glaubt, selbst besser geworden zu sein durch den steten Verkehr mit Bodos Mutter. Früher war sie leichtsinnig; gedankenlos that sie, was ihr gerade einfiel, und oft zankte sie sich mit ihrer Mutter. Sie würde das jetzt in Tante Welckens Gegenwart gar nicht wagen. Nur ungeduldig erträgt sie oft die Bemerkungen und Aeußerungen der Mutter; dieselben erscheinen ihr oft so unzart, so unweiblich. Sie fühlt instinktiv, daß ihre Verwandten deren Meinung nicht teilen. Frau Roland ist eben eine ältere Dame



Schlittenfahrt. Gemälde von A. Eggers.

wie die meisten. Früher eine hübsche Frau, hat sie zu Lebzeiten ihres Mannes, der Regimentskommandeur war, ein fröhliches Leben geführt, ohne große Sorgen, ohne fühlbare Einschränkungen. Nachdem der alte Oberst Roland zur großen Armee gegangen ist, haben Einschränkungen und Mißhelligkeiten aller Art auf der verwöhnten Frau gelastet, die nun allein auf die schmale Witwenpension angewiesen war.

Sie ist dadurch launisch, ungerecht gegen andere und berechnend geworden, — Eigenschaften, die sie früher wohl besessen, die aber niemals bei ihrem sorglos dahinfließenden Leben voll ans Tageslicht getreten sind. Ihre einzige Hoffnung ruht jetzt auf ihrer siebenzehnjährigen Tochter und deren hübschem Aeußern. Die Seele des Kindes zu bilden und zu veredeln, ist ihr nie eingefallen, nur insoweit, daß sie demselben schon seit Jahren Lebensklugheit einzuimpfen sich bemüht, deren Quintessenz darin besteht: Arme Mädchen, wenn sie hübsch sind und ein bißchen klug, können sich mit Leichtigkeit ein glänzendes Schicksal schaffen. Es ist dadurch schon manches häßliche Samenkorn in Käthes Herz getragen worden, welches von Natur nicht zum Berechnen geschaffen ist, sondern ihr froh und ohne Zukunftsgedanken in der jungen Brust schlägt.

Das Verhältnis zwischen Käthe und ihrem Vetter ist ein freundschaftliches geworden. Er hat ihr, zu seiner Mutter größtem Erstaunen, Reitunterricht gegeben, sie mit aufs Feld genommen, wo die Ernte in vollem Gange ist, und plaudert oft unbefangen, wenngleich stets in seiner ernsten, wortkargen Weise, mit seiner Cousine.

„Ich glaube, sein Herz richtet sich an der Lebendigkeit und Naivität Käthes etwas auf," denkt die Gräfin, wenn sie die beiden zusammen durch den Garten wandeln sieht. — Käthe ist das einzige Wesen, welches sich erlaubt, den gestrengen Vetter zuweilen zu necken.

Kein Mensch in seiner Umgebung würde das je wagen, obgleich sie ihn alle lieben, die ihn genau kennen, wegen seiner Gerechtigkeit und seines guten Herzens.

Seine Untergebenen begrüßen ihn zwar freundlich und thun willig, was er auch immer anordnet, aber jedes laute Scherzwort, jedes Lied verstummt doch ehrfurchtsvoll, wenn er unter sie tritt.

Seine Stimmung ist jetzt oft sehr wechselnd. Tagelang spricht er kein Wort, erscheint völlig teilnahmslos, und doch fragt er dann ganz plötzlich: „Kommt Käthe heute zum Essen?", wenn sie zur Mittagszeit noch nicht zurück vom Forsthaus ist, wo sie oft einen ganzen Tag mit den schlichten Leuten im Walde lebt.

Als er neulich vierundzwanzig Stunden kein Wort gesprochen und bei Tisch Fische herumgegeben werden, fragt Käthe den Vetter mit schelmischem Lächeln:

„Können Fische einen Ton von sich geben?"

Bodo schüttelt den Kopf.

„Dann hüte Dich vor dem einen großen, von dem Du gerade nehmen willst, der hat heute morgen gepiepst, als er geschlachtet wurde. Vielleicht ist's kein Fisch!"

Er sieht sie einen Augenblick überrascht an und muß doch lächeln, wie er die Grübchen in ihren Wangen bemerkt und es in ihren Augen leuchten sieht wie verhaltene Heiterkeit.

„Kleine Naseweis!" sagt er, und sie läßt es sich ruhig von ihm gefallen.

Käthe hat es sich in den Kopf gesetzt, der Vetter müsse wieder werden wie früher; er thut ihr so leid mit dem nagenden Kummer im Herzen, und sie freut sich über jedes Lächeln, über jedes Wort, welches sie ihm durch Scherz oder teilnahmsvolles Eingehen auf seine Ansicht entlockt.

Sie ist von Natur ein gutmütiges Wesen und mag gern alle um sich froh und heiter sehen.

Fritz und seine Cousine sind bereits die besten Freunde. Er immer fidel, voll lustiger Späße, der elegante Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle, dabei hübscher als der ältere Bruder, mit dunkleren Haaren und Augen."

„Gibst Du mir das Armband wieder, welches Du mir eben entrissen hast!"

Statt der Antwort entschlüpft sie ihm wie eine Eidechse und springt ein paar Schritte fort, ihm den geraubten Gegenstand lachend entgegenhaltend.

„Hoho, nicht so heftig, Herr Vetter! Seit wann tragen Männer ein Armband? Ich will lesen, was darauf steht. Gewiß eine holde Erinnerung!"

Nun beginnt die Jagd um den großen grünen Rasen und die Boskets. Viktor läuft jauchzend hinterdrein.

Die flinke Käthe läßt sich nicht so leicht haschen. Endlich hat er sie am Handgelenk erfaßt, während sie ihre Beute krampfhaft mit der freien Hand in die Höhe hält und die feinen Finger fest darum schließt. Ihre junge Brust wogt heftig auf und ab nach dem eiligen Lauf; rosig schimmert ihr Hals durch das leichte Tüllgewebe, welches den Ausschnitt des Sommerkleides schließt.

Der junge Mann sieht es; er blickt entzückt in ihre blitzenden Augen und auf die schwellenden, halb geöffneten Lippen.

„Jetzt hab' ich Dich, gib Deine Beute her!"

„Erst bitten!" lacht Käthe und stellt sich auf die Fußspitzen.

„Gut, laß mich mit einem Kuß die Finger lösen, welche mein Eigentum festhalten."

Sie senkt den Arm und hält ihm die kleine geschlossene Hand hin. Rasch drückt er seine Lippen darauf, bis sich endlich die Finger öffnen und das Armband freigeben.

„Siehst Du, hübsch bitten, Fritz!"

Mit unnachahmlicher Grazie streift sie die wirren Haare aus der erhitzten Stirn zurück.

„Ah, superb!" klingt hinter ihnen eine Frauenstimme. „Hier werden wohl Schäferspiele getrieben im neunzehnten Jahrhundert?"

Käthe fährt mit einem leichten Schrei herum und steht unmittelbar vor einer hochgewachsenen Dame in elegantester Sommertoilette.

„Welche Ueberraschung, Frau von Lehndorf!" sagt Graf Fritz und küßt den zartgelben Handschuh der Dame. „Sie erscheinen wie eine Fee des Waldes plötzlich unter uns. — Meine Cousine, Käthe Roland! — Frau von Lehndorf!"

„Aber hoffentlich als gütige Fee."

Mit liebenswürdigem Lächeln reicht sie Käthe die Hand.

„Darf ich Sie zu meiner Mutter führen, gnädigste Frau? Sie wird sehr erfreut sein, nach so langer Abwesenheit Sie wieder begrüßen zu können."

Käthe geht hinter den beiden her und denkt unmutig: „Jetzt wird es ungemütlich, und noch dazu eine junge Frau, die sind immer prätentiös."

Sie vergrößert den Abstand von den Voranschreitenden immer mehr und biegt schließlich in einen Seitenweg ab, der zum Hause führt, um ihre etwas derangirte Toilette wieder in Ordnung zu bringen.

Der Besuch der Frau von Lehndorf hat nicht lange gedauert.

Sie habe noch mehrere Besuche in der Umgegend zu machen, hoffe aber, ihre Nachbarn bald einmal bei sich zu sehen, sagt die junge Witwe.

Käthe lugt aus ihrem rebenumrankten Fenster und sieht gerade Bodo mit Frau von Lehndorf unter demselben vorbeigehen.

„Es ist unglaublich einsam auf Lehndorf," hört die Lauscherin die Dame sagen, „dabei gibt es niemand, der sich mit Verständnis um die Wirtschaft kümmert; ich muß natürlich alles auf Treu und Glauben dem Verwalter überlassen."

„Wenn Sie gestatten, gnädigste Frau," antwortet ihr Begleiter mit seiner tiefen, ruhigen Stimme, „so —"

Das folgende kann Käthe nicht mehr verstehen.

Die Tante und ihre Mutter sitzen mit Fritz noch zusammen und unterhalten sich über die Persönlichkeit des eben gegangenen Besuchs.

„Unsere Fee hat sehr bedauert, daß ihr neugewonnener Schützling nicht wieder zum Vorschein gekommen ist," ruft Fritz der sich nähernden Cousine zu.

„Hoffentlich hat sie ihren Zauber nicht um Dein Herz gelegt," lacht Käthe, unbefangen neckend.

Fritz ist etwas eitel und denkt: „Haha, ein bißchen eifersüchtig!"

Die älteren Damen setzen ihr Gespräch fort.

„Frau von Lehndorf hat mir damals vor fünf Jahren sehr leid gethan, als sie ohne Neigung den kränklichen Mann aus Vernunftrücksichten heiraten mußte," meint die Gräfin Welden.

„Pah, es war das Dümmste nicht, was sie that! Jetzt ist sie Witwe, noch jung, hübsch, alleinige Besitzerin von Lehndorf und kann ungenirt dem Zuge ihres Herzens folgen," wirft Fritz nachlässig ein und balancirt auf der Spitze des Zeigefingers ein leichtes Spazierstöckchen.

„Ihr jungen Leute denkt über so etwas noch leichtsinnig; wir älteren Frauen wissen, daß eine Heirat ohne Neigung nie ohne schädlichen Einfluß auf das Gemüt der Frau bleiben kann."

„Vorausgesetzt, daß das Gemüt eines Mädchens überhaupt noch Schaden nehmen kann, welches ohne Liebe heiratet," spottet Bodo sarkastisch und setzt sich zu den anderen.

„Urteile nicht so hart!" mahnt die Gräfin.

„Ich bin ganz Deiner Ansicht, lieber Neffe," fällt eifrig Frau Roland ein und betrachtet, ohne aufzublicken, liebkosend ihre gut gepflegten Hände. „Ich halte es auch für einen unverantwortlichen Betrug gegen den betreffenden Mann und begreife nicht, wie Eltern gewissenlos genug sein können, eine Tochter zu überreden, aus Vernunftgründen in eine passende Verbindung zu willigen."

Eine Sekunde lang ruht Bodos stahlgraues Auge prüfend auf den Zügen seiner Tante, dann wendet er den Blick langsam zu Käthe.

Ein bitteres Lächeln zuckt um seinen Mund, während seine Hand über Viktors braunes Gelock streicht, der zwischen seinen Knieen lehnt.

Käthe steigt das Blut heiß in den Kopf, heftig steht sie auf und geht eilig fort, um sich eine Handarbeit zu holen, wie sie sagt.

Stimmt die Bemerkung ihrer Mutter mit dem überein, was sie damals Bodo erzählte von ihrer vernünftigen Erziehung? Was muß Bodo von ihr denken? Das ist der Gedanke, der ihr nicht aus dem Sinn kommt, als sie durch die verschlungenen Wege des großen Gartens dahineilt.

Er muß uns beide für falsche und berechnende Frauen halten, die denselben geheimen Zweck verfolgen und sich unvorsichtigerweise nicht über die Wege, welche dahin führen, ins Einvernehmen gesetzt haben. Gerade daß er, der über alles so scharf nachdenkt, der durch unverschuldetes Unglück verbittert ist, das von mir denken muß!

Ihr laufen die hellen Thränen über die Wangen.

Und dabei kann ich nichts thun, jedes entschuldigende Wort muß ihn noch mißtrauischer machen.

Sie fühlt sich so unglücklich, wie sich überhaupt ein siebenzehnjähriges Mädchen fühlen kann, welches in seinem bisherigen Leben noch nie über sich und andere nachgedacht hat und zum erstenmale bemerkt, daß die Menschen nicht in uns hineinsehen können, sondern uns nach unserem Thun, unseren Worten beurteilen müssen.

Sie ist so unglücklich, — daß sie jetzt, als ein Häschen ihr auf dem Weg entgegengelaufen kommt und, erstaunt in geringer Entfernung Halt machend, sich possirlich auf die Hinterläufe setzt und das junge Mädchen neugierig anäugt, lächeln muß.

„Ich bin nicht so schlecht, wie er glaubt," denkt sie. „Selbst der furchtsame Hase hat kein Mißtrauen. Aber Lampe soll Angst vor mir haben, nun gerade — wie kann das dumme Tier mir etwas Gutes zumuten?"

Eilig läuft sie auf den Hasen los und lacht hell auf, wie derselbe in drolligem Ungestüm mit langen Sprüngen das Weite sucht.

In den nächsten Tagen bekümmern sich Käthe und Bodo gar nicht um einander. Käthe, weil sie sich sagt, daß der wortkarge, mißtrauische Mensch ihr ganz gleichgiltig sein kann, und Bodo, weil er sich in seiner verschlossenen Art überhaupt niemand nähert, sondern höchstens gestattet, daß andere ihm entgegenkommen.

Fritz hat den Vorteil, und amüsirt sich köstlich mit seiner Cousine. Nur Viktor läuft den ganzen Tag wie ein treuer Hund neben seinem ernsten Vetter her. Der muntere Knabe hat Vertrauen zu dem großen Bodo gefaßt; derselbe setzt ihn oft aufs Pferd, nimmt ihn mit auf die Jagd und hat augenscheinlich an dem lebhaften kleinen Burschen Gefallen gefunden.

•

Die Zeit der Parforcejagden, welche die benachbarten Gutsbesitzer der Gegend alljährlich gemeinschaftlich arrangiren, ist gekommen.

Der Nebel ist so dicht, daß man nicht zehn Schritte weit sehen kann.

Auf Rheinfelden ist Rendezvous. Die Meute läßt und heult durcheinander. Der Rüdemeister muß die lange Peitsche häufig dazwischenfahren lassen, um die aufgeregten Hunde zu beruhigen.

Alles ist im Jagdkostüm: rote Röcke und weiße Beinkleider.

Käthe, die einzige mitreitende Dame, trägt ein grünes Reitkleid, welches höchst vorteilhaft die Schmiegsamkeit und zarten Formen ihrer schlanken Figur zur Geltung bringt. Auf ihren krausen braunen Haaren sitzt anmutig kokett ein kleiner schwarzer Herrenhut.

Fritz hat ihr bereits die überschwenglichsten Komplimente gemacht.

Die Herren drängen sich dazu, der lieblichen Erscheinung vorgestellt zu werden, und bitten galant Diana, wie sie Käthe neckend nennen, um ihre allmächtige Hilfe zum Gelingen der Hetze.

Es ist ein hübsches, lebhaftes Bild. Scherzworte fliegen hin und her, die Pferde schnauben und scharren aufgeregt den Kies; sie freuen sich aufs muntere Jagen über die braune Heide und durch herbstlichen Wald. Hell tönt das Signal zum Abreiten über den Hof. Langsam, gruppenweise setzt sich die Gesellschaft in Bewegung.

Neben Käthe reitet Fritz und belehrt dieselbe über die Regeln der Jagd, macht launige Bemerkungen über alle Anwesenden und bemüht sich, das reizende Mündchen seiner Cousine zu häufigem hellem Lachen zu zwingen.

„Wenn ich bitten darf," sagt plötzlich neben ihr eine tiefe, wohlbekannte Stimme, „so halte Dich immer in meiner Nähe, Cousine. Meine Mutter hat mir die Sorge für Dich übertragen. Ich möchte ihr Vertrauen rechtfertigen."

Sie nickt nur ernst mit dem Kopfe. Am liebsten hätte das junge Mädchen geantwortet: „Wenn Du nicht aus freien Stücken über mir wachen willst, dann laß mich lieber zu Hause."

Sie wagt es aber nicht zu sagen. Unmutig drückt sie ihre weißen Zähne auf die Unterlippe.

Sie reitet zwischen den Brüdern. Der eine, voll Leben und Uebermut, zügelt nur mit Mühe sein unruhiges Pferd, er ist selbst nervös erregt wie sein Tier vor der Jagd.

Schön ist der junge Graf Welden. Seine elastische, ebenmäßige Figur wird durch den Jagdanzug in das beste Licht gesetzt. Uebermütig blitzen seine Augen unter den dunklen Brauen.

„Ein schöner Mann!" denkt Käthe und streift ihres Vetters Gestalt mit einem kurzen, freundlichen Seitenblick.

Auf der andern Seite sitzt Bodo fest und gerade im Sattel. Seine Figur ist fast zu reckenhaft und kräftig für die elegante Kleidung. Das Pferd scheitelt ruhig mit ihm dahin, es wagt nicht, einen Schritt anders zu thun, wie sein Reiter es wünscht, obgleich das Geräusch, mit welchem das Tier häufig den Atem prustend durch die geöffneten Nüstern in den Herbstnebel hineinstößt, und der Schaum, der in weißen Flocken vom Gebiß herabrollt, genugsam beweisen, wie schwer ihm die erzwungene Ruhe wird.

Bodo selbst sieht aus wie immer, und doch scheint es Käthe, als ob in diesem Moment unter seinen festen, unbeweglichen Zügen eine innere Aufregung wie Glut unter dunkler Asche sich verstecke.

Da tönt zuerst vereinzelt vor ihnen durch den Buchenwald das Lautwerden der Hunde. Allmälich fällt ein Hund nach dem andern ein, und nach wenigen Sekunden schallt frisch und melodisch das Geläute der auf der Fährte jagenden Meute durch die hellhörige Herbstluft.

„Ein Fuchs!" geht die Kunde von Mund zu Mund.

„Glück auf," ruft Fritz laut, „Diana ist uns gnädig!"

In weiten Sprüngen saust er vorwärts, den anderen nach.

„Iiff, jaff, jiff, jaff!" geht es durch den Wald mit hellem Klang.

„Halt Deine Nora zurück, Käthe!" sagt Bodo, obgleich seine Augen jetzt auch blitzen vor Jagdlust. „Laß sie nur alle gleich wie unsinnig jagen, nachher haben sie müde Pferde. Ich kenne das bei der ersten Hetze. Gib acht, bald haben sie die erste Fährte überrannt. Reineke läßt sich nicht so leicht fassen."

Wirklich bestätigen in diesem Augenblick das Verklingen der Hunde und laute, unmutige Ausrufe der bereits zurückeilenden Jäger seine Worte.

Die ganze Jagd kommt zurück. Die Hunde haben in dem Eifer und Ungestüm, mit dem die Jagd begonnen, die Fährte gewechselt und sind einem aufgescheuchten Hasen nachgepreßt.

Jetzt sind die aufgeregten Tiere wieder gekoppelt, und der Finder wird vom Master wieder auf die richtige Fährte gesetzt.

„Such, such's, so recht! Wo ist das Füchschen?" redet er dem erfahrenen Hunde zu.

Endlich gibt derselbe Laut, er hat die Fährte aufgenommen. Die Jagd beginnt von neuem, nur mit mehr Vorsicht.

Im Trab und kurzem Galopp folgen die Jäger dem Laut der hetzenden Hunde. Jetzt geht es aus dem Walde heraus auf die Heide; der Fuchs versucht sich nicht mehr zu drücken, er geht geradeaus vor den Hunden. Das Tempo wird rascher.

Ueber jener Höhe verschwindet eben die rote Lunte des Wildes.

„Das wird eine heiße Jagd," sagen die erfahrenen Herren; „nicht zu hastig, wir brauchen nachher die Kräfte!"

Hügel auf, Hügel ab geht es vorwärts.

Der Nebel hat sich gesenkt, die Septembersonne scheint bereits warm auf die Heide.

Jetzt kommt ein Dorf. Der Fuchs ist in seiner schnurgraden Flucht durch die Gärten gegangen; da gibt es Hindernisse. Schon ist einer oder der andere Reiter zurückgeblieben, mancher fliegt kopfüber in die Kohlköpfe der Gärten. Käthe glüht, sie ist in unbeschreiblicher Aufregung, ohne Kenntnis der Gefahr. Ihre Nora nimmt ja jedes Hindernis spielend. Immer neben ihr, Seite an Seite, galoppirt Bodo. Sie sieht ihn verstohlen von der Seite an. Wie seine Augen glühen unter der weit vorragenden Stirn! Ein heiteres Lächeln lagert um seinen Mund. Freundlich nickt er ihr zu wie einem guten Kameraden.

„So ist's recht, Käthe, laß nur den Gaul ungenirt gehen, er macht es von selbst, ich habe alles mit ihm vorher geritten; wo er die Nase herankriegt, geht er auch hinüber. Hopp, das war ein tüchtiger Sprung über das Koppelrick. Nur ruhig sitzen und das Pferd nicht stören."

Jetzt sind sie wieder auf freiem Felde, die Hunde jagen bereits mit Sicht.

„Verflucht," ruft Fritz und bricht von hinten an die beiden heran, „der Fuchs geht durch den Landgraben, hier ist auf eine Stunde Weges keine Brücke und drüben der Lehndorfer Wald! Wenn der Fuchs den annimmt, ist er für uns verloren. Ob man den Graben wohl nehmen kann? Er ist seine zehn Fuß breit mit schlechten Rändern."

„Ich nehme ihn und koste's die Knochen!" sagt Bodo. „Reitest Du mit, Käthe? Die Nora springt's."

„Wo Du hinreitest, gehe ich mit!" antwortet sie und wirft übermütig die Locken aus der Stirn. Sie fühlt seine Furcht neben ihm.

„Aber fest sitzen!" ruft er und muntert sein Pferd auf.

Da ist der Graben, breit und tief, mit trübem, schlammigem Wasser. Hopp! Im fliegenden Satz saust Bodo hinüber, Käthe ihm nach, obgleich Fritz hinten schreit: „Es ist tollkühn für eine Dame, laßt es!"

Fritzens Pferd resüsirt, wütend bearbeitet er den Gaul mit Peitsche und Sporn.

Sein Bruder wirft nur einen kurzen Blick zurück und sieht fast neben sich Käthe.

„Bravo, Kind, nun laß die Nora fahren, wir müssen den Fuchs gleich haben!"

Tief beugt er sich herab auf den schaumweißen Hals seines Rennere.

Nora ihm zur Seite. Die beiden Pferde kämpfen wie auf der Rennbahn.

Da haben die Hunde den Fuchs.

Im Nu sind die beiden heran. Bodo, vom Pferd herunter, fährt mit der Peitsche unter die Meute und hebt mit freudestrahlendem Antlitz Reineke an der Lunte in die Höhe. Käthe lacht ihm vom Pferd herunter mit vor Aufregung brennenden Wangen entgegen.

„Weidmanns Heil!" ruft sie laut.

Bodo nimmt das Horn von der Schulter, und lustig schallt das Halali über die weite Heide.

Allmälich kommen die anderen alle herangeprengt; die meisten haben auf einem großen Umweg sich eine Brücke gesucht, weil Pferd oder Reiter den Sprung über den breiten Graben versagten.

Alle staunen Käthe an. Ihr gebührte die Fuchslunte!

Sie sucht errötend die überschwenglichen Lobeserhebungen von sich abzuweisen. Nach der Aufregung kommt die Ernüchterung. Es erscheint ihr plötzlich fast unpassend, sie allein unter all den jungen Herren. Manch derbes Wort und derber Reiterausdruck kommt ihr zu Ohren, den sie sonst nie vernommen und der sie, wenn auch nicht verletzt, so doch unangenehm berührt.

Die Herren, meist unbefangene Landjunker, denken gar nicht daran, in Käthes Anwesenheit auch nur das geringste Unziemliche zu finden. Sie ist ja mit Bodo Graf Welden da, der könnte ihr Vater sein, wenn nicht an Jahren, so doch dem Wesen nach.

Etwas unsicher geht sie auf Bodo zu, der seitab mit seinem Bruder steht. Sie hört, wie letzterer etwas unmutig sagt:

„Nun, ihr seid brav geritten, Du und Käthe. Ich glaube aber doch, daß die Cousine in meinem Schutze sicherer gewesen wäre."

Bodo sieht finster aus wie immer.

„So? — mag sein!" antwortet er; „ist ihr etwa irgend etwas zugestoßen?"

Jetzt bemerkt er Käthe.

„Du willst gerne fort nach Hause, nicht wahr? Ich werde gleich zum Aufbruch mahnen."

Käthe nickt. — Wie genau er ihre Bitte erraten hat!

Die Reitgesellschaft setzt sich langsam in Bewegung nach Lehndorf, wo die Gutsherrin dieselbe zum Diner erwartet. Ihre beiden Brüder sind auch mitgeritten.

Käthe reitet an der Spitze des Zuges. Sie ist nachdenklich. Plötzlich sagt Bodo neben ihr in gedämpftem Tone, so daß es die anderen nicht hören können: „Mich reut's, daß ich wie ein Toller Dich zu dem wagehalsigen Reiten verführte. Ich habe meiner Mutter Auftrag schlecht erfüllt. Man ist eben zu nichts mehr verwendbar."

Er sagt es mit unendlicher Bitterkeit gegen sich selbst. Käthe blickt ihn freundlich an und reicht ihm die Hand.

„Sage das nicht, Vetter; uns riß die Passion beide fort. Was schadet es! Wir sind wohl und gesund, und mir war es eine Freude, Dich endlich einmal voll den Augenblick mit seiner Aufregung genießen zu sehen."

Sie sagt die letzten Worte fast zögernd.

Bodo antwortet nichts, aber einen Moment ruht sein großes Auge mit dankbarem Ausdruck auf ihrer lieblichen Erscheinung.

*

In Lehndorf stehen Frau von Lehndorf und ihr greiser Vater, der alte Oberst a. D. von Plankwitz, umringt von der Gräfin Welden, Käthes Mutter und Bruder, sowie von anderen jungen und älteren Damen der Nachbarschaft, vor dem großen, massiven Herrschaftshause.

„Bomben und Granaten," ruft der alte Oberst, „da kommen sie! Wie die Kleine sicher zu Pferde sitzt! Gratulire zu der reizenden Tochter, Frau Roland — ein wahres Blitzmädel!"

Allgemeines Begrüßen und Erzählen der Jagderlebnisse folgt nach der Ankunft.

Oberst Plankwitz hält Käthes beide Hände in den seinen und schüttelt dieselben, als ob er die Arme aus den Gelenken reißen wollte.

„Sie sind ja ein Tausendsasa, Fräulein Käthe. Die erste beim Halali! Ist überhaupt noch nicht dagewesen. Wenn Sie lange hier in der Gegend bleiben, verdrehen Sie dem jungen Männervolk auf sechs Meilen in der Runde den Kopf. — Na, nur nicht geziert!" ruft er und hebt ihr über das aufrichtige Kompliment verlegen gesenktes Köpfchen in die Höhe. „Wer so reitet und nebenbei solch ein hübsches Gesicht hat, braucht nicht zu thun wie ein Mädel, das zum erstenmal ein langes Kleid anzieht. Nur nicht gemuckst! Müßten ja Wasser in den Adern haben, die jungen Leute, wenn's anders wäre!"

Käthe lacht wieder freundlich, sie kann dem alten, offenen Herrn doch nichts übel nehmen.

Ihre Mutter umarmt sie herzlich.

„Gott sei Dank, daß ich Dich heil und gesund wieder habe, mein Kind!" sagt sie, glückstrahlend über das Aufsehen, welches ihre Tochter erregt.

(Fortsetzung folgt.)



Der erste Schritt in die Welt. Gemälde von E. L. Garrido.
Nach einer Photographie der Photographischen Union in München.

Digitized by Google



Das Tischgebet. Gemälde von Max Liebermann.

Digitized by Google

Frauentypen aus der amerikanischen Gesellschaft.

Von

Rud. Rudrea.

2. Das vornehme Mädchen.

Veilchenblau, himmelblau, weiß und rosa — das sind die Farben, welcher Frau Natur sich bediente, als sie Miß Margaret Barker so blumenhaft blond und zart schuf. Sie erreicht kaum das gewöhnliche Mittelmaß und zeigt bereits in der sanften Rundung ihres Wuchses, daß sie etwas zur Fülle geneigt ist. Im Einklang damit sind ihre Bewegungen gemessen, und ihr Gang ist ruhig, rhythmisch gleichmäßig. Zu der malerischen Helle ihres feinen Kopfes stehen ihr die dunklen Gewänder, welche sie mit Vorliebe trägt, vortrefflich. Sie lacht nie laut, lächelt jedoch gern, mit einer gewissen matten Freundlichkeit, etwa wie die blasse Dezembersonne, wenn sie sich redlich bemüht, die ihr entrückte, friercnde Erde zu bescheinen. Ihre Stimme hat jenen Accent, seinen Halbflüsterton, von welchem der englische Dichter behauptet, daß er der größte Reiz des Weibes sei; sie gibt sich Mühe, ihn niemals fallen zu lassen. Jede Aufregung erscheint ihr unschicklich; sorgfältig vermeidet sie, erhitzt oder erregt auszusehen. Sie liebt große Gesellschaften, huldigt aber wenig dem Tanz; außer der Quadrille gestattet sie sich höchstens noch den „Boston-Glide-Waltz", der eigens für sie erfunden sein könnte, weil er im Grunde nur zur Abkühlung dient und der einzige Tanz ist, welcher das Recht der langen Schleppe an der Balkrobe anerkennt. Die Hauptbedingung des Postens ist, daß der Herr seine Tänzerin mit Kraft und Anmut im Arme hält.

„Ich bitte! Fangen wir endlich an!" sagt Miß Margaret Barker zu ihrem Partner, der beinahe schon fünf Minuten den Arm um ihre geschmeidige Taille gelegt, unbeweglich mit ihr in der Reihe der Tanzenden steht.

„Ich meine, Miß Barker, es tanzte sich so, im Stehen, recht angenehm! Wir haben noch obendrein den Vorteil, unsern Platz nicht wechseln zu müssen."

„Sie sind shocking, Mr. Baughan! Führen Sie mich zu meiner Mutter! Ich werde keinen Walzer mehr mit Ihnen tanzen." Sie hält ihr Wort, obgleich sie es, freundlich lächelnd, wie im Scherze gibt . . .

Wenn Miß Margaret den Ball verläßt, sieht ihre Toilette noch eben so frisch, ihr Haar so wohlgeordnet, ihr Gesicht so zart und kühl aus wie bei ihrem Eintritt in den Saal.

Die Heimat der „Ladylikes" ist Philadelphia, die stille, altjüngferliche Quäkerstadt, wo ein Haus dem andern zum Verwechseln ähnlich sieht, die weißen Marmortreppen — wer weiß, wie viele tanzende! — vor den Haustüren alle zur selben Stunde des Morgens abgewaschen werden; wo man sich wegen der wunderbaren Regelmäßigkeit der Straßen so wunderbar schlecht zurechtfindet.

Ihre Eltern sind wohlhabende Leute, Inhaber eines großen Lederwarengeschäfts, denen die Erziehung und das Glück der Kinder sehr am Herzen liegt. Der ältere ihrer Söhne hat in Heidelberg Medizin studirt, der jüngere befindet sich auf der Universität zu Cambridge (bei Boston). Er wird wahrscheinlich „Minister" der Episkopalkirche werden.

Margaret hat einen guten Unterricht genossen. Sie treibt mit Verständnis Musik, singt nach ihrer eigenen Klavierbegleitung mit einer angenehm sympathischen, glockenreinen, kleinen Stimme und liest gute Bücher und Zeitschriften. Sie ist streng gläubig, versäumt nie die Kirche, hält eine Klasse in der Sonntagsschule und ist stets die erste zur Morgenandacht, obgleich sie gern lange schläft.

Des Sonntags geht sie zu keinem Vergnügen und empfängt auch keinen Besuch, liest nur die „Kirchenzeitung" und spielt und singt Choräle.

Die gesamte Dienerschaft verehrt sie; nie hört man ein lautes, unzufriedenes Wort aus ihrem Munde; nie sieht man eine Falte des Unmuts, einen Schatten von schlechter Laune auf ihrer weißen Stirn . . .

Im Sommer reist Margaret mit ihrer Mutter nach Newport, wo sich nach und nach auch die übrigen Familienmitglieder einstellen. Ueberall begegnet man ihr mit Zuvorkommenheit; alle Leute haben sie besonders gern. Es gibt keinen Herrn ihrer Bekanntschaft, der nicht bei Nennung ihres Namen in Gedanken den Hut zöge. Sie genießt das Sommerfrische mit Ruhe und Verstand, denn sie dient ihr mehr zur Erholung als zur Zerstreuung. Wie sich ihre Toiletten in Philadelphia durch vornehme Einfachheit auszeichnen, so in Newport durch schamlose Sauberkeit. Ihr Hauptvergnügen ist das „Boating". Sie rudert sehr geschickt und versteht wie ein Lotse das Steuer zu führen.

Einst wurde sie auf dem Meer vom Unwetter überrascht. Sie befand sich allein in ihrem eigenen kleinen Segelboot mit einem alten Schiffer, den sie eigentlich nur zur Begleitung mitgenommen hatte. Sie kreuzten in Gefahr, unterzugehen; wie eine Nußschale tanzte das lebende Fahrzeug auf den hochschlagenden Wogen; beide waren bis auf die Haut durchnäßt. Ruhig, aber etwas bleicher als gewöhnlich, saß Miß Barker am Steuer. Es fiel ihr nicht einmal ein, die langen Handschuhe abzustreifen.

„Ob man uns am Strande noch nicht bemerkt, Bob?" Sie mußte ihre Stimme ungewöhnlich anstrengen, um sich in dem Rauschen und Brausen der Elemente hörbar zu machen.

„Ich glaube es, Miß! Wenn ich nicht irre, kommt uns jemand zu Hilfe!" erwiderte der alte Fährmann, dem fast der Atem ausgegangen war.

„Das ist gewiß mein Bruder. Werden wir uns so lange halten können, Bob?"

„Ich hoffe es, Miß! Der Wind scheint gerade nicht stärker zu werden und kommt uns wenigstens nicht mehr direkt entgegen."

Bob hatte recht. Es nahte Rettung: ein größeres Fahrzeug mit zwei Matrosen, dem Bruder Margarets und einem jungen Herrn — Studienfreund des letzteren — der erst diesen Morgen in Newport eingetroffen war.

Miß Barker fühlt ihre Kräfte merklich schwinden. Sie bebt am ganzen Körper; die nassen Kleider kleben ihr schwer an den zarten Gliedern; ihre Handschuhe sind zerrissen.

„Hallo! Da sind wir, Margaret!" ruft ihr Bruder herüber. Es war die höchste Zeit. Die beiden Fahrzeuge haben sich fast erreicht, werden aber von dem tobenden Element immer von neuem auseinandergerissen.

„Ihre Hand, Miß!" ruft der junge Fremde, eine kraftvolle, energische Erscheinung, ein Deutscher.

Platsch! schlägt das kleine Segelboot vom Rücken einer Woge in die schäumende Tiefe, daß das Wasser es beinahe bedeckt.

„Edward," sagt Miß Barker zu ihrem Bruder, sobald sie den Mund zu öffnen im stande ist, indem sie eine verzweifelte Anstrengung macht, laut zu sprechen und das widerwärtige Zähneklappern zu unterdrücken, „stelle mir gefälligst den Herrn vor!"

Und durch das Sausen und Heulen des Sturmes, das Rollen und Donnern des Meeres dringt es undeutlich an das kleine Ohr der Schiffbrüchigen:

„Graf von Radewitz! — Meine Schwester Margaret!"

Einen Augenblick läßt das heftige Schaukeln und Wiegen der beiden Fahrzeuge so weit nach, daß der Fremde Margarets triefende Hände erfassen kann. Sie schwingt sich in das Rettungsboot und sinkt halb tot, aber ohne einen Laut und mit der tadellosen Haltung einer Lady — ihrem Bruder in die Arme . . .

Ehe die Familie Barker Newport verläßt, hält Graf Radewitz um Margarets Hand an.

Jetzt ist sie eine glückliche Frau und Mutter zweier prächtigen Buben. Sie ist ihrem Gemahl nach Dresden gefolgt, wo sie einen vornehmen, aber nicht großen Hausstand führt. Ihr jüngster Bruder befindet sich seit einigen Monaten als Gast bei ihr.

Neulich war die letzte Trägerin des Namens eines alten, verfallenen Fürstengeschlechts von der jungen Gräfin zu einer kleinen Abendgesellschaft geladen. Die alte Dame sprach lang und breit über „angeborene Vornehmheit" und „natürliches Taktgefühl". Höflich schweigend hörte die blonde Hausfrau zu, bis sich zuletzt auf ihrem zarten Gesicht ein Ausdruck von Ermüdung bemerkbar machte. Da stand Graf Radewitz auf, reichte ihr lächelnd die Hand — eine Umarmung hätte sie ihm wahrscheinlich in der Oeffentlichkeit nicht gestattet — und sagte zu der kritisirenden alten Fürstlichkeit:

„In dergleichen Dingen ist meine Margaret maßgebend, durchlauchtigste Frau! Sie läßt sich eher vom wütenden Meer verschlingen, als von einem Manne retten, der ihr nicht vorgestellt ist — eine echte Lady!"

Aphorismen.

Von

F. Dulang.

Man fragt bei dem Dichter so häufig: Wie kann er doch bei seiner Jugend so viel Erfahrung haben? — und vergißt, daß der Genius nach Zeitaltern lebt.

*

Ein Kunstwerk will betrachtet sein wie eine geliebte Frau. Je mehr wir sie ansehen, desto schöner erscheint sie uns.

Der erste Schritt in die Welt.

(Siehe das Bild Seite 472.)

Der erste Schritt in die Welt wird auf dem vorliegenden Bilde von Garrido wohl gleichbedeutend sein mit dem ersten Kavalieramt einer Dame gegenüber, die der glückliche junge Mann zum Ball begleiten darf. In diesem Fall befindet sich die Dame immer im Vorteil. Selbst wenn das ihr erster Ball ist, so hat sie stets eine viel größere Sicherheit, eine bedeutendere Geistesreife voraus, als der um zwei, drei Jahre an Alter sie überragende junge Mann. Dieser glückliche Unglückliche ist gewöhnlich in dem Alter von 17 bis 19 Jahren, was sein Wesen und seinen äußern Anschein betrifft, im unzünftigsten Stadium seines Lebens, und die unangenehme Ahnung von diesem Zustande macht ihn nur voller unsicher und verlegen, schüchtern und in Momenten krampfhaften Aufreißens zutappisch. Solch ein Kavalier will meist eine komische Rolle und kann leicht seine Dame in eine Stimmung versetzen, die zwischen Lachen und Zorn hin und her schwankt. Auf unserem Bilde sehen wir den jungen Kavalier im ersten Frack, mit dem ersten Klapphut zum erstenmal einer Dame gegenüber, bei welcher er den Kavalier zu spielen hat. Er hat gerade drei Worte zu sagen gewußt, nun ist sein Vorrat von dieser alltäglichen Münze zu Ende, obwohl ein ungeheurer Reichtum von Empfindungen und Formen, wallenden Gedanken im Herzen und im Kopf ihn fast erdrückt. Mit schlauem Lächeln beobachtet ihn die Dame, sie merkt wohl, daß ihre Schönheit und Ueberlegenheit der jungen Mann in diese Situation gebracht hat und sie denkt: „Dank nur, wenn Du sonst meinen Erwartungen entsprächst, will ich Dich schon erziehen." Beim ersten Schritt in die Welt, der bestätigt sich immer aufs neue, hat das Weib wenigstens hundert Schritte dem Mann voraus.

Der Binnenhof im Haag.

(Hierzu das Bild Seite 473.)

Unweit des Vijvers (Weihers) im obern Teil der holländischen Stadt 's Gravenhage (Haag), da, wo sich das Hof- und diplomatische Viertel des Vijverbergs ausbreitet, steht noch das alte, festungsartige Gebäude der Residenz der oranischen Statthalter mit den Sälen des Prinzen- und des Binnenhofes, in denen von altersher die Generalstaaten (Landesabgeordneten) und die obersten Staatsbehörden getagt haben.

Im Lauf der Zeiten hat man diese von Gräben umgebene und in ihren einzelnen Teilen durch Zugbrücken verbundene Burg in eine Häusermasse eingeschachtelt, welche dem Charakter eines modernen Palastes hat und in der nach den republikanischen Statthaltern der König Louis Bonaparte und dann die Könige aus dem heldändischen Hause Oranien gewohnt haben.

Der Binnenhof enthält die Ruhmeshalle Hollands. In seinen hohen, steinernen, mit gedunkeltem Holz getäfelten Saal hangen in reicher Menge die eroberten spanischen und englischen Fahnen und Standarten, die von der Größe Hollands als ersten Staats der verbündeten republikanischen Niederlande zu Lande, wie noch viel glorreicher auf allen Meeren der Welt in der Zeit vom Ende des sechzehnten bis zu Ausgang des siebenzehnten Jahrhunderts ein eindrucksvolles Zeugnis geben.

Hier, in diesem denkwürdigen Raum, dem auch der Schmuck von Meisterwerken der damals so herrlich emporgeblühten niederländischen Malerschule nicht mangelt, haben jene alten Grafen, welche ihre Farben, ihre verstümmelten Glieder, Arme und Beine zerschossen und zerhauen, in dem langen Krieg mit Alba spanischen Mordbanden davongetragen, den ersten Volksrat gehalten. Hier beschlossen sie 1581 an einem heißen Julitage den Abfall von Spanien und kündigten seinem König Philipp „als einem Tyrannen" den Gehorsam. Der große, lange Wilhelm von Oranien, der an der Spitze des Befreiungskampfes sich unvergänglichen Ruhm erworben, hat in diesem Saal zu den ersten, von den Provinzen der neu erstandenen Republik gewählten Generalstaaten gesprochen, mit ihnen über religiöse und politische Gesetze verhandelt.

Und nach ihm sein Sohn Moriz, der realpolitische, schlaue und gewaltthätige Statthalter, der alles Zeug zu einem Tyrannen hatte und dies auch herrschsüchtig und zur Schmach seines Andenkens bewies. Der edle Großpensionär Oldenbarneveldt hatte vor den Generalstaaten im Binnenhof mannhaft gegen die von ihm erfundenen Diktaturgelüste des Statthalters die Bewaffnung des Bürgerstandes gefordert. Darauf ließ ihr Moriz verhaften, als Staatsverräter richten und vor den Gefängnisturm dicht am Binnenhof das greise Haupt abschlagen. Die Generalstaaten waren ihm unterwürfig und nahmen die ihnen anzuthun schmachvolle Gewalt hin. „Ich habe meinen Herren, den Ständen von Holland, fromm und treu gedient und gerathen, um sie vor allem Aufruhr und Blutvergießen zu bewahren, womit sie so lange bedroht wurden," hieß es in letzten Brief, den Oldenbarneveldt vor seinem Tode, aus seiner Kammer der Betrübnis den 12. Mai 1619" schrieb. Aber die Generalstaaten hatten ihren Herren in dem von ihnen ernannten Statthalter gefunden. Er winkte nur, und sie gehorchten. Hugo de Groot und Hogerbeets, die Ratspensionäre von Rotterdam und Leyden, waren nach dem Haag gekommen und sprachen im Binnenhofsaal zu den Generalstaaten fürchtlos für Oldenbarneveldt und sein Recht. Als sie aus dem Saal traten, ließ der Statthalter sie greifen und ebenfalls in den Gefangenenturm werfen.

Gleichwohl bildeten diese Generalstaaten die oberste Behörde der Republik, und im Auslande galt ihre Macht mehr wie die von Kaiser und Königen. Die Gesandten aller europäischen Mächte, türkische und persische selbst, erbaten sich in dem Saal des Binnenhofs vom Haag Audienz und wurden da feierlich von den Abgeordneten mit Ringelkragen, spanischem Hut, weiter Schaube, Degen und goldener Kette empfangen. Die hier versammelten Mijnheers entschieden über Krieg und Frieden, Bündnisse und Hilfsleistungen. Hier wurden

by Google

die großen und zahlreichen Seesiege des Admirals Tromp verkündigt, und die Nachrichten von de Ruyter bejubelt, der den Namen der sieben vereinigten Provinzen von Niederland auf der Themse wie auf dem Tajo, im Sturm der Wogen und Donner der Kanonen für die Welt in Schrecken und Bewunderung setzte. Der Saal stand offen, jeder Bittsteller konnte eintreten und sein Gesuch einem Abgeordneten vortragen, der sich wie ein Fürst erschien. War denn Holland, dieses kleine Land, nicht zu einer der ersten Mächte der Erde geworden? Seine Flagge wehte am stolzesten auf allen Meeren; der Handel von Cadix und Lissabon war in seine Hände gefallen; seine ostindische Gesellschaft besaß große Inseln und ganze Königreiche; China und Japan mußten ihm die Häfen öffnen, ihm allein. Und die Mynheers im Binnenhofsaale vom Haag machten die Gesetze für alle, die ihrer Macht in den fernen Meeren unterworfen waren. Vor in das Tuch des Audienztisches eingestickte Wahlspruch der Niederlande: „Concordia res parvae crescunt“ (Einträchtiges Handeln, die Kleinen wachsen), hatte sich im Lauf eines halben Jahrhunderts überaus glänzend bewährt.

Aber was die Oranier schon mit Moriz erreicht, die Uebermacht über die Generalstaaten, blieb ihnen in der immer wieder an sie gegebenen Statthalterwürde Richtschnur ihrer Politik, und ihre Partei festigte mehr und mehr die altrepublikanische. Ein Ereignis, ähnlich dem Tarnanenstreich gegen Oldenbarneveldt, entschied den Sieg. Der republikanische Cornelius de Witt wurde im August 1672 unter der Anklage, dem Prinzen Statthalter Wilhelm nach dem Leben getrachtet zu haben, verhaftet und in dem Gerangenpent gefoltert. Unterdessen wurde sein Bruder Jan, der zwanzig Jahre lang das Staatsschiff als Großpensionar durch Wetter und Sturm gesteuert, als er sich nach dem Gefängnis zu dem Unglücklichen begeben wollte, vom Pöbel gesteinigt und über die Gassen geschleift, bis er seinen Geist aufgab. Die Generalstaaten forderten vom Statthalter Untersuchung und Bestrafung der Mörder; aber sie ersolgte nie. Die Generalstaaten verloren dann auch an ihrer alten, mächtigen Bedeutung; in ihrem Sitzungssaal gab fortan der Statthalter den Ton an, und die Oranisten erhielten da die Mehrheit, die dem dynastischen Interesse ergeben war.

Ein Jahrhundert später mußte die einst so stolze Republik vor der französischen für hundert Millionen Gulden ihren Freiheitsstand erkaufen. Es war das letzte. Sie wurde zunächst französische Provinz, dann ein französisches Königreich, dann eins für die Dynastie Nassau-Oranien, und im Binnenhofsaal tagen fortan Lesternie Wilhelmsritter.

Der Maler unseres Bildes, Antonie Palamedesz Stevens, war ein Schüler seines Vaters Palamedes Stevensz und ein Enkel des Bildhauers, Malers und Medailleurs Richard Stevens (das z am Ende einzelner dieser Namen ist die Abkürzung von zoon = Sohn). Er wurde vermutlich um 1604 zu Delft oder London geboren und starb 1650. Unter seinen Bildern, die sich gleich denen seines frühverstorbenen jüngeren Bruders Palamedes Palamedesz großenteils im Besitz der vornehmsten Galerien befinden, ist das von uns mitgeteilte eines der hervorragendsten. Einzelne Kunstgelehrte wollen ihm allerdings nur die Figuren, die Saalansicht aber dem namhaften Architekturmaler Tiel van Doelen zuschreiben, zu dessen Bildern Antonie Palamedesz in zahlreichen Fällen die Staffage geliefert haben soll.



Die marokkanischen Höfe im Binnenhof.

Die marokkanische Gesandtschaft in Berlin.

Mit Originalzeichnungen unseres Spezialartisten H. vom Kößler.

(Hierzu auch das Bild Seite 476.)

Während aller Augen nach Afrika gerichtet sind, wo unsere tapferen Marinetruppen deutsches Recht verfechten, sendet uns Muley Hassan, der mächtigste mohammedanische Herrscher in Afrika, Boten seiner Freundschaft, dem jugendfrischen Hohenzollernsproß auf Deutschlands Kaiserthron Glück und Heil zu wünschen für alle Zeit und nach morgenländischer Sitte unter Austausch gegenseitiger Geschenke das Freundschaftsbündnis, welches unter dem milden Herrscherauge des hochseligen Kaisers Wilhelm schon so lange bestanden, noch inniger zu gestalten. Kaiser Wilhelm II. hat mit scharfem Blick erkannt, daß für uns die Freundschaft Muley Hassans sehr wertvoll sein kann, namentlich bei unseren ostafrikanischen Bestrebungen, während andere west- und südeuropäische Staaten neidischen, begehrlichen Auges auf das günstige Marokko blicken. Der Mohammedaner ist überschwenglich, aber treu in seinen Gefühlen und Anschauungen. Wer einschlägt in seine Freundeshand, der kann auf ihn zählen zu jeder Zeit. Für Deutschland hat der Marokkaner stets geschwärmt; er ist voller Bewunderung für die ihm sagenhaft erscheinende glänzende Entwicklung unseres Reiches, für die Waffentaten Kaiser Wilhelms I. und seiner Paladine.

Dieser echt muselmännischen Bewunderung und Ergebenheit hat Muley Hassan in der Gesandtschaft würdigen Ausdruck zu geben verstanden. Er wählte als Botschafter einen seiner besten und treuesten Ratgeber, den mächtigen und reichen Sid Abdeslalam ben Mohidel Hassi, und sandte ihn mit zahlreichem Gefolge nach Deutschland. Sid Abdeslalam ist Gouverneur der Provinz Chauia, deren Grund und Boden zum großen Teil ihm selbst gehört; er stellt seinem Sultan in Kriegszeiten allein 4000 wilde, verwegene Reiter zur Verfügung. Das Gefolge besteht aus zwei hohen Sekretären, vier Offizieren und einem Interpreten; Gebetsverkündiger, Stallmeister, zwei Dolmetscher, Barbier, drei Köche und sechzehn Diener bilden den Troß.

Am 29. Januar kam die Gesandtschaft in Bremerhaven an und wurde von Major Graf Lüttichau in der Galauniform des Garde-Kürassierregiments sowie von dem altbewährten Reisemarschall Geheimerat Kanski empfangen und nach Berlin gebracht. Hier empfing sie der ihnen attachierte Hauptmann Graf Kanitz. Im Kaiserhof waren für die Gäste die Salons des ersten Stockwerks hergerichtet, in welchen sie sich bald behaglich fühlten.

Wie alle rechtgläubigen Muselmänner leben die Marokkaner insgesamt streng nach ihrem Koran, welchen sie übrigens nicht mit ins Ausland nehmen dürfen. Die Köche mußten alsbald in die Küche, wo ihnen eine besondere Abteilung zum Brodeln und Schmoren angewiesen wurde. Obgleich der Koran streng verbietet, daß ein Andeteiligter dem ritualen Schlachten der Hammel und des Geflügels beiwohne, pflegte es unserem Zeichner doch, durch der Thüre Ritze einen Schlachtakt zu beobachten und zwar gerade, als der alte, ehrwürdige Oberkoch einem armen Huhn auf die Füße trat, den Zeigefinger der linken Hand in die Gurgel des Tieres rutschen ließ und dann unterhalb des Fingers die Gurgel zerschnitt. So verlangt es der Ritus,



Ein Mitglied der marokkanischen Gesandtschaft.

und unser Zeichner hat die Szene wahrheitsgetreu wiedergegeben. Die exotischen Köche stellen sich recht geschickt an, und das Kartoffelschälen würde unsere Hausfrauen in Harnisch bringen; es geht zu langsam von statten; in drei Stunden ein kleines Körbchen voll!

In den ersten Tagen ihres Hierseins erholten sich die Mitglieder der Gesandtschaft von den Reisestrapazen und hielten in Berlin ein wenig Umschau. Die Dolmetscher sowie zwei von den Offizieren wissen hier Bescheid; dieselben haben vor einigen Jahren beim 2. Garderegiment zu Fuß eine längere Dienstübung erledigt. Das heilige Buch verbietet leider den Rechtgläubigen das Photographieren, und es sind daher keine Bilder von ihnen vorhanden. Doch gelang es der Momentphotographie, einen der marokkanischen Krieger heimlich aufzunehmen, und wir können daher in der beistehenden Abbildung den stattlichen Offizier wiedergeben; blickt er gleich heute mild und sanft, so kann doch sein Auge auch Flammen sprühen und die Feinde erzittern machen. Am 6. Februar war der große Empfang im königlichen Schloß. Glanz und Pracht bilden für den Marokkaner den Maßstab zur Beurteilung der Macht, der Größe und des Ansehens; darum empfing Kaiser Wilhelm die Gesandtschaft mit dem überwältigenden Pomp alter Kaiserpracht.

Vom Kaiserhof wurde die Gesandtschaft in vier kaiserlichen Galawagen abgeholt. Voran ritt ein Zug Garde-Ulanen in Galauniform, dann fuhren sarbadische Sklaven in ihren malerischen Kostümen die zum Geschenk mitgebrachten neun Perlenhengste, welche mit langen, goldschimmernden Satteldecken behangen waren. Zu beiden Seiten des stattlichen Zuges ritten wieder Ulanen, und eine weitere Abteilung derselben beschloß den Zug. Es war ein eigenartiges Bild, dieser phantastische Aufzug inmitten der preußischen Garde-Ulanen, wie er sich langsam, gemessenen Schrittes die Wilhelmstraße und Unter den Linden fortbewegte zum Schloß unter eisigkaltem Wind und Schneegestöber. Das umstehende Bild zeigt uns den Zug, welchen die natürlich zu Tausenden herbeigeeilten neugierigen Berliner mit „gemischten Gefühlen“ an sich vorüberziehen ließen. Im inneren Schloßhof empfing die hohe Gesandtschaft eine in Compagniestärke aufgestellte Compagnie des 2. Garderegiments zu Fuß mit den Klängen des Präsentiermarsches, und die Fahne neigte sich zur Begrüßung zur Erde.

Im weißen Saal hatte Kaiser Wilhelm bei tausendfältigem Kerzenglanz alle Spitzen seiner Behörden um den geliebten Kaiserthron versammelt. Bundesrat und Minister, Generale und alle Hofchargen waren in Galauniform erschienen. Als der Botschafter, von zwei Kolonnen Edelknaben begleitet, feierlich den Saal betrat, ließ er, überwältigt von all dem Glanz, seinen Blick umherschweifen und machte dann unter tiefen Verbeugungen dem Thron, auf welchem Deutschlands Monarch in der Uniform des Regiments der Garde du Corps, den Stahlhelm mit dem Adler auf dem Haupt, den Botschafter huldvoll begrüßte. Nach dem Austausch von Worten der Freundschaft und Anhänglichkeit zog sich die Botschaft zurück und wurde dann von Ihrer Majestät der Kaiserin empfangen. Bevor Seine Majestät die Gesandtschaft entließ, besichtigte Allerhöchstderselbe noch die Geschenke und namentlich die auf dem Schloßhof sich wild gebärdenden Berberhengste. Andern Tags waren die marokkanischen Herrschaften die Mittagsgäste des Kaisers und aus der andern wiedergegebenen Tischkarte:



Der Speisezettel für das Gastmahl beim Kaiser.

kann man den Geschmack der exotischen Gäste erkennen; denn die Speisen waren besonders gewählt. Geistige Getränke verbietet der Koran; aber die Brauselimonade perlte in den Sektgläsern wie Champagner, und in langen Zügen, mit großem Wohlbehagen tranken sie ihrem kaiserlichen Gastgeber Bescheid zu. Die Regimentskapelle des Garde-Füsilierregiments hatte auch das richtige Programm gewählt. Stücke wie „Die Wachtparade kommt“, „Karneval in Venedig“ mit Glockenspiel, „Prinz Eugen der edle Ritter“ und dergleichen mehr entzückten die Marokkaner; übrigens war es das erste Programm bei der kaiserlichen Tafel, auf welchem die Wagnersche Musik gänzlich fehlte.

Einen Gast weniger als acht Tage behalten, gilt bei den Mohammedanern als Unhöflichkeit; zwölf Tage ist eine hohe Ehre, jeder weitere Tag erhöht die Ehre bedeutend. Wenn daher die Gesandtschaft am Sonntag den 17. Februar die Rückreise antrat, so ist ihnen die hohe Ehre siebenmal erhöht worden, und mit Stolz und Befriedigung werden sie und alle ihre Landsleute, besonders aber der Sultan, stets des gastlichen Deutschlands gedenken.

Heinrich Hacke.

Ein fürstliches Brautpaar.

Nach den verschiedenen schweren Schicksalsschlägen, welche im vergangenen Jahre die fürstlichen Familien unseres deutschen Vaterlandes betroffen haben, hat das neue glückverheißende begonnen; denn schon wieder haben wir von einer Verlobung zu berichten, welche zwei deutsche regierende Häuser in nahe verwandtschaftliche Verbindung bringt. Das junge Brautpaar, dessen Bilder wir heute unseren Lesern vorführen, ist der Erbprinz Leopold Friedrich Eduard Karl Alexander von Anhalt und die Prinzessin Sophie Marie Luise Amelie Josephine von Baden. Der hohe Verlobte wurde geboren am 19. August 1856 in Dessau als zweiter Sohn des regierenden Herzogs Friedrich von Anhalt und der Herzogin Antoinette, geborenen Prinzessin von Sachsen-Altenburg. Durch den am 2. Februar 1886 erfolgten Tod seines älteren Bruders Leopold wurde er Thronfolger. Erbprinz Friedrich bekleidet den Rang eines Hauptmanns à la suite des anhaltinischen Infanterieregimentes Nr. 93 und der Armee. Die fürstliche Braut ist geboren am 26. Juli 1865 zu Baden als ältestes Kind des Prinzen Wilhelm von Baden, des Bruders des regierenden Großherzogs, und der Prinzessin Marie Maximilianowna Romanowska, Herzogin von Leuchtenberg, Tochter des verstorbenen Herzogs Maximilian von Leuchtenberg.



Erbprinz Friedrich von Anhalt und seine Braut, Prinzessin Marie von Baden.

Ihre Jugend verlebte sie im elterlichen Hause in Karlsruhe und Baden; der Sommer wurde gewöhnlich an den Ufern des Bodensees in dem Schlößchen Kirchberg zugebracht. Unter der unmittelbarsten Pflege der Eltern, zumal der hochbegabten, verständigen Mutter, wurde ihr die sorgfältigste Erziehung zu teil; Unterricht genoß sie nach der im großherzoglichen Hause heimisch gewordenen Sitte in der nach Art einer kleinen Schule geordneten Gemeinschaft mit andern Kindern gleichen Alters; später trat Privatunterricht an die Stelle; ihr [illegible] Talente wurden die Lehrkräfte des Prinzessin-Wilhelm-Stifts, welches die Stelle des badischen Lyzeums-Seminars ausfüllt, herangezogen; das musikalische Talent der jungen Prinzessin glänzte unter der Leitung des Kapellmeisters Kalliwoda, ihr Sinn und Geschick für bildende Kunst durch Tiefelter Götz zu glücklicher Entfaltung. Nach ihrer Konfirmation, welche gleich mit der ihres jüngeren und einzigen Bruders, des Prinzen Max, 1883 in der Schloßkirche zu Karlsruhe gefeiert wurde, verbrachte sie die folgenden Jahre ohne Unterbrechung bei den Ihren; erst in den jüngst vergangenen Sommer fällt ihre erste größere Reise nach St. Petersburg und von da nach Stockholm und Schloß Tullgarn zum Besuche des kronprinzlichen Paares nach Schweden. So ist sie in der Stille eines verhältnißmäßig zurückgezogenen glücklichen Familienlebens zu lieblicher Erscheinung aufgeblüht; vielseitig begabt und unterrichtet wendet sie mit offenem Auge allem Guten und Schönen, was es an sie herantritt, lebendiges Interesse zu, und immer frischen und fröhlichen Gemütes, wahr und gerade im Denken und Empfinden, ist sie im Kreis der Familie den Ihrigen stets ein heller, belebender Sonnenstrahl.



Die marokkanische Gesandtschaft in Berlin auf dem Wege zum Kaiser. Originalzeichnung unseres Spezialartisten A. von Rößler.

Digitized by Google



Versammlung der „Generalstaaten" im großen Saal des Binnenhofes im Haag um 1650. Gemälde von Antonie Palamedesz. Stevens im Königlichen Museum im Haag.

Jonel Fortunat.

Ein Roman aus Rumänien

von

Marco Brociner.

(Fortsetzung.)

Die Gesellschaft bestand zumeist aus den Familien der Gutsbesitzer und Gutspächter der Umgegend, darunter Herr Fortunat mit seiner Gemahlin und seinem Sohn Jonel. Aber auch aus der drei Stunden entfernten Distriktshauptstadt hatten sich manche Honoratioren eingefunden: der Präfekt, Herr Aemus Aldeanu, der seit mehr als zehn Jahren denselben Posten bekleidet und der während dieser Zeit recht viel Fett angesetzt hat. Er ist jetzt ein wohlbeleibter Herr von vierzig Jahren, trägt eine dicke goldene Uhrkette und einen goldenen Zwicker auf der Nase und blickt lächelnd, freundlich und selbstbewußt in die Welt. Herr Aldeanu hat sein Ziel, das er einst sehnsüchtig anstrebte, ein Mädchen aus einem alten Bojarenhaus zu heiraten, nicht erreichen können, aber als kluger, praktisch denkender Mensch stimmte er mit der Zeit seine Anforderungen herab und hat sich vor einigen Monaten erst mit der Tochter eines reichen griechischen Kolonialwarenhändlers vermählt, die ihm eine Mitgift von zwanzigtausend baren Dukaten ins Haus gebracht. Mit dem Präfekten war auch eine andere gewichtige Persönlichkeit aus der Distriktshauptstadt D. eingetroffen — und zwar gewichtig im moralischen und physischen Sinne des Wortes — der dicke Appellgerichtsrat Gorovei, dessen feistes Gesicht selig verklärt ist und der soeben der Gemahlin des Distriktspräfekten, einer kleinen, aber üppig gebauten Dame mit sammetbraunen, munteren Augen, weitläufig und ernst auseinandersetzt, daß er im stande sei, zweimal nacheinander und jedesmal mit demselben ungebrochenen Appetit zu diniren, eine Auseinandersetzung, die Madame Aldeanu sehr zu amüsiren scheint. Aber mehr noch als durch das Erscheinen dieser zwei genannten hohen Beamten fühlt sich Herr Balsamaki dadurch geehrt und geschmeichelt, daß auch der Gutsbesitzer von Bogdanesti, Herr Dobrescu mit Gemahlin und Tochter, seiner Einladung Folge geleistet, denn erstens weiß er, daß Lea dadurch eine große Freude bereitet wurde, und dann ist auch Herr Dobrescu, der vor Jahren einmal Minister war, eine Persönlichkeit, die einem Emporkömmling imponiren muß.

Herr Dobrescu ist ein kleiner, lebhaft gestikulirender Mann von fünfzig Jahren, dem man aber sein Alter nicht ansieht; sein kleines Spitzbärtchen, fein kühn aufgezwirbelter Schnurrbart, seine Augenbrauen und sein Haupthaar sind nämlich tiefschwarz und sein Gesicht rosig angehaucht; wenn man jedoch näher zusieht, so erkennt man, daß diese Schwärze eine künstlich aufgetragene und daß sein rosiger Teint einem Schminktiegel entstammt. Seine Gemahlin, Madame Aglae Dobrescu, ist eine kleine, hagere, stark dekolletirte Dame von einer quecksilbernen Beweglichkeit, mit gebrannten Löckchen, mit Schönheitspflästerchen in dem geschminkten Gesicht und einem schreiend roten Kleide, das seltsam absticht von der einfachen, aber eleganten Balltoilette ihrer Tochter Pia, eines neunzehnjährigen blondlockigen, herrlich gebauten Mädchens mit einem edel geschnittenen Gesicht, in dem wundersame dunkelblaue Augen leuchten. Sie blickt still, ernst, fast traurig vor sich und es liegt dabei ein wehmütiger Zug um ihren feinen Mund.

Herr Tschuku befindet sich gleichfalls unter den Hochzeitsgästen, der buckelige Advokat ist in einer sprühenden Laune und dies rührt wohl daher, daß er bei der Tafel neben dem dicken Appellgerichtsrat gesessen, wobei dieser das Glas des Buckeligen unablässig gefüllt hatte. Ja, der buckelige Advokat ist heute sehr lustig und seine Augen blinzeln weinselig von einer Dame zur andern, während er einen kleinen Kreis von Herren haranguirt, der sich um ihn gebildet.

„Die Dichter haben recht," ruft er, „die Frauen sind Blumen und die Mädchen Blumenknospen; ich hab's bis jetzt nicht recht glauben wollen — aber heute ist mein Tag von Damaskus, heute ist eine himmlische Erleuchtung über mich gekommen, heute ist mir der Star gestochen worden. Ich sehe lauter Blumen, meine Herren; schwarze und blonde, rote und weiße, kurz, Blumen, die in allen Regenbogenfarben schillern; aber der Blumen prächtigste, der Blumen Königin ist die Trägerin des Myrtenkranzes mit dem blauschwarzen Gelock und mit den zwei blitzenden schwarzen Diamanten im Kopfe, das ist Lea, die Braut, die junge Gemahlin unseres Wirtes, der uns so prächtigen Wein kredenzt hat! Ich bin ihr zu besonderem Dank verpflichtet, meine Herren. Ich war ein Zweifler am hohen Lied der Liebe, ich lächelte, wenn ich las: stärker als der Tod wäre die Liebe. Ich fand für dieses Dichterwort bis heute keinen Beleg; jetzt aber habe ich eine lebendige Illustration zu diesem Texte, darum bitte ich Sie, meine Herren, sich einzubilden, daß wir unsere Champagnerkelche immer noch in Händen haben, und stimmen Sie ein mit mir in den Ruf: Hoch lebe die reizende Neuvermählte!"

Beifallklatschen und Gelächter folgten den Worten des Buckeligen, die er mit einem so feierlichen Tone, mit einem so geschraubten Ernst gesprochen, daß man nicht recht wußte, ob sie ihm aus der Seele kamen, oder ob er sich in seiner Weinlaune über die anderen lustig machen wollte.

Nachdem Herr Tschuku durch seinen improvisirten Speech seinem Herzen Luft gemacht, ergriff er den Arm des Herrn Dobrescu, wanderte mit diesem einigemal im Saal auf und nieder und eilte dann zu Lea hin, die an der Längswand gegenüber der Balkonthüre zwischen Madame Fortunat und Madame Faluza saß. Tschuku ließ all seinen Witz spielen, um Lea zum Sprechen zu bewegen, aber es gelang ihm nicht, ihr andere als einsilbige Antworten zu entlocken, und während sie seine Fragen mit einem kurzen Ja oder Nein abthat oder gar nur mit einem Kopfschütteln beantwortete, schaute sie ihm wie geistesabwesend ins Gesicht, ab und zu jedoch flogen ihre Blicke über ihn hinweg zu einer Ecke des Saales, wo Jonel vor Fräulein Pia Dobrescu stand. Der buckelige Advokat folgte der Richtung ihrer Blicke.

„Wissen Sie, Madame," lächelte er, „daß ich ein Gedankenleser bin?"

Lea schaute ihn groß an.

„Nun, so lesen Sie meine Gedanken," sagte sie ernst.

„Ich lese an diesem kleinen Fältchen an Ihrer Stirne den Unmut darüber, daß der Herr Präfekt Ihren Gemahl mit langweiligen Wahlgeschichten festhält und Sie dadurch des zärtlichen Glückes beraubt, Herrn Balsamaki an Ihrer Seite zu sehen! Habe ich erraten?"

„Vielleicht."

„Was würden Sie nun sagen," fuhr er fort, „wenn ich Ihren Herrn Gemahl ins Spielzimmer hinüberlocke? Ich möchte sehen, ob das Sprichwort wahr ist: Glück in der Liebe, Unglück im Spiel!"

„Versuchen Sie es immerhin," sagte Lea trocken und ihre Blicke flogen wieder hin zur Saalecke.

„Mein lieber Tschuku," rief plötzlich Madame Faluza, „auf ein Wort!" Sie zog den Buckeligen zur Balkonthüre. „Sie sind sicherlich mit den Verhältnissen der Familie Dobrescu bekannt," fragte sie geheimnisvoll, „wie hoch schätzen Sie die Mitgift des Fräulein Pia?"

„Wollen Sie Fräulein Pia unter die Haube bringen?" lachte der Advokat.

„Vielleicht; also heraus mit der Sprache!"

„So viel ich weiß, bekommt Fräulein Pia die Hälfte des Gutes Bogdanesti und bare dreißigtausend Dukaten."

„Das ist ja herrlich!" kicherte die alte Dame. „Sehen Sie doch hin, unser Jonel scheint sich in das blonde Täubchen vergafft zu haben, ich habe es schon an der Tafel bemerkt, und nun steht er bereits seit einer halben Stunde vor ihr, blickt weder nach rechts noch nach links, sondern gerade in ihre Augen und spricht mit einem wahren Feuereifer. Was meinen Sie, lieber Tschuku, wäre das nicht ein herrliches Paar?"

Der Advokat lachte laut auf.

„Ich könnte wahrlich Jonel keine bessere und schönere Braut wünschen als Fräulein Pia Dobrescu! Und wenn Sie sich der Sache annehmen, so kann ich dieselbe schon als halb gewonnen betrachten."

„Das können Sie," rief Madame Faluza, „ich will sofort mit Herrn Fortunat darüber sprechen, man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist." Die alte Dame drückte dem Buckeligen die Hand und trippelte davon.

Herr Tschuku schaute ihr lächelnd nach.

„Die alte Faluza," murmelte er, „hat wahrlich den Teufel im Leib!" Er näherte sich wieder Lea. „Sie gestatten mir also, Herrn Balsamaki zum Spieltisch zu locken?" Sie schien die Frage überhört zu haben. Der buckelige Advokat schaute ihr prüfend ins Gesicht, sie war auffallend bleich, und in ihren Augen, die starr ins Leere blickten, funkelte es seltsam, während um ihre Lippen ein nervöses Zucken flog. „So sieht nicht eine glückliche Braut aus," dachte er. „Sie sind mir doch nicht böse, Madame," sagte er, und seine Stimme klang diesmal warm und innig, „weil ich die Absicht habe, Herrn Balsamaki zum Spieltisch zu locken?"

Sie fuhr bei diesen Worten wie aus einem Traum empor.

„Böse? Warum nicht gar!" lächelte sie.

Der Buckelige schaute sie lange und forschend an, so daß sie errötend die Lider senkte.

„Ihre Augen haben eine wunderbare Aehnlichkeit mit denen Jonels," sagte er mit gedämpfter Stimme.

„Finden Sie das?!" rief sie fast erschreckt aus.

„Ich habe unlängst erst meinen jungen Freund darauf aufmerksam gemacht, und es soll mich nicht wundernehmen, wenn Fräulein Dobrescu in die schwarze Glut dieser Augen tiefer blickt als für die Ruhe ihres Herzens gut ist. Im übrigen scheint das Unheil heute abend bereits geschehen zu sein; und ein guter Geist — Madame Faluza nämlich — ist bereits beflissen, ein neues Paar glücklich zu machen. Madame Faluza wird sich in Bälde einen Huppelpelz verdienen, sehen Sie nur, wie eifrig sie mit Herrn Fortunat debattirt. Und nun will ich mich auf eine gewisse Weile verabschieden, mich zieht's zum Spieltisch. Auf Wiedersehen also!"

Herr Balsamaki, der in der Mitte des Salons in einem ernsten Gespräch mit dem Präfekten begriffen war, schien anfangs unschlüssig zu sein, als ihn der Buckelige ersuchte, ein Spielchen zu machen. Er wandte sich um, und seine Blicke flogen fragend zu Lea hin, sie nickte ihm lächelnd zu, er gab sich aber mit dieser Zustimmung nicht zufrieden, sondern trat an Lea heran, neigte sich zu ihr und fragte sie leise, ob sie ihm gestatte, für ein kleines Stündchen ins Spielzimmer sich zu begeben, Herr Tschuku bitte ihn sehr darum, er habe ihm zwar gesagt, daß sie damit einverstanden sei, er wolle aber diese beruhigende Versicherung aus ihrem eigenen Munde hören.

„Wenn es Dir Vergnügen macht," sagte Lea hastig, „so thue es immerhin, Du darfst einem so lieben Gast wie Herrn Tschuku nicht die Freude verderben, und dann wird man ja bald zu tanzen beginnen, und da Du nicht tanzest, so wirst Du Dich hier langweilen. Und damit Du nicht eifersüchtig wirst," fügte sie lächelnd hinzu, „versprech ich Dir, gleichfalls nicht zu tanzen. Aber spiele mit Bedacht und nicht allzu hoch und nicht allzu lange." Dann faßte sie seine Hand und drückte sie leise.

Herr Balsamaki erschauerte unter diesem leichten Druck, er richtete das Haupt empor, seine Blicke überflogen die Gesellschaft, und ihm war dabei so stolz, so selig und so süßtrunken zu Mute wie noch nie in seinem Leben, und es drängte ihn, den Leuten ins Gesicht zu sagen: „Ich habe euch eingeladen, damit ihr mit eigenen Augen seht, daß ich kein Narr bin. Hat jemand unter euch ein Weib, das so schön, so klug, so herrlich wäre wie meine Lea?" Dann neigte er sich wieder zu ihr, flüsterte ihr ins Ohr: „Mein süßes, teures Weibchen!" und schritt hernach durch den Saal dem anstoßenden Spielzimmer zu. In diesem Augenblick begann Grigore einen Walzer zu spielen. Gleich bei den ersten Takten eilten einige Herren auf Lea zu, um sie zum Tanze zu engagiren, sie erklärte jedoch mit freundlicher Bestimmtheit, daß sie nicht tanzen wolle. Und so saß sie dann da, still, traumig und sinnend, und schaute in das Gewoge der tanzenden Paare.

aber sie sah nur ein Paar — Jonel und Fräulein Pia Dobrescu. Und wie ihre Augen dem tanzenden Paare folgten, wie sie Pia, von Jonel umschlungen, dahinschweben sah, tauchte in ihr ein Gefühl herber, schmerzlicher Bitterkeit auf, das sie sich nicht recht erklären mochte. Warum war sie so traurig, warum war es ihr ums Herz so weh und bang, als wäre ein heilloses Unglück über sie hereingebrochen? Hatte sie nicht alles erreicht, wonach sie sich stets gesehnt? Waren nicht ihre kühnsten Träume in Erfüllung gegangen? Sie war das Weib eines reichen Mannes, der sie liebte, ja anbetete. Das einstige arme Judenmädchen stand jetzt auf gleicher Höhe wie all die schönen, reichen, geputzten Damen, die zu ihrem Hochzeitsfest erschienen waren. Und sie überstrahlte sie alle, das bewiesen ihr die Blicke der Männer, die bewundernd an ihr hingen. Und die Zukunft lag vor ihr glatt und eben und rosig.

„Ich will lustig sein," sagte sie sich, und sie zwang ein Lächeln auf ihre Lippen, aber es war ein ödes Lächeln, so öde wie die erschreckende Leere in ihrem Herzen, und es verschwand bald, und die lustigen Tanzweisen erklangen ihr in den Ohren so seltsam traurig, und ihr war, als flüsterte ihr eine fremde, geheimnisvolle Stimme zu: „Was Du erreicht hast, ist nicht das tiefe, reine Glück, wonach Du in Deinen Mädchenträumen Dich gesehnt, es ist nicht jene Seligkeit, welche das Herz mit übersprudelnder Lust und einem süßen Wonnegefühl füllt, das aus den Augen strahlt und leuchtet. Wenn Du dieses Glück empfändest, dann müßtest Du auch bei diesen wiegenden, wogenden Walzerklängen durch den Saal fliegen, an die Brust eines geliebten Mannes Dich schmiegen in selbstvergessener Trunkenheit wie jenes jugendschöne, blühende Paar, wie Jonel und Pia."

Und wie ihr dieser Gedanke durch den Kopf flog, da fühlte sie einen Stich im Herzen und ihre weißen, blitzenden Zähnchen begannen an ihrer Unterlippe zu nagen. O, diese Pia, sie war noch immer das stolze, hochfahrende Ding wie im Institut! Sie hatte Lea kalt und vornehm begrüßt, als gähnte immer noch zwischen ihnen eine unüberbrückbare Kluft, als wäre sie immer noch das arme Judenmädchen, über das Pia einst die Nase rümpfte. Und wie kokett sie war, wie hatte sie ihre frommen blauen Augen spielen lassen, um Jonel zu ködern, den armen, blöden Jungen! Und sie hatte ihn geködert. Und nun will Madame Faintza ein glückliches Paar aus ihnen machen, und sie werden es sein, sie sind es schon! So wirbelten ihr die Gedanken durch den Sinn, und sie empfand, wie bald eine heiße Röte, bald eine tiefe Blässe über ihr Gesicht flog. Sie schüttelte das Haupt, als wollte sie alle Gedanken, die in ihr stürmten, verscheuchen, aber es gelang ihr nicht. Und während es um sie rauschte und flatterte und wogte, und die Klänge der Musik sie elektrisch durchzuckten, schoß ihr eine Frage nach der andern durch den Kopf: „Warum ist Jonel so bleich, so ernst? Warum hat er mich heute kaum beachtet? Warum klang sein Glückwunsch so kalt? Warum hat er nur Augen für Pia? Warum keinen Blick für mich? Er hat Pia heute zum erstenmale kennen gelernt, und sie sollte so rasch wie mit Zaubergewalt seine Seele umfangen haben?"

Doch inmitten dieser Fragen blitzte eine Erinnerung in ihr empor. Heute in der Kirche, vor dem Altar, in dem Moment, als ihr Bräutigam ihr den Ring an den Finger gesteckt, hatte sie unter einem seltsamen Antrieb die Blicke erhoben, und ihre Augen waren jenen Jonels begegnet. Einen Augenblick hatte sie ihm ins Gesicht geschaut — er war so totenhaft bleich gewesen und es hatte um seine Lippen gezuckt und in seinen Augen lag etwas, wie eine schmerzensschwere, bange Frage. Was mochte dieser Blick, was die rätselhafte Frage bedeuten, die sie darin gelesen? Und je mehr sie darüber brütete, desto lebendiger und farbenbestimmter trat der kurze, flüchtige Moment vor ihre Seele, bis er, zu leibhaftiger Klarheit verdichtet, vor ihr stand; sie sah Jonel vor sich, so wie sie ihn im goldigen Halbdunkel der Kirche neben der glitzernden Heiligenwand gesehen, sie schaute prüfend auf seinen nervös zuckenden Mund und starrte ihm in die Augen, um zu ergründen, was aus ihnen sprach. Und was aus ihnen sprach, war eine finster brütende Neugier, war ein stummer Vorwurf, noch mehr, es war wie ein aus tiefster Seele leuchtender Schmerz darüber, daß man das Teuerste verloren, für immer und ewig verloren, es war wie das brennende Weh einer hoffnungslosen Liebe. Liebe! Sie klammerte sich an dieses Wort, das sie mit einem geheimen, unfaßlich süßen Zauber umfing, sie murmelte es unbewußt leise mit den Lippen immer wieder und wieder, und ihr war, als klänge dieses Wort aus jedem Tone der Musik, als wiederholten es all die glückstrahlenden, dahinwirbelnden Paare, bis es wie von tausend Zungen jauchzte, von tausend Instrumenten schmetterte: „Liebe, Liebe!"

Und während sie, von fieberhaften Gedanken und Gefühlen durchwühlt, dasaß und bald verzückt lächelte, bald traumhaft vor sich starrte, merkte sie kaum, daß eine Stunde nach der andern verrann, sie merkte kaum, daß bald der Präfekt, bald der dicke Appellgerichtsrat Gorovei alles aufbot, um sie zu amüsiren, und selbst die vielen schönen und liebenswürdigen Dinge, die ihr Herr Dobrescu zuflüsterte, schlugen an ihr Ohr, ohne daß sie sich über deren Sinn Rechenschaft zu geben vermochte.

Sie küßte sich dann, als die Gäste sich zu verabschieden begannen, mit vielen Damen, fühlte, wie die Herren ihr die Hand drückten, aber all dies ging schattenhaft an ihr vorüber bis zu dem Augenblicke, da Jonel an sie herantrat. Jetzt fuhr sie empor wie aus einem Traume, sie warf einen wirren Blick um sich — es waren keine Gäste mehr im Saal, und sie stand vor ihm mit seltsam funkelnden Augen, sie starrte ihn eine Weile an, dann ergriff sie seine Hand, und es glitt von ihren Lippen: „Warum thun Sie mir so weh, Jonel?" Er sagte nichts auf diese sonderbaren Worte, aber sie glaubte in seinen Augen dieselbe rätselhafte, schmerzensschwere Frage zu lesen wie heute in der Kirche, und es war wieder nur ein kurzer, flüchtiger Moment. Er erwiderte leicht den Druck ihrer Hand, wandte sich rasch um und ging, sie blickte ihm nach, und als die Thüre sich hinter ihm geschlossen, da ließ sie sich auf den Stuhl hinfallen und bedeckte das Gesicht mit den Händen, sie hätte so gerne weinen mögen, aber es wollte keine Thräne in ihre brennenden Augen kommen.

Da klang plötzlich aus dem Nebenzimmer lautes Gelächter herüber, sie sprang auf, es war so unheimlich still in dem leeren Saal, in dem soeben erst buntes, lärmendes Treiben geherrscht, sie schaute angstvoll um sich, da trafen ihre Blicke die Augen der alten Zigeunerin Paraskiza, die grinsenhaft lächelnd an der Thüre jenes Zimmers stand, aus dem das Lachen herübergeklungen. Lea machte einige Schritte und blickte durch die offene Thüre in das Zimmer, darin Herr Tschuku und Valsamaki vor einem runden grünen Tisch saßen und Karten spielten. Vor dem Buckeligen lag ein Haufen Goldstücke, während zu seinen Füßen mehrere entkorkte Weinflaschen standen.

„Glück in der Liebe, Unglück im Spiel," hörte sie den Buckeligen ausrufen, „das alte Sprichwort hat sich heute bewahrheitet!" Er erhob sich und füllte seine Taschen mit den gewonnenen Goldstücken. Bald darauf stand er vor Lea, er war bleich, erregt. „Glück in der Liebe, Unglück im Spiel, das Sprichwort hat sich bewährt," sagte er und zog eine Handvoll Goldstücke aus der Tasche hervor. „Gold, Gold," fuhr er leise fort, „wissen Sie, was Gold ist, schöne Neuvermählte? Gold ist Macht, Gold ist Glück, Gold ist Liebe! Mit solchem Gelde kauft man bei uns zu Lande alles, Wissen und Gewissen ... Schönheit und Jugend, und es geht die Sage, daß auch Liebe feil sei um rotes, blinkendes Gold."

Eine heiße Röte huschte über Leas Gesicht. „Herr Tschuku!" rief sie. Er schaute sie eine Weile mit verlorenen Blicken an. Dann lachte er still in sich hinein. „O diese Augen," murmelte er, „diese Augen! Warum läßt der liebe Herrgott solche Augen wachsen und solch' einen Buckel! Warum, schönste aller schönen Frauen?"

„Verlassen Sie mich! Sie haben getrunken!" glitt es von Leas Lippen.

„Getrunken, sehr viel getrunken, schöne Braut, denn wenn ich trinke, so vergesse ich, daß der liebe Herrgott solche Augen und solch einen Buckel wachsen ließ ... ich vergesse dann, daß heute ... doch, es ist Zeit, zu gehen, leben Sie wohl!" Er ergriff Leas Hand, küßte sie und verließ hastig den Saal. Lea stand eine Weile wie geistesabwesend da, das Haupt zur Brust geneigt. Die seltsamen, wüsten Reden des Buckeligen wirbelten ihr durch den Sinn. Dann hob sie das Haupt und starrte ihren Gatten an, er mußte viel verloren und viel getrunken haben, er saß mit halb geschlossenen Augen auf dem Stuhl, das Haupt hing ihm zur Brust herab, seine Hände mit den langen, dürren Fingern lagen auf dem Tisch, da fuhr er plötzlich aus dem Halbschlaf, der seine Sinne umfangen hatte, empor, er erblickte Lea.

„Mein süßes Weibchen!" rief er, stand mühsam auf und begann mit schweren Schritten Lea sich zu nähern. Er sah wüst aus mit den eingefallenen, runzeligen Wangen, mit dem spitzigen Kinn, mit seinem kahlen Schädel und seinen dunkel glühenden, hinter den buschigen Augenbrauen versteckten Augen. Er lächelte Lea an, aber wie er vor ihr stand, schwand das Lächeln urplötzlich von seinen Lippen, er stieß einige unverständliche Worte hervor, sein Gesicht wurde leichenblaß und er brach bewußtlos zusammen, sie fing ihn auf und ließ die lange, hagere Gestalt auf den Boden hingleiten.

„Erschrick nicht, mein Täubchen," rief die Zigeunerin Paraskiza, „der gnädige Herr leidet zuweilen an Ohnmachtsanfällen und besonders, wenn er viel trinkt und Geld verliert wie heute; es wird bald vorübergehen, ich will rasch ein bißchen Essig holen und ihm die Stirne damit einreiben. Sei ohne Sorge, mein Täubchen!"

Mit diesen Worten huschte die Zigeunerin davon. Lea schaute angstvoll auf den bewußtlosen Greis zu ihren Füßen, dann neigte sie sich zu ihm herab, fuhr aber entsetzt zurück, als ihr Antlitz das welke, kalte, faltige Gesicht ihres Gatten streifte und der Weindunst ihr entgegenströmte. Da erschien Paraskiza, eine mit Essig gefüllte Flasche in der Hand. Lea wandte sich rasch um, ihr war, als müßte sie in der dumpfen, schweren Luft im Saal ersticken, sie öffnete die Glasthür und trat auf den Balkon hinaus. Ueber den Himmel flogen schwere, finstere Wolken, durch die ab und zu die Mondsichel scheu hervorlugte, ein kalter Wind sauste heulend und klagend über die weite, dunkle Ebene und es dünkte das arme Weib, als ob tausend Stimmen im Chore weinten, aber inmitten dieses tosenden Jammers vernahm sie mit erschütternder Deutlichkeit eine wohlbekannte, klagende Stimme, die Stimme ihres alten Vaters — und sie sah den greisen Juden mit den kummervollen Augen in seinem ärmlichen, nackten Stübchen, sie sah, wie er mit dem Kopfe wackelte, und hörte, wie er jammernd rief: „Lea!" Und wie sie diesen Klageruf vernahm, da war ihr, als ob jemand in den Goldfäden an ihren Schultern wühlte, an ihren Haaren riß und an dem Myrtenkranz auf ihrem Haupte zerrte; es war der Sturm.

„Du sollst ihn haben!" rief sie. Mit einer wilden Bewegung riß sie den Kranz vom Haupte, zerpflückte die Blüte und schleuderte sie hinab in die finstere, stürmende Nacht. Da zuckte ein Blitz über die Wolken hin, und einen Moment war alles in mittagshelle Klarheit getaucht, und sie sah die weite Ebene und durch dieselbe wie ein Silberband die Landstraße sich schlängeln, die zum Schlosse von Banesti führte, und sie sah es, als wieder finstere Nacht sie umgab, und die Fenster des Schlosses waren hell erleuchtet und sie saß auf dem Balkone zu Floricas Füßen und blickte in den glänzenden Saal, wo Zilibi Pfantir auf einer Estrade vor den Zigeunern stand und süße, feurige Weisen geigte, und Jonel stand neben ihr und erzählte mit leuchtenden Augen von den Heldenthaten des Fürsten Mihael des Tapfern, und sie lauschte seinen Worten und zitterte vor Lust und Seligkeit. O, sie hatte ihn schon damals geliebt, damals schon hatte in ihrem kindlichen Herzen ein Funke geglommen von jenem wilden, dämonischen Feuer, das jetzt durch ihre Seele verzehrend wogte.

„Jonel!" rief sie in die heulende Nacht hinaus, dann lehnte sie gebrochen das Haupt an die kalte Scheibe der Glasthür, an die einzelne Regentropfen zu klatschen begannen, und weinte bitterlich.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Künstler.



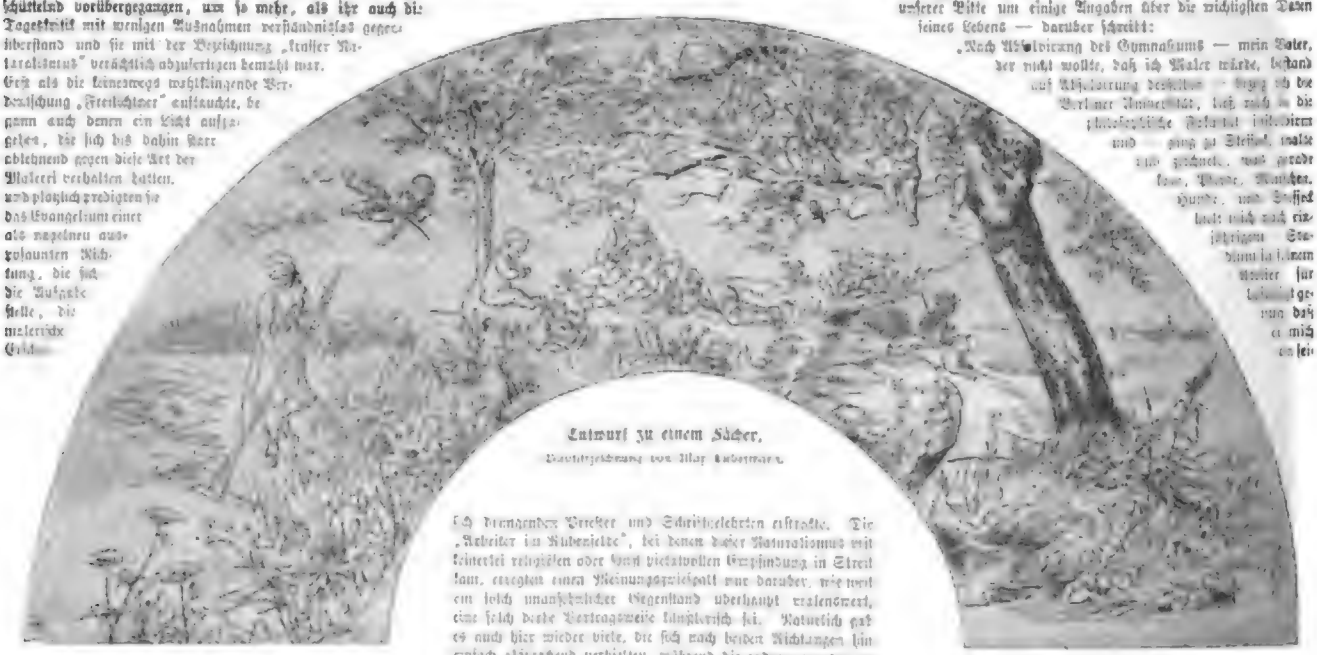
Max Liebermann

Das Losungswort „plein air", das erst mit den Wiener und Münchener Jubiläumskunstausstellungen des Jahres 1888 tiefer in das große Publikum gedrungen, ist keineswegs so jungen Ursprungs, wie man bei dieser Gelegenheit der Welt glauben zu machen suchte. Nur war bis dahin die Mehrzahl der Beschauer an den Bildern dieser Richtung achtlos oder kopfschüttelnd vorübergegangen, um so mehr, als ihr auch die Tagespresse mit wenigen Ausnahmen verständnislos gegenüberstand und sie mit der Bezeichnung „krasser Naturalismus" verächtlich abzufertigen bemüht war. Erst als die keineswegs wohlklingende Verdeutschung „Freilichtmaler" auftauchte, begann auch denen ein Licht aufzugehen, die sich bis dahin starr ablehnend gegen diese Art der Malerei verhalten hatten, und plötzlich predigten sie das Evangelium einer als napoleon auszujauchzenden Richtung, die sich die Aufgabe stelle, die malerische Erscheinung der Dinge in freier Luft nach Licht und Schatten, Farbe und Ton mit einer Treue wiederzuspiegeln, die den älteren Schulen unbekannt gewesen.

Dieser „nagelneue" Standpunkt aber hatte, abgesehen von dem „paysage intime", dessen französischer Ursprung bis ins erste Drittel unseres Jahrhunderts zurückreicht, und das im zweiten Drittel desselben auch in Deutschland festen Fuß faßte, schon vor länger als einem Jahrzehnt auch in die deutsche Genremalerei seinen Einzug gehalten. War er doch für jeden Einsichtsvollen klar erkennbar vertreten durch ein Bild, dessen Ursprung bereits in das Jahr 1874 zurückdatirt, wenn es gleich erst 1879 im Münchener Glaspalast gegenüber der dortigen internationalen Kunstausstellung einem größeren Kreise deutscher Beschauer zugänglich wurde. Ich meine die „Arbeiter im Rübenfelde" von Max Liebermann, ein Bild, das freilich nur von wenigen beachtet wurde, während um dasselben jugendlichen Künstlers „zwölfjährigen Christus im Tempel" ein heftiger Streit entbrannte. Die einen rühmten das ganz bezaubernde Können, das sich in dieser Leistung aussprach, die anderen verdammten die derb naturalistische Auffassung, die sich ebensosehr auf den Christusknaben als auf die um ihn



Kartoffelernte, leicht getuschte Federzeichnung von Max Liebermann.



Entwurf zu einem Fächer.

Bleistiftzeichnung von Max Liebermann.

sich drängenden Priester und Schriftgelehrten erstreckte. Die „Arbeiter im Rübenfelde", bei denen dieser Naturalismus mit feinerlei religiösen oder sonst pietätvollen Empfindung in Streit kam, erregten einen Meinungsgegensatz nur darüber, wie weit ein solch unansehnlicher Gegenstand überhaupt erzählenswert, eine solch derbe Vortragsweise künstlerisch sei. Natürlich gab es auch hier wieder viele, die sich nach beiden Richtungen hin einfach ablehnend verhielten, während die anderen um der erstaunlichen Wahrheit der Erscheinung willen dem Bild ihren ungeteilten Beifall zollten. Auf letzterer Seite fanden fast ausschließlich diejenigen Künstler, die nicht in akademischer Voreingenommenheit befangen waren, und einige wenige Kunstverständige, die sich von der Vorliebe der Durchschnittsliebhaber für „gelackte" Ausführung vollkommen zu befreien vermochten. Es war eine gewählte, aber der Zahl nach verschwindende Minorität, mit deren Beifall der Maler der „Arbeiter im Rübenfelde" sich damals begnügen mußte.

In dem Jahrzehnt jedoch, das mittlerweile verflossen ist, haben Naturalismus und plein air auch in Deutschland sich so kräftig Bahn gebrochen, daß der damals vereinsamte Künstler nunmehr als der Vorkämpfer einer stark gewordenen Richtung dasteht, die ihn mit lautem Jubel auf den Schild erhebt. Wie man nun auch über ihn denken mag, — übersehen läßt sich Liebermann längst nicht mehr, und so ist es wohl an der Zeit, daß auch „Ueber Land und Meer" sich einmal eingehender mit ihm beschäftigt.
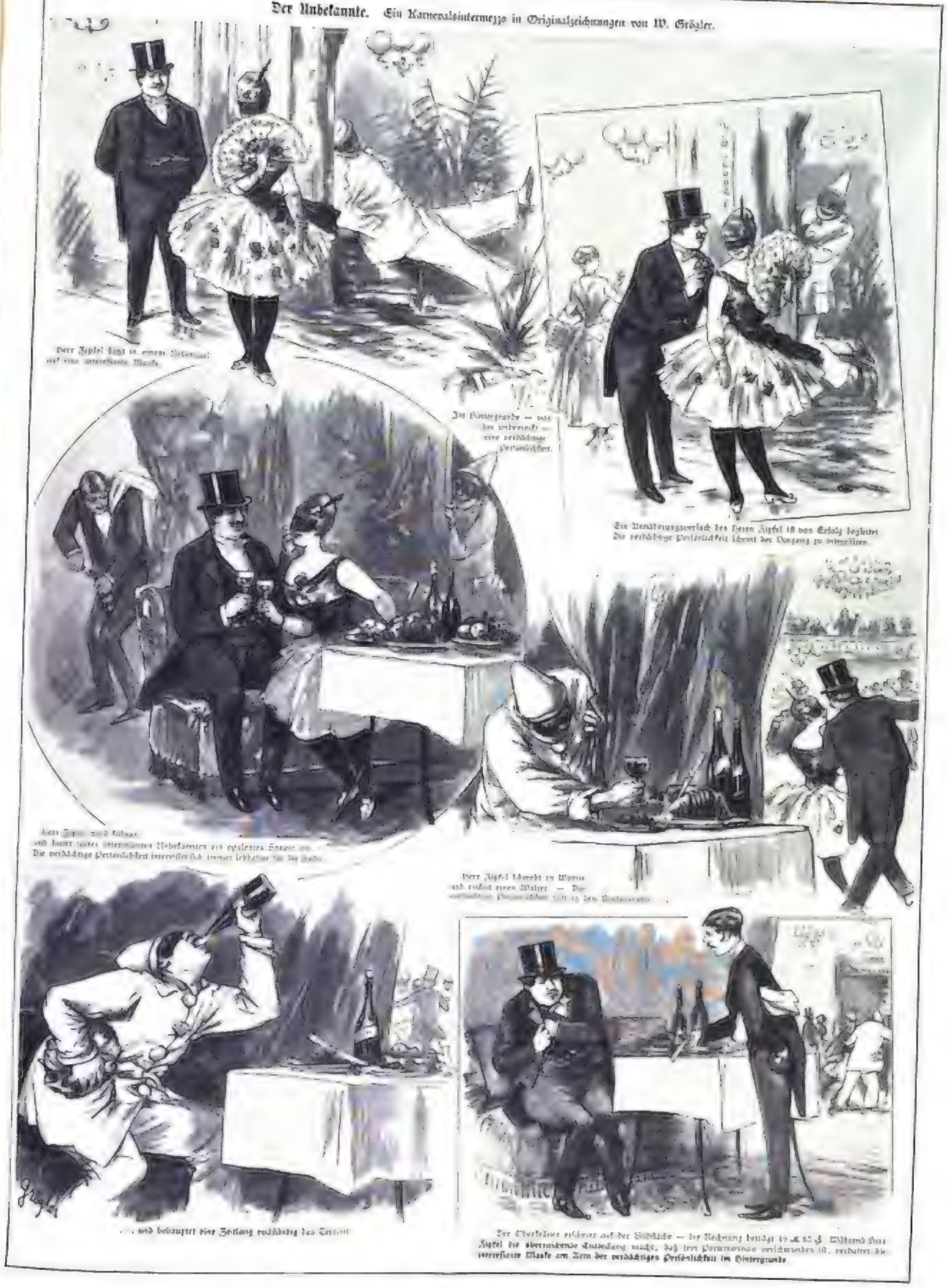
Am 29. Juli 1849 in Berlin geboren, erhielt Max Liebermann seine grundlegende Schulbildung in einem der großen Gymnasien seiner Vaterstadt. Von frühauf der Malerei zugethan, erreichte er sein Ziel gleichwohl erst auf einem kleinen Umwege. Doch hören wir, was er selbst — in Erwiderung unserer Bitte um einige Angaben über die wichtigsten Daten seines Lebens — darüber schreibt:

„Nach Absolvirung des Gymnasiums — mein Vater, der nicht wollte, daß ich Maler würde, bestand auf Absolvirung desselben — trug ich die Berliner Akademie, daß mich in die plastizistische Schule [illegible] und — ging zu Steffeck, malte ein [illegible], was gerade kam, Pferde, Menschen, Hunde, und Steffeck lobt mich noch einjährigen Studiums [illegible] meiner für [illegible] gemacht, daß es mich [illegible] sei-

nem großen Bilde ‚Sadowa' (jetzt in der königlichen Nationalgalerie) mitarbeiten ließ. Ich malte Armaturstücke, Säbel, Gewehre, Uniformen, selbst Hände zur vollen Zufriedenheit meines Meisters. Aber ich selbst war von der Unzulänglichkeit meiner Ausbildung so durchdrungen, daß ich nach kurzer Zeit — im Ganzen war ich 1½ Jahre bei Steffeck — im Jahr 1869

Digitized by Google

Der Unbekannte. Ein Karnevalsintermezzo in Originalzeichnungen von W. Grögler.



Herr Zipfel sagt in ernstem Tone auf eine interessante Maske.

Im Hintergrunde — von ihr unbemerkt — eine verdächtige Persönlichkeit.

Ein Aufräumungsweib des Herrn Zipfel ist von Erfolg begleitet die verdächtige Persönlichkeit schon bei Beginn zu observiren.

Herr Zipfel und Partner ... und bestellt eine Flasche Champagner ... Die verdächtige Persönlichkeit interessirt sich immer lebhafter für das Paar.

Herr Zipfel schwebt in Wonne und ruft einen Walter — Die verdächtige Persönlichkeit ist in den Hintergrund ...

... und bestellt eine Flasche Champagner ...

Der Oberkellner erscheint auf der Bildfläche — die Rechnung beträgt 49 ℳ 85 ₰. Während Herr Zipfel die überraschende Entdeckung macht, daß sein Portemonnaie verschwunden ist, verduftet die interessante Maske am Arm der verdächtigen Persönlichkeit im Hintergrunde.

nach Weimar ging. Die dortige Kunstschule hinkte unter Kalkreuth's Leitung noch lahmen Friedrich Preller und Genelli dort. In Weimar fing ich nun systematisch zu studiren an, zuerst in der Gypsklasse unter Thumann. Dann wurde ich Schüler von Pauwels, der damals in hohem Ansehen als Lehrer stand. Vier Jahre war ich in dieser Malschule und fing Bilder in des Meisters Manier an, ohne eins zu stande zu bringen. 1873 malte ich mein erstes Bild: ‚Die Gänsepfefferinnen', das in dem kleinen Weimar ein bedeutendes Aufsehen machte. Ich schickte das Bild auf die Hamburger Ausstellung, wo es zu meiner größten Ueberraschung ebenso großes Aufsehen hervorrief und — was mich noch mehr wunderte — einen Käufer in dem Kunsthändler Lepke fand. (Von letzterem ging es in den Besitz von Strousberg über.) Noch höchst unternommen Erfolg reiste ich im Sommer 1873 zum erstenmale nach Paris, wo ich Munkacsy's Bekanntschaft machte. Nach vierzehntägigem Aufenthalt in Paris nach Weimar zurückgekehrt, malte ich dort ‚Die Waise' und ‚Gemüsehändlerinnen'. Letzteres Bild sandte ich auf Veranlassung Berlats, der seit einem Jahr in Weimar Lehrer geworden war und mich wegen seiner fabelhaften Routine im Malen sehr anzog, auf die Ausstellung in Antwerpen, und ich hatte dort noch mehr Glück als in Hamburg. Nun hielt ich mich — Ende 1873 — für reif genug, nach Paris überzusiedeln. Munkacsy zog mich mächtig an, aber noch mehr Latour als die Troyon, Daubigny, Corot, vor allem aber Millet, und der Schwarmerei für letzteren, den ich für den epochemachendsten der modernen Malerei halte, bin ich bis heut treu geblieben. Im Sommer 1874 ging ich nach Barbizon, wo ich Millet, der im folgenden Jahre starb, noch sah. Ich malte dort ‚Die Arbeiter in einem Rübenfelde' und wurde mit dem österreichischen Landschafter Zettel innig befreundet, der ebenso wie ich die Intimität im Bilde suchte. Dann entstanden ‚Die Geschwister' (La soeur ainée). 1879 ging ich zu einem dreimonatlichen Aufenthalt nach Holland, wohin ich schon 1872 einen kurzen Ausflug von Hamburg aus gemacht hatte. Ich kopirte dort nach den Frans Halsschen Bildern in Harlem, machte zugleich die Studien zu der ‚Kleinkinderschule in Amsterdam' und arbeitete in dem dortigen Waisenhause. Um diese Zeit fing ich an, die Bilder vor der Natur zu malen oder wenigstens vor der Natur zu beginnen, ein Prinzip, dem ich bis jetzt treu geblieben. Seitdem reise ich jeden Sommer nach Holland zu mehrmonatlichen Aufenthalt und nehme meistens meine Motive von dort. Auch schon die früheren Bilder waren großenteils aus den Anregungen, die ich auf meiner ersten Reise in Holland empfangen, entstanden. 1878 kam ich wieder zum Besuch meiner Familie nach Berlin und hatte das Unglück, den Fuß zu brechen. Die Heilung nahm mehrere Monate in Anspruch, und schließlich sandte man mich nach Gastein zur gänzlichen Wiederherstellung. Von dort ging ich nach Tirol und Venedig, wo ich zwei Monate blieb, überwältigt von den dortigen Kunstschätzen. Am meisten interessirten mich Carpaccio und Bellini. Dort lernte ich Lenbach und viele Münchener Kollegen kennen, die mich aufforderten, mit nach München zurückzukehren. Dezember 1878 kam ich dort an, mein Freund Herbst kam mir dorthin von Hamburg nach. Erst fast ganz fremd, waren wir beide auf uns fast ausschließlich angewiesen. Ich hatte ein paar Wochen nach meiner Ankunft den 'jüdischjährigen Christus im Tempel' angefangen. 1879 schickte ich dieses Bild auf die Ausstellung nach München und hatte den Schmerz, das Bild als ‚indemirt' bezeichnet zu finden, daneben aber die Freude, Männer wie Lenbach, Gedon, Wagmüller für mein Bild aufs wärmste Partei nehmen zu sehen. Aber die mißlichen Erfahrungen, die ich bei dieser Gelegenheit zu machen hatte, waren mir so zuwider, daß ich seitdem kein religiöses Bild mehr gemalt habe. Während mein Bild ‚Christus' den heftigsten Angriffen ausgesetzt war, malte ich die ‚Kleinkinderschule in Amsterdam' und die ‚Holländischen Konfirmandenmachen(innen)' und sandte beide Bilder auf den Salon 1880. Ebenso schickte ich mein im folgenden Jahre entstandenes ‚Altmännerhaus in Amsterdam' nach Paris, wo ich als erster Deutscher nach dem Kriege eine Auszeichnung erhielt. 1882 malte ich die ‚Schusterwerkstätte' und den ‚Hof des Waisenhauses in Amsterdam', im folgenden Jahr ‚Die Bleiche', 1884 ‚Bierkonzert in München'. Inzwischen war ich von einigen der hervorragendsten Pariser Maler, an der Spitze standen Bastien Lepage, Alfred Stevens rc., zum Mitglied ihrer Gesellschaft ‚Cercle des XV.', die jährlich in der Salle Petit Ausstellungen veranstaltet, ernannt und stellte seitdem jährlich dort aus, zum Beispiel 1884 ‚Der Weber'. Im gleichen Jahre verließ ich München nach fünfjährigem Aufenthalt und siedelte nach Berlin über, um mich hier zu verheiraten. Im Jahr 1886 stellte ich auf der Berliner Jubiläumsausstellung ‚Das Taufgebet' und ‚Waisenmachen', und in der historischen Abteilung das ‚Altmännerhaus in Amsterdam' aus, und im Herbst desselben Jahres malte ich in Laren, einem Dörfchen in der Nähe Hilversums (Nord-Holland), ein großes Bild: ‚Spinnerinnen', das ich nach Paris schickte.

„In künstlerischer Beziehung ist mein Ideal Holland mit seinen alten Meistern geblieben und alljährlich während der Sommermonate gehe ich in ein kleines, äußerst malerisches Dörfchen in der Nähe Hilversums. Zu meiner Freude folgen mir immer mehr Landsleute dorthin, deren Erfolge hinlänglich beweisen, welch günstige Vorbilder Land und Leute in Holland für die Malerei bieten, zumal wenn man, wie ich, die Intimität der modernen Staffeleimalerei in der Intimität und der Pietät vor der Natur sucht. Nicht das sogenannte Malerische, sondern die Natur malerisch aufzufassen, ist's, was ich suche, die Natur in ihrer Einfachheit und Größe ohne Atelier- und Theatereffekt und Haschen — das Einfachste und das — Schwerste!

„Nun noch ein Wort über die Meister, von denen ich mich besonders angezogen fühle. Millet hab' ich schon genannt; den verehre ich am meisten, da ich finde, daß er — wenigstens in seinen Zeichnungen — den Eindruck der Natur am wahrsten (für mich gleichbedeutend mit: am schönsten) wiedergegeben hat. Von Deutschen am sympathischsten ist mir Leibl, mit dem ich in München zu verkehren das Glück hatte. Dessen Talent scheint mir stupend. Ebenso schwärme ich für Herkomer, der wohl der am glücklichsten Veranlagte unter den lebenden Meistern ist. In Holland machte ich die Bekanntschaft von Josef Israëls, der mir überaus sympathisch ist."

Was der Künstler in dieser kurzen Lebensskizze mit knappen Worten von sich und seiner Kunst gesagt, das bringen seine Werke zum vollen, entschiedenen Ausdruck. Am meisten Aussicht auf allgemeine Wertschätzung hat Liebermann da, wo er einen Stoff wählt, der die herzgewinnenden Seiten im Leben der Armut zur Geltung bringt. Das geschieht freilich nur sehr selten, denn für gewöhnlich scheint er derartigen Stoffen geflissentlich aus dem Wege zu gehen, durchdrungen von der Ueberzeugung, daß der Maler lediglich darauf Bedacht nehmen solle, durch die Wahrhaftigkeit in der Wiedergabe des Erschauten zu wirken ohne irgendwelchen Nebengedanken. Nicht als ein Gesuchtes, sondern eher als etwas, das sich ihm wider Willen aufgedrängt, ist in sein „Tischgebet" jener Zug von schlichter, frommer Andacht gekommen, der hier von der Wahrheit unzertrennlich war, und der nun allerdings um so unmittelbarer wirkt, je echter und überzeugender die Erscheinung des wirklichen Lebens in ihrer ganzen Kraft und Einfachheit wiedergegeben ist. Die Oertlichkeit, die Personen, der Vorgang sind auch in diesem Fall, wie es Liebermanns Art ist, getreu nach der Natur gemalt. In einem kleinen Dorfe bei Delden in der holländischen Provinz Overyssel fand er das Motiv zu unserem Bilde.

„Die dortige Gegend," schreibt er, „ist unberührt von Erfindungen der Neuzeit, wie Eisenbahn rc., geblieben und man glaubt sich in die Zeit von Rembrandt zurückversetzt. Gebräuche, Innenräume rc. sind dieselben, wie man sie auf den Bildern der alten holländischen Meister findet, und ich glaube, daß die Tradition mit Recht die dortige Gegend als Hauptstudienplatz des Ruisdael, Hobbema und ihrer Zeit- und Kunstgenossen bezeichnet.

„Das Interieur meines Bildes ist der einzige Raum des Hauses, zugleich Wohn-, Eß- und Arbeitsraum der Familie. Aber nicht nur die Menschen leben in demselben, sondern auch das Vieh, und dies Zusammensein gibt dem Raum neben seiner Größe den eigentümlichen Charakter, welchen wiederzugeben ich in dem Bilde mir am meisten bestrebt gewesen bin.

„Ich habe den Moment gewählt, wenn nach Abfütterung des Viehs die ganze Familie sich zur Mahlzeit versammelt und der Großvater vor dem Essen das Gebet spricht, dem die Großmutter, nicht mehr kräftig genug, um aufzusehen, im Lehnstuhl andächtig lauscht, ähnlich dem jüngsten Enkel, dessen Füßchen noch nicht hinlänglich erstarkt sind, als daß er sich gleich der übrigen Familie stehend an der Andacht beteiligen könnte."

Wie immer man sich zu Liebermanns Kunstrichtung stellen möge, man sieht, es ist ihm heiliger Ernst um die Sache der prunklosen Naturwahrheit, und ein solch aufrichtiges Streben hat unter allen Umständen Anwartschaft auf unsere Achtung, unser Interesse.

Literatur.

— **Wer es heut unternimmt, ein erzählendes Gedicht von** irgendwelchem Belange zu schreiben, der hat Mut, und **Josef Lauff** hat den Wagemut in dem Sang aus dem Bauernkriege: „Der Hellenstein" (Stuttgart, Hallberger) unternommen. Der Stoff dazu ist allerdings fein, er ist namentlich von Malern schon fast ausgebeutet worden, die den schrecklichen Tod des Grafen, der durch die Sperrketten der aufständischen Bauern gejagten seiner Frau gerissen wird, veranschaulichten. Diese Szene bildet auch den Schlußakkord des Gedichtes, das durch Weichheit der Sprache und poetische Stimmung über das Gewöhnliche hinausragt. Nur die tragische Schuld des Grafen in seiner Liebesgeschichte mit Ariane ist nicht recht motivirt, der Leser wird stets sich wundern, weshalb der Graf sie wieder in das Kloster hat gehen lassen. Die Schilderungen des Bauernaufstandes sind kräftig und anschaulich, ebenso sind die humoristischen Partien gelungen. Wir glauben aber, daß unsere Zeit für derglichen fast citterartig romantische Epen wohl den rechten Sinn mehr hat. Selbst ein „Otto der Schütz", wenn er heut erschienen würde, dürfte ziemlich unbeachtet bleiben. In Ton, Farbe und Art der Empfindung hat dieser Hohenstaufer viel Aehnlichkeit mit dem vorgenannten Gedicht. Breiteren jener Dichtung werden auch es dieser viel Gefallen finden.

— Es ist eine ganz eigentümliche Erscheinung, daß es so wenig Bücher über deutsche Volkscharakterologie gibt, obwohl doch jeder Mensch ein wenig Lust hegt, zu erfahren, welches dieser oder jener Nationalität Ausdruck, den er gerade kennen mag. Es ist daher sehr erfreulich, daß ein tüchtiger Mann auf diesem Gebiete Anfang machte, wie das die fünfte Auflage, in welcher jetzt Karl G. Andersens Buch „Ueber deutsche Volkscharakterologie" erschien (Heidelberg, Hemminger), beweist. Dies vortreffliche Werk hat sich nicht allein zum Ziel gesetzt, interessante und kulturgeschichtliche Belehrung dem Gebildeten zu geben und für Sprachforscher und Forscher vorzuarbeiten, es will auch jedem Laien im Volke nützen und Anregung geben, seine Sprache klären, bereichern, durchklären, und ganz besonders nach dieser Richtung hin nimmt diese Schrift eine hohe Stufe ein. Der Verfasser hat eine außerordentliche Empfindung für die Volkssprache, und sein reiches Wissen und Belesenheit durch einen feinen Spürsinn, so daß diese neue Auflage durch recht viele neu Hinzugekommene, muß Selbstverständ, eigener Beobachtungen des Verfassers, um mehr als hundert Seiten des interessanten Stoffes gewachsen ist. Wie empfehlen daher dies hervorragende Werk als eine ebenso feine wie unterhaltende und belehrende Lektüre auch für Nichtgelehrte.

— **Wer den Zauber des frischen Naturwesens kennen** lernen will, das in den österreichischen Bergen atmet, der wird nicht minder als derjenige, dem solche reizvolle Gebirgsbilder in freundlicher Erinnerung schwebt, sich erfreuen an den „Bergidyllen in Oesterreich Ehe und Jetzt" von F. von Radics (Stuttgart und Leipzig, Anthoride Verlagsbuchhandlung). Bis ins Jahr 1862 zurückgreifend, beginnt der Verfasser mit Herzog Rudolf IV. von Oesterreich Winterreise über den Krimler-Tauern, erzählt von früheren Besuchen der Adelberger Grotte und des erstes Ersteigen und Beschreiben des Triglav, um so Schritt für Schritt bis zu den jüngsten Errungenschaften der Alpenvereine und ihrer Wirksamkeit zu gelangen. Wenn je das schöne Schillersche Wort,

„Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht herauf in die reinen Lüfte,"

mit seiner vollen, beseligenden Bedeutung zur Empfindung und zum Bewußtsein gekommen ist, der wird auch an diesem Buche seine Freude haben.

— **In dritter, vermehrter und illustrirter Auflage bildet** „Ewe Orientreise" von Heinrich Himmel (Würzburg und Wien, Leo Woerl) einen vortrefflichen Teil der reichen Auswahl von Führern, die unter dem Sammeltitel „Woerls Reisebibliothek" erscheinen, jeder für sich ein einzeln brauchbares Reisehandbuch bildend. Dies Orientreise, die Aegypten, Palästina, Konstantinopel, Griechenland und die auf Hin- und Rückweg zu berührenden Gebiete umfaßt, zeichnet die Routen und Eindrücke scharf und klar und verweist namentlich im heiligen Lande mit weiser Hingebung an seine religiöse Bedeutsamkeit. Die zahlreichen Abbildungen aus Land und Leuten sind glücklich gewählt und belebend durchgeführt.

— **Die Verlagshandlung von Bernhard Tauchnitz** in Leipzig fährt fort, in ihrer autorisirten Collection of British Authors die besten belletristischen Erzeugnisse der zeitgenössischen englischen Schriftsteller zu sammeln. Von den neuerdings erschienenen Bänden liegen uns vor: „Robert Elsmere" by Mrs. Humphry Ward, „The black arrow" by Robert Louis Stevenson, „Mere Paulus" und „The inner house" by Walter Besant, „A romance of two worlds" by Marie Corelli und „With the immortals" by F. Marion Crawford. Werke, die alle sehr beachtenswert sind. Wir müssen es uns versagen, auf jedes einzelne hier näher einzugehen; nur den Roman Robert Elsmere wollen wir als eine besonders bedeutende Erscheinung hervorheben, der soeben in England als auch in Amerika die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat und ohne Zweifel auch bei uns eine große Anzahl von Freunden gewinnen wird.



Bildende Künste.

— **Von Wolf Traut** (gestorben 1520), einem hochgebildeten Zeitgenossen Albrecht Dürers, ist in der Torsiache zu Aschaffenburg (Mittelfranken) ein Altarwerk aufgefunden und von der bayerischen Regierung für das bayrische Nationalmuseum erworben worden. Wie sich nach der Restauration des Kunstwerkes zeigt, das auf sieben großen Tafeln und vier kleinen Predellen befindet, ist ein hoher Schatz altdeutscher Malerei dem Untergange gerettet worden. Der Schöpfer desselben, von dem die Kunstgeschichte außer den Namen so gut wie nichts berichtet hat, wird nun an in den größeren Malerfamilien jenes Zeitraums zu rechnen sein und somit noch mehr als drei Jahrhunderte ein verschollener deutscher Kunstheros werden. Sicher werden sich die Forscher aller Kunstschulen in den nächsten Jahren mit diesem der Vergessenheit und dem Untergang entrissenen Schatz des bayerischen Nationalmuseums viel beschäftigen und die Bekanntschaft desselben dem Publikum vermitteln.

— **Eine von Gustave Moreau**, ein Bildchen von ganz geringem Umfang, an Kraftwerk aber umfangreichen Gemälden großer Meister ebenbürtig, wurde von der Berliner Nationalgalerie auf Kosten des preußischen Staates und der Verlegerin des Lord Cyster erworben. Die Erhaltung dieser köstlichen kleinen Perle der Malerei ist eine so vollständige, daß man wenn Dürer, das Bildchen sei gestern von der Staffelei des Meisters genommen. Die Gottesmutter sitzt mit dem Kindlein auf dem Arm in offener Halle, vor ihr kniet ein Greisbischof in reicher Gewande. Hinter dem Geistlichen steht dessen Schutzheilige, St. Barbara. In der Ferne am Fuße des Hügels sieht man eine Stadt. Ueber der ganzen Komposition ist ein wundersamer Lichtglanz ausgegossen.

Kultur und Wissenschaft.

Ein wichtiges Ereignis hat sich im Oden Asiens vollzogen. Japan ist in die Reihe der Verfassungsstaaten eingetreten. Am 11. Februar hat der Mikado in Tokio die neue Verfassung unter großer Feierlichkeit verkündet. Der Entschluß, eine konstitutionelle Regierungsform herzustellen, wurde schon 1881 gefaßt.

Graf Ito wurde nach Europa gesandt zum Studium der verschiedenen Verfassungen und des parlamentarischen Lebens, und bei seiner Rückkehr wurde jene Staatsgrundgesetz, die noch heute in Geltung ist, ins Werk gesetzt. Für uns Deutsche besonders interessant ist die Thatsache, daß die japanische Verfassung in den Hauptzügen nach deutschen Mustern gearbeitet ist, da Graf Ito fand, daß in allen staatlichen und politischen Zuständen Europas seien die deutschen am meisten geeignet zur Anwendung auf die Verhältnisse seines Heimathlandes. Japan besitzt also jetzt das Zweikammersystem: ein Herrenhaus, dessen Mitglieder theils erblich, theils wählbar sind, und ein Abgeordnetenhaus von 300 Mitgliedern, aus Volkswahlen hervorgegangen. Jeder Japanese, der fünfundzwanzig Jahre alt ist und jährlich 25 Dollars Steuern zahlt, ist wahlberechtigt. Es ist Religionsfreiheit, Preßfreiheit und Petitionsrecht gewährt. Die Richter sind unabsetzbar, gehen im Wege des Gesetzes. Das Parlament hat gesetzgebende Kraft und überwacht die Finanzverhältnisse gewissen Grenzen; die vollziehende Gewalt hält dem stabiler (Mikado) zu.

— **Ungewöhnliche Ehren sind Wilhelm Jordan zu seinem** siebzigjährigen Geburtstag am 8. Februar erwiesen worden. Seit den frühen Morgenstunden drängten sich in den festlich geschmückten Räumen seines Hauses am Taunusplatz in Frankfurt a. M. die Gratulanten. Um 9½ Uhr bereits eröffnete das große festliche Festessen, in dessen Namen Gymnasialdirektor Dr. Reichhardt eine herzliche Ansprache an den von seiner Familie umgebenen Dichter hielt. Im Auftrage des Hochfests brachte darauf Stadtrat Fisch seine Glückwünsche dar. Gegen Mittag erschien im Namen der Universitäten und gelehrten Gesellschaften eine Deputation des Frankfurter Journalisten- und Schriftstellervereins, um seinem langjährigen Vorsitzenden das Diplom der Ehrenmitgliedschaft nebst dem Ehrengeschenke — einem Pokale, aus der Werkstatt des hiesigen Juweliers Lossar J. Scligmann hervorgegangen — zu überreichen. Emil Rittershaus war von seinen Kollegen in Aval zu begrüßen. Friedrich Stolze begrüßte namens des Dichter in seinem Namen. Er wünschte ihm und sich den „Achtzigsten". Die Gesänge, die Wilhelm Jordan von Privaten und Korporationen zugegangen, füllten ein geräumiges Zimmer. Der Ersttrunk von Baden hat dem Dichter zu seinem Ehrentage das Kommandeurkreuz des Zähringer Löwenordens verliehen. Nachmittags 5 Uhr fand im Saale des Hessischen Kunstvereinshauses eine akademische Feier zu Ehren des Jubilars statt. Die Festrede hielt Direktor Reinhardstöttner, der den Gefeierten als deutschen Dichter schilderte und beglückwünschte. Dann brachte Oberbürgermeister Dr. Miquel den Jubilar die Glückwünsche der Stadt Frankfurt dar; Professor Dr. Bolze überreichte ihm die Ehrenmitgliedsurkunde des Freien Deutschen Hochstifts; Dr. J. Stern die des Deutschen Museumsbundes in Nürnberg; Dr. Richter gratulierte im Auftrage der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft; Johannes Proß begrüßte namens des Jubilar namens des Deutschen Schriftstellerverbandes, Dr. Alfred Friedmann namens des Vereins Deutscher Presse, Buchhändler Bergsträßer im Namen des Börsenvereins der deutschen Buchhändler, und es folgte noch mancher andere Glückwunsch. Erst am folgenden Tage fand die Feier in einem Bankett, an welches eine Festvorstellung im Theater sich anschloß, ihren Abschluß.

— **Franz Xaver Gabelsberger** nimmt in der Reihe großer Erfinder, die zum Heil und Nutzen des ganzen Menschengeschlechts wirken, gewiß einen der ersten Plätze ein, und so übte die Stadt München, der Erfinder Gabelsberger, eine sinnige Ehrenpflicht, wenn sie am 9. Februar, dem hundertsten Geburtstage des genialen Erfinders der Stenographie, diesen in mannigfacher und erhebender Weise feierte. Das Gabelsberger in München erhält, leider nicht, wie beabsichtigt, zur Jubiläumsfeier vollendet werden, doch steht die Enthüllung desselben im Sommer nächsten Jahres zu erwarten.

— **Ein Meisterstück der alten Augsburger Goldschmiedekunst**, der Zunftpokal der Augsburger Metzgerinnung, aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts stammend, ist durch das königlich bayrische Kultusministerium für das bayerische Nationalmuseum erworben worden. Der Pokal, 60 Zentimeter hoch, ist in Silber getrieben und fast vergoldet, eine wundervolle Arbeit, die nur mit den besten Leistungen eines Jamnitzer und Eckenlei verglichen werden kann.

— **Die Berliner Akademie der Wissenschaften wird in** diesen Sommer ein Schiff entsenden, das den Grund des atlantischen Ozean südlich soll nach sämtlichen tierischen und pflanzlichen Stoffen, die sich auf der Meeresoberfläche befinden. An der Spitze der Gesellschaft von Gelehrten, welche von Hamburg die Reise antreten wird, steht Professor Henkre aus Kiel. Kaiser Wilhelm II. hat für das Unternehmen 60,000 Mark aus dem Dispositionsfonds bewilligt; die Medicinen trägt die Akademie.

Erfindungen.

— **Einen Lichtzeitgraphen (Photolog) hat ein Russe Namens** Pentkow erfunden. Derselbe hat den Zweck, zur Nachtzeit Signale zu geben, und zwar so, daß sie nur in einer bestimmten Linie gesehen werden können. Bei Versuchen, die in der Nähe von Kronstadt unternommen wurden, hat sich die Erfindung für Entfernungen bis 35 Kilometer bewährt; sie dürfte besonders im Kriege sich vortheilhaft erweisen.

— **„Lunigen-Beleuchtung"** ist der Name einer Erfindung, die sogar das elektrische Licht in Schatten zu stellen behauptet. Der Erfinder, ein Engländer Namens Hannay, hat darauf ein Patent genommen; er ist von dem Gedanken ausgegangen, flüssige Brennstoffe, besonders die schweren Steinkohlenöle, in feine zerstäubte Form zur Verbrennung zu bringen. Zu diesem Zwecke hat er einen eigenartigen, sehr sinnreich eingerichteten Verbrennerapparat hergestellt; die genauere Schilderung des komplizierten Instruments würde zu viel Raum erfordern und doch nur für Fachleute verständlich sein.

Natur.

— **Ein brennender Landsee in der Nähe von Decker** im Staate Indiana bietet seit einiger Zeit einen der merkwürdigsten und großartigsten Naturschauspiele. Der See, rings von Hügeln umgeben, hat je 600 Yards in Länge und Breite, und diese ganze Fläche steht in hellen Flammen. Die thatsächlichen Ursachen des Vorgangs sind noch ganz unergründet. Einige Wochen vorher hat die Meinung für sich, daß durch eine unterirdische Erschütterung Mineralien und Oele ins Wasser gedrungen seien und an der Oberfläche durch die Berührung mit der Luft sich entzündet haben; mehr Wahrscheinlichkeit aber hat es, daß sich in der Nähe des Sees Petroleum befinden, daß diese sich in den See Boden gestrecken und als Oelschicht sich auf die Oberfläche gelegt haben; durch irgend einen Zufall ist dann das Oel in Brand gesetzt worden. Von der brennenden Wasserfläche strömt ein starker Schwefelgeruch und ein betäubender Qualm weit in die Lande aus, und es ist Gefahr vorhanden, daß ein großer Waldbrand entstehe.

— **In der Nähe von Kimberley** im Regierungsbezirke Vorja im südwestlichen Aufstand hat man Meteoriten gefunden, die Aehnlichkeit Diamanten enthalten. Die Analyse ergab 67,45 Prozent Olivin, 23,82 Prozent Kreid, 5,15 Prozent Nickeleisen, 0,43 Prozent Magnetkies, 0,65 Prozent Chromeisen und 2,26 Prozent lösliche Substanzen. Das spezifische Gewicht des Meteoriten ermittelte sich auf 3,46 Prozent. Der lösliche Teil bestand aus einem Gemenge von amorpher Kohle und Diamant. Beide fanden sich in mikroskopisch kleinen Körnchen. Das spezifische Gewicht dieser meteorischen Diamanten berechnete man zu 3,1; es ist also dem der Urdiamanten, das 3,5 beträgt, sehr nahe. Die Diamantkörnchen nähen die polirte Oberfläche des Meteorit.

Vereinswesen.

— **Der Verein „Frauengruppe der Deutschen Akademischen** Vereinigung", der sich vor Jahr und Tag in Berlin gebildet hat, um den Frauen und Mädchen gebildeter Stände neue, geeignete Berufskreise zugänglich zu machen, hat Vorbereitungen getroffen, um ein nächstes Winter geeignete Fortbildungsstätte für gebildete Mädchen zu eröffnen. Im Anschluß wurden gemeinsam: Photographie, Ausbildung bei Frau Jagellang, Berlin, Leipzigerstraße, in verwandtschaftlichen Kursus; Nähern und Malerei, wozu Schulen vorhanden sind, befindet sich in Königsberg i. Pr. bei der ehemaligen Mitgliedsgenossenschaft; Ortsrecht, Kursus bei Fräulein Perlet, Linkstraße 13, Berlin, sehr geeignet für Lehrerinnen in kleinen Städten. Für Ausbildung in der Gärtnerei und Landwirtschaft sind leider in Deutschland noch keine Schulen vorhanden, während im Auslande Frauen in großer Zahl für diese Zweige ausgebildet werden. Hier hofft der Verein demnächst thätig vorgehen zu können.

Sport.

— **Für den neugegründeten großen Preis von Mailand** im Werte von 50,000 Mark wurde Ostobaldo's vierjähriger Hengst H. „Parsival" genannt, während die österreichisch-ungarischen Nennungen durch den sechsjährigen Hengst 1858, „Filou", dann durch „Mauk-le", „Lucrès" rc., sowie durch die Vierjährigen „El Dorado", „Regenbogen", „Droyles", „Derwisch" und „Kanadal" vertreten sein werden.

— **Graf Nikolaus Esterhazys „Mikich"** gilt mit 7:1 als Favorit für das deutsche Derby. Baron Oppenheims „Sarpedon" folgt mit 8, „Hekereis" mit 9, „Pankter", „Ritter", „Trabingman" und „Lisette" mit 10, „Orion" und „Pisan" mit 12:1 N.

— **Der Berliner Traberklub hat die Einführung von** Fuchtennen, um die Traberzucht im Inlande zu heben, in sein Programm aufgenommen und jährlich 10,000 Mark zur Zuchtprämien in der Provinz gewendet.

— **Auf der preußischen Besitzung Schlenzdorf des Baron** Nathaniel Rothschild wurden im abgelaufenen Jagdjahr 5555 Hasen, 3732 Fasanen, 674 Fasanhähne, 374 Rebhühner, 16 Hasen und 17 Stück Damwild, in Summa 10,478 Stück Federwild abgeschossen. Trotz dieser kolossalen Strecke bezeichnet man das abgelaufene Jagdjahr in Bezug auf Federwild als ein ungünstiges, da es nur als ein Jahr bezeichnet werden darf, wo 15,000 Stück Federwild erlegt werden.

— **Um dem Billardkampf um die Meisterschaft der Welt** in England beteiligten sich die wirklichen Meister der Welt nicht. Es setzte in den 7 Partien, die jener Teilnehmer zu spielen hatte, W. Mitchell mit 7, während D. J. Peall mit 6 gewonnenen Partien als Zweiter, H. M'Neil mit 5 als Dritter folgte und so weiter. Die höchsten Serien verzeichnete Mitchell mit 987 und 923.

— **Die Fischzucht 1888 zu 1889 gestaltete sich für Mittel-**europa dem Laufsport wieder sehr günstig. Die großen Städte wie Berlin und Wien brachten es auf mehr als 50 Eintagstage.

Denkmäler.

— **Während das Karlsruher Scheffeldenkmal in einer** Uebersetzungsgasse Bäse bekleben wird, gelangt nun zur Heidelberg ein Denkmal in Form eines Standbildes zur Aufstellung, nämlich jener Entwurf des Bildhauers Herr in Karlsruhe, der bereits bei dem Karlsruher Wettbewerb einstimmig den ersten Preis erhielt. Dieses für die berühmte Musenstadt so erfreuliche Ereignis wurde durch das gestern Abend stattgefundene Diniren eines der nahen Freunde Scheffels, des Malers Wilh. Ecke in Karlsruhe, ermöglicht, indem er eine ganz bedeutende Summe für das Denkmal spendete.

— **Eine Statuette Albrecht Dürers, die für das Breslauer** Museum bestimmt ist, wird gegenwärtig in der Erzgießerei von Lenz in Nürnberg gegossen. Das Originalgroße Gipsmodell zu derselben ist ein Werk des Bildhauers J. Härtel.

Gestorben.

— **Jonkheer Bichard**, früherer niederländischer Ministerminister, einer der tüchtigsten Staatsmänner der Niederlande, eine Zeit lang Vertreter der Stadt Amsterdam in der zweiten Kammer, am 25. Januar, in Amsterdam.

— **Dono Khand**, König von Annam, eigentlich Mutrem, Prinz Chand-Mong, der bei seiner Thronbesteigung am 19. September 1885 den Namen Dono Khand (Vereinigung der zwei Mutterreich) annahm, am 27. Januar, in Hué.

— **Franz Freiherr Schluga von Rottenfeld**, Landrath in Lienz, vormals k. k. Vorderpräsident des Herzogtums Kärnten, 75 Jahre alt, am 27. Januar, in Graz.

— **Theodor Naumann**, Teilhaber der Firma Naumann & Lohmann zu Fremdorf, einer der hervorragendsten Industriellen Oesterreichisch-Schlesiens, 67 Jahre alt, am 27. Januar, in Fremdorf.

— **G. Meneghini**, Professor der Geologie in Pisa, hoch angesehener Hochschullehrer, 78 Jahre alt, am 29. Januar, in Pisa.

— **Graf Eduard von Oppersdorff**, Erbherr des fürstl. Majoratsherrn, erbliches Mitglied des preußischen Herrenhauses, 89 Jahre alt, am 31. Januar, auf Schloß Oberschlegau in oberschlesischer Kreis Neustadt.

— **Heinrich Ritter von Förster**, namhafter Architekt, der in Wien als Apostel für die italienische Renaissance wirkte, 56 Jahre alt, am 31. Januar, in Wien.

— **Gerhard Vigfusson**, Professor der skandinavischen Alterthumskunde an der Universität Oxford, bedeutendster isländischer Philologe, 58 Jahre alt, am 31. Januar, in Oxford.

— **Josef Gungl**, königlich preußischer Musikdirektor, der weit bekannte Tanzmeister und Walzerkomponist, 78 Jahre alt, am 1. Februar, in Weimar.

— **Theophil Magdzinski**, früher Gutsbesitzer, jetzt Pensionär, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und des deutschen Reichstags, der polnischen Fraktion angehörig, 70 Jahre alt, am 1. Februar, auf der Fahrt von Berlin nach Posen.

— **Geheimer Kommerzienrat Dr. C. Lederlud**, Haupt der Firma Dr. C. Lederlud & Gäbler, der die Alizarinfabrik Ultramarin- und Alizarinfabrik und die Anilin-Salzsäure Ultramarinfabrik gründen, bekannter Vertreter der chemischen Industrie und Erfinder eines bewährten Verfahrens zur künstlichen Darstellung des Ultramarin, 85 Jahre alt, am 1. Februar, in Lewerkusen bei Mühlheim am Rhein.

— **Benno Alexander Graf Neidhardt von Gneisenau**, königlich preußischer General der Infanterie z. D., Senior des Hauses in Naumburg an der Saale und dessen Vertreter im preußischen Herrenhause, 77 Jahre alt, am 3. Februar, in Naumburg an der Saale.

— **Ludwig Graf von Pfeudurg-Philippsreich**, königlich bayerischer Generalleutnant z. D., 73 Jahre alt, am 3. Februar, in München.

— **Gustav von Ferentheil und Gronsenberg**, königlich preußischer Generalleutnant z. D., 70 Jahre alt, am 4. Februar, in Gleiß.

— **Dr. Freiherr Franz von Holtendorff**, ordentlicher Professor der Rechte an der Universität München, berühmter Rechtsgelehrter, 60 Jahre alt, am 5. Februar, in München (vergl. „Ueber Land und Meer" Bd. 43 Nr. 17).

— **Friedrich August Ferdinand Reisch**, hervorragender Musikschriftsteller und namhafter Lehrkenner, 84 Jahre alt, am 6. Februar, in Leipzig.

— **August George-Mayer**, namhafter Porträtmaler, 64 Jahre alt, am 7. Februar, in Wien.

— **Professor Friedrich Müller**, bekannter Historienmaler und städtischer Schulrichter, 87 Jahre alt, am 8. Februar, in Kassel.

— **Kardinal Johann Baptist Pitra**, Benediktiner, 77 Jahre alt, am 10. Februar, in Rom.

Plaudereien am Kamin.

Von

Paul von Weilen.

(Alle Rechte vorbehalten.)

„Heute muß ich den Herren eine sehr gelehrte Frage stellen," begann Frau von Ramberg, als der Thee aufgetragen war, „eine Frage, welche die Zeitungen mehrfach behandelt haben und über die ich trotz der ernsten Sache und Person, die sie betrifft, doch recht herzlich habe lachen müssen. Die Zeitungen haben sich also eingehend darüber verbreitet, ob unser Reichskanzler, nachdem die Universität Gießen ihn zum Doktor der Theologie ernannt hat, auch das Recht habe, die Kanzel zu besteigen und zu predigen. Ich zweifle durchaus keinen Augenblick, daß der Fürst auch dieses Amtes äußerst erfolgreich zu walten verstehen würde, denn manche seiner Reden sind wohl mindestens ebenso beherzigenswert und erhebend gewesen als manche Predigt, — aber wenn ich es nur versuche, mir den großen eisernen Kanzler im Talar als Prediger vorzustellen, so ist es mir unmöglich, ernsthaft zu bleiben. Wohl weiß ich, daß das nur müßige Fragen sind, aber ist denn der Fürst nun wirklich, wie die Leute sagen, „geistlich" geworden?"

„In der That, meine gnädige Frau," erwiderte der Professor Reimann, „sind das recht müßige Fragen, und diejenigen, welche dieselben in den Zeitungen erörterten, haben wohl überflüssige Zeit als Verständnis der betreffenden Verhältnisse. Die Erlangung der Doktorwürde ist einer Fakultät gibt nur akademische, aber keine staatlichen Rechte, wenn dieselben nicht ausdrücklich daran geknüpft sind, wie zum Beispiel an die Erwerbung des Doktortitels der Rechte die Befreiung von dem ersten, niedrigsten juristischen Staatsexamen. Ein Doktor der Medizin ist darum noch nicht praktischer Arzt und darf als solcher nicht thätig sein, wenn er nicht außerdem noch das zur Praxis berechtigende Staatsexamen gemacht hat. Es gibt verschiedene Apotheker, die Doktoren der Medizin sind, ohne darum ärztliche Funktionen ausüben zu dürfen, sogar Zahnärzte haben zuweilen schon medizinische Doktorwürde erlangt. Ebenso haben wir auf der andern Seite akademische Mediziner, welche weder jemals ärztliche Praxis ausgeübt, noch die Berechtigung dazu erworben haben. Viele unserer bedeutendsten Professoren, bei denen eine große Zahl unserer jüngeren Aerzte gelernt hat und welche bahnbrechend auf dem Gebiete der Heilkunde wirkten, haben niemals ärztliche Praxis geübt und mußten, wenn sie es thun wollten, trotz ihres Ruhmes und ihrer Autorität erst noch das Staatsexamen dazu ablegen, was ihnen dann freilich wohl leichter werden dürfte als ihren

Schülern. So ist es denn auch in der theologischen Fakultät. Die Doktorwürde ist auch hier nur akademisch und berechtigt als solche nicht zur Ausübung geistlicher Handlungen irgendwelcher Art. Die meisten unserer Geistlichen sind nicht Doktoren der Theologie, und umgekehrt gibt es Doktoren der Theologie, welche nicht Geistliche sind. Um also geistliche Funktionen ausüben und die Kanzel besteigen zu können, müßte unser großer Kanzler zuvor immer noch erst Kandidat werden, sich die Befähigung zum geistlichen Amt erwerben und dann auch noch die Ordination erlangen, welche bei uns die Stelle der katholischen Weihen vertritt und, obwohl sie nicht den unzerstörbaren Charakter hat wie jene, doch erst den berufenen Geistlichen zur Ausübung seines Amtes berechtigt. Eines aber steht dem Kanzler ganz zweifellos zu, das ist, den akademischen Talar und den Hut der Doktoren der Theologie zu tragen zu allen seinen Ehrenkleidern, deren er schon gar viele besitzt, wenn er sie auch wohl schwerlich jemals anlegen wird."

„Verzeihen Sie meine Neugier," unterbrach Frau von Ramberg, „es wäre mir wirklich interessant, zu wissen, welche verschiedenen Ehrenkleider unser großer Staatskanzler zu tragen berechtigt ist, wenn er einmal die Neigung verspürte, sich äußerlich ebenso vielgestaltig zu zeigen, als er in seinem Geist auf den verschiedensten Gebieten des Wissens und Könnens heimisch ist."

„Ungefähr kann ich Ihnen darüber wohl Auskunft geben, meine gnädigste Frau," erwiderte der Präsident, „doch weiß ich nicht, ob meine Kenntnis dieser zeremoniellen Frage ganz ausreichen wird. Da haben wir also zunächst die Uniform eines preußischen Generals der Kavallerie, sodann die Uniform des Magdeburgischen Kürassierregiments Nro. 7 — beide in zwei verschiedenen Formen: die große goldgestickte und die kleine einfache Generalsuniform, sowie den blauen und den weißen Rock der Kürassiere. Dazu kommt die Uniform des 1. Magdeburgischen Landwehrregiments Nro. 26, dessen Chef der Fürst ist. Diese sämtlichen militärischen Uniformen trägt der Fürst zeitweilig — die Kürassieruniform mit dem gelben Kragen und Mützenrand ist seine gewöhnliche Tracht, in der ihn die Welt am meisten kennt; die große Generalsuniform trägt er bei besonders feierlicher Gelegenheit, wenn er bei einer großen Cour erscheint, wie zum fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum des Kaisers Wilhelm I.; er trug sie auch bei der Kaiserproklamation in Versailles. Ebenso trägt er die Uniform des Magdeburgischen Landwehrregiments, wenn er irgend mit diesem seinem Regiment in Berührung kommt. Dann steht ihm die Uniform des preußischen Ministerpräsidenten zu, die er früher, ehe er General war, auch wohl getragen hat. Ob für den deutschen Reichskanzler bereits eine Uniform festgesetzt ist, weiß ich nicht, ich muß das gestehen; ich glaube es nicht, jedenfalls hat der Fürst niemals eine solche Uniform getragen; wenn sie aber existirt oder festgesetzt wird, so steht sie ihm jedenfalls zu."

„Das wären also mit den drei militärischen zusammen fünf!" sagte Frau von Ramberg.

„Wir sind noch lange nicht zu Ende, meine gnädige Frau," fuhr der Präsident Reimann fort, „die Galagarderobe unseres Kanzlers dehnt sich noch sehr viel weiter aus. Der Fürst ist als Herr von Schönhausen, Varzin und Friedrichsruhe Mitglied der kurmärkischen, pommerischen und lauenburgischen Ritterschaften und also berechtigt, die Uniformen dieser drei landständischen Korporationen zu tragen. Er ist Erb-Oberjägermeister von Pommern, hat also auch das Recht, die Uniform dieses hohen Erb-Hofamtes zu tragen."

„Das wären also neun!" sagte Frau von Ramberg.

„Dazu kommt die Uniform eines Ehrencommendators des Johanniterordens," fuhr der Präsident Reimann fort, „ein roter Frack und darüber ein großer schwarzseidener Mantel mit dem Johanniterkreuz, und das Galakleid des schwarzen Adlerordens mit dem großen dunkelroten Mantel, den unser Kaiser bei der Eröffnung des Reichstags trug. Damit wären, wie ich meine, die preußischen Uniformen erschöpft."

„Also elf!" zählte Frau von Ramberg."

„Nun aber," sagte der Präsident, „kommen noch die fremden Ordenstrachten; ich wage nicht, mich in dieser Beziehung als endgiltige Autorität hinzustellen, darüber müßten Sie einen Hofzeremonienmeister befragen. Von einer ganzen Reihe hoher europäischen Orden aber weiß ich gewiß, daß sie große Galaanzüge haben; so der russische St. Andreasorden, der österreichisch-ungarische Stephansorden, der italienische Annunziatenorden, der dänische Orden des Elefanten, das spanische goldene Vließ, der bayrische Hubertusorden, und gewiß haben auch die meisten großen Hausorden selbst der kleineren Staaten ihre Galatrachten. Alle diese Ehrenkleider zu tragen, ist also der Fürst berechtigt, und wenn er es einmal will, so kann er wie Egmont auch buchstäblich ‚spanisch kommen', wie er es seinen Widersachern schon oft zu deren größtem Mißvergnügen sinnbildlich gethan hat."

„Ich höre auf zu zählen," rief Frau von Ramberg, „das ist ja eine unendliche Garderobe, welche die Toiletten der meisten Damen übersteigt."

„Und wenn man bedenkt," sagte der Lieutenant von Hochfeld, „daß diese ganze glänzende Reihe von Uniformen und Ehrenkleidern herausgewachsen ist aus der Secondelieutenantsuniform der schweren Landwehrreiter, die der Kanzler zur Zeit, als er Bundestagsgesandter in Frankfurt war, mit Vorliebe trug, zum Erstaunen und Entsetzen der günstigen Diplomaten von der alten Schule, dann muß man doch wohl vor der Uniform des Secondelieutenants einen gewissen Respekt bekommen."

„Nun," sagte der Oberst von Fernon lächelnd, „jeder General und Feldmarschall ist ja aus der Uniform des Secondelieutenants hervorgewachsen; es kommt aber doch wohl immer darauf an, wer darin steckt."

„Zu befehlen, Herr Oberst," erwiderte der Lieutenant von Hochfeld, „das ist gewiß richtig; es müssen ja so viele auch bei der Uniform des verabschiedeten Hauptmanns abschließen; aber daß der Kanzler mit Vorliebe die Lieutenantsuniform trug, darin liegt doch ein gutes Stück seines ganzen Wesens, darin liegt es, daß er Meister wurde über alle die hochreisen Diplomaten im Frack und daß er nicht mit der Feder wieder verderben ließ, was die Armee mit den Waffen gutgemacht hatte."

„Da kann ich freilich nicht widersprechen," sagte der Oberst, „und darin bleibt das Wort des Fürsten wahr, daß sie in anderen Ländern uns alles nachmachen können, nur den preußischen Secondelieutenant nicht!"

Herr von Hochfeld blickte stolz umher und kräuselte die Härchen auf seiner Oberlippe, der Präsident Reimann aber bemerkte:

„In allen den Ehrenkleidern, die ich Ihnen erwähnt, kommen dann noch die akademischen Galatrachten der Doktoren der Rechte und der Theologie, und das letztere ist in meinen Augen ganz besonders ein hohes Ehrenkleid, denn es ist eine



Professor Harnack.

Anerkennung des freien, unbefangenen Geistes, in dem der Kanzler gegen den Widerspruch einer unduldsamen Richtung, die Berufung des Professors Harnack auf den Lehrstuhl der Kirchen- und Dogmengeschichte bei unserem Kaiser erfolgreich unterstützte und durchsetzte."

„Ich habe viel davon sprechen hören und in den Zeitungen gelesen," sagte Frau von Ramberg, „und es ist mir lieb, daß Sie diesen Gegenstand berühren, denn ich kann mir ja selbst kein Urteil darüber bilden; aber es hat mir, ich muß es aufrichtig gestehen, nicht gefallen wollen, daß gerade in unserer Zeit, welche die Verachtung aller Religion und alles Glaubens so vielfach großzieht, ein liberaler Lehrer der Theologie gerade an die Berliner Universität berufen wird. Ich bin eben sehr konservativ — in allen religiösen noch mehr wie in den politischen Fragen — und meine, daß gerade durch die Geistlichen der feste und strenge Glauben festgehalten werden soll. Wenn die Theologen zu Zweifel und Unsicherheit erzogen werden, wo soll denn die übrige Welt eine Stütze finden?"

„Liberal, meine gnädige Frau," erwiderte der Präsident ernst, „ist ein sehr doppeldeutiges Wort. In seinem eigentlichen Sinne bedeutet es das Höchste, was der strebende Menschengeist erreichen kann: die Freiheit von allem Vorurteil, den weiten Umblick von der hohen Warte der Bildung und des Wissens. Diejenigen modernen Richtungen in der Politik und Religion, welche aus mangelhafter Bildung und unsittlichem Ehrgeiz in der Verneinung und der hämischen Kritik der bestehenden Rechte ihre Größe suchen, haben nun vielfach jenes Wort, das sie für sich in Anspruch nehmen, in Mißkredit gebracht. Professor Harnack, dessen Wirksamkeit ich in seinen Werken verfolgt habe, ist nun liberal in jener ersten, edelsten Bedeutung dieses Wortes. Er gehört nun den Vertretern der Verneinung, der feichten Kritik an; er kritisirt nicht, um im Bewußtsein der Geistesarmut den Schein des Besserwissens zu verbreiten, und ich möchte jeden herausfordern, in Harnacks Werken auch nur ein Wort zu finden, das als ein Leugnen der großen heiligen Wahrheiten des Christentums, als ein Abkehren von dem positiven Glauben auch nur gedeutet werden könnte. Aber freilich prüft er die Geschichte der Entwicklung der Kirchenordnung historisch und wissenschaftlich in klarer, eingehender Weise, mit allem ruchtsichtsvollen Ernst, der solchem Gegenstande gebührt, zugleich aber auch mit allem Freimut, den er der Wahrheit schuldig ist. So hat er außerordentlich lehrreiche Untersuchungen über die Lehre der zwölf Apostel und die sogenannte apostolische Kirchenordnung geschrieben und neuerdings ein sehr interessantes Lehrbuch der Dogmengeschichte herausgegeben, in welchem er geistvoll und mit historischer Begründung nachweist, daß sich die Glaubenslehre der alten Kirche unter dem nicht zu verkennenden und oft sehr wesentlichen Einflusse des griechischen Geistes entwickelt habe. Gerade in dieser Schrift hat eine engherzige theologische Richtung eine Verletzung der Kraft und göttlichen Wahrheit des Christentums finden wollen; gewiß sehr mit Unrecht, denn jede Wahrheit gestaltet sich in ihrer äußeren Erscheinungsform nach dem Geiste des Menschen, noch mehr nach dem Geiste des Volkes, durch den sie sich offenbart. Ich bin ein aufrichtiger und strenger Christ, ich verdamme jedes Deuteln und Zweifeln an den göttlichen Wahrheiten des Evangeliums, aber man kann doch gewiß nicht bestreiten, daß sich diese Wahrheiten entwickeln in und nach dem Geiste der Völker, die sich zu ihnen bekennen, und ich habe trotz meiner strengen Auffassung des Christentums in Harnacks Schriften nichts finden können, das mir harte Bedenken erregen könnte, und darum freue ich mich von Herzen, daß der Kaiser auf den Rat des doch wahrlich auch gut christlichen Kanzlers dem verdienstvollen Gelehrten einen Platz an der Berliner Hochschule gegeben hat."

„Und um so mehr ist das erfreulich," sagte Graf Sternfeldt lebhaft, „als gerade die evangelische Freiheit die Grundlage unserer Kirche bildet. Die katholische Kirche hat die unabänderlich fest gefügte Form auch für die geschichtliche Entwicklung des christlichen Lebens, und das mag wohl seine Vorzüge haben, ist aber nur möglich, da der oberste Entscheidung in solchen Dingen eben dort einer geistlichen Autorität — der Bischofen und endlich dem Papste — zusteht. Wer aber haben als Vertreter und Vertreter des Königs in seiner Eigenschaft als oberster Bischof der evangelischen Landeskirche den evangelischen Oberkirchenrat, eine aus juristischen und theologischen Mitgliedern zusammengesetzte Behörde, deren Entscheidung der evangelische Geistliche als solcher für sein Gewissen nicht in eben dem Grade für unbedingt maßgebend erkennen kann, wie es für den katholischen Priester seinem Bischof oder dem obersten Hirten seiner Kirche gegenüber der Fall ist. Darum bedürfen wir für jeden unserer Geistlichen die evangelische Freiheit der Forschung, gerade damit er sich in Glauben festigen und in der geschichtlichen Entwicklung die Grundwahrheiten des christlichen Bekenntnisses um so sicherer und klarer erkennen könne, und wenn unsere Studenten der Theologie in dieser freien Forschung von einem so christlichen und glaubensfesten Manne wie Harnack geleitet werden, so können sie nur zu tüchtigen Dienern der Kirche gebildet werden, die dann im stande sind, auch in ihren Gemeinden kräftige und erbauende Führer zu werden."

„Nun," sagte Frau von Ramberg, „es freut mich, von zwei Herren, deren streng kirchliche Gesinnung ich kenne und verehre, die Berufung des Herrn Harnack verteidigen zu hören, — es wollte mir freilich auch fast unglaublich erscheinen, daß der Fürst Bismarck, der sich ja jederzeit so ernst und bestimmt zum gläubigen Christentum bekannt, einen Mann hätte berufen sollen, dessen Lehren der künftigen Geistlichkeit in ihrer Gesinnung hätten gefährlich werden können."

„Da dieser Fall hier zur Sprache gekommen ist," bemerkte Doktor Landen, „so wird es die gnädige Frau vielleicht interessiren, das Bild des vielgenannten Theologen kennen zu lernen, das ich zufällig gerade heute erhalten habe."

Er zog eine Photographie aus der Tasche und überreichte dieselbe der Frau von Ramberg.

„Das ist in der That," sagte diese, „ein intelligentes, strenges ernstes und doch freimütiges Gesicht, das vollkommen zu dem geistigen Bilde paßt, welches die Herren hier entworfen. Doch scheint er noch jung zu sein; man würde kaum einen so gelehrten Professor in diesem Bilde vermuten."

„Er ist," bemerkte Doktor Landen, „im Jahre 1851 in Dorpat geboren, also jetzt achtunddreißig Jahre alt, hat aber seine Jugenderziehung in Erlangen genossen, wo sein Vater Professor war, und hat nun seine Universitätsstudien in seiner Vaterstadt absolvirt. Er wurde dann schon mit fünfundzwanzig Jahren Professor in Leipzig und ging hierauf nach Gießen und Marburg. So darf denn Deutschland ihn ganz zu den Seinen rechnen."

„Und auf ihn stolz sein!" fügte der Präsident Reimann mit Nachdruck hinzu.

(Schluß folgt.)

Astronomie.

März 1889.

Abends gegen 8 Uhr steht Orion mit seinen begleitenden Sternbildern zwischen Süd und Südwest. Gegen Westen steht die Venus noch in vollem Glanz in der Nähe des Widders, weiter rechts Mars. Die Bahnen,



welche beide im Laufe des Monats beschreiben, sind in der Himmelskarte angedeutet. Am 25. erreicht Venus ihren höchsten Glanz. Saturn steht nahe im Zenith rechts vom Sternbild des großen Löwen, erkennbar an seinem ruhigen Glanz; am 14. steht er [illegible] [illegible]

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

[illegible]

Partie Nro. 59.

Französische Eröffnung.

[illegible]



[illegible]

1889 (Bd. 61).

[illegible]

Schachbriefwechsel.

[illegible]

Auflösung der Aufgabe Nro. 490:

[illegible]

Lotterieziehungen im Monat März.

[illegible]

Kartenspiele.

Patience: „Die kleine Amerikanerin“.

[illegible]

Bilderrätsel.





Post- und Schnelldampfer

zwischen **Bremen** und

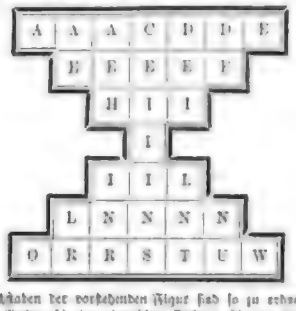
Newyork **Baltimore**
Brasilien **La Plata**
Ostasien **Australien**

Prospekte versendet

Bremen.

Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

Buchstabenrätsel.



Die Buchstaben der vorstehenden Figur sind so zu ordnen, daß die horizontalen Reihen 1) einen deutschen Dichter, 2) eine Amtskleidung, 3) einen biblischen Namen, 4) einen Buchstaben, 5) einen Märchennamen, 6) ein Metall, 7) eine Stadt am Rhein bezeichnen, und daß die beiden sich schneidenden Buchstabenreihen zwei europäische Staaten ergeben.

Auflösung des „rätselhaften Clavierzuges" Seite 445:

Der mit Benutzung gebrachte Clavierzug ist dargestellt durch Dur = b, Clarinette = c, Tuba = d, Violine = g, Horn = h, Klappentrompete = k, Oper = l, Mandoline = m, Notenschlüssel = n, Reihe = r, Schlagzither = s, Triangel = t, Waldhorn = w, Zuckerwasser = z, insofern ja in der Bildschrift steht:

„Wo man singt, da laß dich ruhig nieder,
Böse Menschen haben keine Lieder."

Auflösung der Quadrat-Aufgabe Seite 446:

1	2	3	4	5
a	l	e	b	s
c	r	h	a	r
h	e	l	d	m
a	a	o	e	o
t	k	r	n	s

Wird der mittelste Buchstabe beseitigt, so ersetzen:

Aree,
Seat,
Eter.

Briefmappe.



Th. H. in S. 1) Gilbert hat eine solche Sammlung antiquarischer Volksbücher mit deutschem Text für Gebäre zu 4 Reichsmark (und Garantie) herausgegeben, die Ihnen jede Buchhandlung gern besorgen wird. Eine andere ähnliche Sammlung ist uns nicht bekannt. 2) Die Sammlung „Universal-Bibliothek" ist sehr billig und gut, aber nicht für Ihren Zweck geeignet. 3) Ja, in Berlin. — Wollen Sie Ihre Adresse?

W. Kr. in Neckarsulm. Wollen Sie Ihre Sammlung, welche Schiller mit nicht ohne weiteres richtig deuten, Ihnen geschenkt zu werden, nicht lieber in Buchform als Roman, „Schiller Album", 2 Bände, 2. Aufl.; „Der Spiegel", 2. Aufl.; „Die Rose vom Hag", 3 Bände, 2. Aufl.; „Der Kronsyndikus", 3 Bände, 2. Aufl.; „Der Hexenjäger", „Dunkel Herrmann", 2. Aufl.; „Jost und Justine", 2. Aufl.; „Das Recht der Liebe", „Jacobi und Lenore", Diese sämtlichen Werke erschienen in der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, und sind durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Freiherr C. v. B. in Berlin. Darüber wird Ihnen der Gerichtsmann in Triberg im Baden oder der Landrat, Amtsvorsteher in Zschopau i. S. Auskunft zu erteilen in der Lage sein.

C. M. W. C. Dürfen gibt Ihnen bei einer der nächsten Versammlungen die Direktion Gelegenheit, es mal einer ordentlichen Rede zu versuchen, die unter Umständen Aussicht auf die gewünschte Wirkung bietet.

A. W. in Fahnigsdorf. Das ist ungern Ihnen nicht bekannt, wenn die Briefe gern verlaust und erst ein Reklamezettel gedruckt werden. In Berlin machen mittlerweile 25 Stenotypen die Schrift abgedruckt werden, um eine Vervielfältigung auf die Hälfte der bisherigen Kosten zu 5 Mark 10 zu bringen.

H. H. in Bonn. Nicht verwendbar.

E. U. K. W. B. 1) Allerdings ist das verboten und eben darauf beruht die unter 2) angeführte Theorie: „Alle Rechte O. h. das Recht der Widerrufung, der Urheberschaft, Übersetzung jeder Bearbeitung vorbehalten." Aber einen dieser Rechte zu erwerben schützt, muß und dem Gesetzgeber für Unterhaltung bleiben. 3) Solche Leute Mengen hätten Ihre Wertes überhaupt werden.

Tibert 18. in H. Wir erinnern uns einer solchen Widmung nicht. Dürfen wir Sie um Wiederholung derselben bitten?

„Junger Dichter". Sie sagen ihrer nach Heine):

„Mit Liebeslichtern glühen
Sind wir alt. Doch gewirbelt
Kopf's mit wenig, und — entblühen
Will ich den vergilbten Garben.

„Ja, ich will unglücklich werden,
Will die Nachwelt soll sich weiden
Einst an meinen tiefen Leiden
Und an meinem Gold und Leiden."

Ein Schüler Bocks! Aber um ihn zu erfüllen, wünschen Sie bei vorstehenden Zeilen besser holen lassen als die, welche Sie uns bisher sandten.

Frau Ritterguthbesitzer M. St. in Co. Vorschläge für passenden Stoff und Verfahren sind immer dann am Platze, wenn sie Ihnen bekannt sind. Die schönsten Bodenspannungen der Gespinnste, Handtücher, Decken, Teppiche, Stoffe durch jede Buchhandlung zu beziehen.

H. Co.-H. in Darmstadt. Zur Zeit nehmen abgehalten zu sein.

Mary R. in L. Aber haben wir den Übersetzer bisher schon nicht in Ihrer Bekanntschaft gemacht, um Ihnen authentische Auskunft erteilen zu können; aber ja bei englischen Werken Gesetzlich gilten 24 die Rechte, die jetzt einen Jahren zur Schutz tragen, jetzt nicht mehr. Sie können sich also beruhigen, daß Sie im Übrigen dazu Neigung verspüren sollten, ab- und zuzunehmen, ohne Ihrerseits zu verantwortlichen Widersprüchen zu einer Schlußfolgerung berechtigen. Gleichwohl übergeben wir Ihre Zeilen gerichtlichen Entscheider, damit er sie unter „Schriftsteller" benutzen und an seinem Standpunkt auf bearbeiten.

* Abgabe jeden Masses

Möbelstoffe

in Crêpe, Damast, Rips, Plüsch und abgepasste Portièren in jeder Preislage.

Spezialität: Lasting-Monopole!

Fabriklager von Rich. Zieger, Chemnitz.

Abgabe jeden Masses zu Fabrikpreisen. Muster und Preisliste portofrei.

Garantie-Seidenstoffe

der Seidenwarenfabrik von: von Elten & Keussen, Crefeld

Fabrikmarke

direkt aus der Fabrik, also aus erster Hand zu beziehen.

In beliebigem Meter-Maß zu Fabrikpreisen:

Garantirt echte reinseidene Seidenstoffe, weiße und Cremé Seidenstoffe, schwarz und weiß Surahs und garantirte Seidenstoffe, farbige Seidenstoffe und Kleiderseidenstoffe, schwarze Sammete und Plüsche etc. etc.

Man schreibe wegen Zusendung der reich illustrirten Musterkollektion.

gegründet 1854.

G. E. HÖFGEN, DRESDEN-N.
PATENT KINDER- UND KRANKEN-WAGEN FABRIK.



Patent-Kinderwagen
mit und ohne Gummibekleidg. das Vorzüglichste für gesunde wie kranke Kinder
Preise von 18–120 Mk.



Kranken-Fahrstühle
neuester und bewährtester Construction in allen Größen, gepolstert wie ungepolstert mit und ohne Gummibekleidung.
Preise v. 36–350 M.



Bilderne Netzbettstellen
für Kinder bis zu 12 Jahren. Aussermordentl. praktisch, und elegant in verschiedenen Größen. Sicherste Lagerstätte, besonders für kleinere Kinder.
Preise v. 12–60 Mk.
Reich ausgestattete illustrirte Kataloge gratis und franco.

PATENT KINDER- UND KRANKEN-WAGEN FABRIK.
G. E. HÖFGEN, DRESDEN-N.

Solide Backsteine.
aus Meiler von M 2.50 ab, versendet auch an Private. Muster frei.
Brennerei Frensel, Cottbus.

M. G. Saphir's humoristische Schriften



4 Bände (1600 Seiten) in zwei Prachtbänden für M. 4.50 franco versenden
Alfred G. Gried & Cie.
Berlin, Schöneberg.
Ratenzahlungen gestattet.
Interessanter u. billiger Dauer für Clubs.

Mehrere 352 000 Exemplare verbreitete Zeitung aller Deutschen Blätter übertroffen; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.



Die Woche Illustrirte Zeitung für Politik und Gesellschaft. Wöchentlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 4.50 — 5.50. Jahrlich erscheinen: 24 Nummern mit Tausenden von Abbildungen, welche das ganze Gebiet der Gegenwart und Vergangenheit in Wort und Bild umfassen. Probenummern versendet gratis und franco die Verlagshandlung in Berlin W. Potsdamer Str. 38.

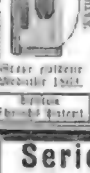
Griechische Briefmarken
25 verschied. 1,50, 40 dto. 3,—, 50 dto. 5,—
Neueste Ausgabe complett (9 Stück) M. 1.50
Tausenden à vorrath. 1.50
A. E. Glanewald, Gössnitz, S.-A.
Lagerbestandsliste gratis.

Nochmals prämiirt mit ersten Preisen.

Violinen,

sowie alle sonstigen Streichinstrumente, Stamm-Violine zum Studium (Schule) in allen Fächern, Guitarren u. Zithern, Blasinstrumente, Trommeln etc. m. bester Reparaturatelier. Bill. Preise. Empf. v. Wilhelmj, Sarasate, Léonard u. a. Ausf. Preiscourante w. grat. u. frc. zugest.
Gebrüder Wolff,
Instrumenten-Fabrik, Kreuznach.

Josef Thumhart,
k. b. Hoflieferant
Vermählt. Paris 1867.



Silberne goldene Medaille 1883.
München 1854, 1876, 1885.
Ehrendiplom 1876.

2. Hoflieferantenzertifikat Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Arnulf von Bayern.
Schäfflerstraße Nr. 11
empfiehlt sein selbstgefertigtes
Zithern
nebst Schulen zum Zitherspielen.
Auch à Tarif von Violinen in allen Preislagen. Vorzüglichste Saiten auf Seide und Metall. Gummifreie Lagerung von Stimmgabeln, Stimmpfeifen u. s. w.
Preiscourant gratis.

Serien-Loos-Gesellschaft.

Diese Gesellschaft, der Jedermann beitreten kann, hat den Zweck, einen jeden Mitgliede einen möglichst hohen Vortheil zuzuführen und sofort auszubezahlen. Der Beitrag beträgt nur 60 Mark, wovon 10 Mark als Eintrittsgeld verbleiben. Es werden jährlich 1000 Mark verloost. Die ausgezahlten Loose werden mit 10 % Zins vergütet und zur nächsten Ziehung wieder eingelegt. Jedes Mitglied hat also ohne weiteres Aufzahlung und ohne Risiko Aussicht, alljährlich 3 auf gewinnende Serienlagen zu gelangen und selbstverständlich.
Julius Weil,
Bankgeschäft,
München.

Berlin SW. Kaiser-Wilhelm-Str. 107
Möbelfabriken mit Dampfbetrieb und 300 Arbeitern.
Illustrirte Preisliste gratis und franco.
Hamburg Neuer Wall 84

E. Langer,
Hoflieferant
Möbel
Decorationen u. ganze Wohnungs-Einrichtungen unter Garantie reeller und solidester Ausführung zu äußerst billigen Preisen.

Breslau Ring 17
Preisbuch auf Verlangen.
Silberne und bronzene Medaille.
Schweidnitz Friedrichstr. 4.

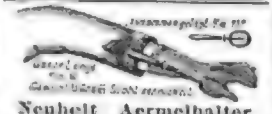
Anthologien und Gedichte
erscheinen in der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

„In die vorderste Reihe"
aller Schulen gehört **H. Seifert's Kurze Schule d. Maschinenschrift.** 14. Auflage. 1.— Ganz leichte, 1. Stufe, Ganz Steingräber Verlag, Leipzig.

„Wir kennen keine
bessere, kürzere, einfachere und leichtfaßlichere, in Zeit und Kraft geringere Schule."*)
Signale f. d. musikal. Welt, Leipzig.
*) **H. Somm.** Klavierschule, 81. Aufl. 4.— Steingräber Verlag, Leipzig.

Hervorragende medicinische Notiz!
Die Zuckerharnruhr, Diabetes,
ihre Ursache und dauernde Heilung von Med. Dr. H. Schinz, Brunnenarzt in Gaisbach, K. k. Oesterr.-Ung. Consulararzt in Riviera Monaco. Stuttgart, medicinisches Verlags-Institut.

Nur für Wiederverkäufer.
Reichhaltig. Billige Preise.
Illustrirter Catalog gratis u. fr.
Oeldruck-Bilder,
Grösse III. 60:85 Centimeter, Grösse V. 51×76 Centimeter, empfiehlt die
Kommandit-Gesellschaft
Hans Wasserkampf & Co.
Kommandit-Gesellschaft
HANNOVER.
Neuheiten:
Nr. 141. Kaiser Wilhelm II.
Nr. 142. Kaiserin Augusta Victoria.



Neuheit Aermelhalter
Dem Tragen Unannehmen der Taillen-Aermel beim Anziehen der Mantel hilft der Aermelhalter in bequemster Weise ab; der Aermel kann um keinen Centimeter herausrutschen und sieht stets glatt.
Reizendes Geschenk für Damen.
Sehr lohnend für Wiederverkäufer.
Wo keine Verkaufsstellen, schicke ich direkt franco gegen M. 1.— in Marken.
H. Perau, Solingen, allererster Fabrikant.
Vertreter für
Oesterreich **Josef Klieber, Wien I.**
Holland **E. Heldemann, Amsterdam.**
Paris **ch. Freiss, rue Bretagne.**

AUGUST GOLDSCHMID & SOHN
K.K. HOFLIEFERANTEN.
PRAG, Böhmen, Zeltnergasse Nr. 15.
Echter böhmischer Granatenschmuck.
Reich illustrirte Preiscourante gratis und franco.
Zollfreier Versand ab Filiale in Berlin.
Friedrichstrasse 175 W.



Der Amazonenverschluss
an Glacé- und Seidenhandschuhen
macht **ein praktische Neuheit berechtigtes Aufsehen.**
Durch einfachste Anordnung von 4 ovalen Schlitzen wird der Handschuh schnell u. sicher mit einem Zuge geschlossen; für jede Armstärke gleich gut sitzend, ist er ebenso dauerhaft wie elegant. — Um wolle diese Neuheit nicht mit früheren Schnellverschlüssen verwechselt, die ungenügend und funktionirten oder Spitzen u. Aermelbesatz beschädigen.
Der Amazonenverschluss, D. R. P. 35,500, mit nebenstehender Schutzmarke ist unbedingt haltbar und solide.
Zu haben in Handschuhspezialgeschäften.

Schutz-Marke

Scherer, Deutscher Dichterwald. Mit Illustrationen und Porträts. M. 7. — *Borel*, Album lyrique de la France moderne. Avec gravures sur bois. M. 7. — *Freiligrath*, The Rose, Thistle and Shamrock. With illustrations. M. 7. — *Aunynter*, Peter Quidam's Wanderfahrt. M. 8. — *Fischer*, Morlen. M. 5. — *Meyer*, Dichten und Denken. M. 4.50. — *Graf v. Schack*, Gedichte. M. 6. — *Schönaich-Carolath*, Lieder an eine Verlorene. M. 4.50. — *Silberstein*, Mein Herz in Lumbern. M. 6. — *Vischer*, Lyrische Gänge. M. 7.50. — *Sämtlich in feinstem Original-Einband mit Goldschnitt.*
Gehaltvolle Damengeschenke.

M. M. in Dresden. Ihre Verse enthalten neben einzelnen guten Gedanken [illegible] Mängel, wie unlogische Gedankenfolgen, [illegible] Bilder, Unvollkommenheiten der Form, und sind deshalb von Druckreife noch ziemlich weit entfernt. Aus dem kleinen Vorgelegten können wir nicht [illegible] ein Urtheil gewinnen.

Karoline in Bautzen. [illegible] Damen Theil der Krankenpflegeschule [illegible] in Berlin SW., Königgrätzerstraße 90; Fräulein Emma [illegible] in München, Herzog-[illegible]straße 7; Frau Emilie Reiter in [illegible] Studien-[illegible] 31.

Studien 1. in Kleulenburg. Wir bedauern, Ihnen erwidern zu müssen, daß Ihr [illegible] poetische Beiträge im deutschen Zeitschriftenwesen [illegible] zu werden pflegt.

C. Eh. in Halle a. S. Ihre Gedichte haben zu wenig eigene Empfindung. Der Inhalt erscheint [illegible] und nicht besonders glücklich erfunden. [illegible] für etwa beabsichtigte spätere Sendungen besserer Schrift zur Erleichterung unserer Prüfung machen.

Richtige Lösungen sandten ein: Clara Lilienfeld in [illegible]. Otto [illegible] in [illegible]. Schachklub in Belina. K.-K. Fanny Kohn in [illegible]. A. Beißig in Dresden. August Zickel in Hochfeld. [illegible] Carl Hartmann in [illegible] bei Karlsbad. Victoria Pick in [illegible]. C. Dochow in Gelbern. „Blümchen" in Mainz. Frank Hause in [illegible]. „Alter Abonnent" in [illegible]. M. W. in [illegible]. Fr. Emilie Schmelz in Grove. „[illegible] und Gebundene" in Jena. G. Grunberg in [illegible]. [illegible] in Hamburg. Georg Gärtner in [illegible]. Basile Tagner in Bukarest. Jakob Halbreich in [illegible]. Marie Ländner in [illegible].

Gesundheitspflege.

[illegible]

Fräulein C. M. in Frankfurt a. M. [illegible]

Dang in E. Das hiesige „Heilmittel" ist schon von mehreren Seiten polizeilich [illegible] worden. Die von Staatswegen erfolgte chemische Untersuchung hat ergeben, daß das Ganze ein grober Schwindel und eine maßlose Uebervortheilung der urtheilslosen Menge sei, indem sich die angepriesenen Wirkungen nicht [illegible] und der Preis für das Mittel 1 beziehungsweise 4 ℳ betrage, während der wirkliche Werth bei der amtlichen Untersuchung auf 15 beziehungsweise 20 ₰ festgestellt worden sei.

v. F. 12. Ueber dieses Mittel haben wir keine Erfahrung. Einreiben mit Kaltwasser wird wohl die gleichen Dienste thun. Ein sicher wirkendes Mittel gegen Sommersprossen gibt es nicht, siehe übrigens Seite 835 des vorigen Jahrgangs.

Neue Abonnentin, M. W. in Jacobichin. In jeder größeren Stadt finden Sie tüchtige Specialärzte für Ohrenkranke. Wir vermeiden es lieber die Namen von Aerzten anzuführen. Dr. Sch.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" SW., Charlottenstr. 11;
Wien: Filiale von „Ueber Land und Meer" (Annagasse 5);
Budapest: Moriz Acht [illegible];
München: Fritz Schwark, Redakteur der „Kunst für Alle" (Karlstraße 33).

Inhalts-Uebersicht.

Text: [illegible] — [illegible] der [illegible] Gesellschaft, von [illegible]; 2. Das [illegible] [illegible]

Illustrationen: [illegible] Gemälde von Anthonie Palamedesz. Stevens im königlichen Museum im Haag. — [illegible] Kasseler. Bildnis des Malers Max [illegible] — [illegible] Originalzeichnungen von [illegible]. — Bildnis des [illegible]

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist erschienen:

Der Ulan.

Roman von

Johannes van Dewall.

Dritte Auflage.

Mit 141 Illustrationen von G. Brandt.

Preis kartonirt M. 4. —; fein in Leinwand gebunden M. 5. —

Dieser von echt deutschem Nationalgefühl beseelte Dewall'sche Roman behandelt ein Stück Zeitgeschichte: Die Deutschen in Paris. — Nachdem zwei Auflagen davon erschienen und verkauft sind, haben wir uns zur Herausgabe dieser dritten, illustrirten Auflage entschlossen. Die Schöpfung des allbeliebten Erzählers in diesem neuen Gewande mit den reizenden Illustrationen G. Brandts wird gewiß noch mehr als bisher Anklang finden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse, Annoncen-Expedition [illegible]

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 60 ₰ Reichswährung.

Das Beste Mittel zu lohnendem Erwerb im Hause ist eine Strickmaschine „Victoria" für Hausindustrie (darauf strickt man Socken, Strümpfe, Unterröcke, Herrenwesten, Tricot-Anzüge etc.) [illegible] Laue & Timaeus in Löbtau-Dresden.

Gegen monatliche Ratenzahlung von 3 Mark [illegible]



mit über 3000 Abbildungen im Text, [illegible] Karten und Plänen. 14 Bände, elegant gebunden, à 10 Mark. [illegible]

C. Holms Militärbuchhandlg., [illegible]

Ohne Vorherzahlung
Buchführung etc.
F. Simon, [illegible]

Königliches Konservatorium der Musik zu Leipzig.

[illegible] Mittwoch, den 24. April, [illegible] Harmonie- und Kompositionslehre, Pianoforte, Orgel, Violine, Viola, Violoncell, [illegible] Ensemble-, Quartett-, Orchester- und Partitur-Spiel [illegible] Dr. C. Reinecke, Th. Coccius, [illegible] B. Papperitz, Organist zur Kirche St. [illegible] R. Zwintscher, [illegible] F. Hermann, [illegible] S. Jadassohn, L. Grill, F. Rebling, J. Weidenbach, C. Piutti, Organist zur Kirche St. Thomas, H. Klengel, A. Schröder, E. Rolland, O. Schwabe, W. Barge, Professor Dr. O. Paul, Dr. F. Werder, [illegible] A. Reckendorf, J. Klengel, Kammervirtuos A. Schröder, [illegible] W. Rehberg, C. Wendling, T. Gentzsch, F. Homeyer, Organist H. Klemm, kgl. Musikdirektor Professor Dr. W. Rust, Kantor an der Thomasschule, A. Brodsky, F. Quasdorf, F. Schwerker, H. Sitt, W. Rehberg, G. Hinke, J. Gumpert, F. Weinschenk, B. Müller, A. Brodsky, [illegible] A. Ruthardt, L. Schreck, C. Beving, F. Freitag, [illegible] am 8. December 1887 stattgefunden. [illegible] Gewandhaus-Konzerte [illegible] Kammermusik-Aufführungen [illegible] General-Proben der in jedem Winter stattfindenden 22 Gewandhaus-Konzerte [illegible]

[illegible] Uebungs-Bühne [illegible] 120 Mark [illegible]

Ausserdem sind bei der Aufnahme 10 Mark Einschreibegebühr zu zahlen. [illegible]

Leipzig, Februar 18[illegible].

Das Direktorium des Königlichen Konservatoriums der Musik.
Dr. Otto Günther.

[illegible] C. Kesseler, Patent- u. Techn. Bureau, Berlin SW., Anhaltstrasse 8. Ausführliche Prospecte gratis. [illegible] Patent [illegible]

Kautschukstempel
Maurer & Thieme
Berlin S., [illegible]strasse 10. [illegible]

Das Vogtl. Versandt-Haus
Vincenz Keller, Plauen i. V. [illegible] Gardinen, Stickereien, Spitzen, Stoffe, [illegible]

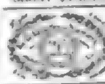
Smyrna-Teppich-Fabrik
[illegible]
EPSTEIN & CO., SPROTTAU.
[illegible]

Chem. Tinten [illegible]

Das grüne Haus.
Geheimnisvolle Bilder-Produktion der Spiritisten.
Vollständige Erklärung
gegen Einsend. v. [illegible] Mark, franco.
J. Meyer, Hamburg, [illegible]



Dresdner Velocipedfabrik Schladitz & Bernhardt, empfiehlt ihre vorzügl. Dreiräder, Zweiräder und Kindervelocipedes. Germania. [illegible]



Oelsner [illegible] [illegible]

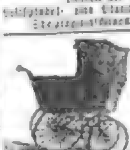
Erste Deutsche
Möbeltransport-Gesellschaft.



In nahezu 300 Städten durch die leistungsfähigsten Firmen vertreten. Zweckdienlicher gegenseitiger Wagenaustausch. Vortheilhafteste Hin- oder Rückladungen. Bewährte Arbeitskräfte. Vorzügl. Transportmittel.

Pelschke & Glöckner,
Chemnitz, Sachsen.
Werkzeugmaschinenfabrik.
[illegible]

Herren-Tricot-Jaquets, [illegible] Aug. Juncker, Leipzig, [illegible] 76.



Kinderwagenfabrik
Max Brinner,
Berlin SW.
[illegible]

Enthaarung.
Mundelius'sches Depilatorium. [illegible] Apoth. Mundelius, Berlin, [illegible]

Specialität
feinste geräucherte
Bratwurst
(Mettwurst).
[illegible]
C. Hagarten, Barmen.
[illegible]

Stehende geschweißte Quersiederkessel
von 1—60 Pferdekräfte, allein und in Verbindung mit Eincylindrigen und Compound-Dampfmaschinen.



Menck & Hambrock, Ottensen bei Hamburg.



Kaiser-Blume
feinster Sect
[illegible]
Gebrüder Hoehl
in
Geisenheim.
Schaumwein-Kellerei.
Zu beziehen durch die Weinhandlungen.

Motto: Ein Deutscher, welcher ausländisches Fabrikat kauft, sofern er deutsches ebenso gut und billig erhalten kann, handelt unpatriotisch.

Unsere Nähmaschinen haben sich durch ihre Solidität, Eleganz und Sauberkeit der Ausführung Weltruf erworben;



Unsere Fahrräder

NÄHMASCHINEN- UND FAHRRÄDER-FABRIK.

sind nach gleichen Principien gearbeitet und stehen in vieler Hinsicht über den renommirtesten Fabrikaten. — Hunderte von Zeugnissen und 61 erste und zweite in letzter Saison erzielte Preise, darunter die

Meisterschaft für Deutschland

beweisen dieses glänzend.

Preiscourante gegen Einsendung von 10 Pf. für Porto stehen zu Diensten.

Wo wir nicht vertreten sind, wolle man sich direkt an uns wenden.

Jährliche Produktion: 70,000 Nähmaschinen. | Jährliche Produktion: 5,000 Fahrräder.

der andern Seite der sie verbergenden Blumenstöcke Platz nehmen.

Scheu drückt sich Käthe in ihre Ecke. Wozu soll sie sich dem Gefrage aussetzen, was sie hier draußen gemacht habe?

Die ersten Worte, welche das Paar vor ihr wechselt, zwingen sie, sitzen zu bleiben, um nicht in den Verdacht einer Lauscherin zu kommen.

Vielleicht spannt das, was sie vernimmt, auch ihre weibliche Neugier.

„Können Sie sich noch erinnern, Graf Bodo, wie wir vor etwa sechs Jahren auch hier standen? Es war bei Gelegenheit der silbernen Hochzeit meiner späteren Schwiegereltern. Es ist vieles anders geworden in uns beiden."

„Ja, Frau von Lehndorf, es ist vieles anders geworden," wiederholt der Angeredete die letzten Worte. „In uns und um uns, sei es schlechter oder besser."

„Damals sagten Sie zu mir, ich gliche einer Knospe im Frühling. — Sie fürchteten sich fast vor dem berauschenden Dufte, welcher der entfalteten Blume im Sommer entsteigen würde."

Sie legt ihre Rechte wie absichtslos auf seinen Arm. Der Mond scheint hell auf ihre schöne Gestalt, die dämmerig matten Strahlen zittern in dem lichten blonden Gelock des in der Fülle seiner Schönheit prangenden Weibes. Ihr Busen wallt unruhig, dicht vor Bodos Augen, als hebe ihn Sehnsucht schwellend ihm entgegen.

Fühlt er den berauschenden Duft, der von der erblühten Knospe ausgeht?

Er streicht sich langsam mit der Hand über die Augen, während er aufsteht und sich an das Geländer lehnt.

„Wir waren beide noch fast Kinder, gnädige Frau," sagt er ruhig, „in einem Alter, wo man den momentanen Gedanken oder, wenn Sie wollen, Wunsch noch rasch in Worten äußert, die oftmals überschwenglicher klingen, als sie wirken sollten."

Wie ein Schatten der Enttäuschung fliegt es über Frau von Lehndorfs ebenmäßiges Antlitz.

„Sie haben recht, wir waren Kinder und haben beide Schweres erlebt seitdem. Sie wurden infolge eines unglücklichen Zufalls ein weltscheuer Mann, und ich — nun ja, ich nahm, weil Sie selbst mir verloren, ihn zum Gemahl. Trübe Jahre waren es an seiner Seite. Ich habe mehr gelitten als Sie!"

„Wohl möglich!" antwortet Bodo. Es klingt wie finsteres Grollen aus seiner Stimme. „Nur mit dem Unterschied, daß ich — schuldlos eine Schuld trug und Sie — aus freiem Willen eine Last sich aufbürdeten."

„Bodo sei nicht bitter! Du hast mich einst geliebt, ich weiß es. Jetzt bin ich frei, — fürchte Dich nicht vor der Sommerblüte. Ja, sie will berauschen, aber für Dich soll es ein süßer Rausch sein!"

Leidenschaftlich springt sie auf, wirft sich an seine Brust und drückt ihre fiebernden Lippen auf seinen geschlossenen Mund.

„Denke, was Du willst von mir, ich kann nicht anders — ich sehe Dich leiden — Du sprichst nie ein teilnehmendes Wort zu mir, und doch hast Du mich einst geliebt, gestehe es nur, — Nein, laß mich, ich will Dir mit meiner Liebe das Lächeln auf die Lippen zaubern."

Schluchzend sinkt ihr Haupt auf seine Schulter.

Graf Bodo atmet schwer.

Es ist ihm fast unmöglich, sich dem sinnberückenden Zauber zu entziehen, den die unmittelbare Berührung dieses liebeheischenden Weibes auf ihn ausübt. Ruhig, aber fest macht er sich von ihr los und drückt sie, ihre Hände festhaltend, auf den vorherigen Sitz zurück.

„Frau von Lehndorf," beginnt er und zwingt sich gewaltsam zu einer kalten, überlegenen Sprache, „es ist wahr, damals, als mir noch Frohsinn und sprudelnde Lebenslust zu eigen waren, da habe ich für Sie geschwärmt. Ob es die wahre, feste Liebe war? Ich wage es kaum jetzt zu behaupten. Und nachher, als kalte, kleine Kinderhände mir jeden frohen Gedanken, der emporrauschen wollte, immer wieder bannten, ehe er mir zum Bewußtsein kam, da haben Sie Lehndorf gewählt. Hätten Sie es aus Liebe oder Mitleid gethan, ich glaube, ich könnte jetzt vor Ihnen stehen und das Wagnis begehen, Sie an mein freudloses Dasein zu fesseln. Aber," er hält erschöpft inne, als erwarte er eine Antwort, denn fährt er fort, er muß es sagen, es ist vielleicht hart, aber es wird helfen, „ich bin in den Augen der Welt vielleicht ein Idealist, ein vernunftloser Schwärmer; ich kann kein Weib lieben, welches es einmal vermochte, seine Reize zu verkaufen. Verzeihen Sie die Worte. Diese Art der Ehebündnisse verdient keinen andern Ausdruck. Höchst praktisch! Der reiche Mann kauft sich mit seinem Gelde ein blühendes, schönes Weib und das reiche Mädchen vermöge ihrer Mitgift einen hübschen, vornehmen Mann. Die Welt nennt es natürlich, und ich dummer Mann nenne es — Kuppelei!"

Er ist bitterer geworden, als er gewollt hat, seine Brauen berühren sich fast über der Nasenwurzel.

Sie ist aufgesprungen. Wut und Haß der beleidigten, verwöhnten Frau verzerren ihr Gesicht.

„Das sagen Sie einer Dame, Herr Graf? Fürwahr, ein Ritter ohne Furcht und Tadel!"

Höhnisch lacht sie auf und zerreißt das feine Batisttuch in unzählige Fetzen.

„Die Wahrheit ist immer bitter, nur wenige können sie vertragen, aber das sind die Edelsten, gnädige Frau. — Scheiden Sie nicht im Groll von mir. Wäre es Ihnen lieber gewesen, wenn ich nicht als ehrlicher Mann zu Ihnen gesprochen hätte? Ich glaube nicht. Ich verschmähe Ihre Liebe nicht, es ist mir leid sogar, daß ich dieselbe nicht erwidern kann. Die Worte waren vielleicht hart, aber aus einem Herzen, das sechs Jahre im Eise der Selbstanklage gelegen, kommen keine gefälligen Redensarten. Also noch einmal — Verzeihung!"

„Es ist gut, Graf Bodo, ich werde diese Stunde vergessen, aber vergessen Sie eines nie: es gibt kein Mädchen, welches so lauter denkt, wie Sie wünschen, selbst eine Käthe Roland nicht."

Sie zischt ihm den Namen förmlich entgegen und will an ihm vorbei den Balkon verlassen.

„Halt!" flüstert Bodo Welcken und umspannt mit eisernem Druck ihr Handgelenk.

„Lassen Sie mich!"

Frau von Lehndorf fürchtet sich vor seinen düsteren Augen.

„Was veranlaßt Sie zu jenen Worten?"

„Nun, ich wollte das nur beiläufig bemerken."

Es zuckt wie Hohn um ihre Lippen. Sitzt der Hieb doch vielleicht?

Er starrt eine Weile an ihr vorbei ins Leere, gerade hinein in das Blätterwerk der Oleander vor ihm. Dann löst sich seine Finger langsam.

„Ich danke Ihnen für die freundliche Warnung, es liegt die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß Sie recht haben."

Er verbeugt sich stumm.

Sie rauscht hinein in die lichtdurchfluteten Räume.

Einen Moment noch verweilt Bodo auf dem einsamen Fleck.

Er murmelt langsam:

„Laß mich in Ruhe, ich will wenigstens Frieden haben. Der Teufel spielt mit dem Zufall, und die Weiber sind seine Engel."

Dann geht auch er.

Es rauscht leise hinter den Oleanderbüschen. Eine Gestalt in hellem Kleide richtet sich mühsam auf.

Was Wunder! Käthe hat während der verflossenen zehn Minuten nicht gewagt, sich zu rühren, kaum zu atmen. Sie fröstelt. Die Herbstnacht ist kühl, oder kommt das Gefühl der Kälte bei dem jungen Mädchen aus dem Herzen heraus? Sie hat alles gehört, selbst Bodos leise gemurmelten Worte. Es ist ihr klar geworden, weshalb sie vorhin so verwundert war, daß ihr Vetter Fritz von ihr mehr als verwandtschaftliche Liebe forderte. Die Erkenntnis ist ihr gekommen in dem Moment, wo sie die fremde Frau den Grafen Welcken küssen sah. Mit schwer errungener Ruhe tritt das junge Mädchen wieder in den hellen Tanzsaal.

Man hat sie kaum vermißt.

Das Tanzen beginnt gerade wieder. Am andern Ende des Raumes trifft sie auf Bodo, der sich mit dem alten Oberst unterhält. Sein Blick schweift zu ihr hinüber. Sofort bricht er das Gespräch ab mit einer kurzen Entschuldigung und nähert sich seiner Cousine.

„Was hast Du, Kind?" sagt er leise. „Du siehst bloß aus, anders wie sonst. Dir ist der Tag viel zu angreifend."

Sie kann ihn nicht ansehen, es liegt wie ein Alp auf ihr.

„Ich fühle mich ganz wohl," antwortet sie und legt ihre Hand auf den Arm eines jungen Herrn, der sie zum Tanzen engagirt.

Er sieht ihr noch einige Augenblicke nach. Wie graziös sie sich im Walzertakt bewegt, und wie lieblich ihr Kindergesicht über die Schulter ihres Tänzers blickt.

Und sie sieht doch nicht aus wie sonst. Unmutig über diese Beobachtung, für welche er keine Ursache finden kann, wendet er sich ab und geht zu dem alten Herrn von Plankwitz zurück, um mit ihm das unterbrochene Gespräch fortzusetzen.

„Sehen Sie," empfängt ihn dieser und deutet mit dem Daumen nach dem Platze, wo die Paare sich drehen, „wie reizend ihre Cousine aussieht. Ein Prachtmädel! Ihr Bruder hat das auch bemerkt, er hat den ganzen Tag mit ihr zusammengesteckt. Das wäre eine Schwägerin! — Was, sie ist ja noch ein Kind? — Na, na, noch ein Jahr, und sie ist eine große Dame. Kenne das! Vielleicht auch eine Frau für Sie, Herr Graf, die würde Ihnen die Hypochondergalle schon weglachen. Ein gutes, liebes Ding! Ich bin so vernarrt in sie auf meine alten Tage, daß ich mit ihr die nächste Française tanzen muß. Hol's der Geier, meine morschen Knochen werden's wohl noch einmal hergeben. Ob sie wohl französisch spricht?"

„Wieso?" fragt Bodo verwundert.

„Ja, wissen Sie, ich treibe nämlich seit einem Jahre diese verdammt schwere Sprache und möchte nun versuchen, ob ich wohl einige französische Brocken verständlich herausbringe. Es wird mir zwar verflucht sauer, denn ich falle immer über meine eigene Zunge."

„Aber wozu lernen Sie noch französisch?"

„Das will ich Ihnen sagen: Mein Jüngster, der dritte, ist jetzt Fähnrich geworden. Nun gibt es doch bald wieder einen Krieg, da wir uns unmöglich die Großmauligkeit der Windbeutel von Franzosen noch lange gefallen lassen können. — Wie soll ich meine Jungens, wenn sie verwundet werden, aus Frankreich zurückholen, ohne daß mich ein Mensch dort versteht?"

Der Graf muß lächeln über den komischen Alten.

„Ja," fährt derselbe fort, „hier zu Lande kann ja kein Mensch ordentlich französisch, nicht einmal meine Tochter, und meine Söhne verstehen von fremden Sprachen gerade so viel wie eine Schnecke vom Saltomortale. Ich kann nun die ganze Grammatik fast auswendig, natürlich erst den kleinen Plötz und möchte gerne einmal die Probe aufs Exempel machen. — Donnerwetter, jetzt geht die Française los, will doch 'mal sehen, ob sie mir einen Korb gibt!"

Eilig bewegt sich der alte, rüstige Herr durch die Umstehenden, um zu Käthe zu gelangen.

Bodo schüttelt den Kopf.

„Wenn er nicht ein solch kreuzbraver Mann wäre, könnte ich ihn für ein bißchen närrisch halten, obgleich er das Herz auf dem rechten Fleck hat. — Wo mag nur Fritz stecken?"

Suchend begibt er sich in ein Nebenzimmer.

IV.

Sie sind alle wieder abends in Rheinfelden eingetroffen.

Käthe hat im Wagen oft gefröstelt, so daß Tante Emilie besorgt ist, ihre Nichte könne sich erkältet haben.

Zu Hause angekommen, schwankt das junge Mädchen, ob sie ihrer Mutter die Erlebnisse des heutigen Tages beichten soll, besonders die Unterredung mit Fritz. „Doch wozu?" denkt sie. „Mama sagt doch nur wieder, ich sei ein dummes, albernes Ding und hätte den hübschen Vetter, der doch immerhin eine annehmbare Partie wäre, nicht abweisen sollen." Sie bleibt also schweigsam, obgleich Frau Roland wiederholt fragt, ob ihr etwas Unangenehmes begegnet sei, sie sei so wortkarg und sehe angegriffen aus.

„Wann muß Viktor wieder in die Schule, Mama?" unterbricht Käthe endlich die besorgten Mutmaßungen ihrer Mutter.

„Leider muß ich mit ihm schon in acht Tagen wieder nach N.... zurück, doch hat mich Tante

by Google

Emilie gebeten, Dich noch einige Zeit hier zu lassen, so lange, wie Du es in der ländlichen Einsamkeit bei ihr aushalten könntest. Ich habe natürlich zugestimmt, besonders da sie Dein längeres Bleiben wirklich von Herzen wünscht."

„Laß mich mit euch beiden wieder nach Hause fahren," sagt Käthe weinerlich.

„Weshalb denn, Kind? Du bist in Rheinfelden gut aufgehoben, und es gefällt Dir doch hier, wie Du selbst gestern sagtest."

„Nein, bitte, liebe Mama, nimm mich mit. Ich mag hier nicht mehr sein; wirklich, ich bin viel vergnügter, wenn ich bei euch sein kann!"

Schluchzend schlingt sie beide Arme um ihrer Mutter Hals.

„Nun verstehe einer solch ein Mädchen! Na, wenn Du durchaus willst, ich kann Dich nicht hindern. Aber schlafe erst einmal zwölf Stunden darüber, nachher können wir ja sehen."

Kopfschüttelnd verläßt sie das Zimmer Käthes. Von unten herauf tönen die Stimmen zweier sich unterhaltenden Männer. Es sind gewiß Bodo und Fritz. Jetzt spricht der erstere. Wie tief seine Stimme erscheint gegenüber dem hellen, klangvollen Organ seines Bruders.

Mit welch anderen Gedanken Käthe ihr Lager aufsucht, als an den ersten Tagen ihres Aufenthalts bei den Verwandten! Würde sie noch mit gutem Gewissen die Illusionen ihrer Mutter zerstören können? O ja, aber sie würde nur sagen können, daß Bodo niemals sich um sie bewerben würde. Davon ist sie nach dem, was sie heut vernommen, fest überzeugt. Es ist ihr mit voller Klarheit zum Bewußtsein gekommen, daß sie den düsteren Vetter liebt, nicht als den Majoratsherrn von Rheinfelden, sondern als den unnahbaren, durch ein Mißgeschick verbitterten Mann mit dem großen, edlen Herzen. Wie schön, dem Manne zu dienen, ihm die Wolken von der Stirn zu streicheln und sein geistig vereinsamtes Leben zu verschönen! Sie schließt müde die Lider und träumt sich hinein in die Luftschlösser und Phantasiegebilde, wie sie nur ein Mädchen haben kann, das zum erstenmal die Liebe in das unentweihte Herz einziehen fühlt.

„Laß uns noch eine Cigarre zusammen rauchen, Fritz, wenn Du nicht zu müde bist; ich meine, jetzt kann man doch noch nicht schlafen."

„Ganz einverstanden," antwortet der Gefragte, „mir ist der Kopf etwas wüst vom Trubel des heutigen Tages."

Anmutig wirft sich Fritz in einen Sessel und zündet eine der ihm von seinem Bruder angebotenen Cigarren an.

Eine Weile herrscht Schweigen.

Jeder möchte dem andern etwas sagen und weiß nicht, wie er das Gespräch beginnen soll. Endlich bleibt Bodo, der langsam im Zimmer auf und ab geschritten ist, vor seinem Bruder stehen.

„Fritz!"

„Ja!" fährt derselbe aus seinem Nachdenken auf.

„Wie kamst Du dazu, heute abend so hoch zu poliriren? Ich habe Dich einige Zeit am Spieltisch beobachtet; es ist sonst nicht Deine Gewohnheit."

„Weiß selbst nicht!" Nervös dreht Fritz seinen dunkelblonden Schnurrbart. „Ich fand es amüsant und ärgerte mich nebenbei, daß Plankwitz ein solch unerhörtes Glück hatte. Es ist die alte Geschichte. Ich lief meinem Gelde nach. Uebrigens habe ich Käthe heut meine Hand angetragen."

Er sieht nicht, wie das von ihm abgewendete Antlitz seines Bruders sich mit dunkler Röte überzieht und wie er sich gewaltsam zusammennimmt, um nicht durch einen Ausruf seine Bewegung zu verraten, während er sich zum Kamin beugt und einige Scheite Holz auf das fast erloschene Feuer wirft. Als er sich aufrichtet und seinem Bruder den Blick zuwendet, ist sein Gesicht ruhig wie immer.

„Nun — und?" sagt er kalt.

„Und sie hat meinen Antrag zurückgewiesen, ganz ohne Bedingungen, ohne Bedenkzeit. Ich war etwas erbitzt von Tanz und Champagner, sonst wäre ich heute noch nicht mit dem Gedanken herausgerückt, obgleich es vielleicht besser so ist. Es ist wenigstens Klarheit zwischen uns beiden."

„Das thut mir leid; ich glaube, sie wäre eine passende Frau für Dich gewesen, Fritz. Ihr scheint so gut im Temperament zu harmoniren. Außerdem würde Mama sich sehr darüber gefreut haben, sie hält große Stücke auf Käthe. Nun, Du wirst Dich hoffentlich nicht lange unglücklich fühlen. Du hast immer leicht geschwärmt für ein hübsches Mädchen."

„Du sprichst seltsam kalt, lieber Bruder, aber es geht mir, weiß Gott, nahe. Sie ist ein so fideles, liebes Mädchen, unverfälscht und unverdorben, ich habe sie wirklich sehr gern. Hätte ich Schafskopf nur etwas länger gewartet, vielleicht bis zum nächsten Jahre; ich glaube, Käthe sagte nur aus Ueberraschung Nein. Aber sie wurde so sehr von allen bewundert, und dann wurde ich ganz schwermütig in dem Gedanken, morgen früh wieder in die Garnison zurück zu müssen. Darum dachte ich: Frisch gewagt ist halb gewonnen. Nur die Flinte nicht gleich ins Korn werfen!"

Bodo wendet sich wieder ab. Ihm steigt plötzlich ein gräßlicher Argwohn auf. Sollte Käthe, von ihrer Mutter vorher gewarnt, Fritzens Werbung nur abgewiesen haben, um ihre Hand für den älteren Bruder frei zu halten?

„Es ist furchtbar heiß hier, nicht wahr?"

Er öffnet hastig die Fenster und blickt eine Weile finster in die ruhige Herbstnacht hinaus. Von fern schallt majestätisch das Orgeln eines zum Brunsttampf lockenden Hirsches zu ihm herüber.

„Ich will versuchen, was sich thun läßt für Dich, Fritz," fährt er fort, ohne sich umzuwenden. „Unsere Tante ist eine vernünftige Frau und hat, glaube ich, einigen Einfluß auf Käthe; sie redet ihr vielleicht zu. Es sollte mir eine Freude sein, wenn Käthe — oder vielmehr, wenn Du Deine Neigung doch noch erwidert sehen könntest." Langsam, zögernd kommen die letzten Worte von seinen Lippen. „Um nun auf etwas anderes zu kommen und die Frauen zu vergessen, die in ihrer Liebe wie in ihrem Hasse hin und her schwanken gleich Ebbe und Flut, — wie steht es denn? Du hast heute tüchtig verloren?"

Fritz kaut verlegen an den Fingernägeln. Das Verhältnis der Brüder zu einander ist fast dasjenige von Vater und Sohn.

„Ja, dreitausend Mark."

„Es ist etwas viel, aber hier sind sie und Deine Apanage für das nächste Vierteljahr. Versuche doch einmal, ob Du mit Deinem reichlichen Zuschuß etwas besser auskommst. Du bist bis jetzt stets über Deine Verhältnisse hinausgegangen, oder — nein, Fritz, nimm an, ich hätte das nicht gesagt. Brauche, so viel Du willst und so viel Du nötig hast, um Deine Jugend voll zu genießen. Ich will es, hörst Du, lieber Bruder? Du und Deine Nachkommen sind doch die Erben von Rheinfelden, da ich mich nie verheiraten werde und möglicherweise Dir die Herrschaft schon vorher abtreten will. Also handle ganz als Besitzer unseres Stammgutes!"

Fritz hat erst über die wechselnde Rede seines Bruders gelächelt, jetzt rührt ihn die tiefe Resignation, welche aus Bodos Worten hervorgeht.

„Das wirst Du nicht thun!" ruft er und greift aufspringend nach seines Bruders Hand. „Sei nicht so trübselig, Bodo. Es thut mir wehe. Laß mir mein sorgenloses Dasein und gib Du den Gedanken an eine frohe Zukunft nicht auf, ich bitte Dich darum. Du mußt Käthe heiraten, verstanden? Keinem andern würde ich sie gönnen als Dir, der Du sie mit ihrem frohen und guten Herzen verdienst und nötig hast. Thue es, Bruder, und sei kein grillenfangender Hypochonder."

„Sonderbar, Du, ihr abgewiesener Liebhaber, wirbst für sie bei Deinem eigenen Bruder," sagt Bodo mit leisem Spott, und doch zittert seine Stimme vor Rührung, als er fortfährt: „Laß das, Fritz, Deine Großmut führt Dich zu weit, ich passe außerdem nicht zum Heiraten, jetzt nicht mehr. Uebrigens sind mir Deine Worte ein gewisser Trost. Ein Mädchen, welches man sich nur einen Augenblick ohne Mißgunst als Gattin eines andern, und sei es der eigene Bruder, denken kann, liebt man selbst nicht so, daß ihr Nichtbesitz wirklich unglücklich machen könnte. So wirst Du wenigstens nicht als abgehärmter, unglücklich Liebender in Deine Garnison zurückkehren, und das ist mir eine Beruhigung."

Fast schelmhaft klingen die letzten Worte, wenn der Sprecher nur nicht so geisterhaft bleich dabei aussähe.

Fritz lächelt.

„Nun gut, die Zukunft mag entscheiden. Einstweilen gute Nacht, lieber Bodo."

Mit einer Thräne im Auge schüttelt er seinem Bruder kräftig die Hand und geht hinaus.

Der Zurückgebliebene schaut noch lange nachdenklich auf die Thür, wo soeben die schlanke Gestalt seines Bruders verschwand. Dann wirft er sich erschöpft auf einen Stuhl und bedeckt das Gesicht mit den Händen, als wolle er die Gedanken, die in ihm toben, mit Gewalt bannen.

„Herrgott, was bin ich geworden! Ich lüge und sage doch die Wahrheit. Ja, ich liebe Dich, Käthe, ich liebe Dich, wie nie ein Mann Dich wieder lieben wird, und doch kann ich Dir nicht vertrauen? Wer hat mir diesen Teufel des Mißtrauens ins Herz gesetzt? Sie kann mich nicht lieben, dazu sind unsere Naturen zu verschieden, und wenn sie jemals das Gegenteil behaupten wollte, so lügt sie. Ja, sie lügt! — aus Leichtsinn, aus Mitleid und vielleicht aus Gewohnheit, von ihrer Mutter erzogen! Nie soll ein Wort, ein Blick ihr verraten, was ich für sie fühle! Sie muß Fritz lieben, sie soll es, ich will's!" Erschöpft hält er inne in seinem leidenschaftlichen Gedankengang. „Und doch, wenn ich ihr unrecht thäte! Es wäre zum Verzweifeln! Gibt es keinen Zufall, der mir die Lauterkeit ihres Denkens verraten könnte, ohne daß ich noch zweifeln müßte? Ich will den Zufall nicht selbst spielen. Ich wollte, sie ginge mit ihrer Mutter fort, damit das Komödienspiel doch einmal ein Ende fände."

Tictack, tictack, geht die große Wanduhr zwischen den Fenstern ihren ruhigen, gleichmäßigen Gang.

Bodo thut der Kopf weh, und er beginnt unwillkürlich dieses ewige, unermüdliche Schwingen des Pendels mit der großen Messingscheibe, worauf das gräflich Welckersche Wappen eingravirt ist, zu zählen. Er zählt immer weiter, schließlich einhundert, dann vierhundertundeins — dreihunderthunderdrei — zweihundertundzwei — zehn — fünf — sieben — neun — zwei — eins. Im Halbschlafe lächelt er über die sonderbare Reihenfolge von Zahlen, dann zählt er nicht mehr, sondern schläft fest, ermattet von körperlicher und geistiger Anstrengung, in dem mächtigen lederüberzogenen Sorgenstuhl.

Der Mond steht noch immer hell am Himmel, ruhig ziehen silberne Wölkchen an seiner Scheibe vorüber, ohne doch dieselbe verdunkeln zu können. Es ist nur ein schwacher, neidischer Versuch der leichten Gebilde, den Mond zu verhindern, unverwandt seine Strahlen durch zwei hohe Bogenfenster des alten Rheinfelder Schlosses tanzen zu lassen bis hinein zu dem schneeweißen Himmelbett an der gegenüberliegenden Wand. Das helle Licht fällt zuerst auf das Fußende des Lagers und spielt anmutig um die vollen Backen zweier vergoldeten Amorettenköpfe, welche die Ecksäulen des altmodischen Möbels zieren. Doch der alte Mond will mehr sehen als diese langweiligen, immer lächelnden Holzschnitzereien; er rückt pfiffig schmunzelnd weiter und weiter, bis seine weichen Strahlen im Heiligenschein um das dunkellockige Mädchenhaupt zusammenfließen, welches dort auf dem weißen Linnen im Schlummer ruht. Der unberufene Eindringling ist noch immer nicht zufrieden, obgleich er sich über die rosigen Wangen freut, die selbst sein fahles Licht nicht zu bleichen vermag. Unruhig bewegt sie sich, die Lider mit den langen sammetnen Wimpern zucken. Mit leisem Seufzer kreuzt sie die weißen Arme unter dem Haupt, magnetisch angezogen wendet sie das Antlitz voll dem hellen Lichtschein entgegen, die großen braunen Augen öffnend. Und durch diese hellen, klaren Augen sehen die Strahlen Lunas hinein in ein gutes, reines Mädchenherz und wecken dort seltsame Gebilde der Phantasie.

Sie träumt, auf dem Sims des großen Fensters im weiten Flur des Hauses läge das Herz eines freudelosen kranken Mannes. Dieses Herz zucke und ängstige sich in dem hellen Lichte, welches darauf spiele, und warte darauf, daß eine Freihand es nähme und heimtrüge an einen ruhigen, ungestörten Ort, damit es dort sich einmal ausruhe und wieder gesunde zu starkem, vollendem Schlage. Zwei dicke Thränen flimmern in den Augen des Mädchens, aber sie mag dieselben nicht schließen, sie muß ja das Herz suchen und befreien von der Qual. Ohne den Blick zu wenden, hebt sich langsam, fast geisterhaft ihre Gestalt im herabwallenden Gewand vom

Lager empor. Kaum scheinen die nackten kleinen Füße den Boden zu berühren, als sie leise der Thür zugleitet und durch dieselbe verschwindet. Nero, der braune Hühnerhund in seines Herrn Zimmer, hebt lauschend den Kopf vom weichen Teppich und knurrt leise.

Bodo fährt auf aus seinem Halbschlummer. Horch, tönt nicht über ihm ein leichter Schritt und das Oeffnen und Schließen einer Thür? Dann kommt derselbe Schritt langsam, bedächtig die Treppe herunter. Verstohlen knarrt das alte Eichenholz der Stufen. Ist ein Dieb im Hause, trotzdem Nero jetzt, ohne zu knurren, die feine Rute bewegt?

Vorsichtig öffnet Bodo die Thür und lugt in die mit dunklem Holzgetäfel geschmückte Halle des Erdgeschoßes hinaus. Da kommt die weiße Gestalt ihm



Kriegserklärung. Gemälde von Louis Alvarez.

entgegengeschwebt, die Augen unverwandt nach dem Spitzbogenfenster gerichtet, durch welches das Mondlicht taghell hereinflutet. Aus den spitzenbesetzten Aermeln des Gewandes sind die Arme wie suchend vorgestreckt. Das bläuliche Licht läßt die feinen Hände fast durchsichtig erscheinen.

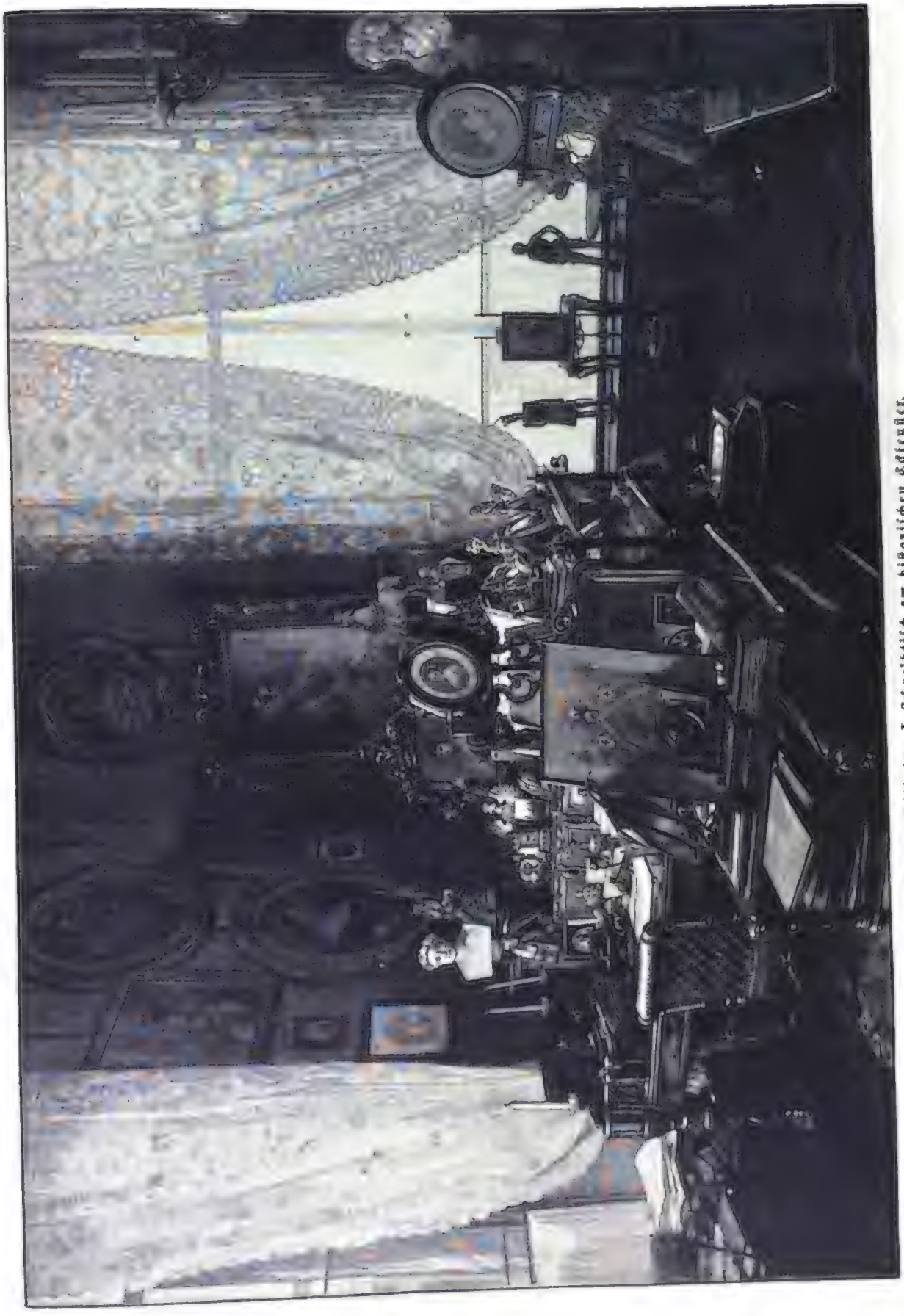
Einen Moment läuft dem Lauscher ein unheimlicher Schauer durch den Körper.

Ist das die Ahnfrau von Rheinfelden? Doch nur einen Augenblick erfaßt ihn dieses Gefühl des Aberglaubens, dann erkennt er Käthe.

„Sie nachtwandelt!“ zuckt es ihm durch das Gehirn.

Ohne ihn zu beachten, schwebt sie vorüber bis zum Fenster. Tastend fahren ihre Finger auf dem breiten, leeren Sims umher. Sie schüttelt wortlos das Haupt, dann bewegen sich ihre Lippen, und er hört, wie sie abgebrochen und mit klagender Stimme sagt: „Wo hast Du Dein Herz, Bodo? Hier soll es

Digitized by Google



Kaiser Wilhelms I. Schreibtisch am historischen Eckfenster.

Nach einer Photographie von Hermann Rückwardt in Berlin.

liegen; ich habe es zucken sehen, und es that mir so weh! Warum versteckt es sich? Ich wollte es ja nehmen, um es an meines Herzens Stelle zu legen und das meine hieher thun, damit es für ihn sich quäle. O, jetzt sehe ich es wieder, dort am Teichrand liegt es!"

Sie hebt die Arme, um das Fenster zu öffnen.

In Bodos Gehirn schwirren und toben die blitzartig sich drängenden Gedanken und Gefühle. Es ist eine unaussprechliche Seligkeit über ihn gekommen, und doch, was soll er thun? Die Mutter wecken, damit währenddem das Mädchen durch das Fenster in die Mondnacht hineinwandelt? Weg mit allem Zögern!

Entschlossen tritt er leise dicht hinter sie.

„Käthe, was beginnst Du?" sagt er.

So leise er gesprochen, die Worte sind doch vernommen worden. Sie wendet sich ihm zu; die großen Augen noch verständnislos auf ihn geheftet, starrt sie ihn sekundenlang an, dann beginnt ihre Gestalt zu schwanken.

„Bodo!"

Es drängt sich wie Jubelruf über ihre zitternden Lippen, und halb bewußtlos fällt sie in seine Arme.

„Käthe, ist es wahr, Du wolltest mein Herz suchen?" flüstert er und berührt beinahe ängstlich ihre keusche Stirn mit den Lippen.

Sie schlingt die weißen Arme um seinen Nacken und blickt weltverloren zu ihm auf. Wie ihn die leicht geöffneten Lippen locken! Da fällt sein Auge auf das lose Gewand, welches ihre mädchenhaften Formen umwallt. Mit abgewandtem Blick löst er zart ihre umschlingenden Arme.

„Geh zu Bett, liebe Käthe, Du bist krank," sagt er; „ich werde meine Mutter wecken und zu Dir schicken."

Hastig betritt er sein Zimmer und lauscht an der geöffneten Thür.

„Herrgott, wo bin ich?" hört er sie sagen, dann eilt ihr Fuß eilig die Treppe hinauf. Oben öffnet und schließt sich die Thüre wieder, es ist alles still wie vordem.

Mit pochendem Herzen steht der starke Mann da. Was thun? Hier ist nur Offenheit am Platze. Entschlossen schreitet er durch mehrere Gemächer bis an das Schlafzimmer seiner Mutter. Auf sein behutsames Pochen erscheint die Matrone im Schlafrock, vor ihr kniet der Sohn und stammelt mit wenigen Worten, was geschehen, und dabei klingt und jubelt durch jede Silbe, welche er spricht, die volle Seligkeit, die ihn erfüllt.

„Geh jetzt zur Ruhe, mein Kind," sagt die Mutter, als er geendet, während sie wie segnend die Hand auf ihres Erstgeborenen Scheitel legt.

„Ich will zu ihr gehen, es ist ja alles gut."

Bodo hat nicht geschlafen.

Früh, die Dämmerung liegt noch über der Erde, jagt er mit verhängtem Zügel zum nächsten Flecken, um den Arzt zu holen. Käthe liegt in wilden Fieberphantasien in den Armen ihrer Tante.

(Fortsetzung folgt.)

Kaiser Wilhelms I. Schreibtisch am historischen Eckfenster.

(Hierzu das Bild Seite 493.)

Der neunte März ist seit dem Jahre 1888 zu einem schmerzlichen Gedenktage in der Geschichte Deutschlands geworden. Kein Wunder, wenn an diesem Tage die Blicke sich mit verdoppelter Wehmut nach der Stätte richten, die mehr als ein halbes Jahrhundert lang das Heim des ersten Kaisers im neuen Reiche gewesen ist. Das schlichte Palais am Berliner Opernplatz kann architektonisch nicht zu den Sehenswürdigkeiten der Reichshauptstadt gezählt werden. Stolz und schön ist nur seine Lage; der Ausblick seiner Front auf die Prachtbauten Schlüters, welche sich am nördlichen inneren Ende der Linden dicht aneinanderreihen, von seinen Fenstern die Rauchsche Reiterstatue Friedrich des Großen, zur Rechten die Parkanlagen des Opernplatzes. Gleichwohl hat Jahrzehnte lang für Einheimische und Fremde kein anderes Gebäude so im Vordergrunde des Interesses gestanden als dasjenige, in welchem man den greisen deutschen Kaiser zu Hause wußte, und Vorgänge wie diejenigen, welche sich fast täglich vor dem historischen Eckfenster abspielten, wenn die Klänge der aufziehenden Mittagswache die gelichte Gestalt des Monarchen an jenes Fenster riefen, unter welchem — oft schon stundenlang und unbekümmert um Sturm und Regen — Tausende und Abertausende harrten, um dem Kaiser entgegenzujubeln und einen Morgengruß mit demselben tauschen zu können, werden jedem unvergeßlich sein, der davon Zeuge sein durfte. Kein Fremder, der, die „Sehenswürdigkeiten" Berlins genießend, unter diesem Eckfenster nicht einmal still gestanden hätte, kein treuer Berliner, der je daran vorüber gegangen wäre, ohne hinüberzusehen. An besonderen Tagen, wie etwa dem 22. März, dem Geburtstage des lieben seligen Herrn, wo man Reich und Arm, Vornehm und Gering, mit Blumen in der Hand oder im Knopfloch, in kaum übersehbarer Menge hier versammelt sah, oder am Neujahrsmorgen, an dem Tausende zusammenströmten, um dem Kaiser von dieser Stelle aus zu gratuliren, hat jeder, der diesen durch Liebe und Verehrung geschaffenen Zusammenhang zwischen Fürst und Volk auf sich wirken ließ, ergreifende Augenblicke erlebt.

Die Besichtigung des kaiserlichen Palais, welche bei Anwesenheit der Majestäten jedermann ermöglicht war, hat alljährlich Scharen von Fremden und Einheimischen mit den Wohnräumen Kaiser Wilhelms bekannt gemacht. In der Zeit, wo der sommerliche Reisestrom Berlin berührte, konnte man in dem Bädeker von der Behrenstraße alle Sprachen hören. Wie das Palais von außen aber jeder Aufdringlichkeit entbehrt, so sind auch seine inneren Verhältnisse ohne allen Prunk; die sprichwörtliche Einfachheit und Liebenswürdigkeit des Kaisers kam auch in seinen Wohnräumen zum Ausdruck, und ganz besonders rührend in den intimsten Gemächern des hohen Herrn, seinem Schlaf- und seinem Arbeitszimmer. Ersteres, bei Lebzeiten des Kaisers von der Besichtigung meist ausgeschlossen und nur dem Gnadlich bevorzugter Besucher gelegentlich geöffnet, ist als das Sterbezimmer Wilhelms I. heut der ganzen Welt bekannt geworden. Das eiserne Feldbett zu Füßen des Gekreuzigten, die alten, fast hundertjährigen Möbel, die einst im Gebrauch der Königin Luise gewesen, das sind die Wahrzeichen dieses geweihten Raumes, der heute der Ehrfurcht aller erschlossen ist.

Auch das Arbeitszimmer, dem das historische Eckfenster angehört, ist schon häufig Gegenstand überaus sympathischer Bilder und interessanter Beschreibungen gewesen, die seinen Eindruck auch denen zugänglich machten, die es nie selbst besuchen konnten. In diesem Raume lebte und webte der Kaiser. Hier mußte man den ganzen Reiz seiner warmen, gemütvollen Persönlichkeit empfinden, auch wenn das Palais in seiner Sommerverödung dalag und der liebe alte Herr hunderte von Meilen entfernt war; und keiner von denen, die mit gedämpften Schritten über die Schwelle dieses Zimmers getreten sind, wird sich dem Reize der warmen Individualität desselben verjagt haben. Da war auch nichts von Nüchternheit und Strenge — aber an ihrer Stelle welche zahllosen kleinen persönlichen Pretiosen, welcher Kultus mit Erinnerungen, welche Atmosphäre voll zärtlicher Andenken, teurer Familienbilder, kleiner bedeutsamer Nippes. In diesem Raume war alles so traut wie sein Herz. Man erzählt die reizendsten Züge, wie der alte Kaiser, um Einwänden seiner Umgebung gegen die Ueberfüllung des Zimmers vorzubeugen, die in den letzten Jahren dem persönlichen Dienst wirklich Schwierigkeiten machte, heimliche Arrangements traf, „um jedem gerecht zu werden". Es that nichts, daß an den Wänden kein Platz mehr war; die Bilder konnten ja auf Stühlen in seiner Nähe bleiben. Nichts durfte entfernt, nichts von seiner Stelle gerückt werden, und wenn an den aufgestapelten welken Kränzen und Blumen die Zeit sich endlich geltend machte, daß sie zerfielen, war's immer wie ein persönlicher Abschied, der ihm „nicht lieb" war. Dieser Atem eines warmen, poetischen Gemüts lag auch auf seinem Arbeitstische, von dem noch einmal ein besonderes Wild zu bringen wir uns nicht versagen wollen. Was an diesem Tische gesonnen, gearbeitet und gesorgt worden ist, wir wissen es alle. Wie oft hat man in schweren Zeiten noch zu später Nachtstunde hinter dem niedergelassenen Vorhängen des historischen Fensters das gelichte Haupt an diesem Schreibtisch in unermüdlicher Arbeit gesehen! Aber selbst in den Stunden ernster Arbeit und schwerer Sorge mußte er alle diese lieben Bilder, diese teuren Andenken und bedeutsamen Erinnerungen, an denen sein Herz hing, um sich haben.

Wie oft hat er gesagt, daß er sich fern von der Heimat immer auf das Wiedersehen mit seinem Schreibtische freue. Ein Teil der Bilder, welche man hier sah, ist im Eifer der Arbeit arg mit Tinte bespritzt worden; andere kleine Gegenstände waren schon seit Jahren zerbrochen, ohne daß er vermochte, sich von ihnen zu trennen. Wurden die Bilder seiner Lieben durch neuere ersetzt, kam irgend eine Statuette hinzu, für die Raum geschaffen werden sollte, dann gab's zwischen dem hohen Herrn und dem Zimmerdienst lange Konferenzen, bei denen der Kaiser immer dafür plaidirte: „deswegen nichts wegzupacken".

Von Zeit zu Zeit mußte freilich doch weggepackt werden. Jahr um Jahr vermehrte sich das bedeutsame Material teurer Erinnerungszeichen; immer geneigter wurde das liebe, gütliche Herz, ihren Wert zu steigern. Dafür war denn im Laufe der Jahre mancher Schrank eingerichtet worden. Aber auch in dieser Reservestellung wurde nichts von dem vergessen, was ihm teuer war. Noch wenige Tage vor seinem Tode, so erzählt man, hat der greise Kaiser all die kleinen Geschenke geordnet, welche der so früh verschiedene Prinz Ludwig von Baden, einer seiner geliebtesten Enkel, noch in seinen Kindertagen dem Großvater gemacht, kleine Zeichnungen, selbstgeklebte Papparbeiten, gemalte Ostereier, blonde Locken.

Das ist nun schon seit einem Jahre vorbei. An diesem Eckfenster wird der allgeliebte greise Kaiser nie mehr stehen, — an diesem Arbeitstisch sitzt niemand mehr. J. v. Bydow.



— **Gruß Kiel** ist unseren Lesern ein altbekannter Herold, der sich denselben in den letztvergangenen Jahren namentlich durch seine geistvolle Sprachpresse genug ins Gedächtnis geprägt hat. Eben diese Feder schuf illustrirten Schriften findet einen erschöpfenden Ausdruck in seinem jüngst erschienenen Buche: „Weltberühmte Frauen, ein Charakterlexikon in Skizzen und Studien" (Leipzig, H. Hassel). Eine Fülle von Lebenskreisheit ist in dieser ansprechenden Zahl kurzer Sprüche und Epigramme niedergelegt, die sich durch ihre übersichtliche Anordnung in Kapitelform, in Inhalt abgegrenzte Grenzen in der That zu dem gestalten, was der Untertitel andeutet: dem praktischen Konversationsbrevier eines gereiften, welterfahrenen Geistes, der Menschen und Dinge von sich hier zum Standpunkt einer höheren philosophischen Anschauung aus betrachtet und beurteilt. Die Frauenerziehung, die in dem modernen Spiel mit Wort und Reim ein höchst markantes Mittel zur Verstärkung des Eindrucks findet, gibt vielen Sprüchen die klassischste Weihe.

— **Einen Jubiläumsroman könnte man „Die Junker von Lezern"** von A. von der Elbe (Dresden und Leipzig, C. Pierson) nennen, denn seine Haupthandlung spielt in den Jahren 1789 bis 1792 und versetzt uns also mitten in die Zeiten der französischen Revolution, deren Greuel vor nunmehr einem Jahrhundert Paris durchtobten. Teils in die französischen Hauptstadt, teils an die Ufer des Vierwaldstättersees verlegt, zeichnet der Roman in seinen Titelhelden ein paar junge Lezerner aus altem Patrizergeschlecht, die als Offiziere in der Schweizer Leibgarde Ludwigs XVI. den Ganzen ereignissen der Zeit besonders nahetreten. Auf dem Hintergrunde der letzteren spielt sich eine intime Herzensgeschichte ab, und beides verschmilzt zu einem bewegten und doch einheitlich organisirten Ganzen.

— **Ein kunstgeschichtliches Werk, das ebensosehr durch** wissenschaftliche Gründlichkeit den Fachmann, als durch gefällige, anschauliche Darstellung den kunstjüngen Laien befriedigt, ist der „Kunstgeschichte des Mittelalters" von Professor Dr. Franz von Reber, Direktor der königlich bayerischen Staatsgemäldesammlungen (Leipzig, T. O. Weigel). Die Architektur als die grundlegende Kunst, die namentlich in den hier in Rede stehenden, von der Antiken der christlichen Kunstbethätigung bis an die Schwelle des Renaissancezeitalters reichenden Zeitabschnitt die Schwerpunkte an gewichtiger Bedeutung weit überragt, nimmt dem entsprechend auch in Rebers Behandlung die tonangebende Stellung ein. Ihr ganzes Gefüge ist nach Grund- und Aufriß bis hinein in die feinsten Gliederungen und Zierformen eingehend ins Auge gefaßt und an den zahlreichen monumentalen Bauwerken der byzantinischen, romanischen und gotischen Kunstepoche wie an den abendländischen baulichen Schöpfungen der islamischen und mohammedanischen Völkerschaften in einzelne derselben und nachgewiesen. Danach hat der Verfasser Plastik und Malerei sozusagen beiläufig, wie denn in der That die altchristlichen Wandmalereien und Mosaiken, die Miniaturmalerei und Kleinkunst der karolingischen Zeit, die Glasmalerei und der Erguß des späteren Mittelalters und deutsche Erscheinungen ein reiches und anziehendes Material darbieten. Durch seine feinsinnige und geschmackvolle Behandlung und Formulirung hat Reber ein Buch geliefert, das mit seiner großen Zahl gelungener Abbildungen in fesselndster Weise seinen kunstgeschichtlich wichtigen Gegenstand gerecht wird.

— **Das schöne Land, um das Friedrich der Große gegen** Maria Theresia fechten mußte, findet eine trefflich charakterisirende literarische Verkörperung in dem jüngst erschienenen, drei starke Bände umfassenden Werk: „Schlesien, eine Schilderung des Schlesierlandes" von Dr. Franz Schroller (Glogau, Karl Flemming). Beginnend mit einer Wanderung durch Schlesiens Berge, führt uns der Verfasser über die Gipfel der Sudeten, namentlich des langen und malerischen Riesengebirges, und verfehlt uns nie Einblicke nicht nur in die grünenden Thäler, sondern auch in das Thun und Treiben des tüchtigen Menschenschlags, der sie bevölkert, seine Kulturzustände, seine Sage und Geschichte, seine ländlichen Gebräuche, seinen eifrigen Gewerbebetrieb, sein ausgebildetes Genossenwesen. Mehr als 200 Abbildungen, teils in feinem Stahlstich, teils in sorgfältigem Holzschnitt ausgeführt, lehren und Städte und Burgen, lebendige Bilder und ehrwürdige Ruinen, romantische Partien und idyllische Landsitze in ihrer ganzen Eigenart kennen.

— **Wie sich Wesen und Sitte der deutschen Reichshauptstadt** in den Augen eines Oesterreichers spiegeln, der sich ganz in denselben eingelebt hat und doch sein spezifisches Wienertum nicht verleugnet, das ist an sich so interessant, daß schon darnach die „Berliner Federzeichnungen eines Deutsch-Oesterreichers" von Karl Prüll (Berlin, Adolf Landsberger) einen eigenen Reiz erhalten. Sie sind überdies so scharf beobachtet, so glücklich aus dem Leben herausgegriffen, mit so markiger Hand umrissen und dabei so wirksam und wahrlich so treffend in Licht und Schatten gesetzt, daß sie auf den Namen kleiner Kunstblätter — unterhaltender Genrebilder aus dem Leben — wohl Anspruch erheben dürfen. Wer sich an ihnen erquickt hat, wird nun so lieber auch zu dem zweiten Bändchen greifen, das Karl Prüll gleichzeitig in demselben Verlag erscheinen ließ. Es führt uns, wie schon sein Titel sagt: „Kreuz und Quer", indem es „Wander- und Plauderfahrten in Süden und Norden" schildert. Ob wir den Verfasser nach Gastein oder bei einer Fahrt auf den quer durch Schweden gezogenen Göta-Kanal, zu den Bärenjagden in Siebenbürgen oder auf seinen Wanderzügen durch den Harz begleiten, immer finden wir an ihm einen Genossen, dessen frische Auffassung uns alles, woran er sich erfreut, köstlich mitgenießen läßt.

— **Allen, die mit der Sternenwelt gern ein wenig näher** Bekanntschaft pflegen, wird ein zweckmäßig eingerichtet, elementar gehaltenes Nachschlagebuch die „Allgemeine Himmelskunde, eine populäre astronomische Encyklopädie" von Dr. Hermann J. Klein, zweite, durchaus neu bearbeitete Auflage (Stuttgart, Otto Maier), willkommene Dienste leisten. Sie finden hier die in der Himmelskunde vorkommenden Begriffe und Ausdrücke eingehend erläutert, vielfach auch durch Abbildungen verdeutlicht und können so jeden augenblicklichen Verlangen nach Aufklärung über diesen oder jenen Punkt der Himmelskunde und alle zu ihrer Pflege dienenden Hilfsmittel sofort Genüge leisten.

Der „Preßball“ in der Berliner Philharmonie.

Mit Originalzeichnungen von Paul Heydel.



Der Verein „Berliner Presse“ zählt jetzt gegen zweihundert Mitglieder, darunter Spielhagen, Fontane, Hopfen, Lindau, Stettenheim, Fürstenau, Blumenthal, Eichs, Franzos, Heiberg, L'Arronge, Lubliner, Marthner, Rodenberg, Schweichel, Schmidt-Cabanis, Streckfuß, Stinde, Trojan und viele andere namhafte und verdiente Männer. Er feierte vor zwei Jahren bereits sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum. Trotzdem hat dieser Verein sich eine gewisse jungfräuliche Herbigkeit bewahrt und unterscheidet sich darin wesentlich von der Wiener „Concordia“, welche, obgleich jünger, bereits Millionärin ist und sich eines eigenen, ihr vom Kaiser Franz Josef geschenkten palastartigen Hauses erfreut. Der Verein Berliner Presse, obgleich völlig derselben gemeinnützigen Zielen nachstrebend, ist dem gegenüber noch so gut wie vermögenlos und lebt mit dem „Verein der Künstler“ in nerschämter Symbiose. Die weisen Männer dreier, unter Vorsitz des Kammergerichtsrats Ernst Wichert, dessen „Schritt vom Wege“ uns alle schon erfreut hat, zerbrechen sich jetzt in einer Konvulsion ad hoc die Köpfe, um mit einem geringfügigen Kapital den Aufgaben der Altersversorgung, der Pflege „niedergebrochener“ Kollegen und der Unterstützung ihrer Witwen und Waisen gerecht zu werden, und ihr Wahlspruch ist: „Nur nicht verzweifeln!“

Das ist ein großes und edles Unternehmen, worin sie dem Gesamtverbande deutscher Schriftsteller vorangehen. Der rasende und rastlose Dienst der Presse wirkt zerstörend auf Gehirn und Nerven wie kein anderer. Man hat darin so viel Erfahrung! Und diese Wirkung wird durch die qualende Besorgnis, dereinst als Invalide der geistigen Arbeit — ein Schwindsüchtiger ohne Füße — mitsamt den Seinen dem Elend preisgegeben zu sein, nicht vermindert. Einstweilen fehlt es noch beinahe völlig an Einrichtungen, um wenigstens diese Besorgnis zu beseitigen, während andere Stände, denen der Schriftsteller und Literat die Worte und Gedanken vorschreibt, die Bühnenangehörigen und Buchdruckergehilfen, sich solche auf genossenschaftlichem Wege längst geschaffen haben. Das „Arzt, hilf dir selber!“ klingt in diesem Falle wie bittere Ironie.

Der Verein Berliner Presse ist nicht arm, aber gegenüber den Anforderungen einer Aufgabe wie dieser, glaube ich, beinahe reflos. Auf lediglich arithmetischem Wege wenigstens scheint mir das vorgesteckte Ziel nicht erreichbar.

Der Vorteil dagegen, den die Gesellschaft im allgemeinen von dieser Vereinigung hat, ist kaum zu unterschätzen. In ihren Bezirken herrscht eine fast zärtlich gepflegte Friedfertigkeit. Literarischer Neid, kohle Ruhmsucht, journalistischer Parteifanatismus, hier erlöschen sie alle. Gegner, welche sich noch soeben in Leitartikeln durch alle Straßen hetzen, die Feder in Gift und Galle tauchten, um einander bis auf den letzten Aschenrest zu vernichten, hier sitzen sie Schulter an Schulter und bieten einander die Friedenszeichen. Die Vorkämpfer neuer Gestaltungen in der Gesetzgebung und dem politischen Leben des Vaterlandes, die „Vordenker“ für die Millionen der Leser, hier werden sie dessen inne, daß, von welchem Standpunkt auch immer der Einzelne an die Fragen und Aufgaben des öffentlichen Lebens herangeht, doch jeder ein gleiches Interesse daran habe, die Diskussion zu einem gedeihlichen Endergebnisse zu führen. Und dies alles nicht etwa, weil im Schoße des Vereins Politik getrieben würde, sondern im Gegenteil, weil man, wie gesagt, sich hier lediglich als Kollege und Mensch gegenübertritt.

Das Publikum, welches sich zu den Bällen der Vereinigung drängt, ist sich des direkten Zweckes wohl bewußt, dem es durch seine Gegenwart und den verhältnismäßig geringen Obolus einen Dienst erweist. Auf diesen Bällen begegnet der Journalist dem Staatsmann im Frack zuviel Duzungzart; der schärfste Kritiker, der um eines elenden Wortwitzes wegen Autoren mordet und Herzizen erdrosselt, — hier lachen ihm seine Opfer, die er längst begraben wähnte, Freundlichkeit atmend ins Gesicht, die Herzens vielleicht mit dem Blicke stillen Vorwurfs: „Was hab' ich dir, ich armes Kind, getan?“ Und er, nicht ohne Reuegefühl, führt ihre Hand an die Lippen und sie selbst zur Quadrille. Er wird milder, gefälliger und, vielleicht gerade deshalb, um so witziger, weil sein Witz sich nun in zarteren Formen bewegen wird. Der „Preßball“ ist also die Pflege- und Pflanzstätte literarischer Grazie.

Da sehen wir den jüngsten Staatssekretär, philosophiert mit dem Manne mit dem „Stück weißen Papiers“, Herrn Geheimen Kommissionsrat Pindter, freiwillig sonversemental wie immer; sie betreten die Loge, in der die Präsidenten des Reichs- und des Landtags einstweilen Platz genommen. Der Verfasser des „Schritts vom Wege“, als Vereinsvorsitzender, macht die Honneurs. Hinter ihnen, von den Damen mütterzerzig halb verborgen, lauscht der Verfasser des „Alt“, Sigismund Hader, mit Seherblicke und ernster Miene. Der Intendant der königlichen Schauspiele, Graf von Hochberg, ergötzt sich an dem Augenschmause, welchen ihm sein getreues und bestgehaltes Premièrenpublikum bereitet. Paul Lindau und andere Redenten nicht ganz zu schätzender Bedeutung sind in der Nähe.

Die Bühne, welche den Preßmenschen in diesem Jahre so häufig zum Tantalidengastmahl eingeladen hat, sandte ihre Heerscharen ins flache Land. In dem kaleidoskopartig sich wandelnden Gesichtsfelde erscheint Frau Klara Ziegler, geborene Gräfin Orlina, am Arm ihres Direktors, Ludwig Barnay, des jetzt erfolgreichsten Theaterunternehmers der Reichshauptstadt, mit ihm sein getreues Mitglied Friedrich Haase, beide mit einer Milchstraße von Ordenssternen dekoriert. Der große Fritz ist the great attraction, jetzt und immerdar, und die taktlose Ottilie Genée, frisch aus dem Tollanlande heimgekehrt, das Gepräge der Salzflut noch im Haar, ist a-long-side gegangen. Will sie uns unsern Thronz aufs neue entführen? Maria Orinin, die Genialende, ein Wiener Kindl, das „Wechselgesichen“ des Deutschen Theaters, wie sie, glaube ich, der König des Berliner Witzes, Stettenheim, genannt hat, erscheint am Arme Valentins oder sonst eines Vertreters der bewaffneten Macht in lieblicher Maiglöckchenrobe. In der Ferne leuchtet in verklärter Schöne die hoheitsvolle Alexandra, Fräulein Oelze, in entzückender Wunderi unterhalten von unseren lieben Münchenern, Direktor Hofbauer und seiner Schönheit. Semmengleich steigt nun der Halbstabe empor, dennoch Franzos, mit Richard Schmidt-Cabanis, dem Kanzler des Witzes, im fesselnden Gespräch über Halbentropa. Fritz Mauthner lächelt. Er denkt: „Vanitas, vanitatum vanitas!“ Und das intelligente Ehepaar Kahle-Keßler lauscht den in der That überraschenden Ergebnissen des Gesprächs. Ueberall aber und alles setzend ist unermüdlich Ludwig Barnay.

Kein Wunder bei solcher Fülle der Gestalten, daß der jährliche Ball des Vereins Berliner Presse für die Reichshauptstadt zu einer Einrichtung geworden ist, welche man nicht mehr missen möchte, und daß ein Fernbleiben von demselben für alle im öffentlichen Leben stehenden Leute wie eine Demonstration der Weltflucht und des Menschenhasses erscheinen müßte.

Und es ist auch kein Zufall, daß in diesem Jahre gerade die „Philharmonie“ zur Festhalle erkoren wurde. Das Wort Philharmonie hat für Berlin schon seit geraumer Zeit einen eigenen Klang gewonnen. Als vor etwa einem Lustrum das Konzerthausorchester sich in edler Aufwallung dem Konzertsaale Bilses entzog, um dem musikalischen Marionettentum zu entweichen, da fand es in der Philharmonie einen Unterschlupf. Und beide Teile zogen Nutzen daraus, der Ort und die Künstlerschar. Ein unternehmender Impresario, der seine Zeit erkannte, schuf hier den Berlinern eine Oase, auf deren grünendes Gebiet sie sich retten konnten, nämlich aus der Wüste eines charakterlosen Massenmusizirens in allerlei Säle und Sälchen, Kirchen und Aulen. Dieser Impresario, Herr Wolff, holte Wüllner aus Dresden zu Hilfe, und dessen Ankunft glich einem Triumphzuge. Er stellte seine Schar später unter Klindworth und Joachim und fand endlich in Hans von Bülow einen Leiter, welcher das Wort, wonach Berlin lechzt — „nicht die Breite des vorgetragenen Musikstoffs, sondern Tiefe“ und noch etwas darüber, nämlich eine gewisse Pikanterie. Jedes der zehn Abonnementskonzerte, die den Freunden der edlen Tonkunst nun in jeder Saison in diesem Raume geboten werden, ist seitdem ein Ereignis in der Musikwelt. Und nebenher geht so viel Sensationelles, so viel Saraste, Wagnerverein, Lucca, Patti, italienische Oper und anderes dem Aehnliches, daß das elektrische Licht in der Bernburger Straße nie erlischt und die Wagenreihe, welche auf Asphalt dort vorbeirollt, nie abreißt. — Es gehört nun zu den vielen selbstverständlichen und dennoch phänomenalen Ereignissen der Reichshauptstadt, daß während des dazwischenden vorigen Sommers an Stelle des alten, zwar geräumigen, aber dennoch nicht erstehend wirkenden Saales, der den Duft des ehemaligen Skatingrinks nicht ganz verloren hatte, sich in aller Stille und Plötzlichkeit ein neuer Saal erhob, der philharmonischen Klänge würdig, die ihn durchfluten. Ludwig Sacerdoti und E. Landeker, die beiden Besitzer, sind durch Feuer und Wasser gegangen, ehe ihnen dieser Meisterzug gelang. Und nicht zum wenigsten darf ihnen die Energie — sagen wir Schnelligkeit — nachgerühmt werden, mit welcher sie in wenigen, ebendrein regenvollen Monaten die alten Felle abbrachen und diesen erlesenen Neubau ins Werk setzten. Ihr Mut ist durch den Erfolg nach jeder Richtung hin reichlich belohnt worden.

In Schönheit und Heiterkeit des Eindrucks, an Comfort und — last not least — in Hinsicht der Akustik, welche stets Helmholtz immer Glückssache ist, dürfte es in Deutschland kaum ein Bauwerk dieser Art geben, welches die neue Philharmonie übertrafe. Alle Beteiligten und Musikfreunde waren von dem Gelingen des Werkes geradezu überrascht. Und es mag dies hauptsächlich daran liegen, daß die drei Achsen des großen Saales fast genau im Verhältnisse des goldenen Schnitts, der sectio divina, zu einander stehen. Der Saal hat eine Höhe von 15½, eine Breite von 24 und eine Tiefe von 40 Meter, ohne das gegen 6 Meter tiefe Orchester, welches sich auf 14,50 Meter verengt. Es gewährt Spielraum für 100 Musiker und einen Chor von 300 Personen. Das Podium schwingt sich zu der den ganzen Raum wirkungsvoll abschließenden Riesenorgel empor, einem gewaltigen Werk mit fünfzig Stimmen oder Registern und dreitausendfünfhundert Pfeifen, von einem im Vordergrund des Orchesterpodiums aufgestellten zinnernartigen Gehäuse aus auf elektrischem Wege zu spielen. Ihre Spitzentöne dringen hinter goldenem Gitterwerk hervor, dessen reizvolle Linienführung auf einem siegreichen Hintergrund in fesselnder Weise zur Geltung kommt und reichlichen Ersatz bietet für den sonst üblichen Abschluß der Orgelnische, bei dem die Pfeifen als Dekorationsmotiv benutzt werden. Das Ganze ist in einheitlichem Entwurf einem Kopf entsprungen, dessen Genie sich schon vielfach bewährt hat. Franz Schwechten, der Erbauer des Anhalter Bahnhofs, der Kriegsakademie und des Industriegebäudes, ist der Schöpfer dieses gelungenen Werkes. Alle Einzelheiten des im Geschmack früh-italienischer Renaissance gehaltenen Raumes deuten auf Schwechtens Zeichnungen, auch das nicht unwesentliche dekorative Detail. Nach der Höhe hin mehrt sich der Reichtum an Formen und Farben. Alles aber ist auf edle, anregende Wirkung berechnet. Die Ecken sind mit großem Halbmesser ausgerundet. Durch Pfeiler werden die Längswände in fünf, die Schmalwände in drei Felder geteilt, in welchen die Parkettlogen eingebaut sind. Die segmentförmigen Oeffnungen hinter den Logen und gegen die Räume hin, welche bei besonderen Gelegenheiten für Stehplätze bestimmt sind, werden durch Holzwände geschlossen, — dies und vieles andere aus Gründen der Klangberechnung. Im Ganzen bietet der Saal 1314 Sitz- und 900 Stehplätze, wozu noch 280 Fauteuils auf der die drei Wände des Zuhörerraumes rings umlaufenden Galerie sich gesellen. Die Brüstung des Balkons zeigt auf eisenbeinernem Grunde reizvolles Rankenwerk, stumpfgrüne und mattrötliche Schilde und ebenfalls stumpfgrünen Plüschbelag. Die Hohlkehle ist gold- und silberfarben, mit kostbaren Tiraus, Fauteuils und Marmortischen besetzt. Auch ist sie bereits durch den Besuch der Allerhöchsten Personen, gelegentlich eines Wagnerkonzertes, eingeweiht worden. Die mit goldigen Doppelkandelabern verzierten Pfeiler des Balkons setzen sich nach oben hin durch Pilaster fort, und in den kiebuch gebildeten Feldern befinden sich die gemäßigt getragenen Reliefporträts der Heroen der Tonkunst von Landgrebe. Die Decke mit ihre



sich ausschwingenden Bauten und rundbogigen Abgrenzungen der Wandfelder, mit Stichkappen, von Kassetten eingeschlossenen Oberlichtern oder Oeils-de-boeuf, blauen Rosetten in roten Hüten, Korbkronen und elektrischen Sonnen bildet den Hauptschmuck des Saales und findet durch die Umrahmung des Orchesters, bestehend aus gekuppelten korinthischen Säulen mit hohem Quaderunterbau, auf denen zwei gigantische Kränze und Palmen werfende Viktorien sich der Vaute anschmiegen, einen grandiosen Abschluß. Der prachtvolle Aufbau des Orchesters präsentirt sich wie die Fassade eines Tempels. Der etwas vorspringende Mittelteil ist durch einen Giebelüberbau ausgezeichnet, und die beiden in ernster Haltung daliegenden Karyatidengestalten im Hintergrunde versinnbildlichen die geistliche und weltliche Musik. Sie sind das Werk J. Wenzhals, der auch die beiden Viktorien neben der Orchesterdisinung geschaffen hat. Im dem Obergeschoß befinden sich Wandbilder mit Wandgemälden von Döpler, die Tanzenden darstellend, ferner ein Quartettsaal und darunter ein Restaurant von 385 Quadratmetern und Garderobenanlagen, wie sie in dieser Ausgedehntheit von 793 Quadratmetern wohl noch nirgends vorhanden sind. Die Front ganze öffnen sich auf einen Garten mit Perron und einer kunstvoll beleuchteten Fontäne.



Franz Rehle-Reßler. Rehle. Fritz Mauthner. Ludwig Hertel
Emil Franzos. Schmidt-Cabanis.



Paul Lindau.
Strauß.
Bulow
Herbert Bismarck
Hoffmann
Wichert. v. Treuenfeld.

Der diesjährige Presseball war für viele gleichbedeutend mit einer nachträglichen Einweihung des herrlichen Saales, so weit er nicht rhythmischen Zwecken allein dienen soll, sondern auch solchen geselliger Natur, wozu er wegen seiner außerordentlich heiteren Vornehmheit sich ganz besonders eignet. Es hat denn auch niemand gefehlt, niemand, der vermißt worden wäre. Viele liebe Gäste erschienen aus weitester Ferne. Und eine besondere Weihe erhielt die schöne Feier dadurch, daß mit dem Glockenschlage zwölf unter jubelndem Beifall der Anbruch eines neuen Tages schönster Bedeutung und Verheißung verkündet werden konnte, der des Wiegenfestes unseres jugendlichen Kaisers. Den kernigen Worten Ernst Wicherts schließen wir uns mit dem Wunsch an, daß die Presse zur Förderung der schweren Aufgaben, die des hohen Vaterlandstages Kinder harren, das gemeinsame Ziel ihrer Diskussionen auch in Zukunft nie aus den Augen verlieren möchte. Ellenor Zeh.



Die Dufferin-Terrasse in Quebec (Kanada).

Digitized by Google



Ball des Vereins „Berliner Presse“ im Philharmoniesaal zu Berlin. Originalzeichnung von Paul Hey[illegible].

Jonel Fortunat.

Ein Roman aus Rumänien

von

Marco Brociner.

XV.

Während der Heimfahrt von Valeni nach Banesti befand sich Madame Fortunat in einer sehr heitern Stimmung, sie lachte, scherzte, machte allerhand ironische Randglossen über die Hochzeitsgäste, kam hiebei auch auf die Familie Dobrescu zu sprechen, lobte Fräulein Pia über alle Maßen und richtete an Jonel die Frage, wie ihm die junge Dame gefallen.

Jonel, der sich schweigsam verhalten hatte, gab eine kurze Antwort: Fräulein Pia sei ein sehr hübsches und gebildetes Mädchen.

„Du bist ein Schelm!“ lachte Madame Fortunat. „Fräulein Pia hat auf Dich einen bedeutenden Eindruck gemacht. Du hast ihr ja in einer geradezu auffälligen Weise den Hof gemacht, und es scheint, daß auch Du vor ihren Augen Gnade gefunden hast, was viel sagen will; Pia ist nämlich sehr anspruchsvoll, sie hat bereits mehrere glänzende Partien ausgeschlagen. Du kannst stolz auf Deine Eroberung sein, das wäre was für Dich, Jonel; ein reizendes Mädchen, eine reiche Mitgift, eine aristokratische Familie, was wünst Du mehr?“

Jonel fühlte sich durch die leichtfertige Art, in der seine Stiefmutter dieses Thema behandelte, verletzt.

„Ich denke nicht ans Heiraten!“ sagte er.

„Ach Gott, das wird sich schon finden!“ rief Madame Fortunat. „Was meinst Du dazu?“ wendete sie sich an ihren Gatten.

„Ich mische mich nicht in Herzensangelegenheiten,“ sagte Herr Fortunat ausweichend.

„Nun, so wollen wir die Dinge ihren Weg gehen lassen,“ meinte sie. Sie schwieg eine Weile, dann fuhr sie plötzlich auf: „Du wirst doch zugeben, Jonel, daß es auch Deine heilige Pflicht ist, alles, was in Deinen Kräften steht, zu thun, um den Ruin unseres Hauses zu verhindern?“

„Ich werde mich dieser heiligen Pflicht nicht entziehen,“ sagte Jonel ernst.

„Und wenn Du durch eine reiche Heirat diese Pflicht erfüllen kannst?“

Sie ergriff seine Hand.

„Mutter,“ sagte Jonel entschieden, „ich bitte Sie sehr, sprechen wir jetzt nicht von diesem Thema.“

„Warum nicht, wenn man fragen darf?“

„Weil, weil ich jetzt nicht in der Laune bin, über derartige Fragen zu verhandeln.“

Madame Fortunat lachte höhnisch auf, sprach aber kein Wort weiter. Bald darauf raffelte die Droschke in den Schloßhof von Banesti hinein. Als Jonel in sein Zimmer trat, fand er den alten Alexe behaglich in einem Lehnstuhl vor dem Ofen sitzen, darin einige Holzscheite brannten.

„Entschuldigen Sie, gnädiger Herr,“ sagte Alexe, indem er aufsprang und sich hinter den Ohren kraute, „ich erwarte Sie seit vollen zwei Stunden und da hat mich die Müdigkeit übermannt.“

„Wozu hast Du mich erwartet?“

„Das hat seine guten Gründe,“ meinte Alexe; „heute abend sehe ich auf einmal den Bürgermeister Dumitru Velic vor dem Herrenhofe herumschleichen.

„‚Der muß wohl ein Anliegen haben,‘ dachte ich. ‚Was schleichst Du so herum wie der Fuchs um den Hühnerstall?‘ fragte ich ihn. Darauf macht Velic ein verteufelt ernstes Gesicht und übergibt mir einen Brief und ich muß ihm bei allen Heiligen schwören, daß ich Ihnen den Brief eigenhändig übergeben werde. Hier ist er!“

Alexe zog bei diesen Worten ein versiegeltes Schreiben aus seinem Gürtel hervor und überreichte es Jonel, der es hastig erbrach, es enthielt nur wenige Zeilen in groben Schriftzügen.

„Die Freileute von Banesti,“ so lautete das vom Popen Konstantin unterschriebene und vom Bürgermeister Velic kontrasignirte Schreiben, „beabsichtigen, nächsten Sonntag nach dem Gottesdienst vor Naftalis Schenke eine öffentliche Versammlung abzuhalten, um über den Prozeß mit dem Gutsherrn von Banesti zu beraten, und bitten den gnädigen jungen Herrn, dieser Versammlung beizuwohnen.“

Jonel überflog die Zeilen, warf den Brief auf den Tisch und verabschiedete Alexe, er ließ sich sodann auf dem Lehnstuhl vor dem Feuer nieder und starrte in dasselbe und sann und wußte selbst nicht, was; und wie er so saß in stummem Brüten, begann es in seinem Herzen zu wühlen wie von einem tiefen, brennenden Schmerz und eine unsägliche Traurigkeit überkam ihn, so daß es ihm zu Mute ward, als müßte er laut aufweinen. Dieses dumpfe Schmerzgefühl wuchs und wuchs, bis es wie ein Alp mit beklemmender Angst auf ihm lastete. Das Haupt ward ihm schwer, er ließ es tief zur Brust herabsinken. Da durchbrauste plötzlich die Stille ein seltsames Klagen und Rauschen, er sprang empor, draußen hatte der Sturm zu heulen begonnen und jagte schwere Regentropfen an die Scheiben. Und wie er so mitten in der Stube dastand, erblickte er vor sich sein Ebenbild im Spiegel, und er erschrak vor seinem totenbleichen Gesicht und vor seinen fieberhaft glänzenden Augen. O, das waren ja ihre Augen, Leas Augen! Und auf einmal ward der Bann, der auf seinem Denken lag, wie von einem Zauberspruche gelöst und mit vernichtender Klarheit stand plötzlich vor seiner Seele, was bis jetzt rätselhaft und ihm selbst kaum bewußt in ihm gewühlt, jetzt wußte er, daß er Lea tief und leidenschaftlich liebte, und in dieses Bewußtsein stürmten auf einmal, sein ganzes Wesen mit einem heißen Entzücken durchflammend, die wenigen Worte, die sie ihm beim Abschied gesagt: „Warum thun Sie mir so wehe, Jonel?“ Und der Sinn dieser Worte ward ihm offenbar und er verstand jetzt die Bedeutung ihres Blickes in der Kirche.

„Sie liebt mich!“ jubelte es in ihm — und in seiner wirren, süßen Freude vergaß er, daß heute Leas Hochzeitstag gewesen, er sah sie vor sich, das schöne, blühende, entzückende Weib mit den glutvollen Augen, mit dem feinen, weichen roten Mund, und er lachte und er küßte im Geist diesen Mund und ihre Augen und preßte sie an sich und flüsterte ihr tausend süße Liebesworte in die Ohren; aber sein Sinnesstammel hielt nur eine kurze Weile an, der Gedanke, daß Lea das Weib eines andern, daß sie an einen Greis gefesselt und ihm für ewig entrissen sei, schoß wie ein Blitzstrahl in seiner Seele empor, er warf sich laut stöhnend aufs Bett hin und schloß die Augen.

„Nicht denken, nur nicht denken!“ schrie er auf, aber seine erhitzte Phantasie malte ihm mit rasender Geschäftigkeit immer wieder und wieder Lea und Balsamaki vor die Augen — licht, klar, zum Greifen deutlich, und er vergrub vergebens das Haupt tief in die Kissen, das Bild stand festgebannt vor ihm und wollte sich nicht verscheuchen lassen, ihm war, als müßte er in die schwarze, heulende Nacht hinausstürmen, um einen Menschen zu finden, an dessen Brust er seinen Jammer und Elend ausweinen könnte, da fiel ihm ein, daß ihm Florica versprochen hätte, ihn bei der Heimkehr vom Hochzeitsfeste zu erwarten, er schaute auf die Uhr, es war drei Uhr morgens.

„Vielleicht schläft sie noch nicht,“ murmelte er und eilte hinaus.

Florica schlief in der That nicht. Als Jonel in ihre Stube trat, lag sie noch angekleidet auf dem Diwan. Die Ampel, die von der Decke herunterhing, verbreitete ein rosiges Licht im traulichen Gemach.

„Ich habe Dich erwartet, Jonel,“ sagte sie leise, aber wie sie in sein verstörtes Gesicht blickte, fuhr sie erschreckt empor. „Was fehlt Dir?“ rief sie.

„Nichts, nichts,“ murmelte er mit tonloser Stimme, er ließ sich neben sie nieder und schaute eine Weile wie geistesabwesend vor sich. Florica ergriff seine Hand.

„Jonel,“ flehte sie, „so sprich doch, Du siehst ja aus, als wenn ein großes Unglück über Dich hereingebrochen wäre! Hast Du wieder mit Mama gestritten? Sie war soeben hier und hat über Dich mit bitteren Worten geklagt. So sprich doch, Jonel!“

Er schüttelte leise das Haupt.

„Deine Mutter meint es gut mit mir,“ sagte er, bitter lächelnd, „sie will mich mit Fräulein Dobrescu verheiraten. O, sie ist um mein Glück besorgt, sie ist ein herzensgutes Weib!“

„Jonel!“ rief Florica, und es lag ein leiser Vorwurf in ihrer Stimme.

„Verzeih, Florica,“ rief er mit überströmender Zärtlichkeit und umschlang sie und küßte ihr die Augen, „bei Gott, ich bin schlecht. Du erwartest mich hier, mein süßes Schwesterchen, bis drei Uhr morgens, damit ich Dir von der Hochzeit erzähle, und ich quäle Dich mit meinen Grillen! Du mußt mir verzeihen, Florica, es ist in den letzten Tagen so viel über mich gekommen, daß ich vollständig das Gleichgewicht verloren habe. Und was ich sagen wollte,“ fuhr er mit einer erkünstelten Lustigkeit fort, „die Hochzeit, o ja, die Hochzeit — es war herrlich — lauter liebenswürdige Herren, überaus charmante Damen, und ich habe mich amüsirt, königlich amüsirt, und getanzt wie noch nie in meinem Leben. Fräulein Dobrescu ist ein reizendes Mädchen, ein goldblondes Greichen, aber so traurig, und die Braut — o, die war schön, sehr schön, o ja, zu schön!“ Er lachte laut auf.

Florica wurde es bei diesem Lachen unheimlich, sie schaute mit angstvollen Blicken Jonel ins Gesicht, eine bange Ahnung tauchte in ihrer Seele empor. Eine Weile herrschte lautlose Stille, so daß man das Ticken der Stutzuhr vernehmen konnte, die auf einem Marmortisch neben dem Diwan stand. Draußen sauste noch immer der Sturm und die Regentropfen schlugen prasselnd an die Scheiben. Jonel erhob sich, durchmaß eine Weile das Gemach, dann blieb er wieder vor Florica stehen und sagte dumpf: „Ich bin sehr unglücklich, Florica.“

„Warum?“ fragte sie rasch.

„Du wirst mich vielleicht nicht verstehen,“ sagte er leise, „verstehe ich mich doch selbst kaum. Ich liebe Lea,“ glitt es jäh von seinen Lippen, „jetzt weißt Du es!“

Bei diesen Worten flog es dem Mädchen wie ein kalter Fieberschauer durch den Leib, er merkte es nicht, er merkte nicht, wie eine heiße Röte über ihr Gesicht huschte, er sah selbst die zwei Thränen nicht, die an ihren Wimpern zitterten.

„Setz Dich zu mir, Jonel,“ sagte sie. Er setzte sich zu ihr, da schlang sie den Arm um seinen Hals und fragte: „Warum hast Du mir das alles nicht früher gesagt?“

„Was hätte es genützt, Florica? Und dann wußte ich ja selbst kaum, welche Gewalt dieses Weib über mein Leben gewonnen, heute abend erst habe ich es erfahren — und nun fühle ich mich so elend, daß ich mir den Tod herbeisehne.“

„Du darfst nicht so sprechen, Jonel,“ fuhr sie auf, „nein, das darfst Du nicht! Sei tapfer, lieber Brüderchen. Muß man denn im Leben glücklich sein? Sieh mich an, wie ich krank und elend daliege, und doch klammere ich mich an dieses Dasein, und bin ich froh und glücklich, wenn andere froh und glücklich sind, und Du bist ein Mann — Dir steht die Welt offen, Du bist jung, schön, das Leben liegt vor Dir — und soll ich Dich an Deine Briefe erinnern, in denen Du mir schilderteft, wie Du darnach streben werdest, Großes und Schönes zu schaffen. Waren das alles nur Träume, Jonel? Und muß ich, das arme, kranke Mädchen, Dich daran mahnen? Du bist unglücklich, weil Lea geheiratet. Ist sie denn Deiner wert? Ich habe Lea lieb, bei Gott, ich weiß selbst nicht, warum, aber das habe ich mir schon oft gesagt, daß sie herzlos, kalt, egoistisch sein muß. Glaubst Du, daß sie Balsamaki aus Liebe geheiratet, aus Dankbarkeit? Ah pah, sie will glänzen, sie will eine Rolle in der Gesellschaft spielen — und ein solches Weib sollte Dich unglücklich und elend machen, Jonel — und wenn Du sie auch wirklich liebst, so reiße ihr Bild aus Deinem Herzen. Arbeite, werde ein berühmter Advokat, ein berühmter Schriftsteller, ein Dichter, was weiß ich — und Du wirst schon ein Mädchen finden, das Dich liebt, wie Du es verdienst. Sei tapfer, Jonel!“

Jonel hatte ruhig zugehört; als sie geendet, blieb er eine Weile gedankenverloren sitzen, dann sagte er:

„Du hast recht, Florica, es ist thöricht, sein Leben durch eine sinnlose Leidenschaft verwirren zu lassen; ich will arbeiten, kämpfen — und ich werde sie vergessen.“

Er erhob sich, ein ödes Lächeln schwebte um seinen Mund, er drückte ihr die Hand und ging. Sie horchte, bis seine Schritte verhallten, dann sank ihr Haupt auf die Diwanlehne zurück, und während sie stumm zur Decke emporstarrte, rann eine Thräne nach der andern über ihre Wangen.

XVI.

Der kleine, dürre Bürgermeister von Banesti, Herr Dumitru Velic, war erst seit einem Jahre verheiratet. Als er sich verlobt und Jilibi Pfantir dieses fröhliche Ereignis mitgeteilt, hatte dieser bedenklich den Kopf geschüttelt und dem Bürgermeister folgende drei Erwägungen zu Gemüte geführt: „Erstens bist Du nahe an die vierzig und deine Braut nahe an die zwanzig. Du könntest also ihr Vater sein; zweitens ist Deine Ileana kein übles Mädchen, während Du auch dann keine Augenweide für ein Weib wärest, wenn Du keine Warze auf Deiner Kartoffelnase hättest, und drittens ist Ileana das Kammermädchen der Frau Fortunat gewesen, hat sich also vornehme Manieren und noble Gewohnheiten angeeignet und wird sich bei Dir schwerlich heimisch fühlen, drum nimm Dich in acht.“ Der Bürgermeister hatte dazu mit dem kleinen Köpfchen gar ernst genickt, nahm sich aber nicht in acht, denn Herr Dumitru Velic war verliebt. Seine Braut war allerdings keine besondere Schönheit, ihre Nase war etwas platt gedrückt, der Mund etwas breit, und sie schielte sogar etwas mit dem rechten Auge, aber sie war fast zweimal so groß wie Herr Dumitru Velic und starknochig und von vollen, üppigen Formen, und Herr Velic hatte für diesen Schlag Weiber eine ganz besondere Schwäche. So wurde denn Ileana sein rechtmäßiges Weib; aber Jilibi Pfantir behielt doch recht, man munkelte nämlich in Banesti davon, daß Herr Dumitru Velic, der sonst die Autorität seiner Würde zu wahren verstand und dessen Wort in der Kommune von Gewicht, oft ausschlaggebend war, man munkelte davon, daß der ehrenwerte Bürgermeister in seinen eigenen vier Wänden sehr kleinmütig, sehr demütig war und nach der Pfeife seiner Ileana tanzte. Pope Konstantin hatte sogar eines Tages in Naftalis Schenke erzählt, daß er eines Sonntags um die Mitternachtsstunde, als er zufällig am Häuschen des Herrn Velic vorbeiging, ein Geräusch wie von applizirten Ohrfeigen vernommen, das allerhand Betrachtungen in ihm erweckt hatte.

Die Geschichten, die dem Popen Konstantin Sonntags um die Mitternachtsstunde begegneten, fanden sonst wenig gläubige Ohren, weil Seine Heiligkeit um diese Stunde des genannten Tages gemeiniglich in einem stark bekneipten Zustande nach Hause zu torkeln, respektive in irgend einem Straßengraben allerhand abenteuerliche Träume zu träumen pflegte, die er nachträglich für bare Wirklichkeit ausgab; aber die Geschichte von dem verdächtigen Geräusch in der Wohnung des Herrn Velic wurde ausnahmsweise geglaubt, und Ileana, die große, breitspurige Ehehälfte des Bürgermeisters, wurde von den Weibern in Banesti wie ein Phänomen angestaunt, bewundert, ja, vielfach beneidet, denn ein Weib, das die Kühnheit hat, ihren Mann zu ohrfeigen, ohne daß dieser dagegen zu remonstriren wagte, war seit Menschengedenken in Banesti nicht vorgekommen.

Herr Dumitru Velic ertrug sein Geschick wie ein Philosoph mit stiller Resignation, manchmal freilich beschlich ihn der traurige Gedanke, warum gerade ihn der Himmel dazu ausersehen, um durch ein Exempel zu illustriren, daß der biblische Satz: „Er soll dein Herr sein,“ auch im umgekehrten Sinne seine Geltung habe. Aber wenn er die schöne, volle Büste seiner Frau betrachtete, verflüchtigte sich gar rasch dieser traurige Gedanke und er freute sich darüber, daß er ein so starkes, wohlgebautes Weib sein eigen nenne, und tröstete sich mit dem Gedanken, daß ein Mann um diesen Preis einige Handgreiflichkeiten willig mit in den Kauf nehmen müsse. Dieser Trost stärkte das Gemüt des Herrn Dumitru Velic auch am Abend vor jenem Sonntag, an welchem die Volksversammlung in Banesti stattfinden sollte. Herr Velic hatte, um diese Manifestation zu einer recht imposanten zu gestalten, einige Tage zuvor unablässig agitirt, er hatte sogar eine sehr schöne Rede ausgearbeitet, die er mit selbstgefälligem Behagen seinem Weib vorgelesen und bereits im voraus in den Genuß geschwelgt, den ihm der Moment bereiten werde, wenn seine zündenden Worte die Freisassen elektrisiren; aber in letzter Stunde noch wurde dem würdigen Bürgermeister ein gar arger Strich durch die Rechnung gemacht. Madame Fortunat hatte nämlich Ileana aufs Schloß rufen lassen, und als diese nach einigen Stunden zurückkehrte, pflanzte sie sich kerzengerade vor ihren Gatten hin und sagte kurz und bündig: „Du wirst morgen Deine Rede nicht halten, Tica!“

Wenn Ileana die zärtliche Abbreviatur seines Vornamens gebrauchte, so ahnte Herr Dumitru Velic, durch bittere Erfahrungen gewitzigt, daß ein Gewitter im Anzuge war.

„Warum?“ fragte er kleinlaut.

„Aus tausend Gründen!“ sagte Ileana. „Madame Fortunat ist über Deine Wühlereien sehr aufgebracht. „Wenn Dein Mann Lust hat, einige Zeit im Gefängnis zu sitzen, so mag er nur weiter agitiren“, hat sie mir gesagt. Du wirst also Deine Rede nicht halten, Tica, laß andere sprechen. Mußt Du denn in alles Deine Nase stecken?“

„Das ist Politik, mein Kind,“ sagte Herr Dumitru Velic ernst, „das versteht ihr Weiber nicht.“

„Politik!“ lachte das starke Weib; „und ich verstehe nichts davon, Tica? Wirklich, ich verstehe nichts davon?“

Sie war bei diesen Worten ganz nahe an ihren Gatten herangetreten, und wenn zufälligerweise in diesem Augenblicke Pope Konstantin in Gehörweite sich befunden hätte, so würde er diesmal wieder jenes eigentümliche Geräusch vernommen haben, worüber sich Seine Heiligkeit ganz eigene Gedanken machte.

XVII.

Naftali zwirbelte still sinnend seine roten Schläfenlocken und musterte die Gestalten auf dem freien Platze vor seiner Schenke. Es waren an die sechzig Freisassen, wetterharte Männer mit langwallendem Haupthaar und ausdrucksvollen Gesichtern, die meisten in der malerischen Nationaltracht, mit weißen, bunt gestickten, auf den Schultern hängenden Lodenjoppen, mit schwarzen, breitkrämpigen Filzhüten, an denen rote, blaue und gelbe Bänder flatterten, mit weißen, enganliegenden Schafwollhosen und groben Bundschuhen an den Füßen und um die Hüften breite, mit kleinen Messingknöpfen besetzte Ledergürtel. Trotzdem es erst zehn Uhr war, hatten die Freisassen bereits durch ausgiebige Libationen sich gestärkt, so daß sie jetzt schon in einer erregten Stimmung sich befanden, und dieser Umstand vornehmlich stimmte Naftali sehr melancholisch und nachdenklich, denn die innere Freude, die er über den sicher zu erwartenden Massenkonsum an Wein und Schnaps empfand, wurde ihm durch einige trübe Erwägungen verbittert. Da waren vor allem unter den Freisassen so manche, die bereits bei ihm tief in der Kreide steckten und von denen vorauszusehen war, daß sie ihren heutigen Konsum zu den früheren Posten zuschreiben lassen werden. Ferner war anzunehmen, daß bei dem heutigen Gedränge einige bei günstiger Gelegenheit unbeachtet aus dem Staube sich machen werden, um der Pflicht, die Zeche zu bezahlen, überhoben zu sein, und schließlich konnte Naftali auch die Befürchtung nicht von sich weisen, daß es auch heute wie sonst, wenn es hoch zuging, zu einer Schlägerei kommen dürfte, wobei Stühle, Flaschen und sonstige Geräte in Trümmer gehen, also Unkosten, für die ihm niemand entschädigt, abgesehen davon, daß bei solchen Gelegenheiten als Draufgabe einige Püffe auch für den Schenkwirt abfallen.

Alle diese Gedanken zogen Naftali durch den Sinn, während seine kleinen grauen Augen auf den Freisassen ruhten, die gruppenweise, eifrig debattirend, vor der Schenke standen, während auf der Straße Frauen und Mädchen plauderten, lachten, eine Anzahl Gassenjungen sich herumbalgte und einige Hunde jämmerlich heulten. Aber nicht nur Naftali, auch der sonst so redselige Bürgermeister Velic war heute sehr melancholisch gestimmt, seine Rede brannte ihm auf der Seele; er hatte mit mühevollem Fleiß eine volle Woche daran gearbeitet und gar manche volltönende Phrase hineingeflickt, die er aus den im Amtsblatt abgedruckten Reden der Deputirten für seinen Zweck gesammelt, und diese Rede mußte nun ungehalten bleiben, das war ein schwerer Schlag für ihn, er rannte daher in nervöser Hast von einer Gruppe zur andern, warf bald da, bald dort eine zündende Phrase hin, um auf diese Weise wenigstens einigermaßen seinem bedrückten Herzen Luft zu machen.

Gegen halb elf Uhr trafen Pope Konstantin und Jilibi ein, man wartete nur noch auf Jonel, der auch bald darauf erschien. Die Freisassen empfingen den Sohn des Gutsherrn von Banesti mit aufrichtiger Freude und Ehrerbietung, alles drängte sich an ihn heran, um ihm die Hand zu drücken.

„Jetzt können wir beginnen,“ sagte Pope Konstantin.

Herr Velic hatte für die Herstellung einer kleinen, allerdings sehr primitiven Rednertribüne Sorge getragen, welche neben der Schenkthüre postirt war. Pope Konstantin meldete sich als erster zum Wort. Seine Heiligkeit hatte seine oratorische Begabung niemals geübt, obwohl ihm sein Beruf hiezu reichlich Veranlassung bot. Nur ein einzigesmal vor Jahren hatte er an einem Sonntag eine lange und eindringliche Predigt über die Mildthätigkeit an seine Gemeinde gerichtet, wozu er durch den ganz besondern Umstand bewogen wurde, daß ihm eine Anzahl Weiber, welche Vergebung ihrer Sünden hofften, als Mittel zu diesem löblichen Zweck ein Dutzend Hähne in die Kirche gebracht hatten, von denen jeder einen Franken am Halse hängen hatte. Diese zwölf Hähne und diese zwölf Silberlinge hatten ihn so tief gerührt, sein Herz mit einer solchen Menschenliebe gefüllt, daß sein Mund davon überfloß, er hielt eine rührende Predigt, die ihm aber schlecht bekam, denn er empfing eine Woche später von seinem Vorgesetzten, dem Protopopen, welchem die Geschichte von den zwölf Hähnen hinterbracht worden war, einen ernsten Verweis. Diese Predigt war die erste und letzte des Popen Konstantin gewesen. Was Wunder daher, daß ihm irr und wirr zu Mute ward, als er, auf der Tribüne stehend, die Blicke aller spannungsvoll auf sich gerichtet sah. Er räusperte sich, trocknete sich mit seinem rotgeblümten Taschentuch die Stirn und ließ sich von Naftali ein Gläschen Schnaps reichen, das er auf einen Zug leerte, und dieses Gläschen Schnaps wirkte wunderbar. Er begann zu reden, er sprach lange, anfangs stockend und zusammenhanglos, geriet aber bald ins Feuer, und die Worte sangen an, von seinen Lippen rascher zu rollen. Das ging so eine Weile, bis ihn schließlich ein starker Husten befiel, der seinen Redestrom jäh dämmte, er verlor hiedurch den Faden seiner Rede, aber er wußte auch diese Klippe glücklich zu umschiffen.

„Was ich euch alles noch sagen wollte, meine Brüder,“ rief er pathetisch aus, „habe ich augenblicklich vergessen, aber ihr könnt es euch denken! Also es bleibt dabei, wir wollen unsern letzten Heller daran setzen, um unser Recht vor dem Kassationshof zu verfechten. Gewinnen wir unsern Prozeß, dann ist alles gut, wenn nicht, ja . . .“ Der Pope schwieg. Was in diesem Falle geschehen sollte, hatte sich der Pope noch nicht zurechtgelegt, er unklammerte daher mit dem Zeigefinger seine rote Nase und schaute sinnend vor sich. Die Versammlung wurde ungeduldig.

„Ja, was dann?“ riefen einige Stimmen. „Das ist die Hauptsache, was dann?“

„Dann soll alle Rechtsverdreher der Teufel holen!“ schrie Pope Konstantin auf und schlug mit der geballten Faust auf die Tribüne.

Die Freisassen schienen aber auf den Teufel keine großen Hoffnungen zu setzen. Ein dumpfes Gemurmel ging durch die Versammlung.

„Bevor sie alle der Teufel holt,“ rief Dragosch, „ist aber unser Gut zum Teufel!“

„Ruhig, Kinder!“ schrie der Pope, „wir brauchen an den schlimmsten Fall nicht zu denken; ich hoffe zu Gott, daß der edle Erbe von Banesti, der hier neben uns steht, für uns eintreten wird, darum fordere ich euch auf, mit mir auszurufen, unser gnädiger junger Herr lebe hoch!“

„Er lebe hoch, der gnädige junge Herr lebe hoch!“ riefen einstimmig die Freisassen.

Jonel errötete, er wußte nicht recht, wie er sich gegenüber dieser spontanen Ovation zu verhalten habe. Da flüsterte ihm Velic zu:

„Jetzt müssen Sie, gnädiger Herr, eine kleine Rede halten!“

(Fortsetzung folgt.)

Plaudereien am Kamin.

Von

Paul von Weilen.

(Schluß.)

Mit vier Momentphotographien von Ottomar Anschütz in Lissa in Posen.

„Wenn ich mir nun erlauben darf," sagte Doktor Landen, „der gnädigen Frau noch einige Bilder vorzulegen, die allerdings einem weitaus andern Gebiet angehören, so möchte ich auf einen Gegenstand zurückkommen, der hier schon einmal besprochen wurde, nämlich auf die wunderbaren Aufnahmen von Ottomar Anschütz in Lissa, dem Erfinder und jedenfalls Meister der Augenblicksphotographie, welche täglich überraschendere Ergebnisse hervorbringt. Es sind dies hier zwei Aufnahmen von denen, die Herr Anschütz neuerdings im Zoologischen Garten gemacht hat: eine Tigerin und zwei Orang-Utangs in ihren natürlichen Bewegungen, wie sie dem Augenblick abgelauscht sind."

Er reichte Frau von Ramberg zwei Photographien, welche diese mit lebhaftem Interesse betrachtete.

„Das ist wirklich reizend," sagte sie, „eine solche Naturwahrheit habe ich noch niemals bei einer photographischen Aufnahme gesehen; das ist in der That dem Leben abgelauscht, man glaubt die Tiere lebendig atmend vor sich zu sehen."



Orang-Utango.

Sie reichte die Bilder weiter. Doktor Landen aber fuhr fort:

„Neulich schon, als wir von diesen Augenblicksbildern sprachen, welche an Schärfe und Präzision alles auf diesem Gebiet Geleistete übertreffen, machte Doktor Heilborn darauf aufmerksam, daß die genaue Feststellung der Muskelthätigkeit in der zusammengesetzten Bewegung bei der Diagnose über den Sitz von Lähmungserscheinungen wichtig werden könnte."

„Ich glaube das bestimmt," sagte Doktor Heilborn, „und habe mich bei den neu ausgestellten Aufnahmen davon mehr und mehr überzeugt. Das genaue Abbild der fortschreitenden Bewegung ist ohne Zweifel für die menschliche Muskelthätigkeit ganz ebenso lehrreich, wie man es für die des Pferdes gefunden hat."

„Ebenso aber," bemerkte Doktor Landen, „wird die Augenblicksaufnahme für die Kunst von ganz außerordentlicher Bedeutung. Herr Anschütz hat eine Reihe von Momentaufnahmen der Bewegung eines Speerwerfers und eines Diskusschleuderers gemacht, und es ist wunderbar, wie man da etwas ganz Neues zu sehen glaubt. Die besten antiken und modernen plastischen Kunstwerke sind immer nach einem Modell gemacht, das mitten in der Bewegung von dem Künstler in Ruhe gestellt ist, und diese Ruhe spiegelt sich dann auch in dem Kunstwerk wider. In den Augenblicksbildern sieht man aber in der Gestalt die wirkliche Bewegung, die nicht vorher zur Ruhe



Ländlicher Tanzplatz.

gestellt ist. Die photographische Platte ist eben empfindlicher als der Blick des Auges, der die Bewegung nicht zu teilen vermag, daher denn auch der Bildhauer bisher immer nur einen Augenblick der Ruhe darstellen und deshalb die Natur niemals erreichen konnte. Ebenso ist es bei dem Maler. Auch dieser konnte nur nach einem ruhenden Modell arbeiten und mußte dann die Bewegung nach eigener, immerhin hypothetischer Kombination hinzusetzen. Nun wird der Photographie möglich, was das Auge nicht vermochte, nämlich, die Bewegung selbst zu fixieren, und der Maler ebenso wie der Bildhauer wird an ganz neue Aufgaben herantreten und dieselben erfüllen können, wenn es ihm möglich wird, durch die Augenblicksphotographie in der Vollkommenheit, wie sie Herr Anschütz ausübt, die Bewegung selbst zu erfassen, statt wie bisher nur einen Ruhepunkt in derselben darstellen zu können."

„Es sind übrigens," sagte der Oberst von Fernau, „von demselben Herrn Anschütz Augenblicksphotographien aus dem Kaisermanöver bei Müncheberg aufgenommen worden, welche sowohl vom militärischen wie vom künstlerischen Standpunkt hohes Interesse bieten. Man sieht da Gruppierungen von außerordentlicher Natürlichkeit, welche, durch den Pinsel ausgeführt, Genrebilder von so lebendiger Wirkung geben müßten, wie sie nur sehr Starer durch eine Komposition erreicht werden könnten. Auch enthält die Sammlung vortreffliche Aufnahmen Seiner Majestät des Kaisers, sowohl in der Unterhaltung mit einzelnen Generalen, als auch in größeren Gruppen — überall in einer Natürlichkeit der Haltung und Bewegung, wie man sie so leicht auf keinem Bilde bisher gesehen hat."



Brüllender Tiger.

Digitized by Google

„Ah," rief Frau von Ramberg, „das würde mich außerordentlich interessiren wie alles, was unsern jungen Kaiser betrifft; leider sind dessen Reisen im allgemeinen ziemlich ungenügend illustrirt — es ist schade, daß Herr Anschütz mit seiner Augenblicksphotographie ihn nicht begleitet hat."

„Die Aufnahmen wurden bei einer kaiserlichen Reise, bei der großes Zeremoniell herrscht, schwerer zu machen sein als während der freien Bewegung des Manövers," sagte der Oberst, „die Manöverbilder aber sind wirklich vortrefflich, und ich werde sie der gnädigen Frau zur Ansicht senden."

„Als annäherndes Muster dafür, wie sich solche figurenreiche Vorgänge in den Anschützschen Momentaufnahmen zu gestalten pflegen," nahm Doktor Landen wiederholt das Wort, „kann ich Ihnen heute noch zwei kleine Bilder aus dem Landleben zeigen, die bei aller Anspruchslosigkeit des Gegenstandes das malerische Element zu einer für ein mechanisches Verfahren gewiß doppelt anerkennenswerthen Geltung bringen."

Nachdem die zwei weiteren Bildchen*), die der Doktor bei diesen Worten seiner Brieftasche entnahm, ebenfalls die Runde gemacht und allgemein Anerkennung gefunden hatten, dankte Frau von Ramberg für die interessanten Anregungen, während die Gesellschaft sich auf den Wink der Gräfin Sternfeldt erhob.

*) Seite 500 u. 502.



Da' Dias. Originalzeichnung von R. v. Ottenfeld.

Hab' thual er, Geld hab'n thual er,
An' Hof krieg'n thual er, nach der Hand
Wenn a' mal die Alt'n g'storb'n san,
Mit viel Vieh und Ackerland.
Tanz'n thual er, platt'n thual er,
And beim Madl in der Nacht
Dersterln thual er, einsteig'n thual er.
Bis s' cahm nur an' Lad'n aufmacht.
Faustschlab'n thuat er, Fingerhacheln,
Bildern thuat er mit der Büchs',
Raska' thuat er, brutal sein thuat er,
Aber sunst — sunst thuat er nix.

Konrad Dreher.

Ein Massenquartier reichshauptstädtischen Elends.

Von

Hans R. Fischer.

(Alle Rechte vorbehalten.)

I.

Gibt's eine Hoffnung, daß dem Menschengeschlecht noch neue große Triumphe bevorstehen, daß es nicht in sich selbst verkümmert und der Egoismus immer mehr zurückgedrängt wird, so ist es der stets mächtiger werdende Drang, der sozialen Mißstände nach Möglichkeit Herr zu werden. Man schaut, lindert und hilft heut anders denn früher. Die Geister der neuen Zeit wollen keine „Wohlthaten" erweisen, sie sehen ihr Thun zu Gunsten der Armen und Elenden als Pflicht an. Ehemals schwebte man gleichgiltig über den Bedrängten, jetzt geht man unter sie, erforscht und berät mit ihnen. Ueberall kennt's und spricht's. Und wenn auch noch Jahre dahinrauschen werden, ehe die ausgestreute Saat — man denke nur an die Wohnungsreformbestrebungen — sich zur ganzen Frucht entfaltet, die Hoffnung auf glücklichere Zeiten ist schon heute Gewinn. Ob je ein völliger Ausgleich zwischen Besitz und Nichtbesitz, Reichthum und Armut stattfinden kann, ist schwer zu sagen, aber daß argem Elend vorgebeugt und ein planmäßiges Vorgehen gegen soziale Bedrängnisse geschaffen wird, darauf ist unablässig hinzuarbeiten. Ueberall ist einzusetzen, da und dort anzuregen, die Begeisterung für edles Wirken zu wecken und an die Allgemeinheit zu appelliren. Es liegt an den Gesammtverhältnissen, dem Aufblühen des jungen Reiches, wenn heut der soziale Roman einen bedeutenden Platz in der Literatur einnimmt. Dem Dichter und Sittenschilderer ist es gegeben, in feiner Weise zur Lösung schwieriger Fragen beizutragen. Es sind beherzigenswerthe Worte, die kürzlich einer der namhaftesten deutschen Nationalökonomen, Professor Dr. Gustav Schmoller, an den Verfasser dieses Aufsatzes schrieb: „Zum Selberlesen hat die heutige Welt keine Zeit, aber zum Lesen. Und die Masse liest nur, was in künstlerischer Form ihr entgegentritt." Kein Einsichtiger wird die Wahrheit dessen bezweifeln; welche Unkenntniß herrscht noch vielfach in der höheren und mittleren Gesellschaft über die Lebensbedingungen und Anschauungen der unteren Klassen. Und doch würden Unzählige zu Aposteln werden, wüßten sie, wo zu raten und zu helfen ist.

Ein Ergebniß moderner Bestrebungen ist das am 24. Oktober 1887 eröffnete Berliner „Städtische Obdach", ein Obdachlosenasyl, das in Bezug auf Größe und Einrichtungen nicht seinesgleichen auf dem Erdenrunde hat. Vor einer Schilderung dieses Riesenasyls sei zunächst kurz der Geschichte der deutschen Asyle für Obdachlose gedacht. Die erste eigentliche Stätte für jene Unglücklichen, die nicht wissen, wo sie ihr Haupt zum Schlummer bergen sollen, wurde im Jahre 1869 von einer Anzahl angesehener Berliner Bürger begründet. Dieser „Asylverein für Obdachlose", der von 1869 bis Ende 1887 nicht weniger denn 1,511,780 Männer, 160,118 Frauen, 133,257 Mädchen und 29,359 Säuglinge aufgenommen hat, besitzt in der Reichshauptstadt zwei eigene, recht stattliche Gebäude, von denen eines für Männer und Knaben, das andere für Frauen und Mädchen bestimmt ist. Zwar gab es schon vor dem erwähnten Jahre, namentlich in Seestädten, Asylanstalten für ohne ein Unterkommen Umherirrende, aber dies waren sehr unvollkommene Nothbehelfe. Das von Berlin aus gegebene Beispiel fand rasch Nachahmung. Aus den verschiedensten Städten und Ländern liefen Anfragen ein, erbat man Unterweisung und Empfehlung. So erstand am 24. Dezember 1870 das Wiener Frauenasyl „Gisela-Heilanum", dem sich dann noch Häuser für obdachlose Männer anschlossen. Die Asyle der österreichischen Kaiserstadt können heut mit als mustergiltig gelten. Prag, München, Leipzig, Dresden, Hamburg und Breslau fügten sich an und schufen ebenfalls Vortreffliches. Als das zur Zeit größte Privatinstitut ist das Berliner Männerasyl zu bezeichnen, das jede Nacht 340 Personen ein Obdach gewähret; alle anderen Anstalten gehen unter diese Zahl. Im Durchschnitt ist überall ein drei- bis fünfmaliges Nächtigen im Monat gestattet, die Armen werden gespeist, und theilweise kommt ihnen auch ein Arbeitsnachweis zu gute. Von der Kommune unterhaltene Asyle befinden sich nur in Berlin und Breslau. Das in der Hohenzollernhauptresidenz befindliche letzte zu Anfang der siebenziger Jahre während der großen Wohnungsnoth auf. Inmitten von Feldern, Plätzen und freigelegenen Stellen schlug man damals Holzbaracken auf, um den hunderten obdachloser Familien einen Unterschlupf zu bieten. In Resten solcher Baracken war bis zum 23. Oktober 1887 nun das „Städtische Asyl für Obdachlose" in der Friedenstraße untergebracht, das von daraufolgenden Tage ab und im neuen Hause Städtisches Obdach benannt wurde. Man liest öfters Beschreibungen französischer und englischer Herbergen und „Pennen" und entsetzt sich über die Trostlosigkeit wie Unzulänglichkeit der Einrichtungen, aber das alte Berliner Städtische Asyl für Obdachlose übertraf alles. Hunderte von Menschen hausten in den mit Karbol und schrecklichen Ausdünstungen erfüllten engen Aufenthaltsgelassen wirr beisammen. Die Baracken bargen eine Anzahl schmaler Banke. Wer auf diesen einen Platz erhaschen und sich hinstrecken konnte, dünkte sich als der Glücklichste der Glücklichen. Dem Fortuna weniger hold war, der mußte sich auf dem harten Fußboden „betten", und da „rutzen" denn Alt und Jung, das Laster und die Unverdorbenheit neben und über einander. Des einen Rücken war des andern Schlafkissen. Zwischen diesen Menschenleibern gab's keinen freien Gang, nicht ein leeres Plätzchen. Doch es fand sich noch eine Kategorie von Insassen, und das waren die, welche nicht einmal auf bloßer Erde einen Platz zu erringen vermochten. Sie standen die ganze Nacht zusammengesunken da — und schliefen. Ja, die meisten umfing auch an diesem fürchterlichen Orte der gütige Traumgott und nahm ihnen auf Stunden alles Leid hinweg. Dieses Asyl war eine Pflanzstätte für Krankheiten und Laster, und Jeder, der es betrat, mußte sich sagen, daß er sich hier Krankheiten holen könne, die ihn sein Leben lang nicht wieder verließen. Und doch war es für Viele ein Segen, daß es existirte, denn es bot ihnen Obdach, wenn sie sonst keines hatten.

Dieses Asyl wurde nun durch das Städtische Obdach ersetzt, das, wie gesagt, am 24. Oktober 1887 eröffnet wurde. Es ist ein Riesenbau, der 1000 Personen Obdach gewährt. Ein Theil des Gebäudes ist für Männer, ein Theil für Frauen und Kinder bestimmt. Die Männerabtheilung ist in drei Stockwerken untergebracht, die Frauenabtheilung in zweien. Jedes Stockwerk hat seine Waschräume, Aborte, Badezimmer, Aufenthaltsräume und Schlafsäle. Die Schlafsäle sind mit Bettstellen versehen, die Bettstellen mit Strohsäcken, Kopfkissen, Decken und Bettlaken. Die Aborte sind mit Wasserspülung versehen, die Waschräume mit Wasserleitung und Ausgüssen. Die Aufenthaltsräume sind mit Tischen und Bänken versehen. Die Schlafsäle sind mit Gasbeleuchtung versehen, die Aufenthaltsräume mit Gasbeleuchtung und Gasheizung. Die Waschräume sind mit Gasheizung versehen. Die Aborte sind mit Gasheizung versehen. Die Badezimmer sind mit Gasheizung versehen. Die Schlafsäle sind mit Gasheizung versehen. Die Aufenthaltsräume sind mit Gasheizung versehen. Die Waschräume sind mit Gasheizung versehen. Die Aborte sind mit Gasheizung versehen. Die Badezimmer sind mit Gasheizung versehen.

Asyl wurde im letzten Verwaltungsjahre, vom 1. April 1886 bis Ende März 1887 besucht von 97,848 Männern, 7569 Frauen und 527 Kindern. Am nachhaltigsten war der Andrang im Monat Januar 1887, da pochten 15,396 Personen hilfesuchend an die Thore dieser gastlichen Stätte an.

Aber sämtliche hier wiedergegebene Zahlen verschwinden gegen die des neuen Städtischen Obdachs, das — es sei nochmals betont — augenblicklich das größte der Welt ist. Mit der Schaffung dieses Instituts hat die Berliner Stadtverwaltung eine That vollbracht. Oft fragte man sich bezüglich des alten Asyls: Wie können solche Baracken länger als ein Jahrzehnt bestehen? Aber man bedachte nicht, welche Hindernisse einem Asylneubau gegenübertraten. Die Opposition ging von einer kleinen, aber mächtigen Gruppe von Privaten und Vereinen aus, die alle mißtrauisch gegen eine Nachbarschaft der Obdachlosen Einsprache erhoben. Aber gerade dadurch wurde allmälich das Interesse erweckt, die Herzen erwärmten sich, und man gedachte seiner Pflicht, für humanitäre Schöpfungen einzutreten. Und die Menschenfreundlichkeit siegte denn auch. Wie schon erwähnt, besitzt Berlin zwei Privatasyle für männliche und weibliche Obdachlose, die im Jahre 1887 von 125,699 Personen besucht wurden. Zu diesen großen Werken von Bürgerkraft ist jetzt als drittes und umfassendstes das amtliche Städtische Obdach getreten. Es umschließt das „Asyl für nächtliche Obdachlose" und das „Familienasyl". Wieder mögen Zahlen beredter zeugen denn lange Ausführungen. Das neue Heim nahm auf: nächtliche Obdachlose (Männer und Frauen) vom 24. bis 31. Oktober 1887: 1576, im November: 12,984, im Dezember: 18,779, im Januar 1888: 27,014, im Februar: 27,485, im März: 37,216, im April: 33,423, im Mai: 18,141. Also in etwas über sieben Monaten 176,618 Obdachlose! Nach dieser trockenen Mitteilung könnte man leicht zu der Meinung gelangen, daß die Privatasyle und ein gut Teil Herbergen der Reichshauptstadt überflüssig geworden seien. Achten, wie je zuvor haben sie den Ansturm der Aufnahmebegehrenden zu bestehen. Berlin, welches am 2. Juni 1888 1,435,454 Einwohner zählte, wächst eben von Jahr zu Jahr ins Ungeheure, Tausende strömen voll kühner Hoffnungen und Pläne nach der verlockenden Stadt und finden am Ende nur ein kümmerliches Dasein, sie versumpfen oder gehen gänzlich zu Grunde. Rechnet man dazu das einheimische, naturgemäß auch beständig steigende Proletariat, so wird man die Füllung der Asyle nur allzu begreiflich finden.

Im Innern der Reichshauptstadt ist der Raum ebenso beschränkt als teuer, und so sind im Laufe des letzten Jahrzehnts die meisten öffentlichen Gebäulichkeiten, wie Unterrichtsanstalten, Kasernen, Krankenhäuser, Vorratsräume und so weiter, an der Peripherie emporgewachsen. Das Polytechnikum, ein Riesenpalast, liegt sogar auf Charlottenburger Gebiet, am Ausgang des Tiergartens. Vielfach ist die gewählte Lage die prachtigste. Hohe Bäume oder luftiges Gehölz umziehen die neuen Heims, welche hier dem nimmer rastenden, Leib und Seele tief berührenden Berliner Treiben entrückt sind. Aber auf wie lange? Das ist wirklich nur eine „Frage der Zeit". Nach West und Ost, Nord und Süd wächst die Reichshauptstadt, und wo heut noch idyllische Einsamkeit waltet, wird in nicht zu ferner Zeit der Hammerschlag der Fabriken dröhnen und überquellendes Leben herrschen.

Auch das Städtische Obdach, dessen Bau und Einrichtung etwa eine Million Mark Kosten verursacht haben — Grund und Boden ist in dieser Summe nicht einbegriffen — ist an der äußersten Stadtgrenze errichtet worden. Der Norden Berlins umschließt viel Not und Armut, ganze Straßen und Viertel bieten nichts als vier- bis sechsstockige Mietkasernen, die fast durchweg von den unbemitteltsten Bevölkerungsschichten bewohnt werden. Mit dem Städtischen Obdach ist die Physiognomie dieses Stadtteils noch ausdrucksvoller geworden. Wie häufig kommt es vor, daß die kommunale Zufluchtsstätte einschließlich der Familien über 2000 Obdachlose birgt. Und doch ruft dieses „Heim" äußerlich einen so freundlichen Eindruck hervor, daß es der Fremde wohl für ein vornehmes Stift halten kann. In einem noch keinen bestimmten Namen tragenden Straßeneinschnitt der Prenzlauer Allee zeigt sich ein dreistöckiger Backsteinbau; seine Bestimmung thut sich an der obersten Fassade in schwarzen Lettern kund: Städtisches Obdach. Schaut man rechts von diesem Hause, so gewahrt man ein großes Quadrat von Neubauten. Binnen weniger denn Jahresfrist werden hier die jetzt noch in der Mitte Berlins befindlichen städtischen Siechenanstalten und so weiter aufgelassen werden. Eine Gasanstalt und vereinzelt dastehende Privathäuser vervollständigen die Umgebung. Sonst dehnen sich Felder und Wiesen neben und vor dem Städtischen Obdach aus. Scharf abgezeichnet, treten aus dem Mauermeer der tiefer liegenden Reichshauptstadt Türme und Schlote hervor.

Zunächst sei die Abteilung der obdachlosen Familien, die im Vorderhause untergebracht ist, in Augenschein genommen. Wer durch irgendwelche Umstände mit Frau und Kindern seiner Wohnung verlustig gegangen ist, erhält für eine Woche Aufenthalt, Nahrung und materielle Unterstützung. Kommen besondere Verhältnisse in Betracht, so wird die erwähnte Frist verlängert. Bedingung ist in jedem Falle, daß das Familienoberhaupt indessen nach einer Unterkunft ausschaut. Sind die Bemühungen darum von Erfolg gewesen, so wird von der Armendirektion der Mietbetrag für einen halben oder ganzen Monat gedeckt. Ebenso werden etwa verpfändete Möbel für städtische Rechnung eingelöst und ihren Besitzern ausgehändigt. Bedürfen die Armen auch dringend anderer Bekleidungsstücke, so werden ihnen solche aus den eingelaufenen Liebesgaben übergeben. Die Raumverhältnisse des Familienasyls sind für 600 Köpfe berechnet, erfreulicherweise beläuft sich die tägliche Durchschnittsziffer nur auf etwa 200. Ja sorgen war im Oktober (1887) für 6886, im November für 4660, im Dezember für 5806, im Januar (1888) für 4158, im Februar für 4780, im März für 6382 Manner, Frauen und Kinder, welch letztere zum Teil aus Säuglingen bestanden. Der rechte Flügel



Bezirzke. (Zu Seite 500.) Nach Photographie.

des Hauses ist den Männern und Knaben, der linke den Frauen und Mädchen angewiesen. Wie in allen Anstalten, so hat man sich auch hier einer Hausordnung zu fügen. So bestimmt dieselbe, daß der Verkehr zwischen Eheleuten auf die Tagesstunden beschränkt, daß Annahme von Besuchen im allgemeinen nicht zulässig sei und daß ein anständiges Betragen gefordert werde. Dem wird auch mit verschwindend geringen Ausnahmen ohne Widerspruch nachgekommen. Wer sich dagegen verfehlt, hat Kostschmälerung, Absonderung von den übrigen Insassen und bei wiederholter Uebertretung Ausweisung aus dem Asyl zu gewärtigen. Um die Notwendigkeit derartiger Sätze würdigen zu können, muß man all die Elemente im Auge haben, welche das Städtische Obdach in seinen Schoß aufnimmt. Diese sind durch Siechtum, Krankheit, Arbeitslosigkeit oder irgendwelche Schicksalsschläge, jene durch Leichtsinn und eigene Schuld bis zur Obdachlosigkeit gefallen. Vom früheren Fabrikbesitzer bis zum Tagearbeiter, von der Dame der Gesellschaft bis zur Proletariersfrau ist das Elend geschritten; die verschiedensten Klassen und Stände haben hier einen Vereinigungspunkt gefunden. Aber kein Mensch kann seine Vergangenheit vergessen, wenige, die einst etwas in der Welt bedeuteten, öffnen den jetzigen Genossen ihr Herz, die meisten wollen nunmehr nichts weiter als Arbeiter sein. Ich habe das Städtische Obdach öfters besucht, doch die sich bietenden Bilder blieben im großen und ganzen immer dieselben. Der Eindruck des Düsteren und Erschütternden ist durch nichts zu verwischen. Je vier Frauen mit Säuglingen nehmen ein hohes, lichtdurchflutetes Zimmer ein; im übrigen ruhen je zehn bis zwanzig Personen beisammen. Nur der Nachtruhe wegen, welche durch die Kinderlaute allzusehr gestört werden könnte, geschieht die besondere Unterbringung der Mütter. Jede derselben, wie überhaupt jeder Insasse, ist im Besitz eines guten, mit starker Wolldecke versehenen Bettes, eines Tisches, Schemels und Schränkchens. Milchkocher sind in sämtlichen Korridoren angebracht. Wo ich auch immer eintrat, sah ich nichts als Gesichter in denen alles zu lesen war: verschwundenes Glück, Bitternis und Leiden. Man saß grübelnd da, andere unterhielten sich, wieder welche stillten ihre Kleinen, und der Rest besserte Sachen aus. Ja, mit dem Aeußeren ist es schlimm bestellt; aber wie wird der fadenscheinigste Rock, das alte Umschlagetuch wieder tragfähig gemacht! Männer sind weniger erfinderisch und sorglich, Frauen dagegen stellen ein Stück auch mit den geringsten Mitteln wieder her. Gleich dem Großen stand auch dem Säugling bereits das Elend im Gesichtchen geschrieben. Abgefallene und krankhafte Kinderköpfe blickten aus den Nutzkissen hervor. Wie könnte es auch anders sein! Lange Zeit haben die Eltern das kummervollste Leben geführt, und was sie gelitten, spiegelt sich dann auch in ihren Sprossen wieder. Das Wimmern und Schreien dieser Wesen, dazwischen die Beschwichtigungsversuche der Mütter und Aufseherinnen, hier in den Stuben das verkörperte Elend und draußen blühende Felder, deren Duft so hoffnungsfreudig hereinwinkte, — es war ein Stück sozialen Lebens.

Die trefflichste und reichlichste Nahrung wird gereicht. Bier, Milch, kräftige Brühen und Fleischspeisen empfangen kränkliche oder mit Säuglingen beschenkte Frauen in Extraportionen. Jeder „Familienasylist" erhält am Morgen, zu Mittag und abends neun Zehntelliter flüssiger Nahrung. Zum Frühstück und Abendbrot wird eine Hülsenfrucht-, Brot- oder Mehlsuppe, als Hauptmahlzeit meistens ein Gemüsegericht verabreicht. Weiter bekommt ein gesunder Mann täglich 600 Gramm, eine Frau 500 Gramm sogenanntes Landbrot. In Krankheitsfällen wird eine leichtere Art gewählt. Was Stillung des Hungers bedeutet, das gelangt so recht bei den erwachsenen Kindern zum Ausdruck; für sie ist reichliches Essen etwas Köstliches. Knaben und Mädchen sind während des Tages in kleinen Sälen versammelt. Da spielen sie unter Aufsicht, warten jüngere Geschwister oder machen Schularbeiten. Selbst während des nur einwöchentlichen Aufenthalts werden die Kleinen nicht ohne Unterricht gelassen, ein Elementarlehrer erteilt solchen jeden Vormittag. Wenig ist über die Männersalen zu sagen. Ihre Bewohner schweifen während des Tages, der für sie um 5 Uhr morgens beginnt und um 9 Uhr abends endet, zum Teil arbeit- und wohnungsuchend in der Stadt umher, die Dagebliebenen lesen, flicken — oder träumen. Entschiedener als bei den Ehefrauen ist bei den Männern eine gewisse Resignation und Erschlaffung ausgedrückt. Das starke Geschlecht steht an Zähigkeit dem schwächeren nach, es vermag dem unablässig nagenden Zahn des täglichen Elends geringere Widerstandskraft entgegenzusetzen.

Notizblätter.

Bildende Künste.

— **Der Kaiserpalast in Straßburg**, dessen Bau im Jahre 1883 begonnen wurde, ist nunmehr im wesentlichen samt der inneren Einrichtung vollendet. Die Mittel, welche seinerzeit der Reichstag gewährte, betrugen 2,600,000 Mark; indes wird noch eine Nachtragsforderung von etwa 60,000 Mark zur völligen Vollendung notwendig werden. Leiter des Baues war der Landbauinspektor Hermann Eggert.

— **Die Herstellung eines Sarkophags im Mausoleum zu Charlottenburg** für Kaiser Wilhelm I. hat der Kaiser dem Professor Erdmann Encke, dem Schöpfer des Luisendenkmals im Tiergarten, übertragen. Voraussichtlich wird der Sarkophag den beiden Meisterwerken Rauchs nachgebildet werden und die rührende Gestalt des greisen Helden tragen.

— **Ein paar Skizzen von Menzel und Kraus** wurden jüngst von Berliner Kunsthändlern zu Preisen verkauft, als handelte es sich um Berühmtheiten, die schon ein paar Jahrzehnte tot sind. Eine ganz flüchtige Skizze von Adolf Menzel, die der Künstler vielleicht in zwei Stunden auf das nächstbeste Quartblatt hingeworfen hat, darstellend eine junge Dame, die am Klavier gemalt wird, brachte 800 Mark. Ein nicht viel größeres, aber sorgfältig durchgeführtes Aquarell Menzels, das Leben und Treiben am Krönungstage in Königsberg, erzielte 5000 Mark. Eine leicht hingeworfene Studie von Kraus, eine Dame in Rokoko-Kostüm, wurde mit 2500 Mark bezahlt.

Digitized by Google

— **Die Apotheose Kaiser Wilhelms I.** das große Gemälde von Professor Ferd. Keller in Karlsruhe, das auf der Münchener Jubiläumsausstellung gerechtes Aufsehen machte, ist vom preußischen Staat für 80,000 Mark angekauft worden. Der Platz, an dem das Gemälde endgiltig Aufstellung finden wird, ist noch nicht bestimmt.

Bühne.

— **Auf der bayrischen Hofbühne wurde der Versuch gemacht,** „den Meister von Palmyra", ein dramatisches Gedicht von Adolf Wilbrandt, aufzuführen. Dieses Werk ist unleugbar reich dichterischen Details und der Fülle und Tiefe der Ideen wohl bedeutendste und reifste, was Wilbrandt geschaffen hat; aber der Umstand, daß hier von allen Heldenmädchen im Drama so völlig abgesehen wird, mußte den Erfolg des Abends bei der Unterrichtetheit des großen Publikums, wenn es zum erstenmal einer völlig ungewohnten, herbantigen Erscheinung gegenübersteht, in Zweifel gestellt erscheinen lassen. Indes von Aufzug zu Aufzug übte das mit genialiger Kraft der Phantasie erfüllte Werk seine Macht stärker und stärker auf den Hörerkreis, und am Ende war ein so vollständiger Sieg erfochten, wie ihn die Münchener Bühne nur selten zu verzeichnen hat. Der Meister von Palmyra ist eine durch und durch symbolische Dichtung; der Autor legt in sie sein Tiefstes und Letztes, was er in jahrelanger Betrachtung des großen Rätsels des Lebens und Todes abgerungen, in dichterischen Gestalten aufgezeigt. Der Wunsch des Unsterblichen, ewig fortzudichten in seiner unübertroffenen Weisheit, vielleicht die menschlichste Idee, die es überhaupt gibt, wird in dem Werke gleichsam als absorbirt gesehen und im Gegensatz dazu die Vernichtung des Einzelwesens, aber auch dessen ewige Neugestaltung und Fortentwicklung von Form zu Form (mit deutlichem Anklang an die Idee der Seelenwanderung) als des Symbols im Wechsel der Erscheinungen vorgeführt. Mit seinem dichterischen Sinn hat Wilbrandt den Zeitraum des absterbenden Heidentums und des aufstrebenden Christentums (von Diocletian bis Julian 284—363 vor Christo) als den günstigsten Rahmen für die fühnen Gebilde seiner Phantasie gewählt. Zwischen den einzelnen Aufzügen, von denen jeder ein Bruch Drama für sich ist, liegen je zwei Jahrzehnte. Es ist selbstverständlich, daß man an ein solches Werk nicht den Maßstab des eigentlichen Dramas zu legen berechtigt ist. Es gibt Ausnahmefälle, wo es dem echten Dichter gestattet ist, die dramatische Form lediglich als Mittel zu benützen, um einen hohen dichterischen Zweck zu erreichen. Der Faden der Begebenheiten, in den der Poet seine Ideen hineingewoben, ist etwa folgender: Apelles von Palmyra, ein reichbegabter, edler Jüngling, kehrt siegreich aus dem Perserkriege heim und gelangt in eine Wunderstadt, wo ihm die Herren des Lebens und des Todes erscheinen. Die Brust geschmückt von Siegestrophäen, wünscht er ewig auf Erden zu leben und seinen künstlerischen Beruf — er ist ein genialer Baumeister — in herrlichen Werken der Kunst auszuprägen. Sein Wunsch wird ihm vom Herrn des Lebens gewährt. Das Gegenbild zu Apelles stellt eine junge, todesfreudige Christin dar, die ebenfalls in jene Höhen gelangt und im Glauben an ein ewiges Leben im Jenseits wahrhaft irdische opfert, sobald es Gott gebietet. Diese Gestalt, Zoë (Zoë = Leben), ist es nun, die in sinnlicher Metamorphose den Alt zu Akt mit Apelles das Stück durchwandelt. Die gefangene Christin, die römische Hetäre, aber edlerer Art, die streng sittlich-häuslicher Gattin Pessina, der Onkel Hymnides, der wieder zum Heidentum zurückkehrt, und endlich die Arsakia, in der ein verhängnißvolles Erbstentum der Mütterlinie erscheint, sie alle sind ein und desselben Leben, zu dem sich Apelles in Liebe hingegeben fühlt und von dem er stets schmerzlich scheiden muß, weil es in seinem Fortstande, an der jeweiligen Lebensform, die in ihm verkörpert erscheinen ist, wie die meisten Menschen gern behaftet möchte. Der Tod als symbolischer Gestalt erscheint gegen den Schluß jedes Aufzuges, um jene Wandlung der Zoë zu vermenschlichen, bis am Ende des Werkes endlich auch Apelles die sanfte Notwendigkeit des Todes erkennt und als sittlicher bezeichnet. Die Sprache ist von edler Einfachheit und an vielen Stellen voll hervorragender Poesie.

— **Mitterwurzers Gastspiel am Stuttgarter Hoftheater** war dadurch von ganz außerordentlichem Erfolg begleitet. Der geniale Künstler spielte mit der ihm eigenen Vielseitigkeit den Narcis, den Wallenstein, die Tiefseele in Dahns „Hiltibrandsbesitze", den Shylock, den Obersten Isternitschkoff in J. von Weritzers „Kriegsplan" und Richard III. In jeder dieser Rollen lieferte er ein riesenartiges, von der Schablone abweichendes, geistvolles und packendes Charakterbild.

Kultur und Wissenschaft.

— **Die reichhaltige Bibliothek des verdorbenen Shakespeareforschers Nikolaus Delius** ist infolge letztwilliger Verfügung in den Besitz der Berner Stadt-Bibliothek übergegangen.

— **Siebenzehn Urkunden und Schreiben deutscher Kaiser** an die Stadt Frankfurt am Main, sind alle auf Pergament, aus den Jahren 1275 (Rudolf von Habsburg) bis 1419 (Marie Wissen I.), werden bei Gelegenheit der Wiedereröffnungsfeierlichkeiten im Römer aufgehangen, desgleichen drei große Kisten mit Urkunden, die sich auf die früher zum Kurfürstentum Trier gehörige Herrschaft Oberstein beziehen.

— **In Berlin ist ein Museum deutscher Volkstrachten** eröffnet worden.

— **Die Nähmaschine ist nicht,** wie häufig angenommen wird, eine amerikanische Erfindung, sondern eine französische. B. Thimonnier, ein armer Schneider zu St. Etienne, erbaute im Jahre 1830 nach den noch heute in wesentlichen geltenden Grundsätzen die erste Nähmaschine, die im Pariser Gewerbemuseum (Conservatoire des arts et metiers) aufbewahrt wird. Der Erfinder starb 1856 in dürftigen Verhältnissen.

— **Der Sarkophag mit dem Leichnam Alexanders des Großen,** nach dem die Archäologen lange gesucht haben, ist, wie man festgestellt scheint, wirklich gefunden worden. Im Jahre 1887 entgingen der türkische Archäologe Hamdy Bey den Sinn nahezu unbeschädigt erhaltenen Sarkophage, die auf einem eigenen Schiff nach Konstantinopel befördert wurden. Durch Sachverständige wurde festgestellt, daß sie Reliefs von Feldherren des großen Macedoniers bergen. Man bei einem, der sich durch bedeutend feinere Arbeit auszeichnete, sprachen verschiedene Anzeichen, zum Beispiel, daß das Portrait des Königs am Sarkophage angebracht war, daß er neben dem eines phrygischen Königs aufgestellt war, daß die Skulpturen drei Begebenheiten aus dem Leben Alexanders darstellen, daß nur dieser einen Leichnam in Binden gewickelt war und nach mehreren Angaben für die Annahme, daß es Sarg und Leichnam Alexanders des Großen sei. Ihre dauernden Aufnahme des Leichnams, den einst der Seele des großen Eroberers bewohnte, hat der Sultan einen eigenen Ankau an kaiserlichen Museen in Konstantinopel befohlen.

— **Das Haus Rafaels,** das in Rom noch eigener Angabe des Meisters von Bramante erbaut wurde, hält man für längst vom Erdboden verschwunden, bis jüngst durch einen Zufall, als man in den vatikanischen Archiven forschte, ein Dokument aufgefunden wurde, welches unzweifelhaft beweist, daß Rafaels Haus noch vorhanden ist, und zwar an der Piazza Scossacavalli, welche den alten und neuen Borgo in ihrem mittlern Teile verbindet. Indes ist wenig Hoffnung, das Gebäude zu erhalten, da gerade das betreffende Stadtquartier schon in allernächster Zeit der Niederreißung zum Opfer fallen soll.

— **Soeben ist eine französische Talmudübersetzung auf** Kosten der französischen Regierung mit den ersten und letzten Bande vollendet im Druck erschienen. Der Uebersetzer ist der gelehrte Bibliothekar an der Pariser Nationalbibliothek, der den sehr umfangreichen Namen Dr. M. Schwab führt; er gebrauchte zur Herstellung dieses Riesenübersetzungswerkes, das bisher für unausführbar galt, zwanzig Jahre seines Lebens. Hiemit ist wieder ein verhältnißmäßig nur unbedeutender Gegenstand deutschen Fleißes den Wissenschaften dauernd zugänglich gemacht und damit der Forschung ein ungeheures Gebiet eröffnet worden.

Natur.

— **In jener Zeit, als mächtige Eismassen ganz Europa** bedeckten und die klimatischen Verschiedenheiten zwischen Nord und Süd, zwischen Ost und West so gut wie vernichtet waren, konnte an den wenigen Stellen, die der Lage Sonnen- und Eis und Schnee leistete, nur eine verhältnißmäßig kleine Anzahl von Pflanzen zur Entwicklung kommen, welche sich mit einem Minderbetrag von Wärme zu begnügen im Stande waren. Als später die Gletscher schmolzen, fand eine Pflanzenauswanderung von Osten her statt, während die Gletscherflächen verdrängt und den schmelzenden Gletschern entweder nach dem hohen Norden, andererseits nach den Gipfeln der Alpen hin folgte, wo die Bedingungen, unter denen diese Pflanzen bisher gelebt hatten, einigermaßen beibehalten blieben. Demzufolge findet man noch heute Kolonien von Ur- oder Eiszeitpflanzen, welche sich an solchen Orten erhalten haben, an welchen ein kalter und feuchter Boden im Winter von großen Schneemassen, im Frühjahr von eisigem Wasser bedeckt ist. Diese Orte sind die nordwestlichen Moore. Hier findet man die interessantesten Kinder unserer ältesten Flora, die sich eben dadurch als solche zu erkennen geben, daß sie nach anderen im hohen Norden und auf den Gipfeln der Alpen heimisch sind. Durch eine Vergleichung dieser Moorflora mit den Floren östlicher Länder und des Alpengebiets zeigt sich, daß 85 Prozent unserer Moorflora der Eiszeit entstammen, denn von den 125 nordwestlichen Moorpflanzen kommen nicht weniger als 106 auch noch in Lappland, Island, auf der Nordküste Sibiriens und auf den Alpen vor.

— **Ein Diamant von 241½ Karat wurde in der Mine** Jagersfontein gefunden. Der Stein hat eine längliche Form, und seine Farbe ist ein reines bläuliches Weiß. Sein Wert wird auf 400,000 Mark geschätzt. Er wird durch das Schleifen natürlich viel an Gewicht verlieren, aber auch dann noch zu den größten zählen, die man bis jetzt kennt. Ungeschliffen hat das größte Gewicht in ungeschliffenem Zustande hatte der „Cullinan", nämlich 3032 Karat, nach dem Schleifen wog er 1250, Karat.

— **Von der Rinderpest, welche die Rindviehbestände in** Ungarn gewonnen hat, gelten folgende Zahlen einen Begriff. Es werden von der Krankheit befallen: 50 Gemeinden im Jahre 1881, 79 in 1882, 107 in 1883, 237 in 1884, 388 in 1885, 582 in 1886, 811 in 1887. Im Jahre 1887 waren etwa 33,500 Gehöfte von der verheerenden Krankheit befallen; die Gesamtheit der ungarischen Weideorte hält einen Flächenraum von etwa 900,000 Hektar aus.

Seewesen.

— **Bekanntlich verkehren die Schiffe sowohl unter sich** wie mit gewissen Küstenstationen auf Grund eines internationalen Signalbuches, die Kriegsschiffe derselben Flagge auf Grund eines besonderen, geheim gehaltenen Signalbuches. Diese Bücher sind sehr kunstreich erdacht, und man dürfte kaum etwas Besseres an die Stelle setzen können. Dagegen befindet sich die Signalgebung, die Uebermittlung der Zeichen von Schiff zu Schiff, noch im Urzustande. Sie ist sehr mangelhaft und unpraktisch. Bei Tage werden zur Signalgebung Flaggen verwendet, die nach einander in einer bestimmten Reihenfolge aufgezogen werden, was viel Zeit kostet und außerdem insofern verfehlt ist, als die Flaggen kaum zu erkennen sind, sobald die Schiffe in derselben Windrichtung liegen. Bei Nacht erfolgt nun die Flaggen durch bunte Lampen, die erst angezündet und dann jedesmal losgelöst und wieder herumgeschaltet werden müssen, wobei es sich leicht ereignen kann, daß die eine erlischt und somit ein falsches Signal gegeben wird. Unter den Mitteln zur Beseitigung der Uebelstände bei den Nachtsignalen nimmt das von der berühmten Firma Sautter & Lemonnier in Paris zur Ausführung übernommene System des spanischen Schiffskapitäns Adolfo eine hervorragende Stelle ein. Es besteht aus fünf elektrischen Glühlampen, die rot scheinen, sobald ein roter Blender vorgelegt wird, und die beständig eben am Maste hängen. Verdunkeln sind sie durch eine Leitung mit einer Batterie, die an einen Zeigertelegraphen erinnert, und welche auf ihrem Zifferblatt die Buchstaben- und Zeichenkombinationen des Signalbuches trägt. Wurde man nun die Kurbel auf die gewünschte Stelle, so erglühen eben die Lampen in der vorgeschriebenen Farbe und Anordnung, und es erglänzen jedoch am Kartenkasparate desselben Lampen in verkleinerter Gestalt, so daß der kontrollirende Offizier sich vergewissern kann, daß er das richtige Zeichen gab. Da die Lampen nur wenig Strom absorbiren, so lassen sie sich aus Batterien speisen, und kann man somit die Telegraphen selbst an Bord von Schiffen ohne elektrische Einrichtung zur Anwendung bringen.

Feste und Versammlungen.

— **Das siebente deutsche Turnfest findet in München** Sonntag den 28. bis Dienstag den 30. Juli 1889 statt. Der Prinzregent Luitpold hat das Protektorat über das Fest, Prinz Ludwig von Bayern das Ehrenpräsidium des Festausschusses übernommen.

Sport.

— **Während der Jagd Kaiser Wilhelms in Bückeburg** brachte der kaiserliche Jagdzug des Fürsten von Schaumburg-Lippe einen Sechzehnender von 461 Pfund Gewicht zur Strecke. Dieser prächtige Hirsch, der entsprechend 1,15 Meter hohe Stangen trauen, entnannt der Auftreiberei des dortigen Hofjagdbezirkes mit ungefähren Fürsten. Nach den guten Erfolgen, welche diese jährlichen Versuche ergaben, hat Kaiser Wilhelm den Plan gefaßt, nach seiner Rückkehr in der Schneehede auf gleiche Weise zu jagen.

— **Großartige Geldpreise werden in diesem Jahre** in Höhe von 104,000 Mark auf deutschen Rennbahnen ausgeteilt werden. Davon entfallen 50,500 Mark auf Berlin, 10,000 Mark auf Hannover, 6000 Mark auf Hamburg, 5000 Mark auf Charlottenburg, 4000 Mark auf Leipzig ꝛc. Diese Geldsummen sind mit ansehnlichen Preisen gegenüber.

— **Das Hamburger Rennprogramm** ist erschienen und nennt als ersten Renntag den 26. April. Den Sommerrennen am 21., 23. und 24. Juni ist der bedeutendste Tag der 23., da an demselben das auf 10,000 Mark erhöhte Derby und das auf 25,000 Mark erhöhte Derby gelaufen werden.

— **Ein neues Niagara-Opfer** ist in den Wasserstrudelstrom William Odmore geworden. Der Mann hat eine Wette von 10,000 Dollars eingegangen, daß er mit seinen Schwimmschuhen am 23. Mai glücklich die berüchtigten Strudel passiren wird.

— **Die Nennungen für das deutsche Hunderby** 1890 haben am 1. Mai 1889 mit Einzahlung von 10 Mark an das Generalsekretariat der Rennvereinskommission in Hannover zu erfolgen

Statistik.

— **Botanische Gärten gibt es auf der Erde,** wie die englische Gartenzeitschrift „The Gardeners Chronicle" mitteilt, gegenwärtig 197. Die meisten botanischen Gärten besitzt Deutschland, nämlich 34; die deutschen Kolonien zehen deren 27, Frankreich einschließlich der Kolonien 25, Italien 23, Rußland einschließlich Sibiriens 17, Oesterreich-Ungarn 13, Großbritannien und Irland 12, Skandinavien 7, Belgien, Holland, Cypern, die Vereinigten Staaten je 6, Portugal und die Schweiz je 3, Dänemark und Rumänien je 2, Brasilien, Chili, Ecuador, Argentien, Neuseeland, Guatemala, Japan, Peru und Serbien je 1.

Gestorben.

— Dr. Karl Anton Wetterbergh („Onkel Anton"), einer der bekanntesten schwedischen Romanschriftsteller, auch in Deutschland viel gelesen, 84 Jahre alt, am 31. Januar, in Stockholm.

— Friedrich Bremer, Bildhauer und berühmter Münzmodelleur, 73 Jahre alt, am 1. Februar, in Hannover.

— Claude Guigue, Oberarchivar des Rhonedepartements, namhafter Altertumsforscher, 50 Jahre alt, Anf. Februar, in Lyon.

— Wirklicher Geheimrat Bernhard von Könitz, Präsident des Kollegiums für das Heimatwesen, 68 Jahre alt, am 3. Februar, in Berlin.

— Oberstleutnant Gustav Widmann, ungarischer Adjutantendirektor, Präsident des Klubs der liberalen Partei, am 9. Februar, in Budapest.

— Ludwig Schneider, Bürgermeister a. D., früher Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung und des preußischen Landtages, 79 Jahre alt, am 9. Februar, in Schmiedel a. d. G.

— Professor a. D. Karl August Erler, früher Techniker der Projektion, des Zeichnens und Planzeichnens an der königlichen Baugewerkeschule und dem Polytechnikum zu Dresden, ausgezeichneter Lehrer, 68 Jahre alt, am 10. Februar, in Dresden.

— Josef Speckbacher, der letzte Sohn des bekannten tirolischen Befreiungsführers, pensionirter Adjunkt des Innsbrucker Oberlandesgerichts, 82 Jahre alt, am 10. Febr., in Hall in Tirol.

— Professor Karl Schiller, hochverdienter Schulmann und bekannter pädagogischer Schriftsteller, am 11. Februar, in Wien.

— Cesare Guasti, Vorstand des königlichen Archivs von Toskana und Direktor Sekretär der königlichen Akademie della Crusca, hervorragender historischer Forscher, besonders um die Kenntgeschichte Toskanas verdient, am 12. Februar, in Florenz.

— Lucca, bekannter italienischer Maler, der sich besonders durch seine Miniaturporträts einen Namen gemacht, früher neapolitanischer Hofmaler, 90 Jahre alt, am 14. Februar, in Cardiff.

— Frau von Schiller, geborene Lahr, Schillers Schwiegertochter und Witwe seines ältesten Sohnes Karl, Oberförsters in Loch, 65 Jahre alt, am 14. Februar, in Stuttgart.

— Theodor Hauptner, königlich preußischer Musikdirektor, polnischer Komponist, 67 Jahre alt, Mitte Februar, in Berlin.

— Wilhelm Coulon, k. k. Kommerzialrat und Zentraldirektor der Allgemeinen Bank der Vereine Oesterreichs, einer der hervorragendsten Bankmänner auf dem Gebiete der Papierfabrikation, 64 Jahre alt, am 15. Februar, in Wien.

— Prinzessin Dietlinde Marie Therese Josefa Adelgunde, jüngste Tochter des Prinzen Ludwig von Bayern, 1 Jahr alt, am 15. Februar, in München.

— Wirklicher Geheimrat Dr. Heinrich Ernst Karl von Dechen, Oberbergshauptmann, einer der hervorragendsten deutschen Montanisten, 89 Jahre alt, am 16. Februar, in Bonn.

— Tillisch, früherer dänischer Minister, seinerzeit Regierungsvorsitzender in Schleswig, 88 Jahre alt, am 16. Februar, in Kopenhagen.

— Justizrat Trimborn, Mitglied des deutschen Reichstages und des preußischen Abgeordnetenhauses, dem Zentrum angehörig, am 17. Februar, in Köln.

— Kirchenrat Professor Dr. Karl Löbermann, Senior der theologischen Fakultät an der Universität Kiel, 54 Jahre alt, am 17. Februar, in Kiel.



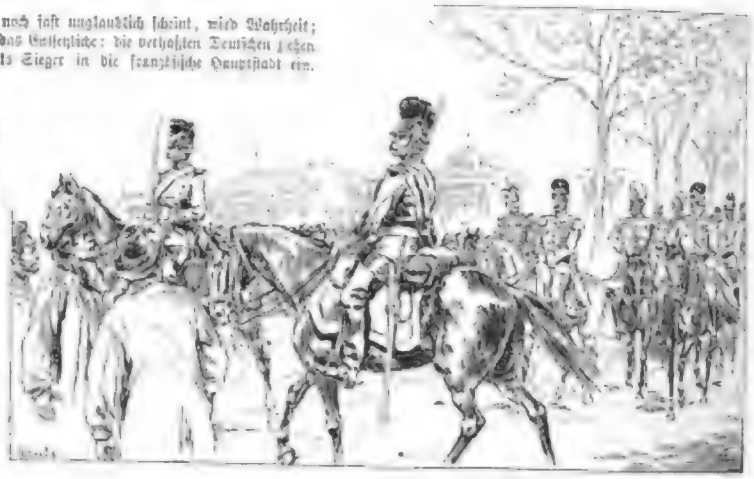
Ein recht deutsches Buch.

Mit Originalzeichnungen von G. Brandt.

Nach Paris zur Zeit seiner Belagerung durch deutsche Truppen führt uns der in den letzten Februartagen des Jahres 1871 beginnende Roman „Der Ulan“ von Johannes van Dewall, dessen dritte Auflage soeben in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart in einer besonders sorgfältig ausgestatteten, mit zahlreichen Abbildungen gezierten Gestalt erschienen ist. Die kleine Auswahl dieser zierlichen Bildchen, die wir gegenwärtigen Zeilen einfügen, wird unseren Lesern nicht nur eine Andeutung von dem geben, in welchen Gebieten sich der Inhalt und die künstlerische Ausstattung des zu immer größerer Beliebtheit gelangenden Buches bewegen, sondern ihnen sicherlich auch eine willkommene äußere Erinnerung an jene historisch große, gewaltige Zeit bieten, die uns van Dewall in geistvollster Weise vor Augen führt. Doppelt anziehend weiß er sein Buch zu gestalten, indem er die voll frischer, martiger Kraft geschilderten historischen Vorgänge mit den graziösen Arabesken feingebildeten Salonlebens und eines fesselnden Herzensromans anmutig durchflicht. Sehen wir zu, wie viel uns die heute ausgewählten Bildchen, durch ein paar kurze Anmerkungen unterstützt, von diesem Roman verraten!



Was ihnen noch fast unglaublich scheint, wird Wahrheit; ja, es geschieht das Entsetzliche: die verhaßten Deutschen ziehen hoch zu Roß als Sieger in die französische Hauptstadt ein. Ein Rittmeister und ein Reserve-Offizier kommen ins Quartier zu den beiden Damen, die sich unmittelbar nach dem unvermeidlichen Empfang in tiefste Unnahbarkeit zurückziehen, sich aber bald durch das ebenso taktvoll Rücksicht nehmende, als von berechtigtem Stolz getragene Wesen der beiden Offiziere veranlaßt sehen, aus ihrer Verschlossenheit herauszutreten und die zuerst streng auf sich Angewiesenen zur Familientafel zu ziehen. Die beiden Damen kommen auf die Ulanen zu sprechen, vor denen sie Entsetzen und Abscheu äußern.





Im stillen, behaglich ausgestatteten Gemach sind zwei Damen der besten Gesellschaft, Tochter und Mutter, letztere noch nicht vierzigjährig und so gut konservirt, daß sie mit der überaus früh verwitweten Tochter noch um den Preis der eleganten Erscheinung zu ringen im stande ist, einander weinend in die Arme gesunken. Ihre Erregung kann uns kaum Wunder nehmen. Sind doch bereits fünf Monate der Belagerung über sie und die bedrängte französische Metropole dahingegangen, haben doch die feindlichen Granaten oft genug verheerend bis in die Champs Elysées herüberschlagen.



Aber nicht das ist es, was den Beiden so nahe geht, sie haben solche Schrecken ertragen gelernt. Nun aber hat der würdige geistliche Herr da ihnen die neuesten Nachrichten überbracht, die er einem der Extrablätter entnommen, um die man sich eben auf den Boulevards reißt. Sie berichten von den Präliminarien des Friedens, der Frankreich so teuer zu stehen kommen soll. Das bringt die echt französisch gesinnten Gemüter außer Fassung.

Sie suchte instinktmäßig eine größere Entfernung zwischen sich und einen so gefährlichen Menschen zu bringen. Der Pfarrer bekreuzte sich in Gedanken und Cousin Georg riß seine Augen unnatürlich weit auf und zog die Brauen erschrocken bis zur halben Stirnhöhe empor.

Ein tiefes Schweigen trat ein.

Es war ein über alle Maßen peinlicher Moment.

Der Offizier begriff mit einemmal, in welch eine eigentümliche Lage er sich durch das eine Wort unvorsichtigerweise gebracht hatte; an den Namen „ulan“ knüpften sich für diese Menschen ja die Schreckgebilde von rauchenden Dörfern, niedergeschossenen Männern und Weibern, verkohlten Leichen, dem Raub und Plünderung! — Die französischen Journale strotzten ja von den haarsträubendsten Lügen über jene ulans.

Wie sollten die Frauen namentlich im stande sein, hier Lüge von Wahrheit zu unterscheiden!

Die Gräfin hatte bereits eine zu hohe Meinung von den preußischen Offizieren gefaßt, sie glaubte nicht recht gehört zu haben und erwartete, das Rätsel würde sich jeden Augenblick lösen. Die lebhafte Phantasie der Madame d'Aubange aber sah urplötzlich in dem schönen Boten eine Art von verfeinertem Briganten, einen modernen Fra Diavolo, und um so gefährlicher, weil er unter so gewandten Formen in einer so verführerischen Außenseite auftrat.

„Großer Gott! — schütze mich!“ stammelte sie, unschlüssig, ob sie fliehen oder bleiben sollte.



„O, jene furchtbaren Reiter!“ seufzt die jüngere. „Das ist sicherlich alles nicht mit rechten Dingen zugegangen. — Haben vier ulans nicht ganz Nancy genommen und den Maire gezwungen, ihnen die Schlüssel der Stadt zu überreichen? War das etwa kein Verrat, als heute morgen hundertundfünfzig Mann dieser schrecklichen ulans ganz allein das arme Paris betreten?!“

Der Rittmeister tritt für die Angegriffenen in die Schranken, aber erfolglos. Seine Versicherungen, daß die den Ulanen vorgeworfenen Unmenschlichkeiten auf Verleumdung beruhen, rufen nur ungläubiges Kopfschütteln hervor. „Dann wissen Sie es eben nicht!“ entgegnet man ihm.

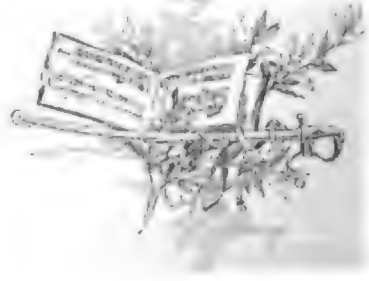
„Nun denn, Madame,“ sagt er mit seiner überlegenen Ruhe, „Sie werden mir es glauben müssen — ich bin selbst Ulan!“

Wäre plötzlich die Decke eingestürzt, oder hätte er gesagt, er wäre Cartouche, der Schreck der Anwesenden hätte nicht größer sein können.

Die Gräfin erbleichte und begann zu zittern. „Oh mon Dieu! Oh, ma mère!“ rief Madame d'Aubange und schaute eine Sekunde lang den Offizier mit weit geöffneten Augen ungläubig an, dann schob sie plötzlich, als wollte sie aufspringen und die Flucht ergreifen, ihren Stuhl heftig zurück.

Solchergestalt spinnt sich eine originelle und reizende Herzensgeschichte an, für deren weitere Verfolgung wir unsere Leser auf das Buch selbst verweisen müssen, das sie ebensosehr durch den interessanten Gang seiner Handlung fesseln wird als durch die vornehme und lebendige patriotische Empfindung, von der es durchglüht ist, und die ihm neben dem bestechenden novellistischen Reiz auch einen tiefgehenden ethischen Wert verleiht. In erster Linie empfiehlt sich der flott geschriebene Roman nicht nur denen, die eine eigene lebendige Erinnerung an die großen Kämpfe der Jahre 1870 und 1871 bewahren, sondern allen Angehörigen des edlen Kriegerstandes, insbesondere den stattlichen Portepéeträgern sowie ihren zahlreichen Freunden und — Freundinnen.

-ch.



Digitized by Google

Die Dufferin-Terrasse in Quebec.

(Hierzu das Bild Seite 492.)

Einer der schönsten Punkte der zweiten Hauptstadt Kanadas, des reizend gelegenen Quebec, ist die im Bilde vorgeführte Dufferin-Terrasse. An der nördlichen Seite des mächtigen St. Lorenzstromes und an der Einmündung des St.-Charles-River baut sich die imposante Stadt, die eine der festesten militärischen Positionen Nordamerikas bildet, terrassenförmig auf dem Vorsprunge eines 345 englische Fuß hohen Bergzuges auf, dessen Endpunkt, das Cap Diamant, eine große, die Umgebung beherrschende Citadelle krönt. Die Stadt selbst gestaltet infolge ihrer Lage in zwei Teile, die Oberstadt, welche etwa 100 Fuß tiefer als das Cap sich auf einem kleinen Plateau erstreckt, und die Unterstadt, auf dem schmalen Saume zwischen dem Steilabfall und dem Fluß. Direkt am Fuße der Citadelle liegt die durch ihre wundervolle Aussicht über Stadt und Strom ausgezeichnete Dufferin-Terrasse. Früher führte sie den Namen Durham-Terrasse, und war bedeutend kleiner als jetzt. Auf Veranlassung des Lord Dufferin, der als Vicekönig dem Kanada sein besonderes Interesse der Stadt zuwendete, wurde sie erweitert und erhielt den Namen dieses in Kanada ungemein beliebten Mannes. Die Terrasse ist nicht nur wegen ihrer entzückenden Lage berühmt, sondern es knüpfen sich an sie, wenigstens an ihren älteren Teil, die Durham-Terrasse, auch die frühesten geschichtlichen Erinnerungen der Gegend aus jenen romantischen Zeiten, wo sich die ersten Ansiedler gegen die feindlichen Angriffe der Irokesen verteidigen mußten. An dieser Stelle wurde das erste roh aus Holz gezimmerte Fort gegen die Indianer erbaut. Hier stand das alte Schloß St. Louis, welches vor zwei Jahrhunderten den Mittelpunkt der kanadischen Regierung und das Bollwerk gegen alle Feinde des Landes bildete. Das Schloß ist niedergebrannt, und seine Steinmassen dienten zum Bau der herrlichen Promenade, die eine Stadt haben kann. Zierliche Pavillons schmücken die Ecken der Terrasse. Von ihnen aus schweift der Blick über den Strom, dessen glänzender Wasserspiegel bedeckt ist mit einer Menge großer und kleiner Fahrzeuge. Zwischen den gewaltigen Kriegs- und Kauffahrteischiffen tummeln sich flinke Boote, deren weiße Segel über die weite Fläche rasch hin und her huschen. Auf den grünen Ufern des Stromes reiht sich Ortschaft an Ortschaft, und darüber hinweg grüßen aus blauer Ferne Hügel und Bergketten. Aus der Unterstadt, dem Sitze des Handels und der Gewerbe, tönt dumpf und verworren der Lärm des geschäftlichen Lebens und Treibens und vermischt sich mit den heiteren Klängen eines Musikchors, welches in einem der Pavillons seine lustigen Weisen ertönen läßt. Und immer entdeckt das Auge neue Schönheiten, mag man nun beim hellen Sonnenscheine oder beim milden Glanze des Mondes diesen herrlichen Aussichtspunkt besuchen, um den Quebec wirklich zu kennen ist.

Hausfrauenleben in Afrika.

Von

Mme. Marlet.

(Maria Cop.)

(Alle Rechte vorbehalten.)

Zwischen dem ewig blauen Himmel und dem ewig blauen Meer erwacht die weiße Steinstadt Algier. Und wie der Goldglanz der Sonne darüber hinfliegt, nennt sie die phantasiereiche Sprache des Arabers mit Recht eine weiße Perle in zwei herrlich blaue Türkise eingefaßt — Firmament und Ozean.

Am besten sieht man dies von der Ferne, dort, wo unsere Sommerbehausung steht, am Rande des riesigen Champ de Manoeuvre, zu Füßen der prachtvollen, villengeschmückten Hügel von Mustapha-Supérieur.

Noch ist es nicht ganz fünf Uhr. Aber die alte, liebe Sonne steht schon auf ihren afrikanischen Paradeposten, und schmetternde Trompetentöne erwecken rings die Bewohner.

Im Norden würde man darüber brummen, aber unter diesem lachenden Himmel ärgert man sich nicht. „Die Clairons!“ sagen die Hausmädchen und Diener, indem sie halb seufzend, halb lächelnd die Thore öffnen. Und bald bilden sie kleine Versammlungen auf der Straße und sehen dem bekannten Auftritt lebhaft zu. Es ist aber wirklich ein malerischer Anblick, an dem das Auge nie ermüdet.

Da fliegen sie über die Ebene hin, zwei arabische Spahis,*) der weiße Burnus im vollen Sonnengold flatternd, auf den hohen, roten, reich gestickten Sätteln, ein edles, feuriges Tier unter sich.

Mit einem kühnen Griff schleudern sie plötzlich ihre Gewehre hoch in die Luft und fangen sie wieder auf, immer dahinjagend, oder jenem sie dicht an den Ohren ihrer sich stolz aufbäumenden Pferde ab, und diese kühne Bewegung erinnert den unterworfenen Wüstensohn an seine Fantasia,**) an seine einstige stolze Freiheit.

Die französischen Turcos umkreisen zugleich zu Pferde das große Exerzierfeld unter dem schattigen Dach einer Platanenallee, und immer wieder tönt das fröhliche Trutara, Trutara ungenirt durch die weit offenen Fenster der Villen herein.

Indessen halten an den Straßenecken Araber mit ihren Ziegenherden und melken auf Wunsch die Frühstücksmilch. Die Hausfrau, die eine Villa mit einer Straßen- und Gartenfront besitzt, braucht nicht vor dem bekannten Wiener „Körbelgeld“*) zu zittern. Niemand geht zu Markt. Ueber die Ebene jagt ein Reiter auf einem Pferde, welches bei uns mindestens einen General tragen würde, und ruft zum Fenster herein: „Der Fleischer!“ Ist der Auftrag gegeben, so stürmt er mit einer eleganten Wendung wieder fort und erscheint in unglaublich kurzer Zeit wieder, ein zierliches Paket — den Fleischbedarf des Tages — natürlich wieder durch das Fenster hereinschaffend, häufig durch einen flüchtigen Wurf mitten auf den Salontisch.

Der nächste, der den arabischen Klopfer auf der Straßenseite in Bewegung setzt, ist der Briefträger. Seine Uniform besteht so ziemlich ganz aus weißem Leinen. Eine blaue, leichte Arbeitsbluse ist mitunter darüber gezogen. Auch der Hut ist gegen die Sonnenglut mit einem weißen Tuch, das schützend in den Nacken fällt, bedeckt.

„Fünfzig Kilometer bei dieser Hitze!“ murrt er, freundliche Teilnahme suchend, und ermuntert sich dann selbst: „Vorwärts — schmelzen thut ja der Mensch nicht!“

Damit ist das Innenleben des Hauses am Morgen auch beendet — im Orient lebt alles im Freien — und die Hausfrau begibt sich in den tiefschattigen Garten. An seinem Gitter vorüber streichen nun die vielen arabischen Lebensmittelverkäufer, ihre verschiedenen Waren mit lauten Rufen ankündigend. Alles, was eine wohlversehene Markthalle an kulinarischen Genüssen bergen kann, defilirt in der angedeuteten Weise hier vorüber. Nur einem an die schlanken Laute gewöhnten Ohr sind die Rufe, mit denen jeder sich ankündigt, verständlich. Der Dorfrabiner spricht die paar französischen Brocken, die er zu seinem Kleinhandel braucht, hart und oft völlig falsch aus. „D—és ess!“ ruft der Gierhändler, „Pommes d'amour!“ der Gemüsehändler, „Des oignons!“ der Zwiebelverkäufer, der sich über den gleichlautenden, täuschend ähnlichen Ruf eines die Straße zurückkommenden Fischhändlers: „Des poissons!“ ärgert. Durch das Gartengitter wird indessen auch das Brot hereingereicht, aber das lärmende Straßenkonzert dauert noch lange fort.

Ein schriller, gellender, unheimlicher Ruf, ähnlich dem Schrei einer Eule, fällt uns unter den anderen auf. Es ist die maurische Wahrsagerin, und bald steht sie an der Pforte, mit dem bagern braunen Arm durch das Gitter etwas „Grünes“ für die Zimmervögel anbietend. Doch ihr Schrei „Oiseaux, oiseaux!“ (Vögel) ist nur ein Vorwand für ihr mystisches, dunkles Gewerbe, und unter falscher Firma lockt sie ihre Käufer. Ihre Tracht und ihre Geberden sind unheimlich phantastisch. Klirrende Armspangen aus Knochen, ein schwarzes, lumpenartiges Tuch um den Kopf, in dem verzerrten Gesicht durch blaue Striche die Zahl ihrer Kinder angezeigt, in Leinenlumpen taucht sie plötzlich vor uns auf, die Luft mit ihrem wilden Ruf durchschneidend.

Und wieder ein anderes, ein freundlicheres Bild zieht in diesem buntbewegten Kaleidoskop vorüber: ein junger arabischer Luxushändler. Er bietet drei in der arabischen Industrie — weiß Gott, warum? — stets zusammengehörende Artikel an: schöne Straußenfächer für Damen, kleine Strohfahnen zum Kühlen der Sirocceluft für Männer und rote jüdische Pantoffeln. Alle drei Artikel sind sehr beliebt und finden an heißen Sirocctagen oft reißenden Absatz. Das ist afrikanische Mode. Besonders der kleinen Strohfächer bedient sich alles, Kutscher wie Wageninsasse, Missionar wie Rabbi oder Kadi, als Waffe gegen die Stiche des verdächtigen Wüstengrußes.

Aber was wird bei diesen Schilderungen aus der gepriesenen üppigen, beschaulichen Ruhe des Orients? Der Leser empfängt den Eindruck, als ob so eine arme Hausfrau in Algier ihr Leben in ruhelosem Hasten hinbringen müsse. Doch dem ist keineswegs so. Auf ihr Ruhebett inmitten des tropischen Parfes hingestreckt, besorgt und überwacht die Hausfrau alle Anschaffungen für Küche und Keller. Die ungemein klare, reine Luft trägt den Ton auch der schwächsten Stimme sehr weit, und die Dienerschaft besorgt den Verkehr zwischen Gitter und Haus.

Schlecht geht es der Hausfrau nur während des Ramadan, des vierzigtägigen schweren Fastens der Araber. Wo Mohammed ruft, verlockt keine Söhne kein Gelderwerb! Mit tragen Gliedern und wüstem Kopfe verspüten sich alle Boten, alle Händler, alle arabischen Diener. Die gemütlichen unter ihnen petitioniren bei der Hausfrau: „Thu mir den Gefallen, schicke Deine Mahrebin (Christen) um die Waren, denn das große Fasten macht uns müde und hungrig!“

Will man aber aus Laune seine Hausfrauenrechte einmal selbst besorgen, so bedarf man abermals nicht der Begleitung einer Küchenfee. Die Place des Chartres ist der Sammelplatz aller einkaufslustigen Damen — verschiedener Gesichtsfarbe. In diesem echt orientalischen Gewoge, das man mehr der Menschenmassen als der Waren halber aufsucht, zwischen diesen Bergen von goldroten Orangen, feinsten Datteln, berberischen Feigen und Bananen sticht besonders der orientalische Jude hervor, durch seinen feinen, weißen Handelsinstinkt auch hier Herr des Platzes. Dabei jupft, stößt und drängt uns alle Augenblicke eine ganze Bande arabischer Straßenjungen mit Henkelkörben am Arme. „Porter!“ lautet der zudringlichste Ruf. Es sind das die landesüblichen Träger; für einen Sou laufen sie eine Meile weit. Wehe aber dem Fremden, der auch nur das kleinste Paket selbst trägt und es sich gutwillig nicht entreißen läßt. Da wirft sich der kleine Arab stolz in die Brust und orrspottet ihn laut wegen dieser argen Unzukömmlichkeit. Man bekommt da mitunter zum Beispiel das wenig schmeichelhafte Kompliment zu hören, daß wir Christen niederknieen „wie die Kamele“, statt, wie es sich doch schicke, beten Gebet die Arme um die Kniee zu schlingen, und so weiter.

Auf dem Markt erscheinen auch die bis an die Augen — die um so leuchtender hervorblitzen — weiß verhüllierten Schönen der arabischen Harems, mit den glänzenden Goldspangen an den schönen, nackten braunen Armen. Vielleicht entstand auch gerade hier jenes arabische Lied, mit dem wir diese kurze Schilderung abschließen wollen:

„Frau, mit den vollkommenen Waden,
Gestattet daß du mich — Du,
Denn wer ist meine Birk
Und nach immer sagst du: ‚Geh!‘“

*) Araber im französischen Militärdienst, besonderes Corps.

**) Kriegstanz der Araber; bei Hochzeiten und anderen festlichen Anlässen üblich.

*) Eine tägliche kleine Mehrausgabe der Köchin — zu eigenen Gunsten.

Neue Bücher und Schriften.

Alker, Vh., Aberglaube u. Wissen im Einklange. Leipzig, M. Spohr.
Bau der Unterrichtsanstalten des Deutscher Verein für Knabenhandarbeit. Berlin, ab d. J. 1885, von Dr. W. Götz. Leipzig, Hermann.
Bericht der kgl. Untersuchungscommission in England über d. englisch-Lederwaaren in den reichsten Werken der Edelmetalle Gold u. Silber. Berlin, Walther & Apolant.
Blennerhassett, Lady, Frau von Staël. III. Band. Berlin, Gebr. Paetel.
Bol-Hasterlandt hauptsächlichste Buch vom gesunden und kranken Menschen. I. Band (A-K). Stuttgart, A. Bielefeld.
Chorgesang, der, d. Vereins von A. W. Gottschalg. 1889. I. Quartal. Nro. 1—6. Leipzig, H. Licht.
Chr. Cangrez für erziehliche Knabenhandarbeit. Gleiwitz, O. Burching.
Die Frau im gesellschaftlichen Leben. Viertelsjahrsschrift. 1889. I. Heft. Gera, Th. Hofmann.
Dies irae. Ohne Opfer. Dresden, G. Pierson.
Dr. Gold-Reymond, C., Chemiker als Naturforscher. Gedenkr. Leipzig, Veit & Co.
Fischer, Rob., Der Mensch. 2. Aufl. Berlin, Speyer & Peters.
— — Frauengarben. Berlin, Dr. Gustavs Verlag.
Hauptquartier der kgl. bayr. Landwehrtruppen von 1813—1815, nebst Beilagen. Berlin, C. Heymann.
Hegelsmann, C. v., Die hohe Bedeutung der Milchkühe für die Entwicklung der niederen Völker beim Menschen. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer.
Hertel, Hans Cap, Schiffsmaler-Romane. Tod Hödurs u. Balders (Bilder). Mit 6 Vollgrafiken v. H. Berlepsch. Bremen, C. Heilt.
Kellerhalsschnitte aus vier Jahrhunderten. Prof. Joh. Münchs, G. Hirth.
Konversation, der, d. Gegenw. in Wort u. Bild. Lief. 66/67. Wien, A. Hartleben.
Kreutz, F. W., Gedichte. Gießen, Chattard, Dieß.
Gedichte, W. K. v., Gesammelte Werke in zwei Bänden. Dresden, E. Pierson.
Lallinz, G., Kaiser Karl V. Skizzen in Vers und Prosa. Leipzig, W. Friedrich.
Weiß, B., Der Friede Gottes. Gedichte. Bremen, J. Kühtmann.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 495.

Von K. 2. Aufl.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zug Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 491:

Weiß.	Schwarz.
1) T C 1 — A 1	1) S. K 4 n. D 5.
2) T. A 1 — A 4	2) C. A 5 — C 4. E 5 — K 4 oder anders.
3) T. A 4 — A 8. — D 5 oder E 3 — E 4 Matt.	
	A)
1)	1) E 5 n D 5.
2) T. A 1 — H 1 †	2) S. K 1 — D 3 (C 2).
3) T. A 1 — H 1 oder c. C 2 Matt. — (Wenn 1) . . . 1) Springerzüge 2) Läufer. die den Bauer E 5 decken, folgt 2) T. A 1 n. E 5 † und 3) T. D 5 — D 4 Matt.)	

☞ In der gleichzeitig mit dieser Nummer zur Ausgabe gelangten Nummer 23 unserer

„Deutschen Romanbibliothek“

zu „Ueber Land und Meer“

beginnt ein neuer hochinteressanter Roman:

Anonym.

Von

L. Haidheim.

Die bis jetzt erschienenen Nummern dieses Jahrgangs enthalten schon folgende Original-Romane:

„Camilla“ . . . . . von Ernst Eckstein.
„Der Weg zum Glück“ . von Robert Byr.
„Im Bann der Irredenta“ von O. Medizy-Samarow.
„Der älteste Sohn“ . . . von Moritz von Reichenbach.

Außerdem ein reichhaltiges Feuilleton.

In das Abonnement auf die „Deutsche Romanbibliothek“ (Preis im Wochen-Nummern nur **2 Mark** vierteljährlich, in 14tägigen Heften **35 Pfennig** das Heft) kann noch jederzeit eingetreten werden, und zwar geschieht dies am besten bei derjenigen Bezugsquelle, von welcher man „Ueber Land und Meer“ bezieht.

Die bereits erschienenen Nummern oder Hefte des Jahrgangs werden neu eintretenden Abonnenten auf Verlangen sämtlich zum Subskriptionspreise nachgeliefert.

Die „Deutsche Romanbibliothek“ erscheint auf vielseitigen Wunsch nunmehr auch in einer eleganten „**Salon-Ausgabe**“ — jährlich 26 Halbbände von je 10—11 Bogen in handlichem, gefälligem Buchformat in gediegener Ausstattung zu dem überaus mäßigen Preise von 40 Pfg. per Halbband — welche den Vorteil bietet, daß jeder Roman, sobald er vollständig erschienen, sofort für sich eingebunden werden kann, da jedes komplete Werk auch separat paginirt ist.

Der Jahrgang dieser **Salon-Ausgabe** läuft von Januar zu Januar. Der **erste Halbband** des **zweiten** Jahrgangs (1889) ist in allen Buchhandlungen zur Einsicht erhältlich.

Wir laden alle Abonnenten von „**Ueber Land und Meer**“ zum Abonnement auf unsere „**Deutsche Romanbibliothek**“ als überaus billiges und äußerst gediegenes Ergänzungs-Journal freundlichst ein.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.



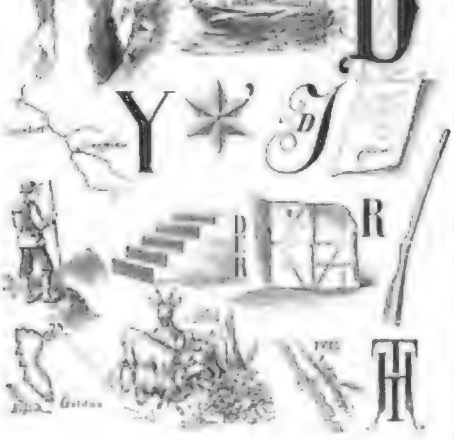
Rätsel.

Daß durch ein e „Getreute“
Ist jedem Falle eigen;
Das ohne e „Betreute“
Will sich bei keinem zeigen.

Auflösung des Citatenrätsels Seite 466:

Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben, wenn es dem Bösen Nachbar nicht gefällt.

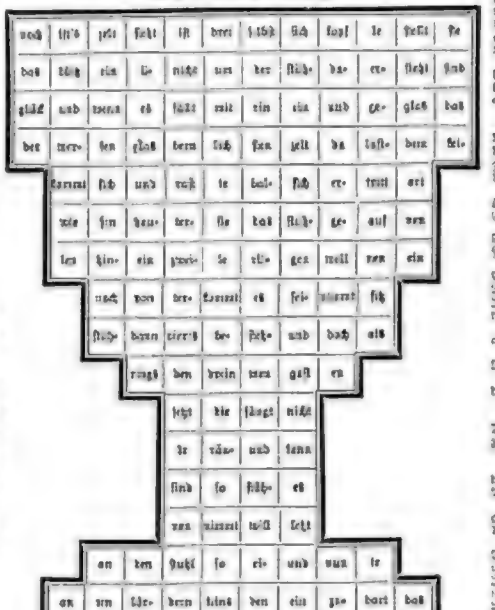
Bilderrätsel.



Auflösung des Bilderrätsels Seite 466:

Das Vergeß wissen trägt sich leichter als das Vergeßlernen.

Rösselsprung.


noch | ihr's | gei | stet | ist | drei | 1450 | sich | kopf | le | stellt | fe
das | thät | ein | le | nichts | aus | der | flüh- | das | ers- | liegt | sind
gilbt | und | wenn | es | hätte | mit | ein | ein | und | ge- | gles | bald
der | mer- | ken | glaub | denn | sich | fern | will | da | taste- | dann | stie-
kommt | sich | und | ruft | in | bal- | sich | er- | trübt | ori
wie | sim | dann- | der- | sie | das | flüh- | ge- | auf | nem
ten | hin- | ein | gewis- | le | ste- | gen | meint | nen | ein
nach | nen | der- | kommt | es | frie | nimmt | sich
flüch- | dann | zerrt | der- | fetzt- | und | doch | als
rungs | den | brein | nun | gilt | es
setzt | die | klugs | nicht
ihr | räu- | und | kann
sind | so | flüh- | es
nun | nimmt | will | setzt
an | den | duft | so | ein- | und | nun | ihr
an | um | über- | dem | kind | den | ein | gu- | dort | bald
nun | an- | jetzt | gewis- | sich | hier | und | dun- | warm | kommt

Briefmappe.

L. H. L. B. in Hannover. Ist die Aufgabe Original, und sollte sie nicht verbraucht sein?

R. K. in W. Sich von der letzten Sendung Farbe vielleicht rasch der Firma Gebrüder Vereinsburg. Im übrigen wählen Sie es mit der Farm — Stall und Mist — genauer nehmen.

Frau Verw. Dr. B. in Fr. Der „Berner Bund“ wird dafür geeignet sein. Daneben empfiehlt sich vielleicht eine Anfrage an das Geschäftsanzeigenbureau des Litterarischen Vereins, Berlin, Königgrätzerstraße 10 — Die gewünschten Artikel sind uns nicht neu.

C. L. in F. b. Co. Wir geben den Juristischen den Vorgang. Dieser können wir uns auf diese Frage nicht einlassen.

M. K. in Wiesbaden. Sie schreiben:
„Dessogen soll ich für der Sorne Prangen!
Mein Freund, wie wäre dieses anzufangen?“
Ihre Unterrichtet sind der Ansicht, daß es etwas poetischer anzufangen wären müßte.

Mehrjähriger Abonnent in Großpolesien. Sie finden Inhaltsanzeigen in unserem Jahrgang 1849 Seite 432, Buchausstattung 1884 Seite 373 Herrenüberzieher in deutschen Jahrgang Seite 616, Berg 1885 Seite 832, Linoleum in deutschen Jahrgang Seite 237 abgebildet.

L. S. in Wale... Ungeeignet. Zurückgesandt werden solche Kleinigkeiten nicht.

M. S. in Bruchen. 1) Dreschöl unter „Gesundheitsfliege“. 2) Oel- oder sonstige Fettflecken taken sich auf Papier auf verschiedene Weise weg. Nach dem einen Verfahren legt man auf den Fleck Benzinnagel-Ka., das ist Magnesia, die so viel Benzin in sich aufgenommen hat, daß sie beim Reiben Tröpfchen abgibt, die aber keinenfalls so darauf gelassen sein darf, daß die Mischung einen breiartigen Charakter erhält. Man läßt die Benzinmagnesia auf dem Papier, bis sie getrocknet ist, und entfernt sie dann vorsichtig. Ein anderes Verfahren ist, daß derselbe Blatt zwischen zwei Blätter weißen Löschs (Fließ-) Papiers zu legen, denn an der Stelle, an der sich der Fleck befindet, etwas Aether oder trinet. weißes, ganz wasserfreies Benzin aufzutropfen und ein heißes Plätt- (Bügel-) Eisen darüber gehen zu lassen.

L. K. in G. In solchen Fällen spielen so verschiedene Dinge, auch solche rein örtlicher Natur, mit, daß Ihr Freund am besten daran tut, sich bei dem zuständigen Standesamt einfach nach den Formalitäten zu erkundigen, die für den Fall seiner Verheirat mit einer da und da landesüblichen Dame erforderlich sein würden. Er wird dann empfinden haben, wie langer es und die Betreffende ihre gegenwärtigen Wohnsitze betreffs nun haben, und alles Weitere aufrichtig erfahren.

Kl. in Graz. Der Gesang unserer besseren und besten singenden Vögel ist gewiß das Vorbild für die bewunderten Leistungen des menschlichen Kunstgesangs, der die ganze Fülle dieses Vorbilds doch nicht zu erreichen im Stande sein wird. Nur Feinde davon bedarf es also lediglich der Empfänglichkeit für musikalische Schönheit an sich. Wem diese nicht ganz versagt ist der wird in den Genuß, den solche Vorstellung bietet, schwerlich auch ohne das Bewußtsein, „daß ein bedeutes Kätzchen singt“.

Nach Süddeutschland sich sehnende Norddeutsche. Leichter Entschluß voraussichtlich, wird Ihnen von Ihrem genannte Arzte für die angeführten Leiden nicht wohl genügen.

„Aufbauer“, Graz. Ihrer Gedichte sind bekanntlich im zweiten Bande des vierteljährigen Jahrgangs unserer „Deutschen Romanbibliothek“ eine Stelle gefunden. „Im Morgengrauen“ dagegen ist bis jetzt nicht abgedruckt. Die beiden weiteren Gedichte stehen den voraussichtlich zutreffenden nach.

K. K. aus Koblenz. Hausbalkungsschulen gibt es jetzt in nahezu allen größeren Städten und sicherlich auch dort. Die näheren Adressen werden Sie an Ort und Stelle leicht ausfindig machen können.

Troubadour a. P. In Der Weg sind unerschöpfen. 2) Gedichte. „Heute. Die Tochterin“ und „Der Tochter“ 2) Bände, Preis. Die Verwandte oder Blumenpost, „Poesie. Die Liebe von den Jungen und Gattungen der deutschen Dichtung“ (2 Bände, Leipzig, Langewiesche Verlag), jeder Band in einer Reihe von Aufsätzen sichtlichen und durch jede Buchhandlung zu beziehen. 3) Das ja vermutet als heft et 20 in einer Druckerpatronette erledigen lasse. 4) Die Briefe sind für einen literarischen Erklärungsversuch ganz unzureichend, ihnen Angebote oder vermögen sie nicht zu erkennen.

Konia K. in Ungarn. Mehrere Abonnenten in und bei Waldshut. Wir reichen Zurückhaltung in diesem Punkt bewerft auch durch den Tod für geboten.

K. M. in Dr. In C. Löwigs Kunsthandlung in Homburg wird diese Denkmünze jedenfalls zu haben sein.

F. L. in Offenbach. Ihre Anfrage kann das Buchhandlungsgeschäft Ihrer Stadt wohl am besten beantworten. Ihnen Sie unsere Zeitschrift durch eine Buchhandlung, so ist bei Ihnen Ihre Anfrage nicht nötig. Sie können „Ueber Land und Meer“ (Deutsche Verlags-Anstalt) hier zu M. 30.- jährlich und können Sie durch Ihre Buchhandlung beziehen.

F. M. in P. Als gut deutsch gilt dasjenige Rauchtabak das G, die beliebteste Marke ist Rosang aber in der Mitte eines Monats den Preis von 8 Pfennigen. Hauptverkaufsstelle ist Rosang, Hamburg, Neuer Wall 10. Sie können „Ueber Land und Meer“ (Deutsche Verlags-Anstalt) hier zu M. 30.- jährlich und können Sie durch Ihre Buchhandlung beziehen.

F. M. in P. Als gut deutsch gilt dasjenige Rauchtabak das G, die beliebteste Marke ist Rosang aber in der Mitte eines Monats den Preis von 8 Pfennigen. Hauptverkaufsstelle ist Rosang, Hamburg, Neuer Wall 10. Sie können „Ueber Land und Meer“ (Deutsche Verlags-Anstalt) hier zu M. 30.- jährlich und können Sie durch Ihre Buchhandlung beziehen.

Abbeokuta. Für Ihre „Abendstadt“ wissen wir ein Plätzchen in Aussicht zu stellen. Das Urteil ist einzelne wenig günstige Einzelheiten, aber das Gesamtbild gewandelte Ganzes.

Mehrere Mütter. Wir bedauern, daß das Ihnen Gesagte nicht Ihre Lage bessern gebessert hat, was leider aufgegeben werden; Selbstbeherrschung können wir aber in jenem Konflikt nicht entbehren.

Dr. Ph. Kr. in Wien. Wir empfehlen Ihnen die Schriften von Lothar Meyer-Hildesheim, Verlagsbuchhandlung Richter in Hamburg, Perthes, Verlag von Felix in Berlin Norden-Westphal, Verlag von Aug. Steffen in Hannover und Leipzig. Jede Buchhandlung liefert Ihnen auf Wunsch die Verzeichnisse und auch gewünschte Auskunft die betreffenden Werke.

Shakespeare dérôné. Wir vermuten in der Tat eine nach der andere anstimmig zu machen.

K. L. in Lemberg. Die Kunstmaler Theodor Volz in Gerstetten oder Heinrich Schmidt in Eglingen.

W. T. 1849. Wir empfehlen Ihnen, sich hinsichtlich an die Direktion der deutsch-polytechnischen Gesellschaft, Berlin, Kronenstraße 47, zu wenden.

R. G. in Darmstadt. Arthur B. in F. Unbrauchbar.

Richard K. in Köln. Teilweise gute Anlässe, die aber nicht zum Zuschuß taugen. In passen, so Ihnen sich in der Redaktion besser gelungen sind wir gern bereit.

L. A. in St. Sie sagen zu selbstverständliche Dinge.

Blumenfreund in Köln. Jede gärtnere Gartnerei führt solche Warmhäusgewächse und gibt Auskunft darüber. Für Wärme und Wasserbedarf sind diese Pflanzen nicht anspruchsvoll.

Ein treuer Abonnent in Sachsen. Die Journalistik für Photographie Literatur von Hugo Klein in Warnsdorf wird Ihnen die gewünschte Unterrichtsbriefe gegen Einsendung von 50 Pf. in Briefmarken liefern.

Richtige Lösungen sandten ein: Wilhelm Brandes in Leipzig. Max Wirth in Gaildorf, A.-B. Johann Bast in Gutenstetten (3). Th. Ehrlich in Stuttgart. Fritz Cramer in Altona i. H. Emil Wagner in München. John Werder in Cuxhaven. Max. Franz Kahn in St. Petersburg (2). Carl Hermann in Bielefeld-Sennestadt bei Bielefeld. Carl Schmidt in Wilhelmsdorf, Pomm. K.-A. M. P. in Bay. Eilenburg. L. Hartmann in Wiesbaden o. H. Max Bruhn in Memel. Hans Berling in Hannover. Martha Bollermann in Kiel. Joh. P. Stappel in Hamburg. Gottlieb Zimmermann in Hagnau. Gräfin T. in C. bei Fr. Otto Hedding-Ehrung in Zürich (3). „Held eigen“ in Marburg. Carl Brandes in Norderf. G. Kern



Post- und Schnelldampfer

zwischen **Bremen** und

Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien

Prospekte versendet

Bremen.

Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.

Kupfer in Jena. Robert Steinmetz in Genf. „Perlen und Asche“ in Zürich. J. L. Bernstein in Rixdorf. Karl Reich in Frankfurt a. M. „Ruhe“ in Paris. Graff Modena, Adelsherr Torrafen, Reich Landsberg a. W. Louis Gorgé in Meiningen. Maria Gelbermann in Hannover. Graf Degenfeld in Karlsruhe-Rüppurr. Dittrich Post in Prag.

Gesundheitspflege.

P. L. in Dondorf (Kassel). Da wir aber persönliche Untersuchung über die Natur Ihres Leidens nicht ganz im Klaren sind, so können wir uns auch über die Frage, ob eine Operation und welche nöthig ist, nicht mit Bestimmtheit aussprechen. Deshalb ist es wohl am Platze, Sie zu bitten, sich uns direkter zu wenden. Wenn Ihnen vorgeschlagener Radikalweg des Leidens Kindern oder Patienten unpraktisch, Wort jedoch der schlimmste Mangel dieses Verfahrens ist, so bleibt nur noch die Amputation des Fußes, deshalb gewöhnlich das Unterschenkels übrig. Dächte die Sache Ihnen noch so weit Gelegenheit, so würden wir Ihnen Adresse nach Deutschland empfehlen, nur bestimmt.

J. G. in St. Gallen. Wir können für diesen sonderlichen Zustand auch keine Erklärung finden, es handelt sich hier wahrscheinlich um einen unbekannten örtlichen Vorgang. Versuchen Sie einmal, den Willen dieses weiten zu lassen.

Dondonda. Sie haben sich in diesem Falle zum Besuch gewisser Untersuchung bei Jahren am besten an einen Zahnarzt zu wenden. Dr. Schm.

Redaktion: Otto Justi und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Justi.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Hillebrand von „Ueber Land und Meer“ NW., Oberwasserstr. 10; Wien: Hillebrand von „Ueber Land und Meer“ (Bauergasse 8); Budapest: Moritz Jokai (V. Arany Jánosgasse 61); München: Felix Schwarth, Redakteur der „Kunst für Alle“ (Maximilianstr. 22).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Emil Marriot. Novelle von Klaus Groth. Fortsetzung. — Kaiser Wilhelm I. Schilderung aus literarischen Erinnerungen von J. v. Eckardt. — Literatur. — Der „Postzug“ in der Berliner Philharmonie, von Ottomar Beta. — Zwei Festmahl, ein Roman aus Amerikanischen von Marie Bradley. Fortsetzung. — Plaudereien am Kamin, von Paul von Heyse. Schluß. — Ein Warenmarkter nichtsbesprechlichen Eindrücken von Hans W. Fischer. I. — Da' Haus, Gedicht von Konrad Ferber. — Kriegsbilder. — Aus alt deutschen Buch, von —ch. — Die Dauphin-Terrasse in Cannes. — Hausbrauchen in Afrika, von Wm. Mackie (Mit Abb.). — Neue Bücher und Schriften. — Schach. — Rätsel: Räthsel; Lösung des Räthsels Seite 596; Bilderräthsel; Auflösung des Bilderräthsels Seite 596; Berichtigung. — Briefkasten.

Illustrationen: Bestrafung. Bildnis von Professor J. Kopp. — Kriegserklärung, Gemälde von Louis Nieuwy. — Kaiser Wilhelm I. Scherenschnitt am literarischen Abend. — Der „Postzug“ in der Berliner Philharmonie, fünf Originalzeichnungen von Paul Hardel. — Die Dauphin-Terrasse in Cannes (Rundbild). — Plaudereien am Kamin, mit vier Illustrationen: Trompe-Ulanga; Ländliches Tanzpaar; Berliner Typen; Hausrat. — Da' Haus, Originalzeichnung von E. v. Cziczyski. — Ein echt deutsches Buch, mit sieben Originalzeichnungen von G. Brandt.

Achtzige Insertions-Taxe bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämmtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes.
Anzeigen
Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Garmond-Zeile 1 ℳ 50 ₰ Reichswährung.
In Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist erschienen:

Gesammelte Werke
von
Alfred Graf Adelmann.
Erster Band:
Biographie und gesammelte Aufsätze.
Mit dem Porträt des Dichters.

Preis geheftet Mark 3.—; fein in Leinwand gebunden Mark 4.—

Ein fester, männlicher, aber Charakter ist es, der uns in diesem Buche entgegentritt, ganz entsprechend dem schönen, ernstmännigen Antlitz, mit dem uns das eingeklebte Bildnis des so früh verstorbenen Verfassers anblickt. Mit diesem Bilde stimmt jeder Zug, den der sicherwollt gestaltenen Lebenskreis enthält, jede Anschauung, die sich in den Aufsätzen vermischen Inhalts ausspricht. Die geistig vornehme Gesinnung, die wir auf jeder Seite wahrnehmen können, wird jedem Leser des Buches sympathisch berühren und demselben unzweifelhaft die verdiente besondere Beachtung und Würdigung sichern.

In beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.



In unserem Verlage erscheint schon die **dritte Auflage** und in Verbindung damit eine **neue Subskription** auf

Goethe's Werke.

Mit 1058 Illustrationen erster deutscher Künstler.

Herausgegeben von
Professor Dr. Heinrich Düntzer.
Mit Goethe's Porträt und Lebensabriß.

Illustrirte Pracht-Ausgabe.

Diese prächtige Goethe-Ausgabe erscheint in 90 elegant broschirten Lieferungen von je 3—4 Bogen. Der Preis für eine Lieferung beträgt nur 50 Pfennig. Alle 14 Tage gelangen eine bis zwei Lieferungen zur Ausgabe. Jede Buch- und Kunsthandlung des In- und Auslandes nimmt jederzeit Bestellungen auf diese neue Subskription entgegen und sendet auf Wunsch die erste Lieferung zur Einsicht ins Haus.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

GOLDENE & SILBERNE MEDAILLE TORONTO 1888.
REMINGTON-
SCHREIBMASCHINE
für höchste Leistung und Meisterschaft der Welt! Catalog, Attests etc. durch die Gen.-Ag.: A. BEYERLEN & Comp., Stuttgart.

Anerk. mustergiltig
C. Casper's Platen-Patent, 4 M. 600 Mk.
Probezeit u. Teilzahl. Liberale. Berlin.



Völlig neues Wegmanöchts-Möbel.

Unter dem Protektorat Sr. K. H. des Prinzen Heinrich von Preussen:
Allgemeine Ausstellung
für Jagd, Fischerei und Sport
für Deutschland und Oesterreich-Ungarn.
Juni bis August 1889 in Cassel.
Gewerbliche Ausstellung
Am Schluß Versteigerung von Ausstellungsgegenständen.
Anmeldungen bis 15. März 1889.

M. G. Saphir's
humoristische Schriften
4 Bände (1600 Seiten) in zwei Prachtbänden für 4 Mk. (statt 8 Mk.)
Alfred D. Friedländer & Cie.
Berlin, Neanderstr. 16.
Gratis: interessanter u. billiger Katalog 50 Pfg.

„In die vorderste Reihe
aller Schulen gehört B. Seifert's Rechenmaschine“ (8 Mk. 50 Pf., M. 4.—, neue Modelle M. 6.—, 8.—, 10.—, 12.—). Ueberall zu haben. Ferner: Jeder sein Rätsel, Logogryphen, Silbenräthsel, Scharaden etc. Steinacker's Verlag, Leipzig.

„Wir kennen keine
Sorgen, Lebensgeister und Lebensmuth, Ja Lust und Lust frischgrüner Gesundheit“ (Signale f. d. musikal. Welt, Leipzig, 7. 6. 1888). Jeder sein Rätsel. Steinacker's Verlag, Leipzig.

Raschs Orientirung
in Oesterreich-Ungarn gewährt das Neue Kursbuch v. Bertelsmann's Reisebüro. Preis 1 M. Dazu, Stuttgart, Rotebühlstr. 20 A. Karte- und Prospekt-Versand gegen Einsendung von 20 Pf. Porto.


Lebensgroße Porträts
nach jeder Photographie in Oele. Ref. Rommel und Mitarbeit. Gefällt, Zeichnen an Gemälden. Prospekte frei. Wenig Zeitaufwand v. C. Hommel in Hockenheim — Frankfurt a. M.

In kurzer Zeit eine gediegene Fachbildung*) und dauernd gesicherte lohnende Stellung.
Buchführung, Correspondenz, Rechnen, Contorkenntnis, Schönschrift.
*) Prospecte, die allen Näheres enthalten, versendet gratis und franco die Direktion der Handels-Lehranstalt v. Berlin S. W. 48.

Sensationelle Neuigkeit!
Dr. J. Wendelstorf's Verlag in Mannheim ist soeben erschienen:
Das Drama von Nauenfing.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag.

Violinen,
Gebrüder Wolff,

Solide Burschsins.
Ein Muster von M. 1.50 an, versendet nach auswärts Wenzel Franzel, Cottbus.

BEETHAM'S GLYCERINE AND CUCUMBER.
Macht die Haut rosig, glatt u. weiss, verleiht zarten Teint, die schönste Weiche, à Flac. Wunde oder harten Wasser, macht sofort auch jede andere Unreinheit der Haut verschwinden und die natürliche zarte Gesichtsfarbe wieder herstellen. Man hüte sich vor werthlosen Nachahmungen. Beetham's Mittel ist allein echt. Bei allen Apothekern u. Parfümerie-Händlern. — Alleinige Fabrikanten M. Beetham & Son, Pharmaceuten, Cheltenham, England. Generaldepot für Deutschland: Bleicher, Berlin-Moabit & Co., Hamburg. Depot für Oesterreich-Ungarn bei T. Grolich, Parfümeur in Brünn.

Ersparnisse
machen Damen, welche von Zeit zu Zeit gewaschene Stoffe kaufen wollen, indem sie Herren Hemden u. Manschetten aus engl. Kammgarn, Zephyr etc. waschen lassen, wodurch sich die Anschaffung neuer Garderobe auf lange Zeit hinausschieben läßt. Gefl. Anfragen unter „Gediegenheit“ a. d. V. erbeten.

Fast in jeder Familie
kann man Leute finden, welche Briefmarken sammeln. Um einen Anfang zu machen, versende man Briefmarken gegen Franz Rees in Freising.

Briefmarken.
100 verschiedene Sorten [illegible] 1000 Stück 1.50, 2000 Stück 2.50, 5000 Stück 5.—, 10000 Stück 10.—, 20000 Stück 20.—, 50000 Stück 50.—, 100000 Stück 100.—, 200000 Stück 200.—, 500000 Stück 500.—, 1000000 Stück 1000.—. Karl Meyer, Bissen i. Th.

Neueste Erscheinung in der Corsetbranche
Patent 7000 gesetzlich geschützt!
Vollkommen, unübertroffen, unverwüstlich, unerreichbar, elegant, tadellos, unübertroffen, schlanke Figur!
Wiederverkäufer gesucht. Nr. 1000 ges. gesch. in 11 Größen à 3 M.

Illustr. Katalog gratis
Herm. Scheerer München, Neuhauserstr. 3.

CACAO-VERO
HARTWIG & VOGEL
DRESDEN

Letzte Veröffentlicht
!!Deutsche Industrie!!
Neueste Fabrikat
Der täglich zunehmende Verbrauch unserer
CACAO-VERO
(entölter leicht löslicher Cacao)
beweist zur Genüge dessen [illegible] Güte, seine Ausgiebigkeit und Bekömmlichkeit und wird daher dieser Cacao ganz besonderer Empfehlung empfohlen.
Zu haben in Dosen: ¼ Pfd. für 80 Pf., ½ Pfd. 1 M. 50 Pf., 1 Pfd. 3 M. 00 Pf. in den meisten durch unsere Plakate kenntlichen Conditoreien, Colonial-, Delikatess- und Drogen-Handlungen.

CACAO-VERO
HARTWIG & VOGEL
DRESDEN

Van Houten's Cacao.

Bester — Im Gebrauch billigster.

Ueberall zu haben in Büchsen à
Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

Die Stiftung
von Zimmermann'sche Naturheilanstalt
bei Chemnitz, in reizender Lage. Anwendung der physikalisch-diätetischen Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge bei Magen-, Lungen-, Herz-, Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettsucht, Gicht, Zuckerkrankh. u. s. w. Sommer- u. Winterkuren. Prospekte mit Beschreibung der Methode gratis durch die Direktion, sowie durch die Filiale am Thorn Rudolf Hesse.

Technikum Hildburghausen
Ingenieurakademie, Maschinenbauschule, Elektrotechnikum, Bauschule, Werkmeisterschule etc.
Berlin, Chausseestr. 43, a. d. Universität.

Militär-Pädagogium von Dr. Fischer,
9 Jahre 1. Lehrer des verstorb. Dr. Killisch.

Das Militär-Pädagogium Dr. Killisch,
Berlin, Schönhauser Allee 133,
besteht seit 40 Jahren vor für alle Militär-Ex. u. f. alle Kl. v. Schulen (excl. Militär-Ex.). Neue Kurse 4. April.

Cognac
der Export-Cie. für Deutschen Cognac
Köln a. Rh., Salierring 55,
bei gleicher Güte bedeutend billiger als französischer.
Man verlange eine Etiquette mit unserer Firma.
Directer Verkehr nur mit Wiederverkäufern.

Dr. med. Lahmann's
SANATORIUM
(Naturheilanstalt) auf
Weisser Hirsch bei Dresden

Dr. Kadner's Sanatorium,
Niederlössnitz bei Dresden.

Bewährtestes Mittel gegen Kopfschmerzen, Migräne, Neuralgische Schmerzen, Rheumatismen, Keuchhusten u. A.
(Dosis für Erwachsene 1—2 Gramm)
ist Dr. Knorr's Antipyrin
zu haben in allen Apotheken; man verlange ausdrücklich „Dr. Knorr's Antipyrin". Jede Original-Packung trägt den Namenszug des Erfinders „Dr. Knorr" in rothem Druck.

Kurbedürftige
erhalten gratis u. franco d. Prospekt d. vielbewährten neuerdings verschönerten Sanatoriums Braunenthal-München.

Für Nervenleiden!

CRÈME SIMON
beseitigt in einer Nacht alle Mitesser, Frostbeulen, Lippenrisse, ist unersetzlich gegen aufgesprungene Haut, rothe Hunde, Gesichtsröthe und macht die Haut blendend weiss, kräftigt und parfümirt sie. Dieses unvergleichliche Product wird von den berühmtesten Aerzten in Paris empfohlen und von der eleganten Damenwelt allgemein angewandt.
J. SIMON, 36, Provence, PARIS. In allen Apothek. u. Parfum.

Erdbeerwein-Mousseux.
Feiner Dessertwein — vorzüglicher Zusatz zu Bowlen
versendet in Kisten von 6 Flaschen zu Mk. 18.—, ferner: 6 Flaschen diverse Obstweine, als: Stachelbeer-, Johannisbeer-, Himbeer-, Ermbeer-, Erdbeer-, Maulbeer- und Weinbeerwein — kräftig begohrenen und empfohlen, mehrfach prämiirt — zu Mk. 10.— alles incl. Packung u. franko durch ganz Deutschland gegen Nachnahme oder vorherige Einsendung des Betrages.
Max Haasen, Frankfurt a. M.
Frankfurter Conserven-Fabrik und Obstweinkelterei

Spezial-Arzt Dr. med. Meyer,
Berlin, Potsdamerstr. 91, heilt alle Arten von Unterleibs- und Hautkrankheiten, sowie Schwächezuständen, selbst in den hartnäckigsten Fällen gründlich und schnell. Briefl. Discr.

Moselwein-Vertriebs-Gesellschaft Duhr & Cie.
Empfiehlt zur Verbreitung ihre Moselweine. Eigene Gewächse bester Lagen. Preiscourante durch das Central-Bureau in Trier a. d. Mosel.

Gricchische Weine
1 Kiste, 12 Flaschen in 12 vorzüglichen Sorten Claret, herb und süss, Flaschen und Kiste frei versendet zu
19 Mark
J. F. Menzer
Ritter des königlich griech. Erlöser-Ordens
Neckargemünd.
Erstes und ältestes Importhaus griechischer Weine in Deutschland.

TAMAR INDIEN GRILLON
gegen
VERSTOPFUNG
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.
Angenehm zu nehmen. — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise.
Jede Schachtel trägt die Unterschrift: E. GRILLON
IN ALLEN APOTHEKEN. — Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau.

Aerzten oder Pädagogen
ist durch den Kauf eines herrlich gelegenen Hauses mit grossem Garten, in romantischer Schweizer Gegend, in nächster Nähe einer Universitätsstadt, zur Errichtung eines Pensionats Gelegenheit geboten. Gefl. Anfragen unter Andeutung der Verhältnisse sub Chiffre A. 1. Leipzig, Postamt 14.

Mondamin Brown & Polson
alleinige Fabr. k. engl. Hofl.
Feinstes Nahrprodukt. Zu Puddings, Fruchtspeisen, Sandtorten etc. u. zur Verdickung v. Suppen, Saucen, Cacao etc. vortrefflich. In Colonial- und Drog.-Hdlg. p. n. ca. Pfd. engl. à 60 u. 30 Pf. Central-Geschäft Berlin C.

Prämiirte ächte SODENER MINERAL-PASTILLEN
Silberne Medaille Brüssel 1888
bereitet aus den Salzen der berühmten Gemeinde-Quellen 3 und 18), welchen durch die Jury der Internationalen Ausstellung in Brüssel die Silberne Medaille zuerkannt wurde, sind in allen Apotheken (Schachtel à 85 Pf.) erhältlich. Um sicher zu sein, keine nachgeahmten Sodener Mineral-Pastillen zu erhalten, verlange man nachdrücklichst
FAY's ächte Sodener Mineral-Pastillen
und beachte, dass die verabreichte Schachtel nebenstehende Controlmarke mit der facsimilirten Unterschrift: PH. HERM. FAY trägt.
Aechte Sodener Mineral-Pastillen

Eberlbräubier | Eberlbräubock
Exportbier ab Mitte Februar | versandfähig Mitte März
empfiehlt in bekannter Güte zum Gebrauch und en Gros
Die Aktienbrauerei zum „Eberl-Faber" in München.

Über Land und Meer.

№ 24.

61. Band.
Einundsechzigster Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Samstag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit postaufschlag Mark 3. 50.

Zwei Menschen.

Novelle
von
Klaus Zehren.

(Fortsetzung.)

Viele lange, bange Stunden hat Bodo an dem Krankenlager seiner Braut gesessen und ihre fieberheiße kleine Rechte in seiner Hand gehalten. Sie war nie ruhiger, als wenn er in ihrer Nähe weilte, wenngleich sie in den ersten Tagen nur wenige Momente zur Besinnung kam und dann selbst kaum zum vollen Bewußtsein gelangte, daß der ernste Mann, der so ängstlich mit den Augen jeden Atemzug belauschte, der von ihren brennenden Lippen sich löste, ihr Verlobter sei.

Dank ihrer kräftigen Konstitution erlag Käthe nicht dem Nervenfieber. Sie ist nun schon auf dem Wege der Besserung.

Frau Roland und Viktor sind abgereist, und von der Rekonvaleszentin wird Bodo mit glückseligem Lächeln oft ihr großes Kindermädchen genannt. Keiner vermag wie er zu erraten, was ihr angenehm sein könnte. — ob sie in diesem Augenblick gerne vor dem Fenster im Herbstsonnenschein sitzen möchte und nach kurzer Zeit schon wieder fröstelndes Verlangen nach dem Ofen habe. Jeder Gedanke, jeder Impuls seines Herzens konzentrirt sich in dem Verlangen, seiner armen kleinen Käthe die Gedanken von der Stirn abzulesen. Selbst seine Mutter vernachlässigt Bodo jetzt zuweilen, aber sie freut sich still lächelnd über das Glück ihres Sohnes, den die Liebe so völlig umgewandelt hat.

Sonnenschein, Frühlingsluft herrscht in Rheinfelden, trotzdem die ersten Herbststürme zuweilen schaurig um den hohen Giebel brausen und die Blätter von den Bäumen gefegt haben.

Fritz hat an Käthe einen reizenden Brief geschrieben, wie sie mit einer Thräne der Rührung im Auge versichert. Er bittet seine kleine Schwägerin nur, gegen den großen Bruder recht lieb und gut zu sein. Sie solle es ihm selbst aber nicht übel nehmen, daß er nach zu hohen Trauben habe greifen wollen.

*

Käthe sitzt auf der Veranda, deren Seiten durch große Glasscheiben jetzt, der rauheren Jahreszeit



„Bitte schön!" Gemälde von F. Schlesinger.

Digitized by Google

wegen, geschlossen sind und deren Inneres durch ein lustig im Kamin flackerndes Holzfeuer angenehm durchwärmt ist. Ihr gegenüber sitzt der alte Oberst von Plankwitz, dessen Tochter den Winter in der Residenz verlebt, während er auf seinen speziellen Wunsch allein in Lehndorf zurückgeblieben ist. Von dort aus fährt er wöchentlich mehreremale hinüber zu seiner kleinen französischen Lehrerin in Rheinfelden, doch sind die französischen Lektionen nur ein Vorwand, um recht oft Gelegenheit zu haben zu einem Besuche in der Nachbarschaft. Meistens liegt die Grammatik unberührt auf dem Tische, und die beiden unterhalten sich im besten Deutsch über dieses und jenes.

Käthe muß über den alten, wunderlichen Herrn mit dem biederen Herzen und der offenen Ausdrucksweise oft herzlich lachen, und der Besucher ist nur zu froh, wenn er aus dem öden Eulennest, wie er Lehndorf nennt, einige Stunden heraus kommt. Er ist immer lustig und guter Dinge, spielt mit Käthe Domino und mit Bodo Sechsundsechzig, macht der alten Gräfin, vor welcher er einen höllischen Respekt hat, in höchst ehrerbietiger Weise den Hof und bleibt stets ein gern gesehener Gast.

„Sagen Sie mir, Fräulein Käthe, wie hat eigentlich Graf Welcken es angefangen, sich mit Ihnen zu verloben?“

„Müssen Sie das durchaus wissen?“ antwortet die Gefragte lächelnd, während ein leichtes Rot ihre immer noch schmalen Wangen färbt.

„Na, Neugierde ist nicht gerade meine schwache Seite. Aber ich möchte doch wohl hören, wie er das angefangen hat. Wissen Sie, damals, als Sie nach der Jagd bei uns waren und ich ihm sagte, daß Sie eine famose Frau für seinen Bruder sein würden, war er kalt wie eine gute Hundenase. Er ist jetzt zwar anders geworden, aber die paar Haare, die ich noch habe, gäbe ich darum, zu wissen, wie er seinen Antrag herausgebracht hat.“

„Er hat mir gar keinen Antrag gemacht,“ platzt Käthe heraus.

Der alte Herr zieht die Augenbrauen in die Höhe und schüttelt bedächtig das Haupt.

„Ich glaube fast, er hat Sie gerufen, sich eine geladene Pistole vor den Kopf gehalten und gesagt: ‚Nimmst Du mich nicht, so schieße ich mich tot!‘“

Käthe macht ein ernstes Gesicht.

„Wenn er das gethan hätte, würde ich nie Ja gesagt haben. Einer solchen Albernheit wäre Bodo überhaupt nicht fähig gewesen.“

„Larifari; ich glaube doch, er hätte es gethan. Man muß ihn nur jetzt sehen, dann würde jeder sagen, daß er nichts Dummes gemacht hätte, wenn er nach einer abschlägigen Antwort von Ihnen mit sich kurzen Prozeß gemacht haben würde. Sehen Sie, dort kommt er die Allee herauf mit Förster Wilding; jetzt schwenkt er den Hut und lacht über das ganze Gesicht. Wie er elastisch geht, der kleine Förster macht bereits Laufschritt neben ihm her.“

Käthe nickt und winkt Bodo entgegen, der von dem Morgenanstand zurückkommt. Ihre großen Augen strahlen, als sie den Mann, dessen Herz ihr gehört, so jugendfrisch mit leuchtendem Antlitz daherschreiten sieht.

„Guten Morgen, Herr Oberst, und guten Morgen, Käthe!“ ruft Graf Welcken und drückt der letzteren einen herzhaften Kuß auf die Lippen.

Käthe streicht ihm liebevoll über die blonden Haare und fährt mit dem Taschentuch lachend über ihren roten Mund.

„Pfui, Bodo!“ ruft sie scherzend. „Dein Bart ist ganz naß und kalt.“

„Thut nichts, Kind, es ist Waldestau. Der ist gesund und besser als alle Medizin,“ antwortet er heiter und setzt sich an den Frühstückstisch mit Wilding zusammen.

„Hast Du denn den starken Bock nicht geschossen?“ fragt Käthe.

Bodo zwinkert über das gefüllte Weinglas hinüber dem Förster zu und tritt ihn, pfiffig lächelnd, derb auf den Fuß.

Doch derselbe läßt sich nicht stören.

„O, du heiliger Hubertus,“ sagt er etwas mißmutig, „früher schoß der Graf schlecht, jetzt schießt er überhaupt nicht mehr! Ich stelle ihn natürlich heute früh auf den Fleck, wo der Bock immer herauswechselt, und gehe selbst langsam mit dem Nero durch das Holz hindurch, um den Bock zuzutreiben. Als ich beim Herrn Grafen ankomme, frage ich natürlich, da es nicht geknallt hat: ‚Nun, ist der Bock hier nicht herausgekommen?‘ Nun bitt' ich einen, was antwortet der Herr: ‚O ja, herausgewechselt ist er schon, hat sogar auf dreißig Schritt wohl zwei Minuten vor mir gestanden. Aber ich hatte vergessen zu laden, da haben wir uns nur gegenseitig angegähnt wie gute Bekannte.‘“

„Bomben Element, wie kann das einem alten Jäger passiren!“ ruft der Oberst.

„Nicht wahr, das ging mir auch über den Spaß,“ fällt Wilding bestätigend ein; „ehe ich meine Alte heiratete, war ich doch darum ein ordentlicher Jägersmann.“

„Also soll ich es schuld haben! Warte, Bodo, Du zerstörst noch die alte Freundschaft zwischen Wilding und mir.“

Der Graf wirft ihr nur einen lachenden Blick zu, steckt sich nach dem beendeten Frühstück eine Cigarre an und sagt nichts, wenn man seine allerdings beredten Augen und den Ausdruck, der in denselben liegt, nicht als Erwiderung gelten ließe. Dieselbe würde etwa lauten: Wären die beiden Alten nicht hier, so nähme ich deinen reizenden Kopf zwischen beide Hände und küßte dich, bis du kein Wort mehr sagen könntest.

Käthe versteht seine Blicke und zeigt ihre weißen Zähnchen, von denen der Oberst immer behauptet, daß sie falsch seien. Heutzutage hätte keine Dame mit achtzehn Jahren noch ihre eigenen Zähne.

„Ja, ja, ein Verlobter ist für alles andere nicht mehr zu gebrauchen.“

„Oho!“ sagt Bodo und reckt seine kräftigen Arme gemächlich in die Höhe, „das käme auf den Versuch an. Wetten, daß ich Sie, Herr Oberst, noch von hier nach Lehndorf auf diesen Armen wie ein Wickelkind hinübertrüge?“

„Danke gehorsamst! Müßte ein schönes Bild sein. Das meine ich nicht, möchte nebenbei nicht mit Ihnen anbinden, lieber Graf. Aber ich hatte nur die Vernunft im Sinne.“

„Ja, was nützt mir der Kopf, der macht mich mit allem Grübeln nicht vergnügt; wenns Herz nur froh ist, das ist die Hauptsache; was, Käthe?“

Sie nickt ihm zu und hält ihm ihre Hand hin. Die anderen lachen. Der Förster, weil er sich freut, daß sein Herr doch wieder heiter lachen kann, und der alte Oberst, weil er auf Bodos drastische Bemerkung nichts zu erwidern weiß.

*

An demselben Abend sitzen die Tante, Käthe und Bodo in dem gemütlichen Wohnzimmer und besprechen die Vorbereitungen zur Hochzeit, welche im März stattfinden soll.

Bodo beteiligt sich wenig an dem Gespräch. Er sagt zu allem Ja und unterbricht die weitläufigen Für und Wider seiner Mutter:

„Ach was, es bleibt eben alles so, wie es jetzt ist! Mir ist es ganz egal, ob Käthe im weißen Atlaskleide oder mit einer Küchenschürze in die Kirche geht und ob wir zum Diner fünfzig Personen einladen oder nur Wilding mit seiner sogenannten Alten. Die Hauptsache bleibt, daß ich und Käthe dabei sind, und das wird, so Gott will, der Fall sein. Ob wir nach der Trauung Erbssuppe mit Blutwurst essen oder Hummermayonnaise, ist ebenfalls ganz gleichgiltig.“

Die Gräfin Welcken schüttelt den Kopf:

„Es ist mit Dir nichts anzufangen, Bodo, die Hochzeit ist doch in N.... bei Käthes Mutter, und diese muß wissen, wen wir einladen wollen, auch Käthes Wünsche kennen, um ihre Vorbereitungen machen zu können.“

„Ach so; na, meinetwegen! Macht, was ihr wollt, mir ist alles recht. Laßt mir nur mein Zimmer unverändert, steckt mir keine Portièren, an denen man immer mit den Haaren hängen bleibt, und keinen Teppich hinein, den meine jungen Jagdhunde doch in acht Tagen in tausend Fetzen reißen würden.“

„Nun sei endlich ruhig,“ lacht Käthe und hält ihm die Hand auf den Mund.

„Au, Du hast mich gebissen!“ schmollt sie und besieht ihre feinen Finger.

„Siehst Du wohl, das kommt davon, wenn Du Deinem künftigen Herrn das Sprechen verbietest. Na, nun weiter, ich höre ganz geduldig zu, aber fragt mich nicht.“

Die Damen sind mit ihrer Unterhaltung zum Schluß gekommen.

„Willst Du mit Käthe eigentlich nach der Hochzeit eine Reise machen, mein Sohn, oder wie denkst Du darüber?“

„Müssen wir das jetzt schon bestimmen?“ weicht der Gefragte aus.

„Nun ja, wenn ihr eine Reise macht, dann fahre ich direkt nach der Hochzeit hieher und richte euch das Heim ein. Wollt ihr aber gleich hieher, dann bleibe ich noch einige Wochen bei Käthes Mutter und lasse euch ungestört, bis ihr mich haben wollt.“

„So, daran habe ich wahrlich noch nicht gedacht, Mama.“

Er zwinkert vergnügt zu Käthe hinüber, um sie zu veranlassen, das Wort zu ergreifen.

Dieselbe thut den Mund nicht auf, sondern spielt gesenkten Auges mit den Fransen der Tischdecke.

„Nun, sprich Dich nur aus,“ drängt die Mutter.

Bodo wickelt bedächtig das losgegangene Deckblatt seiner Cigarre fester.

„Du lieber Gott, was soll ich nun sagen? Du weißt, Mama, daß ich noch keine Hochzeitsreise gemacht habe und deshalb dieser von Dir angeregten Frage völlig urteilslos gegenüberstehe.“

Die Damen lachen.

„Ihr könnt das ja zusammen verabreden und dann euren Entschluß mir mitteilen. Ich möchte euch nicht beeinflussen mit euren Wünschen.“

Bodo hat seinen Stuhl neben Käthes Sitz geschoben und den Arm um ihre feine Taille gelegt, während sie ihren Kopf an seiner breiten Schulter ruhen läßt. Mama Welckens Stricknadeln klappern in regelmäßigem Takte.

Die Verlobten unterhalten sich halblaut. Sie sprechen nicht ewig dasselbe wie sonst Brautpaare zu thun pflegen, sie girren nicht wie zwei verliebte Turteltauben, sondern tauschen ganz vernünftig und ruhig ihre Gedanken aus. Bodo freut sich immer dabei über Käthes vernünftige und kluge Ansichten und ist entzückt über die Harmonie von Herz und Kopf bei dem reizenden Mädchen, was freilich nicht ausschließt, daß er häufig anderer Meinung ist wie sie und dieses auch rückhaltslos ausspricht. Sie können sich nicht zanken, weil Käthe nicht kleinlich ist und in wichtigen Dingen doch vor der Ansicht Bodos einen großen Respekt hat. Nur zuweilen wundert sich Bodo über einen gewissen schwärmerischen, beinahe phantastischen Zug im Gemüt seiner Braut. Sie kann die ihm ganz real erscheinenden Dinge in besonders enthusiastischer Weise auffassen. Es liegt ohne Frage ein Hang zur Schwärmerei in ihrem Wesen, den man aus ihrer lebenslustigen, heiteren Art zu sprechen bei oberflächlicher Bekanntschaft niemals herausfinden würde. Wer sie so sehen könnte, wenn sie der Gräfin Welcken vorliest, und besonders wenn sie, wie sie es mit Passion thut, aus einem Lieblingsschriftsteller vorträgt! Es muß schon in ihr als Kind ein merkwürdiges Interesse für klassische Literatur gesteckt haben, denn sie kennt die meisten Monologe aus Dramen wie Don Carlos, Wallenstein, Jungfrau von Orleans auswendig. Gelangt sie an eine besonders erregende Scene beim Vorlesen, dann scheint sich ihr ganzes Wesen zu verändern. Sie springt oft auf und begleitet das Gelesene mit Bewegungen, welche beweisen, wie innerlich ihr Herz von eines Dichters Worten getroffen werden kann.

Wenn dann Bodo halb erstaunt in ihre großen, fast fieberhaft glänzenden Augen blickt, wenn die Worte, welche von ihren Lippen fallen, so unmittelbar ergreifend an sein Ohr schlagen, dann kommt ihm oft ein Bangen: Ist sie nicht zu etwas anderem bestimmt, als mein einfaches Weib zu werden?

Und er zwingt sich dann mit einem Witzwort oder Scherz, um seine Käthe, wie er sagt, mit den Füßen wieder auf die Erde zu bringen. Sie nimmt das auch nicht übel, aber es dauert immer geraume Zeit, ehe der Eindruck, den das Gelesene auf sie gemacht, aus ihren Zügen, aus ihrer Haltung verschwindet.

Die Stricknadeln der Mama Gräfin, wie Käthe sie scherzend nennt, klappern bereits in unregelmäßigeren Zwischenräumen, weil die fleißigen Hände der Matrone oft ruhen und dieselbe mit unendlicher Liebe den Blick auf das hübsche Paar richtet.

Google

Schließlich hört das leise Geräusch ganz auf, die Gräfin neigt das edle Antlitz, umrahmt von silbernen Locken, auf die Seite und schlummert ein.

Die beiden merken es kaum.

„Was ist nun Deine Ansicht über die Hochzeitsreise, Käthe?“

„Ich möchte am liebsten gleich nach Rheinfelden fahren, wenn ich aufrichtig sein soll.“

„Ich habe denselben Wunsch; denn erstens finde ich es sehr albern, in einer Zeit, wo man sich nur gegenseitig gehören will, unter lauter fremden Menschen und Umgebungen zu reisen. Man hat nichts wie ewige Gene. Zweitens wirst Du eine allerliebste kleine Frau sein, und jeder, dem wir begegnen, wird Dich deshalb angaffen, was Dir und mir unangenehm sein würde.“

„Bist wohl eifersüchtig?“ neckt Käthe.

„Das nicht, aber hier in Rheinfelden wird es gerade im Frühjahr so reizend. Lieber wollen wir nächsten Winter eine Reise nach dem Süden machen.“

„Gut, also wir sind einer Meinung. — Weshalb fahst Du mich heut morgen, als Wilding von eurer Jagd berichtete, so verschmitzt an?“

Bodo bekommt einen roten Kopf und greift in die Tasche, aus welcher er ein Notizbuch herauszieht und es Käthe reicht mit den Worten:

„Wenn Du durchaus den Grund meiner Unachtsamkeit wissen willst, so lies dieses, aber erst, wenn wir uns ‚Gute Nacht‘ gesagt haben.“

*

Käthe sitzt an ihrem Toilettentisch und liest:

„Jägerlieder, früh und frohlich,
Zogen durch den grünen Tann
Ist des Mannes höchste Freude,
Lebt das Herz ihm höher schlagen.
Seinem Roß um zu Füßen
Lag er hinter dichtem Gestrüpp.
Lauschte, ob aus nahen Halde
Ihm ein Rehlod kam' zu Schusse.
Friedlich war der Abend
Weit streift durch Gräser, Sträucher
Immerhin mancher Lustbruch
Käfer summend in den Luften,
Grillen zirpten auf der Wiese,
Friedlich hielt die liebe Sonne
Hinter sonst gemeinen Hügel.
Fein und leise sangen Mücken
Um die Hänte, um die Wangen
Kraftvoll jungen Weidgesellens.
Hielt er drum aus seiner Tasche
Kurze Pfeife, brennend Holzherz,
Sog mit innerem Wohlbehagen
Kleine Wölkchen aus und lachte:
‚Wahrt euch, kleine Unruhstifter.
Lustig, Herz, aber, brauset!
Darfst euch nicht die Ruhe regen,
Denn das Rehlein, das vom Holze
Zieht zum Aesen auf die Wiese,
Liegt gar sorglos, eh' zum Schwanke
Es verlockt des Waldes Dunkel.
Wird wohl noch ein Stündlein dauern,
Ehe unser Kleinbegehrter,
Oft gelockter Bock herauskeit.‘
Herz gewann verständnisinnig
Mit den Lichtern,
Legt auf seine Vorderläufe
Dann den Kopf. Ergebungsvoll
Winselt es ins Abendsonnenlicht
Diese Ruhe herrscht allerorts.
Beide träumen, Hund und Jäger.
Herz senkt sich Stück um Stücken,
Daß nach zweier Minuten Weile
Rur die Ohren, welche jetzt noch
Zuckend um die Mutter tanzelten,
Wachen sein herausgeblieben.
Auf der dürren Haferstreu,
Auf Kartoffelfeld und Erbsen
Schlief die gute Hundenase
Ein schon finden.
Doch der Jäger denkt an anderes:
An zwei braune Mädchenaugen,
Kindlich rein, und doch voll Schalkheit,
Die ihn oft schon angelächelt.
Horch, da knackt ein dürres Reislein!
Langsam, scheuend, tritt zur Aesung
Aus dem dunklen Tannenwalde
Jetzt das Rehlein. Jählich setzt es
Seine schlanken, feinen Läufe
Auf der Wiese zartem Teppich.
Aus dem Aeserstuck nun sucht es
Sich die kräft'ge Abendnahrung.
Ist ein alter, schlauer Bursche,
Der nicht nur die Masse liebet,
Sondern feinen saft'gen Gaumen
Nur die fast'gen Kräuter aufsucht,
Wendet drum auf reichbekräuter
Wiederholt langsam weiter.
Schußbereit, die Hand am Drücker,
Kniet der junge Weidgeselle.
Hebt behutsam jetzt die Büchse,
Bringt mit scharfem Jägerauge
Korn, sein winzer und Visierung.
Sind ja keine zwanzig Schritte.
Wenn der Bock nur wollte endlich
Eine kleine Wendung machen!
Fritz den Finken schickt ein Gebet,
Weiterfahr'ner Schütze ungern.
Da, jetzt dreht vom dalt'gen Aesen,
Aengstlich äugend, witternd,
Er den Kopf her!
Richtet seine ganzen Lichter
Forschend auf die dunkle Stelle,
Wo der Jäger liegt im Anschlag.
Dieser setzt mit scharfem Blicke
In des Rehes braune Lichter,
Hämmert dann und senkt die Büchse.
Zärtlichend ein mit Jägerlust Genauge
Das verschreckte Wild zu Holze.
Nero ist bereits verschwunden.
Gänzlich unverdrossen scheint ihm
Seines Herren fremd Gebahren.
Blickt mit seinen treuen Augen
Vorwurfsvoll zum Weidmann auf.
Dieser lacht und pfeift lockend
Ueber Nero treuste Stirne
Mit der sprachverkannten Rechten.
Ja, ja, Alter,
Wunderlich und unbegreiflich
Schein' ich dir. Deshalb' es selbst kaum,
Wenn des Bodes klare Lichter
Mich in jenen Augenblicke
Nur nicht so bestrickt lebhaft
An zwei linde, rehbraune Helle,
Wie jede Reh und weiße Kreglein
Gar zu sehr gemahnet hätten,
Und da schwamm's mir vor den Augen,
Brachte mir den heißen Braten
Meinen Finger nicht zum Drücken.
Sankt Hubertus wird's verzeih'n mir.“

*

„Dank' Dir, Geliebter,“ flüstert Käthes reizender Mund, ehe sie einschläft.

V.

Das Brautpaar ist aufgestanden vom Hochzeitsmahl, an welchem der Förster Wilding trotz seines Sträubens teilnehmen mußte.

Fritz ist vergnügt wie früher und hat von seiner neuen Schwägerin sogar einen ganz verwandschaftlichen herzhaften Kuß bekommen, bei welcher Gelegenheit ihm trotz seiner Freude ein leichter Neid gegen seinen Bruder aufsteigen will. Doch gelingt es ihm, dieses dumme Gefühl, wie er es nennt, mit einigen Gläsern Wein vollständig hinunterzuspülen.

Frau von Lehndorf ist aus begreiflichen Gründen nicht gekommen, dagegen ihre Brüder und ihr alter Vater, welcher ein famoses „Hoch“ auf das junge Paar ausgebracht hat mit leiser Anspielung darauf, daß das erste Kind in einer gräflich Welckenschen Ehe schon seit zwei Jahrhunderten stets ein Junge gewesen sei. Infolge dieser kleinen Anspielung ist Käthe errötet, und Bodo hat dem Redner einen wütenden Blick zugeworfen, obgleich er bemerkt, daß die Nase des alten Oberst wie ein Leuchtturm bei Springflut glänzt. Bei Hochzeiten erröten die Braut eben über alles, und der Bräutigam ist über alles wütend. Das ist nun einmal so.

Käthe, von ihrer Mutter begleitet, eilt rasch in ihr Zimmer, um die Toilette zu wechseln.

Der junge Ehemann nimmt Abschied von seiner Mutter. Dieselbe ist nicht traurig, sie vergießt auch keine Thränen, wie es sonst Mütter für ihre Pflicht halten, sondern drückt nur den Sohn ans Herz und sagt einfach: „Habe sie recht lieb, mein Sohn, und vergiß nicht, daß Deine Frau noch sehr jung ist und Nachsicht verdient.“

„Ja, Mutter,“ sagt er und küßt sie, die er am meisten liebt nach seiner Käthe, lächelnd auf die Stirn. Noch ein Händedruck, und er geht hinaus, um sich in einen bequemen Reiseanzug zu werfen.

Frau Roland ist ihrer Tochter behilflich beim Umkleiden. Die alte Dame ist in rosigster Laune.

„Gott sei Dank, daß der Trubel vorüber ist! Ich sehne mich so nach Ruhe.“

„Ganz begreiflich, mein liebes Kind,“ sagt die Mutter gutmütig und nimmt Käthe den grünen Myrtenkranz aus den welligen Haaren.

„Eigentlich ist Bodo viel zu gut für mich, ich verdiene kaum, sein Weib zu werden. Findest Du nicht auch, Mama?“

„Bewahre, keine Prinzeß kann schöner sein als Du. Die ganze Stadt war entzückt über Dein Aussehen. Es war doch gut, daß wir zum Brautkleide crêmefarbenen Atlas statt weißen nahmen. — Er kann wohl lachen, der alte Griesgram, daß er ein solch junges, blühendes Mädchen wie Dich bekommen hat!“

„Sage das nicht, Mama!“ ruft Käthe bittend.

Frau Roland antwortet nicht; sie ist eifrig beschäftigt, die Schnur der Atlasstiefe zu lösen, in welche ein Knoten geschlagen ist.

Die Portière, welche das Nebenzimmer schließt, bewegt sich leise.

„So, endlich habe ich den Knoten beseitigt! — Wenn Dein Gemahl auch älter und langweiliger ist wie sein jüngerer, liebenswürdigerer Bruder, so ist er doch der Majoratsherr, und das hat mein kluges Kind wohl gewußt, nicht wahr, Käthe?“

Dieselbe antwortet nicht direkt. Wozu soll sie der Mutter diesen Gedanken ausreden? Sie würde sie doch nicht überzeugen, und was thut es? Vor allen Dingen fühlt sie ihr Herz rein von jedem früheren Gedanken in jener Beziehung, und Bodo vertraut ihr.

„Nun sitzt wieder die Brillantnadel in meinen dummen Haaren fest,“ ruft sie ungeduldig; „hilf mir einmal, Mama.“

„So, da ist sie ja schon heraus! Das muß man sagen, mein Schwiegersohn hat mit Brillanten nicht gekauscht. Sieh nur, wie die Steine blitzen!“

„Still, Mama, war nicht jemand im Nebenzimmer? Es war mir, als ob die Thür geschlossen würde.“

Frau Roland geht zur Thüre und leuchtet durch die Portièren in den dunklen Raum.

„Unsinn! Wer sollte es sein?“

„Ich dachte, Bodo käme vielleicht, um mich abzuholen. Ich habe den Wagen vorfahren hören.“

Käthe ist fertig mit Umziehen.

Sie umarmt die Mutter und sagt mit Thränen im Auge: „Leb wohl, liebe Mama, ich schreibe bald, und sage, bitte, solch häßliche Worte nicht wieder wie vorhin. Ich hätte ihn lieb gewonnen und wäre er bettelarm.“

„Na, nur nicht so schwermütig! Kopf hoch, es war ja nicht so gemeint. Komm nur, Dein Mann wird wohl schon unten warten.“

Im Hausflur springt ihnen Viktor entgegen und schlingt seine Kinderarme liebkosend um Käthes Hals, die sich mit Thränen im Auge zu ihm herabbeugt.

„Sei recht artig, lieber Viktor, schon mir zu liebe, und mache der Mama keine Sorgen.“

Der wilde Junge sagt treuherzig:

„Ich will immer artig sein, Käthchen, aber dann darf ich auch in den großen Ferien nach Rheinfelden kommen und auf dem Pony reiten.“

„Wir müssen fahren,“ sagt hinter den beiden eine tiefe Stimme.

Bodo Graf Welcken bietet seiner Gemahlin den Arm. Käthe sieht etwas erschreckt in ihres Gatten Gesicht. War's ihr doch, als ob seine Stimme wieder denselben Klang habe wie früher. Doch im Flur ist es etwas dunkel, unruhig flackern die Lampen im Zugwinde, der durch die geöffnete Hausthür hineinweht.

Sie fahren dahin durch die dunkle Märznacht, nur wenige Silben haben sie miteinander gewechselt.

Als sie im Wagen sitzen, der das junge Paar von der Station abgeholt hat, lehnt Käthe müde den Kopf an Bodos Schulter. Sie merkt nicht, wie sein Arm zurückzuckt. „Sind wir bald am Ziel, Bodo?“ fragt sie schläfrig.

„Ja, bald,“ murmelt er.

„Du sprichst so einsilbig.“

„Findest Du?“

Dann schlummert sie ein. Es ist, Gott sei Dank, dunkel im Wagen, sonst würdest du, junges Weib, bis in die Seele erschrecken vor deines Mannes Antlitz!

Der Förster Wilding würde den Ausdruck, den seines Bruderherrn Züge tragen, verstehen. Er hat das Gesicht schon einmal so gesehen; es ist schon lange her, aber er würde es wiedererkennen.

Bodo hatte die Worte seiner Schwiegermutter gehört, als er vorsichtig das dunkle Zimmer durchschritt, um anzufragen, ob Käthe mit ihrer Toilette fertig sei. Er hat lautlos gewartet, ob sein Weib die Ansicht seiner Schwiegermutter bestätigen würde, aber sie hat ja nur unmutig die Brillantnadel gescholten, welche sich in ihrem Haar verfangen hatte.



Die Auferweckung von Jairi Töc

Nach einer Photographie von



...hterlein. Gemälde von Albert Heller.

...Franz Hanfstängl in München.

Er ist dann hinausgeschwankt. Fast wäre er einsam und allein in die dunkle Nacht hineingewandert, ohne Abschied, ohne Erklärung, nur mit dem Wunsche, sie nie wiederzusehen. Aber dann trat ihm seiner Mutter Bild vor die Seele. Es wäre sicherlich ihr Tod gewesen.

Leise berührt Käthes Haar seine Wange, er biegt wie bei der Berührung von etwas Giftigem den Kopf weit zur Seite.

Bodo hat sich alle Empfangsfeierlichkeiten vorher verbeten bei ihrer Ankunft in Rheinfelden, darum erwarten nur die nötigsten Dienstboten die junge Herrschaft. An seinem Arme schreitet Käthe langsam die breite Treppe hinauf, welche zu ihren Gemächern führt. In seinem Arbeitszimmer, das neben ihrem Boudoir liegt, sagt er zögernd:

„Geh nur voran, ich komme gleich nach. Nur muß ich erst noch einen wichtigen Brief schreiben, dessen Erledigung keinen Aufschub verträgt."

Ohne ihn anzusehen, schreitet sie weiter. Sie achtet kaum auf sein seltsames Benehmen. Es ist ihr so bang ums Herz. Es ist alles so ganz anders, wie sie es sich gedacht.

Das Mädchen ist fortgeschickt, nachdem ihre Herrin ein bequemes Gewand übergeworfen hat. Auf einem Tisch ist ein reichlicher Imbiß für zwei Personen angerichtet. Sie steht nachdenklich vor dem Spiegel in dem großen Gemach. Langsam lösen ihre Finger die dicken Flechten und fahren träumerisch durch die Pracht ihrer starken krausen Haare. Allmälich sinken die Arme herab, und gedankenlos starrt sie in das spiegelnde Glas, während ihre Hände, wie zum Gebet geschlossen, ihm Schoße ruhen. Das eigene Bild, es kommt ihr so fremd, so kalt, so verzerrt vor, daß sie die Augen schließt, um es nicht mehr sehen zu müssen. — „Er kommt!" flüstert sie.

Im Nebenzimmer klirrt etwas. Käthe wendet halb das Gesicht nach dem Eingang, ihr Blick bleibt dort fast scheu in lieblicher Verwirrung haften.

Die Thüre thut sich nicht auf.

Pfeifend heult der Sturm im Rauchfang und rüttelt gewaltig an den geschlossenen Fensterläden.

Sonst alles totenstill.

„Bodo!" ruft sie leise. Noch einmal denselben Namen.

Keine Antwort. Ein unheimliches Grauen schüttelt ihren Körper, als sie die Thür öffnet. Es ist dunkel im Nebengemach.

„Bist Du hier, Bodo?"

„Hui!" pfeift der Wind als Antwort.

Ihr schaudert es durch Mark und Bein. Mit einer Kerze betritt sie das Zimmer. Es ist leer. Auf einem Tisch liegen zwei Briefe. Das eine Couvert trägt die Aufschrift: „An die Gräfin Käthe Welken", das andere: „An Graf Fritz Welcken". Klirrend sinkt ihre Hand mit dem silbernen Leuchter auf die Mahagoniplatte.

„Gott steh mir bei!" murmelt sie mit bleichen Lippen und reißt das eine Couvert auf. Mit fast irrsinnigem Ausdruck folgen ihre Augen den Zeilen:

„Liebe Käthe!

„Es war eine unbegreifliche Dummheit von mir, zu glauben, daß mich jemand um meiner selbst willen lieben könnte! Ohne Absicht hörte ich heute aus dem Munde Deiner Mutter, daß die Vernunft, welche sie Dir von Jugend an eingeimpft hat, höchst unvernünftig zur Wahl meiner Person geführt hat. Gott verzeihe Dir die Sünde! Ich thue es jetzt. Vielleicht war Deine Erziehung daran schuld. Ich kann Dich nicht wiedersehen. Es ist ein Groll in mir, dem ich mich selber nicht gewachsen fühle. Es leben noch Menschen, die mir nahe stehen, und deren Namen wollte ich schonen. Ich bin nicht ungerecht, daß ich Dich verlasse, ohne daß Du Dich rechtfertigen kannst. Wozu? Ich würde alle jene Worte nur Deiner Mutter zur Last legen. Nun wohl, weshalb fand die Tochter kein Wort der Indignation gegenüber einer solchen Aussprache? Du lieber Gott, die Nadel, die nicht aus dem Haare wollte, war ja weit wichtiger. Versuche nie, mir durch Briefe oder auf andere Weise einreden zu wollen, daß ich unrecht hatte. Es wäre nutzlos. Lebe wohl, Käthe! Ich hatte es mir nicht so schwer, so todesschwer gedacht, getäuscht zu werden. Thu, was Du willst, laß Dich scheiden; ich gebe in dem Briefe an Fritz die Erklärung, daß ich Dich böswillig, ohne Grund verlassen habe, ehe Du mein Weib wurdest. Aber wähle das nächstemal mit dem Herzen! Für Deine Zukunft ist gesorgt. Bodo Graf Welcken."

Die Buchstaben flirren und flimmern durcheinander. Sie hält das Blatt noch immer in Händen, dann beginnt sie leise, mit stereotypem Lächeln, wie liebkosend mit den Fingern über die Unterschrift zu streichen. Sie empfindet keinen Schmerz in diesem Moment. Das Geschehene ist zu furchtbar, um es gleich zu fassen.

Ihre schlanke Gestalt beginnt zu schwanken, fast nachtschwarz lagern die dunklen Locken um ihr blutleeres Antlitz. Dann ein schwacher Wehlaut, und dumpf schlägt ihr Körper zu Boden.

Der Sturm wirft prasselnd Regen und Eis gegen die Fenster. Allmälich brennt die Kerze herunter. Sie flackert noch eine Weile, dann stirbt die Flamme.

Draußen jagt der Schnee in weißlichen Wolken wie Gespenster der Sturmnacht durch die Lüfte.

*

Als am andern Morgen die fahlen Herbstsonnenstrahlen durch dieselben Fenster hineindringen, in dasselbe Gemach, wo einst schimmerndes Mondlicht ein liebewarmes Mädchenherz nicht ruhen ließ, da hebt sich wieder eine Gestalt empor.

Lange Zeit lehnt Käthe am Fenster und sieht thränenlos mit leerem Blick hinaus in die noch winterliche Landschaft, hinein in das kümmerliche Sonnenlicht, welches sich mühsam durch jagende Wolkengebilde hindurchdrängt. Ein paarmal fährt sie mit der kleinen Hand nach dem Herzen, und jedesmal schüttelt sie wie verwundert das Haupt. Schlägt das Herz noch? Ist es möglich, daß ihr Blut noch lebendig durch die Adern rinnt? Es scheint doch so. Sie sieht sogar den Knecht gähnend die Stallthüre im gegenüberliegenden Wirtschaftsgebäude öffnen. Also sie lebt wirklich noch, muß weiter leben.

Das blasse Weib sagt es sich selbst wohl unzähligemale, bis der Gedanke Ueberzeugung gewinnt.

Nach einer Stunde bringt ein Diener eine Depesche und einen Brief zur Post. Die erstere lautet:

„An die Gräfin Welcken. Mein Mann hat in wichtigen Geschäften heute morgen abreisen müssen. Komme, so rasch Du kannst, zu mir."

Der Brief ist an Fritz Graf Welcken adressirt.

Was wurde nun?

Pah, alles ganz natürlich! Die alte Gräfin kam und stand hoffnungslos mit geknicktem Mutterherzen vor dem Beginnen ihres ältesten Sohnes.

Fritz kam am andern Tage mit einer tiefen Furche zwischen den dunklen Brauen, die er vordem noch nicht in seinem jugendfrischen Gesicht gezeigt hatte.

Was halfen alles Reden und alle Thränen? Käthe bleibt fest dabei, daß sie unter keinen Umständen die ihr von Bodo ausgesetzten Revenuen annehmen würde, so wenig sie die Scheidung beantragen könne. „Wozu das?" war ihre stete Antwort mit bitterem Lächeln. „Das Geld habe ich nach nicht verdient, und scheiden lasse ich mich nur, wenn Bodo gegen mich klagt. Die Freiheit einer geschiedenen Frau brauche ich nicht."

Dann war sie abgereist zu ihrer Mutter.

Ein Brief voller Vorwürfe und Vorstellungen, den Bodos Mutter an ihren Sohn schrieb, kam erst nach vierzehn Tagen aus Paris zurück mit der Bemerkung, daß der Empfänger denselben so weit gelesen hätte, bis der Name Käthe auf einer Zeile genannt worden sei, darnach habe er denselben ungelesen zurückgesandt. Nach Jahresfrist denke er vielleicht nach Rheinfelden zurückzukehren.

*

Der Besitzer kam auch wirklich wieder nach Verlauf fast eines Jahres. Er sah aus wie früher, nur krank, furchtbar krank. Kein Wort durfte über Geschehenes erwähnt werden, und als das Mutterherz sich doch einmal verleiten ließ, an die Vergangenheit zu rühren, da erwiderte Bodo keine Silbe, sondern blieb drei Tage lang auf seinem Zimmer, ohne einen Menschen zu sehen.

Acht Tage später war er wieder abgereist, um ruhelos, gebrochen in der Welt umherzuirren. Er kam auch nicht zur Hochzeit seines Bruders Fritz mit der verwitweten Frau von Lehndorf.

Käthes Mutter starb zwei Jahre nach der unglücklichen Hochzeit ihrer Tochter, wohl aus Gram über deren Geschick und aus Aerger, daß diese von jenem Gelde nichts annehmen wollte. Sie hatte nie erfahren, daß ihr häßliches Wort am Hochzeitstage alles verschuldete.

Es war ein langer, trauriger Brief, welchen Käthe nach Rheinfelden schrieb, in welchem sie ihren Bruder Viktor der Fürsorge der Gräfin empfahl. Es könne ja für ihn das Geld verwandt werden, bis er herangewachsen sei, besonders, da sie beabsichtige, unter anderem Namen als Schauspielerin aufzutreten. Ihr Herz verlange nach einem Beruf, der alle Kräfte in Anspannung versetze, und wenn ihr Talent auch vielleicht keine großartigen Leistungen erwarten ließe, so würde ihr doch die Ausübung ihres Berufs über einige Jahre hinweg helfen. Käthe hat die Tante, ihr nicht zu grollen, weil sie so eigenmächtig über ihre Zukunft verfüge, aber sie stünde ja allein auf der Welt und sei durch ihr Engagement für das deutsche Theater in New-York dem Geklatsche und Gespötte der alten Welt fern genug gerückt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Massenquartier reichshauptstädtischen Elends.

Von

Hans R. Fischer.

II.



un zu den nächtlichen Obdachlosen! Es ist ein großer Gebäudekomplex, eine Art Hallenkolonie, welcher hinter dem Vorderhause Deckung gefunden hat. Hier ist jener Teil der Armen aufzusuchen, die ohne diese Zufluchtsstätte unter freiem Himmel übernachten müßten. Kein Raum ist vorhanden, der nicht den Stempel der sorgfältigsten Sauberkeit aufwiese und dem Geiste der Neuzeit Rechnung trüge. Wie im Hauptgebäude gewahrt man auch hier Steintäfelung oder Mosaikboden, Hydranten und andere Vorrichtungen gegen Feuersgefahr. Von besonderem Wert ist die Badeanstalt. Die Gefunden erhalten eine Douche (38 Grad), Schwächliche und Alte ein Wannenbad. Während dieser Reinigung befördert ein Fahrstuhl die Kleider der Obdachlosen in den Keller, wo sie im Desinfektionsofen einer Hitze von 100 Grad ausgesetzt werden. Dampfheizungsröhre durchziehen das ganze „Städtische Obdach", das in seinen bewohnten Teilen stets die gleiche Temperatur von 15 Grad zeigen muß. Und endlich die Kochküche! Drei mächtige Kessel, die 650, 550 und 450 Liter fassen, bilden den Stolzingschen Menageherd. Auch die nächtlichen Obdachlosen erhalten abends und morgens neun Zehntelliter Suppe und zu jeder Portion 200 Gramm Brot. — Ein fast unglaublicher Andrang findet hauptsächlich in den Herbst- und Wintermonaten statt. Anfangs war die Unterbringung von 1000 Personen in Aussicht genommen, später erhöhte man diese Zahl auf 1200; doch selbst diese Summe wird überschritten. Während der kälteren Jahreszeit finden sich in der sogenannten „freien Nacht" — von Samstag zu Sonntag — häufig an 1800 Personen ein. Sie haben dann keine polizeilichen Feststellungen und eventuelle Sistierung zu befürchten. Wer auch Aufnahme begehrt, hat nämlich abends in einem besondern Bureau seine Personalien anzugeben. Am nächsten Morgen erfolgt sodann von einem Kriminalbeamten die „Verwarnung". Dieselbe besteht darin, daß den Betreffenden eröffnet wird, das Asyl biete im Monat fünfmalige Benützung; komme man im Laufe jener Frist zum sechstenmale, so erfolge die Vorführung vor den Polizeirichter; Sache des Asylisten sei es deshalb, sich um Arbeit zu bemühen, um nicht wegen „Arbeitscheu" bestraft zu werden. Diese Strafe beginnt mit einem Tag Haft und endet in Wiederholungsfällen mit halb- bis zweijährigem „Arbeitshaus". Durchschnittlich werden 25 bis 30 Personen allmorgendlich mit dem „grünen Wagen" nach dem „Molkenmarkt" geschafft. Nur wenige der Verhafteten lassen es auf eine wochenlange Untersuchungshaft ankommen und führen den Beweis der Arbeitsbemühungen. Andere betrachten dagegen einen Winteraufenthalt im Gefängnisse, wo es keine Existenzsorgen gibt, als etwas Willkommenes.

Auch die Verwaltung des „Städtischen Obdachs" sei kurz berührt. Zu dem braunschweigischen Magistratsmitglied Stadtrat Mamroth, dem Inspektor Vandenner und Hausarzt Bierwirth hat die Anstalt treffliche Kräfte zur Verfügung. Zehn männliche und fünf weibliche Aufseher, sowie einige praxisig abkommandierte Insassen des „Rummelsburger Arbeitshauses" haben alles zu beaufsichtigen, zu reinigen und in Stand zu halten.

Neunzehn Säle, die je 60 bis 70 Holzpritschen und Leinendecken zählen, werden von den Obdachlosen mit Beschlag belegt. Bei Ueberfüllung können noch etwa 600 Strohsäcke zur Verteilung gelangen. Auf ihnen wie auf

dem Holzlager verbringt man dann die Nacht. Was für Seuchenherde diese Schlafsäle werden können, herrsche nicht die strengste Hausordnung und nähme man nicht ohne Ausnahme am Morgen eine mit Karbol durchgeführte „Wäsche" sämtlicher Räume vor, davon kann sich der Uneingeweihte keine Vorstellung machen. Viele Asylisten sind „Schläfer", das heißt Lumpensammler, andere halten sich während des Tages in den verrufensten „Kaffeeklappen" und den dumpfigsten Orten auf. Die Mehrzahl hat zudem monatelang weder Wäsche noch Kleidung gewechselt. Aber wie dem auch sei, wer sich zwischen 5 Uhr nachmittags und Mitternacht einstellt, erhält ein schützendes Obdach. Wenige obdachlose Frauen und Mädchen wandeln durch die Pforten des Asyls. Mehr als 50 sind deren nie, die um ein Nachtlager bitten, und diese geringe Zahl setzt sich fast ausschließlich aus älteren oder ganz alten, verlotterten und verkommenen Geschöpfen zusammen.

An einem linden Sommerabend war es, als ich die Stätte der Obdachlosen besonders eingehend besichtigte. Mattigkeit und Hilfsbedürftigkeit hatten selbst in dieser Jahreszeit ziemlich 500 Menschen hergetrieben; sie lagen ein Nachtlager im städtischen Obdach einem bei Mutter Natur vor. Wortlos lag alles in langen Reihen auf den Pritschen. Am Ende derselben befanden sich zumeist Stiefel, Kopfbedeckung und kleine Bündel. Manche hatten diese geringen Habseligkeiten zu Ruhekissen gerordnet, einige bargen ihr Haupt in mit Papier und Lumpen ausgepolsterten Mützen und Hüten. Wie beinahe in allen Asylen, so ist auch hier völlige Entkleidung nicht statthaft. Neben der tiefsten Verkommenheit schlief die Unverdorbenheit, neben der Jugend das Alter. Da und dort erhob sich eine Gestalt, aber das matte Auge blickte nur einen Augenblick auf. Nirgends zeigte sich wilde Energie oder Kraft; vollkommene Mutlosigkeit und Entnervung hatten bei der Masse Einzug gehalten. Tage- und wochenlang ist man die Straßen Berlins verzweifelnd, zuletzt gleichgültig auf und nieder gestrichen, nachts wurde auf Promenadenbänken und Steinstufen kurze Rast gehalten, und am Tage erbettelte man gerade so viel, um nicht vor Erschöpfung zusammenzubrechen. Die Aberhundente, welche das Stadtasyl Obdach allmonatlich sieht, haben ihren Roman, ihre Geschichte; eigene Schuld und Schicksalsmächte wollen in gleicher Stärke.

Die auch die Nacht über brennenden zwei Gasflammen jeden Saales lassen ein Halbdunkel, in den die einzelnen Lager dürfen auftauchen.

Auch „Künstler-Heinrich" war wieder einmal da. Seit langer Zeit zählt er zu den Stammgästen des Hauses, bisweilen bleibt er Monate hindurch fern, dann pocht er auch wohl an. Und abermals ist er um einige Grade gesunken. Sein Gesicht wird immer blau-roter, das Auge trüber, die Haltung gebrechlicher. Künstler-Heinrich — so ist sein Spitzname — zieht wandernd von Kneipe zu Kneipe. Stundenlang spielt er für ein Abendbrot Klavier; man jubelt und scherzt und freut sich, wenn der Verkommene am Schlusse noch für einen Cognac Visitenkarten mit den originellsten Karikaturen und Augenblicksbildern bedeckt. Die frühere männliche Schönheit hatte Spuren in dem Gesicht des Vierzigjährigen zurückgelassen. Wie der Unglückliche jetzt im Schlummer lag, fand ich bei ihm jene Verklärung der Züge wieder, die ich an ihm wahrgenommen, als er einst in einem Kellerlokale Beethovens „Adelaide" anstimmte und auch den wildesten Patron der Zechergesellschaft erschütterte.

Adalbert von Hanstein singt im „Mutzlaus":

„Und mich rief die Kunst von hinnen,
Nach der Sonne stand mein Sinnen.
Es'gres Wort aus Dichters Munde,
Bühnengang und hehre Stunde,
Künstlich Geigen, heilig Singen —
Nie Erfolg und nie Gelingen! —
Krankendorf, Jammerdekel,
Und die Sonne sag vorbei!"

... Junge Burschchen ruhten, getrennt von den alten Obdachlosen, in einem besonderen Saal. Ob sie von der Heimat und von lieb Mütterlein träumten, das um sie sorgt und weint? — Trüb und öde war es auch in dem schwach besetzten Frauensaal: verlorene Leben wie überall!

Jagdbeute.

(Hierzu das Bild Seite 512.)

Bildliche Schilderungen von Episoden aus dem fernen Osten, aus jenen Gegenden, wo Europa aufhört und Halbkultur beginnt, werden stets ein dankbares Publikum finden. Spricht sich doch in ihnen eine eigenartige Stimmung und wilde Poesie aus, die ungemein fesselt. Die öden, zur Winterszeit mit tiefem Schnee bedeckten Steppen, die einsamen, nur von Kämpfen mit den hungrigen Wölfen unterbrochenen Fahrten der Staroften, die Jagdabenteuer, die patriarchalischen Beziehungen zwischen den Bauern und den Edelleuten — alles bietet interessante Darstellungen dem Malerauge dar, dessen Blick für die Eigenart des Landes und des Volkes geschärft ist. Wieruß Nowalsky ist der bekannteste Meister dieser halbasiatischen Kulturschilderung; seine stets gern gesehenen Bilder haben die Unerschöpflichkeit und den Reiz jenes Stoffgebietes klar dargethan. Daß er Nachfolger gefunden, ist bei dem Erwachen des Kunstsinnes in den baltischen und russischen Landen begreiflich, und heute gibt es bereits eine kleine Schar von Malern, welche mit Vorliebe die heiteren und melancholischen Szenen behandeln, die Erinnerung und Studium ihnen vor Augen geführt haben. Ein besonders frisches Talent unter ihnen ist Jaroslav Besin, dessen „Jagdbeute" wir wiedergeben. Obwohl Böhme von Geburt — er ist 1859 in Wranna geboren — hat er sich völlig mit dem polnischen, slavenischen und ostungarischen Leben vertraut gemacht, dessen südliche Seiten in seinen Bildern meist zum Ausdruck kommen. „Durch Dick und Dünn", eine tolle Fahrt eines Schützenzuges über Stoppelfelder und durch Gebüsche darstellend, „Der Beginn eines Romanes", — zwei ganz entzückende Landedelleute schäkern von ihren Vorgespann herab mit einem holzlesenden Bauernmädchen — und die einen Herrschaftsschlitten begleitenden „Bettelnden Zigeuner" geben Proben der derben Fröhlichkeit und der im Bettlerkleide sich wohl fühlenden Ungebundenheit, für deren Darstellung Besins Talent am meisten befähigt ist. Auch das Bild „Jagdbeute" schildert eine gemütliche Episode; die Jagdgesellschaft darf sich des errungenen Sieges freuen und im Bewußtsein der vollbrachten Arbeit an dem Gutachen Schnaps gütlich thun, das von der improvisirten Marketenderin bereitwilligst aufgetischt wird. Die Charakteristik der martialisch dreinblickenden Jäger in ihren saltenreichen Grokkaten und die vortreffliche malerische Behandlung der Landschaft geben dem Bilde einen äußerst ansprechenden Ausdruck. P. P.

Zu Graf Moltkes siebenzigjährigem Dienstjubiläum.

(8. März 1889.)

Siebenzig Jahre im Dienste — wahrlich, ein seltenes Fest, das zu erreichen nur wenigen Menschen beschert ist! Und nun gar im Kriegsdienste, der mit Recht für den anstrengendsten und aufreibendsten von allen gilt. Aber mehr noch als das: siebenzig Jahre im Dienste und die letzten dreißig davon an der Spitze eines so verwickelten Organismus, wie der preußisch-deutsche Generalstab ist, in der vollen Verantwortlichkeit für eine so großartige Schöpfung, wie sie die preußisch-deutsche Armee darstellt, und begleitet von Erfolgen, wie sie die Kriege von 1864, 1866 und 1870/71 für Preußen und Deutschland bedeuten — wahrlich, ein solches Leben ist ein gottbegnadetes zu nennen. Wir wissen wohl, es ist in diesen siebenzig Jahren nicht nur Sonnenschein auf das Leben des Feldmarschalls Moltke gefallen, auch ihm haben dunkle Wolken die Sonne des Glückes zeitweise verhüllt, und namentlich haben ihm die Götter ein ersehntes Alter bereitet, indem sie ihm seines Vaterglück verletzten und das Weib seines Herzens viel zu früh von seiner Seite rissen; aber dafür gaben sie ihm ein weites Arbeitsfeld, auf dem ihm die schönsten Früchte erblühten, gaben ihm Sieg und äußerlichen Ruhm, Bewunderung und Liebe bei seinem kaiserlichen Herrn und dessen Nachfolgern wie bei dem gesamten deutschen Volke.

Wie eine schlanke Eichtanne, unter die Last der Jahre nur wenig gebeugt hat, trotz seiner 88 Jahre noch körperlich verhältnismäßig rüstig und geistig wundertar frisch, begann Helmut von Moltke am 8. März dieses Jahres die siebenzigste Wiederkehr des Tages, an dem er einst die militärische Laufbahn begann. Nicht im Dienste seines engeren Vaterlandes Mecklenburg, auch nicht in dem seines weiteren, Deutschlands — das war im Jahre 1818 nur ein „geographischer Begriff", wie Metternich sagte, und der mußte es wissen — nein, in dänischen Kriegsdiensten begann der junge deutsche Offizier sich die ersten Sporen zu verdienen, auch in diesem Schicksal, das ihn in die Fremde trieb, ein echter Repräsentant seines Volkes und der damaligen Zeit. Ein reiner Zufall, nein! sagen wir besser: eine höhere Fügung brachte nach vier Jahren den großen Sohn der deutschen Heimat wieder und ließ ihn für seine große Kraft in der preußischen Armee die rechte Wirkungsstätte finden, ihr zum Ruhme und uns zum Segen. Bezweifelt aber jemand wie uns, ob wie in Deutschland wohl so weit wären, wie wir heute sind, wenn Moltkes militärischer Genius seinem Vaterlande nicht wiedergegeben wäre und dieselbe 1864, anfatt für uns, gegen uns den Feldzugsplan entworfen hätte — es gibt doch keinen Zufall in dem Geschick der Völker wie des Einzelnen!

Es kann nicht im Plane dieser Skizze liegen, die nur den Zweck hat, anläßlich eines so seltenen Festtags, wie dieses Jubiläum des großen Strategen ist, den ehrerbietigen Gruß auch unseres Blattes in den vollen Chor des deutschen Volkes einstimmen zu lassen, daß wir den Lebenslauf des großen Strategen Schritt für Schritt verfolgen; wir meinen auch, daß solches schon überflüssig erscheinen möchte. Denn wie „Ueber Land und Meer" mehrfach, so namentlich in Nro. 5 seines Jahrgangs 1880—81 eine ausführliche Lebensbeschreibung des Grafen Moltke gebracht hat, so haben unzählige Bücherschreiber, Broschüren und Bücher, mit und ohne Bild des Verfassers, Broschüren und Bücher, mit und ohne Bild des Verfassers, dem deutschen Volke das Leben seines verehrten Helden geschildert. Daher ist Moltkes Biographie längst Allgemeingut unserer Nation geworden, und neue Züge in das lieb und vertraut gewordene Bild hinzuzutragen, möchte auch dem sorgsamsten Forscher kaum gelingen. Aber das edle Charakterbild in seiner Gesamtheit vor uns auftauchen und dieses Leben in großen Zügen an uns vorüberziehen zu lassen, den Genuß können wir uns nicht entziehen lassen, denn Moltkes Leben ist deutsche Geschichte, und seine Erfolge sind deutscher Ruhm.

Auf die blasche Lieutenantszeit in Neubrandenburg folgte die preußische in Frankfurt an der Oder; in Langeweile und geistiger Oede mag die eine vor der andern nicht viel voraus gehabt haben. Aber schon das nächste Jahr 1823 brachte die Kommandirung zur allgemeinen Kriegsschule in Berlin, und die folgenden vier Jahre gaben dem jungen Manne, der offenes Auge und empfänglichen Sinn für die Eindrücke der großen Stadt, dabei einen ungewöhnlichen Lerneifer hatte, innerhalb und außerhalb der Schule viel zu lernen. Dazu kam die große Lehrmeisterin, die harte — wenn auch nicht Not, doch Notwendigkeit, sich einzuschränken, und so dürfen wir sagen, daß die Jahre 1823—27 Moltkes Lehrjahre im engeren Sinne geworden sind. Was er hier gelernt hat — und er betrieb neben seinen militärischen Fachwissenschaften historisch-politische, wie namentlich moderne Sprachstudien — das kristallisirte in diesem klaren Kopfe so schnell und so hell, daß es die feste Grundlage des ernsten Wissens wurde, welches der Feldmarschall im Laufe seines vielbewegten, arbeitsschweren Lebens in sich aufgespeichert hat. Schon 1828 erfolgte die Kommandirung zur topographischen Abteilung des Großen Generalstabs unter General von Müffling, und damit war Moltkes Laufbahn entschieden. In die Front, also in die eigentliche Praxis des Kriegsdienstes ist er niemals zurückgekehrt, er war und blieb der geborene Generalstäbler, der auch vielfach mit Glück sich auf dem glatten Boden der Höfe in halb militärischen, halb diplomatischen Stellungen zu bewegen wußte, ein Theoretiker seiner Kunst, der dann aber von den Augen der staunenden Welt seine „graue" Theorie in der Lebens „grünegoldenen Baum", die Praxis, herrlich umzaubern wußte.

Aber vergessen wir nicht, seine doch auf dem Boden der Praxis geübte Thätigkeit als Instrukteur und Ratgeber im türkischen Heere von 1835—39, über welche Zeit uns die im Jahr 1841 erschienenen „Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei" so interessante Aufschlüsse geben. Da, in diesen Briefen blitzt jene kristallene Klarheit des Denkens und Wissens, von der wir vorhin sprachen, da strahlt aber auch die geniale, schnelle Auffassung von Personen, Zuständen und Verhältnissen, da schillert endlich neben dem geistessprühenden Stil des, was sonst bei dem ernsten Manne so selten hervortritt, ein echt deutscher, gemütlicher Humor. Es ist ja leicht und billig, nun, nachdem der Autor dieses Buches der große Feldherr geworden ist, die Vorzüge jener Schrift herauszufinden, aber wir meinen, jeder Leser, dem diese Briefe auch ohne Namensnennung ihres Verfassers in die Hand gegeben würden, müßte von dem Inhalt entzückt sein.

Die Anstrengungen und Entbehrungen bei der syrischen Armee, die nicht auch der Aerger mit den beschränkten, unfähigen Paschas hatten den Nerven Moltkes, wie er nach seiner Heimkehr 1840 meinte, doch „einen Stoß gegeben". Einige Wasserkuren und das geregelte deutsche Leben gaben ihm seine Gesundheit wieder, und der Major im Generalstabe fühlte das lebhafte Bedürfnis, nach dem vielen Umherschweifen sich seinen eigenen Herd zu gründen. Die Neigung seines Herzens wandte sich seiner Stiefnichte, Miß Mary Burt, zu; an der Seite seiner jungen Gemahlin genoß er der Liebe und der Ehe erstes Glück, als ihn der Befehl seines obersten Kriegsherrn nach Rom in die Umgebung des Prinzen Heinrich, eines Oheims des Königs Friedrich Wilhelm IV., rief. Die junge Frau folgte ihrem Gatten in die ewige Stadt, sowie später hin nach Berlin; selten hat man den Freiherrn von Moltke, solange seine Frau lebte, bei seinen vielen Ausflügen zu Pferde oder zu Wagen ohne seine Gattin gesehen. 1868 am Weihnachtsabend starb sie, und man sagt, daß Moltke seitdem keinen frohen heiligen Abend mehr feiern kann. Ebenso weiß der Volksmund als rührendes Zeugnis von der Liebe des großen Schlachtendenkers, die der Gattin über das Grab gefolgt ist, zu erzählen, daß Moltke, so oft er nach Kreisau kommt, nie sein Haus betritt, ehe er das Mausoleum im Parke mit dem Grabe seiner Frau besucht hat. Dort ruht die geweihte Stätte, von der wir nur zu wenig wissen, auf dem Gipfel eines ziemlich ansteigenden Hügels inmitten sorgsam gepflegter Fliederbüsche in einem einfachen und praktischen Bau, dessen Plan der Feldmarschall selber entworfen hat. Als einziger Schmuck des Innern steht hoch aufgerichtet über der Gruft die Gestalt des Erlösers, die Arme segenspendend erhoben. Darüber liest man die Schriftworte: „Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung."

Der Aufenthalt in Rom hat, wie für so viele hervorragende Geister unseres Volkes, auch für Moltke Anregung und vielfache gütige Betrachtung gegeben. Eine Karte der heiligen Stadt und ein „Wanderbuch" waren die zunächst gezeitigten Früchte. Bald rückte Moltke, immer im Generalstab, zum Oberstlieutenant und Oberst vor. Als Generalmajor und erster persönlicher Adjutant des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, des späteren Kaisers Friedrich, lernte er die Höfe von Petersburg, Paris und London kennen. Während der Regentschaft wurde Moltke erst provisorisch, dann definitiv Chef des Generalstabs. Als solcher stand er dem Prinzregenten bei dem großen Werke seines Lebens, der Reorganisation der preußischen Armee, treue auch in gemessenster, doch darum nicht minder wirksamer und thatkräftiger Weise

zur Seite. Moltke, nunmehr Generalleutnant, reorganisirte den Generalstab und machte ihn in rastloser Arbeit fähig, jene großen Aufgaben zu erfüllen, die bald an ihn herantreten sollten. Daneben entwarf er schon damals den Grundzugsplan einer deutschen Flotte, freilich um ein Jahrzehnt zu früh.

Und nun folgt, was die Welt staunend und wie vom Donner betäubt an sich vorüberziehen sah: 1864, 1866 und 1870/71. Hatte schon der „schleswig-holsteinische Spaziergang“ ahnen lassen, was der alte Preußengeist in der neuorganisirten Armee und an der Hand eines Moltkeschen Feldzugsplans leisten könne, so entfaltete der „siebentägige“ Feldzug von 1866 die ganze Genialität der Moltkeschen Kriegskunst, diese wunderbare Mischung von Wagen und Wagen, dieses Konzentriren der Kräfte auf einen Hauptpunkt, während kein Nebenpunkt vergessen wird. Von da ab wußte jedermann, wer Moltke sei, und widerstandslos brach sein Ruhm, der erste Stratege der Welt zu sein, sich Bahn. Der Krieg von 1870/71 befestigte diesen Ruhm nur noch mehr und hob ihn hoch über alle Nebenbuhlerschaft zu den Sternen. Was Moltke vor Metz und bei Sedan geleistet, wie er von Versailles aus die deutschen Heere im Norden, an der Loire und an der Schweizer Grenze geleitet hat — das alles können und brauchen wir einer Generation nicht zu erzählen, die es staunend und zum Teil mitwirkend erlebt hat.

Als des Krieges Stürme schwiegen und Deutschland, das neu geeinte, das kaiserliche, lorbeergeschmückt den Thron der Welt eingenommen, da wäre Moltke in seinem schlichten Sinne am liebsten, unbeachtet von der großen Welt, in den beschatteten Schatten seiner dienstlichen Stellung als Generalstabschef zurückgetreten. Aber das ging nun nicht mehr an. Das litt sein dankbarer Kaiser Wilhelm nicht, der ihn nicht nur in den Grafenstand erhob, sondern auch bei jeder Gelegenheit persönlich auszeichnete; das litt der große Kanzler nicht, der nochmals im Jahre 1885 im Reichstage, auf den Feldmarschall weisend, ausrief: „Wollen Sie den Mann sehen, dem wir die Wiederherstellung des deutschen Reiches verdanken, dann blicken Sie dorthin!“ — das litt namentlich auch das deutsche Volk nicht, das ihn neben Bismarck und Roon als des Kaisers und Deutschlands ersten Paladin feierte und ihm zujubelte, wo es ihn erblickte. So wurde Moltkes Name und Person zu einem der Schutzgenien des jungen deutschen Reiches schon bei Lebzeiten des Feldherrn, ein Schrecken der Feinde, ein Trost der Freunde. Er selbst aber, der große Feldherr, ging daran, der Geschichtsschreiber seiner Thaten zu werden, indem er unter seiner Leitung und Führung das große Geschichtswerk des Generalstabs von 1866 und 1870/71 schreiben ließ.

Dann kam der Schreckenstag — jetzt ist es gerade ein Jahr — da sank Deutschlands Kaiserleiche, Kaiser Wilhelm, hochbetagt ins Grab. Thränen erstickten die Stimme des großen Kanzlers, als er dem versammelten Reichstage die Kunde von dem Ableben des unvergeßlichen Herrschers mitteilte, und Thränen standen in aller Zeugen Auge, als Bismarck, auf Moltke zuschreitend und ihm die Hand drückend, sprach: „Uns beide hält des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr im Geleise.“ Und endlich meinte der alte Marschall, daß auch seines Dienstes Uhr abgelaufen sei, und bat den jungen Monarchen um seinen Abschied, „denn,“ schrieb er wehmütig in seiner offenen Weise, „was nützt Eurer Majestät ein Generalstabschef, der nicht mehr zu Pferde steigen und reiten kann?“ Aber da kannte er Hohenzollernsche Denkweise und Dankbarkeit schlecht. Der junge Kaiser Wilhelm antwortete ihm in fürstlich und menschlich schöner Weise, daß er zwar den Gründen Moltkes sich nicht verschließen könne, aber daß dennoch der Gedanke ihn mit Schmerz erfülle, den Marschall nicht mehr an dem Posten sehen zu sollen, auf welchem er das Heer zu den wunderbarsten Siegen führte, die je die Kämpfe eines Heeres krönten. Darum bäte er den greisen Helden, das Amt des Präses der Landesverteidigungskommission, das seit Kaiser Friedrichs Heimgange unbesetzt sei, übernehmen zu wollen; in bessere Hände könne er es nicht legen. Tiefbewegt nahm Moltke diesen neuen Beweis kaiserlicher Huld und Hohenzollernscher Dankbarkeit an, und so ist es Kaiser Wilhelm II., dem wir es eigentlich verdanken, daß wir am 8. März 1889 Moltkes siebenzigjähriges Dienstjubiläum feiern konnten.



Nach einer Photographie von Loescher & Petsch in Berlin.

Gr. Moltke
Feldmarschall

In seiner neuen Stellung hat Moltke zwar seine Dienstwohnung im großen Generalstabsgebäude noch und ebenso hat er in seinem Neffen, dem Hauptmann von Moltke, in dessen Familie der alte Herr einen gewissen Ersatz für sein zerstörtes Familienglück gefunden, einen persönlichen Adjutanten behalten; es geschieht auch wohl nichts Wichtigeres im Bereiche der Generalstabsgeschäfte, ohne daß des alten Helden Rat gehört wird; aber im Großen genießt der Achtundachtzigjährige die verdiente Ruhe und flüchtet so oft als möglich auf den Turm der Großstadt in die Einsamkeit und Beschaulichkeit seines geliebten Kreisau. Dieses Gut, in der Nähe von Schweidnitz gelegen, kaufte Moltke, als ihm vom dankbaren Vaterlande nach 1866 eine Dotation von 200,000 Thalern bewilligt wurde; an der Seite seiner geliebten Gattin traf er hier die ersten Einrichtungen und Verbesserungen, seine süßesten Träume und Erinnerungen liegen hier mit der Entschlafenen in einem Mausoleum begraben, dessen wir oben erwähnten und das auch die einstige Grabstätte des großen Kriegers werden soll. Moltke lebt in Kreisau mehr als irgendwo anders die Zurückgezogenheit und das Fernsein von aller lärmenden Veranstaltungen. Er ist kein Feind der Geselligkeit, aber er schätzt sie nur im engsten Kreise, unter wirklich guten Freunden und Bekannten, wo er durchaus nicht der „Schweigsame“ ist, für den ihn die Fama einmal gelten lassen will. Schon seine Beredsamkeit im Reichstage hätte uns eines Besseren belehren; aber auch sonst ist wohl bezeugt, daß Moltke ein gesprächiger und lebhafter Gesellschafter sein kann, wenn er will. Nur die Phrase haßt der große Schlachtendenker, der kahle Schwung der Redensarten, bei denen weder der Sprecher noch der Zuhörer sich etwas denken kann.

So ist auch über Moltkes Landleben in Kreisau ein gewisser Schleier gedeckt. Nur selten dringt zuverlässige Kunde davon in die Öffentlichkeit. Alles aber, was wir davon erfahren, läßt uns schließen, daß es im Großen und Ganzen wie das jedes andern vornehmen Gutsherrn, der die lärmenden Festlichkeiten nicht liebt, verläuft. Sanfte Naturgenüsse und die einfachen Freuden des Landlebens sind ja auch die naturgemäßen Freunde des Greisenalters; die reichen Erinnerungen seines vielbewegten, thatenschweren und ruhmreichen Lebens haben den einsam im Park von Kreisau weilenden Marschall unerschöpflichen Unterhaltungsstoff, ohne daß er die Gesellschaft der ihm nachgeborenen Menschen vermißte.

Aber sein Volk kann und will des großen Mannes nicht entraten; sein Name allein schon ist ihm ein Palladium und ein Schild gegen seine Feinde. In Moltkes Ruhm sonnt sich die ganze Nation, und ein Gedenktag, ein Jubiläum des großen Strategen ist ein Festtag des deutschen Volkes. So dicht es rücksichtslos und in seinem Enthusiasmus, selbst vor der tiefen Stille des Parkes von Kreisau nicht zurückscheuend, in das Heiligtum des großen Feldherrn ein, und tausendstimmig, donnerartig hallt ihm der Ruf entgegen:

Gott segne und schütze und erhalte uns noch lange unsern großen Moltke!

J. Sleumer.

Digitized by Google



Jagdbeute. Gemälde von Jaroslav Vesin.

Jonel Fortunat.

Ein Roman aus Rumänien

von

Marco Brociner.

(Fortsetzung.)

Jonel bestieg die Tribüne, in diesem Augenblick jedoch erscholl von der Landstraße Peitschenknall, und eine herrschaftliche Kutsche, in welcher Madame Fortunat saß, rasselte heran. Der Kutsche folgten zwei Leiterwagen, in denen Aleeu, der Vechil (Gutsverwalter) von Banesti, ein hünenhafter, struppiger Geselle, und mehrere Knechte vom Herrenhofe saßen. Die Kutsche hielt an, Madame Fortunat stieg aus. Die imponirende Erscheinung der schönen Gutsherrin von Banesti übte auf die Freisassen eine faszinirende Wirkung. In einem Nu waren alle Köpfe entblößt, nur Dragosch behielt seine Pelzmütze auf dem Kopf und starrte finsterm Blicke Madame Fortunat an, welche durch die Freisassen, die ihr ehrfurchtsvoll Platz machten, bis zur Tribüne schritt und daselbst, ohne Jonel eines Blickes zu würdigen, stehen blieb.

Madame Fortunat schien sehr ruhig und gefaßt zu sein, aber die tiefe Blässe ihres Gesichtes und ihre funkelnden Augen verrieten ihre innere Unruhe; sie hatte in einer schlaflosen Nacht den Plan ausgebrütet, mitten in die Versammlung hineinzustürmen, gefolgt von einer Anzahl treu ergebener Knechte, eine kleine Indenheye zu inscenirem, um dann die Rädelsführer der Freisassen als Urheber derselben verhaften zu lassen. War dies geschehen, waren die Hauptwühler dingfest gemacht, so konnten mit den Freisassen Verhandlungen angeknüpft und dieselben in die Länge gezogen werden, bis der Termin für die Einreichung des Rekurses verstrichen war, in welchem Falle das Urteil des Appellgerichtes definitiv blieb.

„Ich kenne den Zweck eurer Versammlung," begann sie mit weithin vernehmlicher Stimme, „und ich bin gekommen, euch einen Rat zu erteilen, vorerst aber möchte ich euch folgende Fragen vorlegen: Ist Herr Fortunat, mein Gatte, nicht stets ein gütiger Herr gewesen? Hat er nicht stets jedem, der hilfesuchend zu ihm kam, mit Rat und That beigestanden? Ich sehe unter euch Leute, die uns Geld schulden, die ihren Verpflichtungen seit Jahren nicht nachgekommen sind, aber kann jemand behaupten, daß Herr Fortunat gegen einen von euch jemals klagbar wurde, daß er je einen Landmann pfänden, sein Hab und Gut bei Trommelschlag verkaufen ließ, wie dies auf fast allen unseren Nachbargütern geschieht? Ja oder Nein!" Lautlose Stille herrschte. „Ihr schweigt," fuhr sie nach einer Weile fort, „ihr gebt also zu, daß ich die Wahrheit spreche; wenn also dem so ist, warum habt ihr kein Vertrauen zu eurem Gutsherrn, warum kommt ihr nicht zu ihm und sagt: ‚Ihr habt den Prozeß gewonnen, Herr Fortunat, aber Ihr seid ein guter Mensch. Ihr könnt nicht zulassen, daß wir bettelarm werden.' Warum thut ihr dies nicht? Ich will es euch sagen: weil euch einige Wühler Grillen in den Kopf gesetzt haben, weil ihr glaubt, ihr werdet uns einschüchtern; aber ihr vergesset, daß der Gutsherr von Banesti mehr Gewalt und mehr Einkunft besitzt als eure Wühler, die euch nur ins Unglück bringen wollen, und wir wollen euer Unglück nicht, hört ihr? Wir wollen gern einen billigen Vergleich mit euch abschließen, was meint Ihr dazu, Herr Bürgermeister?"

Der Angeredete, der in der ersten Reihe knapp vor Madame Fortunat stand, fuhr bei dieser direkten Ansprache zusammen, räusperte sich und murmelte einige unverständliche Worte.

„Was meint Ihr dazu, Herr Velic?" wiederholte Madame Fortunat in gebieterischem Tone.

„Ich meine," stieß Herr Velic hervor, „daß ein magerer Vergleich stets besser ist als ein fetter Prozeß."

„Ihr hört," fuhr Madame Fortunat fort, und ein leichtes Lächeln kräuselte ihre Lippen, „Velic ist meiner Ansicht. Ihr habt nun die Wahl, einen aussichtslosen, mit schweren Kosten verbundenen Prozeß fortzuführen oder einen billigen Ausgleich. Bevor ihr aber einen Entschluß fasset, bedenket das Eine, bedenket, daß ihr auf unsere Hilfe angewiesen seid, daß ihr keinen Schritt thun könnt ohne den Gutsherrn von Banesti; ist dies so oder nicht? Wer streckt euch Geld vor in eurer Not, wer schafft euch Arbeitsgeräte an, wer hat bewirkt, daß man Banesti durch eine gute Fahrstraße mit der Eisenbahnstation verbunden hat, wer hat eure Schule, wer hat eure Kirche gebaut, wer? So sprecht doch, so sprecht doch!" wandte sie sich an den Popen Konstantin.

Der geistliche Herr senkte, als ihre dunkelblauen, blitzenden Augen ihn durchdringend anstarrten, die Blicke.

„Es ist nicht zu leugnen," sagte er verwirrt, „Herr Fortunat ist ein guter und edler Herr, Gott schenke ihm ein langes Leben."

„Ein langes und glückliches Leben!" rief der Bürgermeister.

„Herr Fortunat ist ein guter Herr!" riefen einige andere Stimmen.

„Es lebe Herr Fortunat, unser Wohlthäter!" schrie der Vechil Aleeu, der hinter Madame Fortunat, von den stämmigen Knechten umringt, stand. Aber dieser Ruf erweckte kein Echo unter den Freisassen, die stumm und scheu sich gegenseitig anblickten. Da trat Dragosch einen Schritt vor, seine Pelzmütze saß immer noch trotzig auf dem Kopf, und er rührte auch nicht daran, als er, furchtlos Madame Fortunat in die Augen blickend, rief:

„Sie reden schön und klug, gnädige Frau, aber wir wollen unser Gut, gebt uns unser Gut — nehmt ihr es uns, dann müssen wir hinaus in die Welt — wir sind ja jetzt schon, trotzdem wir ein Stückchen Grund und Boden unser eigen nennen, schlecht genug daran, und wenn . . ."

„Ich will euch die Ursache sagen, warum ihr so elend seid," unterbrach ihn Madame Fortunat, und eine heiße Röte färbte ihre Wangen purpurrot, „ich will euch die Ursache nennen. Seht hin," — sie wies mit der Hand gegen die Straße — „all die schönen Geschäftsläden mit den tausend Sachen darin, für die ihr schweres Geld ausgebt, wem gehören sie? Den Juden! Und wie lange ist es her, daß sich die Juden hier eingenistet haben? Zwanzig, dreißig Jahre, und während dieser Zeit, wie weit haben sie es gebracht! Und wißt ihr, wie und warum dies geschehen ist? Während ihr darbt, bereichern sie sich, während ihr arbeitet und im Schweiße eures Angesichts euer Brot verdient, fließt ihnen das Geld, euer Geld, in die Taschen. Schaut euch die Judenweiber an, sie gehen geputzt einher wie Stadtdamen, schaut euch den Schankwirt da an, der euch mit seinem Schnaps vergiftet; was ihr verdient, tragt ihr ihm zu — habe ich recht oder nicht?"

„Die gnädige Frau hat recht!" wurden Stimmen laut.

„Die Juden richten euch zu Grunde," fuhr Madame Fortunat erregt fort, „sie zehren an eurem Mark, sie sind die Ursache eures Elends!"

„Nieder mit den Juden!" schrie Aleeu.

„Nieder mit den Juden!" wiederholten die Knechte aus dem Gutshof.

„Schlagt dem Giftmischer alle seine Flaschen zusammen!" tobte Aleeu, und er schwang hiebei seinen Knüttel gegen das Auslagefenster, in welchem in allen Regenbogenfarben schillernde Flaschen mit Branntwein standen. Ein klirrendes Krachen erfolgte. Die Freisassen standen eine Weile unschlüssig da, als aber Aleeu rief: „Wer billigen Wein und Schnaps trinken will, der folge mir!" da ging eine seltsame Bewegung durch die Freisassen, und plötzlich durchzitterte die Luft der brausende Ruf: „Nieder mit den Juden!" Dann schwirrte es wild durcheinander: „Mastali, der Giftmischer, der Wucherer, er richtet uns zu Grunde — hinaus mit den Juden, wir wollen keine Juden in Banesti haben, hinaus mit den Juden!"

Jonel hatte bis jetzt unbeweglich auf der Tribüne gestanden, mit gesenkten Blicken, wie in sich versunken, jetzt aber sprang er totenbleich und mit flammenden Augen von der Tribüne herab, entriß Aleeu den Knüttel und rief mit mächtiger, den Lärm übertönender Stimme:

„Keinen Schritt weiter, Elender, wenn Dir Dein Leben lieb ist!"

Aleeu wich scheu zurück.

„Schämt ihr euch nicht," flog es von seinen Lippen, „schämt ihr euch nicht, anstatt über eine Angelegenheit ernst zu verhandeln, wie es Männern geziemt, wollt ihr in feiger Weise über einen armen Menschen herfallen und sein Hab und Gut plündern!"

Die Freisassen schauten sich verdutzt an. Da trat Madame Fortunat nahe an Jonel heran — und ein glühender Haß brannte in ihren Augen, während ihrem Munde zischend die Worte sich entrangen:

„Ich begreife Deinen Edelmut, Jonel, und ich will Dir den Grund desselben nennen. Du kennst ihn noch selbst nicht — Dein jüdisches Blut hat sich in Dir empört, Dein jüdisches Blut!" Er schrie sie mit großen, erstaunten Blicken an. Sie dämpfte die Stimme und sagte mit einem ironischen Lächeln: „Wenn man eine Jüdin zur Mutter hat, dann darf man es freilich nicht dulden, daß dem Glaubensgenossen derselben, daß einem jüdischen Wucherer ein Leid geschieht. Adieu!"

Sie wandte sich um und schritt, von Aleeu und den Knechten gefolgt, der Kalesche zu. Bald darauf hörte man die Wagen davonrasseln.

Mit der Entfernung der Madame Fortunat wich auch der Bann, der auf der Versammlung gelastet, man begann lärmend über den Vorfall zu debattiren, man lachte, fluchte, und dazwischen erscholl die schrille Stimme des Bürgermeisters, welcher neuen Mut gefaßt und wieder einige seiner zündenden Phrasen zum besten gab, während aus der Schenke das Jammern Rastalis herüberklang, welcher die Scherben der zerbrochenen Flaschen zusammenlas und dabei wimmerte: „Zehn Flaschen Branntwein, eine Flasche Rum und eine Flasche Liqueur — wer zahlt mir dies, ich möchte wissen, wer mir dies zahlt?" Aber seine Wißbegier blieb ungestillt, und es war ein magerer Trost für ihn, daß Dragosch die kernigsten Flüche gegen den Banditen Aleeu hervorstieß.

Jonel stand immer noch sprachlos und verwirrt da, die Worte seiner Stiefmutter wirbelten ihm durch den Kopf, da fühlte er eine Hand auf seiner Schulter. Zilibi Pfautir stand vor ihm, in den Augen des Juden glänzten Thränen.

„Sie sind ein edler, ein guter Mensch, Jonel," sagte er mit bewegter Stimme, drückte ihm die Hand, wandte sich rasch um und verschwand.

In diesem Augenblick näherte sich ihm der Pope Konstantin.

„Sie müssen zu den Leuten sprechen, lieber Jonel," sagte er, „die Rede Ihrer Stiefmutter hat die Freisassen stutzig gemacht, sie müssen aus Ihrem Mund hören, daß sie sich auf Sie verlassen dürfen. Wollen Sie es thun?"

„Ich bin bereit," sagte Jonel. Er bestieg wieder die Tribüne, dieselbe war sofort von den Freisassen umringt.

Jonel legte klar und schlicht die Streitfrage dar, er erklärte, daß er dieselbe eingehend studirt und die Ueberzeugung gewonnen, daß das Gut Oanee unanfechtbares Eigentum der Freisassen wäre; er empfahl dringend, so bald als möglich die Berufung beim Kassationshof gegen das Urteil des Appellgerichts einzulegen, und sprach die bestimmte Hoffnung aus, daß der hohe Gerichtshof ein Urteil kassiren werde, das ein himmelschreiendes Unrecht sei.

„Ich weiß," fuhr er mit erhöhter Stimme fort, „daß ich gegen das Interesse meiner Familie handle, daß ich einen schweren Kampf mit meinem eigenen Vater aufnehme, aber ich kann und werde es nie und nimmer dulden, daß wir uns ein fremdes Gut aneignen!"

Brausende Hochrufe folgten seiner Rede, die sich immer wieder und wieder erhoben.

Jonel wollte noch einige Worte an die Freisassen richten, aber sie erstarben plötzlich auf seinen Lippen. Eine mit vier Pferden bespannte Droschke sauste an der Landstraße vorbei, und darin saßen Lea und ihr Gatte, sie neigte sich weit vor, Jonel erkannte sie, sein Gesicht ward kreideweiß, ein Fieberfrost durchschauerte ihn, er schloß unwillkürlich die Augen. Als er sie öffnete, war die Droschke vorbeigerollt, er wankte wie ein Trunkener von der Tribüne herab, Pope Konstantin reichte ihm ein volles Glas Wein, er selbst hielt auch ein Glas in der Hand.

„Sollst leben, Jonel!“ rief er.

Jonel stieß mechanisch mit ihm an. Inzwischen hatte sich auch der Zigeunermusikant Grigore mit seinem Orchester eingefunden, und wie die ersten Klänge einer Hora ertönten, brach heller Jubel los. Die neun lebendigen Söhne Naftalis, welche Kellnerdienste verrichteten, hatten jetzt alle Hände voll zu thun, um den Anforderungen der durstigen Menge zu genügen. Bald darauf hatte sich auch vor der Schenke ein Kreis gebildet, dessen Juchzen die Klänge der Musik übertönte.

Jonel war unablässig von Freisassen umringt, mit denen er anstieß; er mußte die Umarmungen des Popen, des Bürgermeisters Belic und des Drogesch, die rasch in ein hochgradiges Stadium der Trunkenheit hineingeraten waren, über sich ergehen lassen, bis es ihm schließlich, als der Jubel einen bedenklichen Höhegrad erreicht hatte, gelang, sich unbemerkt zu entfernen. Angewidert vom rohen Gebahren der Menge, den Kopf schwer und wirr vom ungewohnten Schnaps- und Weingenuß, wanderte er, die Blicke zur Erde gerichtet, langsam die Straße von Banesti entlang. Die Mittagsstunde war längst vorüber, aber er empfand eine bange Scheu, ins Schloß zurückzukehren. Am äußersten Ende des Städtchens angelangt, blieb er stehen und starrte auf die Straße, die zum Schlosse führte. Es war ihm so wüst und wehe in der Seele, er wollte in dieser Gemütsverfassung nicht vor seinen Vater treten, da fiel sein Blick auf den Gottesacker, er trat durch das offene Thor in denselben, es war still und heimlich drin, er schritt sinnend zwischen den Grabhügeln über gelbe, unter seinen Schritten raschelnde, verdorrte Blätter, welche die Herbstwinde von den Bäumen gerissen und auf den Boden gestreut. Plötzlich stand er vor einem mit grünem Rasen bedeckten Hügel, über den die dünnen Aeste einer knorrigen Trauerweide schützend niederhingen. Auf dem Marmorkreuze daneben las er den Namen seines ehemaligen Hauslehrers Brunner. Er ließ sich auf dem Grabhügel nieder, und wie er so dalag, die Blicke in die blaue Himmelsglocke versenkt, umsponnen von der tiefen Stille, die nur ab und zu durch das Rascheln eines Blattes oder durch das Zwitschern eines Vogels unterbrochen wurde, da tauchte wieder, wie in jener Nacht, als seine Heimkehr gefeiert worden und er Lea geküßt hatte, jene Scene im Kirchhof in ihm empor, da ihm Zilibi Pfantirs Töchterlein mit einem Stein die Stirne wund geschlagen. Das war eine schöne, glückliche Zeit, und die Erinnerung daran zauberte ihm jetzt noch ein Lächeln auf die Lippen. Er richtete sich halb empor und blickte über die Grabhügel hinweg zum Birkenwäldchen und sah alles, was damals geschehen, vor sich, so licht und klar, als hätte es gestern erst sich zugetragen. Er sah seinen armen Hauslehrer mit dem hohen Cylinder, der schief auf seinem Kopfe stand, wie er sich anstrengte, gerade und aufrecht einherzuschreiten, und er hörte sein stilles Lachen, das ein untrügliches Zeichen dafür war, daß Brunner über den Durst getrunken — und er sah sich selbst, er stürmte heran auf jener Allee dort, die Judenjungen zu züchtigen, aber das kleine Judenmädchen mit dem weißen Kleide und dem blauschwarzen Gelock, blickte ihm ruhig und trotzig in die Augen, jetzt hebt sie den Stein, es zischt und blitzt vor ihm, und dann liegt er mit wunder Stirn auf dem breiten Diwan des Popen Konstantin, mit dem wirren Gefühl im Herzen, daß Zilibis Töchterlein einen Kuß auf seine Lippen gedrückt. Und die Sonne ging ebenso wie jetzt zur Rüste, und der Himmel war blau und leuchtend, und die Vögel zwitscherten wie jetzt, und er wanderte heim an der Seite des nüchtern gewordenen Brunner, und er hörte seine tiefe Stimme und seine Mahnung, auch gegen Juden gut und liebreich zu sein.

„Armer Brunner, wie würden Deine blauen Augen vor Freude und Stolz geblitzt haben, hättest Du gesehen, wie Dein Schüler, der einstige Judenfeind, für den roten Naftali eintrat!“

Und wie er diese Worte vor sich hin murmelte, da flog ihm jäh durch den Sinn, was ihm Madame Fortunat in die Ohren gezischt: jüdisches Blut, seine Mutter eine Jüdin! Er brütete mit finster gefalteter Stirn über den Sinn dieser Worte. Lag eine tiefere Bedeutung in ihnen? Wer war seine Mutter? Er hatte sie nie gekannt, man hatte ihm nie von ihr gesprochen.

Er ließ das Haupt tief zur Brust sinken, ein Halbdämmer umfing ihn, aber seine aufgeregte Phantasie ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Alles, was in den letzten Wochen den düstern Inhalt seines Daseins gebildet: der Kummer über das Elend seines Vaters, die hoffnungslose Krankheit Floricas, die bange Ungewißheit über die Gestaltung seines eigenen Schicksals, der tiefe Groll gegen seine Stiefmutter, die Entrüstung über das den Freisassen widerfahrene Unrecht und der wühlende Drang nach dem unfaßbaren, für ewig verlorenen Liebesglück, all dies zog dumpf und wüst durch seine Seele, und dazwischen flogen die Gestalten dahin, die seinen Lebenskreis berührten, und ihn schien, als wäre alles nur ein Traum, als wäre sein ganzes Leben selbst ein häßlicher, böser Traum. Da klang ihm plötzlich in den Ohren ein scharfes Lachen, das kam ihm so bekannt vor. Wer lacht so? Er sann und sann — und das Lachen klang immer lärmender, bis es sich in Worte auflöste: „Schöne, lachende, liebedurstige Weiber.“ Und er kannte die Stimme, die diese Worte gesprochen — es war die Stimme des buckeligen Advokaten Partasi Tschikn, und ihn dünkte, der Buckelige stünde vor ihm und spräche: „Ja, das Leben ist ein Traum, wenn man es nicht zu packen versteht — greif es herzhaft an, Jonel, sieh dort schöne, lachende, liebedurstige Weiber — sieh dort ein reizendes Weib mit flammenden Augen — mit Deinen eigenen Augen — kennst Du sie? Es ist Lea, und sie liebt Dich, hörst Du? Sie liebt Dich, das ist kein Traum, das ist volle, süße, lebensfrohende Wirklichkeit — reiße sie an Dich, küsse sie, Jonel — küsse sie!“

Da fuhr er plötzlich aus seinen Träumen empor, aufgescheucht durch schwere, schlürfende Schritte und durch eine rauhe, lachende Stimme. Pope Konstantin wankte seiner Wohnung zu, der geistliche Herr war sehr lustig, er hielt seine cylinderförmige Kopfbedeckung wie einen Kelch in der Hand, süß mit unsichtbaren Trinkern an und rief lachend: „Halleluja, sollst leben, Bruder!“ Da stolperte er plötzlich über ein Kreuz und fiel der Länge nach auf den Boden hin. Aber dieses kleine Malheur brachte Seine Heiligkeit durchaus nicht aus der Fassung, er reckte, dehnte und wälzte sich eine Weile, bis er auf den Rücken zu liegen kam, dann scheute er mit erstaunten Blicken in die blaue Himmelsglocke, als wunderte er sich über die seltsame Farbe derselben, ein seliges Lächeln verklärte sein weingerötetes Gesicht, dann schloß er die Augen — sein Bewußtsein war erloschen.

XVIII.

Herr Fortunat hatte während des Diners, bei dem eine sehr gedrückte Stimmung herrschte, den heutigen Vorfall nicht erwähnt, auch Madame Fortunat, für die Jonel nicht zu existiren schien, hatte mit keinem Worte darauf angespielt. Als er sich jedoch vom Tisch erhoben, hatte Herr Fortunat seinem Sohne gesagt: „Erwarte mich gegen zehn auf Deinem Zimmer.“ Es mußte bald die genannte Stunde sein. Jonel, der bis jetzt im Finstern und düster vor sich starrend dagesessen, zündete ein Licht an und schaute auf die Uhr, es fehlten nur noch wenige Minuten zu zehn, bald darauf vernahm er Schritte. Die Thüre öffnete sich, sein Vater trat herein, er drückte Jonel stumm die Hand und ließ sich auf den Lehnstuhl nieder. Eine Weile herrschte peinliche Stille.

„Du weißt, Jonel,“ begann Herr Fortunat, „daß von dem Ausgang des Prozesses mit den Freisassen mein Schicksal abhängt, es war daher ein schwerer Schlag für mich, als ich erfuhr, daß Du an die Spitze der Freisassen Dich gestellt hast, sie aufhetzest und gegen meine Interessen, die ja auch die Deinigen sind, wühlst, am meisten hat es mich jedoch betrübt, daß Du auch die Achtung, welche Du Deiner Stiefmutter schuldest . . .“

„Ich möchte,“ unterbrach ihn Jonel, „jede Auseinandersetzung über diese Angelegenheit vermeiden, wir werden uns nicht verstehen; ich weiß sehr wohl, daß ich nach dem, was sich heute zugetragen, nicht mehr unter demselben Dache mit meiner Stiefmutter leben kann, ich bin daher entschlossen, nach Bukarest zu reisen, und morgen schon, wenn es Dir recht ist; ich will arbeiten und mir eine Stellung erringen, ich bin Dir lange genug zur Last gefallen, ich will versuchen, mir selbst mein Brot zu verdienen.“

Er hatte die letzten Worte heftig hervorgestoßen, er wandte sich um, trat zum Fenster und schaute hinaus in die Nacht. Herr Fortunat erhob sich, legte die Hand auf Jonels Schulter und sagte mit weicher Stimme:

„Du darfst nicht so von mir scheiden, Jonel, Du weißt, wie unglücklich ich bin, willst auch Du mir das Leben verbittern? Im übrigen könnte sich ja noch alles zum Guten wenden, wenn Du nicht so ein Tollkopf wärst; ich wäre ja gerne bereit, auf einen Vergleich einzugehen, der die Freisassen von Banesti befriedigen würde, wenn Du die Hand dazu bieten wolltest, mir einen Ausweg aus meiner jammervollen Lage zu öffnen, und das kannst Du; ich habe Gründe, zu vermuten, daß Frau und Herr Dobresen es gerne sehen würden, wenn Du Dich um ihre Tochter bewerben wolltest, das Mädchen ist reich, sie bekommt, wie Du weißt, die Hälfte von Bogdanesti und eine bare Summe von dreißigtausend Dukaten als Mitgift, über die Du frei verfügen kannst; mit dem dritten Teile dieses Betrages kannst Du mich retten. Nun, was meinst Du, Jonel?“

Jonel blickte in das bleiche, gramdurchfurchte Antlitz seines Vaters, eine tiefe Rührung überkam ihn.

„Ich werde mich Deinem Wunsche fügen,“ murmelte er.

Herr Fortunat riß in überquellendem Dankgefühl Jonel an sich und küßte ihn auf den Mund.

„Ah bah,“ lachte er auf, „Fräulein Pia ist ein prächtiges Mädchen, ich bin überzeugt, daß Du Dich in sie verlieben wirst, wenn Du es nicht schon bist!“

Jonel schien diese Worte überhört zu haben.

„Vater,“ sagte er mit einem seltsamen Ernst, „ich habe an Dich eine Frage zu richten. Madame Fortunat hat mir heute einige rätselhafte Worte zugeflüstert, die mir keine Ruhe lassen: Wer war meine Mutter? War sie wirklich eine Jüdin?“

Herr Fortunat schritt eine Weile sinnend im Zimmer auf und ab, dann blieb er stehen.

„Ich habe Deine Frage erwartet,“ sagte er, „und ich will sie Dir beantworten, aber es ist eine lange und thränenvolle Geschichte, wir wollen uns setzen. Es ist eine lange und thränenvolle Geschichte,“ wiederholte er, „Du wirst ein trauriges Blatt meines Lebens kennen lernen, aber Du bist alt genug, ich bin Dir die volle Wahrheit schuldig, und wenn Du sie kennen wirst, wirst Du vielleicht Deine Stiefmutter anders und milder beurteilen; aber Du mußt all Deine kindliche Liebe zusammennehmen, Jonel, um nicht mit mir zu streng ins Gericht zu gehen, denn ich habe viel gefehlt, viel Leid verursacht.“ Er schwieg, starrte Jonel an, und plötzlich flog ein wehmütiges Lächeln um seinen Mund. „Wie Du ihr ähnlich siehst!“ murmelte er; „dieselben wunderbar glänzenden Augen, dieselben weichen Locken und denselben Mund! Jonel,“ glitt es rasch von seinen Lippen, „Deine Mutter war in der That eine Jüdin, Zilibis Schwester!“

Er atmete schwer auf, als wäre ihm mit diesem Geständnis eine ungeheure Last von der Seele gewälzt worden. Jonel saß schweigend da, er hatte nur mit dem Haupt ein wenig emporgezuckt und eine leichte Röte war hiebei über sein bleiches Gesicht gehuscht.

„Eine Jüdin, wirklich eine Jüdin!“ rief er; „eine Jüdin und Zilibis Schwester — des jüdischen Hausirers und Spaßmachers — dann ist ja Lea meine Cousine, das ist ja herrlich — herrlich!“ Er lachte kurz, stoßweise auf, so daß es eher wie ein Schluchzen als wie ein Lachen klang, dann stemmte er die Ellenbogen auf den Tisch, preßte die Schläfen zwischen die Hände und schaute seinen Vater finster brütend an. „Eine Jüdin,“ fuhr er, wie zu sich selbst sprechend, fort, „meine Mutter eine Jüdin und ich der Neffe von Leas Vater — das ist ja lustig, sehr lustig! Weißt Du, Papa, ich hatte einst vor Jahren als Knabe die Juden gründlich gehaßt und pflegte die Judenjungen zu prügeln und schwärmte für Mihai den Tapfern und Stefan den Großen und wollte auch ein Heros unseres Landes werden — ich — Zilibi Pfantirs Neffe! Aber wie ist denn dies alles geschehen?“

„Ich will es Dir erzählen.“

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Einquartierung in Kairo.

Seitdem Frau Wilhelmine Buchholz den Orient und namentlich auch Aegypten bereist hat, scheint der Wanderzug der deutschen Vergnügungsreisenden mehr wie früher sich bis zu letzterem Land zu erstrecken. So befindet sich in der That in diesem Jahr eine ziemlich beträchtliche Zahl von Fremden deutscher Nationalität in Kairo und in Alexandrien. Die Kolonie der dort ansässigen Deutschen ist im Verhältnis zu den anderen Kolonien, wie zum Beispiel der englischen, griechischen, italienischen und französischen, nur schwach, immer aber bedeutungsvoll genug, um eine bemerkenswerte Rolle zu spielen. Als nun unlängst das deutsche Mittelmeergeschwader, bestehend aus den Kreuzerfregatten Stosch, Greifswald, Moltke und Charlotte unter Führung des Contreadmirals Hollmann im Hafen von Alexandrien einlief, gestaltete sich der Empfang der deutschen Marine zu einer patriotischen Kundgebung, welche sowohl bei den Gästen als bei den Gastgebern noch lange in Erinnerung bleiben wird. Alles, was deutscher Nationalität war, Kaufleute und zufällig anwesende Landsleute, hatten sich zusammengethan, um dem zum Empfang des Geschwaders veranstalteten Fest möglichsten Glanz zu verleihen. Der Aufenthalt des Geschwaders im Hafen von Alexandrien war auf fünf Tage festgesetzt, und der größere Teil der Offiziere und Seekadetten wurde für drei, beziehungsweise vier Tage nach Kairo zu den dort dieselben erwartenden Festlichkeiten beurlaubt. Das für diesen Zweck gebildete Vergnügungskomité setzte sich zusammen aus dem Generalkonsul von Brincker, dem Baron von Richthofen, Maz Pet, dem Premierlieutenant a. D. Max Lemmerich und den Kaufleuten Brettschneider und Hasselbach. Am Montag der 14. Januar 1889, abends 9 Uhr, lief der Zug mit den „Landsleuten von der Marine" im Bahnhof von Kairo ein. Die ganze deutsche Kolonie war zum Empfang erschienen, und als die Uniformen der Seekadetten in den Coupéfenstern sichtbar wurden, brauste ein gewaltiges Hurra durch die auf dem Perron dicht aufgestellten Deutschen. Nach herzlicher Begrüßung und gegenseitigen Vorstellungen wurde die Verteilung der Gäste auf die verschiedenen Gasthöfe vorgenommen, und alsdann fand ein urgemütlicher Verkehr in den beiden bekannten deutschen Restaurants „Böhr" und „Augur" statt, welcher sich bis in die frühen Morgenstunden ausdehnte. — Am Dienstag vormittag wurde zunächst eine Besichtigung des weltberühmten Museums in Bulak unter Führung des Museumdirektors Brugsch Bey, am Nachmittag ein gemeinsamer Ausflug



Besuch des Sphinx von Gizeh. Nach einer photographischen Originalaufnahme.



Deutsche Marineoffiziere und ihr Geleit an der Cheopspyramide. Nach einer photographischen Originalaufnahme.

Digitized by Google

Literarisches Allerlei.

Silhouetten von Anna Corsey.



nach der Citadelle, den Kalifen- und Mamelukengräbern veranstaltet. Jedesmal aber, wenn unsere schmucken und frischen Seekadetten mit jugendfrischem Uebermut in Scharen auf den Eseln oder Mauleseln durch die Straßen von Kairo jagten, konnte sich die Menge — Europäer und Afrikaner — nicht enthalten, ihnen begeistert zuzujubeln, und Aufsicht ist genug lauten Beifall.

Am Dienstag abend gab die deutsche Kolonie zu Ehren der anwesenden Offiziere und Seekadetten ein Bankett. Zu diesem Zweck war im Garten des Hotel Shepheard ein großes arabisches Zelt aufgeschlagen und auf das kostbarste geschmückt worden. An der hintern Wand des Zelts über dem reich ausgestatteten Büfett erblickte man zu beiden Seiten eines großen den deutschen Reichsadler enthaltenden Wappens die Bildnisse des deutschen Kaisers und des Khedive. Türkische und persische Teppiche, Blumen, Blattpflanzen und Palmenzweige, zahlreiche Embleme und Fahnen des deutschen Reiches und der deutschen Einzelstaaten waren zu einem harmonischen Ganzen geschmackvoll zusammengestellt, und an einer Seite des Zelts war ein Kolossalbild „Aegypten empfängt die deutsche Marine bei ihrer Landung in Alexandrien" angebracht, welches der hier als Maler lebende Hauptmann a. D. Bernhard Kühn in wenigen Tagen eigens zu diesem Zweck ausgeführt hatte. Die Beleuchtung des Zeltinnern war durch die einzig in ihrer Art wirkenden arabischen Kristallkronen erreicht, der Garten außerdem durch zahlreiche bunte Lampen beleuchtet. Daß für die köstlichen Genüsse auf das beste gesorgt war, dafür kann die weltbekannte Küche des Hotel Shepheard und das patriotische Herz seines Besitzers als beste Bürgschaft gelten. Genau um 10 Uhr abends betrat der Contreadmiral Hollmann in Begleitung des Generalconsuls von Brauer das Zelt unter den Klängen der deutschen Nationalhymne, welche von einer ägyptischen Militärmusik ausgeführt wurde, und alsbald gruppirte man sich zwanglos um die Tische. Herr von Brauer brachte den ersten Toast auf den deutschen Kaiser aus, alsdann ergriff der Contreadmiral Hollmann das Wort und sprach, nachdem er der deutschen Kolonie für den herzlichen Empfang seinen Dank ausgesprochen, den Khedive leben, worauf die ägyptische Nationalhymne angestimmt wurde. In schwungvollen Worten entwickelte der Baron von Richthofen die Verdienste der deutschen Marine um die auswärtigen Besitzungen und Kolonien und brachte zum Schluß ein begeistert aufgenommenes Hoch auf erstere aus. Gewohnheit wollen wir noch den vom Hauptmann Bernhard Kühn improvisirten Toast, welcher stürmischen Beifall erregte und folgendermaßen lautete:

„Es kommen hier Schiffe unserer Flotte,
Brandenburg, Gneisenau, Moltke und Charlotte,
Es drang die Kunde leider auch hinaus,
Da ging durch die Deutschen ein mächtiges Sehnen,
Und jeder, der die Kunde traf,
Gerauchte sich mammentlosem Schlaf.
Und das deutsche Herz wacht hier im Süden
Doch auf als wie die Pyramiden.
Wir sind ja auch keine Parteigrößen;
Hier sind wir einfach Patrioten;
Für Reichstagsgezänk haben wir kein Ohr.
Dafür interessirt sich hier nur der Bobahore.*)
Aber was die gestern beim „August" gesungen,
Das ist aus des Herzens Tiefe gedrungen
Lieb' Vaterland kannst ruhig sein —
Wo Engel's zu oft nahn, wie zu dir
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.
Fest steht sie auch hier an dem Nil.
Ihnen aber wünsch' ich, meine Herrn Kameraden,
Wohin Sie auch Wind oder Ordre trägt,
Daß überall Ihnen — das kann nie schaden —
Ein patriotisch Herz entgegenschlägt!
Prosit!"

Die Festesstimmung wurde eine immer lebhaftere und flang in dem Gesang zahlreicher deutscher Lieder begeistert aus. Dabei wurde auch zum Entsetzen einiger das Fest belauschenden Ladies gewaltig getrunken und gequalmt. „Les officiers allemands boivent beaucoup, mais ils sont des garçons charmants et très-gentils", hörte ich ein Backfischchen eine Levantinerin sagen. Gegen 2 Uhr nachts wurde das Fest beendet, um übrigens unmittelbar darauf beim „August" eine lustig erregte Nachfeier zu finden.

Mittwoch den 16. Januar fand ein Ausflug nach den Pyramidenfeld von Gizeh statt, wo sich zum Empfang der Marinegäste wiederum die gesamte deutsche Kolonie Kairos versammelt hatte. Selten ist wohl die Cheopspyramide von einer so großen Zahl von Menschen auf einmal bestiegen worden, und es war ein sehr pittoreskes Bild, unsere blauen Marineuniformen in Begleitung der weißgekleideten Beduinen den Gesamtriesen hinaufklettern zu sehen. Am Sphinx**) und an der Ecke der ersten Pyramide wurden photographische Aufnahmen gemacht, die wir in den beistehenden Abbildungen wiedergeben.

Der Führer auf diesem klassischen Boden machten der Baron von Richthofen, der Lt. von Niemeyer, von dem die Buchholzen sagt, daß er die Hieroglyphen liest wie andere Sterbliche das Griechische, und der Hauptmann Kühn, welcher ein originelles, von ihm eigens für diesen Tag verfaßtes Gedicht über die Bedeutung des Sphinx vortrug. Nach Besichtigung der Denkmale wurde in dem dortigen khedivialen Kiosk ein reiches Frühstück verabreicht, nach welchem die große Karawane von Reitern und Equipagen zurück nach Kairo brauste.

Am selben Abend fand im Palais d'Abdine ein Galadiner des Vizekönigs zu Ehren des Contreadmirals Hollmann und der deutschen Geschwaderoffiziere statt.

Am nächsten Tage galt der Besuch der berühmten Gräberstadt Sakkara und dem alten Memphis. Bei Bedrachschein wurde die Eisenbahn benützt, alsdann bestiegen die Herren die mitgenommenen Esel, um die Sehenswürdigkeiten abzureiten. Zurück erfolgte die Fahrt vermittelst einer vom Vizekönig bereitwilligst zur Verfügung gestellten Jacht auf dem Nil.

Am Abend fuhren die Gäste, welche aller Herzen im Sturm erobert hatten, zum Bedauern der Kolonie zurück nach Alexandrien, wo man seitens der dortigen Deutschen ein großer Matrosenball veranstaltet wurde. Der Abschied war ein überaus herzlicher, und die Marineoffiziere versicherten, daß das Wort des Barons von Richthofen: „Kairo ist der lichteste Fleck auf dem schwarzen Erdteil", als unbedingt zutreffend ihnen ewig im Gedächtnis bleiben würde!

*) Bobahore = ein in Kairo erscheinendes, unter französischem Einfluß stehendes Blatt.

**) Der Sphinx von Gizeh ist bekanntlich männlicher Natur.

Unsere Künstler.

(Siehe das Bild Seite 512 u. 513.)



Albert Keller

Unser prachtvoller Holzschnitt nach dem größten Bilde, welches der Münchener Maler Albert Keller bis jetzt zu verzeichnen hat, nach seiner Anerkennungsszene von „Jairi Töchterlein", das die Berliner Jubiläumsausstellung vom Jahre 1886 schmückte, gibt einen deutlichen Begriff von Albert Kellers Formensprache nicht allein, sondern gerade auch von seiner kolaristischen Anschauung, daß nur die Würdigung dieses eigenartigen Talentes getrost von dem Holzschnitt selbst erwarten können, ohne eine eingehendere Begründung durch das Wort als nötig zu empfinden.

Christus wurde (nach Matth. 9 und Mark. 5) in das Haus des Obersten der Schule, mit Namen Jairus, gebeten, hörte die Reden, daß die Tochter des Obersten gestorben sei, und sprach zu Jairus: „Fürchte dich nicht, glaube nur."

„Und er ging hinein, und sprach zu ihnen: Was tummelt und weinet ihr? Das Kind ist nicht gestorben, sondern es schläft. Und sie verlachten ihn. — Und er trieb sie alle aus, und nahm mit sich den Vater des Kindes und die Mutter, und die bei ihm waren, und ging hinein, da das Kind lag.

„Und ergriff das Kind bei der Hand und sprach zu ihm: Talitha kumi; das ist verdolmetscht: Mägdlein, ich sage dir, stehe auf. — Und alsbald stund das Mägdlein auf und wandelte; es war aber zwölf Jahre alt. Und sie entsetzten sich über die Maße ..."

Diesen Vorgang hat Keller nicht mit erbaulicher Gewissenhaftigkeit, sondern mit malerischem Sinn für das für ihn Wahrscheinliche des Auftritts gestaltet; die Figuren sind nicht eben antik, sondern zuweilen alt sehr zeitgenössisch zu nennen. Wie reizend bestimmt sich gerade durch diesen Jairi Töchterlein, diese so graziose, charmante junge Dirnenleiche, welche man nicht im Morgenlande gesehen, sondern im Berliner Tiergartenviertel aufgewachsen wähnt: eine junge Dame der gesellschaftlichen Welt, eine Tochter des damaligen „Upper" Jairus. Und indem Christus selber bei dieser freien Umbildung der Gestalten in Typen der Gegenwart gleichsam seine Stelle finden konnte, ist es dem Maler auch nicht recht zu, daß man an ihn glauben könnte, gelungen, und seine Gestaltung ist hier ein wenig unsicher, belanglos und konventionell geworden; während die Gruppen der Zuschauenden aus dem Vollen geschöpft werden konnten und höchst lebhaft und sympathisch gesichaut sind und in ihren alten Gewändern und mit den modernen Augen eine so glückliche Ausstaffierung dicht Grabesraumes bilden, welcher recht antik und dabei doch sehr malerisch konzipirt ist.

Albert Keller ist 1845 zu Gais in der Schweiz geboren, ein Sprößling einer alten Züricher Familie. Er kam frühzeitig nach München, machte das Gymnasium durch, ging dann auf die Universität und widmete sich philosophischen und juristischen Studien. Nach dem vierten Semester aber besuchte er die Akademie und arbeitete mit A. von Ramberg zusammen, dem bekannten Maler der Zeichnungen zu Goethes Hermann und Dorothea. Keller unternahm vielfache Reisen nach Italien und Paris. Sein erstes Bild war 1872 eine „Audienz bei Ludwig XV."; dann folgen „Chasseur" und andere moderne Genrebilder und Damenporträts. 1880 brachte er das „Römische Bad", 1881 „Iphigenie im Junotempel"; 1882—1883 hielt er sich von neuem in Paris auf, wo er verschiedene Porträts malte. 1886 war unsere „Auferweckung von Jairi Töchterlein" vollendet, und 1888 erschien auf der Münchener internationalen Kunstausstellung der „Herzschlag", eine jugendliche Hexe, die zum Tode auf dem Scheiterhaufen an das Kreuz gefesselt, in einen tiefen Traum gesunken, dem Jenseits schmerzlos entgegenschläft, denn ihr Geliebter hat mit dem Wollen, den ihren zum Schlafe zu bringen, ihren Arm fest umspannt, während die Flammen, ihr Zerstörungswerk beginnend, die Mörderin umzingeln. Keller ist auch sonst dem Hypnotismus und Somnambulismus näher getreten und wie bei Max hat sich bei ihm das Studium dieser Erscheinungen zum Kunstwerk verdichtet — oder vielleicht reizten ihn diese Studien deshalb, weil sie ihm eine neue Kunst versprachen. Maler sind ja nicht Gelehrte, und all ihr Beschäftigen mit dem Wissen und Forschen ist häufig darum da, um schließlich auf den Altar ihrer Kunst wieder dargebracht und dargewandt zu werden.

Kellers Stellung in der heutigen Kunstwelt ist die, daß er als modern-romantischer Kolorist im historischen Fach in seiner Eigenart fast ohne Rivalen in Deutschland ist. Die Damenporträts, die nicht seinen größeren Schöpfungen seine Lieblingsaufgaben sind, besitzen vielleicht nicht immer eine große Aehnlichkeit von außen, doch sind sie sozusagen innerlich ähnlich, und die Art der modernen Weiblichkeit zeichnet er sicher und löst durch die Farbe seiner modernen Bildnisse, durch das Bouquet der Töne bei phantastischer Beleuchtung mehr als durch die Konturen des Gesichts. Ein raffinierter Sucher nach neuen Effekten, stellt Keller als Kolorist sehr selbständig da; von Munkacsy vielleicht seinen Ausgangspunkt nehmend, ist er über den Ungarn doch schon geistreicher, auch glänzender, moderner, heller, unruhiger hinausgelangt und von der Harmonieschablone dieses wenn auch großen Meisters ist er gänzlich entfernt. Ihre wird jedes neue Bild zum neuen Farbenproblem, und der Erfolg würde ihm nicht gestatten, das Suchen nach dem nicht scheu Gelösten aufzugeben und sich bei dem Gelösten zu beruhigen. Ein echtes Künstlernaturell ist Keller, in seinen Produktionen ungleich, aber, ein angenehmer Künstlernaturell, niemals in seinen Hauptproduktionen niedrig oder bequem; geht ihm die Arbeit nicht leicht von der Hand, so verursacht dies doch, daß er eingehender sich in sie vertieft; ist er ein kritischer Grübler, so ist zugleich ein Temperament doch so stark, daß der Geist bei ihm nicht einmal Malaise, nur Theoretisches schafft. Vorzüge und Mängel, lebhafte Kraft und störendes Nachdenken sind so bei ihm gemischt, daß die Nachteile den Vorzügen fast Vorteil bringen, und indem seine negierenden Geisteskräfte den positiven, vielleicht manchen spontanen, kühnen Wurf verlangen, versichern sie doch die Gesamterscheinung dieser künstlerischen Persönlichkeit um eine ganz besonders interessante Nuance. Denn Keller trägt in allem seinem Sein die Marke der Modernität, und das ist die merkwürdigste Gabe, die einem Mann für seine Zeit wie für die Nachwelt zuzuschreiben kann. Kellers Modernität aber ist, wohlverstanden die einer modernen Natur, nicht eines modernen Attributs; und so muß es zur Folge haben, daß er, wie modern auch immer, nur von einigen Modernen voll genossen wird, denn die Besten erschließen sich zunächst nur den Einzelnen, die Abstände aber können sofort bei der Gesamtheit populär werden.

Herman Helferich.

Literatur.

— **Es ist wirklich ein Prachtbuch**, der „Onkel Hermann", den uns die nach ihm benannte Novelle von Emilie Erhard (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 2. Auflage) vor Augen führt. Graf und Offizier, Hofceremonienmeister und Junggesell, vereinigt er in sich mit vielen gar nicht so üblen Eigenschaften auch die eines „lieben alten Onkels", wie ihn seine lustige kleine Nichte, die es kaum erst glücklich buchstabiren hat, mit Vorliebe nennt, und dazu die eines warmen, durch und durch christlichen Herzens. Wenn sich ein Mann in die tragikomischen Situationen gerät, wie sie der unverwüstliche auf der Eisenbahnfahrt erfolgten Verwechslung seines Handkoffers mit dem anderer sich hier ereignen und verflechten, ihm sie dahin gänzlich unbekannte Gesellschaften entbringen, so weiß man zum voraus, daß ein Erzählertalent wie das Emilie Erhards daraus die reizendsten Verwicklungen anspinnen und sie mit überraschender Kunstfertigkeit lösen wird. Man darf das Buch ungescheut mit noch verheißungsvolleren Erwartungen zur Hand nehmen, es hält ihnen redlich Wort.

— **Angesichts des gespannten Verhältnisses, das und die Franzosen zur Zeit stark entzweiet**, ist es erfreulich, zu sehen, daß Erscheinungen wie die „Figures de l'Allemagne contemporaine", in denen unser vaterländischer Dichter J. Fastenrath die Größen hüben und unserer Heimat mit voller Wärme würdigt, in Frankreich ihren Verleger (Albert Savine, Paris) und ihre Leser finden. Es ist dies ein neuer Beweis für die alte Wahrheit, daß die wirklich gebildeten Kreise der französischen Gesellschaft wenig oder nichts gemein haben mit jenem blinden Chauvinismus, der augenblicklich die politische Strömung in Frankreich beherrscht und in seinem fanatischen Vorurteilen die einsichtsvolleren Elemente unter sein Joch zwingt. Fastenrath schildert hier eine Reihe hervorragender, wissenschaftlicher, literarischer und künstlerischer Größen des heutigen Deutschlands in knapp, klar aufgearbeiteten Aufsätzen, die zuerst zerstreut in französischen Blättern als Feuilletons erschienen sind und sich dort bereits das Verdienst geistiger Vermittlung zwischen den beiden Nachbarvölkern erworben haben, und durch deren Gesamtheit der sprachgewandte Dichter und Kritiker hilfreicher nunmehr ein weiteres Gewicht in die Angelegenheit legt, die unsere französischen Widersacher so besserer Schätzung deutschen Wesens zu bringen geeignet ist.

— **Nicht viele ihrer Geschlechtsgenossinnen werden der Verfasserin des Buches**: „Aus der Innenwelt, psychologische Studien" von Dr. phil. Susanna Rubinstein (Leipzig, Max Gedmann) auf die Gebiete folgen, die sie hier behandelt, ohne oder darin mit Befriedigung auf den durch sie besonders glänzend gelichteten Boden blicken, daß unter Umständen auch dem weiblichen Geschlecht ins tiefe Eindringen in das geheimste Weben der Wechselbeziehungen zwischen geistigen und sinnlichen Dingen, das man gemeiniglich für das ausschließliche Gebiet des männlichen Geistes hält, gegeben sein kann. Mit scharfer Logik ergeht sich die Verfasserin über Charakter, Gemüt, Temperament, ästhetisches Gefühl, Schlaf und Nachtleben der Seele, Empfindungen im allgemeinen und zwangsmäßige Farbenempfindungen. Sie verbindet dabei große Schärfe des Denkens und der Deduktionen mit voller Klarheit und Durchsichtigkeit der Darstellung und verleiht dadurch ihrem Buch einen unwiderstehlichen Reiz für philosophisch angelegte Naturen.

— **Das Volkes Weisheit reflektirt sich in seinen Sprichwörtern.** Es war daher ein glücklicher Gedanke, den Dr. Albert Wittstock in seinem Buch „Die Erziehung im Sprichwort oder die deutsche Volksbibliothek" verfolgt. Aufmerksam an eine große Zahl von ihm sorgfältig gesammelter Volkssprüche, welche die Fragen der Erziehung und dessen, was man im Leben thun und lassen soll, streifen, weist der Verfasser daraus mittelst folgerichtiger Gedankenverbindungen eine vollständige Weltweisheit über das, was man gehört, das heranwachsende Geschlecht zu erziehen und selbst das Muster eines tadellos erzogenen Menschen abgeben zu können.

Notizblätter.

Kultur und Wissenschaft.

— **Das königlich bayerische Kupferstichkabinet hat eine** ganz außerordentliche Bereicherung erfahren, indem Herr Professor von Wastel demselben eine großartige Schenkung zuwandte. Es sind dies die 15 Bände (2310 Stück) Originalzeichnungen berühmter Künstler, welche der Münchner Kunsthändler Felix Halm (gest. 1810) gesammelt hat. Dieses für die bayerische Kunstgeschichte höchst wichtige Sammelwerk war gänzlich verschollen; niemand wußte über dessen Verbleib etwas Genaues. Durch die hochherzige Schenkung, die fortan den Namen „Halm-Wastelsche Sammlung" im bezüglichen Kupferstichkabinet führt, ist nun die unbestrittene Nutznießung der kostbaren Sammlung ermöglicht worden.

— **Das sächsische Kurschwert, welches von Kaiser Sigismund** herrührt und Friedrich dem Streitbaren am 6. Januar 1423 bei seiner Belehnung mit der Kurwürde ausgehändigt wurde, ist neuerdings in der königlich sächsischen Gewehrgalerie, nachdem es gänzlich in Vergessenheit geraten, Publikum wieder zugänglich geworden. Der bezügliche Schaukasten läßt keine Zweifel aufkommen, daß das aufgefundene Schwert das echte sächsische Kurschwert ist.

— **Die katholische St. Stanislauskirche in Rom wird von** ihrer Besitzerin, der russischen Regierung, um den Preis von 600,000 Lire zum Verkauf ausgeboten, weil in Polen schwerlich Käufer erregt, da die genannte Kirche viele polnische Denkmäler enthält, auch ein Asyl für polnische Flüchtlinge war und bestimmt verblieben ist. Sie wurde den Polen vom Papst Gregor XIII. geschenkt, unter Papstem I. in eine Kaserne verwandelt, durch Pius Alexander I. ihrem ursprünglichen Zwecke zurückgegeben.

— **Einen seltsamen Fund hat der französische Bibliophile** Paton Double gemacht, nämlich des Exemplar eines Buches, welches Marat der Königin Maria Antoinette mit einer Widmung überreicht hatte! Bevor Marat als Revolutionsmann die Aufmerksamkeit verfolgte, hatte er sich mit wissenschaftlichen Forschungen beschäftigt. Das der Königin gewidmete Buch trägt den Titel: „Das Feuer" und handelt von der Licht- und Wärmeerzeugung.

— **Der letzte Akt des 1871 abgebrannten Tuilerienflügels** wurde in Paris öffentlich versteigert. Die vier Lose erstand der Fürst Sturdza für phantastische 14,050 Franken. Die Wegschaffung muß binnen 14 Tagen geschehen sein, da alsdann die Erdarbeiten zur Anlegung des Gartens beginnen, in welchem das geplante Museumshaus der Architektur errichtet werden soll — falls es bis dahin noch eine literarische Notabilität gibt.

— **Einen Preis von 3000 Mark hat der preußische Verein** zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger für die beste Lösung der Frage ausgesetzt: „Welche Maßregeln und Organisationen sind anzuordnen, und welche im Frieden vorzubereiten, um der Unterbringung nicht transportabler Verwundeter und Kranker in geeignete Räume in möglichster Nähe des Kriegsschauplatzes sicher zu stellen, mit Berücksichtigung der Bestimmungen der Genfer Konventionen und der Organisation der freiwilligen Krankenpflege im Felde?" Die Arbeiten sind in deutscher Sprache bis 1. Januar 1890 an das Zentralkomite des genannten Vereins einzusenden.

— **Wie verschieden die Elektrizität auf Tiere wirkt**, ergeben elektrische Versuche, die man jüngst in der Barnum-Menagerie angestellt hat. Die größte Empfindlichkeit für die Mixturen der Elektrizität zeigte das Katzengeschlecht, während Seelöwen und Flußpferde den Strom ohne Zeichen der Aufregung durch ihren Körper gehen ließen. Affen und Mäuse begannen zu wimmern. Nur den Elefanten bereiteten die Versuche ungeheuren Spaß. Als 42 Leoniden-Zoten in Anwendung gebracht wurden, richten sie sich vor Vergnügen die Nase und schlenkten ihre Beine.

— **Wir sind noch nicht am Ende der genialen Gründungen** für den Wassersport. Dampfkraft an Stelle von Schießpulver, so lautet verheißungsvoll die Parole Walther Hilf's in Breslau. Dieser Mann hat eine Kanonenbootmaschine gebaut, mit welcher er ins Wasser gestapft, von Ufer zu Ufer fuhr, zur Rechten sitzt sich die Hölle schwitzt, Wasser sang in Windungen fort. An einigen Stellen sind Stahlplatten und Stahlgeflechte zu undurchsichtigem Einteil verbunden. Am Ende des Ganges erweitert sich die Höhle und saugt Luft nach außwärts und hinunter in das Innere des Berges. Die Seiten sind bisher noch nicht untersucht, da deren Eingänge erst erweitert werden müssen, um passirbar zu werden.

— **Wilde Schwäne, die in Märchen und Sagen** zu den bevorzugtesten Vögeln gehören, in Wirklichkeit aber leider zu den scheuesten, zu den Ausserben nahe sind, wurden während des Winters auf den nur sehr selten gefrierenden Hafenkanälen und Gewässern von Stein beobachtet, zum Beispiel auf dem Fischkanal. Bevor sich die Eisdecke über den ganzen See ausgebreitet, waren in der äußersten Ecke des Wasserbeckens, für den Jäger unerreichbar, einige der schönen Tiere versammelt. Sodann beobachtete man einen Zug wilder Schwäne an dem Hafendamm Reisholz bei Grafrath, wo auch ein prächtiges Exemplar erlegt wurde.

Feste und Versammlungen.

— **Am 22. April vollendet Friedrich von Bodenstedt** sein siebenzigstes Lebensjahr. Um diesem Ehrentag eine bedeutere Weihe zu geben, erläßt ein Komitee, an dessen Spitze der Kommerzienrat Hermann von Wedekind in Wiesbaden steht, einen Aufruf, in welchem er die zahlreichen Freunde und Verehrer des greisen Sängers des Mirza-Schaffy auffordert, Beiträge zu einer Ehrengabe für den Dichter zu spenden, die ihm an diesem Tage überreicht werden soll. In dem Aufrufe heißt es: „Ungewohnt seiner restlosen Arbeit war ihm das Glück nicht günstig! Ihm namentlich nach langer Lebenslahre ein bescheidenes eigenes Heim, ihm die zu angestrengter Gastarbeit nötige Ruhe zu schaffen, ist die Absicht seiner Freunde und Verehrer. Hoffen doch noch einige gekörte Werke Bodenstedt ihrer Vollendung." Geldsendungen sind an das Bankhaus M. Berlé & Comp. in Wiesbaden zu übermitteln. Anfragen in dieser Angelegenheit beantworten: Dr. C. Ansfeld, Architekt, und Ferd. Hey'l, Kunstverleger in Wiesbaden.

— **Dr. Rudolf Lowenstein, der als lyrischer Dichter und** ehemaliger Redakteur des „Kladderadatsch" in weitesten Kreisen rühmlich bekannt ist, beging am 21. Februar seinen siebenzigsten Geburtstag. Zahlreiche Freunde, insbesondere auch der Verein Berliner Presse, der Deutsche Schriftstellerverband, der Verein Berliner Künstler und die Berliner Buchhändlergesellschaft „Concordia" ehrten den Jubilar in herzlicher und sinniger Weise.

— **Am 24. Februar feierte Friedrich Spielhagen seinen** sechzigsten Geburtstag. Schon in den Vormittagsstunden sah sich in einer großen Gratulationscour der Autor laut, den man in Berlin zu diesem Feste nahm. Glückwunschtelegramme von nah und fern liefen ein, Briefe in Prosa und Poesa, reiche Geschenke und eine Blumenfülle, als sollte der graue Februartag sich zur Lenzesschönheit für den Dichter wandeln. Eine Deputation der von ihm gegründeten Literarischen Gesellschaft brachte mit den Glückwünschen derselben persönlich eine Gratulation zu dem im „Kaiserhof" stattfindenden Bankett. Mehr als 250 Personen hatten sich zu diesem eingefunden. Die Festrede hielt Karl Frenzel, welcher das Wirken des Gefeierten würdigte und mit einem Hoch auf Spielhagen schloß. Dieses erwiderte mit einem Hoch auf den Geist des deutschen Volkes und der deutschen Dichtung. Ludwig Jacobowski ließ die Familie Spielhagen hochleben, und Albert Träger brachte den üblichen Trinkspruch auf die Damen aus. Toast reihte Toast, Gesang auch der Sänger zu seinem Recht gelangte, verstieg sich man hinauf. So entfaltete Cäsar Blumenthal sehr witzig eine von Paul Meyerheim gezeichnete humoristische Tischkarte; auch sang man ein Lied: „Quer durch die Romanliteratur", das, von Julius Stettenheim gedichtet, in einem „Spielhagener Anzeiger", literarische Beilage zum 60. Geburtstag des Herrn Landrats Friedrich Spielhagen", gedruckt war und mit den Worten begann: „Schier letzthin, Jahre hin du sang". Auch verschiedene andere Dichter hatten gelungene Gedichte gesandt, zum Beispiel Paul Lindau „Mitteilungen aus dem olympischen Fremdenbuche"; der Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha hatte telegraphisch, der Kultusminister von Goßler schriftlich Glückwünsche gesandt.

Sport.

— **Der Unionklub in Berlin setzt für das Rennjahr 1889** in Summa 120,000 Mark an Preisen aus, das sind 116,000 Mark mehr als in der abgelaufenen Saison. Von der Gesamtsumme werden 100,000 Mark ausschließlich Rennbahnen zur Verfügung gestellt, während außerdem je 20,000 Mark Prämien in Dresden und Königsberg als Zuschuß ihrer Rennbahnen bewilligt werden. Die Generalliste der genannten Klubs weist ein Vermögen von 852,272 Mark auf, wobei für die Rennbahn Hoppegarten, Kubgründe und so weiter die niedrigsten Werthetrage angenommen worden.

— **Für eine Neubelebung der Rennen zu Nizza sind** bereits die erforderlichen Summen aufgebracht worden, so daß die 100,000 Franken Gesamtpreise bei nächsten Jahre für erheblich besseren Sport sorgen dürften.

— **Im Preis der Hunde, dem Waterloo-Cup, Rieben** dieselben zwei Kandidaten, welche einem Besitzer, dem Colonel Nash, gehören, für den Entscheidungslauf nach den üblichen Vorläufen übrig. Diese, „Fullerton" und „Trangbrod", hatten infolge dessen den Preis, während auf dem Waterloo-Preis Fast et Seitens „Highack" und auf dem Plate Sir R. Jardines „Cirencester" siegreich hervorgingen. Colonel Nash kaufte vor einem Vorverkehre „Fullerton" für 850 und „Trangbrod" für 470 Guineen an.

— **Das Maidenrennen wird auch in diesem Jahre auf** der Berliner Trabrennbahn gelaufen werden. Dasselbe ist mit 20,000 Mark dotirt, also um 5000 Mark vermehrt als 1888.

— **Für die in diesem Jahre besonders groß gedachte Pariser** internationale Regatta ist der 23. Juni als Termin angesetzt worden.

— **Der amerikanische Champion-Amateur-Boxkämpfer W. Binder** wird sich in diesem Jahre an dem großen Berliner Rasenwettfahren beteiligen.

— **Zur Gründung eines Eisenbahnverbandes** werden sich in der Oberwoche Delegirte der deutschen und deutsch-österreichischen Eisenbahnvereine in Berlin zusammenfinden.

Gestorben.

— Hermann Landau, bekannter Schriftsteller, Herausgeber verschiedener Sammelwerke und eifriger Sammler seltener Ausgaben der Werke von Goethe und Schiller, 73 Jahre alt, Anfangs Februar, in Prag.

— Wenzel Neukirchner, k. württembergischer Kammermusikus, vorzüglicher Violinspieler, 84 Jahre alt, am 8. Februar, in Stuttgart.

— Josef Ritter von Grüner, k. k. Ministerialrat a. D., volle 40 Jahre lang österreichisch-ungarischer Generalkonsul in Leipzig und Ministerresident an den Höfen von Anhalt, Schwarzburg und Reuß, am 11. Februar, in Graz.

— Prokopios, Erzbischof von Attika und Metropolit von ganz Griechenland, 74 Jahre alt, am 11. Februar, in Athen.

— Alois Petrony, Österreichisch-ungarischer Feldzeugmeister-Lieutenant, Kommandant der 5. Infanterie-Truppendivision, 57 Jahre alt, am 13. Februar, in Olmütz.

— Stoeccius, königlich preußischer Generalmajor, früher Kommandant des 4. Rheinischen Infanterieregiments Nr. 30, 55 Jahre alt, am 16. Februar, in Hannover.

— Generalmajor Max von Prollius, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister der freien Reichsstadt Lübeck in Berlin, Bevollmächtigter zum Bundesrat, am 19. Februar, in Berlin.

— Josef Franz Gutzeit von Saint-Julien, Graf von Mailler, Oberst-Erbland-Jägermeister in Oesterreich, früher Landesverteidigungs-Stellvertreter in Oberösterreich, 84 Jahre alt, am 16. Februar, in Linz.

— Don Emilio Borghesini-Colonna, Fürst von Palestrina und Gallicano S. Pietro, Herzog von Sabbioneta, Grand von Spanien erster Klasse, Baillif des Ordens von S. Jerusalem, 66 Jahre alt, am 18. Februar, in Rom.

— Carl Regierungs- und Provinzialschulrat Gustav Spieker, bekannter pädagogischer Schriftsteller, 71 Jahre alt, am 19. Februar, in Hannover.

— Viktor Baron Abele, k. k. Geheimrat und Feldzeugmeister des Ruhestandes, Inhaber des achten Infanterieregiments, 76 Jahre alt, am 19. Februar, in Graz.

— Dr. Heindorf, Präsident des evangelischen Konsistoriums in Stettin, am 20. Februar, in Stettin.

— Johann Wilhelm Bauer, berühmter Zinkätzermaler, der Nestor der Düsseldorfer Künstlerschaft, 84 Jahre alt, am 20. Februar, in Düsseldorf.

— Geheimer Kommerzienrat Franz von Mendelssohn, der älteste Chef des großen Berliner Bankhauses Mendelssohn & Comp., früher Präsident des Aeltestenkollegiums der Berliner Kaufmannschaft, einer der hervorragendsten deutschen Kaufleute, 61 Jahre alt, am 20. Februar, in Berlin.

— Dr. Johann Wilhelm Cahrn, langjähriger Stadtrat in Wiesbaden, bekannter Schulmann, 77 Jahre alt, am 20. Februar, in Wiesbaden.

— Professor Dr. Gottfried Kinkel, der Gemahl der evangelischen Theologin Wittenberg, bedeutender Schulmann, 92 Jahre alt, am 21. Februar, auf dem Schloß bei Unkelstein.

— Kirchenrat Dr. W. Gaß, Professor der Dogmatik und Ethik an der Universität Heidelberg, am 21. Februar, in Heidelberg.

— Hermann Graf Gack-Schilberg, langjähriger braunschweigischer Staatsminister und Präsident im Staatsministerium, Bevollmächtigter zum Bundesrat des deutschen Reichs, 10 Jahre alt, am 22. Februar, in Braunschweig.

— Dr. Isidor Soyka, außerordentl. Professor der Hygiene an der deutschen Universität in Prag, 35 Jahre alt, am 23. Februar, in Prag.

— Geheimer Oberjustizrat Ludwig Landolt, Senatspräsident am Berliner Kammergericht, am 21. Februar, in Berlin.

— Franz Benkiser, Landgerichtsrath in Mannheim, 1869 bis 1879 außerordentliches Mitglied des badischen Staatsministeriums und im vorletzten Landtage Präsident der ersten Kammer des Großherzogthums Baden, 80 Jahre alt, am 25. Februar, in Mannheim.

— Professor Alexander von Kotzebue, kaiserlich russischer Hofmaler, bedeutender Historien- und Schlachtenmaler, 73 Jahre alt, am 25. Februar, in München.

Prinz Alexander von Battenberg und seine Gemahlin.

Allgemeines Aufsehen hat die Nachricht erregt, daß am 6. Februar dieses Jahres in Mentone die Vermählung des früheren Fürsten von Bulgarien, Prinzen Alexander von Battenberg, mit Fräulein Johanna Loisinger, Opernsängerin am Darmstädter Hoftheater, stattgefunden. Der ritterliche Fürst, an dessen Person sich seit einiger Zeit die verschiedenartigsten Gerüchte knüpften, hat durch diesen Schritt mit einemmale all diesem unnützen Gerede ein Ende gemacht, zugleich aber auch darauf Verzicht geleistet, noch einmal eine politische Rolle zu spielen.

Prinz Alexander Josef wurde geboren am 5. April 1857 als zweiter Sohn des kürzlich verstorbenen Prinzen Alexander von Hessen und der ihm morganatisch angetrauten Prinzessin Julie von Battenberg, Tochter des verstorbenen Grafen Moriz von Haulc, königlich polnischen Kriegsministers. Durch die einstimmige Wahl der bulgarischen Nationalversammlung, die auch die Bestätigung der Berliner Kongreßmächte erhielt, wurde er 1879 als Alexander I. zum Fürsten von Bulgarien erwählt, legte aber schon 1886 die Krone nieder und kehrte nach Deutschland zurück, wo er in der preußischen Armee bis vor kurzem den Rang eines Generalmajors inne hatte und à la suite des Regiments der Garde du Corps und des großherzoglich hessischen Dragonerregiments Nro. 24 stand. Jetzt ist er ganz aus dem deutschen Heeresverband geschieden.

Johanna Maria Loisinger wurde geboren am 18. April 1865 in Preßburg, wo ihr Vater, der unlängst erst gestorben ist, die Stelle eines Kammerdieners bei dem aus dem Feldzuge des Jahres 1859 bekannten General, späteren Feldmarschallieutenant Marius Signorini bekleidete. Ihre Jugend verlebte sie im Hause ihrer Eltern in Preßburg, wo sie auch ihre erste künstlerische Ausbildung durch den Professor und Domkapellmeister Mayerberger erhielt. 1883 siedelte sie mit ihrer Mutter nach Prag über. Hier setzte sie unter Leitung des damaligen Opernkapellmeister des Deutschen Landestheaters, Stolz, ihre Gesangsstudien fort und trat auch mehreremale mit großem Erfolge in öffentlichen Konzerten auf. Neben ihrer herrlichen Stimme nahmen ihre imposante Erscheinung, ihr goldblondes Haar und ihre blauen, geistvollen Augen das Publikum gefangen. Die junge Künstlerin beabsichtigte ursprünglich nur als Konzertsängerin aufzutreten, da sie zur Bühne keine Neigung hatte. Auf Zureden ihrer Mutter entschloß sie sich endlich doch zu dieser Laufbahn und nahm im Jahre 1885 ein Engagement am Troppauer Stadttheater an. Von dort aus ging sie noch in demselben Jahre nach Linz, wo sie während eines Monats als Page in den „Hugenotten", ferner als Gretchen im „Faust", als Eva in den „Meistersingern", als Zerline im „Don Juan" und in anderen großen Partien die glänzendsten Erfolge davontrug. Obgleich man alles daran setzte, die vielseitig verwendbare Künstlerin dem dortigen Theater zu erhalten, führte Fräulein Loisinger ihren lange gehegten Entschluß, nach Deutschland zu gehen, doch aus und folgte einer Einladung, am Leipziger Stadttheater zu gastiren. Das Debüt führte jedoch zu keinem Engagement, worauf die Künstlerin in den Verband der Darmstädter Hofbühne trat. Auch dort wußte sie sich bald die allgemeine Sympathie zu erringen, besonders auch durch ihr bescheidenes und liebenswürdiges Wesen, Eigenschaften, die nicht allzu häufig mit einem so großen Talente verbunden zu sein pflegen.

Was die Zukunftspläne des jungen Paares sind, ist noch nicht bekannt. Die nächste Zeit wird Prinz Alexander, der den Namen eines Grafen Hartenau einstweilen angenommen hat, mit seiner Gattin, wie man hört, in Mentone verbleiben, da dieselbe von einem heftigen Bronchialkatarrh befallen worden. Möge der ritterliche Held von Slivnitza für alles das, was er aufgegeben hat, in diesem Ehebunde das wahre Lebensglück finden!



Prinz Alexander von Battenberg und seine Gemahlin.
Nach den neuesten photographischen Aufnahmen.

Unterseeische Boote.

Von

J. Castner.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Robert Fultons einst viel verhöhnte, als unritterlich und heimtückisch bezeichnete Idee, feindliche Schiffe unter Wasser mit Pulverminen anzugreifen, hat der Neuzeit eine der gefährlichsten und gefürchtetsten Waffen des Seekrieges in die Hand gegeben. Nach einer verhältnismäßig kurzen Entwicklungszeit ist der Torpedo auf die Fechtweise zur See von so bestimmendem Einfluß geworden, daß die Torpedotaktik gegenwärtig einen der wichtigsten Teile der Lehre vom Seekrieg bildet. Fulton, der geniale Erfinder und Begründer der Dampfschiffahrt, war es auch, welcher Ende vorigen Jahrhunderts ein Boot erbaute, mit welchem er bei seinen Versuchen mehrere Stunden unter Wasser blieb. Sein Hauptzweck dabei war, Torpedos am Boden feindlicher Schiffe anzubringen.

Wenn es auch niemand vor ihm gelang, so lange mit einem nach allen Richtungen lenkbaren Boot unter Wasser sich aufzuhalten, so war er doch nicht der erste, der diese Idee zur Ausführung brachte. Es ist bekannt, daß schon im siebenzehnten Jahrhundert ähnliche Versuche stattfanden; ob auch schon früher, darüber sind zwar keine Nachrichten auf uns gekommen, jedoch ist dies kein Beweis, daß es nicht doch geschehen; der Gedanke liegt bei der hohen Entwicklung der Schiffsbaukunst im Altertum zu nahe. Indem war es schon bei den Griechen Gebrauch, im Seekampf den Angriff gegen den in das Wasser eingetauchten Teil der feindlichen Schiffe zu richten. Am Bug der Schiffe unter Wasser hatte man zu diesem Zweck in Form eines Widder- oder Vogelkopfes, Dreizacks und so weiter aus Bronze einen Sporn befestigt, welchen man dem feindlichen Schiff in die Seite zu rennen suchte, um ihm ein Leck einzustoßen und es dadurch zum Sinken zu bringen. Es ist bekannt, daß Themistokles mit dieser Fechtweise, welche der heutigen Rammtaktik entspricht, in der Schlacht bei Salamis den Sieg über die große Flotte der Perser gewann. Die Rammtaktik mußte mit dem Aufhören der Ruderbewegung des Schiffes aufgegeben werden und konnte erst wieder in Aufnahme kommen, als Dampfschiffe an die Stelle der Segelschiffe traten. Während der ganzen Zwischenzeit war das Geschütz die einzige Waffe für den Kampf von Schiff zu Schiff, eine Waffe, welche im wesentlichen das feindliche Schiff nur in dem über Wasser liegenden Teil zu treffen und zu zerstören vermag; es blieb mithin während dieser waffenärmsten Zeit des Seekrieges der Schiffsboden von allen feindlichen Angriffen verschont, und daher erscheint es kaum glaublich, daß man damals nicht schon auf den Gebrauch von Unterwasserbooten und Seeminen gesonnen haben sollte. Jedenfalls aber war die Technik jener Zeiten dieser Aufgabe noch nicht gewachsen und außer stande, eine für den Krieg gebrauchsfähige Waffe dieser Art herzustellen; die Erfindung wäre zweifelsohne nicht verloren gegangen.

Indessen auch unserer Zeit ist die Lösung des Problems nicht auf den ersten Wurf gelungen. Es handelt sich dabei im wesentlichen um zwei Dinge, und zwar um eine sichere Art des Untertauchens und Wiederemporhebens des versenkten Bootes an die Wasseroberfläche, sowie um Einrichtungen zur Fortbewegung des Bootes unter Wasser.

Fulton wie seine Vorgänger und Nachfolger bis in die neueste Zeit bewirkten das Untertauchen durch Einlassen von Wasser in das Boot. Die Tiefe der Tauchung ist abhängig von der eingeströmten Wassermenge, bei deren Hinauspumpen das Boot nach und nach zur Wasseroberfläche emporsteigt. Versagt aber die hiezu dienende Maschine ihren Dienst, so gibt es für die Bemannung des Bootes kein Mittel, mit diesem wieder an das Tageslicht zurückzugelangen. Durch Rettungsluken können zwar günstigsten Falles die Leute das Boot verlassen, dieses aber versinkt dann auf den Meeresgrund.

Andere Erfinder gaben durch Verschieben von Gewichten auf einer unter dem Boot angebrachten Laufstange zwar eine geneigte Lage, und zwar erfolgt, je nachdem die Spitze des Bootes nach der Höhe oder Tiefe zeigt, ein Aufsteigen oder Untertauchen, letzteres jedoch nur dann, wenn das Boot eine gewisse Fahrgeschwindigkeit besitzt, weil dann der entgegenkommende Wasserstrom auf die geneigte Oberfläche des Bootes einen Druck ausübt und nun nach dem Prinzip des aufsteigenden Drachens das Boot nach unten drückt.

Waddington wendet statt der Gewichte zwei über die Schiffswand beiderseitig hinausragende flossenartige Flächen an, die um eine wagerechte Achse beliebig verstellbar sind und das Boot schon bei fünf bis sechs Knoten Fahrgeschwindigkeit zum Untertauchen bringen, worin sie durch ein Horizontalsteuer am Hinterende des Bootes unterstützt werden. Den Booten mit verschiebbaren Gewichten ist es nicht möglich, senkrecht unterzutauchen, sie können also auch nicht jeden Punkt unter Wasser von beliebiger Stelle aus geradenwegs erreichen; außerdem ist die geneigte Lage des Bootes für den Verkehr in demselben ein großer Mangel. Waddingtons System ist frei von diesen Mängeln; das senkrechte Untertauchen — das also erfolgt, wenn das Boot nicht in Fahrt ist — wird durch zwei Tauchschrauben, welche in oben und unten offenen, senkrecht durch das Boot hindurchgehenden Röhren laufen, bewirkt.

Campbell erreicht das Untertauchen in ganz eigentümlicher Weise. Sein Boot ist für eine gewisse Tiefe des Untertauchens eingerichtet, so es dem Wasserdruck das Gleichgewicht hält, also schwimmt. Das Heben des Bootes bewirkt er durch Hinausschieben von je vier hohlen Cylindern aus den Seitenwänden; je weiter sie hinaustreten, desto mehr Wasser verdrängen sie und um so mehr steigt das Boot in die Höhe. Umgekehrt hat also das Einziehen der Hohlcylinder das Untertauchen zur Folge. Auch dieses System leidet an der Gefahr, daß das Boot aus der Tiefe nicht wieder aufsteigen kann, wenn die Maschine zum Hinausschieben der Hohlcylinder ungangbar wird.

Eine rationelle Lösung des Problems verdanken wir erst Nordenfelt, dessen Boot für gewöhnlich wie jedes andere auf dem Wasser schwimmt und in dieser Weise auch wie jedes andere Torpedoboot verwendet werden kann; es trägt deshalb auf seinem gewölbten Deck eine Platform mit Galerie und eine Armirung von einigen Schnellfeuerkanonen, sowie den mit einer Glaskuppel geschlossenen Kommandoturm. In dem Deck befinden sich auch die wasserdicht verschließbare Schiffsluke, durch welche man in das Boot einsteigt, und die Schlote für die Dampfmaschine. Soll das Boot tauchen, so wird es durch Einlassen von Wasser so weit versenkt, daß das Deck mit allen Oeffnungen noch über Wasser bleibt, aber zwei um eine senkrechte Achse drehbare Tauchschrauben, welche die Form gewöhnlicher Schiffsschrauben haben und auf dem Vorder- und Hinterteil des Bootes stehen, vom Wasser bedeckt sind. Werden sie in Betrieb gesetzt, so taucht das Boot unter, und zwar um so tiefer, je schneller sich die Schrauben drehen; werden sie gestoppt, so steigt das Boot alsbald nach oben. Das Untertauchen kann sowohl in der Fahrt wie von der Stelle aus geschehen, und es ist daher jeder Punkt unter Wasser geradenwegs zu erreichen.

Die Herstellung einer allen Anforderungen entsprechenden Kraftmaschine zum Betrieb der Schrauben eines Unterwasserbootes ist außerordentlich schwierig und so tief eingreifenden Beschränkungen unterworfen, daß von ihrer Beseitigung in wesentlichen die Lösung des Problems abhängig ist. Dem Maschinen, welche einer Feuerung bedürfen, sind unter Wasser nicht verwendbar, weil alle Oeffnungen nach außen geschlossen sein müssen und es daher an Luftzutritt zur Feuerung fehlt. Die Unterwasserboote sind daher auf feuerlose Maschinen angewiesen, und somit lag in unserer Zeit die Wahl einer elektrischen Maschine sehr nahe. Die Franzosen haben ihr auch vor allen anderen den Vorzug gegeben; sowohl das in Toulon auf der Staatswerft nach Ramazettis Entwurf

Digitized by Google

gebaute Unterwasserboot „Nautilus“ wie das nach den Plänen Dupuis de Lômes, des berühmten Erbauers des ersten Panzerschiffes, im Bau begriffene Boot sollen mit einer Krebsschen Dynamomaschine ausgerüstet werden. Da aber das Laden der Accumulatoren mit Elektrizität besonderer baulicher Anlagen am Lande bedarf und etwa neunundzwanzig Stunden Zeit erfordert, die Betriebskraft aber nur für wenige Stunden ausreicht, so sind die elektrischen Maschinen vom Kriegsgebrauch noch so lange als ausgeschlossen zu betrachten, bis es gelingt, die genannten Uebelstände zu beseitigen. Ob die Franzosen dieses bestimmungsvolle Ziel erreichen werden, bleibt abzuwarten.

Nordenfelds Boote besitzen je eine Dampfmaschine für die Tauchschrauben und die Triebschraube. Da die Neuzeit von den Unterwasserbooten die unbedingte Verwendbarkeit als gewöhnliche Torpedoboote, also die Fahrt auf dem Wasser fordert, so braucht die Maschine für die Tauchenschrauben erst im Bedarfsfalle in Betrieb zu treten. Zum Untertauchen werden die Schlote eingezogen, die Feuer gelöscht und alle nach außen führenden Oeffnungen geschlossen. Der Dampf für die Maschine wird nun einem großen Kessel entnommen, welcher mit stark überhitztem Wasser gefüllt ist und in den der verbrauchte Wasserdampf zurückkehrt. Auf diese Weise können die Maschinen während einer fünf- bis sechsstündigen Fahrt unter Wasser im Betrieb bleiben, eine Zeitdauer, die für alle Fälle ausreichend ist. Die mit den Nordenfeltboten in verschiedenen Meeren ausgeführten Versuchsfahrten haben gezeigt, daß durch sie das Problem der Unterwasserboote in der That gelöst worden ist, und wenn auch weitere Vervollkommnungen sich im Laufe der Zeit und des Gebrauchs als nothwendig herausstellen werden, so haben sie doch jetzt schon einen Grad zuverlässiger Leistungsfähigkeit erreicht, daß man auf ihre Dienste mit Sicherheit rechnen kann. Damit haben sie auch die Eigenschaften erlangt, die man für den Kriegsgebrauch fordern muß, und da ihre taktische Verwendung einen weiten Spielraum gestattet, so haben in neuester Zeit alle Seemächte sich genöthigt gesehen, dieses jüngste Streitmittel in ihre Kriegsflotten einzureihen.

Die eigentliche Waffe der Unterwasserboote soll der Torpedo sein, bei den Nordenfelt- und den meisten anderen Booten ist es der Fischtorpedo. Neuerdings haben indessen einige Erfinder, unter ihnen auch der dänische Ingenieur Nestler, nach dessen Plänen gebaute Unterwasserboote vor kurzem durch die deutsche Marine in Kiel und Danzig erprobt worden sein sollen, auch Minen in Aussicht genommen, welche vom Innern des Bootes aus am Boden feindlicher Schiffe angebracht und aus sicherer Entfernung elektrisch entzündet werden. Die Boote bedürfen dazu auch solcher Einrichtungen, welche das Beobachten unter Wasser, wie das Belenchten des Gegenstandes, an welchem Arbeiten vorgenommen werden sollen, möglich machen. Man hat hiezu mit Vorteil elektrisches Licht verwendet. Boote dieser Art bedürfen aber auch eines tieferen Untertauchens als jene, welche nur Fischtorpedos lanciren sollen. Nordenfeltboote sind für die größte Tauchungstiefe von 18 Meter gebaut, während die von der deutschen Marine versuchten 29 Meter tief getaucht sein sollen und die für die Vereinigten Staaten von Nordamerika, auf deren Preisausschreiben zu liefernden Boote im stande sein müssen, 45,72 Meter (150 englische Fuß) zu tauchen.

Die Fahrt unter Wasser wird man der schwierigen Orientirung, der verminderten Fahrgeschwindigkeit und der Unmöglichkeit des Beobachtens der Vorgänge über Wasser wegen auf das Nothwendigste beschränken. Die Boote werden sich, je nach Umständen, auf 1500 bis 1000 Meter vor dem Feind so weit versenken, daß nur noch der Kommandoturm mit seiner Glaskuppel über Wasser bleibt und erst etwa bei 500 bis 600 Meter ganz untertauchen, sonst aber über Wasser fahren. Hieraus ergibt sich die eigentümliche Verwendungsweise dieser Boote zum Kundschafter-, Nachrichten- und Sicherungsdienst gleich den Torpedobooten, wie zum Unterwasserdienst. Man verlangt daher von ihnen eine Fahrgeschwindigkeit über Wasser möglichst gleich den Torpedobooten, also nicht unter 20 Knoten, unter Wasser von 8 bis 10 Knoten. Diese Eigenschaften rechtfertigen die Ansicht, daß unterseeische Boote bei Eröffnung einer Seeschlacht vorzügliche Dienste leisten werden, weil ihnen eine Ueberraschung des Feindes eher gelingen wird als den gewöhnlichen Torpedobooten; immerhin wird das eigentliche Gebiet ihrer Thätigkeit in den Küstengewässern zu suchen sein; sowohl Angreifer wie Vertheidiger werden sich ihrer im Küstenkriege mit Vorteil bedienen. Sie werden wesentlich dazu beitragen, daß Blockaden von Häfen in der bisher gebräuchlichen Weise in Zukunft unausführbar sind; denn mehr noch als die kleinen Küstentorpedoboote werden sie verhindern, daß Blockadeschiffe sich vor Anker legen können. Nichts hindert sie daran, die Blokade zu durchbrechen und zwischen Blockirten Häfen und befestigten Küstenpunkten, wie zwischen diesen und der eigenen Hochseeflotte einen Nachrichtendienst zu unterhalten. Sie werden sich überhaupt zu allen Nachrichten- und Kundschafterdiensten verwenden lassen, deren Ausführung anderen Schiffen unmöglich sein würde. Aber auch Arbeiten unter Wasser, wie das Auslegen und Untersuchen von Sperrungen im Fahrwasser wird man ihnen übertragen. Daher wird der Angreifer, bevor er seine Schiffe in solche Gewässer einlaufen läßt, diese gleichfalls von Unterwasserbooten untersuchen lassen. Daß hiebei die gegnerischen Boote auszuwandersuchen können, ist wohl denkbar, und daß es dann zum Kampf unter Wasser kommen muß, ist selbstverstand; aber wie derselbe verlaufen wird, das sich auszumalen, müssen wir vorläufig der Phantasie unserer Leser überlassen.

Kurz und gut, soweit nach den bisherigen Erfahrungen sich voraussehen läßt, haben die Unterwasserboote eine so bedeutsame Zukunft, daß ihre Vervollkommnung von größtem Interesse ist. Und in unserer auf allen technischen Gebieten verwärtsstürmenden Zeit wird es nicht an solchen fehlen, die sich der Sache mit Geschick und Erfolg annehmen werden, um so mehr, als nicht zu bezweifeln ist, daß die Zukunft den Unterwasserbooten noch eine weit ausgedehnte Thätigkeit auch in Werken des Friedens vorbehalten hat. Der Schiffs- und Wasserbaumeister wird mit ihrer Hülfe, unabhängig vom Taucher, selbst hinabsteigen können und untersuchen, wo und wie Hilfe nöthut, wie die der Schiffahrt gefährlichen Felsen und Riffe in Hafeneinfahrten und im Bett der Ströme sich beseitigen lassen, und dem Naturforscher wird es vergönnt sein, das Leben der unterseeischen Pflanzen- und Tierwelt da zu beobachten, von wo ihm jetzt die Fangnetze das herausschaffen, was ihnen in den Weg kommt und ins Garn läuft. Wenn es sich bestätigt, daß es in Amerika bereits gelungen sei, ein Unterwasserboot so einzurichten, daß Taucher am Meeresgrund aus demselben aussteigen und nach vertrichteter Arbeit in ihr vor Anker liegendes Fahrzeug wieder einsteigen können, dann sehen wir wohl noch die Perlenschiffe an das Tageslicht zurückkehren, die Themistokles vor mehr als zweitausend Jahren in heißer Seeschlacht bei Salamis auf den Meeresgrund versenkte.

Schach.

(Redigirt von Jean Zukertort.)

Wettkampf Steinitz—Tschigorin.

Nachdem der jugendliche russische Meister den Weg über den Ozean zurückgelegt hatte und in seinem Gesundheitszustande in der Havanna eingetroffen war, begann der Kampf dort am 20. Januar. Wöchentlich wurden vier Partien und zwar am Dienstag, Donnerstag, Samstag und Sonntag gespielt. Am 23. Februar hatte Steinitz unter zwölf Partien sieben gewonnen und fünf verloren, es waren das nachstehende Ergebnisse gebucht.

Partie Nro. 60.

Evansgambit.

Weiß — Tschigorin.	Schwarz — Steinitz.
1) E 2 — E 4	1) E 7 — E 5.
2) S. G 1 — F 3	2) S. B 8 — C 6.
3) L. F 1 — C 4	3) L. F 8 — C 5.
4) B 2 — B 4	4) L. C 5 n. B 4.
5) C 2 — C 3	5) L. B 4 — A 5.
6) 0—0. Am besten geschieht hier D 2 — D 4.	
	6) D. D 8 — F 6. Diese unvorgesehene Verwendung, die nicht empfohlen werden kann. Hier spielt Schwarz am besten S. G 8 — F 6, um auf 7) D 2 — D 4 0—0 folgen zu lassen. Die für den Nachziehenden günstigste Fortsetzung ist . . . 6) S. G 8 — F 6 wurde zuerst von J. Dufresne in Lyon mit A. Anderssen gespielt; Berlin eingeführt und später von P. Morphy benutzt.
7) D 2 — D 4	7) S. G 8 — E 7.
8) E. F 3 — G 5	8) S. C 6 — D 8.
9) F 2 — F 4	9) E 5 x. D 4.
10) C 3 n. D 4	10) L. A 5 — B 6.
11) L. C 1 — E 3	11) D 7 — D 5.
12) L. C 4 n. D 5	12) S. E 7 n. D 5.
13) E 4 x. D 5	13) 0—0.
14) S. B 1 — C 3	14) L. F 8 — E 8.
15) S. G 5 — E 4	15) D F 6 — G 6.
16) L. E 3 — F 2. Ein feiner Zug.	16) S. F 7 — G 5. Auf L. E 8 n. E 4 folgte 17) S. C 3 n. E 4, und D. G 6 n. E 4 darfte nicht geschehen, weil dann 18) L. F 1 — E 1 die Partie gewann.
17) L. F 1 — E 1. Man droht 18) S. E 4 — F 6 f.	
	17) L. C 8 — D 7.
18) S. E 4 — C 5	18) L. E 8 x. F 1 f.
19) D. D 1 x. E 1	19) D. G 6 — D 6.
20) D. E 1 — E 3	20) C 6 n. D 8.
21) S. C 5 x. D 7	21) D. D 6 n. D 7.
22) S. C 3 x. D 5	22) S. D 8 — C 6.
23) S. D 5 x. B 6	23) A 7 n. B 6.
24) L. A 1 — E 1	24) H 7 — H 6. Um dem König das Feld H 7 zugänglich zu machen und den Bauer A 2 zu erobern.
	25) S. C 6 — B 4. Schwarz mußte hier setzen mit D. D 7 bei Bauer D 5 Wagen oder S. C 6 — A 5 spielen.
26) L. E 1 — D 1	26) S. B 4 x. D 5. Entscheidender Fehler, der bedeutend erschwert, daß Steinitz hier, um die Uebersetzung der gebotenen Zeitsnot zu benutzen, zur Beschleunigung des Spiels gezwungen wurde.

Schwarz.



Weiß.

27)	D. E 3 — E 5	27)	L. A 8 x. A 2. Besser war wohl L. A 8 — B 7 zu spielen.
28)	L. D 1 n. D 5	28)	L. A 2 — A 1 f.
29)	L. D 5 n. A 1	29)	D. D 7 n. D 6.
30)	L. F 2 x. B 6 und gewann nach längerem Kampfe durch den Materialvorteil.		

Auflösung der Aufgabe Nro. 492:

Weiß.	Schwarz.
1) D. A 5 — C 5	1) D. G 1 n. C 5.
2) L. C 4 — D 5	2) K. E 5 — D 4.
3) L. D 2 — E 3 matt.	
A)	
. . . . .	1) D. G 1 n. G 4.
2) S. D 3 — F 4 f	2) K. E 5 n. F 4 oder — F 6.
3) L. E 2 — E 3 oder S. D 3 — E 4 matt.	
B)	
. . . . .	1) C. E 1 — F 3 oder L. A 1 — D 4.
. . . . .	2) Beliebig.
3) T. D 5 — D 4 f	3) K. E 5 — F 5. 3) S. D 5 — Turm oder Turm Matt. (Auf 1) . . . 1) K. E 5 — F 5. 2) S. D 5 — K 3 f x.; auf 1) . . . 1) K. E 5 — G 5. 2) T. C 5 — K 3 f x.; auf 1) . . . 1) K. E 5 — G 6. 2) L. D 5 — K 3 f x.; auf 1) . . . 1) K. E 5 — D 6. 2) S. D 5 — K 3 f x.)

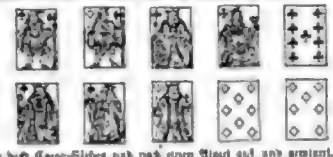
Kartenspiele.

(Redigirt von Otto Stein.)

Aufgabe Nro. 77.

Skat.

Vorhand trumpft, da Alles passt, auf folgende Karten:



Sie hat Coeur-Sieben und noch einen Stich auf sich gemacht. Welches war die zweite Karte und wie waren die übrigen vertheilt?

Auflösung der Aufgabe Nro. 75:

Skat.

Mittelhand hatte:



Da Vorhand auf Jungfer spielt, zieht sie Bauer und als sie den Stich behält, ihre einzig gefährliche, Coeur, nach; Mittelhand nimmt ohne beiden Blanken Schwen herein und bringt, da auf Ass-König die Dame und Vorhand fängt den Coeur-Bauern nach. Hinterhand muß nehmen und Vorhand spielt den Coeur-Ass und die übrigen Trumpf.

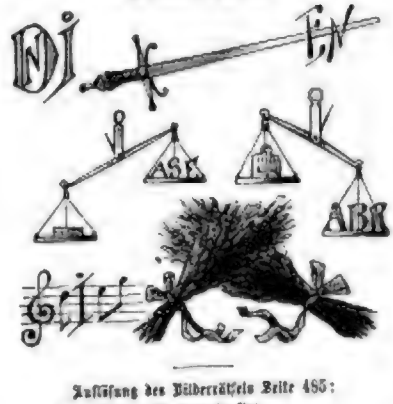
Rätsel.

Citatenrätsel.

Jedem der nachstehenden siebenzehn Citate ist ein Wort zu entnehmen. In derselben Zusammenhange ergeben die entsprechenden siebenzehn Wörter einen Spruch von Goethe.

1) Der Edelmut sei frei gelassen, ich frei, und wär' er in Ketten geboren.
2) Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei, und wär' er in Ketten geboren.
3) Von fern erklang ein Abendlaufen.
4) Er mag erblassen, der arme Thor.
5) Dunkel mag, Mädchen! Dunkel sein für die beste Welt.
6) Unter seines Hammers Zwange, bildet sich zuerst der Pflug.
7) Mein Leben ist für Gold nicht feil.
8) Der wahre, sich entäußernde, ruft: „Heraus sein hoch!“
9) Der Tag ist, heute schweigen und gehorchen.
10) Um jeder hat sein eig'nes Leid.
11) Der Not war gut gewesen.
12) Trank sei dem Feind für seinen Sammelheim.
13) Was man schaut, bei jederman zum Futter; was man ist, hat keiner.
14) Es eigentlich nur der Beständige das Rechte.
15) Blitzen kann man nicht vergleichen.
16) Sie hat dem ersten Tage an für sich gelebt mit langen Sorgen.
17) Die Sonne sinkte sich bereits ins Meer.

Bilderrätsel.



Auflösung des Bilderrätsels Seite 495:

Zwei Schöne will ungerecht Gut,
Einen, der es gewann, und einen, der's verthut.

Briefmappe.

E. in Lüdge. Die Verbesserung unserer Zeitschriften geschieht von uns auch mit derselben Regelmäßigkeit wie bisher; wir bitten Sie deßhalb, auch bei Ihrer Dispositionsweise in dieser Angelegenheit zu reflektiren.

H. H. in München. Sie sündigen noch gegen die elementarsten Grundregeln der dichterischen Form.

V. M., V. L. 1) Kartenhaus: Gartenhaus: Dorfgeschichten. 4 Bücher und Aerzte: Aerzte. 4 Bücher. Und nun ist es der Gedanken Aufgabe einander. 2) Ja, oft solche Gaben, die eben doch nicht für alle gleichen Wert haben können, je widersprechen, empfiehlt sich nicht.

C. B. in W. und C. H. in W. Nicht entsprechend.

L. Z. G. in Moskau. Der Samarowsche Romanzyklus: „Um Scepter und Kronen“, „Europäische Mumm und Gegenwissen“, „Unser Kaiserstreben“, „Krieg und Schwert“ und „Geld und Kanon“, in 20 Bänden bestehend, sind Ihnen als einem Abonnenten natürlich auch zu dem Vorzugspreis von 25 ℳ. (gebunden für 35 ℳ.) zur Verfügung, und wir empfehlen Ihnen, diese Romane zu beziehen, da sie eben doch nicht für alle gleichen Wert haben können, je nachdem eine derlige Buchhandlung zu bekommen. Zu persönlichem Verkehr Samarowski haben wir zu diesem Punkte nicht empfohlen.

Mehrere Fragen. Noch für Sie gilt, was wir verschiedenen anderen, die denselben Wunsch äußerten, unter „Briefmappe“ Nr. 2, auf Seite 480 erwiderten.

Franz Koelbeld in Hirschgarten. 1) Der Verfasser der ehemaligen Oberschulbücher Germaniens gegen die Mauren, Barbaren und Ehelosen, geistreichen denen er auch Thukydides, die Chinesen des vorigen Jahrhunderts, Herodot (Germanien) gelesen haben, erlebte im Jahre 15 Ehrenbürgerrechte Hermann (Germanien) gelesen haben, erlebte im Jahre 15 nach Christi Geburt. 2) Das sind bekannte z. B. „Die Theorie“ und ist eine Novelle, vorliegender Komposition für vier Männerstimmen von Otto.

L. Glr. in Marli-C. Die meisten dieser Anstalten sind darauf eingerichtet, sowohl Anfänger als vorgerückte Zöglinge aufzunehmen. Die Einteilung derselben in die verschiedenen Unterrichtsklassen erfolgt nach Maßgabe der Leistungen zur Zeit des Eintritts. Wie weit es ein Zögling in einem Jahre bringen kann, hängt ganz von seinen Fähigkeiten, seinem Fleiß und seiner Vorbildung ab. Das jährliche Unterrichtsgeld bewegt sich in den verschiedenen Anstalten zwischen 150 und 400 M., wobei hauptsächlich Wahl und Zahl der belegten Fächer ausschlaggebend für die [illegible] zu sein pflegt.

Verwaiste ratlose Beamtentochter. Wir befürchten, daß auf diesem Felde wenig Aussicht für Sie ist und empfehlen Ihnen, sich mit der Bitte um sachkundige Beratung an den [illegible], Berlin SW., Königgrätzerstraße [illegible] zu wenden.

Kleine Schwärmerin. 1) Der wahre Name des Künstlers, der in Karlsruhe lebt und Ihre Sympathie für seine liebenswürdige Kunst vollkommen verdient. 2) [illegible] ihre Eltern [illegible] und [illegible] ihre Anschauung, die bald genug [illegible] und Ihre [illegible] Anerkennung finden wird. 3) [illegible]. Wie überheben Ihre daran weitere gelungene Fragen [illegible].

Nina Z. in Tr. Einer [illegible] Dicke läßt sich die gewünschte Schattierung durch Färben mit Kaffee oder Cichorienbrühe verleihen. Die [illegible] der letzteren können Sie durch Zusatz von weißer Stärke beliebig abstufen.

H. H. in Or., Westfalen. Was Sie in Ihrem Einsendschreiben sagen, ist zum großen Teil sehr wahr, aber auch [illegible] und [illegible].

Langjähriger Leser in Bialystok. Eine Uebersicht der gewünschten Schriften gibt Max Dessoirs „Bibliographie des modernen Hypnotismus“ (Carl Dunckers Verlag in Berlin). Für Ihre Zwecke genügt [illegible]: Gehmann, „Magnetismus und Hypnotismus“ (A. Hartlebens Verlag, Wien). In Karl Siegismunds Antiquariat, Berlin W., Mauerstraße 63, werden Sie eine besonders reichhaltige Sammlung von Schriften über diese Sache finden.

Autographensammler in F. Eine Originalhandschrift J. V. von Scheffels können wir Ihnen nicht vermitteln. Soll der Dichter aber doch in Ihrer Sammlung vertreten sein, so wenden Sie sich einmal an Buchhändler Eduard Witter in Neustadt a. d. Haardt (Pfalz); dieser wird Ihnen das Faksimile eines Scheffelschen Gedichtes gratis liefern können.

Kaplan M. in R. Eine photographische Aufnahme des [illegible], dessen Bild wir auf Seite [illegible] brachten, erhalten Sie bei Photograph H. C. [illegible] in Lahr i. Br.

J. Troll in Graz. Ein frischer Hauch durchweht die kleinen Liedchen; schade, daß sie sich ganz auf den Geleisen bewegen, die, seit Heine sie zuerst eingeschlagen, von so vielen [illegible] worden sind. Infolge dessen hat man bei jedem der kleinen Gedichtchen die Empfindung, es schon irgendwo gelesen oder gehört zu haben.

Ein Student in Saarbrücken. Das ist eine Streitfrage, in der jeder auf das von ihm gepflegte Sofern [illegible] und eine endgültige Entscheidung [illegible]. Wir [illegible] die Anschauung in der [illegible] Streits über das Vorrecht des einen oder andern.

L. H. in B. 1) Das wird denn doch wohl auch [illegible]. 2) Die C. M. Sauerschen Lehrbücher: „Italienische Konversations-Grammatik“, „[illegible]“, „[illegible]“ und „Dialoghi italiani“, sämtlich bei Julius Groos, Heidelberg, erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Louis Sch. in Berlin. Die Lösung liegt zu nahe.

„Lob des Thees“. Manche Wendung dieses humoristischen [illegible] nicht übel, wenn nur das Ganze etwas einheitlicher und formsicherer wäre. Das Uebrige kann nicht in Betracht kommen.

Otto E. in München. Das Rätsel ist zu leicht lösbar, und das Gedicht erinnert zu sehr an bekannte Vorbilder, wie beispielsweise Geibels: „Kennst du das Meer“ oder Heines: „Mein Herz gleicht ganz dem Meere“.

„[illegible] Brücken“. Für das erste hoffen wir gelegentlich Verwendung zu finden.

F. K. in Prag. Wir geben ja immer von Zeit zu Zeit dergleichen, wenn auch nicht gerade unter dieser Rubrik.

Columbus. Lassen Sie sich das Verlagsverzeichnis der Otto Spamerschen Jugend- und Volksschriften geben; darin werden Sie das Gesuchte haben.

G. M. in W. Senden Sie diese Kleinigkeiten an das Mordtmeierhaus in Lahr, dort finden sie gute Verwendung.

Calvana. Teils zu unbedeutend im Inhalt, teils zu wenig künstlerisch in der Form.

Richtige Lösungen sandten ein: Fanny Rode in St. Ingbert. Elariffa [illegible] in Warschau. Carl Hammans in Birkenhammer (4). Rudi in [illegible]. [illegible] in [illegible]. Myra und Paula in Budapest. Viktoria Pfeil in Prag. Joh. P. Stoppel in Hamburg (3). [illegible] in Dublin. Bertha Schulz in Leipzig. Ungarn (2). „Schwarzer Zigeuner“ in Bern. „Zwei bewährte Häupter“ in Leipzig. Jimmy Becker in [illegible]. Auth [illegible] in Cottern. „Weg und Wenig“ in Toulon. [illegible] in Wilt. „Rose auf Topseite“, [illegible]. Fritz Schimmel [illegible]. Mil. K. M. L. . a S. . . . . r in Nürnberg. Katonie Kreß in [illegible]. [illegible] Weiß in Ulm. Kege d'A. in Montreux. Fräulein Meyer in [illegible]. [illegible] in Berlin. Pastor C. B. in L. „Liesle und Mirele“ in Schwab. Hall. G. Gustav Schaller, Lehrer in Zehendorf, Siebenbürgen (6). Leopold Pentenrieder in [illegible] (1).

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

[illegible]
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer“ (SW., Charlottenstr. 11).
Wien: Filiale von „Ueber Land und Meer“ ([illegible] 6);
Budapest: Moritz Hecht (V. [illegible] 5);
München: Fritz Schwartz, Redakteur der „Kunst für Alle“ ([illegible] 22).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Zwei Menschen, Novelle von Klaus Zehren, Fortsetzung. — [illegible] — [illegible] von J. V. — Zu Graf Moltkes [illegible], von J. Eberhard. — Josef Bertinus, ein Roman aus [illegible], Fortsetzung. — [illegible]. — Albert Keller, von Hermann Helferich. — Litteratur. — Notizblätter. — Prinz Alexander von Battenberg und seine Gemahlin. — [illegible], von J. Weber. — Schach. — Rätselspiele. — [illegible]. — Auflösung des Bilderrätsels Seite 485. — [illegible].

Illustrationen: „Bitte schön!“ Gemälde von F. Schlesinger. — Die Auferweckung von [illegible], Gemälde von Albert Keller. — Graf Moltke, Feldmarschall. — Jagdbeute, Gemälde von Jaroslav Vesin. — [illegible] in Kairo: Besuch des Sultans von [illegible]; [illegible] und ihr Gefolge an der Cheopspyramide, nach photographischen Aufnahmen. — [illegible], Gemälde von [illegible]. — [illegible] von Albert Keller. — Prinz Alexander von Battenberg und [illegible].

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist erschienen:

Ueber alle Gewalten.

Zwei Novellen

von

Anton von Perfall.

Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—

In diesen zwei Erzählungen zeigt sich ein Talent ersten Ranges. Es sind beides bayrische Dorfgeschichten, aber es lebt in ihnen noch ein anderes Element, als man bisher bei Geschichten dieser Art zu finden gewohnt ist; es ist etwas von der Kraft, Frische, Urwüchsigkeit und der eigentümlichen Romantik Bret Hartes in diesen Novellen, von denen die erste auch zum größten Teil nach Amerika [illegible]. Meisterhafte Charakteristik, frappierende Wahrheit der [illegible] Verhältnisse, realistische Kühnheit in der Gestaltung des Stoffes sichern diesen Novellen eine lange Lebensdauer und die weiteste Verbreitung. Der Verfasser aber stellt das Buch sofort mit den [illegible] Dorfgeschichte auf eine Stufe. Das Gemüt des deutschen [illegible] erscheint in diesen Novellen vereinigt mit der [illegible] der amerikanischen Erzähler; dies gibt diesem Autor ein ganz eigenartiges Gepräge und verleiht seinen Dorfgeschichten einen besondern Reiz.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes, in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 50 ₰ Reichswährung.

Norddeutscher Lloyd



Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und
Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien

Prospekte versendet

Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

Ca. 70 Tausend Abonnenten. Probe-Nummern gratis und franko.

Berliner Tageblatt
u. Handels-Zeitung
[illegible]
Illustrirtes Witzblatt „ULK“, belletristisches Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle“, feuilletonist. Beiblatt „Der Zeitgeist“, Mitteilungen über Landwirtschaft, Gartenbau und Hauswirtschaft.

[illegible] Inhalt hat sich das „Berliner Tageblatt“ die besondere Gunst der
gebildeten Gesellschaftskreise
erworben. Infolge seines [illegible] Leserkreises in Deutschland und im Auslande ist das „Berliner Tageblatt“ die am meisten verbreitete
große deutsche Zeitung
[illegible] allen Anforderungen, welche man an eine solche zu stellen berechtigt ist, in vollem Maße.
In den Theaterfeuilletons von Dr. Paul Lindau
[illegible] Original-Romane der [illegible] Autoren [illegible]. Im nächsten Quartal [illegible]
E. Vely, unter dem Titel: „Malaria“.
Man abonnirt auf das täglich 2mal [illegible] „Berliner Tageblatt u. Handels-Zeitung“ [illegible] bei allen Postanstalten des Deutschen Reiches für [illegible] 5 Mk. 25 Pf. [illegible]

Neueste u. beste Schulen.
[illegible]
Grosse Clavierschule von Louis Köhler, op. 314. Letzt. Meisterwerk [illegible]
Harmonielehre v. F. Draeseke [illegible]
Mandolinenschule v. [illegible]
Violinschule v. [illegible]
Wiener Zitherschule v. [illegible]
der kleine Rubinstein, für [illegible]
[illegible] u. Fingersatz v. F. [illegible]
Pracht-Ausg. [illegible]
Verlag v. Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig; sowie durch jede Buch- u. Musikalienhandlung.
[illegible]
Wer gründlich Clavier z. [illegible] will, [illegible] Clavierschule op. 314.



Zithern
vollendeter Arbeit, grossem Ton und feinen [illegible] v. 14—22—29—[illegible] M.
[illegible]
Violinen [illegible]
Gebrüder Wolff,
[illegible] Kreuznach.

„In die vorderste Reihe
[illegible] Seifert's [illegible]
[illegible] Leipzig.

„Wir kennen keine
[illegible]
[illegible] Verlag, Leipzig.

[illegible] Kunstverl. [illegible]
Die Befreiung Griechenlands,
40 Bilder [illegible] kompl. 20 M. — [illegible] Prospekte gratis.



[illegible] Seidel & Naumann [illegible] Zweiräder und [illegible] Germania-[illegible]
Neuer Preisliste gegen 10 ₰ Marke

[illegible]
Kranken-Fahrstühle
für Zimmer u. Garten, Schlaf- u. Ruhesessel, Universal-Trag- u. Zimmerfahrstühle, [illegible] Kopfkeil, Betttische etc. [illegible]
Kat. fr. [illegible]



● Stellung und Existenz ●
[illegible]
Brieflichen prämirten Unterricht
BUCHFÜHRUNG
[illegible]
Prospect & Probebrief [illegible]
[illegible]
Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut
Otto Siede — Elbing

Berlin SW. [illegible]
Hamburg [illegible] 56

E. Langer,
Hoflieferant
Möbel
Decorationen u. [illegible] Wohnungs-Einrichtungen unter Garantie reeller und eleganter Ausführung zu äusserst soliden Preisen.

Breslau [illegible]
Schweidnitz [illegible]

Anker Pain-Expeller

Das [illegible] Mittel gegen Gicht, Rheumatismus, [illegible] u. s. w. ist unbedingt Richters Anker-Pain-Expeller. Preis [illegible] und 1 ℳ Vorräthig in den meisten Apotheken. Nur echt mit Anker. F. Ad. Richter & Cie., Rudolstadt.

Solide Buckskins. [illegible] Bruno Frenzel, Cottbus.



Für Garten- und Villenbesitzer etc.

Carl Schliessmann,

[illegible] Spalier-Bauwerke u. -Arbeiten, Sag-Jalousien, Roll-Läden u. in Kassel-Mainz.

Export nach Amerika, Australien, Belgien, England, Finnland, Holland, Italien, Oesterreich, Ost- und West-Indien, Rumänien, Rußland, Schweden, Schweiz, Serbien, Spanien, Ungarn [illegible]

Illustrirtes Preisverzeichniß steht auf Verlangen franko und gratis zu Diensten.

Es enthält: Spalierbauwerke und -Arbeiten [illegible]

[illegible] Vertreter gesucht.

Claes & Flentje.

Größte Strickmaschinen-Fabrik, Mühlhausen i/Th. [illegible] Arbeiter.

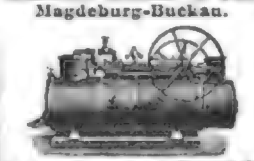


[illegible] Ermöglicht guten Verdienst bei leichter Arbeit.

Smyrna-Teppich-Fabrik [illegible] EPSTEIN & CO., SPROTTAU.

Garrett Smith & Co.,

Magdeburg-Buckau.



Locomobilen, [illegible]

Westinghouse Dampfmaschinen, [illegible]

Garrett Smith & Co.

M. G. Saphir's humoristische Schriften



4 Bände (1600 Seiten) in zwei Prachtbänden für [illegible] franko versenden Alfred H. Fried & Cie., Berlin, [illegible] 86. [illegible] interessanter u. billiger [illegible]

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist erschienen:

Gesammelte Werke

von

Alfred Graf Adelmann.

Erster Band:

Biographie und gesammelte Aufsätze.

Mit Porträt des Dichters.

Preis geheftet 3 Mark; fein gebunden 4 Mark.

Ein fester, männlicher, edler Charakter ist es, der uns in diesem Buche entgegentritt, ganz entsprechend dem schönen, freimüthigen Ausdruck, mit dem uns das Bildniß des zu früh verstorbenen Verfassers anblickt. Mit diesem Bilde stimmt jeder Zug, den die siebenzeilige Lebensskizze enthält, jede Anschauung, die sich in den Aufsätzen vermischten Inhalts ausspricht. Die gütig vornehme Gesinnung, die wir auf jeder Seite wahrnehmen können, wird jedem Leser des Buches sympathisch berühren und demselben unzweifelhaft die verdiente besondere Beachtung und Würdigung sichern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Lohnender Nebenverdienst. [illegible] Rudolf Mosse, Berlin [illegible]

Für Hämorrhoidal-Leidende und Damen: [illegible]



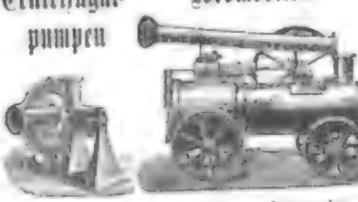
DETAILVERKAUF in allen besseren Schuhhandlungen des In- & Auslandes.

PATENTE besorgen **J. Brandt & G. W. v. Nawrocki** BERLIN, W. 78, Friedrichstrasse 78. Aeltestes Bur. [illegible] 1873.

Direkt wirkende Patent-Dampframmen
Dampframmen mit endloser Kette
Dampframmen mit rücklaufender Kette



Centrifugal-pumpen **Locomobilen**



in allen gangbaren Größen auf Lager bei

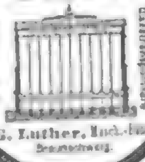
Menck & Hambrock, Ottensen bei Hamburg.

Bestes Putzmittel der Welt!



Ueberall vorräthig. Man achte genau auf unsere Firma und Schutzmarke!

Silos



[illegible] Dr. Hattinger [illegible]

Photographische Apparate! [illegible] gratis und franko. Joh. Sachs & Co. [illegible] Berlin S., [illegible]

Photographien n. d. Natur. [illegible] Louis Hamlo, [illegible] Budapest V.



M. ECK, Frankfurt a. M. Catal. frco.

Chenille-Portièren, Chenille-Tischdecken, Chenille-Diwandecken, Chenille-Kommodendecken, Chenille-Nähtischdecken, Chenille-Kinderwagendecken, Seidene Chenille-Tücher, [illegible], Smyrna-Teppiche, [illegible], Chenille-Teppiche, [illegible] Stück-Chenille empfiehlt in bester Qualität, reichster Auswahl, zu billigsten Preisen die Chenillewaaren-Fabrik von Georg Böhme, Oederan in Sachsen. [illegible]

Tricot-Stoffe, Tricot-Tuche zu Taillen [illegible], Jaquets, Herr.-Anzüg. [illegible], Radfahrer- u. Turneranzügen, Reit- u. Mnt.-Hos. u. -Röcken, **Herren-Tricot-Jaquets,** [illegible] Radfahrer-Anzüge. — Radfahrer-Strümpfe. Normal- u. Reform-Stoffe u. -Unterkleider. [illegible] Aug. Juncker, Leipzig. [illegible]



Kinderwagenbazar Max Grinzer, Berlin SW. [illegible]

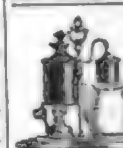
Pat. Dampf-Schwitz-Bad [illegible] Nierenkrankh., Gicht, Cholera, Rheumatismus, Wassersucht, Erkältung. [illegible] Schäfer & Walcker.



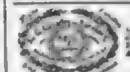
Stottern

[illegible] Rudolf Denhardt's [illegible] Honorar nach Heilung. Eisenach. Prosp. gratis. [illegible]

Eickes selbstthätige Patent-Kaffee-Maschine, [illegible]



H. Eicke, Berlin W., [illegible] 67.

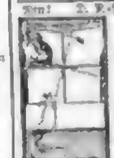


Eickes Kochtische, [illegible]



durchaus unschädlich [illegible] à Dose für Mäuse 50 Pf. für Ratten 1 u. 3 M. A. Wasmuth & Co. Apotheker, Ottensen. In Apotheken und Drogen- [illegible]

Neu! D. R.-Patent Nr. 30,[illegible] Neu! Originelle, selbstthätige **Mausefalle,** [illegible] Preis 2 M. [illegible] O. G. Dedio, Seiwmar in [illegible]



Enthaarung.

Mundeline'sches Depilatorium. Unschädl. Mittel, um die so verunstaltenden Arm- und Gesichtshaare bei Damen sparlos, schnell u. ganz schmerzl. zu entfern. Fl. 3 ℳ Apoth. Mundeline, Berlin, Lieenstr. 39.

Die besten Gesichtspuder sind

Leichner's Fettpuder

und

Leichner's Hermelinpuder

[illegible] Fabrik Berlin, Schützenstr. 31 und in allen Parfümerien. [illegible]

L. Leichner, Berlin.

Rheinwein. Gegen Einsendung von M. 30 [illegible] 50 Liter [illegible] **Weißwein,** [illegible]



Erdbeerwein-Mousseux.

Feiner Dessertwein — vorzüglicher Zusatz zu Bowlen [illegible] Mk. 18.—, [illegible] Mk. 10.— [illegible] Max Hansen, Frankfurt a. M. [illegible]

Van Houten's Cacao.

Bester — Im Gebrauch billigster.

Ueberall zu haben in Büchsen à
Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.



Die Chocolade Suchard zeichnet sich durch vorzügliche Qualität bei mässigem Preise aus und ist überall zu haben.



Violet PARIS — *Pflege der Haut u. Schönheit des Teints:*
ROYAL THRIDACE SEIFE
VELOUTINE SEIFE
zu haben in allen Parfümerie- u. Confiseriegeschäften

Bewährtestes Mittel gegen **Kopfschmerzen, Migräne, Neuralgische Schmerzen, Rheumatismen, Keuchhusten** u. A.
(Dosis für Erwachsene 1—2 Gramm)
ist **Dr. Knorr's Antipyrin**
zu haben in allen Apotheken; man verlange ausdrücklich „Dr. Knorr's Antipyrin". Jede Original-Packung trägt den Namenszug des Erfinders „Dr. Knorr" in rother Druck.

TAMAR INDIEN GRILLON
Erfrischende, erfrischende Fruchtpastillen gegen
VERSTOPFUNG
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.
Angenehm zu nehmen. — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise.
Jede Schachtel trägt die Unterschrift: E. GRILLON
IN ALLEN APOTHEKEN. — Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau.

Eberlbräubier | **Eberlbräubock**
Exportbier ab Mitte Februar | versandfähig Mitte März
empfiehlt in tadelloser Güte zum Ausschank und an Private
Die Aktienbrauerei zum „Eberl-Fahrer" in München.

Dessauer Cacao
loschlöslich à Pfd. 2 ℳ
Kaiser-Chocolade
à Pfd. 1.60 ℳ
Dessauer Block-
Dessauer Chocoladenfabrik.

Die grosse Nachfrage u. zu. Fabrikat u. die vielen Apothekenanfragen beehren, das ich i. Lauf. Zeit erlauben haben mich veranlasst, dem Kaffee in ganz Deutschland Eingang zu verschaffen. Ich bin jetzt in der Lage, jed. Anfrage prompt zu beantworten.
W. Roth, Gandersheim a. H.

Wer 1 Deutschen heiteren Lebensalt bei, kann täglich Geld haben. Preis-Courant gratis. E. Bieul, Berlin W., Meyerbeerstr. 11 und Wien, Kaiserstrasse, Agentenanfragen.

LIEBIG Company's Fleisch-Extract
Nur aecht wenn jeder Topf den Namenszug in BLAUER FARBE trägt. J. Liebig

Technikum Hildburghausen
Prog. gr. Fachsch. für | Maschinentechniker, Baugewerksmeister, Hüttenmeister etc. | Illustr. 75 M. Rathbk. Dir.

Das Militär-Pädagogium Dr. Killisch,
Berlin, Schönhauser Allee 139,
besteht seit 40 Jahren vor für alle Militär-Ex. u. f. 4ür Kl. d. Schulen einj. Militär-Ex.)
Neue Kurse 4. April.

Höheres Mädchen-Institut
Villa Valida, Gandersheim a. Harz.
Gründl. Ausbild. f. d. Wissenszweigen durch im Hause. Schöne gesunde Gegend. Kurbäder. Best. Refer. Valida Knorr.

Kurbedürftige erhalten gratis u. franco d. Prospekt d. bewährten sonnabends versendeten Kuranstalt Braunenthal-München.

Erziehungsanstalt zu Keilhau
bei Rudolstadt in Thüringen, gegründet 1817.
Beginn des neuen Cursus in Ostern. Neue Pensionäre. Anmeldungen bis Ostern 1889 bei d. Vorsteher Dr. Joh. Baron.

Geistig Zurückgebliebene
finden in unserer Specialanstalt vorzügliche Körperpflege, individ. Unterricht, zweckmässige Erziehung und sorgf. Verpflegung in einem Landaufenth. Dir. Schröter, Dresden-N., Cholerastr. 44.

Junge Mädchen, auch Kinder, finden Aufnahme bei gebildeter, bewährter, liebevoller Pflege, gute Schulen, Familienleben. Prospekte durch Schulvorsteher Jänicke, Varbig, Post Genthin.

Gicht, Nieren- und Blasenleiden vorzüglich beseitigt. **Kohlensaures Lithionwasser** 5 Fl. M. 4, Probe M. 1. Bad Ems, Marien.

Schlaflosigkeit und **Nervenerregung** sind sofort beseitigt durch **Bromwasser** à Fl. Dr. Erlenmeyer. 10 gr. ab. 20 Fl. frl. M. 7.50 m. Fl. v. Kiste versendet **M. Knoll, Magdeburg.** Arzt. Prospekte gratis.

IN DEN APOTHEKEN:
ENGELHARD'S
Isländisch Moos-Pasta
gegen
HUSTEN u. HEISERKEIT
75 PFENNIGE.

Die Magen-, Herz-, Unterleibs-, Nervenleiden, Blutverderbniss, Frauenkrankheiten etc. heilt gründlich
Dr. Kles' Diätetische Heilanstalt
Dresden, Bachstraße 8.
Illustr. Schrift: Dr. Kles' Diätetische Kuren, und Gutachten über Schroth'sche Kur 5. Aufl. Preis 2 Mk. durch die Buchhandlung.

Königl. Sächsische Bergakademie zu Freiberg.

An der Königl. Bergakademie beginnen die Vorlesungen des nächsten Studienjahres am 1. Oktober 1889.
Diejenigen, welche **vorher** an dem von Ostern bis Anfang August stattfindenden **praktisch-bergmännischen Vorbereitungskurse** theilnehmen wollen, haben ihre bezüglichen Gesuche bis **spätestens zum 20. April** bei der Direktion einzureichen.
Das bergakademische Statut mit den dazu gehörigen Spezialreglements, welche Druckschaften das Nähere über die Organisation der Akademie und über die Anforderungen bei der Aufnahme enthalten, kann gratis bei der Direktion, **Freiberg i/S., Bergakademie-Gebäude,** bezogen werden.
Freiberg, den 2. Februar 1889.
Die Direktion der Königlichen Bergakademie.
Dr. Theodor Richter.

Amthorsche höhere Handelsschule und Handelsakademie
zu **Gera, Reuss.** 40. Schuljahr.
1. **Höhere Handelsschule mit Berechtigung zum einjähr.-freiw. Militärdienst.** Dauer des Schulbesuchs 1 bis 4 Jahre, je nach Vorbildung.
2. **Handelsakademie** für reife **fachwissenschaftl. Ausbildung** (einjähr. Kursus). Ueber Schulanfang, Unterkunft etc. Näheres durch die Prospekte. Die Direktion.

Brauer-Akademie zu Worms.
Beginn des Sommer-Cursus am 1. Mai. — Programme zu erhalten durch
Die Direktion: **Dr. Schneider.**

Heilanstalt für
Nervenkranke
zu Boppard am Rhein.
Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte. Dr. Erlenmeyer.

Aerzten oder Pädagogen
ist durch den Kauf eines bestens empfohlenen Hauses mit gutgehendem Logirhaus, in romantischer Lage der kalten u. warmen Seebäder, zur Erlangung einer Pensionats-Existenz eine günstige Gelegenheit geboten. Auskunft ertheilt d. Verkäufer Carl Bünemann.

Nizza.

Hôtel d'Angleterre I. Ranges, südlich am Botanischen Garten gelegen, mit Aussicht auf das Mittelländische Meer. Neu eingerichtet und vergrössert. Hydraul. Personenaufzug. Deutscher u. schwed. Offizierverein. Deutsche Wirt und deutsche Bedienung. **Steinbrück**, Besitzer.

MERAN
Heran, Obermais, Untermais — Gratsch. Klimatischer Kurort in herrlicher Südlage mit Nord-Front. Vorzüglicher Winter- und Frühjahrsaufenthalt. Wohnungen, Pensionen, Terrainkuren. Direktor Schaffgotsch von Wien, München (Leoden, Paris, Leipzig u. Berlin. In der Nähe grosse Apfelwahl gesunder, leicht erreichbarer Sommerfrischen. Prospekte gratis.
Die Kurvorsteherung.

Deutscher Sect-
Matheus Müller
Eltville Rheingau
gegründet 1828.
Hoflieferant
Seiner Majestät des Kaisers und Königs.
Seiner Majestät des Königs von Sachsen.
Seiner Majestät des Königs von Württemberg.
Seiner Kgl. Hoheit des Großherzogs von Baden.
Lieferant der Kaiserlichen Marine sowie der meisten Offizier-Casinos.

Kronen-Quelle
zu Obersalzbrunn i. Schl.
wird ärztlicherseits empfohlen gegen Nieren- und Blasenleiden, Grieß- und Steinbeschwerden, die verschiedenen Formen der Gicht, sowie Gelenkrheumatismus. Ferner gegen katarrhalische Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — Im **Jahre 1888** wurden versendet:
741939 Flaschen.
Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen.
Broschüren mit Gutachtenanwendung auf Wunsch gratis und franco.
Brief und Telegramm-Adresse: Kronenquelle Salzbrunn.

Digitized by Google

Über Land und Meer.

№ 25.

61. Band.
Einundsechzigster Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Samstag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3.50.

Zwei Menschen.

Novelle
von
Klaus Ihlren.

VI.

„Gastspiel der Miß Rollan aus New-York" steht auf den Theaterzetteln. Das Haus ist ausverkauft. Vorgestern hat sie im Hamlet die Ophelia gespielt, und heute wird sie als Desdemona im Othello auftreten.

Die ältesten Theaterbesucher behaupten, eine solche Ophelia sei noch nicht über die Bretter gegangen, die jeunesse dorée schwört, sie sei weder gepudert noch geschminkt gewesen, und die vornehmen Damen behaupten, das Spiel jener Person ginge derartig auf die Nerven, daß man ihr höchstens einmal im Jahr gestatten dürfte, aufzutreten.

In einer Loge des ersten Ranges sitzen zwei junge Herren im Frack und weißer Halsbinde. Wie bei allen Anwesenden dreht sich ihre Unterhaltung um die Persönlichkeit von Miß Rollan.

„Es ist schrecklich," sagt der eine, während er wohlgefällig die Enden seines Schnurrbarts durch die schön gepflegten Fingerspitzen gleiten läßt; „ich komme heut morgen nach Wien; noch im Aussteigen begriffen, bietet mir irgend so ein Jude bereits ein Theaterbillet für den heutigen Abend an. Es koste nur zwanzig Gulden, obschon es das letzte Billet im Hause sei. ‚Was ist denn los?' frage ich den Menschen. Ich glaube, der Kerl hielt mich für verrückt oder direkt aus Afrika importirt wegen dieser Frage. ‚Gott der Gerechte,' kreischt er, ‚kommen der Herr Baron nach Wien und wissen nicht, daß Miß Rollan wird spielen heut abend die Desdemona im Othello?' Trotz alledem schlage ich das Billet aus, da wir uns eigentlich zu einem kleinen Souper im Café Americain verabredet hatten. Ich steige also in eine Droschke. Der Kutscher empfängt mich mit den Worten: ‚Wenn's Euer Gnaden noch ein Billet haben wollen, an der Theaterkass' bekommen's doch ka's mehr.' So geht es weiter, auf der Straße, im Restaurant, im Hotel, überall dieselbe Geschichte. Endlich komme ich zu Dir, um Dich abzuholen, da hast Du bereits ein Billet für mich in der Tasche. Ihr Wiener seid ja ganz aus dem Häuschen."

„Wirst schon sehen," antwortet der andere, „es ist wirklich so schlimm, wie es die Welt macht. Selbst die Gräfin J. dort drüben, die jetzt zum viertenmale geheiratet hat und von der man behauptet, daß die drei ersten Männer unbeweint von ihr ins Jenseits gerutscht sind, habe ich vorgestern weinen sehen wie ein Baby, obschon sie dabei die ganze Schminke ins Batisttuch bekam."

Während dieses Gesprächs ist noch ein dritter Herr eingetreten. Er muß sich bücken, als er durch die Logenthür geht. Augenscheinlich ist er den bereits vorher Anwesenden nicht bekannt.

Der Vorhang geht in die Höhe.

Die ersten Scenen vermögen nicht die Aufmerksamkeit der Zuhörer zu fesseln; erst als Desdemona an Jagos Hand in langem, schwerem gelbem Seidengewande die Bühne betritt, geht es wie ein Hauch der Bewunderung durch die Reihen des Parkets, vorbei an der vergoldeten Logenbrüstung des ersten Ranges bis hinauf unter die Decke des Hauses.

Niemand sieht, daß in jener Loge der bleiche Mann mit den



Heimkehrender Zigeuner. Gemälde von G. Papagn.

hohlblickenden Augen auf die Gestalt der Schauspielerin starrt und dabei in der Rechten knitternd den Theaterzettel zusammenballt.

Der Applaus nach jedem Erscheinen Desdemonas wagt kaum laut zu werden; die zum Klatschen gehobenen Hände scheinen fast zu fürchten, die weihevolle Stimmung, welche Spiel und Person der jungen Schauspielerin hervorrufen, zu stören.

Das Weib spielt nicht, nein, sie lebt, sie ist Desdemona selbst:

„Singt Weide, Weide, Weide.
Aus Weidenzeln muß wohl ein Kränzlein sein,
Und sieht' ich niemand, er ist mir doch nah."

Kaum vernehmbar, wie ein Vorseufzer des Todes klagt ihre Stimme.

Selbst das Gesicht des ärgsten Spötters und Cynikers verrät heilige Scheu. Es ist, als ob das: „Weide, Weide, Weide" sich mit fesselndem, fast erstickendem Druck um die Herzen gelegt hätte.

Und er dort, er ist aufgestanden und lehnt hinten an der Logenwand im Dunkel. Von der mächtigen Stirn herab rieselt ihm kalter Schweiß, seine Brust wogt und bäumt sich konvulsivisch, als unterdrücke er einen Schrei der Qual, der furchtbarsten Angst.

Der Vorhang fällt. Alles atmet auf.

Surrend schwirrt das Geräusch vieler sich unterhaltenden Menschen durch den Raum.

„Was sagst Du nun, Freund? Sind wir Wiener närrisch?"

„Nein, bei Gott, ihr habt recht. Weißt Du etwas Näheres über die Persönlichkeit dieser Miß Rollan? Als Gesandtschaftsattaché in Wien mußt Du ja überall Deine Ohren haben."

„Nichts oder so gut wie nichts! Nur das eine, daß Miß Rollan ein steinernes Herz haben soll."

„Pah! Sagen das eure Wiener Geldfürsten auch? Ich bin überzeugt, daß sie heut abend mit irgend einem Verehrer, der es versteht, seine Diamanten auf anständige Weise in Frauenhände zu spielen, im allerliebsten tête-à-tête Austern und Champagner durch ihre schönen Zähne gleiten läßt."

Der Sprecher hält erstaunt inne, denn eine Hand hält ihm eine Visitenkarte unmittelbar vor die Augen.

„Bodo Graf Welcken" steht darauf.

Als die beiden auf diese eigentümliche Weise in ihren Mitteilungen gestörten Herren erstaunt sich umblicken, steht hinten, fast über ihnen, der Fremde, welcher nach ihnen die Loge betrat.

Seine Augen lodern förmlich zu den beiden herab. Mit mühsam gemäßigter Stimme fragt er:

„Können Sie diese letzte Behauptung beweisen?"

„Da muß ich mit einer Gegenfrage antworten," erwidert der Angeredete, indem er sich erhebt. „Haben Sie etwa das Recht, solche Beweise zu verlangen?"

„Ja, wenn Sie die Güte haben wollen, in mir den Gemahl der Miß Rollan zu erblicken."

„Ah, c'est autre chose! Pardon, ich bin zu jeder Genugthuung bereit, obgleich meine Behauptung mehr im allgemeinen Schauspielerinnen galt als speziell Miß Rollan, wie sich die Dame fälschlich zu nennen beliebt. — Mein Name ist Baron Kempten."

Graf Welcken neigt leicht das Haupt.

In ihm tobt es wie Berserkerwut, aber er ist zu sehr Edelmann, um seine leidenschaftliche Erregung zu zeigen.

„Darf ich Ihnen ein Glas Wasser holen, damit Sie sich den Mund reinigen können, Baron Kempten?"

Der Angeredete erbleicht. Nur mit Mühe bezwingt er sich.

„Ich bitte um Ihre Adresse, Graf Welcken."

„Hotel de Rome."

„Danke sehr!"

Eine leichte Verbeugung.

Die Herren setzen sich wieder, und Bodo schwankt langsam, mit unsicheren Schritten zur Thür hinaus.

„Der letzte Akt würde über meine Kräfte gehen," murmelt er zwischen den Zähnen. „Wo wohnt Miß Rollan?" fragt er den Portier, der schläfrig in dem leeren Vestibül, auf seinen Stab gelehnt, steht.

„In der N... straße Nummer 15," ist die Antwort, indem der Gefragte den Dreimaster lüftet und ein Geldstück in die Tasche schiebt.

Da steht der Name „Miß Rollan" unter dem Klingelzug.

Bodo holt tief Atem und zieht an dem messingenen Knopf. Das ihm öffnende Mädchen sieht ihm erstaunt in das bleiche Gesicht.

„Ich wünsche Miß Rollan zu sprechen."

„Ist nicht zu Hause, mein Herr; die Vorstellung ist noch nicht zu Ende."

„So werde ich warten; führen Sie mich hinein."

„Das darf ich nicht," ist die bestimmte Antwort. „Ich darf nicht einmal einen Blumenstrauß, keine Visitenkarte von einem Herrn annehmen."

„Führen Sie mich hinein."

Es liegt fast eine Drohung in den kurzen Worten.

„Aber ich verliere meine gute Stellung, und meine Miß ist so gut zu mir — sie jagt mich fort, wenn ich es thue."

„Das wird sie nicht thun; ich muß Ihre Herrin sprechen!"

Ohne eine Antwort abzuwarten, schiebt er das erstaunte Mädchen zur Seite und tritt ein.

„Geben Sie bei ihrer Rückkunft diese Karte an Miß Rollan."

Der Name, der auf dem Papier steht, beruhigt die ängstliche Zofe in etwas.

„Gott sei Dank, es ist wenigstens ein vornehmer Herr," denkt sie und wagt nicht mehr zu widersprechen.

Er steht in dem Raume, der augenscheinlich Käthe Roland zum Wohnzimmer dient. Minutenlang verharrt er in der Mitte des Zimmers.

Es geht wie ein Schluchzen durch die breite Brust des Mannes, der hier als frecher Eindringling auftritt, wo er als Gatte der Bewohnerin wohl das Recht haben könnte, zu verweilen.

„Wie anders wäre es, wenn du hier die Rückkehr deines Weibes erwarten könntest gleich anderen Männern, wenn sie bei ihrem Eintritt mit ihrer weichen, klangvollen Stimme sagen würde: ‚Guten Abend, Bodo, es ist gut, daß ich wieder bei Dir bin.'"

Einen Moment sehen seine Züge wie um Jahre verjüngt aus, doch nur einen Moment. Er birgt das Antlitz in beide Hände, und nun er sie wieder hinwegnimmt, ist er derselbe wie vorher, als er mit bebenden Lippen und grabdurchfurchtem, verbittertem Gesicht an der Logenwand lehnte.

Da fällt sein Blick auf ein Kabinettbild, welches auf dem zierlichen Schreibtisch als einziger Gegenstand in schwarzem Rahmen lehnt.

Wie magnetisch angezogen nähert er sich dem Bild. Das ist er selbst, oder doch nicht — es ist ein anderer, nur sieht er ihm ähnlich, sehr ähnlich. Unwillkürlich wendet sich sein Auge von der Photographie nach dem Spiegel. Ein bitteres Lächeln spielt um den harten Mund.

„Ein Schatten der Vergangenheit," murmelt er. Da hält ein Wagen vor dem Hause.

Er drückt die Faust aufs Herz und stützt sich mit der Linken auf die glänzende Platte des Tisches. Draußen hört er das Mädchen die Herrin mit weinerlicher Stimme um Verzeihung bitten.

„Gib die Karte!" hört er eine Stimme heftig antworten. Dann ist alles ruhig.

„Bleibe auf, bis der Herr gegangen ist, Dora."

Die Thür geht auf und schließt sich wieder.

Graf und Gräfin Welcken sind allein.

Miß Rollan trägt eine einfache Straßentoilette. Wie weltverloren lehnt sie an der Thür und starrt mit den großen, unnatürlich weit geöffneten Augen zu ihm hinüber. Ihr Gesicht ist leichenblaß.

Der Tisch, an dem er lehnt, kracht leise. Ist es der Druck der Faust, die wie Zentnerlast auf dem zierlichen Möbel ruht?

Ohne eine Bewegung zu machen, sagt sie mit matter Stimme: „Was wünschen Sie, Herr Graf, daß Sie meine Dienstboten zwingen, meinen Befehlen ungehorsam zu werden?"

Das ist der ruhige Ton.

Gott sei Dank! Keine Ohnmacht, keine Thränen.

Seine Antwort ist deshalb auch kalt, geschäftsmäßig: „Ich bin gekommen, Sie zu fragen, was Sie berechtigt, sich nicht Gräfin Welcken zu nennen?"

Der ganze Stolz eines beleidigten Frauenherzens bäumt sich in ihr auf.

„Was mich dazu berechtigt? Ich muß gestehen, Ihre Frage klingt sonderbar, komisch," lacht sie bitter auf. „Ich frage Sie, was mich veranlassen könnte, jenen Namen zu führen? Auf dem Papiere, ja, da steht der Name, da steht statt Käthe Roland Gräfin Welcken. Mich verbindet nichts mit jenem Namen, nichts, hören Sie?"

Das blasse Weib wird heftig, die Leidenschaft übermannt sie.

„Ich dächte, Sie könnten sich doch wohl erklären, weshalb ich meinen Mädchennamen führe. Das Recht dazu wollen Sie mir wohl nicht streitig machen. Oder doch?" fährt sie fort, als sein Antlitz sich mit dunkler Röte überzieht; „nun, dann kann ich Ihnen versichern, daß der Name Käthe Roland mir besser gefällt als Gräfin Welcken. Ja, er gefällt mir besser, dieser Name, trotz der Grafenkrone, die über jenem schwebt, trotz des vielen Goldes, mit dem man versucht, diese Krone zu überziehen. Ich nenne mich Käthe Roland nach wie vor, weil mir der Name ehrlicher und stolzer klingt!"

Er ist bei den letzten Worten einen Schritt näher getreten, die Augen glühen unheimlich in seinem bleichen Gesicht.

Wie abwehrend streckt sie den Arm gegen ihn.

„Lassen Sie sich das, was kein Mann ungestraft Ihnen sagen dürfte, von mir, dem schwachen Weibe, unter vier Augen ins Angesicht sagen, und dann mißhandeln Sie das schwache Geschöpf, welches den Mut hatte, zu behaupten, daß ein ehrlicher, einfacher Mädchenname besser klingen kann als der Ihre!"

Er bezwingt sich gewaltsam.

„Und weshalb machen Sie, mein Fräulein, nicht von dem Rechte der Scheidung Gebrauch, die Ihnen die Berechtigung zu dem ehrlichen, stolzen Namen geben würde?"

„Weil ich nicht will. Ich habe nicht Lust, mit Schamröte auf den Wangen irgend einem Advokaten eine pikante Geschichte zu erzählen; und weil ich die Freiheit, die mir die Scheidung geben würde, nicht brauche."

„Wenn ich nun diese Freiheit brauchte?" fragt er, sarkastisch lächelnd.

Sie sieht ihn verwirrt an. Langsam läßt sie ihre hohe Gestalt auf einen Stuhl sinken.

„Dann," sagt sie mit unendlich müdem Ausdruck, „würde ich Ihnen nicht im Wege stehen."

Große Thränen fallen auf ihre kleinen Hände, deren Finger sich konvulsivisch auf ihrem Schoße ineinander schlingen.

Fast scheint es, als wenn es durch des Mannes Herz wie ein weiches, warmes, lindes Gefühl zöge. Oder nein, er hat ja kein Herz mehr! In seinem Gedächtnis taucht die Scene im Theater wieder auf. Langsam kreuzt er die Arme über der hochatmenden Brust.

„Nun wohl, Miß Rollan, da Sie in jenem Punkte so fest Ihre eigenen Ansichten geäußert haben, möchte ich Sie fragen, wie Sie es verantworten können, als Gräfin Welcken, welche Sie nun einmal doch sind und als welche sie hier in Deutschland bekannt werden müssen trotz des Theaternamens, wie Sie es also verantworten wollen, diesen meinen Namen durch den Schlamm einer Schauspielercarrière zu ziehen?"

Die Worte kommen langsam, bedächtig von seinen Lippen, die sich zwischen jeder Silbe wieder zusammenzwängen gleich eisernen Klammern, welche sich mechanisch öffnen und schließen.

Wie mit Keulenschlägen fallen die Worte auf Käthes Herz, es zuckt und windet sich in unsagbarem Weh. Es ist fast zu viel. Sie hat ihn geliebt bis zu diesem Augenblick.

Sie hat diese Liebe nicht ausrotten können, weil eine Stimme in ihrer Brust immer und immer wieder flüsterte: „Es ist nur seine im Grunde edle, ideale Seele, welche sich aufbäumt mit unwiderstehlicher Kraft gegen Falschheit und Betrug, obgleich sie in Wahrheit keinen Grund zu diesem Thun hatte."

Jetzt haßt sie fast diesen Mann. Er erscheint ihr nicht mehr als armer, irregeleiteter Mensch, sondern als Werkzeug der grausamsten Folter, als herzlos, gefühllos ihr nahende Gewalt. Und dieser Gedanke gibt ihr die Kraft, ebenso kalt, ebenso beißend zu antworten, wie sie gefragt wurde:

„Ich sollte Ihnen eigentlich keine Antwort geben auf eine Anschuldigung, wie sie nur ein hirnverbrannter, von Vorurteilen benommener Kopf ausdenken kann. ‚Schlamm einer Schauspielercarrière!'" Sie lacht erzwungen auf. „Wollen Sie mir den Schmutz einmal zeigen, Herr Graf, durch welchen ich Ihren Namen gezogen haben soll? Wollen Sie mir den einmal nennen, der es wagt, den Namen Käthe Roland mit irgend etwas zu verbinden, was nicht rein wäre, was das Tageslicht zu scheuen hätte?"

Google

Es scheint, als wolle er den Mund öffnen, um zu sagen, was er vor wenigen Minuten erlebt. Nein, das vermag er denn doch nicht.

Sie fährt nach kurzer Pause fort:

„Das kann ich Ihnen versichern, der Titel ‚Schauspielerin' wirft bei weitem nicht so viel Schlamm auf mich wie die Handlung eines Mannes, den wir beide kennen. Und trotzdem kann ich jetzt nicht mehr bedauern, daß jener so handelte, auch werde ich dies später niemals thun, vielmehr dankbar sein, wie mich eine höhere Macht vielleicht bewahrte, an die Seite desjenigen geschmiedet zu sein, den ich hasse! Hasse! Hören Sie, hasse, verabscheue mit jeder Faser meines Herzens!"

Sie hat sich erhoben, langsam geht sie auf ihn zu und bleibt dicht vor ihm stehen. Es scheint, als hübe die wahnsinnige Aufregung ihres Blutes die Gestalt höher und höher, als wüchse sie bis hinauf zu den beiden grauen Augen, die fast entsetzt sich in die ihren senken.

„So, und nun ich das Ihnen gesagt habe, bitte ich Sie, das Haus zu verlassen. Ich werde Schauspielerin bleiben, und sollten Sie sich einfallen lassen, als mein mir zugeschriebener Gatte den Arm des Gesetzes gegen mich zu Hilfe zu nehmen, so werde ich von der Bühne herab das Treiben eines Grafen Welcken in die Oeffentlichkeit hinausrufen, daß es gellend an die Ohren der Hörer schlagen soll!"

Ein Schauder läuft dem gewaltigen Mann durch die Glieder.

Ist das der Sturm?

Langsam weicht er vor ihrer ausgestreckten, gebieterisch weisenden Rechten zurück. Er stöhnt wie unter der Wucht einer zermalmenden Macht, die über das Eisen seines Herzens dahindraust.

Schon will er das Zimmer verlassen, da sagt er noch: „Schone, bitte, das Mädchen; ich habe den Eintritt fast erzwungen, sie trägt keine Schuld."

Dann ist er hinaus.

Sie schaut ihm lange nach, als stände er noch vor dem dunklen Holz der Thüre. Dann erlischt allmälich der Glanz ihrer Augen, Thränen steigen hinauf und rollen langsam über ihre blassen Wangen.

Er konnte in jenem Moment an ein unbedeutendes Geschöpf denken mit dem Wunsche, daß demselben durch seine Schuld keine Unbill widerfahren sollte!

„Sphinx!" flüstert sie und bricht schluchzend auf einem Sessel zusammen.

*

Das theaterlustige Publikum Wiens ist in höchster Betrübnis, daß die angestaunte, angebetete Miß Rollan durch ein Unwohlsein für mehrere Tage am Auftreten verhindert ist.

Sie selbst verbringt diese Tage einsam, todesmatt in ihren Räumen. Kein Mensch sieht sie. Und wenn jemand sie sehen könnte, er würde ihr wahrlich glauben, daß sie nicht fähig ist zum Spielen.

Die dunklen Augen liegen tief in den Höhlen, die Wangen sind von durchsichtiger Blässe bedeckt. Ruhelos, ohne bestimmten Wunsch thut Käthe dieses und jenes. Sie liest ihre Rollen durch, sie blättert in alten Briefen, sie sitzt stundenlang im dunklen Zimmer und starrt auf die flackernden Lichter, welche die Gaslaternen der Straße zu ihr hineinschicken.

Heute morgen — es ist ein nebeliger, dunstiger Novembertag — blättert sie zerstreut in der Zeitung, eigentlich nur aus alter Gewohnheit. Sie pflegte es immer zu thun, als sie noch spielte.

Da fällt ihr Blick zufällig auf einen Namen, der in einem Artikel des Feuilleton gedruckt steht. Fieberhafte Röte steigt ihr in die Wangen.

„Duell. Wie man sich in unterrichteten Kreisen erzählt, hat gestern ein Duell stattgefunden zwischen dem in unserer Hauptstadt bekannten Baron Kempten und einem augenblicklich in Wien weilenden Herrn. Man nennt als seinen Namen Graf Welcken. Es sind verschiedene Gerüchte über die Ursache dieses Zweikampfs im Umlauf, unter anderem dieses, daß genannter Baron von Kempten im Theater irgend etwas geäußert habe, was auf unsere berühmte Gastin Miß Rollan ein zweifelhaftes Licht werfen konnte (wir schreiben nur ‚konnte'). Ein in derselben Lage anwesender Herr wies die Bemerkung mit heftigen Worten zurück und zwar gestützt auf seine Stellung als Gatte der Miß Rollan. — Das Duell nahm wenigstens keinen tödlichen Ausgang, obgleich der bejahte Sportsman Baron Kempten wohl einige Monate gezwungen sein wird, seinen zerschossenen Arm in der Binde zu tragen. — Auf jeden Fall ist die ganze Geschichte höchst geheimnisvoll, besonders da kein Mensch jemals geahnt hat, daß Miß Rollan verheiratet sei. Vielleicht hängt das Unwohlsein der Künstlerin damit eng zusammen."

Mit großen, festen Schritten durchmißt Käthe ihr Zimmer. Es stürmt und wogt in ihr. Die entgegengesetztesten Gefühle kämpfen in ihrem Herzen.

„Also doch wahr, was er gesagt an jenem Abend: Schlamm einer Schauspielererärère!"

Und er hat mit seinem Blute diese Flecken, welche ein Mann wagte an ihrem Rufe nur zu vermuten, wegwaschen wollen. Was zwang ihn, als Fremder für ihren Ruf einzutreten? Sie hatte ja unter ihrem Mädchennamen gespielt.

„Er muß an dem Abend direkt von dem Auftritt im Theater hierher geeilt sein. Gott im Himmel! Vielleicht that ich ihm unrecht, ihm, der am andern Morgen mit der Waffe in der Hand das Vertrauen an die Unantastbarkeit seines verschmähten Weibes bekräftigte. Und ich habe gesagt, ich haßte, ja, ich verabscheute ihn! Hat er das verdient? — Ja, das hat er! Wer gab ihm das Recht, mir alles das zu sagen, was er gesagt? Steht aber nicht in der Zeitung, daß man sich jene Geschichte nur gerüchtweise erzählte? Vielleicht haben sie sich um eine Tänzerin oder sonst jemand geschossen."

Schluchzend rafft sie das Zeitungsblatt vom Boden auf, um den Artikel zwei-, dreimal zu lesen.

„Nein, es ist so, es kann nicht anders sein! Doch was that Bodo? Ist er noch hier in Wien, vielleicht selbst verwundet? Ich muß Gewißheit haben, er muß wissen, daß ich seinen Edelmut anerkenne, der ihn für seine unbekannte Frau eintreten ließ. Ich will jemand haben, dem ich mein Herz ausschütten kann. Tante Emilie!" schießt es ihr durch den Sinn. Ja, sie ist es, der sie sich nähern kann mit Vertrauen. Mit zitternder Hand, mit fliegendem Atem schreibt sie:

„Liebe Tante Emilie!

„Wo ist Bodo? Oder nein, ich will nicht mit der Thür ins Haus fallen, ich will versuchen, meine Gedanken zu ordnen.

„Wie lange ist es her, daß ich Dir nicht geschrieben? Ich glaube, zwei lange Jahre. Habe ich in denselben gelebt? Kaum weiß ich es selbst. Ich bin damals Schauspielerin geworden, man sagt sogar eine gute.

„Ja, es war mir eine Erleichterung dieses Leben! Den Tag über zu thun mit Memoriren, am Abend das Spiel und in der Nacht so müde, daß ich schlafen mußte. Ich habe nie geschrieben; jedesmal, wenn ich es wollte, war es mir, als ob eine unsichtbare Kraft mir die Feder hemmte. Ich wollte und konnte nicht mehr an die Vergangenheit denken, durch nichts an dieselbe erinnert werden. Trotz meines außerhalb des Berufs zurückgezogenen Lebens konnte ich doch nicht vollständig den Verkehr mit anderen Menschen meiden. Er brachte mir nur Unheil, weil die Männer nicht glauben wollten, daß eine Frau schon jung ihr Herz begraben könne.

„Das trieb mich fort aus Amerika, wo niemand mich und meine Geschichte kannte.

„Das erste deutsche Theater, an welchem ich gastirte, war in Wien, und dort sah ich ihn, Deinen Sohn, wieder! Laß mich Dein Mutterherz, welches in seiner Liebe zum Kinde und seiner Gerechtigkeit zwischen Sohn und dessen Frau zweifelnd liegt, nicht mit den Einzelheiten unseres Zusammentreffens quälen. Kaum weiß ich selbst noch, was wir miteinander gesprochen. Näher hat uns diese durch ihn herbeigeführte Begegnung nicht gebracht. Vielleicht war's besser so, obgleich ich mein Herz selbst kaum noch kenne. Heute nun, jetzt eben, erfahre ich durch Zufall, daß Bodo für mich als seine Gemahlin eingetreten ist, ohne daß ich etwas davon ahnte.

„Ihm ist nichts geschehen, gottlob! Ich hätte es nicht überlebt, — aber wo weilt er? Du mußt es wissen, Tante! Schreibe ihm oder sage ihm, daß ich herene, bei unserer Begegnung ihm so leidenschaftlich entgegengetreten zu sein. Ich hätte nicht geahnt, daß er zu seinem verstoßenen Weibe noch Vertrauen habe, wenigstens insoweit, daß er sie keiner schimpflichen Handlung für fähig hielte. Sage ihm doch, er solle glauben, daß ich die Worte, welche ich ihm gesagt, wenn es menschenmöglich wäre, mit meinem Herzblut wieder zurückkaufen möchte.

„Er soll mich wenigstens nicht für undankbar halten, ich will nichts unbewußt von ihm geschenkt erhalten. Ich wünsche die Scheidung jetzt, es sollte uns nichts mehr binden, damit wir uns gegenseitig zu nichts mehr verpflichtet seien.

„So, nun habe ich mein Herz ausgeschüttet. Es ist vielleicht alles etwas wirr und verworren, aber ich kann nicht anders schreiben.

„Und, liebe Tante, sende mir ein freundliches Wort und schreibe mir, wie es Viktor geht. Wenn ich nur erst greise Haare hätte, dann könnte ich ihn zu mir nehmen und für ihn selbst sorgen. Er ist gewiß ein braver Junge geworden, er hatte immer solch ehrliche, treue Augen.

„Laß mich Deine lieben Mutterhände küssen; wollte Gott, ich könnte dieselben einmal, noch einmal auf mein krankes Herz legen und dann würde alles still in mir! Deine Nichte Käthe."

*

„Wien, den 12. . . . . 18 . .

„Liebe Tante Emilie!

„Mir war zu Mute beim Lesen Deines Briefes, als wenn Du Deine weichen Hände mir auf die Stirn gelegt hättest wie in früheren Zeiten. Es wurde ruhig in mir, und wenn Gott es will, soll es so in mir bleiben.

„Daß Du Deines Sohnes augenblicklichen Aufenthaltsort nicht weißt, muß Dir noch schmerzlicher sein als mir. Doch beruhigt mich die Versicherung, daß Du ihm so bald wie möglich meine Absicht mitteilen willst.

„Du gute, liebe Tante, also mich willst Du in Rheinfelden haben, so lange Du dort allein bist, und wenn mir das nicht angenehm wäre, wolltest Du in die Stadt ziehen und mit mir zusammen leben? Weißt Du, in welche Versuchung Du durch Deine liebevollen Worte mein Herz geführt hast?

„Aber es kann nicht sein, ich muß für mich und in mir allein weiterleben. Und dann müßte ich ja meinem Berufe entsagen. Du wirst lächeln. Ich verdenke es Dir nicht, aber wer einmal von dem Gift des Beifalls, von dem Reiz gekostet hat, der darin liegt, sich zu sagen: Hier vor Dir armen Tausende, alle unter sich verschieden nach Rang, Reichtum und Charakter, und alle diese zwinge ich jetzt, dasselbe zu denken und zu fühlen, alle diese gehören jetzt mir, ich kann ihnen das Herz erbeben lassen in demselben Gedanken, den ich weckte; ich sage, wer das gefühlt hat, der ist nicht zu bekehren, so lange er noch die Kraft in sich fühlt, solches zu thun. Schlacken und unreines Kraut liegen rechts und links dicht an unserem Wege, und man hat Mühe, sich die Fußspitzen nicht zu beschmutzen, aber die Kunst, der wir leben, ist hoch, ist edel, wenn wir uns wirklich daran halten, nur ihr zu leben, und ich glaube, ich werde das stets können.

„Nenne Bodo nicht kalt und herzlos, er ist es ja nicht, Du meinst es selber nicht so. Sein Gemüt war zu tief und fleckenrein, als daß es nicht durch ein solches Betrogensein, wie er es zu erfahren glaubte, unheilbar erkranken mußte. Dazu kommt das Unglück, welches schon seine ersten Jugendjahre verbittert hat.

„Jetzt, wo ich kühl und ruhig darüber nachdenke, ist es mir klar, daß er bei seiner Charakteranlage so handeln mußte.

„Ein Kristall, welcher einen Sprung bekommt, ist auch für immer in seiner Schönheit, in seinem eigensten Selbst gestört. Kein Künstler kann ihm seine Ursprünglichkeit wiedergeben.

„Ich muß ihn jetzt so beurteilen, obgleich ich ihm jahrelang gezürnt, ja gegrollt habe. Was thut es im Grunde zur Sache, ob er sich nur in einem Wahn befindet? Für ihn ist diese Einbildung Wahrheit.

„Was mir das Leben schwer macht, ist nur der Gedanke, daß Du, seine liebevolle Mutter, fast einsam in Deinem Alter dastehst. Besonders da Du mit Fritzens Frau nicht gerade sympathisirst.

„Nur das freut mich, daß Dir Viktor durch seine Anhänglichkeit für Dich, welche aus all seinen Briefen hervorgeht, alles Gute zu vergelten sucht. Ich bin sehr einverstanden, daß ihr ihn in ein Kadettencorps gegeben habt.

„Wenn Du mir einen großen Wunsch erfüllen willst, liebe Tante, so erlaube, daß er mich in seinen

nächsten Ferien besucht. — Ich beziehe eine Wohnung in einer Vorstadt Wiens.

„Gott gebe Dir Gesundheit, meine liebe Tante.

„Ich brauche Dich nicht zu bitten, alle meine Briefe stets zu verbrennen, Du weißt schon, weshalb!

„Es umarmt Dich Deine Nichte Käthe."

VII.

Die uralten Lindenbäume, welche das Schloß Rheinfelden umgeben, haben wieder einmal ihren Blätterschmuck verloren. Im Herrenhause schleichen die Dienstboten still und einsilbig aneinander vorüber, höchstens einen fragenden Blick werfen sie sich zu und flüstern leise miteinander, um dann wieder lautlos ihren Geschäften nachzugehen.

Die Gräfin Welcken ist schwer erkrankt.

In ihrem Schlafzimmer mit dem braunen Holzgetäfel und dunklen Teppichen und Portièren liegt sie in dem altersehrwürdigen Bette, über dessen Kopfende in verblichener Vergoldung das gräflich Welckensche Wappen prangt.

Die alte Dame ist um vieles älter geworden, seit wir sie zum letztenmal gesehen.

Jetzt liegt sie müde und ergeben, regungslos da, und ihre Augen wandern im Zimmer umher, als nähme sie Abschied von all den gewohnten Gegenständen. Schließlich haftet ihr Blick auf der Gestalt ihres ältesten Sohnes Bodo, der, das Haupt in die Hand gestützt, in einem Lehnstuhl sitzt. Es ist ein Gemisch von unendlicher Liebe und zugleich auch von wehmütigem Gram, mit dem das Auge der Mutter auf ihrem Erstgeborenen ruht. Sie bemerkt wohl die weißen Fäden, welche bereits das blonde Haar des Mannes an den Schläfen ergrauen lassen, und doch steht er noch in seinen besten Jahren.

Jetzt läßt er die Hand langsam sinken und wendet die großen grauen Augen dem Antlitz seiner Mutter zu. Die Blicke von Mutter und Sohn begegnen sich und erzählen sich eine lange, traurige Geschichte.

„Bodo!" flüstert sie leise.

„Was wünschest Du, Mutter?" fragt er weich und nähert sich ihrem Lager, um vor demselben niederzuknieen und sein Haupt in die Kissen zu pressen. Sein mächtiger Körper zittert, und große Thränen netzen das weiße Linnen.

Langsam, sanft fährt die Gräfin Welcken mit den krankhaft zarten Händen über den Scheitel ihres Sohnes.

„Bodo, ich werde nun bald von Dir gehen."

Er stöhnt schmerzlich.

„Ja, mein Kind, sei nicht zu traurig. Ich weiß, daß es Dir weh thut, aber sei mein starker Sohn."

Er antwortet nicht, nur im Kamine knistert leise das Feuer.

„Ich dachte einst," fährt die Greisin fort, „daß mein Sterben ein leichteres sein würde, denn ich hoffte, bei meinem Heimgange von euch Lieben mutigeren Herzens Abschied nehmen zu können. Ja, ich hoffte auch die Hand segnend auf den Scheitel des Weibes meines ältesten Sohnes, auf die Locken



Standbild Kaiser Wilhelms I. für den Römer in Frankfurt am Main.
Nach Professor Gustav Kauperts Modell.

auf ihres Sohnes Haupt. „Glaubst Du, Bodo, daß Deine Mutter mit einer Unwahrheit aus dem Leben scheiden möchte?"

„Wie fragst Du so sonderbar, Mutter?"

„Siehst Du, das glaubst Du nicht — so sage ich Dir im Angesicht der Ewigkeit, daß Du die letzten Jahre Deines Lebens geirrt hast, furchtbar geirrt. Ich habe es Dir oft sagen wollen, aber Du wolltest nicht hören, Du stießest mich ja zurück."

Er schluchzt laut: „Mutter, sei nicht zu hart!"

„Nein, das bin ich nicht, Kind. Ja, ich sage Dir, Du hast geirrt, Du hast ein Frauenherz, so rein, so edel wie Gold, mit grausamer Hand vernichtet, gekränkt, bis an den Rand der Verzweiflung gebracht, und dieses Herz war das Deines Weibes!"

„Meines Weibes?" ringt es sich aus seiner schweratmenden Brust hervor.

„Ja, Käthe! Und siehst Du, mein Sohn, ich kann Dir das, was ich behaupte, nicht beweisen, aber wenn Du meine Abschiedsstunde ruhig machen willst, so rufe Dein Weib an mein Sterbebett, aber sofort — wer weiß, wie viele Stunden mir Gott noch schenkt. Und wenn Dein Herz noch immer zögert, so schaffe mir wenigstens die Erleichterung, das arme Kind, dessen Lebensglück Du vernichtetest, noch einmal in meine Arme zu schließen."

Er ist aufgestanden; wie zu einer Heiligen beugt er sich zu seiner Mutter Haupt herab und berührt mit den Lippen ihre Stirn.

„Es soll geschehen, Mutter, wenn Du es wünschest."

Mit tastenden, unsicheren Schritten verläßt er das Zimmer, gefolgt von dem Blick der Gräfin, in deren Augen es aufleuchtet wie die Vorahnung eines zukünftigen Glückes.

*

Es ist am andern Tage.

Die frühe Dämmerung des Dezembertages beginnt bereits herabzusinken. Eigentlich ist es den ganzen Tag nicht hell geworden; seit den Mittagsstunden fällt dichter Schnee vom Himmel herab, der Sturm nimmt denselben auf und peitscht ihn sausend über die Erde dahin; man kann nicht zehn Schritte weit sehen.

Bodo Graf Welcken geht mit großen, unruhigen Schritten im Raume auf und ab; der dicke Teppich dämpft seinen schweren Tritt. Zum Nebenzimmer, wo die Gräfin ruht, ist die Thür angelehnt.

Wohl zum hundertstenmale zieht der ruhelos Wandernde die Uhr aus der Tasche und horcht, ob er nicht das Schellengeläute eines Schlittens vernehmen kann.

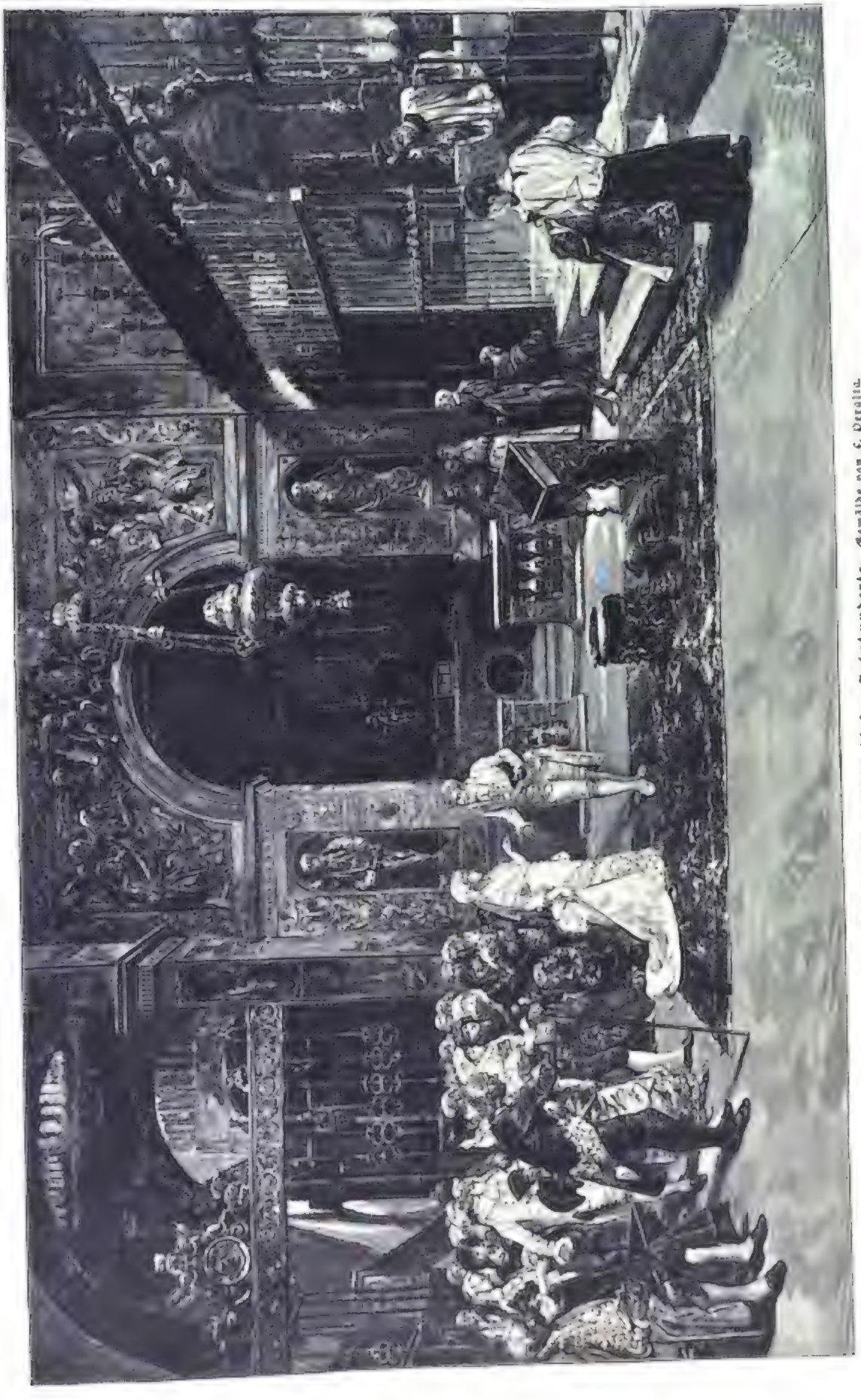
Er schüttelt den Kopf.

„Du wirst Dich nicht irren, Bodo, ich habe Dir ja gesagt, daß ich Dir Deine Kinder lassen will, daß ich Dir Deine Kinder legen zu können. Es hat nicht sein sollen!"

Bei diesen Worten richtet er sich auf. Sein Antlitz sieht aus wie das eines Schwerverwundeten, dem der Arzt mit der Sonde in die brennende Wunde fährt.

„Ja, mein Sohn," sagt die Kranke; sie sieht ihn nicht an, sondern hält die Augen ins Leere gerichtet; „so dachte ich einst, und es wäre wahr geworden, wenn das Menschenherz nicht oft ein so hartes, unbeugsames Ding wäre." Sie legt wieder die Rechte

Digitized by Google



Eine Hochzeit zu Anfang dieses Jahrhunderts. Gemälde von F. Peralta.
Nach einer Photographie von W. Schöningh in Stuttgart (J. Conrad & Co. in Mainz).

Digitized by Google

Dunkle Wolken lagern auf seiner Stirn, seine Augen haben einen besorgten, gedrückten Ausdruck.

„Unbegreiflich! Der Schlitten müßte seit einer Stunde zurück sein von der Bahn," murmelt er.

„Wird Käthe bald kommen?" fragt die Kranke mit matter Stimme.

„Ja, Mutter, sie wird bald da sein; die Wege sind sehr schlecht, und Mathies wird nur langsam fahren können."

Bodo will der Mutter Gemüt nicht mit Besorgnis erfüllen, darum verschweigt er seine eigene Unruhe. Er setzt die Wanderung fort.

Jetzt erscheint Fritz in der Thüre.

„Sie müßte lange hier sein," flüstert er, „ich fürchte, der Zug ist in dem Schneegestöber stecken geblieben, oder gar der Schlitten."

„Es ist fast unmöglich," antwortet der Angeredete, „es schneit erst seit einigen Stunden. So viel Schnee kann noch nicht gefallen sein."

„Aber bei dem Sturm weht jeder Hohlweg zu, wenn auch auf der Ebene nicht viel liegen bleibt," fährt Fritz fort, „ich will mich auf den Weg machen, vielleicht braucht der Kutscher Vorspann und sitzt fest."

„Nein," antwortet der Bruder, „bleibe Du hier bei der Mutter, ich will noch eine Viertelstunde warten, wenn sie dann nicht kommen, werde ich selbst gehen."

Mit untergeschlagenen Armen bleibt er vor dem Fenster stehen und blickt in das Schneegestöber hinaus.

Fritz geht zur Mutter.

Wie die Flocken dort draußen, so wirbeln die Gedanken in Bodos Kopf durcheinander.

Vor ihm taucht das Bild auf, wie lustig, wie anmutig einst Käthe Roland hier im Schloß geweilt hat. Wie oft hat er mit ihr in diesem Zimmer gesessen und wie oft seine Lippen auf ihren neckischen Mund gedrückt und seinen Arm um ihre Gestalt geschlungen! Und jetzt ist dieselbe, die dann sein Weib dem Gesetze nach wurde, dort draußen in Sturm und Unwetter. Vielleicht kämpft sie mit ihrem zarten Körper gegen die Gewalt der Elemente und ihre braunen Augen suchen den, der eigentlich an ihrer Seite treu und fest stehen sollte, wenn alles so gekommen wäre, wie sie beide einstmals dachten.

Vielleicht ist der Schlitten umgeschlagen oder die Pferde sind durchgegangen und sie liegt betäubt oder gar verwundet draußen in der Einöde und der Himmel schüttet sein großes Leichentuch über sie herab.

Es rieselt ihm eiskalt über den Rücken.

„Ich muß etwas thun!" erwacht die ihm ursprüngliche Thatkraft in seinem Geiste.

Mit eiligen Schritten verläßt er das Zimmer. Wenige Minuten darauf erschallt seine laute, kräftige Stimme im Wirtschaftshof:

„Rasch mein Pferd satteln und zwei Arbeitspferde aufschirren! Ihr geht alle mit mir; versetzt euch mit Spaten. Vorwärts, tummelt euch! Dem Mathies muß etwas zugestoßen sein."

Die Aufgerufenen rühren sich tüchtig. So hat ihres Herrn Stimme lange nicht geklungen.

Elastisch schwingt sich derselbe auf den Rücken seines edlen Pferdes.

„Folgt mir auf der Straße nach Nordenfeld!" ruft er ihnen zu, und fort saust er, hinein in das wirbelnde Schneegestöber.

Wie scharfe Nadeln schlägt ihm der Treibschnee ins Antlitz. Er fühlt es nicht. Spähend richtet er den Blick immer geradeaus zwischen die beiden Baumreihen hinein, welche die Straße markiren. Hier auf der freien Chaussee liegt nur wenig Schnee, der wilde Sturm läßt ihn nicht haften auf der Ebene.

Jetzt saust der einsame Reiter vorbei an dem Försterhause. Ein breiter Lichtstreifen fällt aus dem kleinen Häuschen heraus auf die Straße. Das edle Tier macht scheuend einen weiten Satz hinweg über den hellen Schein und stürmt weiter.

Dann wird der Schnee tiefer. Rechts und links der Straße hebt sich das Terrain allmälich ansteigend.

Das von kräftigem Schenkeldruck getriebene Tier fängt an langsamer zu werden. Keuchend fährt der Atem durch die weit geöffneten Nüstern. Doch es gibt kein Halten. Bodo hat nur den einen Gedanken: Vorwärts, rasch vorwärts, es hängt Tod und Leben davon ab. Ein instinktives Gefühl sagt es ihm. Rote Blutstropfen perlen von den Flanken des Rosses herab, hinein in die frischen, unschuldsvoll scheinenden Flocken. Nur mühsam hebt sich die Brust des Tieres bei jedem Galoppsprung heraus aus den hemmenden Schneemassen.

Jetzt steht es zitternd still, kein Zuruf, kein Sporenstoß vermag es vorwärts zu bringen.

Es ist öde und einsam um Roß und Reiter.

Von rechts her über die Heide jagt der Sturmwind in weißen Wolken immer neue Massen hinein in den Hohlweg.

Die Nacht ist da. Kein Stern, kein Mondstrahl vermag durch die tief jagenden Wolken zu dringen.

Graf Welcken schnürt sich das Herz zusammen. Eine namenlose Angst überkommt ihn.

„Käthe!" schallt sein Ruf mit aller Kraft, deren seine Brust fähig ist, hinein in das Tosen der Elemente. Es ist seit Jahren das erstemal wieder, daß dieser kurze, einfache Name sich von seinen Lippen löst.

Horchend beugt sich der Reiter vor.

Wiehert dort nicht ein Pferd in der Ferne, oder war das Täuschung?

Nein, das Tier unter ihm beantwortet den Ruf seines Gefährten.

Alles ist wieder still.

Nur einen Moment zögert der Mann. Dann ist er herunter vom Pferde, und, mit Riesenkraft sich durcharbeitend, bringt er vorwärts. In dicken Tropfen perlt ihm der Schweiß von der Stirn, seine Brust hebt und senkt sich keuchend, wenn er einen Moment verharrt, um zu lauschen.

Da endlich, seine Kräfte sind fast erlahmt, gewahrt sein Auge auf der weißen Fläche einen dunklen Punkt.

Noch einmal ringt sich der Name „Käthe" aus seiner Brust.

Keine Antwort.

Er stürzt wieder vorwärts. Jetzt ist er heran.

Da steht der Schlitten, die Pferde, bis über die Brust vergraben in Schnee, vermögen sich nicht mehr zu rühren. Vom Schlitten ist fast nichts mehr zu sehen.

Graf Bodo reißt die Decken zurück.

Da sitzt sie zusammengekauert auf dem Boden des Gefährts, das Antlitz auf die Brust gesenkt.

Er faßt sie an. Kein Lebenszeichen.

„Herrgott, erfroren! Es kann nicht sein." Fast schwinden ihm die Sinne. „In so kurzer Zeit kann doch ein Mensch nicht sterben in warmer Bekleidung!" Er rafft sich auf und nimmt den regungslosen Körper auf seine Arme. „Wenn Hilfe noch möglich, dann muß es rasch geschehen!"

Und zurück wendet er sich. Werden seine Kräfte aushalten, beschwert mit der Last? Noch einmal diesen Weg? Doch die Leute müssen bald da sein.

Der Gedanke gibt ihm neuen Antrieb. Ist es nur die Sorge um ein Menschenleben, welche Bodo das fast Uebermenschliche versuchen läßt, oder treibt ihn noch stärkeres Gefühl?

Ja, er fühlt es! In seinen Armen trägt er sein eigenes Leben, es kommt mit Gewalt über ihn:

„Du mußt ihr Auge noch einmal sehen, ihre Stimme noch einmal hören, Du mußt sie retten. Herr im Himmel, gib mir Kraft!" Er fühlt, wie die Glieder zittern, wie seine sonst stählernen Muskeln erlahmen.

(Schluß folgt.)

Das Standbild Kaiser Wilhelms I. für den Römer zu Frankfurt a. M.

(Hierzu das Bild Seite 532.)

Ein Hauptgedenktag an unsern dahingegangenen greisen Heldenkaiser ist und bleibt der 22. März, der Tag, an welchem er vor nunmehr zweiundneunzig Jahren das Licht der Welt erblickte. In künftigen Jahrzehnten wird man an diesem Tage allenthalben im deutschen Reich Denkmäler des großen Kaisers in stiller Pietät zu schmücken haben.

Heute sind die meisten der für ihn geplanten Monumente noch im Werden begriffen. Wie viel deren aber auch sein und welch würdige Stätten sie finden mögen, kein Platz wird größeren Anspruch auf ein solches plastisches Gedenkzeichen erheben dürfen als der Kaisersaal im Römer zu Frankfurt a. M. Es ist ein historischer Boden, der für Deutschland einst von höchster Bedeutung war, denn im Römersaal und dem daneben liegenden Wahlzimmer wurde während einer langen Zeitepoche der wichtige Akt der Wahl der deutschen Kaiser und Könige vollzogen. Von den Wänden schauen die Bildnisse von 43 deutschen Kaisern hinab auf die Vertreter unserer Zeit, welche das neue deutsche Reich entstehen sahen, und diese gemalte Geschichte erzählt uns recht von deutschem Ruhm und Glanz, aber auch von Zeiten der Schmach und des Verfalles. Den Schluß bildet das Porträt des energielosen Franz II., unter dem das einst so mächtige Reich elend in Trümmer fiel. Es ist eine merkwürdige Ironie des Zufalles, daß für das Bild des letzten der ehemaligen deutschen Kaiser nur noch ungenügender Raum vorhanden war.

Diesen Vertretern einer vergangenen Zeit gegenüber wird nun bald das von Professor Gustav Kaupert in Frankfurt a. M. modellirte Standbild des verewigten Kaisers Wilhelm I. aufgestellt werden als ein Sinnbild der Kraft Alldeutschlands und als Markstein einer neuen Epoche. Die in carrarischem Marmor ausgeführte Statue, an deren Vollendung eifrig gearbeitet wird, erhält ihren Platz auf einem Sockel von rotem Granit an der rechten Seite des Saales. Es war noch zu Lebzeiten des Monarchen, als die Frankfurter Gemeindevertretung den Entschluß faßte, das Standbild des Kaisers aufstellen zu lassen, und zugleich verfügte, auch den Porträtstatuen der folgenden Kaiser einen Platz in dem historischen Saale anzuweisen. Dieser Beschluß erfolgte unter dem Eindruck der patriotischen Teilnahme des deutschen Volkes bei Gelegenheit der goldenen Hochzeit des Kaiserpaares.

Professor Gustav Kaupert, der Lehrer der Bildhauerkunst am Stadelschen Kunstinstitut zu Frankfurt a. M., wurde mit der Ausführung des Werkes betraut, dessen Kosten sich auf 25,000 Mark belaufen, und hatte in Ems Gelegenheit, die zu der Porträtstatue nötigen Studien zu machen. Das Standbild hat eine Höhe von ungefähr 2 Meter und zeigt uns den Kaiser neben einem Postament stehend, auf welchem, gebettet auf einem Kissen, die deutsche Kaiserkrone, das Szepter, der Feldherrenstab und andere Reichsinsignien liegen. Ein Lorbeerzweig umschlingt die Reichskrone. Mit einer Bewegung, in der das feste Ergreifen, aber auch der Schutz ausgedrückt ist, ruht die rechte Hand auf der Krone, während die linke, welche die Handschuhe hält, über dem Degengriff leicht in die Hüfte gestemmt ist. Bekleidet ist der Kaiser mit dem Waffenrock, über welchem das Band des schwarzen Adlerordens sichtbar wird; außerdem trägt er den Stern zum schwarzen und roten Adlerorden, das eiserne Kreuz von 1813—15 und 1870—71 und das Großkreuz sowie die Erinnerungsmedaillen an die verschiedenen Feldzüge. In prächtigen Falten umwallt der Krönungsmantel die Gestalt und bildet einen guten Hintergrund für die Figur; aufsteigende Adler und Königskronen in abwechselnder Folge beleben die äußere Mantelfläche, während die innere Seite des Mantels mit Hermelin gefüttert ist. Um den Hals trägt der Kaiser die Kette zum schwarzen Adlerorden. In künstlerischer Hinsicht ist die Arbeit des berühmten Meisters zu loben, denn es ist ihm gelungen, die Würde der dargestellten Person zu charakterisiren zugleich mit der Kraft und Milde, welche ihr eigentümlich war, und dadurch ein Bildwerk zu schaffen, welches bei dem Beschauer einen bereits den Eindruck hinterläßt.

Professor Gustav Kaupert, der Schöpfer dieses Standbildes, ist der Sohn eines Goldschmieds und wurde am 4. April 1819 zu Kassel geboren. Ursprünglich Graveur, besuchte er zu seiner Vervollkommnung den Zeichenunterricht in der dortigen Kunstschule, wo er durch sein Talent die Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf sich lenkte und durch diese bewogen wurde, sich dem Beruf des Bildhauers zu widmen. 1844 wanderte Kaupert nach München zu Ludwig Schwanthaler, welcher sich freundliche Aufnahme fand und ein Relief nach einer Zeichnung dieses Meisters modellirte. Später erhielt er auf Grund einer gelösten Preisaufgabe von der Kasseler Akademie ein Stipendium zum Studienaufenthalt in Rom, vollendete aber vorher noch in München eine große Marmorgruppe „Der Löwenritter", worauf er nach Rom reiste. Dort entstand eine Gruppe „Faun und Bacchantin", welche allgemeine Anerkennung fand, und er gewann in einer Konkurrenz, welche die Akademie von San Lucca ausgeschrieben hatte, den Preis mit einer Gruppe aus dem bethlehemitischen Kindermord. Wie so manchen deutschen Bildhauer, sah auch Kaupert sich genötigt, für amerikanische Kollegen zu arbeiten, und so schuf er für den Bildhauer Crawford sämtliche Figuren für das in Washington befindliche Denkmal des großen amerikanischen Feldherrn, dessen Namen die Stadt trägt, mit alleiniger Ausnahme der Herzogin. Auch eine 25 Fuß hohe Statue der Amerika modellirte Kaupert für Washington, sowie ein großes Giebelrelief.

Aber während diese Arbeiten unter fremden Namen gingen, trugen andere Werke bezw. bei, die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde auf Kaupert zu lenken, namentlich eine Marmorgruppe: „Mutterliebe" und eine Statue: „Susanne im Bade", sowie eine Gruppe: „Engel und trauernde Gattin". 1867 ernannte ihn die Administration des Stadelschen Instituts in Frankfurt a. M. zum Lehrer der Bildhauerei, und seit dieser Zeit hat der jetzt fast siebenzigjährige Künstler dort eifrig und erfolgreich gewirkt. Hier entstanden eine ganze Reihe von Einzelstatuen, zahlreiche Porträtbüsten und Reliefs, sowie ein Börne- und ein Leffingdenkmal für Frankfurt a. M. Von den bedeutenderen Arbeiten sind noch zu nennen: eine „Eva", mehrere Kindergruppen und Einzelfiguren; ferner „Amor und Mädchen am Brunnen", die drei Meter hohen Figuren von „Christus und den vier Evangelisten", die Gruppe: „Perseus und Andromeda", sowie mehrere sehr schöne Reliefdarstellungen, worunter namentlich „Odysseus bei der Nymphe Kalypso" hervorzuheben ist. In Kassel befindet sich von der Hand Kauperts ein großes Denkmal für die während der französischen Invasion und der

Befreiungskriege gefallenen Kurhessen, welches einen gewaltigen, zu Tode verwundeten Löwen darstellt; ferner eine Statue der „Penelope“. Für diese Schöpfung wurde dem Künstler auf der internationalen Kunstausstellung zu Wien im Jahre 1873 die goldene Medaille verliehen. Hermann Becker.

Eine Hochzeit im Anfang des Jahrhunderts.

(Hierzu das Bild Seite 533.)

Es war eine echte Hochzeit „aus Konvenienz“. Ganz Florenz war erfüllt von der Heirat, aber daß die beiden einander liebten, daran wußte niemand etwas, und auch sie selbst wären ungemein erstaunt gewesen, wenn man ihnen dergleichen nachgesagt hätte. Aber beide waren jung, sehr hübsch, ungeheuer reich und vom stolzesten und angesehensten Adel des Landes. So hatte sich die Sache zwischen dem alten Grafen Ruggieri, dem Vater der Braut, und der alten Marchesa Aprili, der Mutter des Bräutigams, ganz natürlich gemacht, nachdem diese beiden vortrefflichen Alten schon lange ängstlich nach passenden Partien für ihre Kinder Umschau gehalten, und es war ihnen gar nicht leicht geworden, ebenso adelsstolze und ebenso reiche „Partien“ zu finden. Aber endlich war es gelungen, und die Sache war den jungen Leuten voller Befriedigung mitgeteilt worden. Silvio Aprili machte dem da ab um die förmliche Zeit Brautigamsbesuche im Palazzo Ruggieri und brachte der jungen Contessina Ernaiuse enorme Bouquets der schönsten Treibhausblumen; zehn Schneiderinnen wurden mit der Ausstaffirung fast verrückt gemacht, das erste Stockwerk des Palazzo Aprili wurde für das junge Paar ganz neu tapeziert, alle Wappen funkelten frisch vergoldet, und endlich fand nun auch die Hochzeit in der Marienkirche statt.

Das war ein Glanz. Die ersten und vornehmsten Namen von Florenz waren unter den Gästen; reichgeputzte Damen in alle Farben des Regenbogens gekleidet, mit den feinsten Spitzenschleiern und den prachtvollsten Fächern, plauderten und tuschelten, Herren in goldstrotzenden Galaröcken agirten lakrit mit zierlichen Dreispitzhüten, und alles wartete auf die feierliche Handlung. Vor dem Gitter des Hochaltars stand das „reservirte“ Betpult, in der Mitte des Teppichs waren zwei Taburets aufgestellt, damit die Praxistexte die lange Predigt ohne Anstrengung anhören konnten. Der junge Bräutigam in hellgelber Seide reichte der jungen Braut in schwerem Atlaskleide zierlich die Fingerspitzen, sie berührte die seinigen kaum und mit den ihrigen, und beide machten überaus kalte Gesichter; sie schwarzten mit vollendeter Grandezza auf den Betschemel zu, und der Priester segnete sie und verband sie fürs Leben. Es war wirklich eine echte Hochzeit „aus Konvenienz“. Alle Teilnehmer waren so vornehm, bewegten sich in Tanzschritten, geberdeten sich wie bei einem Ballfest, hinter dichten und jenem Becher wurden „Geschichten“ erzählt wie im Theater, und niemand vergeß eine Thräne, obwohl die nächsten Verwandten natürlich nicht verfehlten, die Taschentücher wiederholt an das Auge zu führen.

„Sie werden natürlich schrecklich unglücklich sein,“ lautete des allgemeine Urteil hinter den Fächern und Dreispitzhüten. „Er wird seine Nächte bald ganz wieder am Spieltisch und beim Wein verbringen, und den langweiligen Abenden zu entgehen, und sie wird natürlich zahllose Liaisons haben. Dann werden ekelige Scenen kommen, dann heftige Zerwürfnisse, dann der offene Skandal. Aber freilich — das schöne Vermögen der Aprili und Ruggieri kommt zusammen!“

Eine halbe Stunde später, ehe im Palazzo Aprili die Hochzeitstafel begann, kleideten sich die Neuvermählten um, und der junge Gatte hatte seine Gattin aus ihren Gemächern ab. Bevor er sich anschickte, sie von dort zur Tafel zu führen, waren sie eine kurze Zeit im tête-à-tête. Er küßte ihr die Hand, und dann sagte er plötzlich, als bekenne er sich auf etwas:

„Was ich wissen möchte, Marchesa, lieben Sie mich? Ich habe Sie als Bräutigam nie darum gefragt, weil es unnötig gewesen wäre; wir waren ja doch für einander bestimmt. Aber jetzt... jetzt möcht' ich's doch wissen, sagen Sie es mir ehrlich.“

Sie schaute ihn mit ihren klaren Augen an und sagte ebenso unbefangen: „Ich habe viel Achtung für Ihr Wesen, Marchese. Aber Sie lieben, was . . . was, wie ich glaube, man so lieben nennt? Nein. Und Sie — lieben Sie mich denn?“

„Nun, ich bin ehrlich, ich — liebe auch nicht so, wie man sich die Liebe denkt, so sehr ich Ihre Schönheit bewundere. Aber wir wissen es ja beide, meine Mutter . . .“

„Und mein Vater . . .“

„Sie wollten es so.“

„Sie fanden nichts Verächtliches.“

Es trat eine kleine Pause ein. Dann bot er ihr, halb verlegen, halb neckherzlich den Arm, aber, anstatt sie in den Speisesaal zu führen, geleitete er sie an ein Sofa und setzte sich neben sie.

„Und... warum haben Sie mich eigentlich nicht?“ fragte er neugierig.

„Das ist schwer zu sagen, Marchese,“ entgegnete sie. „Ich weiß nicht, vielleicht ist's ein Traum, den ich einmal hatte; an den muß ich wenigstens oft denken, wenn ich allein bin. Ich war noch ganz jung, da träumte mir, wie glücklich so eine arme Bäuerin ist mit einem frischen, kraftvollen Bauernburschen, der so arm ist, daß er mit schwieligen Händen das Brot für sie verdient, und so lustig und schön mit seinem sonnenverbrannten Gesicht. Ich nannte ihn immer meinen „Holzhackertraum“. Aber er war ganz unschuldig, wie Sie sehen. Nun aber... warum lieben Sie mich nicht?“

Er sah etwas nachdenklich aus, erzählte ihr aber, wie er sich eben von jeher nur unter dem Kameradenleben lustiger Kavaliere wohl gefühlt, gern am Spieltisch und bei Trinkgelagen weile und eigentlich nie für das Heimchen Sinn gehabt habe. „Aber nun,“ fügte er hinzu, „sind wir ja Mann und Frau und müssen einander eben helfen, unser Leben zu ertragen.“

„Ja. Und wir haben schwören müssen, einander alles zu liebe zu thun, und einen Schwur muß man halten.“

„Ganz gewiß, das geht nun nicht anders. Aber, nicht wahr? — — es wäre scheußlich, wenn wir am Ende noch glücklich werden sollten! Halten Sie das für möglich?“ sagte er gespannt.

„Nun, da wir einmal verheiratet sind, können wir's wohl versuchen,“ sagte sie lächelnd.

Und ein Jahr später erzählte man sich in ganz Florenz, daß man noch nie zwei glänzendere Eheleute gesehen habe, die einander so zärtlich liebten. Und sie hatten wirklich nur „aus Konvenienz“ geheiratet. S.

Die deutsche Kriegsflotte und ihre Leiter.

Von

Gustav Pahmke.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Immer deutlicher und mächtiger kommt die Erkenntnis zum Durchbruch, daß das Seewesen, wie es nachweislich bei allen großen Nationen, so wird die Geschichte zurückreicht, den wichtigsten Stützpunkt der Volkswirtschaft bildete, so auch für Deutschlands nationalen Wohlstand und künftige Machtstellung eine ungeahnte Bedeutung haben wird. Immer lebhafter und allgemeiner wendet sich das Interesse des Landes den seemännischen Angelegenheiten zu, seitdem der gewaltige Aufschwung der deutschen Handelsschiffahrt unserem Gewerbebetrieb, ja der gesamten Wohlfahrt unseres Volkes einen neuen, weiten Ausblick eröffnet hat. Immer lauter und stärker erschallt daher aus dem Volke der Ruf nach einer Erweiterung unserer Kriegsflotte, bedingt durch die Ueberzeugung, daß diese naturgemäß mit dem Wachstum der Seeschiffahrt Schritt halten muß. Und nachdem seit Jahren unsere junge Marine bei jeder Gelegenheit die seemännische Tüchtigkeit der Deutschen voll erwiesen, bricht sich auch immer mehr die Einsicht Bahn von der Kraft und dem Vermögen des deutschen Volkes, dereinst zur See dieselbe Leitungsfähigkeit zu entwickeln, die sie zu Lande bereits so rühmvoll bethätigt hat.

Der bisherigen deutschen Marineleitung darf eine doppelte Thätigkeit nachgerühmt werden, durch welche sie die Interessen des Landes in dankenswerter Weise wahrgenommen hat: einmal das Bestreben, alle Schiffe im Inlande zu bauen, sodann die Bewahrung äußerster Vorsicht den überaus schnellen Fortschritten der Technik gegenüber, deren kritiklos nachzugeben nicht nur erhebliche Kosten verursachen, sondern während des Uebergangsstadiums vielfache Unruhe und Unsicherheit im Gefolge haben würde. Infolge dessen hat nur ein verhältnismäßig kleiner Zuwachs an Schlachtschiffen stattgefunden, und während andere Nationen — wie besonders Frankreich und Rußland — mit dem Bau von Panzerschiffen ersten Ranges vorgegangen sind, ist die Entwicklung unserer Panzerflotte zurückgeblieben und der Gesichtskreis unserer Marine dementsprechend geringer geworden.

Zu den Aufgaben, die von den früheren Leitern der deutschen Flotte in glänzlichster Weise gelöst worden sind, gehört vor allem die Verteidigung der Küste, für welche namentlich der General von Caprivi sehr viel gethan hat, so daß diese Aufgabe jetzt als durchaus erfüllt bezeichnet werden darf — ferner die so wichtige Heranbildung eines Stammes von Offizieren und Mannschaften, groß genug, um im rechten Augenblick eine Erweiterung und Verstärkung des Flottenmaterials zuzulassen.

Dieser geschichtliche Augenblick scheint nicht mehr fern zu sein: in den Hansestädten an der Nordsee regt sich stärker denn je der alte Handelsgeist, die Dampfer des Bremer Lloyd durchfurchen die Ozeane und vermitteln den Verkehr mit den entferntesten Teilen der Erde, Hamburger Kaufherren gründen Faktoreien an den Küsten Afrikas, auf den Inseln Ozeaniens und bahnen Handelsbeziehungen an, von denen kommende Generationen noch reiche Früchte ernten werden, und auch im Binnenlande entfaltet sich mit dem zunehmenden Bewußtsein der Macht der deutsche Unternehmungsgeist kräftig seine Schwingen. Die überströmende Kraft, die so lange in alle Richtungen sich ergoß und nur anderen Nationen zu gute kam, ist jetzt konzentrirt und in eigene Bahnen gelenkt: wir besitzen überseeische Kolonien.

Die neue Zeit stellt an unsere Marine neue Anforderungen, und neue Männer sind zu deren Erfüllung berufen. Die Erweiterung der Handelsmacht bedingt eine Vermehrung der Kriegsflotte zu ihrem Schutz, die Verschlommmung der Technik erfordert den raschen Ersatz der veralteten Kreuzer durch schnellere, geschicktere Schiffe und zur wirksamen Kriegführung ist eine starke Offensivflotte von Panzern neuester Bauart unbedingt notwendig.

Der Anfang des neuen Jahres brachte denn auch eine durchgreifende Neuerung in der Besetzung der höchsten Stellungen der deutschen Kriegsflotte. Von den Generalen der Armee hat sich die Marine jetzt gänzlich losgesagt, und die einflußreichen Posten sind nunmehr sämtlich durch heimatlich ausgebildete Offiziere besetzt, welche gewissermaßen eine neue, jüngere Generation in der Marine vertreten. Der jetzige kommandierende Admiral zählt erst fünfzig Jahre, und gleich ihm zeichnen sich alle derzeitigen Vize- und Contreadmirale durch große körperliche Frische und Elastizität aus. Durch Allerhöchste Kabinettsordres wurden im Anfang dieses Jahres befördert: Vizeadmiral Freiherr von der Goltz zum kommandirenden Admiral an Stelle des verstorbenen Grafen von Monts; die besamten Contreadmirale Knorr und Paschen zu Vizeadmiralen und Stationschefs in Kiel, beziehungsweise Wilhelmshaven; die Kapitäne zur See Heusner, Schröder, Marineattaché in London, und Schering, Direktor des Bildungswesens in Kiel, zu Contreadmiralen. Prinz Heinrich von Preußen, Korvettenkapitän, wurde — unter vorläufiger Belassung in seiner bisherigen Dienststellung als Abteilungskommandeur in der ersten Matrosendivision in Kiel — zum Kapitän zur See ernannt. Außer den Genannten gehören der Marine noch drei „Flaggenoffiziere“ an: die Contreadmirale Hollmann, ein sehr befähigter Offizier, welcher zuletzt das Schulgeschwader zur Wahrung der deutschen Interessen nach Samoa führt, Deinhard, Chef des Kreuzergeschwaders, ein äußerst energischer Mann, der gegenwärtig das Blockadegeschwader in Ostafrika befehligt und sich trotz, ungeachtet der englischen Ueberwachung, in kurzester Frist zum absoluten Herrn der Situation gemacht hat, und von Kall, welcher der zweiten Marineinspektion in Wilhelmshaven vorsteht.

Die oberste Behörde der Marine bildet die Admiralstab mit dem Sitz in Berlin, gegliedert in fünf Abteilungen für die verschiedenen nautischen Fächer. Die wichtigste derselben ist das Marinedepartement, in dessen Bereich alle technischen Angelegenheiten, wie das Konstruktionsbureau und ähnliche Ressorts gehören. Chef der Admiralstab ist Admiral Freiherr von der Goltz, Chef des Marinedepartements Contreadmiral Heusner, zwei Männer, die in den Annalen der jungen deutschen Kriegsflotte einen ehrenvollen Namen sich erworben haben. Beide haben in allen den zahlreichen Stellungen, die sie bisher bekleideten, Ausgezeichnetes geleistet, und wir erfüllen nur eine Pflicht, wenn wir unseren Lesern ein Lebensbild von den verdienten Männern entwerfen, an deren Eintritt in die Aemter, in welche sie das Vertrauen des obersten Kriegsherrn jetzt berufen, mit Recht große und schöne Hoffnungen für die Entwicklung der deutschen Marine geknüpft werden dürfen.

Admiral Max Freiherr von der Goltz entstammt einem alten, weitverzweigten Adelsgeschlechte Preußens, das dem Vaterlande schon viele hervorragende Männer, namentlich Militärs, geboren hat. Er wurde am 18. April 1838 zu Königsberg in Preußen geboren. Schon in früher Jugend bewies er eine ausgesprochene Vorliebe für das Seeleben und trat, fünfzehn Jahre alt, am 29. Oktober 1853 als „Seekadett zweiter Klasse“ in die damalige preußische Marine ein. Seine erste Fahrt machte er auf dem Segelschiff „Gefion“ nach dem Mittelmeer, seine erste größere Reise 1856 bis 1858 auf der „Thetis“ nach Brasilien. Nach der Rückkehr in die Heimat, wo er seine seemännische Ausbildung vollendete, avancirte er 1859 zum „Fähnrich zur See“, 1861 zum Leutnant zur See. Im selben Jahre trat er an Bord des Schoners „Hela“ eine Fahrt nach Lissabon und Cadix an, den folgenden Jahre eine längere Reise auf der „Gazelle“ nach Ostasien. Das Jahr 1870 brachte ihm die Ernennung zum Korvettenkapitän und das erste Landkommando als Dezernent im Marineministerium. Von 1874 bis 1876 unternahm Freiherr von der Goltz als Kommandeur der Gladdeckskorvette „Augusta“ eine Reise nach Westindien und Brasilien. Während dieses Kommandos erfolgte 1875 die Ernennung zum Kapitän zur See. Im April 1881 erhielt er das zweite größere Landkommando: die Ernennung zum Oberwerftdirektor in Kiel. Am 16. August 1883 wurde dem verdienstvollen Offizier der Rang eines Contreadmirals zu teil, und er begab sich bald nach dieser Auszeichnung als Geschwaderchef an Bord des „Stosch“ nach Ostasien. Im nächsten Jahre folgte die Ernennung zum Direktor des Marinedepartements in Berlin, das er bis zum Sommer 1888 verwaltete. Am 14. August genannten Jahres wurde er zum Vizeadmiral und Stationschef in Wilhelmshaven, am 24. Januar 1889 zum kommandirenden Admiral ernannt und gleichzeitig mit der Vertretung des Chefs der Admiralstab betraut. Freiherr von der Goltz, dessen organisatorisches Talent besonders gerühmt wird, gilt für einen Mann von großer Energie und seltener Arbeitskraft, der für sich selbst keine Schonung kennt, auch an seine Untergebenen hohe Anforderungen stellt, dabei aber den Ruf eines gerechten und humanen Vorgesetzten genießt.

Contreadmiral Eduard Heusner ist Rheinländer von Geburt, Sohn des Justizrats Heusner in Kreuznach und daselbst am 8. April 1843 geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und trat, kaum vierzehn Jahre alt, am 18. Oktober 1857 als Kadett in den Dienst der preußischen

Digitized by Google



Contreadmiral Heusner.
Chef des Marinedepartements.



Max Freiherr von der Goltz.
Kommandirender Admiral der deutschen Flotte.

1870 kam der junge Offizier nicht zur Aktion; er kommandirte im letzteren Jahre das Kadettenunterrichtsschiff „Nixe", mit dem er erst nach Abschluß des Waffenstillstandes 1871 nach Hause zurückkehrte. An maßgebender Stelle war man bereits auf die Tüchtigkeit des hochbefähigten Offiziers aufmerksam geworden; infolge dessen betraute man ihn 1872 mit der Leitung der Vermessung heimischer Gewässer, besonders der Ostsee, und im Anschluß daran mit der Anfertigung von Karten in der Admiralität. Vom Jahre 1874 bis 1878 war Heusner Vorsitzender der Torpedoprüfungskommission. Das Jahr 1878 führte ihn an Bord des Panzerschiffes „Hansa" nach Südamerika, wo er während des Krieges zwischen Chili und Peru bis zum Jahre 1880 stationirt war. Im April 1881 erfolgte seine Ernennung zum Kapitän zur See, und der schon damals hochgeschätzte Offizier wurde im erwähnten Jahre wieder in der militärischen Abtheilung der Admiralität beschäftigt. 1883 befehligte er in dem Uebungsgeschwader das Panzerschiff „Deutschland". Im Jahre darauf wurde er an die Spitze der Schiffsprüfungskommission in Kiel gestellt, deren Präses er bis 1886 blieb. Im Herbst-Uebungsgeschwader des letzteren Jahres war Kapitän Heusner Kommandant des Panzerschiffes „Oldenburg" und hatte den Prinzen Heinrich von Preußen als ersten Offizier an Bord.

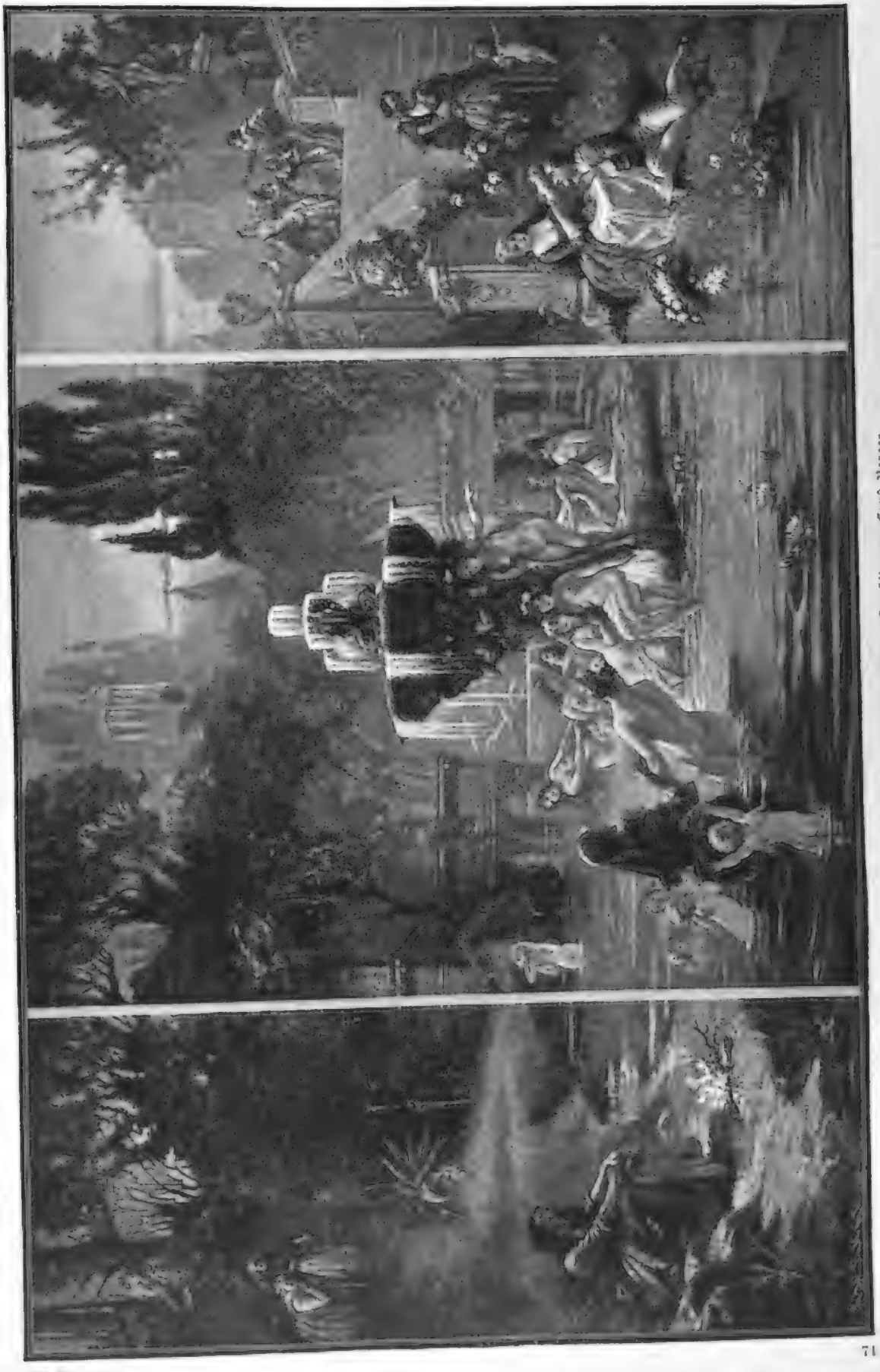
Im Frühjahr 1887 trat er als Chef des Kreuzergeschwaders eine längere Fahrt an, zunächst nach Australien, wo er die [illegible] im Samoa leitete, unter anderem auch im Auftrag der deutschen Regierung den König Malietoa absetzte und gefangen nahm. Von Australien aus fuhr Heusner nach China und Japan, von dort nach Sansibar, von wo er im Herbst 1888, noch vor dem Ausbruch der dortigen Unruhen, nach Deutschland zurückkehrte, um hier in Berlin die Nachfolgerschaft des Freiherrn von der Goltz in der Leitung des Marinedepartements zu übernehmen. Im Januar 1889 wurde der geniale Offizier, der wegen seiner eminenten technischen Begabung und seines unermüdlichen Fleißes nach Verdienst geschätzt wird, zum Contreadmiral ernannt. Daß man in ihm den zukünftigen Chef des Reichsmarine-Amtes zu sehen habe, ist hoffentlich mehr als bloßes Gerücht.

Marine. Nach einigen kleineren Fahrten in heimischen Gewässern machte er von 1859 bis 1862 seine erste größere Seereise auf der „Thetis", welche damals die bekannte preußische Expedition zur Anknüpfung von Handelsbeziehungen nach Japan geleitete. Im Jahre 1864 befehligte Heusner als „Fähnrich zur See" das Kanonenboot „Wespe" und nahm mit demselben an dem Gefecht bei Jasmund rühmlichen Antheil. In den folgenden Kriegsjahren 1866 und



Der Alchimist. Gemälde von David Teniers dem jüngeren im königlichen Museum im Haag.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co. in Dornach und Paris (Vertreter: Hugo Brasser in Leipzig).

Digitized by Google



Der Traum vom Jungbrunnen. Gemälde von Ernst Berger.

1899 (Bd. 61).

Jonel Fortunat.

Ein Roman aus Rumänien

von

Marco Brociner.

(Fortsetzung.)

Herr Fortunat wickelte mit nervöser Hast eine Cigarrette, brannte sie an und begann zu erzählen. Er sprach mit leiser, müder Stimme, er schilderte mit einer grausamen Offenheit die Verirrungen seiner Jugend, wie er, kaum daß er die Dreißiger überschritten, mit sich selbst und der Welt zerfallen, physisch und moralisch bankerott war, wie er, mehr dem Drängen der Madame Faluza als dem Zuge seines eigenen Herzens folgend, und hauptsächlich, um sein mit Hypotheken belastetes Gut zu retten, mit Fräulein Rotara sich verlobt hatte, wie er acht Tage vor seiner Hochzeit bei einem Feste, das er zufällig besuchte, im Hause eines jüdischen Bankiers Zilibis Schwester kennen gelernt, und wie diese Begegnung für sein ganzes Leben entscheidend geworden.

„Du bist jetzt in dem Alter, Jonel," fuhr er fort, „wo das Herz für weibliche Schönheit am empfänglichsten ist, betrachte dieses Bild." Er zog aus seiner Tasche ein goldenes Medaillon hervor, drückte auf die Feder und überreichte es Jonel. „Betrachte dieses Bild, das war Deine Mutter!"

Jonel ergriff das Medaillon, starrte es eine Weile an, dann legte er es auf den Tisch und fuhr mit der Hand über die Augen. Und er horchte lautlos, regungslos der Erzählung seines Vaters, nur als derselbe seine lange Beichte mit den Worten schloß: „Ich habe Dich in aller Form Rechtens adoptirt," da flog ein bitteres Lächeln um seinen Mund. Er erhob sich und sagte mit einem seltsam zerstreuten Ausdruck im Gesicht:

„Mir hämmert's im Kopfe, Vater, ich möchte allein sein. Gute Nacht!" Er reichte ihm die Hand.

„Du reisest also nach Bukarest?" sagte Herr Fortunat bei der Thüre.

„Ja, ja, heute noch, morgen, wann Du willst!"

Die Thüre fiel ins Schloß.

Jonel horchte, bis die Schritte auf dem Flur verhallten, dann warf er sich auf den Lehnstuhl hin, ergriff das Medaillon und schaute das Bild lange an, hernach lehnte er das Haupt zurück und schloß die Augen; er atmete schwer und hastig, das Bild stand festgebannt vor seiner Seele und die Züge desselben begannen sich zu regen, zu leben, es wuchs und wuchs und wurde immer klarer, bis es mit greifbarer Deutlichkeit vor ihm schwebte: ein wunderbares, bleiches Weib mit leuchtenden Augen, und die schauten auf ihn herab mit einer unsäglich süßen, wehmutsvollen Milde. Und wie er in diese Augensterne blickte, da war es ihm, als schwände das wüste Weh, das mit wuchtiger Schwere auf ihm lastete, als löhe sich der Krampf, der sein Herz umschnürte, als' ränge sich aus seinem zerrissenen Innern ein erlösendes, süßes Wort hervor, und plötzlich klang es ihm wie ein schluchzender, wilder Aufschrei in den Ohren: „Mutter, Mutter!"

Er sprang bebend empor. Hatte er die Worte selbst gerufen oder nur in seiner aufgeregten Phantasie gehört? Er wußte es nicht. Es war schwül in der Stube, er öffnete das Fenster, lehnte das müde Haupt an das Fensterkreuz und horchte wie im Traume dem Rauschen und Klagen der Bäume des Parks, durch die ein leichter Wind strich. Da durchzuckte ihn plötzlich der Gedanke: „Ich will Zilibi Pfantir aufsuchen, jetzt gleich, er soll mir von meiner Mutter erzählen." Er wendete sich rasch um, verlöschte das Licht und stürzte hinaus. Am Himmel wälzte sich eine mächtige schwarze, zerrissene Wolke, der Mond trieb darin ein seltsames Versteckenspiel, bald quoll die Silberkugel voll und leuchtend aus einem der Wolkenrisse hervor, bald verschwand sie, und dann hüllte finstere Nacht die weite Ebene ein, durch die ein seltsames Raunen schauerte. Es war ein banges Wechselspiel zwischen Licht und Schatten. Wie von einer dunklen Gewalt getrieben, eilte Jonel die Fahrstraße entlang, welche vom Schloß nach Banesti führte. Als er im Städtchen angelangt war, blieb er stehen, die Hähne krähten, es mußte spät nach Mitternacht sein.

Und wie er so weiter eilte, da vernahm er plötzlich seltsam tiefe Geigenklänge, die kamen von jenem kleinen Häuschen her, darin Zilibi Pfantir wohnte. Und Zilibi stand inmitten der ärmlichen Stube, deren Fenster geöffnet waren, und auf seinem gramdurchfurchten Gesicht tanzte der flackernde Schein eines Wachslichtstumpfens, der in einem Zinnleuchter steckte. Er hielt das Haupt zur Brust gesenkt und die Augen halb geschlossen, während das Kinn die Fiedel preßte, über deren Baßsaite der Bogen schwer und langsam strich. Und es war eine eigentümliche, fremde Weise, die der Fiedel entrann, düster, gramvoll, todestraurig, und sie griff Jonel, der am Fenster stehen geblieben war, bis in die tiefste Seele. Da öffnete Zilibi die Augen, und es begann in ihnen zu funkeln und zu leuchten, und er schüttelte dabei mit einem verzückten Lächeln den kleinen Kopf, als höre er etwas Wunderbares, etwas Süßes um sich rauschen und klingen, und plötzlich fuhr die kleine Gestalt wie elektrisch durchzuckt empor, und die Melodie schlug jäh um, der Bogen flog jetzt leicht und weich, wie beschwingt, über die Saiten, und das klang so wild auffauchzend, so bacchantisch lustig, so unheimlich frohlockend! Jonel hatte auf die Klinke gedrückt und war in die Stube getreten. Bei seinem Anblick unterbrach Zilibi das Spiel, aber er erschrak nicht und in seinen Augen lag nicht einmal eine Verwunderung über den späten Besuch. Er ließ die Fiedel sinken und lachte leise vor sich hin.

„Was ich da gespielt habe," sagte er, „ist ein komisches Gemisch, nicht wahr? Ich habe rumänische, jüdische und ungarische Weisen durcheinander geschlungen und dann in mein eigen Herz hineingegriffen, und was ich herausgehelt, das legte ich zu dem Uebrigen und es wurde ein wunderliches Ganzes daraus, und wenn ich es spiele, da lacht und weint etwas in mir, außer mir, überall. Hast Du gehört, wie es gelacht hat und geweint? Es war ein Lachen, so klingend, so singend wie aus einer Kinderseele. So pflegte meine Lea zu lachen vor Jahren, vor vielen, vielen Jahren, und dieses Lachen, wenn ich es höre, schneidet mir ins Herz und meine Fiedel fängt an zu weinen und zu ächzen, und zu wimmern und zu lachen, denn sie ist eine gute, treue Seele, meine Fiedel, sie hat Mitleid mit einem alten Manne, dessen Kind gestorben. Meine Lea ist tot, weißt Du es, Jonel? Und weil ich den Schmerz darüber nicht verwinden kann, so thue ich wie die anderen auch, ich trinke — o, ich habe heute viel getrunken, Wein und Schnaps! Willst Du auch trinken, Jonel?" fragte er, die Lächelnd.

„Ich will nicht trinken," sagte Jonel; „und was Deine Lea betrifft, so lebt sie ja; o, sie lebt und lacht und ist ein schönes, ein reiches, ein glückliches Weib! Aber Deine Schwester, Zilibi," fügte er hinzu, indem er nahe an ihn herantrat, „die hast Du vergessen, und die war doch auch so schön, und sie muß sehr elend und unglücklich gewesen sein, denn sie starb so jung; erzähle mir von ihr, Zilibi, erzähle mir von meiner Mutter!"

„Deine Mutter," sagte der Jude und schaute Jonel mit großen Augen an, in denen es unheimlich flimmerte, „Deine Mutter?" wiederholte er sinnend; „hat er Dir endlich gesagt, wer Deine Mutter war, hat er Dir gesagt, wie sie starb, warum sie starb? Hat er Dir gesagt, wie er ein armes jüdisches Mädchen unglücklich und elend gemacht, bis sie zum Revolver griff und sich eine Kugel in den Kopf jagte, um der Schande zu entrinnen? Hat er Dir erzählt, daß seine Reitpeitsche auf meinen Rücken niedergesaust war, als ich zu ihm kam und meine Schwester von ihm verlangte? Das war eine lustige Geschichte, nicht wahr? Eine Geschichte zum Lachen und zum Weinen! Ich habe diese Geschichte nicht vergessen, Jonel, o nein!" Er starrte, düster schweigend, ins Leere.

„Weiß all dies Deine Lea?" fragte Jonel.

„Sie weiß nichts davon," entgegnete Zilibi, „sie kennt den wüsten Schmerz nicht, den ich jahrelang mit mir herumtrug, sie kennt den glühenden Haß nicht, der mir Jahre hindurch in der Seele brannte, den Haß gegen Deinen Vater, Jonel; aber jetzt ist mein Haß verraucht, ich hasse niemand, ich liebe niemand, es ist tot in mir und öde. Heiliger Gott," fügte er gebrochen hinzu, „was ist das für eine Welt!"

Es war ein dumpfer, schluchzender Aufschrei, der sich seiner gequälten Brust entrang, er brach in sich zusammen, die Fiedel entfiel seiner Hand, er hob sie nicht auf; eine Weile stand er in sich versunken da. Das Licht flackerte noch einmal auf und verlosch. Die Wolken am Himmel hatten sich verzogen, der Mond blickte groß und still in die Stube hinein, da hob Zilibi das Haupt empor und schaute Jonel lange und durchdringend an, seine Augen verloren den wirren Ausdruck, er faßte Jonel bei der Hand.

„Es ist eine traurige Welt," sagte er, und seine Stimme hatte jetzt einen milden, wehmütigen Klang, „eine traurige Welt, mein armes Kind, und man könnte an ihr und an Gott verzweifeln, wenn nicht hie und da ein edles Herz schlüge; Du hast so ein Herz, Jonel, ich habe es heute, als Du so mannhaft für einen armen Juden eintratest, mit süßer, stolzer Freude empfunden; es war das Herz Deiner Mutter, das sich in Dir geregt hat, und ich habe mir allerhand Gedanken darüber gemacht, ich habe mir gesagt, daß unser Gott doch nicht jener Gott der Rache sein müsse, wie es in unseren Schriften heißt; er straft die Kinder nicht für die Sünden der Väter. Was Deine arme Mutter gesündigt, sie hat es durch ihren Tod gesühnt, was Dein Vater an ihr verbrochen, er hat es gebüßt, er ist ein unglücklicher Mensch, es ist alles vergessen und vergeben, und aus dem Boden der Sünde ist eine edle Pflanze emporgeblüht," fuhr er mit erhöhter Stimme fort, „und sie wird wachsen und ein herrlicher Baum werden! Sei gut, Jonel, vergiß Deinen Ursprung nicht, vergiß niemals, daß die Juden seit zweitausend Jahren heiße Thränen vergießen; trockne diese Thränen, Jonel, wo und wann Du kannst, und nun komm, wir wollen auf dem Grabe Deiner unglücklichen Mutter beten."

Eine Viertelstunde später befanden sie sich im Schloßpark; als sie im Rundell vor der Kapelle standen, flog blitzend eine Sternschnuppe über dem Himmel.

„Hier neben dieser Statue, unter diesem Grabsteine," begann Zilibi, „ruhen die Gebeine meiner armen Schwester, an diese Statue gelehnt, habe ich oft geweint und gebetet. Schau mich nicht so ungläubig an, Jonel, ich weiß, was ich sage! Du stehst am Grabe Deiner Mutter — ich habe einst vor Jahren Deinen Vater gebeten, mir die Gebeine meiner Schwester zu schenken, damit ich sie auf dem jüdischen Gottesacker in die Erde senke, er wollte nicht, ich habe mich auch darein ergeben, und es ist vielleicht gut, daß dem so ist, es ist gut, daß das Grab der Unglücklichen, die Dich geboren, Dir stets vor den Augen steht. Bete für ihre Seele."

Jonel sank tief erschüttert in die Kniee, die dumpfe Betäubung, die bis jetzt seine Sinne gefesselt, löste sich, er umschlang den kalten, weißen, im Mondlicht blinkenden Marmor, küßte ihn und schluchzte aus tiefer Seele; als er sich nach einiger Zeit erhob, war Zilibi verschwunden, er eilte in sein Zimmer, warf sich angekleidet auf das Bett hin und schloß die Augen, aber er konnte nicht schlafen, wirre, nebelhafte Bilder hasteten durch seine Seele und zwischendurch quinquelirte eine Fiedel, brummte eine Bratsche, summte eine „Nopsa" und schrillte eine Panflöte.

Es war ein Durcheinander von Tönen, wie wenn Zigeunermusikanten ihre Instrumente stimmten, aber auf einmal begann aus dem Tongewirr eine Melodie emporzuquellen, die klang so seltsam lustig, und es war heiter anzusehen, wie Zilibi mit den Aeuglein zwinkerte und lachte und mit dem Bogen über die Saiten raste und mit dem Kopfe wackelte, und sein spitzes Bärtchen flog dabei hin und her. Wann hatte Zilibi Pfantir so gespielt, so gelacht, so mit dem Kopfe gewackelt? Heute nicht, nein, aber vor Jahren, vor vielen Jahren, als er, umringt von seinen Lautari, auf einer Estrade im großen Salon des Schlosses stand und durch sein putziges Wesen, sein wunderliches Spiel und seine spaßhaften Reden die Gesellschaft erheiterte, die an der festlich gedeckten Hochzeitstafel saß und lachend, lärmend, Beifall klatschend auf das Wohl des neuvermählten Paares trank. Und er — Jonel —

stand auf dem Balkon und blickte auf seinen Vater, und das Herz war ihm schwer, und er wollte schier weinen, wie er das schöne, strahlende Weib sah, das nun seine Mutter war; und neben ihm auf dem Rohrstuhle saß Florica und ihr zu Füßen kauerte ein Mädchen mit blauschwarzen Locken und brennenden Augen, und die starrten ihn an, und er erzählte eine wundersame Geschichte. Was hatte er nur erzählt? Ach ja, die Geschichte von Mihai dem Tapfern, dem edlen Helden, dessen ruhmvolles Leben eine Mörderhand vernichtete. Und sein Herz hatte ihm dabei an die Rippen gepocht vor seliger Lust, daß ein solcher Held gelebt, und er wollte auch dereinst, wenn er groß würde, ein Held werden wie Mihai der Tapfere.

Wenn ihm jemand damals zugeflüstert hätte, daß der spaßige Jude dort seiner Mutter Bruder, daß er das Kind einer Jüdin sei, wie all die Judenjungen von Banesti, die er so sehr verabscheute!

„Das Kind einer Jüdin," hörte er eine tiefe Stimme sagen, „was ist denn da weiter dabei? Der Pöbel mag sich daran stoßen, aber Du, mit Deinem guten Herzen, Du, lieber Junge, was kehrst Du Dich daran? Das Kind einer Jüdin? Lächerlich! Jeder ist das Kind seiner eigenen Thaten, merk Dir's, Jonel!"

Und aus der Stimme, die diese Worte sprach, zitterte eine tiefe Erregung — es war Brunners Stimme, des armen deutschen Lehrers mit dem wallenden blonden Barte, dem glänzenden, kahlen Schädel und den blauen, gutmütigen Augen. So würde sein armer Handlehrer sicherlich gedacht, gesprochen haben, aber der lag nun in der stillen, kühlen Erde, ferne von seiner Heimat, die er so sehr geliebt. Ja, wenn man auch da unten liegen aber wenigstens durchs Leben schreiten könnte, die Brust gepanzert gegen alle Qualen und Schmerzen des Daseins.

„Heiliger Gott, was ist das für eine Welt!" hatte Zilibi ausgerufen, und o, es lag eine bittere Wahrheit in diesen Worten.

„Was ist das für eine Welt, in der die Menschen sich hassen, weil jeder in seiner Weise zu Gott betet, in der die Liebe, welche die Quelle alles Glückes sein sollte, zum Dämon wird, der das Herz zerreißt; was ist das für eine Welt, welche einem jungen, schönen Weibe die Mordwaffe in die Hand drückt; was ist das für eine Welt, in der das heilige Recht mit Füßen getreten wird von jenen, die berufen sind, es hoch zu halten; was ist das für eine Welt, in der ein süßes Geschöpf wie Florica zum Tode verurteilt ist in der Blüte der Jugend! Wo sind die Glücklichen inmitten dieser tausendfältigen Kümmernisse?" fragte er leise. Und bei dieser Frage tauchten all die Gestalten auf, die seine Seele füllten, und sie zogen still an ihm vorüber, und er schaute sie forschend an, als wollte er die Rätsel ihres Innern aus ihren Augen herauslesen. Und aus der Fülle dieser Gesichte lösten sich zwei Gestalten empor und blieben in festen Umrissen vor seinem geistigen Auge, Pia und Lea. Sie waren beide so schön, jede in ihrer Art, und ihm schien plötzlich, als säße er zu Pias Füßen, und sie neigte sich tief zu ihm herab, so tief, daß ihr aufgelöstes, goldblondes Haar ihn umfloß, daß ihr Atem ihm um die Wangen wehte, — und er schaute in ihre Augen, die so unergründlich waren wie die blaue Himmelsglocke an einem heißen Sommertage, und es lag in ihnen ein stiller, stummer Schmerz — und ein stiller, stummer Schmerz zuckte um ihre Mundwinkel und zitterte im süßen Silberklang ihrer Stimme, als sie ihn leise fragte: „Hast Du mich lieb?" Er antwortete nicht, denn dort im glänzenden Saale, unter dem blitzenden Kronleuchter stand die andere, stand Lea — ein großes, herrliches Weib, mit dem Brautkranz auf dem blauschwarzen Gelock; sie sagte nichts, sie fragte nichts, aber sie starrte ihn an mit begehrlichen, heißen, flammenden Blicken, und er sah, wie ihre Brust sich hob und senkte, und er sprang empor und riß sie an sich und küßte sie in süßer, wilder Selbstvergessenheit, und jetzt hörte er Tschulus gellende Stimme: „Schöne, lachende, liebedurstige Weiber!" Und Zilibi stand auf einer Estrade und hinter ihm die Zigeuner und er spielte eine rasende Tanzweise und wackelte mit dem Kopf und rief dabei jauchzend: „Tanzt, Kinder, tanzt!" Und sie tanzten in süßer, wirrer Umschlingung, Brust an Brust und Mund an Mund — und die Gesellschaft klatschte Beifall, und Champagnerpfropfen flogen knallend gegen die Decke, man trank und lärmte, und aus dem Nebenzimmer tönte das feine Klingen von Goldstücken. Auf einmal ward Lea aus seinen Armen gerissen. Balsamaki stand vor ihm mit verzerrten Zügen und furchtbaren Augen und rief: „Meine Braut, mein Weib, meine Lea!" Und Lea barg weinend das Gesicht an der Brust desselben gespensterhaft bleichen Greises, und es wurde still, totenstill im Saale. Der Lärm, die Musik, die Menschen, alles war wie weggeweht, die Lichter erloschen. Finstere Nacht umhüllte ihn, und durch die finstere Nacht wehklagte eine Stimme: „Heiliger Gott, was ist das für eine Welt!"

Jonel stöhnte auf und fuhr mit der Hand über seine eiskalte Stirn, als wollte er den bösen Spuk verscheuchen, er öffnete die Augen, der Morgenstern stand hoch und leuchtend am Himmel, der sich gegen Osten goldig zu färben begann.

(Fortsetzung folgt.)

Der Alchimist.

(Hierzu das Bild Seite 540.)

„Alchimie" — ein griechisches Wort mit dem arabischen Artikel — ist eine dem phantastischen Orient entstammende Ahnen- und Schemenwissenschaft, die in derselben Verhältnis zu der Chemie steht, wie die prätentiöse Astrologie zur nüchternen, exakten Astronomie. Was will ihr Jünger, der Adept hier, im geheimnisvollen Laboratorium mit seinen Oefen, Destillirgläsern und Retorten? Wozu bläst und schürt dort sein Schüler im Schweiße seines Angesichtes? Blickt auf den alten Folianten am Boden, es ist wohl die tabula smaragdina des Alchimisten Hortulanus aus dem elften Jahrhundert, nach deren Rezept ein kundiger Mann den „Stein der Weisen" zu kreiren vermag, mit dessen Hilfe es ihm leicht wird, aus Eisen und anderen unedlen Metallen das begehrte Gold herzustellen. Hielt man dies denn früher für möglich? In allem Ernst: ein deutscher Kaiser wollte Gold machen; andere Fürsten warfen ihr Geld den sogenannten Goldmachern nach, bis sie sich betrogen sahen. So ließ sich mancher im übrigen sehr einsichtsvolle Fürst vom Goldmachern betrügen, die schließlich einer um den andern dafür am Galgen büßen mußten. Der verschmitzt dreinschauende Semit auf Feniers Bild macht auch mehr den Eindruck eines bewußten als eines betrogenen Betrügers. Ja, wenn er der Theophrastus Bombastus Paracelsus wäre, der die lebenverlängernde Panacee, das Universalheilmittel, erfunden haben soll! Aber der ist trotz dieses Elixirs längst gestorben, sein Mitleiden leider verloren. Fort mit dem wissenschaftlichen Aberglauben alter, neuer Tage! Jetzt herrscht die exakte Chemie mit ihren natürlich begründeten Wundern; jetzt ist Schillers Ausspruch zur Wahrheit geworden:

„... der Mensch bestleicht forschend den stoffenden Geist,
Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hassen und Lieben,
Folgt durch die Lüfte den Klang, folgt durch den Aether den Strahl,
Sucht das verborgene Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern,
Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht."

H. M.

Der Traum vom Jungbrunnen.

(Hierzu das Bild Seite 537.)

Ernst Berger hat sich mit seinem großen dreiteiligen Gemälde: „Der Traum vom Jungbrunnen", jenen Künstlern zugestellt, die — entgegen dem vorwiegend auf getreue Nachbildung der heimatlichen Gegenstände gerichteten Zuge der Zeit — es auch heute noch wagen, hochfliegende Gedanken in gedankenreichen Darstellungen zum Ausdruck zu bringen. Die uralte Sage von einem Wunderquell, dessen Wasser den Untertauchenden Jugend und Schönheit zurückgibt, ist bereits im Mittelalter en miniature und auf Goblins, in Holzschnitt und als Hochbild meist in derb-scherzhafter Weise behandelt worden. Dem Schüler Makarts mußte eine weichere Auffassung mehr zusagen, welche in prächtig stimmungsvoller Umgebung Gruppen schöner Körper ohne satirischen Gegensatz voll zur Geltung kommen läßt. Das Ganze ist als Traum einer Greisin gedacht, die auf dem linken Schmalflügel unten vor einem Feuerchen kauert. Drei Stadien weist ihr Traum auf, deren jedem eine Abteilung des Triptychons gewidmet ist. Zuerst sieht sie sich selbst mit einer Gefährtin den dunklen Waldweg zum Ufer des zauberkräftigen Sees herabschreiten. Kaum ins Wasser getaucht, wird sie von schalkhaften Amoretten und den einer weit selbst erst kürzlich verjüngten Freundin mit sonster Gewalt dem Mittelpunkte des Ganzen, dem Brunnquell zugeführt. Um den Fuß der hohen, majestätischen Schale schmiegen sich jugendliche Mädchengestalten, die ihrer Verwandlung offenbar noch wenig Glauben schenken und mit so ängstlich-scheuen Blicken vor sich hin schauen, als fürchteten sie, die neuerworbene Jugend und Schönheit könnte jeden Augenblick wieder in nichts zerfließen. Andere, ihres dauernden Glückes bereits versichert, verschlingen die Hände zum übermütigen Ringeltanz. In der dritten Abteilung endlich setzt sich die Träumende verjüngt am andern Ende des Sees, den Geliebten mit Blumen kränzend. Eine breite Treppe führt zu hoher Rampe empor, auf welcher sich ihre Freudengenossinnen mit zierlichen Watteauschen Jünglingen des neubegonnenen Daseins erfreuen. Wie die Bilder eines Traumes unmerklich in einander überfließen, sind auch die getrennten Teile dieser Darstellung durch vermittelnde Uebergänge zu einheitlicher Wirkung zusammengefaßt. Es ist zu beachten, wie nicht nur der Wasserspiegel sich rechts und links in die beiden Flügel erstreckt, sondern auch der wohlgegliederte Hintergrund links mit den Blumen des Waldes, rechts mit der Treppe ohne Aufdringlichkeit andeutungsweise verbunden wird. Ein besonders glücklicher Einfall, den der Holzschnitt nicht wiedergeben kann, verdient Erwähnung. Während nämlich über die märchenhaften Vorgänge unten ein eigentümlich bläuliches, geheimnisvolles Licht ausgegossen ist, bricht oben am Himmel der wirkliche Morgen herein: „Zu neuem Leben lacht ein neuer Tag!"

„Der Traum vom Jungbrunnen" ist nicht das erste Werk Ernst Bergers, welches „Ueber Land und Meer" darbietet. Mit seinem großen biblischen Gemälde: „Rebekka Abschied" (vergleiche Jahrgang 28, Seite 632), wurde der junge österreichische Künstler unseren Lesern zuerst vorgeführt. Sohn eines Wiener Kaufmanns, konnte er noch kurze kaufmännischer Laufbahn dem mächtigen Triebe zur Kunst nicht länger gebieten und trat 1874 in die Malschule des Professors Eisenmenger an der Wiener Akademie ein. Er wählte das Historienfach und zeigte besonders biblischen Stoffen zu („Salomo und Sulamit", „Begräbnis der Erzmutter Sarah"). In die Klasse für Historienmalerei übergetreten, welcher damals Hans Makart vorstand, malte er zunächst das reizende Bild: „Die Erfindung der Malerei", nach der bekannten Anekdote des Plinius. Außer dem erwähnten, ebenfalls unter Makarts Leitung entstandenen Abschied der Rebekka ist noch der orientalische „Markt am Fondaco dei Turchi in Venedig" zu nennen. Eine Reihe von Genrebildern, die seit Bergers Uebersiedlung nach München (1882) für deutsche und englische Kunsthandler gemalt wurden, konnten dem erstarkenden Talente keine dauernde Befriedigung gewähren. Von einer Reise nach Italien brachte er Ideen und Anregung zu dem großen vorliegenden Märchenbilde mit, welches reichlich hält, was seine Erstlinge versprachen und wiederum einen Schuldschein auf die Zukunft ausstellt, den der begeistert aufstrebende Künstler einzulösen nicht versäumen wird.

-ler.

Bilder aus Deutsch-Ostafrika.

Es hat sich bis jetzt noch niemand gefunden, welcher eine panegyrische Geschichte unserer deutschen Kolonialpolitik, eines geschichtlichen Momentes von weittragendster Bedeutung, geschrieben hätte, denn wenn auch einige Strömungen genau bekannt sind, so lagert doch über anderen noch ein ziemlich dichtes Dunkel. Hinter den großen Akteuren auf dem Weltentheater sind Kräfte thätig gewesen, welche die wenigsten kennen, ja die nicht einmal den Akteuren selbst in das Bewußtsein gedrungen und daher bald aus der Beachtung verschwunden sind. Wer denkt, daß der Name, welchem das verwickelte Verdienst zukommt, zur Erwerbung von Deutsch-Ostafrika den ersten Anstoß gegeben zu haben, Stanley ist? Seine Schilderungen über Ostafrika, welche die früheren Reisenden desavouirten, lenkten die Aufmerksamkeit von neuem auf diese Gebiete, und als der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, welche sich zu Anfang des Jahres 1884 gebildet hatte und den ausgesprochenen Zweck, geeignete Kolonialausgebiete zu erwerben, den Gedanken, im Hinterland der portugiesischen Besitzungen Land zu gewinnen, aufgegeben hatte, fand das von Dr. Peters vertretene Aussaatprojekt allgemeinen Beifall. Der kühne Versuch, in Ostafrika mit den eingetorrten Handlungen Verträge zu schließen und Engländer, Franzosen und Belgier zu täuschen, glückte; Dr. Peters reiste im Februar 1885 nach Deutschland zurück und legte den Auswärtigen Aemter die Titel über die Erwerbungen vor, ziemlich bedeutungslose Schriftstücke, welche erst dadurch höheren Inhalt bekamen, daß Kaiser Wilhelm I. der Gesellschaft am 27. Februar 1885 einen Schutzbrief verlieh, den ersten, welchen die deutsche Geschichte kennt. Es begann jetzt eine geradezu fieberhafte Thätigkeit, sowohl von seiten der Diplomatie als der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, aus welcher heraus sich bald die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft entwickelte. Mit England und Portugal wurden Verträge über die beiderseitigen Interessensphären — einen staatsrechtlich noch nicht recht definirten Begriff — geschlossen, Stationen wurden gegründet, die Finanzirung der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft durchgeführt, eine neue Plantagengesellschaft ins Leben gerufen, kurz, alles mögliche — vielleicht zu viel — geschah, um dieses zukunftsreiche Gebiet der deutschen Kultur zu erschließen. Bekanntlich hat der Aufstand der Araber alles wieder in Frage gestellt. Das Gebiet ist aber auch des Schweißes der Edlen wert, wenn auch der Gedanke, dort ein geeignetes Auswanderungsgebiet

für die deutschen Ackerbauer zu finden, vorläufig nur ein schöner Traum bleiben dürfte, da das Klima — mit Ausnahme der Kilimandscharodistrikte — ein bedenkliches ist. Aber dem Plantagenbau ist eine große Zukunft nicht abzusprechen, da dafür alle Garantien gegeben sind.

Deutsch-Ostafrika stellt eine Reihe von terrassenartigen Plateaubildungen dar, aus welchen einige bedeutende Gipfel, wie der Kilimandscharo und Kenia, hervorragen. Das Gebiet fällt in Terrassen nach der Küste zu ab, und so sind auf einem verhältnismäßig engen Raum fast alle Zonen der Erde beisammen. Die dadurch entstandenen Temperaturverhältnisse ergeben natürlich eine große Vielseitigkeit der Kulturen in diesem Gebiet, von der Küste an, wo die heiße Tropensonne die Gewürze, wie Pfeffer und Nelken, entlockt, bis zu den höheren Landschaften, wo die Kaffeestaude wächst, in Gebiete hinein, welche klimatisch dem südlichen Europa entsprechen mögen. Die Wassermengen, welche in den beiden Regenzeiten — von Anfang März bis Mitte Juni und von Mitte Oktober bis Mitte Dezember — auf die ostafrikanischen und mittelsudanischen Plateaux niederfallen, werden zuerst gekennzeichnet durch das große Seengebiet, welches einen ungeheuren Feuchtigkeitsbehälter bildet. Hier liegen die Quellen des Nil und nehmen die Zuflüsse des Kongo und Sambesi ihren Ursprung. Aber nach Osten sind die Stromläufe, welche sich entwickelt haben, von geringerer Bedeutung, besonders wegen der vielen infolge der Plateaubildung des Küstengebietes entstandenen Stromschnellen. Unter ihnen sind zu nennen: der Pangani (auch Ruhu genannt, was in Kisuaheli „Fluß" heißt), der Wami, der Kingani, der Rufidschi. Ein linker Nebenfluß des Wami ist der Mbuluni, dessen Ueberschreitung das eine unserer Bilder zeigt. Der Künstler, Rudolf Hellgrewe, ein Schüler des leider zu früh verstorbenen Wilberg und seines Nachfolgers E. Bracht, war im Jahre 1885 von der Panoramagesellschaft nach Ostafrika geschickt worden, um Studien



Auf der Nilpferdjagd am Wami. Zeichnung von Rudolf Hellgrewe.

für die Dioramen zu machen, welche später auf der Jubiläumsausstellung allgemein bewundert worden sind. Er kam mit einer kleinen Karawane von Saadani — dem alten Ausgangs- und Endpunkte so vieler Karawanen — auf und durchzog die trostlosen Buschsavannen Useguas, und zwar zu einer Zeit, die dem nicht akklimatisirten Reisenden leicht gefährlich wird, der Regenzeit. Daß der Künstler dann auch dem Klima seinen Tribut in Gestalt eines Fiebers zahlte, ist darum nicht zu verwundern; Flußübergänge, wie den hier mit einem Anflug von Humor geschilderten, wird man auch in Europa kaum ungestraft unternehmen können. Der Kenner der afrikanischen Art und Weise zu reisen wird bei der Betrachtung des Bildes auch sofort sehen, daß der Künstler kein erfahrener Reisender war. Die Ordnung in einem regelrechten Safari (Karawane, im Arabischen safar = Reise) soll stets eine solche sein, daß an der Spitze der in langer Reihe einherziehenden Neger die Bewaffneten (Askaris) schreiten. Hinter diesen folgt der Fahnenträger, da die Fahne eine große Rolle spielt. Nach ihm folgen wieder Askaris, worauf dann der Reisende erscheint. In gemessener Entfernung schließen sich wieder Bewaffnete an und die Träger. Die Karawane auf dem Bilde ist, da der Fahnenträger erst hinter dem Reisenden auftritt, sicher ein wenig in Unordnung geraten.

Die Gegend an der Küste, durch welche der Künstler zog, hat häufig ein fast heimatliches Aussehen; wie es ja bekannt ist, daß derjenige, welcher die Tropen mit den überschwenglichsten Gefühlen besucht, besonders in der Buschsavanne, welche hier einem stark verwilderten Garten, dort einem ungepflegten Park ähnelt, enttäuscht wird. Erst weiter im Innern, besonders in der Nähe der Flußläufe, beginnt der prächtige Urwald mit seinen riesigen Bäumen, um deren mächtige Stämme und vielverzweigtes Geäst sich unzählige Lianen, den Weg versperrend, schlingen. Da sind Palmen, mächtige



Uebergang über den Mbuluni in der Regenzeit. Zeichnung von Rudolf Hellgrewe.

Nach den Lichtdruckblättern der „Wanderbilder aus Deutsch-Ostafrika". Verlag der Deutschen Kolonialgesellschaft in Berlin.

Digitized by Google

Bassien, hohe Dattelpalmen, dunkellaubige Sykomoren und die schlanken, weißstämmigen „Moulabäume“ mit ihren wie Polypenarme sich auf dem Boden erstreckenden Wurzeln, aber alles von Lianen umzogen, welche die Bäume unter ihrer Ueberlast fast erstickten. Unser zweites Bild kann nur in beschränktem Maße eine Anschauung von der Ueppigkeit des tropischen Urwaldes geben, in welchem einem jeden Naturfreund das Herz aufgehen muß. Im Hintergrunde wälzt der Wami seine trübbraunen Fluten lautlos dem Meere zu; nur wo sie durch das Gebirge sich einen Weg bahnen müssen, geraten sie in Aufregung. Aber vom Wasser her tönt hin und wieder das Schnauben eines Flußpferdes oder aus den Lüften der Schrei eines jener mächtigen Adler, wie sie in Afrika heimisch sind; sonst hört kein Laut diese feierliche, geheimnißvolle Stille, denn der Urwald ist in den meisten Stunden des Tages lautlos. Von dem Raubgewürm verdeckt, lauern die Jäger auf das Kiboko, das Flußpferd, dessen Fleisch einen saftigen Braten abgibt. Der Wildreichthum dieser Gegenden ist noch immer ein ziemlich großer. Zahlreiche Antilopen- und Zebraherden kreuzen die Wege des Reisenden, sind aber schwer zu erlegen. Das eigentliche Paradies des Jägers in Ostafrika sind die Gegenden am Kilimandscharo, wo noch heute derselbe fast unglaubliche Thierreichthum herrscht wie hinterzeit auf den Ebenen Südafrikas. Aber wenn die Jagd in derselben sinnlosen Weise wie in Südafrika betrieben wird, so werden manche Thierarten, wie der Elefant, bald ausgerottet sein. Wenn man hört, daß ein Jäger, und zwar ein glaubwürdiger, am Kilimandscharo innerhalb dreiviertel Stunden einmal zwei Giraffen, zwei Gnus, einen Elefanten und einen Büffel schoß, so kann man den Vergleich dieser Gegenden mit einem zoologischen Garten nicht unpassend finden, zumal in denselben noch Antilopen, Nashörner und Löwen zahlreich sind. Aber dieses blinde Wüthen gegen das Thierleben ist ebenso zu verwerfen wie das Vernichten des Urwaldes, denn wenn auch die tropische Natur unvergleichlich zeugungskräftiger ist als die der gemäßigten Zonen, so ist sie es doch nicht in dem Maße, daß nicht die von unseren Zeitgenossen begangenen Frevel Anlaß zur Klage geben dürften. Die Flußpferdjagd ist übrigens ein sehr harmloses Vergnügen und für unerfahrene Schützen nichts weniger als einträglich. Eine hübsche Schilderung einer solchen Jagd auf Flußpferde gibt der leider am Usambara verstorbene Forscher Dr. Böhm, wenn er in einem Briefe schreibt: „Zuerst eröffneten wir vom Ufer aus unser Feuer, später griffen wir die Flußpferde auf den kleinen schwankenden Booten der Eingeborenen an, obgleich uns gesagt worden war, daß die Kibokos die Kähne nicht selten attakiren, wozu sie übrigens keine Miene machten. Der Schuß ist nicht leicht, der Zielpunkt verhältnißmäßig klein, Sonne und Wasser äußerst blendend. Dazu schwanken die Boote, oder man ermüdet, wenn man ausgestiegen ist und nun das Gewehr im Anschlag halten muß, um gleich schießen zu können, ehe der eben aufgetauchte kolossale Kopf wieder untertaucht, was sehr schnell geschieht, wenn die Thiere erst scheu geworden sind. Einigemale sah ich mehrere Kibokos am Rand einer Sandbank liegen, von wo sie dann beim Nahen des Bootes mit ungeheurem Gebrause ins Wasser stürzten. Ich bin dann immer schnell, falls es das Schlammes wegen möglich war, ans Land gesprungen und auf der Bank bis ins Wasser selbst vorgelaufen, um von dort aus auf die wieder auftauchenden Köpfe zu schießen, und habe so meine besten Schüsse abgegeben.“ Ich will hier aber nicht weiter

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



Kellner: „Sie haben eine Fleische Wein, zwei Dessert, ein Rebhuhn, Dessert und was noch?“

Gast: „Noch ganz kannibalischen Hunger!“



Ein Gerichtsbote hat einer auf einem Dampfschiffe dinirenden Kühin eine Vorladung vors Gericht zu überbringen — und kommt mit der Meldung zurück:

„Das Schiff befinden sich jetzt zur Repetatur in B. — die Kühin auch!“



Arzt (zu einem im Bett liegenden alten Bauer): „Diesmal, Sepp, wird's noch so vorübergehen. Doch nun laßt das viele Trinken; Ihr werdet ja immer schwächer und hinfälliger, aber Ihr könnt halt kein Maß halten!“

Sepp: „O, so weit hin war noch lang net, bringt mir nur 'mal a Maß her, i' will's nacher schon halten!“



Zwei Metzger haben sich auf der Polizei zu verantworten, da sich ihre gesalzenen Hunde auf der Straße gebissen und dadurch einen Straßenskandal verursacht haben.

Polizeisekretär: „Warum schrien Sie denn so arg, besten Sie denn, ich sei taub?“

Einer der Metzger: „O ver, dös denk'n m'r schon net, es is nur die Gewohnheit. Schaun, wir hab'n immer mit Ochsen und ähnlichen Vieh zu thun und da kah'n wer halt unsere Stimme darnach eingericht!“

Digitized by Google

auf Jagdgeschichten einzehen, die sich in den Werken fast jedes Reisenden finden und etwas Stereotypes an sich haben. Nur in seltenen Fällen ist die Jagd auf Hochwild unter dem Tropen ein Vergnügen; da ohne Hunde gejagt wird, muß sich der Jäger oft unter den schwierigsten Verhältnissen an das Wild heranschleichen, und da das Wild nur ausnahmsweise bestimmte Wechsel einhält, so ist der Anstand wenig erfolgreich. Rechnet man dazu, daß viel Wild zu Holze geschossen wird, so begreift man, daß das Ergebnis mancher Tage ein recht mageres ist.

Wir haben unsere Abbildungen einer Sammlung von Lichtdruckbildern entnommen, die unter dem Titel: „Aus Deutsch-Ostafrika. Wanderbilder (Neue Folge) von Rudolf Oeltzenbe" von der Deutschen Kolonialgesellschaft herausgegeben worden ist. Die zwanzig Tafeln sind nach den Original-Oelbildern hergestellt und geben jedem, der sich für Ostafrika interessirt, in anregendster Form willkommenen Aufschluß über die dortige Erscheinungswelt. **Gustav Meinecke.**

Literatur

— **Unsere Leser haben jüngst in der oberbayrischen Geschichte** „Harte Herzen" den berufenen Verfasser derselben von einer Seite kennen gelernt, die sie sicherlich darauf gespannt macht, den trefflichen Erzähler auch in anderen seiner farbenreichen Schöpfungen näher treten zu dürfen. Die Gelegenheit dazu bietet ihnen das soeben zur Ausgabe gelangte Buch: „Ueber alle Gewalten", zwei Novellen von Anton von Perfall (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Beide mutteln ebenfalls in oberbayrischen Volksleben, nur daß die eine von ihnen, „Der Trudenstein", uns nach seiner Helden aus ihrem schönen heimischen Bergland Tirol entführt in die Kehlingraben Venedigs, wo sie, nachdem ihnen daheim das Glück nicht in der gewünschten Weise gelacht, sich mit radikaler Anstrengung eine neue Existenz zu gründen suchen. Aus der Schilderung der fremden Sitten des Orients mit dem gelegentlichen heimischen Kern entspinnen sich Konflikte, die sich zu einer erschütternden Katastrophe zuspitzen. Die zweite der Novellen, „Ein verhängnisvolles Bild", nimmt ihren Ausgangspunkt von dem Satz, in unserer heutigen Gesellung unausbleiblichen Gegensatz zwischen der gesetzlich berechtigten Jagd und dem Freiheitsdrange des Bildstreits, einem Gegensatz, der gerade in den waldreichen Gebirgen Oberbayerns und dem eigenwilligen, trotzigen Charakter seiner Bewohner besonders reiche Nahrung findet. In beiden Geschichten aber ist die treibende Kraft jene mächtige Macht, die über alle Gewalten geht, der Macht der Liebe, die — stark wie der Tod — jede Schranke durchbricht und die Menschen nach ihrem Willen lenkt, der „stark wie der Hölle" ist. In beiden Erzählungen bekundet sich Anton von Perfall als ein Talent ersten Ranges, energisch im Erfinden und Erfassen seines Stoffes, voll Kraft und Leben in der Schilderung, von heiter Warmherzigkeit und dramatischer Steigerung der Empfindung, die um so packender ist, als sie — fern von jeder Sentimentalität — mit schärfster Naturwahrheit und strengster Folgerichtigkeit zu Werke geht.

Das frische, naturgetreue Naturgefühl, das sich in den gemeinsamen poesiegenossenschaftlichen Werken der Brüder Adolf und Karl Müller ausspricht, waltet auch in den Gedichten, die letzterer unter dem Titel: „Aus Natur und Leben" (Leipzig, Gustav Weigel) veröffentlicht hat. Mit Recht darf er singen:

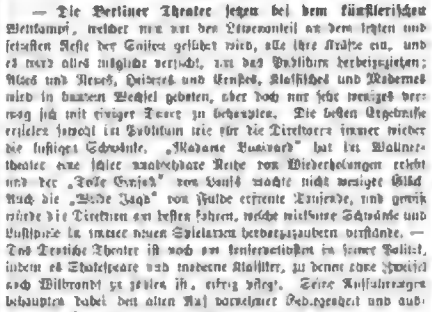
„Heilen gleich sind meine Lieder
Aus der Brust herausgeklungen,
Ihnen folgen neue wieder,
Immer frischen Quell entsprungen."

Der Frühling der Welt und der Frühling des Herzens, Wanderlust und Liebesglück finden hier ihren vollen Widerhall, aber auch das Leben des Heimatlichen, der schweizerischen Landschaft weiß Karl Müller voll und recht anschaulich zu lassen in Versen wie diese:

„In Winterwetzel und Schneegestöber,
So sprich ich hier:
Tot ist die Liebe, tot ist die Liebe,
Und Pare ineine Zier."

— **Nach der Hauptstadt des zurückgewonnenen Elsaß** sind die Blicke Deutschlands mit so viel Interesse gerichtet, daß ein Buch wie Hermann Ludwigs „Straßburg vor hundert Jahren, ein Beitrag zur Kulturgeschichte" (Stuttgart, Heidelch Franckmann) gewiß eine willkommene Gabe ist. Mit großem Fleiß und erfreulicher Gewissenhaftigkeit hat der Verfasser alle bezüglichen Quellen zu Rate gezogen und zeichnet uns auf Grund derselben ein anschauliches Bild der Feiyen Kunststadt und ihres nächstgelegenen Gebiets mit ihren Eigentümlichkeiten, ihrem Thun und Treiben aus der Zeit vom 30. September 1781, an welchem Tage Straßburg seine hundertjährige Zugehörigkeit zu Frankreich festlich beging, bis zu den Jahren 1786—1789, in denen Prinz Ludwig von Zweibrücken-Birkenfeld, der spätere König Ludwig I. von Bayern, daselbst seine erste Lebenszeit verbrachte. Eine Fülle interessanten Materials ist hier zu einem einheitlichen Gesamtbild verarbeitet und mit zahlreichen Dokumenten belegt, die einen ganz unmittelbaren Einblick in damaliges Kulturleben gestatten.

— **In der gesamten Baukunst gibt es kaum ein Zweites,** das eine so große und namentlich so augenfällige Mannigfaltigkeit der Erscheinung und der Gliederung gestattet, wie der Turm. Dem das nicht schon durch die unmittelbare Anschauung zum vollen Bewußtsein gekommen sein sollte, dem wird es in entschiedenster Weise vergegenwärtigt durch das bei Ernst Wasmuth, Berlin, erscheinende „Turmbuch" von Konrad Dutter, mit Vorwort von Dr. Fr. Schneider. Turmformen aller Stile und Länder hat dieser hier zu sammeln und zu zeichnen unternommen, und die bis jetzt vorliegenden vier Lieferungen lassen darin bereits eine ganz erstaunliche Vielseitigkeit der Formen zu Tage. — Im demselben Verlag sind von zwei bedeutsamen Bildwerken neue Lose einzeln erschienen, nämlich die vierte von Hugo Lichts „Architektur der Gegenwart" und die vierte des zweiten Bandes von Otto Lessings „Dekorationen der Neuzeit". In ersterer sehen wir unter anderem das neue Buchhändlerhaus in Leipzig mit seinen großartigen baulichen Einzelheiten, sowie das neue Geschäftshaus Deichsel und verschiedene glänzende Berliner Neubauten, neben solchen aus Worms, Karlsruhe und Straßburg vertreten, — letztere bieten wieder, ähnlich ihren Vorgängerinnen, eine solche Fülle origineller ornamentaler Motive, daß sie für sich allein schon eine reiche Fundgrube den Anregungen und Vorbildern bester Art bietet.



Bühne.

— **Die Berliner Theater setzen bei dem künstlerischen** Wettkampf, welcher nun um den Löwenanteil an dem letzten und festesten Reste der Saison geführt wird, alle ihre Kräfte ein, und es wird alles möglichst versucht, um das Publikum herbeizuziehen; Altes und Neues, Heiteres und Ernstes, Klassisches und Modernes wird in buntem Wechsel geboten, aber doch nur sehr wenniges vermag sich mit einiger Dauer zu behaupten. Die besten Ergebnisse erzielen jedoch im Publikum wie für die Direktoren immer wieder die lustigen Schwänke. „Madame Bonivard" hat im Wallnertheater eine fester unabsehbare Reihe von Wiederholungen erlebt und der „Tolle Gatsch" von Laufs machte nicht weniger Glück. Auch die „Blonde Jagd" vom Hulde erfreute Tausende, und gewiß würde die Direktion am besten fahren, wenn sie nur solche Schwänke und Lustspiele in immer neuen Spielarten hervorzuzaubern verstände. — Das Deutsche Theater ist noch am konservativsten in seiner Politik, indem es Shakespeare und moderne Klassiker, zu denen eine Zeitlang auch Wildbrandt zu zählen ist, eifrig pflegt. Seine Aufführungen behaupten dabei den alten Ruf vornehmer Gediegenheit und ausgesuchten Geschmacks, aber freilich vermag es damit gegen den des Publikums sich nicht immer begreiflich zu behaupten. Das Versuch, Wildbrandts „Arria und Messalina" von neuem in Aufnahme zu bringen, hatte nur einen sehr bedingten Erfolg, trotz des glänzenden Spieles der blendend schönen und charakterinnig-dämonischen Lilbeth Prospitzhale und des unvergleichlichen Reinig, der — man sage, was man wolle — bei allen seinen Manieren und Attitüden doch der interessanteste Schauspieler der Gegenwart ist und bleibt. Auch das etwas altmodisch und philiströs gewordene, einst so gepriesene Lustspiel: „Nullen" von Bauernfeld fand keine Verehrer mehr, und so greife denn Shakespeare, den man im Deutschen Theater mit aller Pietätlichkeit einer vollendeten Regiekunst geboten zu lassen verstand, vor den Riß treten, und, mit Immer, hat er dies mit außerordentlicher Wirksamkeit getan. — Das Lessingtheater zeigt sich immer mehr dem Kultus des Französischen, das sein großer Patron vor hundert Jahren so glänzend bekämpfte. Nachdem es vor einiger Zeit die sehr fatale Posse Lavan kann es auch ein Lustspiel nennen) „Die rote Dominos" von Hennequin, vor zehn Jahren ein vielgespieltes Zugstück, wieder zum Leben erweckt hatte — um es denn durch ein anderes französisches Produkt: „Fräulein Clementine" von Daudet, abwechseln zu lassen, hat auch Blumenthal, der Dichter, dem Direktor meiner mit seiner „Großen Glocke" zu Hilfe kommen müssen. Auch Dick „Alexandra" scheint noch immer ihr Publikum zu fesseln. Die neueste Premiere, das bereits genannte Schauspiel Feigenlich ist es ein Trauerspiel, der Fall Clementeau von Daudet, hat die Liebhaber französischer Ehebruchs- und Sensationsdramatik natürlich sehr interessirt; kommen sie doch den ganzen Abend über auch der Spannung kaum los; aber diejenigen, die es überdrüssig geworden sind, immer wieder den neuen die Modestoff psychologisirenden Erörterungen zu lauschen und Seide zu sehen, wenden sich mit Widerwillen von dieser Drama des raffinirten Gesellschaftsmenschen hinweg, denn das Ganze dreht sich um einen jener im Keime verdorbenen Geschöpfe, die den Unterschied der Ehe suchen, um von diesem sichern Port aus desto ungehinderter den Luxus zu leben. Diesmal ist der Gatte ein Künstler, ein Bildhauer, der in der Verblendung einer fatalen Liebe ganz und gar verkommt, um desto sicherer hinterzugehen zu werden. Als er es merkt, verübt er die Sünde, die dann einzig die Gattin eines Herzogs wird, um von in den die unerbrechlichen Luxus schwelgen zu können. Sie fühlt aber später doch eine Art von sentimental-ironischer Regung für den verlorenen Gatten, der feinerseits sich vor Sehnsucht nach dem immer noch seine Gedanken beherrschenden zauberischen Weibe verzehrt und durch eine besondere Verkettung der Umstände ihr begegnet — in seinen Heim, das sie der Galanterie ihres Anbeters dankt. Clementeau hatte nicht Adel Lust, sich die geschiedene Ehebrecherin wieder anzutrauen zu lassen, allein sie scheint es gewünscht, den früheren Gatten zum heimlichen Genossen des Herzogs, ihres Gatten, zu machen. Auch dazu ist der Gatte bereits halb entschlossen, als ihm durch infolge einer nicht wiederzugebenden Szene die ganze Unwürdigkeit dieses Verhältnisses und die tiefe Gesunkenheit der Heiere hat klar und er diese in einem Potpourri des Liebesschmutz erblickt. Natürlich beruht sich Daudet auf diesen Ausgang, um das Moralische seines Stücks zu beweisen. Erhält das Laster nicht seine Strafe? Gewiß! Aber damit wird doch noch nicht bewiesen, daß das Ansehen eines solchen Stücks moralisch wirkt oder ein künstlerischer Genuß ist, denn auf diese Weise würden auch Hinrichtungen zu Objekten des Genusses und der moralischen Erbauung werden. Die Aufnahme war sehr günstig — aber man darf recht hoffen, daß sie kein Prognostikon bedeutet.

— Barnay setzte in seinem Berliner Theater fort, sehr mäßiges Geld vorzüglich unterstützt und in künstlerischer Abrundung dargestellte klassische Stücke zu bieten. „Ariel Acosta", „Jahrgang auf Jamnis", „Kreuzname von Breslau", „Demetrius", „Coriolanus" — das waren die Hauptdramen der letzten Zeit. Das „Haus Jourdain" von Lagier, das er ins Repertoir aufgenommen hat, will auch nicht mehr sonderlich ziehen. — Das Residenztheater hat noch der „Madame Bonivard" ein paar Schwänke, der „Strohwitwer" und „Das Schützenfest", zum Ausputz, dieses von Mich und Jacoby, gebracht. Er erfüllt auch prompt ohne Gedanken in die Lüfte gesprengt. „Das Schützenfest", eine lustige, auf Mißverständnissen und Verwechslungen beruhende originelle, aber mit Laune und Witz gewürzte Posse, scheint sich zu halten. — Das Residenztheater gibt bereits einige Vorbereitungen für „Die verbotene Frauen", und im Hoftheater dominiren immer noch „Die Quitzows", die sich der Kaiser bereits zweimal in Vorstellungs-Sonderverstellungen hat spielen lassen. Das Deutsche Theater hat mit Grillparzers romantischen Drama: „Liebe der, der lügt" wieder einen Sprung in die graue Vorzeit getan — das Stück spielt im Jahre 545 — aber es wird davon keine Dank haben, denn es fehlt der Dichtung an dramatischen Nerv. Es ist, kurz gesagt, langweilig. Eine meisterhafte Darstellung und eine wundervolle Inszenirung sind daran als rettende Mühe zu bemerken.

— **Zur Feier des Geburtsfestes des Königs von Württemberg** brachte das Stuttgarter Hoftheater Wagners „Götterdämmerung" zu sehr gelungener Aufführung. Die gewaltige Musik gelangte unter Hofkapellmeister Dr. Paul Lohses Leitung zu hinreißendem Vortrag, und nicht minder war die szenische Ausstattung mit den neuen Dekorationen von der Hand des Stuttgarter Hoftheatermalers Kappert eine vollkommen würdige. Als deutsche Bühne erzielte die mehrgenannte „Madame Bonivard" einen vollsamen Heiterkeitserfolg.

— **Mozarts „Entführung aus dem Serail"** ist ins Griechische übersetzt und in dieser Sprache in Athen zum erstenmal mit großem Beifall aufgeführt worden.

Kultur und Wissenschaft.

— **Das orientalische Seminar in Berlin** wurde im letzten Winterhalbjahr laut amtlichen Berichts von 115 Studierenden und 22 Hospitanten besucht; darunter waren 64 Juristen, 18 Angehörige der philosophischen Fakultät, 25 Kandidate und Privatpersonen, 3 Theologen, 3 Aerzte und 2 Offiziere. Den Studium des Hebräischen widmeten sich 27, dem des Japanischen 13, des Hindustanischen 3, des Arabischen 27, des Persischen 5, des Türkischen 22. Staatlich studierten 7 und Neugriechisch 2.

— **Die kostbare Sammlung von Gemälden und altertümlichen Kunstschätzen,** die der vor wenigen Jahre verstorbene Herzog Großgewerbebesitzende Ritter von Albrecht hinterlassen hat, gelangt am 2. April 1889 und den folgenden Tagen in Wien zur Versteigerung. Die Sammlung umfaßt nahe an 1500 Nummern und zwar Gemälde alter und neuer Meister, die zum Teil aus der berühmten Sammlung des Hofrats Philipp Dräxler von Baum stammen, seine Miniaturen und Antiquitäten. Von den Bildern nennen wir besonders vier Flügel eines Altarbildes aus der Schule Dürer, einen Cyklus von fünf Bildern, die fünf Sinne in Allegorien darstellend, von H. van Baken und Jan Breughel, eine heilige Familie von Meister des Todes Mariä, Bilder von J. Ruisdael, Teniers, Bouders, Dirker und Paul Potter, Aart van der Neer, Tniel, Terwis, Aertsmap, Jan M. Molenaer und anderen. Unter vielen sich Bildhauerarbeiten, darunter 47 Büsten von Franz Xaver Messerschmidt, künstlerisch ausgeführte Zimmergeräte, Geräte zur Majolika, Glas, Porzellan, Schmuckgegenstände und dergleichen. Interessante Kataloge dieser interessanten Sammlung sind durch die Kunsthandlung H. O. Miethke in Wien zu beziehen, unter deren Leitung die Versteigerung erfolgt.

— **Eine von Gutenberg gedruckte Bibel** wurde jüngst ganz zufällig im Stammschloß des Earl of Hortaun in einer Truhe mit brauchen Lede aufgefunden. Es ist dies das älteste Buch, welches die Erfinder der Buchdruckerkunst mit beweglichen Lettern herstellten. Das Werk besteht aus zwei Bänden, schwer in Kalbleder gebunden, und jeder Band trägt die Aufschrift: „Biblia Sacra Latina E Versione et Cum Praefatione S. Hieronymi. Erste Ausgabe der Bibel." Das Werk ist, ohne Numerierung der Seiten, in sehr großen Lettern gedruckt. Die Festigkeit des Papiers, die Klarheit der Schrift und Gleichmäßigkeit des Drucks sind geradezu bewundernswert. Es erscheint wunderbar, daß die Erfinder es bereits zu einer derartigen Vollkommenheit gebracht haben. Das Exemplar wurde von Thorpe, dem ersten englischen Antiquar, um den Preis von 40,000 Mark erworben, eine verhältnismäßig geringe Summe, denn zwei andere Exemplare dieser überaus seltenen Ausgabe wurden vor Jahren mit 53,000 und 75,000 Mark bezahlt.

— **Aus den sorgfältigen Beobachtungen und Experimenten** eines Londoner Engländers ergibt sich, daß auf dem Haupte eines Menschen 60 Haare von gewöhnlicher Stärke im Durchschnitt von Raum eines Quadratzentimeters haben, allein die Farbe der Haare hat dieses Durchschnittsmaß ganz bedeutend ab. Während die blonde Schönheit täglich ungefähr 140,000 Haare zu kämmen und zu bürsten hat, muß sich die brünette mit ungefähr 109,000, die schwarzhaarige mit etwa 102,000 und der rothaarige gar mit nur 88,000 Haaren begnügen. Die wenigsten Haare dürfen sich denen berühmt sein, daß sie 65 bis 80 Kilometer Haare auf dem Kopfe tragen; so die Lichtbraunen dürften sogar 110 Kilometer Geflechten täglich in zierliche Frisuren zu verarbeiten haben.

— **In einem Einzelstand des in Amerika erscheinenden** „Nordwesten Postboten" wird eine schöne Theorie über die Zunahme der Ueberschwemmungen und des Regens aufgestellt. In Nordamerika, meint der Einsender, seien allein über 30,000 Lokomotiven in Betrieb, diesen entströmen etwa 58,000,000,000 Kubikfuß Dampf jede Woche, welche als Regen zur Erde fielen, genug, um alle 24 Stunden einen 10füßigen Niederschlag zu ergeben. Wenn man nun den von den übrigen in Betrieb befindlichen Dampfmaschinen in die Luft entsandten Dampf auf das Kubikfuß annähernd, so steigen allein in Amerika alljährlich 477,000,000,000 Kubikfuß Wasser in Dampfform ins Luftmeer in die Atmosphäre.

— **„Smoking service"**, das heißt ein Gottesdienst, bei dem geraucht werden darf, ist das neueste auf dem Gebiete des religiösen Lebens in England. Der Erfinder dieser gewiß neuen Art, sich zu erbauen, ist ein Dr. Parker, Geistlicher des City-Tempels in London. Der Gottesdienst mit Kanzelakt findet jeden Montag um die Mittagsstunde statt; die Teilnehmer sind meist Herren.

— **In Peking wurde eine neue katholische Kathedrale,** die größte christliche Kirche Chinas, eingeweiht. Den Grundstein

welcher dem Bischof Tagliabue abgehalten wurde, nahmen die Gesandten von Frankreich, Deutschland, Spanien, Belgien, den Vereinigten Staaten und Japan bei; Hierauf erschien ein chinesischer Minister als Vertreter des Kaisers von China. Alle Bestandteile des Baues, auch die künstlerischen, sind in China selbst, und zwar von chinesischen Handwerkern, ausgeführt worden.

— **Die kleinste Zeitung der Welt dem Formate nach ist** ein in Guadalajara in Mexiko erscheinendes Wochenblatt, welches den Titel: „Das Telegramm“ führt. Diese Miniaturausgabe einer Zeitung besteht aus vier in je drei Spalten geteilten Seiten von 5 Zoll Länge und 4 Zoll Breite. Auf diesem engen Raum enthält es in gedrängtester Form Nachrichten aus der ganzen Welt. Das Motto dieser kleinen Merkwürdigkeit lautet: „Wenig Stroh und viel Weizen.“

Feste und Versammlungen.

— **Der neunzigste Geburtstag Döllingers** gestaltete sich zu einem großartigen Festtage für den großen Gelehrten. Nicht nur München feierte, ungeachtet der zurückhaltenden Stellungnahme des Magistrats, seinen berühmten Mitbürger in herzlicher, ehrender Weise; aus Bayern, aus ganz Deutschland, ja man kann sagen, aus allen Teilen der gebildeten Welt, gingen dem Jubilar Huldigungen und Glückwünsche zu, von einzelnen und von Körperschaften, von schlichten Bürgern und gefeierten Häuptern, von politischen, kirchlichen und wissenschaftlichen Vereinen. Von den fürstlichen Gratulanten seien genannt der Prinz-Regent, Herzog Karl Theodor und Prinz Arnulf von Bayern, Prinz Wilhelm von Baden, die Herzoge von Meiningen und Sachsen-Gotha. Glückwunschadressen waren eingelaufen von allen deutschen Universitäten, von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, von Oxford, von zwei amerikanischen Hochschulen, von anglikanischen und russisch-orthodoxen Bischöfen, schließlich von allen altkatholischen Gemeinden. Unter den Glückwünschen aus politischen Kreisen ist besonders derjenige der deutschen Linken des österreichischen Reichsrats bemerkenswert. Die gesamte deutsche Presse des In- und Auslandes widmete am 28. Februar dem Gefeierten umfangreiche und bedeutsame Festartikel.

Sport.

— **Das Präsidium des Unionklubs in Berlin** stellt sich nach der letzten Generalversammlung folgendermaßen zusammen: Präsident: Herzog von Ratibor; Vizepräsidenten: Fürst zu Hohenlohe, Oberlandstallmeister Graf Lehndorff, Oberstallmeister von Rauch und Senator Gustav Gedeffroy. Das große Schiedsgericht bilden Graf Lehndorff und Freiherr von Landsberg, Stellvertreter sind Graf Bocke-Stargardt und v. von Oertzen.

— **Das Mühlenrennen zu Frankfurt**, welches zwanzig Jahre hindurch nur Dreijährigen geöffnet war, ist auf 8000 Mark erhöht und für alle Pferde ausgeschrieben worden.

— **Nennungen für große Rennen schossen in Berlin und Wien.** Das große Hürdenrennen Handicap erhielt 50 und das Sterkrade-Memorial 43 Unterschriften. In Wien wurden für den Jubiläumspreis von 25,000 Gulden 78 Pferde genannt, und zwar von außerhalb: 7 aus Rußland und 13 aus Deutschland, darunter „Durchläger“, „Paddisch“ und „Hocksti“.

— **Der berühmte Zwinger des Prinzen Salm-Braunfels** hat sich nahezu aufgelöst, und die preisgekrönten Insassen sind in alle Winde zerstreut. Die zwei besten Pointer „Nello ex Kipping“ und „Nakob“ sind nach Oesterreich in die Kennels des Baron Trenk gewandert.

— **Die Elchjagden in Schweden und Norwegen** dürften durch neuerdings verschärfte Schongesetze beeinträchtigt werden. In 1887 zusammen 2178 und 1888 wiederum 1996 Stück hauptsächlich durch Bauern abgeschossen worden.

— **Einen neuen Eislauf-Rekord über 10 englische Meilen** hat der norwegische Amateur Gobager in Stockholm gebucht, er durchlief die Strecke in 33:21⅘ und legte 5 Kilometer in 10:01⅘ zurück.

— **Der deutsche Ruderverband hat das Meisterschaftsrudern** auf 2000 Meter genehmigt und die Ruder-Gesellschaft „Hansa“ wieder in den Verband aufgenommen.

Denkmäler.

— **Auf der blutgetränkten Walstatt von Wörth, da,** wo zum erstenmal die Söhne der verschiedenen deutschen Stämme Schulter an Schulter für das gemeinsame Vaterland unter der Führung des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm gekämpft haben, soll diesen edlen Fürsten, dem ein schweres Gebot nur einen so kurzen, schmerzensreichen Traum der Herrlichkeit gegönnt hat, ein Denkmal errichtet werden. Ein Komite von deutschen im Elsaß lebenden Männern, an deren Spitze als Ehrenmitglieder der frühere Unterstaatssekretär und jetzige Bürgermeister von Straßburg, Back, sowie der Bezirkspräsident von Unterelsaß, von Stichaner, stehen, hat sich zu diesem Zwecke gebildet. Der Kaiser hat seine Zustimmung erteilt, und Fürst von Hohenlohe, der Statthalter in Elsaß-Lothringen, das Protektorat übernommen. In einem Aufruf werden alle Deutschen zur Beisteuerung von Gaben aufgefordert und die Bitte ausgesprochen, mit Rat und That den gedachtnisstiftenden Ausschuß zur Bildung von Ortsausschüssen behufs zu sein und sich dieserhalb mit dem Schatzmeister, Oberlehrer Dr. von Kobben in Hagenau, in Verbindung zu setzen. Gaben sind an den Schatzmeister Engel, seinerlichen Entregistrements-einnehmer in Hagenau, zu senden.

— **In San Pier d'Arena, wo Kaiser Friedrich und König** Humbert zum letztenmal einander begrüßten, ist ein Gedenkstein gesetzt worden, dessen Inschrift in deutscher Uebersetzung lautet: „Kaiser Friedrich Wilhelm, von einem schmerzhaften Leiden schwer heimgesucht, durch den Tod des Vaters tief erschüttert, wurde hier am 10. März 1888 zuerst von Humbert, König von Italien, als mächtiger deutscher Kaiser begrüßt. Die Gemahlin der Treue, von dem Wunsche beseelt, daß die Freundschaft der erhabenen Verstorbenen für das Wohl des Friedens und des Fortschritts den kräftigen Bund der beiden Völker befestigen und noch enger zusammenfügen möge, setzte diesen Stein zum ewigen Andenken.“

— **Die Ausführung des altenburgischen Landesdenkmals** für Kaiser Wilhelm I. ist dem Berliner Bildhauer Bärwald um den Preis von 45,000 Mark übertragen worden.

Gestorben.

— Als Anna Maria Goldsmid, eine der hervorragendsten Frauengestalten der jüdischen Gemeinde in London, um die Förderung des Erziehungswesens und des geistigen Lebens unter ihren Glaubensgenossen verdient, praktisch und schriftstellerisch auf diesen Gebieten thätig gewesen, am 16. Februar, in London.

— P. Rafael Merry, Abt der Benediktinerabtei St. Stephan in Augsburg und Direktor in Ottobeuren, unter dem bayerischen Episkopat sehr angesehen, am 10. Februar, in Ottobeuren.

— Johann Papadu, griechisch-orientalischer Bischof von Karaburnu, Mitglied des ungarischen Magnatenhauses, 81 Jahre alt, am 17. Februar, in Karaburnu.

— Dr. Eduard Franke, herzoglich anhaltischer Geheimer Regierungsrat, der das gesamte Kassenrechnungswesen des Herzogtums geleitet, am 21. Februar, in Dessau.

— Fürstgräfin Anastasia Wimpffen, geborene Freiin von Eine zu Hades und Kydia, Gemahlin des Fürstgrafen Viktor Wimpffen, 50 Jahre alt, am 24. Februar, in Wien.

— Louis Sarconi, Erzbischof von Chia, Prälat des heiligen Kollegiums und Professor des Vatikan, 81 Jahre alt, am 25. Februar, in Rom.

— Dr. Knebenberg, Direktor der vergleichenden Physiologie an der Universität Jena, am 26. Februar, in Gera.

— Dr. August Krohn, Professor der Physiologie an der Universität Kiel, am 27. Februar, in Wiesbaden.

— Alexander Pollak Ritter von Klumberg, k. k. Feldmarschalleutnant i. P., 68 Jahre alt, am 27. Februar, in Wien.

Neue Bücher und Schriften.

Lenau-Album, österreichischer. Prachtausgabe. Heft XI. Wien, A. Pichlmann & Co.

Breitner, L., Bürgermeister Adr, ein Lebensbild aus der Zeit des Dalai Lama. Mainz, J. Schneider.

Edert, Rud., Bilder und Bilder vom deutschen Meer. Norden, H. Hilker Nachf.

Graf, C., Referat über Entwurf eines Notariatsgesetzes, Hohenfelde, J. C. Schmidt.

Hoffmann, Dr. E., Handbuch der brandenburg-preußischen Geschichte. 1. Abteilung. G. Schwetschke.

Kraft-Ebing, Dr. R. v., Eine experimentelle Studie auf dem Gebiete des Hypnotismus. 2. Aufl. Stuttgart, F. Enke.

Lill, J., Zur Geschichte des 4. Garde-Grenadierregiments Königin, Erinnerungen und Erfahrungen eines freiw. Grenadiers aus den Feldzügen 1870/71. Leipzig, C. Sparow.

Meyers Reisebücher: Ägypten, Palästina u. Syrien. 2. Aufl. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Morgenstern, Lina, Die Praxis des 19. Jahrh. Heft 7—9. Berlin, Hauswirtschaftszeitung.

Meier, E., Heer, mittel- und niederdeutsche Mundarten und Dichter. Tübingen, H. L. Arl'sche.

Reichs-Kursbuch. Amtlicher des Eisenbahn-, Post- u. Dampfschiffverbindungen rc. 1889. Nr. 1. Berlin, Jul. Springer.

Schmidt, C. H. O., Das Gewerbliche Zeichnen im Anschluß an die für die Baugewerkschule bestimmte Vorschule. Berlin, H. Spemann.

Wood, Anna, Das Nordmeerland. Deutsch. Autorisierte Ausgabe. Minden, Kinderfreund, 1889 s. gut geschrieben. Leipzig, C. Grethlein.

Einführung in die Bedeutung des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuches für das deutsche Reich.

Von

Gustav Strehlke.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Der Versuch, in dem engen Rahmen eines Aufsatzes ein so großes Werk, wie es das bürgerliche Gesetzbuch für das deutsche Reich ist, würdigen zu wollen, mag dem gelehrten Juristen überaus gewagt erscheinen: vor seinem Auge taucht dabei das Heer der seit Jahrhunderten in der Wissenschaft umstrittenen Fragen auf, an denen er lebhaften Anteil nimmt und deren endgiltige Lösung in diesem oder jenem Sinne sein ganzes Interesse beansprucht; aber diese Zeilen sind nicht dazu bestimmt, den Rechtsverständigen belehrung zu schaffen und sie für oder gegen den Entwurf einzunehmen, denn sie haben längst Stellung zu demselben genommen; es gilt vielmehr, die weiten gebildeten Kreise des deutschen Volkes, und nicht zum wenigsten unsere Frauen, darüber aufzuklären, welch' einen unermeßlichen Wert die rechtliche Einigung einer großen Nation für ihre gesamte geistige und sittliche Entwicklung hat.

Das Gebiet des bürgerlichen Rechts erscheint, soweit das Sachen- und Forderungsrecht in Frage kommt, seit gegen Ende des Mittelalters das logisch entwickelte römische Recht das damals unvollkommene deutsche Recht überwunden hat, nach großen Gesichtspunkten im allgemeinen einheitlich geregelt, und es ist schwierig, ja fast unmöglich, Laien durch Auseinandersetzungen über derartige Stoffe zu fesseln; will man allen Gebildeten den Wert eines einheitlichen bürgerlichen Rechts vor Augen führen, so muß man hauptsächlich diejenigen Teile betrachten, welche Hoch und Niedrig, Arm und Reich in gleicher Weise berühren, das ist das Familien- und Erbrecht. Dabei mag gleich erwähnt werden, daß die Angriffe, welche gegen den Entwurf gerichtet werden, sich auf diese Teile desselben nicht beziehen, so daß man mit der Annahme, gerade in ihnen sei dem deutschen Volk eine vorzügliche Leistung geboten, nicht fehlgehen wird. Es kommt noch hinzu, daß die Zersplitterung des Rechts besonders im Familien- und Erbrecht eine hochgradige ist, und daß insbesondere dessen das Bedürfnis nach Einheitlichkeit gerade hier am stärksten hervortritt. Ueberhaupt herrscht heute in keinem Staate Deutschlands einheitliches Recht, ja kaum in einer Provinz; so bestehen in Bayern einige vierzig oder, wie andere Juristen annehmen, weit über hundert verschiedene, namentlich das Familienrecht betreffende Statutarrechte. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß es zu den schwersten Aufgaben des bayerischen Richters gehört, festzustellen, was im gegebenen Fall als geltendes Recht anzusprechen ist. Das eheliche Güterrecht kommt in Deutschland in weit über hundert Abänderungen vor, ohne daß zwingende sachliche Gründe diesen Zustand rechtfertigten, da die verschiedensten Formen auf demselben Gebiet, unter denselben wirtschaftlichen Verhältnissen neben einander bestehen. Die allgemeine Rechtszersplitterung ergibt sich schon aus der Thatsache, daß drei große, in zahlreiche Unterabteilungen zerfallende Rechtsgebiete in Deutschland unterschieden werden, die Gebiete des gemeinen oder römischen Rechts, des preußischen Landrechts und des Code Napoleon.

Schon in der Begeisterung der Freiheitskriege tauchte der Gedanke an ein einheitliches bürgerliches Gesetzbuch auf, um nicht wieder unterzugehen. Der berühmte Heidelberger Rechtslehrer Thibaut vertrat in Wort und Schrift diese Idee, allerdings ohne daß dieselbe praktisch werden konnte. Aber 1849 wurde die allgemeine Wechselordnung in den deutschen Bundesstaaten eingeführt, und ihr folgte 1861 das Handelsgesetzbuch; damit war der Weg betreten, welcher nach der Gründung des deutschen Reiches bis zum Ziele verfolgt werden sollte. Auf Grund des Reichsgesetzes vom 20. Dezember 1873 betraute der Bundesrat durch Beschluß vom 22. Juni 1874 eine aus elf hervorragenden Juristen bestehende Kommission mit der Ausarbeitung des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuches. Während diese Kommission arbeitete, traten am 1. Oktober 1879 die Reichsjustizgesetze in Kraft, welche eine einheitliche Organisation der deutschen Gerichte, ein einheitliches Verfahren in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten und in Konkurssachen schufen, so daß der Boden für das neue Werk trefflich bereitet war.

An der Jahreswende 1887/88 überreichte der verstorbene Präsident der Kommission, Wirklicher Geheimerat Pape, dem Reichskanzler den fertiggestellten Entwurf erster Lesung. Derselbe zerfällt in fünf Bücher, deren erstes den allgemeinen Teil enthält; im zweiten Buch werden die Schuldverhältnisse, im dritten das Sachenrecht geregelt. Das vierte und fünfte Buch umfaßt das Familien- und Erbrecht. In 2164 Paragraphen ist das bürgerliche Recht unter Vermeidung fast aller Fremdwörter dargestellt.

Das vierte Buch beginnt mit dem Eherecht, dessen Gestaltung vollkommen dem sittlichen Bewußtsein des deutschen Volkes entspricht, wie einige Hinweise auf bemerkenswerte Bestimmungen zeigen werden.

Der Zweck der Ehe kann nicht in Erfüllung gehen, ein harmonisches Zusammenleben, eine sittliche Gemeinschaft kann nicht erwartet werden, wenn es möglich ist, wider den Willen des einen Teiles die Ehe auf Grund des Verlöbnisses zu erzwingen. So steht denn auch der Entwurf auf dem Standpunkt, daß durch das Verlöbnis eine Verbindlichkeit der Verlobten zur Eheschließung nicht begründet wird. Jedoch ist für den Fall eines ungerechtfertigten Rücktritts dem vertragstreuen Teil ein Anspruch auf Ersatz des ihm dadurch entstandenen wirklichen Schadens zuerkannt, wobei dem Richter die Entscheidung, ob ein ungerechtfertigter Verlobnisbruch vorliegt, überlassen ist. Diese Bestimmungen werden voraussichtlich selten zur Anwendung gelangen; indessen sind sie erforderlich, denn der Ehe selbst kann eine dauernde Festigkeit nur gegeben werden, wenn man die Eheschließung frei macht und das Verlöbnis nicht mit rechtlichen Fesseln umgibt.

Die Auffassung über die Ehe, welche aus dem Eherecht des Entwurfs erkennbar ist, wird von der deutschen Frauenwelt verstanden und gebilligt werden. Es ist klar, daß dem Staate daran liegen muß, die willkürliche Auflösung der Ehe zu verhindern, denn auf Ehe und Familie beruht recht eigentlich seine Festigkeit. Ferner muß der Staat die Rechte jedes Ehegatten gegenüber dem andern sichern und diesen durch Gesetz zur Erfüllung seiner übernommenen sittlichen Verpflichtungen anhalten. In gewissen Fällen ist endlich dem verletzten Ehegatten, dessen Rechte von dem andern Teile nicht geachtet werden, das letzte Auskunftsmittel, die Ehescheidung zu verlangen, zuzugestehen. Der Entwurf unterscheidet zwischen der dauernden Ehescheidung und der Trennung, welche auf längstens zwei Jahre ausgesprochen werden kann. Bestehen nach dem Ablauf der Zeit der Trennung die sie dieselbe maßgebenden Gründe noch fort, so kann von dem unschuldigen Teil auf Ehescheidung geklagt werden. Als Scheidungsgründe führt der Entwurf auf: Ehebruch, Nachstellung nach dem Leben, böswillige Verlassung, ferner schwere Mißhandlung und ehrloses, unsittliches Verhalten (Verurteilung wegen Verbrechens oder Vergehens).

Indessen ist zu bemerken, daß im allgemeinen nur die drei ersten Gründe völlig durchschlagend sind; bei den letzteren ist der unschuldige Teil nur berechtigt, auf Trennung zu klagen, sofortige Scheidung dagegen kann er nur dann verlangen, wenn nach den Umständen des Falles die Aussicht auf Herstellung des ehelichen Verhältnisses ausgeschlossen ist.

Man ersieht aus diesen Bestimmungen, daß der Entwurf die Ehescheidung nach Möglichkeit zu erschweren sucht und

Digitized by Google

allen willkürlichen Trennungen mit Schärfe entgegentritt. So ist nach dem Entwurf weder Geisteskrankheit noch körperliches Gebrechen ein Scheidungsgrund; die Redaktoren sind dabei von dem natürlichen Grundsatz ausgegangen, daß die Ehe als die innigste Verbindung zweier Personen zur gemeinsamen Ertragung von Freud' und Leid verpflichtet. Deshalb kann die unüberwindliche Abneigung auch nicht mehr als Scheidungsgrund anerkannt werden, ebensowenig gibt es eine Scheidung auf Grund gegenseitiger Einwilligung. Der Entwurf will eben vor leichtsinniger Eingehung der Ehe warnen, schützt aber die einmal geschlossene Ehe gegen Störungen auf das kräftigste. Das sittliche Moment der Ehe hat sich in dem Entwurf in glücklichster Weise Geltung zu verschaffen gewußt, und man kann als die segensreiche Folge der Einführung solcher Bestimmungen eine Erstarkung des Familienlebens in sichere Aussicht stellen.

Mit der so verschiedenen Gestaltung des ehelichen Güterrechts räumt der Entwurf vollkommen auf, indem er die deutschrechtliche Trennung der Güter mit Verwaltungsgemeinschaft als gesetzliches Güterrecht einführt und nur die Eingehung von besonderen, in einem öffentlichen Register einzutragenden Eheverträgen zur Abänderung des gesetzlichen Güterrechts zuläßt.

Im übrigen haben die Verfasser des Entwurfs nicht verkannt, daß es in weit höherem Grade die Sitte ist, welche die Stellung der Frau im bürgerlichen Leben bestimmt, als das Recht; deshalb sind die Befugnisse der Ehefrau auch nur in großen Zügen gezeichnet. Sie hat die Schlüsselgewalt im Hause, welche ihr auch durch Verträge nicht genommen werden kann; sie darf für die Zwecke der Wirtschaft Verbindlichkeiten eingehen, für welche der Mann aufzukommen hat. Derselbe hat natürlich bei Ueberschreitung der Befugnisse der Frau in dieser Richtung das Recht, sich an ihrem Vermögen schadlos zu halten. Ja, es ist der Frau sogar ein selbständiges Recht gegen den Mann eingeräumt, da sie sich seinen Entscheidungen, wenn dieselben sich als Mißbrauch der ehemännlichen Rechte darstellen, nicht zu fügen braucht. Wenn die Frau den rechtlichen Anspruch auf einen der Lebensstellung des Mannes entsprechenden Unterhalt hat, so vermittelt der Entwurf ebenfalls einen sittlichen Gedanken, wenn er dem erwerbsunfähig gewordenen Mann denselben Anspruch nicht versagt. Die Frau hat ein persönliches Eigentum an Schmuck sowohl als an ihrem eigenen Vermögen, jedoch unbeschadet der Verwaltungsbefugnis des Mannes. — Die Ehemündigkeit der Frau tritt mit dem sechzehnten Lebensjahre ein, jedoch ist Dispensation zulässig, so daß ein Mädchen eventuell bereits mit fünfzehn Jahren heiraten kann.

Die Stellung der Frau in der Familie wird, wenn der Entwurf Gesetzeskraft erlangt hat, eine wesentlich gestärkte sein; mit kühnem Griffe haben die Redaktoren im Anschluß an das Volksbewußtsein die aus dem römischen Recht überkommene Anschauung von der väterlichen Gewalt beseitigt und damit die Zustimmung weitester Kreise erworben. Paragraph 1501 lautet:

„Das eheliche minderjährige Kind steht unter der elterlichen Gewalt, die elterliche Gewalt steht dem Vater und nach dessen Tode der Mutter zu."

Die wesentlichste Folge dieses Rechtssatzes ist die, daß nach dem Tode des Vaters die Einleitung einer Vormundschaft über die minderjährigen Kinder im Prinzip fortfällt, wenn die Mutter am Leben ist; diese wird vielmehr Trägerin der elterlichen Gewalt. Nur in ganz bestimmten Fällen — wenn der Vater es vor seinem Tod angeordnet hat, wenn die Mutter selbst den Antrag stellt oder wenn das Gericht im Interesse der Kinder wegen umfangreicher und schwieriger Vermögensverwaltung es für erforderlich hält — wird der Mutter ein Beistand beigegeben. Diese gesetzgeberische Neuerung ist geeignet, das Familienleben noch inniger zu gestalten und die unnötige Einmischung fremder Personen demselben fernzuhalten. Mit dieser Bestimmung ist aber auch sowohl die Geschäftstüchtigkeit als die moralische Befähigung der deutschen Frau zur Erziehung ihrer Kinder von der Gesetzgebung in hohem Maße anerkannt. Selbstverständlich ist es, daß eine neue Ehe der Witwe den Verlust der elterlichen Gewalt nach sich zieht, und daß dann die Bestellung eines Vormundes erforderlich wird; das Gesetz will es vermeiden, die Frau in einen Konflikt der Pflichten zu bringen, wie das geschehen würde, wenn sie in einer neuen Ehe, deren Interessen sie sich voll und ganz hingeben muß, die elterlichen Rechte über die Kinder einer früheren Ehe beschütze.

Die elterliche Gewalt erlischt mit der eingetretenen Volljährigkeit des Kindes, also mit dem einundzwanzigsten Lebensjahre. Außer den natürlichen Beendigungsgründen, Tod und so weiter, kennt der Entwurf eine Verwirkung der elterlichen Gewalt als Folge der Verurteilung wegen Verbrechen und Vergehen gegen das Kind oder an demselben. Die erreichte Volljährigkeit und die damit erfolgte Beendigung der elterlichen Gewalt enthebt das Kind indessen nicht der Gehorsamspflicht und der Notwendigkeit, die elterliche Genehmigung vor Eingehung einer Ehe nachzusuchen.

Außerordentlich wichtig erscheint es, daß der Entwurf auf dem Gebiete des Erbrechts mit den fast unübersehbaren heute noch herrschenden Zuständen völlig bricht; er beruft in erster Linie, wenn keine letztwillige Verfügung vorhanden ist, im Anschluß an das allgemeine Rechtsbewußtsein und die sonstigen Gesetzgebungen die Abkömmlinge des Erblassers zu Erben, und zwar wird ein entfernterer Abkömmling durch einen zur Zeit des Erbanfalls lebenden näheren Abkömmling ausgeschlossen, wenn er durch diesen mit dem Erblasser verwandt ist, das heißt mit anderen Worten, der Vater schließt den Sohn aus. Mehrere Kinder des Erblassers erben zu gleichen Teilen. Hat ein Abkömmling den Erblasser nicht überlebt, so treten des ersteren Kinder an seine Stelle, so daß dann eine Erbfolge nach Stämmen besteht. Nach der ersten Linie sind als gesetzliche Erben die Eltern des Erblassers, sowie die gemeinschaftlichen und einseitigen Abkömmlinge derselben, das heißt die vollbürtigen und halbbürtigen Geschwister des Erblassers als zweite Linie berufen. Leben zur Zeit des Erbanfalls beide Eltern des Erblassers, so erben sie allein und zu gleichen Teilen. Lebt dagegen nur ein Elternteil, so erhält er die eine Hälfte und die Geschwister des Erblassers die andere. In der dritten Linie erben die Großeltern, sowie die gemeinschaftlichen und einseitigen Abkömmlinge derselben. Der einzige überlebende Großelternteil ist alleiniger Erbe, mehrere noch lebende Großelternteile erben allein und zu gleichen Teilen, ohne Unterschied, ob sie zur Vater- oder Mutterseite gehören. Hat keiner der Großelternteile den Erblasser überlebt, so erbt von ihren Abkömmlingen der dem Erblasser dem Grade nach am nächsten Verwandte, mehrere gleich nahe zu gleichen Teilen. Hier ist die Vertretung nach Stämmen zur Verhütung einer weitgehenden Zersplitterung der Vermögen ausgeschlossen. Die vierte Linie umfaßt die Urgroßeltern und deren Deszendenz und so fort, wobei immer der dem Grade nach nähere Verwandte den entfernteren ausschließt. Mit dem Erbrecht der Verwandten konkurriert das Erbrecht des Ehegatten des Erblassers; dasselbe ist wesentlich gegen die meisten bestehenden Gesetzgebungen erweitert. Der Entwurf bestimmt, daß der Ehegatte des Erblassers als gesetzlicher Erbe zu einem Viertel der Erbschaft berufen ist, wenn Verwandte der ersten Linie (Kinder und so weiter) vorhanden sind; wenn Verwandte der zweiten Linie oder ein oder mehrere Großelternteile zur gesetzlichen Erbfolge gelangen, wird er zur Hälfte der Erbschaft, und in Ermanglung solcher Erben zur ganzen Erbschaft berufen. Ferner wird dem neben einem Verwandten der zweiten Linie oder einem Großelternteil erbenden Ehegatten außer dem Erbteil ein bestimmter sogenannter „Voraus" gewährt, bestehend aus dem Haushaltungsinventar, welches die Ehegatten im gewöhnlichen Gebrauch hatten, und den Hochzeitsgeschenken.

Indessen wollen wir den Leser nicht mit weiteren Einzelheiten beschweren. Derselbe wird erkannt haben, daß der sittliche Inhalt der Ehe auch maßgebend gewesen ist für die Gestaltung des ehelichen Erbrechts. Man wird Vorschriften des römischen Rechts, welche nur dem „bedürftigen Ehegatten" ein Erbrecht gewährten, keine Thränen in Deutschland nachweinen, und man wird es als in dem Gedanken der Ehe begründet finden, daß zwischen Mann und Frau in erbrechtlicher Beziehung kein Unterschied mehr gemacht wird.

Hiermit schließen wir den Leser nicht mit weiteren Einzelheiten beschweren. Derselbe wird erkannt haben, daß der sittliche Inhalt der Ehe auch maßgebend gewesen ist für die Gestaltung des ehelichen Erbrechts. Man wird Vorschriften des römischen Rechts, welche nur dem „bedürftigen Ehegatten" ein Erbrecht gewährten, keine Thränen in Deutschland nachweinen, und man wird es als in dem Gedanken der Ehe begründet finden, daß zwischen Mann und Frau in erbrechtlicher Beziehung kein Unterschied mehr gemacht wird.

Hiermit schließen wir unsere Einführung in das bürgerliche Gesetzbuch in der Hoffnung, in weiteren Kreisen Teilnahme für dasselbe erregt zu haben. Obwohl es auch einzelne andere als die berührten Gebiete des bürgerlichen Rechts gibt, denen der Laie sein Interesse zuwenden würde, so zeigen doch gerade die Bücher des Familien- und Erbrechts, daß der dem Entwurf gemachte Vorwurf, er sei undeutsch, vollkommen unhaltbar ist, denn die Gestaltung dieser Rechtsgebiete entspricht vollkommen dem geläuterten Rechtsbewußtsein unseres Volkes, welchem das neue Werk näher zu bringen eine Aufgabe ist, der sich unsere juristisch gebildete Schriftstellerwelt in höherem Maße zuwenden sollte, als es bisher geschehen ist.



O. von Oehlschläger,
der neuernannte Staatssekretär des Reichsjustizamtes.

Der neue Chef des Reichsjustizamts.

Als vor wenigen Wochen der Leiter des Reichsjustizamts von Schelling als Nachfolger des Herrn von Friedberg in das gerade jetzt bei der Abfassung des bürgerlichen Gesetzbuches so wichtige Amt des preußischen Justizministers berufen wurde, da konnte es in juristischen Kreisen keinem Zweifel unterliegen, daß der bisherige Kammergerichtspräsident O. von Oehlschläger, dessen klares Urteil und juristische Schärfe, dessen hoher Standpunkt und erfahrenes Wissen weit über die Fachkreise hinaus geschätzt und geehrt werden, als der berufenste Nachfolger Schellings anzusehen sei. Und in der That meldete der Reichsanzeiger nur wenige Tage darauf die Ernennung des Herrn von Oehlschläger zum Staatssekretär des Reichsjustizamts und — auf Grund des § 6 der Verfassung — zum Bevollmächtigten zum Bundesrat.

O. von Oehlschläger ist als der Sohn eines Rittergutsbesitzers in Ostpreußen am 16. Mai 1831 geboren. Er bezog, nachdem er auf dem Kneiphöfischen Gymnasium in Königsberg seine Schulbildung vollendet, Ostern 1850 die dortige Universität. Drei Jahre später erfolgte sein Eintritt in den juristischen Staatsdienst, und im August 1859 wurde er zum Gerichtsassessor ernannt. Nachdem er zunächst Hilfsarbeiterstellen in Schwetz und Thorn in Westpreußen bekleidet hatte, trat er zur Staatsanwaltschaft über, zunächst in Danzig, später in Schwetz und Marienwerder, bis er schließlich die Stelle des ersten Staatsanwalts zu Königsberg in Preußen bekleidete. Zum Zweck der Vorbereitung der Reichsjustizgesetze wurde Oehlschläger im Januar 1874 in das Justizministerium berufen, dem er als vortragender Rat bis Dezember 1879 angehörte. Während dieser Zeit hat er vielfach als Regierungskommissar im preußischen Landtage und im Reichstage, besonders in der Reichsjustizkommission, fungiert und wiederholt Proben seines scharfen, durchdringenden Verstandes, seiner leichten Fassungsgabe und glänzenden Befähigung in der Darlegung der schwierigsten Materien gegeben. Im Dezember 1879 trat Oehlschläger als Generalauditeur und Wirklicher Geheimer Oberjustizrat an die Spitze der Militärjustiz der Armee und Marine, am 1. Januar 1885 wurde er zum Präsidenten des Kammergerichts ernannt.

In den letzten Jahren wurde der verdiente Beamte mehrfach durch Beweise der Allerhöchsten Anerkennung ausgezeichnet: im Mai 1884 wurde er zum Kronsyndikus ernannt und durch Allerhöchstes Vertrauen in das Herrenhaus berufen; bei der Neukonstituierung des Staatsrats wurde er zum Mitgliede desselben ernannt und im Mai vorigen Jahres bei den Standeserhöhungen, die Kaiser Friedrich III. vornahm, in den Adelstand erhoben.

Obwohl von nicht gewöhnlicher staatsmännischer Begabung ist Herr von Oehlschläger bisher politisch doch nicht hervorgetreten. Seine Ernennung zum Staatssekretär datiert vom 19. Februar dieses Jahres. G. D.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Neuestes und schönstes
Oster- und Konfirmationsgeschenk für junge Damen.

Soeben ist erschienen:

Aus der
Töchterschule ins Leben.
Ein allseitiger Berater für Deutschlands Jungfrauen.
Unter Mitwirkung hervorragender Kräfte
herausgegeben von
Amalie Baisch,
geb. Markgraff.
Mit einem Titelbild von Emanuel Spitzer.
Preis geheftet 5 Mark; in elegantem Original-Einband Preis 6 Mark.

Das Buch trägt der modernen Frauenbewegung geziemend Rechnung und erörtert dabei alles das, was im allgemeinen zu wissen und besonders schätzenswert ist, soll tüchtiger Heranbildung eines jungen Mädchens unerläßlich sein. Der erste Teil behandelt sich über das Leben im Elternhaus, in der Gesellschaft über die Freundschaft zum Mann- und Schwesterherz, über Liebe, Verlobungs- und Hochzeitsfeier, Ehe und Ehestand und begleitet das junge Mädchen bis an die Schwelle des Greisenalters; die zweite Abteilung zieht alle wissenswerten Berufszweige in Betracht, für die ein Mädchen sich entschließen kann, von der häuslichen Beschäftigung an bis zu den streng fachwissenschaftlichen Studien und Postulaten — alles das aber nicht in trockenem, belehrendem Tone, sondern in interessanter und anregend wirkender Darstellungsweise, welche die Aufmerksamkeit der Lektüre voll und ganz erhält.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.



(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 496.

Von M. L....l.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 493:

Weiß.	Schwarz.
1) D. A 2 — G 8	1) L. D 3 zieht (a).
2) L. E 8 — F 7	2) Beliebig.
3) Dame Matt.	
a)	
1)	1) L. D 3 — C 4.
2) D. G 8 n. C 4 † ic.	
A)	
1)	1) S. B 8 — C 6.
2) D. G 8 n. H 7 †	2) K. E 4 — D 5.
3) L. E 8 — F 7 Matt. — (Auf 1) . . .	1) anders folgt 2) L. E 8 — F 7 ic.)

Schachbriefwechsel.

Hrn. Fritz Förster in Leipzig. Nro. 489—491 R. — D. Cavallina in Meißen. Nro. 489 und 490 R. — G. H. Reinhard in Bautzen. In Nro. 490 führt 1) T. D 6 — A 6 nicht zum Ziel, weil S. G 7 — E 6 folgt. [illegible] und nach 2) T. H 6 n. H 6. L. C 1 — B 6 das Matt verzögert. — [illegible] in Homburg. Nro. 489—490 (Schachaufgabe Nro. 292—294) R. In Bezug auf die beiden Aufgaben wird briefliche Antwort eintreffen. — G. [illegible] in [illegible]. In Nro. 488 nach 1) T. H 8 — H 5 kann Schwarz durch D 4 — D 3 das beabsichtigte Matt vereiteln. — Mr. Em. Frau à Lyon. Nro. 489 R. — Hermann Andersen in Hamburg. Karl Kehler in [illegible]. Nro. 490 R. — E. [illegible] in München. Nro. 489 und 490 (Schachaufgabe Nro. 293 und 294) R. In Nro. 489 [illegible] scheitert der Zug 1) T. A 4 — A 5 an G 3 — G 2, auf 2) L. A 5 — F 5 † [illegible] der König nach G 4. — Jean [illegible] in [illegible]. Die freundlichst eingesandte Aufgabe ist ein wenig zu leicht [illegible] und ist dieselbe Idee schon sehr häufig dargestellt worden. — J. H. in Hedewigenkoog. Für Nro. 491 hat 1) D. C 1 — D 1 nicht den gewünschten Erfolg, denn Schwarz antwortet F 2 — F 1 (wird Dame) und nach 2) T. D 1 — A 4 † hindert T. F 1 — C 4 das Matt.

Dr. [illegible] in Heidelberg. Nro. 491—494 R. — Josef [illegible] in Teltz. Nro. 489—493 R. — Gg. G. in Stuttgart. Nro. 490 und 491 R. — Frln. [illegible] in Görsdorf. Mit Vergnügen geprüft. Die [illegible] schwierige Aufgabe Nro. 488 haben Sie mit bekannter Sorgfalt richtig gelöst. — Hrn. v. [illegible] in Großsteden. Für Nro. 489 kann durch 1) L. F 2 — E 2 kein dreizügiges Matt herbeigeführt werden, weil Schwarz E 7 — E 6 und nach 2) T. G 3 — F 4 (H 4) K. D 7 — C 7 spielt. — Schachklub in Wesel. Nro. 489—494 R. — E. T. in Aachen. Wir empfehlen Ihnen die [illegible] Schachzeitung: „Deutsches Wochenschach“, redigirt von Emil Schallopp, Albert Heyde und B. Hülsen. Das Blatt erscheint wöchentlich im Verlage von Hecker, Nupel & Co. in Braunschweig. Das Jahresabonnement beträgt neun Mark.

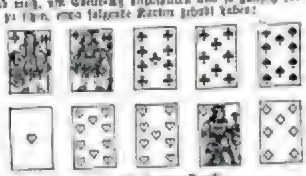


(Redigirt von Oskar Klein.)

Auflösung der Aufgabe Nro. 78:

Skat.

Vorhand muß, um Coeur-As anzuspielen und so günstig für den Spieler als möglich zu sein, etwa folgende Karten gehabt haben:



Im Skat eine Coeur- und eine Carreau-[illegible].

Mittelhand [illegible] Coeur-As mit dem Könige und fordert mit [illegible] Wenzel, [illegible] bringen die Gegner 7 Points ein. Vorhand [illegible] Carreau-König — 13, zusammen 22. [illegible] Hinterhand Trumpf oder [illegible] Wenzel fordern, auf [illegible] ist gleich, der Spieler muß [illegible] Hinterhand nur die [illegible] einwerfen kann. Da mit [illegible] [illegible] nicht [illegible] ist, wohl aber, wenn Hinterhand in dem [illegible] Vorhand bei der [illegible] Stande des [illegible] [illegible] ist Schneider unmöglich.

Rätsel.

Rätselhafte Inschrift.



Vorstehende, leider in drei Bruchstücken bei dem Dorf [illegible] bei Weißenburg im Juni v. J. ausgegrabene Steintafel, die in dem dort [illegible] [illegible] gefunden wurde, ist zum großen Bedauern wegen der in der Unterschrift befindlichen Bruchstücke bis jetzt nicht zu entziffern gewesen, doch dürfte, sobald es gelingt, das unten abgebrochene Stück noch aufzufinden, vielleicht die Deutung der Inschrift gelingen. Inwiefern übrigens Thucydides mit den anscheinend sich zum Essen niedersetzenden drei Personen in Einklang zu bringen sein dürfte, ist vorerst ein Rätsel.

Auflösung des Buchstabenrätsels Seite 496:

H E N R I C I
O R N A T
L E A
L
I D A
E I S E N
N E U W I E D

Umstellungsrätsel.



Die obigen Kreuze eingeschlossenen Silben stehen in Abschnitten von einander und sind durch zusammenhängende Linien so zu verbinden, daß 6 Wörter von bekannter Bedeutung entstehen. Die erhaltenen Wörter sind dann durch Versetzung je eines Buchstabens in 6 neue Wörter zu verwandeln, deren Initialen, der Reihe nach gelesen, einen deutschen Dichter nennen.

Auflösung des Rätsels Seite 506:

Eine Tracht — Eintracht.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 506:

[illegible]



Alter Abonnent. Gute Lektüre zu einem äußerst billigen Preis bietet Ihnen die in unserer Verlagshandlung erscheinende „Deutsche Romanbibliothek“, bezüglich deren wir Sie auf die Ankündigung in Nr. 21 auf Seite 503 verweisen. Den Jahrgang 1888 unseres „Ueber Land und Meer“ können Sie broschirt zum ermäßigten Preis von 5 Mark noch haben.

Eine treue Abonnentin in B. Wir nennen Ihnen die in Paris erscheinenden Journale: „La Mode illustrée“ (Firmin-Didot & Cie.) und „La Mode nationale“. Das Nähere erfahren Sie am besten unmittelbar.

„Wahl macht Qual“. Am zweckmäßigsten für die geplante Reise ist ohne Zweifel das im Auftrage des Reichs-Postamts bearbeitete „Reichskursbuch“ (Preis 2 Mark, Berlin, Julius Springer), das [illegible] in jeder Buchhandlung zu beziehen ist.

G. in B. bei M. In unserer [illegible] erhält das Buch seinen [illegible] Illustrirtes [illegible], Breslau, J. U. Kerns Verlag, durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Antonie K. in St., Karl T. in Frankfurt a. M., Max W. in Stralsund, M. W. G. in C., E. G. in Darmstadt. Nicht verwendbar.

Sechzehnjähriger Abonnent in Chemnitz. Wir können das nicht ermitteln.

Leopold H. in G. Carbonvilla hat in seinen Vereinigten Staaten [illegible] Städte dieses Namens, deren bedeutendste in Nord-Carolina liegt.

E. von R. Ueber diese militärischen Neuerungen sind wir noch nicht näher unterrichtet.

Matthias K. in Arnstadt. Sie haben im wesentlichen Recht, insofern die englische Flotte noch heute die größte Anzahl von Schiffen und Kanonenbooten aufweist; die französische kommt ihr allerdings darin am nächsten und übertrifft sie bezüglich der Zahl der in ihrem Marinedienst zur Verwendung gelangenden Kanonen. Genaueres darüber finden Sie in der Briefmappe auf Seite 64 dieses Jahrganges unter „M. K. in W.“

G. G. in Riga. Ein Handbuch darüber hat Bittez geschrieben.

E. P. in C. An Abschriftenkurse und [illegible] haben wir so reichen Vorrat, daß wir denselben vorerst nicht zu vergrößern wünschen.

L. St. in P. Die Gattin des Hugo Grotius hatte, als er zu lebenslänglicher Gefangenschaft [illegible] [illegible] werden, sich die Erlaubnis ausgewirkt, ihm eine Kiste voll Bücher und Wäsche [illegible] zu dürfen. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Gefängnis gebracht [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Vorgang [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

Norddeutscher Lloyd



Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und

Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

Prospekte versendet
Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

75

W. J. in Hamburg. Die Redaktion Ueberm. in Dresden ist schon in zwei benutzten Briefen gebeten worden.

Heinrich R. in H. Nicht verwendbar.

Gottfr. Pl. in H. Um diese Dinge ja ernstlich, nützten recht sachliches Lob bringen, die von den für Ihre Fragen aufgeschlagenen Stammbuchen ausgehen will noch einmal eingehender werden.

H. L. L. — B. Unseren Anforderungen genügt das Eingesandte nicht.

Schultheiß in G. Kümmelfall einer eines ganz vollwichtigen Grund, der von jedem preußischen Vorschuß unabhängig sein muß.

Ehrenvoll in K. Ganz gewiß! Zahlmeisterpo kr. aber eine bessere Wrl. St. geb. v. C. in Fl., Böhmen, und J. in L. Bücher war recht der Redaktion des von Ihnen erwähnten Aufsatzes vermögen die gegenwärtige Redaktion La Redaktion de Ferrara empfehlen.

Nr. 100 in F. Pein. Theater Tulpchen, der hochbegabte Verfasser des Romans „Junge Liebe“, hat bis jetzt nur dieses eine Werk seiner reifsten Muse in der Unterhaltung gedruckt.

„Tannenwalder“. 1) Das erfahren Sie sicher Hand in jeder Buchhandlung. 2) Der Theil Teilkontil; in übrigen gilt das unter 1) Gesagte. 3) Ich ist aufgrund bisher bekannt.

L. M. in Locle, Schweiz. Das Lied hat seine weitere Reise.

W. T. in Schul .... Sollen ist Ihr jetzt das einzige Werk, das Georg Ebers in gedruckter Form veröffentlicht hat.

Studentin L. Verglichen Sie das auf S. Stunde „Lex. a Lt.“ in Gesagte.

Cand. theol. in Luckenwalde. Ein derartiges Lexikon gibt es unseres Wissens noch nicht.

Ernst M. in Gr. Die grundlegenden Studien sind auf einer polytechnischen Schule zu machen.

Rita Br. in Lötzen. Niederlagen davon befinden sich in allen größeren Städten, hierzu auch an Ihrem Wohnsitz. Zeichnungen sind durch die Spitze über Wasserdruck anzufertigen.

O. H.-Tsch. in J. Die Bestellungen, unsere Sprache von der Uebertragung mit rothwelschen Fremdwörtchen zu säubern, die den Stil unleidlich und unklar machen, teilen wir mit voller Uebereinstimmung; nur sind wir auch hier wie in allen guten Dingen von Uebertreibungen fern und die deutsche Sprache nicht auch von denjenigen zum Teil für eine gesteigerte, treffende und schlagkräftige Ausdrucksweise ganz unentbehrlichen Worte beringen muß, die sie sich durch Umschmelzung der romanischen Wurzeln in germanische Formen längst vollkommen zu eigen gemacht hat.

Corpsrat in K. 1) Darüber werden Sie sich selbst das Nötige nachlesen müssen, etwa in dem Buche: „Der Reichs- und Staatsbürger“, von H. Bollmann, das bei Wilh. Vieler in Leipzig erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen ist. 2) Sicher hat für andere ihrer bereits hier aufgeworfenen Bedeutung eine noch größere Zukunft. 3) Das vermögen wir nicht zu entscheiden und empfehlen und bei der Schwierigkeit, mit der auf die Ansichten einander gegenüberstehen, grundsätzlich jeder Publikation in einer Sache, die eben doch noch lange nicht Geschichte ist. 4) Das erfahren die betreffenden Verlagsbücher, auf die wir Sie darauf verweisen müssen.

Fräulein W. v. Sl.-B. in C.-B. (Ungarn). Wir bedauern, Ihnen über die Verwaltung des Junggesellen-Klubs die gewünschten Auskünfte und genauen Informationen nicht geben zu können.

Neuer Abonnent in B. Ihre Bestellungen können wir bis zu den verschiedenen Formen, weil sich sie aus anderen Ursachen müssen für unsere Kreise ungeeignet. Auch an Stahl- und Schokoladen müssen wir die höchsten Anforderungen stellen. — Jedes einzelne Heft hat ein Inhaltsverzeichnis.

Wilhelmine in L. Wir raten Ihnen doch zur Vorsicht und empfehlen nur allen, eine Bitte um Beratung an das Centralvermittlungsbureau des Reichsvereins, Berlin SW., Königgrätzerstraße 90, zu richten, das in solchen Dingen und den Verhältnissen zu sein pflegt.

Gustav St. L. in D. (Schweiz). Ob Sie in den Stadtteil einreisen können, das wird darauf ankommen, wie weit Sie sich Adressenschreibens und praktischen Buchstabirens bereits gefügt entwickelt. Versuch des ersten Briefes könnten Sie eine Anfrage an die Direktion der Deutsch-Orientalischen Gesellschaft in Berlin W., Kronenstraße 76, richten.

F. St. in B. Derartiges können nur mit in redaktionelle Einzelheiten Darstellung brauchen. Ihre Zeichnung ist als Dilettantenarbeit ganz anerkennenswert, bleibt aber doch hinter den Anforderungen, die wir stellen müssen, weit zurück.

Edelweiß in Kraln. Besser als nach Italien schicken Sie sich um Auskunft darüber an eine deutsche oder österreichische Stellenvermittlung, etwa Frau Emilie Reiser in Wien, Stock im Eisen-Platz 31, oder das Stellenvermittlungsbureau des Lehrervereins in Berlin SW., Königgrätzerstraße 90. Nach dort finden sich häufig Stellen für Italien vorgemerkt, und Sie gehen sicherer als bei italienischen Agenten, deren Zuverlässigkeit sich von hier aus nicht kontrollieren läßt.

Ein Abonnent in St. Paul, Minnesota. Das Monumentbild des Grafen Herbert Bismarck auf unserer Seite 496 innerhalb der Gruppen vom Berliner Protest werden Sie inzwischen gesehen haben. Ein größeres Brustbild des Grafen, der sich während der letzten fünf Jahre in seinem Aeußern kaum verändert hat, brachte unser Jahrgang 1884 auf Seite 945. Wo Sie auch dasjenige seines Vaters, des Fürsten Otto von Bismarck, finden.

E. von St. in L. In einfach eleganter Einrichtung eines „Herrenzimmers“, wie Sie es nennen, also eines geschlossenen Vorplatzes, der zugleich als Wartezimmer dienen soll, gehören jedenfalls Rechen und Stöcke für die hier abgelegenen Oberkleider, ein Spiegel, der am besten über einem Konsoltischchen mit Schalbach für Karten, Haar- und Kinderbesuchen anzubringen ist, einige Stühle für wartende Dienstboten, vielleicht, wenn der Raum dafür zureicht, auch ein runder Mitteltisch („Salon“) oder eine gepolsterte Sitzbank mit Lehnen („Causeuse“). Nicht minder sind praktisch sind die neuerdings beliebten „Vorplatzmöbel“, welche Spiegel, Konsoltisch, Kleider- und Schirmständer in sich vereinigen.

Minnie C. D. in Chicago. Sehen Sie sich mit der Direktion der Post-Dampfer in Verbindung.

K. r. v. in Rom. Ja unentgeltlich.

Richtige Lösungen sandten ein: Fr. Hch. Hechtling-Tschech in Zürich (2). Fr. L. Hempel in Gnadenau. Walter Bieber in Hannover. Rudy in Paris. Max Brenner in Ulrich (2). Elsa Schwarz in Barmen. „Zögert bei Verlust“ in Mainz. „Klatschbasen“ in Ulm. Hedwig Bick in Stuttgart. Bahnen. E. Hartmann in Langenbeck a. H. Mit Stenmann Rahn in Mülheim. Hermann Kaiser in Bremen. Ehl. Wrl. Marie Wagner Bamberg in Graz. P. in Dijon. „Sein Ganz“ in Marbach. Adolf Gartenstein in Melbourne. Augustin Wallner in Berlin. C. Kornuth in Weißenhorn, Aufland.

Gesundheitspflege.

F. St. Bdg. Ein Ihren Zwecken entsprechender Badeort wäre Schaffhausen in der Schweiz. Dasselbe liegt 1145 Meter über dem Meer, Schnee und Eis sind daher selten. Während bei mäßigen Sommerhitze, 21.1 nach an den schwülsten und drückendsten Sommertagen eine angenehme, erfrischende Bergluft und in Luft eine halbe Stunde vom Bahnhof entfernt, bieten altertümlich-romantische Gassen in Form mittelalterlichen Bauwesen dessen zum Spazierengehen. Nach K. in B. Die verschiedenen Tinktaturen wirken alle nur vorübergehend. Ein Mittel zur dauernden Beseitigung überflüssiger Gesichtshaare gibt es bis jetzt noch nicht.

G. K. in B. 1) Man wasche, spreize Hände stets und gründlich zu machen, werde man hingegen Verfahren es: Nach dem Waschen werden die Hände gut getrocknet und mäßig mit Cerumo edicolo (Unguentum emollions) eingerieben, hierauf wird in eine Handkund etwas Essigsprit (Spiritus saponatus) gegossen, dann die Hände durch gegenseitiges Reiben der Hände verrieben und schließlich mit einem trockenen Handtuch die feste Schmiere entfernt abgewischt. Hierauf das ganze, ein paar Minuten dauernde Verfahren wiederholt. Die Hände werden dadurch sehr schön zu glänzen und von natürlicher Farbe. 2) Verletzte gebrochene Finger kann man nur auf ärztlichen Rat hin gerade machen.

K. K. in Grafton. Schwarze Hände wird man mit folgendem Rezept ein: Seifen, Kampfer- und Terpentinspiritus je 2 Teile, Salmiakgeist 4 Teile.

M. J. in K. Gegen Mückenstiche helfe Seite 443 dieses Jahrgangs.

Q. B. in B. Die oft sehr lästerhaften dunklen Flecken (Sommersprossen) an den hervorragenden Teilen des Körpers entstehen nicht durch den Druck und pressenden Schalenreiz. Durch Vermeiden des letzteren kann man solchen Flecken vorbeugen, mittelst eines warmen Fettgebäcks aber durch Auflegen von Gurkenscheiben und nachheriges wechselndes Abwaschen mit einem Kalkwasser lassen sich diese Schmitzen leicht beseitigen.

Abonnent in Ch. Es kann selbstverständlich nur nach dessen Art oder äußerlich nur nach äußerer Beschaffenheit genommen werden, haben sie nur selten nachtheilige Wirkungen. Dieselben äußern sich insgemeinen Indikationen (Nieren, Nacken- und Bauchmuskelstark), ferner die complizen bezw. bedeutenden Verletzungen in Gesichtsschlagen oder gegenüber der Uebergewalt. Diese sämtlichen Abweichungen verschwinden jedoch mit dem Aufhören der Reizung einer Nahrungen Nahrung von kurzer Dauer.

F. Kl. in Offenbach. Ein gutes Schuppenmittel und Haarausfall gegen wendet Haarwasser siehe Seite 831 dieses Jahrgangs. Hat das Haarausfallen zur Ursache einen kranken Zahn, so wird derselbe ein Uebel machen; ist dies nicht der Fall, so wird oft durch das Ziehen einer Blutigel an das Jahnfleisch das Uebel beheben.

Eduard B. in Kassel. Ohne persönliche Untersuchung läßt sich über Ihren Zustand auf diesem Wege kein Rat erteilen.

G. A. Abonnent in Schaffhausen. Das sind verschiedene Aerzte anhalten, auch glauben wir nicht, daß die betreffende „Spezialität“ Beachtung verdient.

C. C. W. in W. Ratschläge über Hautpflege finden Sie in den schon öfters erschienenen Werkchen von Dr. med. Scholtz: „Die Haut und das Haar“, Verlag von Strubert in Stuttgart; durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Ach Einer in Aachen. In Ihrem Alter befindet man sich nicht mehr in Behandlung.

Schuppenhautlaufen. Ist auf jeden Fall eine sehr lästigende Störung, welche sich mit allen für das männliche Geschlecht eignet und ist gesundheitlicher Beziehung auch für dieses nur zu empfehlen ist.

A. C. Es ist sehr wohl das Vorkommen einer Ungenauigkeit! Dasselbe ist in jeder Apotheke zu haben. Dr. Sch.

Redaktion: Otto Heisch und Hugo Hofmahl-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Heisch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:

Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer“ (SW., Charlottenstr. 11);
Wien: Filiale von „Ueber Land und Meer“ (Riemergasse 5);
Budapest: Moritz Hecht (V. Arany Jánosutcza 5);
München: Felix Schwartz, Redakteur der „Kunst für Alle“ (Maulbeerstr. 22).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Zwei Menschen. Novelle von Klaus Johnen. Fortsetzung. — Das Elektrolyt Kaiser Wilhelms I. für den Dome zu Frankfurt a. M. von Hermann Becker. — Eine Hochzeit im Anfang dieses Jahrhunderts. von E. — Die deutsche Kriegsflotte und ihre Leute. von Gustav Tetzel. — Zum heutigen ein Kapitel aus Russland von Marie Bashkirtseff. Fortsetzung. — Der Traum vom Jungbrunnen. Novelle aus dem Deutsch-Elsässischen von Walter Meinecke. — Literatur. — Kunstliteratur. — Neue Bücher und Schriften. — Einleitung in die Bedeutung des Kupferstichs eines kunstgeübten Gebrauchs für das deutsche Haus von Gustav Schmidt. — Der neue Chef des Kriegsministeriums von G. D. — Schach. — Kunstchronik. — Rätsel. Kühlkasten Zwischen; Rechtsfrage des Nachdrucksrechtes. Der neue Chef des Kriegsministeriums; Verleihung des Königl. Preuß. Kronen-Ordens 2. Klasse; Ernennung des Bildhauers Gerhard Janensch. — Briefkasten.

Illustrationen: Herbstbrunnen. Gemälde von A. Lasar. — Standbild Karl Friedrichs I. für den Dom zu Frankfurt a. M. von Professor Gustav Kaupert. — Die Hochzeit zu Ranna vor hundert Jahren. Gemälde von F. Perlitz. — Gartenarchitekt Hansen. — Der Wasserkünstler. — Alter Architekt von der Gelb. Lernwerkzeug und Material der Kunst. — Die Kirchenuhr. Gemälde von Franz Defregger im Königlichen Museum zu Posen. — Der Traum vom Jungbrunnen. Gemälde von Erich Berger. — Bilder aus Deutsch-Ostafrika: Auf der Küstenlinie von Bagamoyo; Ueberquerung über den Mbaraui in der Karawane; Begegnung mit Askari-Soldaten. — Aus unserer bayerischen Pfalze, der Ortsmühle Germersheim. — Der neuernannte Staatssekretär des Reichsjustizamts.

Unseren geehrten Abonnenten

offerieren wir zum Einbinden des mit der nächsten Nummer vollständig vorliegenden **ersten Bandes** dieses Jahrgangs unsere auf das eleganteste ausgestattete

Einband-Decke

zu

„Ueber Land und Meer“

in englischer Leinwand mit reicher Gold- und Reliefpressung auf dem Vorderdeckel und Rücken. Der Preis beträgt ist für die **Haupt-Ausgabe** von „Ueber Land und Meer“ **2 Mark** pro Decke; dieselbe Decke für die Haupt-Ausgabe, jedoch nur mit Goldstollen, ohne Vorderdeckelvergoldung, ist zu **1 Mark 25 Pfg.** pro Stück erhältlich.

Den verehrlichen Abonnenten der **Künstler-Ausgabe** von **„Ueber Land und Meer“** offerieren wir ebenfalls eine elegante, in unserer Buchhandlung hergestellte Einband-Decke zum ersten Bande in englischer Leinwand mit reicher Gold- und Reliefpressung auf dem Vorderdeckel und Rücken zum Preise von nur **2 Mark 25 Pfg.** pro Stück. Die Decken für die **Künstler-Ausgabe** sind nur in **brauner Farbe**, für die **Künstler-Ausgabe** nur in roter Farbe zu haben.

Ferner offerieren wir

Mappen

zur Aufbewahrung der Wochennummern in gepreßter Leinwand mit Goldtitel auf dem Vorderdeckel à **1 Mark 25 Pfg.**

(In dem Preise der Decken und Mappen kommt in Oesterreich-Ungarn noch ein kleiner Eingangszoll.)

Die Einband-Decken und Mappen können durch jede Buch-, resp. Kolportagehandlung, auch durch die Boten, welche die Nummern oder Hefte ins Haus bringen, bezogen werden. Die entfernten Postabonnenten wollen dieselben ebenfalls bei einer Buchhandlung bestellen, da die Postämter solche nicht liefern. Bei Barem und gegen Einsendung des entfallenden Betrages ist auch die Verlagshandlung in Stuttgart zur prompten Lieferung bereit.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Wirksame Insertions-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes. **Anzeigen** Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Borgoiszeile-Zeile 1 M 50 ₰ Reichswährung. in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, Leuben, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Ca. 70 Tausend Abonnenten. **Probe-Nummern** gratis und franko.

Berliner Tageblatt

u. Handels-Zeitung

mit seinen wertvollen 4 Separat-Beiblättern:

Illustrirtes Wochenblatt **„ULK“**, belletristisches Sonntagsblatt **„Deutsche Lesehalle“**, feuilletonist. Beiblatt **„Der Zeitgeist“**, Mitteilungen über **Landwirtschaft, Gartenbau und Hauswirtschaft.**

Durch seinen vielseitigen, gediegenen Inhalt hat sich das **„Berliner Tageblatt“** die besondere Gunst der

gebildeten Gesellschaftskreise

erworben. Jedoch seine aufgedehnten Verbreitung in Deutschland und im Auslande ist das **„Berliner Tageblatt“** die am meisten verbreitete

große deutsche Zeitung

geworden; das **„Berliner Tageblatt“** entspricht aber auch allen Anforderungen, welche man an eine solche zu stellen berechtigt ist, in vollem Maße.

In den Theaterfeuilletons von Dr. Paul Lindau

werden die Aufführungen der bedeutenden Bühnen Berlins eine eingehende Würdigung finden, wobei es in den täglichen Feuilletons die **Original-Romane** der hervorragendsten Autoren bringt. Jetzt erscheint ein neuer Roman der beliebten Schriftstellerin

E. Vely, unter dem Titel: **„Malaria“.**

Man abonnirt auf das täglich **2mal** in einer Abend- und Morgen-Ausgabe erscheinende **„Berliner Tageblatt u. Handels-Zeitung“** bei allen Postanstalten des Deutschen Reiches für 5 Mk. 25 Pf. pro Quartal.

Lebensgroße Porträts nach Photographien, Zeichnungen, Gemälden etc. Prospekt und Probebild gratis. Schnell, billig, gut. C. Hummel in Hochheim a. M. Frankfurt a. M. Basel, Paris, Wien, Berlin, Prag, Stuttgart.



Sammlern.



Briefmarken-Journal.



Senf's Briefmarken-Journal.

nur 1 M. 50 Pf.

Probe-Nr.

Gebrüder Senf in Leipzig.

M. G. Saphir's **Humoristische Schriften** mit Bild. 4 Bde. in 2 Prachtbdn. 4,50 brl. franco. Alfred H. Fried & Cie. Berlin, Zimmerstr. 36. Catalogs gratis.

Badeeinrichtungen

für Ortschaften mit u. ohne Wasserleitung.



Douche-Apparate, Badestühle für Dampf-, Brause- und Kinderbadewannen, Closets, transportable Zimmer-Closets mit u. ohne Wasserspülung, Emaill. Abortrichter z. Verbd. Anschluß an Abtritt, Bidets, Sitzbadchen, Waschtische, Eisschränke





Illustrirter, verbesserter Kostenanschlag, 1- u. 2farbig, illustrirte Preislisten kostenfrei.

Zeppernick & Hartz, Berlin SW., Lindenstr. 75.

„In die vorderste Reihe“ aller Schulen gehört **A. Seifert's Klavierschule u. Melodienreigen.** 2. Auflage. A 4.— Otto Forberg, 4. Aufl., Leipzig Steingräber Verlag, Leipzig.

„Wir kennen keine besser, lederimprägnirte und lederähnlichere, so duft und Fett beigebende Salbe.“*) Signale f. d. musikal. Welt, Leipzig. *) **H. Hamm,** Klavierfabrik, 61. Aufl. 4.— Steingräber Verlag, Leipzig.

Wollstoffe

10 Damenkleider, Regenmäntel etc. allerneueste billigstes Fabrik-Preisen ohne Wollwaaren-Fabr. Gastrell Alwin Tietze, Greiz. Angabe jeden beliebigen Kleidmasses direct an Privatkunden.

Photographische Apparate! Preisliste von 50 Mk. Ihre Expedition gratis. Stahr, Hedwig gratis und franko. **Voigt, Haake & Co.** Aktien-Gesellschaft für Optik und Mechanik. Braunschweig. Berlin S., Alexandrinenstr. 38.



Fahrräder Bicycles Tricycles Tandems Zubehörteile Ersatzteile Reparaturen Meyer. Illustrirte Preisliste gratis und franko.

DER GUTE TON

IN ALLEN LEBENSLAGEN. Ein Handbuch für den Verkehr in der Gesellschaft und im Hause. Leben von Franz Hänsel, Elite verb. Aufl. Geschmackvoll gebunden. II. Teil. Unserer Frauen Leben. 24 Bogen stark, geschmackvoll gebunden. 3 Mark, oder direkt portofrei vom Verl. JULIUS KLINKHARDT in Leipzig.

Abgabe jedes Masses

Möbelstoffe

in Crêpe, Damast, Rips, Plüsch und abgepasste Portièren in jeder Preislage.

Spezialität: Lasting-Monopole!

Fabriklager von Rich. Zieger, Chemnitz.

Abgabe jedes Masses zu Fabrikpreisen. Muster und Preisliste portofrei.

SCHERING's PEPSIN-ESSENZ

Schering's Grüne Apotheke
Berlin N., Chaussee-Straße 19.

Moselwein-Vertriebs-Gesellschaft Duhr & Cie.

Gegründet zur Verbreitung feiner Moselweine. Beste Gewächse bester Lagen Preiscourante durch das Central-Bureau in Trier a. d. Mosel.

Bewährtestes Mittel gegen **Kopfschmerzen, Migräne, Neuralgische Schmerzen, Rheumatismen, Keuchhusten** u. A.
Dosis nach ärztlicher Verordnung.
(Für Erwachsene in der Regel 1–2 Gramm)
ist **Dr. Knorr's Antipyrin**
zu haben in allen Apotheken. Nur verlange ausdrücklich „Dr. Knorr's Antipyrin". Jede Original-Packung trägt den Namenszug des Inhabers „Dr. Knorr" in rothem Druck.

Spezial-Arzt Dr. med. Meyer,

Oberbrunnen
Bedeutendster seit 1601. Besonders wirksam bei Erkrankungen der Athmungsorgane und des Magens, bei Skrofulose, Magen- und Darmleiden, Gicht, Nierensteinbeschwerden und Diabetes.
Versand der Fürstlichen Mineralwasser von Ober-Salzbrunn
Furbach & Strieboll.
Niederlagen in allen Apotheken und Mineralwasserhandlungen.
Kurort Salzbrunn-Schlesien.

CRÈME SIMON
macht in einer Nacht alle Mitesser, Pusteln, Leberflecke, ist unentbehrlich gegen aufgesprungene Haut, rothe Hände, Gesichtsröthe und macht die Haut blendend weiss, frisch und parfümirt sie. Dieses unvergleichliche Product wird von den berühmtesten Aerzten in Paris empfohlen und von der eleganten Damenwelt allgemein angewandt.
J. SIMON, 36, Provence, PARIS.

BEETHAM'S GLYCERINE AND CUCUMBER.

Cognac
der Export-Cie. für Deutschen Cognac
Köln a. Rh., Schierring 55,
bei gleicher Güte bedeutend billiger als französischer.

Handels-Institut
Villa Longchamp, Ouchy, Lausanne.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Soeben ist erschienen:
Der Ulan.
Roman von
Johannes von Dewall.
Zweite Auflage.
Mit 141 Illustrationen von G. Arendt.

Rasche Orientirung

Der vollkomm. u. beste Fahrstuhl
ist nach dem Gutachten Dr. des Aerztestandes empfehlenswerth, in Bezug auf Eleganz, Leichtigkeit und Solidität unübertroffen, der
Pat. Aut.-Fahrstuhl
Patent-Aufzug, Patent-Chaiselongue, dadurch in einem Handgriff zum Bett- oder Ruhestuhl umzuwandeln, ferner
Rollstühle
von M. 30 an
J. Schöberl,
Hof-Wagen-Fabrikant, München.

Rich. Maune.
Dresden-A.
Falkenstr. 10.
Fabrik von
Kranken-Fahrstühlen
für Zimmer & Strasse.
Kranken-Selbstfahrer, Ruhestühle, Universalstühle, Tragestühle, Bettstühle, verstellb. Kopflagen, Lesepulte, Fusslager, Zimmerclosets etc.
Grösste Auswahl!
Katalog gratis.

Kinderwagenfabrik
Max Grüner,
Berlin SW.,
Beuthstrasse 8, Ecke Stallschreiberstr.
Lager sämmtlicher Arten Kinderwagen.
Musterbuch gratis und franko.

Triëot-Stoffe,
für Taillen, Besatze, Jaquets, Herr.-Anzüg. u. Ueberzieher, Damen-Tuche, Buckskins u. Paramenten, Cheviots, Loden, Kamm-Wolle u. Kammgarne, Flanelle u. Barchente, Herren-Paletot-Jaquets, versteht in Garderobe-Art zu Stoffbuch M. 1.10, 1.5 Ellen) beliebem. 6 Hannover anzugeb. Kaufleute-Anzüge. — Kaufleute-Stoffmuster, Normal- u. leichten Stoffe z. Unterkleider, Schwarze Sorten, sowie Muster per Nachnahme. Elsasser & Co., Tuchfabrik, Chemnitz.

„Sculein"
Rattentod
Wirksames Mittel zur radicalen Vertilgung von Ratten und Mäusen.
Garantirt unschädlich für Menschen u. Haustiere.
à Dose für Mäuse 50 Pf. für Ratten 1 u. 3 M.
A. Wasmuth & Co. Apotheker, Ottensen.
In Apotheken und Drogerien, event. direkt.

Beantwortend bitten den Herren Baumeistern mit, dass das Präparat Seinerseits ausgenommen und empfehlenswerth ist.
Schwäbische Eisenbahn-Zeitung.

Der 1 Drahtzug beiliegende Stöpsel bei kann täglich warm leben. Vorz. Gutachten gratis. K. Dienl. Berlin W., Mauerstr. 11 und Wien, Nachtigallgasse 8, Frankenstrasse.

Specialität,
heute gesotten
Bratwurst
(Mettwurst),
C. Hugarten, Barmen.

Violinen,
Zithern
Gebrüder Wolff.

Anerk. mustergiltig
Ulmer Flügel
Preiscourant u. Zeugnisse gratis.

Universal-Knet- u. Mischmaschinen
Werner & Pfleiderer,
Cannstatt u. London.

Burks Arzneiweine
Burks Pepsin-Wein-Essenz
Burks China-Malvasier.
Burks Eisen-China-Wein.
Zu haben in den Apotheken Deutschlands
Von verlange ausdrücklich: „Burks Pepsin-Wein". „Burks China-Malvasier"
und bestehe stets auf Schutzmarke und die Firma: C. H. Burk, Stuttgart.
Exportusch über sämmtliche Länder.

Bandwurm.

Uhren-Fabrik
C. Baumann,
Präzise, Königsplatz 2,
Berlin N., Chaussee-Straße 19.

CHOCOLADE HARTWIG & VOGEL DRESDEN
erfreut sich allgemeiner Beliebtheit.

!! Deutsche Industrie !!
Rein Cacao und Zucker.
Für den grösseren Konsum empfehlen besonderer Beachtung.
Rein Cacao und Zucker.

CHOCOLADE HARTWIG & VOGEL DRESDEN
findet täglich mehr Anerkennung.

1889 München

Jahres-Ausstellung

von Kunstwerken aller Nationen im kgl. Glaspalast

1. Juli bis 15. Oktober.

Anmeldetermin bis 20. April. Einlieferungstermin 1. bis 20. Mai.
Die Ausstellungspapiere können erst Ende März versendet werden.

Die Münchener Künstler-Genossenschaft.

Stottern heilt Rudolf Denhardt's Anstalt Eisenach

Gartenlaube 1878 No. 13. 1879 No. 3.

Solide Buckskins.

Bruno Prenzel, Cottbus.

J. A. Hietel, Leipzig, Königl. Hoflieferant.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Zur Erinnerung an Deutschlands Trauertage des Jahres 1888!

Einzige authentische Kaiser Wilhelm-Biographie.

Ein Vermächtnis Kaiser Wilhelms I.

Einundneunzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg.

Ein Menschen- und Heldenbild unseres unvergeßlichen Kaisers Wilhelm I. von **Oskar Meding.**

Mit dem Supplement:

Erinnerungsgabe für das deutsche Volk

herausgegeben von **Carl Hallberger.**

Nebst Illustrationen aus den letzten Lebenstagen des hochsel. Kaisers.

25 Bogen hoch Quart. Preis elegant geheftet 3 Mark; in feinstem Original-Einband 4 Mark.

Das Werk trägt jetzt auch äußerlich das Siegel der historischen Wahrheit in der allen seinen Teilen gewordenen beifälligen Zustimmung weiland Seiner Majestät des deutschen Kaisers und Königs Wilhelm I. und bildet die **einzige authentische Kaiser Wilhelm-Biographie!**

Es dürfte kaum ein ähnliches Faktum in der Geschichte sich finden, daß einer der größten Monarchen der Welt an seiner Lebensschilderung, die der Nachwelt hinterlassen werden soll, in der Weise eingehend mitarbeitete, wie Kaiser Wilhelm bei diesem Werke es gethan. … für alle Zeiten.



Erste Deutsche Möbeltransport-Gesellschaft.

In nahezu 300 Städten … Vorteilhafteste Hin- oder Rückladungen. Bewährte Arbeitskräfte. Vorzügl. Transportmittel.

Motto: Ein Deutscher, welcher ausländische Fabrikate kauft, sofern er deutsche ebenso gut und billig erhalten kann, handelt unpatriotisch.

Unsere **Nähmaschinen** …



Unsere **Fahrräder**

NÄHMASCHINEN- UND FAHRRÄDER-FABRIK.

sind nach gleichen Principien gearbeitet und stehen in vieler Hinsicht über den ausländischen Fabrikaten. — Hunderte von Zeugnissen und 40 erste und zweite in letzter Saison erzielte Preise, darunter die

Meisterschaft für Deutschland

Preiscourante gegen Einsendung von 10 Pf. für Porto stehen zu Diensten.

Wo wir nicht vertreten sind, wolle man sich direkt an uns wenden.

Jährliche Produktion: 70,000 Nähmaschinen. | Jährliche Produktion: 5,000 Fahrräder.

Caesar & Minca in Zahna (Prov. Sachsen)

prämiirt mit goldenen und silbernen Staats- und Vereins-Medaillen.

Lief. Sr. Maj. des Kaisers v. Russl., Sr. Maj. des Gr.-Sultans d. Türkei, Sr. Maj. des Königs d. Niederl., Sr. Königl. Hoheit des Grossherzogs v. Oldenburg, sowie vieler kaiserl. königl. Prinzen, regier. Fürsten etc.

Specialität: Ulmer Kolossal-Doggen, Berghunde, Leonberger, Newfoundländer, Dänische und Bulldoggen, Englische und Deutsche Mastiffs, Königs- und Löwen-Pudel, Rattler, Terrier, Pinscher, King Charles, Möpse, Spitzer, Havana- und Bologneser Hündchen etc.

Permanente Ausstellung von … Wittenberg am Bahnhof, wo auch Vorführung der Jagd- …

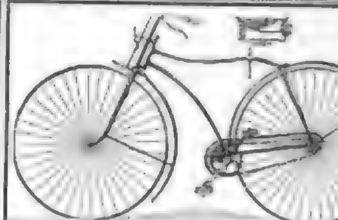


Specialität: Alt-Deutsche und Deutsche Engl. gekr. Vorstehhunde, Setters, Pointers, Retrievers, Parforce-, Schweiss- und Dachshunde, Harriers, Bracken, Russische, Schottische und Englische Windhunde und Fasthunde.

Preiscourante … franko gratis.

Chenille-Portièren, Chenille-Tischdecken, Chenille-Divandecken, Chenille-Kommodendecken, Chenille-Nähtischdecken, Chenille-Kinderwagendecken, Seidene Chenille-Tücher, Smyrna-Teppiche, Chenille-Teppiche, … Strick-Chenille … in jeder Qualität, reichster Auswahl, zu …

die **Chenillewaren-Fabrik** von Georg Böhme, Oederan in Sachsen.



Heinr. Kleyer Adler-Fahrräder … Frankfurt a. M. … „Adler“-Fahrräder … Coventry Mach. Co., Singer & Co. …



R. WOLF in Magdeburg-Buckau

baut als Hauptspecialität: **Fahrbare und stationäre Hochdruck- und Compound-Locomobilen** mit ausziehbaren Röhrenkesseln sowie im Dampfraum gelagerten Dampfcylindern bis zu 120 Pferdekraft.

… in Bezug auf den **sparsamsten Kohlenverbrauch stets der Sieg** … **stationären Dampfmaschinen bedeutende Vorzüge** auf.

Eine von R. Wolf erbaute 70pferdige Compound-Locomobile bedurfte nach … pro Stunde und effective Pferdekraft **nur 0,924 Kg. Steinkohle.**

… **gegenwärtig noch sämmtlich in Benutzung.**

G. E. HÖFGEN, DRESDEN-N. PATENT KINDER- UND KRANKEN WAGEN FABRIK.



Patent-Kinderwagen … Preise von 12—120 Mk.



Kranken-Fahrstühle … Preise v. 51—350 M.



Eiserne Netzbettstellen … Preise v. 12—60 Mk.

PATENT KINDER- UND KRANKEN-WAGEN FABRIK. G. E. HÖFGEN, DRESDEN-N.

Neu! … Neu!



Mausefalle, … Preis 2 Mk. … G. J. Oecke, Dortmund in Westph.

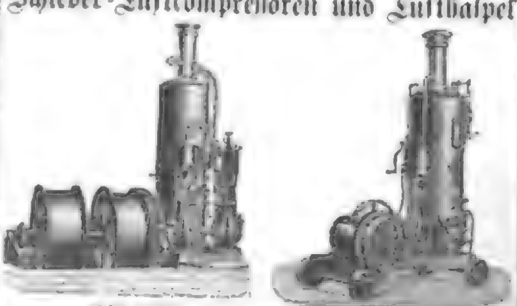
ADRESSEN-BUREAU TRIER

Bestes Putzmittel der Welt!



Ueberall … Man achte genau auf … Firma und Schutzmarke!

Transportable Fördermaschinen u. Dampfwinden, Dampfkrähne, Frictionswinden, Dampfkabel, Schieber-Luftcompressoren und Luftbaspel



in den gangbaren Größen auf Lager oder in Arbeit bei **Menck & Hambrock, Ottensen bei Hamburg.**



… Richter & Co. …

Über Land und Meer.

№ 26.

61. Band.
Einundsechzigster Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Samstag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3.50.

Zwei Menschen.

Novelle von

Klaus Zehren.

(Schluß.)

„Hilfe, zu Hilfe!“ ruft Graf Bodo.

„Hier, Herr Graf, wir sind schon da!“ tönt ihm eine wohlbekannte Stimme entgegen. — Förster Wilding ist es, der mit mehreren Leuten seinem Herrn entgegenarbeitet.

Halb von Sinnen, läßt sich der Graf seine Last abnehmen und wankend, auf zwei Männer gestützt, wird er weiter geführt.

„Wo ist der Schlitten? Nur rasch vorwärts, Leute, jede Sekunde ist kostbar!“

Endlich sind sie heraus aus dem Hohlwege.

Bodo hat seine volle Besinnung wieder.

„Holt mein Tier aus dem Schnee,“ und dann fährt die Peitsche sausend über die Pferde.

Stiebend fliegt der Schlitten durch die Nacht zum Forsthause.

Er trägt sie hinein in das Zimmer und läßt die kostbare Last sanft auf ein Sofa gleiten.

Dorf Zechern, vom Mönchsberg aus gesehen.



Matrice. Nach Photographien von Würthle & Spinnhirn in Salzburg.

„Schnee her und nasse Tücher!“ herrscht er den Förster an.

Mit Ungestüm löst er der Leblosen die Kleidung. Seine zitternde Hand drückt er auf das Herz seines Weibes, während er lauschend das Ohr ihren Lippen nähert, um einen noch Leben verratenden Herzschlag, einen Atemzug zu erlauschen.

„Sie lebt noch, ich fühle das Herz schlagen!“ schreit er der mit den verlangten Sachen zurückkommenden Försterin entgegen. „Nun rasch, helft mir sie auskleiden und dann reiben mit nassen Tüchern und Schnee.“

„Aber, Herr Graf, es ist eine Frau.“

„Narrheit, es ist mein Weib, hier ist keine Zimpferlichkeit am Platze!“

„Wir können auch ohne Sie fertig werden, Herr Graf,“ antwortet jetzt die Försterin energisch. „Ich will das nicht, gehen Sie hinein ins Nebenzimmer.“

„Albernes Zeug!“ murmelt er, aber er läßt sich doch von der energischen Frau hinausdrängen.

Erschöpft sinkt Graf Bodo auf einen der alten, schmucklosen Stühle in der Försterstube. Unruhig schweifen seine Blicke von einem Gegenstand zum andern.

Dort im Gewehrschrank hängt unter anderem Jagdgerät eine Büchse mit schöner Ziselirarbeit an Schaft und Kolben. Er kennt sie; es ist dieselbe, aus der er selbst einst jenen verhängnisvollen Schuß abgefeuert.

Dort steht auch noch das alte, lederüberzogene Sofa, auf welches er vor vielen Jahren — es scheint ihm eine Ewigkeit dazwischen zu liegen — den Körper des kleinen Mädchens gelegt hat.

Er fährt sich langsam mit der Hand über die Stirn.

Auf dem Eckschrank steht im einfachen Rahmen Käthes Bild, welches sie damals nach ihrer Verlobung dem braven Wilding geschenkt hat. Ein wehmütiges Lächeln lagert um des Beschauers herbe zusammengepreßten Mund.

Doch horch, ist das nicht Käthes Stimme?

„Ei, Fräulein, schauen Sie nur um sich, Sie kennen uns doch noch, das Stübchen und mich?“

Es folgt eine Pause.

„Ich weiß gar nicht,“ fährt die zum Bewußtsein Erwachte fort, „ich glaubte, ich läge noch im Schlitten, und über mir heulte der Wind über den Schnee. Ich war so müde geworden, mir fielen die Augen immer zu; der Kutscher war schon lange fort, er wollte Hilfe holen.“

„Ja, ja, Kind, da würden Sie auch jetzt noch sitzen, wenn der Herr Graf Bodo Sie nicht gerettet hätte.“

Es ist lange still nach dieser Antwort, fast zu lange für den Lauscher, der mit pochendem Herzen sein Ohr dem Thürspalt genähert hat.

„So, Graf Welcken?“

Sie dehnt die wenigen Worte eigentümlich.

Bodo tritt einen Schritt zurück, da die Försterin von innen die Thür öffnet und, ihm freundlich zunickend, sagt: „Nun, Herr Graf, jetzt ist der arme verirrte Vogel wieder munter. Nun habe ich nichts mehr dagegen, wenn Sie herein kommen.“

Die Thür schließt sich hinter ihm.

Da liegt sie auf dem Bette, in welches die sorgliche Försterin sie gebettet.

Mit großen Augen starrt er sie an. Dann streckt sie ihm eine feine weiße Hand entgegen, ein leichtes Rot färbt ihre Wangen höher.

„Ich danke Ihnen, Herr Graf, Sie retteten mir das Leben.“

„O Käthe!“ stammelt er nur.

Schon kniet er an ihrer Seite und drückt sein Gesicht auf ihre Hand, die leise zittert.

„Wie geht es Ihrer Mutter?“

Es scheint, als hätte sie nicht hören wollen, daß er sie bei ihrem Vornamen gerufen.

Wie er jetzt aufschaut, da schimmern in beiden Augen feuchte Tropfen. Er steht auf; fast gereut es ihn, daß er sich von seinem Gefühl hat hinreißen lassen, es liegt ja zwischen ihnen zu viel.

„Schlechte, Fräulein Roland, ich fürchte, meiner Mutter Tage, ja Stunden sind gezählt.“

Sie fährt sich mit dem Tuch über die Augen.

„Hoffentlich bin ich morgen früh so weit hergestellt, daß ich nach Rheinfelden kommen kann, um diejenige, welche mir am nächsten steht auf dieser Welt, noch einmal zu sehen.“

Er senkt nur, wie zum Zeichen der Bejahung, das Haupt. Wie sinnend schaut er eine Weile zu Boden. Es fehlt ihm an den Worten, das zu sagen, was er beabsichtigt. Endlich scheint er dieselben gefunden zu haben:

„Nur meiner Mutter dringender Wunsch, den sie auf ihrem voraussichtlich letzten Schmerzenslager äußerte, ließ mich wagen, Ihnen mit der Bitte um Ihre Reise hieher nahe zu treten. Aber meiner Mutter Verlangen ist nicht nur das, die Nichte noch vor ihrem Scheiden einmal zu sehen, nein, ihre Sterbestunde würde eine leichte sein, wenn sie uns beide Hand in Hand an ihrem Lager stehen sehen könnte.“

Mit niedergeschlagenen Augen zupft Käthe nervös an dem Ueberzuge ihres Kopfkissens. Weshalb bebt nur des Grafen Stimme bei seinen Worten, da er doch so sachlich, fast pedantisch zu ihr redet?

„Wollen Sie mir helfen, meiner so heiß geliebten Mutter diesen Wunsch zu erfüllen? Sie wird nicht fragen, ob wir als wieder versöhnte Gatten ihr nahen oder nur als zwei Menschen, die sich gegenseitig noch freundschaftlich achten können, die im stande sind, unter die Vergangenheit einen Strich zu machen. Es muß dieses Ihnen schwerer werden als mir, aber ich bin auch bereit, das Opfer, welches Sie dadurch bringen, und Ihre Selbstverleugnung anzuerkennen in vollem Maße.“

Er hält ihr offen die kräftige Rechte entgegen.

In seinen letzten Worten zittert etwas wie Reue, wie eine Art Schuldbewußtsein.

Es ist Käthe fast unangenehm, den Mann dort mit der Hünengestalt gleichsam als Bittenden, als Verzeihungheischenden vor sich zu sehen.

Die Hände der beiden vereinigen sich im festen Drucke, dann geht er langsam hinaus. Als er schon an der Thüre ist, fragt Käthe:

„Was ist aus dem Kutscher geworden, der mich fuhr?“

„Er hatte sich verirrt, ist aber jetzt hier,“ ist die kurze Antwort.

Es ist gut, daß Käthe sich müde und angegriffen fühlt, sonst würde sie wohl in dieser Nacht nicht viel geschlafen haben.

*

Am andern Tage standen die beiden neben der sterbenden Gräfin Welcken.

Die edle Frau lag in ihrer letzten Stunde friedlich und ergeben da, um ihre Mundwinkel spielte ein glückliches Lächeln, wenn ihr Auge bald auf Käthe, bald auf ihrem ältesten Sohn ruhte, als wollte sie ihnen sagen:

„So ist ja alles noch gut geworden.“

Zum Sprechen fehlte ihr die Kraft.

Als der letzte Atemzug der Kranken leise und verschwindend durch das stille Gemach zieht, da legt Käthe die Linke sanft auf das brechende Auge der von ihr so sehr Geliebten, und die andere reicht sie über das Bett hinüber dem tief gebeugten Grafen Bodo hin, der thränenlos, mit fast steinernen Zügen auf die von der Seele verlassene Gestalt seiner Mutter hinabstarrt.

Gesprochen haben sie nichts zu einander, aber beide fühlen in dem versöhnenden gemeinsamen Schmerzgefühl um eine geliebte Tote, daß sie sich Freundschaft bewahren werden bis an ihr Ende.

*

Das Begräbnis ist vorüber.

Fritz mit seiner Frau ist wieder fortgefahren nach Lehndorf.

Das Ehepaar ist allein im Zimmer. Bodo sitzt stumm, wie erstarrt im Schmerze in einer Ecke des Sofas, und Käthe lehnt am Fenster und sieht mit Augen, die vom Weinen gerötet sind, zu ihm hinüber.

Wenn er nur ein Wort spräche, wenn nur eine Klage, ein Seufzer sich von seinen Lippen gelöst hätte. Aber so ist er nun schon seit dem Todestage, teilnahmslos, wortlos.

Ein unendliches Mitleid schnürt ihr das Herz zusammen.

„Bodo,“ fragt sie leise, „was soll nun werden?“

Er fährt auf, als würde er aus einer andern Welt in die Wirklichkeit gerufen.

„Was soll nun werden?“ fragt er wie jemand, der weit ab ist mit seinen Gedanken, weit. „Nichts soll werden, nichts wird werden. Weiterschleppen ein verfehltes Dasein, ohne Ziel, ohne Streben, ohne Zukunft!“

„Das wäre schrecklich,“ antwortet sie. „Raffe Dich auf, Du mußt Dir ein neues Leben schaffen. Ich fragte auch nur allein, weil ich morgen abreisen will.“

„Du abreisen? Ach so! Ja, ganz recht! Was willst Du hier als meine Cousine! Das paßt sich nicht einmal; vor der Welt könnten wir freilich hier zusammenleben, aber vor uns geht das ja nicht.“

Er ist aufgesprungen.

Um ihren Mund zuckt es wie herbes Weh. Doch sie nimmt sich zusammen. Ein Vorwurf schwebt auf ihren Lippen, aber eine innere Stimme sagt ihr:

„Der Mann kann jetzt kein bitteres Wort ertragen.“

Er sieht sie eine Weile wortlos an. Dann tritt er auf sie zu und faßt ihre Rechte, welche kalt und schlaff herabhängt.

„Käthe, bei der Seele meiner Mutter, bei meinem eigenen Seelenheil schwöre ich Dir, daß ich einsehe, wie ich falsch gedacht, gewirkt, gewandelt. Mein Herzblut gäbe ich darum, wenn ich damit Vergangenes auszulöschen vermöchte. Käthe, nimm mich wieder an, so wie ich einst war, laß alles einen bösen Traum gewesen sein! Käthe, schenke mir Deine Liebe wieder, die Du mir einst gegeben. Und wenn Dir kein Funke dieses früheren Gefühls geblieben, dann laß Mitleid Dich rühren, laß mich nicht allein mit der quälenden Erinnerung, mit einem gramdurchwühlten Herzen, ohne Hoffnung. Ein leeres Dasein, ein zweckloses Vegetiren, es ist zum Wahnsinnigwerden!“

Er hält inne und drückt beide Hände gegen die Augen, langsam, tropfenweise quellen Thränen durch seine Finger.

Das junge Weib zittert. Durch ihre Seele sickert ein seltsames Gemisch von Freude und Weh.

Den Mann weinen sehen! Es ist ihr furchtbar. Ihn flehen hören um einen Funken der Liebe, deren Glut einstmals nur für ihn geprahlt. Ja, einstmals! Sie muß es sich selbst sagen. Soll sie aus Mitleid ihm Seele und Leib zu eigen geben, ihm, der einstmals beide dahingab wie ein wertloses Geschenk?

Kann sie das mit gutem Gewissen jetzt in diesem Augenblick?

„Nein, wahr will ich wenigstens sein; jetzt könnte ich es thun, aber ob später nicht einmal uns beiden die Gewißheit würde, daß wir uns in diesem weichen Augenblick von unserem Gefühl haben hinreißen lassen? Nein, das soll uns beiden erspart bleiben!“

Wie sie jetzt aufschaut, da ist ihr Blick klar und fest, ihre Gestalt richtet sich auf, und ihm die Hand reichend, sagt sie:

„Bodo, schilt mich nicht kalt, nicht unversöhnlich, ich bin es nicht. Ja, ich kann jetzt ohne Groll, ohne Bitterkeit an das denken, was uns getrennt hat, aber glaubst Du, daß mein Herz, welches sich jahrelang damit gequält hat, ruhig zu werden, wunschlos, ergeben in ein schweres Geschick, daß dieses mit einem Sprunge über jenen Raum von langer, stiller, leidenschaftsloser Ruhe zurückgelangen könnte? Glaubst Du, daß ein Frauenherz, ohne Schaden zu leiden oder unwahr zu sein, das ausführen könnte? Hättest Du mich damals in Wien so gefragt wie jetzt, ich glaube, ich hätte Dir ein freudiges ‚Ja‘ antworten können. Du hättest noch eine ganze Seele bekommen. Eine Liebe aus Mitleid kann ich Dir nicht geben! Man sagt, wir Frauen trügen eine große Neigung lebenslang im Herzen. Es mag sein, vielleicht kehrt dieselbe einst ganz zurück, nur nicht in diesem Augenblick. Es wäre eine Lüge!“

Er ist fahl geworden wie jemand, dem man langsam eine tödliche Waffe ins Herz drückt.

„Einst,“ murmelt er, „nun gut, ich will es versuchen, auf dieses Einst zu warten. Ich achte das, was Du mir sagst. Willst Du mir einen heißen Wunsch erfüllen, so bleibe hier als Herrin im Hause. Ich könnte es nicht eine Stunde hier aushalten. Ich gehe fort und warte, bis Du mich rufst. Thue es; und kannst Du Dich nimmer entschließen, dann sage es mir nach Jahresfrist. Ich will versuchen, mich darauf vorzubereiten. Leb wohl, Käthe!“

Er will hinausgehen.

„Halt — nein, das ist unmöglich! Ja, ich will Dir nach einem Jahre Antwort geben, aber hier

bleiben, nein, das kann ich nicht. Schon mein Beruf verbietet es mir."

„Also Du willst Schauspielerin bleiben? Ich hatte es anders gehofft."

„Ich kann nicht anders, es geht über meine Kräfte, mich jetzt ganz thatenlos, ohne bestimmten Lebenszweck zurückzuziehen. Du verstehst es vielleicht nicht, aber . . ."

„Doch, ich kann es verstehen," unterbricht er sie. „Ich kann es verstehen, seit ich Dich in Wien gesehen habe. Thue, was Dir gut scheint, aber vergiß mich nicht ganz, Käthe."

Er beugt langsam vor ihr das Knie und drückt seine Lippen auf ihre Hand, dann eilt er hinaus.

„Ich will es versuchen," flüstert das blasse Weib und blickt träumerisch in die grabesstille Winterlandschaft hinaus.

VIII.

„Du, Käthe, was thust denn Du eigentlich?"

„Ich memorire für heut abend meine Rolle," antwortet die Gefragte aus dem Nebenzimmer und tritt in die Thür, dem Bruder freundlich zunickend. „Was treibst Du denn, Viktor?"

„Im Grunde gar nichts. Ich habe mich an die ‚Augsburger Allgemeine' herangemacht, finde sie aber kolossal langweilig."

„So geh doch aus und zeige den Münchenern, wie ein schneidiger preußischer Kadett aussieht," neckt ihn die Schwester.

„Du bist eigentlich ein verflucht schönes Frauenzimmer," antwortet der Bruder, ohne auf ihren Scherz einzugehen.

„Danke für das Kompliment, obgleich das Wort ‚Frauenzimmer' anstatt ‚Dame' doch wohl in euren Kadettenjargon gehört."

„Na, nimm's nicht übel, man kann doch nicht sagen: verteufelt schöne Dame, das klingt gar nicht kräftig."

Sie streicht dem fünfzehnjährigen Bruder liebevoll über die braunen Locken.

„Ich nehme Dir nichts übel, Liebling, bist mein braver Junge."

Wie sie jetzt zum Fenster geht, folgen ihr Viktors bewundernde Blicke.

„Sag einmal, Schwester, Onkel Welcken ist ja ein herzensguter Mensch, besonders gegen mich, aber weshalb besucht er Dich nie?"

Eine jähe Röte steigt ihr in die Wangen.

„Ich glaube, Bodo und ich, wir werden uns nie wiedersehen."

Viktor kaut an den Nägeln und beginnt dann wieder mit der halbwüchsigen Kindern eigenen Beharrlichkeit im Fragen.

„Ich begreife das eigentlich nicht. Du sprichst von ihm nie etwas Böses und er nie von Dir, und dabei thun ihr, als ob ihr euch spinnefeind wäret. Wenn ich Graf Welcken wäre, ich heiratete Dich, und wenn ich Dich aus der Hölle holen sollte!"

Sie wendet ihm langsam ihr ernstes Antlitz zu. Ein schmerzliches Lächeln spielt um ihren Mund.

„Du fragst wie ein Kind, Viktor. Doch ich will Dir Aufschluß geben. Bodo Welcken hat mir einmal sehr, sehr wehe gethan; es war ein Mißverständnis, und als er nachher sein Unrecht eingesehen hatte, da konnte ich ihn nicht mehr so lieb haben, wie es meine Pflicht gewesen wäre, wenn wir als Mann und Frau zusammenleben wollten. Deshalb haben wir unsere Ehe getrennt."

„Du hast ihn wohl lange nicht gesehen?"

„Ich glaube, es sind zwei Jahre her."

„Wenn er nun jetzt käme und doch noch einmal fragte?" inquirirt Viktor altklug weiter.

„Unsinn!" sagt sie herb und wendet sich wieder der Thüre zu.

„Nun, verzeihe mir, daß ich lebe! Nebenbei ist ja Onkel Welcken an irgend einem Fluße, Lago oder Kongo, da unten in Afrika und macht eine beneidenswerte Forschungsreise, also wirst Du fürs erste nicht in die Verlegenheit kommen."

Er weiß nicht, ob die Schwester seine letzten Worte noch gehört hat. Unmutig nimmt der Kadett wieder die Zeitung zur Hand und beginnt zu lesen:

„Von der im Anfang des Jahres nach Afrika aufgebrochenen Reisegesellschaft zum Zwecke der Erforschung des Kongogebietes fehlen schon seit Monaten alle Nachrichten. Es bleibt nur die betrübende Annahme übrig, daß die Mitglieder jener Gesellschaft entweder dem Klima oder den Angriffen der Eingeborenen zum Opfer gefallen sind, ein um so traurigerer Ausgang, da sich unter den Teilnehmern bedeutende Naturforscher und auch einer unserer größten Grundbesitzer, der Graf Welcken aus Rheinfelden, befanden, welcher scheinbar nur aus Passion sich jener Gesellschaft angeschlossen hatte."

Viktor liest, und große Thränen fallen auf das Papier.

„Der arme Onkel!" denkt er. „Aber es ist ja nicht gewiß, vielleicht kommen sie doch alle wieder zum Vorschein, und dann ist die Freude um so größer. Was sage ich nur Käthe? Ich mag es ihr nicht erzählen, sie hat immer ein solch unheimlich ernstes Gesicht, wenn von ihm die Rede ist."

„Du, Käthe, lies einmal die Zeitung, da steht etwas über Onkel Welcken drin unter Kunst und Wissenschaft. Ich muß gleich fort."

Und wie ein Wiesel schlüpft er zur Thür hinaus.

„Was denn?" fragt die Gerufene und tritt, als keine Antwort erfolgt, in das Zimmer.

Sie legt die Hand aufs Herz. Es ist ihr jedesmal ein peinliches Gefühl, wenn sie jemanden in einem andern Raum anredet und keine Antwort erfolgt.

Langsam nimmt sie das Blatt vom Tisch.

Schon lange ist ihre Hand mit der Zeitung zurückgesunken, und sie sieht noch immer da, wo sie es gelesen, und sieht mit großen, trockenen Augen gerade vor sich hin.

„Tot, tot," murmeln leise ihre Lippen, „von Wilden ermordet oder dahingesiecht im Fieber, ohne Freundeshilfe, ohne einen Abschiedsdruck von lieber Hand. Verschollen — verdorben; — auf fremder Erde hat das große Herz den letzten Schlag gethan! Also auch der fort" — sie flüstert — „es wird so einsam um mich."

Langsam wandern ihre Blicke von dem Bilde der Gräfin Welcken über dem Sofa zu einer Photographie Bodos auf dem Kaminsims.

„Es ist unmöglich, die Herkulesgestalt von einem elenden Fieber dahingerafft oder gar unter dem Messer eines stumpfsinnigen Schwarzen verblutet. Unmöglich!"

Ihre Lippen sind wieder still, und auf ihrem Gesicht zuckt und vibrirt es unruhig. Plötzlich schlägt sie beide Hände vor das Antlitz.

„Heiliger Gott im Himmel, weshalb ging er nach Afrika? Weil er mich liebte, und ich glaubte diese Liebe nicht voll und ganz mehr erwidern zu können. Um Zerstreuung zu finden, vielleicht um den Tod zu suchen. Und das hast du gethan, Käthe! Du herzloses Geschöpf, du konntest es wissen, daß solch ein Mann an einer unerwiderten Liebe zu Grunde gehen mußte! Und wenn du dich zur Liebe gezwungen hättest um seinetwillen, es wäre eher gewesen. Ja, zwingen! Warum folgte ich damals nicht jenem Gefühl, als er zum letztenmale in Rheinfelden um meine Liebe flehte? Weil ich ein schlechtes Geschöpf bin. Es war mir natürlich zu einsam im Schlosse, und ich lechzte als echte, schlechte Komödiantin nach Händegeklatsch und Bravorufen! Unglaublich leichtsinnig war ich. Ich konnte es wissen, daß ich ihn noch liebte, wie ich es jetzt weiß, nachdem ich zwei Jahre mit meinem Herzen Versteckens gespielt habe. Herrgott, rechne mir diese Sünde nicht an!"

Schluchzend fällt das sich selbst ungerecht anklagende Weib auf die Kniee und drückt den Kopf in die Kissen des Sofas.

„Und doch ist es eine Möglichkeit, daß er gesund wäre!"

Wie ein goldener Hoffnungsstrahl fällt dieser Gedanke wieder in ihre Seele.

„Er kann nicht tot sein!"

Es ist, als ob dies eine fixe Idee bei ihr werden wollte.

Tage und Wochen vergehen; noch immer hört man nichts von jener verschollenen Forschungsgesellschaft.

Käthe erwartet jeden Tag ein Telegramm von irgend einer Zeitung, mit welcher sie sich in Verbindung gesetzt hat, um Nachrichten über Bodo zu erhalten. Es kommt kein erlösendes Wort, und doch hofft sie noch immer, klammert sich an den Gedanken: Es ist ja auch noch keine Gewißheit da, welche den Untergang jener Reisenden bestätigt.

Die Welt ist herzlos, aber oft wahr. Man behauptet, Fräulein Rollan stiege von dem Zenith ihrer Carrière langsam herab.

Sie weiß es selbst; ihre Schaffenskraft ist erlahmt, ihre Seele, ihre Begeisterung nicht mehr frei seit jener Unglücksbotschaft.

Schon nach einem halben Jahre löst sie ihr Engagement in München und zieht sich mit einer alten Dame, welche sie als Gesellschafterin zu sich ins Haus genommen hat, von der Welt zurück auf eine einsame kleine Villa in einer Vorstadt der Residenz.

*

Es ist fast ein Jahr vergangen seit dem Aufhören jeder Nachricht von der Forschungsgesellschaft. Da erhält Käthe eines Tages einen Brief von Viktor:

„Liebe Käthe!

„Hurra, Onkel Welcken lebt! Fritz schreibt mir eben, daß er ihm von Port Said aus telegraphirt habe. Er sei zwar fieberkrank, befände sich aber jetzt schon auf dem Wege nach Marseille, um von dort nach Cannes zu gehen, woselbst er die Wiederherstellung seiner Gesundheit abwarten müßte, ehe er wieder nach Deutschland zurückkehren könnte. Es muß doch höllisch gefährlich gewesen sein in Afrika, daß sie so lange weggeblieben sind. Ob mir Onkel Welcken wohl Lanzen und Dolche von den Schwarzen mitgebracht haben wird? Mit Kuß

Dein Viktor."

Ein schwerer Seufzer ringt sich von Käthes Lippen, als fiele ihr Bergeslast vom Herzen. Also doch nicht durch meine Schuld ins Unglück getrieben. Wohl zieht es sie hin zu ihm, um vor ihn zu treten und zu sagen: „Hier bin ich, die ihr Herz selbst nicht erkennen konnte; jetzt kann ich es. Willst Du es noch einmal? Es gehört Dir!"

Aber weiß sie denn, ob er noch ihre Liebe verlangt? Und sie kämpft tagelang mit der weiblichen Scheu und dem starken, heißen Wunsche, ohne alles Bangen sich ihm nähern zu können.

Da langt ein Brief an von Fritz.

„Garnet, den . . . .

„Liebe Cousine!

„Du batest mich, Dir Nachricht über Bodos Befinden zu geben. Gestern bin ich hier angelangt und fand ihn krank, sehr krank vor, so matt, so bewußtlos, daß er mich noch nicht erkannt hat. Es ist zum Herzbrechen, wie er aussieht. Der Arzt, welcher ihn behandelt, gibt noch nicht alle Hoffnung auf. Es sei eine allgemeine Erschlaffung des Nervensystems nach den ungeheuren Strapazen der Reise. Ich werde Dir täglich ein paar Worte schreiben über den Verlauf der Krankheit. In Eile Dein

Vetter Fritz."

*

Die Maschine keucht und schnauft, der Zug rasselt und schüttelt durch die dunkle Dezembernacht dahin, und Käthe sitzt müde und abgespannt in die Ecke eines Coupés gedrückt und denkt weiter nichts als: „Er darf nicht sterben."

Sie ist endlich angelangt und steht mit Fritz vor dem Krankenzimmer. Vorsichtig steckt derselbe den Kopf zwischen die Thürspalte.

„Er schläft," flüstert er, „komm nur herein, der Arzt hält jegliche Gefahr für überwunden, nur verbietet er irgend welche Aufregung."

Leise, schwebenden Schrittes nähert sie sich dem Lager, während Fritz ans Fenster tritt und abgewandt in die Dämmerung hinausblickt.

Sie steht lange vor ihm. Thräne auf Thräne rollt über ihre bleichen Wangen.

Was hat die Krankheit aus jenem urkräftigen Mann gemacht! Die leichenblasse Hautfarbe hebt kaum das leicht zurückgelehnte Haupt von dem Weiß des Linnens ab. Schlaff und welk alle Züge, tiefe Furchen um den einst so kräftig geformten Mund, auf der breiten Stirn. Die Augen so matt und tief in ihre Höhlen zurückgesunken.

Vorsichtig beugt sie sich und berührt mit den Lippen seine Stirn.

Es zieht wie ein zufriedenes Lächeln über sein Antlitz.

„Liebe Mutter," murmelt er.

Sie sind beide wieder hinausgeglitten.

„Ich muß ihn noch einmal sehen, es wird das letztemal sein," sagt Käthe draußen zu ihrem Vetter.

Fritz ist noch ganz der Alte.

„Vielleicht doch nicht das letztemal," er sieht sie halb ernsthaft, halb schalkhaft an.

Sie schlägt errötend die Augen nieder und antwortet keine Silbe.

Am nächsten Tage ist Käthe schon wieder auf der Rückreise nach München. Ihr Antlitz ist still und friedlich wie das eines Menschen, der entschlossen ist, alles, was da kommen mag, ruhig über sich ergehen zu lassen, nachdem das Schlimmste überwunden.

Käthe sitzt in ihrem Schlafzimmer vor dem Spiegel und ist beschäftigt, ihre krausen braunen Haare in einen einfachen Knoten am Hinterhaupt für die Nachtruhe zu schlingen. Ein mattgelber Schlafrock hüllt ihre Gestalt ein.

Sie ist seltsam nervös und ungeschickt heute. Schon zweimal ist eine der schweren Flechten ihren Fingern entglitten.

„Was ist mir nur?"

Sie schüttelt das Haupt und blickt in den Spiegel. Wie sie in das klare Glas schaut, da ist es ihr, als erschiene neben ihrem eigenen Gesicht noch ein anderes Antlitz.

Sie erschrickt nicht, sie kennt ja die Züge, den blonden, krausen Vollbart, den eisenharten Mund mit den doch so schön geschwungenen Lippen, dann die markig geformte Nase und die tief unter der Stirn ruhenden grauen Augen.

Unruhig erhebt sie sich und schreitet langsam auf und nieder im Zimmer.

„Es ist so heiß und schwül hier. Mir ist so seltsam, ich leide doch sonst nicht an Herzklopfen. Also Bodo ist ganz wieder hergestellt und wird in den nächsten Tagen nach Rheinfelden zurückkehren. Er muß durch München kommen. Wenn ich ihn nur heimlich einen Moment sehen könnte! Ob er



Ländliches Idyll. Gemälde von Hermine Biedermann-Arendts.

wohl wieder so stark und kräftig aussieht wie früher? Vielleicht hat er den Frohmut wieder gefunden wie einst. Genesende sind meistens in guter Stimmung. Es ist furchtbar, diese erste Frühlingsluft!" Sie schreitet durch das nebenliegende Wohnzimmer und öffnet die Glasthür, welche in den Garten führt.

Aufatmend wirft sie das Gewand von der Brust zurück und läßt die laue Nachtluft mit Wohlgefallen um die heiße Stirn und Schläfe wehen.

Es ist eine warme, dumpfe Mainacht. Den ganzen Tag ist der Regen still und sanft von dem bleigrauen Himmel herabgefallen. Jetzt tropft es geheimnisvoll von Geäst und Knospen. Kein Laut rings vernehmbar. Der Mond, welcher nicht durch die Wolken dringen kann, verbreitet eine schwermütige, kaum das tiefste Dunkel mildernde Dämmerung.

So steht das schöne Weib da und blickt traumverloren in die Weite, hinein in die wonnesame Frühlingsnacht, hinein in die wallenden, lauschenden Nebel, welche sich wie graue Schleier vom feuchten Rasen emporheben.

Woran denkt sie? Woran denkt ein Mensch in solcher Stunde und Umgebung?

Das Gehirn arbeitet nur langsam. Verworren mischt es Gedanken und Phantasien durcheinander, so daß der Atem als schwerer Seufzer die Brust hebt und senkt. Man ist nicht traurig, auch nicht froh, es ist ein Zustand zwischen Schlafen und Wachen. In solch brütender, schwüler Mainacht bringt die Natur mit ihrem magnetisirend wirkenden Zustand des werdenden und keimenden Lebens uns selbst hinein in ein Sehnen und Lechzen nach etwas Ungreifbarem, Geheimnisvollem, welches unsere Nerven süß erschauern läßt.

Wie lang sie so gestanden und geträumt, sie weiß es nicht.

Ist es nicht, als ob die Gartenpforte geöffnet würde? Vielleicht einer der Dienstboten, es ist ja noch nicht zehn Uhr. Knirscht da nicht der Kies? Es ist, als böge jemand um die Hausecke.

Namenlose Beklemmung schnürt ihr die Brust zusammen.

Digitized by Google



Abfahrt zur Rettung in Hyort (Normandie). Originalzeichnung von Theodor Weber.

Es ist sonderbar, sie empfindet keine Furcht vor Dieben oder Mördern in diesem Augenblick, und doch möchte sie um Hilfe schreien. Aber kein Laut entringt sich ihren Lippen. Und eine Gestalt kommt ihr näher und näher mit zögernden Schritten, dicht vor ihr bleibt dieselbe stehen.

„Käthe, bist Du es, oder täuscht mich meine Phantasie?“

„Bodo!“

Ihre hohe Gestalt lehnt sich, wie vor einer überirdischen Erscheinung bis ins Innerste erbebend, zurück gegen den Pfosten der Thür. Aber es ist kein Schein. Ein starker Arm legt sich um ihre Taille und führt die langsam willenlos Folgende in das Gemach, wortlos, schweigend. Erst als er sie behutsam wie ein krankes Kind aus seinem Arm hat hingleiten lassen auf ein Polster, kniet er neben ihr nieder und beginnt zu sprechen:

„Ja, Du hast recht gesehen, Käthe, ich bin es. Es trieb mich her, unwiderstehlich, nachdem ich tagelang gewartet auf ein Wort von Dir. Und ich sah Dich stehen in der geöffneten Thür. Lange, lange haben meine Blicke Deine regungslose Gestalt geprüft, ob Du es auch wirklich seiest. Wohl tausendmal habe ich mir die Frage gestellt: Darfst du ihr dort, deinem einst angetrauten Weibe, nahen, darfst du sie aufschrecken aus ihrem Traum? Und während immer nur dieses in meinem armen Gehirn wühlte, bin ich Dir näher und näher gekommen, ich weiß selbst nicht wie. Sie haben mir ja erzählt, daß Du in Cannes an meinem Lager gestanden, und da trieb es mich hieher, um Dir zu danken für Deine Teilnahme. Da sahest Du mich und schriest nicht entsetzensvoll, abwehrend meinen Namen, sondern Du sprachst ihn aus wie den Namen eines Menschen, an den man lange gedacht hat, nur erstaunt, daß er jetzt da ist. Oder täuschte ich mich?“

Er sucht nach ihrer Hand; sie läßt ihm dieselbe, ohne den Druck der seinen zu erwidern. Es ist, als könne sie nicht erwachen, obgleich ihm die braunen Augen groß und strahlend entgegenleuchten.

Er fährt fort: „Siehst Du, Käthe, wozu soll ich alles noch einmal sagen, Du weißt es ja schon, aber Du mußt auch verstehen, wie ich Dich geliebt habe und wie ich Dich jetzt liebe, anbete wie die glückbringende Zukunft meines Lebens. Glaubst Du, ich würde stehen wie ein Kind um Deine Liebe, ohne Selbstvertrauen, ohne Würde, mit der Gewährung heischenden Bescheidenheit eines hilflosen Bettlers, wenn ich nicht lechzte nach dem Lächeln Deines Mundes, dem Druck Deiner Hand? Nimm mich zurück, Käthe, thue es, habe Barmherzigkeit!“

Er beugt sich dicht über sie, ihre Blicke saugen sich fest an den seinen und leise sinkt sein Mund auf ihre halbgeöffneten Lippen herab.

„Sieh, Bodo, ich wußte ja lange, daß ich Dich wieder so lieb hatte wie einst, und konnte Dir es doch nicht sagen; ich wußte doch, ob Du diese Liebe noch wolltest. Ich fand das richtige Wort nicht.“

„Und jetzt?“ fragt er leise und drückt schon wieder seine Lippen auf ihren Mund.

Sie antwortet nicht, aber ihre weichen, warmen Arme schlingt sie um des Mannes Nacken und drückt sein blondes Haupt gegen ihre stürmisch bewegte Brust, daß ihm fast der Atem vergeht bei dem holden Druck dieser Fesseln. Dann fährt sie still lächelnd mit den Händen über seine vom Nachtthau feuchten Locken. „Und jetzt, Geliebter,“ flüstert sie, „fragst Du noch?“

Draußen vor der offenen Thür beginnt leise klagend eine Nachtigall ihr schwermutvolles, tragendes Lied. Sie horchen beide darauf, die sich wiedergegebenen Gatten, und lächeln selig dazu.

Aus Wien.

Von **Armin Friedmann.**

(Nachdruck verboten.)

Ein allbekanntes deutsches Wahrwort erklärt eines Mannes Rede für keine, und fordert auf „alle beede“ zu hören. Daß man aber alle 1528 hören müsse, ist, wie jedermann gerne zugestehen wird, denn doch ein wenig zu weit gegangen — und gerade so viele Redner haben sich in der gegenwärtig wegenden Budgetdebatte unseres Abgeordnetenhauses zum Worte gemeldet. Davon sind 1019 Contra- und 509 Pro-Sprecher. Die Reden der Minister und der Regierungsvertreter erscheinen in diese kleine Statistik gar nicht mit einbezogen. Ein scharfsinniger Kopf hat herausgerechnet, daß, da unser Abgeordnetenhaus mitgezählte 355 Mitglieder besitzt, auf jedes derselben nur 4½ Reden kommen, was doch gewiß sehr mäßig ist. Derselbe Rechenkünstler hat weiter ermittelt, daß ein ununterbrochener Zeitraum von 31 Tagen und 20 Stunden erforderlich ist, all diese oratorischen Meisterleistungen vom Stapel zu lassen. Dabei nimmt er nur ein kleines halbes Stündchen als Durchschnittszeit für die Rede und Grundlage seiner Berechnung an. Das wäre doch gewiß nicht zu viel. Bedenkt man aber, daß unsere Volksbeglücker die epische Breite lieben und gleich ein paar Stunden brauchen, um sich kurz zu fassen, so braucht das Parlament vielleicht gar ein oder zwei Jährlein zur Defizitdebatte. Der Schatzkanzler behauptet zwar, das Defizit glücklich fortexistenzmotivirt zu haben, und thatsächlich trifft man das höfliche Wort nicht mehr im Staatsvoranschlag, aber die allergetreueste Opposition meint, es sei nur das Wort fortgelassen, die Sache aber geblieben. Dem sei nun, wie ihm wolle — wacker haben sich die Herren von allen Parteischattirungen in den Urwald von Ziffern eingearbeitet und sogar gewagt, ihn hier und da ein wenig auszuroden. Sonst pflegte man im bürgerlichen Kleinleben, wo es sich doch nicht gleich um Riesensummen handelt, zu sagen: „In Geldsachen hört die Gemütlichkeit auf.“ Man dürfte also meinen, Millionendebatten müßten kolossal ungemütlich sein — aber gerade im Gegenteil. Man ist bei uns zu Lande ganz jovial dabei, macht, je nachdem es die besonderen Umstände verstatten, gute, mindere oder gar schlechte Witze, und trachtet sich und andere, so weit als thunlich, aufzuheitern. Der Graf Taaffe zum Beispiel hat eine kleine Wiener Dialektstudie als munteres Intermezzo in seine Rede eingeflochten. In launiger Weise vermehrte er sich gegen den ihm unterschobenen, vielbesprochenen Ausdruck „fortwursteln“. Er wolle und werde nicht fortwursteln, gewiß und wahrhaftig nicht, sondern beabsichtige nur, sich mit den auf das allerknappste zugeschnittenen Milliönchen — „durchzufretten“. „Durchfretten“ heißt so viel, als mit wenigem sein kärglichstes Auskommen finden. Ein Diurnist, der mit 30 Gulden Fixum monatlich eine liebende Gattin und ein Dutzend Leibeserben füttern, kleiden und behausen muß, — eine Köchin, die mit kleinsten Beträgen splendide Festessen beschaffen soll, feiern sich durch. Es war gewiß witzig, diese Urwiener Worte für diejenigen unserer Leser, welche keine „alten Trabrer“ oder „harte Gedeln“ sind, zu übersetzen. Fortwursteln aber heißt so viel oder wenig als fortwursteln. Der Wortbegriff läßt sich nur umschreiben, ganz zu erschöpfen ist er nicht. Ein Aroma, ein Wiener Erdgeruch schwebt über diesem famosen Verbum, den nur ein Eingeborener der „drentern Gründe“ in seinen ganzen Wesen fassen kann. Alle gleichgültige Verachtung irgend möglicher Hemmnisse eines Vorhabens liegt in dem Worte. Wenn jemand nicht nach bestimmtem, im voraus festgestelltem Plan vorgeht — dann wurstelt er eben fort. Wollten wir dem Worte Glacéhandschuhe anzuziehen und es salonfähig gestalten, dürften wir es vielleicht umschreibend übersetzen mit: Politik von Fall zu Fall treiben.

Eine österreichische Parlamentssitzung ist interessant, wenn man auch nichts davon hört. Sie staunen, verehrte Leser? Gewiß, man hört im hohen Hause nicht ein Wort, sein eigenes nicht und kein fremdes. Sicher ist das mit ein Grund, daß sich die Parteien so schwer verständigen. Im Saale kennt nur die mimische Leistung zur Geltung, die einer verständnisinnigen Aufnahme von vornherein gewiß sein kann, denn das Wort verhallt spurlos im Raume. Der Parlamentssaal hat die Leute gewöhnt, das aus dem Mienen- und Gebärdenspiel der Redner zu entnehmen, was sie nicht hören. In dieser Kunst kann man es bekanntlich durch beharrliche Uebung zu hoher Vollkommenheit bringen. Doch hat der Saal keine schlechte Akustik — er hat gar keine! Das ist nicht übertrieben, sondern so buchstäblich als wahr. Spricht ein Redner auf der Linken, so verläßt die Rechte ihre festen Wohnsitze, wandert hinüber und gruppirt sich um ihn wie um einen orientalischen Märchenerzähler. Dann romadisirt wieder, der lieblichen Abwechslung halber, Links nach rechts herüber, um den freundnachbarlichen Besuch im gleichen Sinne zu erwidern. Der Präsident, der vereitelte Ordnungsrufer im Streit, ist natürlich an die Glocke gebannt und kann bedauerlicherweise nicht mit. Er hört fast nichts von all den schönen Vor- und Nachreden. Er sitzt auf hohem Felsen, und um ihn brandet gewaltig die Redeflut. Auch sein Lied — wennschon der Vergleich ein wenig kühn erscheint — hat eine wundersame, gewaltige Melodei. Damit, daß er so wenig hören kann, erklärt sich die Menge verspäteter Ordnungsrufe, welche in bedeutenden Nachtragsmißstand gekommen sind.

Alles, was bislang zur Verbesserung solcher, man darf in diesem Fall mit Berechtigung sagen, „schreiender“ Uebelstände unternommen wurde, ist umsonst geschehen. Man hat Sackleinwand vom Saale zu Saale gezogen, den Prachtraum, wie man auf gut Wienerisch sagt, „verhandelt“ — vergebliche Liebesmühl! Man hat das hohe Haus wie eine unruhige Klasse aufgefordert, hübsch artig zu sein und keinen solchen Höllenlärm zu machen, durch den nicht einmal die allerschärfste Zonart dringen könne — noch vergeblicher!

Die sogenannte Akustik und der rhetorische Lärm haben es schon dahin gebracht, daß der Volksvertreter, der nicht mehr weiß, was er spricht, erst aus dem Morgenblatt erfahrt, was er gesprochen, wobei es sich freilich ereignen mag, daß in jedem der Morgenblätter etwas anderes steht.

Ein würdiges Gegenstück zum Nichthören bildet offenbar das Nichtsehen. Und auch damit können die Wiener dienen; die leidigen, elektrisch erleuchteten Gemäldeausstellungen bei Abends bieten den Anlaß dazu. Alle Achtung vor der elektrischen Sonne, aber mit der wirklichen in Wettbewerb zu treten, sollte sie sich wohlweislich hüten. Es hieße, offene Thüren einrennen, wenn man noch ausdrücklich erweisen wollte, daß wir zur Beschauung des hellen, fröhlichen Sonnenstrahls in höchsteigener Person ohne alle Stellvertretung bedürfen. — Die Abendausstellung des Kunstvereins bietet ein Senjationsgemälde, das bald seine Rundreise durch ganz Europa antreten und sicher nicht verfehlen wird, allerorten Aufsehen zu erregen. Ob aber die künstlerische Wirkung eine echte, tiefe sein werde, möchten wir eher verneinen als bejahen. „Am Sarge des Kronprinzen Rudolf“ von Leo Ditz, der sich durch seine Studien aus Aegypten bekannt machte, ist nach einer Skizze von Leo Freiherrn von Luttgendorf in großen Massen binnen vierzehn Tagen gemalt worden. Die fremde Skizze und die kurze Entstehungszeit merkt man dem Bild auch an. Die Ursprünglichkeit der selbsteigenen Auffassung fehlt, es ist alles aus zweiter Hand übernommen. An den zwei Wochen ist wenig Erstaunliches, wenn man bedenkt, daß mehrhändige, derselben tragischen Vorwurf behandelnde Romane in noch kürzerer Frist — angefertigt wurden. Das Bild ist — der begabte Künstler verzeihe den Ausdruck — doch nur eine Art in Oel gemalter Kolportageroman. Es reizt in malerisch-effektvoller Wirkung lange nicht an Michael von Zichys „Kaiserin Elisabeth am Sarge Deaks“ in der Budapester Nationalgalerie hinan, das doch auch für sehr vollendetes Meisterwerk gelten kann. Den Vergleich mit Koppays „Ludwig II. von Bayern im Sarge“ verträgt es noch minder. Die beiden Frauen, die kaiserliche Mutter en face und die junge Witwe, Rückenfigur, sind recht konventionell gehalten. Das Palmengrün und der rote Kerzenschimmer scheinen, soweit das „Elektrische“ ein Urteil verstattet, recht verständig gemalt.

Einen weitaus befriedigenderen Eindruck gewährt die Tagesausstellung desselben Kunstvereins mit Franz von Pausingers prächtigen zehn Kreidekartons, welche denkwürdige Episoden aus dem Jagdleben des Kaisers Franz Josef meisterhaft darstellen. Diese Kartons zeichnen sich durch getreue, liebevolle Naturbeobachtung und virtuose Technik in gleichem Maße aus. Der Meister ist so guter Jäger als Maler, was nicht wenig besagt. Seine Kampszenen ist von ungesuchter, überzeugender Lebenswahrheit. Mit großer Sicherheit beherrscht er die Technik der schwarzen Kreide — Strich, Verwischen und weiß Aussparen. Er prunkt nie mit der Technik, die ihm nur Mittel, nie Zweck ist. Gekünstelte, unaufrichtige Keckheit, welche so viele Moderne ostentativ zur Schau tragen und hinter welcher sich bloß zweifelhaftes Können und halbe Fertigkeit verbergen, sind ihm fremd. Er kennt zwischen schwarz und weiß nicht etwa bloß zwei oder drei Mittelstufen, sondern eine unendlich reich abgestufte Skala von Zwischentinten, welche zu beinahe koloristischer Wirkung verwertet werden. Der Jagd- und auch der Kunstfreund werden von diesen in ihrer Art einzigen Arbeiten voll befriedigt werden. Um so willkommener müssen sie dem hohen Besitzer selbst sein, dem kühnen Weidmann und feinfühligen Malern, welchen überdies noch ein persönliches, lebhaftes Interesse mit den Darstellungen verknüpft.

Der erste Zehnender des Kaisers vom Jahre 1848, das tausendste Stück Schwarzwild, der tausendste Kreuzler, der fünfhundertste Hirsch und der soviele Auerhahn, die fünfzehnhundertste „Gams“ bilden sicher denkwürdige Jagderinnerungen. Kapitale Vierzehn- und Achtzehnender werden im Bilde vorgeführt — sogar ein ungerader Zwanzigender!

Zum Schlusse haben wir uns noch einem erfreulichen künstlerischen Ereignis eines andern Gebietes zuzuwenden. Seit dem Heimgang der Amalia Haizinger in Wien und der Minona Frieb-Blumauer in Berlin entbehrte die deutsche Bühne einer Vertreterin allerersten Ranges für das Fach der komischen Alten. Der nahmie Ehrenposten ist nunmehr wieder in glänzender Weise besetzt. Helene Hartmann, die Ex-Naive des Burgtheaters, hat sich mit einemmal entschlossen, alt zu werden, um jung zu bleiben, und die schärfsten Federn senkten sich in bewundernder Huldigung. In G. Kartweis' neuem Stücke: „Bruder Hans“, spielte Frau Hartmann die altjüngferliche Haushälterin, das Fräulein Ludmilla. Wie sie sich die runde Hornbrille langsam auf die Nase setzte, um die Wirtschaftsrechnung mit gebührendem Ernst vorzulegen, jubelte ihr die große Familie der Burg-Stammsitzler begeistert zu. Die ganze Darstellung war aber auch eine prächtige Leistung, aus einem Guß, mutterreich und liebenswürdig. Die Urwienerin sickte, verschämte Liebeserklärung des alten Mädchens war geradezu von ansteckendem Reiz. Die zweite „alte“ Rolle, die bitterböse Schwiegermama in Benedix' „Störenfried“, eine leicht zu übertreibende Figur, war ein ebenso vollwertiges Kabinettstück intimer Darstellungskunst wie die erste. Die scharfpointirenden Temperamente, welche mit sicherem Taktgefühl, ohne langes Grübeln, das einzig Richtige herausfinden, sind gar selten geworden auf dem neuen deutschen Theater. Die Hartmann ist eines der glänzendsten. Wir grüßen den neuen Stern!

Digitized by Google

Aus dem Konak in Belgrad.

In dem jungen Königreich Serbien hat sich ein Drama abgespielt, das, wenn auch unblutig verlaufen, doch einer tiefen Tragik nicht entbehrt und zugleich bedeutungsvoll in die weitere Entwicklung der europäischen Politik eingreift, bedeutungsvoll namentlich für Oesterreich, dessen Kaiserhaus und Staat eben erst durch die Tragödie in Meyerling schwer erschüttert worden war.

Der König Milan I., der vor kurzem erst die Königskrone von der türkischen Oberhoheit befreiten Serbiens auf sein Haupt setzte, hat plötzlich — wenn auch nicht unerwartet für diejenigen, welche die innere Entwicklung der serbischen Verhältnisse näher kannten — die Krone zu Gunsten seines Sohnes niedergelegt, welcher als Alexander I. den jungen Königsthron besteigt und in dessen Namen die Regierung bis zu seiner Volljährigkeit durch drei von dem Könige Milan in seinem Abdankungsdekret ernannten Regenten geführt wird.

Schwere innere und äußere Konflikte haben den erst 35 Jahre alten Serbenkönig zur Niederlegung der Würde und Macht gedrängt, die er nach so vielen harten Kämpfen erlangt hat und für welche er nach gewöhnlicher menschlicher Berechnung nicht bestimmt zu sein schien.

Ein ganz kurzer Rückblick auf die Geschichte des jungen Königreichs und seiner Dynastie wird das merkwürdige und für die große Welt überraschende Ereignis einigermaßen verstehen lehren.

Vom Jahre 1814—1816 kämpfte das serbische Volk unausgesetzt um seine Befreiung von dem unmittelbaren türkischen Joch. Die beiden hauptsächlichsten Führer in diesen Kämpfen waren Kara Georg (der schwarze Georg) und Miloſch, der Sohn eines Bauern Namens Teſcho und seiner Frau, einer verwitweten Obren. Ein Stiefbruder des Miloſch aus der ersten Ehe seiner Mutter hatte ihn in sein blühendes Geschäft, das er zu Brusnitza vermittelst Viehhandels trieb, aufgenommen, und ohne eigentliche Adoption nannte sich Miloſch seitdem Obrenowitsch, das heißt der Sohn des Obren. In Anerkennung seiner heldenhaften Tapferkeit und seiner glänzenden Erfolge wurde er im Jahre 1817, als Serbien die bedingte Unabhängigkeit eines Vasallenstaates erlangte, zum Fürsten gewählt. Seine Regierung aber war eine despotische, und so zwang man ihn im Jahre 1839 zur Abdankung. Zunächst folgte ihm sein ältester Sohn Miloſch, der jedoch nach wenigen Tagen schon starb, und dann dessen jüngerer Bruder Michael, der im Jahre 1842 entthront wurde, um Alexander Karagjorjewitsch, dem Sohn des Feldherrn Kara Georg Czerny, Platz zu machen. Aber auch Alexander Karagjorjewitsch wurde wieder abgesetzt, und der alte Miloſch Obrenowitsch aus der Verbannung zurückgerufen und zwar im Jahre 1858. Er starb Ende 1860, und ihm folgte zum zweitenmal sein Sohn Michael. Dieser wurde 1868 auf dem Lustschloß Toſchider bei Belgrad ermordet. Alexander Karagjorjewitsch aber wurde, wie sehr auch seine Anhänger es betrieben, nicht auf den serbischen Fürstenthron berufen; er war durch die Aussage der Mörder Michaels schwer kompromittirt und wurde zu Zuchthausstrafe verurtheilt. Michael hinterließ keine Kinder, der alte Miloſch Obrenowitsch aber hatte einen im Exil geborenen Sohn von seiner Gemahlin, der moldauischen Bojarin Maria Catargi. Nach dem Tode seines Vaters war er fast ganz allein unter der Obhut einer alten Dienerin aufgewachsen. Seine Mutter hatte sich nicht um ihn gekümmert, sondern lebte am Hofe des rumänischen Fürsten Alexander Kuſa. Mit diesem selbst wurde sie denn auch durch die rumänische Revolution im Jahre 1866 aus Rumänien vertrieben. Der Fürst Michael, welcher aus seiner Ehe mit der Gräfin Hunyady keine Kinder hatte, wollte seinen Stiefbruder Milan adoptiren und sandte ihn nach Paris, wo Professor Huet ihn erzog. Obgleich die Adoption nicht vollzogen war, so beriefen die Serben, namentlich auf den Betrieb von Riſtitſch, dem Führer der mächtigsten Partei im Lande, dennoch den jungen Prinzen Milan, der damals 14 Jahre alt war, zu ihrem Herrscher. Er wurde in der Kathedrale zu Belgrad zum Fürsten gekrönt und trat unter der Leitung von drei Regenten: Riſtitſch, Blagnawatsch und Gawrilowitſch, die Regierung an. Am 22. August 1872 wurde Milan großjährig. Er beschwor feierlich die serbische Verfassung und wurde von allgemeinem Jubel des Volkes begrüßt. Später stellte er sich dem Sultan Abdul Aziz als damaligem Oberherrn Serbiens vor und trat in ein freundliches Verhältnis zur Türkei. Er regierte unter der Leitung von Riſtitſch, den er wesentlich seine Erhebung auf den Thron verdankte und den er als seinen politischen Erzieher betrachtete. Er schloß sich der russischen Politik an, da ja in jener Zeit durch Rußland allein die erstrebte Unabhängigkeit Serbiens zu erreichen war. Auch seine Vermählung mit der Tochter des russischen Obersten Keschko, der Fürstin Natalie, war, obwohl damals eine Herzensneigung zwischen den jungen Vermählten bestehen mochte, doch zugleich ein Ergebnis der russischen Politik, in deren Richtung sich Serbien zu jener Zeit bewegte. Beim Ausbruch des großen orientalischen Krieges stellte sich der Fürst Milan auf die Seite Rußlands und erklärte dem Sultan, seinem Oberherrn, den Krieg — ein dem europäischen Vertrage widersprechendes Wagnis, das er nur im Vertrauen auf den Sieg Rußlands unternehmen konnte. Das Glück war ihm dabei nicht günstig, und als am 14. August 1876 Milans Sohn, Alexander, geboren wurde, drangen die türkischen Heere in Serbien ein, während zugleich die russischen Waffen bei Plewna gelähmt wurden, und Milan selbst hatte wohl Schuld an dem Unglück des damaligen Krieges, wenn man ihm auch seine Jugend und Unerfahrenheit dabei entschuldigend anrechnen mag. Er stellte sich nicht an die Spitze seiner Truppen, sondern blieb unthätig zurück und übertrug die Führung dem russischen General Tschernajew, der das in ihn gesetzte Vertrauen vollständig täuschte. Erst der Fall von Plewna und der endliche Sieg der Russen rettete Serbien und den König Milan, gegen den Karagjorjewitsch auch im Lande selbst lebhaft intriguirte, denn die alte Eifersucht des schwarzen Georg gegen Miloſch dauerte in den Nachkommen fort, und das Haus Karagjorjewitsch hielt sich für eigentlich berechtigt zum serbischen Thron, den Alexander eine Zeit lang inne gehabt hatte. Der Kaiser Alexander von Rußland aber sah in dankbarer Anerkennung der serbischen Gesolgschaft Milan nicht fallen. Auf dem Berliner Kongreß wurde das Fürstenthum Serbien von seiner Lehnspflicht gegen den Sultan entbunden und um 15,000 Quadratkilometer vergrößert. Nun aber trat eine Wendung der serbischen Politik ein. Fürst Milan hatte sich zunächst aus Gründen persönlicher Natur mit seiner Gemahlin Natalie entzweit und schloß sich eng an Oesterreich an. Sei es in der Erkenntnis, daß er dort Serbiens natürlichen Bundesgenossen und zuverlässigsten Schutz zu finden gewiß war, sei es, daß, wie seine Gegner sagen, von Oesterreich aus ihm Hilfe in drängenden finanziellen Verlegenheiten geboten wurde, genug, Serbien hielt immer fester und entschiedener zu Oesterreich und erreichte auch durch dessen und des verbündeten Deutschlands Einfluß die langersehnte Königskrone. Als am 6. März 1882 Milan sich und seine Gemahlin feierlich in Belgrad krönen ließ, war es der österreichische Gesandte Graf Khevenhüller, welcher zuerst die Anerkennung seines Hofes aussprach, während Rußland noch lange Zeit mit der Anerkennung der serbischen Königswürde zurückhielt. Je enger sich der König Milan nun an Oesterreich anschloß, um so mehr entfremdete er sich Rußland, und schwere Wirren brachen in Serbien aus. Die Königin Natalie, welche sich ganz als geborene russische Unterthanin fühlte, trat an die Spitze der russischen Partei. Riſtitſch, der auch, ohne Minister zu sein, seinen tiefgehenden Einfluß bewahrte, arbeitete in gleicher Richtung, und die Lage des Königs im Lande wurde immer schwieriger, freilich nicht ohne seine Schuld. Man kann es nicht leugnen, daß der König Milan weder die Geistesklarheit noch die Thatkraft bewies, welche zur Regierung des unter so schwierigen inneren und äußeren Verhältnissen entstandenen serbischen Königreichs erforderlich war, und Milan täuschte sich auch vollständig über die Stimmung und die Sympathien seines Volkes. Die Serben wendeten sich mit ihren Neigungen ganz entschieden Rußland zu, und auch die bedeutendsten Parteiführer, welche nicht zu einer unbedingten Gefolgschaft gegen Rußland geneigt sein mochten, waren einem vollständigen und rückhaltlosen Anschluß an Oesterreich nicht gesonnen. Die Ministerien, welche Milan zur Regierung seines Landes berief, vermochten deshalb keinen Boden im Volk zu finden, und die Verlegenheiten, denen der unsicherig schwankende König täglich mehr sich ausgesetzt sah, wurden immer dringender. Obgleich er Riſtitſch wieder zu seinem Minister berief, obgleich dieser mit Unger Zurückhaltung eine vorsichtige, alle diplomatischen Rücksichten beobachtende Politik zu führen unternahm, war doch die immer größende Entfremdung zwischen dem König und dem serbischen Volk nicht zu verlennen, und es begannen auch von neuem Zettelungen des Fürsten Karagjorjewitsch, welcher sich mit der Tochter des Fürsten von Montenegro vermählt hatte, der ja stets die eigentliche Vertretung des altserbischen Reichsgedankens für sich in Anspruch genommen. Um gerade diesen, im Volke so tief wurzelnden altserbischen Reichsgedanken für sein Land und seine Dynastie fruchtbar zu machen, hatte der König Milan, jedenfalls falschem Rat folgend und, wie man hie und da hat annehmen wollen, von irgendeiner Großmacht dazu veranlaßt, den thörichten Krieg gegen Bulgarien im Jahre 1885 unternommen. Der Fürst Alexander von Battenberg machte diesem Kriege, der vielleicht bei siegreichem Ausgange Milans Popularität hatte wiederherstellen können, aber doch immer große Schwierigkeiten und Verlegenheiten allen europäischen Mächten gegenüber herbeiführen mußte, durch die Tage von Slivnitza und Pirot ein schnelles und für den Serbenkönig ruhmvolles Ende. Milan entschloß sich nun, die Schwierigkeiten im Innern an der Stelle anzugreifen, die er für den treibenden Mittelpunkt hielt, nämlich bei der Königin Natalie, und zu gleicher Zeit sich die radikale Partei zum Freunde zu machen, um eine parlamentarische Stütze für seine Regierung zu finden. Er führte diese Entschlüsse mit einer Heftigkeit, einer eigensinnigen Rücksichtslosigkeit aus, wie sie gerade bei schwankenden und schwachen Charakteren häufig ganz unerwartet einzutreten pflegen. Die Geschichte der Scheidung von seiner Gemahlin, die Zurückführung des Kronprinzen nach Serbien sind bekannt. Er setzte zwar seinen Willen durch, aber nicht den Zweck seiner Maßregel, denn so sehr man auch gewisse Schritte der Königin Natalie mißbilligen mochte, so verletzte doch auch wieder die scharfe Rücksichtslosigkeit gegen eine Frau, der keine eigentliche Schuld bewiesen werden konnte, das Gefühl, und, was schlimmer und gefährlicher war, die Gültigkeit der Scheidung blieb zweifelhaft. Der Metropolit verweigerte dieselbe, wurde abgesetzt, ein neuer willfährigerer Priester an seine Stelle berufen, und dadurch blieb in dem streng orthodoxen serbischen Volke der Gedanke lebendig, daß der Königin ein nach den Gesetzen der Kirche nicht zulässiges Unrecht geschehen sei.

Es mag ganz dahingestellt bleiben, ob auch persönliche Gründe den König Milan zur Scheidung von seiner Gemahlin getrieben und auf seiten Seite in solchem Falle die größere Schuld zu suchen sei — so viel steht fest, daß die Scheidung selbst und die Art, wie sie erfolgte, ein politischer Fehler war.

Zuletzt versuchte es Milan, sich einen Boden im eigenen Lande zu schaffen, indem er, den Wünschen der radikalen Partei entsprechend, eine neue Verfassung schuf. Die festen Anhänger des Königtums wurden dadurch verletzt und die radikalen Elemente dennoch nicht dauernd und sicher gewonnen. Dazu traten dann schwere finanzielle Verlegenheiten, sowohl für die Regierung als für den König persönlich, die in drei allerdings tief erschütterten und obendrein gegen die drängenden Schwierigkeiten aller Art so wenig widerstandsfähigen Fürsten den Gedanken der Abdankung reifen ließen. Es konnte ihm kein Zweifel darüber bleiben, daß dieser Gedanke sowohl in Wien als auch am deutschen Kaiserhofe Mißbilligung erfahre. Milan versuchte noch einmal die Bildung eines neuen Ministeriums, aber als er dann auch keinen Ausweg aus seinen Nöten fand, denen weder sein Geist noch seine Kraft gewachsen, wurde der Gedanke zum Entschluß, und Europa sah sich plötzlich der, wenn auch innerlich lange vorbereiteten, doch äußerlich überraschenden Thatsache der Niederlegung der serbischen Krone durch den ersten Träger derselben gegenüber.

Die Geschichte wird den jungen Fürsten nicht von dem Vorwurf freisprechen, daß er in bedauernswerter Schwäche seine heiligste Pflicht von sich geworfen und sowohl sein Land wie seine Dynastie vor schwere Fragen der Zukunft gestellt hat. Kaum läßt sich übersehen, wie viele Fragen sich lösen werden, und es bleibt heute nur übrig, die Persönlichkeiten zu prüfen und zu beurteilen, in deren Händen zunächst das Schicksal Serbiens liegt.

Die leitende Kraft — wenn auch nicht mit absolut entscheidendem Einfluß — ist jedenfalls der erste der drei Regenten, Joan Riſtitſch. Derselbe ist achtundfünfzig Jahre alt und wurde als der Sohn eines Kaufmanns in Kragujewatsch geboren. Er erwarb sich in Wien, Heidelberg, Berlin und Paris eine gründliche und vielseitige Bildung und stieg dann schnell im Staatsdienst empor. Julija Garaschanin, der auswärtige Minister unter dem Fürsten Michael — der heutige Führer der Fortschrittspartei — übertrug dem arbeitstüchtigen und diplomatisch gewandten jungen Sektionschef im Ministerium die besonders schwierige und wichtige Vertretung Serbiens in Konstantinopel, wo er ebenso energisch als geschickt wirkte. Er erreichte 1862 die Räumung der serbischen Städte und Festungen und that so den ersten Schritt zur Unabhängigkeit seines Vaterlandes. Später fiel er durch politische und Hofintriguen bei dem Fürsten Michael in Ungnade und blieb bis zu dessen Ermordung, 1868, unthätig. Nach der Thronbesteigung Milans führte er wahrend dessen Minderjährigkeit die Regentschaft. Scharf und despotisch regierte er, und sein Werk war die neuerdings von Milan außer Kraft gesetzte monarchische Verfassung. In der auswärtigen Politik experirte er geschickt, aber immer zeigte er entschieden panslavistische Neigungen. Milan, der sich durch das dominirende Wesen seines politischen Vormunds gedrückt und verletzt fühlte, entließ denselben bei seiner Volljährigkeit, Riſtitſch trat in die Opposition und schloß sich, im Gegensatz zu dem jungen König, der russischen Partei und den panslavistischen Elementen an. Zur Zeit des Friedenskongresses vertrat Riſtitſch Serbien in Berlin, fiel aber bald wieder in Ungnade und suchte sich auf seinen Reisen nach St. Petersburg und Moskau im Jahre 1886 ganz der russischen Richtung an. Im Jahre 1887 gelangte er wieder zur Regierung, da er — ganz seiner früheren Haltung widersprechend — in der Scheidungsfrage der einzige Staatsmann war, der sich auf die Seite des Königs stellte, vielleicht, um den schwachen Fürsten ganz seinem Willen gefügig zu machen. Obgleich der russische Hof und das russische Volk für die Königin Natalie Partei nahmen — was bei der Stellung der orthodoxen Kirche nicht anders sein konnte — blieb Riſtitſch doch in Rußland persona grata, so daß dies heute kaum zu sagen ist, wo die eigentlichen Ziele dieses vielgewandten Mannes liegen, der es stets meisterhaft verstanden hat, seine Gedanken zu verbergen und dennoch seinen Willen durchzusetzen.

General Konſtantin Protitſch, der zweite Regent, war stets ein vertrauter Freund des Königs Milan. Er ist vor allem Soldat und hat sich immer als warmer Anhänger des Anschlusses Serbiens an Oesterreich bekannt. Er war Generalstabschef in dem türkisch-serbischen Kriege, militärisch Kriegsminister, hat aber niemals eine militärisch oder politisch hervorragende und erfolgreiche Rolle gespielt.

Noch weniger ist bis jetzt der dritte Regent, Joan Belimarkowitsch, hervorgetreten. Er hat seine militärischen Studien in Berlin gemacht, wohin ihn sein Beschützer, Fürst Alexander Karagjorjewitsch, geschickt hatte. Während Milans Minderjährigkeit war er Kriegsminister. Man warf ihm Nachlässigkeiten in der Kassenführung vor, Milan schlug die Untersuchung nieder. Er zeichnete sich im türkischen Kriege durch persönliche Tapferkeit aus, fiel aber bei dem König in Ungnade, da er sich in der Scheidungsfrage sehr entschieden auf die Seite des abgesetzten Metropoliten Michael und der Königin Natalie stellte. Er gilt für einen rücksichtslosen Anhänger und Bewunderer von Riſtitſch.

Außer den Regenten kommen noch für die weitere Entwicklung der Zustände in Serbien der Minister des Innern, Gefa Taulchanowitsch und der Ministerpräsident und auswärtige Minister Sava Gruitsch in Betracht.



Die serbische Regentschaft.

General Belimarkowitsch, Mitregent. Joan Ristitsch, Regent. General Protitsch, Mitregent.

Tauschanowitsch war früher Tabakshändler und gehörte der radikalen Partei an. 1883 wurde er wegen revolutionärer Verschwörungen zum Tode verurteilt, zu Festungshaft begnadigt und 1886 völlig freigelassen. Er wurde zum Präsidenten der großen Skupschtina gewählt und ist von Ristitsch nur in die Regierung gezogen, um mit dieser Körperschaft Fühlung zu halten. Fürs erste — so lange die heutige Majorität der Skupschtina besteht — wird daher mit seinem Einfluß zu rechnen sein.

Sava Gruitsch hat militärische Studien in Berlin gemacht. Er kämpfte während des serbisch-bulgarischen Krieges 1885 in der Armee der Insurgenten gegen Rußland, wurde aber schon ein Jahr später von der serbischen Regierung nach Petersburg geschickt, um dort seine militärischen Studien zu vollenden, und bildete sich nun zu einem unbedingten Anhänger Rußlands aus. Noch vor kurzem hat der jetzige Minister des Auswärtigen in einem von ihm geschriebenen Artikel der „Slavischen Nachrichten" Rußland als einzigen Retter der Slaven erklärt und die Besetzung Bosniens durch Oesterreich als eine drohende Gefahr für Serbien und dessen Unabhängigkeit bezeichnet.

Man sieht, die neue Regierung in Serbien ist bunt zusammengesetzt, — so viel aber läßt sich wohl vorhersagen, daß die Strömung, welche Ristitsch leitet, von der durch König Milan stets festgehaltenen Freundschaft für Oesterreich abweichen werde, wenn auch von dem Klugen und Vorsichtigen Ristitsch kaum eine scharfe und plötzliche Wendung zu erwarten ist.

Deutschland — und das ist für uns die Hauptsache — hat keinen Grund, sich irgendwie um die innere Festigung Serbiens zu kümmern, vorausgesetzt, daß dieselbe nicht durch revolutionäre Bewegungen die Ruhe auf der Balkanhalbinsel und damit den europäischen Frieden gefährdet.

Was Serbiens auswärtige Politik betrifft, so hat Deutschland darüber zu wachen, daß der berechtigte Einfluß Oesterreichs im Donaugebiet nicht beeinträchtigt werde und daß der Kaiserstaat, wie sich auch immer die Verhältnisse des Orients entwickeln und gestalten mögen, niemals von den Donauerwerbungen und dem freien Verkehr auf dem Strom, der für Oesterreichs und Deutschlands Handel die wichtige Lebensader bildet, abgeschnitten oder verdrängt werde. Werden, was im Interesse des europäischen Friedens hoffentlich unterbleiben wird, diese für unsere Interessen im Orient gezogenen Grenzen jemals angetastet oder überschritten werden, so wird Deutschland mit aller Entschiedenheit für den verbündeten Kaiserstaat und für die festen Grundlagen des europäischen Friedens eintreten.

E. M.

Auf den Straßen von St. Petersburg. Originalzeichnungen von Ralph Stein.

Die deutsche Kaiserfahrt nach der russischen Hauptstadt ließ den Seeweg dorthin in ein ganz besonders glänzendes Licht gerückt erscheinen; doch auch die Landreise ist allerdings etwas lang, aber keineswegs so beschwerlich, wie man in der Regel vermutet. Auf der Strecke von Berlin nach St. Petersburg, die man in anderthalb Tagen zurücklegt, ist durch die treffliche Einrichtung der Waggons, sachgemäße Heizeinleitung, gute Wirtschaften an den Hauptknotenpunkten und ähnliches so sehr für die Bequemlichkeit der Reisenden gesorgt, daß man keineswegs einen besonderen Heldenmut braucht, um das Wagstück einer solchen Fahrt zu unternehmen, für die man reichlich belohnt wird. Selbst die Kenntnis der russischen Sprache ist durchaus nicht erforderlich, denn es gibt wohl



Schuhe-Ausschreier.

kein Land, in welchem so viele verschiedene Sprachen gesprochen werden und der Ausländer daher im stande ist, sich so leicht verständlich zu machen, wie in Rußland.

Die günstigste Zeit, um St. Petersburg in der ganzen Pracht seiner nordischen Schönheit zu sehen, ist natürlich der Winter. Doch werden sich schwerlich viele entschließen können, gerade um diese Jahreszeit ihre Reise anzutreten; abgesehen davon, daß man im Winter am liebsten zu Hause in seinen vier Pfählen am warmen Ofen sitzt, sträubt es einem unwillkürlich bei dem Gedanken: „St. Petersburg im Winter!" und man verbindet damit eine Vorstellung von kolossalen Eis- und Schneemassen und sibirischer Kälte. — Ganz so furchtbar ist es nicht. Sobald der majestätische Winter einmal seine Herrschaft begonnen, vergehen die schweren dunklen Nebel, die ungesunde feuchte Witterung, und es wird licht und hell. Azurblauer Himmel, leuchtender Sonnenschein, weiße, schimmernde Schneeflächen, funkelnde Eiskrystalle, eine frische, belebende, oft schneidend kalte Luft und das lustige Schellengeläute der Schlitten, das ist der russische Winter. In den Häusern aber ist man so gut versorgt und vor Frost und Kälte geschützt, daß man in südlicheren Gegenden Europas, wenn ein strenger Winter eintritt, verhältnismäßig mehr zu leiden hat als in Rußland. Dennoch wird der Vergnügungsreisende naturgemäß im Winter den sonnigen Süden aufsuchen und im Sommer oder, was im allgemeinen jedenfalls vorzuziehen ist, im Frühjahr — etwa um die Osterzeit — nach St. Petersburg reisen.

Die breiten Straßen, die schönen Gebäude, die vielen Kirchen mit ihren vergoldeten Kuppeln und Kreuzen und der prachtvolle Newaquai, der an Schönheit seinesgleichen sucht, fallen dem Beschauer zuerst ins Auge; gleichzeitig aber begegnet ihm eine solche Fülle eigenartiger und charakteristischer Erscheinungen, daß man unwillkürlich bestrebt ist, dieselben zu erfassen. Hauptsächlich ist es das bunte Leben auf den Straßen mit seinen zahlreichen typischen Gestalten, die uns interessiren und fesseln. Wir versuchen heute unseren Lesern eine Reihe solcher Typen vorzuführen.

Ein ungemein reges Leben herrscht in der Nähe der großen Bazars, besonders unter den Arkaden von Gostinoi Dwor, dessen vordere Fassade der Newskijperspektive, der Hauptstraße von St. Petersburg, zugewendet ist. Ein glänzender Kaufladen reiht sich hier an den andern. Die Damen verlassen ihre eleganten Herrschaftswagen und drängen sich in das Menschengewühl, um ihre Einkäufe zu besorgen. Am Eingange der Magazine stehen zahllose Händler auf ihrem Posten und bieten allerhand Waren feil. Es sind meist schlaue und lustige Burschen, die eine unglaubliche Zungenfertigkeit und viel Witz besitzen — oft muß man unwillkürlich lächeln und läßt sich bewegen,



Verkäufer von Holz und Federn hergestellter Hähne (Kinderspielwaren).



irgend eine Kleinigkeit zu erwerben, von der man gar keinen Gebrauch machen kann. Selbstverständlich muß man immer die Hälfte des geforderten Preises bieten, was den Verkäufer jedesmal in komische Verzweiflung bringt, aber ihn doch regelmäßig veranlaßt, auf den Handel einzugehen. Zu dieser Art von Typen gehört namentlich auch der Händler mit Spielzeug. Da ist gleich so ein alter Kerl im blauen Kaftan (langer Kittel), mit aufgeputzter Mütze, der vergnügt und listig mit den Augen zwinkert, uns seine rote, aufgedunsene Physiognomie des Gewohnheitstrinkers zuwendet und eine große Geschicklichkeit darin besitzt, seine aus Holz und Federn hergestellten Hähne an die liebe Straßenjugend zu verkaufen.

Auffallend ist die Menge von verschiedenen Nationalitäten, der wir auf den Straßen begegnen. So sind die ehemals in der Nähe der Bazars sich aufhaltenden Händler mit Schwämmen gewöhnlich Griechen.

Die meisten Häuser von St. Petersburg besitzen große, geräumige Höfe. In den Herrschaftshäusern befinden sich daselbst die Stallungen, und es gelingt nur selten einem Händler oder Drehorgelmann, in dieselben einzudringen. Auf den Höfen der großen Mietkasernen aber hört man von früh bis spät laute, kreischende Stimmen erschallen, die die Aufmerksamkeit der Bewohner auf sich zu lenken suchen. Ein Leiermann spielt seine Opernarien, gewöhnlich sitzt ein kleiner, halberfrorener Affe auf seiner Schulter; herumziehende Italiener geben eine Gesang- und Tanzvorstellung. Hie und da öffnet sich ein Luftfenster, ein neugieriger Kopf schaut heraus, aber nur selten nimmt eine mitleidige Hand eine in Papier eingewickelte Kupfermünze auf das strenge Pflaster des Hofes.

Alte, häßliche Bauernweiber, in große Tücher eingehüllt, rufen: „Schwabry! Schwabry!" (Bastbesen zum Waschen der Fußböden) und „Seljotki Galanskie!" (holländische Heringe).



Filzpantoffelverkäufer.

Junge, kräftige Männer verkaufen Filzpantoffeln und Fausthandschuhe; sogenannte Grebenschiki (Kurzwarenhändler) haben alles, wonach das Herz verlangt: Kämme, Seifen, Bänder, allerhand Putz und Tand, Knöpfe, Nähnadeln, Baumwolle, Federn, Papier, Siegellack und so weiter.

Am häufigsten aber hört man den Ruf erschallen: „Halat! Halat!“ — was so viel bedeuten will als Schlafrocke. Dieser Ruf erschallt aus dem Munde der Tataren, die hauptsächlich mit abgelegten Kleidern handeln und gewiß zu den Charakteristiken und interessantesten Typen des St. Petersburger Straßenlebens zählen. Diese Leute kaufen und verkaufen alles nur Erdenkliche. Wer diese hagern Gestalten im langen Kittel, der durch einen verblichenen Gürtel zusammengehalten wird, die Tibeteika (Kappe) auf dem Kopf, diese braunen ehstnischen Gesichter mit den breiten Backenknochen, den schwarzen, funkelnden Augen und den dunklen Barten nur einmal gesehen hat, der vergißt sie nie wieder. Diese Leute tragen stets einen Bundel auf dem Rücken und sind meist so beladen wie ein Packesel. Sie werden häufig geneckt und gehänselt, aber es muß schon arg kommen, wenn der „Tatarin“ böse wird; gewöhnlich läßt er sich alles gefallen: vom Hofe jagen, die Treppe hinunterwerfen, beschimpfen und verlachen — er weiß, man wird ihn schon zurückrufen, denn man braucht ihn.

„Spitschki horosch!“ schallt es überall, wo man hinkommt. Das sind die kleinen Zündhölzchenverkäufer. Knaben mit hübschen, offenen Gesichtern, die für einen unglaublich billigen Preis ihre Ware an den Mann zu bringen suchen; doch sind es meist durchtriebene Schelme. Neben ihren „Spitschki“ verkaufen sie auch wohlfeile Traktätchen und Schriften für das Volk, Heiligenlegenden und minder fromme Werke weltlichen Inhalts mit Bildern, die nicht immer ganz unbedenklich sind.

Es ist bekannt, daß in Rußland die Klöster große Reichtümer besitzen. Außer freiwilligen Schenkungen und Vermächtnissen bilden wohl die milden Gaben, welche die Nonnen einsammeln, einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur Anhäufung dieser Schätze. Die russischen Nonnen mit ihren bräunlichen blassen Gesichtern, in ihren groben schwarzen Gewändern



Haldenschleifer.

und ihrem byzantinischen Kreuzputz, fallen dem, der sie zum erstenmale erblickt, unwillkürlich auf.

Wir mögen gehen, wohin wir wollen, überall finden wir den alten graubärtigen Kirchenbettler. Eine hohe, magere Gestalt in zerrissenem Kittel, abgetragene, oft von milder religiöser Schwärmerei verklärte Züge, ein in Leder gebundenes Buch mit einem silbernen Kreuze darauf in der Hand und eine Sammelbüchse an der Seite, so wandert dieser fromme Pilger, gestützt auf seinen Knotenstock, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf und bittet mit entblößtem Haupte und eintönig, flehender Stimme um milde Gaben; und aus diesen milden



Handzündholzverkäufer.

Gaben erstehen im ganzen weiten Reiche die Kirchen des Landes. In den Straßen von St. Petersburg sieht man die Kirchenbettler von Haus zu Haus gehen oder am Eingange der großen Kathedralen und kleinen Bethäusern stehen. Was sind das für Leute? Große Sünder, sagt das Volk, die Buße thun durch Gott wohlgefällige Werke, durch Fasten und Kasteiung und weite, mühselige Pilgerfahrten. Sie sind überall gerne gesehen und werden mit Ehrfurcht behandelt.

Wer vermag die Fülle von Gestalten, die einem entgegentreten, zu schildern und festzuhalten! Nur eine Figur möchten



Tataren.



Tatarische Trödler.

wir noch erwähnen, weil sie durch das kalte nordische Klima bedingt wird und sonst wohl nirgends anzutreffen ist. Wir meinen den Händler mit Shitin, einem Getränk aus heißem Wasser, Sirup oder Zucker, Zitronen und Thee. Selbst im warmen Tulup (Schafspelz), die Pelzmütze auf dem Kopf, das Gefäß, welches das Getränk enthält, mit Tüchern bewickelt, zahllose Barankі (Kringel) und Gläser in der Hand, so zieht der Bursche durch die Straßen und ruft: „Shitin! Shitin!“ und von allen Seiten eilen namentlich die Lewoschtiki (Droschkenkutscher) herbei, um sich zu erquicken und zu erwärmen.

Ed. B.



Kirchenbettler.

Jonel Fortunat.

Ein Roman aus Rumänien

Marco Brociner.



XIX.

Es war um die sechste Nachmittagsstunde eines rauhen Oktobertages, ein leichter, kalter Regen rieselte nieder. In den Straßen der Residenz, in denen bereits einzelne Gasflammen, von Rauch und Nebel umhüllt, trübe brannten, sah man nur wenige Passanten, die fröstelnd dahin eilten, um rasch ihr Heim zu gewinnen.

„Wenn ich ein Poet wäre," sagte Herr Pantasi Tschuku, der am Fenster seines behaglich durchwärmten Arbeitskabinets stand und zum sternenlosen Himmel emporblickte, „wenn ich ein Poet wäre, so müßte ich jetzt von Rechts wegen ein stimmungsvolles Herbstlied dichten und allerhand Betrachtungen anstellen über Sterben und Verderben, über Vergehen und Verwehen. Schade, daß ich kein Poet bin!" Er wandte sich um, schritt zum Ofen, in welchem einige Holzscheite knisternd brannten, und schaute eine Weile in die Flammen. „Schade, daß ich kein Poet bin," wiederholte er, „wenn mir Apollo den Mund geküßt hätte, ich würde in die Saiten meiner Leier greifen und die Weiber heranlocken. Die Weiber," fuhr er lächelnd fort, „das ist ein allgemeiner Begriff, damit wäre mir nicht gedient, ich schwärme für spezielle weibliche Individualitäten, für Spezialitäten, zum Exempel für Sie, gnädige Frau Lea Valsamaki. Ja, wenn ich ein Poet wäre und auf Ihre unergründlichen schwarzen Augen ein ganzes Meer von ewigen Liedern dichtete, Sie hätten vielleicht ein wenig Mitleid mit einem armen Buckeligen, Sie würden vielleicht . . . wer weiß?"

Er lachte leise vor sich, schritt zum Pfeilerspiegel, der neben dem Fenster stand, und betrachtete aufmerksam seine Gestalt, so aufmerksam, als sähe er sich heute zum erstenmal. Er sah urkomisch, ja grotesk aus, der Herr Pantasi Tschuku. Die kleine, verwachsene Figur umhüllte ein farbenprächtiger türkischer Schlafrock, auf dem großen, glatt geschorenen Haupte saß ein roter Fez, in der Rechten hielt er einen langen Tschibuk mit einer Bernsteinspitze. Sein Gesicht hatte in der letzten Zeit die frühere Fülle verloren, so daß die Backenknochen grell hervorstachen und die Falten um den breiten Mund noch schärfer eingegraben waren als sonst. Nur die schwarzen Augen blitzten geistvoll wie immer, er schaute sie lange und brütend an, und sein Gesicht wurde auf einmal tief ernst, ja düster und zwei Runzeln durchfurchten seine hohe, glatte Stirne.

„Armer Pantasi," sagte er rauh, „sei kein Narr, wo in aller Welt könnte sich ein Weib finden, das es über sich brächte, diese Fratze ohne innerliches Grauen zu betrachten. Und war es nicht eine genügend bittere Lehre für dich, daß selbst ein Mädchen, welches du aus dem Schlamm aufgelesen, nach wenigen Wochen schon, abgestoßen durch dein trauriges, kümmerliches, mißratenes Ich, dich schmählich im Stich ließ? Und du hofftest immer noch auf ein Wunder, du wagtest es sogar, davon zu träumen, daß ein so herrliches Weib wie Lea aus innerem Antriebe dich küssen könnte! Lächerlich . . ."

Er schüttelte den Kopf, warf sich auf den weichen Lehnstuhl vor dem Schreibtisch hin, führte die Bernsteinspitze zum Mund, that einen tiefen Zug und ließ den Rauch in kunstvollen Ringen emporströmen. Er schaute gedankenverloren in die langsam zerflatternden Rauchwolken. Und wie er so brütend vor sich blickte, da schien ihm plötzlich, als höbe sich aus den Rauchwolken wie aus einem bläulich wallenden Nebel Leas Haupt empor, er sah ihr bleiches Gesicht mit den Feuerangen und den Schmerzenszug um ihren rosigen Mund, so wie er ihn an ihrem Hochzeitsabend gesehen, und ihre Blicke flogen mit einem seltsamen Ausdruck zur Saalecke, wo Jonel neben Fräulein Pia Dobrescu stand.

„Der blöde, täppische Junge," murmelte er, „scheint nicht einmal zu ahnen, daß er das Glück mit vollen Händen greifen könnte, wenn er nur wollte!"

Er erhob sich, trat zum Bücherschrank, der fast die ganze Länge der einen Wand des Kabinets einnahm, öffnete die Glasthür, und seine Blicke überflogen die goldenen Titel am Rücken der philosophischen und juristischen Werke, welche den Schrank füllten, dann stellte er sich auf die Fußspitzen, hob den rechten Arm hoch empor und zog einen dicken Band hervor, hernach ließ er sich wieder im Lehnstuhl nieder, blätterte eine Weile im Buch und begann zu lesen; er las Schopenhauers berüchtigte Abhandlung über die Weiber, und die impertinenten, grobkörnigen Ausfälle des Frankfurter Weltweisen gegen das weibliche Geschlecht schienen Herrn Pantasi Tschuku sehr zu behagen, er lächelte verständnisinnig, und so oft er auf eine Stelle stieß, bei welcher die grimme Verbitterung des Weiberhasses recht derbe Purzelbäume schlug, rieb er sich schmunzelnd das Kinn und gab seinen Beifall durch laute Bravorufe kund. In seine Lektüre versunken, hatte er das Klopfen an der Thür überhört. Jonel war hereingetreten, er blieb an der Thüre stehen und musterte eine Weile prüfend das hohe, geschmackvoll eingerichtete, von vier in Silberleuchtern steckenden Kerzen erhellte Gemach, das durch nichts an das prosaische Kabinet eines Advokaten gemahnte. Die dunkelroten Sammetmöbel, die schweren Damastvorhänge an den Fenstern, der flockige, weiche Teppich auf dem parketirten Fußboden, der die Tritte unhörbar machte, der prächtige Bücherschrank, der Pfeilerspiegel, die allerliebsten weiblichen Tanagrafigürchen auf den Marmorkonsolen, an den dunkel tapezirten Wänden mehrere Gemälde, die nackte weibliche Gestalten darstellten, die von Flechtwerk eingefaßten Blumenstöcke und Blattpflanzen auf einem kunstvoll geschnitzten Tische; all dies zeigte, daß Herr Tschuku, trotzdem er gern im Schopenhauer las, als echter und rechter Epikuräer sein Heim reich, behaglich und künstlerisch zu gestalten verstanden hatte. Jonel näherte sich dem Tisch und legte die Hand auf den roten Fez des Advokaten.

Herr Tschuku sprang empor.

„Lupus in fabula!" rief er lachend, Jonels Rechte ergreifend; „ich habe soeben an Sie gedacht, glaubte jedoch, daß Sie erst morgen eintreffen würden!"

„Haben Sie Papas Brief nicht erhalten?"

„Doch, doch, mein Telemach, er hat mir auf die Seele gebunden, Ihnen ein treuer Mentor zu sein, und ich werde es sein, mein Ehrenwort darauf. Aber nun hatte ich, sich's bequem zu machen. Legen Sie Ihren Ueberzieher ab, so, jetzt rücken Sie einen Stuhl näher zu mir, und nun sagen Sie mir gefälligst, was Ihnen lieber wäre, ein Glas Wein oder eine Tasse Kaffee? Und wenn Sie vielleicht noch nicht dinirt haben, so sollen Sie binnen fünf Minuten hier serviert sein!"

„Ich danke, lieber Herr Tschuku," sagte Jonel, „ich habe soeben im Hotel de Paris, wo ich abgestiegen bin, dinirt. Ich bitte Sie also, sich durchaus nicht zu bemühen."

„Ah pah," rief Herr Tschuku, „ein Gläschen echten Cotnar Weines muß ein rumänischer Patriot stets zu trinken Neigung haben, und zumal bei einem so abscheulichen Wetter wie heute muß diese Neigung doppelt stark sein!" Er schellte mit einem Silberglöcklein, das auf dem Tische lag, und befahl dem Diener, der daraufhin eintrat, eine Flasche Cotnar Wein und zwei Gläser zu bringen. Bald darauf stand das Verlangte auf dem Tisch, Herr Tschuku schenkte beide Gläser voll. „Auf Ihr ganz spezielles Wohl, mein junger Freund!" rief der Buckelige in fröhlicher Laune. Die Gläser klangen, Herr Pantasi Tschuku hielt sein Glas eine Weile gegen das Licht und betrachtete mit Kennermiene den goldgelben Inhalt, dann leerte er dasselbe auf einen Zug. „Das Eine," rief er sodann, mit der Zunge schnalzend, „muß der gelbe Neid selbst unserem schönen Lande lassen, wir haben prächtige Weine und prächtige Weiber, in diesen beiden Artikeln nehmen wir es mit den höchst zivilisirten Staaten auf! Doch davon später, zunächst das Nächstliegende. Wie steht es in Banesti?"

„Nicht sonderlich gut," sagte Jonel traurig, „die arme Florica ist sehr krank. Der Vater ist tief bekümmert, die Zweifel über den Ausgang des unglückseligen Prozesses einerseits und die entsetzliche Qual, die ihm der Gedanke bereitet, daß der Termin, welchen ihm der Bankier Grünspecht gestellt, immer näher heranrückt, all dies hat seine Spannkraft gebrochen — er ist sehr unglücklich. Und was meine Stiefmutter betrifft, Sie kennen ja Madame Fortunat, Herr Tschuku."

„Ob ich sie kenne!" rief Herr Tschuku; „ein prächtiges Weib, temperamentvoll und für ihr Alter ausgezeichnet konservirt, und was sie für wunderbare dunkelblaue Augen hat! Ein Weib aus jenem Stoff, aus dem die Natur Gestalten wie Katharina II. schnitzt. Ihrer Stiefmutter, lieber Freund, fehlt leider nur der Schauplatz für die Bethätigung ihrer Talente — der Schauplatz samt den dazu gehörigen Millionen; in der Misère von Banesti verkümmert ihr Genie, und das ist schade. Ich liebe solche Weiber, Jonel, es ist Raisse in ihnen. Und welche Sorte von Weibern, mein Telemach," fügte er lachend hinzu, „gefallen Ihnen, wenn man fragen darf?" Er schenkte sich von neuem das Glas voll.

„Verzeihen Sie," sagte Jonel mit einem schwachen Lächeln, „wenn ich Ihre Frage unbeantwortet lasse, mir liegt es so schwer auf der Seele, daß ich beim besten Willen in den jovialen Ton, den Sie enschlagen, nicht einzustimmen vermag."

Tschuku schaute ihn mit einem langen Blick an.

„So jung und so schön und so blühend und von der Natur mit solch geraden, gelenken Gliedern und solch prächtigen Augen ausgestattet und gleichwohl so melancholisch und das Herz so voll von Byronschem Weltschmerz! Ich wette, Sie sind verliebt, das sind Sie, leugnen Sie es nicht, ich merke es an Ihren bleichen Wangen, ich lese es in dem feucht schimmernden Glanz Ihrer Augen, also heraus mit der Sprache, wer ist die Glückliche?"

Jonel errötete.

„Mein Vater scheint Ihnen nicht geschrieben zu haben," sagte er bitter, „daß ich hieher gekommen bin, um die Mitgift des Fräulein Pia Dobrescu zu ergattern, ich muß daher trachten, mich in diese Dame zu verlieben."

„Und diese Mission," lachte Herr Tschuku, „liegt wie ein Alp auf Ihrem Herzen und stimmt Sie trübe, Sie Hamlet, Sie! Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ich würde nicht nur die Liebe und die Hand des Fräulein Dobrescu erringen, sondern nebenbei auch mir angelegen sein lassen, das Herz einer andern Dame zu erobern, jener Dame, deren Augen den Ihrigen zum Verwechseln ähnlich sind, mit einem Wort, das Herz der reizenden Frau Valsamaki, die, wenn nicht alle Anzeichen trügen, Ihnen auf halbem Weg entgegenkommen würde —"

„Herr Tschuku!" rief Jonel, er war aufgesprungen, sein Gesicht war totenbleich und er starrte den Advokaten mit flammenden Augen an, aber nur einige Augenblicke, dann ließ er sich wieder auf den Stuhl hinfallen.

Der Buckelige betrachtete aufmerksam Jonels Antlitz, in dessen Zügen eine schwer bekämpfte innere Bewegung arbeitete.

„Ich begreife Sie nicht recht," sagte er, „ich bitte Sie daher, mir einen kleinen Einblick in Ihre, wie es scheint, recht dunkle Gemütsverfassung zu gönnen. Was bedrückt Sie?"

Jonel schwieg.

„Wenn Sie nicht mit der Sprache heraus wollen," fuhr der Buckelige fort, „so müssen Sie schon dulden, daß ich meine psychologischen Künste auf eigene Faust spielen lasse. Sie haben, lieber Freund, durchaus keinen plausibeln Grund, um Trübsal zu blasen und sich die Zukunft schwarz auszumalen; die Misère, in der sich Ihr Vater gegenwärtig befindet, wird in Bälde verschwinden, denn ich zweifle nicht im geringsten daran, daß der Kassationshof die Berufung der Freisassen von Banesti gegen das Urteil des Appellgerichts verwerfen wird; ich weiß zwar, daß Ihr sittliches Gefühl sich dagegen aufbäumt, da Sie jedoch an der ganzen Affaire ebenso unschuldig sind wie ein neugeborenes Knäblein, so ist es jammerschade um jedes graue Härchen, das Sie sich darüber wachsen lassen; das darf Ihnen also keinen Kummer bereiten. Sollte Sie etwa die begründete Aussicht, ein so prächtiges Mädchen wie Fräulein Pia Dobrescu samt der dazu gehörigen Barschaft Ihr eigen zu nennen, düster stimmen? Das scheint mir höchst unwahrscheinlich zu sein; Sie haben doch rotes,

heißes Blut in Ihren Adern, Sie junger Phantast, und es müßte seltsam zugehen, wenn dasselbe nicht in Wallung geriete, so oft Ihnen der süße Gedanke durch die Seele stürmt, daß ein so herrliches Mädchen wie Pia Ihnen gehören werde! Ich muß also meine psychologische Sonde in eine andere Region Ihres Gemütes senken, wenn ich mir Ihre Schwermut und Ihre krankhafte Reizbarkeit erklären soll." Herr Tschuku erhob sich, schritt eine Weile sinnend im Gemach auf und ab und blieb dann vor Jonel stehen: „Es bleibt mir nur eine einzige Annahme übrig. Sie lieben unglücklich, und da nicht zu präsumiren ist, daß ein solcher Adonis wie Sie vergebens auf den Busch klopft, mit anderen Worten, daß Ihnen Gegenliebe versagt wird, so muß die Sache irgend einen andern Haken haben; der Gegenstand Ihrer Liebe ist zum Beispiel ein verheiratetes Weib, also nach Ihren Anschauungen ein sakrosanktes Wesen."

Jonel fuhr bei diesen Worten zusammen.

„Wir wären also auf der richtigen Fährte!" schmunzelte Tschuku; „also ein verheiratetes Weib, sagen wir einmal Frau Balsamaki . . ."

Jonel starrte regungslos den Buckeligen an, der sich mit einem überlegenen Lächeln um den breiten Mund die Hände rieb.

„Ich bewundere Ihren Scharfsinn," glitt es von Jonels Lippen, „aber Sie lassen ihn umsonst spielen, und ich will Ihnen offen sagen, warum. Selbst wenn Ihre Vermutung richtig wäre, so würde der Schmerz, der aus einer unglücklichen Liebe quillt, nur einen kleinen Teil jenes Kummers bilden, der mir jetzt die Seele füllt. Ich fühle mich recht elend, Herr Tschuku," fügte er gebrochen hinzu, „es ist mir alles zuwider und das Leben ekelt mich an."

Der Buckelige ergriff seine Hand, sie zitterte fieberhaft, und fieberhaft brannten seine Augen.

„Das Leben ekelt Sie an?" sagte Tschuku, und seine Stimme hatte diesmal einen weichen Klang; „das ist Krimskrams der Einbildung, Kind; Sie kennen ja das Leben noch gar nicht, junger Herr! Ich will nicht gewaltsam in Ihr Vertrauen eindringen und nehme an, daß in der That ein schwerer Kummer Ihnen das Leben nicht in jenem rosigen Schimmer erscheinen läßt, in welchem es Ihren jugendlichen Augen von Rechts wegen erscheinen müßte, und daß dem so ist, freut mich, freut mich recht sehr, denn ich hasse aus tiefster Seele jene schlauen, faulen Optimisten, welche in der Welt nur eitel Glanz und Flimmer sehen. Sie schauen mich verwundert an? Das scheint Ihnen in krassem Widerspruch zu stehen mit allem, was Sie bis jetzt von mir kennen, mit den Worten, die Sie soeben erst von mir gehört, und es ist gleichwohl so. Kennen Sie den da?" Er schlug mit der Hand auf das vor ihm liegende Buch. „Kennen Sie Schopenhauer?"

„Ich habe einiges aus seinen Werken gelesen," sagte Jonel.

„Der einzige deutsche Philosoph, den ich liebe," fuhr Tschuku fort, „denn er thront nicht im Wolkenkuckucksheim grauer Theorien, sondern wandelt mit offenen Augen mitten unter uns armseligen Alltagsmenschen, öffnet einem jeden das Herz und die Seele und enthüllt schonungslos den ganzen, gewaltigen Jammer der Menschheit, den andere mit bunten Lappen zu verdecken suchen; das ist mein Mann! Es versteht ihn freilich nur der voll und ganz, welcher einen Buckel am Rücken trägt wie ich, aber es gibt leider Gottes so wenig Bucklige auf dieser Welt. Auch Sie haben einen kleinen Höcker auf Ihrer Seele, nicht wahr? Und das ist gut, denn jetzt erst werden meine Lehren auf einen empfänglichen Boden fallen, ich will Ihnen nämlich heute abend zu Ihrem Besten einen kleinen Zipfel vom Schleier des Bildes von Sais lüften. Sind Sie bereit, mir in eine Spelunke zu folgen? Sie müssen nämlich wissen, daß mein Unterricht auf der Anschauung beruht; für meine Theorien will ich Ihnen Belege bieten aus der Fülle des Lebens, aus der ganz gemeinen, rohen Wirklichkeit. Wollen Sie heute nacht ein wenig mit mir bummeln, lieber Jonel?"

„Ich bin dabei," sagte Jonel, sich erhebend.

„Dann erwarten Sie mich einige Minuten hier, bis ich ein klein wenig Toilette gemacht habe."

(Fortsetzung folgt.)

Die Baukunst im normannischen Sizilien.

Von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

I.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Als die Normannen auf ihren Eroberungszügen im elften Jahrhundert unserer Zeitrechnung nach Süditalien, dann weiter nach Sizilien kamen und inmitten der fortwährenden Kriege, die sie zu führen hatten, sich doch hie und da auch den Künsten des Friedens, namentlich der Errichtung von Gotteshäusern, widmeten, wandten sie bei ihren Bauten natürlich zunächst den Stil an, der in ihrer Heimat, der Normandie, herrschte. Die Basilikenform, mit Rundbogen versehen, lag ihren Kirchen und Kapellen zu Grunde. Sehr bald aber begann die byzantinische Architekturweise, wie sie in jenen so lange vorzugsweise von Griechen bewohnten Gegenden vorwaltete, diesen Stil zu modifiziren. Auch die alten lateinischen Basiliken, denen bekanntlich der erst später mit



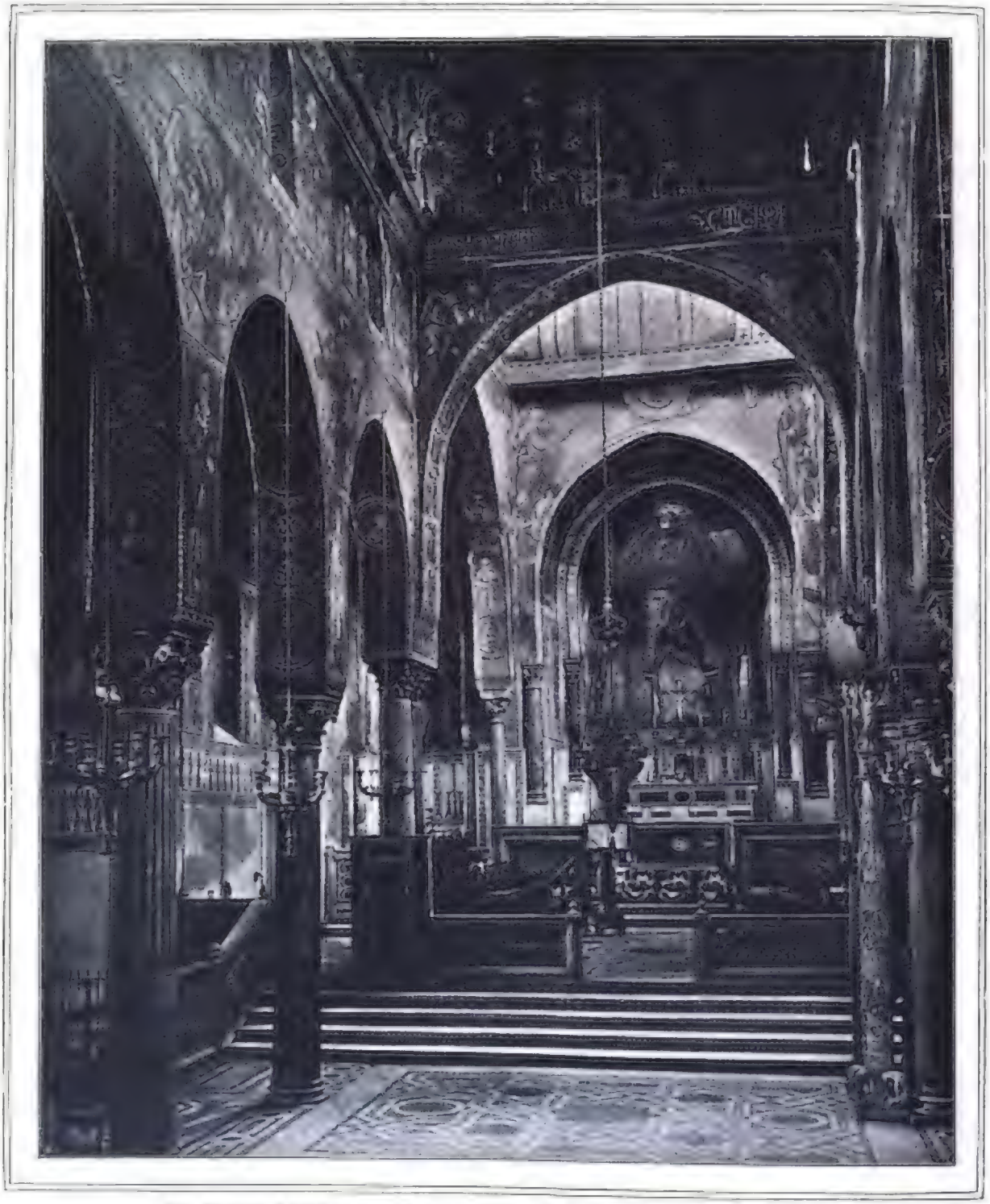
Die Kathedrale von Cefalu.

Nach einer Originalaufnahme des königlichen Hofphotographen Georg Sommer in Neapel.

ihnen verbundene Rundbogen fremd ist und deren sie manche in Unteritalien fanden, wurden von ihnen nachgebildet. Bei ihrer Ankunft in Sizilien dann mußten die zahlreichen glänzenden Bauwerke der Araber mit der blendenden Pracht ihrer, den orientalischen, besonders persischen Moscheen und Palästen nachgebildeten mohammedanischen Gotteshäuser, Lustbestimmten und Villen einen mächtigen Eindruck auf sie üben. Aus allen diesen Vorbildern entwickelte sich denn der Stil, welchen man vorzugsweise den normannischen nennt und der in Sizilien eine Anzahl hochbedeutender Monumente hinterlassen hat. Minder bemerklich als die Einwirkung der genannten Muster macht sich diejenige des germanischen Stils, obgleich dieser gegen Ende des zwölften Jahrhunderts, welches die Blütezeit der normannischen Architektur bildet, sich — wenn auch seinen ersten Anfängen nach — in Frankreich und besonders in der Normandie, der Heimat der an der Spitze der kühnen Eroberer stehenden Familie Hauteville, zu zeigen begonnen hatte. Der Spitzbogen kommt zwar in manchen Kapellen und Kirchen dieser Zeit auf Sizilien vor, indessen scheint derselbe hier arabischen Ursprunges zu sein. Nicht der Spitzbogen ist es, welcher das Wesentliche des germanischen Stils ausmacht; das Charakteristische des letzteren beruht vielmehr auf der Verbindung der Gewölbe, die hoch in Lüften schweben und doch von Säulen getragen werden, welche im Vergleich zu den schweren und massenhaften der vorgermanischen Architektur nur schwach sind, und dieses charakteristische Kennzeichen findet sich in keiner der Kirchen der Normannen auf der südlichen Insel. Der Grundriß in denjenigen Gotteshäusern Siziliens, welche die höchste Entwicklung der normannischen Architektur darstellen, ist derjenige der altchristlichen Basilika. Ueber den Säulen erhebt sich Spitzbogen, über der Decke lunettenförmige Kuppeln; die Hauptkuppel — bisweilen nämlich sind mehrere solcher vorhanden — steigt über der Durchkreuzung von Mittel- und Querschiff empor. Die Dekoration des Innern, welche oft sehr reich und glänzend, ist teils arabisch, teils byzantinisch; und zwar gilt das erstere von den Ornamenten, das zweite von den Mosaikgemälden, die in ihrer blendenden Farbenpracht, wie sie aus den Wölbungen und Nischen herabschauen, die Sinne entzücken, während der ernste und hohe Geist, der in ihnen waltet, zur Andacht stimmt. Der Schmuck des Gebälks trägt besonders orientalischen Charakter; hier und da kommen auch arabische Schriften vor.

Dieser Stil, in welchem die vollendetsten Bauten der Normannen auf Sizilien aufgeführt sind, bildete sich erst allmählich. In denjenigen Gebäuden, welche die nordischen Ankömmlinge in Unteritalien errichteten, findet er sich noch gar nicht, ebensowenig in denen, welche aus der früheren Zeit vor deren Niederlassung auf der Insel herrühren.

Das älteste von den Normannen in Sizilien errichtete Bauwerk ist die Kirche Sankt Giovanni dei Leprosi bei Palermo, welche ihren Ursprung dem Robert Guiscard, dem ersten Führer der in Sizilien eingedrungenen Normannen, einem Sohne des im Departement Manche ansässigen Grafen Tankred von Hauteville, verdankt. Sie liegt nahe bei der noch „Emir der Emire" Georg von Antiochia erbauten „Brücke des Admirals", welche in einem hohen Bogen den Fluß überspannt; diese Kirche hat jedoch schwer von der Unbill der Zeiten gelitten, so daß von ihrer ursprünglichen Gestalt nur noch ein Teil der Apsis und die Kuppel übrig sind. Es ist dies zu wenig, als daß man daraus irgend einen Schluß auf den Stil des Gebäudes ziehen könnte. Die Kuppel ruht auf vier Spitzbogen, wie dies auch in anderen sizilischen Kirchen der Fall ist. Die Aufführung von Sankt Giovanni dei Leprosi wurde schon während der Belagerung und vor der Einnahme Palermos durch Guiscard und seinen Bruder und Nachfolger, den Grafen Roger, begonnen.



Die Capella Palatina oder Rogerskapelle im königlichen Schlosse zu Palermo

Nach einer Originalaufnahme des königlichen Hofphotographen Georg Sommer in Neapel.

Die erste Stadt auf sizilischem Boden, welche Graf Roger betrat, das Thor, durch das er seinen Einzug in die Insel hielt, war Messina. Da dieser Ort von den normannischen Herrschern vielfach besucht und auch für längere Zeit als Aufenthalt benützt wurde, erscheint es auffallend, daß er nur wenige Reste normannischer Architektur enthält. Als Roger zuerst in dem Hafen des schon damals blühenden Handelsplatzes landete, gelobte er, dort eine Kirche zu erbauen, und pflanzte die Kreuzesfahne auf einem alten Turm auf, welchen er in den Glockenturm seiner ersten Kathedrale verbaute. Von dieser scheint jede Spur verschwunden zu sein. Später wurde der heutige Dom von Messina, der den Namen Santa Rosalias, der Schutzheiligen Siziliens, führt, von Roger in der letzten Zeit seines Lebens um das Jahr 1098 angefangen, anscheinend mit Benützung einer alten, sodann in eine Moschee umgewandelten Kirche. Die letztere ward von seinem Sohne Roger II. und dessen Mutter Adelasia im Jahre 1123 vollendet. Allein an der Stelle dieses Baues wurde später unter Wilhelm II., dem vorletzten normannischen König von Sizilien, ein neuer aufgeführt, und von dem älteren haben sich nur wenige Ueberreste erhalten.

Digitized by Google



Das gebrochene Eheversprechen. Zeichnung von Louis Wain.

In Cefalu, der an der Nordküste der Insel und am Fuße eines hohen, dem Monte Pellegrino bei Palermo an Gestalt ähnlichen Felskegel herrlich gelegenen Stadt, befindet sich eine Kathedrale, die zu den Hauptgebäuden Siziliens gehört. Dieselbe steht am Ende der Stadt auf erhabtem Boden unterhalb des Felsens. Die Entstehung dieses Doms wird folgendermaßen erzählt: Im Herbst des Jahres 1131 wurde König Roger auf der Ueberfahrt von Kalabrien nach Sizilien von einem heftigen Sturm befallen und befand sich in großer Lebensgefahr. Da that er ein Gelübde, er wolle auf demjenigen Platze eine Kirche erbauen, wo er zuerst wieder den Fuß auf das Land setze. Er landete in Cefalu, und die Kathedrale wurde, in Erfüllung seines Gelübdes, in folgenden Jahre begonnen. Dieselbe steht noch wohlerhalten da. Ihre Form ist die des lateinischen Kreuzes; sie besteht aus einem Hauptschiff und zwei Nebenschiffen, sowie einem Querschiff, und hat am Ostende eine dreifache Apsis. Der Chor und das Seitenschiff sind gewölbt, das Hauptschiff hat eine Holzdecke. Alle Bogen laufen in eine Spitze aus. Die Säulen des Hauptschiffes rühren aus älteren Gebäuden her und haben antike, mehrenteils korinthische Kapitäle. An diesen befinden sich da, wo das Hauptschiff vom Querschiff durchschnitten wird, rohe Figuren, welche mit Laubwerk solcher Art umflochten sind, wie es sich auch im unteren Hofe des Palastes La Zisa bei Palermo vorfindet. An jeder Seite der Hauptapsis sind zwei Reihen von Säulen mit Kapitälen; aber in der Apsis selbst fehlen solche, weil ihre ganze Rundung, ebenso wie der anliegende Chor, mit Mosaiken im byzantinischen Stile bedeckt ist. Die heilige Jungfrau befindet sich im Mittelpunkt; Propheten, Engel, Apostel und Heilige nehmen den übrigen Raum ein. Die Namen der letzteren sind in griechischen Buchstaben hinzugefügt. Am Eingang des Chors erblickt man zu jeder Seite weiße Throne von Marmor. Ueber dem einen auf der rechten Seite liest man Sedes Episcopalis; über dem andern zur linken Sedes Regia. An der Spitze der Fassade ragen zwei mächtige Türme auf. Dieselben sind durch einen Säulengang mit einander verbunden, welcher früher mit jetzt ganz zu Grunde gegangenen Mosaikbildern überdeckt war.

Das wichtigste unter allen von Roger II. aufgeführten Bauwerken ist die Capella Palatina oder Rogerskapelle im königlichen Schlosse zu Palermo. Dieselbe wurde im Jahre 1129 begonnen, 1132 vollendet und 1140 geweiht. Sie gehört zu den Gebäuden, welche ihresgleichen nicht in der Welt haben. Die Dimensionen sind nur klein; aber weil alle Schönheiten in einem so geringen Raume zusammengedrängt sind, ist der Eindruck vielleicht um so gewaltiger. Die bemalte Holzdecke, von welcher tropfsteinartige Zellen und Nischen herabhängen, erinnert durchaus an arabische Muster. Dasselbe ist der Fall mit den Spitzbogen. Die Säulen dagegen haben antike Formen und antike Kapitäle. Längs der Decke läuft eine arabische Inschrift in Reichcharakteren. Der Grundriß ist derjenige der Basilika mit einem kleinen Querschiff; eine Kuppel erhebt sich über letzten Bogen. Die Pracht der Ausschmückung mit Bildwerken aller Art, Gold und kostbarem Gestein ist eine überschwengliche. Schon eine alte, nicht lange nach der Vollendung des Baues abgefaßte griechische Kanzelrede eines Theologen schildert in beredten Worten die Herrlichkeit des Gebäudes, welches durch die frische Schönheit hervorragt wie durch den Glanz des Goldes, den Schimmer des edlen Gesteins und die blühende Pracht der Gemälde. Erinnert die Decke, geschmückt mit überaus feinem goldreichem Schnitzwerk, an den Sternenhimmel, so gemahnt der aus bunten Steinen zusammengesetzte Fußboden an eine blumige Wiese im Frühling, nur daß die Blumen in der Natur verwelken, hier aber unvergänglich blühen. Von den Wänden strahlt kostbarer Marmor. Wo aber aus den oberen Teilen nicht ehrwürdige Gemälde auf uns blicken, da verliert sich das Auge in dem mattgoldigen Grunde. Wie bei den gotischen Domen von Toledo, Sevilla und Burgos die Wirkung des Innern außerordentlich gesteigert wird durch das magische Dämmerlicht, welches durch die Fenster hereinzittert, so findet dasselbe bei der Rogerskapelle statt.

Ein vortreffliches Geschenkbuch für unsere jungen Damen.

Sich einmal, lieber Onkel, was für reizende Socken ich zu meiner Konfirmation bekommen habe!" sagte meine kleine — Pardon! — nunmehr große Nichte, indem sie mich mit sanfter Gewalt zu einem Kanapee zog, auf dessen ziemlich umfangreichen Plätze eine Fülle mehr oder weniger passend ausgewählter Geschenke aufgetürmt war. Da prangte neben Fächern, Sonnen- und Regenschirm, Opernglas, Schmuck- und Toilettegegenständen aller Art auch eine ganze Reihe elegant gebundener Bücher mit Goldschnitt. Ich schlage, nachdem ich die Brochen und Armbänder, die Fächer und Spitzentaschentücher nach Gebühr bewundert, die sämtlichen Bände einen um den andern auf. „Deutscher Dichterwald" — „Hausschatz deutscher Lyrik" — „Dichtergarbe" — gerechter Himmel, es waren lauter Anthologien, aus den Werken unserer lyrischen Dichter ausgewählt! Gewiß, ein solches Buch ist ein reizender Festgruß für ein junges Mädchen, dessen kindliches Fühlen zu vertiefter poetischer Empfindung anzuregen beginnt, aber gleich vier, fünf solcher Musterlesen, deren Inhalt sich mehr oder minder wiederholt, das ist des Guten doch entschieden zu viel. Und danchen nicht ein einziges Buch, das dieses junge Wesen auf das praktische Leben hinwiese, in dem es nunmehr seine Rolle zu spielen beginnen soll, es in gefälliger Form dazu anregte, sich selbst darüber Rechenschaft zu geben, welche Anforderungen das Elternhaus, die Gesellschaft, das eigene Ich mit seinen Leiden und Freuden, seinen kleinen und großen Bedürfnissen an das junge Mädchen stellen, ein Buch, das ihm nahelegte, inwieweit die neuzeitliche Frauenbewegung, die allerorten so viel von sich reden macht, schon für das heranwachsende Mädchen von tiefgehender Bedeutung ist, wie es sich nunmehr nicht früh genug darüber klar werden kann, was ihm nach jeder Richtung hin geboten werden muß, welche Wege ihm geöffnet sind für den Fall, daß es früher oder später ganz „auf eigenen Füßen stehen" lernen muß! Ein solches Buch, sagte ich mir, wäre ein Geschenk, das sofort die besten Dienste thun und seinen Wert dauernd bewahren würde.

Und ich sah mich in unserer Literatur um nach einem Werke, das diesen Zweck erfülle — aber ich fand nichts, das meinen Wünschen und Anforderungen so recht entsprechen hätte. Da war wohl eine Fülle von Büchern, die jungen Frauen Anleitung geben sollen für die Pflege ihres Wohlergehens, ihrer häuslichen Pflichten und alles dessen, was damit zusammenhängt, aber ich sah keines, das in ähnlichem Sinn junge Mädchen für ihre Sonderstellung auf nur einigermaßen umfassende Weise bereiten hätte. Nicht als ob dergleichen ganz und gar gefehlt hätte, aber das wenige Vorhandene behandelt sie entweder ausschließlich mit den häuslichen oder ausschließlich mit den außerhäuslichen Beziehungen des jungen Mädchens, stand entweder einseitig auf dem Standpunkt der Erziehung für die Ehe oder einseitig auf dem der Erziehung für die Selbständigkeit. Weder mit dem einen noch mit dem andern verwechte ich mich zu befreunden, denn welchem Mädchen läßt sich mit Sicherheit voraussagen, nach welcher Richtung es einmal seine Schritte zu lenken haben wird, und ist nicht einseitige Beratung, die auch zu einseitigen Urteilen führt, oft schlimmer als keine?

Nun stellt euch vor, meine schönen jungen Leserinnen, wie ich mich für euch freute, als mir vieler Tage ein Buch erschienen Buch zugieng, das meinem Ideal von einem auch nach jeder Richtung hin treu zur Seite stehenden literarisch-praktischen Hausschatz so nahe als möglich kommt. Sofort soll es meine liebe Nichte haben, denn wären auch seit ihrer Konfirmation weit mehr Jahre vergangen, als in Wirklichkeit der Fall ist — dieses Buch bindet sich an keine Altersgrenze. Es ist dem gereiftesten Mädchen so nützlich wie dem eben erst herangewachsenen.

„Aus der Töchterschule ins Leben, ein allseitiger Berater für Deutschlands Jungfrauen, unter Mitwirkung hervorragender Kräfte herausgegeben von Amalie Baisch, geborene Marggraff", so lautet der Titel des in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienenen, höchst elegant ausgestatteten und dabei zu sehr mäßigen Preise käuflichen Buches. Daß Prinzessin Gisela von Bayern die Widmung desselben angenommen, deutet vom Anfang an darauf hin, daß es den Interessen aller Kreise, aller Stände gerecht wird. Unter den Mitwirkenden lesen wir gewichtige Namen, wie Lina Morgenstern, Luise Adolpha Le Beau, Clementine von Braunmühl, Dr. med. Franziska Tiburtius, Marie von Rednitz und andere. Oskar von Redwitz, der berühmte Sänger der „Amaranth", leitet das Buch mit einem schwungvollen poetischen Gruße ein. Die mancherlei Dinge, von denen die auf der geschmackvollen Einbanddecke dargestellte junge Dame umgeben ist und mit denen die jugendlichen Schönen auf dem von Emanuel Spitzer mit dem ganzen Reiz seiner liebenswürdigen Erfindung und Ausführung gezeichneten Titelbilde sich beschäftigen, lassen uns die Vielseitigkeit des Inhalts ahnen. Klar übersichtlich gliedert sich dieser reiche Inhalt in die zwei Hauptabteilungen: „Wie soll ein Mädchen sein?" und „Was kann ein Mädchen werden?" Behandelt die eine das, was allen weiblichen Wesen gemeinsam und insbesondere denen gilt, deren Lebensschifflein zu seiner Zeit in den Hafen eines glücklichen Ehestandes einlaufen wird, so geht die zweite sorgfältig alle Berufsarten durch, die dem weiblichen Geschlecht offen stehen, betrachtet eine jede von ihren Licht- wie von ihren Schattenseiten, zeigt, was dazu gehört, diesen oder jenen Beruf auszufüllen, welche Wege zu ihm führen, welche Erfolge er in Aussicht stellt. Da galt es, hier zu ermuntern, da zu warnen vor übergroßen Erwartungen oder leichtsinnigem Betreten einer Bahn, der man aus äußerer oder innerer Gründe willen nicht gewachsen ist. All das aber geschieht nicht etwa in trocken lehrhaftem Ton, sondern verkörpert sich in den lebensvollsten Gestaltungen, deren Form sich häufig zur ansprechenden Novelle abrundet. Wie reizend plaudert das Buch über „Sonst und jetzt", über die heutigen Anforderungen im Vergleich zu denen, mit welchen man sich in den Tagen unserer Großmütter begnügte! Wie hübsch und wie musterhaft malt es das Leben des erwachsenen Mädchens im Elternhause aus! Wie lustig liest sich das Tagebuch, das Tante Elisabeth in ihren Institutsjahren geschrieben, und wie geht aus diesen zum Teil recht kindlich thörichten Aufzeichnungen, durch das Licht, in das wir sie gerückt sehen, unzweifelhaft eine süße köstlicher Lebensweisheit hervor! Nicht minder anmutig zu lesen und reich an wertvollen Fingerzeigen sind die Abschnitte: „In der Gesellschaft", „Am Nähtisch", „Am Schreibtisch", „Bei der Lektüre". Eine wahre Fundgrube beherzigenswertester Ratschläge ist ferner das Kapitel: „Für das liebe Ich".

„Ihr möchtet gewiß," heißt es zu zum Eingang, „so schön als möglich sein, und der Wunsch, zu gefallen, der mit einer krankhaft übertriebenen Gefallsucht nichts gemein hat, ist bei einem jungen Mädchen ein ganz natürlicher. Wollen denn, wir wollen euch die Geheimnisse erschließen, vermöge deren ihr das, was euch verliehen ist, zu erhöhen und zu erhalten, das, was euch versagt ist, nach Möglichkeit zu ersetzen im stande sein werdet. Es sind keine Zauberbücher und Beschwörungsformeln, wie sie der Aberglaube in mitternächtiger Stunde am Kreuzweg murmelte oder in der Hexe des Festmorgens beim Schöpfen des Osterwassers vor sich hinsang, keine Geheimmittel, durch die man den Schein einer Schönheit erheucheln möchte, die in Wirklichkeit nicht vorhanden ist — was wir euch bieten wollen, sind die sichersten, zuverlässigsten und wirksamsten Anweisungen, weil sie die natürlichsten sind."

Das Kapitel hält, was es verspricht. Für all seine trefflichen Ausführungen bildet den Ausgangspunkt der Satz: „Gesundheit ist Schönheit". Er klingt nach in dem folgenden Abschnitt: „Bei Spiel und Sport", einem lebendig und anregend geschriebenen Briefwechsel zwischen der munteren Gisela, die ihr englisch erzogener Vetter in die Geheimnisse des edlen Sports einführt, und ihrem getreuen „Onkel-Papa", der als gereifter Fachmann dem jugendlichen Ungestüm das nötige Gegengewicht hält. Das erste Buch schließt mit dem Kapitel: „Im Brautstand", der hier in all seiner Lieblichkeit, aber zugleich in seinen heiligen Ernste der jungen Leserin vor Augen tritt.

Der zweite Hauptabteilung eröffnen zuerst schulmäßigere Briefe einer Großmutter an ihre Enkelin über den künftigen Beruf, als den in unseren Kulturverhältnissen nächstliegenden für das weibliche Geschlecht. Dann wird das Ideal einer „Weltdame" gezeichnet, und diesem folgt die lange Reihe den Brautberufen, die freilich jüngeren Mädchen erschlossen sind, beginnend mit der Kindergärtnerin und den verschiedenen Zweigen des weiblichen Lehramts, dann die Erzieherin, die Gesellschafterin, die berufsmäßige Krankenpflege, die vielen Zweige kaufmännischer und gewerblicher Thätigkeit, insonderheit auch das Kunstgewerbe ins Auge fassend, nun ferner die Musik als weiblichen Beruf, Schauspielkunst, Malerei und Bildnerei näher zu beleuchten und mit den streng wissenschaftlichen Berufsarten abzuschließen. Mehr noch als diese kurze Uebersicht wird ein Blick in das umfangreiche Register den Leser überzeugen, mit welch vielseitigem Inhalt er es hier zu thun hat. Vermöge dieses sorgfältig ausgearbeiteten Sachregisters, einer Beigabe von außerordentlich praktischem Wert, die sonst an Büchern von weiblichen Autoren kaum jemals zu finden ist, erhält Amalie Baisch's „Aus der Töchterschule ins Leben" einen besonderen Wert auch als Nachschlagbuch, das in fast allen an ein junges Mädchen herantretenden Fragen rächen und sicheren Aufschluß zu geben vermag. Ohne Zweifel wird dieses einzig in seiner Art dastehende Buch kennen kurzem die beliebteste Gabe sei den Geschenktüchern erwachsener Mädchen jeden Alters werden, an Geburts- und Namenstagen und dergleichen nicht minder als bei Konfirmation und anderen festlichen Anlässen.

H. Olders.

Wattser.

(Vorys bei Bild Seite 549.)

Wir geben eigentlich ein Geheimnis preis, indem wir das Bild von Wattser mit dem hier folgenden Geleitwort veröffentlichen, und noch dazu ein Geheimnis, das wir gerne sorglich gehütet hätten. Denn Wattser ist ein stiller, lieblicher Erdenwinkel im Salzburgischen, wo wir selbst es uns so manchen Sommermonat in weltabgeschiedener Zurückgezogenheit wohlsein ließen.

Wattser begnügt sich nicht mit der für einen Seebadeort allerdings ziemlich wesentlichen Thatsache, an einem See zu liegen — es liegt gleich an drei Seen, die zudem durch natürliche Kanäle mit einander verbunden sind. Welche Aussichten für einen passionirten Ruderer! Vom passionirten Schwimmer reden wir gar nicht, denn der kann froh sein, wenn er überhaupt über einen der drei Seen hinüberkommt.

Mildes Wasser, zwischen 15 und 20° R. warm, eine reizvolle Landschaft, köstlich reine Luft, eine freundliche, intelligente Bevölkerung, musterhaft reinliche und billige Wohnungen, weit und breit kein Hotel, kein betrachter Kellner, kein Trinkgeldunwesen, keine gepreizte Gesellschaft, die den stillen Ort zur Filiale einer Großstadt machen würde — alles wie geschaffen für den, der im Sommer inmitten einer schönen Natur, in stiller, friedlicher Zurückgezogenheit Erholung, nicht aber gesellschaftliche An- und Aufregung sucht.

Man hängt es nicht gern an die große Glocke, wenn man ein solches Sommerasyl gefunden, denn manche der genannten Annehmlichkeiten könnten dadurch gefährdet werden; aber erstlich einmal sind das nicht Annehmlichkeiten nach jedermanns Geschmack, es wird also auch nicht gleich die ganze Welt dahin pilgern wollen, sodann ist es heutzutage überhaupt eine schlechte Politik, die der Geheimhaltung, und endlich gibt es auch Pflichten der Dankbarkeit.

Einen großen Teil jener Annehmlichkeiten verdankt Wattser dem Umstande, daß es nicht unmittelbar an einer Weltverkehrsader liegt; es stößt also nicht jeder Reisende mit der Nase darauf, man muß es vielmehr erst suchen, um es zu finden. Es liegt eine gute Stunde landeinwärts von Zell am, der

letzten Eisenbahnstation vor Salzburg. Mit der Eisenbahn ist es also nicht unmittelbar zu erreichen, man muß sich daher zu einem Spaziergange durch herrliche Waldpartien entschließen oder im Postwagen fahren. Mattsee besteht aus etwa hundert Häusern und hat an 600 Einwohner; nachgezählt haben wir letztere nicht, und wir bitten im voraus um Entschuldigung, falls wir um einen zu viel oder zu wenig angesetzt haben sollten. Obschon nur ein Dorf, sind seine Häuser doch alle recht stattlich und hübsch.

Mattsee liegt 503 Meter über dem Meeresspiegel und bietet dem Geologen sowohl wie dem Botaniker vielfache und interessante Anregung. Es ist der Sitz eines k. k. Bezirksgerichts und eines k. k. Postamts, seit dem Vorjahre durch den wackeren Opfersinn des dortigen „Saisonvereins“, der die Kosten für die erforderlichen Stangen aufbrachte, auch eine Telegraphenstation. Es hat ein weltpriesterliches Kollegiatstift mit einer kralligen, sehr ansehnlichen Stiftskirche, deren gewaltiger Turm gleichsam das charakteristische Wahrzeichen des Ortes bildet, und außerdem eine Pfarrkirche. Im Ort befindet sich ein tüchtiger, auf der Höhe der modernen Wissenschaft stehender Arzt, der gleichzeitig eine wohleingerichtete Hautanstalt hält.

Die Perle von Mattsee ist sein Seebad, nach dem verdienstvollen Begründer desselben „Waltmannsbad“ genannt. Es ist ungemein praktisch eingerichtet und bildet mit den vielen Annehmlichkeiten, die es bietet, jedenfalls den Hauptanziehungspunkt des freundlichen Ortes. Vom Bade aus hat man immer ein lebhaftes Bild vor sich; in nächster Nähe die Badenden, weiter hinaus die hingleitenden Boote, die oft von zarter Damenhand gesteuert werden. Ja sogar ein frisches sportliches Leben entfaltet sich da auf dem Wasser. Es besteht ein von der männlichen Jugend der Sommergesellschaft gegründeter Rudelklub, der es mit seiner Aufgabe sehr ernst nimmt und alljährlich eine Regatta veranstaltet. Da sieht man dann täglich die kräftigen jungen Leute im Training oder bei der Austragung eines Matches. Alle Arten von Booten kommen zur Verwendung: Flachkahn und Kielboot, Kanoes, Gigs, Sculler, Skiffs, outrigged pair-oars, Sechser, Achter und so fort. Ein Bootsbauer im Ort liefert für die Sommergäste Boote nach Wunsch gegen mäßige Leihgebühr.

In Mattsee hat man die Aussicht auf den Untersberg, den Watzmann und so weiter vor sich, und im Orte selbst erheben sich zwei kleinere Berge, der Schloßberg, der seine Nase weit in den See (Mattsee) hineinsteckt, und der Wartstein, der wieder seine Nase in den zweiten See, den Trumersee, vorschiebt; der dritte See, Grabensee, hat gar keine gebirgige Nachbarschaft. Die beiden genannten „Berge“, so klein sie auch sind, geberden sich doch ungemein romantisch. Eine wahre Herzensfreude muß der Wartstein für den Geologen sein. Man kann sich da in einer Stunde eine ganze Sammlung von versteinerten Muscheln und allerlei petrifizirtem Seegetier aus dem weichen Gestein herauskratzen.

Am Westufer des Trumersees liegt das kleine Pfarrdorf Seeham, das unsere Leser ebenfalls im Bilde finden.

Seeham muß erwähnt werden, wenn man von Mattsee spricht; denn es ist fast einerlei, ob man in Mattsee oder in Seeham wohnt. Zwischen beiden Orten ist ein lebhafter Verkehr zu Wasser und zu Lande. Seeham ist noch kleiner wie Mattsee und bietet daher noch weniger Privatwohnungen, aber es erfreut sich einer sehr solid und tüchtig geleiteten „Pension“, die inmitten eines schönen Parkes anmutig am See liegt. Für Familien, die sich am Seebad erfreuen und für einige Wochen von der Sorge des Wirthschaftführens befreit sein wollen, kann die Seehamer Pension mit gutem Gewissen empfohlen werden. Es ist gut sein dort, und die Preise sind mäßig.

Von Mattsee und Seeham aus lassen sich eine ganze Menge kleinerer und größerer, überaus lohnender Ausflüge unternehmen. Darüber, sowie über alles Wissenswerte ertheilt der bereits erwähnte, rührige Saisonverein in Mattsee bereitwilligst Auskunft.

E. G.

Abfahrt zur Rettung in Yport.

(Siehe das Bild Seite 553.)

Die armen Fischer an der normännischen Küste, von der unser Bild ein niedliches Stückchen zeigt, haben es nicht so gut, wie „messieurs les Parisiens“, so nennen sie nämlich alle fremden Gäste, die sich's bei ihnen bequem machen, wenn es schön und das Meer „doux comme du lait“, das heißt lauwarm ist. Aber leider Gottes ist's nicht immer schön an der normännischen Küste, und für die Einheimischen eigentlich niemals. Der Fischfang ist — infolge der fortwährenden Verfolgung der jungen Brut und der im Seegras enthaltenen Eier — so wenig ergiebig geworden, daß auch, wenn ich so sagen darf, die junge Fischerbrut am Strande nicht mehr leben kann und daher auswandert. Nur die verwaisten Alten bleiben zurück und halten es wie, nach der Legende, die napoleonische Garde von Waterloo. Ein tragisches Los, um das man sich freilich in der guten Stadt Boulangers und Rochefforts herzlich wenig kümmert.

Arbeit, harte, schwere, den Körper schnell verbrauchende Arbeit ohne Unterlaß, denn selbst im Winter muß man, wenn der Sturm sich gelegt und die Netze ausgebessert sind, wieder hinaus ins Meer, zum Fische oder zum Erwerbenfang. Und nicht nur aufreibende Arbeit, nein, auch beständige Lebensgefahr, sei es in der Ausübung seines wenig einträglichen Berufes, sei es, wie auf dem Weberschen Bilde, zur Rettung von Mitmenschen. Wie oft geschieht es, daß die darauf abgebildete, plumpe, widerstandsfähige, aber doch nur kleine Fischerbarke mit ihren zwei oder drei Masten und ihren spitzen, meist rothen Segeln auf hoher See vom Sturm überrascht wird! Vergeblich sucht sie den sichern Port zu erreichen; die Angehörigen stehen jammernd und ohnmächtig am Strande, der eine oder der andere besitzt wohl gar ein Fernrohr, die Gattin wird so buchstäblich zur Zeugin des Todeskampfes, den der Gatte minutenlang durchkämpft, indem er sich an die Masten und Resten des zerborstenen, an irgend einem Felsenriff zerschmetterten Fahrzeugs klammert, zwei, drei Sturzwellen überdauernd, um dann plötzlich und für immer im Wassergebraus zu verschwinden, während der Sturm den gellen Angstschrei der Witwe unbarmherzig überteilt. Wie oft habe ich dies grausige Schauspiel von Augenzeugen schildern hören!

Auf unserem Bilde handelt es sich glücklicherweise nicht um unmittelbare Lebensgefahr. Der Sturm hat sich schon ein wenig gelegt, und das gewaltige Kauffahrteischiff, das der Küste zu nahe gekommen und auf einen der sogenannten „rochers“ aufgelaufen ist, wird durch die heizende Flut bald wieder in Freiheit gesetzt werden. Aber es ist vielleicht so stark beschädigt, sein Leck ist vielleicht so groß, daß es nicht mehr die See halten kann. Darum hat es Eile, zunächst der Bemannung zu Hilfe zu kommen. Die Ebbe hatte kleine Wassertümpel bildend, das Fischerboot, wie unser Bild veranschaulicht, auf dem Trocknen gelassen. Fünfzig kräftige Fäuste treiben es der brandenden, den Gischt hoch aufbäumenden Flut entgegen, um das Rettungswerk schneller vollenden zu können, lauter kräftige, meist hagere Gestalten, eingefallene, sonnengebräunte Wangen mit jugendlichen Falten um die schauderlichen, hellen, wässerigen Augen, welche nichts weniger als einen romanischen Typus aufweisen.

Die Kostüme sind in erster Linie zweckmäßig und wechseln, je nachdem es sich um eine Bootfahrt oder um den zu Fuß betriebenen Fang von Krabben und Crevetten handelt, die man während der Ebbe auf einer jener steinigen, den Schiffen mit großem Tiefgang oft so verhängnißvoll werdenden Bänke (rochers) findet: dunkles, bisweilen im Halbstiefel verschwindendes Beinkleid, graue Jacke, Mütze oder Filzhut für die Bootfahrt; für die Crevettenjagde dagegen habe wollene Strümpfe, der schwere Holz- oder Nagelschuh und eine leicht trocknende Bluse. Wollenes Hemd und wollener Shawl setzen natürlich in keinem Falle.

Eugen von Jagow.

Literatur.

— **Wie wenige Romanschriftsteller versteht es Robert Byr,** seinen Verlag ein treffliches durchgeführtes Lokalkolorit zu verleihen. So steuert denn auch sein Roman „Waldfrei“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) in der That den vollen, würzigen Hauch der Waldluft. Ein frischer, fröhlicher, naturwüchsiger Zug geht durch das Ganze, der selbst in die adeligen Gestalt hereinweht und ihnen etwas von seiner alten Ursprünglichkeit mitteilt. Seine naturalistische Darstellungsweise findet dieser Zug in der Figur des trotzigen Oberförsters Steinkraut, der sprudelnd auf das ihn zukommende Adelsprädikat verzichtet aus Gründen, die von Anfang an in ein geheimnisvolles Dunkel gehüllt erscheinen, die uns aber nach Klärung derselben den Mann in doppelt achtunggebietendem Lichte zeigen. Um diese markige Gestalt ranken sich gefällig die duftigen Liebesromane der jungen Welt, und gewisse Zustände, die Verlobtenfreuden zeigen, weniger glücklich der lauteren Genuß jener erfüllenden Elemente, von denen dieses Wonnegefühl erfüllt ist, und lassen dadurch zu einem wohlthuenden Abschluß gelangen.

— **Wenn ein Ausländer in seiner Muttersprache die** Lebensgeschichte eines deutschen Dichters der Gegenwart schreibt und die Deutschen sie der Uebersetzung wert finden, so werden wir voraussetzen dürfen, daß das seine ganzen Gründe habe. In keiner Weise soll gesagt sein mit dieser Voraussetzung, wenn wir sie auf das Buch „Adolf Friedrich Graf von Schack, ein poetisches Charakterbild“ von H. J. Mannsen, aus dem Holländischen übersetzt (Stuttgart, J. B. Metzler), anwenden. Mit unbefangener Kritik und vollem Verständnis des Dichters ist Mannsen an das Leben und das poetische Schaffen desselben herangetreten und zeigt uns klar und überzeugend, wie sich das eine aus dem andern entwickelt. Wer den Poeten Schack und seinen Werken kennt, findet hier ein gediegenes Bild der dichterischen Persönlichkeit, die uns in diesen Werken entgegentritt; wer die letzteren noch nicht in ihrer Gesamtheit vereinigt hat, wird sich zur Lektüre derselben durch diese Schrift und ihr feuriges Eingehen auf die Wechselbeziehungen zwischen der Dichtung und dem Dichter unwiderstehlich angeregt fühlen.

— **Für Heraldiker und alle diejenigen, welche sich für das** Ordenswesen interessiren, wird die von dem Königlich bayerischen Legationsrat Dr. Ludwig Trost herausgegebene, nach amtlichen Quellen bearbeitete „Geschichte des St. Michaelsordens in Bayern und der St. Michaelsbruderschaft seit dem Jahre 1693 bis auf die Gegenwart“ eine willkommene Gabe sein (München, Oldenbourg). Die ausführliche und gemeinde Darstellung beruht auf den Urkunden und Akten, welche im Jahre 1842 als „Hand-Ritter-Ordens-Archiv vom heiligen Michael dieser Stiftung“ vom königlich bayerischen Staatsministerium des königlichen Hauses und des Aeußern den königlichen Geheimen Hausarchive zur Aufbewahrung übergeben worden sind. Das reiche, auch in kulturgeschichtlicher Hinsicht äußerst wertvolle Material wurde für die Oeffentlichkeit bisher nicht verwertet. Es werden daher für die leichte Zugänglichmachung desselben die Historiker dem gelehrten Verfasser Dank wissen. Die klare und trotz ihrer Gediegenheit knappe Abfassung des Textes wird durch eine große Anzahl eingehender Anmerkungen erweitert, welche ferner Liegendes und nicht unmittelbar zu dem eigentlichen Thema Gehöriges näher bekunden und besonders auch auf viele andere historische Werke das Augenmerk des Lesers richten. Am Schlusse sind noch zwei Farbendrucktafeln angefügt, welche in äußerst sauberer Ausführung die verschiedenen Klassen des hohen Ordens zur Darstellung bringen.

Notizblätter.

Bühne.

— **Eine Zierwoche liegt auf theatralischem Gebiete hinter** den Coulissen. Die Zierwoche ist bei vielen eine Modekrankheit. Ihm ist einmal Ernstes, eine ehrenhafte literarische Bethätigung. Viele behaupten, es sei sogar ein Genie. Das lockt diejenigen, die da glauben, sie stünden auf der Höhe ihrer Zeit, wenn sie für einen Neues komponiren. Und so ist Zola der dramatische Heilige der Gesellschaft geworden, die in nicht weniger als drei Theatern während einer und derselben Woche ihre Andacht durfte. Zweck im Schauspielhause, das ihn unter die oberen Götter aufnahm, indem es sein Drama: „Die Frau vom Meer“, aufführte. Das Stück ist ein literarischer Fehlschuß geworden; die einen begreifen sich dabei, die anderen sind darüber empört. Daß es immer geschlossen läßt, versteht seine Leidenschaft. Wer die alten Ibsenschen Stücken liegt auch über diesem eine trübe, düst, beklemmende Atmosphäre, das Vorzeichen von etwas Verhängnisvollem in der Luft. Die Frau eines Technikers Wangel, Ellida, hat vor sich Jahren ihren Gatten mehr aus Opportunitätsgründen denn aus Liebe geheiratet. Seit drei Jahren, dem Tod ihres Kindes, befindet sie sich in einem krankhaften Zustande, den der Arzt wahrscheinlich als eine Art von Hysterie bezeichnen würde. Ein unterirdischer Zug lockt sie zum Meer, wo sie mit Todessehnsucht lauscht. Vielleicht hat daran ihr seltsamer Gefährte, ein fremder Seemann, einen unbewußten Anteil, der mit ein Dutzend sie gelangen wollen und sie zu der Seinen machte. Dann wollte er über das Meer, und Ellida, die irgendwie den Techter lesen gelernt, erkannt es doch vorzuziehen, diesen zu begleiten als den angekommen, wilden Meermann. Sie bricht daher mit ihm, aber er will es nicht gelten lassen und erklärt, daß sie ihm gehöre; er werde sie einst holen. Drei Jahre vergehen, und als Ellida im Garten weilt, hebt der längst tot Geglaubte plötzlich wieder vor ihr und will sie mit sich nehmen, denn seiner unerschütterlichen Ueberzeugung nach gehört sie ihm. Die Aerzte und Psychiater, welche das Band der Ehe geschaffen, sind ihre wahre, denn nur die Aerzte sind Heiland gelten. Ellida, die bei Gelegenheit ihres Todes ihrem Gatten enthüllt hat, teilt ihm das Unerwartete mit. Dieser aber, der treue Frau und der ganzen Intensität, aber auch mit der ganzen tollsten Schwäche einer weiberfeindlichen Empfindsamkeit liebt, weiß sich keiner Not, zumal auch seine Frau, von kommender Gewalt zu dem unheimlichen Meerweib hingezogen, in verzweifelten Kampfe zwischen der Pflicht und der Liebe (man kann es freilich so nicht nennen, und sie verlebt) behaftet und Hilfe bei ihm sucht. Da gibt Wangel die Gattin frei, er bringt sie das große Opfer seiner Liebe. Aber in diesen Augenblick erkennt sie ihre Pflicht und ihre Verantwortung, und sagt da — jetzt ruft nur auch die innere Stimme das Hausend zu, daß sie nicht von hinten gehen dürfe. Das ist das Ende. Der rauhe Seemann erhält den Laufpaß. Das Stück ist, wie alle Ibsenschen Dramen, ein Produkt genialisirender Lust aus Problemsuchten, die sich weder um Aesthetik noch um Psychologie kümmert. Seine Genialität besteht es in der Anwendung des Lokalkolorits und in der Handhabung der Dialektik, die mit wunderbarer Schärfe die Psychen von Ja- und Gegenrede beherrscht. Die Folgerichtigkeit, Wahrheit und Klarheit der Charaktere ist ihre größte Stärke. Seine Personen sind niemals Schwächlinge oder Marionetten, sondern voller und vielbegründet werdenden rücksichtslos Patent. Abneigung, Einbildung, Vision, Ahnung — das sind seine Triebfedern. Ob ein Charakter, ob die Fabel beherrscht — das ist ihm einerlei, wenn nur die Nerven zittern. Für alle nervösen Leute, die besonderes Anregungen bedürfen, namentlich für Blasierte, ist die Ibsensche Poesie ungemein verführerisch, für die anderen ist sie bedrückend, abstoßend, widernatürlich. So war auch der Erfolg geteilt; die einen jubelten, die anderen waren verstimmt. Einen dauernden Platz wird Ibsen weder auf der königlichen noch auf den anderen Bühnen haben, die Menschheit läßt sich nun einmal nicht mit Gewalt in ungesunde Bahnen drängen. Die Tragedienne war ausgezeichnet. Ludwig und die Herren (der Seemann und Gäste) leisteten Vorzügliches, so und Ibsen mußten häufig vor die Gardine treten.

— **Die neuesten musikalischen Novitäten dieser Saison liegen** noch immer auf dem Gebiete der Operette. Das Theater an der Wien hat bisher zu einer ergötzlichen Schöpfung gegriffen. „Die Piraten“ oder „Der Clown seiner Pflicht“, burleske Operette in zwei Akten von C. M. Gilbert, deutsch von F. Zell und Rich. Genee, Musik von Arthur Sullivan, ist stets ein lustiges Werk des doch leeren „Milieu“ in Deutschland recht beliebt gewordenen Konzessionen. Neben beachtenswerten Anklängen an bekannte Muster findet man darin auch viele und schöne Originalnoten, köstliche, feine Melodien, namentlich zwischen Mabel und Frederic, und seine musikalische Pointen, die Gilbert's ersten Librettos befunden, die Operette über das Walzer und Polkenniveau emporzuheben und sich mehr den klassischen Formen der Kammermusik zu nähern. Was die Handlung betrifft, so kann man die Operette die dunkelste aller dunkelsten Operetten nennen, denn der Blödsinn ist darin auf die Spitze getrieben. Sie hat speziell den Spaß, jene Lächerlichkeitserscheinung, die vor einigen Jahren über England hereingebrochen war, zu geißeln. Eine Anzahl von Mylords und Gentlemen kommt auf den sublimen Gedanken, als Piraten in See zu stechen und den Ertrag des jedenfalls lukrativen Gewerbes zur Errichtung von Waisenhäusern, Findelanstalten und Gefängnissen für Frauen zu verwenden. Obwohl wie dieser Gedanken sonstigen Inhalts zu verwerfen. Obwohl wie dieser Gedanke ist auch seine Durchführung. Der Erfolg war ein großer, trotz auch die überaus glänzende Ausstattung das Ihrige beitrug.

Digitized by Google

— Das Wiener Karltheater hat mit einer andern Jugendarbeit Suttners, der vieraktigen Operette „Kapitän Mizzi“, einen nicht minder gelungenen Versuch gemacht. Die Handlung läßt sich, wenn auch alles gut abläuft, sehr tragisch und gar nicht convenienhaft an; denn wir kreisen hart am Galgen vorüber. Ein Kapitän Mizzi wird, weil ein plötzlicher Verwandter behauptet, ihn zu beerben wünscht, auf Zauberei angeklagt und verurtheilt; er hat nur noch eine Stunde zu leben, als er sich, um den genannten Verwandten um die Erbschaft zu prellen, vom Gouverneur des Tower (die Geschichte spielt nämlich in London) die Erlaubniß erwirkt, den „letzte beste“ Weib ehelichen zu dürfen. Der Gouverneur ist so liebenswürdig, dieses letzte beste Weib selbst zu besorgen, und zwar in der Person einer natürlich schönen und von natürlicher sehr tugendhaften saturanten Bürgerin, und die beiden „Liebenden“ werden bei verschlossenen Thüren und mit verbundenen Augen wie getraut. Da findet er Gnade vor den Augen der Tochter des Kerkermeisters, und Vater und Tochter retten ihn, indem sie ihn in die Uniform der Leibgarde stecken, die im Tower garnisonirt. Der Pseudo-Leibgardist singt nun ein, für die ihm Angetraute, die er und die ihn nie gesehen, zu schwärmen, die angeschwärmte Dame überredet schließlich unter denselben erschwerenden Umständen ihr ihn; ein Zufall bringt ihn auf die Spur, wer seine Gattin geworden, und gleichzeitig trifft seine Begnadigung ein, die der erbschleichende Bösewicht unterschlagen hatte. Die Operette ist entschieden mehr Singspiel, denn es wird gesprochen, gesungen und getanzt, andererseits aber den ganzen musikalischen Schnitt nach mehr komische Oper als Operette, jedenfalls durchweg von melodiöser und dabei originellster Feinheit und Grazie, nicht am wenigsten virtuos durch ihre Einfachheit; namentlich im zweiten Akte reiht sich Perle an Perle. — Das kleine Theater hat ferner noch eine einaktige Operettenneuheit gebracht: „Die indische Witwe“ nach einer Idee von L. Genée und F. Zell, Musik von G. Gerstinger. Die Handlung ist dem Stück „Die indianische Witwe oder der Scheiterhaufen“ entnommen, mit dem im Jahre 1776 die Burg eröffnet wurde. Sie ist von geradezu rührender Einfalt. Ein Oberstrommi will, um schneller in den Himmel einzugehen, den Freitod sterben, er besinnt sich aber noch rechtzeitig und sieht den Himmel in den Armen einer jungen Witwe mit einer Vermögensliegenschaft von 12 Millionen Rupien. In diese Handlung schneit ein Urwienerl hinein, der den Tod auf dem Scheiterhaufen als eine Premiere betrachtet, bei der er „dabei sein muß“ und für die er sich einen „Sitzplatz bestellt“. Der hübsch ganz unbekannte talentvolle Komponist hat dazu eine zwar anspruchslose, aber leichtflüssige und nirgends aufdringliche Musik geschrieben, in der alles geschmackvoll instrumentirt ist und die auch einige ohrenliebliche Melodien enthält, die dem bescheidenen Stücke eine gute Aufnahme verschaffen. — Eines weniger allgemeinen Erfolges hatten sich zwei neue vieraktige Lustspiele zu erfreuen, von denen das eine, „Bruder Hans“ von L. Kornseis, zum erstenmal im Wiener Burgtheater aufgeführt wurde. Der Verfasser, ein Eisenbahnbeamter, der schon Gedichte, Novellen und Romane veröffentlicht hat, betritt mit diesem Stück zum erstenmale die Bühne, nicht gerade mit besonderem Glück. Der Inhalt ist kurz folgender: Ein mit allen Gaben des Geistes und des Herzens reich ausgestatteter Mann, der an Aegiers „Pelikan“ erinnert, gibt in aufopfernder Bruderliebe alles, was er besitzt, Ruhm sogar und Liebe, im schließlichen Opfermut, im Opfermut bis aufs Messer, für einen heruntergekommenen Bruder hin, bis endlich das Mädchen, das er und das ihn liebt, mit einer rasch entschlossenen That ihm die Augen öffnet. Wir stehen da vor der geradezu krankhaften und deshalb peinlichen Sentimentalität eines Mannes, der noch mehr Einfühlungsvermögen als Gemütstiefe sich und vielleicht unser Mitleid erregen, aber nicht unsere Sympathie erringen kann. Daran krankt das Stück, wenn auch nicht geleugnet werden darf, daß der Verfasser einen scharfen Blick für alles Bühnenwirksame hat, daß er die handelnden Personen fein zu charakterisiren weiß und daß der Dialog einen harmlosen und liebenswürdigen Humor aufathmet. — Das zweite Lustspiel „Mädchenraub“ von Fronrieß Stahl fand zwar bei seiner ersten Aufführung am Hamburger Thaliatheater, dank der vorzüglichen Darstellung, einen vollen Heiterkeitserfolg, kann aber bei seinem leichten Aufbau und der nicht besonders reichen Handlung keinen Anspruch auf höhern Wert machen. Die Anziehungskraft zweier hübschen Mädchen auf zwei den gebildeten Ständen angehörige junge Herren und der Einfluß derselben auf die Bekämpfung eines alten Familienvorurteils ist der sehr einfache, schon recht oft behandelte Vorwurf des Stückes, dessen Vorzüge in einer lebendigen, zuweilen recht witzigen Sprache, sorgfältiger Ausbreitung der vorhandenen Situationskomik und guter technischer Mache liegen. Dagegen sind die Charaktere der auftretenden Personen durchweg noch der Alltagsschablone gerechnet. — Einen ganz eigenartigen Reiz nicht nur auf literarisch seiner gebildete Zuhörer, sondern auch auf die weiteren Kreise des Publikums, übte einer der Festnachtsspiele von Heinrich Kruse, „Standhafte Liebe“, aus, welches zum erstenmal im Eberfelder Stadttheater über die Bretter ging. Das interessante Stück trug einen ganz entschiedenen Erfolg davon. Der Gegenstand desselben ist folgender: Ein berühmter Pariser Goldschmied verliebt sich beim ersten Anblick in eine anmutsvolle Künstlerin und will das süße Geschöpf zur Ehefrau nehmen. Die Kleine ist aber Leibeigene eines reichen Klosterfräuleins, und nach dem Gesetz ist, bevor der Abt sein Lösegeld annehmen will, wer die Leibeigene frei, ebenfalls der Horigkeit verfallen. Der Abt erweist sich denn auch trotz des Todes des entrüsteten Goldschmieds hartherzig und will sein Lösegeld nehmen, sintemal in dem großen Künstler einen Horigen dem Kloster gewinnen. Da dieser mit Entführung droht, wird die Magd in sichern Verwahr genommen. Der Liebesheim macht den Künstler nach Köchen mürbe, und er nimmt die Schmach der Knechtschaft auf sich. In Paris ist man entrüstet über den Frevel des Klosters ausgerufen Sturm, und alles strömt nach dem Hause, das solche Leiden zu sehen, um deswillen ein berühmter Künstler Klosterhöriger geworden ist. Der Abt aber läßt sich schließlich bewegen, dem in der Süßigkeit des Honigmonds schwelgenden Liebespaare die Freiheit zu kaufen, wogegen der barbarische Goldschmied ein prunkvolles Meisterwerk für des Klosters Hochaltar verfertigt. Dieser Stoff ist von Balzac in seinen Contes drolatiques im Novellenstil des sechzehnten Jahrhunderts erzählt. Kruse verlegt ihn sprecht in den Humor der Klosterfrauen nur in den romantisch-phantastischen Zauber der weiblichen Hauptgestalt völlig neue Wendungen und verleiht poetisch des Franzosen launigen Einfall. Tiefe bezwingend liebenswürdige Poesie, mit der der Dichter das Idyll der schönen Klosterfrau ausgestattet hat, scheute dem Festnachtsspiele mit dem feinen Duft seines geistigen Wesens den vollen Erfolg und machte die Sprunghaftigkeit der Entwicklung und die dem modernen Ohr ungewohnt klingende Sprache gerechter Kritik weniger.

Kultur und Wissenschaft.

— **Die Königin von England hat eine wertvolle Sammlung** von Meisterstücken alter Meister, die bisher unbenützt im Buckinghampalast gelegen hat, dem Royal College of Music geschenkt.

— **Bei den neuen Landererwerbungen, welche das deutsche** Reich an der Ostküste Afrikas gemacht hat, ist es nicht ohne Blutvergießen abgegangen. Die erst vor kurzem stattgefundenen Kämpfe bei Dar-es-Salaam, durch welche auch die evangelische Missionsstation eingeäschert worden ist, haben wieder eine größere Anzahl Opfer an Toten und Verwundeten gefordert, so daß sich das von der evangelischen Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika errichtete Krankenhaus als eine sehr segensreiche und notwendige Gründung erwiesen hat. Außerdem ist diese wohlthätige Anstalt auch in friedlichen Zeiten von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Denn das tropische, fieberreiche Klima zwingt unsere dort lebenden Landsleute oft, von diesem Asyl Gebrauch zu machen. In dem Krankenhause finden Leidende ohne Unterschied der Konfession Aufnahme und werden von einem deutschen Arzte, den die Reichsregierung entsendet hat, sowie von evangelischen Diakonissen verpflegt. Die genieteten Räume reichen aber längst nicht mehr aus. Es ist daher dringend erwünscht, daß der Neubau eines eigenen Krankenhauses auf dem vom Sultan dazu überlassenen Grundstücke baldigst beginne. Der Vorstand der evangelischen Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika wendet sich daher an alle Deutschen mit der dringenden Bitte, dieses ebenso christliche wie patriotische Werk durch recht reiche Spenden kräftig zu fördern. Zur Empfangnahme derselben haben sich bereits der Missionsinspektor Dr. C. G. Büttner, Berlin N., Weinbergsweg 10, und die Schatzmeister der genannten Gesellschaft, Bankier Hoffmann, Berlin N., Kesselstraße 7, und Sekretär Franke, Berlin N., Fennstraße 59, I., bereit erklärt.

Feste und Versammlungen.

— **An Moltke anläßlich seines siebenzigjährigen Dienst**jubiläums hat auch die Berliner Akademie der Wissenschaften ein Glückwunschschreiben gerichtet und darin des Feldmarschalls wissenschaftliche Verdienste besonders anerkannt. Die bemerkenswertesten Sätze des Schriftstücks lauten: „Wie Xenophon und Cäsar haben Sie Ihre glorreichen Feldzüge in Osten und Westen mit mustergiltiger Unbefangenheit selbst in die Jahrbücher der Geschichte eingetragen oder unter Ihrer Leitung darstellen lassen. Mit dem Geiste des echten Forschers, der mit liebevoller Sorgfalt allen Erinnerungen des Menschengeschlechts nachgeht, haben Sie die Bahnen eröffnet, um eines der wichtigsten Gebiete alter Völkergeschichte, die kleinasiatische Halbinsel, unserer Kenntnis wieder aufzuschließen. Jedem denkwürdigen Platz haben Sie in seiner Eigenart aufzufassen und mit voller Geistesfrische zu schildern gewußt. Bojazy und der Bosporos, Rom und die Campagna sind und in dem von Ihrer Hand gezeichneten Bilde neu lebendig geworden. Das sind Friedensthaten von unvergänglicher Bedeutung. Auch die erste, des Gegenstandes würdige Darstellung von Athen und seiner Landschaft verdanken wir dem langjährigen Chef des Großen Generalstabes, der jeder ernsten Forschung auf dem Felde alter Länder- und Völkerkunde mit Rat und That kräftige Hilfe zu leisten bereit war, und es waren uns unvergeßliche Festtage, wenn wir an unsern öffentlichen Sitzungen Euer Exzellenz als akademischen Genossen in unserer Mitte sehen durften.“

— **Zum fünfzigjährigen Künstlerjubiläum Joachims am** 1. März überreichte der Kultusminister im Auftrage des Kaisers dem Jubilar die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft. Eine Deputation Berner Bürger überbrachte ihm das Ehrenpräsent des neugegründeten Musikvereins in dem angekauften Gebäude des Hotels Bellevue. Ministerialdirektor Greiff überreichte namens der Freunde und Verehrer des Jubilars 100,000 Mark, zu einer Stiftung bestimmt. Deputationen der Hofkapelle für Musik, der Akademie der Künste, des Cäcilienschen Gesangvereins, des Philharmonischen Orchesters und der übrigen Konservatorien überbrachten Adressen. Von den Universitäten Oxford und Cambridge, aus Amerika, aus Hannover, Frankfurt, Köln und vielen anderen Orten gingen nach Hunderten zählende, briefliche und telegraphische Glückwünsche ein.

Todesfälle.

— Reinhard Chalon, bekannter Numismatiker und Besitzer einer berühmten Münzsammlung, 87 Jahre alt, am 23. Februar, in Ellene-Brüssel.

— Rechtsanwalt Theodor Friedrich Kindler, Unger alt, fünfzig Jahre der Vorsteher und seit 1848 auch der politische Führer der Bevölkerung des kleinen Fürstentums Ratzeburg im Großherzogtum Mecklenburg-Strelitz, 82 Jahre alt, am 24. Februar, in Tennesen bei Schönberg.

— Gymnasialprofessor Gordika, in der Konfliktszeit der sechziger Jahre fortschrittliches Mitglied des preußischen Landtags, 78 Jahre alt, am 24. Februar, in Lyk in Ostpreußen.

— Johann von Pillement, königlich bayrischer Generalmajor z. D., 76 Jahre alt, am 27. Februar, in Würzburg.

— Alexander Theodor von Hedemann, königl. preußischer Generalleutnant z. D., 80 Jahre alt, am 27. Februar, in Dresden.

— Karl Davidow, berühmter Violoncellvirtuose, früher erster Violoncellist im Leipziger Gewandhausorchester und Lehrer am Konservatorium, seit 1862 in St. Petersburg, wo er als kaiserlicher Kammervirtuos und Lehrer am Konservatorium, dann als Direktor desselben thätig war, 51 Jahre alt, am 28. Februar, in St. Petersburg.

— J. J. Spenngli, über fünfzig Jahre Pfarrer in Thalwil am Zürcher See, durch seine rege, vom besten Erfolg gekrönte Beteiligung an den Aufführungen der Männergesangvereine in der Schweiz weiten bekannt, 87 Jahre alt, Ende Februar, in Zürich.

— Graf Philipp Konrad zu Eulenburg, königlich preußischer Kammerherr und Oberstleutnant a. D., Mitglied des preußischen Herrenhauses ꝛc., 68 Jahre alt, Anfangs März, auf seiner Besitzung Liebenberg in der Provinz Brandenburg.

— Professor Heinrich Breitinger, Lehrer der neueren Sprachen an der Universität und dem Polytechnikum in Zürich, schriftstellerisch thätig auf dem Gebiete der französischen Literatur- und Sprachgeschichte, 57 Jahre alt, Anfangs März, in Zürich.

— Dr. Josef Herz, Rechtsanwalt in Mannheim, Herausgeber der Zeitschrift „Die deutsche Genossenschaft“, Führer der demokratischen Partei, 47 Jahre alt, am 1. März, in Berlin.

— von Osten, genannt Sacken, königlich preußischer Generalleutnant, zuletzt Kommandeur der 22. Infanteriebrigade in Breslau, am 1. März, in Berlin.

— Kommerzienrat Wilh. Peters, Begründer der weltbekannten Firma Wilhelm Peters & Comp. in Cupen, am 1. März, in Cupen.

— Karl Mittell, ausgezeichneter Schauspieler, Heldendarsteller großer und leichterliger Lebensämter, an dem Theater in Berlin, Dresden, Leipzig und Hamburg thätig gewesen, 60 Jahre alt, am 1. März, in Bialowitz bei Dresden.

— Wilhelm Freiherr Treusch von Buttlar-Brandenfels, königlich preußischer Generalmajor z. D., am 4. März, in Dresden.

— Dr. Richard Gscheidlen, außerordentlicher Professor der Physiologie an der Universität Breslau und Vorstand eines Institutes zur Untersuchung der Nahrungsmittel, Herausgeber der „Breslauer ärztlichen Zeitschrift“, 45 Jahre alt, am 4. März, in Breslau.

— Gabriel Freiherr von Herbert-Waikeal, k. k. Kämmerer, außerordentlicher österreichisch-ungarischer Gesandter und bevollmächtigter Minister bei dem königlich württembergischen Hofe, 56 Jahre alt, am 4. März, in Stuttgart.

— Hofrat Heinrich Rumpel, Leiter des Mannheimer Hoftheaters, dessen Komite er neunzehn Jahre hindurch als Mitglied und als Präsident angehörte, Gründer des Hoftheaterpensionats und anderer wohlthätigen Stiftungen, am 5. März, in Mannheim.

— John Ericson, berühmter Marine-Ingenieur, Erfinder der Dampferschraube, 85 Jahre alt, am 8. März, in New-York.

— Rechtsanwalt Waltemar Wolff, Mitglied des königlich preußischen Abgeordnetenhauses, der fortschrittlichen Partei angehörig, 36 Jahre alt, am 9. März, in Berlin.



(Nachdruck verboten.)

Aufgabe Nro. 497.

Von Aurelio Klein.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 494:

Weiß.	Schwarz.
1) D. A 1 — H 1	1) K. F 5 — E 5
2) D. H 1 — F 3	2) K. E 5 — D 6 oder anders.
3) D. F 3 — F 4 oder — D 5 Matt.	
A)	
1)	1) K. F 5 — G 5.
2) D. H 1 — E 4	2) Beliebig.
3) D. E 4 — G 4 Matt.	
B)	
1)	1) B. A 7 y, B 8.
2) D. H 1 — F 3 †	2) Beliebig.
3) Dame Matt.	

Das moderne Heinzelmännchen.

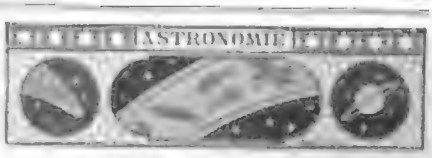
Wenn in unserem Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität die geheimnisvollen Kräfte der Natur immer mehr in den Dienst der Allgemeinheit gestellt werden und wenn durch unsere Eisenbahnen die räumlichen Entfernungen gegenüber den früheren Transportgelegenheiten um mehr als das Zwanzigfache verkürzt worden sind, so erschien es bisher doch nur als unerreichbarer Wunsch vieler, die Wirkung dieser Naturkräfte auch in den beliebigen Dienst des einzelnen gestellt zu sehen, in dem Sinne, daß jeder, unabhängig von der Massenbeförderung auf Eisenbahnen, Dampfschiffen und dergleichen, unter Umständen sich seines eigenen Fahrzeuges mit Kraftbetrieb nach eigenem Belieben bedienen könne, sei es nun als Schiff, Kutsche, Droschke, Dreirad oder als sonst ein Vehikel. Diesem Verlangen sind



Auf dem Wege zum Cannstatter Wasen.

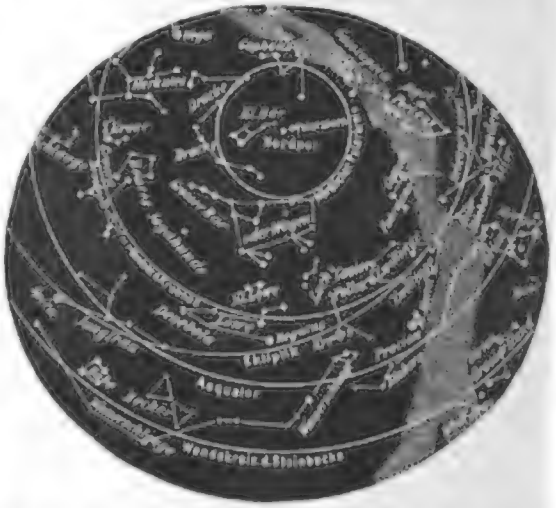


Daimlers Motor im Dienste der Straßenbahn.



April 1889.

Abends gegen 8 Uhr steht Orion tief unten gerade im Süden, Sirius, der Hundsstern, ist schon tief im Südwesten, Capella hoch im Süden zu finden. Wenn es zu dieser Zeit ganz im Westen unter dem Perseus, Algol, welcher etwas unter der Mitte steht, geht in der ersten, größeren Hälfte des Monats vor, so tritt ein Minimum, d. h. ein Kleinerwerden nach 8 Uhr ein. Die Planeten, welche diese Planeten während des Monats beschreiben, sind in der Himmelskarte durch



gute gekennzeichnete Linie angegeben. Am 2. steht für den Beobachter die Vereinigung der Venus um. Saturn befindet sich im Süden, rechts vom Sternbild des großen Löwen, und ist durch sein ruhiges, nicht gelbliches Licht zu erkennen. Am 11. wird die Bewegung des Saturn stationär, desgleichen erfolgt am 24. bezüglich derjenigen des Jupiter. Dieser steht so tief, geht erst morgens auf und ist deshalb für das unbewaffnete Auge unsichtbar. Am 20. befindet sich Jupiter gerade in Vollmondstände unter dem Mond, welcher im Adrakanon begriffen ist, sodaß das letzte Viertel noch nicht erreicht hat.

Gediegene literarische Ostergeschenke

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Georg Ebers, Die Gred. Roman aus dem alten Nürnberg. Siebente Auflage. 2 Bände. In feinstem Original-Einband. Preis ℳ 12.— **(Neu!)**

Georg Ebers, Elisen. Ein Wüstentraum. Poetische Erzählung. Siebente Aufl. Fein in Leinwand gebunden. Preis ℳ 5.—

Georg Ebers, Eine Frage. Idyll. Mit einem Titelbild in Lichtdruck. Fünfte Auflage. Fein gebunden mit Goldschnitt. Preis ℳ 5. —

Amalie Baisch, Aus der Töchterschule ins Leben. Ein allseitiger Berater für Deutschlands Jungfrauen. Mit einem Titelbild von Emanuel Spitzer. In elegantem Original-Einband. Preis ℳ 6.— **(Neu!)**

Georg Scherer, Deutscher Dichterwald. Lyrische Anthologie. Dreizehnte Auflage. Mit vielen Porträts und Illustrationen. Original-Prachteinband mit Goldschnitt. Preis ℳ 7.—

Ferdinand Freiligrath, The Rose, Thistle and Shamrock. A book of English poetry. VI. edition. With portrait of Ferd. Freiligrath and numerous illustrations. Original-Prachteinband mit Goldschnitt. Preis ℳ 7. —

Eugène Borel, Album lyrique de la France moderne. VII. édition, revue et augmentée par **C. Villatte.** Avec 12 gravures sur bois. Original-Prachteinband mit Goldschnitt. Preis ℳ 7. —

Wilhelm Jordan, Die Sebalds. Roman aus der Gegenwart. Zweite, durchgesehene Auflage. 2 Bände. Fein gebunden. Preis ℳ 12. —

Lewis Wallace, Ben Hur. Eine Erzählung aus der Zeit Christi. Mit dem Porträt von General Wallace. Fünfte Auflage. 2 Bände. Fein in Leinwand gebunden. Preis ℳ 7.— Ausgabe für Bücherliebhaber auf feinstem Papier, numerirt (Nro. 1—200), hochfein gebunden. Preis ℳ 12.—

Ein Vermächtnis Kaiser Wilhelms I. Einundneunzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg. Ein Menschen- und Heldenbild unseres unvergeßlichen Kaisers Wilhelm I. von **Oskar Meding.** Mit Illustrationen nach den von des Kaisers und Königs Majestät Allergnädigst zur Benutzung verstatteten Zeichnungen als Erinnerungsgabe für das deutsche Volk herausgegeben von **Carl Hallberger. Pracht-Ausgabe.** 196 Seiten hoch Quart. In feinstem Originalcinbd. Preis ℳ 4.—

Vorstehende Werke können durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden.

wurde, da schonte die Verwendbarkeit derselben in der Praxis an den bei solch kleinen Betrieben hervortretenden Unvollkommenheiten, das heißt an dem zu großen und schweren Motor wie auch an anderen Hindernissen.

Wie muß daher der Fremde erstaunen, wenn sich ihm auf seinem Wege durch das Württemberger Land, bei einem Aufenthalt in der schönen Residenzstadt Schwabens und in der besuchten freundlichen Badestadt Cannstatt, unverhofft der Anblick derartiger automobilen Fahrzeuge in großer Mannigfaltigkeit zeigt. Die Verwirklichung dieses Betriebes von selbstfahrenden kleineren und größeren Vehikeln jeder Art ist das von Erfolg gekrönte Ergebnis eines jahrelangen stillen und abgeschlossenen Wirkens. Der Erfinder dieser neuen Fahrbetriebe, Ingenieur Daimler in Cannstatt, hat den vom Schmidt-Weißenfels so genannten „Luftgeist" verwendet, welcher in vorbezeichneter Richtung mit vollendeter Wirksamkeit den Wunsch und Traum so manches Fahrlustigen und Sportfreundes zu erfüllen im Stande ist und womit in zahlreichen Fällen die kostspielige Pferdehaltung erspart werden kann, wie überhaupt die Möglichkeit des motorischen Betriebes kleiner und kleinster Fahrzeuge damit erstmals geschaffen wurde.

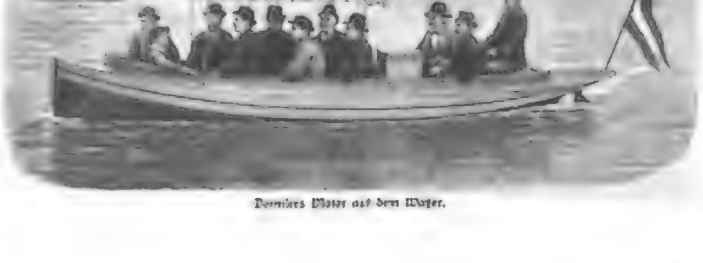
Wir sehen hier diese interessanten selbstfahrenden Vehikel, groß und klein, in Wirklichkeit vor uns; auf dem freundlichen Neckarflusse sind es Boote jeder Art, vom kleinsten Miniaturboot im Größenverhältnis bis zu großen, prunkvoll aufnehmenden Vergnügungsbooten, welche schon seit dem Jahre 1886 ihre Vorzüge auf längeren Rhein-, Main- und Elbefahrten und auf Landseen bewiesen haben; diese Fahrzeuge eilen, wie durch unsichtbare Kraft getrieben, in raschem Gange durch die Flut, sich dabei von vortrefflicher Lenkbarkeit erweisend. Ein solches Schiff kann bis zu fünfhundert Kilometer zurücklegen, ohne sich mit frischem Brennstoff versehen zu müssen.

Richten wir den Blick auf die benachbarte Landstraße, so sehen wir mit Verwunderung die elegante Kutsche „ohne Gaul", durch dieselbe verborgene Kraft bewegt, dahinkommen, und in gleicher Weise das flüchtige automobile Fahrrad ohne Pferden, weil nicht fußgetrieben, dahineilen, Gefährte, welche Daimler schon seit dem Jahre 1886 geschaffen hat. Die Anwendung dieser Kraft auf Schiffahrzeuge ergab



Eine Spazierfahrt ohne Pferde.

fast unbeschränkte Verwendungsweise dieses Daimlerschen Motors für gewerbliche Zwecke, land- und hauswirthschaftliche Betriebe jeder Art, und so können wir dieser preiswürdigen Erfindung eine bedeutende Zukunft verheißen, um so mehr, als sie schon, wenn auch in der Stille, eine mehrjährige Probezeit bestanden und während derselben den Beweis ihrer Reellität gründlich geliefert hat.



Daimlers Motor auf dem Wasser.



Anordnungsaufgabe.

Die 64 Karten aus zwei Skatspielen schachbrettartig so zu legen, daß 1) in jeder der acht Reihen von links nach rechts, 2) in jeder der acht Reihen von oben nach unten, 3) in jeder der beiden diagonalen Reihen, jeder Rang einmal, jede Farbe zweimal vertreten ist. Die acht Ränge oder sind: As, König, Dame, Bube, Zehn, Neun, Acht, Sieben. Die 4 Farben sind: Treff, Pique, Coeur, Carreau. Die Buben gelten natürlich nicht extra, sondern in ihrer Farbe. Der Rang soll so sein, wie folgende Figur zeigt.

Treff-As	Pique-König	Carreau-Dame	Carreau-Bube	Carreau-Zehn	Coeur-Neun	Carreau-Acht	Treff-Sieben
Coeur-Sieben							Coeur-As
Carreau-König							Carreau-Acht
Pique-Bube							Pique-Zehn
Coeur-Ass							Carreau-König
Treff-Zehn							Treff-Bube
Carreau-Neun							Carreau-Dame
Pique-Dame	Coeur-Zehn	Carreau-As	Treff-Ass	Treff-König	Carreau-Sieben	Coeur-Bube	Pique-Neun

Auflösung des Kößelsprungs Seite 506:

Es ist der Kopf ein Luftzelt,
Darin drei Stühle sind gestellt.
Das erste Glas leert ein als Gast,
Nimmt auf dem ersten Stuhle Rast;
Das zweite Glas kommt hinterdrein
Und nimmt den zweiten Stuhl ein;
Wenn nun das dritte kommt zuletzt,
So sind die Stühle eingesetzt.
Dann kommt ein Viertel noch wie der Blitz,
Sieht um sich und findet keinen Sitz;
Und weil es doch nicht stehen kann,
So fängt es einen Lärmen an,
Rennt an den andern hier und dort,
Und keins will räumen seinen Ort.
Da balgen sie sich tüchtig
Und werfen von den Stühlen sich,
Und noch ein Glück ist's, wenn das Fest
Nicht selbst mit übers Dutzend fällt.

Rückert

Dechiffrir-Aufgabe.



Da der alte Scharfmeyer seinen bei dem Leibregiment als Einjähriger stehenden Fritz sehr knapp hält und die gute freigebige Mutter jeden Pfennig vergelten muß, so ist der flotte Krieger (auch durch die Lektüre von „Ueber Land und Meer") auf den Gedanken verfallen, seiner alleinigen Gönnerin seine Lage statt durch Worte durch Uebersendung seines vom Regiments-Spezialartisten gefertigten Adrefsed, anno „Dutzend", zu schildern, indem er seine Klage nicht Letztern, sondern Zahlen anvertraut, so daß die mit denselben bezeichneten Armaturen und Montursstücke ꝛc. ꝛc., bis zum Nasenwärmer hinauf, in ihren Anfangsbuchstaben der Mutter alles sagen, wobei sie sich mit weiblichem Instinkt die fehlenden Vokale ergänzen wird. Die tasmanischen Chiffern schrieben Vortanzlänge zu markieren.

Auflösung des Silbenräthsels Seite 525:

Der Mensch, ein Thor für sich, für andre klug, hat Rat für jedermann, nur nicht für sich.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 525:

Nimm die schweren Tage leicht, aber schwer die guten.



Sepäle in Livland. Ihren ersten Wunsch haben Sie inzwischen bereits befriedigt gefunden und dabei zugleich erfahren, daß eine Verwechslung mit der Sängerin Ulbicki stattgefunden hat. Der Gemahl derselben ist von Ihnen in zweiter Linie erwähnten Verlobten. Ob wir Ihnen mit dieser Mitteilung gefunden. Sollte dieselbe noch erfolgen, so warten wir nicht [illegible] der betreffenden Bildnisse zu bringen. — Der Spruch, mit dem Sie in [illegible] Tausch Gedrucktes übersenden, ist ein genialer. Mit dem Satze [illegible] in diesem Fall gleichberechtigt mit Hamm-Mutter. („Hamm" heißt bekanntlich noch heut im süddeutschen Volksmunde gebräuchlich.) Daß man über die Ueberzahl des Bösen in den Sagen und Märchen mit Recht beklagt, ist eine bezeichnende Sache. In diesem Sinne wird Ihnen wohlen Herzen „die ganze alte Hexe" gewiß nicht mehr so dennitleidswert erscheinen.

Wilhelm S. in Ludwigslust. Zur „Zeitvertreibe" dürfte vor gelegener Zeit ein Plätzchen zu finden.

Alte Junggfer in P. Es kommt ganz darauf an, welche Bedeutung Sie in Ihrem Lebensjahren mit Vorliebe zu pflegen pflegten. Ungefähr unerzählende Stücke im leichten Konversationston finden Sie wohl bereits in Verlag von Conrad Wolfs Adressbuchhandlung, Berlin C., Kinderstraße 2, deren Katalogs Ihnen darüber ausführlichen Aufschluß erteilen. Zeit gegenwärtig Leben mit verteilten Rollen sind für einen Kreis, der vornehme Leute mit tüchtigem Gehalt verbunden sind. Paul Heyses dramatische Schöpfungen, namentlich auch seine „Weltheil des Salomo". Gebrauchsmusikalischen Stoff bietet Ihnen unter anderem unser „Deutsche Arienbibliothek", deren Sammlungsausgabe sich vorzüglich für Ihre Zwecke ganz besonders eignet, und der „Konzertsaal", herausgegeben von Paul Heyse und anderen.

Alter Junggesell in L. In diesem Jahre dürfte derselben noch nicht veröffentlicht werden, wohl aber im nächsten, da sie davon [illegible] dem Tode des Originalautors verflossen sein werden.

Otto M., stud. phil. in Berlin. Wer wollen sehen, ob wir da [illegible] eine oder andere ein Plätzchen finden.

Heinrich in Schweizerland. Dergleichen stehen die Sachen längst auf allen Tächern.

Langjähriger Abonnent in Appenhagen. Da bei Karl Zimmermann jüngst in 30. Auflage erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehenden Gemeinlieder von Attila, Hamburg und [illegible] Hamburg, nach den neuesten Materialien regelmäßig im lichtgrauschen Institut der Verlagsbuchhandlung, wird Ihnen Fürsten entsprechen.

H. H. in Bremen und Rosa Fr. in Berlin. Mit Liebhaberpreisen und Silberreichen sind wir für längere Zeit hinlänglich versehen.

Peter H. in Pyrmont. Wir mußten vor allem zu besser Stück [illegible] gebracht. Persönl. Monatsregie wünschen empfehlen zu lassen, [illegible] etwas zu Kurz Zumutung.

Unseren geehrten Abonnenten



offerieren wir zum Einbinden des mit dieser Nummer vollständig vorliegenden **ersten Bandes** dieses Jahrgangs die in unserer Buchbinderei auf das eleganteste ausgeführte

Einband-Decke

zu

„Ueber Land und Meer"

(noch unbeschriebener Ausführung)

in englischer Leinwand mit reicher Gold- und Reliefpressung auf dem Vorderdeckel und Rücken. Der Preis dieser ist für die **Haupt-Ausgabe** von „Ueber Land und Meer" 2 Mark pro Decke; dieselbe Decke für die Haupt-Ausgabe, jedoch nur mit Goldrücken, ohne Vorderdeckelvergoldung, ist zu 1 Mark 25 Pfg. pro Stück erhältlich.

Den verehrlichen Abonnenten der **Künstler-Ausgabe** von **„Ueber Land und Meer"** offerieren wir ebenfalls eine elegante, in unserer Buchbinderei hergestellte Einband-Decke zum **ersten Bande** in englischer Leinwand mit reicher Gold- und Reliefpressung auf dem Vorderdeckel und Rücken zum Preise von nur 2 Mark 25 Pfg. pro Stück. Die Decken für die **Haupt-Ausgabe** sind nur in **brauner** Farbe, für die **Künstler-Ausgabe** nur in **roter** Farbe zu haben.

Ferner offerieren wir **Mappen** zur **Aufbewahrung der Wochennummern** in gepreßter Leinwand mit Goldtitel auf dem Vorderdeckel à **1 Mark 25 Pfg.**, besonders zu empfehlen allen Lesekabinetten, **Gasthöfen, Cafés, Restaurationen** ꝛc.

(Zu den Preise der Decken und Mappen kommt in Oesterreich-Ungarn noch ein kleiner Eingangszoll.)

Nur durch die Herstellung in sehr großen Partien können die Preise so billig gestellt werden. Die Einzelanfertigung würde mindestens das **Doppelte** kosten.

Jede Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen an, ebenso vermitteln sämtliche Kolporteure und Boten, welche die Nummern und Hefte ins Haus bringen, die Besorgung. **Postabonnenten** wollen sich direkte an eine Buchhandlung wenden, da durch die Postämter die Decken und Mappen nicht bezogen werden können. Dieselben werden auf Wunsch gegen frankirte Einsendung des Betrags sehr einfachen in deutschen oder österreich-ungarischen Briefe oder in deutschen Briefmarken auch von der Verlagshandlung in Stuttgart direkt geliefert.

NB. Da von anderer Seite ebenfalls Einband-Decken, jedoch **in ganz anderer Ausführung** angekündigt werden, so wolle man zur Vermeidung jeden Irrtums ausdrücklich die von der Verlagshandlung angekündigte Einband-Decke verlangen und zu gefälliger Bestellungen den dieser Nummer beiliegenden Bestellschein benützen. Wird dann dennoch eine andere geliefert, als obenstehende Zeichnung ausweist, so ist der Abonnent berechtigt nicht verpflichtet, dieselbe anzunehmen, und steht dann immer noch der Weg des direkten Bezugs von der Verlagshandlung in Stuttgart offen.

Zum Einbinden früherer Jahrgänge können jederzeit auch noch die betreffenden Decken nachgeliefert werden.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. **Deutsche Verlags-Anstalt.**



Post- und Schnelldampfer

zwischen **Bremen** und

Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

Prospekte versendet

Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

G. W. in [illegible] [illegible] ... zu einer [illegible] ... ist leider dazu [illegible] Kräfte.

Johann V. in [illegible]. Ihre Verse sind ganz regelrecht zugeschnitten, aber den [illegible] [illegible] zu deutsch an die Stirn.

K. H. in Wiesbaden. Wir nennen Ihnen: das Direktorat des Kupferstichkabinets im Städelschen Museum zu Frankfurt a. M. [illegible] ... in Köln, Gothaisch in [illegible] ...

Abonnentin in [illegible]. [illegible] ... ausgedrückt, daß die „Uebung“ in der Feldverwaltung bestehe, nicht [illegible] ...

Otto K. in Berlin. [illegible] ...

[illegible] ... Anna Heine in Mattkeim in Schlesien. Wilhelm Ederling in [illegible]. „Die [illegible] Vorstandschaft“ in Schwaben. Fr. Camille Schmelz in Greiz. [illegible] in Wardenaz. W. Stahl in Bradford (E). Carola v. W. in Berlin. [illegible] Bad in Gangenhausen. El. [illegible] in Ratibor. [illegible] Stalzing in [illegible] burg a. Elbe. Franz Kenn in St. Ingbert (L). Hubert Orel in [illegible] auf Wight. „[illegible]“ in Karlsruhe. Robt. Weber in [illegible] [illegible] in Genf. Mrs. William Jeye in [illegible]. K. M. Friedrich [illegible] Andorf in Dresden. Frau Regierungsrath [illegible] in Linz. Karl Hermann in Vielrabanneu bei Karlsbad. Anna M. in Ebene. Louis Engel in Weiningen. Wanda u. Franz in Prag.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Ausschließliche redaktionelle Vertretungen:
Berlin: [illegible] von „Ueber Land und Meer“ [illegible] 11
Wien: Filiale [illegible] „Ueber Land und Meer“ [illegible]
Neuyork: Moritz Hecht [illegible]
[illegible]: Fritz Schwarz, [illegible] 22

Inhalts-Uebersicht.

Text: [illegible] Novelle von Klaus [illegible]. — [illegible] — Auf dem Kanal [illegible] — [illegible] — Der Frühling in [illegible], von Adolf Schlesing [illegible] — [illegible] Buch für unsere jungen Damen, von H. Eiben. — Tiefkühl, von V. G. — Abtheilung zur Feldung in Front, von Weg und Idingen. — Litteratur. — Notizblätter. — Schach. — Das moderne Hauswirthschaften. — Ahnensen: Neuest März. — Räthsel: [illegible]; Auflösung des Räthsels Seite [illegible].

Illustrationen: [illegible] — Landschaft [illegible] — Attacke zur Rettung in Front (Manöver). Originalzeichnung von Theodor Wilder. — Die bretische Regentschaft: [illegible] General Beinmarbetrich und General [illegible] Alitengalanti. — Auf den Straßen von St. Petersburg, zwei Originalzeichnungen von Ralph Stein. — Die Kathedrale von [illegible]: [illegible] — Das gebrochene Ohrenklingeln. Zeichnung von Leon [illegible] — Das moderne Hauswirthschaften, vier Originalzeichnungen.

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse, Annoncen-Expedition für sämmtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes, [illegible] Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 40 ₰ Reichswährung.

Eröffnung des Saison-Abonnements: April—Juni 1889
bei allen Buchhandlungen und Postanstalten der Welt.

Der Bazar.

Illustrirte Damenzeitung

tonangebende, weitverbreitete, nützlichste Damen- und Modenzeitung, kostet 2 M. 50 ₰ (in Oesterreich nach Kurs) und erscheint

allwöchentlich in reichster Ausstattung.

Bei Beginn der Frühjahrs-Saison ist der „Bazar“, dank seinen zahlreichen Schnittmuster-Beilagen in jeder Familie, wo Frauen und Töchter an die Beschaffung der Sommer-Garderobe gehen, unentbehrlich und unersetzlich.

Inhalt der Nummern 11 u. 12:

Moden: [illegible], Sonnenschirme, Hüte für Damen, Hüte für Kinder, [illegible] und Kleider für Mädchen von 3—14 Jahren, [illegible] ...

Handarbeiten: [illegible] Kaminschirm und Garnitur, Papierkorb, Bettdecke in Häkelarbeit.

Hierzu großer doppelseitiger Schnittbogen.

Unterhaltung: Eine passende Partie. Novelle von Ottomar Beta. — Frauen im Haushalt und bei der Kinderpflege. — „Auf den alten Wällern“. — [illegible] — Tüll-Krankheit. — Gier und Schmerz. Von Julius Dade. — Am Zeitpunkt. [illegible] — Unsere Kinderstube. Von Dr. P. R. Roch. — [illegible] — Korrespondenz [illegible]

Illustrationen: [illegible] — Der Schirm des „begnadeten Kaiser“. — Eine Parfüm-Fabrik. Das Comité [illegible] — Gruppe aus dem Kunstgewerbeverein zu [illegible]: Modernes Goldschmuck.

Probenummern liefert auf Verlangen die Administration des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Neuestes und schönstes Oster- und Konfirmationsgeschenk für junge Damen.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Aus der Töchterschule ins Leben.

Ein allseitiger Berater für Deutschlands Jungfrauen.

Unter Mitwirkung hervorragender Kräfte herausgegeben von

Amalie Baisch, geb. Marggraff.

Mit einem Titelbild von Emanuel Spitzer.

Preis geheftet 5 Mark; in elegantem Original-Einband Preis 6 Mark.

Inhalt: Widmung. — „Deutsche Frauen“, von Oskar von Redwitz. — An die jungen Leserinnen. — Erstes Buch. Wie soll ein Mädchen sein? I. Geist und Herz. II. Im Elternhause. III. Im Pensionat, von Anna Gerstorm. IV. In der Gesellschaft, von Derselben. V. Am Nähtisch, von Marie von Redwitz. VI. Am Schreibtisch, von Anna Gerstorm. VII. Bei der Lektüre, von Dr. Arthur Schlieben. VIII. Für das liebe Ich. IX. Bei Spiel und Sport. X. Im Brautstand. — Zweites Buch. Was kann ein Mädchen werden? I. Der häusliche Beruf, von Lina Morgenstern. II. Die Weltdame, von Marie von Redwitz. III. Die Kindergärtnerin. IV. Das weibliche Beamtentum. V. Die Erzieherin. VI. Die Gesellschafterin. VII. Die Krankenpflegerin, von Marie von Redwitz. VIII. Kaufmännische und gewerbliche Thätigkeit. IX. Auf kunstgewerblichem Feld. Nach Mitteilungen von Clementine von Braunmühl. X. Die Musik als weiblicher Beruf, von Luise Adolfa Le Beau. XI. Der Weg zur Bühne. XII. Im Künstleratelier, von Otto Baisch. XIII. Die Schriftstellerin. XIV. Der wissenschaftliche Beruf, mit Beiträgen von Dr. med. Franziska Tiburtius. — Schlußwort. — Register.

Das Buch trägt der modernen Frauenbewegung gebührend Rechnung und erklärt dabei alles das, was im allgemeinen zu geistig und leiblich gesunder, echt weiblicher Heranbildung eines jungen Mädchens unerläßlich ist. [illegible] ... Gesundheits- und Schönheitspflege, Spiel und Sport und geleitet das junge Mädchen bis an die Schwelle des Ehelebens; die zweite Abteilung zieht alle wesentlichen Berufszweige in Betracht, für die ein Mädchen sich ausbilden kann, von der häuslichen [illegible] an bis zu dem Kranz [illegible] Studien und Laufbahnen — alles das aber nicht in trockenem, dozierendem Tone, sondern in fesselnden und anregend wirkenden Lebensbildern, welche die [illegible] erhalten.

Soeben erschien folgende hervorragende Neuigkeit schon in 3. Aufl.

Von der Wiege bis zum Grabe.

Ein Cyklus von 16 Fantasiestücken für Klavier zu 2 und 4 Händen.

Von Carl Reinecke, op. 202.

[illegible]

Verbindender Text gratis.

[illegible] ... Dr. Karl Reinecke [illegible] ...

Zu beziehen durch jede Buch- & Musikhandlung oder direkt franko vom Verleger

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig — St. Petersburg — Moskau.

[illegible]

Ein Buch von

Karl Gerok

ist das beliebteste

Geschenk

für die Konfirmations- und Osterzeit.

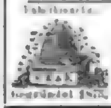
Vorrätig in den meisten Buchhandlungen — Verzeichnisse dieser und anderer gebundener Werke gratis und franko von der Verlagshandlung

Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Garantie-Seidenstoffe

der Seidenwarenfabrik von: von Elten & Keussen, Crefeld

direkt aus der Fabrik, also aus erster Hand zu beziehen.



In beliebigem Meter-Mass zu Fabrikpreisen:

Garantirt reinseidene schwarze Seidenstoffe, weisse und Creme Seidenstoffe, schwarz und weiss karrirte und gestreifte Seidenstoffe, farbige Seidenstoffe und Kleiderstoffe, schwarze Sammte und Plüsche etc. etc.

Man schreibe wegen Zusendung der reichh. Mustercollektion.

[illegible]

Für [illegible] ...



Schmücke Dein Heim

Glasmalerei

(Diaphanien)

[illegible] ... Farbenprächtigster Fensterschmuck zur Verschönerung der Wohnräume, sowie für Villen, öffentliche Gebäude, Kirchen etc. etc.

Lieferung [illegible] ... Hauptkatalog (Hunderte diverser Bilder enthaltend) in 4 Sprachen gegen Einsendung von 2 Mark, die bei Bestellung von 20 Mark [illegible].

Katalogs-Auszug, Muster und Preisliste gratis.

[illegible] als Wiederverkäufer gesucht!

Grimme & Hempel

Kunst-Druckerei für feine Luxusplakate, Farbendrucke etc. Leipzig.

Auflage 352 000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: [illegible] ...

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Enthaarung.

Mundelius'sches Depilatorium. Unschädl. Mittel, um die [illegible] den Arm- und Gesichtshaare bei Damen [illegible] ganz schmerzlos [illegible] Mundelius, Berlin, [illegible]

Wollstoffe

zu Damenkleider, Regenmäntel etc. offerirt zu billigsten Fabrik-Preisen das Wollwaren-Fabr.-Geschäft Alwin Tietze, Greiz. Abgabe jeden beliebigen Einzelmasses direct an Private.

Das Vogtl. Versandt-Haus Vincenz Koller, Plauen i. V. [illegible] Gardinen, Stickereien, Spitzen, Stoffe, Schürzen etc. [illegible]

Dresdner Velocipedfabrik Schladitz & Bernhardt, [illegible] Zweiräder, Dreiräder und Sicherheitsmaschinen. Germania-Rover. Preiscour. gegen 20 ₰ Marke.

Sammlern, [illegible] ...

Briefmarken-Journal

[illegible] ...

Senf's Briefmarken Journal.

[illegible] ... nur 1 M. 50 Pf. (= 1 Gulden) [illegible] ...

Probe-Nr. [illegible] ...

Gebrüder Senf in Leipzig. [illegible] ...

Van Houten's Cacao.

Bester — Im Gebrauch billigster. | Ueberall zu haben in Büchsen à Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.



Für Magen-, Herz-, Unterleibs-, Nerven-leiden, Säfteverderbnis, Frauenkrank-heiten etc. [illegible]

Dr. Kles' Diätetische Heilanstalt
Dresden, Bachstraße 8.

[illegible] Dr. Kles' Diätetische Kuren, [illegible] 2 Mk., durch jede Buchhandlung [illegible]

Brauer-Akademie zu Worms.

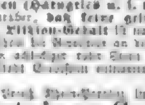
Beginn des Sommer-Cursus am 1. Mai. — Programme zu erhalten durch Die Direktion: **Dr. Schneider.**

Gerolsteiner Sprudel.

[illegible] alkalische Säuerling [illegible]

Dr. R. Fresenius in Wiesbaden einen besonders empfehlend hervorgehobenen, ungewöhnlich hohen Gehalt an freier natürlicher Kohlensäure, [illegible] Freisein von Eisen und organischen Stoffen, [illegible]

Direkt von der Quelle, ohne vorheriges Abfüllen entnommen, behält das Wasser bei der Füllung diese auffällige Menge freier natürlicher Kohlensäure neben der gebundenen, u. zeigt so — wohl ein einzig dastehendes Beispiel — ohne weiteren Zusatz eine Stärke wie sonst nur bei künstlicher und doppelter Füllung.



[illegible]

[illegible] besonders durch seine säuretilgende Eigenschaft bei Magensäure, ferner bei Magengeschwüren, Magen- und Darmkatarrhen, Nieren- und Blasen-Leiden (Harngries u. s. w.), [illegible] daß keine gesundheitsschädlichen Bestandtheile vorhanden sind. [illegible]

Gerolstein, [illegible]

Gerolsteiner Sprudel.
Geeignete Vertreter werden gesucht.

Soolbad Harzburg.

Klimatischer Kurort. Kuranstalt u. Broschüre durch Herzogl. Badecommissariat u. d. Comitee für Fremdenverkehr.

Bewährtestes Mittel gegen **Kopfschmerzen, Migräne, Neuralgische Schmerzen, Rheumatismen, Keuchhusten** u. A.
Dosis nach ärztlicher Verordnung.
(Für Erwachsene in der Regel 1—2 Gramm.)
ist **Dr. Knorr's Antipyrin**
zu haben in allen Apotheken; man verlange ausdrücklich „Dr. Knorr's Antipyrin". Jede Original-Büchse trägt den Namenszug des Erfinders „Dr. Knorr" in rotem Druck.

Dr. med. W. Schmidt,
[illegible]
Stuttgart. Marktplatz 14.
[illegible]

Das Militär-Pädagogium Dr. Killisch,

Berlin, Schönhauser Allee 133,
[illegible]

Handels-Institut
Villa Longchamp, Ouchy, Lausanne.
[illegible] Franz., Engl., Ital., Span. [illegible] Dr. Georgens, Dir.

Jede Schrift wird gelehrt. Probe gratis [illegible]
Ohne Vorherzahlung
Probebrief gratis
Buchführung etc.
Sichere Existenz
F. Simon, [illegible]

Kranke

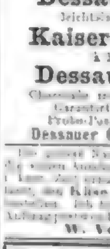
[illegible] Lod-Zielsbacher [illegible] Kur [illegible] Walluf a. Rhein.

Geistig Zurückgebliebene
[illegible] Dir. Schröter, Dresden-N., [illegible] 44.

Nutzige Geisteskranke, Nervenleidende und auch Epileptische finden in meinem seit vielen Jahren bestehenden Pensionat liebevolle Aufnahme, Pflege und Familienanschluß. Das Pensionat liegt außerhalb der Stadt in gesunder Lage.
[illegible] W. Schulze, Gardelegen.

Goldene Med. u. Ehrenpreis in Düsseldorf 1887.





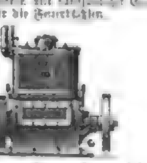
[illegible] von **L. Pietsch,** Dresden-[illegible], Laboratorium, [illegible]

Mariage [illegible] Berlin, [illegible]

Rheinwein.

Gegen Einsendung von **M. 30** versende mit Faß ab hier 30 Liter selbstgekelterten guten und abgelagerten **Weißwein,** [illegible] Friedrich Lederhos, Ober-Ingelheim a. Rhein.

Garrett Smith & Co.,
Magdeburg-Buckau.
Locomobilen, [illegible]



Westinghouse Dampfmaschinen,
besonders für elektrische Beleuchtung. 4000 Stück [illegible]

Garrett Smith & Co.

Höheres Mädchen-Institut
Villa Valida, Gandersheim i. Harz.
Gründl. Ausbild. i. a. Wissenszweigen auch im Haush. Schöne ges. Gegend. Kur [illegible] **Valida Knorr.**

Bestes Putzmittel der Welt!



Ueberall vorräthig.
Man achte genau auf unsere Firma und Schutzmarke!



Gleichen Nachtlichte, [illegible]



[illegible] gegen Gicht, Rheumatismus, [illegible] Richters Anker-Pain-Expeller. [illegible] Nur echt mit Anker. F. Ad. Richter & Cie., Rudolstadt.

Gegen **Gicht,** Nieren- und Blasenleiden [illegible]
Kohlensaures Lithionwasser [illegible] Dr. Jung, Berlin [illegible]

Gegen **Schlaflosigkeit** und **Nervenerregung** [illegible] **Bromwasser** [illegible] **M. Knoll, Magdeburg,** [illegible]

Dessauer Cacao

leichtlöslich à Pfd. 3 ℳ
Kaiser-Chocolade
à Pfd. 1.60 ℳ
Dessauer Block-
Chocolade mit Vanille à Pfd. 1 ℳ
Garantirt reine Qualitäten.
Probe-Postcolli v. 8 Pfd. an.
Dessauer Chocoladenfabrik.

[illegible] **W. Vetle.** [illegible]

Pat. Dampf-Schwitz-Bad
im eigenen Zimmer!!
[illegible] Nierenkrankh., Gicht, Cholera, Rheumatismus, Wassersucht, Erkältung.



Act.-Ges. Schäffer & Walcker, Berlin SW., Lindenstr. 18.

Erdbeerwein-Mousseux.

Feiner Dessertwein — vorzüglicher Zusatz zu Bowlen
versendet in Kisten von 6 Flaschen zu **Mk. 18.—,** ferner: 6 Flaschen diverse Obstweine, als: Stachelbeer-, Johannisbeer-, Himbeer-, Brombeer-, Erdbeer-, Maulbeer- und Weichselwein, ärztlich begutachtet und empfohlen, mehrfach prämiirt, zu **Mk. 10.—,** alles inkl. Packung u. franko durch ganz Deutschland gegen Nachnahme oder vorherige Einsendung des Betrages.
Max Hansen, Frankfurt a. M.
Frankfurter Conserven-Fabrik und Obstweinkelterei.

Nach kurzem Gebrauch unentbehrlich als Zahnputzmittel.
KALODONT Schönheit der Zähne
Neue amerikanische **GLYCERIN-ZAHN-CRÈME** [illegible]
F. A. Sarg's Sohn & Co. k. k. Hoflieferanten in WIEN.
Zu haben bei den Apothekern und Parfumeurs 1 Stück 65 Pf.
General-Depot für Württemberg, Bayern, Baden und Hessen: bei Louis Duvernoy in Stuttgart; für Norddeutschland bei J. D. Riedel in Berlin N. 39.

TAMAR INDIEN GRILLON
Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen
VERSTOPFUNG
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.
Angenehm zu nehmen. — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise. Jede Schachtel trägt die Unterschrift: E. GRILLON
IN ALLEN APOTHEKEN. — Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau.

Violet PARIS
Pflege der Haut u. Schönheit des Teints:
ROYAL THRIDACE SEIFE
VELOUTINE SEIFE
[illegible] zu haben in allen Parfumerie- u. Coiffeurgeschäften.

INTERESSANTE ENTDECKUNG!
Parfums-ORIZA in fester Form
12 KÖSTLICHE PARFUMS in FORM von STIFTEN
Ein leichtes Bestreichen genügt, um augenblicklich den gewünschten Gegenstand zu parfumiren.
L. LEGRAND, HOFLIEFERANT S. M. DES KAISERS V. RUSSLAND
207, Rue Saint-Honoré, PARIS
Der Bijou-Catalog wird gratis und franco zugesandt!
GENERALDEPOT für DEUTSCHLAND: WOLFF & SCHWINDT in KARLSRUHE.
DÉTAIL: PARFUMERIEN UND COIFFEURS.

6. Heft. Preis 50 Pf.



Zu diesem Weihnachtsheft gehört die musikalische Sonderbeilage:
„Alles ein Hauch", Gedicht von Friedrich Rückert, in Musik gesetzt für eine Singstimme mit Pianoforte-Begleitung von C. Wallbach.

Inhalt des sechsten Heftes.

Text:

	Seite
Jakobs Weihnachten. Eine Scenisie von Max Lad	241. 265
Während der Weihnachtszeit bei der „Ita“	244
Der erste Schnee. Novellette von Anna Kramer	246
Literarische Weihnachtsgaben	247
Plaudereien am Kamin. Von Paul von Heyse	247
Jonel Fortunat. Ein Roman aus Rumänien von Marco Brociner. (Fortsetzung)	250. 274
Der getreue Eckart. Gedicht von Johann Wolfgang von Goethe	253
Ein alter Meister. Von O. B.	254
Fröhliche Weihnachten	254
Notizblätter	254. 281
Kartenspiele	255
Rechentafel	255
Auflösung des Buchstabenrätsels Seite 210	255
Bilderrätsel	255. 282
Auflösung des Scherzrebus Seite 210	255
Schach	255. 282
Neue Bücher und Schriften	255
Blätter für die Frauen. Mode. Von Johanna von Sydow	256. 276
Schwarze Weihnachten. Von M. von Reymond	257
Briefmappe	268. 283
Ein fürstliches Brautpaar	270
Wiener Dezembertage. Von Armin Friedmann	270
Herzog Friedrich von Mecklenburg in seiner Bildergalerie. Von S.	271
Johann Heinrich Dannecker und das ihm errichtete Denkmal. Von Otto Busch	271
Aus dem Musikleben der Gegenwart. Von Heinrich Ehrlich	278
Die Porta Westfalica	278
Winterbilder vom Lande. Von K. L.	278
Unser Jubiläum. Von Gustav Karpeles	279
Literatur	280
Astronomie. Himmelserscheinungen im Jahr 1889. — Januar 1889	281
Deutsches Kriegsspiel. Von Aug. N. in W.	282
Auflösung des Bilderrätsels Seite 235	282
Rätsel	282

Illustrationen:

	Seite
Jakobs Weihnachten. Acht Originalzeichnungen von Theodor Weber 241. 242. 243. 244. 265. 266. 267. 268	
Während der Weihnachtszeit bei der „Ita“. Ein Bild aus dem italienischen Volksleben von Giuseppe Barison	244
Am Weihnachtsabend. Originalzeichnung von Edmund Brüning	245
Maria und das Christkindlein. Gemälde von Pietro Perugino in der Nationalgalerie in London	248
Am Weihnachtsmorgen. Originalzeichnung von K. Kögler	249
Jonel Fortunat. Randzeichnung von A. E. Lexler	250
Der getreue Eckart. Gemälde von Julius Adam	252 u. 253
Blätter für die Frauen. Mode. Fünf Originalzeichnungen	256. 276
Schwarze Weihnachten. Illustriert von Hermann Kutz	257
Prinzessin Alexandra von Griechenland und Großfürst Paul von Rußland	268
Herzog Friedrich von Mecklenburg in seiner Bildergalerie. Gemälde von Heinz Ewers	269
Das neue Dannecker-Denkmal in Stuttgart von Ernst Curseß. — Ariadne von J. H. Dannecker. — Nymphengruppe von J. H. Dannecker	272
Die Porta Westfalica. Originalzeichnung von A. Schlüter	273
Winterbilder vom Lande. Originalzeichnung von K. Kögler	277
Der Lehrsaal des Elenardus. Illustrationsprobe aus der frühesten illustrierten Zeitschrift Deutschlands	280

Musikalische Sonderbeilage:

„Alles ein Hauch“, Gedicht von Friedrich Rückert, in Musik gesetzt für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung von L. Wallbach.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Doré-Münchhausen in neuer Ausgabe.



(Verkleinerte Wiedergabe des Einbandes.)

In unserem Verlage ist soeben erschienen:

Abenteuer und Reisen des Freiherrn von Münchhausen.

Neu bearbeitet.

Mit 29 Vollbildern und 116 Illustrationen von

Gustav Doré.

Ausgabe in Oktav.

In ansprechendem Original-Einband in Leinwand. Preis 5 Mark.

Inhalt: Reise in Rußland und nach St. Petersburg. — Jagdgeschichten. — Von den Hunden und Pferden des Baron Münchhausen. — Abenteuer des Baron Münchhausen im Krieg gegen die Türken. — Zehn Abenteuer zur See. — Reise in den Mond. — Reise durch die Erde und andere denkwürdige Abenteuer.

Die „Abenteuer und Reisen des Freiherrn von Münchhausen“ mit genial pittoresken Bildern und Randzeichnungen Gustav Dorés sind hier in einer neuen Ausgabe erschienen, welche, dem fortgeschrittenen Zeitgeschmack entsprechend, die frühere an Handlichkeit und Gefälligkeit weit übertrifft. In dieser Oktav-Ausgabe kommt ebensowohl der Reichtum der Illustrirung als die packende Kraft jeder einzelnen Zeichnung zur vorteilhaftesten Geltung. Wahrhaftig, es konnte sich für die Verbildlichung dieser übermütigen Erzeugnisse einer toll sprudelnden Phantasie keine geeignetere künstlerische Kraft finden als eben Gustav Doré. Sein leichter, flotter Stift, so recht für die Schilderung des Bizarren geschaffen, schwelgt hier in phantastischen Gebilden und weiß uns das Absonderlichste bis zu gewissem Grade glaubhaft erscheinen zu lassen. Sein Münchhausen wird in dieser neuen Gestalt erst recht zum ausgesprochenen Liebling aller Freunde feken Humors werden.

Humoristische Schriften von Wilhelm Busch.



Da rückt er auf den Ast dahier,
Der Vogel ihn natürlich flieht.

Hans Huckebein, der Unglücksrabe.

Das Pusterohr. — Das Bad am Samstag Abend.

Achte Auflage. Groß Quart. Elegant kartonirt. Preis 3 Mark.
Kolorirte Ausgabe. Siebente Auflage. Elegant kartonirt. Preis 4 Mark.



Da Wilhelm schier stirbt vor Weh,
Tritt Master Schmitz zum Fenster herein.

Die kühne Müllerstochter.

Der Schreihals. — Die Prise.

Dritte Auflage. Groß Quart. Elegant kartonirt. Preis 2 Mark.
Kolorirte Ausgabe. Vierte Auflage. Elegant kartonirt. Preis 3 Mark.

Der lebensfrische und ursprüngliche Humor des auf diesem Gebiete einzig dastehenden Künstlers hat in den vorliegenden Blättern aufs allerköstlichste sich bewährt. Sein Griffel legt in die einfachsten Linien **eine Fülle unwiderstehlicher Laune**, die um so drastischer wirkt, je unbefangener Bild und Vers die ungeheure Komik des Gegenstandes zur Darstellung bringen und je unmittelbarer diese Darstellung dem Freudegefühle des Beschauers entgegenkommt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Digitized by Google

13. Heft.
1889

Preis 50 Pf.



Inhalt des dreizehnten Heftes.

Text:

	Seite
Zwei Menschen. Novelle von Klaus Zehren. (Fortsetzung und Schluß)	529. 549
Das Standbild Kaiser Wilhelms I. für den Römer zu Frankfurt a. M. Von Hermann Becker	534
Eine Hochzeit im Anfang des Jahrhunderts. Von S.	545
Die deutsche Kriegsflotte und ihre Leiter. Von Gustav Dahms	535
Josel Fortunat. Ein Roman aus Rumänien von Marco Brociner. (Fortsetzung)	538. 558
Der Alchimist. Von G. M.	559
Der Traum vom Jungbrunnen. Von -n-r.	539
Bilder aus Deutsch-Ostafrika. Von Gustav Meinecke	539
Literatur	542. 563
Notizblätter	542. 563
Neue Bücher und Schriften	543
Einführung in die Bedeutung des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuches für das deutsche Reich. Von Gustav Eberhard	543
Der neue Chef des Reichsjustizamts. Von E. D.	541
Schach	545. 564
Kartenspiele	545
Rätselhafte Inschrift	545
Auflösung des Buchstabenrätsels Seite 486	545
Umstellungsrätsel	545
Auflösung des Rätsels Seite 506	545
Auflösung des Bilderrätsels Seite 506	545
Briefmappe	545
Aus Wien. Von Armin Friedmann	545. 560
Aus dem Konak in Belgrad. Von O. M.	554
Auf den Straßen von St. Petersburg. Von Th. L.	561
Die Baukunst im normannischen Sizilien. Von Adolf Friedrich Graf von Schack	556
Ein vortreffliches Geschenkbuch für unsere jungen Damen. Von H. Olbers	562
Mattsee. Von B. G.	562
Abfahrt zur Reitjagd in Ypert. Von Eugen von Jagow	563
Das moderne Heinzelmännchen	563
Anagramme. April 1889	563
Anordnungsaufgabe	563
Auflösung des Kesselsprungs Seite 506	563
Chiffriraufgabe	563
Auflösung des Citatenrätsels Seite 525	563
Auflösung des Bilderrätsels Seite 525	563

Illustrationen:

	Seite
Heimkehrender Zigeuner. Gemälde von G. Bastgh	529
Standbild Kaiser Wilhelms I. für den Römer in Frankfurt am Main. Nach Professor Gustav Kayserts Modell	532
Eine Hochzeit zu Anfang dieses Jahrhunderts. Gemälde von F. Peralta	533
Contreadmiral Heusner, Chef des Marinedepartements	536
Max Freiherr von der Goltz, kommandirender Admiral der deutschen Flotte	536
Der Alchimist. Gemälde von David Teniers dem jüngeren im königlichen Museum im Haag	536
Der Traum vom Jungbrunnen. Gemälde von Ernst Berger	537
Auf der Tiikotojagd am Manl. Zeichnung von Rudolf Hellgrewe	540
Uebergang über den Mansini in der Regenzeit. Zeichnung von Rudolf Hellgrewe	540
Aus unserer hymenäischen Mappe. Vier Originalzeichnungen	541
O. von Gerlachlager, der neuernannte Staatssekretär des Reichsjustizamts	544
Mattsee und Dorf Seeham, vom Wartstein aus gesehen. Nach Photographien von Würthle & Spinnhirn in Salzburg	549
Ländliches Idyll. Gemälde von Hermine Biedermann-Arendts	549
Abfahrt zur Reitjagd in Ypert (Normandie). Originalzeichnung von Theodor Weber	553
Die serbische Regentschaft: Joan Ristitsch, Regent; General Hellmarkowitsch, Mitregent; General Protitsch, Mitregent	556
Auf den Straßen von St. Petersburg. Neun Originalzeichnungen von Ralph Stein	556. 557
Die Kathedrale von Cefalu	560
Die Capella Palatina oder Rogerskapelle im königlichen Schlosse zu Palermo	560
Das gebrochene Ehrenversprechen. Zeichnung von Louis Wain	561
Das moderne Heinzelmännchen. Vier Bilder	565

Inhalt des mit diesem Hefte zugleich ausgegebenen **dreizehnten Heftes** (Preis 35 Pf.) des siebenzehnten Jahrgangs der

Deutschen Romanbibliothek zu „Ueber Land und Meer“:

Anonym. Roman von L. Haidheim. — **Im Bann der Irredenta.** Roman von Oskar Meding (Gregor Samarow).

Aus der neuen deutschen Lyrik: Auf der Wacht, von Anton Breitner. (Capo Miseno; An der Engelsbrücke; Circeii.)

Mosaik: Die fatale Krankheit; In der Gemäldegalerie; Genauer Gradmesser; Vor Gericht; Eifersucht über das Grab hinaus; Ein perfider Kerl; Erkannt; Der Verhinderungsgrund; Im Bazar.

Den geehrten Abonnenten von „Ueber Land und Meer“

offeriren wir zum Einbinden des mit diesem Hefte vollständig vorliegenden **ersten Bandes** dieses Jahrgangs unsere auf das eleganteste ausgeführte



Einband-Decke

in brauner englischer Leinwand

mit reicher Gold- und Reliefpressung auf dem Vorderdeckel und Rücken

nach nebenstehender Zeichnung von Jul. Schuster.

Preis per Stück, je für 13 Hefte oder 26 Nummern = 1 Band bestimmt, **nur 2 Mark.**

☞ **Auf den Wunsch vieler Abonnenten liefern wir diese Decke in ganz gleicher Ausstattung, jedoch nur mit Goldrücken — also ohne Goldpressung auf dem Vorderdeckel — zu dem sehr billigen Preise von nur 1 Mark 25 Pf. per Stück.**

In Oesterreich-Ungarn kosten zu diesen Preisen noch ein kleiner Einzugszoll.

Zu dem gleich billigen Preise können auch **Mappen** zur **Aufbewahrung** der **Wochen-Nummern** in gepreßter Leinwand mit Goldtitel bezogen werden, besonders zu empfehlen allen ☞ **Lesekabinetten, Gasthöfen, Cafés, Restaurationen** 2c.

☞ Nur durch die Herstellung in sehr großen Partien kann der Preis **so billig** gestellt werden. Die Einzelanfertigung würde mindestens das **Doppelte** kosten.

Jede Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen an, ebenso vermitteln sämtliche **Kolporteure** und **Boten**, welche die Hefte ins Haus bringen, die Besorgung. **Postabonnenten** wollen sich diesfalls an eine Buchhandlung wenden, da durch die Postämter die Decken nicht bezogen werden können. Dieselben werden auf Wunsch gegen frankirte Einsendung des Betrags (am einfachsten in deutschen oder österreichisch-ungarischen Brief- oder in deutschen Stempelmarken) auch von der Verlagshandlung direkt geliefert. Noch bemerken wir, daß die Decken **nur in brauner Farbe** zu haben sind.

NB. Da von anderer Seite ebenfalls Einband-Decken, jedoch **in ganz anderer Ausführung** angekündigt werden, so wolle man zur Vermeidung jeden Irrtums ausdrücklich die von der Verlagshandlung angekündigte Einband-Decke verlangen und zu gefälligen Bestellungen den diesem Hefte beiliegenden Bestellschein benützen. Wird dann dennoch eine andere geliefert, als nebenstehende Zeichnung ausweist, so ist der Abonnent durchaus nicht verpflichtet, dieselbe anzunehmen, und steht ihm dann immer noch der Weg des **direkten** Bezugs von der Verlagshandlung in Stuttgart offen.

Zum Einbinden **früherer** Jahrgänge können **jederzeit** auch noch die betreffenden **Decken** nachgeliefert werden.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Digitized by Google

Van Houten's Cacao.

Bester — Im Gebrauch billigster.

Ueberall zu haben in Büchsen à Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

Schweiz.

Vierwaldstätter-See.

437 Meter über Meer.

Grösstes Touristen-Centrum der Schweiz.

Schnellzüge nach allen Richtungen.

180 Hôtels und Pensionen

mit 11.000 Betten für alle Ansprüche.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden, die verschiedenen Formen der Gicht, sowie Gelenkrheumatismus. Ferner gegen katarrhalische Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — Im Sten Versandjahre 1888 wurden verschickt:

341939 Flaschen.

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse: Kronenquelle Salzbrunn.



Specialität: Vorzügliche Tisch- und Tafelweine. Guter Ersatz für gleichpreisige MOSEL. 1 Probekiste mit 30 ganzen Flaschen in 4 Sorten 20 Mark. J. F. MENZER Neckargemünd.

Universal-Magenpulver

von P. F. W. Barella in Berlin, Friedrichstr. 231,

ein seit Jahren vielfach erprobtes Heilmittel, erzielt außerordentliche Erfolge selbst gegen sehr veraltete Magenleiden und beseitigt vom ersten Tage an alle Schmerzen und Übelkeit.

Um jedem Zweifel zu begegnen, werden Probeschachteln im Inlande gratis versandt, wofür bei Empfang nur das Porto zu bezahlen ist. In Schachteln zu M. 1.50 und M. 2.50.

Maschinenbau-Unterricht Anstalt

Militär-Pädagogium von Dr. Fischer, 9 Jahre 1. Lehrer des verstorb. Dr. Killisch,

Für Nervenleiden!

Anz. Schmidt, Stralsund, Freimann.

Flechtensalbe,

Leipzig, Neue Borlen-Apotheke.

Geistig Zurückgebliebene

Tafel-Liqueure

Echt Stonsdorfer Bitter,

magenstärkender.

Wilh. Stolpe in Hirschberg

Die Stiftung von Zimmermann'sche Naturheilanstalt

Dr. Kadner's Sanatorium,

Niederlössnitz bei Dresden.

Dr. med. Lahmann's SANATORIUM (Naturheilanstalt) auf Weisser Hirsch bei Dresden.



Homburger Elisabeth-Brunnen

Gegen habituelle Verstopfung und Hämorrhoiden, bei chronischen Magen- und Darm-Catarrhen, Hämorrhoidal-Leiden, Krankheiten der Leber und der Milz, bei Gicht und Fettleibigkeit, wird von den hervorragendsten Aerzten der längere Gebrauch des Homburger Elisabeth-Brunnens empfohlen.

Zu beziehen durch die Apotheken und Wasser-Handlungen oder direct von der Brunnen-Verwaltung in Homburg v. d. H.

Broschüren und Prospekte gratis.

TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen VERSTOPFUNG, Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w. Angenehm zu nehmen. — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise. Jede Schachtel trägt die Unterschrift: E. GRILLON

IN ALLEN APOTHEKEN — Paris, E. Grillon, 27 rue Rambuteau.

Mondamin Brown & Polson

alleinige Fabr. k. engl. Hofl.

Bestes Nahrungsmittel für Kinder und Kranke, ... erhöht die Verdaulichkeit der Milch. — In Kolonial- u. Drog.-Handlg. ... Central-Geschäft Berlin C.

Sie husten nicht mehr

Dr. Rob. Bock's Pectoral

(Hustenstiller)

Gegen: Verschleimung, Husten, Heiserkeit.

Bei: Katarrhen der Luftwege, Schnupfen etc.

Rasch — Sicher

Von keinem Hustenmittel übertroffen.

Bock's Pectoral ersetzt Brustthee, Salmiak-Salzpastillen, Malzbonbons rc. rc.

Man überzeuge sich von dem Heilwert durch Lesen der nach Hunderten zählenden ärztlichen Zeugnisse.

Für Kinder allen anderen Mitteln vorzuziehen.

Dr. Bock's Pectoral ist in den Apotheken à Schachtel 1 Mark zu haben, doch achte man genau darauf, daß die Umhüllung mit einer Etiquette mit obenstehende Abbildung verschlossen ist.

Die Bestandteile sind außen auf jeder Schachtel angegeben.

Dr. R. Bock's Pectoral (Hustenstiller) ist vorrätig: in Aachen ... Altona ... Augsburg ... Berlin ... Chemnitz ... Coblenz ... Danzig ... Dresden ... Frankfurt a. Main ... Frankfurt a. Oder ... Görlitz ... Hamburg ... Hannover ... Kiel ... Köln ... Königsberg i. Pr. ... Leipzig ... Magdeburg ... München ... Nürnberg ... Posen ... Stettin ... Stralsund ... Straßburg i. E. ... Stuttgart ... Trier ... Wiesbaden ... Würzburg ... — Oesterreich-Ungarn: in Wien ... Budapest ... — Schweiz: in Genf ...

Angenehm und unschädlich

VERSAND-GESCHÄFT MEY & EDLICH

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark

Königl. Sächs. Hoflieferanten

LEIPZIG-PLAGWITZ.

Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Abtheilung: Herren-Confection.

Sommer-Paletots.

Vorräthig in 7 Grössen.



Sommer-Ueberzieher. Balmoral.

Nr. 242. Praktischer eleganter Sommer-Ueberzieher aus dauerhaftem, soliden Melton, durchweg mit wollenem Zanella gefüttert. Vorräthig: dunkelgrau und schiefergrau-melirt . . . M. 24.—

Nr. 243. Sommer-Ueberzieher aus feinem, reinwollenen, modernen Stoff, mit gutem wollenem Zanella durchweg gefüttert. Sehr eleganter Kleidungsstück. Vorräthig: schwarzmelirt und dunkelbraunmelirt M. 31.50

Nr. 244. Sommer-Ueberzieher aus reinwollenem, soliden Fantasie-Cheviot, durchweg mit wollenem Zanella gefüttert. Elegantes dauerhaftes Kleidungsstück. Vorräthig: modefarben und braun . . . M. 34.—

Nr. 245. Sommer-Ueberzieher aus reinwollenem Kammgarn mit seidenen Sammetkragen und mit wollenem Zanella gefüttert. Hochst eleganter und dauerhaft dauerhafter Paletot. Vorräthig: grauмelirt und modernelirt . . . . . M. 38.—

Nr. 246. Sommer-Ueberzieher aus hochelegantem, reinwollenen, weichen Stoff, mit extrafeinem Zanella durchweg gefüttert. Ein durchaus feiner eleganter Paletot. Vorräthig: chocoladenfarbig und stahlgrau M. 46.—

Nr. 247. Balmoral, eleganter, langer Paletot mit Taillenschlitze, ohne Futter aus reinwollenen, matt gemusterten Fantasie-Cheviot. Praktisch, elegant u. solid. Vorräthig: modernelirt und dunkelbraunmelirt M. 52.50.

Nr. 248. Balmoral, feiner, langer, in der Taille plaster Paletot, aus reinwollenen, matt gemusterten Fantasie-Cheviot, durchweg mit gutem, reinwollenen Zanella gefüttert. Elegantes, hochst solides Kleidungsstück für Reise und Promenade. Vorräthig: modernelirt und havannabraun . . . . . M. 40.—

Herren-Anzüge.

Frühjahr und Sommer 1889.

Grössenerklärung:

Grösse:	I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII
Brustumfang	88	92	96	100	104	108	112 Ctm.
Hintere Länge der Jaquets ungefähr	72	74	76	78	80	82	84 „
Schrittlänge der Beinkleider	78	80	82	84	84	84	84 „

Der Brustumfang wird auf der Weste unter den Armen hindurch über Brust und Rücken, die hintere Länge der Jaquets aber von der Kragennaht ab gemessen. Schrittlänge ist innere Beinlänge.



Nr. 249. Grosgrain. Stück M. —.70. Dtzd. M. 7.70.
Nr. 250. Rips. Stück M. —.80. Dtzd. M. 8.80.
Nr. 255. Grosgrain. Stück M. —.85. Dtzd. M. 9.10.

Illustrirtes Preisverzeichniss der Herren-Bekleidungs-Gegenstände versenden wir unberechnet und portofrei.

Muster aller Stoffe versenden wir unberechnet und portofrei.

Jaquet. Herrenbeinkleid.

Nr. 251. Anzug aus gutem, farbigen Sommerbuckskin, als Reise- oder Strassen-Anzug sehr geeignet. Vorräthig: grau- und braungemustert.

Jaquet	Beinkleid	Weste
M. 19.50	M. 6.50	M. 5.50

„ 252. Anzug aus gutem, reinwollenen, halbschweren Buckskin. Elegant und solid. Für das Frühjahr geeignet. Vorräthig: dunkelbraun und dunkelgrau-carrirt.

Jaquet	Beinkleid	Weste
M. 30.—	M. 11.75	M. 7.75

„ 253. Anzug aus feinen Sommer-Cheviot sehr schicker und beliebter Sommer-Anzug. Vorräthig: mittelmodebraun und dunkelmelirt-braun.

Jaquet	Beinkleid	Weste
M. 24.—	14.25.	7.75.

„ 162. Anzug aus feinem, schwarzen, reinwollenen Kammgarn. Jaquet mit seidener Borde eingefasst. Elegant und modern.

Jaquet	Beinkleid	Weste
M. 27.50.	16.50.	7.50.

„ 163. Anzug aus hochfeinem, gewirnten Buckskin, feinste Neuheit. Vorräthig: grau, braun und mosefarben.

Jaquet	Beinkleid	Weste
M. 32.—	17.50.	7.50.

„ 498. Joppe aus reinwollenem, warmhaltigen, Futterstoff beliebten Stoff mit Seiden-Ausputzlitzen besetzt, mit Klappkragen. Hosen in der Taille mit Gummizug und zwei aufgesetzten Taschen. Hochst flotter Sitz (sogenannte Radelsp-Joppe). Als elegantes und praktisches Kleidungsstück für Garten und Promenade sehr zu empfehlen . . . . M. 14.50.

„ 502. Joppe aus halbwollenem, wasserdicht präparirten, grünlichen Stoff. Jacke hochfeinen besonders zu empfehlen. (Wir bezeichnen diese Joppe nicht als absolut wasserdicht, da die Nähte derselben bei anhaltender Nässe dennoch etwas Feuchtigkeit durchlassen) . . . . M. 12.50.

„ 503. Joppe aus dauerhaftem, soliden Melton, mit Taillenschlitze. Praktisches, bequemes Kleidungsstück. Vorräthig: modernelirt und dunkelbraunmelirt . . . . M. 16.75.

„ 509. Jaquet mit Aermelfutter aus reinwollenen, indigoblauen Cheviot. Eleganter und sehr solider Strassen- und Bummelrock . . . . M. 15.—

„ 515. Joppe mit Gummizug und gefütterten Aermeln aus reinwollenen Gebirgsloden. Stark und wasserfest, zu Jagdzwecken besonders zu empfehlen. Vorräthig: hellmoos u. braun M. 15.50.

„ 521. Joppe mit gefütterten Aermeln, Falten, Hoffaschen und eingebrauntem wachsechten Taillengurt, aus reinwollenem Loden. Ausserordentlich praktische, beliebte Joppe für Jäger u. s. w. (Sogenannte Norfolk-Joppe) Vorräthig: modebraun und gränlich-grau . . . . M. 25.50.

Havelocks und Kaisermäntel.

Vorräthig in 7 Grössen.



Havelock. Kaisermantel.

Nr. 247. Havelock mit halber Pelerine an die Schulter reichender Pelerine, ohne Aermel und Futter, aus dauerhaften, soliden Melton. Für Reise und Promenade gleich praktisch. Vorräthig: grauмelirt und braunmelirt . . . . . M. 15.75.

Nr. 248. Havelock mit halber Pelerine an die Schulter reichender Pelerine, ohne Aermel und Futter, aus gutem Sommer-Cheviot. Leicht und solid. Vorräthig: grauмelirt und braunmelirt . . . . . M. 22.75.

Nr. 249. Havelock mit halber Pelerine an die Schulter reichender Pelerine, ohne Aermel und Futter, aus wollenen Diagonal-Cheviot. Elegantes und sehr praktisches Kleidungsstück für Reise und Promenade. Vorräthig: hellgrau und modebraun . M. 25.75.

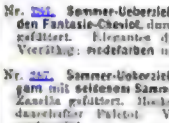
Nr. 250. Havelock mit halber Pelerine an die Schulter reichender Pelerine aus wollenen, modebraun gebreiften Cheviot, ohne Aermel und Futter. Elegant und modern . . . . . M. 29.75.

Nr. 286. Havelock mit voller ringsherum reichender Pelerine, aus reinwollenen, matt gemusterten Fantasie-Cheviot, ohne Aermel, Pelerine an den Vordertheilen mit Zanella gefüttert. Höchst elegant, modern und praktisch. Vorräthig: grauмelirt und modernelirt . . . . . M. 42.—

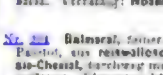
Nr. 166. Havelockmantel mit halber Pelerine an die Aermel reichender Pelerine ohne Aermel, aus gestreiften schwarzen Sommer-Melton; durch wasserdicht präparirt und wetterfest. Elegantes und sehr praktisches Kleidungsstück für Reise u. Promenade. Vorräthig: grau, modebraun und marengo . . . . . M. 27.50.

Nr. 170. Kaisermantel, zweireihig, aus dunklem Stoff. Eleganter, dauerhafter Frühjahrs u. Sommermantel. Vorräthig: grau, modebraun, marengo M. 27.50.

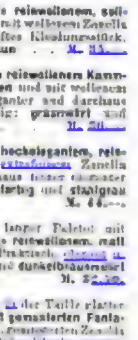
Schwarze Cravatten.



Nr. 241. Grosgrain. St. M. —.70. Dtzd. M. 6.50.
Nr. 242. Rips. St. M. 1.— Dtzd. M. 11.—



Nr. 243. Grosgrain. St. M. —.85. Dtzd. M. 7.75.
Nr. 244. Rips. St. M. —.75. Dtzd. M. 8.25.
Nr. 245. Atlas. St. M. —.90. Dtzd. M. 9.25.



Für Stech- u. Umlegekragen.
Nr. 246. Grosgrain. St. M. 1.25. Dtzd. M. 12.50.
Nr. 247. Rips. St. M. 1.50. Dtzd. M. 15.—

Beinkleider

aus feinen gestreiften Stoffen.

Vorräthig in 7 Grössen.

Grösse	I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.
Taillenweite	84	88	92	96	100	104	108 Ctm.
Schrittlänge	78	80	82	84	84	84	84 „

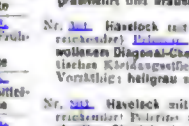
Schrittlänge ist innere Beinlänge.

Nr. 245. Beinkleid von guten, schweren Sommer-Buckskin, sehr beliebt und modern. Vorräthig in 2 Farben, dunkelgrau-gestreiften Mustern . . . . . M. 12.50.

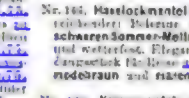
„ 246. Beinkleid von feinen, schweren Cheviot-Buckskin. Vorräthig in 4 verschiedenen, eleganten Streifenmustern. Sehr preiswerth. — Für jede Jahreszeit passend M. 15.75.

„ 247. Beinkleid von hochfeinen, gestreiften Sommer-Kammgarn, sehr elegant, leichte Qualität. Vorräthig: dunkel-, mittel- und helle Farben . . . . M. 20.—

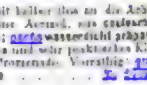
Schwarze Cravatten.



Nr. 248. Grosgrain. St. M. 1.— Dtzd. M. 11.—
Nr. 249. Rips. St. M. 1.25. Dtzd. M. 13.75.



(Nur für Stehkragen.)
Nr. 250. Grosgrain. St. M. 1.25. Dtzd. M. 13.75.
Nr. 251. Rips. St. M. 1.50. Dtzd. M. 16.50.



Nr. 252. Grosgrain. St. M. —.90. Dtzd. M. 9.90.
Nr. 253. Rips. St. M. 1.— Dtzd. M. 11.—

Grosses Lager von schwarzen und bunten Cravatten.

Das Versand-Geschäft MEY & EDLICH hat für den Versand weder Agenten, noch Reisende oder sonstige Vertreter, liefert auch nicht an Wiederverkäufer, sondern verkauft nur unmittelbar an die Privatkundschaft.

Reichhaltige Auswahl aller Arten Herren-Wäsche, Tricotagen, Strumpfwaaren.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Königl. Sächs. Hoflieferanten, LEIPZIG-PLAGWITZ.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Über 100 Bildertafeln, Kartenbeilagen etc.

MEYERS HAND-LEXIKON des allgem. Wissens

Soeben erschien in 40 Lieferungen zu je 30 Pf. in Halbfranz geb. 15 Mk., in 2 Halbfranzbänden 18 Mk.

Vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Groß-Lexikonformat. Deutsche Schrift.

Lebensversicherungs-Gesellschaft zu Leipzig

(alte Leipziger) auf Gegenseitigkeit gegründet 1830.



Versicherungsbestand ... Vermögen: ... Gezahlte Versicherungssummen: ... Der Versicherten erhielten durchschnittlich an Dividende gezahlt: ... der ordentl. Jahresprämie.

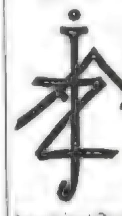
Die Lebensversicherungs-Gesellschaft ... zählt zu den ältesten und größten ... günstige Versicherungsbedingungen ... seit Einführung der Unanfechtbarkeit ... Kriegsversicherung ... des Krieges außerdem zu erhalten. Zahlreiche Familien haben ... der Lebensversicherungs-Gesellschaft zu Leipzig besondere Beträge ... welche den Zweck haben, den Beamten ...

Die jährlichen Beiträge stellen sich bei der Lebensversicherungs-Gesellschaft zu Leipzig durch ... lebenslänglichen Versicherung von 10000 Mark nach Eintritt in den Dividendenbezug ...

Die Gesellschaft ... Kind (in Städte ...) Versicherungen.

Nähere Auskunft wird auf Anfrage von der Gesellschaft und deren Agenten gern ertheilt. — Tüchtige Agenten werden gesucht.

Die reichhaltigste aller Moden-Zeitungen



ist die **Illustrirte Frauen-Zeitung.** Dieselbe bringt jährlich 24 Moden-, 24 Unterhaltungs-Nummern und mindestens 28 Beiblätter, so daß ohne Unterbrechung regelmäßig wöchentlich eine Nummer erscheint (für Oesterreich-Ungarn der Stempelsteuer wegen alle 14 Tage eine Doppel-Nummer). Die Moden-Nummern sind der „Modenwelt“ gleich, welche mit ihrem Inhalte ... jedes andere Modenblatt. Jährlich 12 Beilagen geben an Schnittmustern zur Selbstanfertigung der Garderobe für Damen und Kinder ... für den umfangreichsten Bedarf. — Das Unterhaltungsblatt bringt außer Novellen, einem vielseitigen Feuilleton und Briefen über das ... Leben in den Großstädten ... regelmäßige Mittheilungen aus der Frauenwelt, Kunstgewerbliches, Wirthschaftliches, Gärtnerei und Briefmappe, sodann viele künstlerisch ausgeführte Illustrationen und an Moden endlich noch Folgendes: jährlich über 75 Artikel mit über 300 Abbildungen, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Musterblätter für künstlerische Handarbeiten und 8 Extra-Blätter mit vielen Illustrationen, so daß die Zahl der letzteren an 3000 jährlich heranreicht. Kein anderes illustrirtes Blatt überhaupt, innerhalb oder außerhalb Deutschlands, kann nur entfernt diese Zahl aufweisen; dabei beträgt der vierteljährliche Abonnements-Preis nur 2 M. 50 Pf. — Die „Große Ausgabe mit allen Kupfern“ bringt außerdem jährlich noch 48 ... farbige Modenbilder, also jährlich 60 besondere Beigaben, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. (in Oesterreich-Ungarn nach Kurs).

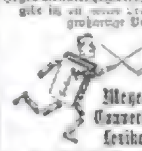
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franko durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Straße 38; Wien I, Operngasse 3.

M. G. Saphir's **Humoristische Schriften** ... 4 Bde. in 2 Prachtbdn. inkl. franco **4,50**



Alfred H. Fried & Co. Berlin ... Cataloge gratis.

Gegen monatliche Ratenzahlung von 3 Mark ... großartige Prachtwerk



Meyers Conversat.-Lexikon mit über 10000 Abbildungen im Text, ... Illustrationstafeln, Karten und Pläne. 16 Bände, elegant gebunden, à 10 Mark. ... liefert per Post. **F. Holms Militärbuchhandlg.**, Düsseldorf ...

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Wilhelm Hauffs Märchen. Mit ... von **H. Weber, W. Hofmann und L. Burger.** Pracht-Ausgabe in Quart. ... Preis 12 M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Von Wiry & Widmayer München ...

Anleitung zur Holzschnitzerei besonders der Kerbschnitzerei ... Vorlagen für Kerbschnitzerei ... Holzschnitzereigeräthen f. Kerbschnitzerei. Illustr. Preiscourant gegen ...

● Stellung und Existenz ● gediegene kaufmännische Ausbildung durch **Brieflichen prämirten Unterricht BUCHFÜHRUNG** Correspondenz, Rechnen, Kontorarbeit. Prospekt u. Probebrief gratis u. franco. ... Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut **Otto Siede – Elbing**

Tricot-Stoffe, Tricot-Tuche ... Herren-Tricot-Jaquets, ... Radfahrer ... Gesundheits-Strümpfe für Damen u. Kinder ... Strumpfwaaren I. Primaqual. ... **Aug. Juncker, Leipzig**, Westst. 22.

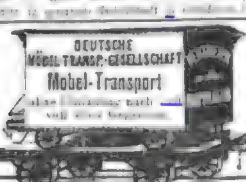
Scherz

... Albert Rosenhain, Berlin ... Leipziger-Str. ...

Chenille-Portièren, Chenille-Tischdecken, Chenille-Diwandecken, Chenille-Kommodendecken, Chenille-Nähtischdecken, Chenille-Kinderwagendecken, Seidene Chenille-Tücher, ... Smyrna-Teppiche, ... Chenille-Teppiche, ... Strick-Chenille ... in bester Qualität ... **Chenillewaaren-Fabrik** von **Georg Böhme, Oederan in Sachsen.**



Aug. Spangenberg, Berlin ... Fahrstühle, ... Krankenheber, Zimmerstühle, Tragstühle u.



Erste Deutsche Möbeltransport-Gesellschaft. In nahezu 300 Städten durch ... leistungsfähigsten Firmen vertreten. Zweckdienlicher gegenseitiger Wagenaustausch. Vortheilhafte Hin- oder Rückladungen. Bewährte Arbeitskräfte. Vorzügl. Transport...



Kinderwagenbazar **Max Grünzer**, Berlin SW. ... Musterbuch gratis und franko.

... Buckskins ... Fromsel, Cottbus.

Chem. Tinten ...

Photographische Apparate! ... gratis und franko. Joh. Sachs & Co. ... Berlin ...



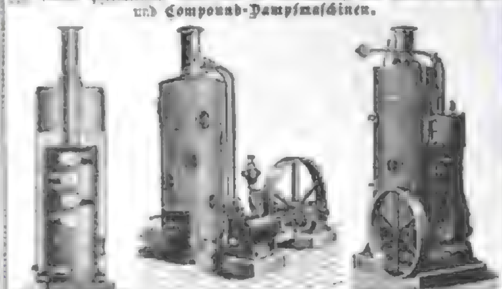
... Originelle, selbstthätige **Mausefalle**, ... Preis 2 Mk. ... D. H. Becker, ...

Smyrna-Teppich-Fabrik ... EPSTEIN & CO., SPROTTAU

Nur für Wiederverkäufer. ... Billige Preise. **Oeldruck-Bilder.** ... empfiehlt die Kunstanstalt für Oelfarbendruck von **Hans Wasserkampf & Co.** HANNOVER. ...

Stehende geschweißte Quersiederkessel

... allein und in Verbindung mit Eincylindrigen und Compound-Dampfmaschinen.



... in allen gangbaren Größen auf Lager bei **Menck & Hambrock, Ottensen bei Hamburg.**

Morgenblatt. Jährlich 600 Nummern. Quartalpreis 2 M. 50 Pf. Auflage 64,000. Vorabendblatt.

Münchner Neueste Nachrichten

Münchner Anzeiger. Volkswirthschaftliche, Alpine und Sport-Zeitung.

Größtes und weitestverbreitetes Blatt Mittel- und Süddeutschlands.

Verhältnißmäßig billigste Zeitung der Welt.

Abonnements-Preis: 3 Monate M. 2.50 — 2 Monate M. 1.70 — 1 Monat M. —.85 Pf. — Täglich 2 Ausgaben.

Tendenz: liberal und deutschnational.

Reicher ... Inhalt. Gediegenes Feuilleton. Wissenschaftliche Rundschau. ... Eigene ... Correspondenten an allen Hauptplätzen Europas. Berichte über Kunst, Musik, Literatur und Theater. Schachzeitung. Humoristisches. Räthsel und Scherzaufgaben.

Hervorragendstes und billigstes Insertionsorgan von anerkannter Wirksamkeit. Preis pro 8spaltige Colonelzeile nur 25 Pf.

VERSAND-GESCHÄFT MEY & EDLICH

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt Inclusive Deutschland, Oesterreich-Ungarn, die Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark

Königl. Sächs. Hoflieferanten

LEIPZIG-PLAGWITZ.

Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Abtheilung: Confection.

Frühjahr-Jaquet.

extrakleine:	42 Cm.	Brustbreite,
	36	„	Rückenbreite.
kleine:	44	„	Brustbreite,
	38	„	Rückenbreite.
mittel:	46	„	Brustbreite,
	40	„	Rückenbreite.
grosse:	48	„	Brustbreite,
	42	„	Rückenbreite.



Nr. 2. Anschliessendes Jaquet aus mittelstarkem, gemopptem, reinwollenem Cheviot mit Perlmutterknöpfen. Vorräthig: hellgrau und hellmode. M. 10.—.



Nr. 816. Tricottaille in guter Qualität mit Seitentheil und Faltenschoss und elegantem Soutache-Verschnürung. Vorräthig: schwarz, marine, braun. M. 8.—.



Nr. 822. Tricottaille mit eleganter Weste von gestreiftem Tricot. Vorräthig: schwarz mit schwarz u. weiss gestreifter Weste, marine mit marine und weiss gestreifter Weste, braun mit braun u. weiss gestreifter Weste. M. 7.50.



Nr. 820 u. 821. Nr. 820. Tricottaille, gute Qualität, mit Seitentheil und Faltenschoss. Vorräthig: nur schwarz. M. 6.75. Nr. 821. Directoire Taillenbesatz, gute Qualität. Vorräthig: schwarz, marine, braun und dunkelbordeaux. M. 6.75.



Nr. 823. Tricottaille mit seidener Fältchenweste und gefälliger Passementerie-Garnirung. Vorräthig: schwarz in schwarzer Seidenweste, marine mit modefarbener Seidenweste u. ordensfarben mit heller Seidenweste in gleichem Ton. M. 10.—.

Frühjahr-Jaquet.

extrakleine:	42 Cm.	Brustbreite,
	36	„	Rückenbreite.
kleine:	44	„	Brustbreite,
	38	„	Rückenbreite.
mittel:	46	„	Brustbreite,
	40	„	Rückenbreite.
grosse:	48	„	Brustbreite,
	42	„	Rückenbreite.



Nr. 3. Neue, vorn lose fassonirte, Brustaufschläge mit Seide besetzt und anliegender Weste aus modernem, carrirten Cheviot mit Perlmutterknöpfen. Vorräthig in den Grundfarben: schwarz, braun, marine. M. 12.50.

Unser ungemein reichhaltiges **Preis-Verzeichniss über Confection** versenden wir unberechnet und portofrei.

Wir haben weder Reisende noch sonstige Vertreter, liefern auch nicht an Wiederverkäufer, sondern verkaufen nur unmittelbar an die Privatkundschaft.

Stoffproben werden unberechnet und portofrei versandt.

Tricot-Kinderkleider.



Nr. 140. Nr. 146. Nr. 152. Nr. 158.

Nr. 152. Prächtiches Tricotkleid. Angesetztes Rückchen, Schärpe und Revers aus gestreiftem, halbwollenen Stoff. Vorräthig: marine und mittelbraun. Grösse: 1 2 3 4
M. 5.— 6.25. 7.50. 9.—.

Nr. 140. Tricotkleid mit einfarbigem Obertheil. Rückchen und Schärpe aus gestreiftem reinwollenen Stoff. Vorräthig: nur in marine. Grösse: 1 2 3 4
M. 6.25. 7.—. 8.25. 10.75.

Nr. 158. Tricotkleid. Obertheil und Schärpe aus einfarbigen Tricot. Angesetztes Faltenrückchen aus einfarbigem Tricotstoff mit Zwischensätzen von reinwollenem, bunt gemusterten Flanell hergestellt. Vorderpartie sehr lätzchenartig mit Flanell-Bluse. Tricot-Revers und Perlmutterknöpfen ausgestattet. Vorräthig: marine und bordeaux. Grösse: 2 3 4 5
M. 11.— 12.25. 13.—. 15.50.

Nr. 146. Hochelegante Neuheit aus einfarbigem Tricotstoff, losem Tricotjäckchen und schöner Schärpen-Garnitur. Einsatz von crêmefarbigem Tricotstoff mit reicher Seidenstickerei verziert. Vorräthig: marine, blaugrau und ordensfarben. Grösse: 2 3 4 5
M. 12.—. 14.50. 16.—. 18.50.

Tricot-Knabenanzüge.



Eugen. Albert. Arno. Bruno. Erich.

Eugen, gestreifte Bluse mit einfarbigen Beinkleidern. Vorräthig: marine mit weiss gestreift und marine mit roth gestreift. Grösse: 1 2 3 4 5 6 7
M. 6.25. 7.50. 9.75. 10.—. 11.50. 12.—. 13.50.

Mütze hierzu . . . . . M. 1.25.

Albert, gekniffte Jackenform, marinefarb. Matrosenkragen und Aermel mit weissen Soutache besetzt. Grösse: 2 3 4 5
M. 8.25. 9.75. 11.25. 12.75.

Mütze hierzu . . . . . M. 2.—

Arno, melirter Tricotanzug. Vorräthig: mittelbraunmelirt und mittelgraumelirt. Grösse: 1 2 3 4 5 6
M. 7.— 8.50. 10.—. 11.50. 13.—. 14.50.

Mütze hierzu . . . . . M. 1.75.

Bruno, sehr kleidsamer Tricotanzug mit gestreifter Flanellbluse. Vorräthig: marine mit roth gestreift. Grösse: 1 2 3 4 5
M. 7.— 8.50. 10.—. 11.50. 13.—.

Mütze hierzu . . . . . M. 1.75.

Erich, gestreifte, bis oben geschlossene Bluse mit einfarbigem marine Beinkleid. Vorräthig: marine mit weiss, oder marine mit roth gestreifter Bluse. Grösse: 2 3 4 5 6
M. 10.75. 11.75. 13.25. 14.75. 16.25.

Mütze hierzu . . . . . M. 1.75.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Königl. Sächs. Hoflieferanten, LEIPZIG-PLAGWITZ.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Lieblingsbücher der deutschen Familie.

Zu Oster-Geschenken vorzüglich geeignet!



Neuester Roman von Georg Ebers.

Die Gred.

Roman aus dem alten Nürnberg

von

Georg Ebers.

Zwei Bände. Preis in feinstem Original-Einband 12 Mark.

Dieser neue Roman von Georg Ebers führt den Leser nicht wie mancher seiner Vorgänger in das alte Aegypten, sondern spielt in Nürnberg, der an Glanz und Ehren reichen deutschen Heimstätte tüchtiger, freier Bürgerkraft, des Handels, der Kunst und des Handwerks. Ein Familienroman in des Wortes voller und guter Bedeutung ist diese „Gred", und die Gred (Margaretha) Schopperin eine Gestalt, die jedes Deutschen und vornehmlich der Frauen und Mädchen Freundin und Liebling zu werden verdient. Dieser neue Roman ist ein Werk, welches Herz und Geist befriedigt und reichhaltigsten Genuß gewährt.

Früher erschienene Romane von Georg Ebers.

Aarda.

Roman aus dem alten Aegypten.

Elfte, neu durchgesehene Auflage.

3 Bände. Fein gebunden. Preis 15 Mark.

Eine ägyptische Königstochter.

Historischer Roman.

Dreizehnte, neu durchgesehene Auflage.

3 Bände. Fein gebunden. Preis 15 Mark.

Die Schwestern.

Roman.

Fünfzehnte Auflage.

Fein gebunden. Preis 7 Mark.

Der Kaiser.

Roman.

Elfte Auflage.

2 Bände. Fein gebunden. Preis 12 Mark.

Homo sum.

Roman.

Dreizehnte, neu durchgesehene Auflage.

Fein gebunden. Preis 7 Mark.

Ebers-Gallerie.

Gestalten aus den Romanen von Georg Ebers.

Nach Gemälden von

L. Alma-Tadema, W. A. Beer, W. Gentz, P. Grot-Johann, H. Knallbach, F. Keller, O. Knille, F. Simm, Laura Tadema, E. Teschendorff, P. Thumann.

20 Kunstblätter in prachtvollen photogr. Reproduktionen.

In drei verschiedenen Ausgaben.

a) **Imperial-Ausgabe.** (Kartongrösse 85×62.) Komplet M. 250.—, das einzelne Blatt M. 15.—

b) **Grossfolio-Ausgabe.** (Kartongrösse 52½×39.) Komplet in Leinwandmappe M. 60.—, das einzelne Blatt M. 4.50.

c) **Kabinet-Ausgabe.** Komplet in Leinwandmappe M. 20.—, das einzelne Blatt M. 1.—

Die schönsten Scenen aus den Ebers'schen Romanen sind hier in vorzüglichsten Kompositionen festgehalten. Die edlen Gestalten der Dichtungen treten wie klar und schön vors Auge, und so bietet dieses Bilderwerk eine willkommene Ergänzung und Illustration zu den Ebers'schen Romanen.



Hermann Kaulbach: Ulrich mit Ruth während des Gewitters im Walde.
(Aus der Ebers-Gallerie: „Ein Wort".)

Früher erschienene Romane von Georg Ebers.

Ein Wort.

Roman.

Elfte, durchgesehene Auflage.

Fein gebunden. Preis 7 Mark.

Die Frau Bürgemeisterin.

Roman.

Dreizehnte Auflage.

Fein gebunden. Preis 7 Mark.

Serapis.

Historischer Roman.

Neunte Auflage.

Fein gebunden. Preis 7 Mark.

Die Nilbraut.

Roman.

Sechste Auflage.

3 Bände. Fein gebunden. Preis 15 Mark.

Eine Frage.

Idyll.

Mit einem Titelbild.

Fünfte Auflage.

Fein geb. mit Goldschnitt. Preis 5 Mark.

Elfen, ein Wüstentraum.

Poetische Erzählung.

Siebente Auflage.

Fein gebunden. Preis 5 Mark.

Obige Werke können durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Alleinige Inseraten-Annahmestelle bei Rudolf Mosse, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Frankfurt a. M., Wien, Zürich und deren Filialen. — Insertionspreis pro fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 60 ₰.

C. W. Möller 40 Alexanderplatz Berlin



versendet das gr. Muster-Album von 1889 mit 512 Abbild. seiner weltberühmten Fabrikate in Meerschaum-, Bernstein- und Elfenbeinwaren gegen Einsendung von 50 Pf. in Briefmarken aller Länder.

Sammlung beliebter Kinderlieder

in leichten Klavierstyl bearbeitet und der Klavierspielenden Jugend gewidmet von

E. Eichler.

Vier Abtheilungen.

Preis jeder Abtheilung geheftet 75 Pf.

Die schönsten Choral-Melodien

in leichten Klavierstyl für Pianoforte oder Harmonium bearbeitet von

E. Eichler.

Vierte, verbesserte Auflage. Preis geheftet 75 Pf.

Neue Auswahl der schönsten Choral-Melodien

in leichtem Klavierstyl für Pianoforte oder Harmonium bearbeitet von

E. Eichler.

Zweite Auflage. Preis geheftet 75 Pf.

Zu beziehen durch alle Buch- und Musikalienhandlungen des In- und Auslandes.

Gediegene literarische Osterfest-Geschenke

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Illustrirte Prachtwerke:

Große Pracht-Bibel, mit den Bildern von **Gustav Doré. Illustrirte Pracht-Ausgabe** mit 230 großen Bildern und reichen Bezierungen im Text. Fünfte Auflage. **Evangelische** Ausgabe. Nach der deutschen Uebersetzung von Dr. Martin Luther. **Katholische** Ausgabe. Aus der Vulgata übersetzt von Dr. Joseph Franz v. Allioli.
In zwei Bände groß Folio in Original-Prachteinband mit Goldschnitt und reicher Goldpressung.
in ganz Maroquin rot . . Preis M. 126. — | in engl. Leinw. mit Lederrücken rot . . Preis M. 107. —
in ganz Maroquin schwarz . Preis M. 116. — | in engl. Leinw. mit Lederrücken schwarz Preis M. 105. —

Palästina in Bild und Wort. Nebst der Sinaihalbinsel und dem Lande Gosen. Nach dem Englischen herausgegeben von **Georg Ebers** und **Hermann Guthe. Erste Ausgabe.** Mit 39 Stahlstichen, mehr als 500 Holzschnitt-Illustrationen, 2 Karten und einem Plan von Jerusalem. Zwei Bände in Folio. In Original-Prachteinband mit Goldschnitt. Preis **M. 115** —

Palästina in Bild und Wort. Nebst der Sinaihalbinsel und dem Lande Gosen. Nach dem Englischen herausgegeben von **Georg Ebers** und **Hermann Guthe. Zweite Ausgabe.** Mit 2 Titelbildern in Stahlstich, mehr als 500 Holzschnitt-Illustrationen, 2 Karten und einem Plan von Jerusalem. Zwei Bände in Folio. In Original-Prachteinband mit Goldschnitt. Preis **M. 60.** —

Aegypten in Bild und Wort. Beschrieben von **Georg Ebers** und dargestellt von unseren ersten Künstlern. **Pracht-Ausgabe.** Mit 782 Illustrationen in feinstem Holzschnitt und 2 Karten. Zweite Auflage. Zwei Bände in Folio. In Original-Prachteinband mit Goldschnitt. Preis **M. 115.** —

Cicerone durch das alte und neue Aegypten. Ein Lese- und Handbuch für Freunde des Nillandes von **Georg Ebers.** Mit zahlreichen Holzschnitten und 2 Karten. 2 Bände in einem feinen Leinwandband. Preis **M. 13.** —

Goethe's Werke. Illustrirte Pracht-Ausgabe. Mit 1058 Illustrationen erster deutscher Künstler. Herausgegeben von Professor Dr. **Heinrich Düntzer.** Mit Goethe's Porträt und Lebensabriß. Zweite Auflage. Fünf Bände. In prachtvollem Originaleinband mit reicher Schwarz- und Goldpressung. Preis **M. 60.** —

Schiller's Werke. Illustrirte Pracht-Ausgabe. Mit 740 Illustrationen erster deutscher Künstler. Herausgegeben von Professor Dr. **J. G. Fischer.** Nebst Schiller's Porträt und Lebensabriß. Dritte Auflage. Vier Bände. In prachtvollem Originaleinband mit reicher Schwarz- und Goldpressung. Preis **M. 48.** —

Shakespeare's sämtliche Werke. Illustrirte Pracht-Ausgabe. Eingeleitet und übersetzt von **A. W. Schlegel, Fr. Bodenstedt, K. Delius, F. A. Gelbcke, O. Gildemeister, G. Herwegh, P. Heyse, H. Kurz** und **A. Wilbrandt.** Mit 830 Illustrationen von **Sir John Gilbert.** Nebst dem Porträt und der Biographie Shakespeare's. Fünfte Auflage. Vier Bände. In prachtvollem Originaleinband mit reicher Schwarz- und Goldpressung. Preis **M. 40.**

Ein Vermächtnis Kaiser Wilhelms I. Einundneunzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg. Ein Menschen- und Heldenbild unseres unvergeßlichen Kaisers Wilhelm I. von **Oskar Meding.** Mit **Illustrationen** nach den von des Kaisers und Königs Majestät Allergnädigst zur Benützung verstatteten Aquarellen **als Erinnerungsgabe für das deutsche Volk** herausgegeben von **Carl Hollberger. Pracht-Ausgabe.** 196 Seiten hoch Quart. In feinstem Originaleinband. Preis **M. 4.** —

Deutschlands Trauer. Des Reiches Hoffnung. Die ersten drei Kaiser des Neuen Deutschen Reiches. Mit 96 Abbildungen und 7 Kunstbeilagen. In wirkungsvollem Einbande Preis **M. 2.** —

Idylle aus der Vogelwelt. 18 Originalzeichnungen von **H. Giacomelli.** Mit Gedichten von **Julius Sturm.** Randzeichnungen von **David Franz. Pracht-Ausgabe.** Dritte Auflage. Quart-Format. In prachtvollem Einband mit Goldschnitt. Preis **M. 10.**—

Die schöne Müllerin. In Musik gesetzt von **Franz Schubert.** Lieder-Cyklus von **Wilh. Müller. Pracht-Ausgabe.** Mit **60 Illustrationen** von **A. Baumann** und **R. Schuster.** Groß Quart. In Originaleinband mit Goldschnitt und reicher Pressung. Preis **M. 18.** —

Münchhausen's Abenteuer und Reisen. Mit 150 Illustrationen von **Gustav Doré.** Zweite Auflage. **Pracht-Ausgabe** in Quart. Fein gebunden mit Goldschnitt. Preis **M. 9.** —

Münchhausen's Abenteuer und Reisen. Neu bearbeitet. Mit 20 Vollbildern und 116 Illustrationen von **Gustav Doré. Ausgabe in Oktav.** In ansprechendem Original-Einband. Preis **M. 5.** — **(Neu!!)**

Hauff's Märchen. Pracht-Ausgabe. Mit 42 Illustrationen von **Th. Weber, Th. Hosemann** und **L. Burger.** Fein gebunden mit Goldschnitt. Preis **M. 12.** —

Victoria, Königin von England. Neue Blätter aus meinem Tagebuche in den Hochlanden. Von 1862—1882. Mit Allerhöchster Autorisation aus dem Englischen übertragen von **Eufemie Gräfin Ballestrem.** Mit 8 Stahlstichporträts und 5 Illustrationen in Holzschnitt. In Halbfranzband. Preis **M. 10.**—

Humoristika:

Wilhelm Busch, Hans Huckebein, der Unglücksrabe. — Das Pusterohr. — Das Bad am Samstag Abend. Achte Auflage. Groß Quart. Elegant kartonirt Preis **M. 3.** —; **kolorirte Ausgabe** Preis **M. 4.** —

Wilhelm Busch, Die kühne Müllerstochter. — Der Schreihals. — Die Prise. Dritte Auflage. Groß Quart. Elegant kartonirt Preis **M. 2.** —; **kolorirte Ausgabe** Preis **M. 3.** —

Johannes van Dewall, Aus meinen Kadettenjahren. Mit 32 Illustrationen von **Otthello.** Zweite Auflage. Preis fein gebunden **M. 3.** —

Johannes van Dewall, Kadettengeschichten. Mit 69 Illustrationen von **Otthello.** Zweite Auflage. Preis fein gebunden **M. 4.** —

Paul Lindau, Die kranke Köchin. — Die Liebe im Dativ. Mit 15 Illustrationen von **Julius Ehrentraut.** Zweite Auflage. Fein gebunden. Preis **M. 4.** —

Gallerie-Werke:

Ebers-Gallerie. Gestalten aus den Romanen von **Georg Ebers.** Nach Gemälden von **L. Alma-Tadema, W. A. Beer, W. Geny, P. Grot-Johann, H. Knaus, Ferdinand Keller, O. Knille, F. Simm, Laura Tadema, E. Teschendorff, P. Thumann.** 20 Kunstblätter in prachtvollem photographischen Reproduktionen.
a. in einer **Imperial-Ausgabe.** (Kartengröße 85/62).
Die Sammlung komplet Preis **M. 250.** —; das einzelne Blatt **M. 15.** —
b. in einer **Großfolio-Ausgabe.** (Kartengröße 52½/39).
Komplet in feiner Leinwandmappe Preis **M. 60.** —; das einzelne Blatt **M. 4. 50.**
c. in einer **Kabinet-Ausgabe.**
Komplet in feiner Leinwandmappe Preis **M. 20.** —; das einzelne Blatt **M. 1.** —

Pigthein-Panorama: „Jerusalem und die Kreuzigung Christi", gemalt von **Bruno Pigthein** in **München.** Mit Genehmigung der Eigenthümer direkt nach dem Rundgemälde aufgenommen, mit Erläuterung von **Dr. Ludwig Trost.** In zweierlei Neuredaktionen.
a. **Holzschnitt-Folio-Ausgabe:** Zwölf Blätter à 32×44 cm., gebrochen als Lyonells-Album, ganze Papierlänge ca. 380 cm.,
in eleganter Folio-Mappe . . . Preis **M. 8.** —
in Rolle eingeschickt (zum Anziehen des Bildes) . **M. 7.** —
b. **Photographie-Kabinet-Ausgabe:** Zehn Einzelblätter auf Karton in Format von je 12×18 cm. Kartongröße,
in eleganter Mappe . . . . . Preis **M. 6.** —

König Ludwig-Album. Nach Original-Aquarellen von Professor **A. Wreling.**
Große Ausgabe in Folio-Format: 12 Heliogravüren mit Titelblatt: Porträt König Ludwig II. In eleganter Leinwandmappe mit Goldpressung. Preis **M. 18.** —; das einzelne Blatt **M. 2.** —
Kleine Ausgabe in Kabinet-Format: 12 Photographien mit Titelblatt: Porträt König Ludwig II. In eleganter Leinwandmappe mit Goldpressung. Preis **M. 10.** —; das einzelne Blatt **M. 1.** —

Musikalien:

Pracht-Ausgabe der Klassiker: Beethoven, Clementi, Haydn, Mozart, Weber, in ihren Werken für das Pianoforte allein herausgegeben von **J. Moscheles,** weil. Professor am Konservatorium in Leipzig. Siebente Auflage. Mit instruktiven Erläuterungen zu jedem einzelnen Werk. In sehr eleganten Leinwandkartou-Bänden mit Goldtitel.
Beethoven's klavi. Sonaten 4 Bände à **M. 4. 50 Pf.** | **Weber's** Klavier-Kompositionen 2 Bände à **M. 4.** — **Pf.**
Mozart's klavi. Sonaten . . 2 Bände à **M. 4. 50 Pf.** | **Haydn's** ausgew. Sonaten . . . 2 Bände à **M. 3. 50 Pf.**
Clementi's ausgew. Sonaten 2 Bände à **M. 5.** — **Pf.** | **Jeder Band und jede Sonate werden auch einzeln abgegeben.**

Heinrich Reiser, Klavier-Schule für Kinder. Mit besonderer Rücksicht auf einen leichten und langsam fortschreitenden Stufengang.
Erste Abteilung. 45. Auflage. Preis geh. **M. 2. 50.** | **Dritte Abteilung.** 10. Aufl. Preis geh. **M. 3.** —
Zweite Abteilung. 38. Aufl. Preis geh. **M. 3.** — | **Vierte Abteilung.** 6. Aufl. Preis geh. **M. 3.** —

Anthologien und Gedichtwerke:

Georg Scherer, Deutscher Dichterwald. Lyrische Anthologie. Dreizehnte Auflage. Mit vielen Porträts und Illustrationen. Original-Prachteinband mit Goldschnitt. Preis **M. 7.** —

Ferdinand Freiligrath, The Rose, Thistle and Shamrock. A book of English poetry. VI. edition. With portrait of Ferd. Freiligrath and numerous illustrations. Original-Prachteinband mit Goldschnitt. Preis **M. 7.** —

Eugène Borel, Album lyrique de la France moderne. VII. édition, revue et augmentée par **C. Villatte.** Avec 12 gravures sur bois. Original-Prachteinband mit Goldschnitt. Preis **M. 7.** —

Gerhard von Amyntor, Peter Quidam's Rheinfahrt. Eine Dichtung in 12 Gesängen. Fein gebunden mit Goldschnitt und reicher Pressung. Preis **M. 8.** —

Auguste Meyer, Dichten und Denken. Gedichte. Fein gebunden mit Goldschnitt und reicher Verzierung. Preis **M. 4. 50.**

Adolf Friedrich Graf von Schack, Gedichte. Sechste, vermehrte Auflage. Fein in Leinwand gebunden. Preis **M. 6.** —

Schönaich-Carolath, „Lieder an eine Verlorene". Fein in Leinwand gebunden mit Goldschnitt und reicher Pressung. Preis **M. 4. 50.**

August Silberstein, Mein Herz in Liedern. Fünfte Auflage. Mit dem Porträt des Dichters. Fein in Leinwand gebunden mit Goldschnitt und reicher Pressung. Preis **M. 6.** —

Friedrich Theodor Vischer, Lyrische Gänge. Zweite, vermehrte Auflage. Fein in Leinwand gebunden mit Goldschnitt und reicher Prägung. Preis **M. 7. 50.**

Unterhaltungsschriften:

Amalie Baisch, Aus der Töchterschule ins Leben. Ein allseitiger Berater für Deutschlands Jungfrauen. Mit einem Titelbild von **Emanuel Spitzer.** In elegantem Original-Einband Preis **M. 6.** — **(Neu!!)**

Wilhelm Jordan, Die Sebalds. Roman aus der Gegenwart. Zweite durchgesehene Auflage. 2 Bände. Fein gebunden. Preis **M. 12.** —

Hermann Lüders, Ein Soldatenleben in Krieg und Frieden. Mit 84 charakteristischen Illustrationen vom Verfasser. Fein in Leinwand gebunden. Preis **M. 6.** —

Adolf Friedrich Graf von Schack, Ein halbes Jahrhundert. Erinnerungen und Aufzeichnungen. Mit dem Porträt des Verfassers. Zweite, durchgesehene Auflage. 3 Bände. Fein in Leinwand gebunden. Preis **M. 18.** —

Friedrich Theodor Vischer, Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft. Vierte Auflage. 2 Bände. In feinem Leinwandband. Preis **M. 11.** —

Richard Voß, Dahiel, der Konvertit. Roman. 3 Bände. Fein in Leinwand gebunden. Preis **M. 15.** —

Lewis Wallace, Ben Hur. Eine Erzählung aus der Zeit Christi. Mit dem Porträt von General Wallace. Fünfte Auflage. 2 Bände. Fein in Leinwand gebunden. Preis **M. 7.** — Ausgabe für Bücherliebhaber auf feinstem Papier, numerirt (Nro. 1—200), hochfein gebunden. Preis **M. 12.** —

Vorstehende Werke können durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by